Illustrierter Beobachter

11. Jahrgang

1936


In's olym



Zeichnung für den „J. B.“ von Carl Josef Bauer.

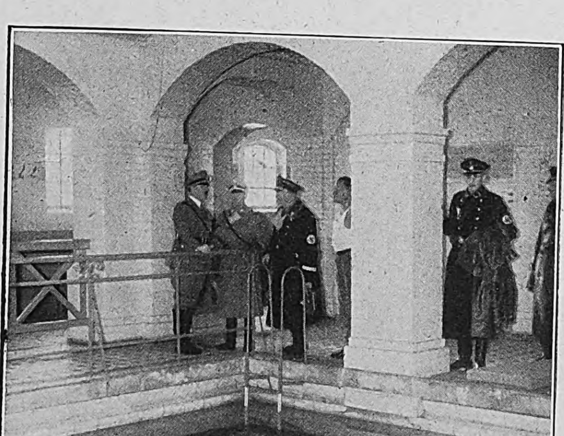


Präsentiert das Gewehr!
Der Führer schreitet in Begleitung des SS.-Obergruppenführers Dietrich die Front seiner Leibstandarte ab.



Die gesamte Leibstandarte ist im Hof der Kaserne von Berlin-Lichterfelde angetreten.
Hinter dem Führer mit gesenktem Degen SS.-Obergruppenführer Dietrich.

Es war schon immer der Wunsch der Leibstandarte, den Führer bei sich zu sehen, und so erschien der Führer am Dienstag, 17. Dezember, zur eingehenden Besichtigung. Er weilte vom Vormittag bis zum späten Nachmittag unter den SS.-Männern seiner Leibstandarte und nahm regen Anteil an der Ausbildungsarbeit und zeigte großes Interesse für die Unterkunft seiner Leibstandarte. Nach einer Besichtigung der einzelnen Kompanien und anschließendem Vorbeimarsch der Truppe besichtigte der Führer die Innenräume des Kasernenbaues in Berlin-Lichterfelde, die der Leibstandarte als Unterkunft dienen. Der Führer wurde vom SS.-Obergruppenführer Sepp Dietrich, dem Kommandeur der Leibstandarte, durch fast alle Räumlichkeiten und Etagen geführt. Den Abschluß der Besichtigung bildete die Zusammenkunft der gesamten Leibstandarte im großen Festsaal, woselbst der Kommandeur den Führer nochmals begrüßte und der Führer darauf zu seinen Leuten sprach.



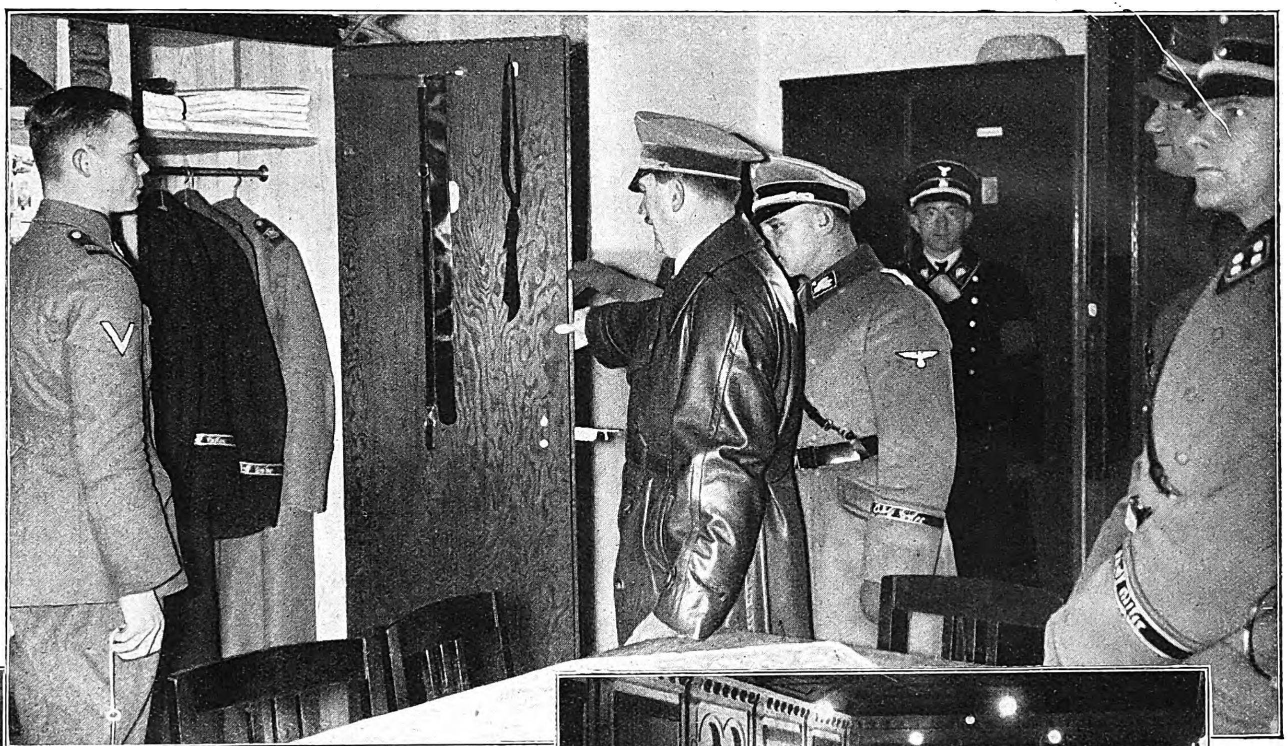
Die Schwimmhalle in der Lichterfelder Kaserne.



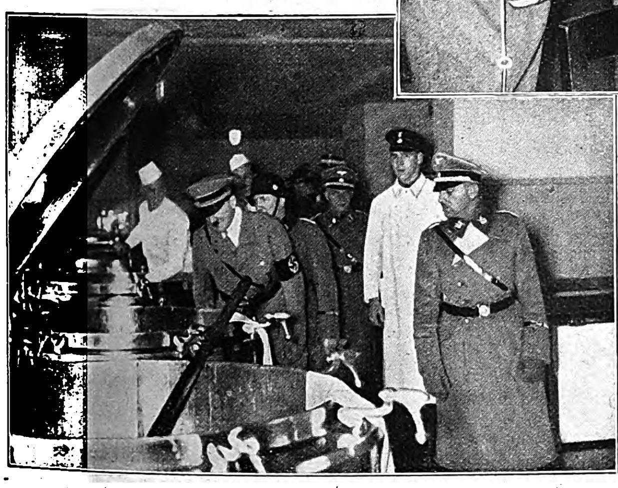
Die Kapelle der Leibstandarte spielt.
Links neben dem Führer die Adjutanten Brückner und Wiedemann, rechts der Führer der Leibstandarte, Dietrich.



DER FÜHRER bei seiner SS-Leibstandarte

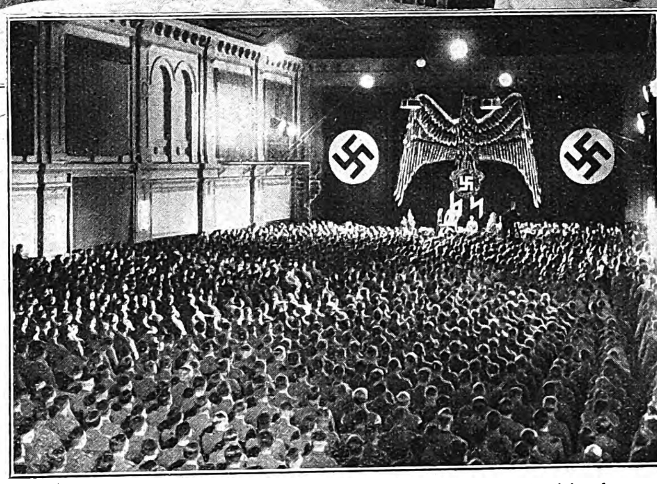


Spindrevision. In den Spinden der SS.-Männer der Leibstandarte herrscht musterhafte Ordnung. Hinter dem Führer SS.-Obergruppenführer Dietrich, der Führer der Leibstandarte, und SS.-Gruppenführer Dr. Dietrich, der Reichspressechef der NSDAP.



Bei einem Gang durch die Küchenanlagen wird die Verpflegung der Leibstandarte geprüft.

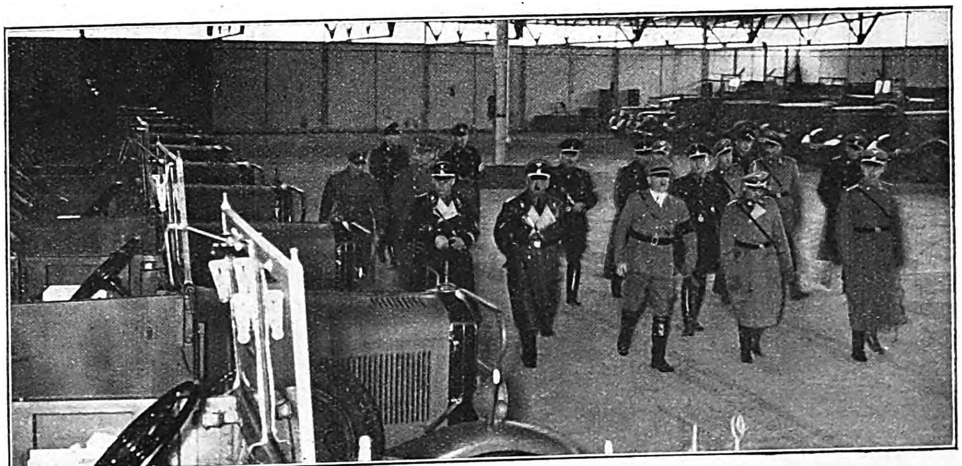
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Im großen Festsaal der Kaserne in Lichterfelde spricht der Führer zu den versammelten Männern seiner Leibstandarte.



Die Fahrschule der Leibstandarte verfügt über reichhaltiges Modell- und Bildmaterial.



In den großen Garagen ist der Wagenpark der Leibstandarte aufgestellt.

Weihnachten im deutschen Saarland

In den neuen deutschen Zollstellen nach Frankreich, wo seit langen Jahren zum ersten Male wieder deutsche Weihnachten im Deutschen Reich gefeiert werden, stehen als Beamte gute deutsche Männer, die mit ernstem Pflichtbewußtsein auch gelegentlich ein gutes Herz für ihre kleinsten Passanten verbinden.

Aufnahmen: H. Hartmann — S. Wehner.

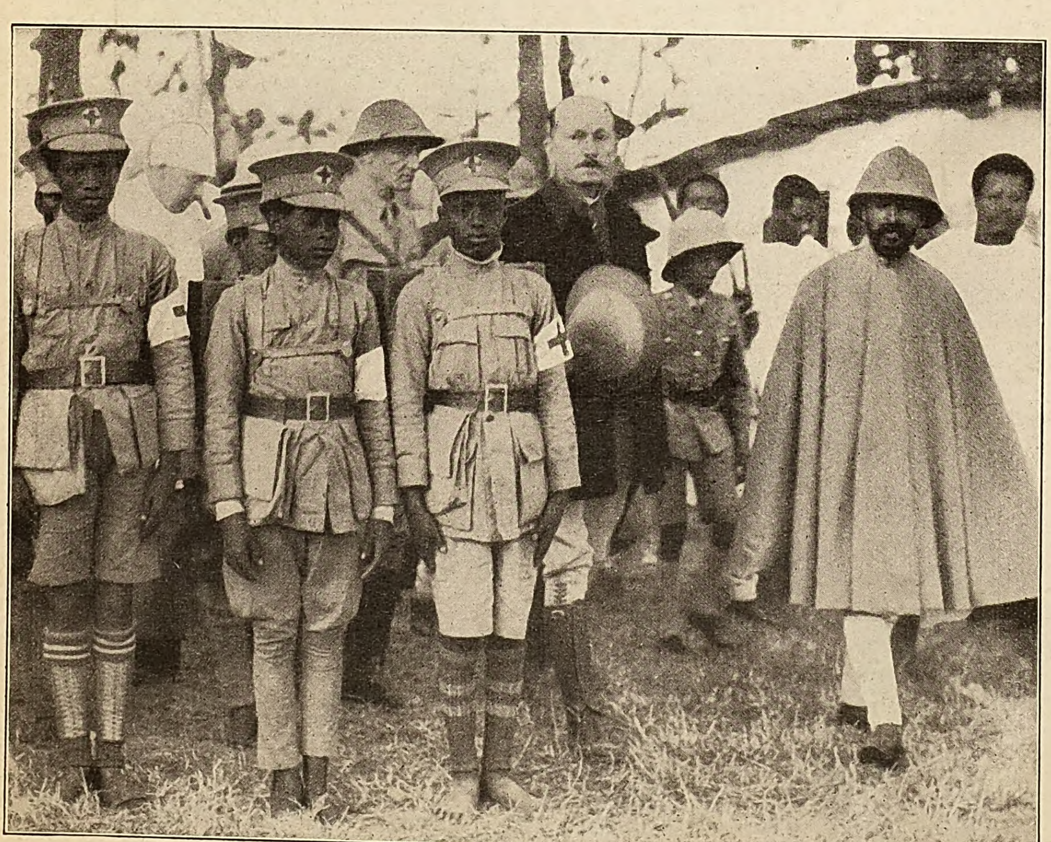


„Nichts zu verzollen!"
Bei Kindern, die mit ihren kleinen Weihnachtsgeschenken die Grenze passieren, wird's nicht so genau genommen.



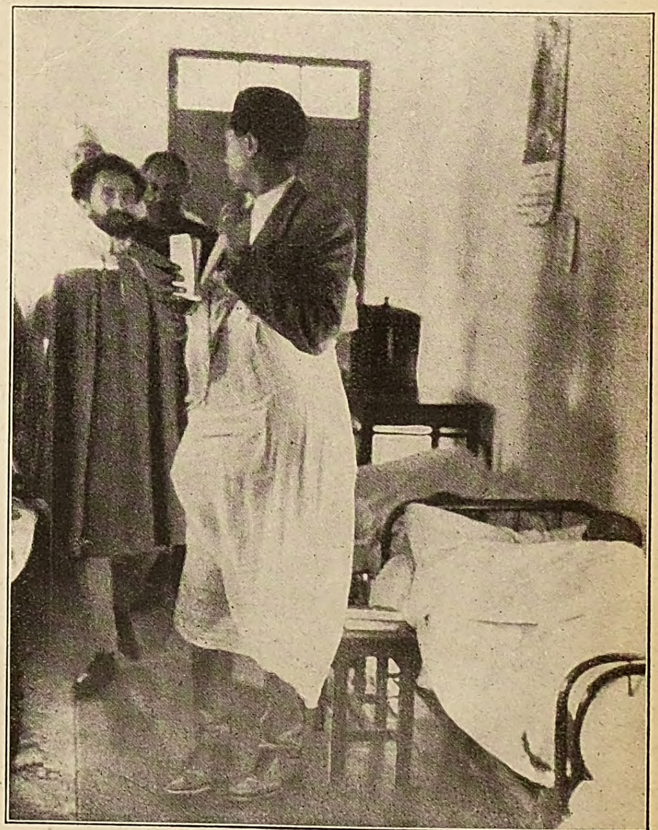
Weihnachten an Deutschlands jüngster Grenzstation.

Die auf dem historischen Boden der „Goldenen Bremm" in der Nähe der Spichern-Höhen errichtete Zollstation hat vom Saarbrücker Bürgermeister Dürrfeld eine herrliche Tanne als Weihnachtsbaum geschenkt erhalten.



Der Kaiser von Abessinien, Haile Selassie, besichtigt die Ehrenwache des Roten Kreuzes bei seinem Besuch in Dessy.

Aufnahmen: Weltbild.



Der Negus bei seinem Besuch der Verwundeten im Roten-Kreuz-Hospital von Dessy.



In Dessy, wo sich das Hauptquartier des Negus befand, am 6. Dezember: Luftangriff der Italiener.



Brennende Hütten im bombardierten Dessy.
Aufnahmen: Fox tönende Wochenschau.



Durch schweren Bombeneinschlag vernichtetes Gehöft in Dessy.



Fliegerabwehr. In allen Straßen von Dessy standen die Schützen, die auf die bombenabwerfenden italienischen Flieger schossen.



Abessinischer Fliegerabwehrschütze in Deckung.
Neben ihm ist sein langes, krummes Messer sichtbar.

Die Italiener bombardieren das Hauptquartier des Negus

Zeichnungen für den „IB":

Krieg in Afrika

Wochenlang hat der Krieg an den abessinischen Fronten nur in kleinen Rückzugsgefechten bestanden. Der Negus zog seine Truppen systematisch ins Hinterland zurück, und die Italiener hatten die schwierige Aufgabe, festzustellen, wo und in welchen Stärken die abessinischen Truppen zusammenkamen und welches ihre voraussichtlichen Angriffspläne seien. Man nimmt an, daß an der nordabessinischen Front rund 200 000 Mann abessinische Truppen stehen. Diese Nordarmee befindet sich mit ihren Hauptkräften in einem breiten Raum rund 60 bis 70 Kilometer südlich von Makalle zu beiden Seiten der großen Karawanenstraße Makalle—Dessy—Addis Abeba. Ras Mulugeta und Ras Kassa sind die Befehlshaber. An der Südfront stehen dem italienischen General Graziani etwa 100 000 Mann gegenüber. Es kämpfen dort zwei Gruppen abessinischer Streitkräfte, deren eine unter dem Befehl des Ras Nasibu sich im Raume um Dagahbur (rund 200 Kilometer östlich von Harrar) verteidigt und starke vorgeschobene Teile bis Sassabaneh entsandt hat. Eine weitere Gruppe unter dem Befehl des Ras Desta befindet sich seit einigen Wochen in langsam nach Südosten fortschreitender Bewegung zwischen den Flußläufen des oberen Juba und des oberen Webi Schebeli. In letzter Zeit ist es nunmehr zu verschiedenen heftigen Kämpfen gekommen. An der Nordfront versuchen die Abessinier offenbar die italienische Flanke zu umgehen und tief in die rückwärtigen Verbindungslinien der Italiener vorzustoßen.



Fliegerangriff auf Dessy.

Unser Zeichner gibt eine Illustration zu dem Zeitungsbericht: „Die italienischen Flieger näherten sich im Geschwaderfluge gegen 8 Uhr früh Dessy und verteilten sich dann. Die Flugzeuge gingen bis auf 200 Meter herab und bombardierten alle Gebäude, die weithin sichtbar waren. Die Angriffe auf Dessy wiederholten sich innerhalb einer Stunde mehrere Male, wobei einige hundert Bomben abgeworfen wurden."



Überfall auf eine italienische Nachschubkolonne im Aussa-Gebiet.

Irreguläre abessinische Streitkräfte des durch seine kriegerische Wildheit bekannten Stammes der Assaimaras überfallen eine italienische Nachschubkolonne bei Adalguera. Zur Unterstützung der sich verzweifelt wehrenden Italiener eilen Jagdflugzeuge herbei. Die Abessinier waren zum Teil nur mit Schild und Lanze bewaffnet.

Zeichnungen von Josef Lazarus.



Ein italienischer Fiat-Tank.

Die Seitenwand ist in der Zeichnung zum Teil offengelassen, um dem Beschauer die Anordnung im Innern der Tanks sichtbar zu machen. Dieser Tank dient sowohl der Aufklärung und Sicherung, als auch zur Führung selbständiger Kampfhandlungen.

Die Besatzung besteht aus zwei Mann, die Bewaffnung in einer 3,7-cm-Maschinenkanone. Die Steigfähigkeit für diesen Tank beträgt 51 Grad, die Höchstgeschwindigkeit 28 km/std., 120 km sind mit einer Brennstoffüllung an Fahrstrecke zurückzulegen.



Steh' ich in finstrer Mitternacht...

Silvesterfeier in der Kaserne

Links: Der Mann auf Posten — im Wachtdienst gibt's natürlich keine Pause . . .





. . . während in den Mannschaftsräumen die Kameraden das kommende Jahr festlich begrüßen.



Zum Klang der Zither werden gemeinsam Soldaten- und andere Lieder gesungen.

Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.

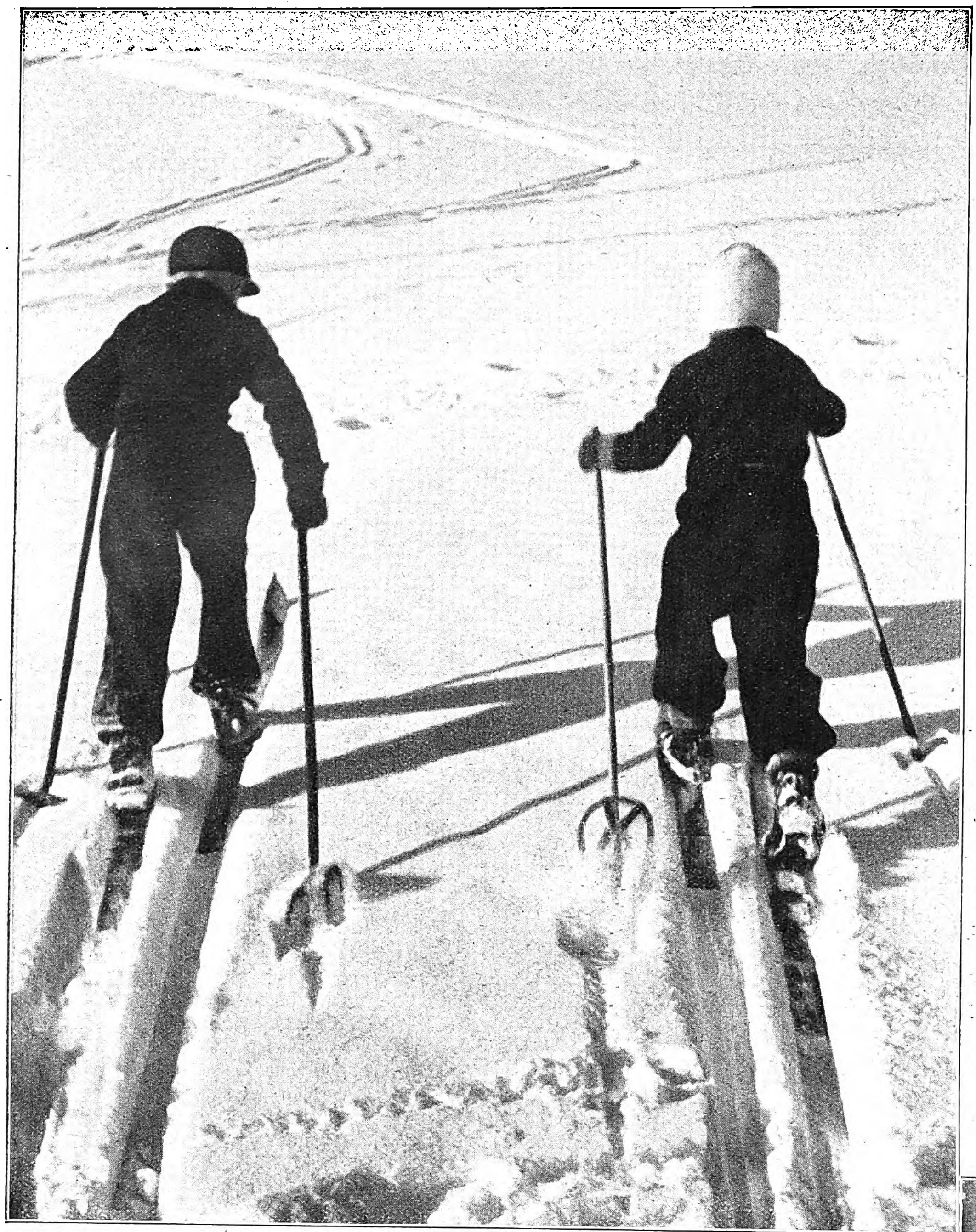


Die Punschzubereitung erfordert schärfste Aufmerksamkeit aller Beteiligten.



Bleigießen darf nicht fehlen —:
Hier hat sich einer den zweiten Stern auf die Achselklappen gegossen.

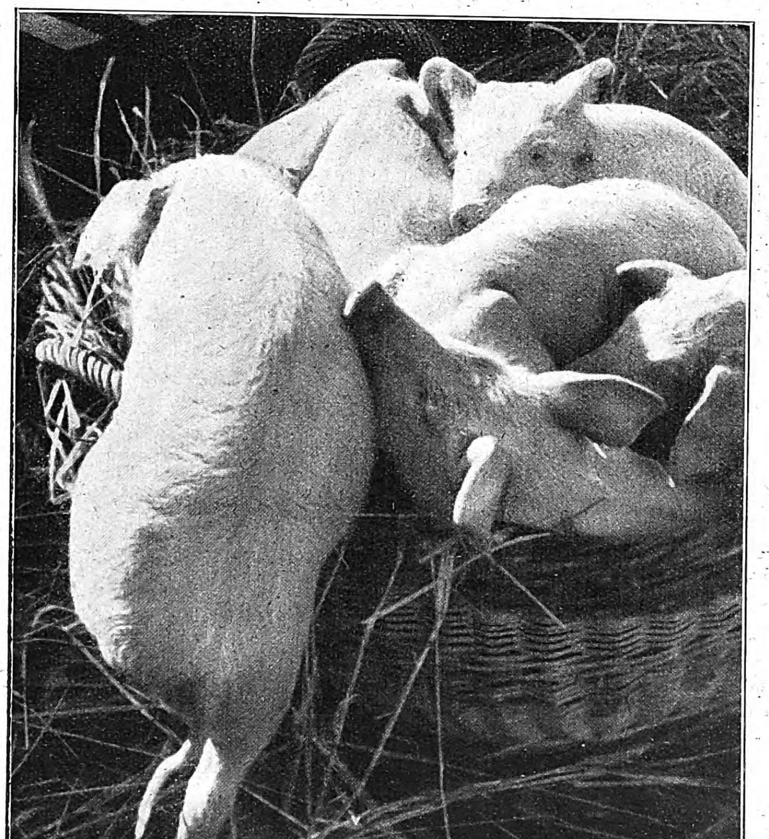
Prosit 1936



Mit frischem Mut ins neue Jahr!
Zwei kleine Skifahrer, die mit ernstem Sporteifer zu Werke gehn.



Aufnahmen: Hubs Flöter, Sennecke
E. Hase, Presse-Photo.



„Glücksschweinchen!"
Offenbar ist das eine kleine Borstentier von den Kameraden aus dem Korb hinausgedrängt worden; ohne Rücksicht auf die drangvolle Enge aber versucht es, wieder Platz zu finden.



Beim Bleigießen in der Silvesternacht.
Phantasie, Witz und Laune finden schon die richtige Deutung!

Kamerad aus unserer Mitte

ROMAN VON ALBERT O. RUST

5. Fortsetzung.

Während Mencken die Felle aus dem Rucksack nahm und drinnen in der Stube beim Ofen aufzog, richtete Kaltenbrunner, zusammen mit dem Meierlwirt, den Schlitten. Er erinnerte sich, daß die alte Leitnerin mit ihrem schweren Rucksack kurz vor dem letzten Schneefall spät am Abend vorbeigekommen war. Nicht hier an der Hütte, sondern unten beim Hof. Sie hatte beim offenen Brunnen gerastet und Wasser aus der hohlen Hand getrunken. Und sie hatte abgelehnt, in die Stube zu kommen und sich zu wärmen. Sie hatte nur Patschen angehabt: Zeugschuhe mit Filzsohlen, wie sie im Gebirge im Winter getragen werden, wenn harter Schnee liegt. Sie hatte den Weg eingeschlagen, auf dem im Sommer das Vieh hinaufgetrieben wird. Freilich bestand dieser Weg im Winter bestenfalls aus Skispuren.

Mencken und Kaltenbrunner konnten diesen Weg, der in vielen Kehren bergauf führte, wesentlich abkürzen, weil sie fellbespannte Skier unter den Füßen hatten. Der Schlitten freilich, trotzdem er breite Kufen hatte, war ein arges Hindernis. Mencken spannte sich voraus an das Fell, und Kaltenbrunner schob hinten mit den Stöcken. Den angebotenen Beistand des Meierlwirts hatten sie abgelehnt. Ein dritter Mann konnte bei der Lage der Dinge auch nicht viel helfen. Sie schoben los, als hätten sie Feuer hinter sich, und als sie endlich die Kopftörlalm sichteten, waren beide völlig ausgepumpt.

Es war schon zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags. Die Schatten der Berge dehnten sich aus, und die Sonne war am Weggehen. Sie setzte im Sinken den ganzen Westen in Feuer. Der Widerschein lag als zartes Rot über den Schneefeldern.

„Einen Augenblick", bat Kaltenbrunner, „ich muß Atem holen."

Seine Brust flatterte. Er setzte sich auf den Schlitten, nahm ein Tuch und wischte sich den Schweiß aus Gesicht und Nacken. Er fuhr sich dreimal darüber, und dann war das Tuch wie aus dem Wasser gezogen.

Mencken bemerkte es mißbilligend.

„Du bist nicht richtig in Form. Oder hast du unten zu viel getrunken?"

Kaltenbrunner war zu erschöpft, um Antwort zu geben.

„Gleich sind wir oben", sagte Mencken. „Sie hat sich gut gehalten und das Feuer nicht ausgehen lassen. Der Kamin raucht."

Kaltenbrunner steckte das Tuch in die Tasche.

„Weiter", sagte er. „Bis oben reicht es wieder."

Als sie vor der Hütte mit den Skiern und den Stöcken klapperten, öffnete Gertrude die Türe und kam herausgelaufen. Kaltenbrunner stand mit gespreizten Beinen da, hielt beide Hände an die Brust gepreßt und holte keuchend Atem. Sein Gesicht war rot angelaufen und stand schon wieder voll Schweiß. Auch Mencken sah sehr mitgenommen aus, aber er hatte noch eine Menge Reserven. Er gewahrte, daß Gertrude am ganzen Leibe zitterte. Es widersprach ihrem Begriff von Ehrenhaftigkeit, sich schwach gehen zu lassen und zu weinen, aber sie war sehr nahe daran. Nur eine Linie, dünn wie ein Haar, konnte sie davon trennen.

„Ich bin keinen Augenblick von ihrer Seite gegangen", berichtete sie. „Sie leidet furchtbar. Aber sie wiegt nur wortlos den Kopf hin und her. Ihr Atem geht pfeifend. Ich fürchte, sie stirbt."

Kaltenbrunner gab es einen Ruck. Er holte noch einmal das schweißgetränkte Taschentuch heraus und wischte sich damit über Gesicht und Nacken. Dann steckte er die Hände in den Schnee und kühlte die jagenden Pulse.

„Ich werde nie ein wirklich großes Rennen machen", sagte er. „Beim Endspurt habe ich nichts mehr einzusetzen."

Er stampfte sich den Schnee von den Stiefeln und trat in die Hütte. Die Kranke lag so auf dem Lager, wie es Gertrude beschrieben hatte. Sie pendelte mit dem Kopf. Es war als hinge er nur noch an einem Faden. Die Augen hielt sie halbgeschlossen und ihr Atem kam mühsam und pfeifend. Sie öffnete die Augen auch dann nicht, als er sich über sie beugte und ihr zusprach. Alle diese Zeichen versprachen nichts Gutes. Er fühlte ihr auch den Puls und legte zwei Finger an ihren Hals, um nach der Temperatur zu sehen. Sein Gesicht wurde sehr bedenklich.

„Ich brauche Licht", sagte er. „Ich habe eine Taschenlampe im Rucksack."

Mencken holte den Rucksack herein und schnürte ihn auf. Die Lampe war rasch gefunden.

Kaltenbrunner leuchtete der alten Frau in die Pupillen. Nachlassende Reflexe, stellte er fest. Der linke Fuß war nur unter einer alten Wolldecke, denn Gertrude hatte ihn die ganze Zeit über freigehalten, um ihn mit kalten Umschlägen zu versehen. Die dicke Geschwulst spielte in allen Farben. Sie begann einzusacken.

Kaltenbrunner richtete sich auf und trat in die Herdecke zu Mencken und Gertrude.

„Wir wollen ihr die Plage mit dem Schlittentransport ersparen", sagte er. „Hier ist nichts mehr zu tun. Morgen wird es zu Ende sein."

Mencken nahm ihm die Lampe ab und trat hastig an die Lagerstätte. Der Hals, auf dem der Kopf pendelte, war erbarmungswürdig dünn. Die Nase war wie aus Wachs. Die Lippen hatten ihre Härte verloren. Manchmal bewegten sie sich. Aber sie sprachen nichts mehr in der Sprache der Lebenden. Er fühlte, wie sich eine Hand durch seine Armbeuge schob und wie sich eine Wange an seinen Ärmel legte.

„Pauli, ich habe nie einen Menschen sterben sehen."

Mencken drückte ihre Hand fest an sich.

„Pauli, es ist so schrecklich. Ich habe keine Ahnung gehabt, daß es so etwas gibt. Habe ich etwas versäumt? Sie hat nur ein paar Löffel von mir angenommen. Soll ich es noch einmal versuchen?"

Mencken schüttelte den Kopf.

„Kann denn gar nichts für sie getan werden?" fragte sie verzweifelt.

„Kaltenbrunner wird nach ihr sehen", versetzte er. „Komm, gehen wir hinaus. Sieh, wie die Sonne untergeht."

Vor der Türe an der Hausfront war eine Bank angebracht. Mencken säuberte einen Teil davon vom Schnee und bat Gertrude Platz zu nehmen. Die Bank stand dem Süden zugeneigt. Zur rechten Seite versank die Sonne, ein Ball aus Feuer, hinter rot glühenden Bergspitzen. Unabsehbare Schneefelder. Ganz in der Tiefe schwarze Wälder. Und gerade gegenüber die steile Nordwand des Schattbergs vor einem Hintergrund noch höher gestaffelter Spitzen. Der Wind war eingeschlafen. Der Schnee hatte wieder eine andere Farbe angenommen; er war blau geworden.

Als Mencken sah, daß Gertrude am ganzen Leib zitterte, setzte er sich neben sie und legte den Arm um sie. Sie flüchtete sich sofort mit dem Kopf an seine Schulter.

„Laß mich nicht mehr allein", flüsterte sie an seiner Brust.

„Ich werde mit Kaltenbrunner reden", sagte er beruhigend. „Einer von uns bringt dich hinüber zur Hochalm oder hinab zum Meierl. Am besten aber läßt du dich gleich ganz nach unten bringen."

Sie drängte die Wange noch dichter an ihn.

„Ich will bei dir bleiben. Immer. Schick mich nicht fort. Wenn ich allein bin, kann ich mich nicht mehr halten. Ich werde weinen und nicht mehr aufhören. Pauli, was hat die alte Frau getan, daß sie so sterben muß."

„Sie hat kein Glück gehabt, Kläre", sagte er. „Die Welt ist nicht so eingerichtet, daß Arbeit und Rechtschaffenheit das Leben lang die Welt auf unsere Seite bringen."

Sie umfing ihn wie einen letzten Halt.

„Aber, Pauli, das kann doch unmöglich so bleiben."

„Nein", sagte er hart, „darum haben wir uns aufgemacht, wir Jungen. Darum marschieren wir. Und wir werden nicht halten, bis es anders ist."

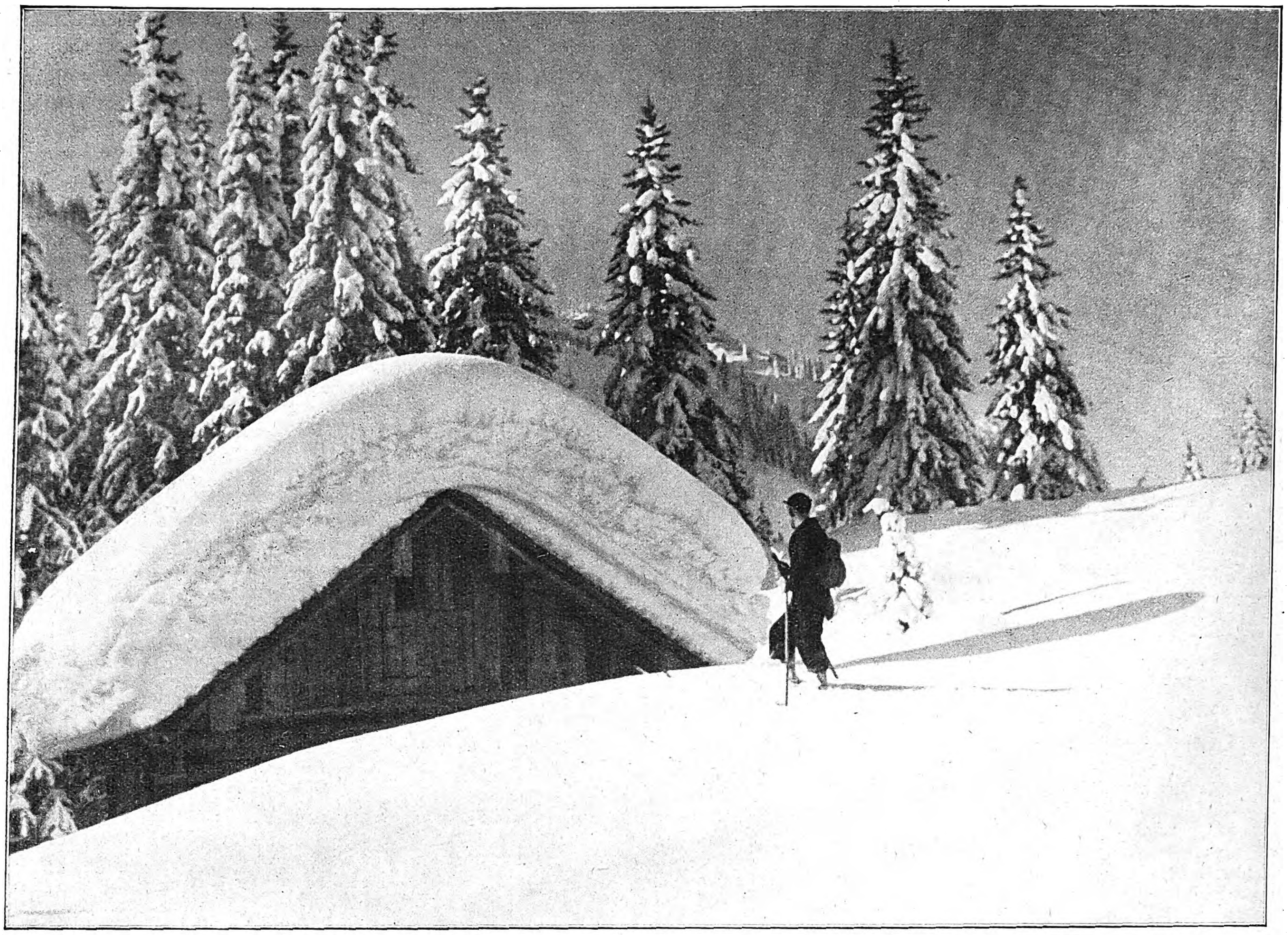
Kaltenbrunner hatte inzwischen für die alte Frau getan, was er zu tun vermocht hatte. Er hatte auch ein wenig an sich selber denken müssen, denn er war völlig erschöpft gewesen. Draußen war die Sonne vollends gesunken. Es wurde dunkel und es wurde kalt. Die ersten Sterne begannen sich zu zeigen. Bald mußte der Mond kommen. Kaltenbrunner kam heraus und hatte Briefe in der Hand für Gertrude und für Mencken. Es fand sich noch etwas Platz für ihn auf der Bank.

„Es sind Telegramme dabei", sagte Kaltenbrunner zu Gertrude. „Jemand muß beständig an Sie depeschiert haben."

„Elmer", entfuhr es Gertrude. „Mr. Lansell."

Kaltenbrunner nahm den Namen auf.

„Ein Mr. Lansell in München, Privatklinik von Professor Rombeck, soll ich Ihnen ausrichten, hat Sie auch mehrmals dringend durch den Fernsprecher verlangt. Und noch etwas. Ein gewisser Herr Maisoner



Neujahrsmorgen im Allgäuer Skigelände.

Aufnahme: Mauritius.

ist abgereist. Aber jemand anders ist unten aufgetaucht und will Sie unbedingt sprechen. Ein Engländer, sagt Grübchen; ein frostiger junger Herr, der ohne Skier angekommen ist."

„Einer von Mr. Lansells jungen Leuten", erklärte Gertrude. „Mr. Lansell beschäftigt eine Menge junger Leute. Er trifft sie überall, wohin er kommt. Ich weiß nicht, was sie für ihn tun."

„Man weiß auch von diesem nicht, was er will", versetzte Kaltenbrunner. „Er ist ungemein zurückhaltend. Nur eins ist sicher, er will Sie unbedingt sehen und sprechen. Er ist jetzt den zweiten Tag unten und immer unterwegs. Aber hier oben sind Sie sicher vor ihm. Unmöglich, bei diesem Schnee ohne Skier bis zur Hochalm zu kommen. Aber wollen Sie nicht Ihre Telegramme lesen? Ich habe die Taschenlampe bei mir."

Gertrude seufzte bedrückt.

„Nicht nötig. Ich kann mir denken, von wem sie sind und was sie enthalten."

Mencken hatte im Halbdunkel seine Briefe sortiert. Nichts schien von Wichtigkeit. Aber da war ein Schreiben mit der Schrift der alten Frau Mencken. Er wußte, wie ungern sie Briefe schrieb. Die Briefe, die er in seinem Leben von ihr empfangen hatte, konnte er fast an den Fingern abzählen.

„Leuchte mal hierher", sagte er zu Kaltenbrunner und öffnete den Umschlag. Die Aufschrift war wie immer: „Lieber Sohn!" Und dann kamen zwei kurze Sätze. „Die Überweisung war ein Irrtum. Ich muß Dich sofort sprechen." Und als Nachschrift kam das übliche: „Es grüßt Dich Deine Mutter."

Was in aller Welt mochte das zu bedeuten haben? Er drehte den Brief nach allen Seiten. Es war Papier des Hotels Elite. Ein bläulicher Doppelbogen geschmackvollen Formats.

Gertrude berührte seinen Ärmel.

„Schlechte Nachrichten, Pauli?"

„Nicht gerade schlechte", versetzte er sorgenvoll, „aber gut sind sie auch nicht. Es handelt sich um Geld, so viel ich sehe. Ich muß nach München."

Alle drei hingen ihren Gedanken nach und schwiegen.

„Ich will nach meiner Patientin sehen", sagte Kaltenbrunner nach einer Weile und ging wieder in die Hütte.

Gertrude sah, daß Mencken verloren in Gedanken war, und diese Gedanken schienen nicht erfreulich zu sein. Sie stahl sich dicht an ihn. Er sollte merken, daß sie da war um teilzunehmen, um mit ihm zu teilen, was ihn bedrückte.

„Bleibst du lange fort?" fragte sie vorsichtig.

„Ich schaffe es wohl in einem Tag", versetzte er und raffte sich auf. „Gleich kommt der Mond hinauf. Er gibt hier auf den Schneefeldern Licht genug. Ich denke, ich bringe dich gleich hinunter und komme dann wieder herauf. Vielleicht kann ich für die alte Frau da drinnen etwas in der Apotheke besorgen, damit sie es leichter hat. Deine Sachen von der Hochalm bringe ich dir morgen hinunter, wenn ich zum Bahnhof muß."

„Pauli", sagte sie und klammerte sich an ihn, „wie hat sich alles in so kurzer Zeit geändert."

Er beugte sich vor und legte das Gesicht grübelnd in die Hände.

„Wenn ich nur wüßte", versetzte er gequält, „ob sich zwischen uns nichts ändert."

Gertrude wagte nichts zu sagen. Sie dachte an den Mann, der ihr erst vor wenigen Tagen von seinem Krankenlager aus versichert hatte, sie sei der einzige dünne Faden, der ihn noch mit dem Leben verbinde.

„Pauli", bat sie, „schicke mich heute nicht fort. Es sind genug Wolldecken hier. Ich will mich auf den Schlitten legen und gut einwickeln und schauen, wie der Mond höher steigt und wieder sinkt und warten, bis die Sonne aufgeht. Ich habe schon manche Nacht durchtanzt oder sonst schlaflos zugebracht, aber ich habe noch nie eine Nacht durchwacht, um den Mond zu sehen und auf die Sonne zu warten. Ich möchte heute in deiner Nähe bleiben und manchmal deine Stimme hören und dir manchmal die Hand drücken. Morgen, wenn Tag ist, wollen wir dann zusammen hinunter."

Er ließ sich den Vorschlag durch den Kopf gehen. Wie gern hätte er sich bestechen lassen, aber er konnte es wohl nicht verantworten. Es gab weder Stroh noch Heu hier oben. Der einzige Strohsack war drinnen in der Hütte das letzte Lager der alten Frau. Und die Nächte waren eisig hier oben. Aber als er sich noch den Kopf zerbrach, um einen Ausweg zu finden, sah er im Mondlicht einen Schatten den Hang heraufkommen. Es war Nickoleisen. Er kam als Bote und brachte einen Brief für Gertrude. Der Meierlwirt, bei dem er eingekehrt war, hatte ihm geraten, nicht zur Hochalm, sondern zur Kopftörlalm zu gehen. Er hatte den Rat angenommen und war einfach den Spuren gefolgt.

„Wie geht's da drinnen?" fragte er und deutete nach der Hüttentüre.

„Wir warten alle auf das Ende", antwortete Mencken. „Zu helfen gibt es da nichts. Aber drinnen ist wenigstens ein Feuer Sie können hineingehen, wenn Sie sich wärmen wollen."

Aber Nickoleisen erklärte, er müsse gleich wieder abfahren.

Unterdessen hatte Gertrude im Schein der Taschenlampe den Brief geöffnet und durchflogen.

„Von Mr. Lansells jungem Mann", sagte sie. „Er heißt Herrick. Nun wird es auch nichts mit unserer Mondnacht und mit dem Sonnenaufgang am Morgen. Wenn ich nicht heute noch anrufe, wird Mr. Lansell seine Kur unterbrechen und kommen. Ich muß hinunter."

21.

Mr. Herrick, Herrn Lansells junger Mann, entsprach ganz den üblichen Vorstellungen von einem Engländer. Aber er war noch sehr jung. Und um älter zu scheinen, hatte er sich nach dem Beispiel mancher Altersgenossen seines Jahrgangs den Bart stehen lassen. Freilich war es ein Flaum, was er um Kinn und Lippen herum aufzuweisen hatte.

Er hatte sich im Sporthotel ein Zimmer genommen. Es gab auch heute wieder einen Ball, aber Mr. Herrick hatte sich nur als Zuschauer daran beteiligt Die meiste Zeit verbrachte er in der Halle, um sofort Nickoleisen mit der Antwort auf seine Botschaft abzufangen. Mr. Herrick war einer von den Engländern, die abstinent leben. Er war Harrow-Schüler und von Hause aus arm. Eine Zeitlang war er zweiter Privatsekretär bei einem Lord des Oberhauses gewesen, aber da es ihm an Geld und Familienverbindungen fehlte, sah er keine rechte Möglichkeit, sich in absehbarer Zeit im Staatsdienst durchzusetzen. Er war also vorläufig von der Downing-Street in die City hinübergewechselt und in den Dienst von Mr. Lansell getreten. Bis zur Stunde hatte er es nicht bereut

Als spät in der Nacht Gertrude das Hotel betrat, fand sie ihn hinter einem Berg von Zeitungen vergraben. In der Halle hielten sich nur wenig Gäste auf. Da und dort hatte sich ein alter Herr oder eine alte Dame eingenistet, die wie Mr. Herrick den Trubel in den übrigen Räumen nicht mitmachen wollten. Manchmal wechselte auch ein vom Tanz erhitztes Paar herüber, um sich hier etwas abzukühlen

Gertrude mußte sich im Vorraum erst den Schnee aus den Kleidern bürsten lassen. Der Gehilfe des Nachtpförtners, ein Hausdiener und zwei Pagen waren um sie beschäftigt. Nickoleisen hatte seinen Auftraggeber bereits durch die Glastüre ausfindig gemacht; er war gerade im Begriff einzutreten, als Mr. Herrick durch den kleinen Aufstand draußen aufmerksam wurde. Er erhob sich sofort und kam Gertrude entgegen.

„Es ist elf Uhr vorüber", sagte sie, „soll ich wirklich jetzt noch in München anrufen? Ich bin sehr müde, und Mr. Lansell wird sicher schon schlafen."

Mr. Herrick musterte sie mit Teilnahme. Diese nächtliche Abfahrt mußte sie gehörig angestrengt haben. Jedenfalls war sie häufig gestürzt. Alle draußen in Bewegung gesetzten Bürsten hatten nicht alle Spuren davon austilgen können.

„Ich werde sofort selber anrufen", sagte er. „Vielleicht nehmen Sie inzwischen eine Erfrischung."

Sie nickte.

„Sie finden mich oben im Zimmer. Aber wenn Mr. Lansell schläft, soll er unter keinen Umständen gestört werden."

Sie reichte Nickoleisen die Hand und ließ sich nach oben fahren. Antje war rechtzeitig benachrichtigt worden und wartend aufgeblieben. Sie brach in Jammer aus, als sie ihre Mevrouw nach so langer Abwesenheit gänzlich abgekämpft wiedererscheinen sah. Aber Mevrouw wollte jetzt nicht baden und wollte sich auch nicht an den vorbereiteten Tisch setzen, um zu essen und zu trinken; Mevrouw wollte nur die schweren Skistiefel und die nassen Socken loswerden und dann still in der Wärme bei gedämpftem Licht sitzen, um Mr. Herrick zu erwarten.

Es dauerte nicht lange. Er hatte so spät in der Nacht sofort Verbindung mit München bekommen. Er kam herauf mit der Nachricht, er habe nur mit dem Arzt vom Dienst gesprochen.

„Ich habe Mr. Lansell nicht mehr erreichen können. Er hat gegen zehn Uhr ein starkes Schlafmittel bekommen, und es scheint gewirkt zu haben. Der Arzt rät davon ab, ihn zu stören."

Gertrude senkte den Kopf tiefer in den Schatten. Guter Gott, betete sie in der Stille, ich danke dir für diese Frist. Vielleicht sterbe ich diese Nacht, oder die Berge stürzen ein, oder die Welt geht unter, und ich brauche morgen nicht vor Elmer Lansell zu treten und zu sagen: Keinem Menschen hast du vertraut, nur mir allein, und nun habe auch ich dich verraten.

„Wenn Sie nicht zu müde sind", hörte sie eine Stimme sagen, „möchte ich Sie bitten, mich noch zehn Minuten anzuhören. Zehn Minuten, nicht länger", fügte Mr. Herrick hinzu, als er vorwurfsvolle Blicke von Antje auffing.

„Sprechen Sie", sagte sie.

„Mevrouw sollte wenigstens eine Kleinigkeit zu sich nehmen", redete Antje ihr zu.

„Laß nur", Mevrouw wehrte sich schwach gegen Antjes gutgemeinte Bemühungen. „Weißt du, wo ich herkomme? Von einer Frau, über sechzig Jahre alt, die dort oben verhungert und erfroren ist. So etwas gibt es noch. Vielleicht stirbt sie in diesem Augenblick oder sie ist schon gestorben. Es ist eine Frau wie wir Antje, nur besser. Aber sie hat kein Glück gehabt, sagt Herr Mencken."

Antje zog sich erschrocken zurück. Nie zuvor hatte sie solche Sachen aus dem Munde ihrer Mevrouw gehört. Mr. Herrick blieb ungerührt. Er hatte schon eine Menge Menschen sterben sehen. Einige davon auch aus Hunger. Er war nicht verantwortlich für die Ordnung der Welt. Er konnte nichts daran ändern. Er räusperte sich diskret.

„Ja", sagte Mevrouw, „ich höre. Sie wollten mir etwas sagen. Nehmen Sie Platz. Ich hätte Ihnen längst einen Stuhl anbieten sollen. Entschuldigen Sie mich."

Mr. Herrick nahm den Stuhl, den ihm Antje zuschob Und dann schaute er Antje an mit einem gewissen Blick von unten nach oben, und Antje verstand und zog sich nun gänzlich zurück.

„Ja", begann Mr. Herrick, „es handelt sich um meinen Auftrag. Ich bin trostlos. Ich hätte Mr. Lansell morgen sehr gerne berichtet, daß ich Erfolg gehabt habe."

Gertrude raffte sich auf und dachte nach.

„Es handelt sich wohl um jenes Grundstück?"

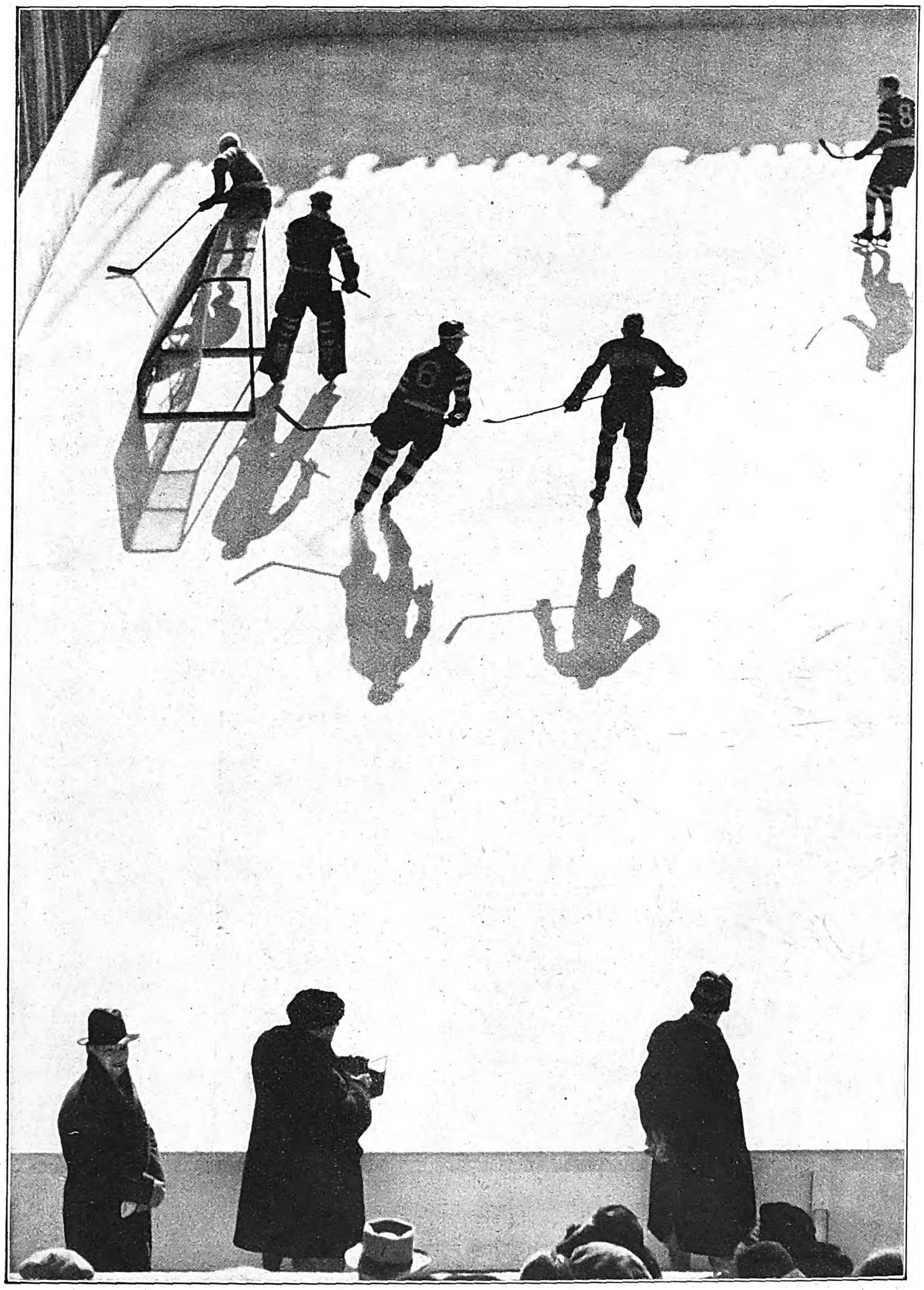
„Um eine Wiese, wenig ertragreich, wenn ich recht unterrichtet bin, und Sonnleiten genannt", bestätigte Mr. Herrick. „Keineswegs ist Öl darunter zu finden oder Gold oder auch nur Kohle. Es handelt sich um ein Stück Grund, ziemlich naß, eine Handhoch mittelmäßige Erde und Kies darunter. Noch tiefer Lehm und dann kommt Fels. Ich bin ganz genau unterrichtet. Und ich bin beauftragt, dieses Stück Grund, fünftausend Quadratmeter im Umfang, um jeden Preis zu kaufen."

„Und es ist Ihnen nicht gelungen?" warf sie ein.

„Seltsamerweise nein", gab er zu. „Und ich bin Mr. Lansells Expert für Landerwerbungsfragen. Ich habe Land für ihn angekauft in den USA., in Kanada, in Mexiko, in Bolivien, in Chile, in Afrika, in Asien, in England, in Frankreich, in Italien und in Rußland. In zivilisierten Ländern, unter Halbwilden und unter Wilden. Niemals hat es sich um ein so kleines Stück Land gehandelt. Und niemals hat mir eine Sache so viel Schwierigkeiten gemacht und noch niemals habe ich so wenig Erfolg gehabt."

Gertrude fragte, was er alles unternommen habe.

„Ich habe getan, was nur möglich ist", gab er zur Antwort. „Selbstverständlich schickte ich Strohmänner vor. Erst einen ortsansässigen Vermittler mit beschränktem Verstand, dann einen gerissenen Makler aus der Nachbarschaft, dann einen Anwalt und erst ganz zuletzt zeigte ich mich selber. Ich verschaffte mir bares Geld, Silber und Noten. Einen ganzen Sack. Ich mußte zum Transport einen Träger nehmen. Der Besitzer des Grunds ist ein alter Bergbauer mit glasklaren blauen Augen. Ich traf ihn beim Mittagessen. Ich wartete, bis der Tisch abgeräumt war, dann erst gab ich mich zu erkennen. Er war gerne bereit, den Grund zu verkaufen, aber nicht jetzt. Im Herbst erst, nach der Ernte. Alle meine Strohmänner hatten mir das gleiche gesagt. Ich wollte mich also nicht lange mit Reden aufhalten. Ich begann Geld aufzuzählen. Zwanzig von diesen Fünfmarkstücken ergeben eine Silbersäule von hundert Mark. Ich zählte hundert solche Silbersäulen auf den Tisch. Dann war ich damit zu Ende. Aber ich hatte noch einen hübschen Vorrat von Zweimarkstücken. Fünfzig Zweimarkstücke ergeben hundert Mark. Ich zählte fünfzig von diesen kleinen Säulen auf den Tisch. Der Bauer sah ernsthaft zu und rauchte sehr schlechten Tabak aus einer halblangen Pfeife mit Porzellankopf. Auf dem Porzellankopf erlegte ein Jäger gerade einen Hirsch. Ich war verzweifelt. Ich hatte noch fünfzig Rollen zu je fünfundzwanzig Markstücken im Sack, und legte sie auch auf den Tisch. Dann war ich mit Silber endgültig zu Ende. Aber ich hatte noch einen hübschen Vorrat Banknoten. Ich sah ihn von der Seite an, und plötzlich fiel mir etwas ein. Wollen Sie vielleicht englische Noten, fragte ich. Nein, sagte er. Und jetzt packen Sie nur wieder ein, sagte er. Es hilft auch nichts, wenn Sie mir nicht nur den Tisch, sondern das ganze Feld mit Silber pflastern. Im Herbst, ja, da können wir reden. Jetzt aber hab' ich das letzte Wort gesagt, und jetzt will ich meine Ruhe haben. Und dann nahm er



Wintersonne auf dem Olympia-Hockey-Platz in Garmisch-Partenkirchen.

Aufnahme: Dr. Paul Wolff.

die Pfeife in den anderen Mundwinkel und ging hinaus. Ich spreche nicht deutsch. Ich hatte einen Anwalt mit, um den Vertrag gleich rechtsgültig zu machen, und der hat mir alles übersetzt. Und wie der Bauer gegangen war, hat dieser Anwalt gelacht. Augenscheinlich hat er über mich gelacht, aber ich habe ihn darüber nicht fragen können. Ich war wütend. Und jetzt gibt es nur noch ein Mittel, aber ich weiß nicht, ob ich so weit gehen darf."

„Was für ein Mittel?" fragte Gertrude.

„Ja", sagte Mr. Herrick, „aber ehe ich darüber spreche, habe ich eine kleine Vorfrage. Verhält es sich wirklich so, wie mich Mr. Lansell instruiert hat, nämlich, daß dieser Grund nur dazu dienen soll, ein Landhaus darauf zu errichten?"

Gertrude beruhigte ihn. Ja, nur dazu sei das Grundstück bestimmt.

Mr. Herrick staunte.

„Also wirklich! Natürlich war ich nach der Art meiner Vollmacht nicht ganz überzeugt davon. Vielleicht gibt es ein Geheimnis, stellte ich mir vor, das ein Stück Grund aus Kies, Moor oder Lehm wertvoller macht als Boden mit Öl und Gold. Wenn also kein Geheimnis vorliegt, so bin ich zwar um so mehr erstaunt über den Betrag, den Mr. Lansell für diese Handvoll Boden anlegen will, aber ich kann wenigstens noch ein letztes Mittel anwenden. Man muß diese kaufmännische Aktion zu einer politischen Aktion machen."

Gertrude rührte sich ein wenig. Gerade genug, um erkennen zu lassen, daß sie aufmerkte.

„Ich habe mich erkundigt", fuhr Mr. Herrick fort. „Es gibt ein neues Gesetz. Der eingesessene Bauer ist aus seinem Grund und Boden unter keinen Umständen zu vertreiben. Aber der Grund, um den es sich hier handelt, gehört ursprünglich nicht zum Hof, sondern ist später erworben worden. Dieser Grund ist nicht geschützt. Wenn ein öffentliches Interesse vorliegt, kann dieser Teil des Besitzes enteignet werden. Und ich habe ein öffentliches Interesse ausfindig gemacht."

„Nein", sagte Gertrude.

„Doch", versetzte der gerissene Mr. Herrick bestimmt. „Wer die Ehre hat, unter Mr. Lansell zu arbeiten, lernt mit Behauptungen vorsichtig umzugehen. Natürlich können öffentliche Stellen nicht beteiligt werden, so lange die Rede ist von Baugrund für ein einziges Landhaus. Aber das Gesicht der Sache ändert sich, wenn es sich um Baugrund für eine neue Villensiedlung handelt, und dazu wäre natürlich der ganze Hang von unten bis oben erforderlich. Ich habe bereits einen vorläufigen Plan. Richtig aufgezogen könnte die Sache sogar rentabel werden."

„Haben Sie mit hiesigen öffentlichen Stellen je zu tun gehabt?" fragte Gertrude.

Mr. Herrick bewegte sich unbehaglich.

„Ich weiß, ich weiß, es wird nicht leicht sein. Der Anwalt, den ich hier beschäftigen muß, versichert sogar, es wird unmöglich sein. Aber ich habe schon mit allzu viel Behörden in aller Welt zu tun gehabt, um mich abschrecken zu lassen. Ich bin nur nicht ganz gewiß, wie weit ich gehen darf."

„Was hat Ihnen Mr. Lansell gesagt?" fragte Gertrude.

„Er sagte", antwortete Mr. Herrick, „nehmen Sie den nächsten Zug und kaufen Sie mir fünftausend Quadratmeter Wiesengrund um jeden Preis. Und dann nannte er mir den Ort und die Lage und den Namen des Besitzers. Das war alles."

Gertrude erhob sich.

„Mr. Lansell", versetzte sie, „legt einer Laune von mir zu viel Gewicht bei. Viel zu viel Gewicht. Unternehmen Sie in der Sache nichts mehr. Betrachten Sie die Sache ruhig als aufgegeben. Auf meine Verantwortung. Ich bin sehr müde. Ich gehe jetzt schlafen. Morgen fahre ich nach München, um Mr. Lansell zu sehen. Ich danke Ihnen, Mr. Herrick."

22.

Gertrude konnte lange nicht einschlafen. Antje hatte sie überredet, doch ein Bad zu nehmen, aber es hatte sie nicht beruhigt. Und sie hatte zwar nichts gegessen, aber sie hatte ungezählte Tassen Tee getrunken, und der Tee war heiß und stark gewesen. Dazu das Gedenken an die Ereignisse der letzten Tage und die Furcht vor der Begegnung mit Mr. Lansell am nächsten Tag. Das alles hatte zusammengewirkt, um sie lange wachzuhalten. Zuletzt, als sie sich nicht mehr anders zu helfen wußte, nahm sie ein starkes Schlafmittel. Sie hatte eine ganze Ampulle mit Veramon in ihrer Reiseapotheke. Um der Wirkung sicher zu sein, nahm sie drei Tabletten, jede zu einem halben Gramm. Der zentrale Sitz ihrer Nerven, auf solche Mittel ganz und gar nicht eingestellt, reagierte prompt. Lange nach Mitternacht, gegen ein Uhr in der Frühe, hatte sie die Tabletten eingenommen; eine Stunde später lag sie in abgrundtiefem Schlaf, und als die Sonne auf Mittagshöhe stand, war sie noch nicht wieder aufgewacht.

Antje, die von den Tabletten nichts wußte, hielt den langen Schlaf für die natürliche Folge zu großer Erschöpfung und bewachte ihn unerschütterlich wie ein Wachtposten die Fahne seines Regiments. Sie war in ihrer Vorsorge so weit gegangen, den Fernsprecher abzustellen und die Doppeltüre in beiden Zimmern von innen abzuschließen. Selbstverständlich hielt sie die Fenster verdunkelt. Nur gedämpftes Licht kam herein und kaum ein Laut.

Inzwischen aber war etwas geschehen, wovon außer Mr. Lansell nur noch ein einziger Mensch auf der Welt eine Ahnung hatte, und dieser einzige Mensch war Herr Ferdinand Maisoner, akademischer Bildhauer, Paris-Wien. Mr. Lansell empfing jeden Tag Punkt halb neun Uhr seine Morgenpost. Diese Morgenpost war vorher von einem seiner jungen Leute, den er nach München mitgenommen hatte, sorgfältig ausgesiebt worden. Aber dieser junge Mann ließ arglos einen Brief feinsten Papiers und herrenmäßigen Formats mit dem Poststempel Paris passieren, weil er ihn für einen Privatbrief ansah, den zu öffnen er keine Vollmacht hatte. Mr. Lansell kannte die Handschrift der Adresse nicht. Er öffnete ihn, nachdem er sich eben nach einem Ferngespräch mit Mr. Herrick sehr beruhigt seine zweite Tasse Tee einschenkte. Der Brief enthielt außer Datum und Unterschrift nur drei Sätze.

„Eben von der Reise zurück, möchte ich Sie doch in einer Hinsicht beruhigen. Es tritt keine Vakanz ein. Sie können beruhigt sterben."

Mr. Lansell wurde sich erst klar über den infamen Sinn dieser drei Sätze, als er die Unterschrift gelesen hatte. Er behielt sich auch jetzt gut in der Gewalt. Er schlug nicht mit der Faust auf den Tisch, er zerknüllte nicht einmal den Brief, er legte sich nur in den Stuhl zurück und schloß für fünf Minuten die Augen, um ganz scharf nachzudenken. Und als er die Augen wieder öffnete, war er mit sich im klaren. Vor allem ließ er es sich angelegen sein, den Brief und den Umschlag aus der Welt zu schaffen. Es gab kein offenes Feuer im Zimmer. Die Beleuchtung war elektrisch, und er war auch ohne Feuerzeug, weil er sich streng an den ärztlichen Rat gehalten und während der Kur nicht geraucht hatte. Aber trotzdem mußte der Brief sofort und endgültig verschwinden. Wasser genügte nicht. Er schloß den Kleiderschrank auf und durchsuchte alle seine Taschen. Glücklicherweise fand sich das kleine Feuerzeug, das er suchte. Es war aus Gold und ausgezeichnet konstruiert. Trotzdem es lange nicht mehr benutzt worden war, funktionierte es sofort und gab eine bläulich brennende Flamme.

Mr. Lansell war nun sehr beruhigt. Er legte den Brief mit spitzen Fingern auf einen leeren Teller seines Frühstückgeschirrs, ließ sich davor nieder und entzündete ihn an allen vier Ecken. Und als er nach heftigem Widerstreben — denn es war sehr dauerhaftes und teures Papier — endlich lichterloh brannte, legte er mit ebenso spitzen Fingern auch den Umschlag dazu. Über das zurückbleibende kleine Häufchen Asche schüttete er Wasser, dann ging er damit an den Waschtisch, ließ dampfheißes Wasser laufen und hielt den Teller darunter. Sehr zur Unzeit trat in diesem Augenblick eine der Schwestern ein. Sie sah den Patienten mit einem Teller in der Hand am Waschtisch stehen, sie sah den offenen Kleiderschrank und sie witterte Brandgeruch.

„Aber, Herr Lansell, ich bitte, kann ich Ihnen etwas abnehmen?"

„Nein", sagte Mr. Lansell. „Ich verreise!"

Die Schwester war eine von den vielen Schwestern, wie sie alle Krankenhäuser bevölkern; unter Mittelgröße, rund, kurzbeinig und gutmütig. Sie prallte förmlich zurück.

„Wie bitte?"

„Ich verreise", wiederholte Mr. Lansell geduldig.

Die Schwester verschwand lautlos und zog beide Türen hinter sich zu. Drei Minuten später trat der Arzt vom Dienst in das Zimmer. Mr. Lansell stand gerade vor dem Kleiderschrank und musterte die vier Anzüge, die er darin ordentlich auf Bügeln hängen sah.

„Morgen, Herr Lansell", sagte der Arzt frisch und unbefangen. „Etwas früh meine Visite heute. Gute Nacht gehabt? Doch geschlafen nach den Tabletten?"

„Ich verreise", sagte Mr. Lansell. „Irgendwie muß doch mein Wagen und der Chauffeur zu erreichen sein. Ich muß ihn in einer halben Stunde vor dem Hause haben. Vorher muß ich aber noch wegen der Geschäftspost telefonieren. Entschuldigen Sie mich."

„Aber, Mr. Lansell?! Verreisen? So plötzlich? Wohin wollen Sie denn verreisen?"

Mr. Lansell hielt es nicht für angebracht, sich darüber auszusprechen.

„Wahrscheinlich bin ich am Abend zurück. Ich weiß es noch nicht."

Der Arzt zog die Luft ein.

„Es riecht hier nach Brand!"

„Unsinn", behauptete Mr. Lansell unwillig. „Die Heizung natürlich."

„Natürlich", gab der Arzt unüberzeugt zu. „Aber bedenken Sie! Verreisen im Auto mitten im Winter und direkt von der Krankenstube heraus!"

„Es ist eine Limousine", gab Mr. Lansell zerstreut zur Antwort. „Sie kann geheizt werden, und die Polsterung ist ausgezeichnet. Besser als jede Polsterung in Ihrem Hause."

„Aber die Straßen", warnte der Arzt. „Bedenken Sie die Straßen! Außerhalb der Stadt liegt überall noch meterhoch Schnee."

„Ich würde fahren", versetzte Mr. Lansell, „auch wenn die Straßen statt voll Schnee voll Feuer wären."

Und damit wandte er sich ab zum Fernsprecher und tat, als wäre außer ihm niemand mehr im Zimmer. Der Arzt zog sich eilends zurück. Er schloß die Doppeltüre hinter sich und fegte mit fliegenden Rockschößen den Flur entlang zum leitenden Arzt. Unterwegs raffte er eine herumliegende Morgenzeitung auf. Sie war beim Sportteil aufgeschlagen, aber den überging er. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf den Handelsteil und dann auf den politischen Teil. Aber er fand nirgends Nachrichten von Katastrophen. Kein König ermordet, kein Präsident gestürzt worden. Es war auch kein Erdteil versunken. Nicht einmal ein Kurseinbruch war zu entdecken.

Als er bei Professor Rombeck eintrat, hielt er die ausgebreitete Zeitung wie eine niedergeholte Flagge noch in der Hand.

Der Chefarzt betrachtete ihn durch funkelnde Brillengläser.

„Was bringen Sie?"

„Ich finde nichts", erklärte der Assistent konsterniert. „Ich kann beim besten Willen nichts finden. Mr. Lansell will verreisen. Sofort. In einer halben Stunde. Aber es steht nichts in der Zeitung."

Professor Rombeck, beleibt und wohlwollend, war nicht leicht aus der Ruhe zu bringen. Er lächelte.

„Ich verstehe nicht recht. Was soll denn in der Zeitung stehen?"

„Der Grund", versetzte der Assistent. „Mr. Lansell muß doch einen Grund haben. Er war schon die letzten Tage sehr unruhig. Beständig diese Ferngespräche. Gestern Abend bekam er etwas Luminal. Vorhin bei meiner Visite war etwas Brandgeruch zu bemerken. Die Schwester hat es auch festgestellt, aber Mr. Lansell schob die Ursache auf die Heizung. Auf unsere Heizung! Etwas stimmt da nicht."

„Wenn Mr. Lansell verreisen will", erklärte der Chefarzt in schöner Ruhe, „können wir ihm abraten, aber wir können ihn nicht hindern. Wir können ihm höchstens eine Packung Ampullen mitgeben samt einer Gebrauchsanweisung und ihn bitten, von Zeit zu Zeit samt den Ampullen einen Arzt aufzusuchen, damit die Einspritzungen fachgemäß fortgeführt werden, wie es die begonnene Kur vorschreibt. Das ist alles, was wir für Mr. Lansell in diesem Fall noch tun können."

„Aber er will ja heute Abend wieder zurückkommen", versetzte der Assistent.

„Heute Abend?" wiederholte der Chefarzt. „Aber vor übermorgen ist ja gar keine Einspritzung fällig! Immerhin, ich kann mir den Patienten einmal ansehen. Kommen Sie mit."

Aber auch das Aufgebot der höchsten ärztlichen Instanz hatte bei Mr. Lansell nichts gefruchtet. Mr. Lansell versicherte, er gedenke bestimmt zurückzukommen und die Kur bis zum glücklichen Ende fortzuführen. Die Zahnbürste nehme er nur zur eigenen Beruhigung mit. Die Zahnbürste und noch diese oder jene Kleinigkeit, wie man sie bei Tag oder bei Nacht nötig zu haben glaubt. Sicher eine ganz unnötige Maßnahme, aber man könne nie wissen und man habe Beispiele erlebt. Inzwischen vielen Dank und auf Wiedersehen!

(Fortsetzung folgt)

GUSTAV RENKER:

Die Holzlarve

Ein Neujahrserlebnis um einen alten Volksbrauch

Veit Lagger brannte in seiner Alphütte die Lampe an und legte noch einige derbe Holzscheite in den Ofen. Draußen schleierte die Dämmerung aus den Tälern empor, und die Eisspitzen der Walliser Riesen glühten im letzten Brand des Tages. Aus der Tiefe des Lötschentales drang leises, orgelndes Summen — das Wasser des Lonzabaches dröhnte wider die Eisdecke und versetzte diese in klingende, zitternde Schwingungen. In die herbe Stille des Silvesterabends drang von irgendwoher ein heller Schrei, dem aus einer nahen Berghütte eine jauchzende Antwort folgte. Da schloß Veit Lagger das Fenster, das er geöffnet hatte, um die dumpfe morsche Luft der lange unbewohnten Hütte ins Freie zu lassen.

Er ärgerte sich. Diese Hütte hatte er jahraus jahrein gepachtet, um hier oben Ruhe vor den Menschen zu haben. Hierher zog er sich allsonntäglich zurück, fuhr auf den Skiern die Hänge entlang und freute sich in seiner etwas düsteren, grilligen Art der großen Bergwelt; freute sich aber vor allem, daß er hier allein war. Er war ein harter, im Beruf versinterter Junggeselle und liebte keinen Verkehr, keine Freundschaft. An Festen ging er vorbei wie an seinen anderen leeren, müden Tagen. Auch diesen Jahresübergang verbrachte er hier oben, weil ihm das Lärmen der Jahreswendenacht in der Stadt widerlich war, weil Lachen, Jauchzen und Festfreude seine gallige Ichsucht zu leidenschaftlichem Widerspruch gegen alles aufpeitschte, was vom Menschen zum Menschen ging.

Und nun juchheite es hier, juchheite drüben, bei den Hütten der Nachbaralp flammten Lichter, krochen wie zappelnde Leuchtkäfer durch das beginnende Dunkel, surrten über die weiten welligen Schneehalden. Veit Lagger entsann sich mit großem Ärger, daß er es heute mit dem Alleinsein schlecht getroffen hatte. Daran hatte er nicht gedacht, hatte den alten seltsamen Brauch der weltabgeschiedenen, selbst im Winter auf ihren Alphütten hausenden Lötschentaler vergessen. Nun kam's ihm wieder in den Sinn, aber nun war es zu spät.

Er entsann sich, was er über das Maskentreiben der Silvesternacht gelesen hatte: Vor vielen Jahrhunderten wütete die Pest im Tale, und um sich gegen die Ansteckung zu sichern, taten sich die Pestknechte hölzerne Larven vor. Der hygienische Wert dieser Larven mußte einer neueren Zeit zwar zweifelhaft sein, aber das Mittelalter mischte seine Gesundheitsregeln stets mit etwas Hokuspokus und Aberglauben. Die Pest ging, die Larven blieben als Erinnerung an eine böse Zeit. Mahnten stets, wenn das alte Jahr zu Ende ging, drohender Möglichkeiten des kommenden eingedenk zu sein, und wurden, wie das bei der leichtsinnigen Jugend nun einmal geht, schließlich Ursache zu einem maßvoll fröhlichen Treiben auf den bewohnten Alphütten. Tschägätta nannten die Bergmenschen von Lötschen diese greulichen, an geschnitzte Südseegötzenbilder erinnernden Holzlarven. Mit ihnen angetan, vermummt, verpelzt, streiften die Burschen die in den Schnee gekerbten Alpwege ab, trieben um die Hütten spukiges Wesen und heischten Bewirtung, die ihnen nach altem Brauch nicht versagt werden konnte.

Das alles hatte Veit Lagger vergessen, hatte sich gedankenlos in ein Maskentreiben begeben, wo er 2000 Meter ü. M. in menschengehässiger Ruhe und Abgeschiedenheit bei einem Buche und einem Glas Glühwein den Wendeabend zu verbringen gedachte. Es hatte ihn sogar einige Mühe gekostet, sein Alleinsein zu behaupten. Ein Amtskollege, der von Laggers Bergheim wußte, hatte gebeten, mit seiner Freundin kommen zu dürfen, in schöner Bergstille den Jahreswechsel zu begehen. Merkwürdigerweise hatte dieser Amtskollege, der junge Doktor Merz, immer und unveränderlich eine Art Zuneigung zu dem schrulligen Kameraden. So hätte Lagger, wenn er gewollt hätte, Jugend, verliebte Jugend um sich haben können — und hatte sich mit aller Kraft, zum Ende sogar mit unverblümter Grobheit gegen den Besuch gewehrt. Umsonst, statt des lustigen Doktor Merz und seiner schwarzen Luzie hatte er nun wahrscheinlich eine Tschägätta, eine Holzlarve auf dem Hals. Denn die Burschen streiften alle bewohnten Alphütten ab, um kein Glas Glühwein zu versäumen. Und was das bedauerlichste war: einen maskenscherzhaften Lötscherburschen konnte Lagger nicht einmal mehr oder minder eindeutig hinausweisen. Wer hier oben eine Hütte besaß, der war von den Leuten abhängig. Die Älpler lieferten die Milch, die Butter, verkauften das gar nicht leicht zu gewinnende Brennholz, trugen eher gegen gute Worte als gegen Geld Lebensmittelsendungen von der Talpost zur Alp empor. Man mußte sich mit den Leuten gut verstehen, wenn man hier in weltabgeschiedener Behaglichkeit sein eingekapseltes Ich pflegen wollte.

Lagger entnahm seinen Weinvorräten eine zweite Flasche, goß den goldflüssigen Fendant in einen Aluminiumtopf, warf Zucker und Zimt hinein und —. „Da ist schon einer!" knurrte er und setzte gleich darauf eine beherrscht freundliche Miene auf.

Im Vorraum tappten schwere Schritte, scharrten Füße den Schnee von den Absätzen, die Türe öffnete sich, und ein Ungetüm absonderlicher Art trat herein. Auf einem in schwarzem, zottigem Schaffell verhüllten Körper saß ein grotesker Schädel mit zwei Hörnern, aus dem fletschenden Mund ragten zwei Eberzähne, und die Holznase stach weit, spitz und teuflisch vor. Diese Tschägätta war ein Meisterwerk der ländlichen Holzschneidekunst — vielleicht hatte schon der Ahn mit ihr denselben Silvesterunfug getrieben, auf den jetzt der vermummte Enkel aus war.

Der Popanz trieb einigen derben Teufelsscherz und sagte Sprüchlein in der melodisch weichen, singenden Mundart des Tales. Das ließ Lagger mit gespielter Freundlichkeit über sich ergehen, wies der Maske schließlich einen Platz am Tische an und trug den unterdessen heißwallenden Glühwein auf. Nun saß das Bergphantom da, saugte den Wein durch die hölzerne Mundöffnung aus einem Glasrohr, das Lagger einer geleerten Siphonflasche entnahm, und grunzte behaglich, ohne große Reden zu machen. Lagger wußte nicht, was mit dem seltsamen Gast beginnen, war nur bedacht, nicht gegen Brauch und Gastfreundschaft zu verstoßen, und trank auch. Die schnarrende Pendeluhr an der Wand tat einen ächzenden Ruck, das Türlein sprang auf, und der hölzerne Bär rutschte hervor, schlug mit der Tatze gegen das Glöcklein — 10 Uhr.

Tabakrauch füllte die Stube, Lagger qualmte Zigaretten, die Tschägätta hatte sich eine dargebotene Zigarre angesteckt. Nun könnte er endlich gehen, dachte der Städter, und könnte sagen, wer er ist. Wahrscheinlich der Josap Lehner, der mir stets das Holz liefert — vielleicht auch der Hans Rieder, der mir meine Post aus dem Tal bringt. Zweifellos ein guter Bekannter, sonst wäre er nicht so seßhaft. Oder macht es der Wein — er ist gut gewürzt und auch sonst stark genug. Er könnte fast fröhlich machen, wenn Fröhlichkeit nicht ein oberflächliches dummes Getue der Allzuvielen wäre.

Der Rauchnebel wallte immer dichter, und plötzlich schien es Lagger, als ob die Tschägätta in der Zeit ihres Beisammenseins gewachsen wäre.

Die blinkenden Eberhauer waren länger geworden, schienen nun wirklich aus Bein, nicht aus angestrichenem Holz. Die Augenlöcher, hinter denen früher übermütige Jungenaugen herausgeblitzt hatten, schienen sich gefüllt zu haben, langsam wuchsen große Glotzaugen hervor, die aber farblos und leer waren.

„Wer bist du eigentlich?" fragte Lagger, um das Unheimliche dieses schweigsamen Gegenübersitzens zu brechen.

„Wer ich bin?" sagte die Tschägätta. „Das ist doch heute, zu dieser Stunde klar." Das Gespenst klopfte an seine Stirne — sie klang leer und hölzern. „Ich bin eines deiner Jahre — weiß nicht, das wievielte. Es ist ganz gleich. Eines wie das andere. Alles hohl und Holz."

„Seltsame Sprüche machst du", lachte der Mann verlegen. Die Tschägätta saugte wieder Wein auf und füllte auch Lagger das Glas. Sie tranken, rauchten, schwiegen. Endlich: „Willst du nun nicht auch zu den andern Hütten gehen? Dort ist lustigere Gesellschaft."

„Was habe ich bei andern zu tun? Ich gehöre zu dir."

„Zu mir?"

„Ich bin deine Zeit, ich wachse mit dir."

Lagger sah verstohlen an der Gestalt empor — ja, schon mußte er emporsehen. Sie war hoch hinaufgewachsen, ragte mit dem krauswolligen Scheitel schon über die Hängelampe empor, deren Licht immer kleiner wurde, nur mehr wie ein gelber Funke in dem blauleuchtenden Nebel stand.

Wieder rasselte die Uhr, wieder schob sich der Bär hervor und tappte elf Schläge an das Glöcklein.

„Du hast mich ja gewollt", sagte die Larve. „Mich allein. Hast dir nichts anderes gewünscht an diesem Abend. Hättest Leben und Liebe um dich haben können, Freundschaft und Freude. Darauf hast du verzichtet — hast dich mit deinem Ich umgeben wollen. Heute wie immer. Warum also siehst du mich so feindlich an, als wolltest du mich nun los werden? Das da bist du, überall du und niemand anderer." Er klopfte an seine Stirne, seine Backen, seine Nase — alles klapperte dürr und vertrocknet, kalt und schaurig.

Die Zeit schien endlos zu rinnen, ihr Atem war aus dem Ticken der Uhr hörbar, ihr Pulsschlag klopfte aus dem Krachen und Knistern des Gebälkes der Hütte.

„Die elfte Stunde ist vorbei", ließ sich das Phantom vernehmen. „Wir gehen in die zwölfte hinein. Du wächst wie jeder Mensch wächst, aber du wächst aus dir selbst und wieder in dich hinein. Es kommt nichts von außen dazu. Du hast keine Wurzel mehr, die in die Tiefe geht, sondern nur Wucherungen aus dir selbst, die in die Höhe schießen. Und einmal wirst du groß genug sein, daß du oben und unten an die sechs Wände aus Holz anstößest — dann ist der ganze Sinn deines Daseins erfüllt. Einen andern hast du nicht..." Er dehnte sich und reckte den plumpen Schädel nach oben, in die Länge, in die Breite. Zwischen dem Phantom und den Hüttenwänden war nur mehr ein handbreiter Spalt — und nun war es auch keine Hütte mehr, es war ein riesiger Sarg, in dem das zusammengekauerte Menschlein vor der gigantisch aufwuchernden Larve saß. Fauler, uralter Geruch von Holz durchströmte den Raum, es roch nach vermodernden Schränken, Schreinen und Truhen, in denen gleichmäßig der Holzwurm tickte.

Ganz ferne, von der Nachbarsalp, schnitt ein Jubelruf durch die Stille — plötzlich begannen in der Tiefe des Tales die Glocken der Kirche von Kippel zu läuten.

Da war Mitternacht, und die Tschägätta stieß vollends an die Hüttendecke empor. Ihre grobe, schwere Masse schien Veit Lagger erdrücken zu wollen — er stürzte zum Fenster, hatte mit einem Male einen heißen, fiebernden Wunsch nach Menschen — wollte schreien. Aber der Nebel war stärker als er, drückte ihn mit unsichtbaren und doch zäh körperlichen Armen zurück, preßte ihn zu einem dumpfen, schweren Nichtwissen und Schlafen zusammen.

Als Veit Lagger erwachte, strömte die Sonne in den Raum, und jenseits der Talfurche stand wie ein Klotz aus flimmerndem Silber das gewaltige Bietschhorn. In der Ofenecke auf der Bank lehnte der Hans Rieder und schnarchte, vor ihm auf dem Boden lag die Tschägätta-Larve. Vom Wein stand noch ein Rest in der Flasche, ein Glas war umgeschüttet, und ein schaler, häßlicher Geruch stieg davon auf. Aber ein Morgenwind sprang um die Hütte, jagte Schneefahnen auf und hüpfte auch durch das aufgerissene Fenster, so daß der Weingeruch zerpflückt wurde.

Der Rieder erwachte etwas verlegen, entschuldigte sich, daß er gar so unmanierlich lange geblieben sei, aber der Wein sei so gut gewesen. Und nun müsse er ins Tal, zum Neujahrsgottesdienst.

„Kannst mir gerade eine Depesche aufgeben, Hans", bat Lagger. Und schrieb auf einen Zettel eine dringende Einladung an Merz, den Rest der Neujahrsferien hier zu verbringen. Dann rechnete er an Hand des Fahrplans aus, daß der Doktor und Luzie abends heraufkommen könnten, und begann ein Hüttensäubern und Putzen, wie er es noch nie so froh und lustig getan hatte.

MATJE FLOR...!

Eine Neujahrsgeschichte, erzählt von Hans Bethge.

Im Lande Schleswig pflegen sich die Leute zu Beginn des neuen Jahres nicht mit „Prosit Neujahr!" zu begrüßen, sondern mit „Matje Flor!". Wir wollen erzählen, warum.

Im Jahre 1713 kamen die Dänen über den Sund und brachten den Krieg. Die Zeit lastete schwer auf dem Land. Das Heer der Dänen nistete sich in allen Städten und Gehöften ein und gebärdete sich in frecher Art, als ob ihm alles zu eigen wäre, was sich mit Händen greifen ließ.

Nicht weit von Husum lag der Gutshof des alten Andreas Flor, der hier mit seiner reizenden kleinen Enkelin Matje hauste. Der Hof war ein Muster an Ordnung, die Felder waren vorbildlich bestellt, die Kühe glänzten. Auf diesem Hof quartierte sich der junge Dänenprinz Oskar ein mit bunten Offizieren und Soldaten. Die Herren benahmen sich sehr ungezügelt, sie ließen sich die besten Ferkel und das beste Geflügel schlachten und holten sich die leckersten Schinken aus dem Rauch. Sie durchzechten lärmend manche Nacht, gingen unvorsichtig mit brennenden Kerzen und brennenden Pfeifen um, und der alte Flor, der mit schwer bekümmertem Haupt daherschritt und dem unwillkommenen Besuch noch zu willen sein mußte, war froh, wenn ihm das Haus nicht durch die Leichtfertigkeit seiner Gäste in Flammen aufging.

Der Winter war streng, die Rosenstöcke erfroren in den Gärten, und alles schimmerte in silbernem Schnee. Weihnachten kam, ein trostloses Fest für das geplünderte Land, und dann kam die Silvesternacht. Der junge Dänenprinz auf dem Hofe des alten Flor hatte sich ein Kalb schlachten lassen als leckeren Festbraten für Neujahr. Silvester verbrachten die dänischen Herren bei dampfendem Punsch, und die Gemüter erhitzten sich. Man lachte, sang, lärmte, schlug mit der Faust auf den Tisch und erzählte sich übermütige Kriegsgeschichten. Immer wieder wurde in steinernen Krügen der flammende Punsch gebraut, immer wieder rann er durch die rauhen Kehlen der Krieger.

Gegen Mitternacht schritt der alte Flor sorgenvoll durch das Zimmer, in dem der Prinz mit seinen angetrunkenen Offizieren saß. Der älteste Offizier stand auf, trat vor den Alten hin, reichte ihm ein volles Glas und sprach:

„Nehmt hin und trinkt auf das Wohl unseres erlauchten Königs und seines tapferen Heeres!"

Der gebeugte Alte nahm das Glas und schwieg.

„Spute dich, Mann!", rief der Offizier und griff an den Knauf seines Degens.

Der Alte sah vor sich hin, das Glas bebte in seiner Hand. Er wußte, wenn er nicht gehorchte, war er verloren. Und doch konnte er nicht. Es war ein Augenblick, in dem die Zeit stillzustehen schien.

Da schwebte plötzlich etwas wunderbar Lichtes und Leichtes durch die geöffnete Tür in das Zimmer. Es war die schöne kleine Matje in rosenfarbenem Kleid, sie kam lächelnd und zärtlich wie ein Schimmer der Morgenröte, und alles blickte verwundert auf sie hin.

Sie trat vor ihren Großvater, nahm ihm das Glas aus der Hand, hob es dem dänischen Offizier entgegen und sagte mit ihrer süßen, kleinen, bezaubernden Stimme:

„Op dat es uns wohlergehe op unse olen Dage!"

Sie führte das Glas an ihren zarten Mund, trank einen Tropfen und stellte es zurück auf den Tisch. Dann machte sie einen kleinen Knix, faßte ihren Großvater bei der Hand und verließ mit ihm das Zimmer.

Die Stimmung unter den Zechenden war wie umgewandelt. Man sah sich mit erstaunten Blicken an, griff zögernd nach den Gläsern und trank schweigend. „Welch ein bezauberndes Kind . . .", murmelte der Prinz vor sich hin. Seine Blicke hafteten lange wie gebannt an der Tür, hinter der die holde Erscheinung verschwunden war.

Kurze Zeit darauf verließen die Dänen das Land. Als Prinz Oskar abritt, reichte er der kleinen Matje einen Säckel, gefüllt mit Goldstücken, damit ihr Großvater seinen Hof wieder in den alten Wohlstand versetzen konnte. Er ließ sich das Kind in den Sattel hinaufheben und gab ihm einen Kuß auf die Stirn.

Einige Jahre später kam er zurück und nahm Wohnung in Husum. Er ritt nach dem Florschen Hof hinaus, sah Matje wieder und plauderte und lachte mit ihr, die nun eine schön erblühte Rose war. Jeden Nachmittag sah man Prinz Oskar auf der Landstraße nach dem Marschenhof hinausreiten, jeden Nachmittag saß er mit Matje auf der Bank vor dem Hause, und eines Tages, als die Sonne gerade glutrot hinter einer goldumrandeten Wolkenschicht unterging, legte er vertraulich seinen Arm um ihre schmale Schulter und küßte sie, wie schon einmal, aber diesmal auf die Lippen. Er warb um sie bei ihrem Großvater, nahm sie mit sich nach Kopenhagen, und Matje Flor wurde eine der schönsten Prinzessinnen von Dänemark.

Nun weiß man, warum die Leute im Lande Schleswig nicht „Prosit Neujahr!" zueinander sagen, sondern „Matje Flor", was soviel heißen will wie:

„Auf daß es uns wohlergehe in unsern alten Tagen!"

Schach-Beobachter

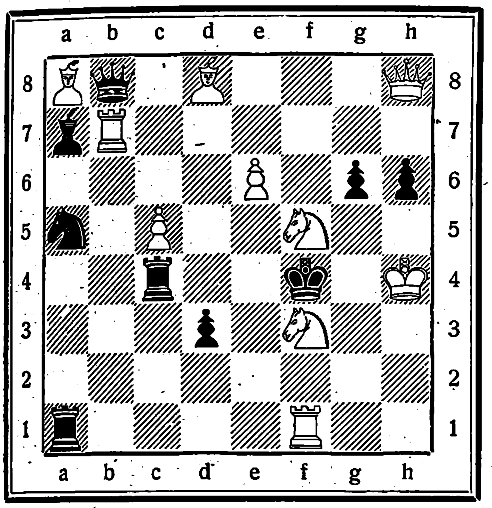
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Dietrich Frische, Berlin-Siemenstadt

Schwarz: Kf4, Db8, Ta1, Tc4, La7, Sa5, Bd3, g6, h6 (9)



Weiß: Kh4, Dh8, Tb7, Tf1, La8, Ld8, Sf3, Sf5, Bc5, e6 (10)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 48 (1935)

Zweizüger-Pärchen von G. J. Sontag, Königsberg.

a) Weiß: Kb6, Dh2, Tc6, Tf5, Le6, Lg1, Sc3, Sd8, Ba5, c4, d2, e5, f2, f7, g4 (15)

Schwarz: Kd4, Tf3, Sb7, Ba6, d3, d7, g5 (7)

1. Dh2—h8, Te3; 2. f2×e3†. 1. . . ., Tg3; 2. f2×g3†. 1. . . ., Th3; 2. f2—f3†. 1. . . ., T×f5; 2. f2—f4†. (Vierfache Bewegung eines weißen Bauern!)

1. . . ., d7—d6; 2. e5×d6†. 1. . . ., d7—d5; 2. e5×d6 e. p. †. 1. . . ., d7×c6; 2. S×c6†. 1. . . ., d7×e6; 2. S×e6†. (Vierfache Bewegung eines schwarzen Bauern!)

b) Weiß: Kh2, Dg8, Ta4, Td5, Lc1, Le6, Se1, Sf2, Bb5, b6, c3, d2, f6, h4. h6 (15)

Schwarz: Kf4, Dh7, Td3, Th8, Lb4, Le8, Ba5, f3, g7, h5 (10).

1. b6—b7, T×c3; 2. d2×c3†. 1. . . ., Td4; 2. d2—d3†. 1. . . ., T×d5; 2. d2—d4†. 1. . . ., Te3; 2. d2×e3†. (Vierfache Bewegung eines weißen Bauern!)

1. . . ., g7×f6; 2. Dg3†. 1. . . ., g7×h6; 2. Dg3†. 1. . . ., g7—g6; 2. Sf2×d3†. 1. . . ., g7—g5; 2. D×g5†. (Vierfache Bewegung eines schwarzen Bauern!)

Beide Aufgaben lösten richtig: H. Fisch, Mülheim/Ruhr; J. Herwig, Gotha; L. Sinn, Krefeld; F. Heckl, München; H. Zapf, Mannheim; L. Hohenseer, Berlin W.; M. Baum, Berlin-Marienfelde; O. Eichhorn, Bad Salzungen; W. Bühner, Querfurt; J. Diehl, Oberschmitten; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; H. Lönser, Berlin-Rudow; A. Kreß, Bln.-Neukölln; L. Weber, Bln.-Tempelhof; H. Kahl, Lauenburg; Dr. J. Wagner, Dresden-A.; E. Körner, Grünbach; G. Peipers, Eckardtsheim; Ziegler, Kelbra; Pfr. Klein, Setzingen; C. Hülsenbeck, Düren; V. Anweiler, Köln-Merheim; Pasch, Osnabrück; Koelle, Eppelheim; K. Kleinebeckel, Köln-Klettenberg; W. Tünger, Horran; M. Meixner, Schwedt (Oder); Erika Schupp, Wiesbaden; H. Krause, Alsfeld; Chr. Steffen, Stuttgart-Gablenberg. — a) Adele Berkhan, Herzberg. — b) A. Brückner, Stollberg; F. Stachelroth, Berlin-Lankwitz; W. Löschner, Koblenz; J. Wohlrab, Freilassing; H. Müller, Werdau. — Folge 47: W Bolotarem, München; G. Borkenstein, Oldenburg (Holstein).

Einige Löserurteile: „Zwei wertvolle Zweier bei harmonischem Lösungsverlauf", J. H., G.; „Ein prachtvolles Aufgabenpärchen", L. S., K.; „Zwei sehr sauber durchdachte Zweier", F. H., M.; „Spannende Kurzgeschichten von einzigartiger Schönheit", M. B., D.-H.; „Ganz verschmitzt", Z., K.; „Kunstvoll aufgebaut, trotz reichlichen Materials schöne Mattbilder", V. A., K.; „Der Kreuzzug Ben Akiba, machts erstmals vollends klar, wie groß und stark, mei Liaba, der Bauer ist und war", H. K., B.-N. usw.

Kürze, die Würze

Reinfall in einer Kurzpartie

Weiß: Ed. Hamlisch, Wien — Schwarz: N. N.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	d7—d6	5.	Lc4×f7†!	K×f7
2.	d2—d4	Sb8—d7	6.	Sf3—g5†	Kf7—f6[3]
3.	Lf1—c4	g7—g6[1]	7.	Dd1—f3‡	
4.	Sg1—f3	Lf8—g7?[2]			

[1] Besser wäre der Plan e7—e6 nebst Le7.

[2] Auf diesen Läuferfianchettozug folgt ein origineller Reinfall

[3] Da der König seine Gemahlin nicht verlieren wollte, stürzt er sich verzweifelnd in sein eigenes Schwert.

26. Wettkampfpartie um die Weltmeisterschaft

(Holländische Verteidigung im Damengambit)

Gespielt in Amsterdam im Dezember 1935

Weiß: Dr. Euwe — Schwarz: Dr. Aljechin

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	e7—e6	25.	e2—e4	g5×f4
2.	c2—c4	f7—f5	26.	g3×f4	Lf6—d4
3.	g2—g3	Lf8—b4†	27.	e4—e5	Db8—e8
4.	Lc1—d2	Lb4—e7[1]	28.	e5—e6	Tf8—g8
5.	Lf1—g2	Sg8—f6	29.	Sd2—f3[6]	De8—g6
6.	Sb1—c3	0—0	30.	Tf1—g1	Ld4×g1
7.	Sg1—f3	Sf6—e4	31.	Ta1×g1	Dg6—f6
8.	0—0	b7—b6	32.	Sf3—g5	Tg8—g7
9.	Dd1—c2	Lc8—b7	33.	e6×d7	Tg7×d7?[7]
10.	Sf3—e5	Se4×c3	34.	Db3—e3	Td7—e7
11.	Ld2×c3[2]	Lb7×g2	35.	Sg5—e6	Ta8—f8
12.	Kg1×g2	Dd8—c8	36.	De3—e5	Df6×e5
13.	d4—d5	d7—d6	37.	f4×e5	Tf8—f5
14.	Se5—d3	e6—e5	38.	Tg1—e1	h7—h6
15.	Kg2—h1	c7—c6[3]	39.	Se6—d8	Tf5—f2
16.	Dc2—b3	Kg8—h8	40.	e5—e6[8]	Tf2—d2
17.	f2—f4	e5—e4	41.	Sd8—c6	Te7—e8
18.	Sd3—b4	c6—c5	42.	e6—e7	b6—b5
19.	Sb4—c2	Sb8—d7	43.	Sc6—d8	Kh8—g7
20.	Sc2—e3	Le7—f6?[4]	44.	Sd8—b7	Kg7—f6
21.	Se3×f5[5]	Lf6×c3	45.	Te1—e6†	Kf6—g5
22.	Sf5×d6	Dc8—b8	46.	Sb7—d6	Te8×e7
23.	Sd6×e4	Lc3—f6	47.	Sd6—e4†	Kg5—f5
24.	Se4—d2	g7—g5	48.	Se4×d2	Aufgeg.

[1] Statt des Textzuges, der ein rein taktisches Manöver darzustellen scheint, kam De7 oder Sc6 in Frage.

[2] Falsch wäre Lg2×Lb7, da nach Sc3×e2, Kg2 oder h1, Se2×d4, Dc2—d3, Sb8—c6, Schwarz eine Figur mehr behalten würde.

[3] Die Eröffnung hat der Weltmeister gut überstanden, doch der letzte Zug ist nicht ganz einwandfrei, da Weiß jetzt Angriffsmarken bekommt. In Frage kam a7—a5 und Sb8—d7.

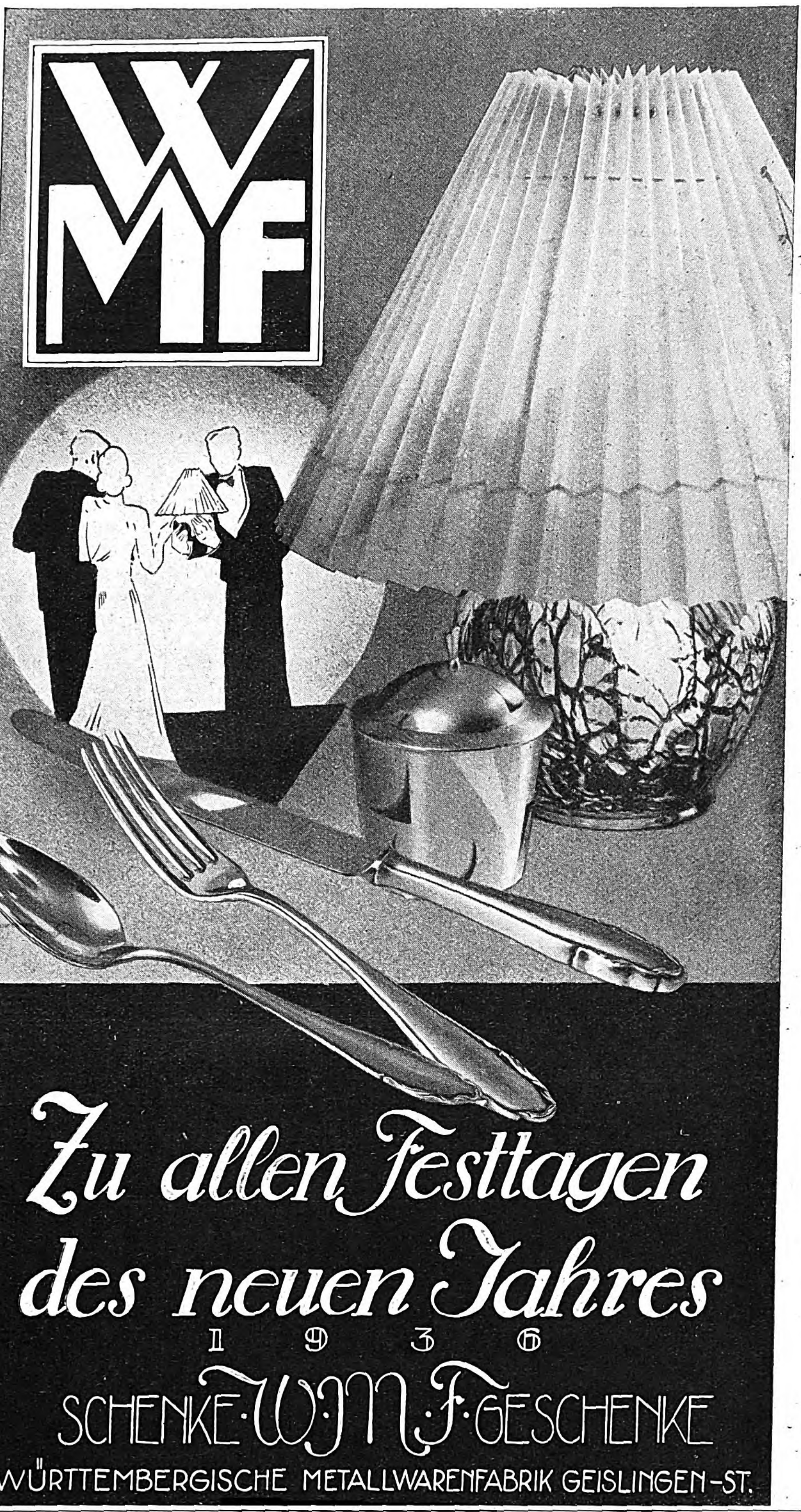
[4] Der Textzug ermöglicht Euwe eine feine Opferwendung, die der Weltmeister nicht erwartet hatte. Sd7—f6 war an dieser Stelle besser.

[5] Euwe zertrümmert mit einem Springeropfer die gegnerische Stellung. Für die Figur bekommt er drei Zentrumsbauern und die überlegene Stellung, da die Figuren Aljechins ziemlich exponiert stehen.

[6] Ein Reinfall wäre e6×Sd7 gewesen, da darauf De8—e2 mit Gewinnaussichten für Schwarz folgte.

[7] Ein Fehler. Sehr aussichtsreich war Df6×f4 und auf Db3—c3 Df4—d4, worauf Weiß in Verlegenheit gekommen wäre.

[8] Die zwei Freibauern kosten den Turm und damit die Partie. Zo.



Wann sie Neujahr feiern

Mit dem zwölften Glockenschlag in der Silvesternacht beginnt für uns das neue Jahr. Wissenschaftler haben sogar ausgerechnet und bewiesen, daß alle zwölf Schläge schon in das neue Jahr fallen. Doch dieser kleine Zeitunterschied und auch der durch die Einschiebung des Schaltjahres bedingte soll in unserer Betrachtung keine Rolle spielen. Wir haben wesentlich größere Zeitspannen zu vermerken.

Eine besondere Kuriosität finden wir in Bulgarien. Dort werden fast alle Feste zweimal gefeiert. Bis vor wenigen Jahren wurde in Bulgarien nach dem Julianischen Kalender gerechnet, der unserem Kalender um 13 Tage zurück ist. Als der Staat die gregorianische Kalenderrechnung einführte, machte die Kirche nicht mit. Es ist also der Jahresbeginn offiziell am 1. Januar, aber die Bevölkerung geht größtenteils mit dem 13. Januar ins neue Jahr.

Die Chinesen, die nach dem Mondjahr rechnen, begehen ihr Neujahrsfest, das eine ganze Woche dauert, im Anfang, Mitte, ja manchmal sogar erst Ende Februar. Die Rechnung nach Mondjahren ist etwa 8000 Jahre alt. In früheren Zeiten lag der Beginn des neuen Jahres vielfach im März. Durch den Frühlingsanfang und das Erwachen des jungen Lebens finden diese Daten leicht unser Verständnis. In Frankreich, Rom und vielen anderen Teilen Europas galt der 1. März als Jahresanfang. In Persien wird heute noch der 21. März in feierlicher Weise als Neujahrstag begangen. Aus der gleichen Sphäre war auch bei vielen Völkern der 1. April der Neujahrstag.

Im französischen Revolutionskalender von 1793 ist der 22. September als Neujahrstag angegeben. Ähnlich dem März ist der September bei verschiedenen Völkern der Monat, in dem der Wechsel von einem Jahr zum anderen stattfindet. Bei den Mohammedanern, die ihre Jahre vom Tage der Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina zählen, fällt der Beginn des neuen Jahres zwar in den September, aber nicht immer auf denselben Tag. Die griechische Kirche sieht als Erschaffung der Welt den 1. September 5509 vor Christi Geburt, und somit wird dieses Datum als Jahresanfang gewertet. Die Russen zählten bis zum 18. Jahrhundert in der gleichen Weise. Als sie später unsere Jahresrechnung annahmen, feierten sie trotzdem Neujahr im September. Bis die Sowjetregierung den Neujahrstag auf den 1. Januar legte.

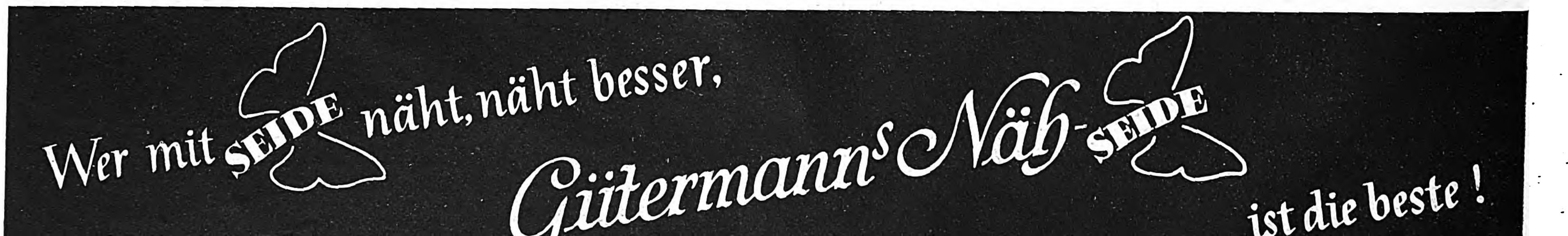
Bei der römisch-katholischen Kirche galt auch lange Zeit der erste Weihnachtstag als der Neujahrstag. Die Kirche Irlands feierte noch bis ins 18. Jahrhundert am 25. Dezember das Neujahrsfest.

Wenn auch bei den Völkern der Jahresanfang an verschiedenen Tagen liegt, in einem sind sich alle Menschen gleich, in der Hoffnung, das neue Jahr gut zu überstehen.

Frank Dorak.

Die Probe

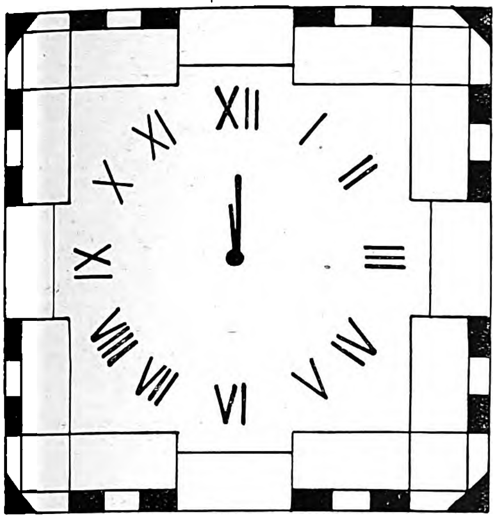
Ein Dorfbarbier hatte mit seinen Freunden bis spät in die Nacht hinein tüchtig gekneipt, so daß er am anderen Morgen einen argen Tatterich hatte. Die Folge war, daß er einem Kunden beim Rasieren viermal in die Backe schnitt. Da er noch nicht ganz wieder nüchtern war, lachte er jedesmal laut darüber und sagte, während er das Blut stillte: „Oh je! Oh je!" Der Kunde war ein gutmütiger Mensch und ertrug alles schweigend. Als der Barbier fertig war, ließ er sich ein Glas Wasser von ihm geben, nahm davon den Mund ganz voll und schüttelte den Kopf nach allen Richtungen. „Haben Sie Zahnschmerzen?" fragte der Barbier und glotzte ihn an. „Nein!" antwortete der Kunde. „Ich wollte nur wissen, ob meine Backen noch dicht halten."



RÄTSEL

Uhrenrätsel

(Nachdruck verboten)



In die Zahlenfelder der Uhr ist je ein Buchstabe einzutragen, so daß sich Worte von nachstehender Bedeutung ergeben.

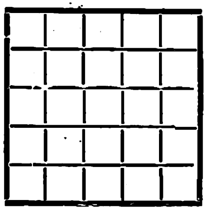
1. XII, XI, X, XII, VI, XII, XII = großes Gewässer in Kanada
2. IX, II, VIII, II, VI, II, VII, X = japanische Hafenstadt
3. III, II, V, IX, XII = Gemütsverfassung
4. XII, X, I, IV, XII, III = Baumfrucht
5. VII, XII, III, III, XII, XI = schweizer Dichter und Schriftsteller
6. X, VI, I, IV, III = Badeort in Österreich
7. IV, V, XII, VIII, XII, III = Bodenerhebung
8. VI, XII, IX, VI, XII = landw. Gerät
9. XII, XI, V = Kriegsgott der alten Bayern
10. XII, X, VI, XII, IX, II, I, IV = Stadt in Thüringen
11. X, V, II, IX = spanisch: Johann
12. IV, II, XI, III, XII, VII, X, IX = Hanswurst

Die ersten und dritten Buchstaben der gefundenen Wörter ergeben fortlaufend gelesen einen Wunsch an unsere Leser.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Verwirrung, Gewissen, Senta, Weißdorn, Zeichen, Einrichtung, Zeche, Komtesse, Schere, Zisterne, Edgar, Genick, Lichtung, Umzug, Umbrien, Tangente sind je drei, beim letzten Wort vier aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Theodor Storm ergeben. st = ein Buchstabe.

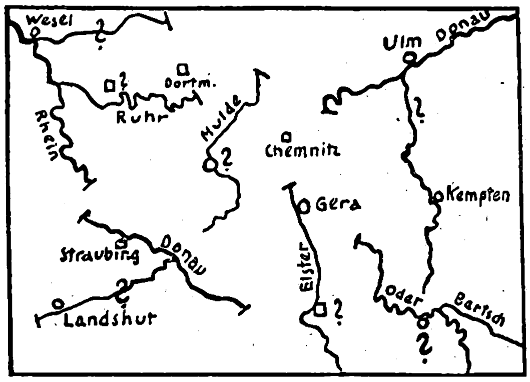
Magisches Quadrat



Die Buchstaben a a e e e e e i i k k l l l n n o o r s s t t u u w werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Seemann, 2. Name eines Sonntags, 3. südamerik. Vogel, 4. Osteuropäer, 5. Ruderboot.

Geographisches Suchrätsel

In vorstehendem Bild sind 7 Fluß- oder Städtenamen zu suchen, deren Anfangsbuchstaben, richtig geordnet, eine deutsche Großstadt ergeben.



Bilderrätsel



Zahlenrätsel

1 9 10 12 13 3	franz. Kolonie
2 7 9 5 2 3 11	europ. Land
3 2 13 3 14	Gefäß
4 9 5 1 6 14	german. Gott
5 9 14 15 3	Maske
6 1 3 7	deutscher Flieger
7 12 4 3 5	Waldschlucht
8 9 16 17 3 5	Beleuchtungsmittel
9 14 9 4 3 14	Asiate
10 9 15 3 5	nordd. Fluß
11 9 4 3	Teil des Rades
3 8 8 3 17 7	Wirkung

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben ein Heiligtum des 9. November 1923.

Silbenrätsel

a al auf berg bre chi dum e en er ern fa faf fen fre ga gat ge gus horn i ing ka kla leg len li me mo mö ne ner pri ran ros se sen te te ter ter ti tol tor tum tur vi vi we wer wet win wra. Aus vorstehenden 53 Silben sind 20 Wörter zu bilden. Die 1. und 3. Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben die Inschrift auf einer im Berliner Zeughaus aufbewahrten Degenklinge: (ch = ein Buchstabe). Bedeutung der Wörter: 1. Wasserdampf, 2. österr. Heerführer im Weltkrieg, 3. Gestalt der Edda, 4. altes Kriegsschiff, 5. Lohn des Bauern, 6. afrikanischer Herrschertitel, 7. Quellfluß der Donau, 8. Männername, 9. Teil eines Musikinstruments, 10. Amphibium, 11. junges Pferd, 12. Denkschrift, 13. Vorrecht, 14. Schicksal, 15. Gewürz, 16. Stadt in Italien, 17. Vogel, 18. griech. Sagengestalt, 19. Fluß in Pommern, 20. Alpenberg.

1 .... 3 ....
2 .... 4 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 .... 16 ....
9 .... 17 ....
10 .... 18 ....
11 .... 19 ....
12 .... 20 ....

Lösungen der Rätsel in Folge 52:

Kreuzworträtsel „Weihnachtsglocken": Waagrecht: 1. Toga, 5. Udet, 6. Oberon, 8. Ale, 9. Mus, 11. La, 14. SS., 15. frohes, 16. D, 17. Igel, 18. A, 21. Weihnachts, 25. Egon, 26. Aloe, 27. San, 28. SA., 30. Egg, 31. Hel, 32. Fest, 33. Oel, 34. Ar, 35. Li, 37. In, 38. Re, 39. Rind, 31. Esbo, 42. AG., 43. an, 44. Se, 45. Uri, 47. sen, 48. Mur. — Senkrecht: 1. Tube, 2. Ode, 3. Ger, 4. Atom, 6. Olaf, 7. Nuß, 8. Al, 10. SS., 12. Rogen, 13. Thema, 19. Rion, 20. Ahle, 21. Weser, 22. egal, 23. Togo, 24. Segel, 28. Se, 29. As, 36. O Tannenbaum, 37. Iris, 39. Regen, 40. Donau, 42. Ase, 46. IR. Anmerkung: Frohes Weihnachtsfest. ✱

Weihnachtsrösselsprung: Es treibt der Wind im Winterwalde / Die Flockenherde wie ein Hirt, / Und manche Tanne ahnt, wie balde / Sie fromm und lichterheilig wird, / Und lauscht hinaus. Den weißen Wegen / Steckt sie die Zweige hin — bereit, / Und wehrt dem Wind und wächst entgegen / Der einen Nacht der Herrlichkeit. Rilke. ✱ **Autorität:** streiten — str!, reiten! ✱ **Weihnachtsbilderrätsel.** Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen. ✱ **Kapselrätsel:** Dunst, Terenz, Hauff, Gabel, Lehen, Bissen, stark, Gebeine, Plutarch, Salbei, Stunde, Grodno, Wachmann, Falsett, Garbe, Freiheit. = „Unsere Aufgabe heißt Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit." ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Abend, 2. Dementi, 3. Sekunde, 4. Chromatik, 5. Halma, 6. Alarm, 7. Flasche, 8. Tabulatur. „Die Kameradschaft." ✱ **Silbenkreuz:** 1—2 Kegel, 1—3 Keren, 3—1 Renke, 3—4 Rente, 4—2 Tegel, 5—2 Engel, 5—4 Ente, 5—6 Enkel, 6—4 Kelte. ✱ **Füllrätsel:** 1. Tanagra, 2. Batate, 3. Aorta, 4. Antares, 5. Tagetes, 6. Soutane, 7. Vineta. ✱ **Weihnachtskreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Halme, 5. Ballade, 6. Maul, 7. Lee, 9. Sedan, 13. leer, 15. rar, 16. Sieb, 18. irren, 20. Sidonie, 21a. cm, 22. ist, 24. auf, 25. ge, 26. Homburg, 29. Eifer, 31. Tore, 32. Aas, 34. Aare, 35. Tinte, 37. gen, 38. Udet, 39. riechen, 40. Grill. Senkrecht: 1. Haus, 2. Aller, 3. Malaria, 4. Eden, 6. Meer, 8. Lermoos, 10. das, 11. Gin, 12. weigern, 13. Licht, 14. Reibe, 16. Sofia, 17. Beere, 19. NSU., 21. due, 23. Trainer, 27. Mrs., 28. gan, 30. Fant, 33. Stuhl, 35. Teig, 36. edel, 37. Gr. = Das Licht ist aufgegangen. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Insignien, 2. Madrigal, 3. Oreade, 4. Konditor, 5. Tiflis, 6. Obra, 7. Bruno, 8. Eveline, 9. Rehabeam, 10. Steven, 11. Tandem, 12. Urwald, 13. Reichenbach, 14. Mennige, 15. Ultraviolett, 16. Niederbarnim, 17. Darre, 18. Wikinger, 19. Iduna, 20. Niersteiner, 21. Dynastie, 22. Undine, 23. Natrium = Im Oktober Sturm und Wind uns den fruehen Winter kuendt.

HUMOR

Frau Senfgeber hat zu Weihnachten einen neuen Hut bekommen und ist sehr zufrieden mit diesem Geschenk.

In der Silvesternacht ist man sehr lustig zusammen. Herr Senfgeber hat schon einige Gläser geleert und schaut glücklich in die strahlenden Augen seiner Frau.

„Wenn du einen Wunsch hast“, sagt er, „so werde ich ihn dir erfüllen. Der erste Wunsch im neuen Jahr.“

„Also schön“, freut sich Frau Senfgeber, „dann kaufe mir einen neuen Hut.“

„Aber Kind“, ist Senfgeber erstaunt, „du hast doch erst zu Weihnachten . . .“

Frau Senfgeber lächelt:

„Aber ich bitt' dich, das war doch schon im vorigen Jahr.“

*

Mattglas will am Silvesterabend groß ausgehen.

Deshalb kommt er zu Senfgeber und sagt:

„Bitte, Herr Senfgeber, könnten Sie mir nicht für heute abend einmal Ihren Frack leihen?“

Senfgeber schüttelt bedenklich den Kopf:

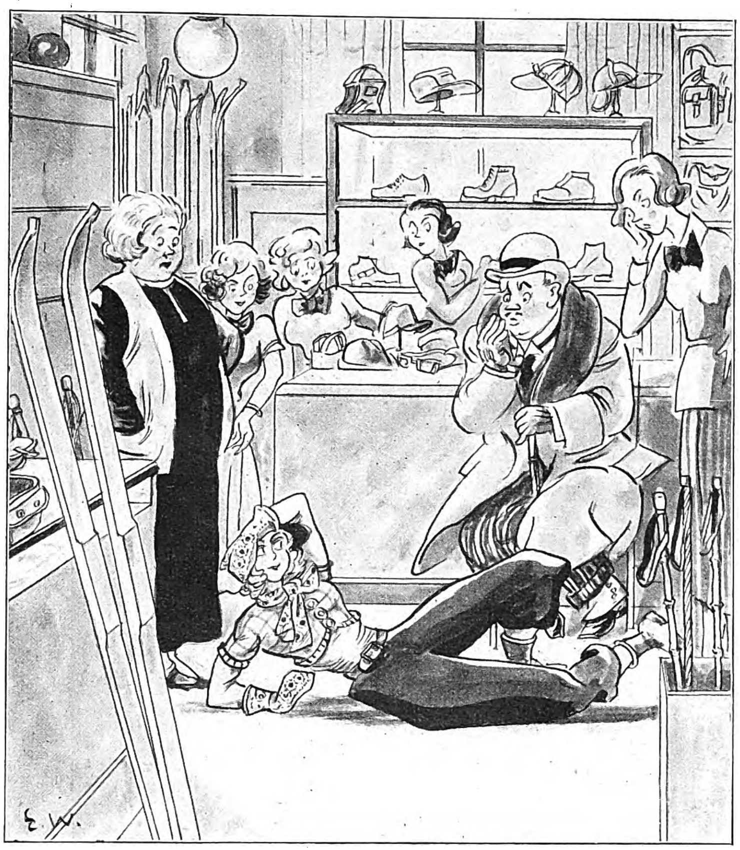
„Aha, mein Frack“, sagt er, „ja, dös ist so a Sach, erstens ho i kaan — und dann leih i 'n nöt her.“

*

„Aber Menschenskind, wie konntest du bloß deinen Winterurlaub in diesem entsetzlich öden Nest verbringen?“

„Ja, weißt du, ich hatte bloß acht Tage und wollte, daß sie mir wie ein Monat vorkommen sollten!“

Bei der Anprobe des Skianzugs



„Na — wie sehe ich aus, Liebling?“

„Mich hat mein braver Hund in einem furchtbaren Moment gerettet!“

„Wie denn? Erzähle doch!“

„Ich befand mich in einer argen Klemme, und da hab' ich ihn für fünfzig Mark verkauft!“

*

„Jaja“, erzählt Frau von Protzke in der vornehmen Gesellschaft, „meine Ahnen sind alle in den früheren Kriegen umgekommen! Die Familie war tatsächlich fast ein halbes Jahrhundert lang ausgestorben!“

*

„Na, Herr Tüftel, hat das Schlafmittel gut gewirkt, das ich Ihnen verschrieben hatte?“

„Ganz ausgezeichnet, Herr Doktor!“

„Das wußte ich ja, wie haben Sie es denn eingenommen?“

„Na, in acht Grogs!“

*

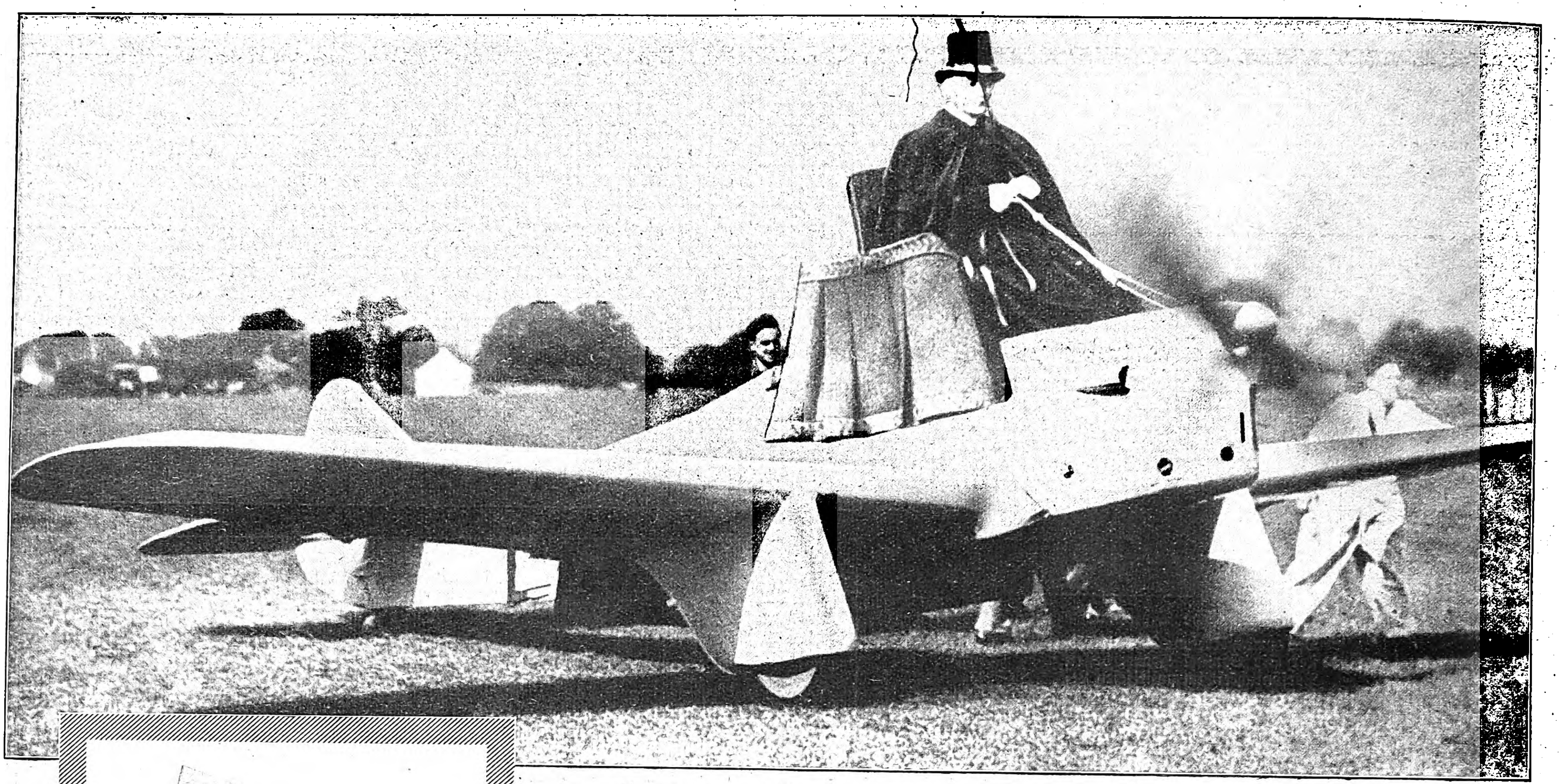
„Was sagst du! Ich singe falsch! Na, mein Lieber, ich hab' doch auf jeden Fall ein viel besseres Ohr für Musik als du!“

„Dann sing' doch bitte mit dem Ohr!“

*

„Der Motor dieses Wagens“, sagte der Autoverkäufer in Chikago zu seinem Kunden, „ist die gleiche Marke, die von unserer Polizei zur Verfolgung der Gangster benutzt wird!“

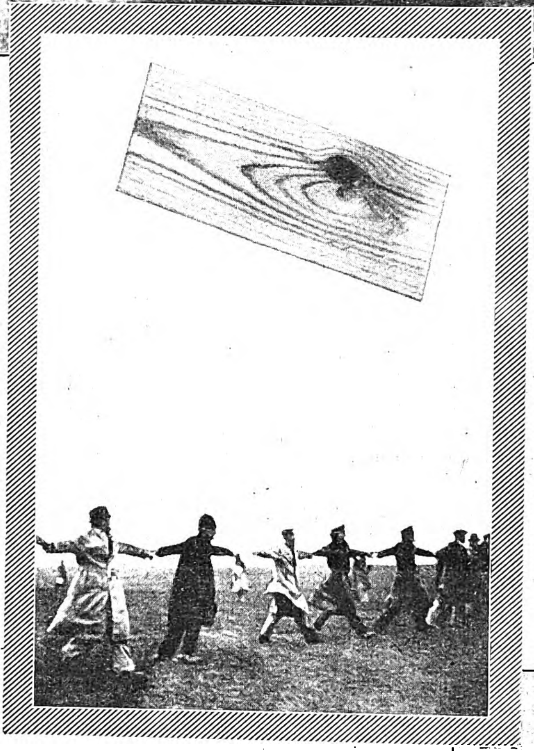
„Sehr schön!“, meinte der Kunde, „aber haben Sie nicht vielleicht die Marke, womit die Gangsters selber fahren?“



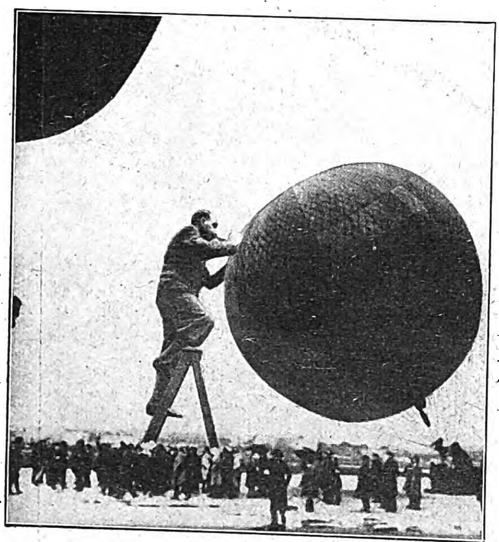
Der Pilot.
In der Fliegersprache heißt er bei sich selbst und bei seinen Kameraden „der Luftkutscher".

Fliegersprache

IN DER KARIKATUR



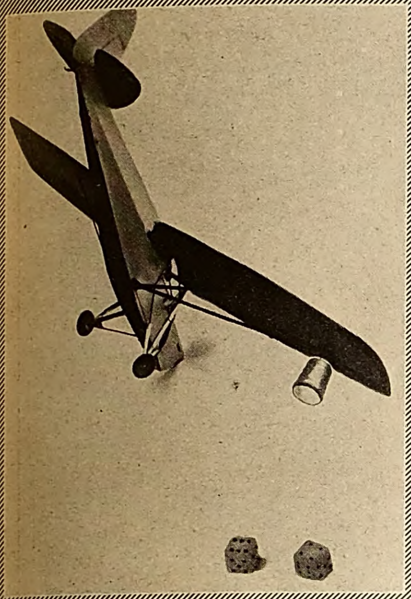
Wenn das Wetter vollkommen ruhig ist, dann liegt die Maschine „wie ein Brett in der Luft".



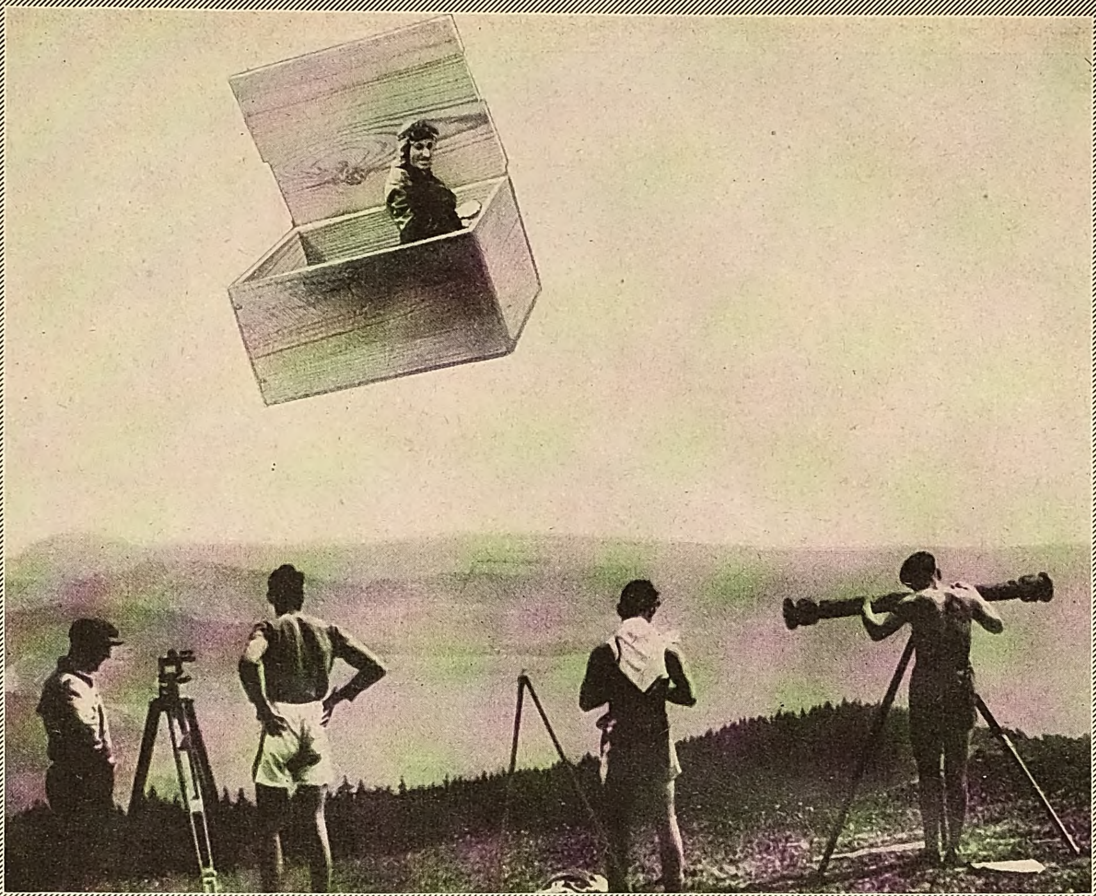
Die Luftballonfahrer werden ein wenig schief angesehen; man nennt sie lakonisch und bildhaft „die aufgeblasene Konkurrenz".



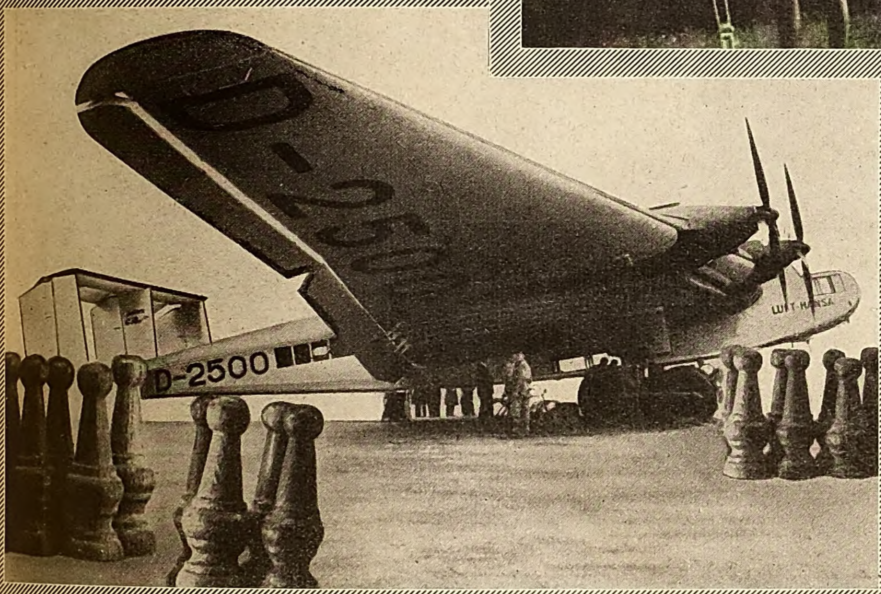
Wie der Mensch, so muß auch der Flieger einmal von klein anfangen: dann ist er ein „Flugsäugling".



„Trudeln" war früher nur „würfeln"; jetzt hat es noch eine andere, für Flugzeuge manchmal recht unangenehme Bedeutung bekommen.

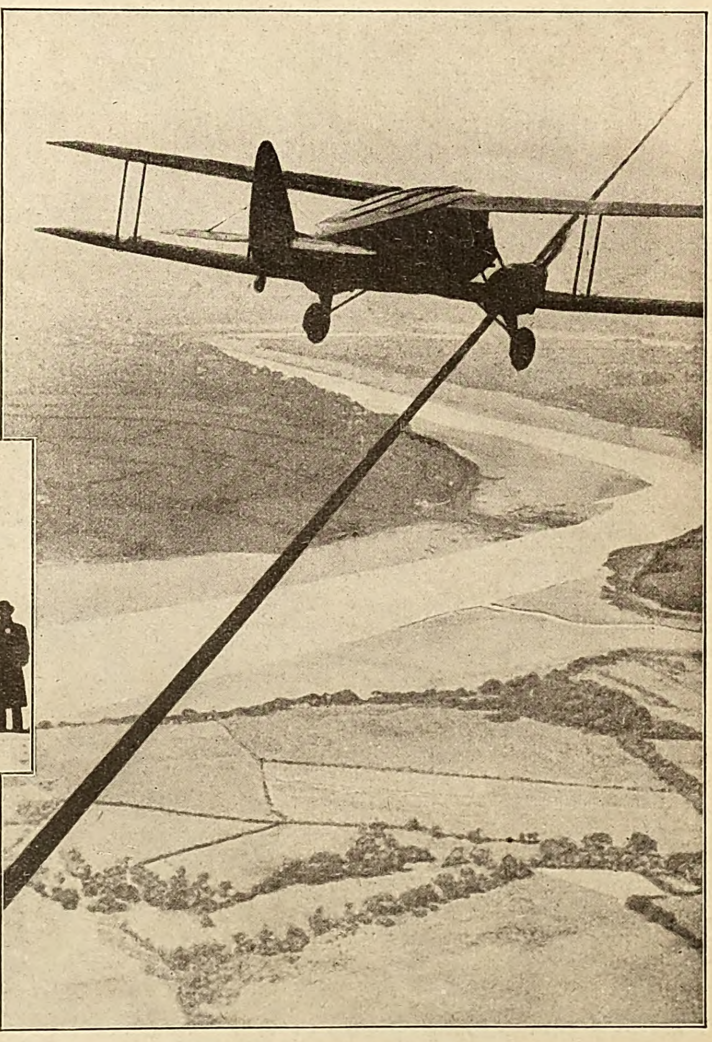


Der echte Sportflieger verschmäht die „Luftkutsche" —: er fliegt grundsätzlich nur in einer „offenen Kiste".

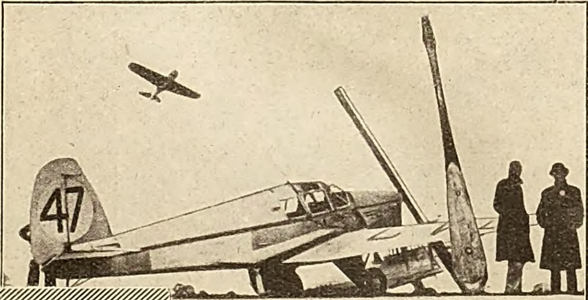


Die Passagiere sind für den alten Flieger nur „Figuren", und wenn die einsteigen, dann werden sie „verstaut".

Aufnahmen: Associated Preß.



„Er fliegt Strich",
das heißt, wenn der Pilot nach dem Kompaß fliegt und nicht von seinem Weg abkommt.



Eine ganz tolle Sache.
„Ein Schraubenzieher wirft die Latte an!" Die „Latte", das ist der Propeller, und der „Schraubenzieher" der Mann, der ihn und den Motor in Schwung bringt.



Ungern hat es der Pilot, wenn das Wetter „bockig" ist; — auch ein sehr illustrativer Ausdruck.

Wir wollen jetzt nicht vom Fliegerlatein reden. Das soll es auch geben, genau wie das berühmte Jägerlatein, in dem die nie getanen Heldentaten der Jäger den staunenden Zuhörern übermittelt werden. Wir wollen von der Fliegersprache reden, die auch eine Sprache für sich ist. Jeder Beruf hat seine besonderen Fachausdrücke, seine Kraftworte, die mehr oder weniger bezeichnend sind für den Beruf selbst. Kein Wunder, daß der Fliegerberuf, der, wie wenig andere, ausgeprägte und starke Charaktere erfordert, eine ausgeprägte und starke Sprache hat. Wer bei den Fliegern nicht in Ungnade fallen will, sollte uns daher bei unserer kleinen Reportage begleiten, um ein paar der wichtigsten Ausdrücke kennenzulernen.



Eine Rodelpartie im Riesengebirge im Jahre 1907.
Trotz der sportlichen Aufmachung merkt man die Mode der damaligen Zeit. Den flotten Stil in der Sportkleidung der Jetztzeit vermißt man, und die Menschen erscheinen selbst bei dieser sportlichen Tätigkeit in selbstgefälliger Geruhsamkeit.



Eislauf im Berliner Tiergarten im Jahre 1908.
„Melone" und Schnürkorsett als Sportkleidung!

Wintersport vor 30 Jahren



Leben und Treiben auf der Eisbahn im Berliner Tiergarten vor 30 Jahren.



Damals waren sie fesch.
Skiläuferinnen in ihrer unzweckmäßigen Sportkleidung vor 30 Jahren beim Training im Harz.

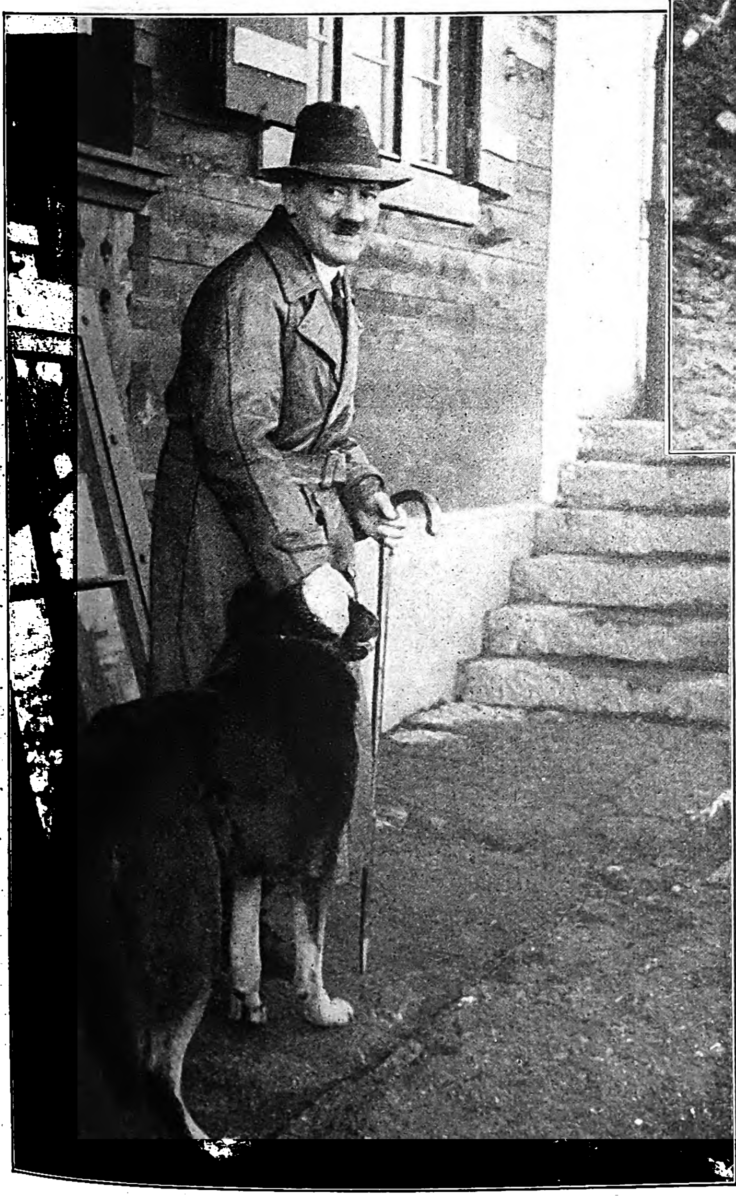
Aufnahmen: Ernst Haeckel.

Verlag: **Franz Eher Nachf., G. m. b. H.**, München 2 NO, Thierschstraße 11—17, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post und durch jede Buchhandlung monatlich 86 Pfennig, durch Umschlag M. 1.45. Bei Zustellung ins Haus kostet der Illustrierte Beobachter 2 Pfennig Zustellgebühr mehr. Alle Lieferanten sind daher berechtigt, die Zeitschrift mit 22 Pfg. frei Haus zu liefern. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft. Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. III. 35: 678719 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste **Nr. 8.**
[ABCDE

Mit dem Führer zwischen Weihnachten und Neujahr in Berchtesgaden



Der Führer im Berchtesgadener Land.
Im Anblick der Naturschönheiten seiner Berge suchte und fand Adolf Hitler Ruhe und Erholung nach einem an Erfolgen reichen Arbeitsjahr.





Links:
Nach Monaten sieht Muck, einer der Schäferhunde des Führers, seinen Herrn wieder.

Der Führer bei der Besichtigung des Umbaues von Haus Wachenfeld.
Links: Architekt Prof. Gall; mit dem Rücken zum Beschauer: Frau Troost.



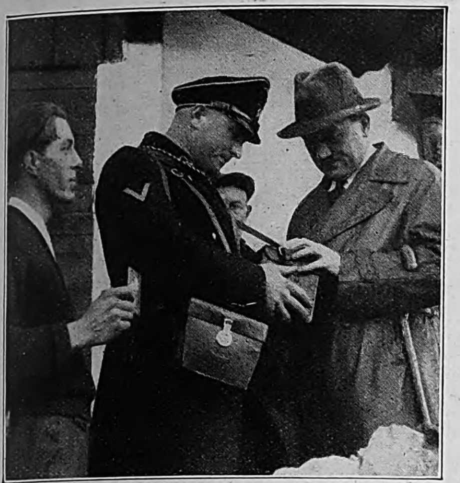
Mit dem Führer zwischen Weihnachten und Neujahr in Berchtesgaden.
Erholungsstunden im Angesicht der Berge.
Der Führer und sein Adjutant, Obergruppenführer Brückner, auf der Terrasse von Haus Wachenfeld.



Die Straßen sind hier schmal:
Der geländegängige Wagen des Führers begegnet dem Autobus der Reichspost am Weg zum Obersalzberg. Mit aller Vorsicht fahren die Wagen an der gefährlichen Stelle aneinander vorüber.



Links:
Fahrt durch die winterliche Landschaft. Der Führer im Wagen, auf der Fahrt vom Obersalzberg herab.



Der Führer gibt den Arbeitern, die am Umbau von Haus Wachenfeld beschäftigt sind, Autogramme.

Sämtliche Aufnahmen für den „J.B." von Heinrich Hoffmann.



Zur Abfahrt gerüstet.
Der Führer an seinem Wagen während eines Aufenthaltes an einer Tankstelle.



Die Weihnachtskamera will noch nicht recht ...
Obergruppenführer Brückner bemüht sich, eine erste Aufnahme mit dem neuen Apparat zu machen. Neben dem Führer: Frau Troost und Brigadeführer Schreck.

hatte er diesmal im Berchtesgadener Clubheim Quartier genommen. Tagsüber wurden Ausflüge in die nähere Umgebung gemacht. Wenn auch an den Weihnachtsfeiertagen schon der Föhnwind einsetzte, so blieb der tiefe Schnee in den bayerischen Bergen doch noch ein paar Tage liegen. Wie stets nahmen auch diesmal die Bevölkerung und die Besucher Berchtesgadens regen Anteil an der Anwesenheit des Führers. Wo er sich zeigte, waren begeisterte und jubelnde Menschenmengen zugegen, um ihn zu grüßen, große und kleine Autogrammjäger suchten eine Bestätigung der wichtigen Begegnung zu erlangen. Arbeiter der Queralpenstraße brachten ihre Grüße dar, und eine besondere Freude hatten die Kinder, die von Adolf Hitler persönlich Weihnachtsgeschenke erhielten. Nur zu bald hatten die kurzen Stunden der Berchtesgadener Ferien wieder ihr Ende gefunden.



Glückliche Volksgenossen, die mit ein paar freundlichen Worten eine Unterschrift Adolf Hitlers erhalten.

Das Haus der Deutschen Kunst in der Hauptstadt der Bewegung hat im vergangenen Jahre bedeutende Fortschritte gemacht. Die Passanten der Prinzregentenstraße in München können im Vorübergehen schon das ganze Gebäude in seinen endgültigen Umrissen auf sich wirken lassen; die lange, mächtige Säulenreihe an der Straßenfront steht, die Bretterumzäunung, die während des ersten Baujahres die Arbeiten verdeckte, ist gefallen. In den letzten Tagen des Vorjahres benützte der Führer einen kurzen Aufenthalt in München, um sich persönlich von dem Fortgang der Arbeiten am Haus der Deutschen Kunst zu überzeugen.



Der 45. Geburtstag des Stabschefs der SA.

Hannovers Jugend wünscht Glück.

Die kleinen Bürger der Stadt lassen es sich nicht nehmen, ihrem Stabschef Lutze persönlich zu gratulieren.

Aufnahmen: W. Göke.



Während des Fackelzuges in Hannover zu Ehren des Stabschefs Lutze.
Links neben Stabschef Lutze Brigadeführer Kergel, Hannover.

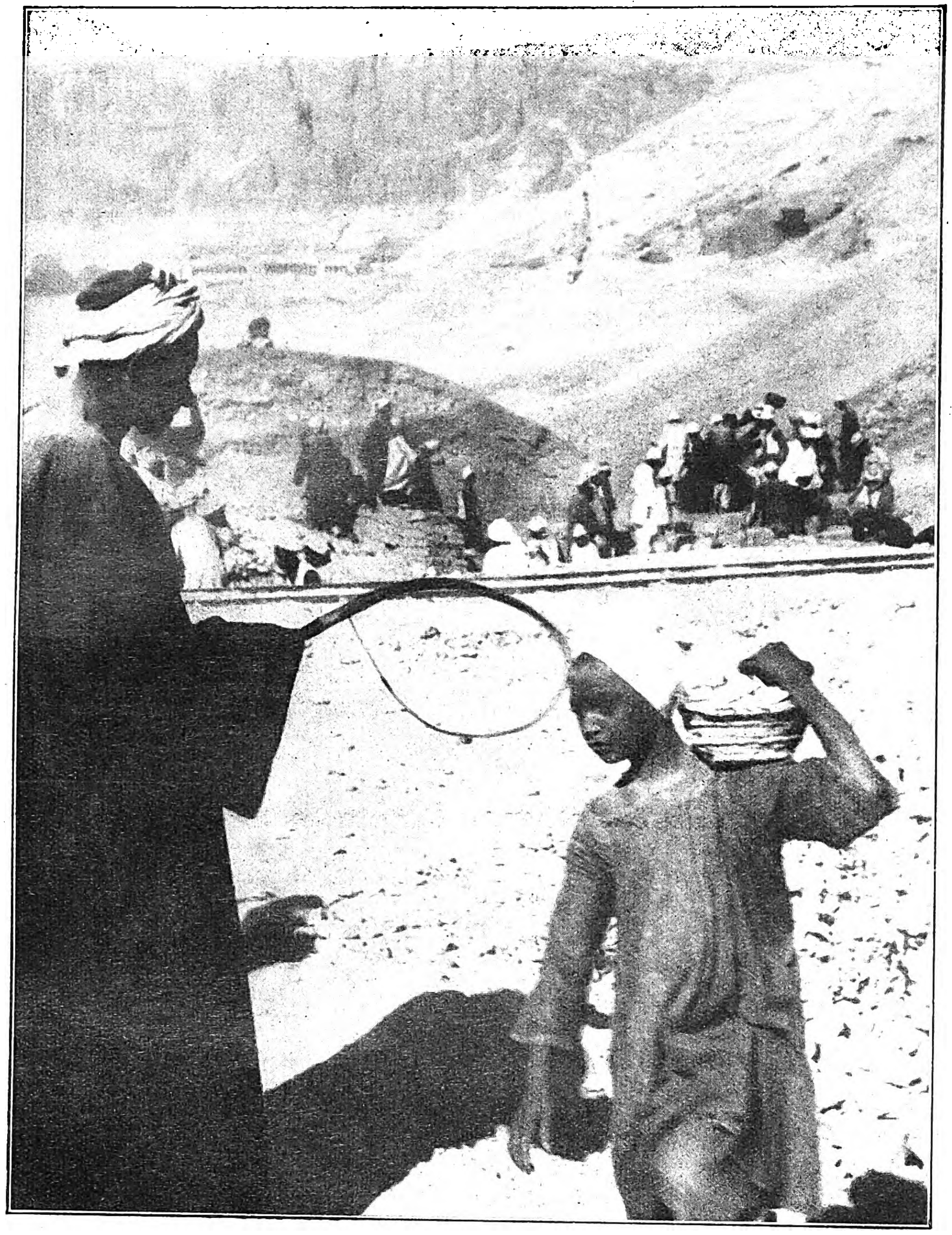


Neueste Aufnahme von Ministerpräsident General Göring,
Oberbefehlshaber der Luftwaffe und Reichsluftfahrtminister, der am 12. Januar seinen 43. Geburtstag feiert.

Heinrich Hoffmann.

Der Chef des Stabes der SA., Viktor Lutze — über den der „Illustrierte Beobachter“ in Folge 52 des letzten Jahrganges einen ausführlichen Bildbericht brachte —, feierte am 28. Dezember unter großer Anteilnahme der Bevölkerung seinen 45. Geburtstag in Hannover. Der Führer und zahlreiche führende Persönlichkeiten von Bewegung und Staat hatten telegraphisch und brieflich ihre Glückwünsche übermittelt. Die Hannoversche SA.-Brigade 61 feierte ihren Stabschef am Abend des Geburtstages mit einem großen Fackelzug. Sämtliche Gruppenführer der SA. hatten sich in Hannover eingefunden.

Peitsche und Lied bei der Arbeit



Fellachen bei den Ausgrabungsarbeiten am Grabe Tut-anch-Amons.
Wenn das Arbeitstempo langsamer wird, droht der Aufseher mit der Peitsche und klopft manchmal die staubigen Kleider der Knaben. Im Hintergrund steigt die Felswand der Pharaonengräber majestätisch zur Pyramide an.

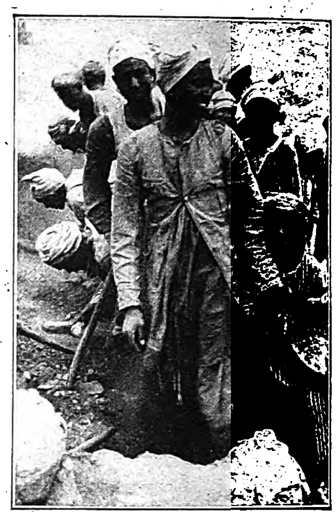
Aufnahmen: Associated Press.

Wissenschaftler nehmen heute den Kampf um die Schätze der Pharaonen auf. Manchmal sind allein kostspielige, langwierige und mühevolle Arbeiten erforderlich, nur um in planlos zerwühlten Gebieten ein systematisches Ausgraben zu ermöglichen.

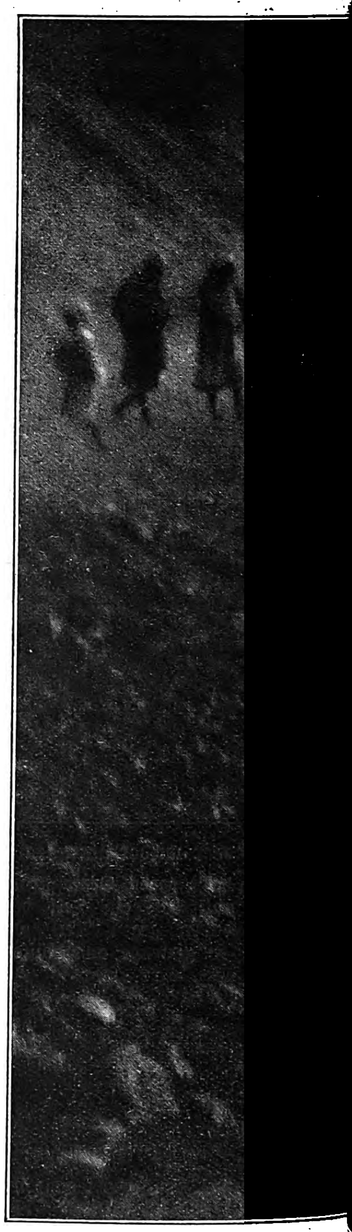
10 Stunden arbeiten Eingeborene in glühender Sonne, im grellen Sand des Wüstenlandes, für einen Tageslohn von 3—5 Piastern. Der europäische hauaga (Herr) steht mit dem Tropenhelm in ihrer Mitte, Zeichenpläne studierend, den Aufsehern Anweisungen gebend.

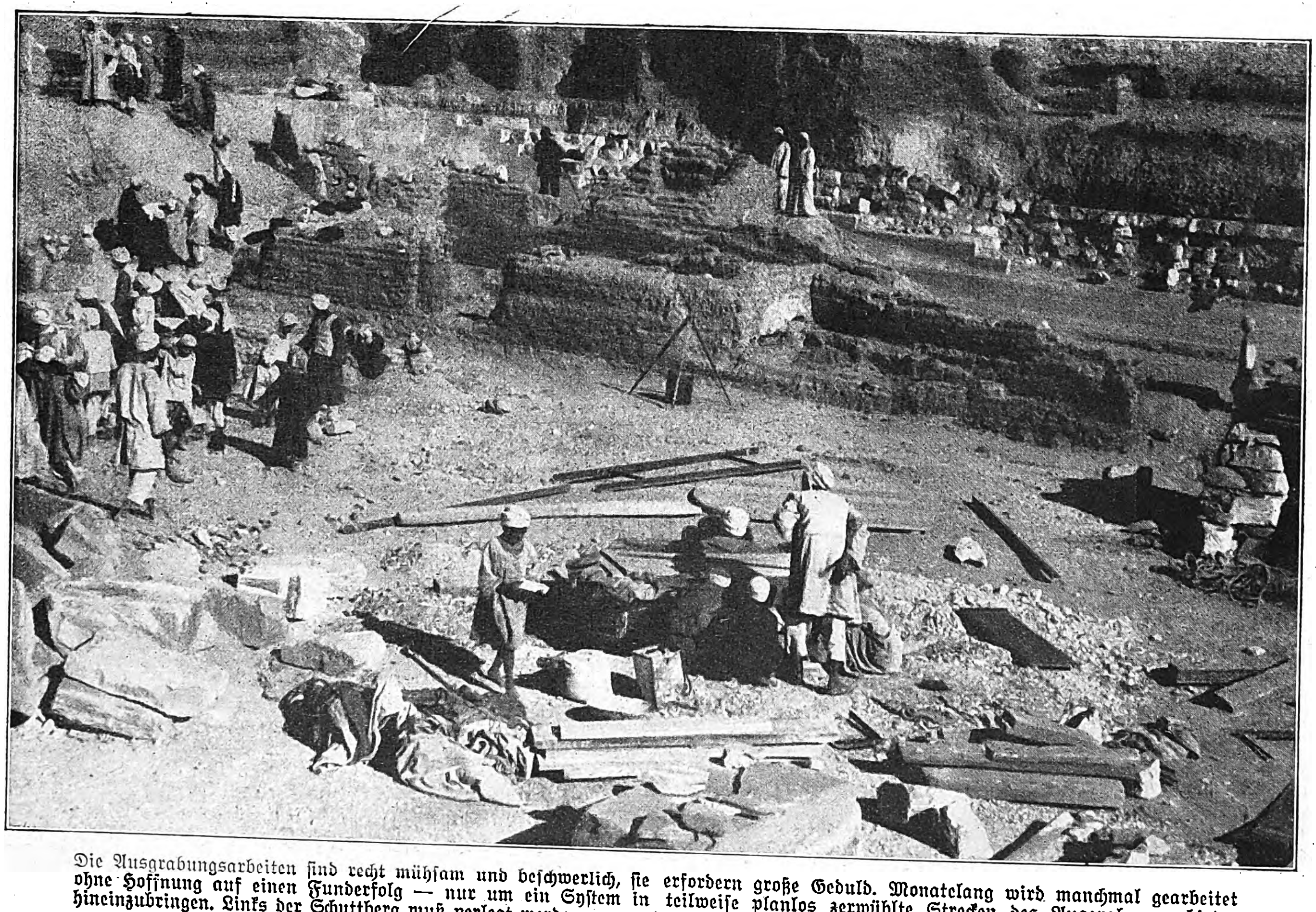
Der Aufseher klopft ab und zu die staubigen Kleider der Jüngeren, wenn sie zu oft, den Durst zu löschen, zum Wassergula laufen und das Arbeitstempo verlangsamen.

Aber wenn der Vorsänger auf dem Arbeitsplatz steht, und im Chor alle singend einfallen, dann schreiten die Knaben munter im Rhythmus ihres Gesanges aus, und die Arbeit geht wie am Schnürchen trotz mörderischer Glut.



Über den staubigen Sand sind die Fellachen-Männer gebeugt, sie nehmen den Knaben die geleerten Körbchen ab.





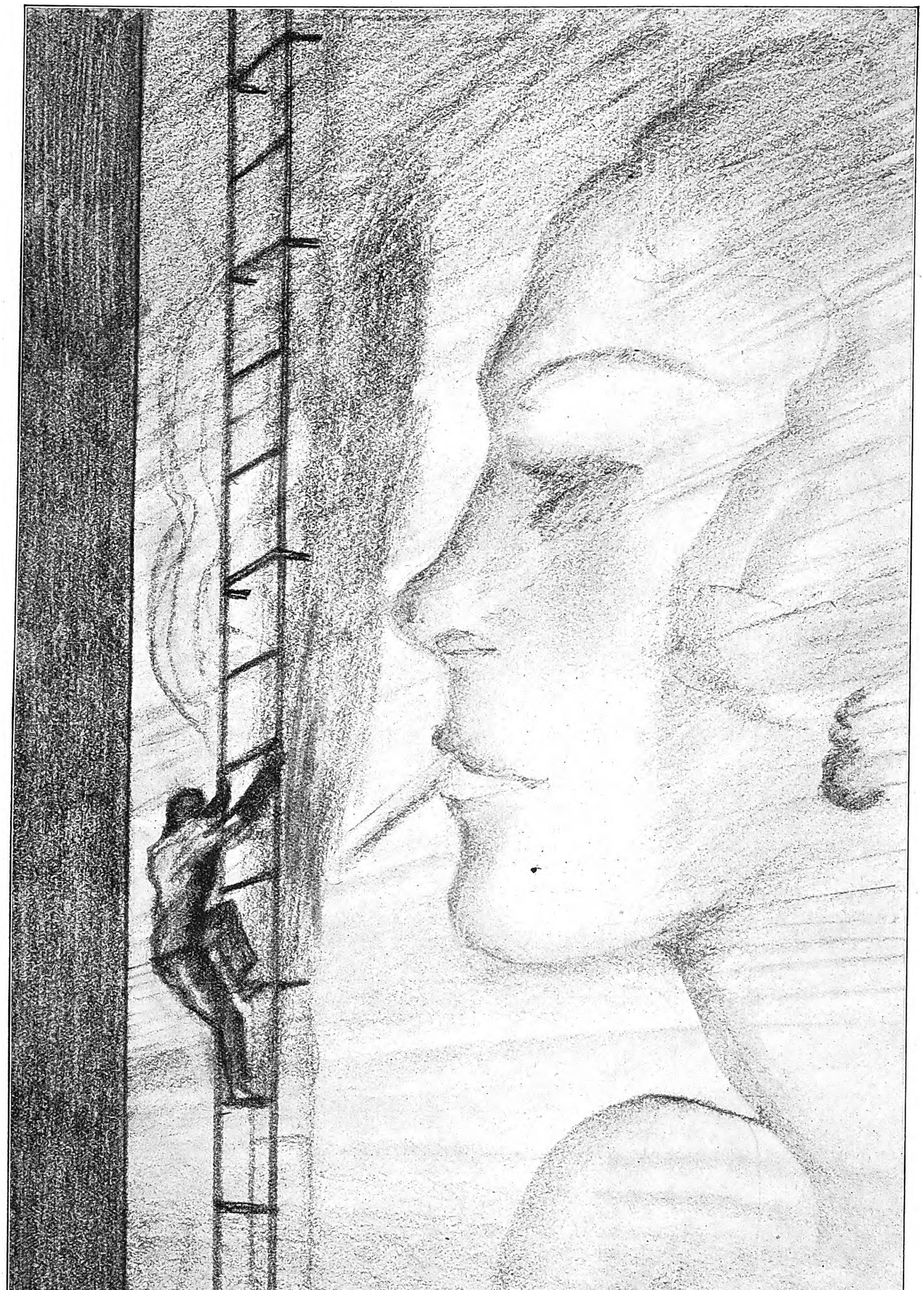
Die Ausgrabungsarbeiten sind recht mühsam und beschwerlich, sie erfordern große Geduld. Monatelang wird manchmal gearbeitet ohne Hoffnung auf einen Funderfolg — nur um ein System in teilweise planlos zerwühlte Strecken des Ausgrabungsgebietes hineinzubringen. Links der Schuttberg muß verlegt werden, um unter ihm graben zu können. Im Hintergrund sieht man freigelegte Grabhöhlen im Felsgestein.



Wie im Reigen umkreisen die Knaben das freizulegende alte Gemäuer.
Sie gehen zur Abladestelle hin, die kleinen, auf die Schulter gehobenen Körbchen zu leeren, welche die Älteren, in Reihen stehend, immer wieder von neuem mit dem sandigen Schutt füllen. Über Plänen gebeugt, sitzt ein Assistent der amerikanischen Gesellschaft, den Aufsehern Anweisungen gebend.



Feierabend.
Wenn die Abendsonne schon tief am Himmel steht, geht die Arbeit ihrem Ende zu. Lärmend und ausgelassen wie die Schulkinder eilen die braunen Arbeiter mit langen Schritten den weiten Wüstenweg heim, aufgewirbelten Sand hinter sich lassend.



GROSS-FILM ATTILA

Ein aufregender Roman um einen seltsamen Film von

Frank Heller

beginnt in Folge 3 des „Illustrierten Beobachters"

Der Schwede Frank Heller, dessen ebenso spannende wie amüsante Abenteuerromane seit Jahren in alle Kultursprachen der Welt übersetzt worden sind, der Schwede Frank Heller, der aber auch seit Jahren in vielen seiner Werke einen unermüdlichen Kampf gegen die kultur- und menschenfeindliche Barbarei des Bolschewismus führt, hat uns hier mit gewohnter Meisterschaft die aufregende Geschichte eines rätselhaften Diebstahls geschrieben, der, in der griechischen Hauptstadt Athen begangen, in Ungarn unter dem blutigen Schatten Bela Khuns seine überraschende Lösung findet. Daß bei allem Ernst des vergangenen Geschehens aber auch der Humor zu seinem Recht kommt, gewährleistet allein schon die köstliche Gestalt des Professors Pelotard, der hoffentlich auch unter den Lesern des „I. B." viele Freunde finden wird.

Kamerad aus unserer Mitte

ROMAN VON ALBERT O. RUST

6. Fortsetzung.

Der Wagen war wunderbar durchgeheizt, und die Polsterung erwies sich, wie sich der Assistent überzeugte, wirklich als ganz ausgezeichnet. Schließlich machte es wirklich keinen großen Unterschied aus, hier in diesem Wagen Platz zu nehmen und einige Stunden zu fahren, oder die gleiche Zeit im Lehnstuhl im Krankenzimmer hinzubringen. Schließlich wurde Mr. Lansell noch mit einer Decke und mit Überschuhen versehen, die bis an die Knie reichten, mit Lammfell gefüttert waren und die zudem noch durch einen Reißverschluß gegen Schnee und Feuchtigkeit abgedichtet werden konnten.

Die Ausfallstraße war gleich hinter München erstklassig im heutigen Sinn, und später erstklassig im alten Sinn, und diese verschiedene Auffassung von Erstklassigkeit bedeutete für den Chauffeur ein Heruntergehen mit der Geschwindigkeit von hundertzehn Stundenkilometer auf siebzig Stundenkilometer. Eine Zeitlang war er sogar genötigt, die Geschwindigkeit abzudrosseln bis auf lumpige fünfzig Kilometer, und darüber schämte sich der Motor dieses kostbaren Wagens so sehr, daß er beinahe anfing, aus dem Gleichtakt zu geraten. Er gab erst tiefzufriedenes Triumphgeheul von sich, als er wieder mit annähernd voller Kraft losbrausen konnte.

Etwas nach neun Uhr war der Wagen in München gestartet, und lange vor zwölf Uhr stand er zitternd vor plötzlich gebändigter Kraft vor dem Eingang zum Sporthotel.

Mr. Lansell wurde empfangen, wie es dem Rang seines Wagens und dem dicken Pelz seines Chauffeurs zukam. Aber er hielt sich nirgends auf. Er ging in die Halle, nahm den Empfangschef scharf ins Auge und sagte folgendes: „Lansell, Elmer Lansell. Hier muß ein junger Mann von mir namens Herrick wohnen. Ich muß ihn sofort sprechen."

Und dann ließ er sich nahe am Kamin in den bequemsten Sessel sinken. Fünf Minuten später saß ihm Mr. Herrick gegenüber. Dieser smarte junge Herr ließ sich zwar nichts anmerken, aber er war ziemlich überrascht und durchforschte eilig sein Gewissen nach strafwürdigen Unterlassungen oder Überschreitungen. Daß er bisher nichts ausgerichtet hatte, hatte er vor dreieinhalb Stunden schon durch den Fernsprecher bekannt. Von der Absicht der Dame, Mr. Lansell in München zu besuchen, hatte er nichts erwähnt, da er sich dazu nicht ermächtigt geglaubt hatte. Dagegen hatte er über ihren Wunsch Bericht erstattet, in der Angelegenheit des Grundkaufs nichts mehr weiter zu unternehmen.

„Erklären Sie mir kurz", sagte Mr. Lansell, „warum es nicht möglich ist, in diesem Land ein Stück Baugrund zu kaufen wie in anderen Ländern."

Aber als Mr. Herrick über dieses Thema noch nicht die Hälfte von dem gesagt hatte, was es darüber zu sagen gab, sah er sich durch Mr. Lansell unterbrochen.

„Ich sehe nirgends etwas von Mrs. Gruenders. Ist Mrs. Gruenders schon beim Lunch?"

Mr. Herrick streifte seinen Chef mit einem raschen Blick.

„Mrs. Gruenders war gestern stark ermüdet. Sie ist heute noch nicht sichtbar geworden. Das Zimmertelephon ist abgestellt."

„So! Hm!" Mr. Lansell wurde völlig undurchdringlich. „Aber diese Antje. Diese Antje muß doch erreichbar sein."

„Ich kann es versuchen", erklärte Mr. Herrick und erhob sich. Er blieb zehn Minuten fort und erschien dann wieder mit der Meldung, Mrs. Gruenders sei soeben aufgewacht. Er habe Antje einen Augenblick sprechen können. Sie werde ihrer Herrin von der Anwesenheit Mr. Lansells Mitteilung machen.

„Gut", sagte Mr. Lansell undurchdringlich. „Fahren wir fort. Aber beantworten Sie mir erst eine Frage. Ist dieses Grundstück für mich erreichbar? Ich meine, kann ich es besichtigen?"

„Es geht ein ziemlich ebener Weg daran vorüber", gab Mr. Herrick Auskunft.

„Und dieser Hof? Ist auch der Hof zugänglich für mich?"

„Man kann mit einem Pferdeschlitten hinaufkommen", versetzte Mr. Herrick. „Und Pferdeschlitten gibt es unten in der Stadt genug zu mieten."

„Gut, Sie werden mir das arrangieren", sagte Mr. Lansell. „Ich will mich selber überzeugen. Hinter der Sache muß ein Trick stecken. Sie haben nur nicht verstanden, dahinter zu kommen. Mit einer Siedlung will ich nichts zu tun haben. Und ich will auch nicht Geld zum Fenster hinauswerfen. Ich weiß mit Geld Besseres anzufangen. Und vor allem will ich hören, was Mrs. Gruenders sagt."

Während der ganzen Zeit hatte er nicht seinen jungen Mann angeblickt, sondern seine Augen durch die Halle wandern lassen. Zuletzt hatte er hinten beim Fahrstuhl Antje auftauchen sehen und sie nicht mehr losgelassen, bis sie vor ihm stand und die Andeutung von einem Knicks produzierte.

„Mevrouw läßt bitten", richtete sie aus.

Mr. Lansell blieb unbeweglich sitzen, als hätte ihn diese einfache Botschaft überwältigt. Dann stützte er sich auf die Lehne seines Sessels und erhob sich langsam.

„Ich komme. Gehen Sie voraus."

Im Fahrstuhl versah ihn Antje mit einer kleinen Instruktion.

„Mevrouw steht sonst nie so spät auf. Aber Mevrouw hat gestern abend Tabletten genommen. Ich habe nichts gewußt davon. Mevrouw hat gestern einen sehr anstrengenden Tag gehabt. Mevrouw läßt bitten, im Frühstückszimmer Platz zu nehmen. Mevrouw wird sofort erscheinen."

Das Frühstückszimmer war der Raum neben dem Schlafzimmer. Antje hatte verschiedene Namen dafür. Je nach der augenblicklichen Verwendung sagte sie dazu Empfangszimmer, Salon, Wohnzimmer und Frühstückszimmer. Zu dieser Stunde war dort für ihre Mevrouw der Frühstückstisch gedeckt. Antje bat Mr. Lansell, daran Platz zu nehmen, und sorgte für ein zweites Gedeck.

Als Gertrude eintrat, war er gerade im Begriff, den Frühstückstisch zu kontrollieren. Er fand eine Kanne Tee, Röstbrot in einer Serviette, etwas Butter als kleine Kugeln serviert und ein hübsches Glas mit Marmelade.

„Dein ganzes Frühstück?" fragte er.

„Elmer", sagte sie, „warum bist du gekommen? Ich wäre mit dem nächsten Zug zu dir nach München gekommen."

Er ballte die Faust.

„Dieser Maisoner!"

„Er ist fort", erklärte sie. „Ich habe ihn nur einmal gesehen. Am Abend. Am nächsten Morgen bin ich vor ihm auf die Hochalm geflüchtet."

„Er hat gewagt, dich zu belästigen!"

„Unglücklicherweise haben sie hier im Hotel den Ring mit der Perle gefunden, und er hat Nachricht davon bekommen. Er wollte ihn mir wieder aufdrängen. Das war alles. Aber es war genug, um mich zu vertreiben."

„Es war sehr hart für mich", erklärte er, „ihn hier zu wissen und dich irgendwo sehr hoch oben in den verschneiten Bergen. Wer nicht Bescheid weiß in den Bergen, macht sich Sorgen, wenn er das Liebste, das er hat, unerreichbar so hoch da oben weiß. Aber du siehst gut aus. Gebräunt von vieler Sonne. Nur deine Augen gefallen mir nicht."

„Elmer", sagte sie, „Skilaufen ist das Herrlichste, was es auf dieser Welt gibt."

„Wirklich? Du willst also doch ein Haus hier haben. Auf jener Wiese; heißt sie nicht Sonnleiten? Und wie es scheint, habe ich damit meine Wette verloren. Allerdings, die acht Tage sind noch nicht ganz um."

„Nicht du, ich habe die Wette verloren", widersprach sie. „Ich habe aufgegeben. Ich habe Mr. Herrick gebeten, nichts mehr zu unternehmen."

Er schüttelte den Kopf.

„Ich habe Mr. Herrick heute zweimal gesprochen. Einmal von München aus, und vorhin unten in der Halle. Ich habe den Eindruck, daß er die Lage als hoffnungslos ansieht und nur noch um einen ehrenhaften Rückzug kämpft. Danach hätte ich die Wette verloren. Herrick ist mein tüchtigster Mann. Ich kann keinen besseren ins Treffen schicken. Aber ich will nicht

klein beigeben, ehe ich mit eigenen Augen den Mann gesehen habe, der sich weigert, schlechtes Land für gutes Geld herzugeben, auch wenn es dreifach überzahlt wird. Ich werde eine kleine Schlittenpartie haben. Herrick hat den Auftrag, alles zu arrangieren."

Gertrude wurde bestürzt.

„Dieser Herrick! Ist er nur dazu da, zu arrangieren? Warum hat er nicht gesprochen?"

„Was hätte er sprechen sollen?"

„Er hätte sagen sollen", versetzte sie, „daß dieser Besuch unmöglich ist. Der Hof heißt Oberleiten. Sie haben oben eine Tote liegen. Es ist die Schwester des Mannes, der nicht verkaufen will. Ich habe sie sterben sehen. Elmer, sie ist verhungert oben in einer einsamen Hütte. Pauli und ich, wir sind nur durch Zufall dazugekommen."

„Pauli? So. Das ist Herr Mencken, wie?"

Sie schlug groß die Augen auf zu ihm.

„Ja. Ich sage jetzt Pauli zu ihm."

Mehr sagte sie nicht. Aber sie hielt ihm die Augen entgegen, groß und offen, und er blickte hinein, ohne ein Wort zu sagen.

„Willst du mir nicht eine Tasse Tee geben?" unterbrach er endlich das Schweigen.

„Verzeih", entschuldigte sie sich verstört und bediente ihn hastig.

Mr. Lansell hielt es für zweckmäßig, einen abgerissenen Faden ihres Gespräches wieder aufzunehmen.

„Verhungert sagst du, oder fast verhungert? Der Mann ist also arm?"

„Kaum, Elmer. Nach seinen Begriffen ist er wohlhabend."

„Also geizig?"

„Geizig? Nein, ganz sicher nicht. Seine Schwester war verbittert. Sie wollte nichts von ihm annehmen. Es ist eine sehr hartköpfige Sippe, Elmer. Pauli gehört auch dazu. Und alle haben die schönsten blauen Augen, die ich in meinem Leben gesehen habe."

Mr. Lansell sank etwas in sich zusammen.

„Ja, ich erinnere mich. Du hast mir davon berichtet. Du begreifst, das alles ist mir neu und überraschend. Ich werde mich mit jemand beraten müssen, der sich hier besser auskennt als Herrick. Ich werde mit Herrn Mencken sprechen."

„Mit Pauli? Elmer, ich fürchte, es wird nicht möglich sein. Er wird verreist sein nach München. Er hat dort eine Mutter."

Mr. Lansell war nicht gewöhnt, so viele Hindernisse auf seinem Weg zu finden. Es war ihm jetzt etwas Ungeduld anzusehen.

„Und wo kann ich sicher erfahren, ob Herr Mencken verreist ist oder nicht?"

Gertrude kam sich vor wie ein Wesen ohne schützende Haut. Der leise Unterton von Ungeduld in Mr. Lansells Stimme ließ sie schon zusammenzucken. Es war nicht anständig, um eine entscheidende Aussprache herumzugehen. Sie fühlte sich tief unglücklich über ihre Mutlosigkeit.

„Es gibt hier einen Verkehrsverein", versetzte sie. „Ich glaube, dort wissen sie sicher über Pauli Bescheid."

„Man kann dort hoffentlich anrufen?"

Sie bejahte.

„Aber, Elmer", fügte sie hinzu, „bitte, nimm Rücksicht, wenn du mit den Leuten sprichst. Sie sind Freunde von Pauli und von mir. Es gibt nur zwei Leute dort im Verkehrsverein. Ein Fräulein, das sie Grübchen nennen, das sehr an Pauli hängt. Sie war mit mir Skifahren oben auf der Hochalm. Und dann ist noch ein Mann da, ein Herr v. Braun, ein früherer Offizier. Er hat nur einen Arm. Sie nennen ihn Ritter Tatzellos."

Mr. Lansell nahm alle diese Auskünfte mit unbewegter Miene entgegen.

„Du hast dich hier gut eingelebt, wie ich sehe."

„Elmer", sagte sie, „mir ist es, als wäre ich hier daheim. Hier und sonst nirgends. Und wenn ich von hier fortgehen müßte, würde mir sein, als müßte ich meine Heimat aufgeben."

23.

Mencken wollte nicht lange in München bleiben. Es gab da einen Zug hin und einen Zug her mit fast drei Stunden Aufenthalt dazwischen. Zeit genug, wie er überzeugt war, um zu besprechen, was mit Frau Mencken zu besprechen war.

Er war im Skianzug losgefahren, ziemlich so, wie er die Oberleiten verlassen hatte, wohin er mit Kaltenbrunner die Leiche der Unterleitnerin übergeführt hatte. Am Abend wollte er wieder zurück sein und nach Kläre sehen. Immer, wenn er an Gertrude dachte, sagte er Kläre zu ihr.

Die alte Frau Mencken war zur Zeit der Ankunft Paulis in München nicht in ihrem Hotel zu treffen. Er kannte ihre Tageseinteilung genau. Sie bekam täglich um zehn Uhr ihr Frühstück, bestehend aus Kaffee und reschen Semmeln, an das Bett gebracht. Gegen Mittag pflegte sie aufzustehen. Zwischen ein und zwei Uhr besuchte sie eine nahe gelegene Gaststätte, um dort ihre Hauptmahlzeit einzunehmen. Diese Hauptmahlzeit bestand unabänderlich aus drei Scheiben Schinken und zwei Scheiben Schwarzbrot von bestimmter Beschaffenheit. Wo immer sie auch gelebt hatte und wie sie sich auch gewandelt hatte, die Vorliebe für die heimische Brotart hatte sie beibehalten. Und wenn sie ihren Wohnsitz änderte, beschäftigte sie sich in der ersten Zeit hauptsächlich damit, eine Bezugsquelle für die ihr allein zusagende Brotart ausfindig zu machen. Da ihre Zähne schlecht waren, konnte sie zu ihrem größten Bedauern die Brotrinde nicht verzehren. Hier in München hatte sie sich angewöhnt, nach Vollendung ihrer Mahlzeit die übriggebliebene Rinde in ganz kleine Würfel zu schneiden und sie in einem besonderen Fach ihrer Handtasche mit sich zu nehmen. Pünktlich um zwei Uhr pflegte sie die Gaststätte zu verlassen, um einen Gang durch den Englischen Garten zu machen. Hier hatte sie eine Bank, die sie als ihr Eigentum betrachtete, und sie war sehr erbost, wenn sie den Platz besetzt fand. Den Vögeln in der Umgebung dieser Bank war ihre gebückte kleine Gestalt eine vertraute Erscheinung. Für sie waren die vielen kleinen Brotwürfel in ihrer Handtasche bestimmt.

Kurz vor vier Uhr kam die alte Frau Mencken in ihr Hotel zurück. Sie empfing niemals Besuch, aber manchmal wurde ihr ein Brief von der Bank oder von ihrem Sohn ausgehändigt. Und um vier Uhr begann ihr eigentliches Tagewerk, das sie, abends nur von einer Stunde Pause unterbrochen, regelmäßig bis Mitternacht festhielt. Sie spielte leidenschaftlich gern Bridge. Und was mehr besagen will, sie spielte sogar gut Bridge. In der Pause zwischen der Nachmittags- und Abendpartie pflegte sie eine Tasse Kaffee zu nehmen. Sie war stets an der letzten Partie beteiligt und verließ das Spielzimmer des Hotels erst dann, wenn wirklich keine Partner mehr zu haben waren.

Pauli war etwas vor drei Uhr in München angekommen. Er versuchte gar nicht erst, sie um diese Zeit zu erreichen, sondern verbrachte die nächste Stunde mit einigen Besorgungen. Erst eine Viertelstunde vor vier Uhr fand er sich im Hotel ein. Gleich darauf kam auch die alte Frau von ihrem täglichen Ausflug in den Englischen Garten zurück.

„Keine Post, gnädige Frau, aber Besuch", empfing sie einer der Angestellten und zeigte ihr in der Halle ihren wartenden Sohn.

„Es ist gut, daß du gleich gekommen bist", begrüßte sie ihn. „Diese Esel in der Bank machen immer alles verkehrt. Hast du die letzte Abrechnung mitgebracht?"

„Wollen wir hier in der Halle bleiben?" fragte Pauli.

„Warum nicht?" meinte sie. „Wir haben nicht lange zu tun miteinander. Du spielst wohl immer noch nicht Bridge?"

„Nein", sagte Pauli ziemlich schroff und reichte ihr das verlangte Blatt Papier.

„Schade", sagte sie, „sonst hätte ich dich mit in den Klub genommen. Wir haben jetzt zwei starke Tische. Ich werde gleich hineingehen müssen. Du bist zu keiner glücklichen Zeit gekommen. Aber eine Viertelstunde habe ich Zeit. Setzen wir uns."

Er folgte ihrer Aufforderung und setzte sich ihr gegenüber in einen der tiefen Sessel, die zahlreich in der Halle standen.

„Ich werde nun nicht mehr übersiedeln", begann sie. „Ich habe mich hier im Hotel in Pension begeben, so weit ich Pension haben will. Ich habe gute Partner für Bridge gefunden und ganz in der Nähe ein Lokal, wo es genau das Brot gibt, das ich mir wünsche. Mehr verlange ich nicht mehr."

„Darf ich dich einen Augenblick unterbrechen?" fragte er.

Sie blickte ihn erstaunt an.

„Ich wollte dir nur mitteilen", erklärte er, „daß deine Schwester heute nacht gestorben ist. Übermorgen wird sie beerdigt. Sie liegt auf der Oberleiten aufgebahrt."

Die alte Frau Mencken schluckte ein wenig.

„Wir haben uns auseinandergelebt", versetzte sie. „Außerdem war sie die ältere. Sie hat wohl nichts hinterlassen?"

„Sie ist verhungert", erklärte Pauli stark.

„Es gibt eine Menge Leute", stellte die alte Frau Mencken trocken fest, „denen es nicht gut geht. Ich habe es an mir selber erfahren. Ich will in meinen letzten Tagen keinem Menschen zur Last fallen. Ich habe darum alles, was noch übrig war, an mich gezogen und mir eine kleine Rente dafür gekauft. Bei der Aufrechnung blieb ein kleiner Rest. Ich habe ihn für dich bestimmt, aber die Esel in der Bank haben nicht richtig zugehört. Sie haben eine Null zu viel geschrieben. Ich muß diesen Betrag noch haben, um mir die Rente zu sichern. Du bist jetzt erwachsen. Du mußt für dich selber sorgen. Ich habe gerechnet und wieder gerechnet. Ich will dir nicht alles wegnehmen. Ich will dir tausend Mark lassen. Du hast wohl kein Scheckbuch?"

„Doch", sagte Pauli.

„Dann ist die Sache einfach", erklärte sie erleichtert. „Du schreibst mir jetzt einen Scheck aus über dreitausend Mark. Den Rest kannst du behalten."

„Und das ist alles, was ich für alle Zukunft zu erwarten habe?" fragte Pauli und fühlte dabei, wie ihm eine unsichtbare Hand würgend an die Kehle griff.

„Die Rente lautet auf Lebenszeit", erklärte die alte Frau Mencken. „Ich werde schwerlich etwas erübrigen können davon. Ich habe noch ein bißchen Schmuck, aber der ist nicht viel wert. Du mußt dir nun dein Leben selber aufbauen. Als ich den Leitnerhof verlassen habe, habe ich nur ein kleines Bündel und eine Fahrkarte nach Amerika gehabt. Du hast immer noch mehr, und du bist ein Mann."

Pauli füllte den Scheck aus und gab ihn in die Hände der alten Frau.

„Ich werde sehen, was ich tun kann", sagte er.

„Wenn du Hunger hast", sagte seine Mutter, „meine Mahlzeit kann ich immer mit dir teilen. Ich gehe jetzt in meinen Klub."

Und dann reichte sie ihm flüchtig eine trockene und kalte Altfrauenhand.

24.

Jeden Tag Punkt sieben Uhr abends schloß der Verkehrsverein im Pfleghof seine Pforten. Die Lichter wurden ausgedreht und die Türen geschlossen. Ritter Tatzellos ging zum Bräuwirt in die Schwemme, um eine Partie Schach zu spielen, und das Fräulein hängte sich ein Mäntelchen über das Skigewand und ging heim zum Essen. Aber an dem Tage, da Mencken nach München gefahren war, ging das Fräulein ausnahmsweise nicht heim, sondern in entgegengesetzter Richtung zum Bahnhof hinunter.

Der Bahnhof lag ziemlich abseits und zwanzig Meter tiefer als die Stadt. Die Bahnhofstraße, rechts und links von Geschäften und Pensionen für die Wintergäste besäumt, ging durch die ganze Unterstadt und dann noch durch ein gutes Stück freies Feld. Natürlich gab es dem Bahnhof gegenüber ein Bahnhofshotel. Der Wirt hieß Huber. Er war der jüngere Bruder des Bräuwirts in der Oberstadt und verzapfte dessen Bier. Seine hauptsächlichsten Gäste waren Geschäftsreisende und die Mitglieder des Schützenvereins, dessen Vorstand er war. Seine Frau, dicklich und gutmütig, besorgte die Küche. Seine zwei Töchter, Gretl und Elli mit Namen, wurden streng beaufsichtigt und mußten abwechselnd in der Gaststube bedienen. Die eine hatte einen kaufmännischen Lehrkurs und die andere eine Haushaltungsschule besucht und beide hatten gelernt, ein bißchen Klavier zu spielen. Einen Marsch oder eine Etüde. Am liebsten spielten sie aber Walzer. Skifahren war ihnen nicht erlaubt worden, und darum betrachteten beide das Fräulein vom Verkehrsverein mit nicht geringem Neid, denn sie war unter den Mädchen der Stadt die beste Läuferin. Einige Jahre waren sie zusammen in die gleiche Schule gegangen.

In dieses Hotel zum Bahnhof, das eigentlich nur ein Gasthaus war, begab sich das Grübchen an jenem Abend, um ja nicht den letzten Zug aus München zu versäumen, mit dem Mencken zurückkommen wollte.

Es hatte heftiger Nachtfrost eingesetzt, und darum hielt das Fräulein den Mantelkragen überm Hals mit der einen Hand zusammen. Sie trug keinen Handschuh an dieser Hand, denn sie wollte lieber die Kälte erdulden als ihre beiden Ringe verdecken, die ihr ganzer Stolz waren. Und sie freute sich in ihrer bescheidenen Weise, wenn die kleinen Brillanten und Smaragden im Licht der Schaufenster und der Straßenlampen farbig aufblitzten.

Sie ging nicht in die Gaststube, sondern in die Küche und hatte einen kleinen Plausch mit Fräulein Elli, die gerade nichts zu tun hatte, und mit der Huberwirtin, die am Herd ein Schnitzel für einen Herrn Geschäftsreisenden abbräunte.

„Wir hätten schon noch Zimmer frei", bemerkte die Huberwirtin. „Warum schickt uns der Verkehrsverein keine Gäst'?"

„Es ist die alte Sache, Frau Huber", sagte das Fräulein, „die wenigsten Leute wollen so nahe am Bahnhof wohnen."

„Erwarten S' wen mit dem Münchner Zug?" fragte die Wirtin neugierig wie alle Wirtinnen.

„Ja, Frau Huber. Auf Herrn Mencken wart' ich. Ich muß ihm was ausrichten. Und wenn ich ihn hier nicht abfang', läuft er mir davon zur Oberleiten."

„Ja, der Pauli", meinte die Wirtin. „Is' wahr, daß er mit einer vom Sporthotel geht? Mit einer ganz Fürnehmen, hört man."

„Ich weiß wirklich nicht, Frau Huber. Ich sitz' doch den ganzen Tag in meinem Büro und tu' meine Arbeit. Was soll ich denn da hören?"

„Ich mein' nur", versetzte die Huberin. „Weil man doch sonst nie was hört von ihm, daß er's mit einer hätt'! Ist keiner von den Unebenen, der Pauli. Und für die Alt-Leitnerin war es ja ein recht's Glück, daß er auf die Kopftörlalm kommen ist, damit sie in ihrer letzten Stund' nicht ganz allein war. Ich hab's aber immer gesagt, es nimmt noch einmal kein gut's End' mit dem ewigen Herumstreunen."

„Die Leut' unten haben ihr eben zu sehr zugesetzt, Frau Huber", sagte das Fräulein.

„Ja, die Leut'!" versetzte die Huberin. „Elli, will der Herr an Kartoffelsalat oder was zu sei'm Schnitzel?"

„Gemischten", erklärte Elli geschäftsmäßig.

Als Elli die Bestellung hinaustrug, schloß sich das Fräulein ihr an, obwohl noch reichlich Zeit war, aber die Huberin war ihr heute für ihre Stimmung zu redselig.

Elli wußte etwas besser Bescheid, wie es um das Fräulein stand.

„Mußt dir nix draus machen, was die Mutter so dahersagt", tröstete sie schnell zwischen Tür und Angel. „Sie weiß es halt nicht besser. Mit der vom Sporthotel, weißt du, können wir's net aufnehmen. Wenn ich ein Bursch wär', in die tät' ich mich auch verlieben."

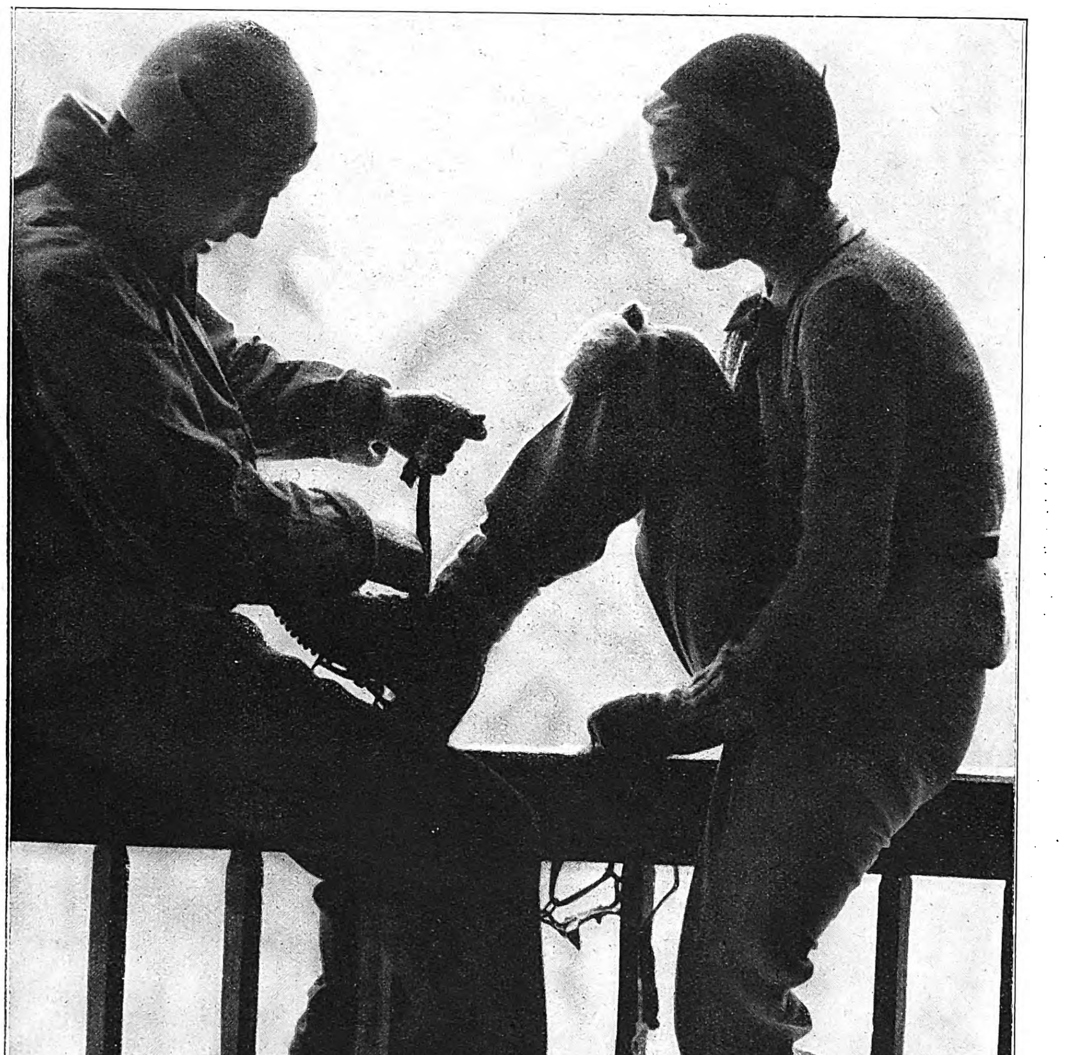
Als das Fräulein gleich darauf wieder in die Kälte trat, schlüpfte sie doch schnell in die Wollfäustlinge, die sie sich selber gestrickt hatte. Es war schon alles gleich, und der Ring konnte auch nichts mehr retten.

Es kamen nicht viel Leute mit dem Zug, und Mencken war leicht herauszukennen.

„Hallo", sagte er, als ihn das Fräulein an der Sperre empfing, „hallo, Grübchen!"

„Sie gehen wohl gleich hinauf zur Oberleiten?" fragte das Fräulein.

„Wohl", versetzte Pauli, „aber erst möchte ich noch einen Sprung ins Sporthotel tun."



Bergkameradschaft: Ritterdienst im Sport.
Letzte Vorbereitungen vor der Gletscherbesteigung.
Aufnahme: Dr. Paul Wolff.

Das Fräulein nickte, als hätte sie den Umweg vorausgewußt.

„Wenn es Ihnen recht ist, Pauli, gehen wir ein Stück zusammen. Ich habe hier gewartet. Ich wollte Ihnen etwas sagen. Damit Sie nicht unvorbereitet sind. Nämlich die Dame oben ist nicht mehr allein. Dieser Mr. Lansell ist bei ihr, mit dem sie immer die Ferngespräche gehabt hat. Er ist heute mittag mit einem großen Auto gekommen."

„So", sagte Mencken und schloß dann fest die Lippen.

„Ja", sagte das Fräulein, „und das ist nicht alles. Er hat mehrmals bei uns im Verkehrsverein angerufen und nach Ihnen gefragt. Er spricht kaum ein Wort Deutsch. Ich glaube, er will etwas von Ihnen. Und den ganzen Nachmittag ist er mit einem Schlitten herumgefahren. Und die Oberleiten hat er sich mit einem Fernglas ganz genau angesehen, sagt der Sepp, der ihn im Schlitten herumgefahren hat. Und er wollte wenigstens mit dem Glas auch die Hochalm und die Kopftörlalm sehen, und der Sepp hat ihn bis zum Klamml gebracht, aber weiter hat er sich nicht getraut. Es gehen zu viel Lahnen ins Klamml hinein, und das hat er dem Herrn auch gesagt. Und zum Schluß ist er zu uns gekommen und hat sich beschwert, daß ihn der Sepp nicht ins Klamml hineinfahren wollte, und da haben der Herr v. Braun und ich ihm alles verdolmetschen müssen. Es ist ein älterer Herr, etwas gelblich und das Haar gries, aber er hält sich sehr straff. Man sieht es ihm schon an, daß er viel zu sagen hat."

Mencken hatte den Kopf gesenkt, um kein Wort zu verlieren, und den Schritt hatte er immer mehr verlangsamt, und zum Schluß blieb er ganz stehen.

„Und um mir das alles zu sagen, haben Sie am Bahnhof auf mich gewartet", sagte er warm. „Grübchen, das vergesse ich Ihnen nie."

Das Fräulein mochte ihn nicht ansehen, denn es war ihrer Augen nicht ganz sicher. Aber es hatte noch etwas zu sagen.

„Und, Pauli", sagte sie, „Herr Mencken, was ich Ihnen auch sagen wollte, das mit Kaltenbrunner, das ist nichts. Und auch mit keinem anderen. Nicht daß ich eingebildet bin, aber man muß nicht alles haben wollen, und besonders nicht mehr als einem zukommt. Ich habe meine Arbeit im Verkehrsverein, und wenn wir umziehen und ein neues Büro bekommen, habe ich auch mehr Sonne. Und jetzt habe ich mir auch den Federstrammer gekauft und werde noch mehr skifahren und im Sommer fleißig schwimmen und bergsteigen, und vielleicht erreiche ich es doch noch, daß ich im nächsten Winter wenigstens Gaumeisterin werde. Das wollte ich Ihnen nur sagen, damit Sie sich keine Sorgen um mich machen, denn Sie sind immer sehr freundlich zu mir gewesen, nur zuletzt nicht, aber daran war ich selber schuld."

„Aber Grübchen", rief Mencken aus und wollte nach ihrer Hand fassen, aber sie wich zurück und drehte sich um und lief, so schnell sie nur konnte, in die andere Straße hinein, die weniger beleuchtet war.

„Liebes Grübchen", sagte Mencken hinter ihr her und sah ihr nach, bis sie verschwunden war, und dann setzte er im Weitergehen den Fuß so hart auf, daß der Schnee unter seinen dicken Sohlen knirschte.

25.

Als Mencken im Sporthotel ankam, war das Konzert zum Fünf-Uhr-Tee schon vorüber, aber die Stunde für das Abendessen war noch nicht angebrochen. Die meisten Hotelgäste waren jetzt auf ihren Zimmern beim Umkleiden. Er fragte nach Frau Gruenders, aber das Personal hatte wohl bestimmte Instruktionen. Er bemerkte, daß um ihn herum Bewegung entstand. Er wurde gebeten, an einem bestimmten, abseits gelegenen Tisch in der Halle Platz zu nehmen. Man werde seinen Wunsch weitergeben. Frau Gruenders sei oben in ihren Zimmern.

Mencken war gewohnt, scharf zu beobachten.

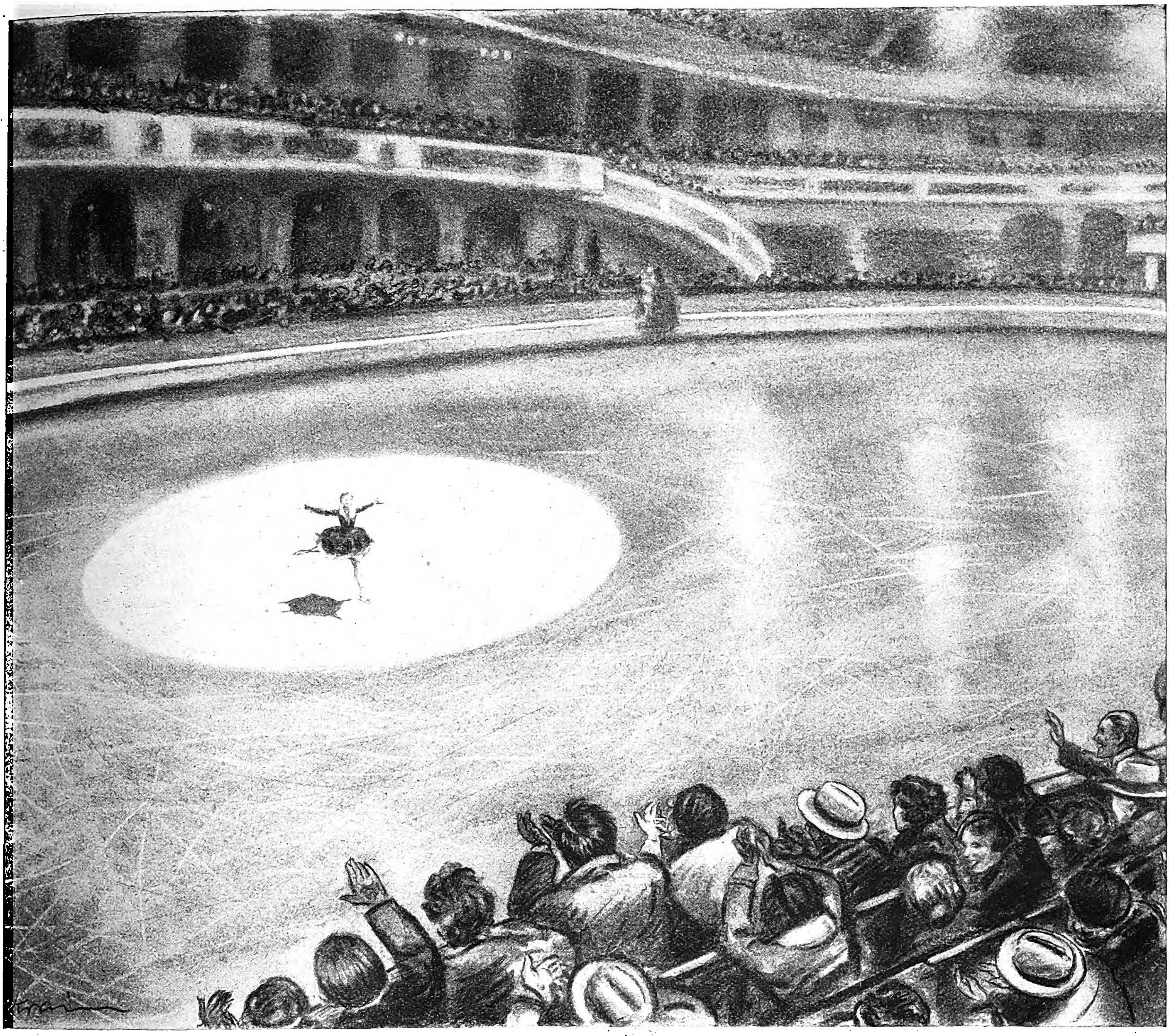
„Na, schön", sagte er nach kurzem Besinnen, „es wäre mir aber lieb, wenn ich nicht in den Dinnertrubel hineinkäme."

Die Halle, wurde er daraufhin zuvorkommend belehrt, pflege bis zur Zeit nach dem Abendessen leer oder doch so gut wie leer zu bleiben.

Wie Mencken es nach diesem Vorspiel nicht anders erwartet hatte, erschien nach kurzer Zeit nicht Gertrude, nach der er gefragt hatte, sondern Mr. Lansell, nach dem er nicht gefragt hatte.

Er war schwerlich zu verkennen.

„Es ist gut, daß Sie Englisch sprechen", führte er sich ein. „Ich kann mich in anderen Sprachen, außer in einigen exotischen, nur schwer verständlich machen.



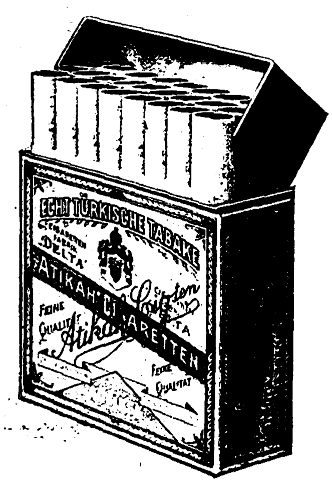
Beliebtheit muss verdient sein

Daß Atikah seit Jahren die meistgerauchte 6 Pf. Cigarette ist, kann kein Zufall sein — sie verdient ihre Beliebtheit. Nicht genug, daß Atikah die kostbarsten Tabaksorten des Orients in meisterhafter Mischung enthält. Alle modernen Hilfsmittel, jede technische Neuerung und Verbesserung, die im Laufe der Jahre gefunden wurden, dienen der Atikah, um ihr zartes Aroma und alle Feinheiten ihres vollen Geschmacks während der Fabrikation und der Verpackung zu entfalten und, vor allem, zu bewahren. Deshalb auch wird Atikah ohne Mundstück hergestellt: damit die ausgesprochene Eigenart ihrer Mischung voll zur Geltung kommt und der Charakter und das Vorbild der reinen Orientcigarette erhalten bleiben.

AUSLESE
Cigaretten

ATIKAH 6 Pf.

Selbstverständlich* OHNE *Mundstück



Frau Gruenders ist noch beim Umkleiden. Vielleicht nehmen Sie inzwischen mit mir vorlieb, da wir uns wohl auch allerhand zu sagen haben."

Mencken hatte sich bereits auf diese Partie gefaßt gemacht. Er hatte nichts dagegen einzuwenden.

„Sie werden gewiß, wie ich, vorziehen", sagte er gewinnend, „das Blatt offen auf den Tisch zu legen."

„Kein schlechter Start", bemerkte Mr. Lansell. „Machen Sie den Anfang."

„Aber Sie werden mir eine Vorfrage beantworten?" vergewisserte sich Mencken rasch.

Mr. Lansell sagte nicht ja und nicht nein. Er begnügte sich zu warten.

„Weiß Kläre von dieser Unterredung?"

„Kläre?" Mr. Lansell zog beide Augenbrauen hoch.

„Ich sage Kläre zu Frau Gruenders", erklärte Mencken.

„Ach so", versetzte Mr. Lansell. „Davon wußte ich nichts. Aber ich will Ihnen Ihre Vorfrage offen beantworten. Nein, Frau Gruenders weiß nichts von meiner Anordnung an das Hotelpersonal, mich zu benachrichtigen, wenn Sie nach Frau Gruenders fragen sollten. Ich habe für richtig gehalten, sie gänzlich unbefangen zu lassen. Es hat auch zwischen uns keineswegs etwas stattgefunden, was zutreffend Aussprache genannt werden könnte. Wir haben lediglich in der üblichen Weise ein wenig geplaudert. Dabei sind allerdings einige Sätze gesprochen worden, die eine bestimmte Auslegung zulassen. Ich habe sie ohne Kommentar zur Kenntnis genommen. Ich handle also nach eigenem Ermessen und ausschließlich auf eigene Verantwortung."

Mencken war zufriedengestellt.

„Das genügt", sagte er. „Ich bin jetzt im Bilde. Aber ich will schnell noch vorausschicken, daß ich für alles, was geschehen ist, natürlich allein die Verantwortung habe. Eine Frau kann schließlich nicht hindern, daß ihr ein Mann, mit dem sie öfters zusammenkommt, einen Heiratsantrag macht. Und das habe ich getan."

„Und die Antwort von Frau Gruenders?" fragte Mr. Lansell.

„Über Kläres Antwort kann ich nicht ohne ihre Vollmacht sprechen", versetzte Mencken. „Ich kann mich Ihnen gegenüber nur verantworten für das, was ich selber gesagt und getan habe. Etwas anderes steht hier auch gar nicht zur Rede."

„Gut", sagte Mr. Lansell kalt, „nehmen wir diese Feststellungen zur Basis. Aber es konnte Ihnen unmöglich verborgen geblieben sein, daß Frau Gruenders mit mir verlobt ist. Was für eine Art von Erklärung können Sie mir für Ihre Unbedenklichkeit geben, anderer Leute Verlobten einen Antrag zu machen? Frau Gruenders, wie ich sie kenne, hat Ihnen sicher meinen Namen genannt?"

Mencken blickte fest in Mr. Lansells ihn kalt musternde Augen.

„Kläre hat von einem gewissen Herrn Ferdinand Maisoner gesprochen, und Kläre hat auch von Ihnen gesprochen. Wenn sie auf Sie zu sprechen kam, gebrauchte sie immer Ausdrücke der größten Achtung. Aber ich bin überzeugt, daß es für Kläre unmöglich Glück bedeuten kann, sich an einen Mann zu binden, der fünfundzwanzig Jahre älter ist, und der sich in den Tropen abgekämpft hat, um ein großes Vermögen zu machen. Kläre gehört zu uns Jungen. Und wir pfeifen auf Luxus und Versorgung und Wohlleben. Wir sind dabei, eine neue Welt aufzubauen. Wir wollen Hand anlegen und alle unsere Kräfte regen, und es ist uns gerade recht, wenn es hart auf hart geht, und wir sind gar nicht bange, wenn wir in einer Dachkammer anfangen müssen."

Mr. Lansell hob die Hand, und die Bewegung war wie bei einem Mann, der auf dem Operationstisch liegt und der sich mit aller Kraft in der Gewalt behalten will, aber ein Zucken da und dort doch nicht unterdrücken kann.

„Neu an diesem Programm der Jugend ist mir nur die Grenzenlosigkeit ihrer Ansprüche. Soll also ein Mann, der sein Leben lang um großer Dinge willen bis zur Erschöpfung gearbeitet hat, in der Behauptung seines guten Rechts gehindert werden durch jeden Anfänger, nur weil so ein junger Mann um zwei Dutzend Jahre jünger ist? Ich stehe da, und Sie stehen dort, und ich sehe nirgends eine Brücke, auf der wir uns begegnen könnten. Ich nehme an, daß Sie nicht bereit sind, einen Schlußstrich zu ziehen und zurückzutreten?"

„Nicht, solange ich lebe", erklärte Mencken fest.

„Wahrscheinlich legen Sie keinen besonderen Wert darauf", fragte Mr. Lansell kühl, „Frau Gruenders hineinzuziehen und ihr die ausschließliche Entscheidung zu überlassen."

Mencken war im Innersten überzeugt, daß Gertrude, brutal vor die Wahl gestellt, lieber gegen sich selbst entscheiden würde als gegen Mr. Lansell, und zwar aus der frauenhaften Logik, daß eine Entscheidung, die ihr Unglück bringen mußte, wenigstens nicht unehrenhaft sein konnte.

„Lieber nicht", versetzte Mencken hastig.

Mr. Lansell nickte einverstanden. Auch er selber wünschte keine Halbheiten.

„So bleibt also die Sache unter uns. Wir können sie austragen ganz nach eigenem Ermessen. Ich habe dazu einen Plan. Kennen Sie das Klamml?"

Mencken machte erstaunte Augen. Natürlich kannte er das Klamml. Durch das Klamml führte der kürzere Sommerweg hinauf zur Hochalm, aber im Winter wurde es wegen Lawinengefahr unbedingt gemieden.

„Etwas oberhalb, habe ich mir sagen lassen", fuhr Mr. Lansell fort, „liegt ein Gehöft, wo Skifahrer und Wanderer frische Milch und ein Butterbrot haben können."

„Der Klammbachbauer", bestätigte Mencken.

„Ich habe noch nie in einem Gebirgsbauernhof Milch und Butterbrot gegessen", bemerkte Mr. Lansell. „Darf ich Sie dazu einladen?"

Mencken verstand zunächst nicht recht.

„Der Klammbachhof liegt fast auf derselben Höhe wie Oberleiten. Von der Bahnunterführung aus rechts geht ein Ziehweg hinauf. Er ist auch mit Schlitten fahrbar."

Mr. Lansells Gesicht war unbewegt.

„Nein, nicht den Ziehweg. Sie verstehen mich falsch. Wir wollen zusammen durch das Klamml gehen. Vom Anfang bis zum Ende. Gute Geher brauchen eine Dreiviertelstunde, ist mir gesagt worden. Ich werde wohl etwas länger brauchen. Aber ich habe Lammfellstiefel mit, die bis an die Knie gehen. Lammfellstiefel mit Reißverschluß. Verläßlich wasserdicht."

(Schluß folgt)

ERICH PREUSSE:

Im „Hotel zum Anker"

„So, hier ist das Essen!" sagte der Wirt und stellte eine mächtige, dampfende Suppenschüssel vor Oluf Hansen auf den Tisch. „Schnaps gefällig? Oder Bier? Kaffee ist auch da —."

„Danke", murmelte Oluf und versuchte heiter auszusehen, obwohl seine Aufgeräumtheit ebenso schnell verschwand, wie sie vorhin gekommen war. Sah nicht Krischan Jensen, der Wirt und Inhaber des „Hotels zum Anker" auf der Insel Schonen, mit kaum verhüllter Habgier zu ihm herüber ...? Er hatte sich hinter dem Schanktisch aufgebaut und spülte Gläser. Sein krauses Flachshaar schien fast weiß, und er hatte Augen mit wasserblauen Pupillen. Die hochgestreiften Hemdsärmel entblößten kräftige Arme, an denen die Muskeln sich wie Stricke spannten. Beide Arme waren bis zu den roten, zersprungenen Händen hinunter tätowiert: mit gekreuzten Ankern, vollbetakelten Segelschiffen, durchbohrten Herzen und üppigen Frauen in buntem Durcheinander ...

Oluf Hansen beobachtete den Mann mißtrauisch. Doch der Wirt erwiderte ruhig den Blick. In seinen kleinen runden Fischaugen spiegelte sich weder Neugier noch Aufregung — sie spiegelten überhaupt nichts: blank waren sie, blank wie Wasser im Licht ... Aber er mußte Olufs forschende Blicke falsch verstanden haben, denn er kam zu ihm an den Tisch. „Haben Sie irgendwelche Wünsche?" fragte er höflich. „Schmeckt Ihnen das Essen nicht? Sie haben die Aalsuppe noch gar nicht angerührt!" Oluf Hansen bestellte einen Schnaps, und dann machte er sich über das Essen her. Er fand die Aalsuppe vorzüglich; sie schmeckte ihm sehr gut, obgleich er nie vorher welche gegessen hatte und nur geteilte Urteile über den Geschmack dieses Gerichtes gehört hatte.

Nach dem Mahl zündete er sich eine schwere, schwarze Zigarre an. Es begann schon früh zu dunkeln an dem trüben Regentag. In den Winkeln der großen Gaststube lagen schwarze Schatten. Die Öldrucke an den braungetäfelten Wänden waren kaum noch zu erkennen. Nur die gelben Segel und die weißen Gischtkronen der Meereswellen hoben sich von dem übrigen Dunkel der Seestücke ab, die auf den Bildern dargestellt waren.

Oluf Hansen lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück und sog mit Vergnügen an der guten Zigarre. Dann aber war er auf einmal wieder in dieser Tretmühle: Wie, wie, wie glücklich entkommen? ... Sein Signalement war an alle Polizeibehörden Schwedens und der Nachbarländer ausgegeben worden. Die gerissensten Spürhunde würden sie auf seine Fährte setzen, um ihn, den Bankdieb Oluf Hansen, zu fangen. Und dieser Krischan Jensen, hielt der dicht? War er nicht vielleicht ein Spitzel, ein Verräter, den die hohe Belohnung lockte —? Eine schreckliche Angst ergriff Oluf plötzlich. Er rannte hinaus. Er griff unter das Jackett, unter die Weste, unter das Hemd ... Ja, da hing die Brieftasche an den sorgfältig festgenähten Riemen. Ihr schwarzer Bauch war prall und elastisch; naßkalt vom Schweiß des Körpers, fühlte sie sich wie ein fetter Fisch an. 200 000 Kronen waren darin! Oluf Hansen betastete zitternd die knisternden Scheine, er atmete tief und war auf einmal wieder frisch und sorglos. Es war doch zu blödsinnig, sich so unnütz aufzuregen! Dieser Krischan Jensen galt als ein geschickter Paßfälscher und sein „Hotel" auf der Insel Schonen als der sicherste Unterschlupf in ganz Schweden.

Lauschte da nicht eben jemand? Oluf Hansen glaubte einen roten Haarschopf um die Ecke verschwinden zu sehen ... Es war wohl eine Sinnestäuschung gewesen. Verdammt! Wenn jetzt die Nerven versagen würden, nachdem bislang alles so gut geklappt hatte, dann bedeutete das: die Frucht einer wochenlangen, mühseligen Vorarbeit, das Ergebnis eines kühnen Anschlages auf die Panzerschränke der „Svenska-Bank": diese 200 000 Kronen, sie würden ihm noch durch die Lappen gehen, im letzten Augenblick noch! Darum: Zusammenreißen! Zusammenreißen! Zusammenreißen! Es wäre heller Wahnsinn, jetzt unter irgend einem Vorwand die Insel zu verlassen: er hätte sich damit der Polizei ausgeliefert. Er mußte die erste Aufregung abebben lassen, dann hatte er begründete Aussicht, mit einem guten Paß das Weite zu gewinnen!

Oluf Hansen knöpfte den Rock zu, fühlte dabei nochmals nach dem kleinen Buckel, den die Brieftasche bildete, und ging mit betont forschem Schritt wieder in die Gaststube. — Er war vorhin der einzige Gast gewesen. Inzwischen hatte Krischan Jensen Besuch bekommen: aus dem Nebenzimmer drang ein gräßlicher

Lärm — ein Fluchen, Krachen von Faustschlägen, Getrampel und Gepolter. Es wurde nach Bier, Kognak und Sodawasser, Zigarren und Branntwein geschrien. Eine Kellnerin kam mit einem Tablett, um die Bestellungen auszuführen. Sie musterte Oluf Hansen mit einem scheuen Blick.

Oluf sah fragend den Wirt an. „Hier kommt kein Fremder unangemeldet herein!" beruhigte ihn Krischan Jensen. — Durch die offene Tür war wirres Gerede zu hören, Münzen klirrten, Scheine raschelten, Oluf Hansen versuchte, einen Blick hineinzuwerfen. „Wenn es Ihnen hier zu langweilig ist — bitte, gehen Sie ruhig nach nebenan!" sagte der Wirt. Oluf zauderte. Ihm war es tatsächlich zu langweilig, mit seinen Gedanken allein im Schankraum zu sitzen. „Bitte", wiederholte Krischan Jensen. Er schob ihn scherzend hinein: „Sie brauchen sich nicht zu zieren!"

Das Nebenzimmer — „Klubzimmer" stand auf dem Porzellanschild an der Tür — war ein großer, viereckiger Raum mit sechs schmalen Fensteröffnungen, deren fliegenbeschmutzte Gardinen unordentlich zugezogen waren. In einer Ecke stand der Schrank eines Sparvereins. Mitten im Zimmer hing eine starkkerzige Birne ohne Lampenschirm von der Decke. Der Raum wirkte in dem grellen Licht entsetzlich kahl und unfreundlich. Unter der Birne stand ein großer Tisch, an dem drei Männer saßen, die Karten und Geld vor sich liegen hatten. Als der Wirt und Oluf Hansen hereinkamen, unterbrachen sie ihr Spiel. Sie schauten prüfend auf den Fremden. Zwei der Männer sahen sich ähnlich. Wie Zwillingsbrüder. Beide hatten blaue Sweater an mit aufgestickten Flaggen vor der Brust; ihre Stirn war weiß und mit Blatternarben besät, aber ihr Gesicht war im übrigen braun und glich mit den Blatternarben gepunztem Leder. Sie kauten beide Priemtabak. Der dritte war kahlköpfig und glattrasiert; seine kleinen, wasserklaren Augen saßen zwischen doppelten Fettpolstern, die in der Beleuchtung von oben violett aussahen.

Der Wirt stellte vor: „Hans Richelsen, mein Logiergast!" Die Männer sagten: „Guten Abend!" und luden Oluf Hansen ein, mit ihnen „17 und 4" zu spielen. Sie bestellten Kaffee, in den sie Kognak gossen. Das nannten sie Kaffeepunsch. Und dann teilten sie die Karten aus. Krischan Jensen sah zu. Dicke Schleier Tabakrauch umgaukelten die Köpfe der Spieler. Es roch nach Schnaps und frischem Bohnenkaffee.

Oluf Hansen hatte gerade zwei Asse in der Hand, als die Kellnerin hereinkam und Krischan Jensen hinausbat. Es wollte ihn jemand sprechen, sagte sie. Als er draußen war, zwinkerte sie Oluf verstohlen zu. Sie machte ihm heftig Zeichen, hinauszugehen. Oluf Hansen fühlte, daß er bleich wurde und die Kaffeetasse hinsetzen mußte, so schlingerte seine Hand. Er empfand ein unbehagliches Saugen in der Magengrube, als er der Kellnerin durch eine Seitentür folgte.

Er kam in einen dunklen Raum und hielt seine Arme tastend ausgestreckt. Eine weiche, warme Hand griff nach ihm. „Kriminalpolizei!" zischte die Kellnerin. Sie zog ihn mit. Sie stiegen eine steile Treppe hinauf. Irgendwo in einem Flur ließ das Mädchen ihn stehen. Es zog kalt durch die Ritzen der Holzwand, und draußen war das Meer zu hören: brausend, grollend, heulend und stöhnend. Ein bleichgrüner Mondscheinstreifen fiel zickzackförmig über die Stufen der Treppe . . .

Oluf Hansen fror. Vor Aufregung und Angst. Er drückte die linke Hand fest auf das kleine Brieftaschenbündel unter den Kleidern und biß die Zähne zusammen.

Endlich kam die Kellnerin mit einer Laterne. Ihr rotes Haar lohte im Flackerschein des Lichtes. In ihrer blauen Bluse leuchtete eine Filigranbrosche mit einem großen roten Glasstück. Ihre vollen Lippen glichen Korallen . . . Und Oluf Hansen wußte nicht, wie das geschah — es war wohl Angst — ganz unvermutet kam das über ihn: er mußte diese feuchten Korallen um jeden Preis küssen . . . — Er klammerte sich wie ein Ertrinkender an den weichen Frauenkörper. Er sah in ihre hellen Augen, die denen des Wirtes glichen.

Das war sein letzter Eindruck, ehe ihm die Besinnung schwand.

Denn plötzlich umschlang ein sehniger Arm, ein Matrosenarm, seinen Hals so fest, daß er wie im Schraubstock saß. Gleichzeitig preßte eine teerriechende Faust seinen Mund zu. Zwei kleine schnelle Hände rissen seine Weste auf, zogen die Brieftasche heraus . . .

Die Welt ist klein, und die Arme des Gerichtes reichen weit, wenn man verurteilt ist, von Hafen zu Hafen zu ziehen und nach Arbeit zu fragen. Und die Jahre im Zuchthaus laufen langsam dahin, langsam, langsam — — —. Aber auch das viele Geld half Krischan und Elke Jensen nichts, als eine Sturzsee ihr Boot nachts zwischen der Insel Schonen und dem Festland vollschlug und es kentern ließ . . .

Die Gerechtigkeit ist unbestechlich! Mögen ihre Wege auch zuweilen geheimnisvoll verschlungen laufen: Sie trifft den Schuldigen. Sie trifft ihn.

Ein rückgängig gemachter Tausch

Ein junger Schriftsteller erzählte in einer Gesellschaft eine geistvolle, witzige Anekdote und erntete dafür großen Beifall. Dies wurmte einen neidischen älteren Herrn. Er zog bei passender Gelegenheit den Schriftsteller beiseite und sagte zu ihm: „Verkaufen Sie mir die Anekdote. Ich gebe Ihnen dieses goldene Zigarettenetui dafür; der Stein in der Ecke ist echt und sehr wertvoll. Sie brauchen mir nur Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie die Anekdote nie mehr erzählen werden." — Der Schriftsteller lachte und erklärte sich mit dem Vorschlage einverstanden. Bald darauf trafen die beiden Herren sich wieder in einer Gesellschaft, und der Schriftsteller mußte mit anhören, wie der Ältere gerade seine gute Anekdote zum besten gab und vollständig verwässerte, so daß die Zuhörer sich kaum zu einem gezwungenen Lächeln aufzuschwingen vermochten. Ergrimmt zog er das Zigarettenetui aus der Tasche und reichte es dem geistlosen Interpreten hin: „Hier haben Sie Ihr Etui wieder! Sie machen mir so viel Schande, daß ich meine Anekdote zurückverlange!" W.

H U M O R

„Wie kommen denn Sie hier herein?"
„Durch die Tür dort!"
„Haben Sie denn nicht gelesen, daß da steht: ‚Kein Eingang!'?"
„Doch. Aber es ist ja gar nicht wahr!"

*

„Du hast ja noch mehr als die Hälfte von deinen Hustentropfen!" bemerkte der sparsame Schotte mißbilligend zu seinem eben genesenen Sohn. „Man kann doch die teure Medizin nicht einfach verderben lassen! Am besten, du gehst jetzt ein bißchen spazieren und schaust, daß du nochmal nasse Füße kriegst!"

*

Es gießt in Strömen, als Tante Hortense auf Logierbesuch eintrifft. „Bei diesem Wetter hattet ihr mich wohl nicht mehr erwartet?" fragt sie die Verwandten.
„O doch!" meint die Hausfrau. „Ich habe es längst aufgegeben, irgendwelche Hoffnungen auf das Wetter zu setzen!"

*

„Wozu willst du dir denn schon wieder einen neuen Wagen kaufen? Du hast den hier doch erst seit drei Monaten!"
„Ja, aber die Polizei kennt ihn schon!"

*

„Zieh' nicht die Katze am Schwanz, Karlchen!"
„Ich zieh' ja nicht, Mutti! Ich halte bloß: Die Katze zieht!"

*

„Gottlieb!" rief die Gattin in der Hitze des Kofferpackens zum Nebenzimmer hinüber, „hast du die Schuhe an, die du trägst?"

„In letzter Zeit haben mir jetzt fünfmal für meine Kreuzworträtsel Gestalten aus Goethes Dramen gefehlt. Ich muß doch tatsächlich anfangen, ihn zu lesen!"



„Wie viele Stunden werden Sie schätzungsweise brauchen, Herr Trainer, bis ich das auch kann?!"

„Kannst du mir fünf Mark leihen, Alfred?"
„Nee, Max — ich will nicht! Du gibst sie mir ja doch nicht wieder!"
„Du brauchst mir ja einfach bloß die nächsten zehn Male, wo ich dich um lumpige fünfzig Pfennig anpumpe, nichts zu geben! Dann hast du das Geld ja schon wieder 'raus!"

*

„Sagen Sie mir doch, mein Lieber, warum eigentlich eure Kirchenuhr nie geht? — Schon dreißigmal bin ich durch dieses Dorf gekommen, aber noch niemals zeigte sie richtig die Zeit an."
„Oh, die Uhr ist gut! — Jetzt im Augenblick geht sie freilich nicht; aber wenn sie geht, dann holt sie die Verspätung ein und geht wenigstens dreimal so schnell wie alle anderen!"

*

„No, alsdann — Frau Pamperl! Jetzt haben S' ja endlich solchane Kopfhörer, für Eahna Taubheit. Dös sog i Eahna do jetzt scho fünf Jahr, daß S' Eahna so was kaafa solln!"
„A gehn S', Frau Kramperl! Also dös is's g'wes'n, was Sie mir in die fünf Jahr ollewei g'sogt ham!"

*

Lieschen gebärdet sich sehr unartig, weil sie nicht mit den Eltern ausgehen darf.
„Zornige kleine Mädchen kommen nicht in den Himmel!" sagt die Mutter.
„Ich will ja auch gar nicht in den Himmel!" heult Lieschen.
„So! Wohin willst du denn?"
„Mit dir und Vater!"

„Taler, Taler, du mußt wandern...!"

Wenn man heute eine Zahlkarte, eine Postanweisung einzahlt oder mit noblem Schwung einen Scheck ausgibt — wer bedenkt dann, welche Schwierigkeiten größere Auszahlungen in alter Zeit verursachten, als es bei uns noch mit der Münzwährung so war, wie etwa heute in Abessinien, wo der silberne Taler noch gilt? — Und doch ist das alles noch gar nicht so lange her. In alten Akten sind uns Schilderungen darüber aufbewahrt, wie sich der Transport großer Beträge in der „guten, alten Zeit" vollzog, so etwa der Bericht über die Barzahlung einer Million Taler vor rund 170 Jahren.

Das war nämlich so:

In den bitterbösen Zeitläuften des Siebenjährigen Krieges hatte der mecklenburgische Staat vom hannoverschen eine große Geldsumme geborgt und diesem dafür acht Landkreise mit ihren sämtlichen Einnahmen aus Steuern, Zöllen, Gebühren und sonstigen Gefällen verpfänden müssen. Als nun die Zeiten sich wieder besserten, hätten die Mecklenburger gern ihre verpfändeten Ämter wiedergehabt und verhandelten mit Hannover über die Rückgabe. Nach mancherlei Hin und Her wurde beschlossen, vorläufig vier Kreise zurückzugeben, aber erst nach Erlegung einer Einlösungssumme von einer runden Million Taler; denn Bargeld lacht. Aber — und das war der springende Punkt: Hannover forderte die ganze Summe in Kurant, das will sagen: in barem Hartgelde, in Silber. Obendrein behielt es sich das Recht vor, die Münzen auf Echtheit, Güte und Gehalt zu prüfen; denn — wie stets in kriegerischen Zeiten — es lief eine Unmenge falschen Geldes um, viele minderwertige Münzen waren in Kurs gesetzt, und von noch viel mehr hatten die Leute, um nach und nach zu Silber zu kommen, die Ränder abgeschnitten.

Nun aber der Transport dieser Summe von Mecklenburg nach Hannover! Als Übergabeort ward die mecklenburgische Grenzstadt Boizenburg bestimmt; dort sollten die Übergabe- und die Abnahmekommission sich treffen und auf Mecklenburgs Kosten so lange verpflegt werden, bis die Abnahme vollendet wäre. — So bewegte sich denn der Millionenzug am 23. Juni 1768 von Schwerin auf die Elbe zu. An der Spitze ritt ein Husarenrittmeister, gefolgt von einem Zug Husaren.

Wenn auch damals noch nicht, wie im modernen Amerika, Banditen mit Maschinenpistolen und -gewehren solchen Transporten auflauerten, so waren doch die Zeitläufte unsicher genug, und es gab Banden wie auch einzelne Raubgesellen in aller Herren Ländern. — Dem Militär folgte eine sechsspännige Kutsche; darunter glaubte der Herr Hofrat es in Anbetracht seiner Würde nicht tun zu können! — Hierauf, von Infanteristen und Husaren ständig wie von einem Schwarm wohlbewehrter Hornissen umschwärmt, kamen zehn rumpelnde und ratternde Lastwagen, reich bespannt, mit schweren Tonnen beladen, in denen die kostbare Silberfracht lagerte. Und endlich fuhr hinterher eine vierspännige Karosse, in der der Herr Zahlkommissar saß, in gebührendem Abstand von der Kutsche des Hofrates. — Ganz zum guten Schluß folgte eine zweite Abteilung von Husaren, damit man auch den Feinden im Rücken die Zähne zeigen könne.

In Boizenburg erwartete der hannoversche Geheime Rat von Albedyll mit seiner Abnahmekommission den Transport, der volle zwei Tage für seine Reise gebraucht hatte. Man kann sich denken, daß die Gefühle der guten Mecklenburger, die ihr schönes Geld aus dem Lande schafften, nicht eben freundschaftlicher Art waren; und so beschloß der Herr Rittmeister, nicht auf geradem Wege in Boizenburg einzureiten, sondern die Stadt zunächst zu umgehen und dann von der entgegengesetzten Seite her seinen festlichen Einzug zu halten. Das geschah unter kriegerischen Fanfaren, deren helles Geschmetter die Einwohner wie die hohe hannoversche Kommission voller Entsetzen an Türen und Fenster stürzen ließ — nicht anders denkend, als der Feind sei ins Land gerückt! Der Rittmeister bekam auch nachmals einen gar gestrengen Verweis dafür, „Possen halber". — Aber im Augenblick dachte er nur an seinen und seiner Begleiter kriegerischen Spaß.

Ehe sich die beiden Kommissionen über die Rang- und sonstigen Formalitäten und Kompetenzen geeinigt hatten, waren vierzehn Tage verstrichen; dann erst begann die noch viel mehr Zeit raubende Prüfung der einzelnen Silberstücke. Mußten doch nicht weniger als eine volle Million Talerstücke jedes einzeln begutachtet werden!

Für diese Arbeit hatten beide Parteien den Hofbankier — bezeichnenderweise damals kurzweg Münzjuden genannt! — mitgebracht; mit wieviel Pferden diese gereist sind, ist uns leider nicht mit überliefert. — Die Hannoveraner waren klüger gewesen als die etwas schwerfälligen Mecklenburger; ihr „Münzjude" war ein junger, kräftiger Mann, der dem alten, bald ermüdenden Mecklenburger in jeder Hinsicht überlegen war. Mit Probierstein, Lupe und Goldwaage machten sich die beiden Hebräer ans Werk, und es war ergötzlich zu sehen, in wie kurzer Zeit schon der hannoversche Bankier soviel Taler zurückgewiesen hatte, daß man in Säcken aus Hamburg Ersatz herbeischaffen mußte! In ihrer Not sandten nun die Mecklenburger eine reitende Stafette nach Schwerin, um von dort den Sohn des alten Nathan, Aaron, zur Ablösung des Vaters zur Stelle zu bringen; der, von dem Alten in alle Schliche eingeweiht, erwies sich nun wieder dem hannoverschen Juden als weit überlegen, und es begann ein überaus ergötzliches Feilschen, Handeln, Schachern und Keifen zwischen den beiden Juden. Es erwies sich endlich als notwendig, einen mehrere Meter langen Tisch zwischen die beiden Itzigs zu setzen, damit sie sich nicht mit allen zehn Fingern bei diesem Rebbach in Haare und Bärte fuhren! — Trotz aller erbitterten Anstrengungen war das Ergebnis für Mecklenburg sauer genug: Sechs Wochen lang tobte dieser „Silberkrieg", während welcher Zeit mancher mecklenburgische Ochsenkopf zusamt Ripp- und Lendenstück bis hinab zum Ochsenschwanz in hannoverschen Mägen verschwand und vierhundert Flaschen vom besten den Weg alles Weines gingen! Und zum dicken Ende mußten trotz des wahrhaft heroischen Einsatzes des Juden noch rund 100 000 Taler, ein volles Zehntel der Summe, zurückgenommen und durch vollwertige ersetzt werden! Erst am 12. August ging in Schwerin die Meldung ein, daß nunmehr die Zahlung zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt sei, und am 19. erfolgte die Rückgabe der verpfändeten Ämter, die dann wohl ein gut Teil der „zu ihrem Gunsten" geopferten Summe wieder einbringen mußten!

Das war so eine der vielen Schattenseiten der viel gerühmten „guten alten Zeit", die noch nicht, wie wir heute, mit einem einzigen Federstrich eine Geldzahlung zu regeln vermochte, sondern zwei Monate mit ungeheurem Kostenaufwand dafür benötigte!

G. H

Redaktionelle Mitteilung

Berichtigung: In Folge 52 vom 26. Dezember 1935, S. 2133, unterlief im Aufsatz „Der Herrgottswinkel" ein sinnentstellender Satzfehler. In Spalte 1, 9 Zeile von unten, muß es heißen: „...genau im Osten auf- und im Westen untergehen...".

DR. EDMUND NACKEN:

Eiserne Wege

Verkehrsordnungen und Hausnummern

Sensationen unserer Urgroßväter

Wenn gegen Ausgang des letzten Jahres die deutsche Eisenbahn ihren hundertsten Geburtstag feierte, so darf man wohl einmal daran erinnern, daß sich unsere Urgroßväter schon lange, bevor der erste Dampfwagen von Nürnberg nach Fürth rollte, mit diesem seltsamen „Eisernen Weg" beschäftigten. Aber es war ihnen wohl doch kaum mehr als eine Sensation, etwa so, wie wir heute ab und zu von Raketenwagen und -flugzeugen hören, wenn schon im Februar 1803 eine weitverbreitete Zeitschrift berichtete, daß die englischen Eisen-Bahnen-Geleise aus Gußeisen seien, von denen gewöhnlich vier auf jedem Wege lägen. „Zwey für die ankommenden und zwey für die abgehenden Fuhr-Werke. Sie liegen in gleicher Entfernung wie die Wagenspur, daß also die Räder genau einpassen, und mit außerordentlicher Leichtigkeit darin fortrollen." Ein Pferd könne beinahe das Achtfache dessen leisten, was auf gewöhnlichen Wegen möglich sei, die Fracht werde dadurch wohlfeiler, Anlage und Unterhaltung seien billiger als bei einer normalen Chaussee. Mit Bedauern stellte der Chronist schließlich fest, daß es einen solchen „Eisernen Weg" in Deutschland nur einmal gäbe, und zwar „bei Hattingen in der Grafschaft Mark".

An die Dampfmaschine als Zugkraft dachte man natürlich noch nicht. Es war schon eine Sensation, was die braven Pferde fertig brachten. Voll Anerkennung erzählte so dasselbe Blatt zwei Jahre später von einer echt englischen Wette in Croydon. „Ein einziges Pferd zog 12 mit Steinen beladene Wagen, die zusammen 85 561 (zirka 770 Zentner) Pfund wogen, 6 englische Meilen (zirka 10 Kilometer) weit. Man hing noch 4 beladene Wagen an, man ließ 50 Arbeitsleute die Wagen besteigen, und das Pferd ging mit Leichtigkeit weiter!"

*

Es sollte noch volle dreißig Jahre dauern, bis die erste Eisenbahn in Deutschland fuhr. Einstweilen mußte man sich noch mit den Landstraßen begnügen, aber auch hier war nicht alles so, wie es sein sollte.

Hier entstanden „wie bekannt ist, nicht selten Zänkereyen und Schlägereyen der Fuhr-Leute und Kutscher wegen des Ausweichens, und die bisher deswegen bestandenen Gewohnheitsrechte waren nirgends zur Verhinderung solcher Verdrießlichkeiten hinreichend." Und so wurde denn die erste Straßenverkehrsordnung erlassen, von der wir wissen. Wer anders mochte sie aufstellen, als die ordnungsliebenden Preußen! Und sie überlegten sich die Sache so gründlich und genau, daß die darin aufgestellten Grundsätze heute noch Geltung haben:

„1. Es muß jeder Wagen ohne Unterschied auf der Chaussee die rechte Seite halten und die linke nicht befahren.

2. Es bleibt zwar erlaubt, die Mitte der Chaussee zu befahren, jedoch sobald ein Wagen dem andern entgegenkommt, muß jeder nach der rechten Seite ausweichen.

3. Jeder Vorfahrende ist schuldig, den hinter ihm fahrenden Wagen, wenn dieser nach der linken Seite oder der Mitte der Chaussee ausbiegt, vorbey zu lassen, und sich des Vorjagens schlechterdings zu enthalten. Jedoch

4. muß der Vorbeyfahrende mit dem Ausweichen nach der Mitte der Chaussee so lange warten, bis ein etwa in der Mitte ihm entgegenkommender Wagen vorbey gefahren ist."

Man sieht: Rechts fahren, links überholen, Vorfahrtsrecht, alles hatten die klugen Preußen schon Anno 1803 eingeführt. Wer es anders machte, mußte einen Taler Strafe zahlen.

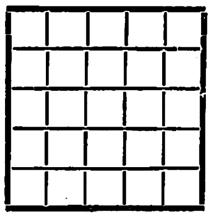
*

Was die Preußen auf ihren Landstraßen für die Ordnung taten, wollte der Herzog von Coburg in den Straßen seiner Residenz durchführen. Er fand es mit Recht unpraktisch, daß die Häuser nur durch Namen kenntlich waren, und überlegte sich, daß es doch viel gescheiter sei, wenn man sie numerierte. Doch da hatte er mit seinen getreuen Bürgern schlecht gerechnet. Denen gefiel diese empörende Neuerung gar nicht. Nun mochte der neue Minister von Kretschmann auch sonst wohl manchen Zopf beschnitten haben, die Hausnummern aber ließen das Faß der Coburger Geduld überlaufen. „Die Bürger traten ungestüm mit strafbaren Äußerungen auf" meldet die Presse im März 1803. Aber „um inzwischen den Exzessen zu steuern, die Aufrührer gehörig zu bestrafen und den neuen Verordnungen gehörige Autorität zu verschaffen, erbat sich der Herzog von Chursachsen militärische Hilfe, welche den 14. März auch in Coburg, 180 Mann stark, ankam."

Die Coburger faßten anfangs die Sache anders auf. Sie meinten, die Sachsen hätten ihrem Landesherrn den Krieg erklärt, und freuten sich diebisch darüber. Um so größer war dann ihre Enttäuschung, als die „Feinde" am anderen Tage die Rädelsführer der „Revolutionäre" verhafteten und ins Gefängnis brachten. Sie waren klug genug, „der Gewalt zu weichen", und zogen es vor, ihren Ärger über die bösen Hausnummern herunterzuschlucken. Die Revolution in Coburg war damit aus und die Ordnung wiederhergestellt!

RÄTSEL

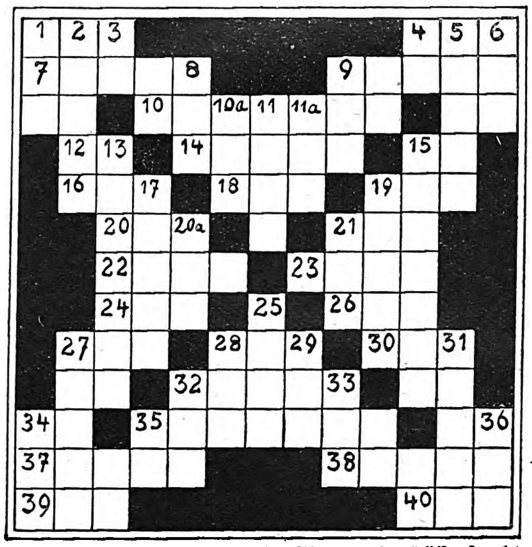
Magisches Quadrat



Die Buchstaben a a a a a e e e e i i k l l l m r r s s t t t t t werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. geometrische Figur, 2. Nagetier, 3. bayer. Kloster, 4. Bibelübersetzung, 5. türk. Gruß.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Gewässer, 4. Fluß in Rußland, 7. Männername, 9. Andenkenbuch, 10. Bühnendekoration, 12. Formation der NSDAP., 14. Stadt an der westafr. Küste, 15. Spielkarte, 16. deutscher Badeort, 18. Gutschein (franz.), 19. geograph. Punkt, 20. Zeitabschnitt, 21. Einteilungsbestimmung, 22. Nagetier, 23. Schatulle, 24. Singstimme, 26. Abk. für Serum, 27. engl. Zahl, 28. Getränk, 30. Verneinung, 32. Aufeinanderfolge, 34 kaufm. Abkürzung, 35 deutsche Stadt, 37. Nebenfluß der Aller, 38. Wüstenschiff, 39. Nebenfluß des Rheins, 40. Nebenfluß der Saale.



Senkrecht: 1. japanische Münze, 2. Hülsenfrucht, 3. Tierprodukt, 4. Fluß in Rußland, 5. hochwertige geistige Arbeit, 6. Behörde, 8. Reformator, 9. Teil des Baumes, 10a. Käseferment, 11. Falsches Ideal, 11a. Nebenfluß der Weichsel, 13. Bezirksvorstand, 15. Ädern, 17. Fluß in Deutschland, 19. Ehrenzeichen, 20a. große Besitzung, 21. faules Fleisch, 25. Teil des Körpers, 27. Musikinstrument, 28. wie 28. waagrecht, 29. Bund, 31. Verwandter, 32. Straße (franz.), 33. Gegner Luthers, 34. Türkischer Titel, 36. Viehweide.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Genie, Malta, Bassist, Gesinde, Erwin, Zelter, Metwein, Aasgeier, Troß, Gesang, Ausgang, Gerippe, Leichter, etwas, Kordel, Zeno, Sahne, Zentner, Husum, Miasma, Muskel sind je drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Immanuel Kant ergeben. st = ein Buchstabe.

Silbeneinschalträtsel

	wir		nun	
	mal		ne	
ne		ti		von
	nern		wol	
die		ti		in
	deut		ge	
te		ver		ren

Die Silben: der ei ein ge len lie män nicht on ra schen schich sen sind tel und sind so einzuschalten, daß sie mit den angegebenen Silben einen Ausspruch unseres Führers ergeben.

Füllrätsel

I	S					
	I	S				
		I	S			
			I	S		
				I	S	
					I	S

1. Provinz in Persien, 2. Meerbusen des Atlantischen Ozeans, 3. Teil des Weserberglandes, 4. Kinderspielzeug, 5. Grenze eines Forstreviers, 6. altägyptische Gottheit. (ch = ein Buchstabe.)

Silbenrätsel

Aus den Silben: a bens bel bu del dol dus e ei elt eu fant ge gelb ger gi ho horn i in ku la le les li ma me metsch mib mo na ne ni nie nil o phrat ra rang ri ri ri ro ro ru seg sie sto tai tat te vil wun sind 19 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen einen Ausspruch von Goethe ergeben. ch = ein Buchstabe.

1 .... 11 ....
2 .... 12 ....
3 .... 13 ....
4 .... 14 ....
5 .... 15 ....
6 .... 16 ....
7 .... 17 ....
8 .... 18 ....
9 .... 19 ....
10 ....

1. Räubergeschichte, 2. griech. Philosoph, 3. Wüste in Südwestafrika, 4. Ort in Oberfranken, 5. feiner Spott, 6. niederländ. Maler, 7. Übersetzer, 8. Gebirgskette in Vorderasien, 9. Strom in Vorderindien, 10. Strom in Vorderasien, 11. Sportgerät, 12. Weinort in Hessen-Nassau, 13. Hauptstadt von Formosa, 14. Steirischer Schriftsteller, 15. Hifthorn Rolands, 16. Blume, 17. Teil des Eies, 18. Berg im Allgäu, 19. Hauptstadt der Philippinen.

Lösungen der Rätsel in Folge 1:

Uhrenrätsel: 1. Eriesee, 2. Nagasaki, 3. Laune, 4. Eichel, 5. Keller, 6. Ischl, 7. Huegel, 8. Sense, 9. Eru, 10. Eisenach, 11. Juan, 12. Harlekin. = Ein glueckliches neues Jahr! ✱ **Kryptogramm:** Verwirrung, Gewissen, Senta, Weissdorn, Zeichen, Einrichtung, Zeche, Komtesse, Schere, Zisterne, Edgar, Genick, Lichtung, Umzug, Umbrien, Tangente. = „Wir wissen 's doch, ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen." Storm. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Lotse, 2. Okuli, 3. Tukan, 4. Slawe, 5. Einer. ✱ **Geographisches Suchrätsel:** Lippe, Essen, Isar, Plauen, Zwickau, Iller, Glogau. = Leipzig. ✱ **Bilderrätsel:** Sterben müssen alle — sterben können muß der Mann. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Dahome, 2. Italien, 3. Eimer, 4. Baldur, 5. Larve, 6. Udet, 7. Tobel, 8. Fackel, 9. Araber, 10. Havel, 11. Nabe, 12. Effekt. = „Die Blutfahne". ✱ **Silbenrätsel:** 1. Wrasen, 2. Auffenberg, 3. Fafner, 4. Fregatte, 5. Ernte, 6. Negus, 7. Brege, 8. Erwin, 9. Klaviatur, 10. Alligator, 11. Enter, 12. Memorandum, 13. Privileg, 14. Fatum, 15. Ingwer, 16. Chieti, 17. Möwe, 18. Ikaros, 19. Tollense, 20. Wetterhorn. = Waffen bekaempf ich mit Waffen, Gewalt mit Gewalt.

Schach-Beobachter

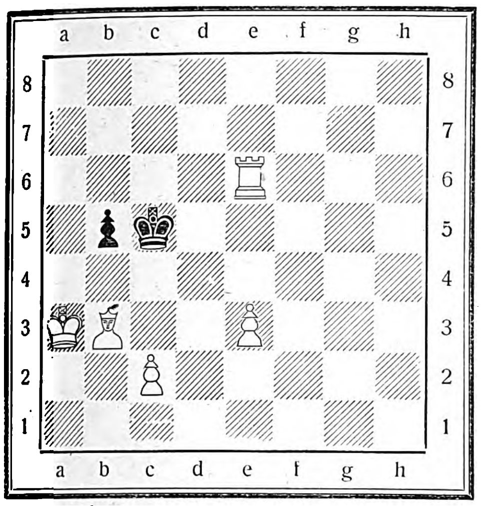
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Hermann Stapff, Dermbach

Schwarz: Kc5, Bb5 (2)



Weiß: Ka3, Te6, Lb3, Bc2, e3 (5)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 49 (1935)

Dreizüger von Ferd. Metzenauer, München.

Weiß: Kg1, Df8, Te5, Sg6, Sh2, Ba4, b2, c6, d3, f3 g4 (11)
Schwarz: Kg3, Lh6, Sb4, Ba5, d4, f4, g5, g7, h3 (9)

1. Te1. S×d3; 2. Da3. S belieb.; 3. Sf1‡
1. ..., S×c6; 2. Da8, S belieb.; 3. Sf1‡
1. ..., Sc2; 2. Sf1†, K×f3; 3. Se5‡.

Richtig gelöst: A. Brückner, Stollberg; Joh. Herwig, Gotha; O. Eichhorn, Bad Salzungen; E. Körner, Grünbach; H. Zapf, Mannheim; A. Kreß, Berlin-Neukölln; Adele Berkhan, Herzberg; H. Müller, Werdau; F. Stachelroth, Berlin-Lankwitz; W. Reisewitz, Berlin-Steglitz; H. Karg, Colditz; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; P. Antweiler, Köln-Mecheim; M. Meixner, Schwedt; A. Klingenberg, Wunstorf.

Einige Löserurteile: „Ein feiner Räumungszug und wunderbar, wie die Dame die gefährlichen Springerzüge unschädlich macht“, A. B., St.; „Eine wirklich tiefdurchdachte Arbeit! Schöne Räumungszüge! H. Z., M.; „Diese Aufgabe ist recht reich an Finten ..“. W. K., B.-St.; „Diese doppeltgeschlüsselte, mit linienkehrendem Springer und viel lockenden Versuchen bedachte Bauernstützungsaktion ist ein Meisterwerk“. H. K., B. N. usw.

Bauern gewonnen – Dame verloren

Französische Verteidigung
gewonnen von Hans Müller, Wien

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e6	8.	Lf1—d3	c7—c5[3]
2.	d2—d4	d7—d5	9.	0—0	Dd8—b6?[4]
3.	Sb1—c3	Sg8—f6	10.	Dd1—d2!	Db6×b2?[5]
4.	Lc1—g5	d5×e4![1]	11.	Tf1—b1	Db2—a3
5.	Sc3×e4	Sb8—d7[2]	12.	Tb1—b3	Da3—a4
6.	Sg1—f3	Lf8—e7	13.	Ld3—b5	Schwarz gibt auf.
7.	Se4—g3	0—0			

[1] Diese Verteidigung ist eine der besten und es bediente sich deren öfters mit besonderer Vorliebe der Exweltmeister Aljechin.

[2] Die Entfesselung des Springers f6 mittels Le7 dürfte exakter sein, da auf den plausiblen Gegen- und Entwicklungszug 6. Ld3(?) ein Bauer verlorenginge durch 6. ..., S×e4; 7. L×e7, D×e7; 8. L×e4, Db4† nebst D×b2!

[3] Der typische, wichtige und starke Gegenstoß der französischen Verteidigung.

[4] Besser ist b7—b6 nebst Läuferflankierung nach b7, als in dieser Stellung auf Bauerngewinn zu spielen.

[5] Eine schwer verdauliche Bauernspeise. Die Strafe folgt auf dem Fuße.

Zwei Figurenopfer!

Damengambit kürzlich in München gespielt

Weiß: Jos. Benzinger — Schwarz: N. N.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	d7—d5	13.	Sf3—e5	Sd7×e5
2.	c2—c4	e7—e6	14.	d4×e5	Sf6—d7
3.	Sb1—c3	Sg8—f6	15.	Lg5×e7	Dd8×e7
4.	Lc1—g5	Lf8—e7	16.	f2—f4	f7—f6?[3]
5.	e2—e3	Sb8—d7	17.	Sc3×d5![4]	c6×d5
6.	Sg1—f3	0—0	18.	Tc1—c7	Lb7—c8[5]
7.	Ta1—c1	c7—c6	19.	Ld3×g6!![6]	h7×g6
8.	Lf1—d3	b7—b6[1]	20.	Dd1×d5†	Kg8—h8
9.	c4×d5	e6×d5	21.	D×Ta8	Lc8—a6[7]
10.	0—0	Lc8—b7	22.	D×a7!	L×Tf1[8]
11.	Sf3—h4	g7—g6[2]	23.	Tc7×Sd7	De7—f8
12.	Sh4—f3	Tf8—e8	24.	Kg1×Lf1	Aufg.[9]

[1] Etwas besser wäre 8. ..., d5×c4; nebst Sf6—d5 usw.

[2] Schwarz will dem feindlichen Pferdchen das Feld f5 nicht lassen und nimmt nun lieber eine Schwächung des eigenen Königsflügel in Kauf.

[3] Der Versuch, die feindliche Bauernkette zu sprengen, ist verfrüht! Es sollte Ta8—c8 geschehen! Warum? Das zeigt der folgende Zug.

[4] Der voreilige schwarze Angriff gestattet nun dem Weißen ein hübsches Figurenopfer.

[5] Auf 18. ..., Ta8—b8 folgt ebenfalls der Textzug.

[6] Das zweite, ebenso hübsche, aber sich noch kräftiger auswirkende Figurenopfer!

[7] Schwarz hofft die Mehrfigur behaupten zu können.

[8] Auf 21. ..., La6—b5 folgt 22. Tf1—d1, Te8—d8; 23. Td1—d5! (droht Läuferverlust). 23. ..., De7—b4; 24. Kg1—f2!, D×b2†; 25. Kg3, De2; 26. D×b6!, La4 (nicht 26. .. S×D wegen T×Td8‡!); 27. e5—e6 usw

[9] Wegen zu großer weißer Übermacht gab Schwarz mit Recht auf.

27. Wettkampfpartie um die Schachweltmeisterschaft

Wiener Partie, gespielt in Amsterdam (Dez. 1935)

Weiß: Dr. Aljechin — Schwarz: Dr. Euwe

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5	21.	Dg4×g5[5]	h7×g6
2.	Sb1—c3	Sg8—f6	22.	Tf1—e1	Ta8—c8
3.	Lf1—c4	Sf6×e4	23.	Kg1—f2	Lf8—c5
4.	Dd1—h5	Se4—d6	24.	Le3×c5	Lb7×d5
5.	Lc4—b3	Lf8—e7	25.	Lb3×d5	Se6×c5
6.	Sg1—f3	Sb8—c6	26.	Te1×e8	Tc8×e8
7.	Sf3×e5	Sc6×e5	27.	b2—b4	Sc5—e6
8.	Dh5×e5	0—0	28.	Ld5×e6	d7×e6
9.	Sc3—d5	Tf8—e8	29.	Td1—d7[6]	Te8—c8
10.	0—0	Le7—f8[1]	30.	Td7×a7	Tc8×c3
11.	De5—f4	c7—c6	31.	Ta7—a8†	Kg8—h7
12.	Sd5—e3	Dd8—a5	32.	a2—a4	Tc3—b3
13.	d2—d4	Da5—h5[2]	33.	b4—b5	g6—g5
14.	c2—c3	Sd6—e4	34.	Kf2—e2	e6—e5
15.	f2—f3	Se4—g5[3]	35.	Ke2—d2	f7—f6
16.	d4—d5!	c6×d5	36.	Kd2—c2	Tb3—b4
17.	Se3×d5[4]	Sg5—e6	37.	Kc2—c3	Tb4—d4
18.	Df4—g4	Dh5—g6	38.	Ta8—a6	Kh7—g6
19.	Lc1—e3	b7—b6	39.	Ta6×b6	Td4×a4
20.	Ta1—d1	Lc8—b7	40.	Tb6—a6	Ta4—d4[7]

[1] Eine früher öfters vorgekommene Spielweise.

[2] Auf 13. ..., Te8—e4 (?) folgt 14. L×f7†(!), Kh8; 15. Df3, T×d4; 16. c2—c3!

[3] Wenn 15. ..., Se4—f6(?), so 16. g2—g4!

[4] Der strategische Aufmarschplan von Weiß ist besser.

[5] Aljechin tauscht Dame und lenkt in ein für ihn günstig stehendes Mittel- und Endspiel ein.

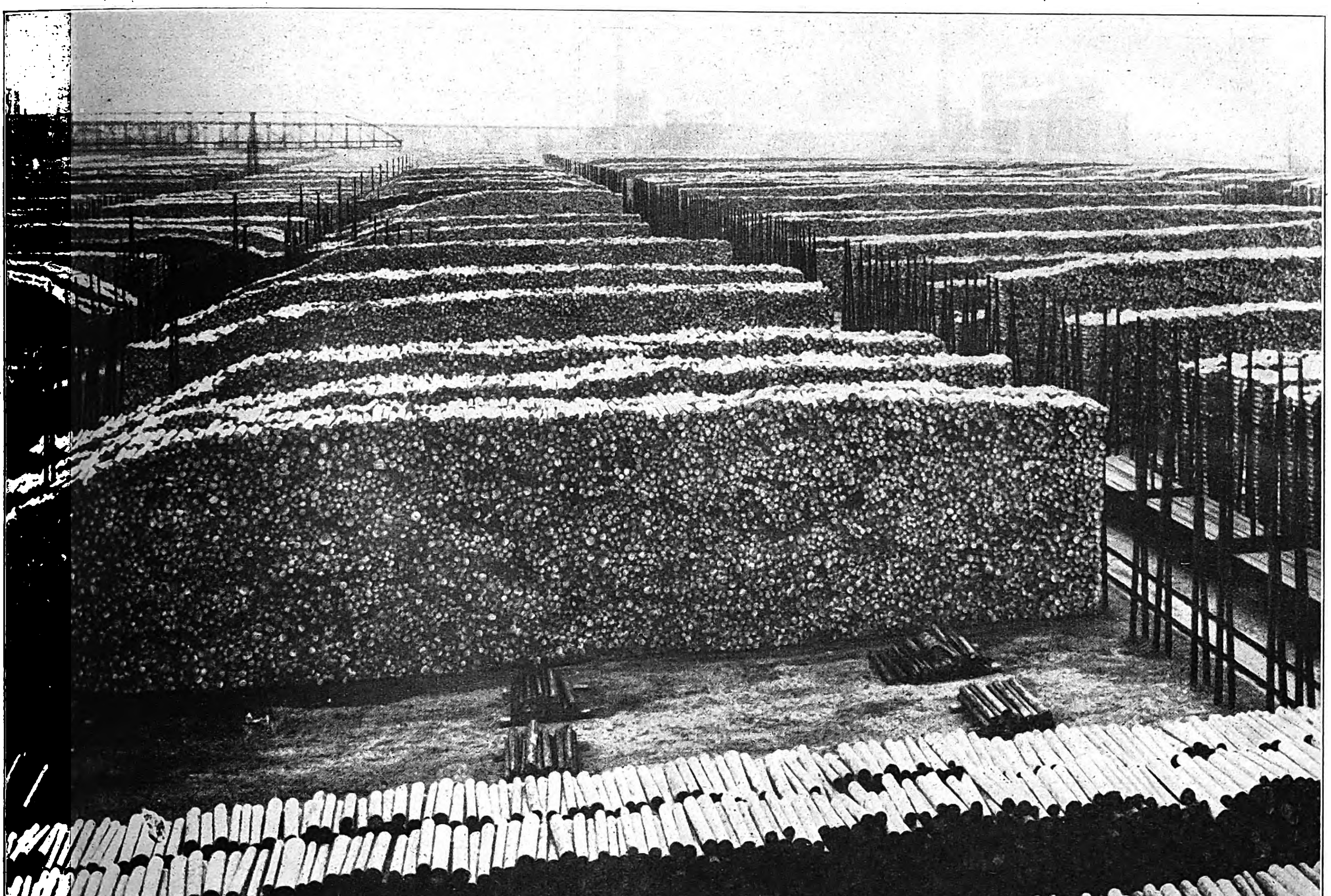
[6] Das Eindringen des Turmes in die 7. Reihe ist entscheidend. Durch die Bauernmajorität am Damenflügel kann sich Weiß einen starken Freibauern verschaffen.

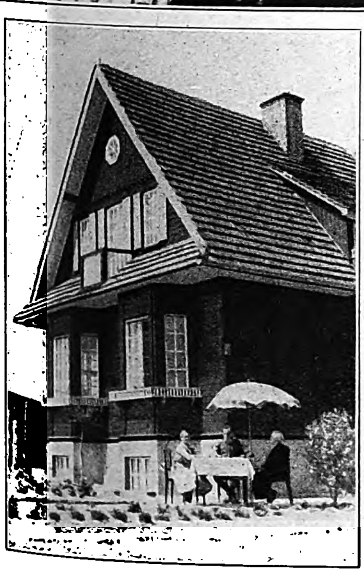
[7] Hier wurde die Partie abgebrochen. Am nächsten Tage gab Euwe auf.

Stammbaum der Familie Baumstamm

Ein Drittel des deutschen Bodens trägt Wald. Aus der Tiefe des Waldes erwuchsen deutsches Denken und Fühlen, deutsche Kunst, deutsche Musik. Das gotische Bauwerk ist aus dem Baum im Walde entwickelt. Wald und Holz sind Zeichen der nordischen Kultur, wie Stein für die Kultur des Südens. Holzgeschnitzte Pferdeköpfe schmückten die Häuser unserer Vorfahren; im Dämmer mitteldeutscher Dome tragen die holzgeschnitzten Madonnen in ihren Zügen den Ausdruck einer ganzen Zeitepoche. Auch das moderne Kunstgewerbe beschäftigt sich wieder viel mit diesem Material. Aus dem gewöhnlichen Baumstamm erhalten wir fast alles, was wir zum Leben brauchen. Holz umgibt uns in jeder Stunde unseres Lebens. In die Wiege von Holz legt man das Neugeborene. Durch hölzerne Türen gehen wir über Holzdielen in unser Heim, zwischen Möbeln aus Holz verbringen wir unser Leben, das wir im hölzernen Sarg beenden. Auf Schwellen von Holz gleiten Eisenbahnen, am hölzernen Mast jagen Telegramme vorbei. Straßen werden mit lärmdämpfendem Holzpflaster belegt. Holz dient zur Herstellung von tausend Dingen, die uns unentbehrlich sind.

Eins der wichtigsten Dinge unseres Lebens verdanken wir der Holz-

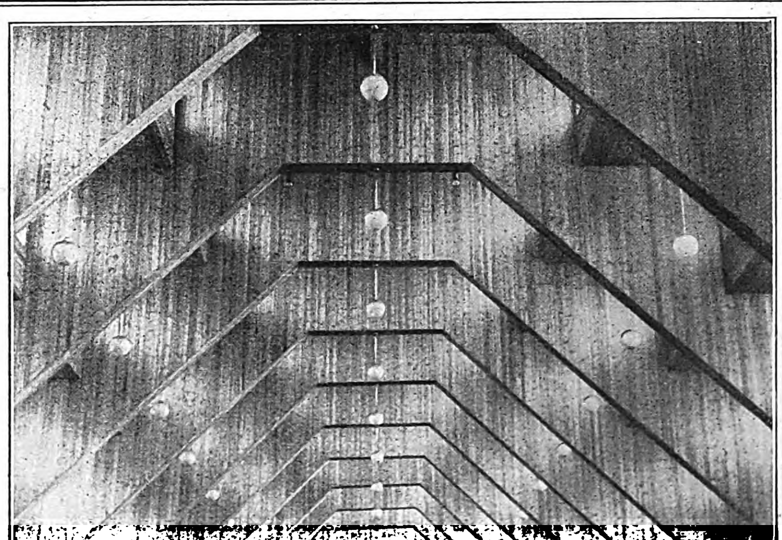


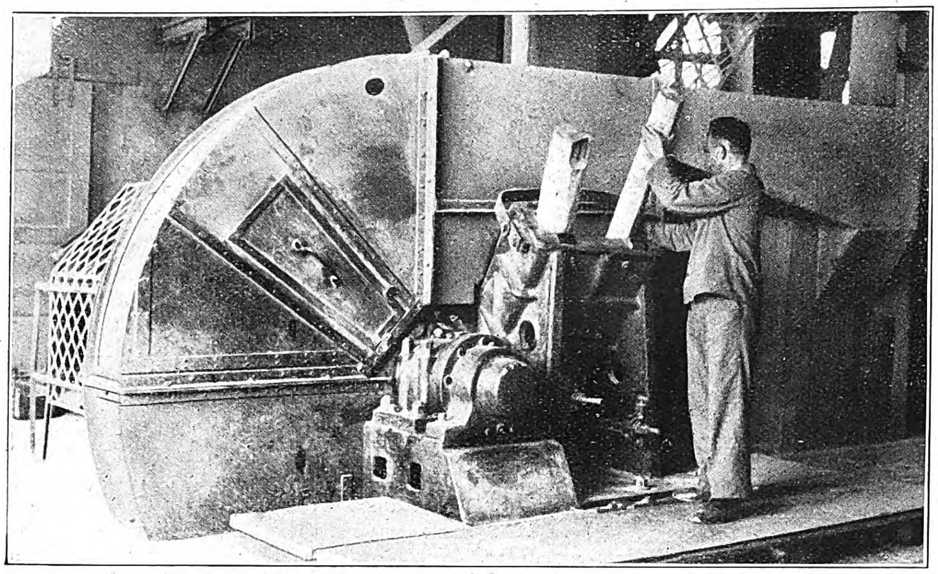


Blick auf den Stapelplatz einer modernen Zellstoffabrik. Holz ist ein wichtiger und unentbehrlicher Rohstoff in der Wirtschaft eines hochentwickelten Volkes.

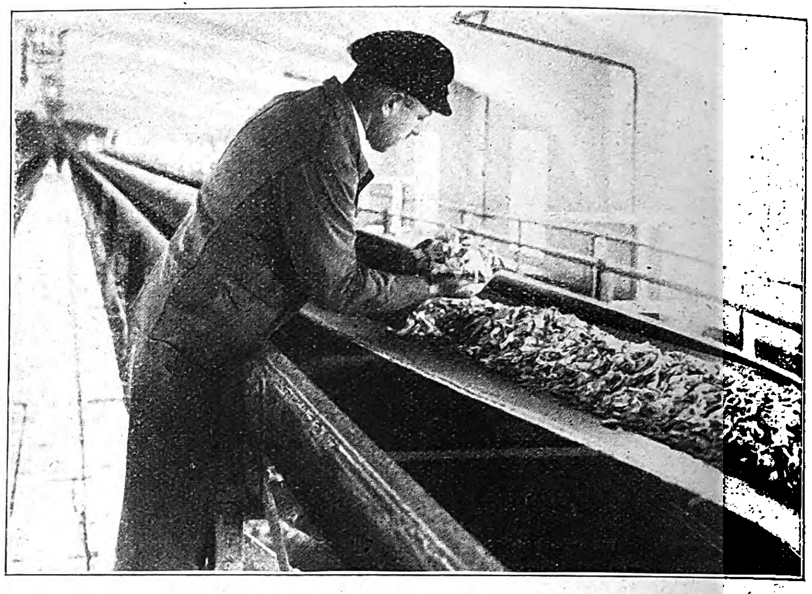
Linkes Bild:
Das Holzhaus, das mit am besten der deutschen Landschaft entspricht und deswegen in allen deutschen Gegenden zu sehen ist.

Rechts:
Freitragende hölzerne Deckenkonstruktion einer Ausstellungshalle. Seit vielen Jahrtausenden ist Holz eines der begehrtesten Bau- und Werkstoffe. Seine hohe Federkraft und das günstige Verhältnis zwischen Gewicht und Festigkeit macht sich die neuzeitliche Technik für kühne Ingenieurbauten zunutze.





Vom Stammbaum der Familie Baumstamm.
Ehe sich der Baumstamm in ein kunstseidenes Abendkleid verwandeln soll, muß er erst im Hacker in 1—5 cm kleine Stücke zerkleinert werden.



Der Baumstamm auf dem Wege zum Zeitungsblatt.
Der Meister kontrolliert die Gleichmäßigkeit der Hackschnitzel auf dem laufenden Band. Das zerkleinerte Holz ist der Ausgangspunkt für alle chemischen und technischen Erzeugnisse, die uns die Familie Baumstamm liefert.

faser: Das Papier. Die wenigsten denken beim Lesen dieses Zeitungsblattes daran, daß es auf dem Baum gewachsen ist. Als Träger des gedachten Wortes ist das Papier das Übertragungsmittel durch die ganze Welt, es gehört zum unentbehrlichen Rüstzeug der modernen Geistesentwicklung und Lebenshaltung.

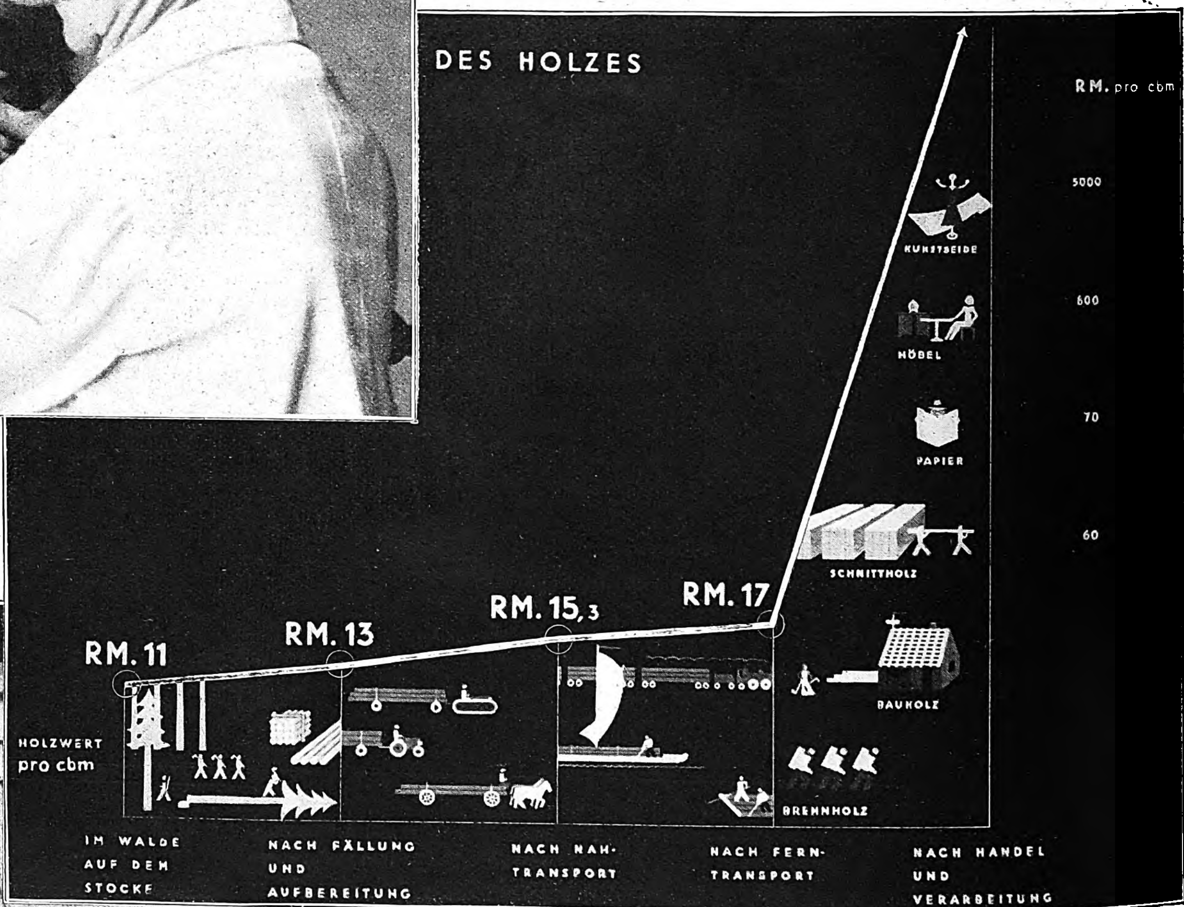
Der aus neuartiger Kunstspinnfaser hergestellte Sportanzug des Herrn wie auch das kunstseidene Abendkleid der Dame stammen ebenfalls aus dem Wald.

Ein direkter Verwandter der Familie Baumstamm ist sogar durchsichtig, und man verfertigt aus ihm Verpackungsmaterial, Hüte, Sonnenschirme, Wursthüllen. Auch in die Konfektion hat er sich eingeschlichen und dient neuerdings, als duftige Verzierung an Abend- und Nachmit-

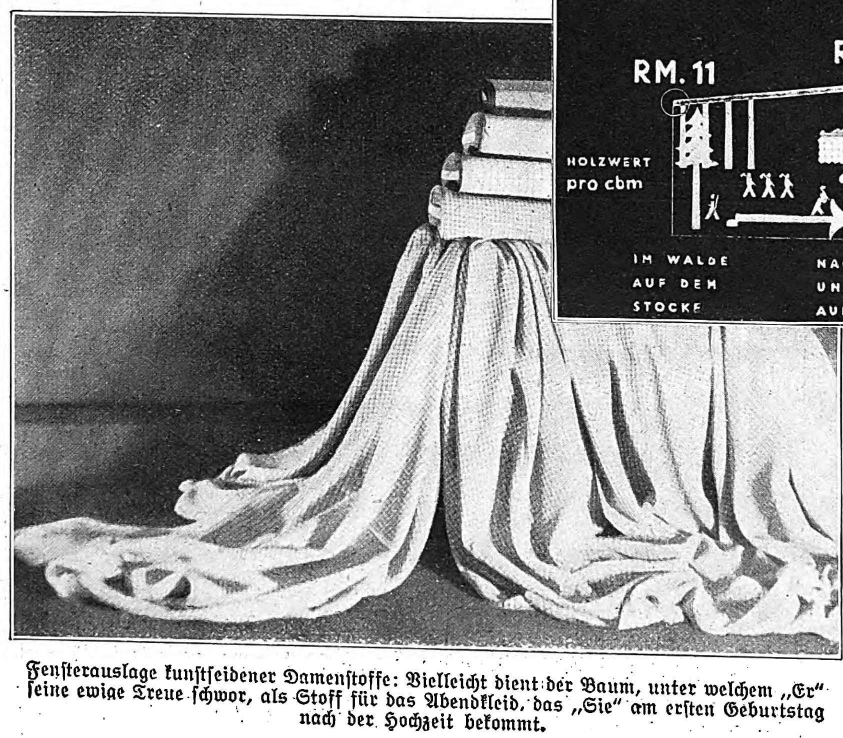
(Schluß auf Seite 62.)



Nicht nur im Mittelalter war Holz ein wertvolles Material für den bildenden Künstler — auch in der Neuzeit benutzt man es häufig für kunstgewerbliche Zwecke.
Professor dell'Antonio von der Holzschnitzschule in Warmbrunn schnitzt eine Führerbüste.



Die Veredelung des Holzes läßt seinen Wert ins Ungemessene steigern.

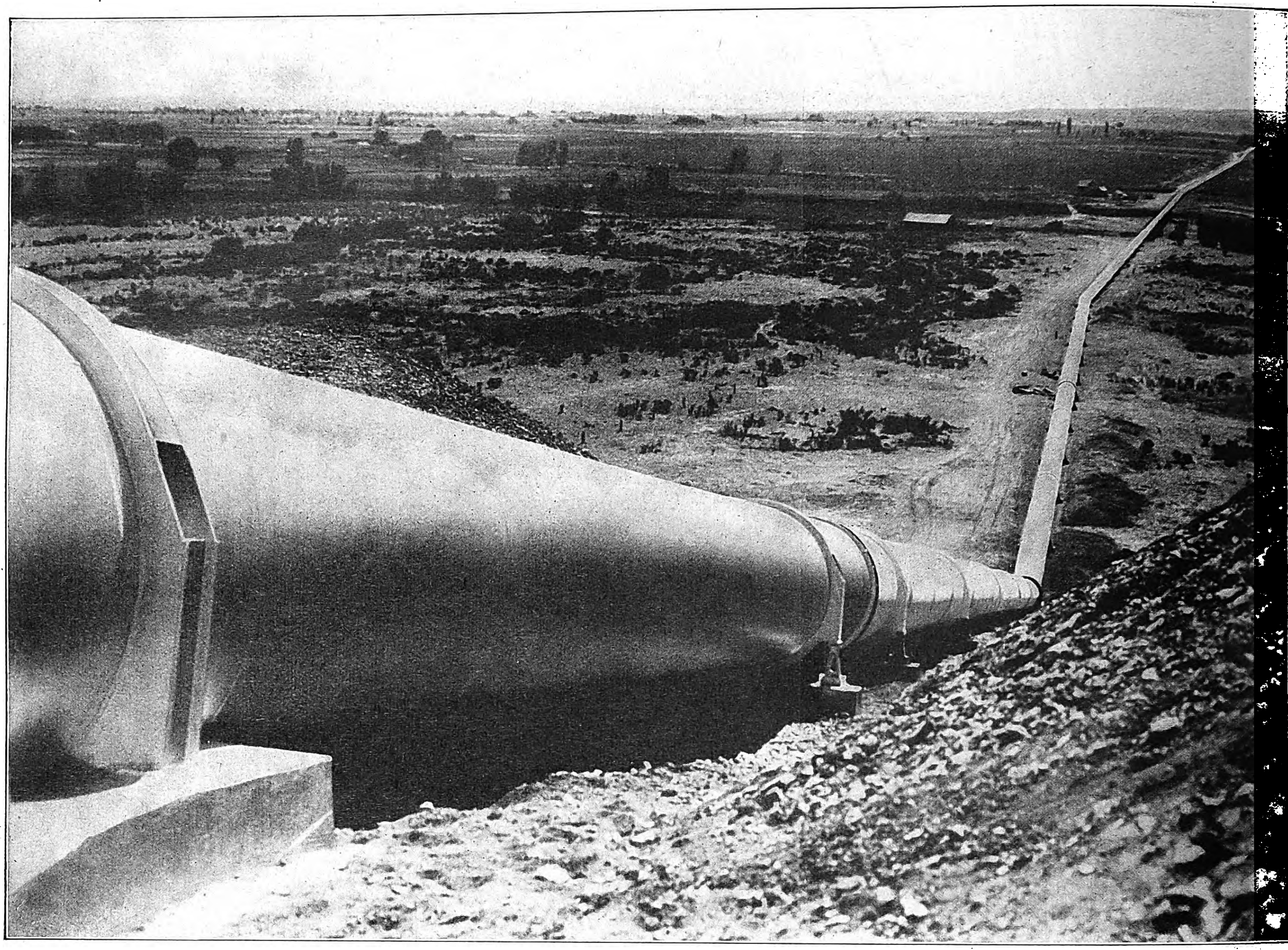


Fensterauslage kunstseidener Damenstoffe: Vielleicht dient der Baum, unter welchem „Er" seine ewige Treue schwor, als Stoff für das Abendkleid, das „Sie" am ersten Geburtstag nach der Hochzeit bekommt.

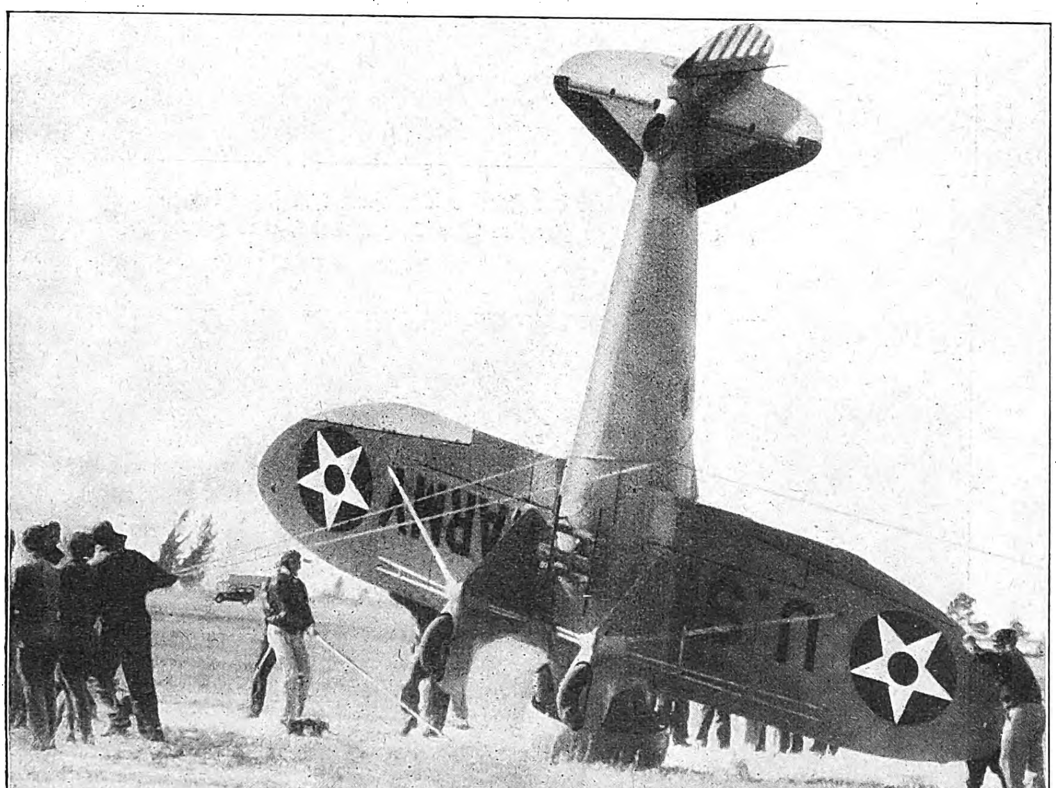


2 Kilo Holz = 1 Kilo Zucker.
Die Erzeugung von Zucker aus Holz ist heute kein Problem mehr. Diese Pralinen wurden ausschließlich aus Holzzucker hergestellt.

Sämtliche Aufnahmen: Sandk[illegible]ichl



Landschaft und Technik.
Die etwa sechs Kilometer lange Stahlleitung, der Wasserkanal des Owyhee-Projektes im Malheur-Fluß-Tal im Westen Amerikas. Der Druck des Wassers ist so stark, daß trotz der nötigen Überwindung kleinerer Berge keine Pumpe gebraucht wird.

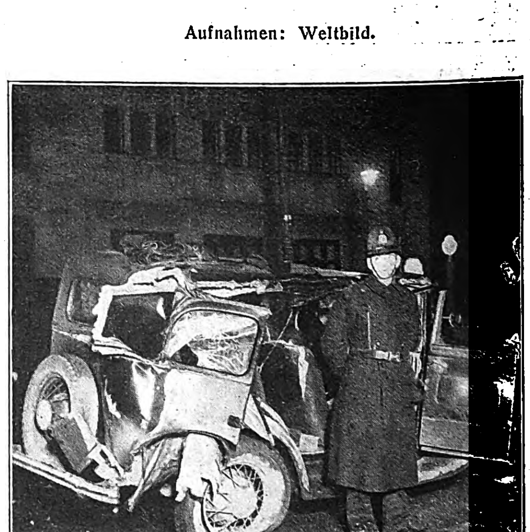


Nach der Teilnahme an der Luftparade.
Ein starker Südostwind stürzte dieses amerikanische Armeeflugzeug nach dem großen Luftmanöver in Miami auf den Kopf.

tagskleidern, zur Bereicherung der Mode. Es ist das Cellophan. Weiterhin lassen sich aus 100 Kilogramm Holzzucker 35 Liter 100prozentigen Spiritus erzeugen. Technisch ergeben sich ungeheure Möglichkeiten für die Neugewinnung von Kraftfahrzeug-Treibstoffen, zumal eine bis zu 30 v. H. gehende Beimischung von Sprit zum Benzin durchaus möglich ist. Nicht nur im Rahmen der Rohstoffversorgung, auch für die Arbeitsbeschaffung spielt das Holz eine wichtige Rolle. Der Baumstamm und seine Familie beschäftigen Millionen deutscher Volksgenossen, vom Holzfäller bis zum Chemieprofessor.

So ist der Wald einer der wichtigsten Grundpfeiler unseres gesamten Wirtschaftslebens und eine der sichersten Brücken zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit.

Aufnahmen: Weltbild.

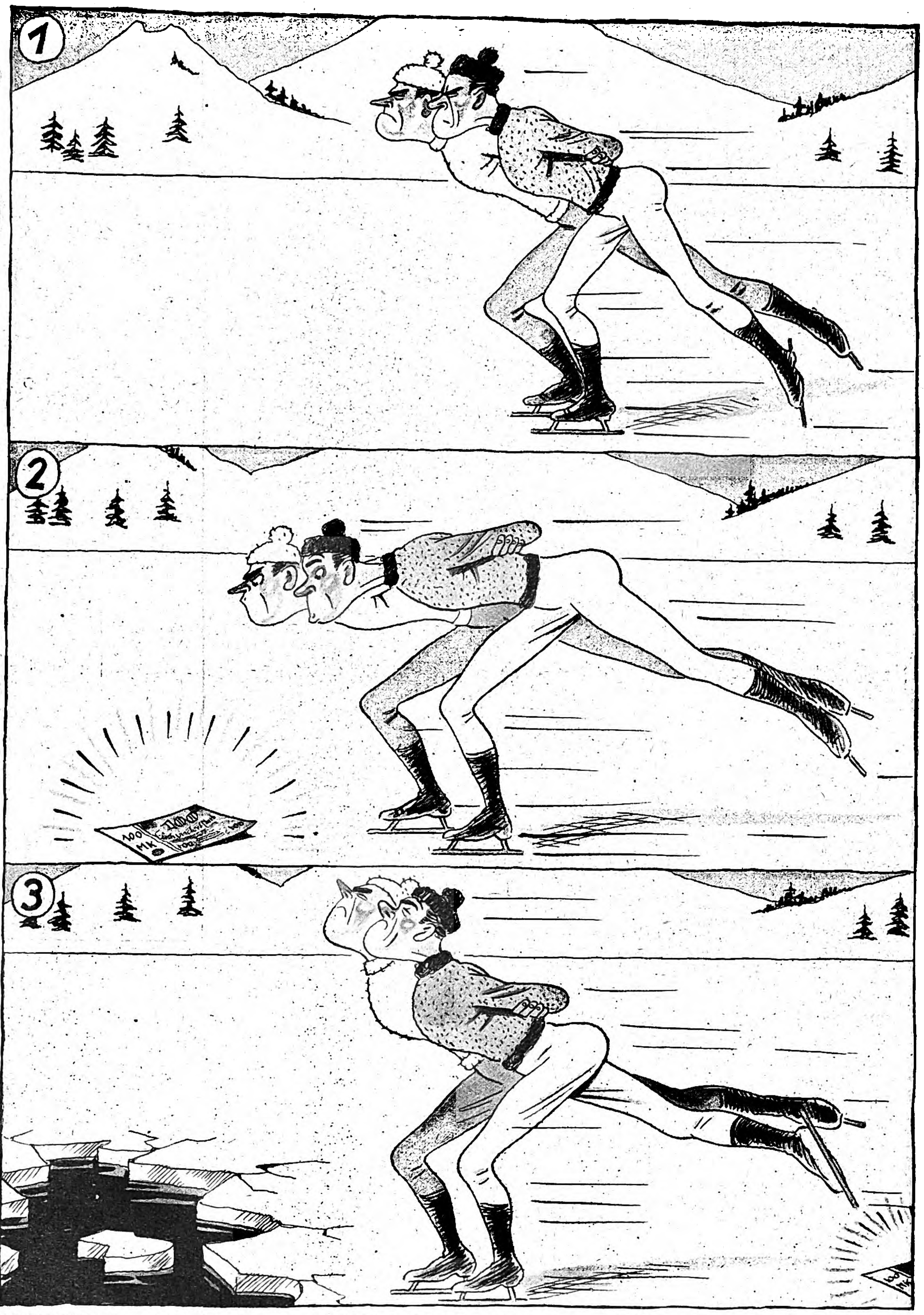


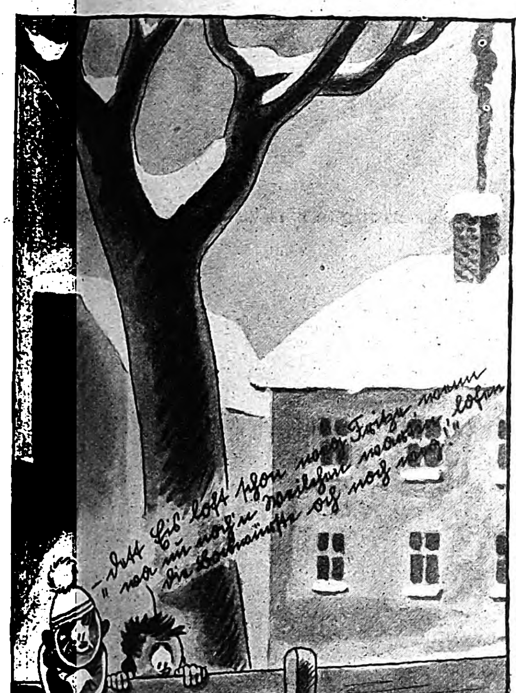
Ein Polizeiauto,
das in den Straßen Londons Verbrechern nachjagte, kam während der Verfolgung ins Schleudern, überschlug sich und wurde dadurch außer Gefecht gesetzt.

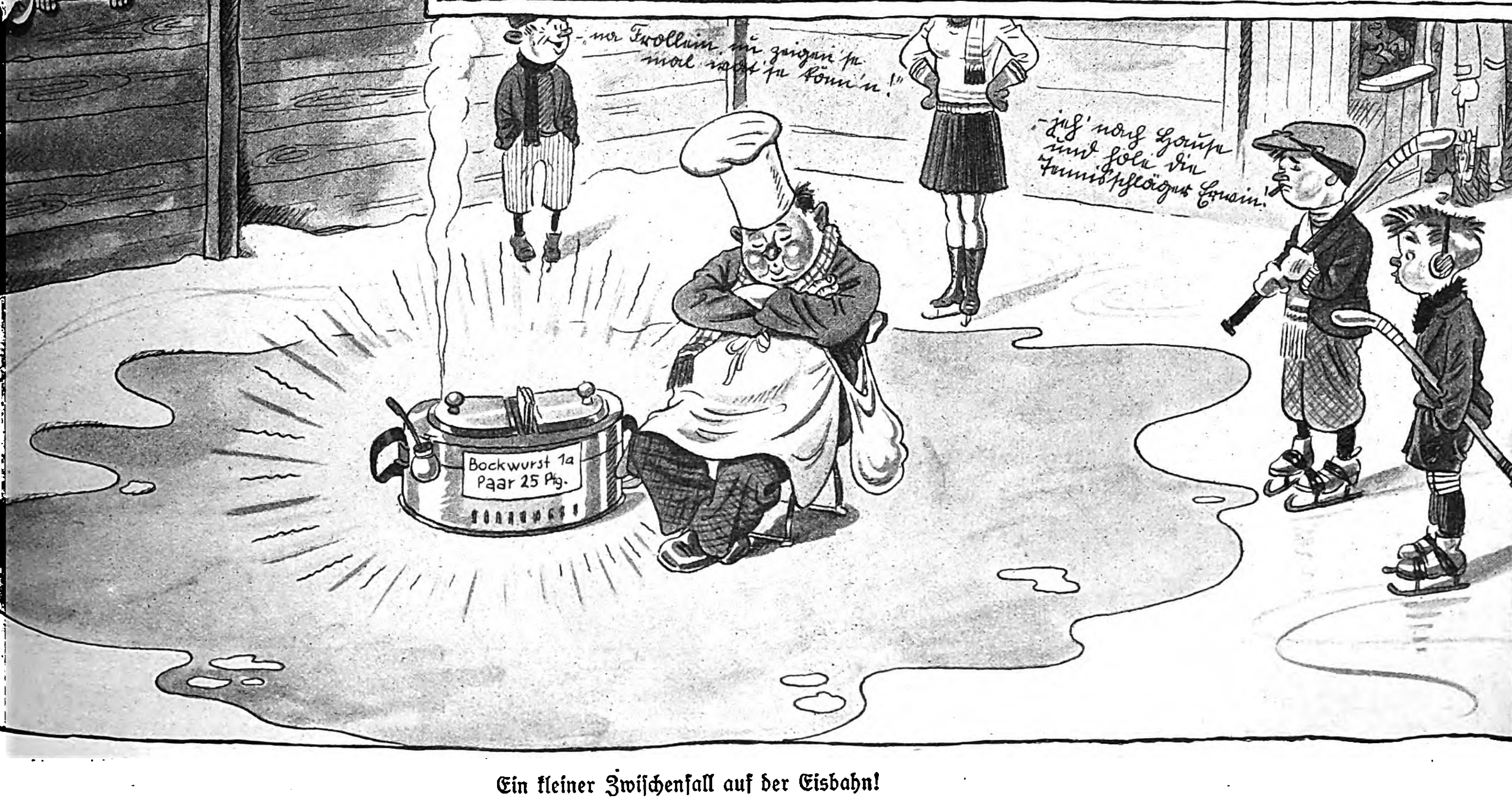
Winter-Märchen

gezeichnet von Kurt [illegible]

Rechts:
„Sport ist Sport“
oder Favoriten.





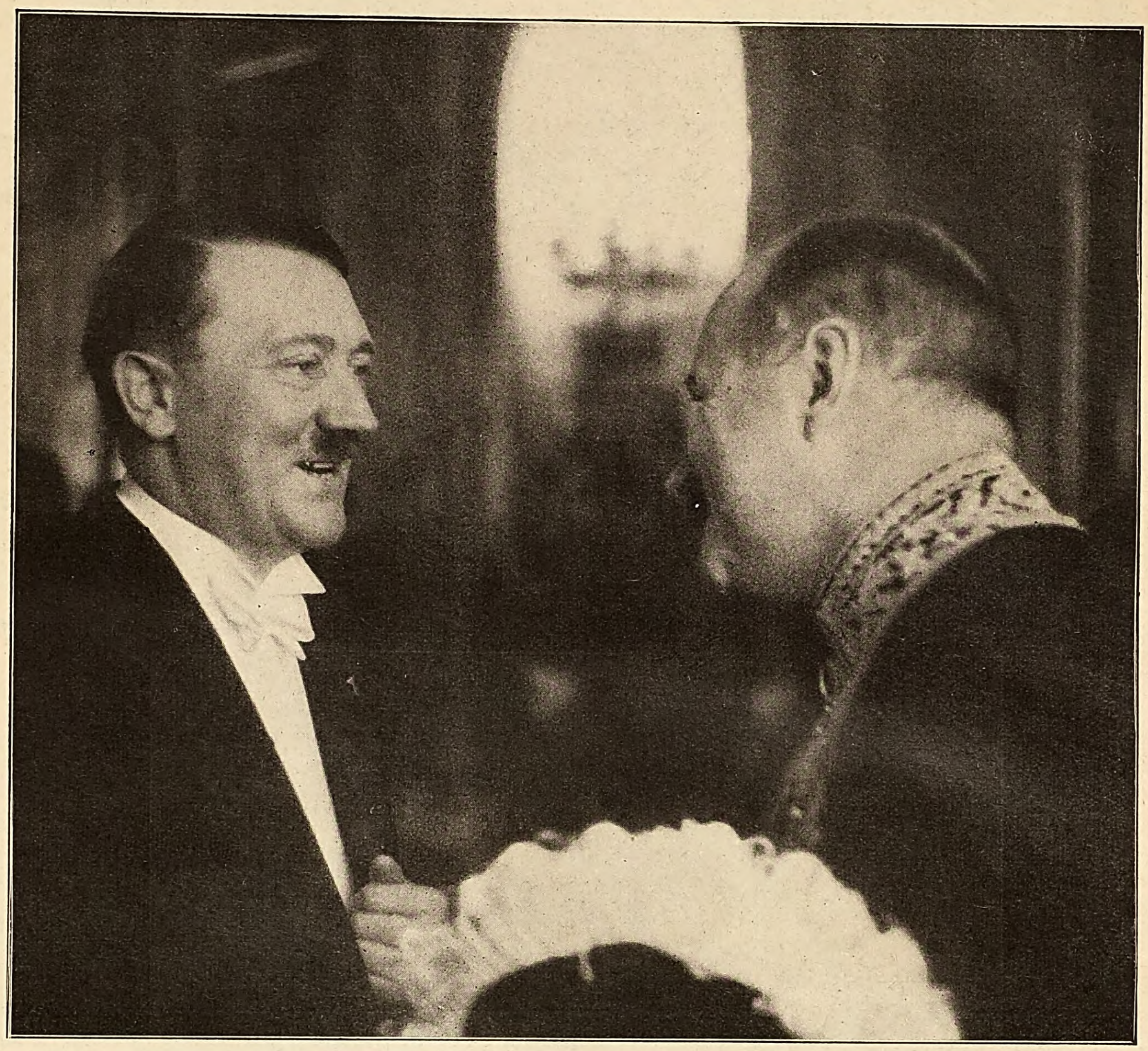


Ein kleiner Zwischenfall auf der Eisbahn!



Der Führer im Gespräch mit dem Apostolischen Nuntius Monsignore Cesare Orsenigo.

Im „Haus des Reichspräsidenten" zu Berlin empfing der Führer und Reichskanzler am Freitag, 10. Januar, sämtliche 51 in Berlin beglaubigten fremden Botschafter, Gesandten und Geschäftsträger zum Austausch der Neujahrsglückwünsche zwischen Deutschland und den anderen Staaten.



Beim Neujahrsempfang in Berlin:
Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler und der französische Botschafter André François-Poncet.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



*

Der deutsche Gesandte in Wien, v. Papen, überbrachte dem Führer in München die aus dem oberösterreichischen Stift Kremsmünster angekaufte Handschrift des Heinrichs von München aus dem 14. Jahrhundert. In Begleitung führender Persönlichkeiten von Staat und Partei stattete Adolf Hitler bei dieser Gelegenheit der Münchener Staatsbibliothek und insbesondere ihrer berühmten Handschriftensammlung einen längeren Besuch ab.

Besuch Adolf Hitlers in der Münchener Staatsbibliothek.

Geheimrat Leidinger zeigt dem Führer mittelalterliche Handschriften aus dem Codex Aureus (9. Jahrhdt.). V. l. n. r.: Oberbürgermeister Fiehler, Gesandter v. Papen, der Führer, Ministerpräsident Siebert, Geheimrat Leidinger, Generaldirektor der Staatsbibliothek Dr. Buttmann (dahinter Obergruppenführer Brückner), Reichsstatthalter v. Epp.

Heinrich Hoffmann.

Pflege der Kameradschaft

Der Reichsorganisationsleiter mit seinen Mitarbeitern auf der Schulungsburg in Hirschberg in Schlesien



Während eines Vortrages.
Am Tisch links: Dr. Ley; Dr. Hupfauer; Stabsleiter Simon; Klaus Selzner und Marrenbach, der Adjutant Dr. Leys, als Zuhörer. Eben fiel eine der trockenen Bemerkungen des Vortragenden, Pg. Knospe, und die Freude darüber ist auf den Gesichtern noch deutlich zu sehen.

Ungefähr jedes Vierteljahr einmal ruft der Reichsorganisationsleiter der NSDAP. und Leiter der Deutschen Arbeitsfront, Dr. Ley, seine engsten Mitarbeiter, die Amtsleiter der Reichsorganisationsleitung und der Deutschen Arbeitsfront, zusammen. Diese Zusammenkünfte tragen dann weniger den Charakter von Arbeitstagungen, sie sind Tage echter Kameradschaft, fröhlichen Beisammenseins und zwangloser Aussprache. Die letzte dieser Zusammenkünfte führte in die schne-



In Petersdorf wurden die Schlitten bestiegen, und dann begann eine herrliche Fahrt nach Schreiberhau.
Dr. Ley, Hauptamtsleiter Klaus Selzner und Heinrich Simon, der Stabsleiter der DAF.



Pg. Franz Knospe,
einer der ältesten SA.-Führer Berlins,
spricht über seine Erlebnisse in den Kämpfen
um Oberschlesien.

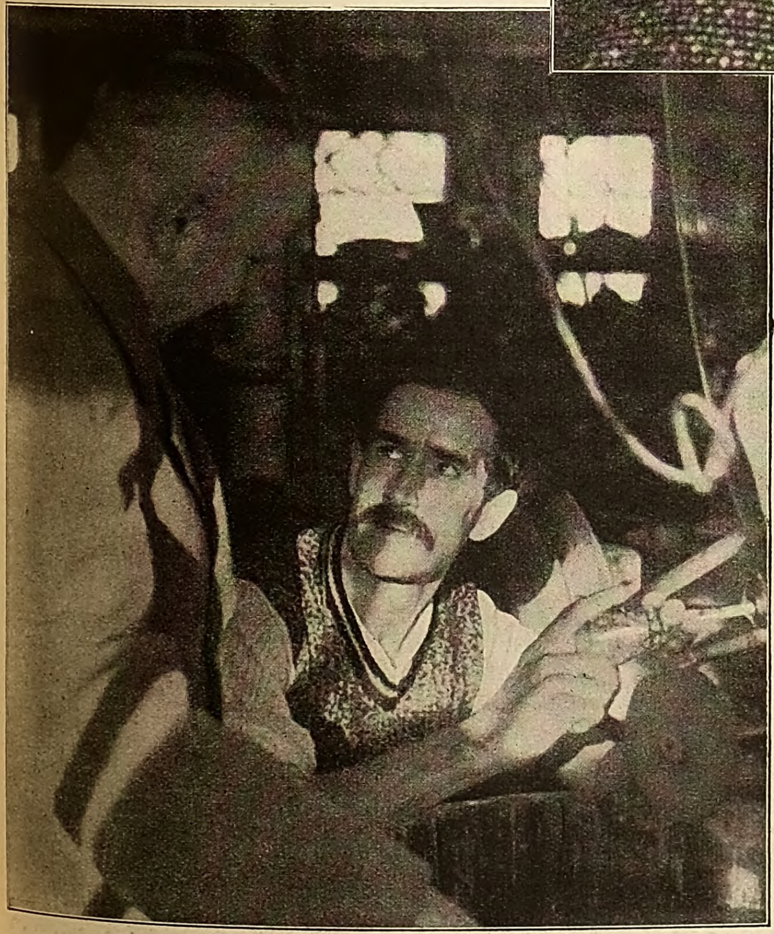
bedeckten Berge und Täler des schlesischen Riesengebirges. Den Höhepunkt bildete eine an unvergeßlichen Eindrücken reiche Fahrt in zwanzig Schlitten durch die prächtige Winterlandschaft unter der Führung des Kommandanten der Schulungsburg Hirschberg, Pg. Holweger.





Schlittenfahrt in prachtvoller Winterlandschaft durch die Täler und über die Höhen des Riesengebirges.

Aufn.: Fritz Boegner



Der Reichsleiter der Deutschen Arbeitsfront unterbrach die Schlittenfahrt, um den Glasbläsern und -schleifern der Josefinenhütte einen Besuch zu machen.



Auf der Zackelfallbaude entbietet eine schlesische Trachtenkapelle den Gästen den Willkommgruß.
Dr. Ley bedankt sich im Namen seiner Männer.

Deutsche Wiederaufbauarbeit an der Saar

Ein Jahr nach der siegreichen Saarabstimmung



Wiederaufbau, die große Aufgabe Deutschlands an der Saar.
Ein Bild vor dem 13. Januar 1935: Dies Haus steht heute noch unverändert da; seine alte Besitzerin prozessiert noch mit der französischen Grubenverwaltung um die Wiederherstellung des durch Grubensenkungen zerfallenen Baues.

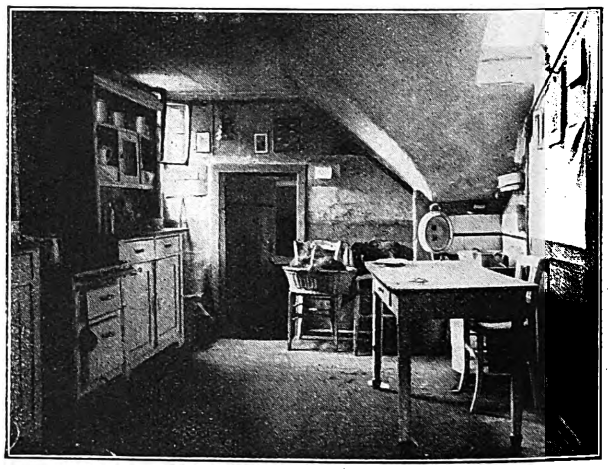
Eine große Reihe ähnlich verfallener Häuser, die Elendswohnungen bargen, stehen heute nicht mehr, denn ...



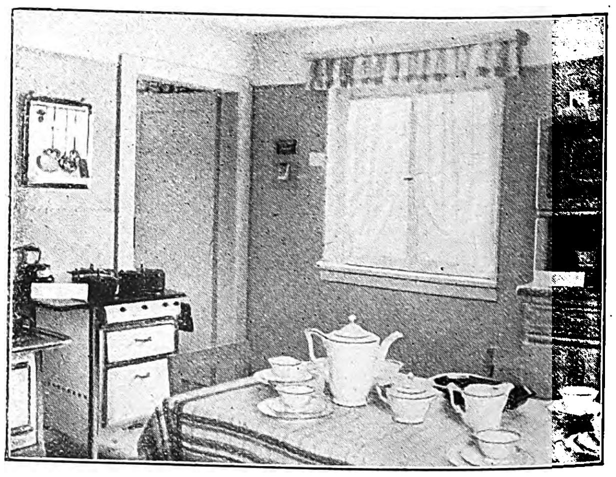
... für die nationalsozialistische Regierung gab es nur e i n e Lösung des Problems der Elendswohnungen im Saargebiet: Verbrennen!



Neue Wohnungen für die wiedergewonnenen Volksgenossen.
An Stelle der verbrannten alten Hütten sind neue schmucke Stadtrandsiedlungen entstanden.
In Licht und Sonne wohnen heute ehemalige Bewohner alter Elendsquartiere.



Jahrelang haben die saarländischen Bergarbeiter, die wegen ihrer Sauberkeit bekannt sind, mit ihren Familien in Wohnungen dieser Art hausen müssen, bis die Deutsche Regierung . . .



. . . hier energisch durchgriff und Abhilfe schaffte: Als erstes wurde die Beschaffung heller und gesunder Wohnungen in Angriff genommen, eine Arbeit, die bis zu ihrer restlosen Erledigung natürlich noch viel Zeit erfordert.

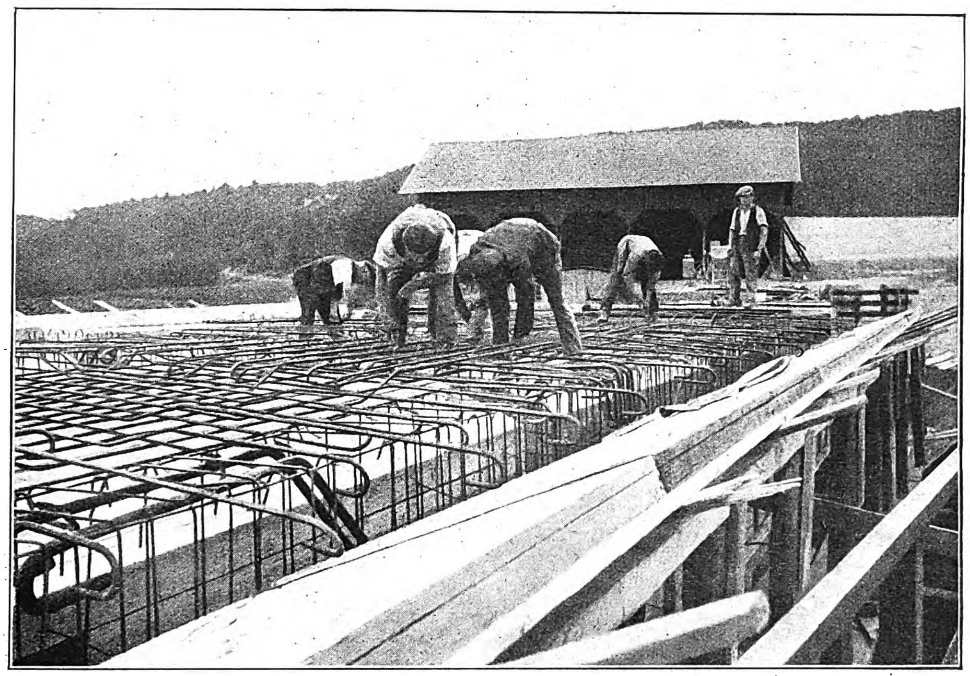


Straßensenkungen im Saargebiet
an Stellen, wo die Straßen über Grubenstollen laufen, die nicht genügend abgestützt waren.
Die deutsche Regierung tut alles, diese Mängel von Grund auf abzustellen. Das rechtsstehende Bild gibt einen Eindruck von Arbeiten zu diesem Zweck.



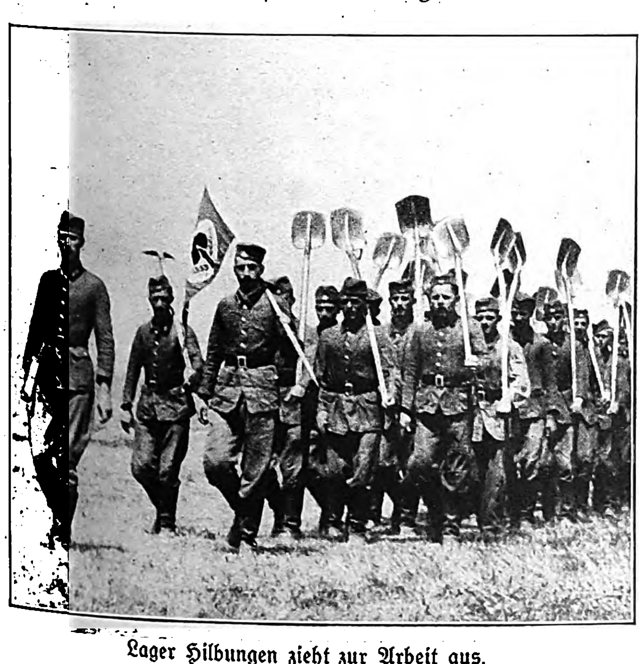
Eine von der Grube Reden herausgegebene Aufnahme.
Eine Stelle, wo eine alte französische Stollenversteifung auf eine neue deutsche Eisenringversteifung stößt.

Ein Jahr ist vergangen, seit sich die deutsche Bevölkerung des Saargebietes zu mehr als neun Zehntel in einer machtvollen und eindrucksvollen Abstimmung zum Dritten Reich bekannt hat. Zehneinhalb Monate sind vergangen, seit das deutsche Saargebiet wieder unter deutscher Regierung und Verwaltung steht. Eine Unsumme von Arbeit ist in diesen wenigen Monaten schon geleistet worden, eine Unsumme von Arbeit ist noch zu tun. Daß die fremde Verwaltung des Saarlandes zum mindesten nur ein äußeres, aber kein inneres Interesse an dem Schicksal unserer Volksgenossen im Saargebiet haben konnte, war ja bekannt. Was in den 15 Jahren der Trennung vom Reich versäumt wurde, ist jetzt von uns nachzuholen. Eine gewaltige Hoch- und Tiefbautätigkeit hat zunächst eingesetzt. Neue Wohnungen, neue Häuser sorgen für Unterkunft der Art, auf die unsere deutschen Volksgenossen Anspruch haben. Straßen, Brücken werden neuerrichtet, ausgebessert, und umfangreiche Meliorationen sorgen für bessere Ausnutzung des Bodens.



Brückenbau, Straßenbauten, Bodenverbesserung — drei wichtige Aufgaben im Saarland.
Bau der Brücke über die Blies bei Neunkirchen.

Arbeitsdienst im Saargebiet:



Lager Hilbungen zieht zur Arbeit aus.
Die Trockenlegung der Ballemer Wiesen; siehe auch das Bild rechts.
Phot. Fritz Mittelstaedt.



Eine der größten Meliorationsarbeiten:
Die Trockenlegung der Ballemer Wiesen bei Hilbungen (Kreis Merzig) in einem Umfang von 2000 Hektar.

Großfilm Attila

ROMAN VON FRANK HELLER

1.

Eine Fassade und dunkle Hintergründe.

Vor den purpurfarbenen Lippen einer jungen Dame, die eine Zigarette rauchte, hing ein junger Mann mit dunkelblauen Augen und schwarzem Haar. Sein Atem ging stoßweise und seine Stirn war feucht von Schweiß, aber es war nicht die Nähe der Schönen, die diese Anzeichen der Erregung hervorrief. Er sah nicht einmal ihre roten Lippen, ihre blendend weißen Zähne oder den Zigarettenrauch, der ihnen in einer blauen Schlinge entströmte. Seine linke Hand umklammerte eine Eisensprosse, und seine rechte tastete nach der nächsten Neununddreißig, vierzig — jetzt hatte er bald den halben Weg! Der einzige Gedanke, den die zigarettenrauchende Dame ihm einflößte, war Dankbarkeit für ihr Vorhandensein. Wäre sie nicht gewesen, so würde sein Unternehmen und seine augenblickliche Situation gleich verzweiflungsvoll gewesen sein, denn wenn die Nacht auch dunkel war, so drohte doch der Mond zwischen den Wolken im Osten hervorzukommen. Und war der Mond erst hervorgetreten, dann konnte kein Mensch sagen, was das für Folgen haben könnte. Aber solange das nicht der Fall war, solange der junge Mann sich über dem Gesicht der schönen Zigarettenraucherin bewegte, war er verhältnismäßig sicher! Ein Reklamebild auf einer Riesenfassade ist eine Tarnung, für die Personen in seiner Lage nicht dankbar genug sein können! Man mußte schon Argusaugen haben, um von der Straße aus zu sehen, daß eine solche Fassade den Besuch ungebetener Gäste hatte Aber warum sollte überhaupt jemand eine moderne Hausmauer eines Blickes würdigen, wenn das Auge in weltberühmten Bauten schwelgen konnte; den Säulen des jungfräulichen Tempels, der sich nur ein paar Meter weiter weg erhob und dem Lande jährlich soundso viele Millionen in seiner eigenen Valuta einbrachte!

Nun drangen Töne zu der vierzigsten Eisensprosse hinauf, an der der junge Mann hing. Sie kamen aus einer Dachluke, schräg unter ihm. Sie stand offen, vermutlich der Lüftung wegen und weil man nicht an die Möglichkeit von Gratiszuschauern in dieser Höhe gedacht hatte. Durch die Luke hatte er eine pikante Aussicht: sieben entblößte Nabel, die sich langsam hin und her bewegten. Sowohl die oberen wie die unteren Körperpartien, die zu den entblößten, braungeschminkten Nabeln gehörten, wurden von den Rändern der Dachluke abgeschnitten, und je nachdem wie der Nachtwind die Töne der Theaterkapelle zu ihm herüber trug, bekamen ihre Drehungen und Windungen einen Sinn oder erschienen unverständlich.

Aber er hatte etwas anderes zu tun, als ihre Windungen zu verfolgen! Das Antlitz der Zigarettenraucherin hörte einige Meter höher auf, das wußte er. Dann kam eine nackte Zone Niemandsland, das man passieren mußte, bevor man den Schutz der nächsten Reklame erreichte: einen Herrn mit gequältem Gesichtsausdruck, der eine Kopfwehtablette schluckte. Es galt, diese Zone möglichst rasch zurückzulegen, aber es galt auch, nicht fehlzugreifen, wenn man die Hand nach den eisernen Sprossen ausstreckte. Und vor allem galt es, nicht hinunterzuschauen!

Dreiundvierzig, vierundvierzig, fünfundvierzig . . . Er war nun in der nackten Zone. Wenn jemand unten auf der Straße jetzt zur Fassade aufsah, konnte dieser Jemand nicht umhin, ihn zu bemerken . . . Sechsundfünfzig, siebenundfünfzig, achtundfünfzig . . . Nur nicht hinunterschauen! Zweiundsechzig, dreiundsechzig — die Zone war passiert, er hätte sich im Schutze des Mannes mit der Aspirintablette verschnaufen können, aber er verspürte keine Lust dazu. Lieber das ganze so rasch als möglich hinter sich haben! Vierundachtzig, fünfundachtzig, sechsundachtzig . . . Nur nicht hinunterschauen! Einundneunzig, zweiundneunzig, dreiundneunzig. Arme und Hände zeigten Neigung zu zittern, der Schweiß floß ihm in Strömen über die Stirn, jeder Atemzug brannte im Halse. Der Mann mit der Aspirintablette begann ein Ende zu nehmen — er war beinahe am Ziel. Noch sechs Sprossen, fünf, vier. Nur nicht hinunterschauen! Drei, zwei — oben! Ja, oben!

Er blieb hängen, die Arme um die letzte Sprosse verkrampft, und sog in langen keuchenden Zügen die Nachtluft ein. Oben! Er hätte Lust gehabt, es laut hinauszuschreien. Wie sagt doch die Bibel: „Niemand geht in die Behausung des Starken und nimmt ihm seine Schätze." Das war richtig, um so eher, als der Starke heutzutage größere Möglichkeiten hat, sich vor unwillkommenen Besuchern zu schützen als in früheren Zeiten. Er hat Untergebene, er hat Türhüter, er hat Patentschlösser, und doch kann man ihn überlisten, wenn man den Einsatz tragen will!

Von der Sprosse, an der er sich festhielt, bis zu der Fensterscheibe, an der seine Blicke hingen, trennte ihn nur eine halbe Armeslänge Das Fenster war geschlossen, aber dieser Teil des Programms ließ sich leicht erledigen Nachdem seine Arme nicht mehr zitterten und sein Pulsschlag wieder normal war, steckte er die Hand in die Brusttasche und nahm ein kleines Instrument heraus, wie es die Glaser beim Fenstereinschneiden benützen. Er ließ es über die Scheibe gleiten Die Arbeit war ein wenig mühsam für jemanden, der nur zwei Hände hatte, von denen noch die eine dafür sorgen mußte, daß ihr Besitzer nicht vierzig Meter tief hinunterstürzte und in bedauerlichem, schwer erkennbarem Zustande auf einem asphaltierten Hof landete. Was würde der Mann, dem sein Besuch zugedacht war, wohl sagen, wenn er hörte, daß der Gast an dieser Stelle und in diesem Zustand aufgefunden worden war? Würde er einen Seufzer der Erleichterung ausstoßen? Denkbar, aber nicht sicher! Ein Mann wie der, hatte zu viele Eisen im Feuer, als daß er — — —

Ritsch!

Nein, man durfte die Gedanken nicht um mehr als eine Sache zugleich kreisen lassen, wenn man vierzig Meter über dem Erdboden beschäftigt war! Dafür erhielt der junge Mann plötzlich den unwiderleglichen Beweis.

Während seine rechte Hand das Werkzeug des Glasers handhabte und seine Gedanken auf Abwegen waren, hatte er einen Augenblick vergessen, wo er seine Füße hatte und wozu sie ihm dienen mußten Er hatte sich zu weit vorgestreckt, sein rechter Fuß glitt auf der Eisensprosse aus — und plötzlich schwebte er zwischen Himmel und Erde, ohne einen anderen Halt als seine linke Hand. Ein Ruck ging durch seine sämtlichen Muskeln. So mag es dem zum Tode Verurteilten ergehen, wenn die Luke im Boden sich öffnet und er den Strick strammer werden fühlt . . . Was das betrifft, so war der Tod wohl ebenso sicher, wenn man vierzig Meter tief auf einen asphaltierten Hof stürzte, als wenn man mit Hilfe eines Stricks und einer Falltüre in die Ewigkeit geschleudert wurde . . . Es gelang seinem rechten Fuß, die Leitersprosse wiederzufinden, auf der er geruht hatte, dann folgte der linke. Die rechte Hand, die die ganze Zeit ihren Griff um das Glaserwerkzeug nicht gelöst hatte, erfaßte mit ein paar Fingern eine eiserne Sprosse. Mit zitternden Knien und Handgelenken suchte er sich wieder auf seinem unsicheren Vorsprung zurechtzufinden. Nur nicht hinunterschauen, nur nicht hinunterschauen, nur nicht hinunterschauen! Puh — jetzt ging es besser. Aber — aber —

Mit neuerwachter Vorsicht beugte er sich wieder zu dem Fenster vor. Er vollendete die Arbeit mit seinem Schneidewerkzeug und drückte leicht an Die Scheibe gab nach Nur zwei kleine Splitterchen fielen in die falsche Richtung und lösten sich einige Sekunden später, als sie den Asphalt erreichten, in eine Folge zarter Tonwellen auf Er steckte die Hand durch die Öffnung und fand den Haken, der die zwei Fensterhälften verschloß. Eine Bewegung genügte, um ihn zu lösen. Das Ziel

winkte in Sehweite. Aber noch blieben etliche Hindernisse zu überwinden, bis es erreicht war.

Die Eisensprossen, die ihn dahin geführt hatten, wo er sich jetzt befand, waren ursprünglich als letzter Ausweg gedacht, um die Bewohner des Hauses im Falle einer Feuersbrunst zu retten. Aber so wie die Leitersprossen angebracht waren, war es schwer, sich ihren ursprünglichen Zweck vorzustellen. Nur ein geübter Turner konnte sich durch das Fenster auf eine solche Sprosse retten, und wer den umgekehrten Weg nehmen wollte — beispielsweise ein Feuerwehrmann, hatte eine noch schwerer zu bewältigende Aufgabe. Der junge Mann mit den blauen Augen maß einmal ums andere die Entfernung mit den Augen, bis er sich mit einem verzweifelten Sprung auf das winkende Fensterbrett schwang. Nur nicht hinunterschauen, nur nicht hinunterschauen! Einige jahrhundertlang scheinende Sekunden hatte er das Gefühl, als hätte er sich in der Entfernung verrechnet. Aber nein, es gelang! Er warf das eine Bein über das Fensterbrett und schwang sich hinein. Endlich!

Einen Augenblick blieb er am Fenster stehen, um sich auszuruhen. Tief unter ihm, links, klaffte die ovale Dachluke, und in ihrem Rahmen bewegten sich noch immer sieben braungeschminkte Nabel. Einige hundert Meter weiter weg, rechts, erhob sich eine Reihe weißer Marmorsäulen mit ihrer Last von Architraven und Friesen zum Nachthimmel. Was hatten sie nicht im Laufe der zweitausend Jahre, die sie standen, erlebt! Welche Menschenschicksale hatten sie nicht zwischen Glück und Unglück hin und herschwingen, welche Herrschergeschlechter einander ablösen, welche Altäre aufragen und in Staub zerfallen sehen! Was bedeutete die Gegenwart gegen den Hintergrund ihrer Geschichte? Was bedeuteten die Pläne, die ein Sohn dieser Gegenwart in seinem Hirn wälzte und der Erfolg oder Mißerfolg dieser Pläne? Nichts, und doch — und doch — es war an der Zeit, zu handeln.

Zum erstenmal sah er sich seine Umgebung näher an. Er stand in einem kleinen Verschlag, offenbar zur Verwahrung der Gerätschaften bestimmt, die auch in der modernsten Wohnung nicht zu entbehren sind. Da waren Staubsauger, Bürsten, Dosen mit Fußbodenpasta und Poliermitteln in Unmenge. Der Raum hatte nur eine Tür. Es fragte sich, ob sie versperrt war oder nicht.

Sie war es. Natürlich war er auf diese und andere Möglichkeiten gefaßt, aber im Allerinnersten hatte er die unklare, unlogische Hoffnung gehegt, daß er diesen Möglichkeiten nie Angesicht gen Angesicht gegenüberzustehen brauchte, daß vielmehr alle Wege in wunderbarer Weise vor ihm offenliegen würden. Nun zeigte es sich, daß dies nicht der Fall war: er stand am Ufer des Rubikon mit der Möglichkeit, sich zurückzuziehen, denn was er bisher getan, bedeutete trotz alledem keinen entscheidenden Schritt über diesen Fluß Wenn er aber weiterging, wenn er versuchte, die verriegelte Tür zu erbrechen, dann war der Schritt getan . . . Sein Zögern währte kaum eine Sekunde, dann zog er mit einer trotzigen Kopfbewegung zwei neue Werkzeuge aus seiner Tasche. Das eine war ein gewöhnliches Messer, allerdings mit so vielen Nebeninstrumenten versehen, daß es den Eindruck eines kleinen Arsenals machte. Das zweite Werkzeug hatte die Form eines schmalen Spießes mit geschwungener Spitze und Auswüchsen an den Seiten. Er dachte einen Augenblick nach und steckte es dann wieder ein. Eines der Werkzeuge an seinem Messer war eine schmale, aber kräftige Zange. Er schob sie durch das Schlüsselloch und versuchte mit Hilfe der Zange den Schlüsselbart zu drehen Offenbar war er an derartige Arbeit nicht sonderlich gewöhnt, denn er brauchte beinahe eine Viertelstunde, um eine Sache auszuführen, die ein Fachmann in fünf Minuten oder in noch kürzerer Zeit erledigt hätte. Endlich drehte sich der Schlüssel, die Tür ging auf. In einem Punkt konnte er auf sein Werk stolz sein: er hatte gearbeitet, ohne das leiseste Geräusch zu machen. Hielt er sich weiter so gut, dann konnte er mit sich zufrieden sein!

Er schob die Türe auf und sah hinaus. Vor ihm dehnte sich ein Korridor mit jenem schalldämpfenden Gummi belegt, das man in modernen Banken und öffentlichen Gebäuden verwendet. Er trat über die Schwelle und fand, daß sein Fuß sich auf diesem Gummibelag ebenso lautlos bewegte, wie der eines Indianers im Urwald Es war, als sollte seine Arbeit in jeder erdenklichen Weise erleichtert werden.

Der Korridor lag im Dunkel Er griff nach seiner Taschenlampe und ließ behutsam einen Lichtstrahl vor sich hingleiten. Vor ihm lag eine Reihe von Türen und ganz im Hintergrund die Eingangstüre, die von den regulären Gästen des Hauses benützt wurde. Er entschied sich für die nächste Tür und drückte auf die Klinke. Beinahe ohne daß er es merkte, glitt die Türe unter seinen Fingern auf, und als er in den geöffneten Raum blickte, zeigte es sich, daß er geradeswegs in das Allerheiligste eingetreten war.

Dicke Smyrnateppiche auf dem Boden, niedrige Bücherregale an den Wänden, ein Schreibtisch, der einem Schlachtfeld glich, mit Batterien von Federn, Stempeln, Kalendern, Kartotheken und allen sonstigen Utensilien, die der Geschäftsmann in seinem Kampf ums Dasein benötigt. Kontorstühle und andere Stühle, und in einer Ecke des Zimmers ein Büfett mit Flaschen und Gläsern, das Ähnlichkeit mit einem Hochaltar hatte. Und was das Wichtigste war: Vor den Fenstern schwere Vorhänge, die alles Licht ausschlossen Er brauchte nicht mit einer unzulänglichen Taschenlampe zu arbeiten, er konnte sich gestatten, das elektrische Licht aufzudrehen. Er tat es, und plötzlich lag das Zimmer in opalfarbenen Schimmer gebadet da, der die Deckenleisten entlang strömte und von der Decke zurückgeworfen wurde.

Er sah sich um. Wo war der Angriffspunkt?

Darüber konnte man nicht im Zweifel sein. Eines der niedrigen Bücherregale war nicht so recht in einer Linie mit den übrigen, und ein flüchtiger Blick zeigte, daß es sich auf den Angeln herumdrehen ließ. Wie ein Mensch nur einen Augenblick glauben konnte, unwillkommene Besucher mit so einfachen Mitteln täuschen zu können! Er lächelte in sich hinein, während er das Regal nach außen drehte. Dahinter zeigte sich eine gewitterwolkenblaue Metallplatte, deren geschäftsmäßiger Ernst und geschäftsmäßig gebiegenes Aussehen nicht mißzuverstehen waren. Um sie zu überwinden, bedurfte es anderer Werkzeuge als eines Stemmeisens und einer kleinen Kollektion Dietrichs Wenn er ganz aufrichtig gegen sich sein wollte, so hatte er die ganze Zeit etwas derartiges befürchtet Er schob sich einen Sessel an die blaue Metallplatte heran und begann sie genau zu studieren.

Sie bestätigte seine ärgsten Befürchtungen. Ohne Dynamit und Sauerstoffgas konnte wohl nicht einmal ein gewiegter Spezialist weit damit kommen, davon war er überzeugt. Halb in Gedanken erfaßte er einen vierarmigen Griff, der in eine Vertiefung des Metalls eingelassen war wie ein Stempel in eine gewitterwolkenblaue Glockenblume. Er suchte ihn umzudrehen

Was war das?

Die schwere Stahltüre bewegte sich unter dem Druck seiner Finger. Sie öffnete sich! Er hatte nicht das kleinste seiner Instrumente anzuwenden brauchen, um Zutritt zu den Schätzen zu erlangen, die sie bewachte. Natürlich war hinter der ersten noch eine zweite Türe — aber wenn man so zerstreut ist, das Außentor zur Festung unversperrt zu lassen, so ist es sehr wohl möglich, daß man auch vergessen kann, die inneren Tore zu schützen!

Was war das?

Noch einmal: was war das?

Die Außentüre der Kasse stand offen, die innere Türe lag entblößt vor seinen hungrigen Blicken Und eben dieser Anblick hatte ihm einen halberstickten Aufschrei entlockt.

Wenn er befürchtet hatte, daß die innere Türe schwer zu bewältigen sein würde, so hatte er sich getäuscht. Sie bot überhaupt keine Schwierigkeiten. Aber hatte er Grund, sich aus diesem Anlaß zu freuen? Nein! Denn ein einziger Blick genügte, um ihm zu zeigen, daß diese Türe schon geöffnet worden war — und zwar von einem, der sich bei dieser Arbeit keines Schlüssels bedient hatte!

Jemand hatte einen Kreis aus Feuer und Sauerstoffgas rings um das Schloß der Türe gezogen Das Metall war bei dieser Behandlung geschmolzen wie Schnee in der Sonne, und an Stelle des Schlosses war nun eine kreisrunde Öffnung, die einem ausgebrannten Zyklopenauge glich. Es war, als fixierte dieses Auge den jungen Mann, um sich an seiner Enttäuschung, seinem Zorn, seiner Wut zu weiden Es dauerte noch eine kleine Weile, bis diese Gefühle zum Ausdruck kamen, so betäubt war er von dieser neuen Überraschung, aber als es so weit war, nahm der Ausbruch um so heftigere Form an.

Er stürzte sich auf die geplünderte Kasse, als wäre sie ein persönlicher Feind, er riß durch die Öffnung in der Türe ihre Eingeweide mit einem Gesichtsausdruck heraus, als risse er einem Feinde das Herz aus dem Leibe, und er ließ nicht ab, Papierstoß auf Papierstoß zu schleudern, bis er keine Beute mehr für seine Hände fand. In sich hineinknurrend, begann er seinen Raub zu sortieren. Ein buntes Gewühl von Buchstaben und Ziffern tanzte ihm vor den Augen. Die meisten Dokumente waren in englischer, französischer und noch einer anderen Sprache abgefaßt, aber es gab auch welche, die in zwei oder mehreren Alphabeten gedruckt waren. Société Anonyme, Aktiengesellschaft, Reszveny Tarsasag, Anonymos Hetairia — keine dieser Sprachen fehlte. „Der Inhaber erlegte für eine Stammaktie der AG. der Levantinischen Teppichwebereien den Betrag von . . .“ „Die Finanzierungsgesellschaft für den Nahen Osten, Société Anonyme, mit dem Sitz in Athen, übernimmt Kapitalplacierungen aller Art für sämtliche Unternehmungen, die in den Wirkungskreis der Gesellschaft fallen . . .“. „Die Liquidierungsgesellschaft des Serbisch-Magyarischen Großgrundbesitzes, anerkannt vom Völkerbund, mit dem Sitz in Budapest und Beograd, bewilligt hiermit gegen die Sicherung einer erststelligen Hypothek dem Inhaber ein Darlehen in Höhe von . . .“. „Die Aktiengesellschaft für Ölgewinnung Dobrudscha, mit dem Sitz in Bukarest, ladet zur Aktienzeichnung ein . . .“

Das Zyklopenauge, eine ausgebrannte Wunde, grinste ihn höhnisch an: Das hast du für deine Mühe! Dafür, daß du Freiheit, Leib und Leben riskiert! Großartiges Geschäft, bravo! Zum zweitenmal stürzte er sich auf die Papierstöße, durchflog die Bogen, warf sie wieder von sich, ließ die Hände sinken und sah trostlos in das klaffende Loch der Kassentür Seine Blicke gingen zu dem Büfett in der Ecke des Zimmers, mit seinen Reihen verschiedenartig geformter Gläser. Er füllt eines davon, aber bevor er es noch zum Munde geführt hatte, stellte er es wieder hin Nein, keine künstlichen Trostmittel! Er goß ein großes Glas Wasser hinunter und sah sich im Zimmer um.

Die Bücherregale fesselten seinen Blick. Es war immerhin denkbar, daß das, was er suchte, in einem der vielen Bände dort verborgen liegen konnte. Er öffnete einen Band nach dem anderen, ohne Resultat. Die Bücher entsprachen ihrem Äußeren und den Titeln, die auf ihren Rücken zu lesen standen. Es waren Handelskalender, juristische Schriften und Romane in einem bunten Durcheinander.

Blieb nur mehr der Schreibtisch.

Das war ein schweres, massives Möbel von der Form, die in Frankreich und der Levante den durchaus nicht ironisch gemeinten Namen „Bureau de Ministre“ führt. Er sah verheißungsvoll aus. Aber kaum hatte er ihn näher in Augenschein genommen, als er eine neue Enttäuschung erlebte. Auch der Schreibtisch hatte den Besuch ungebetener Gäste gehabt.

Daran war nicht zu zweifeln. Die Schlösser aller Fächer waren aufgestemmt Das Eigentümliche war nur, daß man sich dieser Mühe unterzogen hatte. Denn das Innere zeigte keinerlei Spuren von Mißhandlung. Der Inhalt schien ein wenig durcheinander, aber nicht mehr, als der Inhalt der meisten Schreibtische zu sein pflegt. Und das war eigentümlich. Denn wenn der andere Gast das, was er in dem Kassenschrank suchte, auch nicht gefunden hatte, hätte er doch den Schreibtisch einer um so gründlicheren Musterung unterziehen müssen. Warum hätte er ihn sonst erbrochen? Aber es hatte keinen Zweck, über die Beweggründe eines Unbekannten nachzugrübeln.

Er begann, die vielen Fächer zu durchsuchen, eines nach dem anderen, wobei er sich durch einige rasche Blicke eine Vorstellung von der Art ihres Inhalts machte. Die meisten Aktenstücke waren handgeschrieben, was seine Arbeit erschwerte, aber nach ein paar Sekunden konnte er sie in der Regel beiseitelegen. Es war offensichtlich, daß er nach bestimmten Richtlinien vorging. Papierhaufen um Papierhaufen türmte sich auf dem Boden. Daß die Arbeit nicht allzu glänzende Ergebnisse zeitigte, ging aus den Randbemerkungen hervor, mit denen er sie begleitete.

Fast eine Stunde verstrich, bis er einen Ausruf hören ließ, der optimistischer klang als seine Vorgänger.

Er war nun zu einer Lade gekommen, deren Inhalt sich kaum mit dem Begriff ministerieller Schreibtisch verbinden ließ. Sie war bis zum Rande gefüllt mit dem buntesten Krimskrams: Quittierte Hotelrechnungen aus allen Ecken und Enden der Welt, meistens auf Doppelzimmer lautend, alte Theater- und Kinokarten, Amateurphotographien, am Badestrand aufgenommen, von Scheveningen bis zum Lido; Prospekte von Turfbüros mit englischen Namen, aber Adressen Schweizer und ganze Serien von Programmen klassischer Konzerte in Wien, Berlin und Paris, fast alle mit Randbemerkungen versehen, in denen die verschiedenen Nummern klassifiziert wurden wie Schularbeiten von einem Lehrer. Eines war klar: was immer der Besitzer des Schreibtisches sein mochte, er war ein Musikliebhaber von nicht zu verachtender Klasse. In einer Ecke lagen zwei welke Sträußchen Parmaveilchen, die noch in der Vergänglichkeit und Vergessenheit einen leisen Duft von Romantik aushauchten. Und hinter ihnen versteckt, lag der Gegenstand, der dem ungebetenen Gast des Zimmers seinen letzten Ausruf entlockt hatte. Es war eine Metalldose, die, wie die Aufschrift angab, ursprünglich ägyptische Zigaretten enthalten hatte. Aber

augenblicklich umschloß sie etwas ganz anderes, nämlich ein Zelluloidband mit fortlaufenden Bildern, eine Filmrolle.

Der junge Mann mit den blauen Augen starrte verblüfft seinen Fund an. Offenbar war die Metalldose dadurch, daß immer neue Reliquien in die Schreibtischlade gepfropft wurden, immer tiefer und tiefer in den Hintergrund gerutscht. Auf alle Fälle war die Filmrolle ziemlich alt, das ging aus ihrem Aussehen hervor. Das Zelluloid war grobfaserig, und wenn es ursprünglich grau im Ton gewesen war, so war es jetzt durchweg gelblich. Er hielt sie gegen das Licht und ließ sie langsam durch seine Finger gleiten. Die einzelnen Bilder lösten einander mit verwirrender Langsamkeit ab, sie schienen stillzustehen — aber er wußte, daß das bei allen Filmbildern so ist, wenn sie nicht mit Hilfe einer Maschine abgerollt werden. Und seine Art, die Filmspule zu handhaben, zeigte, daß die Langsamkeit, mit der ihre Handlung sich entwickelte, ihn keineswegs ungeduldig machte. Im Gegenteil, seine Atemzüge verrieten, daß diese Privatvorführung ihn mehr fesselte, als die meisten Filmvorstellungen in einem Kino ihr Publikum zu fesseln pflegen. Der dünne Streifen glitt zwischen seinen Fingern weiter und legte sich in Spiralen auf den Schreibtisch. Hie und da raschelte es verdächtig in dem spröden, vergilbten Zelluloid. Das veranlaßte ihn dann, mit noch größerer Behutsamkeit weiterzurollen, keineswegs aber, sein Studium abzubrechen.

Ein Außenstehender hätte sein Interesse nur schwer begreifen können: da waren Männer in römischer Tracht, in Togas und Helmen, aber ohne Schwert oder Pilum, Männer, die den Bartwuchs vieler Wochen auf ihren Gesichtern trugen und deren Haar zerrauft war, Männer, die in der Erde gruben, während die Peitschenhiebe von Aufsehern in barbarischen Trachten auf ihre gebeugten Rücken herabsausten. — Was war daran, das einen Menschen derartig fesseln konnte, namentlich einen jungen Mann in seinem Alter? Haben nicht unternehmende Firmen der ganzen Welt Filme mit „klassischen" Motiven gedreht, haben sie nicht Dramen aus Rom und Griechenland in Mengen produziert?

Nichtsdestoweniger ließ der ungebetene Gast in diesem Raum nicht ab, einen Film dieser Art, der zu allem weder Anfang noch Ende hatte, mit den Blicken zu verschlingen. Seine Augen brannten, seine Hände zitterten. Von Zeit zu Zeit entrang sich ihm ein dumpfes Röcheln; er ließ die Spule sinken und starrte vor sich hin.

Endlich nahm diese Privatvorstellung ein Ende, aus dem einfachen Grund, weil das Programm abgelaufen war. Der einzige Zuschauer blieb eine Weile in Gedanken stehen, dann begann er mit größter Behutsamkeit, seine Filmrolle wieder aufzurollen. Als dies geschehen war, legte er sie in die Metallschachtel zurück und steckte diese in die Tasche. Dann nahm er die Untersuchung der Schreibtischfächer wieder auf. Offenbar ohne Erfolg, denn nach kurzer Zeit erhob er sich mit einem letzten enttäuschten Ausruf, warf einen Blick in das verwüstete Zimmer, löschte das Licht und ging vorsichtig weiter durch die Wohnung, die vier Zimmer umfaßte. Er durchsuchte sie alle, aber er machte anscheinend keine weiteren Funde. Nach einer kleinen Weile stand er wieder an der Stelle, wo er seine Forschungsreise begonnen hatte: in der kleinen Kammer mit den häuslichen Geräten.

Er blieb vor dem eingedrückten Fenster stehen und sah über die Stadt zu seinen Füßen hin. Die berühmten Marmorsäulen des Jungfrauentempels schimmerten matt im Halblicht der Nacht. Jahrtausende waren über sie hingegangen. Aber hatte sich letzten Endes etwas verändert? Waren nicht die Menschen, die einstmals diese Säulen aufrichteten, in jedem Nerv, in jeder Fiber jenen gleich, die nun zu diesem Zeugnis vergangener Pracht emporblickten? Waren ihre Laster und Tugenden nicht die gleichen? Gab es heute etwa weniger Gewalt, Geldgier und Grausamkeit in der Welt als damals? Der einzige Unterschied war wohl, daß die Menschen jener Zeit zur Erinnerung an ihre Taten mühselig Reliefs in Steine gruben, während die heutigen sich dazu eines Filmstreifens bedienen konnten!

Aus diesen Betrachtungen geht deutlich hervor, daß der junge Mann, der sie anstellte, es noch nicht sehr weit an Alter und Weisheit gebracht hatte. Denn er erkannte nicht, daß diese Fragen seit dem Morgen der Zeiten gestellt worden sind und wohl bis zum Ende aller Zeiten ohne Antwort bleiben würden.

Er beugte sich hinaus, umklammerte die oberste Eisensprosse und sicherte sich einen festen Halt auf der nächsten. Nur nicht hinunterschauen? Neunzig, neunundachtzig, achtundachtzig, nur nicht hinunterschauen!... Einundsechzig, sechzig, neunundfünfzig. Bei der vierzigsten Sprosse angelangt, machte er einen Moment halt und warf einen Blick durch die Dachluke, die noch immer offenstand. Die sieben Nabel waren verschwunden und von einem Chaplin-Imitator abgelöst. Sein kleines Schnurrbärtchen und seine riesigen Schuhe sowie der versteinert törichte Gesichtsausdruck entfesselten Applaussalven, die durch die Dachluke in die Nacht hinausströmten. Hier war jedenfalls etwas Neues, etwas, was die Marmorsäulen des Tempels im Laufe ihres zweitausendvierhundert Jahre langen Lebens noch nicht geschaut hatten!

Fünf, vier, drei, zwei, eins — er war unten!



Freude am Können im Pulverschnee.
Aufnahme: Nordhoff.

2.

Eine Begegnung auf dem Syntagmaplatz.

Einen Augenblick blieb er stehen und sah sich um. Hatte jemand seinen Abstieg beobachtet? Das ließ sich unmöglich sagen, aber es sah jedenfalls nicht so aus. Der asphaltierte Hofplatz war leer und lag im Dunkel, an den Türen und Fenstern war kein Mensch zu sehen. Smyrna-House — so hieß das Gebäude — war für amerikanisches Geld von einem heimgekehrten Griechen erbaut und war ein recht typisches Gemisch von Morgen- und Abendland. Es bestand zum Teil aus einem Mietpalast von dreizehn bis vierzehn Stockwerken — Wolkenkratzer nannten ihn die stolzen Bewohner der Stadt —, zum Teil aus einer halbkreisförmigen Basaranlage zu dessen Füßen, zum Teil schließlich aus einem Theatergebäude für Kino- und Varietévorstellungen. Durch die Dachluke dieses letzteren hatte er gratis zwei Nummern der Abendvorstellung mitangesehen In der Basaranlage war eine ganze Reihe von kleinen Läden untergebracht, in denen Teppiche, Zigaretten, handgeschmiedete Metallarbeiten und dergleichen mehr verkauft wurden. Der große Mietkomplex umfaßte Kontore und Wohnungen mit allem Komfort der Neuzeit Die Direktion sorgte für Einrichtung und Instandhaltung und, wenn es gewünscht wurde, auch für die Mahlzeiten — ‚genau wie in Amerika'. Es galt als sehr vornehm, sein Kontor oder seine Wohnung in Smyrna-House zu haben. Aber die Preise waren hoch, und demzufolge stand der größte Teil des Mietpalastes leer.

Er machte einige Schritte und blieb dann vor einer der Hoftüren stehen. Hatte man sie vielleicht versperrt während er seinen Ausflug über die Hausfront unternahm? Das wäre ärgerlich. In diesem Falle wäre er gezwungen, seine Werkzeuge noch einmal zu benutzen, und das hätte er gerne vermieden an einem Orte, wo er jeden Augenblick überrascht werden konnte. Der Gedanke, daß er sich, als er oben an der Hausmauer hing, weit mehr spähenden Blicken ausgesetzt hatte, kam ihm keinen Augenblick in den Sinn! Das war eine besondere Arbeit gewesen, die verrichtet werden mußte und nicht mißlingen durfte — welcher Gedankengang neuerlich den Beweis liefert, daß er sich in jenem glücklichen Alter befand, wo man dem Ruf seines Schicksals folgt, blindlings, ohne viel nachzugrübeln. Und jenem Schicksal zürnt, wenn nicht alles nach Wunsch geht. Aber die Türe war nicht versperrt, er brauchte nicht zu seinen Werkzeugen zu greifen, sondern konnte unbehindert in einen schmalen Flur treten, von dessen anderem Ende ein dumpfes Stimmengewirr herüberdrang. Der Korridor gehörte zwei Mietern gemeinsam: einem Teppichgeschäft und einem Café, Diogenes gehörig oder doch wenigstens nach ihm benannt: Oinopoleion kai Kapheneion Diogenon. Durch dieses Caféhaus hatte ihn vor einigen Stunden sein Weg in den Flur hinaus und von dort weitergeführt. Sollte sich jemand erinnern und sich fragen, wo er gewesen war? Als er die Tür vorsichtig öffnete, fand er das Lokal gesteckt voll von Gästen. Drei nickelglänzende italienische Expressomaschinen kreischten wie gequälte Geister, während der brühheiße Dampf durch den feingemahlenen

Kaffee gepreßt wurde. In diesem Hexenkessel hatte man sicherlich keine Zeit, sich mit einer so gleichgültigen Erscheinung, wie er es war, zu befassen.

Seine Nerven schrien nach einer Tasse Kaffee, und er war gerade im Begriffe, sie zu bestellen, als er sich im letzten Augenblick besann, während ihm der kalte Schweiß auf die Stirn trat. Wie leicht kann einem ein Schnitzer unterlaufen, der alles ruiniert! Erst einmal fort von hier!

Während er dem Eingang zueilte, stutzte er. Er glaubte einen Blick auf sich geheftet zu fühlen. Einbildung? Überreizte Nerven? Nein, keines von beiden. An einem kleinen Tischchen saß ein einsamer Herr mit schwarzem gestutztem Schnurrbart, und seine Augen waren zweifellos unverwandt auf ihn gerichtet. Ja, noch mehr: dieser Herr saß so, daß er ihm von dem Augenblick an, in dem er das Lokal betreten hatte, mit den Blicken hatte folgen können! Es war ein Mann in mittleren Jahren, dessen Nationalität schwer zu bestimmen war, vielleicht ein Franzose, vielleicht ein Österreicher. Er saß mit einer Tasse Kaffee und einem Gläschen Likör vor sich da, was auch keinerlei Schlüsse auf seine Nationalität zuließ. Aber über einen Punkt konnte kein Zweifel herrschen: nämlich über die Richtung, die seine Blicke nahmen. Und wenn man überhaupt den Ausdruck eines Blickes lesen kann, so sagten die Augen des genannten Herrn deutlicher als Worte: Ich erkenne Sie, und ich frage mich, wo Sie herkommen!

Einbildung! Überreizte Nerven! Nachwirkung der überstandenen Spannung! Fort von hier, so rasch als möglich! Der junge Mann machte die letzten Schritte zum Ausgang mit viel Selbstbeherrschung. Er zog den Perlenvorhang zur Seite und verließ das Café. Noch einige Schritte und er stand in einer der Hauptverkehrsadern der Stadt, Straßenbahnen rasselten unter schrillem Laut vorbei, Autos und Autobusse tuteten bei jedem Meter, den sie sich durch das Gewühl preßten. Aber einige hundert Meter weiter schimmerten die berühmtesten Marmorsäulen der Welt unter den Sternen. Die Last ihrer Friese und Architrave war von Tau beglänzt, in dieser Nacht wie in allen Nächten seit zweitausendvierhundert Jahren. Er bog um eine letzte Straßenecke und sah ein seltsames Bild.

Ein Marktplatz breitete sich vor ihm aus. Jeder Quadratmeter seiner mächtigen Fläche war von Tischen und Stühlen bedeckt, und zwischen den Stühlen eilten Kellner hin und her. Alte Frauen mit Gesichtern, würdig, in Granit gehauen zu werden, erboten sich, die Zukunft mit Hilfe von zweiundfünfzig Karten zu deuten, deren ursprüngliche Farbe unmöglich zu erraten war. Andere Herren und Damen verabreichten von Stecknadeln bis zu frischgerösteten Nüssen nahezu alles, was man begehren mochte. Halbwüchsige Jungen sausten durch das Gedränge, die ersten Morgenblätter der Zeitungen ausrufend, während ihre Brüder und Vettern mit der Schuhbürste in der Hand sich um die Füße der Tischgäste rauften.

Der junge Mann mit den blauen Augen merkte plötzlich, daß er sehr müde war. Er fand einen Tisch am Rande des Platzes und setzte sich. Als der Kellner erschien, um seine Bestellungen entgegenzunehmen, sagte er, er warte auf einen Bekannten. Diese Erklärung genügte. Der Orient, wo man einen ganzen Tag vor einem Glas Wasser im Basar verbringen kann, war in nächster Nähe.

Von den Dächern rings im Kreise flackerten die Lichtreklamen in bunten Farben, flammten auf und erloschen, flammten wieder auf und erloschen. Über den Dächern, die die berühmten Säulen des jungfräulichen Tempels verdeckten, schnitt ein gigantisches Messer von einer Riesenwurst eine elektrische Scheibe nach der anderen in den appetitlichsten gelben, weißen und roten Farben; aber plötzlich wurden die Wurst sowie die Wurstscheiben von einer höheren Hand ausgelöscht, ein Text flammte zum Nachthimmel, und dieser Text sagte: Essen Sie Tsoukalas Paprikawürste! Die besten in Hellas!

Der junge Mann lachte hart auf: er hätte gar nichts dagegen gehabt, der Aufforderung Folge zu leisten.

Er stockte mitten in seinem Gedankengang.

Um die Mittagszeit desselben Tages hatte er den rechtmäßigen Inhaber einer gewissen Wohnung zum Haupteingang des Smyrna-House herauskommen sehen, der überhaupt der einzige Eingang war, da alle Lieferanten ihre Waren beim Portier abliefern mußten. Der rechtmäßige Inhaber der Wohnung hatte eine Reisetasche in der Hand gehabt und war von dem erwähnten Portier begleitet gewesen, einem wahrhaften Zerberus mit goldenen Tressen. Er übergab besagtem Zerberus seine Schlüssel, erteilte ihm einige Weisungen, stieg dann in ein Auto und befahl dem Chauffeur, zum Flugplatz zu fahren. Der Zerberus verfolgte seine Abreise mit der Kappe in der Hand, denn er war ohne Zweifel der angesehenste Mieter von Smyrna-House. Aber der ungesehene Zeuge dieser Abschiedsszene, der junge Mann mit den blauen Augen, hatte nur so lange gewartet, bis das Auto verschwunden war, dann hatte er sich rund um das Gebäude geschlichen und den Aussichtspunkt an seiner Rückseite erwählt, um den geeigneten Zeitpunkt für einen Besuch abzuwarten, der nicht vorher vom Zerberus angemeldet werden sollte.

Es hatte lange gedauert, bis dieser Zeitpunkt gekommen war. Es hatte fast neun Stunden gedauert. Aber als dann der Augenblick endlich da war, als er allen Gefahren getrotzt und sich glücklich zu dem ersehnten Ziel hinaufgearbeitet hatte — was fand er da?

Daß ihm jemand zuvorgekommen war!

Daß ein anderer schon vollbracht hatte, was er vollbringen wollte — in das Haus des Starken eingedrungen war und Hand an sein Eigentum gelegt hatte! Wie war das möglich?

Man hatte wahrlich Grund, sich das zu fragen. Es war ausgeschlossen, daß der ungebetene Gast durch den Haupteingang gekommen war, eher hätte sich der Zerberus in Stücke hauen lassen, als einen verdächtigen Menschen die Schwelle einer so geheiligten Wohnung überschreiten zu lassen. Allerdings gab es noch einen anderen Zugang, nämlich den, dessen er sich selbst bedient hatte. Aber die Feuerleiter an der Rückseite des Hauses! Aber daß jemand diesen Weg benützt haben sollte, schien noch undenkbarer, denn er hatte ihn ja selbst, ohne einen Augenblick zu pausieren, neun Stunden hindurch bewacht.

Was blieb also übrig?

Er konnte es sich beim besten Willen nicht vorstellen. Nein, es überstieg sein augenblickliches Begriffsvermögen. Sein Kopf war so leer wie ein Schwamm, der sich sehnt, gefüllt zu werden. Gefüllt mit was immer, mit neuen Ideen, mit Worten eines anderen Menschen, mit Musik, mit Wein! Er starrte begierig eine elektrische Flasche an, die Champagner einschenkte. Er hätte, ohne mit der Wimper zu zucken, ein Glas, zwei Glas, drei Glas hinunterstürzen können. Er drehte den Kopf nach links und starrte das Riesenmesser an, das Wurst schnitt: Er hätte, rascher als das Messer schneiden konnte, eine Scheibe, zwei Scheiben, drei Scheiben dieser Wurst verschlingen können. Aber die Zeit ist vorbei, wo Speise und Trank vom Himmel fielen. Heutzutage ist der Himmel nur ein Hintergrund für elektrische Reklamen, die einer ausgehungerten Menschheit alle Leckerbissen der Welt anpreisen. Mit Elektrizität läßt sich viel machen. Man kann mit ihrer Hilfe sehen, man kann mit ihr hören, aber man kann nicht mittels Elektrizität soupieren. Nein, das kann man nicht.

Der Syntagmaplatz begann sich plötzlich sonderbar aufzuführen. Tische, Stühle, Gäste, Schuhputzer, Tabakhändler, Blumenmädchen, Wahrsagerinnen und Losverkäufer wirbelten in einem Riesenballett im Kreis. Er griff nach der Tischkante, wie ein Dampfschiffpassagier auf hoher See nach der Reeling greift. Da hörte er zwei Stimmen. Die des Kellners sagte:

„Ihr Freund kommt wohl nicht, Kyrios! Wünschen Sie noch nichts zu nehmen?"

Eine andere Stimme erwiderte:

„Dieser Herr wünscht belegte Brötchen und eine Flasche Wein, sagen wir mal Herrn Benakis' Demi-Sec, für den man so viel Reklame macht! Aber rasch, hören Sie!"

Er hörte Schritte, die sich eiligst entfernten und blickte auf.

Der Syntagmaplatz beendete sein Ballett. Ein weißbejackter Kellner verschwand im Laufschritt zum Restaurationsgebäude. Neben ihm hatte ein nicht mehr ganz junger Herr Platz genommen. Er hatte einen gestutzten schwarzen Schnurrbart und kluge schwarze Augen. Warum saß er da? Und was hatte er zu dem Kellner gesagt? Belegte Brötchen, Champagner?!

Der Syntagmaplatz drehte sich nicht mehr im Kreise. Hausierer, Wahrsagerinnen und elektrische Lichtreklamen kehrten zu ihren angestammten Plätzen zurück. Der junge Mann richtete sich auf, musterte seinen Tischgenossen und sagte:

„Wer sind Sie, wenn ich fragen darf?"

Sein Nachbar erwiderte mit einem freundlichen Lächeln:

„Was bedeutet es, wer ich bin? Genügt es nicht, wenn ich sage, daß ich ein guter Freund bin? Wie hieß es doch in den alten Romanen? Wer da? — Gut Freund! — Passiert!"

„Sie bestellen belegte Brötchen und Champagner beim Kellner, und deshalb glauben Sie, mein guter Freund zu sein?"

Der Mann mit dem gestutzten Schnurrbart antwortete mit ungetrübtem Wohlwollen:

„Sie sind sehr jung! Die Jugend wäre beneidenswert, wenn sie nicht einen so verzweifelten Argwohn mit sich brächte. Man hat Angst vor allem. Bald glaubt man, daß niemand einen beobachtet, bald, daß man der Mittelpunkt des Interesses der ganzen Welt ist! Sie mögen mir glauben oder nicht, aber wahre Freundschaft kann manchmal keinen schöneren Ausdruck finden als in einer Bestellung von belegten Brötchen und Wein."

„Sie scherzen!"

„Ich bin vollkommen ernst. Ich sah Sie zufällig gestern abend hier auf dem Platz. Sie saßen auch vor einem leeren Tisch und sagten dem Kellner, Sie warteten auf einen Bekannten. Ihr Bekannter kam nicht."

Der weißbejackte Kellner war mit einer Schüssel Sandwiches, einer Flasche und zwei Gläsern zurückgekommen. Der Mann, der diese Dinge bestellt hatte, lächelte seinem jungen Tischgenossen einladend zu. Aber dieser musterte seinen Gastgeber mit kalt abschätzenden Augen. Allmählich flammte ein eigentümlicher Glanz in ihnen auf.

„Sie sahen mich gestern abend, sagen Sie? Sie beobachteten, was ich tat oder nicht tat, und Sie wissen sogar, was ich zum Kellner sagte! Wenn ich nicht so —"

„Wenn Sie nicht so sanftmütig wären, wie Sie sind, würden Sie mich für meine Zudringlichkeit strafen! Hatte ich nicht recht mit dem, was ich vorhin von dem Argwohn der Jugend sagte? Ich habe Ihnen nicht nachspioniert, wenn Sie es wissen wollen. Meine Zeit gestattet dies leider nicht! Noch einmal: wollen wir jetzt nicht diese Flausen sein lassen und unser schlichtes Mahl beginnen?"

Der Glanz in den Augen des jungen Mannes — sie waren ungewöhnlich schön — wurde immer stärker.

„So, Ihre Zeit gestattet es nicht?" wiederholte er langsam; „das möchte ich bezweifeln! Sie sagen, daß Sie mich gestern hier gesehen haben. Aber auch heute abend ist es nicht das erstemal, daß Sie in meiner Nähe auftauchen! Ich sah Sie erst vor kurzem im Café Diogenes. Geben Sie es nur zu!"

Der Mann mit dem gestutzten Schnurrbart nickte betrübt.

„Ich muß es wohl zugeben, da Sie es wünschen. Es ist natürlich unangenehm, eingestehen zu müssen, daß man seine Zeit in Kaffeehäusern und ähnlichen Lokalen verbringt, aber die Wahrheit über alles! Ich saß im Café Diogenes, und ich sah Sie dort. Nun, und was weiter? Fällt es mir ein, Sie zu fragen, was Sie in einem solchen Lokal zu suchen hatten? Fällt es mir auch nur ein, Sie zu fragen, warum Sie von rückwärts in das Café kamen, anstatt durch den Eingang von der Straße? Keine Spur — wenn auch die Sache vielleicht ein gewisses Interesse haben könnte —"

Der Fremde hatte immer langsamer und leiser gesprochen. Als er nachdenklich innehielt, schluckte der junge Mann hastig ein paarmal und steckte dann mit der mechanischen Geste eines eingefleischten Rauchers die Hand in die Tasche. Sie kehrte mit einer Metalldose zurück, die die Aufschrift „Ägyptische Zigaretten" trug, er öffnete sie automatisch. Erst als er die Filmrolle zwischen den Fingern hielt, sah er hastig zu seinem Nachbar hinüber. Hatte dieser etwas bemerkt? Anscheinend nicht. Er sprach weiter:

„Ja, kein Zweifel, diese Sache hätte ein gewisses Interesse! Ich saß schon gegen neun Uhr im Café. Bitte, fressen Sie mich nicht gleich! Sie kamen herein, und zwar diesmal durch den Eingang von der Straße. Als ich Sie sah, freute ich mich für Sie, ich dachte: jetzt wird dieser sympathische junge Mann sich aber ordentlich für gestern abend entschädigen, wo er nicht das allergeringste bestellte, weil sein Freund ausblieb! Jetzt gibt es zum mindesten türkischen Kaffee oder vielleicht sogar Ouso. Nun, da saß ich also und hatte große Erwartungen für Sie, aber sie gingen nicht in Erfüllung. Sie bestellten weder einen Kaffee noch einen Aperitiv, Sie sahen sich im Lokal um, und dann gingen Sie quer durch, zur Flurtür hinaus. Ich erzähle alles genau so, wie es sich zugetragen hat. Als Sie durch die rückwärtige Türe verschwanden, war es Punkt neun Uhr. Eine Viertelstunde verging, ohne daß Sie zurückkamen. Ich begann mich zu fragen, ob Sie vielleicht im Hause wohnten, da Sie gar nicht wiederkehrten. Aber niemand wohnt im Bazar, da sind ja nur Geschäftslokale. Und in die Mietwohnungen von Smyrna-House kann man vom Hof aus nicht hinein, wenn man nicht die Feuermauer hinaufklettert, und das mutete ich Ihnen denn doch nicht zu! Aber es wurde zehn Uhr, und ich begann mich zu fragen, was Ihnen zugestoßen sein mochte. Ich hatte am vorigen Abend Interesse für Sie gefaßt. Es schlug elf Uhr, als Sie erschienen. Sie waren rund zwei Stunden weggewesen.

(Fortsetzung folgt)

Kamerad aus unserer Mitte

ROMAN VON ALBERT O. RUST

7. Fortsetzung und Schluß

In das Klamml", erklärte Mencken ernst, „gehen vom Hochetzkogel alle Lawinen hinein. Besonders zur Mittagszeit."

Mr. Lansell nickte.

„Ganz recht. Und wir wollen unsern Gang mittags antreten. Und wenn wir glücklich oben angekommen sind und Milch und Butterbrot gehabt haben, werde ich mich verabschieden und denselben Weg allein vorausgehen. Und Sie werden Ihre Uhr im Auge behalten und nach einer Stunde nachkommen. Genau nach einer Stunde. Früher nicht. Sie sind natürlich ausdrücklich entbunden, Ihren Rückweg über das Klamml anzutreten, falls sich dort inzwischen etwas ereignet haben sollte. Ereignet sich aber nichts, so werde ich beim Anstieg zum Klamml genau eine Stunde warten und dann gehen. Es wird niemand in der Nähe sein. Ich werde den Schlitten, mit dem ich komme, zurückschicken. Wir können uns beim Eingang zum Klamml treffen. Der Platz ist nicht zu verfehlen. Man geht den vereisten Bach entlang, bis die Felsen enger werden. Man sieht dort große Haufen gefällter Baumstämme aufgestapelt. Sie bleiben liegen, bin ich belehrt worden, bis der Bach wieder auftaut. Wir hätten uns, wenn Ihnen mein Vorschlag genehm ist, nur noch über die Zeit zu einigen."

Menckens Augen flackerten.

„Es mag sein, daß jemand einmal durch das Klamml kommt, ohne von einer Lahn erwischt zu werden. Aber bei dem vielen Schnee und der Mittagshitze, die wir jetzt schon haben, ist es ganz ausgeschlossen, daß drei Partien ungefaßt durchschlüpfen. Ich bin hier zu Hause. Ich kenne mich aus. Sie sollen genau wissen, was Sie wagen."

„Ich bin fünfzig Jahre alt", versetzte Mr. Lansell. „Und diese Zeit ist nichts als Mühe und Arbeit gewesen. Ich bin unabhängig. Verwandte habe ich nicht. Die Jahre, die ich noch vor mir habe, möchte ich mit Frau Gruenbers leben oder gar nicht. Paßt Ihnen etwas nicht an meinem Vorschlag?"

„Es paßt mir vieles nicht", versetzte Mencken, „aber ich will auch nur den Schein vermeiden, als hätte ich die Absicht, zu kneifen. Ich habe nur eine Bedingung zu stellen: Wie dieser Gang auch ausgehen mag, Kläre darf nie, weder vorher noch nachher, etwas davon erfahren."

„Das ist selbstverständlich", erklärte Mr. Lansell. „Wir sind also einig. Und die Zeit?"

„Morgen um elf Uhr", versetzte Mencken und erhob sich. „Nehmen Sie Skistöcke mit. Wir müssen über Lawinen gehen."

26.

Als Mencken gegangen war, saßen im großen durchgewärmten und strahlend hell erleuchteten Speisesaal schon die meisten Leute beim Essen, aber Gertrude war noch nicht heruntergekommen. Es würde aber, fand Mr. Lansell, sehr gut für sie sein, wenn sie bewegt werden konnte, herunterzukommen, damit sie etwas Zerstreuung haben konnte. Er selber war ohne Abendanzug, aber er kümmerte sich nicht darum. Auf ihn brauchte Gertrude keine Rücksicht zu nehmen. Wenn es ihr gut tat, etwas unter Menschen zu sein und beim Essen ein bißchen Tafelmusik zu hören, konnten ihm alle Smokings und Fräcke gestohlen bleiben. Er beschloß, noch fünf Minuten zu warten und dann hinaufzugehen und nach ihr zu sehen.

Er war kalt geblieben, aber hatte das dringende Bedürfnis nach etwas Tabak, und da er nichts Rauchbares bei sich hatte, trat er zum Pförtnerstand, wo für die Hotelgäste immer Tabakwaren und Zeitungen zu haben waren. Er nahm ein Päckchen Zigaretten in Empfang und ließ sich nicht herausgeben.

„Der Rest für Ihre Bemühung", sagte er.

Ein Boy stand schon bereit mit einer Streichholzschachtel.

Mr. Lansell sog den Tabakrauch ein, wie er niemals Tabakrauch eingesogen hatte. Und mit der brennenden Zigarette zwischen zwei Fingern trat er in die Drehtüre, setzte sie in Bewegung und trat hinaus. Die Stadt lag unter einer Lichtglocke. Die beiden Kirchtürme und der Pfleghof hoben sich deutlich ab. Der Mond war schon hochgekommen. Der Himmel war klar und voll Sterne. Überall Berge, tief unter Schnee begraben. Einer davon war der Hochetzkogel. Es war bitter kalt und lautlos still. Diese winterliche Bergwelt war von ergreifender Erhabenheit. Diese Berge standen unverändert so seit tausend Jahren, und nach wieder tausend Jahren würden sie andere Menschen genau so finden. Die Frage lag nahe: Und was wird dann aus mir geworden sein?

Er warf den Zigarettenrest in den zertretenen Schnee und ging wieder hinein.

Hinter der Drehtüre erwartete ihn bereits der taktvolle Herr von Wallroth. Er war dazu da, es prominenten Gästen bequem zu machen. Und er erfüllte seine Pflicht.

„In einem Sporthotel", bemerkte er zuvorkommend lächelnd, „kommt es immer einmal vor, daß einer von den Gästen zufällig ohne Abendanzug ist. Es hat wirklich nichts zu sagen."

„Ich bin vollkommen beruhigt", erklärte Mr. Lansell. „Frau Gruenbers noch nicht unten?"

Herr von Wallroth zerfloß in Bedauern. Aber er konnte oben anrufen lassen.

„Nicht nötig", meinte Mr. Lansell. „Ich gehe selbst nach oben."

Er trat in das Wohnzimmer ein und fand hier unter einer Stehlampe einen Tisch für zwei Personen gedeckt. Aber Gertrude war nicht im Zimmer. Sie hatte die Balkontüre geöffnet und einen Schal umgenommen und war hinausgegangen. Antje stand hinter ihr mit dem Pelz, den umzunehmen ihre Mevrouw sich geweigert hatte. Ein Zug fuhr gerade mit hellen Lichtern durch die Winternacht. Deutlich war das dumpfe Rollen der Räder zu vernehmen.

„Der letzte Zug nach München", hörte Mr. Lansell Gertrude sagen.

„Ja, Mevrouw", versetzte Antje verdrossen. „Aber der aus der anderen Richtung ist längst eingelaufen."

In diesem Augenblick spürte Gertrude den Luftzug von der Tür her, die Mr. Lansell noch geöffnet hielt; sie drehte sich um, erschauerte und trat rasch in das Zimmer zurück.

„Mevrouw hätte doch den Pelz umnehmen sollen", sagte Antje vorwurfsvoll.

Mr. Lansell stellte sich taub und stumm. Gertrude hatte ihr neuestes Abendkleid an. Die Mode unserer Zeit gestattet Abendkleider glücklicherweise so, daß sie nicht an der Frau verzerren, sondern nur unterstreichen und hervorheben, was an der Trägerin bezaubern kann. Und daher kommt es auch, daß eine schöne Frau in einem guten Abendkleid fast unwiderstehlich wirkt. Aber sie legte augenscheinlich kein Gewicht darauf. Das festliche Licht, das eine Frau in einer solchen Lage von innen heraus erleuchtet, war erloschen. Der Glanz ihrer Augen war ausgesprochen matt wie das Lächeln, mit dem sie Mr. Lansell begrüßte.

„Ich habe hier decken lassen", sagte sie.

„Was macht dein Kopfweh?" wollte er wissen.

Sie wandte sich halb rückwärts zur Balkontür, die Antje eben schloß.

„Antje, es kann serviert werden!" Und erst als Antje gegangen war, setzte sie sich Mr. Lansell gegenüber und beantwortete seine Frage. „Es ist besser, wenn ich frische Luft habe. Ich hätte doch nicht den ganzen Tag im Zimmer bleiben sollen."

Als er nun ihr Gesicht im Schein der Lampe betrachten konnte, fand er ihre Miene so gedrückt, daß er sich weich werden fühlte. Er mußte sich selbst zur Ordnung rufen. Keineswegs fühlte er sich abgekämpft und reif zur Resignation. Er war durchaus imstande und gewillt, mit beiden Händen festzuhalten, was er als sein betrachtete. War ein von Erfolg gekröntes Leben, in harter Arbeit verbracht, nichts? Er war tief durchdrungen vom Hochgefühl persönlich erworbener Macht, ihm konnte nicht zugemutet werden, Sentiments nachzugeben, die sich nur für jene weiche Menschensorte schickt, die er gewohnt war, kräftig zu verachten.

„Überanstrengt", sagte er. „Eine Nacht ruhiger Schlaf wird alles wieder gutmachen. Übrigens bin ich verpflichtet, dir einen Wunsch zu erfüllen. Ich gebe meine Wette verloren."

Ein rascher Aufblick zu ihm.

„Ist Pauli zurück? Hast du ihn gesprochen?"

Er hielt den Blick eisern aus und schüttelte den Kopf.

„Ich habe davon absehen können, mit Herrn Mencken darüber zu sprechen. Aber willst du mir jetzt einen Gefallen tun, Liebling?"

„Alles, was ich kann", sagte sie.

„Du gefällst mir gar nicht", versetzte er. „Du kommst mir vor wie ein Kind, das sich verlaufen hat und das nun nicht weiß, wohin es gehen soll. Nimm einen Rat an von mir. Lege etwas Zeit dazwischen. Und wenn es auch nur vierundzwanzig Stunden sind. Ich kann dir, wenn du willst, eine Geschichte darüber erzählen."

Die Dame Gertrude, zu der Mr. Lansell Liebling sagte, hörte gerne Geschichten von ihm. Sie nahm sich zusammen und merkte auf.

„Drüben in den Staaten", begann er, „in Nevada, gibt es einen ziemlich trostlosen Distrikt, Bad Lands geheißen. Dort war es, wo ich in das Geschäft mit Silber hineinkam. Es war kein guter Start. Ich war lächerlich unerfahren, aber sehr hungrig nach Erfolg. Jemand, der die Sache über hatte, wollte aus ihr herausgehen und mich hineinlassen, wenn ich genug Geld auftreiben konnte. Ich hatte etwas Kredit, ich steckte alles hinein, was ich hatte und was ich geborgt bekam, denn der Mann wollte bar ausbezahlt werden. Es handelte sich um zwei Minen. Sie waren beide heillos verlottert. Ich hatte nun zwei Silberminen, aber keinen baren Dollar. Nach acht Tagen mußte ich


Creme Leodor
Diese Creme mit dem zarten Blütenduft will Ihnen helfen, schön zu sein ... schön zu bleiben! Sie läßt keine Röte durch Wind und Wetter aufkommen. Sie läßt den Puder besser haften und gibt Ihrer Haut jenes bezaubernde Etwas, das den Reiz schöner Frauen erklärt.
EIN QUALITÄTS-ERZEUGNIS DER CHLORODONT-FABRIK, DRESDEN

den Betrieb einstellen. In dieser Woche hatte ich für zweihundert Dollar Silber gewonnen und das Sechsfache an Spesen hineingesteckt. Es gab einen Tumult. Ich konnte gerade noch genug Geld auftreiben, um die Löhne auszuzahlen. Dann war ich am Ende. Der Vormann, ein verunglückter Prospektor, klopfte mir auf die Schulter und schickte mich fort, Geld aufzutreiben. Er werde bleiben, sagte er, und inzwischen von weißen Bohnen leben. Ich machte mich also auf die Beine nach Geld. Aber die Leute in den Banken lachten mich aus, und meine Freunde hatten nichts mehr. Bad Lands ist eine harte Gegend. Ich wurde eine lächerliche Figur. Ich rasierte mich nicht mehr; ich hatte kein zweites Hemd zum Wechseln und ich ernährte mich von Whisky, für den ich nichts zu zahlen brauchte. Der Schlag hatte mich betäubt, und ich betäubte mich noch mehr, um nicht denken zu müssen. Ich kümmerte mich um nichts mehr. Erst nach sechs Wochen wachte ich auf und schämte mich sehr. Ich machte mich still aus dem Staub und fand irgendwo, fünfhundert Meilen entfernt von meinen Minen, eine Stelle als Clerk. Nach sechs Monaten begann ich an meine Freunde zu schreiben, mit denen ich mich zu arrangieren hatte. Es waren sehr schwierige Verhandlungen, denn die Summen, die ich geborgt hatte, waren bedeutend gewesen. Aber wenn ich dreißig Jahre Clerk blieb und nur von einem Gehaltbruchteil lebte, konnte es mir möglicherweise gelingen, meine Schulden zu bezahlen. Nach wieder sechs Monaten hatte ich die Sache auch innerlich überwunden und ich getraute mich nach Bad Lands zurück, um die Sache an Ort und Stelle zu liquidieren. Der Mann, der damals in Nevada im Silbergeschäft maßgebend war, hieß Halburtson. Zufällig traf ich ihn im Zug. Sind Sie nicht Lansell, von den Bad-Lands-Minen, fragte er. Ja, sagte ich, leider. Er nahm mich am Arm und führte mich in den Speisewagen. Warum leider, fragte er. Sie brauchen den Mann, den Sie dort gelassen haben, gar nicht aufzusuchen. Er ist ohnehin nicht gut auf Sie zu sprechen. Er ist wild, weil Sie sich so lange nicht gemeldet haben. Ich nehme Ihnen die Sache ab. Ich gehe bis zu einer Viertelmillion. Einer Viertelmillion, was, frage ich. Dollar, sagt Halburtson. Sie können den Scheck auf der Stelle haben."

Er unterbrach sich, um Gertrude liebevoll anzusehen.

„Nun, was sagst du zu dieser Geschichte? Bist du bereit, nachträglich auf diesen Start mit mir ein paar Cocktails zu trinken?"

„Von dieser Geschichte habe ich noch nie etwas gehört", versetzte sie.

„Es gibt eine Menge Geschichten", erwiderte er, „von denen du noch nie etwas gehört hast. Aber eine nach der andern will ich sie dir allmählich erzählen. Nur Geduld. Aber wir wollen unsere Cocktails unten in der Bar trinken. Etwas Musik dazu."

„Ja", sagte sie.

„Es ist ein Trauerspiel", sagte er, „wie du mit den guten Sachen umgehst, die da aufgetragen werden. Ißt du jetzt immer so wenig?"

Sie schüttelte stumm den Kopf.

„Kann ich dir irgendwas Besonderes bringen lassen?" fragte er mißvergnügt.

„Nein", bat sie, „nicht!" und stocherte wieder auf ihrem Teller herum.

„Hast du einmal ein Gericht gegessen, Heizertopf genannt?" ermannte sie sich, nach einer Weile zu fragen.

„Nie was davon gehört", versetzte er, „was für eine Art Zeugs soll das sein?"

Sie blickte still auf ihren Teller.

„Ich habe es einmal oben auf der Hochalm bekommen. Von Pauli."

Er faltete die Stirn und verlor sofort jede Teilnahme dafür.

„Ach so. Wollen wir jetzt unsere Cocktails nehmen?"

Unten in der kleinen Bar neben der Halle hatte sich eine kleine Gesellschaft junger Leute eingerichtet. Sie waren alle noch im Sportanzug und bemerkenswert ausgelassen. Sie feierten hier seit dem Nachmittag ihre erste selbständige Skitour. Sie waren auf dem Hochetzkogel gewesen und hatten auch die Hochalm berührt.

Mr. Lansell achtete nicht auf sie. Er zog für sich und Gertrude zwei Hocker heran und unterhandelte mit dem Mixer. Er wollte Cocktails nach einem bestimmten Rezept haben, das der Mixer nicht kannte.

In einer Ecke gab es einen Klavierspieler und einen Geiger, aber die jungen Leute hatten sie ihrer Ämter eigenmächtig enthoben und sich selber an ihre Stelle gesetzt. Sie gaben wirklich groß an.

„Austrinken", befahl Mr. Lansell, als er mit ihr anstieß.

Sie leerte gehorsam das Glas und kam ins Husten.

„Furchtbar scharf", sagte sie.

„Keine Spur", versicherte er. „Aber ich will für den zweiten Orangenblut verwenden, dann wirst du beim dritten von selbst auf Brandy zurückkommen. Gin als Grundlage natürlich vorausgesetzt. Hast du wirklich keinen Wunsch, den ich dir erfüllen könnte? Eine Weltreise, ein neues Auto? Einen besonders schönen Smaragd?"

Sie schüttelte den Kopf und streckte die Hand nach dem zweiten Glase aus.

„Den und noch einen", sagte sie und hatte ein Lächeln im Gesicht, daß er hätte losheulen können, „den und noch einen, dann bin ich fertig, ganz gewiß."

„Den dritten wie den ersten". bestellte Mr. Lansell.

Als sie auch das dritte Glas getrunken hatte, sank sie plötzlich in sich zusammen und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Ich kann nicht mehr", sagte sie unter Tränen, „sie sprechen in einem fort von der Hochalm. Es ist zuviel."

Mr. Lansell brachte sie behutsam hinauf und übergab sie der wartenden Antje.

„Mevrouw muß unbedingt schlafen", instruierte er sie. „Ich bringe noch zwei Tabletten Veronal herüber. Es ist nicht nötig, daß Mevrouw aufwacht vor morgen Mittag. Je länger sie schläft, desto besser. Gut verdunkeln das Zimmer und keinen Laut, was auch kommen mag. Erstes Frühstück nicht vor ein Uhr. Ich selbst werde unter keinen Umständen früher erscheinen. Machen Sie also Ihre Sache gut."

27.

Das Klamml war ein Spalt durch den Sockel des Hochetzkogels mit einer Lawinenrinne als Verlängerung bis nahe an den Gipfel. Links und rechts stand tiefverschneiter Hochwald. Der Klammbach war bis auf den Grund gefroren und stellenweise haushoch von Lawinenschnee zugedeckt. Die Wände zu beiden Seiten waren zuweilen mit Eiskrusten bedeckt. Die Sonne kam hier nur im Hochsommer

hinein. Beim ersten Tauwetter wurde aus dem Klammbach ein schauerlicher Strom mit Felsbrocken und Baumstämmen gemischt. Und im Sommer und Herbst schrumpfte er ein zu einem seichten Rinnsal, in dem Kinder in Begleitung ihrer Eltern nach blanken Kieseln suchten. Im Spätherbst, als auf den Feldern nichts mehr zu tun war, hatte der Klammbachbauer ein hübsches Stück Wald ausgeschlagen und die Stämme am Klammbacheinstieg den Winter über abgelagert. Das Reisig hatte er zu sauberen Stapeln zusammengelegt und mit Rinde bedeckt. Die Stapel nahmen sich aus wie Negerhütten im Innern Afrikas.

Als Mr. Lansell zur ausgemachten Zeit hier erschien, fand er Mencken bereits wartend. Es war ein außerordentlich klarer Tag. Keine Wolke stand am Himmel, und die Sonne brannte nieder wie im Hochsommer. Wie immer in diesen Höhenlagen hatte die Nacht in Eisflächen verwandelt, was die Sonne am Vortage aufgetaut hatte. Die Mittagssonne war schon am Werk, diese Hinterlassenschaft der vergangenen Nacht wieder in ihren Schmelztiegel zu nehmen. Überall war der Schnee in Bewegung.

Mencken hatte seine zwei kräftigsten Skistöcke aus Weichselholz bei sich. Er hatte sich auf einen schneefreien Baumstamm in die Sonne gesetzt und wartete so, bis Mr. Lansell herangekommen war.

Mr. Lansell blickte auf die Uhr.

„Ich glaube, ich bin pünktlich gewesen", versetzte er.

„Sind Sie immer noch entschlossen, durch das Klamml zu gehen?" fragte Mencken.

„Mehr als je", antwortete Mr. Lansell.

Mencken erhob sich.

„Ich habe nicht viel übrig für Ihren Plan. Kein ordentlicher Bergsteiger und zünftiger Skifahrer kann etwas dafür übrig haben. Aber es soll niemand in der Welt geben, der von mir sagen kann, ich hätte gekniffen. Und außerdem ist mir kein besserer Vorschlag eingefallen. Jetzt will ich Ihnen nur soviel sagen: Die Lahnen kommen hier die Rinne herunter und sie kommen auch über die Wände. Die über die Wände kommen, sind gewöhnlich nur Staublawinen. Die großen und gefährlichen, mit Felsbrocken und abgebrochenen Bäumen vermengt, kommen oben vom Hochetzkogel. Um diese Jahreszeit pflegt jeden Tag eine niederzugehen. Sie kann gleich kommen, sie kann aber auch erst eine oder zwei Stunden nach Mittag kommen. Sie reißt alles nieder, was ihr entgegensteht. Ich habe von einem gehört, der heil davongekommen ist, weil es ihm gelungen ist, rechtzeitig hinter einer Felsnase in Deckung zu gehen. Bei Staublawinen kommt es darauf an, auf den Beinen zu bleiben und den Kopf oben zu behalten. Aus Staublawinen haben sich schon viele Leute wieder ausgegraben. Ich auch. So. Das wäre alles, was ich zu sagen hätte."

Mr. Lansell blickte noch einmal auf die Uhr.

„Es ist genau Viertel nach elf. Gehen wir."

Mencken kehrte sich schweigend um und ging voran. Aber als er einige hundert Schritt getan hatte, blieb er stehen und richtete alle Aufmerksamkeit auf ein fernes Donnern wie Gewittergrollen.

„Das ist eine gewesen", bemerkte er, „aber die ist schon hoch oben liegen geblieben."

28.

Der Klammbachbauer hatte vor seiner Hausfront eine lange Stange mit einem Tuchlappen stehen, zum Zeichen, daß hier Skifahrer und Bergsteiger ein Glas Milch, ein Butterbrot und ein Stück Speck haben konnten. Er war einer der ärmsten Bauern der Gegend. Seine Weiden trugen nicht viel, und außerdem hatte er nur noch etwas Kartoffelland, einen Krautgarten und einen Brotgetreideacker. Er konnte nur vier Kühe durchbringen. Er hauste mit seiner Frau und einer älteren Schwägerin, die keinen Mann mehr bekommen konnte. Er hatte elf Kinder, alle noch unerwachsen. Die schulpflichtigen davon waren bei wohltätigen Leuten in der Stadt untergebracht und kamen nur sonntags nach Hause.

Die Küche war der einzige Raum im Hause, in dem geheizt wurde. Sie hatte einen gewaltigen Ziegelsteinofen mit einer Bank darum und Stangen darüber zum Kleidertrocknen. Aber sie hatte keinen Herd, sondern nach alter Weise nur einen Rauchfang mit offenem Feuer und einem Eisenrost für Kessel und Pfannen. Um winters in die Stadt zu kommen, mußten die Bewohner erst die Oberleiten aufsuchen. Der im Schnee dahin ausgegrabene Weg war mit dünnen Stangen bezeichnet. Das Abirren vom Wege in den Schnee war bei schlechter Witterung lebensgefährlich.

Es war fast ein Uhr mittags, als Mencken hier oben ankam und einen gänzlich erschöpften Mr. Lansell in die Küche zum Ofen führte. Er streifte ihm Schuhe und Überschuhe von den Füßen und wickelte ihn in eine Wolldecke, die er von der Ofenbank nahm. Mr. Lansell lehnte sich blaß und durchkältet und die Augen geschlossen mit möglichst viel Rücken gegen die warme Ofenwand. Was von den Kindern des Bauern zu Hause war, sammelte sich aufgescheucht um ihn. Eins davon lief, die Mutter zu rufen. Der Bauer arbeitete auswärts im Holzschlag.

„Habt's an Enzian im Haus?" fragte Mencken.

„Na, aber an Hollunder, an selbstg'machten?" gab die Bäuerin zur Antwort.

„Also zunächst einen Hollunder", sagte Mencken. „Aber nicht nur ein Stamperl, sondern die Flasche."

Mr. Lansell öffnete für einen Augenblick die Augen.

„Setzen Sie mich nicht unter Alkohol", bat er. „Gestern habe ich es mit Gertrude getan, aber unter anderen Umständen. Ich komme schon so durch. Außerdem muß ich notwendiger als je den Kopf klar haben."

„Ein Glas wirft Sie nicht um", sagte Mencken. „Nachher bekommen Sie heiße Milch. Kaffee wäre besser, aber Kaffee wird nicht im Hause sein."

„An Feigenkaffee halt", erklärte die Bäuerin.

„Also heiße Milch", versetzte Mencken. „Setzen Sie das Glas nur auf den Tisch."

„Ja", sagte die Bäuerin verlegen, „aber i hab' scho eig'schenkt. Und wir ham nur dös ein Stamperl und dös hat scho lang kein Fuß nimmer."

Mencken kannte die kalte Not der Gebirgsbauern, die klaglos ertragen wurde, zur Genüge. Er nahm ihr, ohne weitere Worte zu verlieren, das Glas ab und redete Mr. Lansell gut zu, den Inhalt auszutrinken.

„Wie lange würde Gertrude für die Strecke gebraucht haben?" fragte Mr. Lansell.

„Eine knappe Stunde", gab Mencken zur Antwort.

Mr. Lansell schloß wieder die Augen. Er sah sehr verfallen aus. Er hatte zehn Minuten umgerissen in einer Staublawine gelegen. Er wußte genau, daß er ohne Menckens Beistand jetzt nicht mehr leben würde. Als er auch noch eine Tasse heiße Milch bekommen hatte, lebte er wieder etwas auf.

„Sie haben recht gehabt", versetzte er. „Es ist alles Unfug gewesen. Wir wollen jetzt reinen Tisch machen. Kann ich Sie allein sprechen?"

Mencken wandte sich rückwärts zu den Kindern. Die Bäuerin hatte die Küche schon wieder verlassen. Sie hatte zuviel Arbeit. Sie konnte es sich nicht leisten, herumzustehen.

„Kinder", sagte er, „Buama, der Herr will allein sein. Geht's eine Weil' hinaus und macht's einen schönen Schneemann. Wenn er schön wird, kriegt jeder von euch ein Zehnerl, wenn wir gehen."

„Ich fürchte", sagte Mr. Lansell, als er sich mit Mencken allein sah, „ich habe mich übernommen. Ich bin ziemlich erledigt. Kann ich eine Fahrgelegenheit nach unten haben?"

„Ich kann Sie mit einem Hörnerschlitten nach unten bringen", versetzte Mencken. „Der Bauer kann sich den Schlitten heute abend wieder heraufholen."

„Gut", sagte Mr. Lansell. „Wie Sie sehen, habe ich die Partie aufgegeben. Aber beantworten Sie mir zu meiner eigenen Beruhigung eine Frage. Wie haben Sie sich eigentlich Ihre Zukunft gedacht? Ich meine, wie haben Sie sich Ihre Zukunft mit Gertrude gedacht?"

Mencken blickte ihn betroffen an.

„Mit oder ohne Kläre oder Gertrude, wie Sie sagen, habe ich nur eine Zukunft. Ich werde hier einen Skikurs für Rennläufer einrichten. Ich bin akademischer Meister und ich werde mir auch irgendeinen Titel aus der Olympiade herausholen. Und im Sommer, wenn ich aussetzen muß, werde ich Expert werden für Kupferbergbau in den Alpen. Ich will die Frage studieren, wie sie noch kein Mensch vor mir studiert hat. Es muß eine Möglichkeit geben, die verlorenen Erzgänge in diesem Gebiet wieder aufzufinden und nutzbar zu machen."

„Keine sehr ertragreiche Tätigkeit, wie?" warf Mr. Lansell ein.

„Nein", antwortete Mencken, „aber über ertragreiche Tätigkeit, in diesem Sinn aufgefaßt, sind wir bei uns jetzt hinaus. Ob ein einzelner die Mittel erwirbt für ein angenehmes Leben, das läßt uns kalt. Aber wir werden warm und sind mit Leib und Seele dabei, wenn unsere junge Mannschaft mit andern Mannschaften um den Preis ringt, wer am Schluß eine letzte Reserve mehr einzusetzen hat. Und ebenso wichtig ist es uns, aus unserem bißchen Erde herauszuholen, was sich überhaupt herausholen läßt."

„Sage", versetzte Mr. Lansell müde. „Ein solcher Lebenslauf ist völlig sagenhaft."

„Nicht bei uns", widersprach Mencken ruhig. „Sehen Sie sich nur um."

Mr. Lansell schüttelte den Kopf.

„Ich werde mich nicht umsehen. Weder hier noch anderswo. Ich habe genug gesehen und erfahren. Ich will Ruhe haben. Der Rest ist Resignation. Aber hören Sie mir jetzt gut zu. Gertrude wird schwerlich vor Mittag aufgewacht sein Wenn wir hinunterkommen, wird sie vielleicht gerade anfangen, über uns besorgt zu werden. Aber mich wird sie nicht wiedersehen. Ich werde sofort in den Wagen steigen und nach München zurückfahren. In München hole ich mir den Assistenten von Professor Rombeck in den Wagen, liquidiere alles und fahre weiter. Wohin, weiß ich selber noch nicht. Wahrscheinlich nach dem Süden. Ich habe gedacht und auch behauptet, daß ich meine Hände aus allen Geschäften herausgezogen habe. Aber das war eitler Selbstbetrug. Erst jetzt will ich die Zügel ernstlich fahren lassen. Eine feste Adresse habe ich für die nächste Zeit nicht anzugeben. Aber grüßen Sie mir Gertrude. Gertrude soll glücklich werden. Sie ist die begehrenswerteste Frau, die ich in meinem ganzen Leben angetroffen habe, aber sie soll sich nicht einem Mann opfern müssen, der nur noch eine Ruine ist."

Die Küche war auch zur Mittagszeit nicht sehr hell, denn die zwei Fenster waren klein, und außerdem war ihnen die um den Oberstock laufende Holzaltane vorgelagert. Mencken stand in halber Dämmerung vor Mr. Lansell und war, wie alle starken Naturen bei weichen Angelegenheiten, ungemein verlegen. Er nagte an seinen Lippen und suchte alle Taschen aus nach seiner alten Holzpfeife. Als er sie endlich gefunden hatte, steckte er sie kalt in den Mundwinkel und kaute am Mundstück.

„Ich möchte Ihnen sagen", erklärte er, „daß Sie sich in dieser Angelegenheit von Anfang bis zu Ende sehr großherzig gezeigt haben. Auch Ihr Plan mit diesem Gang durch die Klamm hat mich angezogen durch die großartige Kühnheit, mit der Sie Ihr eigenes Leben eingesetzt haben. Als Sie die Staublawine umgeschmissen hat, habe ich gegraben wie um mein eigenes Leben. Es waren auch für mich verdammt harte Minuten."

Er suchte noch einmal in seinen Taschen herum und dann setzte er noch eine Frage hinzu.

„Sie haben wohl zufällig nicht ein bißchen Tabak in der Tasche?"

ENDE

Trinkwasser wird durch Quarzlicht entkeimt

Bekanntlich haben Ultraviolettstrahlen eine tödliche Wirkung auf Bakterien. Diese Tatsache führte vor kurzem zu Versuchen, in denen Trinkwasser durch Bestrahlung mit der „künstlichen Höhensonne" — dem Quarzlicht — entkeimt werden sollte. Die Ergebnisse waren ausgezeichnet. So lassen sich mit einer neuen Quarzlampeneinrichtung Wasserteilchen nach einer Bestrahlung von nur 1,5 Sekunden schon sterilisieren. Dabei treten keinerlei Farb-, Geruchs- oder Geschmacksveränderungen des entkeimten Wassers auf.

Wieviel Staub atmen wir ein?

Im Laufe seines Lebens atmet jeder Mensch ganz beträchtliche Staubmengen ein. Sie erreichen bei Personen, die in einer Mahlmühle tätig sind, 1,6 Kilogramm und steigen bei Arbeitern einer Zementfabrik bis auf zehn Kilogramm. Allerdings können nur Staubteilchen, die kleiner als ein Hundertstel Millimeter sind, in die Lunge eindringen. Die größeren Staubkörnchen werden vom Flimmerepithel der Schleimhäute gefangen und wieder nach außen befördert.

HUMOR

„Ja, denken Sie nur, Frau Unterberg, eigentlich war es eine ganz leichte Operation! Ich hab' bloß die Mandeln herausgenommen bekommen! Aber trotzdem hab' ich zehn Pfund dabei verloren!"

„Nein! Nicht möglich, Frau Überzwerg! Ich hätte nie gedacht, daß diese Dinger so schwer sind!"

*

„Nein, ich glaube nicht, Fräulein, daß mein Mann sich sehr viel aus diesen Zigarren mit Leibbinde macht! Wenigstens nimmt er das Papier immer ab, ehe er sich eine davon ansteckt!"

*

„Oh ja —" beteuerte der Beileidsbesucher der trauernden Witwe, „ich kannte Ihren bedauernswerten verstorbenen Gatten sehr gut!"

*

Arzt: „Ja, mein lieber Brösel, ihre Zunge ist ein wenig belegt, der Puls schlägt ziemlich schnell. Wie ist es eigentlich mit Ihrem Appetit?"

„Manchmal habe ich welchen, dann aber wieder nicht!"

„Wann denn zum Beispiel nicht?"

„Hauptsächlich dann, wenn ich vorher was gegessen habe!"

*

„Warum weinst du denn so, Kleiner?"

„Hu, hu..., ich hab' meinen Bonbon verschluckt und hatte ihn noch gar nicht gelutscht!"



„Schau, Mutter! Jetzt kannst du sie ganz genau sehen!! Solche Renn-Schlittschuhe möchte ich haben!!"

„Herr Täubling, aus Ihren Worten zu schließen, sind Sie wie alle berühmten Dichter der Ansicht, daß die Frau die beste ist, über die niemand spricht?"

„Im Gegenteil, mein Typ ist immer noch die Frau, die über niemand spricht!"

*

„Na, mein lieber Haberkorn, wo fehlt es denn heute?"

„Ach, Herr Doktor, das kann so nicht mit mir weitergehen. Ich bin zu sehr zerstreut. Als ich neulich zur Jagd gehe, bemerke ich mit einemmal, daß ich mein Gewehr vergessen habe."

„Das ist doch weiter nicht so schlimm, wann haben Sie denn das bemerkt?"

„Nicht früher, als ich die beiden Hasen meiner Frau auf den Tisch legte."

*

„Herr Bumke, mir scheint es bald, daß Sie sich gar nichts aus mir machen?"

„Im Gegenteil, Fräulein Lauscher, jedesmal, wenn Sie in meiner Nähe sind, klopft mein Herz derartig, daß ich immer ‚Herein!' rufen möchte."

*

Rohrdommels wollen zum Ball gehen. Aber Frau Rohrdommel wird und wird nicht fertig.

„Was ist denn eigentlich los?" schnaubt der Gatte.

„Ich warte noch auf einen Eilbrief", antwortete Frau Rohrdommel.

„Was hat denn der mit dem Ball zu tun?"

„Sehr viel. Er enthält mein Kleid."

Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Eine hübsche Vorgabepartie

Nachstehende Partie wurde von dem bekannten Karlsruher Meister Ruchti gegen einen schwächeren Spieler mit Turmvorgabe gewonnen und zeigt so recht die Mannigfaltigkeit der Kombinationsmöglichkeiten im Schach. Vorgegeben wurde der schwarze Turm auf a8.

	Weiß: N. N.	Schwarz: Ruchti			
1.	d2—d4	f7—f5	7.	b2—b3	Sf6—g4[2]
2.	e2—e3	e7—e6	8.	g2—g3?[3]	h7—h5
3.	Sg1—f3	Sg8—f6	9.	Sf3—h4??[4]	Dd8×h4!!
4.	Sb1—c3	b7—b6	10.	Le2×g4[5]	Dh4×h2!!
5.	Lf1—e2	Lc8—b7	11.	Kg1×h2	h5×g4
6.	0—0	Lf8—d6[1]	12.	Kh2—g1	Th8—h1‡

[1] In einer Vorgabepartie ist der Vorgebende immer gezwungen, den schwächeren Gegner aufs Glatteis durch etwas zweifelhafte und sogar unkorrekte Züge zu locken.

[2] Schwarz greift mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln an, immer in der Hoffnung, daß der Gegner in der Verteidigung einen Fehler machen wird.

[3] Eine verfehlte Aufstellung ist eingetroffen. Richtig war d4—d5, um den Läufer b7 abzusperren. Der Textzug bietet dem Nachziehenden eine willkommene Angriffsmarke.

[4] Eine verfehlte Taktik. Schwarz bekommt Gelegenheit, ein wunderhübsches Damenopfer anzubringen.

[5] Auf g3×h4 würde der Läufer d6 auf h2 mattsetzen.

Aufgabelösung aus Folge 50 (1935)

Dreizüger von Wilh. Brunkhorst, Hamburg
Weiß: Kf3, Tb1, Lc5, Ld7, Sd2, Sh1, Bg3 (7)
Schwarz: Kh2, Lc1, Sa2 (3).

1. Ld7—h3!, K×h3: 2. Lg1, belieb.; 3. Sf2† usw.

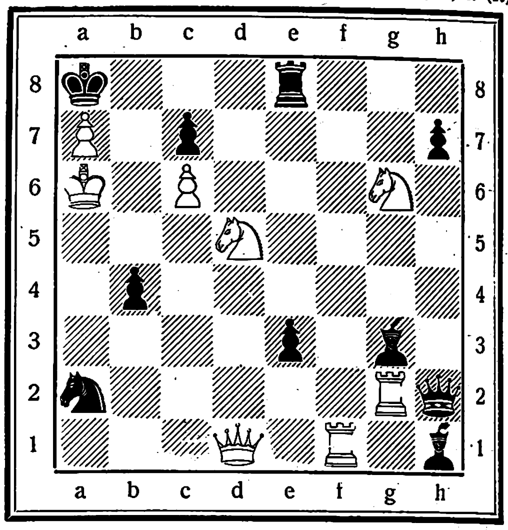
Richtig gelöst: Arth. Kreß, Berlin-Neukölln; H. Fisch, Mülheim (Ruhr): Alb. Neubert, Zwönitz; H. Kolwitz, Berlin Neukölln; E. Körner, Grünbach; O. Eichhorn, Bad Salzungen J. Herwig, Gotha; M. Baum, Berlin-Marienfelde; H. Zapf, Mannheim; Loth. Weber, Berlin-Tempelhof; F. Henn, Idar-Oberstein; J. Diehl, Oberschmitten; H. Lenke, Jena, Dr Rockstroh, Minden i. W.; H Lönser, Berlin-Rudow; L. Bültemann, Oechlitz; G. Peipers, Eckardtsheim; Pfr. Klein, Setzingen: H Müller, Werdau; H. Karg, Colditz; M. Meixner, Schwedt; P. Antweiler, Köln-Merheim; H. Stadelmann, Oberlahnstein.

Einige Löserurteile: „Daß man am Rand den König um ‚die Ecke' bringt, das hat mit viel Verstand der Läufer fein bedingt", H. K., B.-N.; „Die Aufgabe enthält eine starke Verführung: 1. Lc6 scheitert nur an Sc3!", J. H., G.; „Ein ziemlich schwieriger, überraschender Schlüsselzug, doch der köstliche Kern entschädigt für die rauhe Schale", H. Z., M.; „Die Stellung, die die Praxis fand, ist ungekünstelt, ungezwungen, interessant", L. W., B.-T.; „Trotz einfacher Mittel schön und vielgestaltig", F. H., J.-O.; „Hut ab vor dem Mann, der diese fallenreiche Aufgabe erdachte", H. St., O. usw.

Aufgabe (Urdruck)

Von A Heimes, Büdlich

Schwarz: Ka8. Dh2. Te8, Lg3, Lh1, Sa2, Bb4, c7, e3, h7 (10).



Weiß: Ka6, Dd1, Tf1, Tg2, Sd5, Sg6, Ba7, c6 (8).
Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

RÄTSEL

Mosaikrätsel

Die Steinchen, richtig geordnet, ergeben einen Ausspruch Schillers.

EIS

ENK ESI CHD

STD TDE ÖRP

AUT ERB RSI

ERG

Silbenrätsel

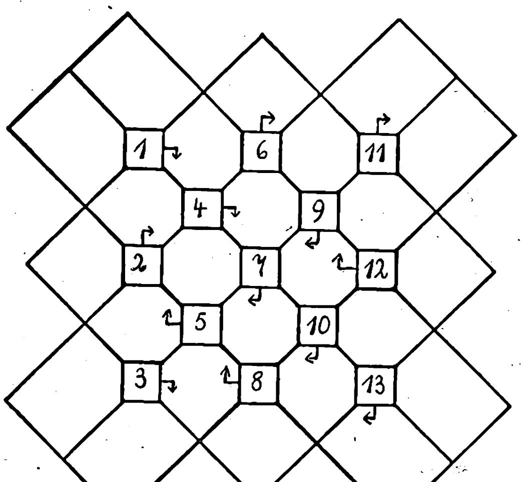
Aus den Silben: a ba abn bel ber berst bo brau bru ca cu cruz bach der dorf e ei en erz gar ge gel gra ha in knie la le le lenk li li li lus mer mus nau o ob ra rol sen so som ve wurz, sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen deutschen Minister und ein von ihm geschriebenes Buch ergeben.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 .... 18 ....

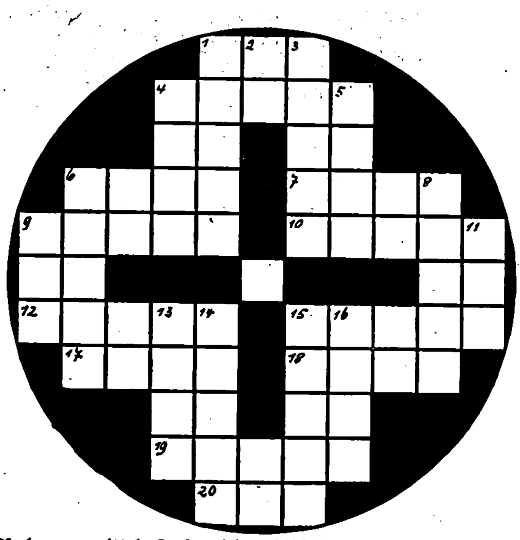
Bedeutung der Wörter: 1. berühmte Filmschauspielerin aus Hollywood, 2. Kurort in Bayern, 3. Bodenschatz, 4. Geburtsort des Führers, 5. Verwandter, 6. männliches Schwein, 7. Insekt, 8. Mehrzahl von Solo, 9. Stadt in Mexiko (z = c), 10. Unterkommen, 11. Mitbegründer der Reformation, 12. Teil des Knies, 13. Manilahanf, 14. G. Freytagsche Romangestalt, 15. Pflanzengattung, 16. Himmelsgestalt, 17. Übung am Barren, 18. Jagdruf.

Kachel-Rätsel

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und werden in Uhrzeigerrichtung gelesen. Sie bedeuten: 1. oriental. Wagen, 2. Vogel, 3. Ruhestätte, 4. argentin. Nagetier, 5. Luftsack, 6. russische Volksvertretung, 7. tibetanischer Mönch, 8. durchsichtige Masse, 9. Fluß in Asien, 10. Gebirgszug in Turkestan, 11. amerikan. Republik, 12. nordischer Männername, 13. deutscher Fluß



Kreuzworträtsel



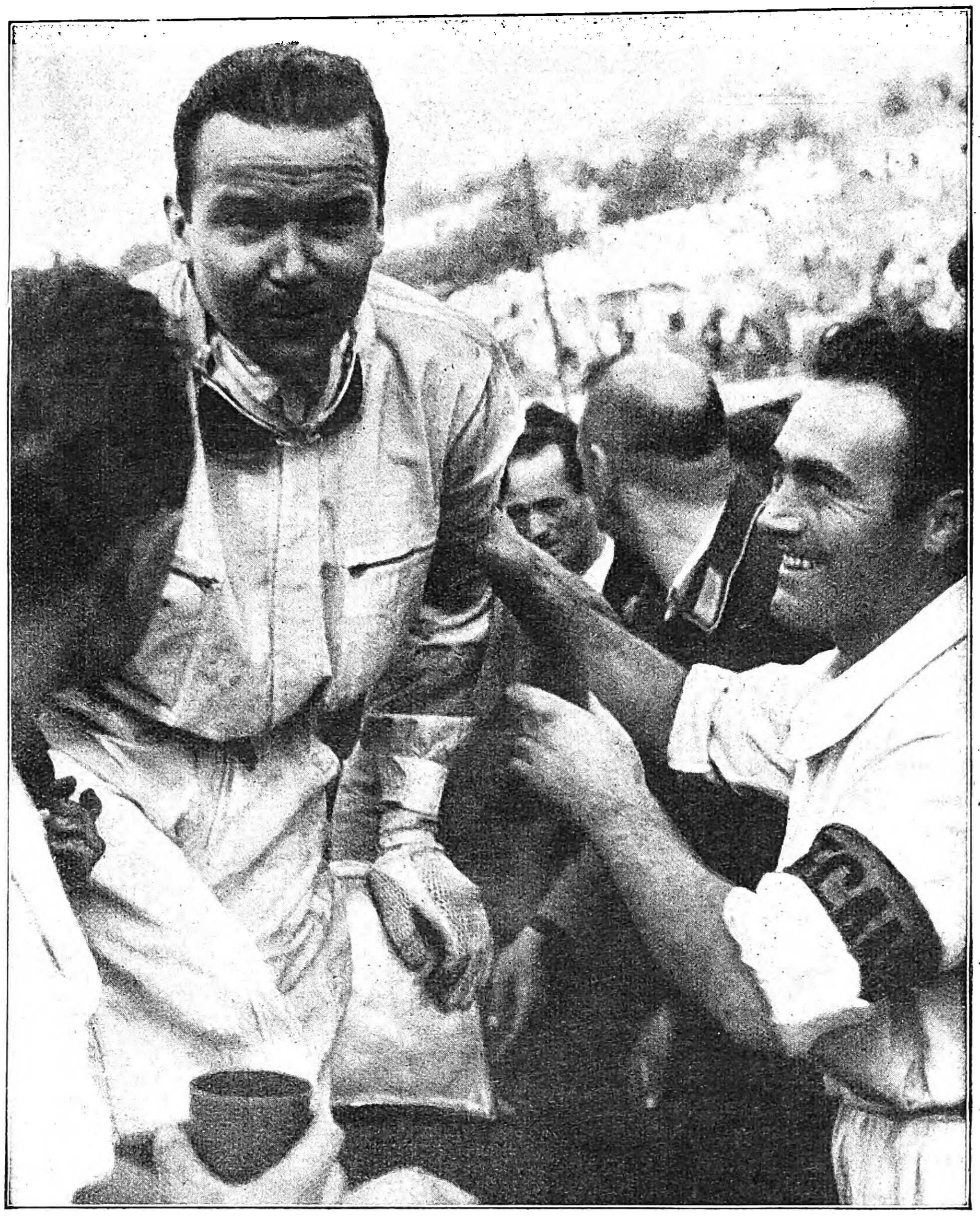
Waagrecht: 1. Wild, 4. Musikinstrument, 6. deutsche Stadt, 7. Stadt in Böhmen, 9. Flutmesser, 10. Hafenstadt in Afrika, 12. Raubtier, 15. Streit, 17. Heilpflanze, 18. Fluß in Spanien, 19. Werkzeug, 20. Getränk. Senkrecht: 1. Stadt in Estland, 2. Nahrungsmittel, 3. deutscher Philosoph, 4. ital. Münze, 5. europ. Hauptstadt, 6. Stadt in Italien, 8. Musikstück, 9. geograph. Begriff, 11. pers. Fürwort, 13. Baumaterial, 14. Behörde, 15. Radkranz, 16. Meeresbewegung.

Lösungen der Rätsel in Folge 2:

Magisches Quadrat: 1. Kreis, 2. Natte, 3. Ettal, 4. Itala, 5. Selam. ✱ Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. See, 4. Oka, 7. Erich, 9. Album, 10. Kulisse, 12. SA., 14. Sadat, 15. As, 16. Ems, 18. Bon, 19. Oct, 20. Tag, 21. Art, 22. Maus, 23. Lade, 24. Alt, 26. Ser., 27. One, 28. Tee, 30. nie, 32. Reihe, 34. AG., 35. Luebeck, 37. Leine, 38. Kamel, 39. Ill, 40. Ilm. Senkrecht: 1. Sen, 2. Erbse, 3. Et, 4. Ob, 5. Kunst, 6. Amt, 8. Hus, 9. Ast, 10a. Lab, 11. Idol, 11a. San, 13. Amtmann, 15. Arterie, 17. Saale, 19. Orden, 20a. Gut, 21. Aas, 25. Leib, 27. Orgel, 28. Tee, 29. Ehe, 31. Enkel, 32. Rue, 33. Eck, 34. Ali, 36. Alm. ✱ Kryptogramm: Genie, Malta, Bassist, Gesinde, Erwin, Zelter, Metwein, Aasgeier, Troß, Gesang, Ausgang, Gerippe, Leichter, etwas, Kordel, Zeno, Sahne, Zentner, Husum, Miasma, Muskel. „Niemals ist in der Welt etwas Großes ausgerichtet worden ohne Enthusiasmus." Kant. ✱ Silbeneinschalträtsel: Wir sind nun einmal eine Generation von Männern und wollen diesen Titel in der deutschen Geschichte nicht verlieren. ✱ Füllrätsel: 1. Isfahan, 2. Biscaya, 3. Deister, 4. Kreisel, 5. Schneise, 6. Serapis. ✱ Silbenrätsel: 1. Moritat, 2. Aristoteles, 3. Namib, 4. Wunsiedel, 5. Ironie, 6. Rubens, 7. Dolmetsch, 8. Nilgiri, 9. Indus, 10. Euphrat, 11. Bumerang, 12. Eltville, 13. Taihoku, 14. Rosegger, 15. Olifant, 16. Geranie, 17. Eigelb, 18. Nebelhorn, 19. Manila. „Man wird nie betrogen, man betrügt sich selbst."

Auftakt zum Halbjahr-

Wir

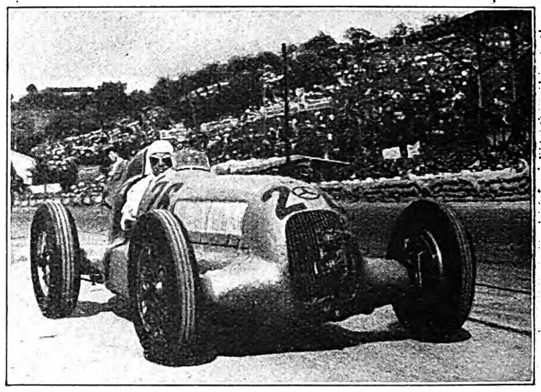


Sieg!
Rudolf Caracciola, unser erfolgreichster Rennfahrer, hat mit seinem Mercedes-Benz im Jahr 1935 nicht weniger als sechs große internationale Rennen und die Europa-Meisterschaft gewonnen. — Großer Preis von Spanien.

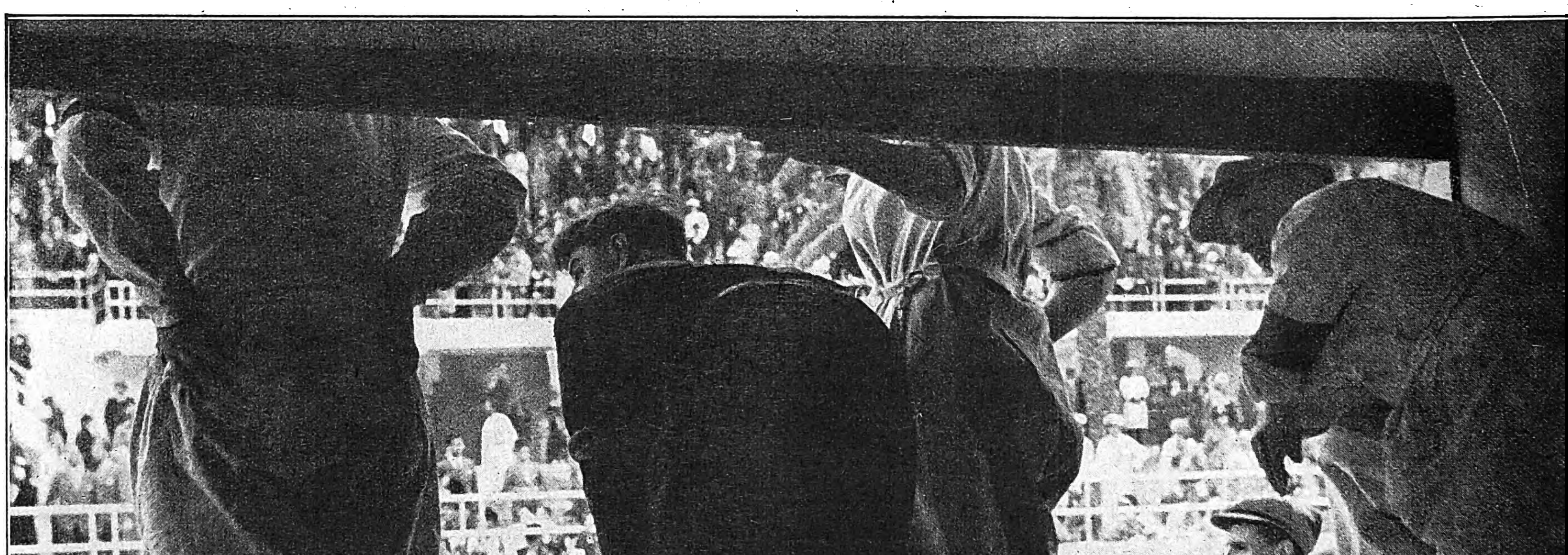
1933, wenige Tage nach Übernahme der Macht, wurde durch die Initiative des Führers mit dem Bau der deutschen Rennwagen begonnen.

Sechzehn Monate später, im Juni 1934, der erste Sieg: Manfred von Brauchitsch gewinnt mit dem neuen Mercedes-Benz das Eifel-Rennen auf dem Nürburg-Ring.

1934 wird das Jahr der schweren Kämpfe gegen zähe, erbitterte, siegverwöhnte Gegner. Die deutschen Rennwagen, vom Ausland zuerst als technische Kuriosität betrachtet, ringen den Gegner nieder, wo sie ihn treffen — bis am Tag von Monza die silbernen Wölfe Deutschlands im „Großen Preis von Italien" ihren Gegnern davon-



Die letzte Runde.
Die weißen Streifen auf den Reifen zeigen an, daß die oberste Gummischicht abgefahren und damit die Sicherheitsgrenze der Reifen erreicht ist. Jedes große Rennen ist heute ein Problem für den Reifenkonstrukteur. — Caracciola im „Großen Preis von Spanien".



Nächste Runde: tanken!
Manches Rennen ist schon in den Minuten und Sekunden des Tankens entschieden worden. Eine gut eingearbeitete Mannschaft von Rennmonteuren wechselt alle vier Reifen und tankt 150 bis 200 Liter Kraftstoff in einer Minute! — Großer Preis von Tripolis.

hundert-Jubiläum des Automobils: Rückschau auf das Kampfjahr 1935

haben gesiegt!

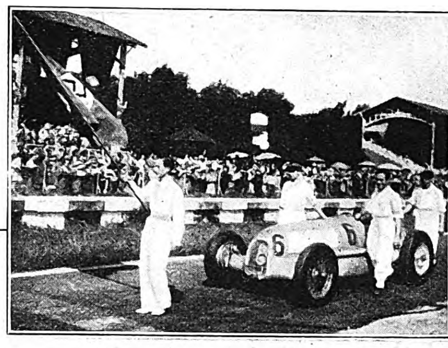
rasten und von der ersten bis zur letzten Sekunde des Rennens an der Spitze lagen. Womit ihre Überlegenheit eindringlich und deutlich bewiesen war.

Im Jahre 1935 aber fuhren unsere Rennwagen ihre Gegner einfach in Grund und Boden.

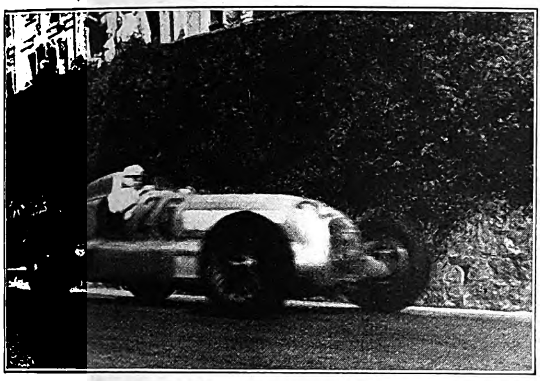
Zwar haben wir ein Rennen verloren: den „Großen Preis von Deutschland", als neun Kilometer, fünf Minuten, vor dem Ziel am Wagen von Manfred von Brauchitsch ein Reifen zu Fetzen zerknallte und Tazio Nuvolari ohne Gegner als Sieger durchs Ziel donnerte — gejagt von Stuck und Caracciola.

Aber wo sonst in der Welt unsere Rennwagen antraten, haben sie gesiegt. Von Tripolis bis Brünn, von Monte Carlo bis San Sebastian, in Paris, Bern, Barcelona, Spa, Tunis, Pescara, Monza, auf der Avus und in der Eifel — immer und überall

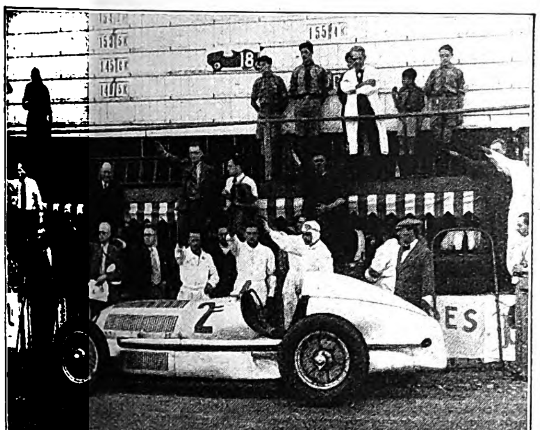
Aufnahmen: Werlin jun. (3) und Werkphoto.



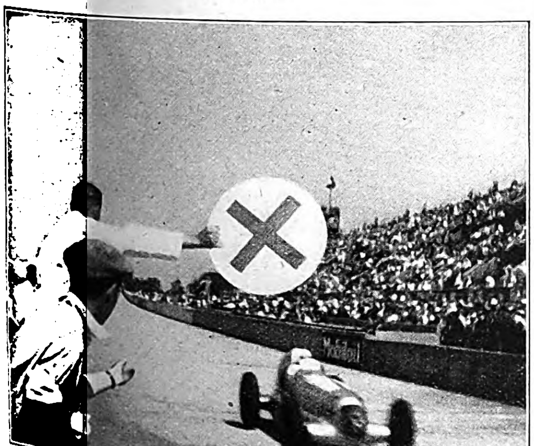
Automobilrennen sind in den letzten Jahren immer mehr Nationalsport geworden
Einzug der deutschen Wagen beim „Großen Preis von Italien".



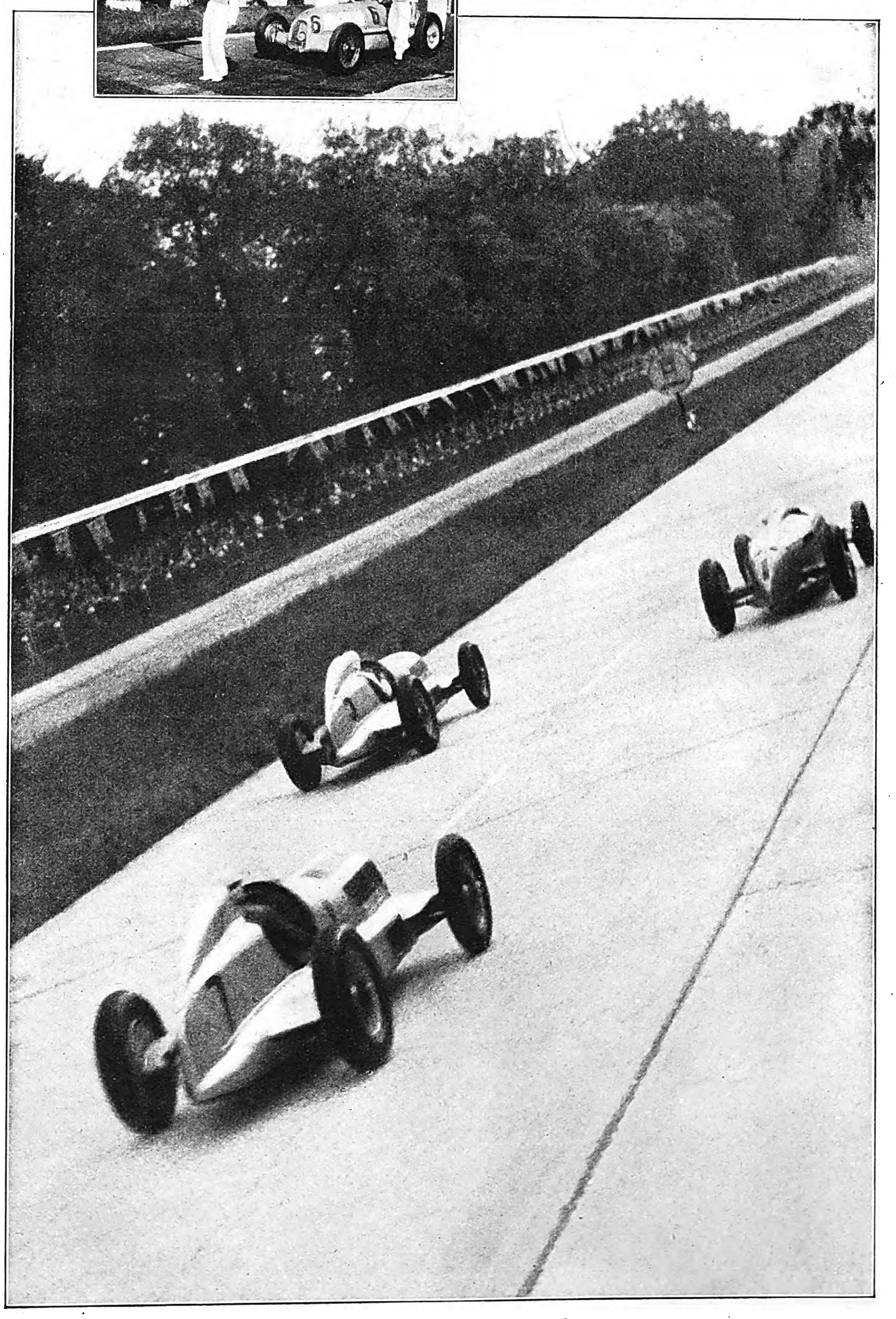
Tempo ...!
In dem Rennwagen Caracciolas stecken gut und gern 300 PS; dabei wiegt der Wagen leer und ohne Reifen nicht mehr als 750 Kilogramm — das Gewicht eines Kleinwagens mit der Leistung eines Flugmotors. Resultat: bis zu 300 km/st! — Großer Preis von Spanien.



Das deutsche Lied.
Alle ausländischen Rennen, die von Deutschland bestritten wurden, wurden auch von deutschen Wagen gewonnen. — Elfmal erklang am Schluß eines Rennens im Jahr 1935 das deutsche Lied jenseits der Grenzen. — Großer Preis von Belgien.



Rennbahngeflüster ...
Nur sehr selten kann ein Fahrer die Lage in einem großen Rennen von sich aus beurteilen. Er muß sich auf die Signale aus dem Werklager verlassen — und muß sie auch bei 250 „Sachen" noch lesen können! — Großer Preis von Frankreich.



Das schnellste Rennen der Welt.
Das Avus-Rennen ist das schnellste Langstreckenrennen der Welt. Im Endlauf des Rennens von 1935 erreichte Fagioli auf Mercedes-Benz einen Durchschnitt von 238,5 km/st. Die Höchstgeschwindigkeit dürfte auf kurzen Strecken 300 km/st erreicht oder überschritten haben.



Wir haben gesiegt!
Oberingenieur Neubauer „umärmelt“ Caracciola nach seinem Sieg im „Großen Preis von Spanien“, dem gewaltigsten Erfolg der deutschen Automobilindustrie im Jahr 1935. Links: L. Fagioli.



Der Sieger von Monza, Hans Stuck, im Jahr 1935 weniger erfolgreich, konnte von den großen internationalen Wettbewerben den „Großen Preis von Italien“ für Deutschland entscheiden.

stieg die Hakenkreuzflagge am Siegesmast **hoch**. Hunderttausende erlebten die Triumphe deutscher Technik, die Siege deutscher Leistung.

Unsere Gegner hatten es mit neuen, schnelleren Wagen versucht — sie konnten sich nicht nach vorn kämpfen. Vielleicht werden sie in diesem neuen Jahr 1936 besser und zuverlässiger, aber unsere Wagen sind den Winter über bestimmt auch nicht langsamer geworden.

Schon hat Mercedes-Benz in Monza ein paar schnelle Proberunden gedreht, und Rennleiter Neubauer ist danach mit einem dicken Lachen auf Urlaub gegangen — ein gutes Zeichen für uns, ein weniger gutes für „die anderen“.

Deutschland hat gesiegt, und wir grüßen die, die 1935 so große Taten vollbrachten: die Rennfahrer, die Ingenieure, die Arbeiter — alle, die mithalfen, den Ruhm deutschen Schaffens zu künden.

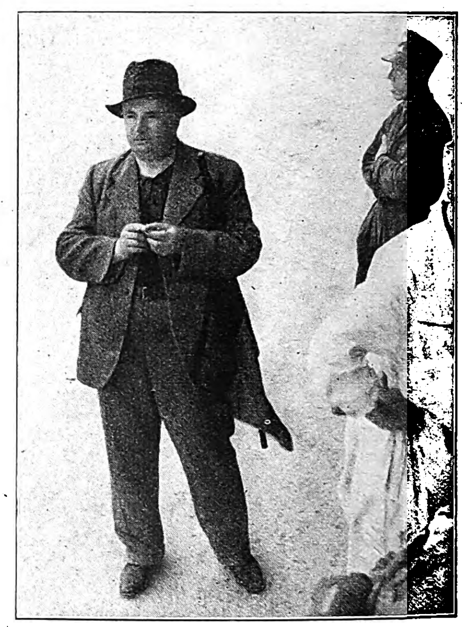
1936 aber soll ein neues Jahr großer sportlicher Kämpfe und deutscher Siege werden.

W.

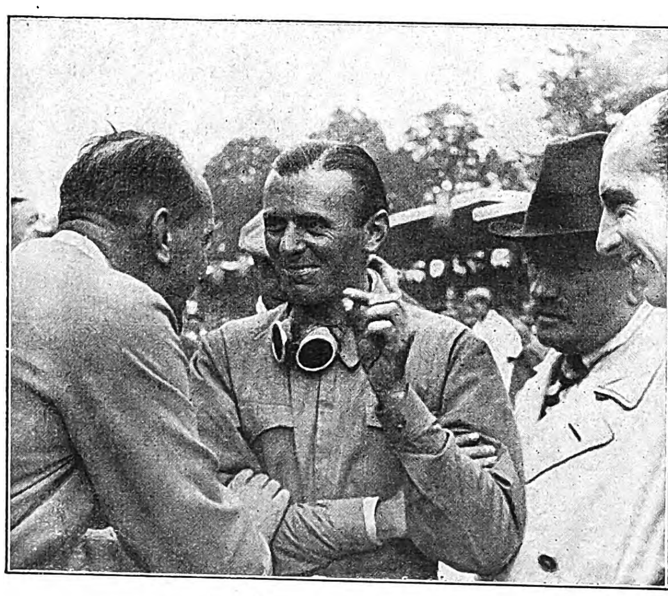
Die deutschen Rennwagen bestritten im Jahre 1935 14 Rennen und gewannen davon 13. Sie erkämpften außerdem 9 zweite, 6 dritte, 5 vierte und 5 fünfte Plätze.

Mercedes-Benz siegte in 9 Rennen — Rudolf Caracciola allein in 6, eine Leistung, die ihm den Titel eines Europa-Meisters einbrachte. In 4 Rennen erkämpfte Mercedes-Benz den ersten und zweiten, in einem Rennen den ersten, zweiten und dritten Platz.

Auto-Union blieb Sieger in 4 internationalen Rennen — in einem Rennen erstritt Auto-Union die beiden ersten Plätze.



Der Stratege.
Oberingenieur Neubauer, Leiter der Rennabteilung von Daimler-Benz, eine international bekannte Persönlichkeit. — Unter seiner Leitung wurden die Mercedes-Benz-Rennwagen für jedes Rennen vorbereitet, und er bestimmte die Taktik, die in neun großen Rennen zum Sieg führte. Großer Preis von Tripolis.



Ein neuer Mann.
Achille Varzi, bekannter italienischer Rennfahrer, fuhr im Jahr 1935 erstmals für Deutschland. Auf dem Auto-Union-Rennwagen gewann er den „Großen Preis von Tunis“ und die „Coppa Acerbo“. Rechts neben Varzi Dr.-Ing. F. Porsche, der Konstrukteur des Auto-Union-Rennwagens.



Unser „Säugling“.
Bernd Rosemeyer aus Lingen an der Ems, kommt aus dem Motorrad-Rennsport, fährt unglaublich verwegen und zuverlässig. Sein erster Sieg: die 500 Kilometer auf dem Masaryk-Ring bei Brünn.



Monte Carlo, Avus, Barcelona.
Drei große Rennen hat Luigi Fagioli, der sympathische Italiener, im Jahr 1935 für Deutschland auf Mercedes-Benz entschieden.

Schornsteine rauchen im Urwald

Ölgewinnung auf einer deutschen Pflanzung in Kamerun



Selbst der afrikanische Urwald, ein Gebiet, das für unsere Begriffe noch voller Abenteuer und Romantik steckt, besitzt eine nüchterne Alltagsseite. Unter den Palmen des Südens ist niemand mehr vor den Schornsteinen einer Fabrik sicher, wie die großen Anlagen der deutschen Pflanzungen in Kamerun beweisen. Der Anbau der Ölpalme, eine der wichtigsten Aufgaben des deutschen Pflanzers, verlangt neben den ausgedehnten Kulturen eine Fabrikanlage, in der die geernteten Früchte verarbeitet werden können.

Daher führen Gleisanlagen in das Urwalddickicht, Motordraisinen und Kippwagen rollen durch den Busch und der Rauch der Schornsteine steigt über dem Äquator auf.



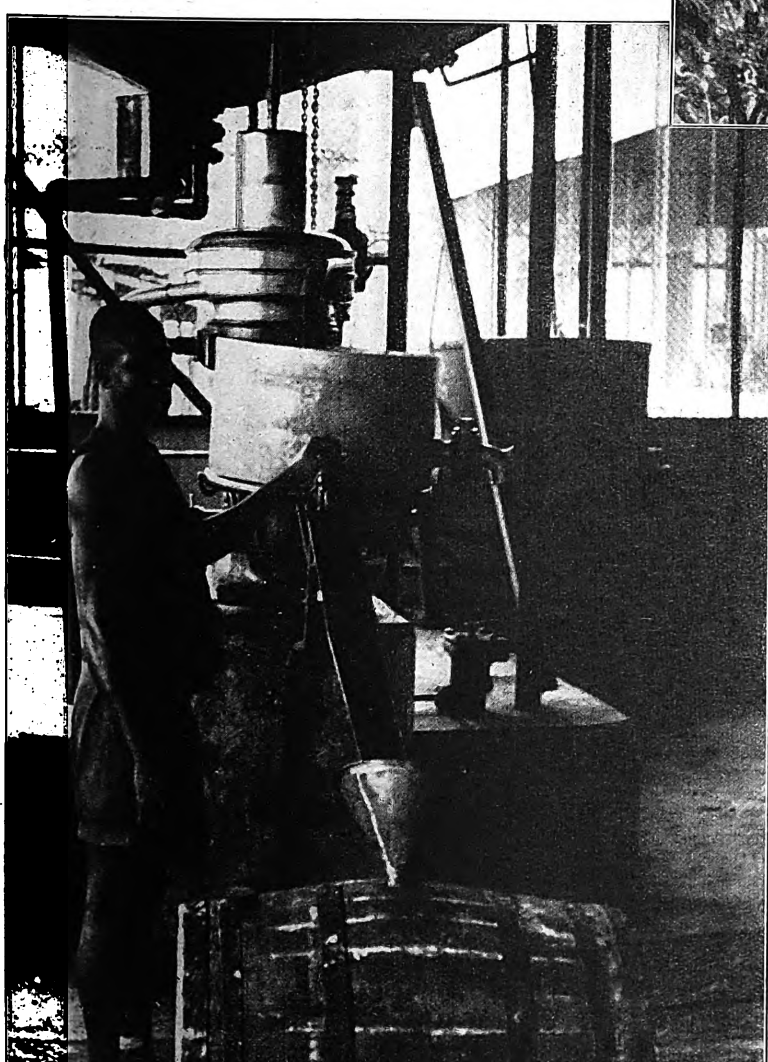
Das rötlich-gelbe Fruchtfleisch der pflaumengroßen Beeren liefert das Palmöl.

Bis zu einem Zentner schwer sind die Früchte der Ölpalme, die die Eingeborenen im luftigen Sitz herunterschlagen.

Aufnahmen: Weltrundschau.

Die bis zu einem Zentner schweren Fruchtstände der Ölpalme werden in ausgereiftem Zustand von den Eingeborenen mit einem großen Messer heruntergeschlagen. Dann werden sie auf den Kippwagen in den Fabrikhof befördert. Auf dem laufenden Band gleiten sie in die Sortierräume, wo sie geschält werden. Gleichzeitig wird das Fruchtfleisch von dem Kern gelöst und wandert in den Kochraum. Dann kommt es in die Presse, von der das Öl direkt in die Fässer gefüllt wird.

Auf dem Weg, den sich die Pflanzer in den Urwald gebahnt haben, ist die Industrialisierung in den schwarzen Erdteil eingedrungen. Schlagbäume müssen an den Wegkreuzungen aufgerichtet werden, Maschinen rattern, und die Gummi- und Ölproduktion Westafrikas erscheint in der Handelsbilanz der europäischen Mächte.



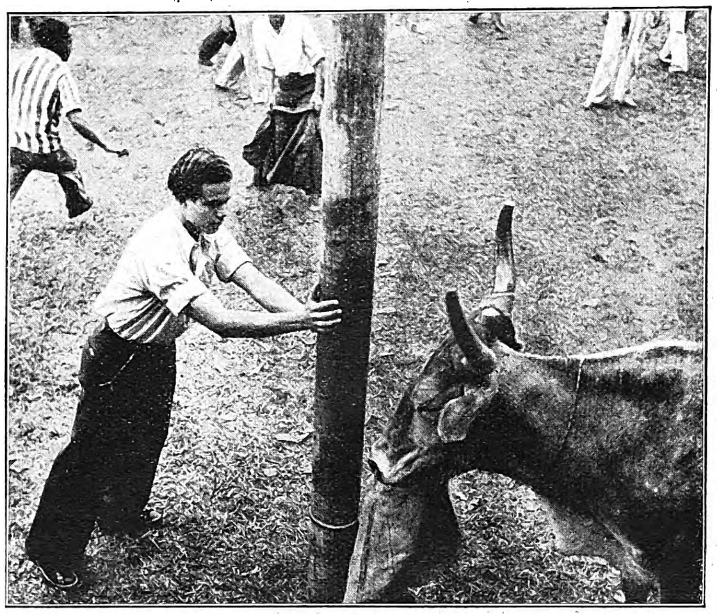
Das Öl wird dem Faß eingetrichtert.
Nach dem Kochen wandert das Fruchtfleisch in die Presse und das herausgepreßte Öl fließt direkt in die Fässer.



Im Fabrikhof, in dem schwarze Arbeiter die Ölfrüchte in den Sortierraum befördern.

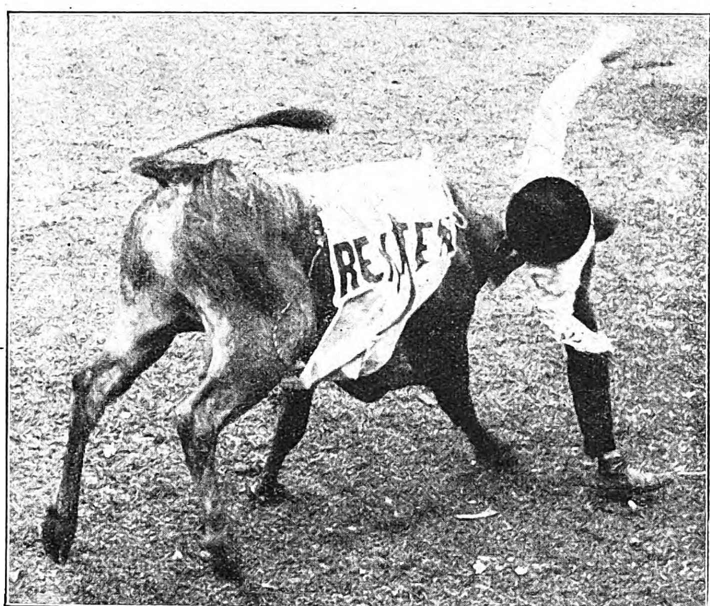
So etwas gibt es!

Wenn in Costa-Rica Festtag ist: Stierkämpfe, aber umgekehrt.

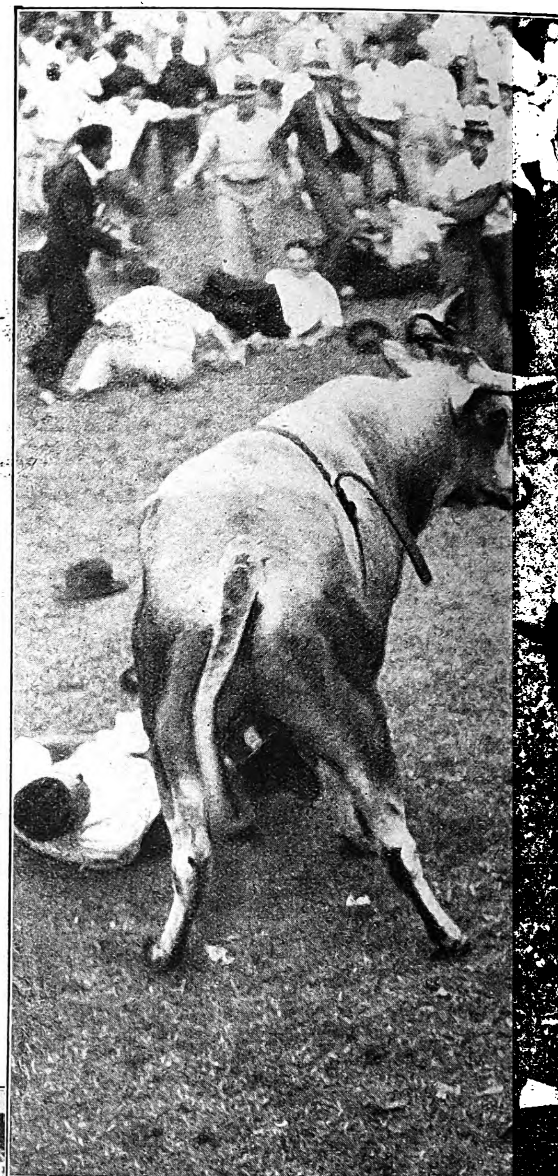


Der Kampf des Stieres gegen alle hat begonnen.
Einer der Burschen ist in eine ungemütliche Situation geraten, es gibt für ihn keine Möglichkeit zur Flucht mehr, er muß den Stier am Pfosten austoben lassen.

Tausende von Menschen sitzen auf den sicheren Tribünenplätzen der großen Holzarena, die eigens für die vier Festtage der Weihnachtswoche gebaut wird, um die Stierkämpfe, die eigentlich keine sind, mit anzusehen. Ein Stier, rasend gemacht durch Leibriemen und Terpentinöl, das in kleine Wunden an den Hörnern geträufelt wird, stürzt in die Arena hinein auf eine vielhundertköpfige Menge junger Leute, die nun nicht zum Tode verurteilte Gladiatoren sind, sondern Verwegene, Betrunkene und Renommisten, die wochenlang auf dieses eigenartige Festtagsvergnügen gewartet haben. Retten können sie sich nur durch Davonlaufen, durch geschickte Wendungen oder Hinaufklettern auf die Umzäunungen, denn die ganz schmalen Ausgänge sind stets derartig besetzt, daß an ein Durchkommen nicht zu denken ist. Toreros im eigentlichen Sinne gibt es hier nicht. Jeder, der Mut hat, kann hier für ein paar Stunden zum Helden der Menge werden oder zerschunden und zerstoßen im Hospital wieder erwachen.



Ein aufregender Augenblick.
Der Stier hat einen Angreifer erwischt und wirft ihn hoch. Der Kampf beginnt blutig zu werden.



Blutrausch.
Während hier einer halb ausgezogen durch den Stier am Boden liegt, haben die anderen den Ernst der Lage noch nicht erfaßt, sie hocken zum Teil auf dem Boden.

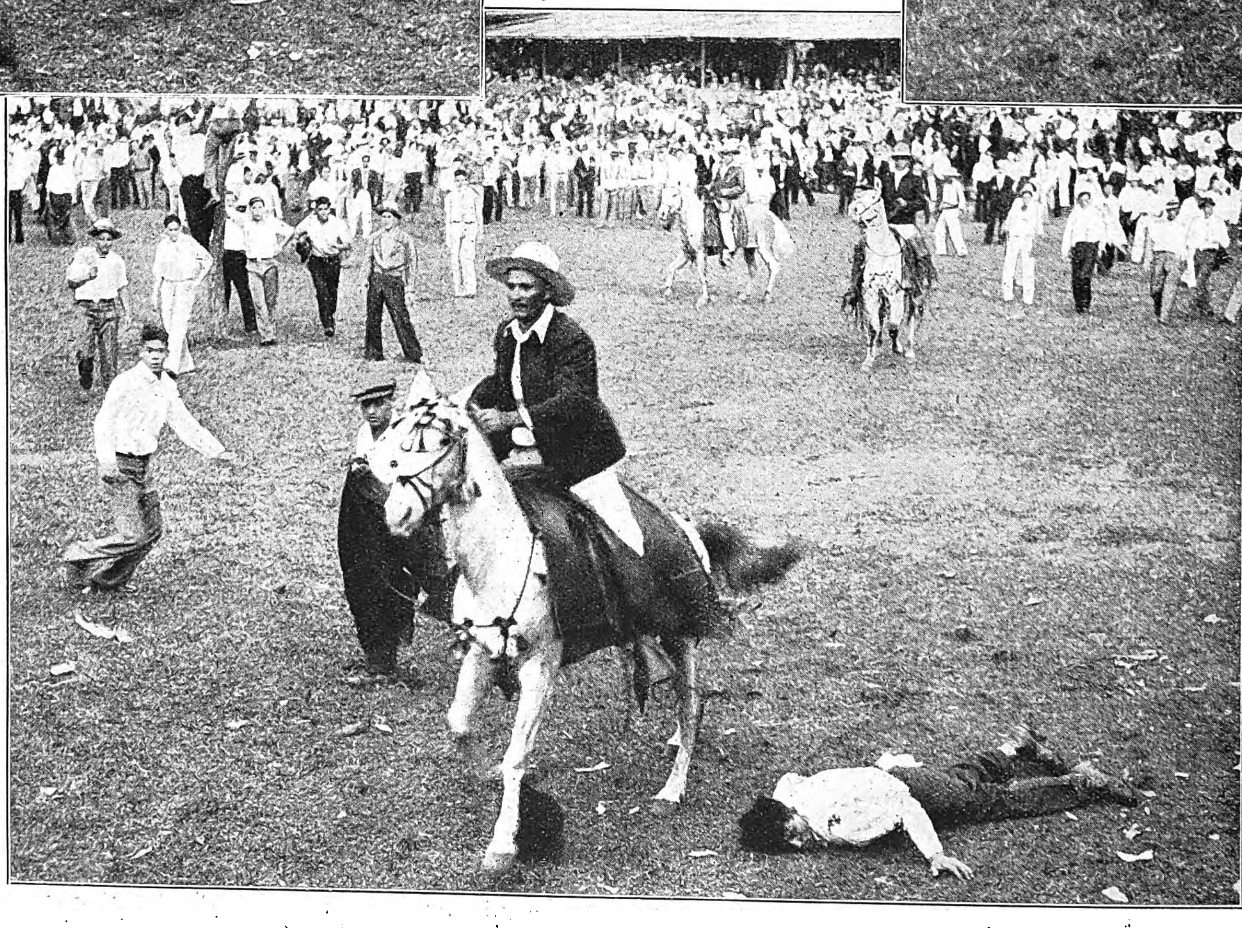


Bild rechts:
Einige Reiter, die „für alle Fälle“ da sind, treiben den Stier von seinem Opfer fort.
Es ist interessant, auf dem Bild festzustellen, daß die Spannung des Kampfes alle Beteiligten so fesselte, daß keiner dem Verletzten zu Hilfe kommt!

Aufnahmen: Weltrundschau.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41; Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. 35: 682476 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8.
[ABCDEF]

Zum dritten Jahrestag des bahnbrechenden Wahlsieges von Detmold:



Adolf Hitler im Lippeschen Land.
Der Führer mit den Kindern des Freiherrn von Oeynhausen auf der Grevenburg.



Alte Parteigenossen und Mitkämpfer begrüßen, dankbar für sein Kommen, den Führer.



Die Kinder umdrängen auf der Grevenburg den Führer.
Ehrfurcht, Freude und höchste Überraschung sind in den Kindergesichtern, deren Augen sich zum Führer heben, ausgeprägt.



Ein mannhafter Händedruck begleitet die Überreichung der Ehrenbürgerurkunde Grevenburgs an den Führer.



Eine jubelnde Volksmenge begrüßt stürmisch den Führer in der Grevenburg.

Der Führer bei seinen treuen Kampfkameraden von 1933

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



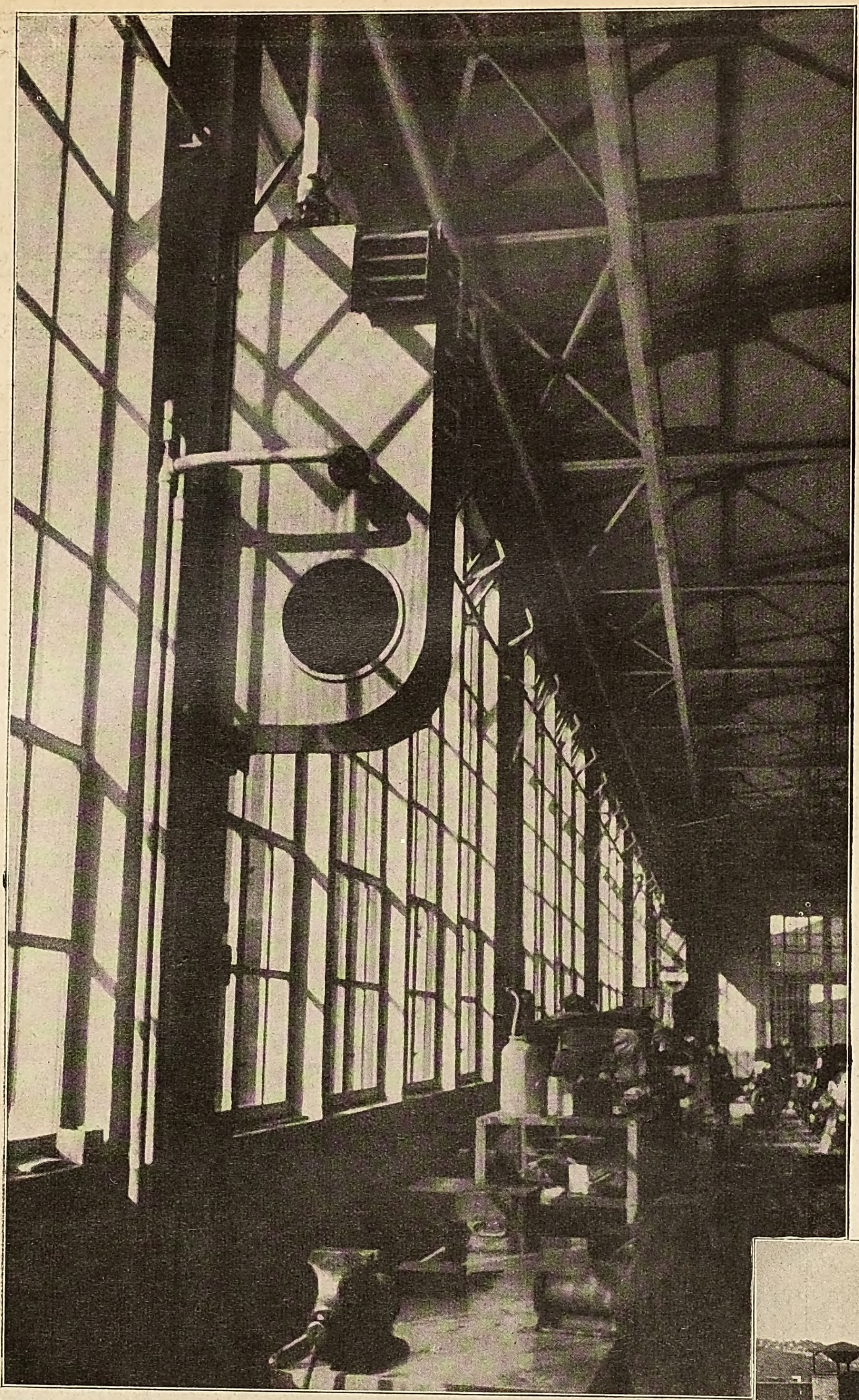
Ehrung der alten Mitkämpfer Adolf Hitlers: Vor dem Mikrophon des Rundfunks die neuen Ehrenbürger des Lippeschen Landes.

Von links: SS.-Brigadeführer Schreck (Ehrenbürger von Schwalenberg), SS.-Brigadeführer Schaub (Ehrenbürger von Lemgo), SA.-Obergruppenführer Brückner (Ehrenbürger der Stadt Detmold), SS.-Gruppenführer Dietrich und (ganz rechts) Reichsbildberichterstatter Hoffmann (beide Ehrenbürger von Bad Salzuflen).

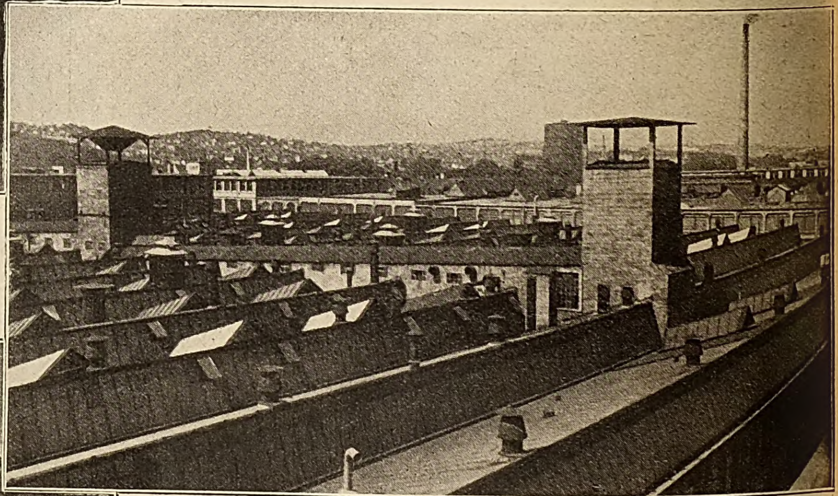
Sozialismus der Tat:

ARBEIT und WÜRDE

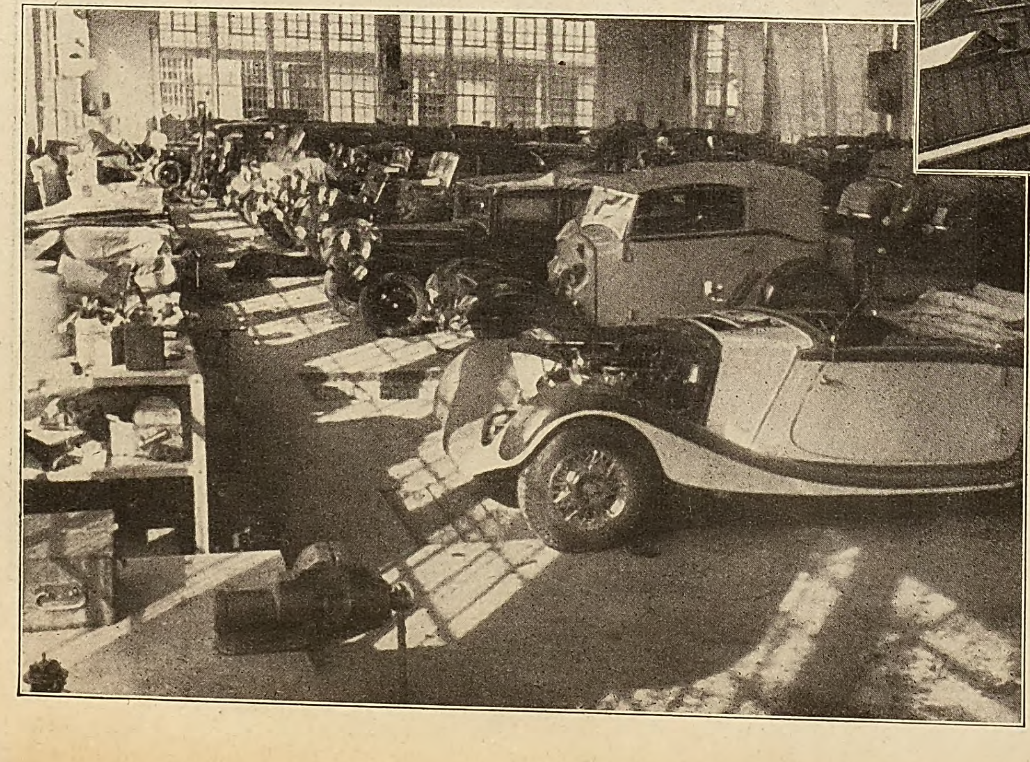
Sonderaufnahmen: Fritz Boegner.



Frischluftzufuhr durch elektrische Entlüftungsanlage in den Arbeitsräumen.
Die Apparatur an der Fensterwand sorgt für die ständige Reinigung der Luft in den Fabrikhallen. Auf diese Weise wird mancher Krankheit, die durch die Einatmung staubdurchsetzter und verbrauchter Luft entsteht, vorgebeugt.

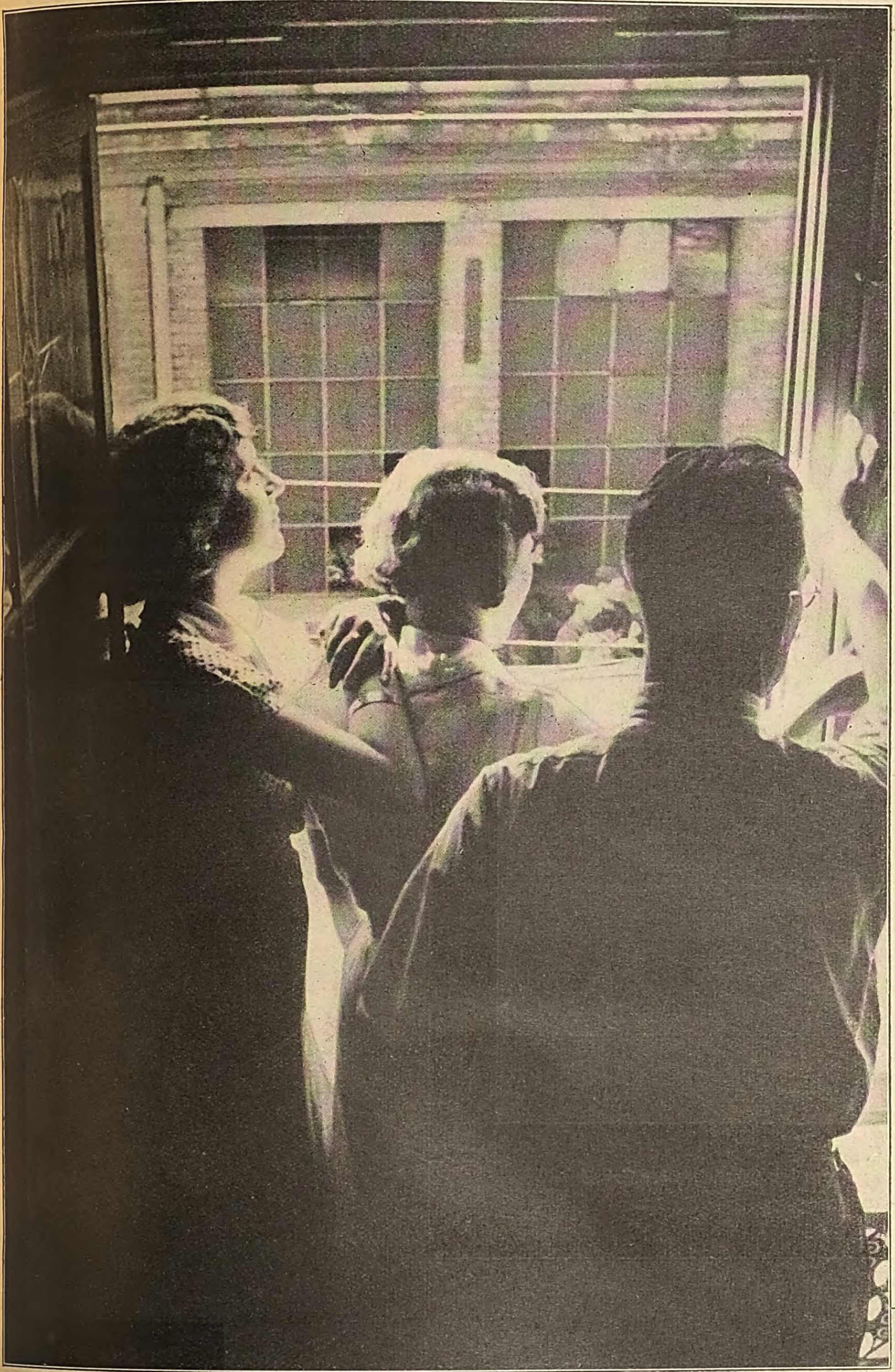


Die Daimler-Benz-Werke in Untertürkheim.
Die ausgedehnten Fabrikanlagen dieser führenden deutschen Automobilfirma sind seit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus restlos von dem Rhythmus des neuen Geistes durchpulst. Neueinstellung von vielen tausend deutschen Arbeitern wandelte Hunger und Not in Arbeit und Brot.



Neuzeitliche Reparaturwerkstätte.
Durch große, weit öffenbare Fenster flutet das Licht. Die Fußbodenbeschaffenheit erlaubt leichte Reinigungsmöglichkeit.

Der JB. bringt aus dem Schaffensgebiet und von dem Aufbauwerk der Deutschen Arbeitsfront eine Reihe von Bildberichten, in welchen die Tiefenwirkung der nationalsozialistischen Idee vor Augen geführt wird. Wir entsandten zu diesem Zweck unsern Sonderberichterstatter u. a. zu den Werken der Daimler-Benz-Aktiengesellschaft, aus deren Betrieben in Untertürkheim, Sindelfingen und Gaggenau wir zuerst diesen aus Untertürkheim und einen weiteren in der nächsten Folge des JB. erscheinenden Bildbericht veröffentlichen.



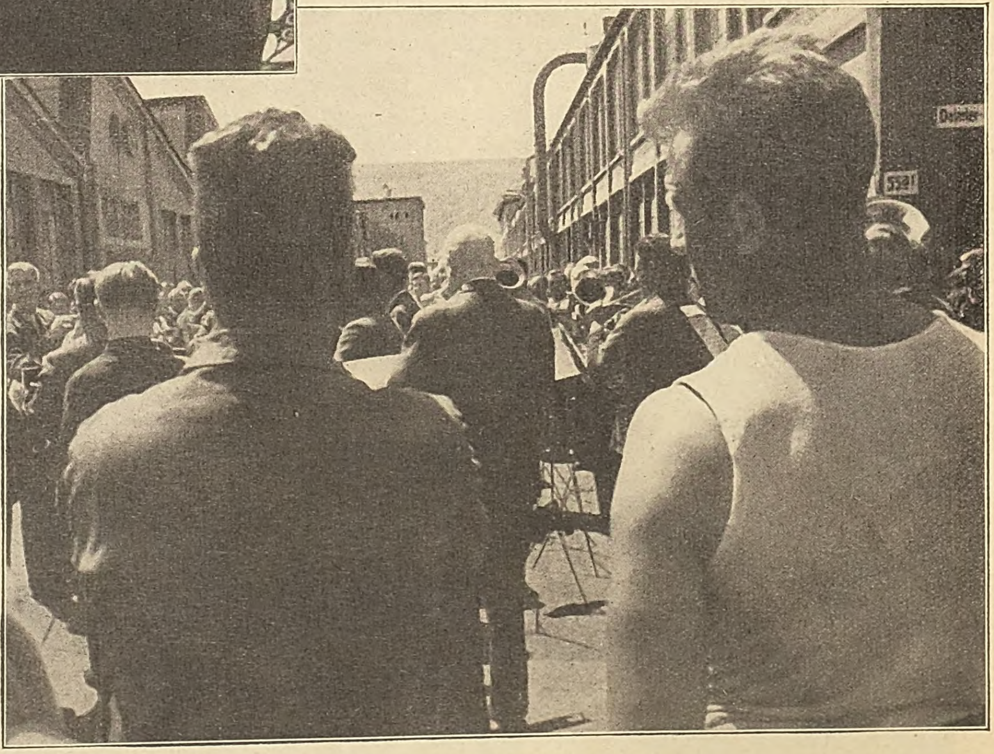
Die Musikkapelle des Werks spielt.
Die Mitglieder des Orchesters, alles Arbeiter der Fabrik, opfern ihre Freizeit, um ihren Werkskameraden mittags in der Pause aufzuspielen.



Nach dem Dröhnen der Maschinen künstlerische Musikdarbietungen.
Arbeiter lauschen im Fabrikhof während der Mittagspause den Weisen aus „Tannhäuser".



Zum Mittagessen geht's in den Speisesaal der Fabrik.
Das Essen für die Gefolgschaftsangehörigen im Monatsgehalt wird durch Zuschuß der Firma verbilligt. Ein gutes, reichliches Essen kostet fünfzig Pfennig. Für die Gefolgschaft im Stundenlohn steht ein im Frühjahr 1934 errichteter Speisesaal zur Verfügung, der in seiner freundlichen Ausstattung wesentlich abweicht von den Räumlichkeiten früherer Zeiten.



Ein Armeemarsch erfrischt Geist und Nerven.
Die Musikkapelle besteht aus einem Blas- und Streichorchester. Die Instrumente und Noten sind zum größten Teil von der Firma gestellt. Die im Gemeinschaftsgeist der Arbeitskameraden wurzelnde Bereitschaft, jedem die Arbeit zu erleichtern, ist ein Erfolg nationalsozialistischen Tatsozialismus', der von der Werksleitung der Daimler-Benz-Werke in vorbildlicher Weise unterstützt wird.



Vor dem Saarlauterner Rathaus.
Eine begeisterte Volksmenge ist Zeuge eines historischen Geschehens. Der neue Ortsname Saarlautern wird an Stelle eines Schildes mit der Aufschrift Saarlouis angebracht.



Reichsminister Dr. Frick begrüßt den saarländischen Wirtschaftsführer Röchling am Befreiungsdenkmal in der Warndt.



Zum Jahrestag der Saarbefreiung: Die Stadt Saarlouis erhält wieder ihren alten deutschen Namen Saarlautern

Ein Jahr harter, erfolggekrönter Arbeit, zugleich den Jahrestag des überwältigenden Bekenntnisses der Saarländer zu ihrem deutschen Vaterland, gab es zu feiern. Einen Höhepunkt der Festesfreude bedeutete es für das deutsche Saarland und mit ihm ganz Deutschland, daß die Stadt Saarlouis unter Einbeziehung einiger benachbarter Gemeinden den alten deutschen Namen Saarlautern erhielt. Stolz erfüllte jedes Deutschen Brust bei der Meldung, die Gauleiter Bürckel dem Reichsinnenminister machen konnte: „Die Rückgliederung des Saarlandes ist vollzogen!"

Zur Feier des Jahrestages der Befreiung des Saargebietes ist Reichsminister Dr. Frick ins Saargebiet gekommen, den treuen Saarländern die Grüße des Führers zu übermitteln.
Das Bild zeigt Dr. Frick (rechts), dem eine kleine Saarbrückerin einen Blumenstrauß überreicht, und Gauleiter des Gaues Saarpfalz, Bürckel.



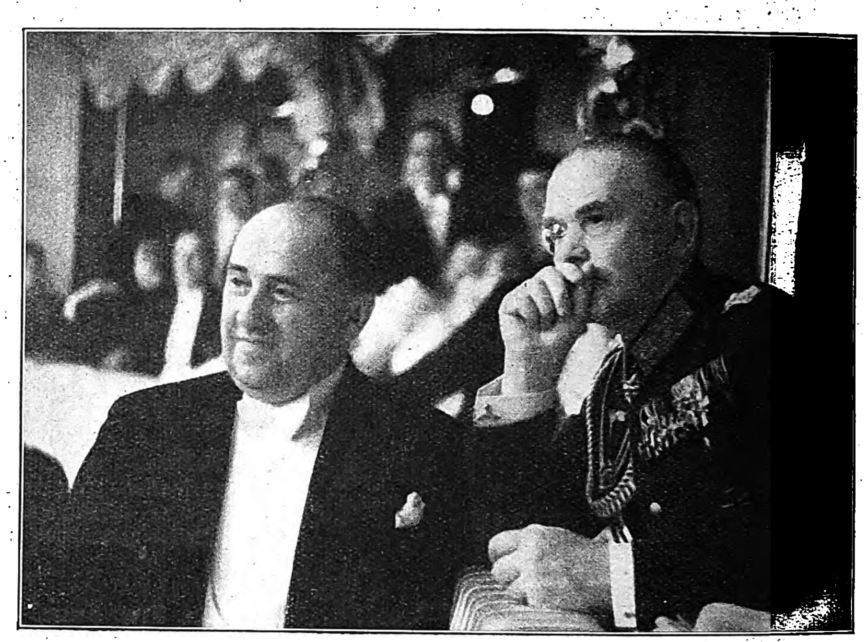
Festtage im Saargebiet.
Reichsminister Dr. Frick nimmt den Vorbeimarsch der Formationen am „Platz der Deutschen Front" in Saarbrücken ab.
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2) und Weltbild (2).

EIN FESTLICHES EREIGNIS:

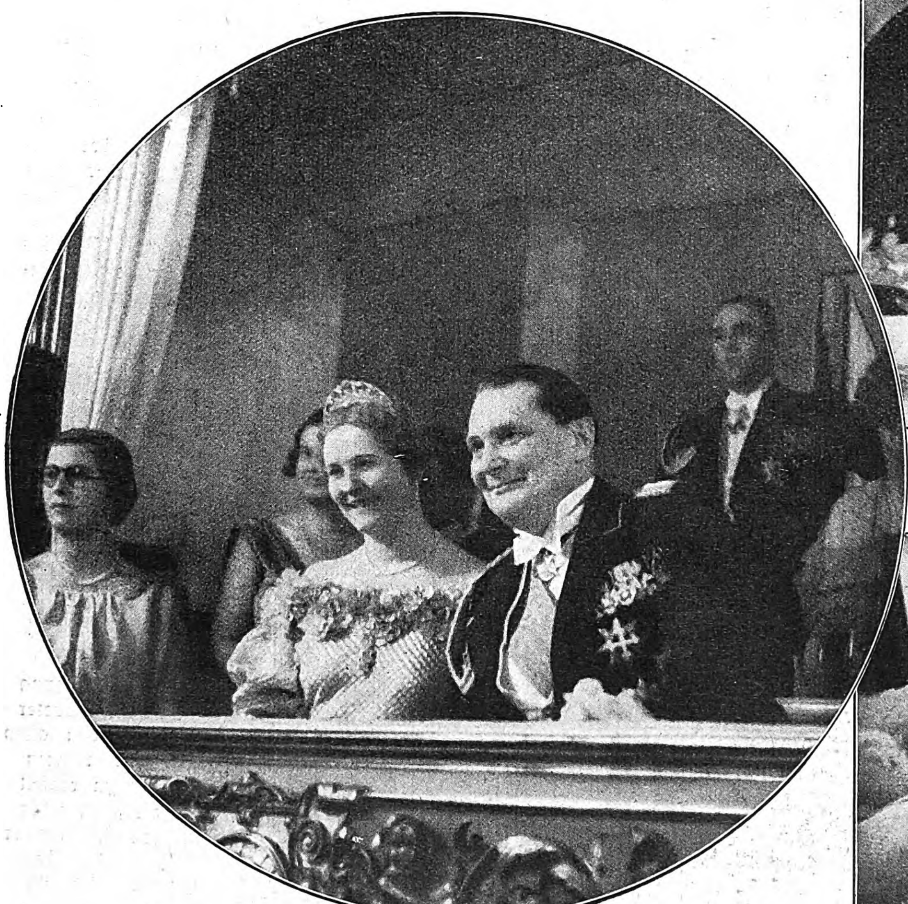
DER OPERNBALL

zu Berlin





Ehrengäste in den festlich geschmückten Räumen der Berliner Staatsoper zum ersten gesellschaftlichen Empfang des neuen Deutschlands in diesem Jahre: Gauleiter und Staatsminister Wagner (links) und Reichsleiter Amann mit Gattin. Staatssekretär Funk und der Oberbefehlshaber der Wehrmacht, Reichskriegsminister v. Blomberg.

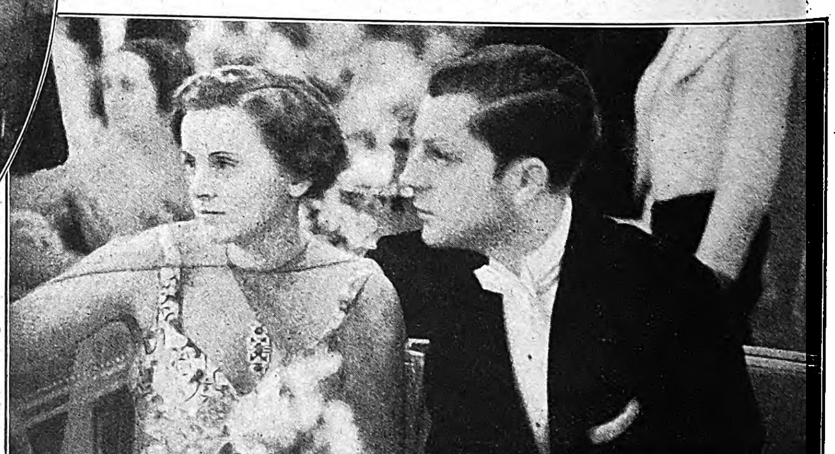


Ministerpräsident Göring und Gattin in ihrer Loge auf dem Opernball. Der Ministerpräsident nahm bereits an diesem Abend eine große Reihe von Glückwünschen zu seinem Geburtstag entgegen.



Reichsleiter Bouhler als Ehrengast auf dem Ball.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



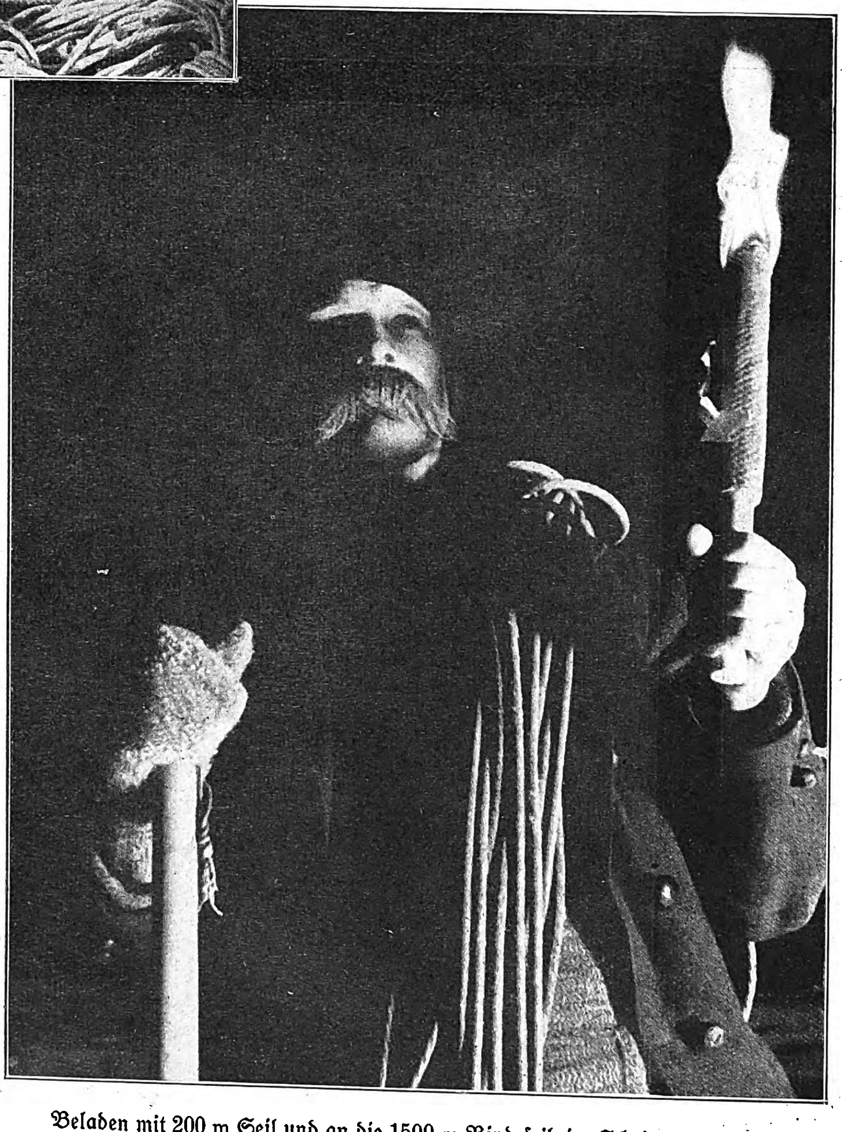
Auch Gäste aus allen Lagern von Kunst und Kultur waren erschienen. Das Bild zeigt Viktor de Kowa und Luise Ullrich, die zwei deutschen Filmlieblinge.

Sie setzen ihr Leben aufs Spiel, ihrem Vieh im Winter das Heu von den Bergwiesen zu holen:

Heuzug der Allgäuer Bauern



Die Ausrüstung, erprobt durch Geschlechter, ist die Voraussetzung des Gelingens. Vor Beginn des Heuzugs werden „Kriegsseil" und „Kriegsrolle" geprüft — ein Reißen, und Verletzte und Tote wären die Folge.



Beladen mit 200 m Seil und an die 1500 m Bindeseil, im Scheine von Fackeln, beginnt der romantisch aussehende, mühevolle Aufstieg.

Aufnahmen: Hartmann — Wehner.



Der den Besten eines Volkes eingeborene Drang zur heldischen Tat, zum Kampf mit der Gefahr unter Einsatz des Lebens, hat auch den Bergsteiger und Skiläufer geformt, der den furchtbarsten Wänden und Graten, den schauerlichsten Eisbrüchen trotzt, der sich die erhabenste Schönheit irdischer Landschaft und die Seligkeit des Sieges erobert am Rande des Todes in Fels und Firn.

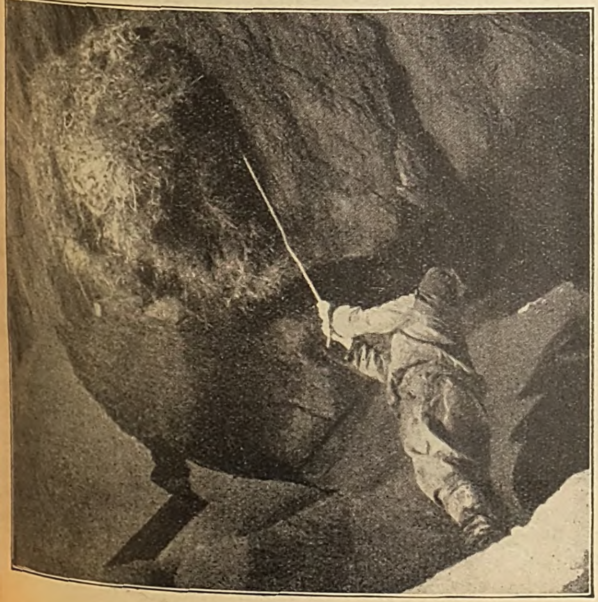
Neben den größten unter ihnen, deren Namen über den Erdball geht, steht unbekannt und namenlos der Sohn der Berge selbst, der deutsche Bergbauer, im Kampf um das karge Leben, um Hof und Herd, ihnen gleich an Mut und Leistung, ein Held des Alltags.

Soweit noch unter Felsen und über Abgründen der Stein eine Krume Erde trägt und das harte Berggras wächst, steigt er hinauf, mäht die Bergwiesen nach dem kurzen Sommer, in den schon der Winter fällt, und holt das Heu zu Tal, wenn metertiefer Schnee, wenn spiegelglatte Wände von Eis, Lawinen, Schneestürme und kurzer Tag die Gefahren verhundertfachen, dem Fuß des Menschen und der Arbeit seiner Hände

fast unüberwindliche Hindernisse ent gegentürmen. Der deutsche Bergbaue aber trägt in Blut und Mark das hart kühne Leben der Berge durch Jahrhun derte und Jahrtausende. Er geht an di Arbeit, die Riesenkräfte und übe menschliche Ausdauer, unübertref bare Bergerfahrung und Todesm verlangt, so ruhig und selbstverständlic wie der Städter in seine Amtsstube, se Büro, auf seine Baustelle, in sein Fabrik. Das harte, todesnahe Leben h ihn, den deutschen Bergbauern, zu Charakter der schweigsamen groß Leistung geprägt, zum Helden des All tags.

E.

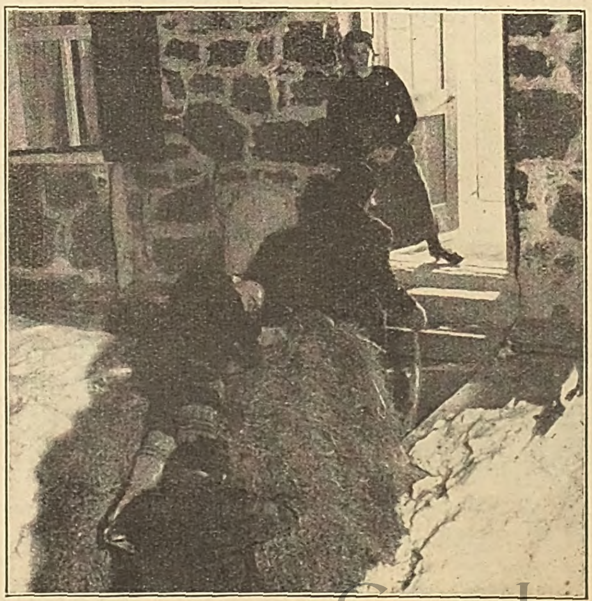




Jeden Fußbreit Boden müssen die „Hoiziecher“, ausgerüstet wie der sachkundige Bergsportler, sich erkämpfen in Eis und Schnee.

Bild links:
Irgendwo über Fels und Wand, den Fuß am Abgrund, wird die 3—4 Zentner schwere Burde herabgelassen und unten in Empfang genommen. Sie zu lenken ist ein gefährliches Unternehmen.

Bild rechts:
Ein Fehltritt, eine falsche Bewegung, ein Auslassen — und das Unglück ist geschehen: dann bringen die Heimkehrenden Leid und Sorge in manches Haus.



Großfilm Attila

ROMAN VON FRANK HELLER

1. Fortsetzung.

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Sonderbar, was sich da in einer griechischen Großstadt, offenbar Athen, an einem Abend abspielt. Hätte dies zufällig jemand gesehen, so hätte er sich nicht wenig gewundert. Da klettert ein junger Mann an der Rückseite eines wolkenkratzerähnlichen Gebäudes, das Smyrna-House heißt, die eiserne Feuerleiter hinauf und verschwindet hoch droben in einem Fenster. Der Gedanke aber, daß jemand den jungen Mann dabei beobachtet haben könnte, verursacht diesem keinerlei Kopfzerbrechen; es scheint ihm vielmehr hauptsächlich daran gelegen zu sein, überhaupt in dieses Zimmer zu gelangen, ganz gleichgültig, ob er nachher auch ertappt würde. Mit nicht geringem Schrecken jedoch muß er da feststellen, daß diesem Raum bereits von anderer Seite ein ähnlich geheimnisvoller Besuch abgestattet wurde, denn die Kasse ist erbrochen. Anscheinend aber bereitet dies dem jungen Mann durchaus keine so große Enttäuschung, da er eine für jedermann sonst wohl wertlose Metalldose, in der sich eine alte, schon zum Teil vergilbte Filmrolle befindet, mit einem freudigen Ausruf entdeckt, sie an sich nimmt und sich mit diesem Fund begnügt, um danach auf demselben Wege, auf dem er in dies Zimmer gekommen ist, sich wieder nach unten zu begeben. Er tritt in ein Café, verläßt es aber bald, weil er sich von einem Mann mit schwarzem Bärtchen eigentümlich forschend beobachtet fühlt, und läßt sich an einem Tisch eines Straßenrestaurants nieder, ohne etwas zu bestellen; den Kellner vertröstet er damit, daß er auf einen Freund warte und erst dann etwas verzehren wolle, doch verfügt er allem Anschein nach nicht einmal über den kleinsten Geldbetrag. Da taucht abermals der andere auf, der für den jungen Mann ein seltsames Interesse bekundet, bestellt wie selbstverständlich für ihn Essen und Getränk und beginnt mit ihm in der harmlosesten Weise der Welt ein Gespräch.

„Was Sie vorgehabt hatten, ging mich natürlich nichts an. Da wir uns auf klassischem Boden befinden, könnte man sich ja denken, Sie wären von Zeus' Adler entführt worden, wie Ganymed. Sie sehen ja gut genug aus für ein solches Abenteuer. Aber wie gesagt, die Sache geht mich nichts an. Glauben Sie, bitte, ja nicht, daß ich Ihnen irgendwie nachspionierte, weil ich mich in Gedanken ein bißchen mit Ihnen beschäftigte! Die Hauptsache ist, daß Sie wohlbehalten von Ihrem Ausflug zurückgekehrt sind. Auch diesmal gingen Sie gerade durch das Café und dann auf den Syntagmaplatz. Ich dachte: dieser sympathische junge Mann ist schuld daran, daß ich um mein Essen gekommen bin, und er selbst hat auch noch nicht gegessen. Es ist nur recht und billig, daß ich mein Souper mit ihm teile! Ich machte eine kleine Bestellung beim Kellner, aber anstatt meine Einladung anzunehmen, werfen Sie mir gehässige Blicke zu und sagen, ich hätte Ihnen nachspioniert. Das ist nicht nett von Ihnen — aber bleiben Sie doch, lassen Sie uns vernünftig miteinander reden!"

Diese letzte Ermahnung verklang ungehört. Der junge Mann mit den blauen Augen war von seinem Platz aufgesprungen und in den Anlagen zwischen dem Syntagmaplatz und dem königlichen Schloß verschwunden. Sein Tischgenosse winkte hastig einem schwarzäugigen jungen Schuhputzer, der schon lange den Tisch mit den Augen eines Raubvogels umkreist hatte. Er flüsterte ihm einige Worte zu und zog eine Banknote aus der Tasche. Diese Banknote riß er entzwei, ließ den Schuhputzer die eine Hälfte behalten und steckte die andere wieder in die Tasche. Der Schuhputzer verschwand mit der Geschwindigkeit eines abgeschossenen Pfeils in den Anlagen.

Der Mann mit dem gestutzten Schnurrbart drehte sich mit einem Seufzer zum Kellner um und sagte: „Das ist das ärgste an der Jugend, daß sie keine Ahnung hat, was regelmäßiges Essen bedeutet. Das ist etwas, was wir älteren Herren besser zu schätzen wissen — nicht wahr, Kellner?"

„Parakolo, Kyrie? (Was beliebt dem Herrn)?" fragte der griechische Kellner, der die vorangegangene Szene mit unverhohlenem Staunen beobachtet hatte. Dieses Staunen steigerte sich in einem Grade, der für seine Gesundheit gefährlich zu werden drohte, als der Herr mit dem gestutzten Schnurrbart, ohne die bestellten Sandwiches oder den Wein zu berühren, ein paar Scheine auf den Tisch legte und ihn bat, das Bestellte für sich zu behalten. Der Kellner starrte ihm nach. Als er ihn den Weg zum Hotel Salamis einschlagen sah, nickte er ehrfurchtsvoll und war sich klar, daß er die Ehre gehabt hatte, einem jener Mächtigen der Erde zu servieren, deren Wille Gesetz ist.

3.

Das Grand-Hotel Salamis

Das Grand-Hotel Salamis hatte eine bewegte Geschichte hinter sich, obwohl es als Hotel so neu war, daß es noch kaum in den Reisehandbüchern stand. Es hatte sein Dasein als Villa eines reichen Privatmannes begonnen und war dann, als dieser Privatmann Athen verließ, um die Leitung eines Spielsyndikats in Cannes zu übernehmen, für einen Thronerben gekauft worden. Einige Jahre war es der Schauplatz fürstlicher Zerstreuungen gewesen, die jedoch ein Ende mit Schrecken nahmen, als ein tollwütiger Affe mit einem Biß seiner Zähne die Thronfolge änderte. Es hatte dann mehrere Jahre leer und verlassen dagestanden, ein Dornröschenschloß, das nur noch von entschwundener Pracht träumte, bis es schließlich von einem internationalen Finanzkonsortium angekauft und in ein Luxushotel umgewandelt wurde. Noch prunkte das königliche Wappen über der Einfahrt und wurde von Amerikas freiheitsliebenden Touristen gebührend bewundert; noch zeigte man die Palme im Park, von der der Affe sich auf den unglücklichen jungen Prinzen gestürzt hatte. Noch zögerte gleichsam ein Echo fürstlicher Salute in der großen Einfahrt, durch die die Autos anrollten. Und etwas Fürstlicheres als die livrierte Dienerschaft des Hotels ließ sich nicht denken, es seien denn die Preise seiner Weinkarte.

Selten verstummten die Geigen im Grand-Hotel Salamis vor drei Uhr nachts, und der Herr mit dem gestutzten Schnurrbart war keineswegs erstaunt, bei seiner Heimkehr von schluchzenden Melodien empfangen zu werden.

Nun, da der Herr mit dem gestutzten Schnurrbart dieses Hotel betreten hatte, das für Gäste ohne Namen nur ein sehr geringes Verständnis aufbrachte, mag es an der Zeit sein, seinen Namen zu nennen.

Der Herr mit dem gestutzten Schnurrbart war Herr Philipp Collin aus Schweden.

Aber man hätte im Grand-Hotels Salamis vergeblich nach Herrn Philipp Collin aus Schweden gefragt. Es gab überhaupt nur sehr wenige Menschen, die diesen Namen kannten. Das hatte seinen Grund darin, daß Philipp Collin es seit vielen Jahren vorzog, als Professor Pelotard aus London aufzutreten.

Auch Herrn Tritakis, dem Portier des Grand-Hotel Salamis, war nur dieser Name bekannt, denn er antwortete auf Philipp Collins flüchtige Frage würdevoll.

„Nein, Herr Professor! Keine Post! Nichts zu bestellen!"

Der Portier sprach ein überaus gepflegtes Englisch, dessen Eighteenthcentury-Elegance die heutigen Reisenden nicht ganz zu schätzen wußten. Nachdem er die erwähnte Äußerung getan hatte, kreuzte er die Arme über der Brust und sah mit einer Miene vor sich hin, die andeutete, daß die Audienz zu Ende war. Zu seinem Erstaunen hörte er den Gast nichtsdestoweniger das Gespräch fortsetzen:

„Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen, Portier", sagte dieser, halb flüsternd. „Vielleicht werden Sie es mit gemischten Gefühlen aufnehmen. Eines kann ich beschwören, und das ist, daß ich nur deshalb so gehandelt habe, wie ich handelte, weil es notwendig war."

Herr Tritakis richtete langsam den Blick auf den Sprechenden:

„Ich verstehe Sie wohl nicht recht, Sir; Sie haben gehandelt, wie Sie handelten, weil es notwendig war?"

„Ganz richtig", nickte der Gast eifrig, „nur deshalb! Ja — das Ganze ist furchtbar peinlich, aber wie ich Ihnen schon sagte — was hätte ich sonst —"

Herrn Tritakis' Stimme war die des olympischen Zeus, als er antwortete:

„Und was haben Sie gemacht, Sir?"

„Was ich gemacht habe? Das will ich Ihnen gleich sagen. Ich habe eine Abmachung mit einem Loustro getroffen, einem jungen Schuhputzer, mir einen Auftrag auszurichten und mir im Hotel Bescheid zu geben. Ich bereite Sie darauf vor, daß er nicht besonders elegant gekleidet ist, auch nicht übermäßig gut gewaschen. Aber er war der einzige, der mir helfen konnte, und darum habe ich ihn engagiert. Wollen Sie so freundlich sein, mich zu rufen, wenn er kommt. Er kennt meinen Namen, Sie doch auch, nicht wahr?"

„Ja, Sir", sagte der Portier langsam und mit einer Betonung, die andeutete, daß der erwähnte Name für immer in sein Gedächtnis eingegraben sein würde, wenn auch nicht gerade mit goldenen Lettern. „Ja, ich kenne Ihren Namen, Professor Pelotard aus London, nicht wahr? Ich muß schon sagen, daß — ich danke Ihnen, Sir."

„Ich habe Ihnen zu danken, Portier, daß Sie mein Vorgehen entschuldigen. Ich kann nur hoffen, daß der Fleck, den ich dem Wappenschild des Hotels zugefügt habe, nicht für immer bleiben wird. Wie gesagt: weder elegant noch gut gewaschen, und er kommt vermutlich in ein bis zwei Stunden. Guten Abend!"

Der Professor ging, gefolgt von einem undeutbaren Blick des Herrn Tritakis. Aber der Anblick der Banknote, die er in der Hand hielt, schien allmählich seine düsteren Gedanken zu zerstreuen.

Als Herr Pelotard in den Speisesaal kam, war der Tanz in vollem Gange. Einer der Kellner kam auf ihn zugeeilt. „Ein Freund erwartet Sie, Herr Professor!"

„Ein Freund? Aber ich erwarte doch heute abend keinen Freund!?"

„Doch, ein großer, magerer Herr mit einer Brille hat nach Ihnen gefragt und gesagt, daß er Sie kennt!"

„Was? Mr. Petrie — um diese Zeit? Wo sitzt er denn?"

Der Kellner führte ihn zu einem Tisch im Hintergrund des Saales. Ein hagerer, etwa fünfzigjähriger Mann mit einem ironischen Leuchten in den von vielem Lesen überanstrengten Augen erhob sich und grüßte.

„Sie hier, um diese Zeit, Mr. Petrie? Ich bin überwältigt! Das ist kaum der Ort für einen der ersten klassischen Archäologen der Gegenwart! In jedem Falle der letzte Ort, wo ich Sie zu finden erwartet hätte!"

„Warum dieses Staunen, geschätzter Freund? Sie sind ja selbst Professor! Als wir uns auf dem Schiff trafen, ahnte ich gar nicht, daß wir Kollegen sind."

„Lassen Sie sich deshalb kein graues Haar wachsen", bat Professor Pelotard. „Meine Lorbeeren brauchen Ihre Nachtruhe nicht zu stören. Sie werden in den Forschungsverzeichnissen der Universität vergeblich nach meinem Namen und meinem Titel forschen. Und jedenfalls paßt diese Umgebung" — er warf einen Blick durch den Saal — „ganz vortrefflich zu den Studien, mit denen ich mich gerade beschäftige. Ich habe mir in den Kopf gesetzt, den Untergang der Antike hier in der geistigen Hauptstadt zu studieren und Sie werden mir zugeben, daß kein Rahmen stilgemäßer für solche Studien sein könnte als dieser?"

Der große Saal mit den vergoldeten Stuckornamenten, Spiegeln und Teppichen widerhallte von den Geigentönen der Zigeunerkapelle. Herren in Abendanzug oder Uniform tanzten vorbei, nackte Rücken schimmerten wie Elfenbein, purpurn bemalte Lippen lächelten. Auf den Damasttüchern glänzte Silber und Kristall.

„Sie haben einen interessanten Stoff für Ihre Studien gewählt", sagte Mr. Petrie billigend. „Und wenn es eine Zeit gibt, die tatsächlich an die unsere erinnert, nicht nur im allgemeinen, sondern bis in alle Einzelheiten, so ist es die Geschichte der letzten Epoche des römischen Kaiserreichs. Man kann sogar so weit gehen, zu sagen, daß alle unsere Probleme in der damaligen Zeit ihr Gegenstück hatten. Wir haben die sinkende Nativität in den tragenden Gesellschaftsschichten — sie hatten sie in noch höherem Grade. Wir haben, wie man sieht, ein hektisches Vergnügungsleben — sie lebten nur für Feste und Gladiatorenkämpfe. Wir haben die Forderung des Volkes an Staatsunterstützung — bei ihnen endete es damit, daß alle stimmberechtigten Bürger Unterhalt vom Staate an die Religion forderten. Bei ihnen hatten die Lehren der Philosophen allen Glauben an die Religion untergraben — wie ist es bei uns? An Stelle der alten Religionen kamen neue Götter und Lehren vom Osten her — haben wir ein Gegenstück zu dieser Erscheinung oder nicht? Ihre Staatsfinanzen befanden sich in fortschreitender Auflösung, und man suchte diesem Übelstande zu steuern, indem man immer weniger Silber in die zirkulierende Münze mengte — ich weiß nicht, ob Sie darin das Wort Inflation erkennen. Aber über diese Dinge wollen wir ein andermal weitersprechen. Wenn ich nicht irre, kommt da meine Gesellschaft!"

„Sie erwarten jemand? Da gehe ich."

„Aber warum denn? Ich glaube, Sie werden meine Gesellschaft recht amüsant finden. Allerdings sind es nicht meine Gäste, sondern ich bin der ihre, aber ich glaube, garantieren zu können, daß Sie willkommen sein werden!"

„Können Sie mir nicht irgendeine Andeutung machen, wen Sie erwarten?"

Der Archäologe lächelte.

„In meiner Jugend", sagte er, „las ich irgendwo eine Geschichte von einem Tuchfabrikanten, der eine Gesellschaftsreise nach Italien mitmachte. Er war der eifrigste von allen, wenn es galt, Kirchen und Museen zu besuchen. Aber während die übrige Gesellschaft ihre Seele an Raphaels und Tizians Gemälden zu erheben suchte, studierte er diese Bilder, um Ideen zu neuen Hosenmustern zu finden. Die Gesellschaft, die ich eben erwarte, erinnert stark an diesen Tuchhändler. Urteilen Sie übrigens selbst, da kommen sie!"

Philipp Collin drehte sich um und konnte nur schwer einen Ausruf unterdrücken. Durch den Saal kam, begleitet von einem Kellner, ein Trupp Herren und Damen, und er glaubte kaum je in seinem Leben eine ähnliche Zusammenstellung gesehen zu haben.

An der Spitze gingen zwei junge Damen in Abendtoiletten von absolut letztem Schnitt. Die eine war platinblond, die andere kohlschwarz. Beider Haar war vorne straff angespannt und im Nacken zu einem lockeren Knoten gewunden. Ihre Augenbrauen waren so hohnvoll emporgezogen, wie Augenbrauen es nur sein können, wenn sie von Meisterhand gezupft sind, ihre Augen rätselvoll, wie Augen es nur mit Hilfe von falschen Wimpern und einer Diät werden, die Butter, Saucen und Süßigkeiten verbannt. Ihre Nägel waren in Perlmutterfarbe lackiert, ihre Haut in Ocker und ihre Lippen in Weinrot. Es ging ein Raunen durch den Saal, wo sie vorüberkamen. Hinter ihnen schritt ein einsamer Herr von etwa vierzig Jahren, dessen Gesicht verblüffend an das Napoleons in der Schlacht bei Waterloo erinnerte, so wie es auf Steubens Bild festgehalten ist: mit brütender Marmorstirn, verhängnisvollen Augen und erstarrten Marmorlippen. Hinter diesem Herrn kam einerseits ein junger Mann mit griechischem Profil, schöner als Antinous, andererseits ein junger Mann mit Stupsnase, Sommersprossen, schmächtigen Gliedern und einem charmanten Lächeln. Diesem Paar folgten schließlich zwei Herren von etwa fünfzig Jahren, die die Nachhut bildeten. Der eine hatte jenes zähnereiche Lächeln, das erfolgreichen Politikern in den Vereinigten Staaten eigen zu sein pflegt. Er ging, die Hand in seiner Smokinghose vergraben, und balancierte eine riesige Havanna im Mundwinkel. Der andere war ein unnatürlich magerer Mann mit beduinengelbem Teint und einer beginnenden Glatze. Seine Augen schienen unter den schweren lilafarbenen Lidern halb erloschen.

Was mochte diese Gruppe verschiedenartiger Personen zusammengeführt haben? Philipp suchte noch nach einer Antwort auf diese Frage, als die Gesellschaft auf Mr. Petries Tisch zukam.

Sie begrüßten den Archäologen mit überströmender Herzlichkeit in einem Amerikanisch, das alle Nuancen von den gesäuselten Melodien der Oststaaten bis zu dem wildesten Hengstegewieher des Westens umfaßte.

„So glad to see you, Mr. Petrie."

„Very nice of you to come, indeed!"

„Wir glaubten gar nicht, daß Sie noch auf uns warten würden! Aber wir brauchen Ihre Hilfe! Yus, Sir!"

„Kinder, redet nicht so viel! Bestellen wir etwas zu essen und zu trinken! Ich habe das Gefühl, als ob ein Vacuum Cleaner unter meiner Weste gesaugt hätte!"

„Und ich bin leerer als Agamemnons Schatzkammer."

„Can it all, boys! Hebt euch euer Geschwätz für ein andermal auf! Mr. Petrie, wollen Sie uns nicht Ihren Freund vorstellen? Ist er auch Archäologe wie Sie?"

Mr. Petrie stellte in tiefstem Ernst vor:

„Mein Freund, Professor Pelotard, berühmter Gelehrter aus London, Miß Cicely Hamilton" — die platinblonde junge Dame lächelte — „Miß Joan Jarrolds" — die kohlschwarze junge Dame lächelte rätselvoll — „Daniel Dell" — der Mann mit der Napoleonsmaske deutete durch eine Vibration seiner einen Marmorlippe an, daß er seinen Namen nennen gehört — „Mr. Norman Vane" — der junge Antinous neigte den Kopf — „Mr. Lesley Stuart" — der stupsnasige junge Mann lächelte über sein ganzes sommersprossiges Gesicht — „Mr. Duke" — der Mann mit der Havannazigarre schob den Unterkiefer in einem zähnereichen Lächeln vor, bei dem die Zigarre nach dem Polarstern wies — „Mr. Edmund Bird!" — Das zuletzt genannte Mitglied der Gesellschaft verriet durch keine Miene seines gelblichweißen Gesichts, daß er seinen Namen nennen gehört hatte.

Man setzte sich. Die Bestellungen strömten auf den ehrfurchtsvoll notierenden Kellner ein. Sowie er sich entfernt hatte, brach das Gespräch los.

„Oh, Mr. Petrie, war das ein Ausflug! Ich hätte nie geglaubt, daß es auf der ganzen Welt so viel Staub geben könnte!"

„Wirklich, Miß Hamilton? Wo war es denn am ärgsten?"

„In Corinth!"

Die platinblonde Schönheit hatte ihr Täschchen geöffnet und ihre Lippen zu malen begonnen, die sicherlich erst vor fünf Minuten behandelt worden waren.

„Ein so entsetzlicher Ort, Mr. Petrie! Was in aller Welt den Apostel Paulus dazu bewegen konnte, dort zu wohnen, das geht über mein Begriffsvermögen. Jeden Augenblick glaubte ich, wir würden uns den Hals brechen, so sprang das Auto von einem Loch ins andere. Und dieser Staub! Ich dachte, ich würde nie mehr im Leben wieder sauber werden. Und natürlich war kein Badezimmer in diesem Ort, wo wir hinkamen — wie hieß es nur gleich?"

„Das ist doch echt Cicely!" bemerkte die kohlschwarze Schönheit mit hohnvoll emporgezogenen Brauen, denen sie gerade eine Behandlung mit einem diamantgefaßten Platinstift zuteil werden ließ. „Sie hat einen zweitägigen Ausflug gemacht und ahnt nicht, daß es nach Mykene war. Alles, was sie weiß, ist, daß es in Mykene keine Badezimmer gab."

Mr. Petrie lächelte ihr beistimmend zu.

„Da haben Sie mehr Ausbeute von der Tour gehabt, Miß Jarolds?"

„Das will ich hoffen", erwiderte Miß Joan, indem sie den Platinstift in ihr Täschchen verschwinden ließ und dafür eine rubinbesetzte Puderdose herausfischte. „Wenn ich reise, verlange ich nicht, daß alles genau so sein soll wie daheim in den Staaten! Warum reist man denn, wenn man nichts Neues sehen will?"

„Sehr richtig", murmelte Mr. Petrie, „Sie haben den wahren Reisesinn, Miß Jarolds. Erzählen Sie uns nun, was Sie heute gesehen haben."

„Well, wir waren gerade erst ein kleines Stückchen durch Athen gekommen, als der Chauffeur stehenblieb und uns den wunderbarsten alten Baum zeigte. Er war so verkrümmt, daß man kaum sehen konnte, daß es ein Baum war, aber es war einer, und unser Führer — wir hatten den fabelhaftesten Führer, er ist in den Staaten gewesen und spricht unsere Sprache und weiß einfach alles — unser Führer erzählte uns sofort, was das für ein Baum sei. Das war Sokrates' eigener Olivenbaum, und von ihm hatte er die Oliven, die ihn, so lange er lebte, physisch fit erhielten. Ich glaube überhaupt an Oliven als Diät. Wenn ich merke, daß ich zunehme, dann beginne ich mit meiner eigenen Diät: siebzehn Tage hintereinander eine Olive zum Frühstück und sonst nichts, am achtzehnten Tag keine Olive, das hat mir noch immer geholfen, und natürlich werde ich mir eine solche Gelegenheit nicht entgehen lassen. Der Führer hat versprochen, mir Oliven von Sokrates' Baum zu bringen, er kennt jemanden, der sie ihm verschaffen kann, und morgen bringt er mir ein kleines Töpfchen voll."

„Ich kann mir absolut nicht denken, warum Sie jetzt eine Olivenkur brauchen, Miß Jarolds", sagte der Archäologe und ließ seinen Blick bewundernd ihren Linien folgen. „Ich finde Sie vollendet! Und ich bin überzeugt, wenn Sokrates Sie Oliven von seinem eigenen Baume essen sehen könnte, würde ihn dies mit so manchem versöhnen, was er hier in Athen erdulden mußte!"

„Ich glaubte, er sei Frauenverächter gewesen?" sagte Miß Joan, ohne den Blick von ihrem Bilde in dem Spieglein der rubinbesetzten Puderdose abzuwenden. „Wenigstens habe ich gehört, daß es eine sehr unglückliche Ehe gewesen sein soll."

„Kaum unglücklicher als die Durchschnittsehen in Hollywood", antwortete Mr. Petrie.

Mr. Duke beugte sich zu Philipp Collin vor, der ein paar Plätze entfernt von ihm saß.

„Glad to see you, Sir! Ich deichsle diese ganze Unternehmung. Was ich sage, ist: man lasse die jungen Leute herauskommen und das Land sehen, um das es sich handelt, bevor sie es in unserem Studio spielen! Nennen Sie das nicht ein gesundes Prinzip, Sir?"

Endlich ging Herrn Collin ein Licht auf.

„Ah, Sie sind vom Film —?!"

Der Mann mit der Havannazigarre sah ihn erstaunt an.

„Sure! Eine Filmgesellschaft!" bestätigte er, „wußten Sie das nicht? Wir sind hergekommen, um einen Film zu drehen, der Amerika platt machen wird, und Europa übrigens auch. Was ich sage, ist: Aufnahmen im Atelier, das ist ja ganz schön, und vielleicht müssen wir das Ganze nochmals im Atelier drehen, wenn wir heimkommen, aber nichts ist so gut für die Jungens und Mädels, als ein Besuch on the spot! Und darum sind wir hier in Griechenland. Darum haben wir auch diese zweitägige Tour zu jenem Place gemacht mit den Löwen über dem Eingangstor — wie hieß er doch? Erstklassige Ruine, wie man mir sagt — ja, gewiß, Kymene! Was ich sage, ist: die Jungens und Mädels müssen die Atmosphäre einfangen, dann geht die Sache wie geschmiert!"

„Ich glaube bestimmt, daß Sie recht haben", erwiderte Philipp. „Wie heißt Ihre Gesellschaft, wenn ich fragen darf?"

Mr. Duke nahm die Zigarre aus dem Mund.

„Bird International Pictures Corporation", sagte er stolz, „schon mal davon gehört?"

„Ich weiß nicht — aber der Name kommt mir irgendwie bekannt vor —"

Mr. Duke brachte die Zigarre wieder an den richtigen Platz und nickte.

„Ich will Ihnen sagen, warum! Die Gesellschaft ist neu, aber Sie kennen den Namen unseres ersten Regisseurs!" Er deutete mit einer Geste auf den Herrn mit dem braungelben Teint. „Mr. Bird — das ist er! War früher bei der Paramount, aber ist von dort weg, um zu uns zu kommen. Hat hunderttausend Dollar gekostet, aber wir hätten noch mehr bezahlt, um ihn zu kriegen. Absolut erstklassige Kraft in der Filmwelt."

Philipp musterte den Regisseur etwas genauer. Er konnte es in aller Ruhe tun, denn Mr. Bird schien sich seiner Umwelt überhaupt nicht bewußt. Seine Augen unter den fast violetten Lidern schienen erloschen, seine dünnen Finger, die vom Nikotin mahagonifarben waren, drehten eine Zigarette, doch so langsam, daß es ebensogut eine Reflexbewegung im Schlaf sein konnte. Bird! Ja, er hatte den Namen gehört, und er hatte die dunkle Vorstellung, daß er recht bekannt war, wenigstens jenseits des Atlantik. Aber wenn Mr. Bird wirklich eine so erstklassige Kraft in der Filmwelt war, wie sein Arbeitgeber Mr. Duke versicherte, warum verließ er dann eine große angesehene Gesellschaft wie die Paramount, um zu einer anderen zu gehen, deren Personal, gelinde gesagt, einen recht unerprobten Eindruck machte?

„Hallo, Bird", rief der Filmmagnat. „Wache auf! Lerne berühmten Gelehrten kennen. Professor Pelotard! Mr. Pelotard, machen Sie die Bekanntschaft Edmund Birds, Amerikas Champion-Regisseur.

Endlich erwachte Mr. Bird aus seiner Betäubung. Die violetten Augenlider hoben sich langsam wie die Blinzhaut einer Eidechse oder eines Vogels. Er betrachtete Philipp mit etwas wie Interesse im Blick.

„Sie sind Archäologe wie Mr. Petrie?" fragte er.

„Nur Liebhaber!" erwiderte Philipp bescheiden. „Meine wissenschaftlichen Verdienste liegen eigentlich auf wirtschaftlichem Gebiet. Aber ich habe so ein bißchen in jenem herumgepfuscht."

Der Regisseur senkte die Augenlieder und kehrte ins Nirwana zurück. Sein Arbeitgeber setzte die Vorstellung seiner Gesellschaft fort.

„Wette, daß Sie keinen Namen verstanden haben, als Mr. Petrie Sie vorstellte!" sagte er. „Lernen Sie unseren hervorragenden Charakterspieler kennen. Daniel Dell — der Mann mit der Napoleonsmaske richtete ein Marmorauge auf Philipp — „Mr. Norman Vane, unseren ersten Liebhaber" — der junge Antinous lächelte herablassend — „und Mr. Lesley Stuart, unerreicht als komischer Held und sympathischer Schurke!" — Der junge Mann mit den Sommersprossen fletschte abermals die Zähne zu einem strahlenden Lächeln. „Ich sage Ihnen, Professor, bessere Jungens und Mädels als unsere finden Sie nicht diesseits des Atlantik."

Von der anderen Seite des Tisches her hörte er Miß Joan Mr. Petrie von ihrem Ausflug erzählen.

„Und dann waren wir also in Mykene!" rief sie. „Ich weiß natürlich, wer Agamemnon war, aber können Sie sich denken, was die liebe Cicely sagte, als wir an dem Tor mit den Löwen vorfuhren? Sie sagte: Ach so, hier hat der Agamemnon gewohnt, sagst du? Aber wo sind dann die Statuen von ihm, die morgens und abends singen? Glaubst du, wir werden sie zu hören bekommen? Zuerst wußte ich nicht, was sie meinte, Mr. Petrie. Aber dann ging es mir auf, daß sie die Memnonsäulen in Ägypten meinte! Ist das nicht zu komisch, sagen Sie, Mr. Petrie?"

Antinous-Vane und der sommersprossige Mr. Howard eilten Miß Hamilton zu Hilfe, aber sie lehnte kalt ab.

„Glaubt ihr, ich mache mir was draus, was diese Joan zusammenredet? Wenn sie nicht immer wieder erzählen kann, daß sie in einem College studiert hat, kann sie ja in der Nacht nicht schlafen. Jeder Mensch kann sich einmal in einem Wort irren. Im übrigen weiß ich genug, um hier in der Welt vorwärtszukommen!"

Sie warf selbstbewußt den blonden Kopf zurück.

Philipp setzte sein Gespräch mit Mr. Duke fort:

„Haben Sie vielleicht Mykene besucht, um Vorstudien zu einem Film über die Schöne Helena zu machen, Mr. Duke?"

Alle am Tisch hatten seine Frage gehört. Man blieb ihm die Antwort nicht schuldig.

„Sir", sagte Mr. Duke, „ich kann nur sagen, ich verstehe Ihren Gedankengang! Sie haben recht: es liegt ein guter Filmstoff darin, no mistake about it! Die schöne Königin, der stattliche arglose König, der Gast des Hauses, wie hieß er doch rasch —"

„Prinz Paris —"

„Richtig! Also Prinz Paris, der boy-friend der Königin — ja, da liegt viel Romantik darin, no mistake about it. Es ist schon mal gedreht worden, das würde nichts machen. Aber das Blatt hat sich gewendet, Mr. Pelotard, Sittlichkeit ist jetzt die große Nummer! Wir haben nichts gegen Leidenschaft in einem Drehbuch, im Gegenteil, wir wollen so viel als möglich haben, aber sie muß sittlich sein und innerhalb der Grenzen der Ehe, das ist jetzt die Parole."

„Aber", warf Philipp ein, „ist es nicht der Traum jeder Frau, Helena zu sein? Und wiegt das nicht alle Einwände gegen so einen Film auf?"

Miß Cicely antwortete:

„Natürlich ist es sehr dankbar, einen Vamp zu spielen, und natürlich ist Helena eine Vamprolle. Aber ich bedanke mich bestens dafür! Oder glaubt ihr, ich will eine Rolle haben, in der man, während der Film spielt, um zehn Jahre älter wird. Sogar wenn man annimmt, daß sie neuvermählt war, als Paris zuerst ins Haus kam, muß sie doch, wenn der Krieg vorbei ist, dreißig Jahre gewesen sein. Nichts für meine Wenigkeit! Aber ich könnte mir denken, daß das etwas für Joan wäre!"

Miß Jarolds antwortete:

„Helena war blond, nicht wahr, Mr. Petrie?"

„Sie haben recht, Miß Jarolds, sie war blond. Alle Helden und Göttinnen der Griechen im Zeitalter der Sagen waren blond."

„Ich glaubte mich ja daran zu erinnern", sagte Miß Joan. „Da Helena blond war, bist du ja schon von vorneherein dazu prädestiniert, die Rolle zu spielen, Cicely dear. Aber nicht alle Blondinen setzen eine Welt in Brand, also weiß ich doch nicht recht!"

Mr. Duke sagte:

„Zankt euch nicht, Kinder! Der Professor hat recht, es liegt etwas darin, aber für uns paßt es nicht! Eine andere Sache ist, daß wir hergekommen sind, um einen Stoff zu finden, und vielleicht könnten Sie uns dabei behilflich sein, Sir?"

Er sah Philipp an.

„Ich, Mr. Duke?" Philipp war verblüfft.

„Sie sind ein Mann der Wissenschaft", sagte der Filmmagnat. „Mr. Petrie verbürgt sich dafür, und da weiß ich, daß es all right ist. Als wir herkamen, ging ich in die amerikanische Gesandtschaft hinauf und sagte: mein Name ist Duke von der Bird International Pictures Corporation. Wir sind herübergekommen, eine kleine Gesellschaft, um einen Film zu drehen, bei dem Amerika die Augen aufreißen wird, und Europa übrigens auch. Alles, was wir brauchen, ist jemand, der uns einen guten klassischen Stoff geben kann. Well, man schickte mich zu Mr. Petrie und Mr. Petrie hat versprochen, mir zu helfen. Aber, was ich sage, ist: vier Augen sehen mehr als zwei, und sechs Augen mehr als vier. Wenn Sie, Professor, Zeit haben, uns an die Hand zu gehen, mir soll es recht sein, und ich glaube, auch Mr. Petrie wird nichts dagegen haben."

„Absolut nicht", bekräftigte der Archäologe, indem er Philipp einen raschen Blick zuwarf.

„Und auch Sie werden Ihre Zeit nicht verlieren, wenn ich es sage! Well, Sir, was antworten Sie?"

Philipp begriff endlich, was Mr. Petrie mit seiner Geschichte von dem Tuchhändler gemeint hatte, der nach Italien fuhr, um sich aus Tizians und Raphaels Bildern zu neuen Hosenmustern anregen zu lassen! Er nippte an seinem Glas.

„Ihr freundliches Angebot, Mr. Duke, ist sehr schmeichelhaft. Ich möchte mir die Sache noch überlegen. Aber im Augenblick wüßte ich wirklich nicht, was mich hindern sollte, es anzunehmen."

„Danke, Professor", sagte Mr. Duke schlicht. „Hello, Bird, wach auf! Der berühmte Gelehrte hat versprochen, uns bei unserem Szenario zu helfen. Das muß noch heute abend an alle Zeitungen in den Staaten telegraphiert werden! Ober! Ein Telegrammformular!"

Der Ober stürzte von dannen, um das gewünschte Formular persönlich beim Portier zu holen, aber in diesem Augenblick erschien dieser auf der Schwelle des Speisesaales. Er steuerte mit seiner goldgalonierten Kappe in der Hand auf den Tisch der Filmgesellschaft zu. Er beugte sich zu Philipp herab. Sein Antlitz trug den Ausdruck einer mit Würde getragenen Resignation.

„Ich gestatte mir, Sie aufmerksam zu machen, Sir, daß Ihr — hm — Bote in der Halle auf Sie wartet. Ich glaube, es wäre günstig für — hm — alle Teile, wenn Sie Ihre Angelegenheit so schnell als möglich mit ihm ordnen könnten!"

Er zog sich zurück, mit den Schritten eines Mannes, der eine schwere Pflicht erfüllt hat. Philipp entschuldigte sich mit einigen Worten bei seiner Gesellschaft und eilte in die Halle. Hinter der Portierloge verborgen, doch nicht genügend verborgen, um unsichtbar zu sein, fand er seinen Schuhputzer. Bei Philipps Erscheinen erstrahlte das schwarze Gesicht wie unter ein paar kräftigen Strichen seiner eigenen Bürsten. Er murmelte einige hastige Worte und übergab Philipp einen Gegenstand, den dieser in seine Tasche verschwinden ließ. Seine schwarzen Augen brannten vor Erwartung. Aus einer anderen Tasche fischte Philipp die Hälfte der Banknote, die er vor kurzem auf dem Syntagmaplatz in zwei Teile gerissen hatte. Der Schuhputzer kontrollierte genau, daß sie mit der Banknotenhälfte, die er in seiner zweifelhaft reinen Hand hielt, zusammenpaßte. Philipp flüsterte ihm etwas zu, das er mit dem Vorzeigen einer neuen Banknote begleitete, und der Glanz in dem Gesicht des Schuhputzers wurde geradezu überirdisch. Er verschwand und die Halle, die dem Austritt mit stummen, aber darum nicht weniger beredten Blicken gefolgt war, versank allmählich wieder in Ruhe.

Im Schutze einer Säule untersuchte Herr Collin den Gegenstand, den er soeben aus der Hand des Loustro entgegengenommen hatte. Es war eine viereckige Metallschachtel mit der Aufschrift „Ägyptische Zigaretten". Er öffnete sie und musterte den Inhalt. Eine kleine Weile blieb er in Gedanken stehen. Dann ging er mit grüblerisch gefurchter Stirn in den Speisesaal zurück.

4.

Ein Morgen in Athen.

Ein Sonnenstrahl zitterte um eine betaute Marmorsäule und entzündete Glanz in den Fragmenten eines edlen Frieses. Einstmals hatte ein Marmordach diese Säule beschattet, einstmals hatte eine Göttinnenstatue aus Gold und Elfenbein in dem Dämmer unter diesem Dache die Huldigungen und Opfer eines ganzen Volkes empfangen.

Zu Füßen des Tempelhügels breitete sich die erwachende Stadt aus, in einen blauen, langsam weichenden Nebel gehüllt. Straßenbahnglocken begannen zu läuten, Autohupen tuteten. In den verschlungenen Gäßchen zu Füßen der Akropolis drängte sich schon ein Gewühl von Lebewesen, Esel trippelten vorbei, unter der Last von Obst und Gemüse gebeugt. Straßenhändler schickten sich an, dem neuen Tag mit Backwerk, Markensammlungen, Krawatten und Losen zu begegnen. Schwarze Priester mit bis zur Erde reichenden Mänteln und flachen Kopfbedeckungen auf dem geflochtenen Haar wanderten vorbei, auf dem Wege zu ihren Tempeln. Die Läden öffneten sich einer nach dem anderen, an den fettigen Holztischchen der Volkscafés saßen schon Gäste.

Ein neuer Tag in der endlosen Reihe der Tage, die über Athen hingezogen waren, war angebrochen.

Mitten in der Aiolosgasse, in einem Hause, in dessen Erdgeschoß sich ein Versatzamt befand, lag ein Hotel. Das heißt: es war nicht vermessen genug, sich Hotel zu nennen, eine Inschrift besagte, daß hier ein Xenodocheion Hypnou, wörtlich übersetzt: eine Fremdlingsherberge des Schlummers war. Solche Herbergen bieten



Im Grätenschritt bergan.
Aufnahme: E. Zeitz.

genau, was sie versprechen: die Möglichkeit des Schlafens, aber auch nichts darüber hinaus. Sie prahlen nicht mit allem Komfort der Neuzeit oder Telephon in allen Zimmern. Ihren Gästen würde vermutlich weder das eine noch das andere besonders zusagen. Was diese Gäste verlangen, finden sie in der Fremdlingsherberge des Schlummers, nämlich ein Bett, eventuell mit Leinentuch und Decke, vielleicht sogar noch eine Waschschüssel und einen Wasserkrug. Sollten sie im Schlaf gewisse Bisse verspüren, dann wissen sie, daß es keinesfalls die Bisse eines unruhigen Gewissens sind. Und wenn sie die Herberge verlassen, dann wissen sie, daß sie keinen Luxuspreis für die Annehmlichkeit bezahlt haben, im rechten Winkel zum Erdradius ausgestreckt zu liegen.

Die Sonne, die soeben über Pallas Athenes Stadt aufging, sandte auch einen Strahl in die Fremdlingsherberge des Schlummers in der Aiolosstraße. Der Strahl passierte die Spalten eines alten Fensterladens, huschte über eine weißgetünchte Wand und ging weiter zu einem schlummernden jungen Manne, der ausgestreckt in einem Eisenbett lag. Er fuhr zusammen, setzte sich auf, rieb sich den Schlaf aus den zwei dunkelblauen Augen und sah sich im Zimmer um. Ja, er befand sich in der weißgetünchten Zelle, die er seit einer Woche bewohnte — nicht in einer anderen von noch kleineren Dimensionen und noch geringerem Komfort. Gerade jetzt hatte er geträumt, daß er sich in einer Zelle der letzteren Art befand, daß jemand ihm mit einer Laterne ins Gesicht leuchtete und eine Stimme sagte:

„Auf! Der Gerichtshof wartet auf Sie!"

Ein Traum, so töricht, wie Träume zu sein pflegen, das heißt...

Das heißt, war er eigentlich so töricht? Was hatte der Fremde auf dem Syntagmaplatz am vorigen Abend gesagt? „Sie waren zwei Stunden fort, ich konnte nicht umhin, nachzudenken, wo Sie gewesen sein mögen, und darum folgte ich Ihnen hierher..."

Er streckte die Hand nach der Wasserflasche aus — die Fremdlingsherberge des Schlummers in der Aiolosstraße wußte, was sie ihren Gästen schuldig war, und stellte ihnen nicht nur eine Waschschüssel und einen Waschkrug, sondern auch eine Wasserflasche zur Verfügung — und trank sie in langen Zügen aus. Als erstes Frühstück betrachtet, war das eine leichte Mahlzeit. Aber die Herberge übernahm es nicht, ihre Gäste mit einem anderen Frühstück zu versehen, und dieses hatte den großen Vorzug, daß es sehr billig war.

Wer doch eine Zigarette hätte!

Gestern abend auf dem Syntagmaplatz hatte er genau dasselbe gedacht und die Hand in die Tasche gesteckt, aber anstatt mit einer Zigarette war diese Hand mit einer gewissen Zigarettenschachtel zurückgekehrt, die er kurz vorher gefunden hatte. Die Luft wandelte ihn an zu sehen, wie sie sich bei Tageslicht ausnahm, er sprang aus dem Bett und durchsuchte seinen Rock, der über dem einzigen Stuhl des Zimmers hing. Sonderbar, er hätte darauf schwören können, daß er die Schachtel mit der Aufschrift „Ägyptische Zigaretten" in seine linke Rocktasche gesteckt hatte. Aber da war sie nicht! In der rechten? Nein, auch nicht in der rechten. Sollte er sie in eine der Hosentaschen gesteckt haben? Es zeigte sich, daß sich auch da die Schachtel nicht vorfand. Was sollte das heißen?

Es gab zwei Erklärungen. Entweder hatte er die Schachtel verloren oder irgendein Unbekannter hatte sie ihm gestohlen. Eine dritte Möglichkeit war nicht denkbar.

Welche dieser Erklärungen war die richtige?

Eine flüchtige Überlegung genügte, es ihm zu sagen. Niemand auf der Welt konnte ein Interesse daran haben, die Schachtel zu stehlen. Niemand auf der Welt wußte auch nur, daß sie sich in seinem Besitz befand. Also mußte er sie verloren haben. Als er sie auf dem Syntagmaplatz irrtümlich herauszog, war er nervös gewesen, sehr nervös sogar, und in der Verwirrung hatte er vermutlich die Schachtel danebengesteckt anstatt in die Tasche. Wenn er heute auf den Syntagmaplatz ging und nach dem Kellner fragte, der an diesem Tisch serviert hatte, bekam er höchstwahrscheinlich sein Eigentum zurück. Er hatte den Eindruck, daß die Griechen ein recht ehrlicher Volksschlag wären!

Während seine Gedanken sich noch damit beschäftigten, hatte er sich ganz mechanisch angezogen. Er öffnete die Türe auf den Korridor und blickte hinaus. Keine Menschenseele war zu sehen, und er stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Der Korridorboden bestand aus Ziegelsteinen und es galt, die Zehenspitzen so leicht darüber hingleiten zu lassen, wie eine Hand in schmeichelndem Pianissimo über die Tasten, wenn man es vermeiden wollte, Aufmerksamkeit zu erregen. Er war schon fast beim Treppenaufgang angelangt, als eine grauweiße Gardine vom Fensterchen eines kleinen Verschlags zurückgezogen wurde und ein Gesicht sich in der Öffnung zeigte. Das Gesicht war groß genug, das ganze Fensterchen auszufüllen. Dank seines Flächeninhaltes war es imstande, mehrere Gefühle gleichzeitig auszudrücken. Aber in diesem Augenblick drückte es nur zwei aus: Schadenfreude und Bitterkeit.

„Morning, Mister!" sagte der Besitzer des Gesichtes mit stark amerikanischem Akzent. „Sie sind ja heute früh auf! Drüben in den Staaten habe ich ein Sprichwort gelernt: Der morgenfrühe Vogel fängt den Wurm. Ausgezeichnetes Sprichwort, famoses Sprichwort! Aber wer ist der Vogel und wer ist der Wurm? Sie glaubten, ich wäre der Wurm, und Sie würden mich schlafend finden, aber zufällig hat es sich so gemacht, daß ich ebenso früh auf bin wie Sie! Wer ist nun der Vogel? Ich wette zwei gegen eins, daß Sie der Wurm sind, mein lieber Herr Eugen Benda!"

„Sie sollen Ihr Geld heute nachmittag bekommen, Herr Simonides", sagte der junge Mann mit den blauen Augen. Seine Stimme war fröhlich und zuversichtlich, aber weder Fröhlichkeit noch Zuversicht klang aus Herrn Simonides' Stimme, als er erwiderte:

„Heute nachmittag, heute nachmittag." Er legte sein feistes, olivengelbes Gesicht in andächtige Falten. „Wie schön das klingt: heute nachmittag! Zum Weinen schön! Ist es aber nun auch ganz sicher, daß ich das Geld, von dem Sie sprechen, heute nachmittag bekomme?"

„Vollkommen sicher", beteuerte der junge Mann, den er Eugen Benda genannt hatte. „Ich gehe direkt in die Bank, um nachzufragen, ob mein Geld inzwischen gekommen ist."

„Soll ich nicht vielleicht mitgehen und Sie ausweisen?" fragte der Herbergswirt fürsorglich.

„Das ist absolut nicht nötig!"

„Wirklich?" fragte Herr Simonides. „Wenn man bedenkt, wie oft Sie in der Bank gewesen sind, um nach diesem Geld zu fragen, da müßte das Personal Sie ja schließlich kennen! Aber wissen Sie, was sonderbar ist, Mister?"

„Nein, was denn?"

„Daß ich zufällig mit einem der Bankbeamten bekannt bin. Und der hat sie nie im Lokal gesehen!"

Der junge Herr Benda war sehr stark sonnengebräunt. Aber es sah aus, als verflüchtige sich ein Teil dieser Sonnenbräune bei Herrn Simonides' Worten.

„Er kennt mich nicht? Lächerlich! Dann muß er anderweitig beschäftigt gewesen sein. Heute nachmittag bekommen Sie Ihr Geld. Adieu!"

„Ich habe gar nicht gehört, wann Sie gestern abends nach Hause gekommen sind", rief ihm Herr Simonides nach. „War es sehr spät? Sind Sie mit Bekannten ausgewesen?"

Er erhielt keine Antwort. Eugen Benda war schon weit draußen auf der Straße. Herr Simonides sank grunzend in einen Sessel zurück und nahm das Studium des Kassenbuches wieder auf. Noch zwei Tage, höchstens drei — dann machte er Schluß mit diesem Jungen! Er war nicht umsonst in Amerika gewesen!

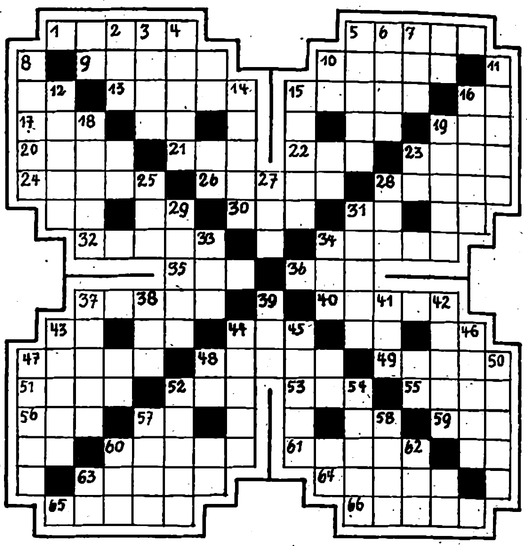
Die Musik der erwachenden Stadt war während der Unterredung des jungen Benda mit dem Hauswirt um eine Oktave gestiegen. Je mehr er sich dem Zentrum näherte, desto betäubender wurde der Lärm.

(Fortsetzung folgt.)


Abendschuhe
MARKE SALAMANDER
SALAMANDER

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Landungsstelle, 5. Stadt in Jugoslawien, 9. Metall, 10. Anverlobte, 13. Schiffsantrieb, 15. Hautflügler, 17. engl. Anrede, 19. Bestimmung, 20. Liebesgott, 21. Teil des Wagens, 22. Frauenname, 23. Gastgeber, 24. europ. Staatsangehöriger, 26. europäischer Staatsangehöriger, 28. Hülsenfrucht, 30. Auskunft, 32. Nähutensilie, 34. Gruppe, 35. Wurfspieß, 36. bestimmbarer Klang, 37. Anhang (Zubehör), 40. alte deutsche Münze, 44. Feldstraße, 47. Männername, 48. Vorplatz, Hausflur, 49. Waffe, 51. Haushaltungsgegenstand, 25. Schnittpunkt der Erdachse, 53. Teil des Baumes, 55. Küstenfluß zur Ostsee, 56. einfältiger Mensch, 59. Nebenfluß der Donau, 60. Frauenname, 61. Wildpferde Afrikas, 63. Brettspiel, 64. krankh. einseit. Geistestätigkeit, 65. Insel im Mittelmeer, 66. Geländeaufzeichnung. — Senkrecht: 2. Musiknote, 3. Untergattung der Pferde, 4. afrik. Eingeborener, 5. Kampfplatz, 6. Wasservogel, 7. Straße (franz.), 8. Fluß in Deutschland, 11. Gebärde, 12. Nebenerzeugnis bei der Zuckerherstellung, 14. Gerbereiprodukt, 15. dünnes, schmales Holz, 16. Telegrammschrift, 18. Blumen, 19. Operettenkomponist, 25. Wahrheitsbekräftigung, 27. Gebirgseinschnitt, 28. Nebenfluß der Garonne, 29. Niederschlag, 31. Zeitabschnitt, 33. Gesetz (lat.), 34. Farbe, 37. Weide, Grasfläche, 38. Präposition, 39. Gewässer, 41. Teil des Auges, 42. wie 29 senkrecht, 43. Blödsinniger, 44. Stadt in Polen, 45. Stadt in Schlesien, 46. Hoheitsrecht, 47. finnisch-ugrisches Volk, 50. indischer Statthalter, 52. Stadt in Italien, 54. Genußmittel, 57. Gefühlsempfindung, 58. Frauenname, 60. Zeichen, 62. Aussehen (frz.).

Silbenrätsel

Aus den Silben: a ben chä chau chen chill chur da do e eh er i i ib käpp la men mum na ne nes pe pies por preis re ren ro rot sa schanz sen sor ter tor vo zil sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, von oben

1 .... 6 .... 11 ....
2 .... 7 .... 12 ....
3 .... 8 .... 13 ....
4 .... 9 .... 14 ....
5 .... 10 ....

nach unten, bzw. von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch Otto Flakes ergeben. (ch = ein Buchstabe.) 1. bekannter Ort vor München, 2. norwegischer Dramatiker, 3. Verbannung, 4. wendischer Volksstamm, 5. Moselwein, 6. Märchengestalt, 7. Name für Griechen bei Homer, 8. Fluß in Kanadien, 9. Wiesenblume, 10. spanischer Frauenname, 11. italienischer Reformator, 12. Sprenggeschoß, 13. Frauenname, 14. Maskerade.

Rösselsprung

	wahr			stets	
von	be	ten	der	au	ban
heit	a	gust	das	hin	liegt
glau	pla	im	der	ner	halt
	wallt	ver	ter	wo	

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Dasein, dein, Nessel, Dessin, Genesung, Verein, weshalb, Terzett, Trense, Gemeinde, Manneswort, Triller, Mensch, Kunde, Leine, Berta, Athen, Landler, Zelter, Hundert, Hopfen, Wert sind je 3 aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Aufruf zum Winterhilfswerk ergeben.

Silbenaussuchrätsel

Animieren, Bumerang, Aufsichtsrat, Beutner, Gaggenau, kräftig, Antigone, Rücksichtnahme, Herbstzeitlose, Agent. Jedem der vorstehenden Wörter ist eine Silbe, unabhängig von den angegebenen, zu entnehmen, die aneinandergereiht ein Wort Goethes ergeben. Lediglich einem Wort ist eine gegebene Silbe zu entnehmen.

Magisches Quadrat

Die Buchstaben a a a a d e e e e e e e g g l l l n n p p r r r r werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Aussatz, 2. Adelstitel, 3. Mühe, 4. Naturerscheinung, 5. Kampfplatz.

Lösungen der Rätsel in Folge 3:

Mosaikrätsel: Es ist der Geist, der sich den Körper baut. ✶ Silbenrätsel: Goebbels, „Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei". 1. Garbo, 2. Oberstdorf, 3. Eisenerz, 4. Braunau, 5. Bruder, 6. Eber, 7. Libelle, 8. Soli, 9. Veracruz, 10. Obdach, 11. Musculus, 12. Kniegelenk, 13. Acaba, 14. Ingraban, 15. Sommerwurz, 16. Engel, 17. Rolle, 18. Halali. ✶ Kachelrätsel: 1. Arba, 2. Rabe, 3. Grab, 4. Mara, 5. Balg, 6. Duma, 7. Lama, 8. Glas, 9. Amur, 10. Alai, 11. Peru, 12. Arvi, 13. Main. ✶ Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Reh, 4. Leier, 6. Gera, 7. Eger, 9. Pegel, 10. Lagos, 12. Luchs, 15. Fehde, 17. Aloe, 18. Ebro, 19. Zange, 20. Tee. Senkrecht. 1. Reval, 2. Ei, 3. Hegel, 4. Lire, 5. Riga, 6. Genua, 8. Rondo, 9. Pol, 11. sie, 13. Holz, 14. Senat, 15. Felge, 16. Ebbe.

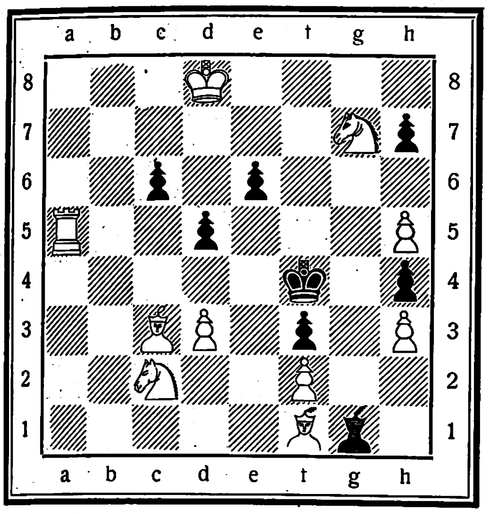
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe
(Urdruck)

Von Johann N i e l s e n, Berlin-Reinickendorf

Schwarz: Kf4, Lg1, Bc6, d5, e6, f3, h4, h7 (8).



Weiß: Kd8, Ta5, Lc3, Lf1, Sc2, Sg7, Bd3, f2, h3, h5 (10).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 51 ‹1935›

Dreizüger von Georg S c h e r e r, München.

Weiß: Ke2, Da2, Te1, Th5, Lc3, Sd5, Bc2, e3, f2, f6 (10).
Schwarz: Ke4, Tc6, Tc7, La6, Lb8, Bc4, d6, f7, g4 (9)

1. Te1—a1! (droht Db1 nebst Dh1‡) Tb6; 2. Ta1—d1, nebst Td4‡. 1. . . ., Tb7; 2. Ta1—g1 nebst 3. T×g4‡.

R i c h t i g g e l ö s t: Arth. Kreß, Berlin-Neukölln; Joh. Herwig, Gotha; H. Fisch, Mülheim (Ruhr); Joh. Müller, Gotha; J. Diehl, Oberschmitten; H. Zapf, Mannheim; H. Lönser, Berlin-Rudow; M. Meixner, Schwedt; Erich Körner, Grünbach; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; Erika Schupp, Wiesbaden; P. Antweiler, Köln-Merheim; Pfr. Klein, Setzingen; Ad. Klingenberg, Wunstorf; Hans Müller, Werdau.

E i n i g e L ö s e r u r t e i l e: „Eine sehr schöne, preiswürdige Aufgabe" H. F., M-R.; „Eine tiefdurchdachte Arbeit mit mancherlei Verführungen" H. Z., M.; „Eine schöne Aufgabe, interessant ist besonders die Kaltstellung der beiden Läufer durch die eigenen Türme" E. K., G.; „Ausgezeichnet, wie durch den versteckten Schnittpunktzug die den Sieg bedingenden Zwangsverstellungen ausgelöst werden", H. K., B-N.; „Die schwarzen Turm-Läufer-Verstellungen sind prächtig! Eine klassische Aufgabe! A. K., W. usw.

Die letzte Partie des Weltmeisterschaftskampfes

Angenommenes Damengambit, gespielt in Amsterdam am 16. Dezember 1935

Weiß: Dr. Euwe.		Schwarz: Dr. Aljechin.	
1. d2—d4	d7—d5	21. Sg5×f7![5]	Kg8×f7
2. c2—c4	d5×c4	22. Dc2—c4†	e7—e6
3. Sg1—f3	Sb8—d7	23. f2—f3!	Dg4—h5
4. Dd1—a4[1]	c7—c6	24. Lc1—e3	Td8—g8
5. Da4×c4	Sg8—f6	25. Tf1—f2	Lg7—f6
6. g2—g3	g7—g6	26. Ta1—f1	Sg6—h4[6]
7. Sb1—c3	Lf8—g7	27. Dc4×e6†	Kf7×e6
8. Lf1—g2	0—0	28. Se2—f4†	Ke6—f7
9. 0—0	Dd8—a5[2]	29. Sf4×h5	Lf6—e7
10. e2—e4	Da5—h5?	30. Kg1—h2	Sh4—g6
11. Dc4—d3	Sd7—b6	31. Tf2—b2	Ta8—c8
12. Sc3—e2!	Tf8—d8	32. f3—f4	Sg6—f8
13. a2—a4	Sb6—d7	33. f4—f5	Le7—g5
14. b2—b4![3]	g6—g5[4]	34. Le3×g5	Tg8×g5
15. Sf3×g5	Sd7—e5	35. Sh5—f4	Sf8—h7
16. Dd3—c2	Se5—g6	36. Sf4—e6	Tg5—h5†
17. h2—h3	h7—h6	37. Kh2—g2	Sh7—f6
18. Lg2—f3	Sf6—g4	38. Kg2—f3	Tc8—g8
19. h3×g4	Lc8×g4	39. Se6—f4	Th5—g5
20. Lf3×g4	Dh5×g4	40. Tf1—g1	Remis[7]

[1] Die einfachste Entgegnung des angenommenen Damengambits.

[2] Der Damenausfall ist eine unglückliche Idee; 9 . . ., Sb6 nebst Lc8-Entwicklung war geboten, obwohl auch dann die weiße Stellung der schwarzen vorzuziehen ist. Schwarz beabsichtigt e7—e5 durchzusetzen.

[3] Ein ausgezeichneter Absperrzug, um der feindlichen Dame das Rückzugsfeld a5 zu nehmen.

[4] Schwarz ist schon genötigt, einen Bauern preiszugeben, denn es droht Sf4!

[5] Weiß hat einen Bauern gewonnen und noch dazu die weitaus bessere Stellung.

[6] Eine verfehlte Taktik, die einen zweiten Bauernverlust zur Folge hat. Schwarz steht total auf Verlust.

[7] Aljechin bot hier Remis an, das Euwe in großherziger Weise annahm, denn der halbe Punkt reichte dem Holländer aus, die Schachweltmeisterschaft zu erringen. Der Stand ist 15½ zu 14½ Punkten für Dr. Euwe. Ein gigantischer Kampf ist zu Ende, der die ganze Sportswelt 2½ Monate bis zur letzten Partie in Spannung hielt.

Überraschendes Matt

Gespielt in den Münchener Vereinswettkämpfen 1935.

Weiß: K. Nießlbeck (Reichsbahn).
Schwarz: Dr. Keppler (Münchener Schachklub von 1836).

(Russische Eröffnung.)

1. e2—e4	e7—e5	19. Sd2—b3	Lc5—e7
2. Sg1—f3	Sg8—f6	20. Sb3—d4[5]	Sf5×d4
3. d2—d4	Sf6×e4	21. c3×d4	f6—f5
4. Lf1—d3	d7—d5	22. Tf1—e1	g7—g5
5. d4×e5[1]	Sb8—c6	23. Ta1—d1	Kg8—g7
6. 0—0	Lc8—g4[2]	24. Td1—d3	f5—f4
7. Lc1—e3	Lf8—e7[3]	25. Kg1—g2	h7—h6[6]
8. c2—c3	Lg4×f3	26. a2—a3	g5—g4
9. g2×f3	Se4—c5	27. f2—f3	h6—h5
10. Ld3—b5	0—0	28. f3×g4?[7]	h5×g4
11. f3—f4	f7—f6	29. h2—h3	f4—f3†!
12. Le3×c5	Le7×c5	30. Kg2—g3[8]	Le7—d6†
13. e5—e6	Sc6—e7[4]	31. Kg3×g4[9]	Tf8—f4†
14. Lb5—d7	c7—c6	32. Kg4—g5	Kg7—h7!
15. Dd1—g4	Dd8—c7	33. e6—e7[10]	Ta8—g8†
16. f4—f5	Dc7—e5	34. Kg5—h5	Tf4—f6
17. Sb1—d2	De5×f5	35. Te1—e6[11]	Tf6—f5†
18. Dg4×f5	Se7×f5	36. Kh5—h4	Lg3† matt

[1] Sf3×e5 gilt für stärker.

[2] Hier wird meistens Lf8—c5 gespielt.

[3] Schwarz darf den Be5 nicht schlagen, da er nach S×e5; 7. L×Se4, d5×e4; 8. D×D. T×D; 9. Sf3×Se5 eine Figur verlieren würde.

[4] Hier war die Aufstellung f5, Df6 nebst Te8 vorzuziehen.

[5] Mit 20. Sb3—c5 hatte Weiß ein nachhaltigeres Druckspiel. Der Textzug vereinzelt den c-Bauern und gibt Schwarz Gelegenheit zum Königsangriff.

[6] Es konnte sofort g5—g4 geschehen

[7] Eine verfehlte Taktik. Weiß erkennt die Gefahr nicht.

[8] Mit dem König zurückgehen ist nicht besser. Die schwarzen Freibauern werden zu stark.

[9] Auf Kh4 folgt g4—g3.

[10] Es drohte Tg8 nebst Le7 und Matt durch Th4!

[11] Erzwungen wegen Th6 matt. Nun ist der Läufer verstellt und das Matt nicht mehr aufzuhalten.

(Anmerkung vom Führer der schwarzen Partei.)

L ö s u n g e n sollen innerhalb 14 Tagen eingesandt werden. Bei Anfragen Rückporto beilegen.

HUMOR

Rohrdommel war verreist. Als er zurückkommt, hört er von seiner Frau, daß des Nachts Einbrecher in ihr Zimmer eingedrungen seien.

„Na und?" will Rohrdommel wissen, „was hast du gemacht?"

„Ich habe deinen Revolver genommen und geschossen."

„Und getroffen?"

„Ja."

„Und hat man den Kerl gekriegt?"

„Leider nein, der andere Einbrecher trug ihn fort."

„Wieso? Welcher andere?"

„Nun der, auf den ich gezielt hatte."

*

„Minna!" verhört die gestrenge Hausfrau, „habe ich richtig gesehen, daß der Milchmann Sie heute morgen geküßt hat?"

„Jawohl, gnä' Frau!" stottert Minna errötend, „aber er war wirklich nicht allein schuld dran. Der Briefträger hatte ihm schon ein schlechtes Beispiel gegeben!"

*

„Neulich hat mich mein Schwiegersohn zu seinem Geburtstag eingeladen und mir gleich ein Schnellzugsbillett mitgeschickt!"

„Na, das war aber doch wirklich reizend von ihm!"

„Finden Sie? Aber der Schnellzug hält ja gar nicht in dem Ort, wo sie wohnen!"

*



„Suchen Sie Ihren Schlitten, junger Mann? Er hat diese Richtung genommen!"

„Und jetzt, mein Lieber", sagte der Zauberkünstler zu dem Zuschauer, der sich ihm freiwillig zur Verfügung gestellt hatte, „werde ich Ihnen eine kleine Überraschung bereiten. Hier aus Ihrer dickgeschwollenen rechten Rocktasche werde ich zwei hübsche weiße Meerschweinchen hervorzaubern!"

„Das wäre mir allerdings eine große Überraschung!" meinte der Mann, „denn da hab' ich schon den ganzen Abend eine junge Katze drin!"

*

„Siehst du, Arthur — ein Freund von mir bietet dir da einen glänzenden Posten auf seiner Gummipflanzung in Borneo an! Da wäre deine Zukunft gesichert!"

„Aber ich hab' dir doch schon so oft gesagt, Vater, daß ich Maler werden will!"

„Das kannst du ja trotzdem! Du könntest deine Kunst in den Mußestunden ausüben — und deine Radiergummis, zum Beispiel, hättest du gleich ganz umsonst!"

*

„Warum läßt sich der Meier in seinem Auto eigentlich nicht so einen Spiegel anbringen, der ihm die hinter ihm kommenden Fahrzeuge zeigt?"

„Och — das wäre doch rausgeworfenes Geld! Alles, was hinter ihm fährt, hat ihn doch längst überholt, ehe er es überhaupt im Spiegel sehen kann!"

*

„Sehen Sie, Frau Meier, da drüben geht die Frau Stelz! Kennen Sie sie eigentlich so gut, daß Sie sie anreden könnten?"

„Das nicht, Frau Müller. Aber ich kenne sie gut genug, um über sie reden zu können!"

*

Der Maler Ölschmier sitzt auf einer Wiese und landschaftet. Kommt ein Mann gerannt und schreit aufgeregt: „Schnell, Herr!! Da drüben ist ein Unglück geschehen! Ein Auto ist einen Baum hinaufgefahren und hängt jetzt in der Krone!!"

Sagt Ölschmier mürrisch: „Wozu erzählen Sie mir das? Meinen Sie vielleicht, ich wäre ein Witzblattzeichner?"

*

Fritzchen ist ins Badezimmer geschickt worden, um sich das Gesicht zu waschen. An der Tür kehrt er nochmal um und fragt vorsichtshalber: „Mutti, gehören die Ohren eigentlich zum Gesicht oder zum Hals?"

„Dein Aufsatz ist sehr gut, Karl!" sagt der Lehrer. „Aber er ist genau derselbe wie der deines Nachbarn Fritz! Was soll ich daraus schließen?"

„Daß Fritz seiner auch sehr gut ist!" meint Karl freundlich.

*

„Ich begreife nicht, wie du deinen Prozeß verlieren konntest! Ich hoffe doch, du hast deinem Anwalt nichts vorenthalten?"

„Nein. Bloß das Honorar!"

Auf Schlittschuhen in den Olympischen Kampf



Training — Training — Training!
Martha Mayerhans, die jugendliche deutsche Olympiahoffnung, beim Rehsprung.

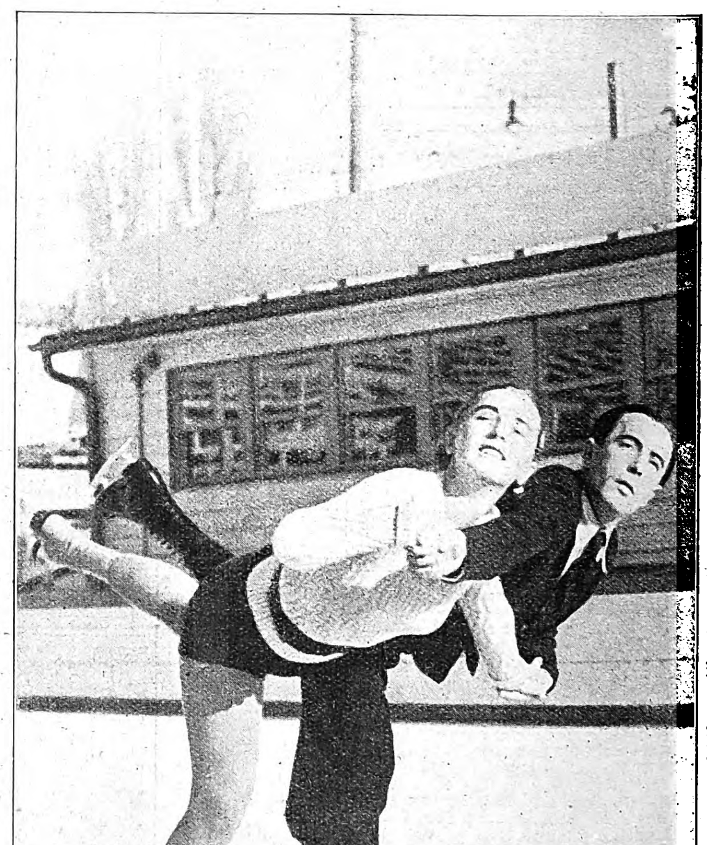
Phot.: Presse-Bild-Zentrale.



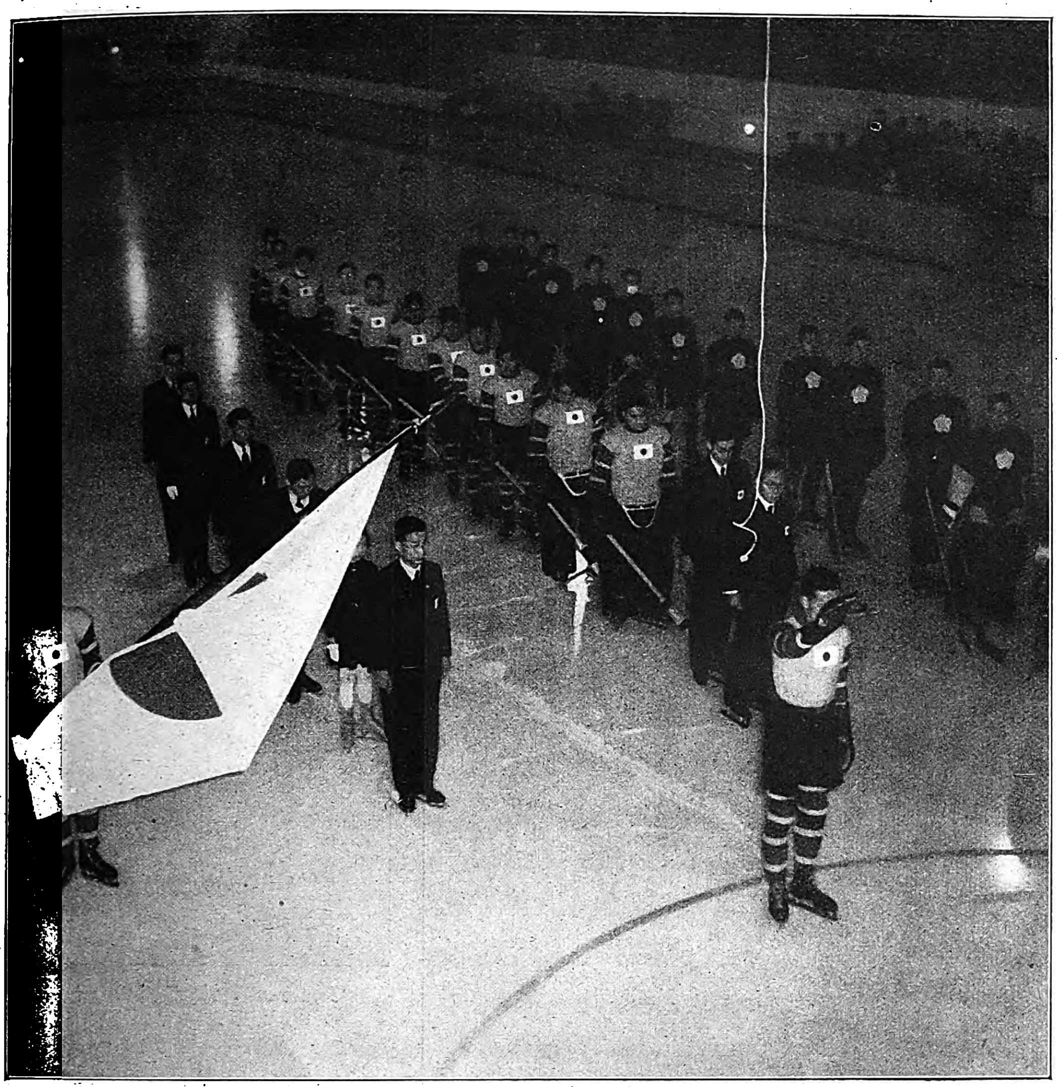
Viktoria Lindpaintner, die neue Deutsche Meisterin im Eiskunstlauf, beim Training für die Winterolympia.
Phot.: Engel.



In Garmisch wurden die deutschen Kunstlauf-Meisterschaften ausgetragen
Ein hübsches Bild: Die Sonne zaubert eine zweite Läuferin auf das blanke Eis.



Marie Herber und Ernst Baier im Paarlauf.
Phot.: Engel.





Die japanische Mannschaft zu den Olympischen Winterspielen nimmt in ihrer Heimat feierlich Abschied.
Die Nationalmannschaft auf dem Eise in Tokio. Der Kapitän der Eishockeyspieler leistet den Eid. Links die Meister im Kunstlauf, unter ihnen die kleine, erst 12jährige Miß Inada, die das Bild rechts in ganzer Figur zeigt.

Aufnahmen: Fritz Henle (Mauritius)



Presse-Photo.

Die italienischen Olympia-Anwärterinnen vor ihrer Abfahrt nach Garmisch-Partenkirchen.
Das Bild zeigt die tüchtigen Schneeschuhläuferinnen bei ihrem Training in 2000 Meter Höhe bei Sestriere in den Alpen.

Eine Nacht der schönen Frauen:

Modenschau





Münchens hundertjähriger Fasching ist seit Anbeginn mehr als loses Maskentreiben und Tanzgetümmel, er ist, und im Reiche des Nationalsozialismus mehr denn je, eine lachende Stätte der Kunst und der Bewunderung schöner Frauen.



Würde sie nicht auf den Maskenbällen aller Länder die Herzen Tausender im Sturm erobern?



Alle diese Frauen vereinen mit ihrem weiblichen Zauber die hohe Kultur der edlen Münchener Faschingstradition.

in der Münchener Prinzenburg



Die Prinzengarde aber, fesch bis ans Herz hinan, ihren schneidigen „Major", Poppy Eglinger, vor der Front, präsentiert das Gewehr vor Seiner Tollität, dem Münchener Künstlerfasching, den es nur einmal gibt auf der Welt.

Aufnahmen: Valérien.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfennig
Übriges Ausland: 30 Pfennig

IB Illustrierter Beobachter

11. JAHRGANG / FOLGE 5 / DONNERSTAG, 30. JANUAR 1936

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler
hat vor drei Jahren, am 30. Januar 1933, zum Segen von Staat und Volk, zum Wiederaufbau der Wirtschaft und zur Wiederherstellung von Macht, Ehre und Freiheit die Leitung der Geschicke Deutschlands übernommen.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.

Zum 30. Januar 1936

Und wenn die Welt sich wie im Wahn befehdet,
Wahrheit in Lüge wandelnd als des Hasses Saat,
und wenn sie auch in tausend Sprachen redet,
aus einem Mund nur wiegt das Wort schwer wie die Tat!

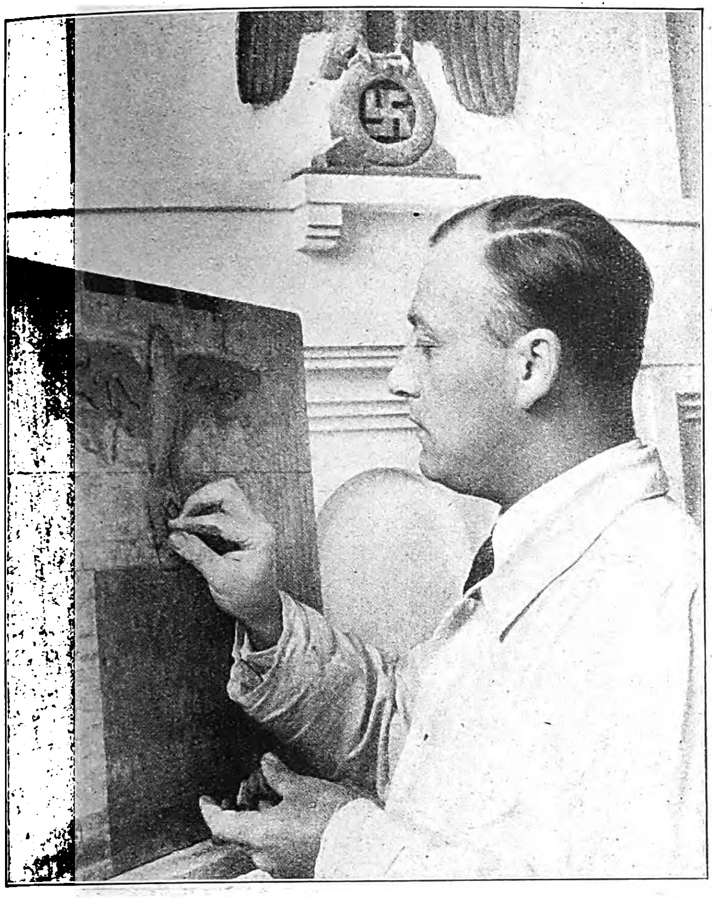
Das Wort, das uns wie Trommelschlag geklungen,
riß Millionen hin in tiefer Gläubigkeit
und führte uns aus dunkeln Niederungen
in lichte Höhen einer neuen, bessern Zeit!

Und sie bewies, worin das Wunder gründet:
Ein Volk steht hinter diesem Worte und ein Mann
und Taten, die er stolz und stark verkündet
und die wohl keiner je vorher im Traum ersann.

Was er in tausend Tagen durch sein Wollen
des Besten für das ganze deutsche Volk vollbracht,
verliert den Glanz nicht durch der Gegner Grollen,
wenn ihre Hinterlist auch alles schwerer macht.

Zu groß sein Werk, um Kleines zu erkennen,
das vom Verneinen zehrt im kläglichen Genuß!
Die Flamme, die entzündet er, wird brennen
in tausend Jahren noch, weil Deutschland leben muß!

Pidder Lüng



Unser Bericht kann nicht alle schaffenden Künstler des Dritten Reiches nennen, deren Art und Arbeit es verdienen! Wir haben, gottlob, keinen Mangel an Männern und Begabungen, von denen wir in Zukunft noch Großes und Endgültiges für das kulturelle Gesicht des Dritten Reiches erwarten dürfen. So ließen wir uns von der Reichskulturkammer aus jedem künstlerischen Schaffensgebiet je einen Mann nennen, der zur Verkörperung des Künstlertyps dienen kann, in dessen Schaffen unser Staat Vertrauen setzt. Männer, die, oft schon in jungen Jahren, ihr Können unter Beweis gestellt haben, denen offizielle Aufträge und Anerkennungen zuteil wurden, die durch Berufung in den Präsidialrat der Reichskulturkammer, in den Kultursenat und in andere Ämter ausgezeichnet wurden. Je zwei Vertreter aus folgenden fünf Kunstgebieten: Malerei und Bildhauerei in der Bildenden Kunst; Bauten und Landschaft in der Architektur; Komposition und Reproduktion in der Musik; Film und Bühne in der Darstellenden Kunst; endlich Lyrik und Epik-Dramatik und der Literatur.



Kammersänger Gerhard Hüsch,

der gleichzeitig Opern- und Liedersänger ist, sagt über sein Schaffen: „Die Oper malt mit grobem Pinsel, das Lied ist Filigranarbeit. Was in der Oper sich in Stunden abspielt, bringt das Lied in Minuten. Das Lied gibt dem Sänger die absolut notwendige Verinnerlichung seiner Kunst, das Lied, das die einzige rein deutsche musikalische Ausdrucksform ist."

Der Bildhauer Kurt Schmid-Ehmen.

Früh begonnene Studien zur Ausbildung der zeichnerischen und bildhauerischen Begabung wurden bei Schmid-Ehmen anfänglich immer wieder durch die Notwendigkeit des Broterwerbs (als Werkstudent und als Kohlenarbeiter) unterbrochen. 1925 nimmt er das Studium wieder auf und studiert bis 1929 in München bei Professor Bleeker. Von 1930 an wird sein Name durch seine Werke rasch bekannt. Ein immer stärker werdender innerer Protest gegen den wachsenden jüdischen Einfluß auf das deutsche Kulturleben zwingt ihn 1931 zur Bewegung Adolf Hitlers. Nach der Machtübernahme kann er sich ganz seiner künstlerischen Arbeit widmen. Sein bekanntestes Werk ist das Ehrenmal in der Münchener Feldherrnhalle nach dem Entwurf von Professor Troost. Es folgen die Adler an der Nürnberger Luitpoldarena, Hoheitszeichen für die neue Isarbrücke in Bad Tölz, die Adler am Eingang des neuen Kasinos der Leibstandarte in Berlin-Lichterfelde. Vor kurzem trat er wieder an die Öffentlichkeit durch Schaffung der Hoheitszeichen an dem neuen Führerbau und dem Verwaltungsgebäude der NSDAP. und auf den Masten am Königsplatz in München. Die Stadt Nürnberg erwarb anläßlich einer Ausstellung, die Schmid-Ehmen vor einem Jahre dort veranstaltete, seine Büste des Frankenführers Julius Streicher.



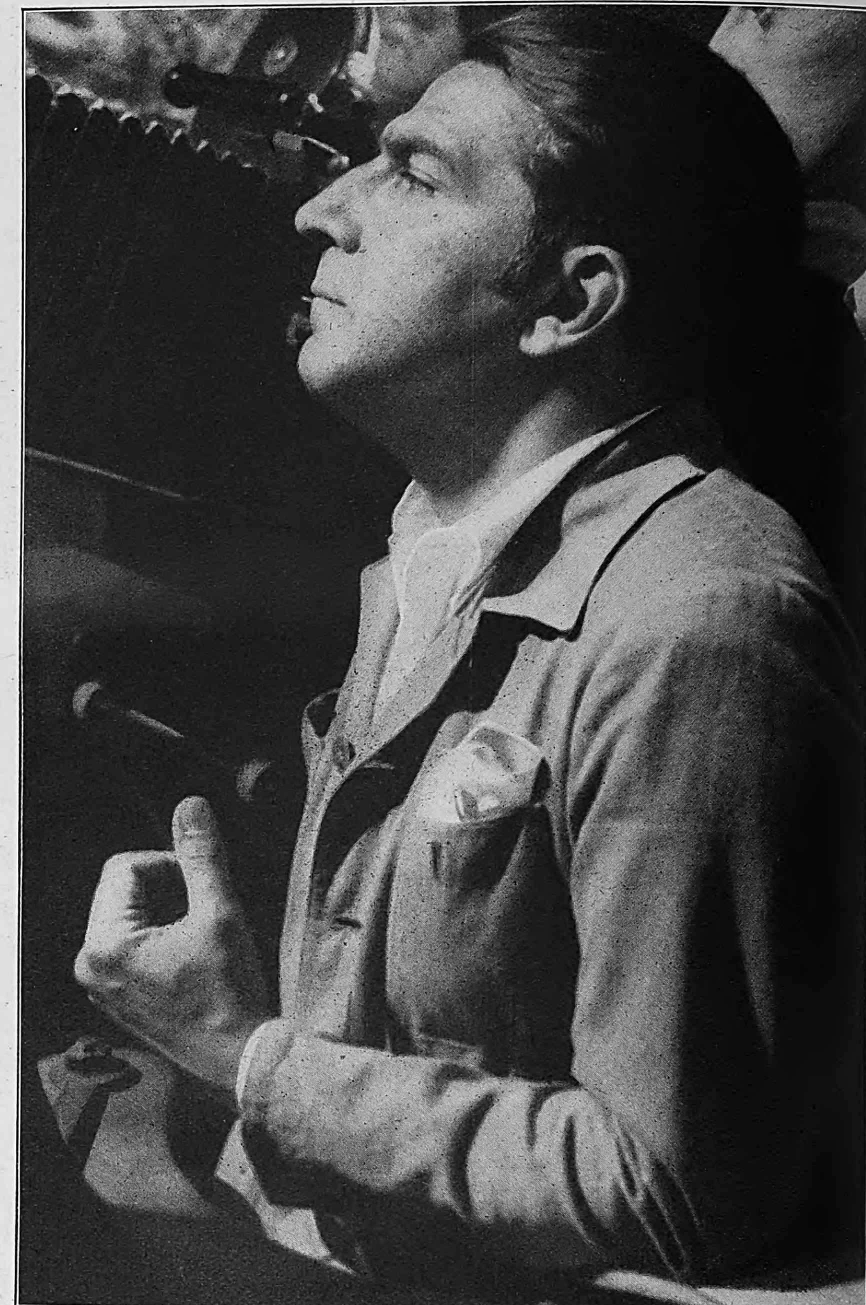
Der Komponist Werner Egk bei der Arbeit an der Olympia-Musik.

„Möge in allen jungen Musikern von heute der bewußte Glaube lebendig sein, daß uns eine besonders große, eine besonders schwere und eine besonders dankbare Aufgabe gestellt ist, nämlich die, gegen Widerstände aller Art Träger einer neuen Gesinnung und einer neuen Kunst zu sein." Dieses Wort Werner Egks steht dem ganzen Schaffen dieses jungen und eigenwilligen Musikers voran. Einen außerordentlichen Erfolg bedeutete im Jahre 1935 der Auftrag zur Komposition einer großen Orchestermusik zu den ersten nationalen Festspielen in Köln. Seit ihrer Gründung ist Egk der ständige Referent für zeitgenössische Musik in der Zeitschrift „Völkische Kultur". Gerade dahin geht sein Kampf: den Musiker und sein Schaffen in die große Gemeinschaft des Volkes einzugliedern, um ihm wieder einen aktiven Anteil am Aufbau der Nation zu sichern. Immer wieder setzt er sich dafür ein, daß der Rundfunk, die Konzertunternehmen und die Theater — abgesehen von der selbstverständlichen Pflege des klassischen Erbes — gegenwartsbewußte Werke in einer die Programme bestimmenden Anzahl bringen. Seine Oper „Die Zaubergeige" ist von 36 Bühnen des In- und Auslandes erworben. Eine besonders ehrenvolle Auszeichnung war es für den jungen Bayern, als er mit der Schaffung des orchestralen Teiles der Musik zu den Eröffnungsfeierlichkeiten der Olympiade 1936 beauftragt wurde. Er bezeichnet die Aufgabe als ungemein reizvoll; handelt es sich doch darum, für ein Publikum von 100 000 Menschen, das von 48 Nationen gebildet wird, zu schreiben. Außerdem muß der Komponist die ungewöhnlichen räumlichen Ausmaße berücksichtigen.

Aufnahmen: Wehner — Hartmann



Der Bühnenspielleiter Josef Giehlen (rechts).
Der Rheinländer Giehlen ist durch seine Dresdener Strauß-Inszenierungen in die erste Reihe der Regisseure gerückt. Die Notwendigkeit für den Schauspieler, den Expressionismus zu überwinden, führt ihn 1924 zur Regie. Damals große Auseinandersetzungen mit der vorgefundenen Tradition. Aus dem Gegeneinanderstehen von teilweise alternden, teilweise gärenden Talenten gelang es ihm auf Grund einer außerordentlichen Arbeitsdisziplin, diese Gegensätze mit einer leidenschaftlichen und farbigen Theaterkraft zu neuem Schaffen zu verbinden.



Herbert Maisch,
der Intendant und Filmregisseur.
„Der Regisseur soll primus inter pares sein!" Diese Worte sind die Basis einer nach größten Theatererfolgen jetzt beginnenden Filmlaufbahn. Der „Königswalzer" war Auftakt; hier, wie in der ganzen Laufbahn Herbert Maischs, tritt eines zutage: er ist der Regisseur des Ensembles, der festgefügten Arbeitsgemeinschaft, in der der kleine Schauspieler in seiner kleinen Rolle für das Gelingen des Ganzen genau so wichtig ist wie die Träger der großen Rollen. Durch die Inszenierung der „Marneschlacht" wird Maisch in ganz Deutschland bekannt. 1933 kommt er an die Spitze des „Preußischen Theaters der Jugend". Nachdem dieses Theater ein Jahr später bei der Übergabe der preußischen Theater an das Reich geschlossen wird, wendet er sich zum Film. Im nächsten Sommer wird er unter der künstlerischen Oberleitung des Reichskulturwalters Hans Hinkel den Großfilm „Der Hungermarsch der Veteranen" drehen.

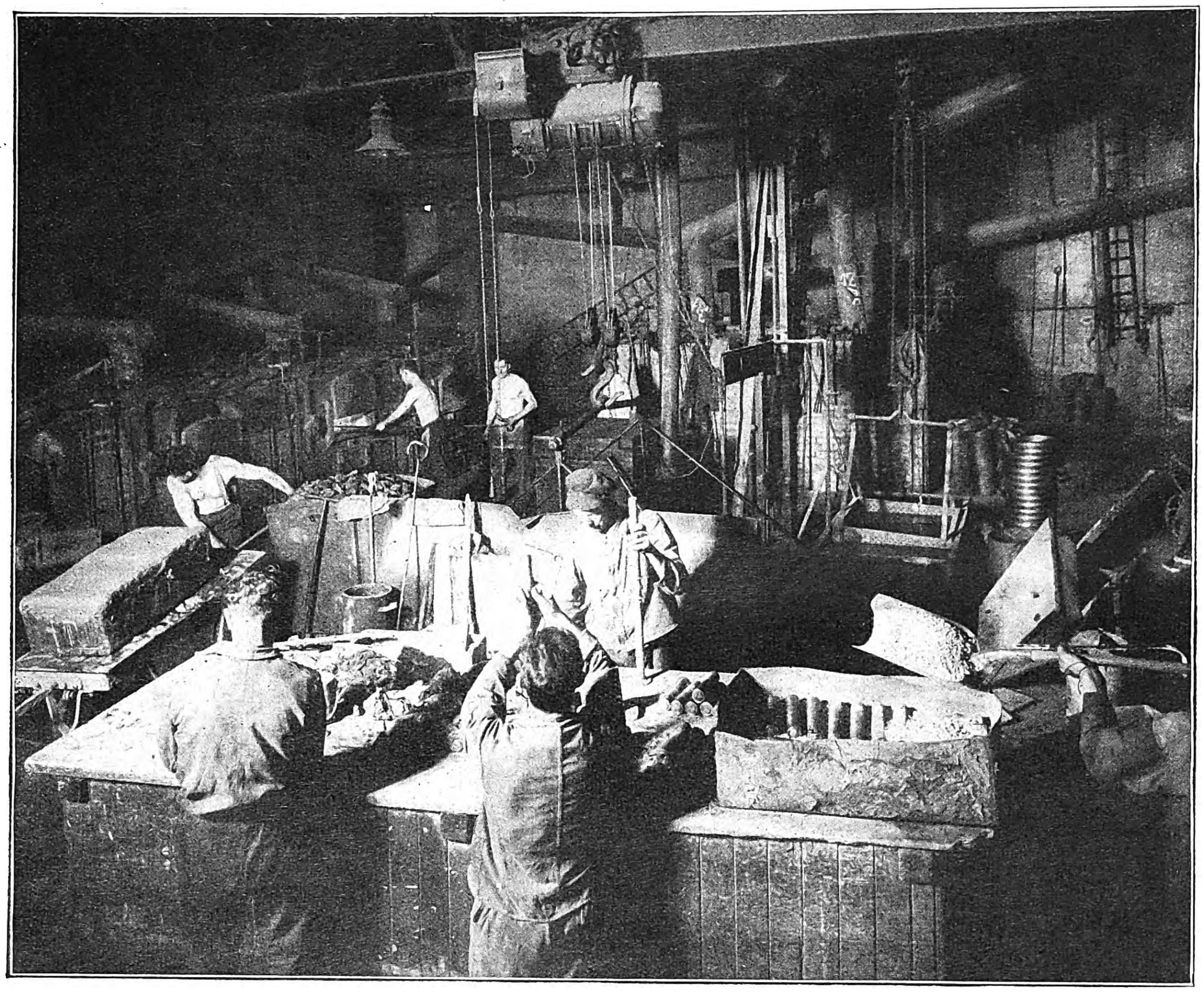


Der Lyriker Gerhard Schuhmann
während einer Besprechung im Reichspropagandaministerium. „Wir wissen", schreibt Gerhard Schuhmann, „daß Dichtung auch heute, in dieser lärmenden und klirrenden Zeit notwendig ist. Wir haben es erfahren, daß die stillen Stunden der Sammlung des einzelnen, daß die erhebenden einer durch die Kunst geschlossenen Gemeinschaft stark und sicher machen im Kampf des Tages. Doch wir stehen nicht in pathetischer Vereinsamung beiseite, wir suchen nicht die schöngeistigen Zirkel der Intellektuellen, wir suchen die deutsche Jugend, das Deutsche Volk. Wir hassen das billige patriotische Gedusel, das im Frühjahr 1933 lenzlich angehoben hat, wir verachten die Schollen-, Bluts- und Misthaufenpoesie, wir lachen über die byzantinische Liebedienerei der hurtig Geschäftigen, über die Vermischung unserer harten Begriffe mit kitschigen Gefühlen. Wir wollen eine Kunst, deren Heroismus nicht Fassade bleibt, sondern notwendiger Ausdruck einer glühenden Innerlichkeit ist. Wir sind Soldaten, die an der Spitze marschieren. Wir sind wenige, aber die Bewegung ist groß, und das Deutsche Volk ist jung!" Schuhmann, einer der jüngsten Angehörigen des Kultursenats, wurde 1935 für seine Gedichte „Fahne und Stern" mit dem württembergischen Staatspreis für Dichtung ausgezeichnet.



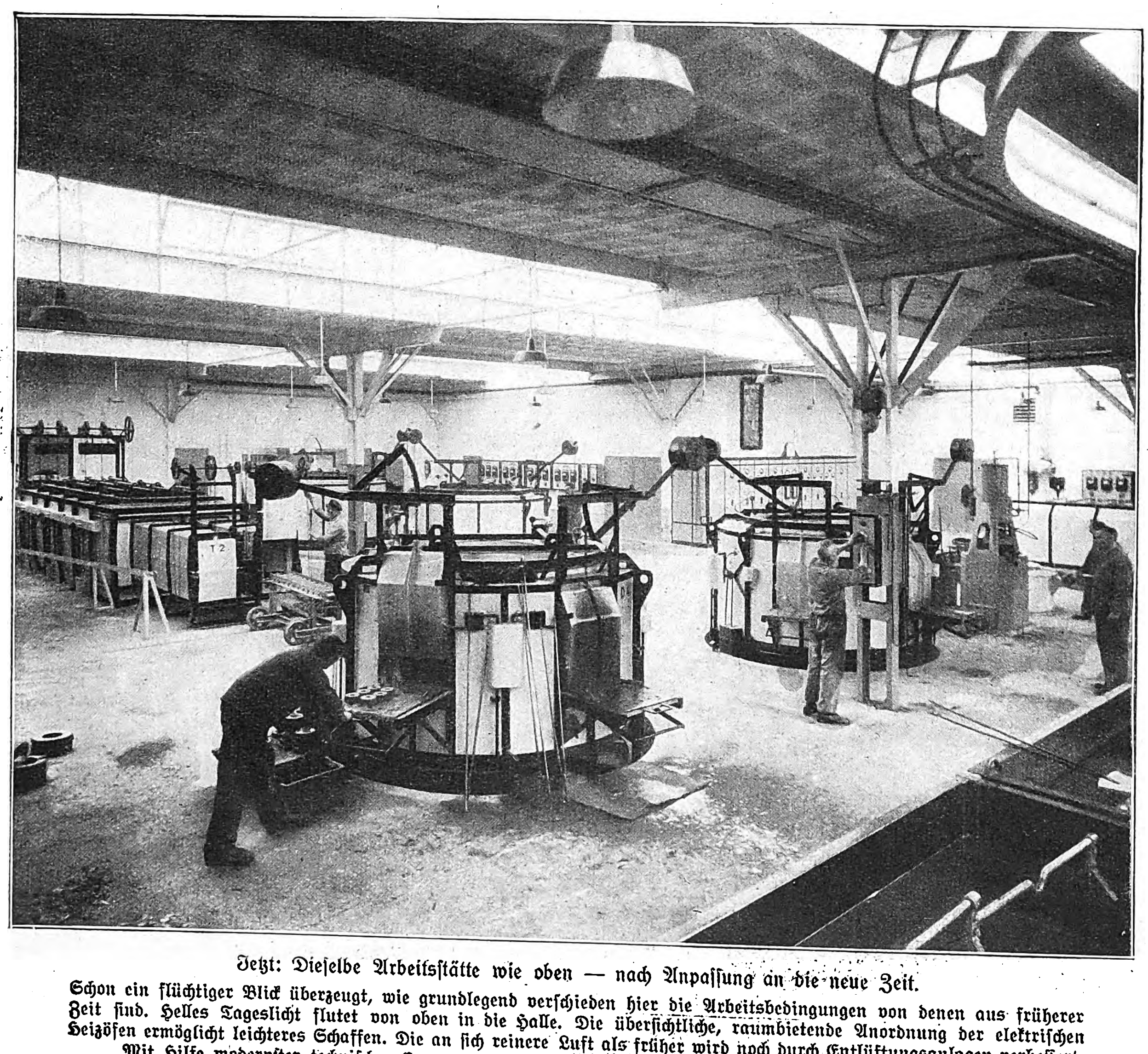
Wolfgang Eberhard Möller,
der Epiker und Dramatiker.
Schon frühzeitig tritt der junge Dichter mit seinen Werken an die Öffentlichkeit. „Aufbruch in Kärnten", „Douaumont" (Aufbruch des Frontsoldaten), „Panamaskandal" (gegen die Korruption) gehen über viele deutsche Bühnen. In rascher Folge entstehen weitere Werke, von denen „Rothschild siegt bei Waterloo", „Kantaten und Chöre" (Berufung der Zeit), „Höllische Reise" genannt seien. Möller ist Referent für Reichsdramaturgie im Reichspropagandaministerium.

KÜNSTLER DES NEUEN DEUTSCHLAND



Einst: Blick in die Härterei der Daimler-Benz-AG., Werk Gaggenau.

Jedem, der die Arbeitshallen und Betriebsräume der Fabriken aus früherer Zeit kennt, ist dieses Bild vertraut. Wenig Tageslicht, schwüle, rußgeschwängerte Luft und Raumbeengung durch die damals noch primitiven Heizungsmethoden waren die Hauptmerkmale dieser Arbeitsstätten. Die Elektrizität, die weiße Kohle, hatte noch nicht ihren Siegeszug angetreten.



Jetzt: Dieselbe Arbeitsstätte wie oben — nach Anpassung an die neue Zeit.

Schon ein flüchtiger Blick überzeugt, wie grundlegend verschieden hier die Arbeitsbedingungen von denen aus früherer Zeit sind. Helles Tageslicht flutet von oben in die Halle. Die übersichtliche, raumbietende Anordnung der elektrischen Heizöfen ermöglicht leichteres Schaffen. Die an sich reinere Luft als früher wird noch durch Entlüftungsanlagen verbessert. Mit Hilfe modernster technischer Errungenschaften werden die hygienischen Verhältnisse laufend verbessert.

Sozialismus der Tat:

ARBEIT und WÜRDE

Der JB. setzt mit diesen Bildern vom Werk Gaggenau der Daimler-Benz-Aktiengesellschaft seine Berichte vom Aufbauwerk der Deutschen Arbeitsfront fort.

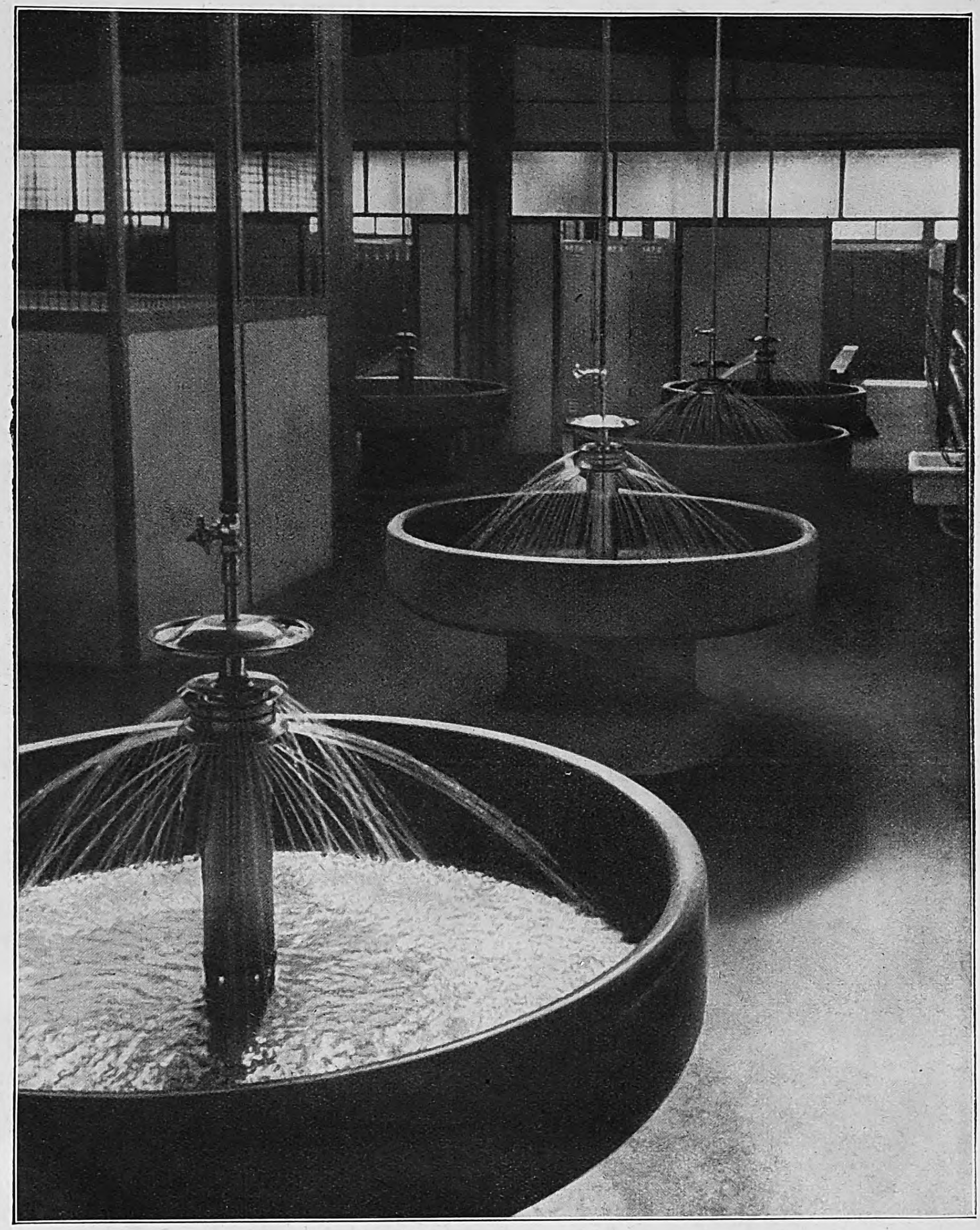
Anläßlich einer Theater-Vorführung, welche auf Veranlassung des Werkführers an Stelle eines Kameradschaftsabends gegeben wurde, regte der Bezirkswalter Südwest der Deutschen Arbeitsfront die Schaffung eines Theaterzuges durch die Gefolgschaft der Daimler-Benz-AG. an, um auch den Arbeitskameraden fremder Betriebe aus der Umgebung die Möglichkeit des Theaterbesuchs zu geben. Sein Vorschlag fand bei der gesamten Gefolgschaft begeisterte Zustimmung und wurde alsbald in die Tat umgesetzt. Die Gefolgschaft des Werkes Gaggenau — vom Betriebsführer bis zum letzten Arbeitskameraden — erarbeitete in 14 freiwilligen Arbeitsstunden, wobei die Werksleitung tatkräftige Hilfe leistete, einen Theaterzug, welcher aus zwei großen Omnibussen und einem Kulissentransportwagen mit Anhänger besteht. Die Omnibusse können ausschließlich der Fahrer insgesamt 66 Personen befördern, sind also in der Lage, eine große Zahl Schauspieler aufzunehmen, so daß auch die Besetzung eines Stückes, welches zahlreiche Personen erfordert, sichergestellt werden kann.

Durch die wahrhaft nationalsozialistische Tat war es möglich, in der Grenzmark Baden auch die Volksgenossen, welche, weitab einer größeren



Das Wasch- und Badehaus.

Anfang Mai 1935 wurde der Gefolgschaft des Werkes Gaggenau der Daimler-Benz-AG. ein neues Wasch- und Badehaus übergeben. Wie bei den übrigen zahlreichen Neubauten, welche im Gaggenauer Werk in letzter Zeit zur Durchführung gekommen sind, hat man auch bei dem Wasch- und Badehaus Wert auf Zweckmäßigkeit und Schönheit gelegt. Insgesamt haben 1538 Arbeitskameraden, also nicht ganz ein Drittel der Gefolgschaft, hier ihre Kleiderschränke. Warmes und kaltes Wasser steht ihnen an zahlreichen Wasch-Fontänen (in jedem Stockwerk 10 Stück) zur Verfügung. Jede Wasserzapfstelle bietet Platz für 10 Mann. Während die Waschgelegenheiten ausschließlich den Gefolgschaftsmitgliedern zur Verfügung stehen, welche hier ihre Kleiderspinde haben, steht das Wasch- und Badehaus, dem der Bezirkswalter der Deutschen Arbeitsfront so treffend den Namen „Haus der Sauberkeit" gegeben hat, auch allen übrigen Gefolgschaftsmitgliedern offen, welche die zahlreichen Brausebäder benutzen wollen



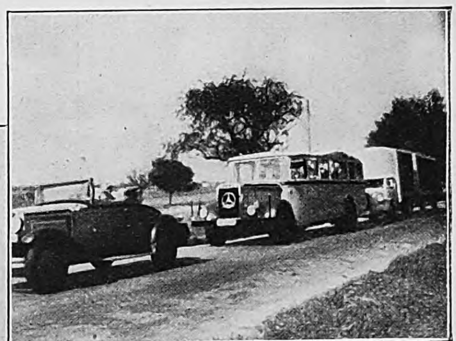
Das „Haus der Sauberkeit"

Gründliche Reinigungsmöglichkeit nach der Arbeit ist die Vorbedingung für jede Arbeitshygiene. Mit dieser vorbildlichen Einrichtung hat die Daimler-Benz-AG. eine soziale Tat im Sinne der Bestrebungen der Deutschen Arbeitsfront vollbracht Die Baukosten betrugen 125 000 Mark



Ein Spruch, der hier wahrgemacht wurde

Einer der Omnibusse des Theaterzuges des Werks Gaggenau der Daimler-Benz-AG.

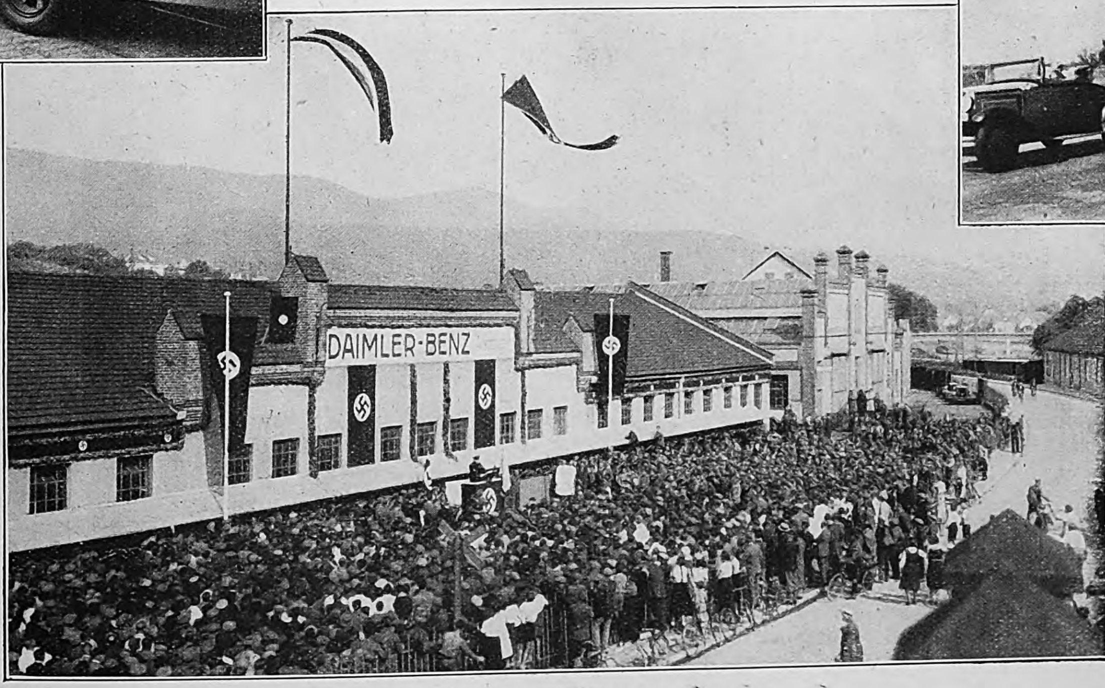


Der Theaterzug

Er besteht aus zwei großen Omnibussen und einem Kulissentransportwagen mit Anhänger.

Stadt, sonst kaum in ein Theater kämen, in den Genuß einer Theater-Aufführung kommen zu lassen.

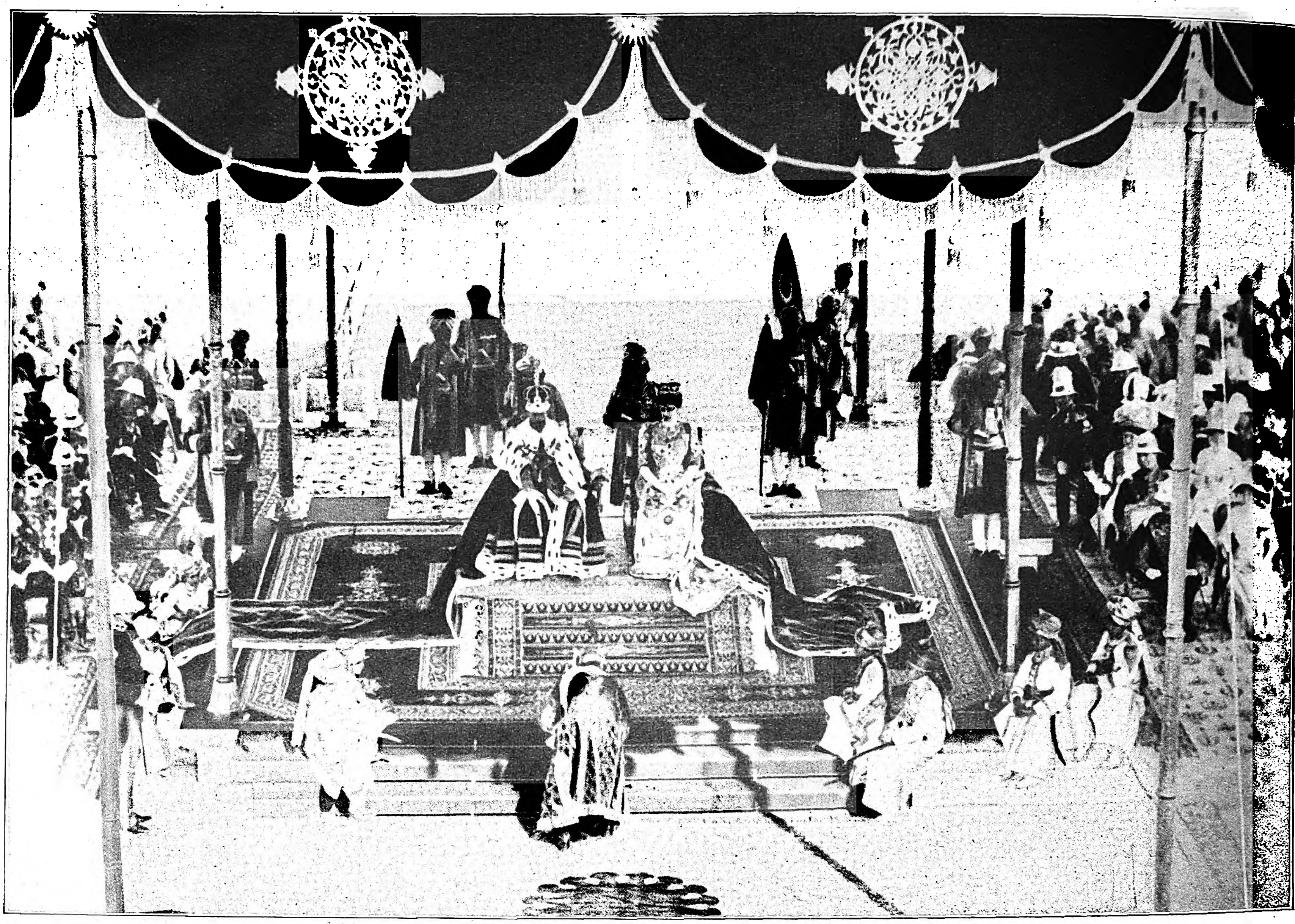
Die beiden Omnibusse sowie der Zugwagen des Lastzuges sind mit den sparsamen Mercedes-Benz-Dieselmotoren ausgerüstet, damit die Betriebskosten der Fahrzeuge auf ein Minimum herabgedrückt werden können.



Ein freudiger Tag für die Gefolgschaft.

Am 8. Juni 1934 wurde der Theaterzug im Beisein der damals 3500 Mitglieder zählenden Gefolgschaft dem Bezirkswalter der Deutschen Arbeitsfront übergeben.

Sonderaufnahmen für den I.B.: Fritz Boegner.



Die Krönung König Georgs V. von England zum Kaiser von Indien.
Am 12. Dezember 1911 wurde König Georg V. von England in Delhi zum Kaiser von Indien gekrönt, mit ihm seine Gemahlin zur Kaiserin. Das Bild zeigt die Entgegennahme der Huldigung des Maharadschas von Jaipur.

Thronwechsel in England

AUS DEM LEBEN KÖNIG GEORGS V.

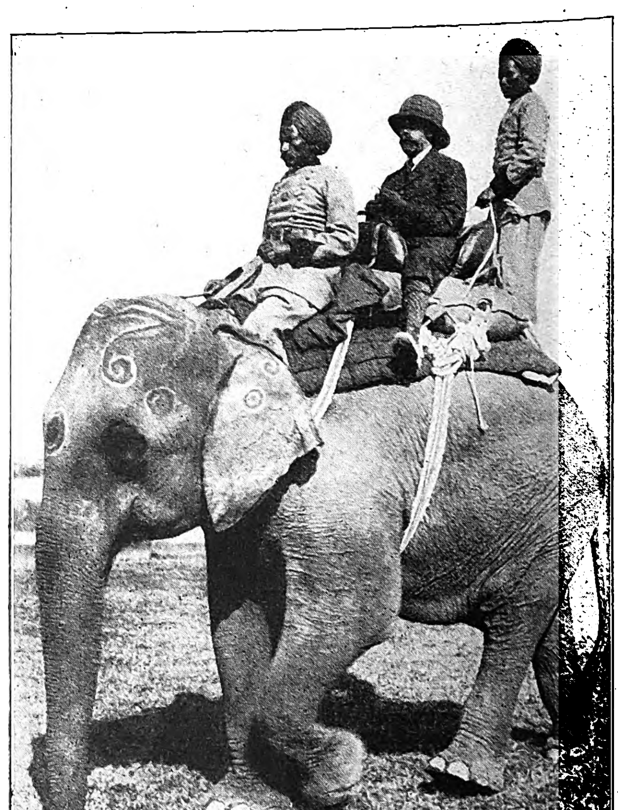
Auslandsphoto.



König Georg V. begrüßt amerikanische Baseballspieler nach ihrem Spiel in London.



König Georg V. im Alter von 12 Jahren.



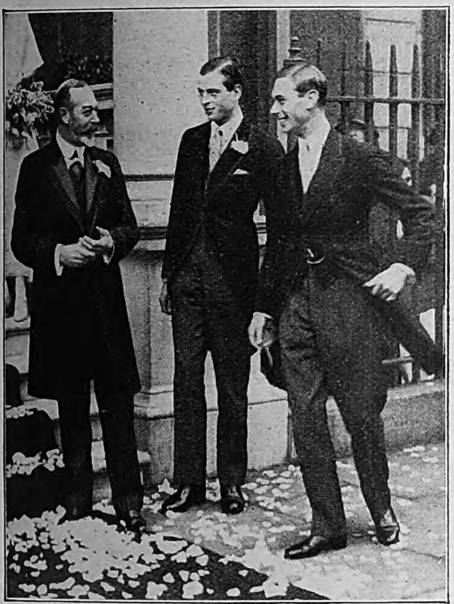
Der König bei einem seiner Besuche im indischen Kaiserreich.



Ein Besuch des Königs als Prinz von Wales in Köln.
Der Prinz in Kürassieruniform vor dem Ausritt zur Parade.



König Georg V. von England während eines Spazierrittes im Schloßpark von Windsor.
Das Bild wurde mit einer Fernkamera aus einer Entfernung von über 1 km aufgenommen.



Auf der Hochzeit der Prinzessin Maud.
Von links nach rechts: König Georg V., Herzog von York, Prinz Georg.



König Eduard VIII., der Nachfolger König Georgs V., als Prinz von Wales bei der Begrüßung englischer Frontsoldaten.



Prinzessin Elisabeth, die Tochter des Herzogs von York und einstweilen künftige Thronfolgerin, vor einer Ausfahrt in die Stadt.



Angehörige der Heilsarmee knien kurz vor der Nachricht vom Tode des Königs auf der Straße in London nieder.

Großfilm Attila

ROMAN VON FRANK HELLER

2. Fortsetzung.

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Merkwürdig, was sich in einer griechischen Großstadt, offenbar Athen, da alles um eine alte, vergilbte Filmspule abspielt. So verübt ihretwegen ein junger Mann, der sich Eugen Benda nennt, einen waghalsigen Einbruch, und kaum befindet er sich erst ein paar Stunden in ihrem Besitze, schon wird sie ihm von einem kleinen Schuhputzer gestohlen und wandert in die Hände eines Schweden namens Collin, in dessen Auftrag der Diebstahl durchgeführt wurde. Ist dies wahrhaftig seltsam genug, fast noch sonderbarer aber mutet es einen an, warum wohl dieser Schwede unter einem falschen Namen auftritt, als ein Professor Pelotard aus London, und vorgibt, ein harmloser Privatgelehrter zu sein, der sich aus Liebhaberei mit archäologischen Studien befasse. In dieser Weise sozusagen getarnt, lernt er in dem luxuriösen Hotel, in welchem er wohnt, eine etwas krause Gesellschaft amerikanischer Filmkünstler männlichen und weiblichen Geschlechtes kennen, die hier auf klassischem Boden einen Film aus dem klassischen Altertum drehen wollen, jedoch derzeit noch immer auf der Suche sind nach einem geeigneten Stoff dazu und nun mit dem Archäologen Petrie, den sie sich zu diesem Zweck eigens mitgebracht haben, auch den vermeintlichen Privatgelehrten dabei einspannen möchten. Indessen bemerkt Eugen Benda in der ärmlichen Herberge, in der er, allem Anschein nach völlig mittellos, Quartier genommen hat, den Verlust der für ihn zweifellos sehr kostbaren Filmspule. Er ist darüber mehr verwundert als erschrocken, denn weil er meint, sie sei kaum auch noch für sonst jemanden von Wert, kann er es sich nicht gut vorstellen, daß sie ihm gestohlen wurde. Verloren wird er sie haben, denkt er sich, und er macht sich sofort auf dem Weg zu dem Restaurant, wo ihm, wie er annimmt, die Blechschachtel mit der Filmrolle aus der Tasche gerutscht sein dürfte.

Vor dem Hauptpostamt drängten sich die Straßenverkäufer wie die Bienen um den Eingang des Bienenstocks. Er sah so lange und interessiert einen Wagen an, von dem man Wassermelonen in großen Scheiben verkaufte, daß er bei dem Besitzer des Wagens trügerische Hoffnungen erweckte und vor seinen Rufen in ein Seitengäßchen flüchten mußte. Kurz darauf stand er vor dem Smyrna House, ohne recht zu wissen, wie er hingekommen war.

Hatte ihn der unwiderstehliche Drang hingetrieben, der angeblich den Verbrecher zum Tatort zurückzwingt? Er stellte sich diese Frage, während er das große Gebäude anstarrte. Hinter dem Halbkreis der Läden und Cafés erhob sich die Mauer, die er am vorigen Abend erklettert hatte. Wenn er sich anstrengte, konnte er sehen, daß eines der obersten Stockwerke gleichsam einäugig wirkte. Die eine Hälfte eines Fensters nach dem Hof zu weigerte sich, die Sonnenstrahlen ebenso fröhlich zurückzuwerfen wie die anderen Fenster. Das hatte seine Gründe und er kannte sie! Plötzlich kam ihm ein Gedanke: wenn er bemerkte, daß das Fenster die Sonne nicht reflektierte, konnten nicht auch andere Personen es sehen und ihre Schlüsse daraus ziehen? Er tat den Gedanken als lächerlich ab. Wer studierte so genau eine Mauer? Wer fragte danach, ob eine Scheibe möglicherweise zerbrochen war? Natürlich würde alles einmal entdeckt werden, aber kaum dadurch, daß irgendein fremder Mensch sich hinstellte, um die Fenster dieses Hauses zu zählen! Und wer sollte auf die Idee verfallen, ihn mit einer eingedrückten Fensterscheibe im dreizehnten Stockwerk einer Zinskaserne in Verbindung zu bringen?

Er stockte plötzlich mitten in seinem Gedankengang. Wer stand da, dreißig Meter weiter weg, und studierte dieselbe Mauer wie er selbst? Wer, wenn nicht derjenige, der ihn am vorigen Abend angesprochen und gesagt hatte: „Sie sind zwei Stunden weggewesen, und ich konnte nicht umhin, mich zu wundern, wo Sie wohl steckten, aber glauben Sie nur ja nicht, daß ich Ihnen nachspioniere!" Wer, wenn nicht er? Er und kein anderer!

Herrn Bendas nächste klare Empfindung war, daß er auf einer steinernen Bank im Schloßpark saß und eine kleine grüne Eidechse fixierte, die auf derselben Bank mit dem Kopf nach unten ein Sonnenbad nahm. Seine Beine mußten ihn hingetragen haben, aber er hatte keine Erinnerung daran. Ein leerer Raum lag zwischen dem Augenblick, in dem er den Unbekannten erblickt hatte, und dem, in dem er sich bewußt wurde, die kleine grüne Eidechse anzustarren. Zwei kleine schwarze Augen beobachteten ihn unter halbgeschlossenen Blinzhäutchen, und durch die grüne Haut hindurch konnte er das Klopfen eines kaltblütigen Herzchens mit Einkammersystem verfolgen. Welche Gefühle beseelten dieses Herz jetzt? Furcht vor Eugen Benda und den Plänen, die er hegen konnte? In diesem Falle war diese Furcht mindestens ebenso unlogisch wie die Panik, die Eugen Benda vor dem Smyrna House ergriffen und bewirkt hatte, daß er jetzt hier saß. Er schämte sich über sich selbst, schämte sich! Im selben Augenblick, in dem er sich klar machte, daß kein Mensch ihn in Zusammenhang mit dem Einbruch in Smyrna House bringen kann, gibt er Fersengeld wie ein ertappter Schuljunge, nur weil —

Er dachte den Gedanken nicht zu Ende. Er erlosch von selber wie eine elektrische Lampe, wenn Kurzschluß eintritt. Seit dem vorigen Abend waren seine Gedanken kaum um etwas anderes gekreist als den Besuch im dreizehnten Stockwerk von Smyrna House, und die ganze Zeit hatte er eine Tatsache als unumstößlich angesehen: daß ein Einbrecher ihm zuvorgekommen war. Ein anderer Einbrecher! — Man durfte nicht pharisäisch sein, das war das höchste, oberste Gebot des Gesetzes! Daß ein anderer erfolgreicherer Einbrecher ihm zuvorgekommen war, das war bis zu dieser Sekunde seine feste, unerschütterliche Überzeugung gewesen!

Nun sah er gleichsam in bläulichem Blitzlicht, daß es sich mit größter Wahrscheinlichkeit nicht so verhielt. Daß er vor einem ganz neuen Problem stand, das eine Menge verschiedener Möglichkeiten erschloß, die es nun zu durchdenken galt.

Er richtete sich auf, und die kleine Eidechse, die ihre ärgsten Befürchtungen bestätigt sah, verschwand rasch wie ein grüner Sonnenstrahl außer Reichweite.

Wenn seine Idee richtig war — und davon fühlte er sich mit jeder Sekunde mehr durchdrungen — ließ sich die Lage so zusammenfassen: Er hatte noch eine Chance im Leben! Ja, zum erstenmal in seinem Leben hatte er die wirkliche Chance, etwas auszurichten. Eine Chance, die nicht in das luftige Reich der Theorien gehörte, sondern von jedem beliebigen Geschäftsmann auf einen Betrag in richtiger, klingender Münze geschätzt werden konnte, Drachmen, Francs, Dollar, ja sogar Pfund, je nach dem Einsatz, den er machen konnte Denn da lag der Hund begraben. Um die Chance auszunützen, brauchte man Bargeld.

Jawohl, Bargeld, vielleicht nicht so sehr viel, aber unbedingt etwas. Und er besaß weder Drachmen, noch Francs, Dollars, Pfund . . .

Was sollte er tun? Was konnte er tun?

Soviel er sehen konnte, gab es eine einzige Möglichkeit. Er konnte sich einen Teilhaber suchen und den Gewinn mit ihm teilen. Aber es ist nicht so einfach, einen Partner zu finden, wenn man selbst nur eine Idee hat und der andere das ganze Kapital beisteuern soll. Ein ehrlicher Partner für ein heikles Geschäft ist ein weißer Rabe, ganz besonders in den Ländern um das östliche Mittelmeer.

Er starrte gedankenvoll die kleine Eidechse an, die seinen Blick aus zwei regungslosen Steinkohlenaugen erwiderte. Gab es eine andere Möglichkeit als die, sich einen Teilhaber zu suchen? Ja — es gab eine. Man konnte sich selbst Kapital beschaffen und einen Einsatz machen. Aber wie beschafft man sich Kapital, wenn man mit zwei leeren Händen in einem fremden Lande steht? Mit vornehmen Mitteln nicht, soviel steht fest. Wenn man jedoch ohnehin schon einen unbestrittenen Einbruch auf der Debetseite hat — nein, weg mit solchen Gedanken! Ja, weg damit und wenn es auch die einzige wirkliche Chance ist, die man in einem ziemlich langen Leben gehabt hat. Wenn auch derjenige, der sie voll ausnützt, das Gold sich zu Haufen, zu Bergen türmen sehen muß, zu Tausenden, Zehntausenden von Drachmen, Francs, Dollar, Pfund . . .

Urplötzlich vergaß er seine Idee und seine Visionen Er sprang so ungestüm von der Bank auf, daß die kleine Eidechse blitzschnell in eine Spalte huschte, er riß den Hut herunter und streckte die Hand einem weiblichen Wesen entgegen, das gerade vor seinem Platze stehen geblieben war.

„Sie hier!“ stammelte er. „Ich hätte nicht geglaubt, daß ich Sie noch einmal im Leben wiedersehen würde!“

„Das Leben hat erheblich mehr Chancen, als Sie glauben, Herr Benda“, erwiderte sie.

Sie war rothaarig, mit ausgeprägten Zügen und blendenden Zähnen. Ihre Haut hatte die matte Milchweiße jener Frauen, deren Rothaarigkeit auf natürlichen Grundlagen beruht und nicht nur auf dem festen Entschluß, der Natur behilflich zu sein. Ihre Augen waren dunkelgrau, mit einem Schillern ins Grüne, wenn sie in Affekt kam. Was die Gestalt betraf, so hätte sie Modell zu einer gefangenen Gallierin aus der Zeit der Spätantike stehen können.

„Und wie geht es Ihnen in Ihrem Beruf?“ fragte sie.

„Ich habe ihn aufgegeben.“

„Warum?“

„Wenn Sie glauben, daß ich diese Bahn aus freiem Willen erwählt habe, sind Sie im Irrtum!“

„So? Ich hatte an Bord der „Bithynia“ den Eindruck, daß Sie sich bei Ihrer Beschäftigung außerordentlich wohl fühlten. Und —“ sie musterte ihn kritisch abschätzend — „man muß ja sagen, daß Sie alle Voraussetzungen dafür haben!“

Er fingerte an seinem Ledergürtel, ihre Art verwirrte ihn immer wieder. Wenn sie einen ansah, hatte man den Eindruck, daß sie einem Ausschuß für die Auswahl von Rennpferden angehörte: zu grob im Knochenbau oder zu schmaler Bug — weg damit!

„Warum haben Sie den Dampfer in Ithea verlassen?“ fragte er.

„Um das Orakel zu befragen, natürlich! Wissen Sie denn nicht, daß Ithea die Hafenstadt von Delphi ist?“

„Meine Verpflichtungen gestatteten mir leider nicht, das Orakel zu befragen. Es hätte ja einer der Damen einfallen können, einen Tanz zu wünschen, um sich Appetit für das Diner zu machen. Ein Dampfergigolo ist nicht auf Rosen gebettet, das können Sie mir glauben, Miß Helen!“

„Und ich glaube umgekehrt, daß es auf Herren von diesem Beruf nur so Gold und Rosen regnet.“

„Da irren Sie, das heißt: es regnet schon manchmal Gold, wenn man — die Rosen mit in Kauf nehmen will.“

„Aber das wollen Sie offenbar nicht! Aus Edelmut oder — weil die Rosen welk sind?“

„Sie sind zynisch.“

„Nicht mehr als Sie, wenn Sie sich einen Dampfergigolo nennen.“

„Warum sollte ich mich nicht so nennen, wenn ich es bin oder war, als wir uns trafen? Nur kein Pharisäertum — das ist das erste und oberste Gebot des Gesetzes! Ich war für diese Leistung engagiert, gerade so wie George, Bunny und Sascha. Wie könnten sich die Damen die Zeit vertreiben, wenn sie nicht uns zum Flirten, Tanzen und Träumespinnen hätten? Die Russen haben es da am besten — alle Russen sind doch verbannte Prinzen! Was die übrigen betrifft, so arbeiten die meisten notgedrungen und einige aus Lust an dem Beruf.“

„Aber zu diesen letzteren gefallenen Individuen gehört natürlich Herr Eugen Benda nicht! Ich danke dir, mein Gott, daß ich nicht bin, wie einer von jenen! Wer hat das doch gesagt?“

Er zerrte an seinem Ledergürtel.

„Nein, Miß Helen, zu denen gehöre ich nicht — ob Sie mir nun glauben oder nicht!“

„Natürlich glaube ich Ihnen! Wenn Sie die Stelle annahmen, war es, weil Sie das Ansehen des Standes heben wollten. Eigentlich hatte Ihr Papa Sie zum Missionar für schwarze Heiden in Afrika bestimmt, aber Sie dachten sich: warum nicht eine Heidenmission für die armen verirrten Damen errichten, die mit dem Dampfer in Europa herumfahren! Sie hatten ganz recht, das wäre auch nötiger. Wer sollte das besser wissen als ich?“

Er fuhr fort, seinen Gürtel zu spannen und zu lockern. Sein Gesicht war ernst.

„Ich glaube nicht, daß ich so edle Absichten verfolgte. Aber es genügt ja, daß ich andere hatte.“

Sie lachte über seinen Tonfall.

„Na, und jetzt haben Sie den Posten aufgegeben! Das bedeutet wohl, daß Sie Ihre besseren, edleren Absichten erreicht haben!“

„Noch nicht.“

„Aber zu diesem Zwecke sind Sie hier in Athen?“

„Was sagte man auf der „Bithynia“ dazu, daß Sie Ihren Posten verließen?“

„Darüber kann ich Sie nicht aufklären. Ich verließ nämlich das Schiff ohne zu kündigen.“

„Davongelaufen?“

„Wenn Sie es so nennen wollen! Ich fand, daß ich für meine Überfahrt genug geleistet hatte und daß Sascha und die anderen für die Damen an Bord genügen würden.“

Sie musterte ihn mit demselben unbarmherzig forschenden Blick.

„Haben Sie am Ende die Stelle überhaupt nur angenommen, um nach Athen zu kommen?“

„Sie haben es erraten. Eben deshalb habe ich sie angenommen.“

Sie sah ihn mit wirklichem Interesse an, aber ihr Ton blieb unverändert, als sie fortfuhr:

„Edler Bildungsdurst? Unbezwingliche Lust, den Parthenon und das Erechteion aus nächster Nähe zu sehen?“

Zum erstenmal antwortete er mit einer Gegenfrage auf ihr Kreuzverhör.

„Wie kommt es, daß Sie selbst sich hier befinden? Daß Sie nicht in Ithea wieder an Bord gegangen sind?“

Sie lächelte, ohne zu antworten.

„Was sagte das Orakel in Delphi?“ fuhr er fort.

„Das Orakel hieß mich in Griechenland willkommen, es entsann sich meiner Kolleginnen aus alter Zeit.“

„Ich wußte garnicht, daß Sie Prophetin sind.“

„Bin ich auch nicht“, sagte sie. „Ich bin eine ganz gewöhnliche Schönheitspflegerin, nichts anderes.“

„Schönheitspflegerin?“

„Jawohl, und von denen gab es auch in der Antike genug!“

Er sah sie unverwandt an, während seine Finger den Ledergürtel bis zum allerletzten Loch spannten. Sie mißverstand sein Schweigen.

„Das war einmal ein Schreck! Geben Sie es nur zu, Herr Benda, Sie haben natürlich geglaubt, ich sei ein richtiger Passagier — Erbin einer unbestimmten Anzahl von Millionen und auf der Suche nach Abenteuern! Denken Sie nur, wenn Sie in Ihrer Eigenschaft als schöner junger Gigolo — brauche ich weiter zu sprechen?“

Er unterbrach sie barsch.

„Waren Sie auch von der Dampfschiffahrtsgesellschaft angestellt?“

Sie senkte die Lider mit gespielter Demut.

„Nein, nur von einer privaten Arbeitgeberin. Sie ging in Ithea an Land, weil sie das ganze Schiff ‚geradezu unmöglich‘ fand und ich kam mit dem anderen Gepäck mit. Und jetzt sind wir in Athen. Was sagen Sie? Sie scheinen sich noch immer nicht von Ihrem Schreck erholt zu haben!“

Er schien langsam zu geordneten Gedankenbahnen zurückzukehren.

„Wenn wir jetzt auf Seite dreihundert in einem Roman wären“, sagte er, „würde ich Sie vermutlich in meine Arme schließen und sagen: das einzige, was bisher zwischen uns stand, war dein Reichtum, und ich sehe nun, daß er nur eine Schöpfung meiner Phantasie war, die jetzt zerstoben ist! Endlich, endlich kann ich dir sagen, was ich dir schon auf Seite eins sagen wollte, nämlich daß ich —“

Sie unterbrach ihn mit einem grünen Aufleuchten ihrer grauen Augen.

„Wir befinden uns aber nicht auf Seite dreihundert in einem Roman, sondern in einem öffentlichen Park in Athen. Darf ich Sie eines fragen: sind Sie, seit wir uns zuletzt sahen, Mönch geworden?“

„Finden Sie meine Antwort so kühl, daß sie eines Mönches würdig wäre, Miß Helen?“

„Nein, aber Sie fingern so eifrig an Ihrem Ledergürtel, wie ein Mönch an seinem Rosenkranz! Übrigens sehen Sie auch fast ebenso ausgemergelt aus! Was in aller Welt haben Sie angestellt, seit wir uns zuletzt gesehen haben? Da waren Sie ein Bild der Gesundheit und Frische, und jetzt sehen Sie aus, als ob —“

Sie unterbrach sich. Eine tiefe Röte hatte sich langsam über Eugen Bendas Wangen verbreitet. Er suchte nach Worten, aber fand keine. Was gibt es Traurigeres und Beschämenderes für einen jungen Mann in einer kapitalistischen Gesellschaft, als einer jungen Dame, die ihm gefällt, gestehen zu müssen, daß er allerdings glänzende Zukunftshoffnungen habe, daß diese aber für den Augenblick keine fünf Groschen wert sind? Ja, daß er derzeit nicht einmal so viele Groschen besitzt? Vielleicht hätte ein junger Mann in dieser Lage eine Frau von anderem Typus als die junge Schönheitspflegerin täuschen können. Aber vor dem Blick ihrer kalten, klaren, grauen Augen fielen alle Notlügen in sich zusammen.

„Glauben Sie, ich sehe nicht, wie es steht? Sie brauchen ein ordentliches Essen und ich kenne ein famoses Lokal! Kommen Sie mit — Sie sind mein Gast, keine Widerrede!“

Er stammelte einige spätgeborene Versicherungen, sie irre sich und er müsse noch vor ein Uhr jemanden treffen.

Sie hörte nicht einmal auf das, was er redete. Sie steckte ihren Arm unter den seinen und zog ihn fort, indem sie sagte:

„Kennen Sie das Restaurant Averoff? Nein? Dann ist es höchste Zeit, daß Sie es kennenlernen! Hier geht es zur Stadiongasse — kommen Sie!“

5.

Bird International Pictures Corporation.

Es wurde schon angedeutet, daß das Grand-Hotel Salamis in der Zeit seines Bestehens so manches mitgemacht hat. Aber es steht doch zu bezweifeln, ob das Hotel während dieser ganzen Zeit einen ähnlichen Trubel erlebte, wie er nun in den Zimmern 123—125 im ersten Stockwerk herrschte. Diese Zimmer bildeten ein Appartement, waren aber in eine Flucht von Geschäftsräumen umgewandelt worden, in denen die Bird International Pictures Corporation unumschränkt herrschte. Türen waren versperrt, andere geöffnet, Möbel umgruppiert und Telephonkabel gelegt worden.

Der erste Raum war Audienzsaal. Da hatte man die Wände von den Kunstwerken gereinigt, die sonst ohne Ausnahme alle Hotelzimmer der Welt vom Nordkap bis zum Kap Matapan schmücken. Weder das Bild des angeschossenen Hirschs mit den brechenden Augen, noch das Bild der Kinder, die mit dem Neufundländer spielen, war mehr zu sehen. Doch wäre es ungerecht, aus diesem Anlaß von künstlerischem Vandalismus der neueingezogenen Gäste zu sprechen. Denn der Raum war bereits mit anderen Kunstwerken geschmückt. Eine Menge Plakate in strahlenden Farben — ultramarinblau, rosa, senfgelb und smaragdgrün — bedeckten die vier Wände, und alle diese Plakate machten Reklame für die Produktion der neuen Mieter. „Maimond“ — „Das Feuer, das nie erlischt“ und „Was kostet die Tugend?“ besagten die Inschriften dieser flammenden Papierflächen. Man sah bebende Lippen, lächelnde Lippen und Lippen, die im Begriffe waren, einander zu begegnen — hauptsächlich letztere. Aber außerdem sah man fest und trotzig aufeinandergepreßte Lippen, Lippen, die um einen heroischen Entschluß erstarrt waren, und Lippen, die der Welt und ihren Vorurteilen trotzten.

Herr Achilles Tritakis, der feingebildete Portier des Hotels Salamis, sah mit überaus gemischten Gefühlen den Strom der Besucher, der sich die Treppen zum Appartement 123—125 hinaufschlängelte.

Da war vor allem das technische Personal der Filmgesellschaft, das in einem billigeren Hotel einquartiert war, aber der Leitung im Grand-Hotel Salamis unaufhörlich Besuche abstattete. Da waren ferner Agenten, die kamen, um ihre Dienste beim Verleih der Filme der Gesellschaft in Griechenland und der Levante anzubieten oder die in Griechenland aufgenommenen Filme durch die Gesellschaft verkaufen wollten. Da waren auch unzählige junge Damen und Herren, die auf der weißen Leinwand zu debütieren wünschten. Alle sahen bereits die Himmel Hollywoods sich auftun und Engel mit Kontraktentwürfen in der einen Hand und einer Füllfeder in der anderen herniederschweben. Demzufolge bot der Vorraum einen höchst seltsamen Anblick. Scharen von Herren führten unglaublich wichtige und aufgeregte Gespräche, während sie die Blicke von den farbenprächtigen Plakaten der Wände zu den nicht weniger farbenprächtigen jungen Damen schweifen ließen, die probefilmen wollten. Lippenstifte, Brauenstifte und Puderquasten vollführten einen nicht endenwollenden Hexentanz: in der nächsten Sekunde konnte ja die Tür zum Allerheiligsten aufgehen und eine Stimme verkünden, daß die Weihestunde gekommen war. Aber diese Stunde ließ auf sich warten. Einmal ums andere geschah es, daß die Tür geöffnet wurde. Eine Sekretärin mit impertinent emporgezogenen Augenbrauen zeigte sich und rief einen Namen in den Vorraum, wo eine Kollegin mit ebenso impertinenten Augenbrauen Wache hielt. Das Aussehen des Vorraums in diesen Momenten ließ sich nur mit dem Anblick vergleichen, den der Teich in Bethseda geboten haben muß, wenn der Engel herniederschwebte und die stillstehenden Gewässer in Wallung brachte, zur Heilung desjenigen, der zuerst kam. Es wurde totenstill und zwanzig Gesichter, männliche und weibliche, bärtige und bemalte, wendeten sich starr vor angespannter





Hoffnung dem Boten von oben zu. Aber noch hatte dieser nur eitel Enttäuschung gebracht: keine der Damen hatte ihren Namen nennen gehört, nur einige wenige der Herren hatten Zutritt erhalten. Und dies waren lauter Agenten gewesen. Nach sehr kurzer Zeit waren sie wieder auf der Schwelle erschienen, mit Gesichtern, die sie vergeblich bemüht waren, in hoffnungsfreudige Falten zu legen und die daher ihre harrenden Kollegen mit um so größeren Hoffnungen erfüllten. Bevor die Türe von der impertinenten Sekretärin wieder hinter ihnen geschlossen wurde, konnte man noch aus dem Nebenzimmer eine Männerstimme Worte von erschreckender Majestät rufen hören:

„Hallo, hallo, hier Bird International Pictures, Athen! Ist da Paris? Hallo, hallo! Unterbrechen Sie doch nicht! Haben Sie den Kontrakt mit Frankreich über ‚Der Mann, der Gold machte', abgeschlossen? Für Frankreich und die Kolonien? Gut, wir haben hier Angebote von Griechenland, der Türkei, Ägypten und Irak, der Käufer will mit Wechseln auf den Credit Lyonnais in Paris honorieren. Bitte sofort Erkundigungen über seine Zahlungsfähigkeit einziehen und rufen Sie mich dann in einer Stunde wieder an — hallo, hallo, Fräulein! Ich habe ein Expreßgespräch mit Neuyork bestellt! Kommt das noch nicht bald? Was, in zehn Minuten? Also gut — was sagen Sie, Fräulein? Budapest ruft? Hallo, hier Bird International Pictures, Athen! Ist dort Schwarzkopf und Edelweiß, Budapest? Sie müssen —."

Die Türe schnitt den Rest ab. Ein einziges Gefühl beherrschte die Menschenansammlung im Vorraum: Hier geschehen große Dinge! Die Glücksgöttin schwebte in den Zimmern 123—125 hin und her, und wer eine ihrer flatternden Locken erhaschte, war auch schon auf dem Wege zu Reichtum und Berühmtheit!

Die Tür des Hotelkorridors ging auf, um eine blendende Erscheinung in Weiß und Pastellblau einzulassen. Ohne ihren Namen anzugeben oder irgend jemanden eines Blickes zu würdigen, durchschritt sie das Zimmer und rauschte durch die Tür in das Allerheiligste hinein. Eine Sternschnuppe, die auf ein paar Meter Entfernung vorüberblitzt, mochte in dem betäubten Beschauer einen ähnlichen Eindruck hinterlassen. Die bärtigen und die bemalten Gesichter blickten starr auf die Türe, durch die sie verschwunden war, weitoffene Münder suchten nach Worten, ja sogar die Sekretärin mit den impertinenten Augenbrauen hatte einen Teil ihrer Überlegenheit eingebüßt und suchte sie mit Hilfe des Lippenstiftes und eines Taschenspiegels wiederzuerlangen. Aber so gleichgültig gegen den Eindruck, den sie hinterlassen, wie die Luxusjacht gegen die Wellen, die sie aufrührt, setzte Miß Cicely Hamilton ihre Bahn auch durch das nächste Zimmer fort und machte erst im Allerheiligsten halt, wo Mr. Duke und Mr. Bird in ein Gespräch vertieft waren, das sie ohne weiteres unterbrachen.

„Nun, my honey", sagte Mr. Duke, indem er eine Cirruswolke aus seiner Havannazigarre blies — „was wünschst du?"

Miß Cicely nahm auf einer Sessellehne Platz und ließ das eine elegante Bein vor dem Filmdirektor in der Luft hin und herbaumeln. Der Sessel stand am Fenster, und der Sonnenschein, der hereinströmte, lieh ihrem platinblonden Haar einen ätherischen Glanz.

„Gar nichts, Poppa!"

„So selbstlos? Willst du eine Gehaltserhöhung, dann sage ich nein. Handelt es sich um einen Vorschuß, kannst du mit Mr. Plumb sprechen."

„Weder das eine, noch das andere, Poppa! Ich habe nur heute nacht an etwas gedacht."

„Denke nie bei Nacht, Liebling, das macht Falten, und Falten sind gegen den Kontrakt. Denke übrigens auch nicht bei Tag. Wir bezahlen eine Unmasse von Leuten, damit sie das für dich besorgen! Sollen sie ihr Geld auf deine Kosten verdienen?"

„Ich weiß ganz gut, ihr haltet mich alle für eine dumme Gans", sagte Miß Cicely und ließ ihr Bein eine anziehende Kurve in der Luft beschreiben. „Ihr laßt euch von Joan, weil sie in einem College studiert hat, so imponieren, daß ihr euch gar nicht denken könnt, daß irgend jemand anders auch ein Hirn haben könnte!"

„Ist es das, was dich heute nacht wach gehalten hat, honey? Nimm Aspirin!"

„Nein, aber ich mußte daran denken, daß ihr ganz bestimmt doch diesen Helenafilm machen werdet, obwohl du nein gesagt hast. Und dann will ich die Rolle haben, verstehst du?"

„Wir werden die Helena nicht machen. Wir haben nicht einmal ein Wort darüber verloren. Nicht wahr, Bird?"

Der Regisseur nickte tödlich gelangweilt. Seine Augenlider waren in der Morgenbeleuchtung beinahe purpurfarben. Seine Hände griffen fieberhaft an einer ziselierten Silberdose herum, die er in einer Brusttasche verborgen hielt.

„Vollkommen richtig", murmelte er. „Wir haben überhaupt noch keine endgültigen Pläne. Aber die Schöne Helena machen wir auf keinen Fall."

Sein Englisch war beinahe, aber nicht ganz so korrekt wie das des Portiers Achilles Tritakis. Man hörte, daß er ein Bindestrichamerikaner war, im Ausland geboren.

„Ich glaube, was ich glaube!" rief Miß Cicely und hüpfte mit dem Sprung eines Kätzchens von der Sessellehne „Wenn ihr die Helena Joan gebt — dann, well, dann werdet ihr schon sehen! Adieu, Poppa — adieu, Tutankamen! Macht ein Vormittagsnickerchen in den Katakomben — das ist mein Rat — aber nein, wer kommt denn da! Guten Morgen, Liebling, und auch gleich adieu, ich will nicht stören!"

Zum zweiten Male im Laufe kürzester Zeit war eine betäubende Sternschnuppe durch die beiden äußeren Räume geschossen, aber eine Sternschnuppe in Schwarz — schwarze Seide, schwarzes Haar und schwarze Augen unter rätselvollen Brauen. Die Begegnung der jungen Damen auf der Schwelle des Chefzimmers dauerte nicht viele Sekunden. Sie küßten sich zärtlich. Dann rauschte Miß Cicely mit gekräuselter Oberlippe hinaus, und Miß Joan ließ sich graziös in den Sessel sinken.

„Ich komme wegen dieser Sache, von der ihr gestern abend gesprochen habt", erklärte sie. „Mr. Duke hat zwar versichert, daß die Gesellschaft nicht daran denkt, die Schöne Helena zu machen, aber mir kommt vor, daß er das nur pro forma gesagt hat."

„Die Schöne Helena? Wie kommen Sie darauf? Bird, sagen Sie Miß Jarrolds, daß sie vollständig im Irrtum ist."

Der Filmregisseur, dessen Finger krampfhaft an der ziselierten Silberschachtel

herumgriffen, antwortete mit einer Stimme, die mehr ein Angststöhnen war:

„Absoluter Irrtum, Miß Jarrolds! Kein Gedanke daran, ein solches Stück zu drehen! Absolut ausgeschlossen!“

„Wirklich?“ sagte Miß Joan, „ich kann mir nicht helfen, ich finde, es ist ein idealer Stoff. Ich habe den ganzen Morgen damit verbracht, Professor Higgins Buch über Homer zu lesen, und da steht etwas, das mir sehr richtig vorkommt. Helena, sagt er, ist die Verkörperung dessen, was wir sex appeal nennen. Ihre Zauberkraft ist derart, daß die Männer ihr blindlings folgen müssen. Paris verletzt das heiligste Gebot der Gastfreundschaft um ihretwillen, ganz Griechenland zieht für sie in den Krieg, und als der Krieg vorbei ist, zögert Menelaus keinen Augenblick, sie in ihr Heim zurückzuführen, obwohl man denken sollte, daß sie ihn in seinen heiligsten Gefühlen verletzt hat — man könnte, sagt Professor Higgins, mit einem modernen Fachausdruck von „mental cruelty in der Ehe“ von ihrer Seite sprechen. Aber ihr sex appeal überwindet alles.“

Miß Joan unterbrach sich einen Augenblick, um ihre Worte wirken zu lassen und einen neuen Effekt vorzubereiten. Mr. Duke starrte sie an, erfüllt von einer Bewunderung, die er nicht verbergen konnte. Auch Mr. Birds ausgebrannte Augen hatten einen matten Glanz, während er der Darlegung lauschte.

„Nun schön“, fuhr Miß Joan fort. „Wenn man Professor Higgins These annimmt, was man meiner Ansicht nach tun muß, ergibt sich die Frage: worin bestand Helenas sex appeal und worin besteht sex appeal überhaupt? Ist er eine rein äußere Anziehungskraft? Das glaube ich nicht! Ich glaube, wirkliches sex appeal muß vom Hirn ausgehen. Man kann so blond und niedlich sein, wie man will: es herrscht kein Mangel an reizenden kleinen Blondinen, Mr. Duke, das wissen Sie ebenso gut wie ich! Aber wenn man kein inneres Leben hat, so hilft das alles nichts! Ich bin überzeugt, daß Helenas sex appeal psychisch gewesen sein muß. Sie muß einen ausgezeichneten Kopf gehabt haben und nicht nur schön gewesen sein! Darum will ich sagen: wenn Sie daran denken, einen Helenafilm zu machen, dann müssen Sie es sich wohl überlegen, ob Sie die Rolle der Helena einer geben, die vielleicht sehr schönes blondes Haar hat, aber kein wirkliches sex appeal! Nein, Mr. Duke, Sie brauchen nicht zu protestieren, aber merken Sie sich, was ich gesagt habe! Guten Morgen! Guten Morgen, Mr. Bird!“

Miß Joan neigte mit unnachahmlicher Würde den Kopf und segelte zur Türe hinaus. Der Filmdirektor sah ihr nach.

„Also, wenn die nicht psychisch ist, dann weiß ich überhaupt nicht“, murmelte er mit überzeugtem Tonfall. „Da müssen Sie mir recht geben, Bird! Well, ich habe an andere Dinge zu denken. Treffen uns später wieder — guten Morgen!“

Kaum war der Regisseur allein geblieben, als die ziselierte Silberdose aus seiner Tasche kam. Er öffnete sie, legte etwas von ihrem weißen puderartigen Inhalt auf die Rückseite der einen Hand und schnupfte es durch die Nase auf. Während er mit halbgeschlossenen Augen darauf wartete, daß die Wirkung sich einstelle, klingelte das Telephon schrill. Er griff nach dem Hörer und murmelte seinen Namen in die Muschel.

„Hier Bird International Pictures!“

Es dauerte eine Weile, bis die Antwort kam und dann klang sie so leise, daß er sie nur schwer verstehen konnte.

„Ist da Regisseur Bird von den Bird International Pictures?“

„Ja!“

„Er selbst? Nicht irgend ein Sekretär?“

„Er selbst! Mit wem spreche ich?“

Wieder ließ die Antwort auf sich warten. Der Regisseur war schon im Begriff den Hörer abzulegen, als ein paar leise, beinahe geflüsterte Worte aus dem Apparat kamen.

„Hier Klemens!“

„Ich kenne keinen Klemens. Wer sind Sie und was wünschen Sie? Wenn ich nicht sofort klaren Bescheid bekomme, lege ich auf!“

Es verging so lange Zeit, daß Mr. Bird im Begriffe war, seine Drohung auszuführen. Dann kam die Stimme wieder. Diesmal war sie deutlicher.

„Klemens — es gab einmal jemand, den man Klemens nannte. Ist er vergessen?“

Die Worte wurden mit einem halb spöttischen, halb fragenden Ton gesprochen. Das Gesicht des Regisseurs durchlief eine wechselnde Ausdrucksskala. Seine Lippen bewegten sich, er schien im Begriff zu versichern, daß er nicht ahne, was gemeint sei, aber die Worte blieben ungesprochen. Seine Hände umklammerten den Apparat so fest, daß die Knöchel weiß wurden, und er blickte starr zum Fenster hinaus. Plötzlich ertönte die Stimme wieder.

„Hallo, hallo! Ist Regisseur Bird am Apparat?“

Er erwachte aus seiner Verlorenheit. Seine Züge nahmen einen ganz neuen Ausdruck an. Es war, als seien viele Jahre aus ihnen ausgelöscht.

„Sprechen Sie im Auftrage von Klemens?“

„Klemens ist am Apparat.“

„Was wünscht er?“

„Eine Zusammenkunft in einer Angelegenheit von großer Bedeutung.“

„Warum kommt er nicht her?“

„Weil gewisse Umstände es unangebracht erscheinen lassen!“

„Das ist kein Witz?“

„Ennek felé sem tréfa. Es ist alles eher als ein Witz.“

„Liefern Sie mir den Beweis für das Gegenteil!“

„Nichts leichter als dies. Es war einmal —.“

„So fangen alle Märchen an. Wie heißt das in der Landessprache?“

„Hol volt hol nem volt. —“

„Ich sehe, daß Sie sich wenigstens in Ihre Rolle eingelebt haben. Fahren Sie fort.“

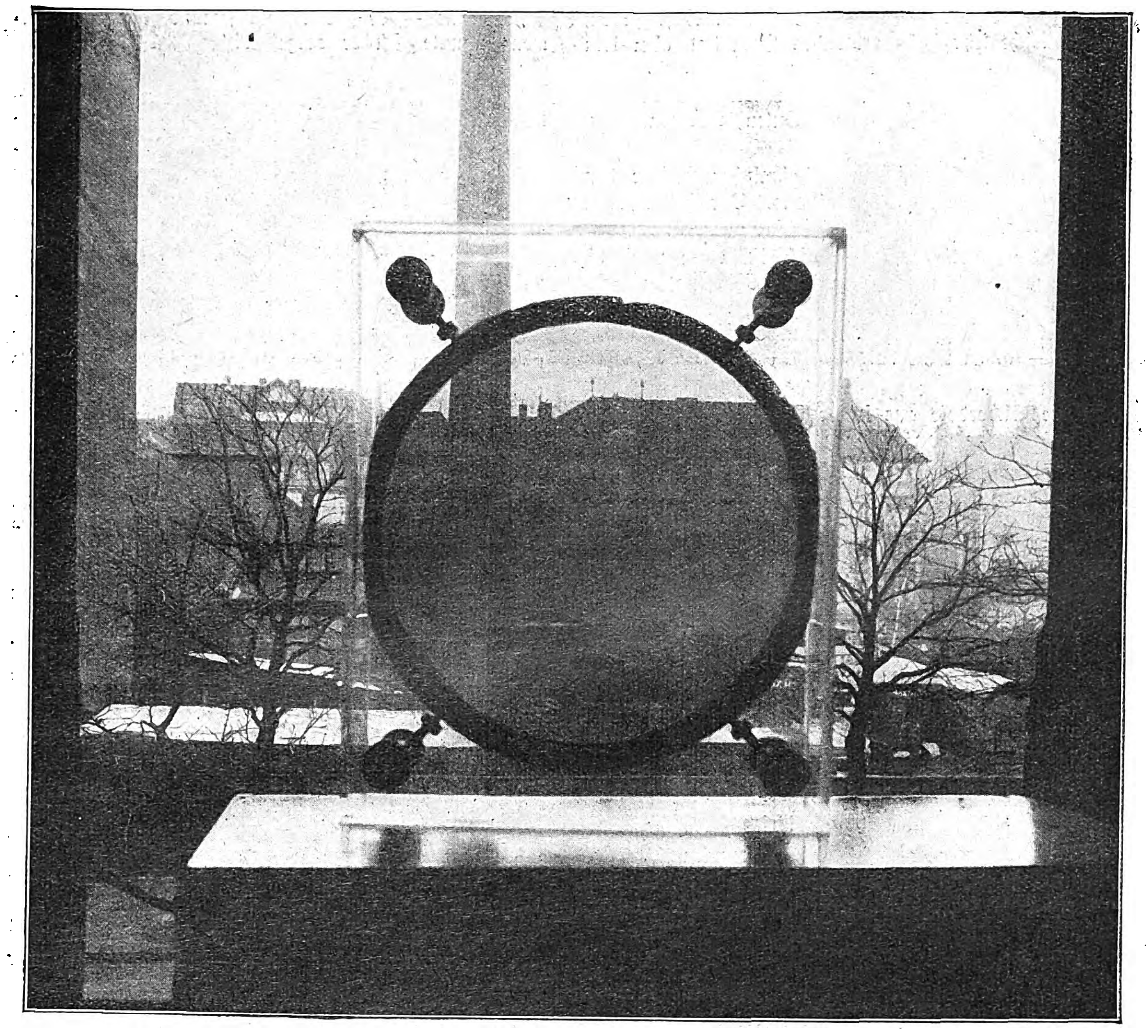
„Es waren einmal drei junge Männer, der eine hieß — Edmund, der zweite — Klemens und der dritte —.“

„Nun, wie hieß der dritte?“

„Michael. Ist das richtig?“

„So weit ist alles richtig. Was wissen Sie von den dreien zu erzählen?“

(Fortsetzung folgt.)



Blick durch ein fünfhunderttausendstel Zentimeter starkes Goldhäutchen auf das Gelände der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Berlin

Durch Gold photographiert

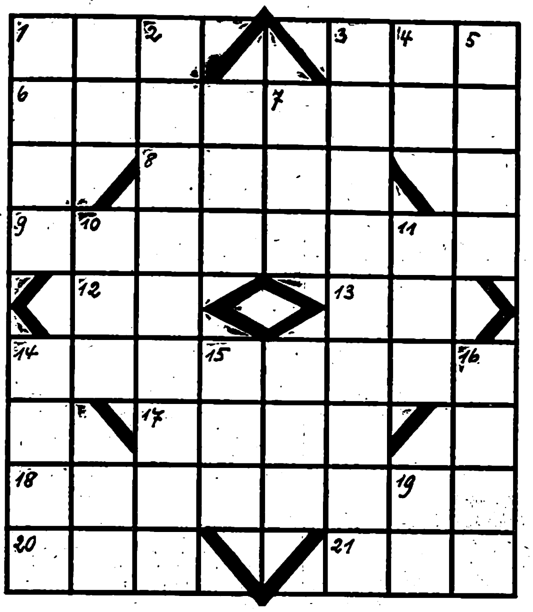
Kein Röntgenbild, wie man vielleicht annehmen möchte, sondern die Aufnahme mit einer gewöhnlichen Kamera durch „durchsichtiges Metall", durch Gold hindurch. Hat man wirklich schon einen Stoff gefunden, der alle Metalleigenschaften aufweist und dennoch durchsichtig wie Glas ist?

Zwar ist die Wissenschaft heute noch nicht so weit, aber vor kurzem wurde ein Verfahren entwickelt, wonach man unvorstellbar dünne Metallhäutchen herstellen kann. Da sich Gold, Silber, Nickel stark dehnen lassen, nutzt man diese Eigenschaft aus. Ein einziges Gramm Gold liefert eine Fläche von 5000 Quadratzentimeter oder einen Faden von 2 Kilometer Länge!

In der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt zu Berlin ist es auch gelungen, auf galvanischem Wege Metallhäutchen herzustellen, die nur mehr ein millionstel Zentimeter stark sind. Man blickt durch sie wie durch reines Glas mit einem feinen grünlichen Schimmer. Man will diese Metallhäutchen für genauere Messungen von Temperaturen benutzen und zum Nachweis von sehr kleinen Kräften, wie beispielsweise dem Druck des Sonnenlichts.

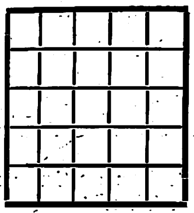
RÄTSEL

Kreuzworträtsel



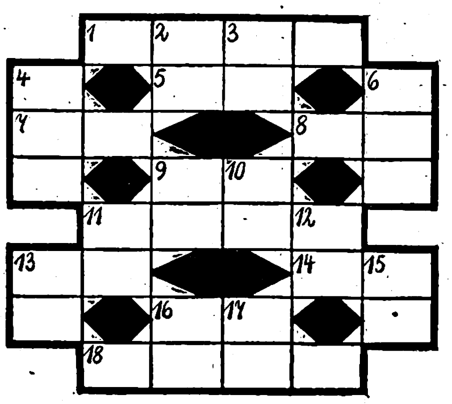
Waagrecht: 1. Vorfahr, 6. Stadt am Harz, 8. brasilian. Münze, 9. deutscher Seeheld, 12. Tonstufe, 13. Ausruf, 14. Blumentiere, 17. weibl. Vorname, 18. geograph. Begriff, 20. Jugendschriftsteller, 21. Artikel. — **Senkrecht:** 1. Stadt am Don, 2. deutsche Insel, 3. deutsche Insel, 4. Flächenmaß, 5. männl. Vorname, 7. Bucht, 10. latein.: ich, 11. Bund, 14. Toilette-Gegenstand, 15. Melodie, 16. Wasserstrudel, 19. Tonstufe.

Magisches Quadrat



Die Buchstaben d e e e e e e e g g k m m n n o o r r t t t u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Himmelskörper, 2. wohlriechender Stoff, 3. mathem. Begriff, 4. männlicher Vorname, 5. Fluß in England.

Kreuzwortsilbenrätsel

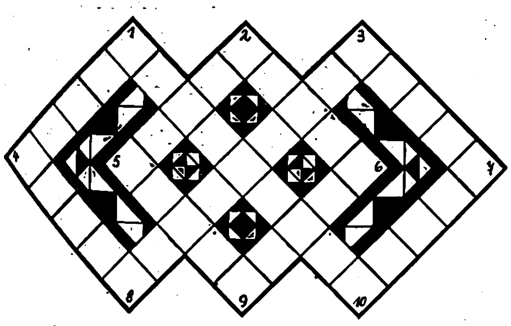


Waagrecht: 1. Zwergengeschlecht, 5. Zeitbegriff, 7. Raubtier, 8. Gestalt aus der „Boheme", 9. Stadt an der Düna, 11. griech. Philosoph, 13. Zarenname, 14. südtiroler Gebirgsgruppe, 16. Männername, 18. Teil der bayerischen Tracht. **Senkrecht:** 2. griech. Buchstabe, 3. Organ, 4. ostpreußische Küstenlandschaft, 6. Oper von Gluck, 9. span.: Fluß, 10. Künstlergehalt, 11. Möbelstück, 12. Gewebe, 13. Teil des Auges, 15. römische Hausgötter, 16. Material zur Anfertigung von 18 waagrecht, 17. Ausruf des Erstaunens.

Silbenrätsel

a an be da dam dampf den del di din e e ei ei en er for ga gu hau ka lan li mant nien nord ra rag re sa schwamm se sen ton wal wild ze. Aus vorstehenden 38 Silben sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben nacheinander gelesen einen Sinnspruch ergeben. Bedeutung der Wörter: 1. Gebirge in Südamerika, 2. Stadt in Mitteldeutschland, 3. Glaserwerkzeug, 4. Stadt in Holland, 5. Stadt in Südslawien, 6. Herrenmantel, 7. Waldtiere, 8. Straßenbaumaschine, 9. Hochtal in der Schweiz, 10. Pilzart, 11. Blume, 12. Staat in USA., 13. Baumaterial.

1. ....
2. ....
3. ....
4. ....
5. ....
6. ....
7. ....
8. ....
9. ....
10. ....
11. ....
12. ....
13. ....



Rätselflies

1—10 berühmte österreichische Kaiserin, 2—6 eine der Horen, 3—7 Bekanntmachung, 4—1 Frucht, 4—8 Pelzart, 5—2 röm. Fürstengeschlecht, 5—9 metallisches Element, 8—3 Gestalt aus Goethes „Faust", 9—6 Wohnungsgeld, 10—7 Fisch.

Lösungen der Rätsel in Folge 4:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Hafen, 5. Agram, 9. Eisen, 10. Braut, 13. Segel, 15. Biene, 17. Sir, 19. Los, 20. Eros, 21. Rad, 22. Eva, 23. Wirt, 24. Russe, 26. Leite, 28. Linse, 30. Rat, 32. Nadel, 34. Rotte, 35. Ger, 36. Ton, 37. Annex, 40. Taler, 44. Weg, 47. Edgar, 48. Diele, 49. Degen, 51. Sieb, 52. Pol, 53. Ast, 55. Rega, 56. Tor, 59. Nab, 60. Maria, 61. Zebra, 63. Halma, 64. Manie, 65. Malta, 66. Karte. — Senkrecht: 2. fis, 3. Esel, 4. Neger, 5. Arena, 6. Gans, 7. rue, 8. Weser, 11. Geste, 12. Sirup, 14. Leder, 15. Brett, 16. Morse, 18. Rosen, 19. Linke, 25. Eid, 27. Tal, 28. Lot, 29. Regen, 31. Monat, 33. Lex, 34. Rot, 37. Anger, 38. nur, 39. See, 41. Lid, 42. Regen, 43. Idiot, 44. Wilna, 45. Glatz, 46. Regal, 47. Esten, 50. Nabob, 52. Parma, 54. Tabak, 57. kalt, 58. Erna, 60. Mal, 62. Air. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Dachau, 2. Ibsen, 3. Exil, 4. Sorben, 5. Piesporter, 6. Rotkäppchen, 7. Achäer, 8. Churchill, 9. Ehrenpreis, 10. Ines, 11. Savonarola, 12. Torpedo, 13. Irene, 14. Mummenschanz = Die Sprache ist immer verräterisch. ✱ **Kryptogramm:** Dasein, dein, Nessel, Dessin, Genesung, Verein, weshalb, Terzett, Trense, Gemeinde, Manneswort, Triller, Mensch, Kunde, Leine, Berta, Athen, Landler, Zelter, Hundert, Hopfen, Wert = „Seid eines Sinnes, eines Herzens, eines Willens und einer Tat! Handelt und opfert!" ✱ **Rösselsprung:** Stets liegt, wo das Banner der Wahrheit wallt, der Aberglaube im Hinterhalt. August von Platen. ✱ **Silbenaussuchrätsel:** Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Lepra, 2. Edler, 3. Plage, 4. Regen, 5. Arena.

HUMOR

„Du hast ja ein jämmerliches Zeugnis!! Betragen: tadelnswert, Aufmerksamkeit: ungenügend, Religion: mangelhaft, Rechnen: mangelhaft — . . .!! Was soll denn das heißen, Georg?!!"

„Ja — — ich kann es mir auch nicht erklären, Vater! Glaubst du nicht, es könnte vielleicht eine Fälschung sein?"

*

„Herr Schulze, weshalb wollen Sie jetzt mit einem Male heiraten? Nachdem Sie so viele, viele Jahre Junggeselle gewesen sind?"

„Ich wollte nur verhindern, daß mein Name mal ausstirbt, Herr Piesicke!"

*

„Mit meiner Frau ist es ganz schrecklich, bald jede Woche setzt sie sich einen andern Hut auf."

„Lieber Freund, da können Sie ja noch direkt von Glück sprechen, meine Frau setzt bald jeden Tag einen andern Kopf auf!"

*

„Jetzt muß ich nachdenken!" sagte der Professor, nachdem er länger als eine Stunde tiefsinnig grübelnd in der Badewanne gesessen hatte, „— wozu bin ich eigentlich hier hereingekommen?"



„Ich werde dir das Trinken schon abgewöhnen, mein Lieber. Du bekommst nie wieder den Hausschlüssel mit!"

„Ach, Herr Tarock, ich habe solche entsetzlichen Zahnschmerzen, wissen Sie denn kein Radikalmittel dagegen?"

„Ich selbst weiß keins, aber Sie können mal meine Frau danach fragen, denn die hat schon jahrelang Zahnschmerzen."

*

„Fräulein Edith! Wenn Sie mich erhören, werde ich Sie auf den Händen durchs Leben tragen!"

„Lieber wäre es mir schon, wenn Sie mir ein Auto kaufen würden!"

*

„Frau Schulze, gestern habe ich Ihren Mann in der Parkstraße gesehen. Aber er hat mich gar nicht bemerkt."

„Ich weiß, er hat es mir bereits schon erzählt."

*

„Ach Kurt, wenn erst der Flieder wieder blüht..."

„Ja, dann wird das Ausgehen wieder billiger!"

*

„Sie suchen Teppiche? Hier hätten wir einen wunderbaren alten Perser."

„Hm. Das ist kein Perser, sondern ein Emmentaler. Haben Sie nicht etwas da ohne Löcher?"

Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Ein Eröffnungsreinfall

Gespielt im Trainingsturnier Stadtprozelten.

Spanisch

Weiß: Zollner, Mch. Schwarz: Schuster, Stuttgart

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5	12.	Se5—f3	c7—c5
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	13.	Dd4—d3[2]	Sf6—g4
3.	Lf1—b5	a7—a6	14.	h2—h3	Sg4—e5
4.	Lb5—a4	Sg8—f6	15.	S×S	d6×S
5.	0—0	Lf8—e7	16.	Sc3—d5	Th8—f8
6.	d2—d4!	b7—b5	17.	c2—c4!	Lb7—c6
7.	La4—b3	Sc6×d4?[1]	18.	Tf—d1	Ta8—a7
8.	Lb3×f7†!	Ke8×f7	19.	Dd3—c3	Le7—d6
9.	Sf3×e5†	Kf7—e8	20.	Lc1—e3[3]	Dd8—h4?[4]
10.	Dd1×d4	Lc8—b7	21.	c4×b5	a6×b5
11.	Sb1—c3	d7—d6	22.	Le3×c5	Aufgeg.

[1] Damit ist für Weiß ein schönes Läuferopfer möglich.

[2] Weiß hat nun einen gesunden Bauern mehr und muß nur vermeiden, daß keine ungleichen Läufer entstehen.

[3] Stärker war hier vielleicht c4×b5 und Lc1—e3, da dann der Bauer c5 nicht mehr zu decken ist.

[4] Ein Verzweiflungszug. In Frage kam b5—b4, worauf sich Schwarz noch einige Zeit halten konnte.

Aufgabelösung aus Folge 52 (1935)

Der Weihnachtsbaum

Zweizüger von Otto Reinartz, München-Gladbach

Weiß: Ke1, De8, Td5, Tf5, Le5, Sb4, Sh4, Bc3, d3, e2, f3, g3 (12).

Schwarz: Ke3, Sd7, Sf7, Bb3, c5, e4, e6, g5 h3 (9).
Schlüsselzug: De8—e7!

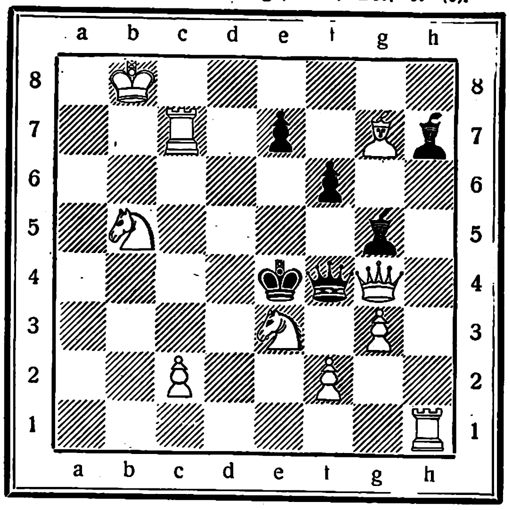
Richtig gelöst: F. Ott, Gollachostheim; K. Winterer, Stuttgart; A Kreß, Berlin-Neukölln; H. Fisch, Mülheim/Ruhr; P. Antweiler, Köln-Merheim; H. Zapf, Mannheim; M. Baum, Berlin-Marienfelde; A. Ballnath, Eichstätt; H. Lönser, Berlin-Rudow; Erika Schupp, Wiesbaden; Pfr. Klein, Setzingen; L. Nickel, Schafhausen/Alzey; L. Sinn, Krefeld; F. Stachelroth, Berlin-Lankwitz; L. Schlobach, Rochlitz; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; J. Huber, Malching; L. Weber, Berlin-Tempelhof; J. Herwig, Gotha; H. Flessa, Annaberg; E. Körner, Grünbach; Pasch, Osnabrück; Adele Berkhan, Herzberg; R. Seide, Freital; J. Diehl, Oberschmitten; K. Kleinebeckel, Köln-Klettenberg; G. Peipers, Eckardtsheim; M Meixner, Schwedt; K. Rothmund, Altshausen, Wttbg., H. Krause, Alsfeld; L Hohensee, Berlin

Einige Löserurteile: „Erstaunlich viele Varianten“ F O., G.; „Eine hübsche Komposition mit stillem, feierlichem Schlüsselzug“ K. W., St.; „Die köstlichste Nuß von allen Weihnachtsnüssen! Die zahlreichen Varianten sind wirklich reizend“ H. Z., M.; „Ein sinnig aufgebauter Weihnachtsbaum mit Überraschungen allerlei Arten“ E. Sch., W. usw.

Aufgabe (Urdruck)

Von M. Philipowitz, Hamburg.

Schwarz: Ke4, Df4, Lg5, Lh7, Be7, f6 (6).



Weiß: Kb8, Dg4, Tc7, Th1, Lg7, Sb5, Se3, Bc2, f2, g3 (10)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.


Ich war lange der Meinung, neue auf den Markt gebrachte Marken seien unmittelbar nach ihrem Erscheinen am besten . . . . . .
ich wechselte und wechselte, endlich wurde ich des Probierens müde. Nun fragte ich mich . . . . warum wechsle ich meinen Stammtisch nicht?
Stammtisch . . . .
Stammcigarette . . . .
aha, das ist's . . . also Stammcigarette!
MURATTI PRIVAT
MURATTI Privat
4 Rpf
25 CIGARETTEN
Laute Gedanken eines Rauchers . . . .

Die deutschen Frontkämpfer in London



Am Tage nach dem Tode Georgs V.
Alle Fahnen und, wie unser Bild zeigt, auch die Flaggen an den Automobilen wurden auf halbmast gesetzt. Infolge der Landestrauer um den verstorbenen König wurde der Besuch unserer Frontkämpfer in England abgebrochen



Am Zenotaph in Whitehall, dem Grabmal des Unbekannten Soldaten, wurde ein Kranz niedergelegt



Bei der Ankunft der deutschen Frontkämpfer in Dover bildeten englische Legionäre Spalier.



Der Abschied der deutschen Frontkämpfer auf dem Viktoriabahnhof in London.
Von links nach rechts: Siebel; Oberlindober, der Leiter des Amtes für Kriegsopfer; Sir Frederick Maurice, der Präsident der British Legion, die die deutschen Frontkämpfer eingeladen hat; Frhr. v. Lersner; Reinhardt und (halb verdeckt) der deutsche Botschafter in London, v. Hoesch.

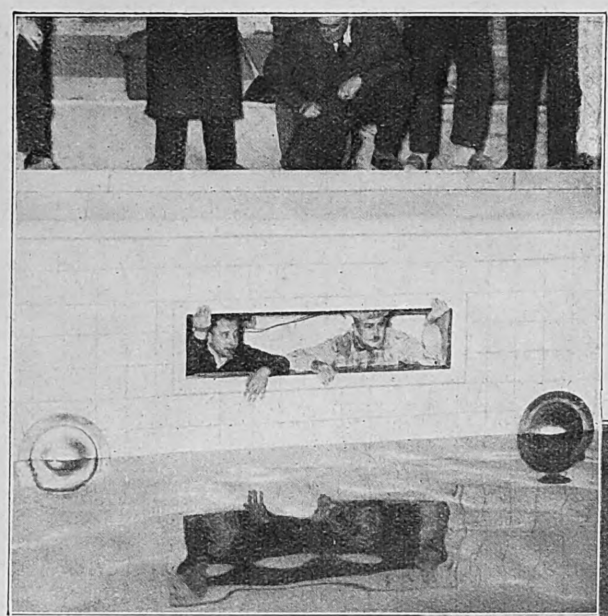


Links: Oberst Udet mit Kindern englischer Kriegsbeschädigter.

Aufnahmen: Helmuth Kurth.

Kamera unter Wasser

Aufnahmen aus dem Unterwasser-Beobachtungsstand des Olympia-Schwimmbades in Berlin.



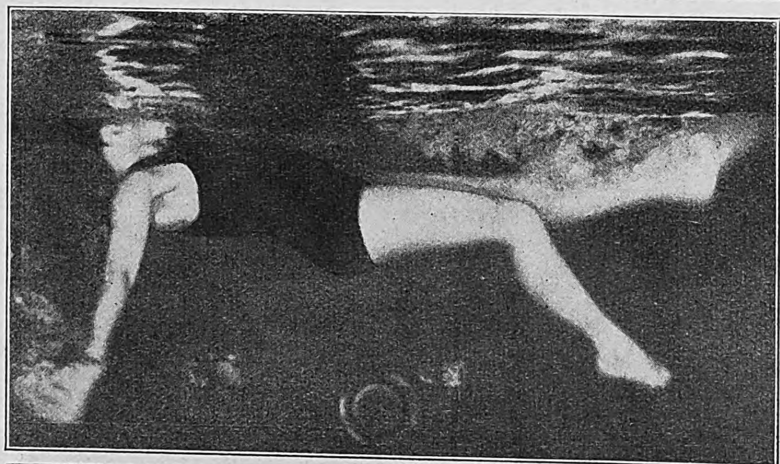
Der Unterwasser-Beobachtungsstand in der Schwimmhalle im Berliner Sportforum. Von diesem Fenster aus, das normalerweise unter Wasser liegt, werden die Schwimmübungen beobachtet und photographiert.

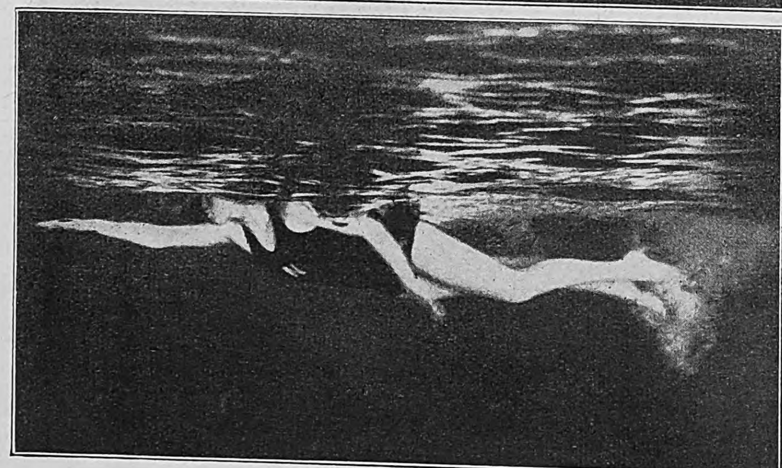
Die vor kurzem fertiggestellte Schwimmhalle im Sportforum in Berlin ist bekanntlich mit allen neuzeitlichen, technischen Errungenschaften erstellt worden. Neben der vorbildlichen Sprunganlage, die u. a. auch eine 10-Meter-Plattform aufweist, sei vor allen Dingen eine Einrichtung besonders erwähnt, die wir bei deutschen Hallenbädern bisher nicht kannten: Ein Unterwasser-Beobachtungsstand; das ist ein Fenster unterhalb des Wasserspiegels an der Längswand des Bassins.

Der erste Eindruck, den ein Blick durch dieses Fenster vermittelt, ist verblüffend. Blitzartig erhellt dieser erste Blick, welches Hilfsmittel hierdurch dem sportlichen Leiter für



Ein Blick durchs Unterwasser-Fenster auf das Bassin.
Die seltsamsten Figuren bilden die von diesem Beobachtungsstand aus gesehenen Schwimmer. Links der „schwebende Christbaumengel" und rechts der „Frosch" veranschaulichen deutlich diese Tatsache.





Kurz unter der Wasseroberfläche.
Oben: Ab und zu kommen für den Zuschauer von oben nur die strampelnden Beine und das Kinn aus dem Wasser.
Unten: Das Bild zeigt, wie gut sich der Schwimmstil bis in die feinsten Einzelheiten unter Wasser beobachten läßt.



Unheimlich heimlicher Besuch.
Eine „Nixe" schwimmt auf das Fenster zu und versucht, die „auf dem Trockenen Sitzenden" durch verführerisches Lachen in ihr nasses Element zu locken.

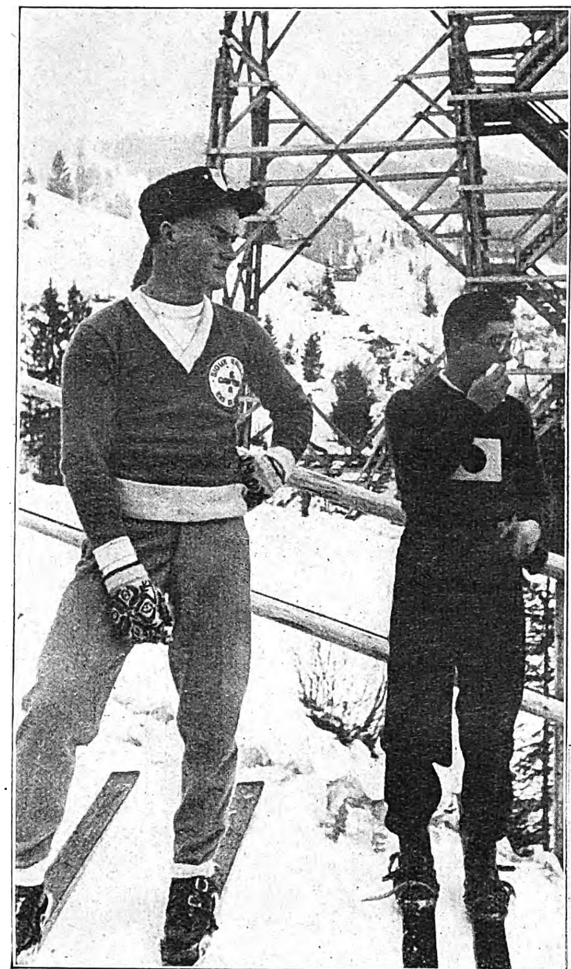
Wer zählt die Völker ...

Olympia-Stelldichein aller Nationen in Garmisch-Partenkirchen



Die Garmischer Jugend bestürmt die Japaner um Autogramme, die bereitwillig immer wieder gegeben werden.

Aufnahmen: Valérien.



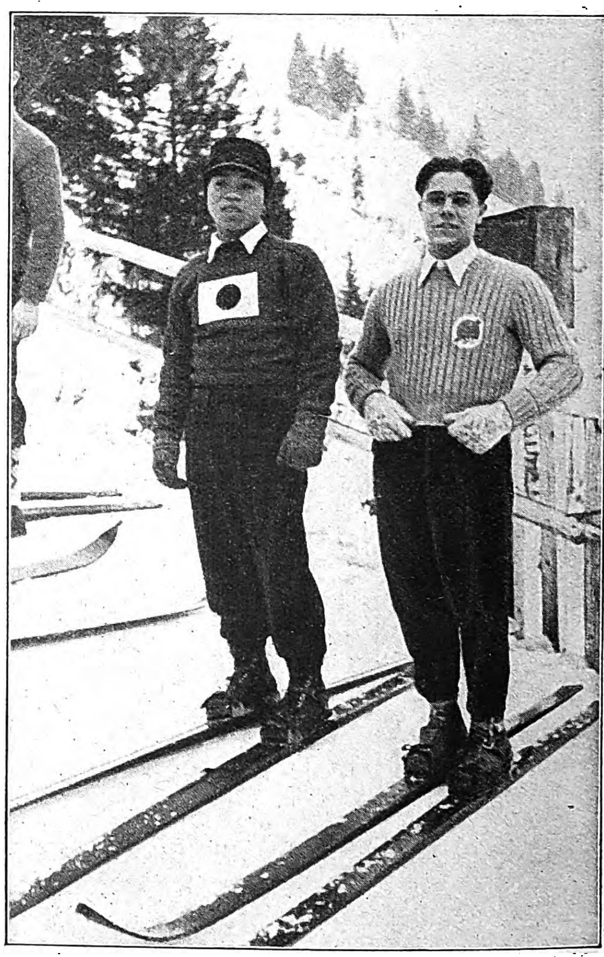
Hendrickson (Amerika) und ein Japaner beobachten mit Interesse die Sprünge der Kameraden.



An der kleinen Olympiaschanze. Saarinen (Finnland), einer der Weltbesten im Langlauf, Sieger in vielen harten Kämpfen, im Gespräch mit der italienischen Mannschaft.



Toni Bader (links) und Walter Motz (Deutschland), zwei unserer Besten, versäumen keinen Tag des Trainings.



Sekito (Japan) und Rieger (Österreich) auf der Sprungschanze. Trotz der schweren Verständigung hat sich eine herzliche Kameradschaft entwickelt.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO. Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft. Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. 35: 682476 Stück. Anzeigenpreis laut ausliegender Preisliste Nr. 8.
[ABCDEF]

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

IB Illustrierter Beobachter

11. JAHRGANG / FOLGE 6 / DONNERSTAG, 6. FEBRUAR 1936

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Die Augen der Welt sind auf Garmisch-Partenkirchen gerichtet. Aufnahme: Nordhoff

Die Winterspiele nehmen ihren Anfang und eröffnen die Olympia 1936
Teilnehmer und Gäste aus allen Teilen der Welt sind in großer Zahl im Werdenfelser Tal eingetroffen.

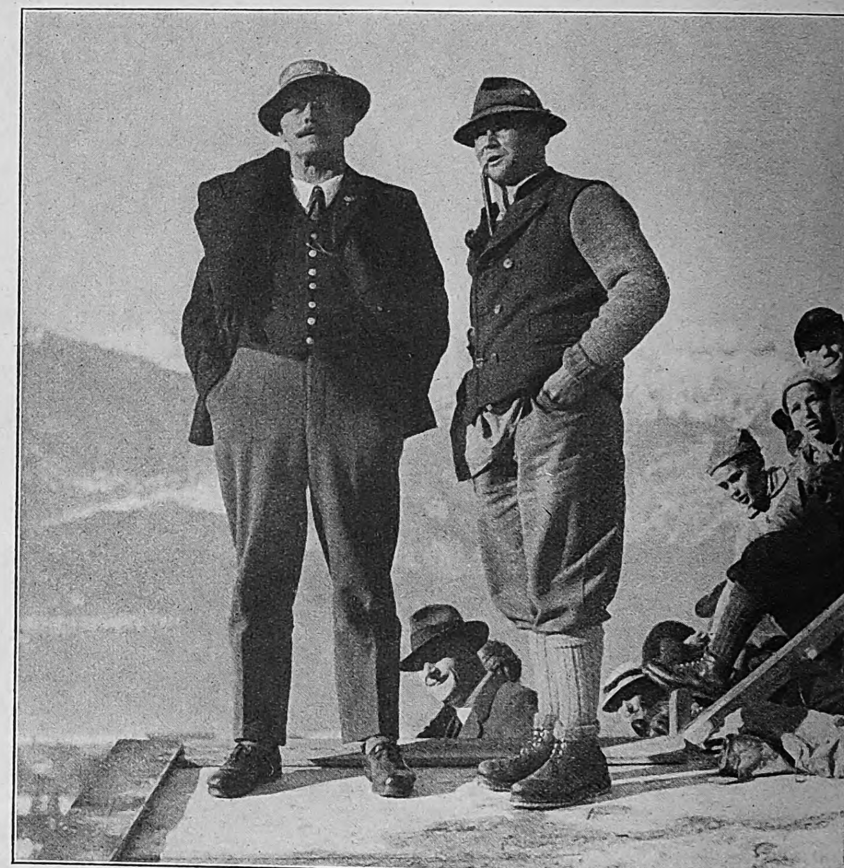


Übersicht über die Kampfstätten der Olympischen Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen.
Die Zeichnung unseres Mitarbeiters, Prof. Zeno Diemer, veranschaulicht das Gebiet zwischen dem Wank (Berg unmittelbar vor dem Beschauer) und der südlich dazu gelegenen Zugspitze (der höchste Punkt auf der Zeichnung). Wir sehen auf der linken Seite die beiden Ski-Sprungschanzen, mehr im Hintergrund den Riessersee mit der Bobbahn, in der Mitte das Eisstadion, in dem die Eiskunstlauf- und Eishockeykämpfe ausgetragen werden. Durch punktierte Linien sind die verschiedenen Bergbahnen vom Garmisch-Partenkirchener Tal aus dargestellt.



Vor schweren Kämpfen, die ganze Kraft und Energie erfordern.
Auf dem Kreuzeck, vor dem Haus in der Sonne deutsche Olympiateilnehmer.
Unter dem Briefkasten Christl Cranz.

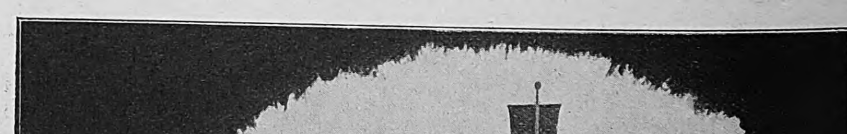
Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer (3) und Bildstelle der Reichspostdirektion München (1).



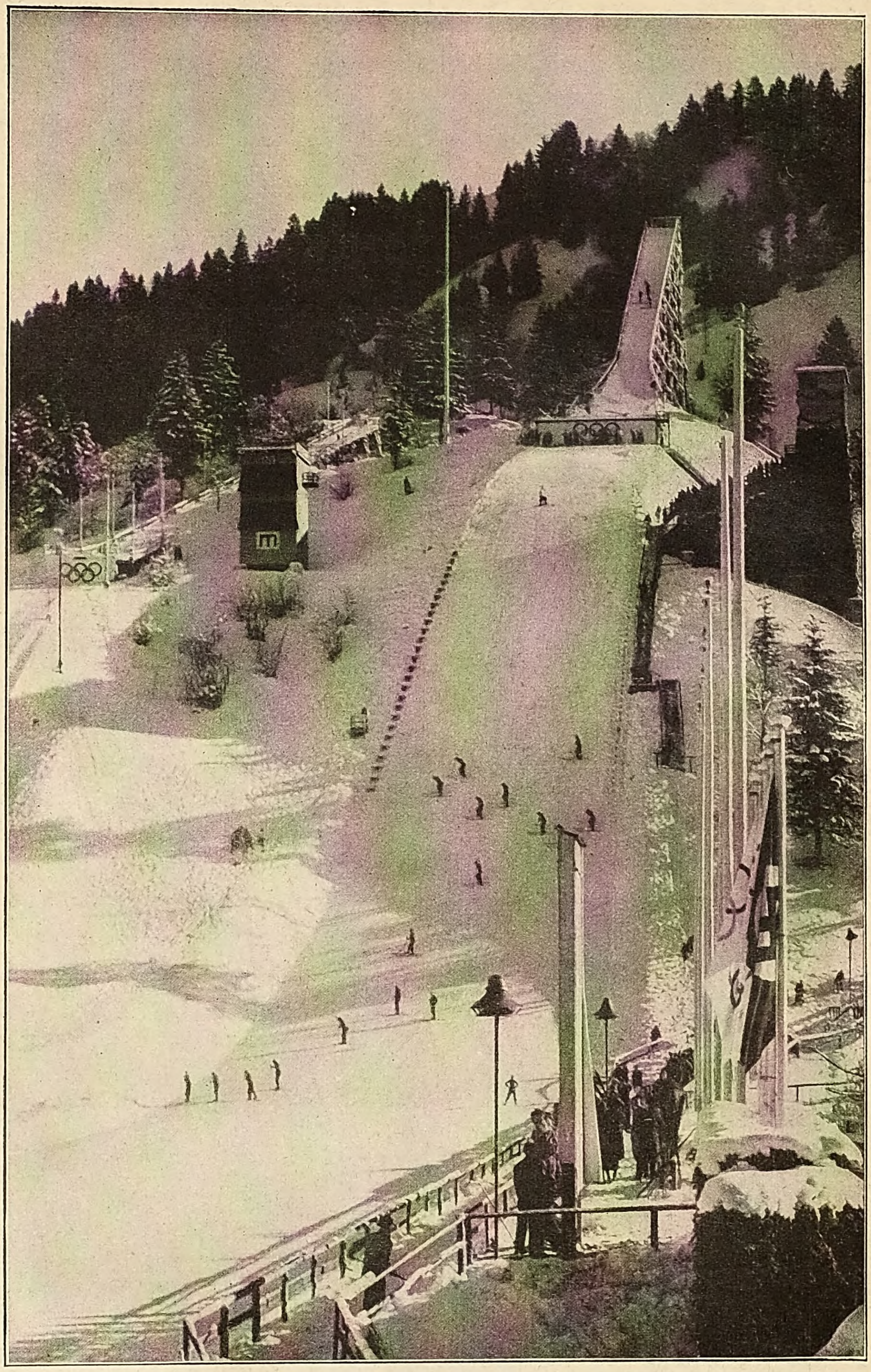
Interessierte Sachverständige verfolgen die Spiele.
Rechts: Martin Neuner, der frühere langjährige deutsche Schneeschuhmeister.



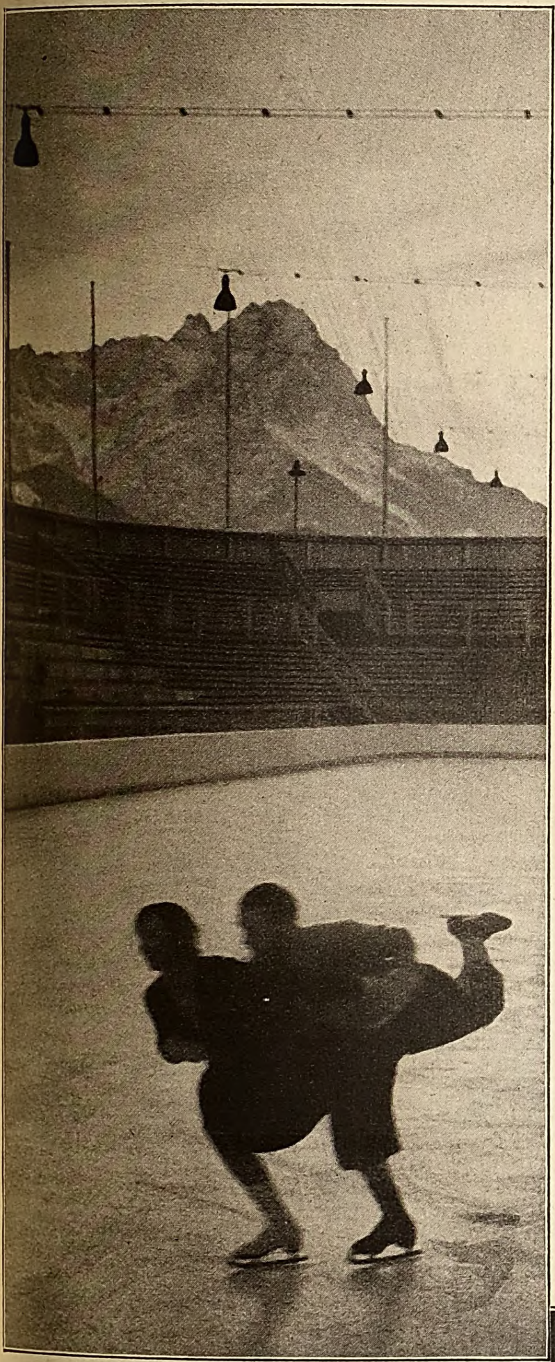
Birger Ruud (links) beim Skiverkauf in einem Garmischer Geschäft mit dem Trainer der italienischen Mannschaft, dem Norweger Ruland.



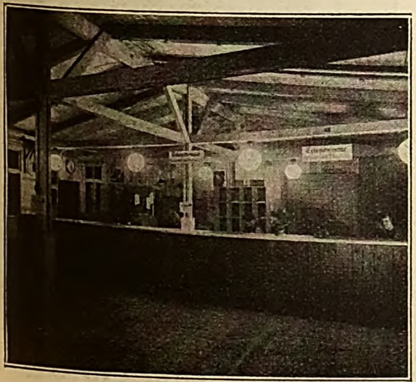
Im Autobus der Reichspost auf der neuen Autostraße nach Garmisch-Partenkirchen.
Bekränzt und beflaggt bietet der Weg zu den Winterspielen ein festliches Bild.



Die „Bühne" des Olympia-Skistadions: Die große Schanze.
Die Skifahrer unterhalb der Schanze sind damit beschäftigt, mit ihren Skiern den Schnee **auf der** Sprungbahn festzutrampeln.



Letztes Training vor dem Beginn der Spiele: Das kanadische Kunstlaufmeisterpaar Louis Bertram und Steward Neburn im abendlichen Eisstadion.



Das Hauptpresse-Postamt Untermühle der Reichspost wird eine Riesenarbeit im Dienst der Weltpresse zu bewältigen haben.



SA. ist eingesetzt, die Strecke des Langlaufs zu überwachen und bei Bedarf erste Hilfe zu leisten.

Aufnahmen Bayer. Bildbericht-Fischer (3) und Bildstelle der Reichspostdirektion München (1).

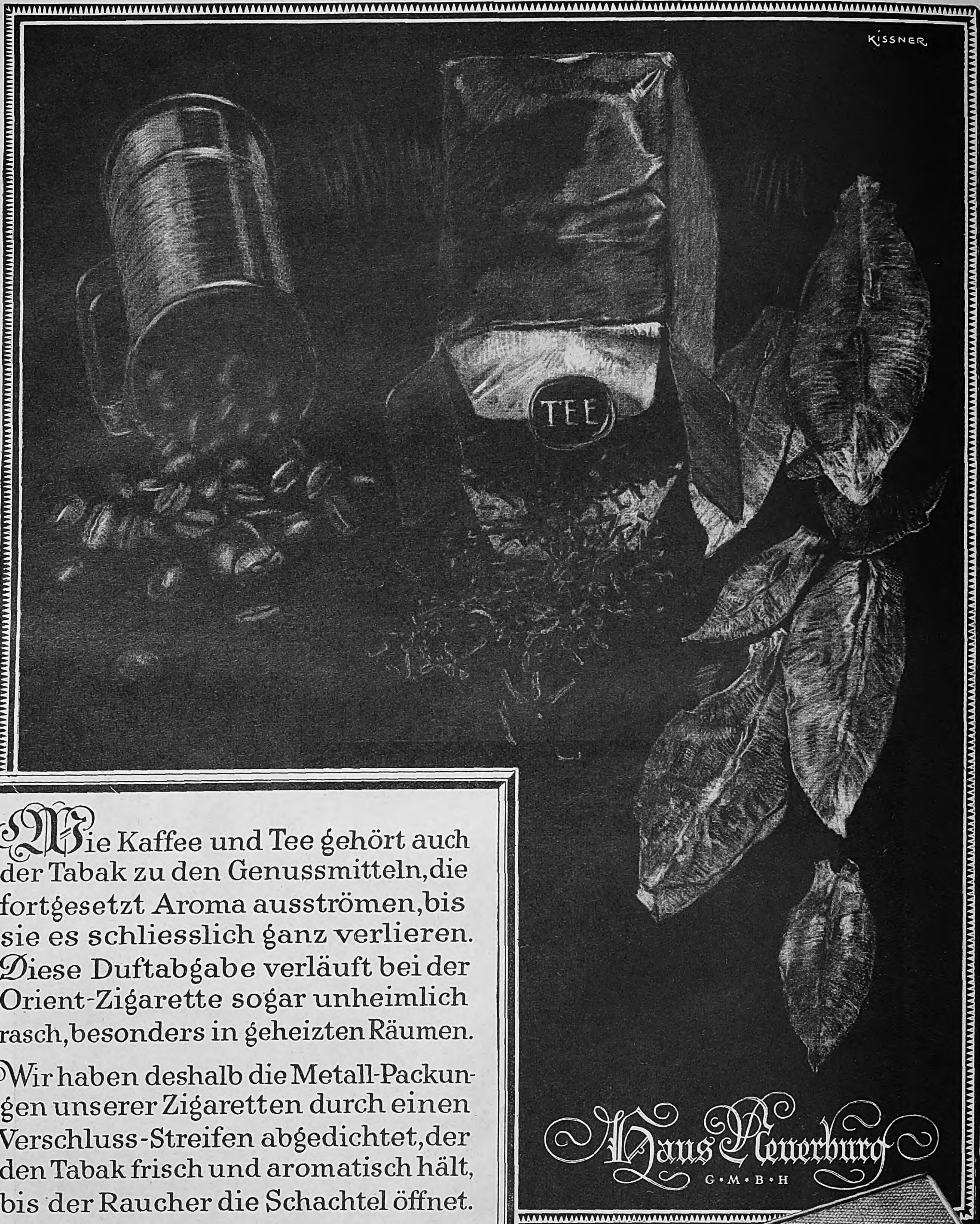


Trauerfeier für König Georg V. in Berlin.
Der Führer und Reichskanzler verläßt nach der Teilnahme an einem Trauergottesdienst die englische St.-Georgs-Kirche in Berlin.

KÖNIG GEORGS V. BEISETZUNG IN WINDSOR

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (3), Weltbild (1) und Associated Press (1)





Wie Kaffee und Tee gehört auch der Tabak zu den Genussmitteln, die fortgesetzt Aroma ausströmen, bis sie es schliesslich ganz verlieren. Diese Duftabgabe verläuft bei der Orient-Zigarette sogar unheimlich rasch, besonders in geheizten Räumen.

Wir haben deshalb die Metall-Packungen unserer Zigaretten durch einen Verschluss-Streifen abgedichtet, der den Tabak frisch und aromatisch hält, bis der Raucher die Schachtel öffnet.

GÜLDENRING

4 Pf. Mit Goldmundstück

Ausserdem:

OVERSTOLZ 5 PF. *OHNE Mundstück* ★ **RAVENKLAU 6 PF.** *Mit Goldmundstück*



Großfilm Attila

ROMAN VON FRANK HELLER

3. Fortsetzung.

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Merkwürdig, was sich in einer griechischen Großstadt, offenbar Athen, da alles um eine alte, vergilbte Filmspule abspielt. So verübt ihretwegen ein junger Mann, der sich Eugen Benda nennt, einen waghalsigen Einbruch, und kaum befindet er sich erst ein paar Stunden in ihrem Besitze, schon wird sie ihm von einem kleinen Schuhputzer gestohlen und wandert in die Hände eines Schweden namens Collin, in dessen Auftrag der Diebstahl durchgeführt wurde. Ist dies wahrhaftig seltsam genug, fast noch sonderbarer aber mutet es einen an, warum wohl dieser Schwede unter einem falschen Namen auftritt, als ein Professor Pelotard aus London, und vorgibt, ein harmloser Privatgelehrter zu sein, der sich aus Liebhaberei mit archäologischen Studien befasse. In dieser Weise sozusagen getarnt, lernt er in dem luxuriösen Hotel, in welchem er wohnt, eine etwas krause Gesellschaft amerikanischer Filmkünstler männlichen und weiblichen Geschlechtes kennen, die hier auf klassischem Boden einen Film aus dem klassischen Altertum drehen wollen, jedoch derzeit noch immer auf der Suche sind nach einem geeigneten Stoff dazu und nun mit dem Archäologen Petrie, den sie sich zu diesem Zweck eigens mitgebracht haben, auch den vermeintlichen Privatgelehrten dabei einspannen möchten. Indessen bemerkt Eugen Benda in der ärmlichen Herberge, in der er, allem Anschein nach völlig mittellos, Quartier genommen hat, den Verlust der für ihn zweifellos sehr kostbaren Filmspule. Er ist darüber mehr verwundert als erschrocken, denn weil er meint, sie sei kaum auch noch für sonst jemanden von Wert, kann er es sich nicht gut vorstellen, daß sie ihm gestohlen wurde. Verloren wird er sie haben, denkt er sich, und er macht sich sofort auf den Weg zu dem Restaurant, wo ihm, wie er annimmt, die Blechschachtel mit der Filmrolle aus der Tasche gerutscht sein dürfte. Da trifft er unterwegs Miß Helen, die er vom Dampfer her kennt, auf dem er sich als Eintänzer die Fahrt nach Griechenland verdiente. Er, der sie immer für eine verwöhnte reiche Dame hielt, ist nun nicht wenig erstaunt, als sie ihm eröffnet, daß sie, wie sie sich ausdrückt, eine ganz gewöhnliche Schönheitspflegerin sei und hier in privaten Diensten stehe. Und während sie ihn, da sie merkt, wie ausgehungert er ist, ohne viel Federlesens am Arm nimmt, um ihn in ein Speiselokal zu führen, damit er sich dort richtig satt esse, wird der Regisseur der Filmgesellschaft von einem gewissen Klemens angerufen, der unter allerlei geheimnisvollen Anspielungen eine Zusammenkunft mit ihm wünscht.

Nicht viel, was ich einem Telephonapparat anvertrauen möchte. Das Land, in dem wir uns befinden ist neugierig. Lassen Sie mich nur sagen, daß sie durch — unvorhergesehene Umstände getrennt wurden. Der erste und der zweite sind noch am Leben. Der dritte schon lange nicht mehr."

„Wie lange?"

„Fünfzehn Jahre."

„Ich fange an zu glauben, daß Sie der sind, für den Sie sich ausgeben. Aber ich verlange noch einen letzten Beweis. Die drei jungen Männer, von denen Sie sprechen, hatten eine Art Losung, deren sie sich in ihren Briefen bedienten. Sie war nicht gerade tiefsinnig, aber sie hatte ihre Bedeutung. Lassen Sie mich hören, wie — —"

„Gerne. Ich könnte es so übersetzen: Es ist schwer, eine schlechte Ware loszuschlagen."

„Und in der Sprache —?"

„Rosz àrun taladni nehèz! — Stimmt das?"

„Es stimmt. Rosz àrun taladni nehèz —"

„Sind Sie jetzt überzeugt, daß ich der bin, für den ich mich ausgebe?"

„Ich bin es. Aber wie —"

„Sprechen wir darüber, bis wir uns treffen! Und wann könnte das geschehen?"

„Jederzeit. Ist es ganz ausgeschlossen, daß Sie herkommen?"

„Völlig ausgeschlossen. Wir wollen uns an drittem Ort treffen, aber ich muß Sie bitten, etwas zu der Begegnung mitzubringen."

„Geld?"

„Nein — nicht Geld. Maskierungsrequisiten."

„Was? Maskie — —"

„Ich habe Sie schon aufmerksam gemacht, daß dieses Land überaus neugierig ist. Können Sie das Gewünschte mitbringen?"

„Das kann ich. Und wo treffen wir uns?"

„Nehmen Sie sich ein Auto, aber lassen Sie es nicht vom Portier bestellen. Stoppen Sie irgendein Taxi auf der Straße und sagen Sie dem Chauffeur, er möge zum Alten Phaleron fahren. Wenn Sie den Eindruck haben, daß Ihnen niemand folgt, dann lassen Sie ihn weiter zum neuen Phaleron fahren. Wenn Sie noch immer keinen Verfolger sehen, dann ersuchen Sie ihn, nach Glyphaba zu fahren. Schräg gegenüber der Badeanstalt in Glyphaba liegt eine Benzinstation. Dort soll er halten, und dann gehen Sie ein Stück weiter die Straße entlang, ich werde dort sein."

„Und wie sollen wir uns erkennen?"

„Sie können mich daran erkennen, daß ich einen Sportanzug anhaben werde, dessen unterer Teil von Salzwasser durchtränkt ist."

„Salzwasser? Ja, sagen Sie mir nur —"

Mr. Bird bekam keine Antwort. Am anderen Ende der Leitung schien man den Hörer abgelegt zu haben. Er saß eine Zeitlang mit dem seinen in der Hand da. Der Blick seiner Augen zeigte, daß seine Gedanken weit weg waren. Einmal ums andere rasselte das Telephon, aber er hörte es nicht! Schließlich steckte seine Sekretärin den Kopf herein, ohne angeklopft zu haben.

„Sind Sie zu sprechen, Mr. Bird? Herr Basilides von der Ingenieurfirma Basilides & Co. wartet schon fast drei Stunden. Er hat über etwas sehr Wichtiges mit Ihnen zu sprechen — einen verbesserten Tonaufnahmeapparat, den seine Firma —"

Der Regisseur sprang von seinem Sitz auf.

„Er soll ein andermal wiederkommen!" rief er. „Ich bin heute den ganzen Tag beschäftigt. Für ihn und für alle anderen nicht zu sprechen! Verstehen Sie?"

Er eilte zur Tür hinaus mit einer Geschwindigkeit, die die Sekretärin veranlaßte, ihre impertinenten Augenbrauen noch um einen Grad höher zu ziehen, denn Geschwindigkeit war im allgemeinen kein Begriff, den man mit Mr. Edmund Bird in Verbindung bringen konnte. Er schoß durch das nächste Zimmer, wo der Sekretär gerade mit Neuyork sprach, und weiter hinaus in den Vorraum, wo alles bei seinem Erscheinen so still wurde, als wäre er der Engel Gabriel, der den Anbruch des jüngsten Tages verkündete. Im nächsten Augenblick waren alle Insassen des Zimmers von ihren Plätzen aufgesprungen und hatten ihn umringt, um einen Zipfel seines Kleidersaums kämpfend. Er riß sich von ihnen allen los und verschwand die Treppe hinunter. Herr Tritakis, der Portier des Hotels, beobachtete mit einem Ausdruck lebhaftester Mißbilligung die Horde, die hinter ihm drein in die Halle hinunterstürmte.

Es ist meine Pflicht, mit der Direktion über diese Auftritte zu sprechen, sagte er sich und drehte seinen Poseidonbart. Ja, ich halte es für meine Pflicht.

Aber lange bevor er zur Klarheit gelangt war, was seine Pflicht sei, saß der erste Regisseur der Bird International Pictures zurückgelehnt in einem Taxi, das ihn mit Windeseile zur Phaleronwerft fuhr. Rechts von ihm funkelten die Säulen des Parthenon in der Sonne, jeder Stein des Bodens, über den er dahinsauste, war eine Verkündigung versunkenen, aber unvergänglichen Ruhms. Doch er sah nicht die Linien des Parthenon, er hörte nicht die stumme Sprache der Steine. Er war von einem einzigen Gedanken erfüllt: zu kontrollieren, ob jemand ihm folgte. So viel er sehen konnte, war dies nicht der Fall. Als das Auto zum Alten Phaleron kam, gab er dem Chauffeur die Weisung, weiter zum Neuen zu fahren, und als er auch auf dieser Strecke keinerlei Anzeichen einer Verfolgung sah, fuhr er weiter nach Glyphaba. Die attische Riviera mit ihren kleinen Villen und Restaurants glitt an ihm vorüber, aber er war ebenso blind gegen diese Zeugnisse eines aufkeimenden Wohlstandes wie für die Zeugnisse entschwundenen Glanzes. Endlich hielt das Auto an einer Tankstelle. Er stieg aus, zahlte, bedeutete dem Chauffeur zu warten und ging langsam weiter. Die Küste erstreckte sich in einer schimmernden Silberlinie zu seiner Rechten. Wenn er sich umwandte, sah er in weiter Ferne den Piräus und die Bucht von Salamis, die einstmals die Niederlage des Perserreiches und den Sieg Griechenlands geschaut hatte. Aber seine Gedanken waren fern von solchen Dingen. Er lugte nach einem Sportanzug aus, dessen Unterteil von Salzwasser durchtränkt war, und um dessentwillen vergaß er, daß diese Wellen einstmals den Sieg freier Män-

ner über die Tyrannei mitangeschaut und tausend Galeeren sinken gesehen hatten.

Er war nun schon eine halbe Stunde gegangen. Keine Menschenseele ließ sich sehen. Hatte ihn jemand auf eine Irrlichterjagd gelockt? Und in welcher Absicht? Er stellte sich eben diese Frage, als er plötzlich Angesicht gen Angesicht einem Manne gegenüberstand, den zu erkennen er keine zehn Sekunden brauchte, obwohl fünfzehn Jahre vergangen waren, seit Mr. Bird ihn zuletzt gesehen.

Ein untersetzter Herr mit dunkler Hautfarbe, in braunem Sportanzug trat aus dem Schatten eines verstaubtem Kaktus und Attikas klare, klassische Luft widerhallte plötzlich von zwei Ausrufen von wenig klassischem Klang.

„Kelemen!" sagte die eine Stimme.

„Oedön!" rief die andere.

6.

In dem sich Herr Collin mit mancherlei Dingen beschäftigt.

Derselbe Morgen, dessen Sonne Herrn Eugen Benda in der Fremdlingsherberge des Schlummers in der Aiolostraße weckte und den hastigen Aufbruch des Regisseurs Bird aus dem Hotel Salamis sah, sah auch Herrn Philipp Collin aus Schweden mit allerlei Dingen beschäftigt.

Die Uhr zeigte kaum acht, als er in der Portierloge erschien, wo Herr Achilles Tritakis in Erwartung der Dinge, die der Tag bringen sollte, seinen zweiteiligen Bart kämmte. Bei Herrn Collins Anblick umdüsterte sich sein Antlitz, und er fragte:

„Kommt Ihr Bote heute wieder, Sir?"

„Jawohl", antwortete Philipp freundlich. „Aber ich habe ihn gebeten, lieber im Laufe des Nachmittags vorzusprechen, da erregt er weniger Aufsehen."

Herrn Tritakis' Antlitz umdüsterte sich noch mehr. Wenn es sich um den guten Namen und Ruf des Hotels Salamis handelte, verstand er keinen Spaß und der Gedanke, daß ein schmutziger, unrasierter Schuhputzer am Nachmittag, wo das Hotel von eleganten Gästen nur so wimmelte, sich einfinden würde, erschien ihm geradezu als ein Blasphemie.

„Aber nicht darüber wollte ich mit Ihnen sprechen", fuhr Philipp unbefangen fort. „Wollen Sie mir die Adresse des besten photographischen Ateliers in der Stadt geben?"

Herrn Tritakis' Stirn erhellte sich, denn an solchen Vermittlungen verdiente er seine zwanzig bis dreißig Prozent, je nach dem Rang des empfohlenen Geschäftes. Er beeilte sich, ein paar photographische Läden zu empfehlen, aber Philipp winkte ab.

„Ich will das aller-, allerbeste Atelier haben, Herr Tritakis! Es handelt sich um eine wichtige Kopie, und Ihre Prozente kommen da in zweiter Linie. Richtiger gesagt, ich ziehe es vor, sie selbst zu bezahlen, wenn ich nur eine zuverlässige Adresse bekomme!"

Herrn Tritakis' Stirn umwölbte sich zum dritten Male. Er vergaß sein abgerundetes Eighteenthcentury-Englisch und antwortete mit fast amerikanischer Abruptheit:

„Papadakis, Universitätsstraße 119."

Philipp machte sich zu der angegebenen Adresse auf. Herr Papadakis erwies sich als ein kleiner korpulenter Herr mit munterem Gesichtsausdruck und schildpattgefaßten Augengläsern. Als er Philipps Anliegen hörte und sah, was er in einer Schachtel mitbrachte, die einmal ägyptische Zigaretten enthalten hatte, wurde er noch um eine Nuance munterer. Er tanzte auf den Zehenspitzen, während er Fragen zu formulieren suchte, die sachlich klingen sollten, aber in Wirklichkeit die naivste Neugierde verrieten: Es sei überaus wichtig, das Alter des Rohfilms zu kennen, wenn man eine Kopie anfertigen sollte. Riet er fehl, wenn er diese Spule auf mindestens zehn Jahre alt schätzte? Zehn Jahre — er könnte auch zwölf sagen, vielleicht noch mehr! Ja, sicherlich mehr. Wo war der Film aufgehoben worden? Das hatte auch seine Bedeutung. Wenn er an einem kalten Orte verwahrt worden war, dann war er weniger empfindlich, als wenn er längere Zeit einem solchen Klima wie dem griechischen ausgesetzt war! Daß er nicht in Griechenland a u f g e n o m m e n war, konnte man ja mit einem Auge sehen!

„So?" sagte Philipp mit einer Stimme, die er so gleichgültig wie möglich machte. „Wie kann man so etwas mit einem Auge sehen?"

Herr Papadakis hielt einen kleinen Abschnitt der Filmspule zur Besichtigung hin. Sein Gesicht strahlte überwältigende Schlauheit aus:

„Bitte sehr, mein Herr! Was sehen Sie?"

„Ich sehe Männer, die mit Grabungen beschäftigt sind."

„Haha! Sie hüten sich, zuviel zu sagen. Ja, sie sind mit Grabungen beschäftigt, aber wo? Am Ufer eines Flusses. Und so große Flüsse mit so viel Wasser haben wir hier in Griechenland leider nicht, mein Herr!"

„Sie sind scharfsinnig", sagte Philipp bewundernd.

„Ich bin vielleicht scharfsinniger als Sie glauben. Ich sehe noch mehrere andere Eigenheiten, aber die gehen m i ch natürlich nichts an" —, er machte eine Pause, als erwarte er Widerspruch — „und Neugier ist mein geringstes Laster. Ja", beeilte er sich hinzuzufügen, voller Befürchtungen, daß Philipp das Thema fallen lassen könnte, „ich sehe noch verschiedene andere Eigenheiten an Ihrem Film."

„Beispielsweise?" sagte Philipp mit halbgeschlossenen Augen.

„Erstens, daß der Film in freier Luft und in Kostümen aufgenommen ist, in Trachten, wie sie die alten Römer trugen. Schön, es ist also ein Film, den man sich etwas kosten lassen wollte, nicht wahr? Aber warum sind dann die Schauspieler nicht geschminkt, können Sie mir das sagen?"

„Sind sie wirklich nicht geschminkt?" fragte Philipp mit gespielter Verwunderung. „Was veranlaßt Sie, das zu glauben?"

„Sie stellen sich naiv! Als ob nicht jeder Mensch sehen könnte, daß dieser Film mit Schauspielern aufgenommen ist, die man sich nicht einmal die Mühe genommen hat, zu schminken. Ohne Schminke, mein Herr, ist es beim Film ganz unmöglich, Natürlichkeit zu erreichen. Gesichter in freier Luft müssen braun gemalt werden, terrakottafarben, ja, violett, um echt zu wirken! Diese Gesichter sind überhaupt nicht gemalt worden, und wenn Sie daran denken, Ihren Film so vorzuführen, wie er jetzt ist, dann wird das ein Durchfall, das sage ich Ihnen im voraus."

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, mich darauf aufmerksam zu machen", sagte Philipp. „Aufrichtig gestanden, weiß ich nicht, wann die Premiere stattfindet."

Herr Papadakis spann seinen eigenen Gedankengang mit wachsendem Interesse weiter.

„Wie gesagt, vom Vorführungsstandpunkt aus ist Ihr Film unmöglich, mein Herr! Aber ich will nicht leugnen, daß er mich aus anderen Gesichtspunkten interessiert. Wenn auch die Schauspieler zweifellos Liebhaber sind, ist ihr Spiel doch in gewissen Einzelheiten recht wirkungsvoll. Sehen Sie sich den Mann in der römischen Soldatenuniform an, der unter der Peitsche des Aufsehers zusammenbricht — hier, mein Herr, da, wo ich den Finger hinhalte! Ich will nicht leugnen, daß sein Gesicht, obwohl ungeschminkt, in seinem Haß und seiner Verzweiflung ganz erschütternd wirkt! Ich glaube nicht, daß viele Berufsschauspieler, auch wenn sie geschminkt wären und einen guten Regisseur hätten, etwas Besseres leisten könnten. Nein, wirklich nicht! Und sehen Sie sich den Aufseher an, der die Peitsche schwingt! Auch er ist nicht geschminkt, aber trotzdem ist sein Gesicht so ausdrucksvoll, daß es empfindliche Personen leicht im Schlaf verfolgen könnte!"

„Sie haben ganz recht", murmelte Philipp, „und wer weiß, ob dieses Gesicht nicht schon empfindliche Personen im Schlaf verfolgt hat!"

Herrn Papadakis' Neugierde wurde so groß, daß sie ihn fast zu sprengen drohte.

„Nicht schon verfolgt hat? Ist denn Ihr Film schon irgendwo gezeigt worden?"

Philipp tat, als verstünde er nicht.

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt, was ich wünsche, Herr Papadakis. Können Sie mir zwei Kopien von dieser Filmspule herstellen, ohne den Film irgendwie zu beschädigen? Und können Sie sie heute fertigmachen? Ich bezahle jeden Preis, gleichviel wie hoch."

Herr Papadakis war verletzt. Er zeigte es, indem er wieder in so hohem Grade, als es ihm möglich war, den korrekten Geschäftsmann herauskehrte.

„Natürlich kann ich das, mein Herr", murmelte er. „Entschuldigen Sie, wenn ich als Fachmann einige Betrachtungen anstellte und legen Sie sie nur ja nicht als Neugierde aus. Sie können Ihre Kopien schon heute nachmittag haben!"

Er verschwand in die inneren Regionen seines Ladens und Philipp Collin trat hinaus in den immer weißer werdenden Sonnenschein. Er war sich nicht im unklaren, was sein nächstes Ziel sein mußte. Sein Weg führte ihn direkt zum Smyrna-House.

Gerade vor sich hatte er das Kapheneion Diogenou, wo er am vorigen Abend ein paar Stunden damit verbracht hatte, auf einen jungen Mann zu warten, der überhaupt nicht zurückkommen zu wollen schien. Philipp hatte sich seine eigene Auffassung darüber gebildet, was ihn so lange ferngehalten hatte. Und wenn diese Auffassung richtig war, dann mußte das Unternehmen des jungen Menschen sicherlich Spuren hinterlassen haben, die ein Mensch mit Augen im Kopfe irgendwie deuten konnte ...

Er ließ den Blick prüfend die hohe Mauer entlang gleiten. Man konnte demjenigen, der einen solchen Weg wählte, seine Bewunderung nicht versagen. Er mußte sich bewußt sein, daß der leiseste Fehltritt ihn das Leben kosten konnte. Und wenn man mit dem Leben als Einsatz spielt, erzwingt man sich immer Respekt.

Herr Collin zuckte zusammen. Seine Blicke hatten gefunden, was sie suchten. Eines der obersten Stockwerke wirkte gleichsam einäugig. Die eine Hälfte des einzigen Fensters nach dem Hof zu weigerte sich, die Sonnenstrahlen zurückzuwerfen. Das hatte seine guten Gründe. Ein schwarzes Loch klaffte in seiner Mitte.

Das vorletzte Geschoß eines vierzehnstöckigen Hauses! Man bekam mehr und mehr Respekt vor dem Manne, der dort einen Besuch abstattete, ohne den Lift oder die Haupttreppe zu benützen. Welcher Grund konnte ihn zu seinem Besuch bewogen haben? Zweifellos nur ein sehr zwingender. Natürlich war es denkbar, daß es sich um Geld handelte, aber sicher war es nicht. Rache?

Das war eher denkbar. Diese Möglichkeit paßte besser zu dem Aussehen und Wesen des Besuchers — soweit man ihn nach einigen flüchtigen Blicken beurteilen konnte. Aber es hatte keinen Zweck, über eine Tat nachzugrübeln, wenn man gar nicht ahnte, gegen wen sie sich gerichtet hatte!

Das mußte man vor allen Dingen herausbekommen, und es konnte kaum allzu schwer sein. Aber eines machte ihn stutzig. Der Einbruch — um die Sache mit ihrem sicherlich richtigen Namen zu nennen —, der Einbruch war vor mehr als zehn Stunden verübt worden. Die Spuren, so wie sie sich von außen zeigten, waren ziemlich mühelos festzustellen. Noch leichter mußten sie von innen zu erkennen sein. Warum sah man dann kein Anzeichen, daß sie entdeckt worden waren, daß man Alarm geschlagen, daß die Jagd nach dem Verbrecher begonnen hatte?

Vielleicht ergab sich die Antwort im gleichen Augenblick, in dem man wußte, wer dort oben wohnte!

Philipp Collin verließ seinen Posten und begab sich zum Haupteingang des Gebäudes. Hinter einem Gittertor lag eine kühle Vorhalle, die von einem goldgalonierten Herrn mit einem Gesicht, das eines Kerkermeisters würdig war, bewacht wurde.

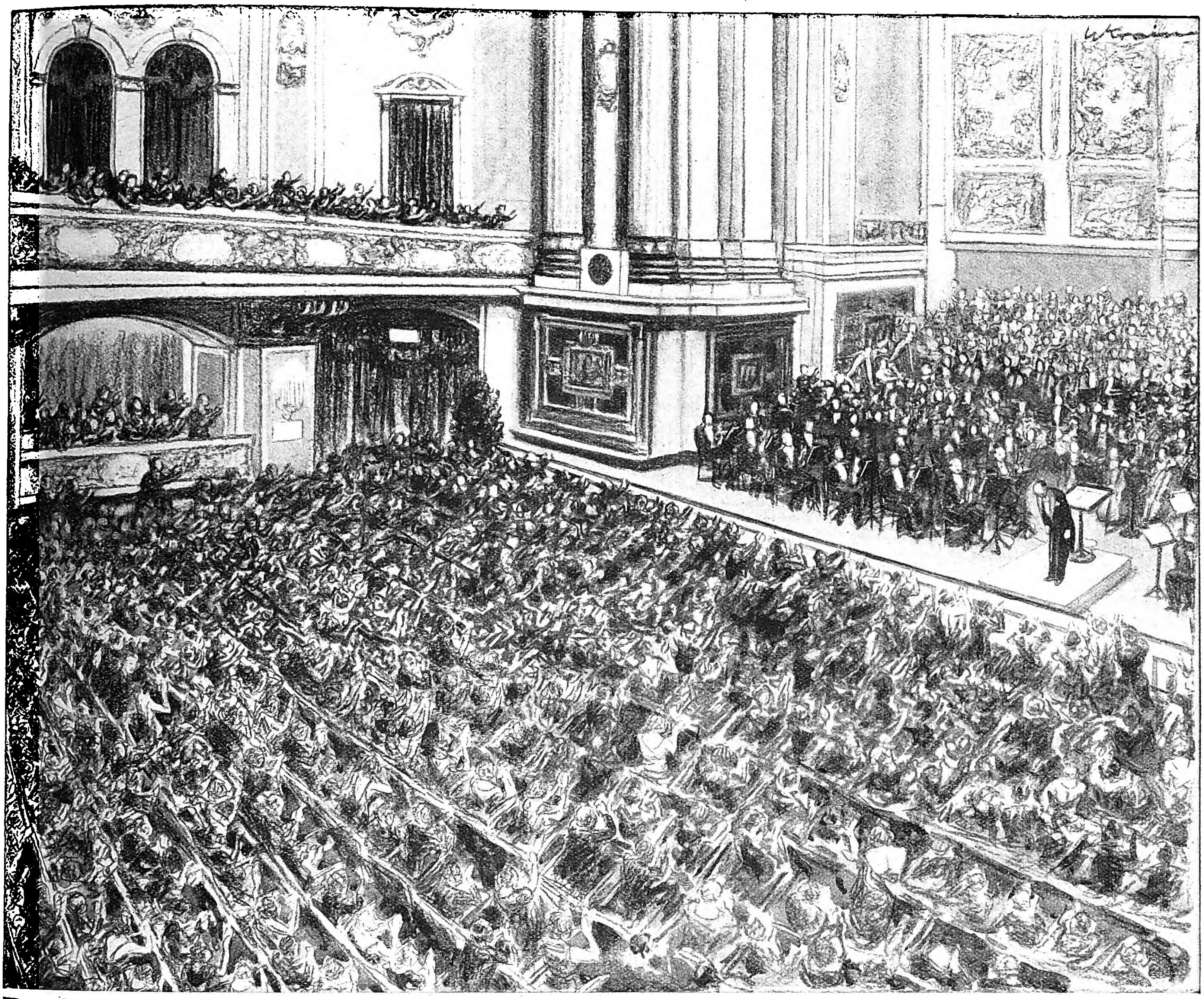
Philipp stellte sich als ausländischer Geschäftsmann vor, der die Absicht hatte, eine Zweigstelle in Athen zu eröffnen und sich nach den Bedingungen in Smyrna-House erkundigte. Mehr bedurfte es nicht, um den Goldgalonierten in ein Gespräch zu verwickeln, das Philipp allmählich alle Aufschlüsse brachte, die er brauchte. Das Appartement im dreizehnten Stockwerk wurde von dem vielleicht vornehmsten Mieter des Hauses bewohnt — einem internationalen Finanzmann, dessen Name in ganz Griechenland und der Levante bekannt war. Nach diesem Namen zu schließen, mußte er von deutscher Abkunft sein, er hieß nämlich Vogel. Ob Herr Vogel tatsächlich ein Deutscher war, wußte der Portier allerdings nicht, doch über seine Unternehmungen konnte er ganz genaue Auskunft geben. Herr Vogel befaßte sich ausschließlich mit Finanzoperationen im größten Stil. Hatte der Herr nie von der Aktiengesellschaft für Ölgewinnung in der Dobrudscha oder der Liquidierungsgesellschaft des Serbisch-Magyarischen Großgrundbesitzes gehört? Oder von den Levantinischen Teppichwebereien? Oder von der Finanzierungsgesellschaft für den Nahen Osten? Die Stimme des Portiers, als er diese Namen nannte, verriet die Ehrfurcht, die sie ihm einflößten. Aber Philipp, der nie etwas von den erwähnten Gesellschaften gehört hatte, konnte nur den Kopf schütteln und ein verlegenes Gesicht machen. Herr Vogel — erklärte der Portier schließlich, wie um Philipp den Gnadenstoß zu geben — sei augenblicklich nicht zu Hause, gestern sei er nach Konstantinopel geflogen, um dort, in Bukarest und Belgrad geschäftliche Konferenzen abzuhalten. Im eigenen Flugzeug, mein Herr, vom Flugplatz in Phaleron!

„Wohnt Herr Vogel hier oben?" erkundigte sich Philipp schüchtern, „oder hat er nur sein Kontor da?"

„Er hat eine Wohnung, die er als Kontor verwendet, wenn er in der Stadt ist. Aber er ist meistens auf Reisen."

„Wer räumt ihm auf?"

Der Goldgalonierte musterte Philipp mit erstaunten Blicken:



Beliebtheit muß verdient sein . . . und Atikah hat sich ihre Beliebtheit redlich verdient. Nicht durch Zufall ist Atikah seit Jahren die meistgerauchte 6 Pf.-Cigarette Deutschlands: mit bedachter Sorgfalt und peinlichster Gewissenhaftigkeit wurde alles erwogen und getan, was dem Atikah-Raucher die Cigarette immer wieder besser und begehrenswerter machen konnte. Atikah enthält die kostbarsten Tabaksorten des Orients in meisterhafter Mischung. Um alle Feinheiten ihres zarten Aromas und fülligen Geschmacks zu entfalten und auch zu bewahren, dienen ihrer Herstellung die modernsten technischen Hilfsmittel und Fabrikationsmethoden. Auch wird Atikah ohne Mundstück hergestellt, weil so die ausgesprochene Eigenart ihrer Mischung voll zur Geltung kommt und der Charakter und das Aroma der reinen Orientcigarette erhalten bleiben — kurz, in jeder Hinsicht wird den Ansprüchen des verfeinerten Rauchers an reinen und vollen Genuß Rechnung getragen.

AUSLESE
Cigaretten

ATIKAH 6 Pf.

Selbstverständlich OHNE Mundstück



„Warum fragen Sie das?“

„Nur, weil es mich als zukünftigen Mieter interessiert — ich glaube nämlich, daß ich hier bei Ihnen mieten werde, Portier. Ich setze voraus, daß Sie für diese Dinge sorgen — habe ich recht?“

„Sie haben recht, ich sorge für das Aufräumen in allen Wohnungen. Aber wenn man es mit einem Herrn wie Herrn Vogel zu tun hat, ist das nicht schwer. Er will möglichst wenig fremde Leute in seiner Wohnung haben. Bevor er von seinen Reisen zurückkommt, telegraphiert er mir immer.“

„Und wenn sein Kommen sich verzögern sollte?“

Der Goldgalonierte musterte Philipp abermals.

„Warum fragen Sie das?“

„Haben Sie noch nie von Flugzeug-Unfällen in der Zeitung gelesen, Portier?“ fragte Philipp, während sich unschuldigstes Staunen in seinem Antlitz malte.

„Doch — natürlich! Aber —“

Er schloß den Satz nicht ab, aber aus seinem Tonfall ging hervor, daß Unfälle wohl anderen Mietern in weniger feinen Häusern zustoßen konnten, daß es aber beleidigend und unpassend wäre, sich so etwas im Zusammenhang mit einem Mieter wie Herrn Vogel, in einem Unternehmen wie dem Smyrna-House vorzustellen. Dann führte er das Gespräch zu den Dingen zurück, die Philipp in weit geringerem Grade interessierten, nämlich welchen Zins er zu bezahlen wünschte und wie hoch er wohnen wolle. Philipp sah sich eine Anzahl leerstehender Räume an. Sämtliche Wohnungen in dem großen Gebäude waren nach ein und demselben Grundriß gebaut und bis ins einzelne mit denselben Bequemlichkeiten ausgestattet. Der einzige Unterschied bestand darin, daß einige möbliert waren, andere nicht. Er entschied sich halb und halb für ein möbliertes Appartement im zwölften Stock, gerade unter Herrn Vogels Wohnung gelegen, erlegte eine Anzahlung, die verfiel, wenn er die Wohnung nicht nahm, gab Namen und Adresse an und verabschiedete sich.

Das Resultat seiner Nachforschungen ließ sich in einige wenige Worte zusammenfassen: der junge Mann mit den blauen Augen hatte einen inoffiziellen Besuch in einer Wohnung gemacht, die leer stand und auf längere Zeit hinaus nicht einmal Gegenstand des Interesses einer Scheuerfrau sein würde. Folglich war es durchaus nicht zu verwundern, daß sein Besuch keinerlei Aufsehen erregt hatte. Folglich war es auch überaus ungewiß, wann er entdeckt werden würde. Folglich würde das Motiv dieses Besuches und was sich während desselben zugetragen, ein unerforschtes Geheimnis bleiben, bis Herr Vogel telegraphierte, daß er von seiner Reise zurückkomme. Worin bestand aber dieses Motiv?

Das war und blieb die große Frage — das und das Problem, was die Filmspule in der Zigarettenschachtel zu bedeuten hatte! Konnte sie aus Herrn Vogels Wohnung stammen? Eine veraltete Filmspule mit klassischem Motiv ist wohl das letzte, was man in den Geheimfächern eines großen Finanzmannes zu finden erwartet. Und noch weniger wahrscheinlich wäre es, wenn ein ungebetener Gast sie aus diesen Geheimfächern mitnehmen würde! Aber hätte dieser Gast Bargeld oder Geldeswert mitgenommen, dann hätte er sich ohne Zweifel nach Beendigung seines Besuches wenigstens eine Tasse Kaffee leisten können! —

Herr Collin riß sich von seinen Gedanken los. Sie drohten sich ins Blaue zu verlieren. Man muß immer dafür sorgen, daß theoretische Spekulationen einen soliden Unterbau in der Wirklichkeit haben. Ihm war in diesem Falle ein klarer Weg vorgezeichnet. Bis vor einer halben Stunde hatte er Herrn Vogels Namen nie gehört. Seither hatte der Portier sein möglichstes getan, ihn darüber aufzuklären, wer Herr Vogel war. Aber noch gab es große Lücken in seinem Wissen. Wer sie am besten und leichtesten ausfüllen konnte, war ein Börsenagent. Er ging in die erstbeste Bank — Athens Straßen wimmeln nur so von Banken — und ersuchte um die Adresse eines zuverlässigen Agenten. Als er diesen etwas später verließ, war seine Stirn noch nachdenklicher gefurcht als zuvor. Es zeigte sich, daß der Portier des Smyrna-Houses die Bedeutung seines Mieters keineswegs überschätzt hatte. Herr Vogel schien für den Nahen Osten dieselbe Rolle zu spielen wie ein Horace Finaly in Frankreich oder ein Basil Zaharoff in England. Er hatte seine Hand in allen größeren Unternehmungen auf der Balkanhalbinsel und ihren Nachbarländern. Er beherrschte Ölindustrien und Teppichwebereien, Großgrundbesitz und Eisenbahnen. Seine Unternehmungen waren zahllos. Ob sie solid waren? Man konnte ja sagen, daß die Aktien der Vogel'schen Unternehmungen im Verhältnis zu ihrem augenblicklichen realen Wert etwas zu hoch bewertet wurden und daß die Spekulanten, die sie seinerzeit zu Haussekursen gekauft hatten, natürlich keinen Anlaß hatten, den Markt zu loben. Andererseits aber mußte man doch zugeben, daß die meisten Gesellschaften dieses Großspekulanten recht gut fundiert waren, und wenn nichts Unvorhergesehenes eintraf, würden sie sicherlich die Krise überleben, ja, sogar gestärkt daraus hervorgehen!

Das war die Auskunft, die Philipp bei dem athenischen Börsenagenten erhielt, der sich zum Schluß erbot, alle Käufe oder Verkäufe in Herrn Vogels Aktien oder auch anderen, mit denen Philipp ihn beehren wollte, zu tätigen. Philipp versprach bestimmt, ihm diese Ehre zuzuwenden, nahm Abschied und begab sich wieder zu seinem Aussichtspunkt vor dem Kapheneion Diogenou.

Für einen einzigen Blick durch das Fenster im 13. Stock wäre Philipp Collin bereit gewesen, nicht wenige Drachmen, Francs, Dollars, ja sogar Pfund zu opfern! Er war überzeugt, daß dieses Geld gut angewendet wäre, ja, daß es sich sogar als ganz nutzbringend erweisen würde!

Er fuhr zusammen, eine Hand hatte sich auf seine Schulter gelegt. Als er sich umwandte, begegnete er dem lächelnden Antlitz seines Freundes Mr. Petrie.

„Wie geht es Ihnen nach der Begegnung mit der zehnten Muse?“ fragte der Archäologe. „Ich, der ich ein stiller Stubengelehrter bin und hier in Athen nur die Ruinen kenne, bin total überwältigt. So spät bin ich seit elf Jahren nicht ins Bett gekommen!“

„Es ist ein bißchen spät geworden“, gab Philipp zu. „Nichtsdestoweniger bin ich schon seit etlichen Stunden auf und habe bereits allerlei hinter mir. Ich fange übrigens an, es zu spüren. Was würden Sie dazu sagen, bei Averoff mit mir zu lunchen? Ich glaube, das wäre die richtige Kur nach den gestrigen Ausschweifungen!“

Er steckte seinen Arm unter den des Archäologen, ohne auf dessen Proteste zu achten und zog ihn zum Odo-Stadion mit. Einige wenige Schritte führten sie in das erwähnte Restaurant, wo sie von einem Epheben mit einem Flederwisch empfangen wurden, der unter tiefen Verbeugungen den Staub von ihren Füßen wedelte, bevor er ihnen gestattete, die Perlportiere des Eingangs zu passieren. Sie überschritten die Schwelle und standen in einem ungeheuren Saal, der in drei miteinander verbundene Räume geteilt war. Fast jeder Fußbreit war von essenden und trinkenden Mitbürgern besetzt, und man hätte es kaum für möglich gehalten, daß irgendein Personal der Welt die Bedürfnisse so vieler Menschen befriedigend erfüllen könnte. Aber kaum hatte ein Gast eine Bestellung gemacht, als auch schon das Gewünschte vor ihm auf dem Tische stand, herbeigeschafft von Kellnern, die reine Zauberkünstler in ihrem Fach waren. Und war der Gast unvorsichtig genug gewesen, seine ganze Bestellung auf einmal zu machen, dann sah er zu seiner Überraschung Braten und Nachspeise gleichzeitig mit Vorspeisen und Fisch erscheinen.

Philipp und der Archäologe fanden einen Tisch. Mr. Petrie sah interessiert über das Gästegewühl des Saales hin und sagte:

„Athen kann wirklich wieder anfangen, sich als Großstadt und Zentrum des Mittelmeeres zu fühlen. Hier fehlen nicht viele der Rassen, die seinerzeit über die östliche Hälfte des Römischen Reiches hereinströmten! Ich sehe hier im Saal Germanen, Slaven und Mongolen. Ich weiß nicht, ob Sie mir zustimmen, wenn ich sage, daß Europa noch immer dabei ist, den Konkurs des Römischen Reichs zu liquidieren und nie damit fertig zu werden scheint?“

„Ich höre an Ihrem Ton“, lächelte Philipp, „daß Sie Bosheiten über Europa sagen wollen, nun gut, ich habe nichts dagegen! Man kann über Europa so viel Böses sagen, als man will, nur eines darf man nicht vergessen, nämlich, daß es der einzige Weltteil ist, der etwas anderes als eine sterile Wiederholung bereits gesagter und getaner Dinge zustandegebracht hat! Eigentlich gibt es nur zwei Weltteile, mit denen zu rechnen ist: Europa und Asien. Es ist eine grundfalsche Redensart, zu sagen: ‚ex oriente lux.‘ Asiens einziger Gedanke ist Dämmerung, Erlöschen, Aufgehen des Individuums entweder in der Menge, der Horde oder in einem Nirwana. Europa ist die Oase, die einen ewigen Kampf kämpft, um nicht von dem asiatischen Wüstensand begraben zu werden.“

„Könnte man nicht ebensogut von Tropfen und vom Meere sprechen?“ fragte der Archäologe mit halbgesenkten Lidern. „Der Tropfen maßt sich an, ein Individuum zu sein, eine Persönlichkeit. Aber was wird aus dem Tropfen, wenn er nicht mit anderen Tropfen verschmilzt und in einer höheren Einheit aufgeht? Er verdunstet, er ist in kürzerer Zeit als eine Minute dahin. Ist das Meer nicht auf alle Fälle doch die endgültige Lösung?“

Der Kellner hatte Oliven, Sardinen, Schinken, Brot und eine Flasche eisgekühlten Weißwein auf den Tisch gestellt. Im Hintergrund des Saales erblickte Philipp plötzlich ein Gesicht, das er sofort erkannte. Der junge Mann mit den blauen Augen saß da, aber nicht allein. Eine junge Dame war in seiner Gesellschaft — eine recht bemerkenswerte junge Dame, wie Philipp feststellen konnte. Natürlich kann man sich in einer Zeit, wo die Ausgaben für die Landesverteidigung der Völker und die Ausgaben für die Schönheitspflege ihrer Frauen sich in gleich großen Millionensummen die Waage halten, nur mit äußerster Vorsicht über das Aussehen einer jungen Dame aussprechen. Aber auch, wenn man den letzteren Ausgabenposten in Rechnung zog, mußte man die betreffende Dame doch unbedingt sehr schön nennen. In einer Umgebung von eitel Olivengelb zeigte sie einen Teint von jener matten milchweißen Tönung, die nur rothaarigen Frauen vorbehalten ist oder sein sollte. Was das betrifft, so war sie wirklich rothaarig, wenn man sich auch vielleicht hüten muß, dieser Tatsache allzu große Bedeutung beizulegen. Soweit Philipp sehen konnte, hatte sie grau-grüne Augen und eine Gestalt wie eine junge Siegesgöttin. Ja, sie war sehr schön, das ließ sich nicht bestreiten. Aber woher hatte der junge Mann in ihrer Gesellschaft das Geld zu der Extravaganz, sie zu einem Lunch einzuladen? Am vorigen Abend auf dem Syntagmaplatze war er nahe daran gewesen, vor Entkräftung ohnmächtig umzusinken — nicht einmal eine Zigarette hatte er gehabt oder Geld für eine Zigarette, wie Philipp allen Anlaß hatte zu wissen. Sollte sein Besuch in Herrn Vogels Wohnung am Ende doch von wirtschaftlichen Beweggründen diktiert gewesen sein und sollte er ihm einen Gewinn gebracht haben, den er sich nun beeilte, in dieser Weise umzusetzen?

Mr. Petrie räusperte sich. „Sie vergessen unsere Debatte über einem Augenflirt mit einer jungen Dame“, sagte er. „Nun ja, warum nicht? Aber immerhin würde es mich interessieren, Ihre Antwort auf meine Frage zu hören: Ist es nicht für den Tropfen notwendig, mit anderen Tropfen zu verschmelzen, um seine eigene Existenz zu retten? Ist nicht das Meer, der Kollektivismus, die endgültige Lösung?“

Philipps Blick kehrte von seinem Ausflug quer durch den Saal zurück.

Mr. Petrie fuhr fort: „Jedenfalls ist das seit der Zeit der Perserkriege umstritten gewesen, ohne daß man der Lösung nähergekommen wäre. Damals, nach Salamis, glaubten die Griechen diese Frage endgültig beantwortet zu haben, aber es zeigte sich ja, daß das ein Irrtum war. Asien kam wieder. Übrigens beginnt es sich auch jetzt zu rühren, ja, es gibt Leute, die der Ansicht sind, daß Asiens Grenze sich bis zu Rußlands Westgrenze vorgeschoben hat.“

„Erwarten Sie vielleicht einen neuen Attila?“ fragte Philipp.

Seine Augen hatten sich wieder zu dem Tisch verirrt, an dem das junge Paar seine Mahlzeit einnahm. Kein Zweifel, die beiden gingen völlig ineinander auf, und nichts konnte natürlicher sein. Sie waren beide jung und schön. Ein leises Gefühl des Neids stieg in ihm auf. Er kam sich plötzlich wie eine bemooste Antiquität vor, würdig, im Nationalmuseum von Athen ausgestellt zu werden, zwischen mykenischen Raritäten.

„Ob ich einen neuen Attila erwarte?“ sagte Mr. Petrie. „Ich höre an Ihrem Ton, daß Sie dieselbe Auffassung von Attila haben wie die meisten Menschen!“

„Gibt es mehr als eine Auffassung über ihn?“ fragte Philipp, „das ahnte ich nicht. Ich weiß, es ist jetzt die große Mode, verkannte Herrscher in den Augen der Welt zu rechtfertigen, aber daß es jemandem gelungen sein sollte, Attila schönzufärben, das wußte ich nicht! Ich habe mir ihn immer als einen rohen Barbaren vorgestellt. Aber diese Auffassung ist also veraltet und irrig?“

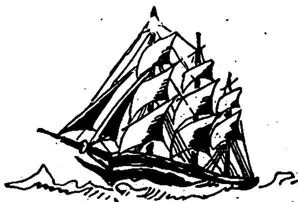
„Vollkommen irrig“, bekräftigte der Archäologe. „Erstens einmal hatte Attila eine gediegene römische Erziehung genossen — das wußten Sie wohl nicht? So, wie das heutige England und Frankreich darauf sieht, daß die Fürstensöhne Indiens und Afrikas ihre Erziehung in London und Paris erhalten, sorgte das Römische Reich dafür, daß die Fürstensöhne der Grenzvölker — Germanen, Slaven, Mongolen — in einem Alter, in dem sie noch besonders empfänglich für Eindrücke waren, einige Jahre in Rom verbrachten. Daß sie dabei gleichzeitig als Geiseln dienten, war ganz nebensächlich.

Fortsetzung folgt.


Für den Sport
MARKE SALAMANDER
MODELL SALAMANDER
MODELL SALAMANDER
MODELL SALAMANDER
MODELL SALAMANDER
MODELL SALAMANDER
MODELL SALAMANDER

Das Motto zu dem eben im Verlag Knorr & Hirth, München, erschienenen „Hapag-Buch von der Seefahrt“:





DIE HAPAG ERFÜLLT deinen Traum von der Seefahrt

Da lesen wir heute so viel von den „letzten Segelschiffen“, von der Romantik der See, die „gestorben“ sei.



„Die Pistole in der Faust enterte Jack das feindliche Schiff“
So erlebten wir als Kinder in Kämpfen und stürmischen Seeräuberfahrten die Romantik und das Abenteuer der Seefahrt. Foto Union Deutsche Verlagsanstalt, Rud. Krohne

Gewiß – Segelschiffe können sterben. Aber nur ein Mensch, der niemals wirklich jung war, kann über lauter Technik, über Brutto-Registertonnen und Knotenzahlen, über immer größer, immer schneller, immer luxuriöser werdenden „schwimmenden Hotels“ vergessen, daß die See selbst unsterblich ist und ewig jung bleibt wie jede wahre Romantik.

Gewiß – wir haben Kapitän Marryat gelesen, wir sind mit Cook um die Welt gesegelt, haben neue Inseln entdeckt und zusammen mit den Flibustiern heldisch und von unserem Recht überzeugt die Piratennester der Westindischen Inseln verteidigt. Liegen aber nicht in Wirklichkeit die Werften unserer Phantasieschiffe im 20. Jahrhundert?

Haben wir es etwa anders gehalten, als Mark Twain es beschreibt: Ben Rogers – Tom Sawyers Freund – stieß in Zwischenräumen lange, melodische Schreie aus, begleitet von einem baßtiefen Bambumbum, Bambumbum, und gab seemännische Befehle; denn Ben spielte Dampfer . . Wir waren als Kinder Seekadetten und Handelskapitäne, Ubootkommandanten und Kreuzerkommandeure. Was hat schon der Dampf uns Kindern des 20. Jahrhunderts geraubt?

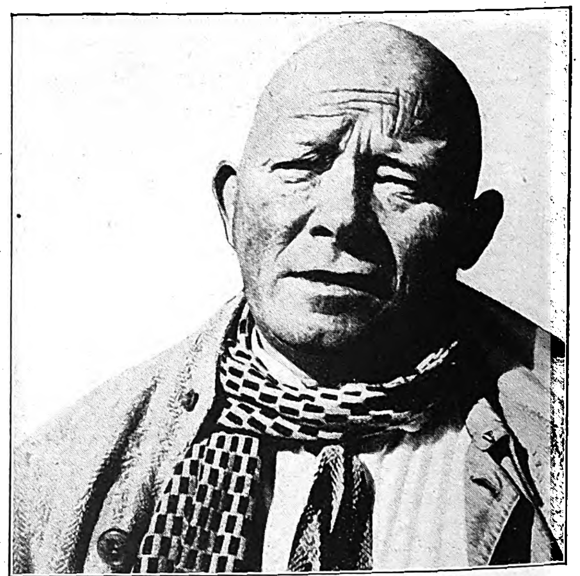
Uns scheint – gerade weil es einen Robert Fulton gegeben hat – das Meer erreichbare Ferne, weite Horizonte, neue Länder und ewig ersehnte Ruhe, endliche Nervenentspannung zu sein. Gerade der Dampf, die moderne Technik und alle ihre Errungenschaften sind es, die dem Schiff unserer Phantasie jenes Maß an Sicherheit geben, um vorbehaltlos und



Knut Hamsun
der große norwegische Dichter, hat auf unzähligen Fahrten über alle Meere als Kohlentrimmer und Kajütpassagier die See und die Seefahrt von Grund auf kennengelernt. Er erzählt davon im „Hapag-Buch von der Seefahrt“. Atelier Wilse, Oslo

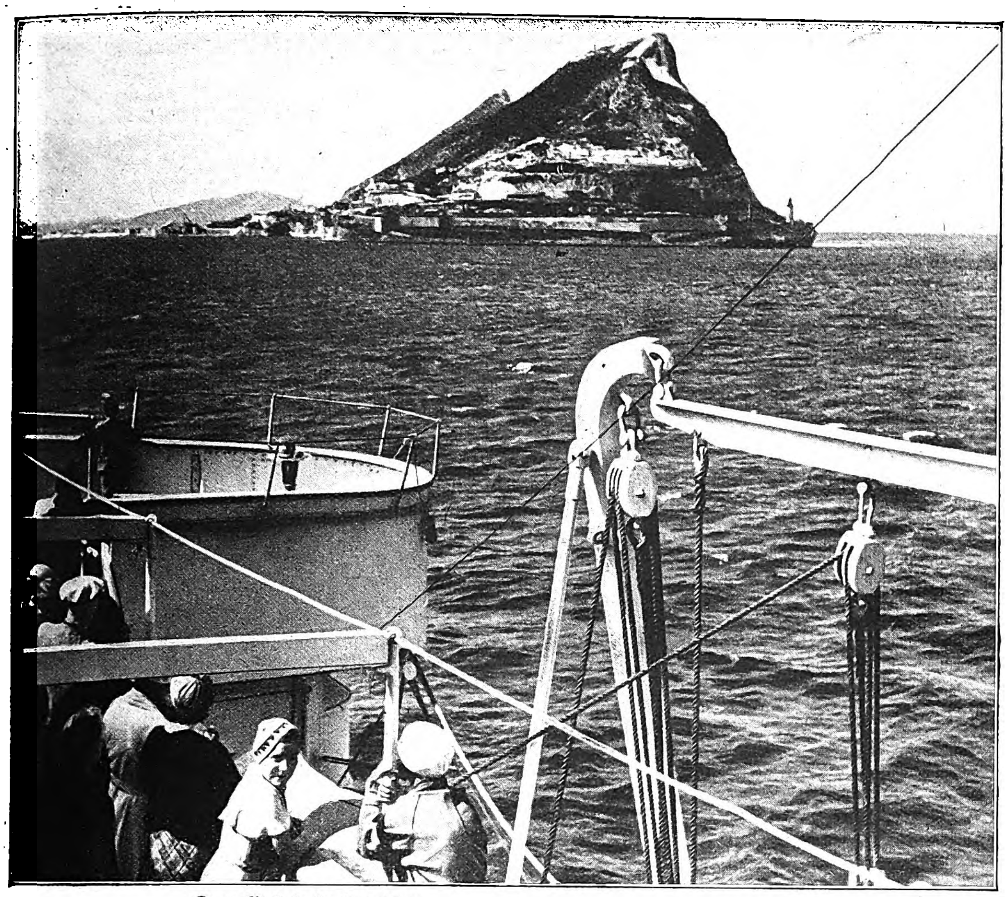
ungehemmt uns dem Erlebnis der See, des Himmels und der Sterne hinzugeben.

Daß dieser Traum von der Seefahrt auch im Zeitalter der Stahlschiffe, Kreiselkompasse, Sicherheits-Schotten,



Er zeichnete für das Hapag-Buch von der Seefahrt
Olaf Gulbransson hat neben vielen anderen bekannten Zeichnern und Malern zur künstlerischen Ausgestaltung des „Hapag-Buchs von der Seefahrt“ beigetragen. Foto Piper & Co.

Schlingertanks und elektrischen Feuermelder heute noch erfüllbar ist, das wird jeder verstehen, der das schöne



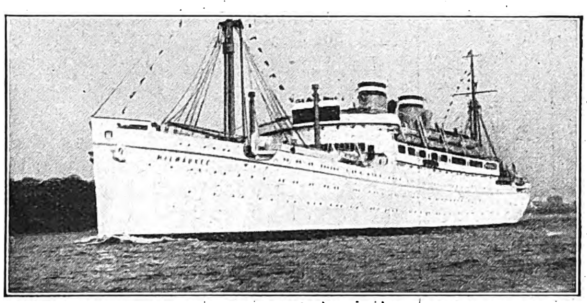
Das Erlebnis der See

vermitteln die seenahen Schiffe der Hamburg-Amerika Linie, die immer wieder ihre unbedingte Sicherheit und sprichwörtliche Zuverlässigkeit beweisen konnten.

Buch liest, das unsere Freunde geschrieben haben: „Das Hapag-Buch von der Seefahrt". Rud. G. Binding, Hans Fr. Blunck, Gulbransson, Knut Hamsun, Heinrich Hauser, Hanns Johst, Hans Leip und alle, die mitgearbeitet haben am „Hapag-Buch von der Seefahrt", wissen zu singen und zu sagen, daß das Erlebnis der See für **jeden** auch heute noch zum Greifen nahe ist, dessen Herz jung geblieben, dessen Pulsschlag vom grauen Alltag noch nicht verschüttet ist.

Eins gehört allerdings dazu: moderne Schiffe, die dennoch seenahe sind und eine Fahrtenauswahl bieten, die es jedem gestattet, nach seinem eigenen Traumland zu reisen.

Das gibt Dir die Hamburg-Amerika Linie: Auf festem, sicherem, deutschem Boden kannst Du, frei von einschneidenden Beschränkungen der üblichen Auslandsreisen, Griechenland erleben und die Welt der hellenischen Antike, auf Columbus Spuren nach den Westindischen Inseln fahrend Amerika entdecken, die Mitternachts-Sonne am Nordkap sehen, die handfeste Wirklichkeit der Vereinigten Staaten von Amerika studieren oder den Segelflug des Albatros im Pazifik.

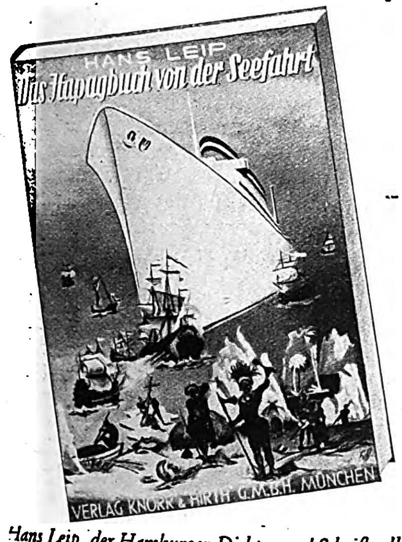


M.S. „Milwaukee"

eines der schönsten Schiffe der Hapagflotte, dient in erster Linie zur Durchführung der Hapag-Vergnügungs-Seereisen.

Die Schiffe der Hapag sind seenah und sicher, ihre Fürsorge für den Reisenden weltberühmt: Es reist sich gut mit den Schiffen der Hamburg-Amerika Linie; und dazu schenken sie Dir Eines:

Die Hapag erfüllt Deinen Traum von der Seefahrt



Hans Leip, der Hamburger Dichter und Schriftsteller, hat für „Das Hapag-Buch von der Seefahrt" eine Reihe der besten deutschen und ausländischen lebenden Autoren und Zeichner mit Originalbeiträgen vereinigt. So entstand ein ebenso reizvolles wie eigenartiges Buch vom Meere, das überdies durch eine wunderschöne Bildausstattung eine bibliophile Kostbarkeit bedeutet. Den mehrfarbigen Umschlag zum Ganzleinenband entwarf Albert Fuß.

1936
SCHÖNE FERIEN AUF SEE
DAS JAHRESPROGRAMM DER Hamburg-Amerika Linie

HAPAG

Hapag-Frühjahrs-Mittelmeerfahrten 1936

mit M. S. „MILWAUKEE", dem größten deutschen Motorschiff
Einzelheiten auf Anfrage

20. Februar bis 9. März
HAPAG-FAHRT NACH DEN ATLANTISCHEN INSELN, MAROKKO UND DER RIVIERA. Mindestfahrpreis RM 340.—

11. März bis 3. April
GROSSE HAPAG-ORIENTFAHRT. Mindestfahrpreis RM 450.—

5. April bis 23. April
ZWEITE HAPAG-ORIENTFAHRT. Mindestfahrpreis RM 375.—

25. April bis 14. Mai
HAPAG-MITTELMEER-, BALKAN- U. SCHWARZE-MEER-FAHRT Mindestfahrpreis RM 385.—

16. Mai bis 4. Juni
HAPAG-MITTELMEER-, ATLANTISCHE INSELN- UND ENGLAND-FAHRT. Mindestfahrpreis RM 375.—

Hapag-Frühlingsfahrt nach Madeira

mit M. S. „MILWAUKEE"

12. Juni bis 26. Juni Mindestfahrpreis RM 250.—

Hapag-Nordlandfahrten 1936

29. Juni bis 14. Juli
GESELLSCHAFTS-FAHRT NACH ISLAND UND NORWEGEN mit M. S. „MILWAUKEE". Einzelheiten auf Anfrage.

15. Juli bis 7. August
HAPAG-ISLAND-SPITZBERGEN-FAHRT mit M. S. „MILWAUKEE" Mindestfahrpreis RM 475.—

17. Juli bis 4. August
HAPAG-NORDKAP-SPITZBERGEN-FAHRT mit M. S. „ST. LOUIS" Mindestfahrpreis RM 360.—

2. August bis 23. August
HAPAG-ISLAND-SPITZBERGEN-FAHRT mit D. „RELIANCE" Mindestfahrpreis RM 440.—

9. August bis 25. August
HAPAG-OSTSEE-NORWEGEN-FAHRT mit M. S. „MILWAUKEE" Mindestfahrpreis RM 320.—

Hapag-Herbst-Mittelmeerfahrten 1936

mit M. S. „MILWAUKEE", dem größten deutschen Motorschiff
Einzelheiten auf Anfrage

27. August bis 15. September
HAPAG-HERBSTFAHRT INS MITTELMEER
Mindestfahrpreis RM 350.—

17. September bis 10. Oktober
GROSSE HAPAG-HERBST-ORIENTFAHRT
Mindestfahrpreis RM 450.—

12. Oktober bis 30. Oktober
HAPAG-HERBSTFAHRT NACH MAROKKO UND DEN ATLANTISCHEN INSELN. Mindestfahrpreis RM 350.—

Hapag-Südamerika-Westindienfahrt 1936

Ende November
mit D. „RELIANCE" von Hamburg über Dover, Lissabon, Madeira, Ft. de France, Port of Spain, Britisch-Westindien, Venezuela, Holl.-Westindien, Panamakanal, Jamaica, Haiti, Havana, Bahama-Inseln New York nach Hamburg. Fahrpreise werden noch bekanntgegeben.

Hapag-Weihnachts- und Silvesterfahrt 1936/37 nach den Atlantischen Inseln

mit M. S. „MILWAUKEE", dem größten deutschen Motorschiff

21. Dezember 1936 bis 6. Januar 1937. Mindestfahrpreis RM 290.—

Nordamerikafahrten

20. Februar bis 20. März, 12. März bis 10. April, 2. April bis 1. Mai, 23. April bis 22. Mai
GESELLSCHAFTSREISEN NACH FLORIDA Hamburg — New York — Washington — St. Augustine — Palm Beach — Miami — (Havana) — Ocala — Silver Springs — Savannah — New York — Hamburg.

Jeden Donnerstag
DREIWÖCHIGE FERIENREISEN NACH AMERIKA. Ab Hamburg (mit Besuch von Paris und London bei geringen Mehrkosten).

Von Mai bis Oktober
VIERWÖCHIGE GESELLSCHAFTSREISEN NACH AMERIKA. Hamburg — New York — Niagarafälle — Detroit — Chicago — Washington — Philadelphia — New York — Hamburg.

JUGEND-FAHRT NACH AMERIKA. Für Jugendliche unter 19 Jahren unter Begleitung eines Pädagogen. $ 155.— (etwa RM 387.—)

Nach Mittelamerika und Mexiko *bis März und ab Nov. 1936*

RUNDREISEN NACH MITTELAMERIKA UND ZURÜCK. Einzelheiten auf Anfrage

Hapag-Weltreise *Januar bis Mai*

Der Dreischrauben-Luxus-Dampfer „RELIANCE" unternimmt alljährlich von Januar bis Mai eine Reise rund um die Erde.

Bitte ausschneiden und an Ihre Buchhandlung einsenden.

Hiermit bestelle ich durch die Buchhandlung

____

Hans Leip: „Das Hapag-Buch von der Seefahrt" aus dem Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München 2 M, in Ganzleinen mit 32 ganzseit. Bildern und vielen Originalzeichnungen im Text, 112 Seiten, Preis RM 2.80. Betrag anbei in bar — durch Nachnahme zu erheben. (Nichtgewünschtes bitte streichen.)

Name: ______________________

Ort: ______________________

Straße: ______________________

Erlebnis auf dem Hudson

Von Werner Granville Schmidt

Ein Wahrzeichen der Stadt Neuyork sind neben den „Wolkenkratzern", den Hochhäusern und der Freiheitsstatue auch die großen Fährboote, die den Verkehr auf dem Hudson und dem East-River versehen. Diese „Ferry-Boats" genannten Dampfer sind hinten und vorne gleichgebaut. Zu beiden Seiten liegen die Kabinen; in der Mitte befindet sich ein durchgehender freier Raum für Autos und Fuhrwerke, und hoch auf dem Verdeck liegt das Ruderhaus, von wo aus der Kapitän das Steuerrad bedient.

Vor etwa zehn Jahren hatte ich nun auf einem dieser Fährboote ein aufregendes Erlebnis, das mir unvergeßlich bleiben wird. Ich stieg an der Christopher-Street in ein Fährboot, um über den Hudson nach Hoboken hinüberzufahren. Hoboken wird gemeiniglich als ein „Vorort" Neuyorks betrachtet, gehört aber zum Staate New Jersey. Viele Deutsche wohnen hier, und auch der bekannte Norddeutsche Lloyd, die große Bremer Schiffahrtsgesellschaft, hat hier ihre Piers und Ladeschuppen.

Nichts verriet, als wir Passagiere an Bord gingen, daß sich auf der kurzen Überfahrt — sie währte ungefähr zwanzig Minuten — noch etwas Besonderes ereignen würde. Im hellen Sonnenlicht lag der Hudson vor uns; kein Sturm wühlte den Strom auf; kein Nebel behinderte die Fernsicht.

Bei dem herrlichen Wetter zogen es die meisten Passagiere vor, auf der offenen vorderen und hinteren Plattform zu bleiben, statt die geschlossenen Kabinen aufzusuchen, durch deren große Scheiben man allerdings auch einen ungehinderten Blick aufs Wasser genoß. Auch ich stand auf der Plattform und beobachtete, wie eine lange Reihe von Autos und Pferdefuhrwerken von Land aus direkt auf das Fährboot fuhr. An der drüberen Seite des Stromes fährt das Boot dann wieder so dicht an den Landungsponton heran, daß die Wagen ohne weiteres auf die Straße hinausfahren können. Endlich ertönte ein warnendes Glockensignal. Das hieß: „Beeilt euch, wenn ihr noch mitwollt; denn das Schiff fährt gleich ab!"

Nun kam auch der Kapitän an Bord. Er war ein älterer Mann in blauer Uniform mit goldenen Ärmelstreifen.

Man nimmt gewöhnlich ältere, erfahrene Seeleute zu diesem Posten; denn die Navigation auf schiffsbelebten Strömen — und auf dem Hudson ist ein dauerndes Kommen und Gehen von Dampfern und Seglern aller Nationen — erfordert große Umsicht. Eine gewaltige Verantwortung liegt auf den Schultern dieser Kapitäne, befinden sich doch oft Hunderte von Passagieren und Dutzende von Fahrzeugen an Bord.

Der Kapitän grüßte freundlich und stieg dann die Treppe zum Oberdeck empor, wo sich das Steuerhaus befand. Ganz allein stand er dort oben und konnte von seinem Ausguck aus den Strom frei übersehen. Für uns Passagiere war der Kapitän unsichtbar, und ich glaube, man hat das Ruderhaus absichtlich so isoliert angelegt, damit der Führer des Schiffes nicht durch neugierige Fragen der Passagiere abgelenkt wird vom Beobachten des Stromes und der anderen Schiffe. Noch ein letztes Glockensignal; dann warf der Matrose die Vertäutrossen los; die Schraube begann sich zu drehen, und das Fährboot fuhr in den offenen Hudson hinaus, quer über den Strom.

Wieviel gab es doch während der Überfahrt zu sehen. Da wurde gerade ein großer Ozeandampfer mit vier roten Schornsteinen von einer ganzen Meute kleiner Schleppdampfer in den sicheren Hafen bugsiert; dort wieder kreuzte eine Fähre unseren Weg, die einen halben Güterzug geladen hatte. Alle großen Eisenbahnlinien haben eigene Last-Fährboote, die die Eisenbahnwaggons von einem Ufer zum anderen befördern.

Die Silhouetten der Wolkenkratzer verschwanden allmählich im Dunst der Ferne und schon erkannten wir vor uns die Umrisse der „Lackawanna-Station", unserem Endziel. Nach und nach strömten alle Passagiere nach dem Vorderperron, der zuerst mit dem Landungsponton in Berührung kam; denn "time is money" — Zeit ist Geld! — und jeder wollte möglichst als erster das Schiff verlassen. Die Autolenker kurbelten auch schon ihre Wagen an, damit sie, sowie das Schiff vertaut war, auf die Straße hinausfahren konnten. Immer noch dampfte unser Fährboot mit voller Kraft, hoch das Wasser des Hudsons aufwühlend.

Deutlicher und deutlicher wuchs das dunkle Stationsgebäude, über dessen ganze Front in großen weißen Lettern der Name „Lackawanna Station" stand, vor unseren Blicken empor. In wenigen Minuten schon mußten wir das Ziel erreicht haben. Plötzlich begann ein Raunen; ging eine Welle lebhafter Beunruhigung durch die Menge der Passagiere. Einzelne forschten: „Warum stoppt der Kapitän denn noch nicht? Sonst hatten wir doch schon immer langsame Fahrt, wenn wir so nahe heran waren! — Wird es ihm denn noch möglich sein, den Dampfer rechtzeitig zum Halten zu bringen?"

Auch ich wußte aus Erfahrung, daß die Maschine gewöhnlich schon gestoppt wurde, wenn der Dampfer noch ein ganzes Stück von der Station entfernt war. Er hatte dann immer noch soviel Eigengeschwindigkeit, daß er, langsamer und langsamer werdend, den Landungsponton erreichen konnte. Es war geradezu der Ehrgeiz jedes Kapitäns, sein Schiff so sanft wie möglich, ohne größere Erschütterung, an den Ponton heranzubringen.

Einige Männer lachten und spöttelten über die Überängstlichen. „Der Kapitän wird schon wissen, was er zu tun hat. Er fährt bald zwanzig Jahre Ferry-Boats über den Hudson, und es ist noch jedesmal klar gegangen."

Mittlerweile waren wir wohl auf hundert Meter heran, aber unentwegt furchte das Schiff in voller Fahrt den Strom. Erschreckend schnell näherte sich das Ufer, und jetzt wurde es plötzlich allen klar, daß dies niemals gut gehen konnte, daß, wenn nicht ein Wunder geschah, eine Kollision unvermeidlich war.

Da brach auch schon eine Panik aus. Hilfeschreie gellten durch die Luft; Männer fluchten; Frauen fielen in Weinkrämpfe. Fünfzig Meter! — Dreißig Meter! — Das Ferry-Boat raste hemmungslos auf den hölzernen Ponton los.

Auch die wartenden Passagiere an Land hatten bemerkt, daß großes Unheil bevorstand Schreiend flüchteten sie vom Ponton auf die Straße zurück

Als in diesem Augenblick höchster Gefahr noch immer nicht vom Ruderhaus her das schrille Klingelsignal ertönte — jenes Signal nämlich, das dem Maschinisten befahl, die Maschine zu stoppen — stürmten einige Männer zum Oberdeck hinauf, um zu sehen aus welchem Grunde der Kapitän nicht die Fahrt aus dem Schiff nehmen ließ.

In begreiflicher Verwirrung drängte alles vom Vorderperron wieder in die Kabinen hinein; denn es stand zu befürchten, daß bei dem furchtbaren Zusammenprall, der ja nicht mehr zu vermeiden war, der Vorderperron zertrümmert wurde.

Und da geschah das Unglück auch schon!

Krachend bohrte sich der Vorderperron unseres Fährschiffes in den Landungsponton Es barst und splitterte; klirrend zersprangen die großen Kabinenscheiben; — das Ganze war ein fürchterliches Tohuwabohu.

Wehe, wenn an diesem Tage Sturm geherrscht hätte! So aber verlief alles — bis auf den beträchtlichen Sachschaden — noch ziemlich glimpflich.

Boote, Schleppdampfer und andere Fähren kamen von allen Seiten herbei und nahmen die Passagiere des sinkenden Schiffes auf Zahlreiche Passagiere waren bei dem Zusammenprall zu Boden geschleudert worden; andere waren durch Glassplitter verletzt worden; alle aber waren glücklich mit dem Leben davongekommen.

Das schwer beschädigte Ferry-Boat wurde — ein Pumpendampfer legte sich längsseits, pumpte das einströmende Wasser aus und verhütete so das völlige Wegsinken — von Schleppdampfern ins Trockendock bugsiert.

Wie sich das für uns Passagiere unfaßbare Unglück hatte ereignen können?

Als die Männer auf dem Oberdeck ankamen, fanden sie den Kapitän tot am Boden liegen. Ein Herzschlag hatte wohl, ehe er das Stoppsignal zu geben vermochte, seinem Leben ein Ende gemacht Seit jener Zeit besteht ein Gesetz, das verfügt, daß stets zwei Kapitäne oben im Ruderhaus anwesend sein müssen; damit in ähnlichen Fällen sofort ein Ersatzmann einspringen kann

Anekdoten um den Alten Fritz

Als Advokat

Eine Zeitlang — damals, als er gerade durch seinen Großkanzler Cocceji die preußische Rechtsform durchführen ließ — wurde der Alte Fritz besonders eifrig mit Bittgesuchen bestürmt. Bei den weitaus meisten derselben handelte es sich um erbärmliche Rechtsstreitigkeiten, verursacht durch überempfindliche, kleinliche und zänkische Leute. Der König selbst sollte hier seine kostbare Kraft und Zeit drangeben.

Der großzügige König, der für seine Volksgenossen jedes persönliche Opfer brachte — sofern er noch die geringste Hoffnung auf Erfolg hegte —, tat auch dies ohne Murren.

Nur sagte er eines Tages, als er damit besonders viel Arbeit hatte, zu seinem Kanzler: „Lieber Cocceji, nun bin ich jetzt gerade der Anwalt von 180 Prozeßsachen! Und ich will es gern sein! Aber eine undankbare Geschichte bleibt es doch! Wissen Sie, weshalb?"

Der Kanzler: „Weil Eure Majestät dabei mit Arbeit überhäuft werden!"

„Nein! Weil ich partout mehr leisten soll, als jeder andere Advokat! Denn alle diese Leute erwarten, daß ich ihre verlorengegebenen Prozesse gewinnen soll!" erklärte der König.

Anfang schon beim Kinde

Ja, der große König hatte manchmal sehr eigenartige Gedanken und stellte höchst sonderartige Erwägungen an!

Während seiner zahlreichen Dienstreisen, auf denen er sich um alles kümmerte, besprach er mit einem Regierungspräsidenten die betrübliche Tatsache der allzu zahlreichen Prozesse, die die Gerichte und somit den Staat beschäftigten. Recht eindringlich wurde dabei auch erwogen, wie man die schwebenden Prozesse wenigstens abkürzen und beschleunigen könne. Zum Schlusse fragte der König den maßgebenden Beamten nach der Anzahl der zur Zeit schwebenden Prozesse.

„480, Majestät!" entgegnete dieser.

Der König darauf weiter: „Wieviel Quadratmeilen und wieviel Einwohner hat die Provinz?"

Nach dem Bescheid darauf rechnete sich Friedrich schnell die Anzahl der vorhandenen Familien so aus, daß er die Einwohnerzahl durch 5 teilte.

Und er kam zu der Feststellung, daß höchstens 200 Prozesse hätten sein dürfen und 480 vielzuviel wären. „Richte Er also seine Aufmerksamkeit künftig darauf, daß die Prozesse bedeutend vermindert werden!" befahl er dem Regierungspräsidenten.

„Aber eigentlich," fügte er gleich hinzu, „sollten es die Lehrer tun! Die sollten die Kinder gleich in der Schule gewöhnen, nicht so zänkisch zu sein!"

Belohnte Schlagfertigkeit

Der General v. Wobersnow war beim König — ohne daß er dafür konnte — in Ungnade gefallen. Die Freunde suchten den Alten Fritz auszusöhnen — doch vergeblich. Er tat fortan so, als ob General v. Wobersnow nicht mehr da wäre.

Eines Tages kam der General dem König in den Weg. Sofort blieb er stehen und grüßte ehrerbietig.

Aber Friedrich kehrte ihm in schroffer Ablehnung den Rücken zu.

Darauf der General: „Mit Freuden sehe ich, daß Eure Majestät aufgehört haben, mein Feind zu sein!"

„Was will Er damit sagen?" erwiderte der verblüffte König in barschem Tone.

Worauf General v. Wobersnow schlagfertig zur Antwort gab: „Denn Eure Majestät haben noch nie einem Feinde den Rücken zugekehrt!"

Solcher Bescheid gefiel dem König sehr. Und er verzieh dem General großmütig.

Müller-Rüdersdorf.

DR. WALTER ORTH:

Rätsel des Tieres

Entdeckte und unentdeckte Geheimnisse.

Schmetterling und Dampfmaschine.

Schmetterling und Dampfmaschine? In der Tat ein etwas merkwürdiger Zusammenhang! Und doch hat die Sache seine Richtigkeit. Das war so: Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa beobachtete man zum erstenmal in England, daß manche Falterarten sich schwärzten. Das bunte Kleid schlug in ein graues oder schwarzes um. Man stand damals vor einem Rätsel, um so mehr deshalb, als diese Verfärbung mehr oder weniger örtlich bedingt zu sein schien und vererbbar war. Es dauerte nicht lange, da schienen auch manche der in Deutschland vorkommenden Schmetterlingsarten mit ihrem bisherigen bunten Kleide nicht mehr zufrieden zu sein Unsere Nonne warf in vielen Fällen, besonders aber in der Nähe von Großstädten und Industriezentren, ihr helles, weißscheckiges Kleid ab und zog sich schwarz an. Im Jahre 1903 entdeckte man in Hamburg eine noch niemals vorher beobachtete Schwarzfärbung: der graue Nachtfalter im herrlich samtschwarzen Kleide!

Die damaligen Wissenschaftler zerbrachen sich die Köpfe. Durch welche Umstände sollte wohl diese allerorts beobachtete „Melanisierung" ausgelöst werden? War sie im Tierorganismus selbst bedingt oder umweltabhängig? Bald kam man auf eine Spur. Zunächst erschien es merkwürdig, daß die Verfärbung parallel mit der Zunahme der Industrie lief und vorwiegend in Industriezentren und Großstädten oder ihrer Nähe beobachtet worden konnte. In Deutschland hinkte der „Melanismus" gegenüber dem Englands um etwa dreißig bis vierzig Jahre nach, und gerade im gleichen Abstand eilte die englische Industrie der deutschen seit der Entwicklung der Dampfmaschine voraus. In Hamburg mit seiner sich immer mehr entwickelnden Dampfschiffahrt und seiner immer mehr aufblühenden Industrie war es besonders das Gebiet um die Binnenhäfen bis zu zehn Kilometer elbabwärts, wo eifrige Sammler nach abnorm gefärbten Schmetterlingsarten jagten und auch reiche Beute fanden. Der Melanismus breitete sich immer mehr von Westen nach Osten über Deutschland aus.

Sollte die Verfärbung wirklich mit den durch die Dampfmaschine in die Atmosphäre geschleuderten Rauch- und Dunststoffen, mit der über Industriegebieten und Städten lagernden Dunsthaube von Verbrennungsgasen zusammenhängen? Sollten die gasförmigen Verbrennungsprodukte wirklich in der Lage sein, das Kleid eines Schmetterlings zu verfärben? Es waren vorerst nur Vermutungen, die nun allerdings in jüngster Zeit durch das Experiment im Laboratorium Professor Hasebrocks eindeutig bestätigt wurden. Man setzte die verschiedensten Falterarten in eine künstliche Industrieatmosphäre oder behandelte sie mit Gasen, wie sie in der Dunstatmosphäre der Industriegebiete und Großstädte vorhanden sind. Es gelang, das Kleid der verschiedenartigsten Falterarten bis zu fünfzig Prozent der Versuchstierzahl zu verändern, und zwar in derselben Richtung, wie die Natur es vermag. Auch Fäulnisgase, wie sie überall in der Natur bei der Zersetzung organischer Substanzen auftreten, vermögen zu „melanisieren", und somit ist die Tatsache gestützt, daß eine Verfärbung nicht absolut an eine Rauchatmosphäre gebunden ist, sondern auch in industriefreien Gebieten und auf dem Lande erfolgen kann. Die Gase regen eine Ausfällung von schwarzem Pigment in den Schuppenbälgen an, von wo aus in den späteren Stadien der Flügelbildung eine Wanderung des Farbstoffes in die Schuppenkrone erfolgt.

Das Geheimnis der Brieftaube.

Im Jahre 1924 machte man in der Nähe des Telegraphiesenders Paterna, unweit Valencia, eine recht merkwürdige Beobachtung. In der Nähe der Station befand sich ein Brieftaubenschlag, und während nun die Station sandte, wurden in der Nähe der Antenne die Tiere aufgelassen. Auf das Ergebnis war man wohl nicht gefaßt: die Tiere waren alles andere als Brieftauben! Wohl flogen sie auf und zogen zur Orientierung die bekannten Kreise, aber eine Richtung konnten sie absolut nicht finden Sie irrten vielmehr planlos in der Luft umher. Die eigenartige Beobachtung wurde durch größere Versuchsreihen in allen möglichen Kombinationen auch in Deutschland bestätigt. Man wählte z. B. den Abflugsort so, daß die Tauben auf der Flugstrecke einen Radiosender passieren mußten. Hatten die Tiere ihre Richtung genau eingehalten, so verloren sie dieselbe sofort in der Nähe der arbeitenden Station, flogen völlig desorientiert umher und fanden die Spur erst wieder, als sie aus dem Bereich des intensiven elektromagnetischen Feldes heraus waren. Ruhte aber der Sender, so war nichts zu merken. Die Brieftauben überflogen die Antenne und wichen nicht einen Augenblick von ihrer eingeschlagenen Richtung ab. Es bestand also kein Zweifel, daß das intensive elektromagnetische Feld den Orientierungssinn der Tauben störte.

So schien in die geheimnisvolle Sache ein wenig Licht zu kommen. Durch den Glauben an eine Führung der Brieftauben durch ein außerordentlch gutes Auge oder die Annahme eines „besonderen Sinnes" kam man nicht weiter. Man hatte gelernt, Tiere auf Flugstrecken bis zu nahezu 1700 Kilometer zu trainieren. Das Auge als Orientierungsorgan dürfte wohl in diesem Falle ausschalten, und mit dem Worte Sinn ist zur Erklärung nicht viel gewonnen. Mehr und mehr begann man, an elektrische Phänomene zu glauben, die einerseits nicht nur den Orientierungssinn der Brieftauben stören konnten, sondern ihn vielleicht anderseits auch bedingten. Ein ähnliches, wunderbares Orientierungsvermögen finden wir auch bei allen möglichen anderen Tieren, etwa bei den Zugvögeln, die Tag und Nacht

geradlinig auf ein bestimmtes Ziel losfliegen, bei den in den nordischen Ländern heimischen Lemmingen, die bei Annäherung großer Kälte eine lange Wanderung vom Gebirge zum Meere unternehmen, ohne sich von ihrer Richtung abbringen zu lassen. So ließen sich noch viele andere Beispiele nennen, die auf dem Prinzip der elektrischen Schwingungen erklärt werden könnten. Freilich liegt über der Sache noch tiefes Dunkel. Ein französischer Forscher glaubt, daß für das rätselhafte Orientierungsvermögen die halbkreisförmigen Kanäle des Ohres, deren operative Entfernung bei gewissen Tiergattungen tatsächlich einen Verlust des Orientierungsvermögens bedeutet, sowie die Fühler der Insekten eine große Rolle spielen. Diese Organe sollen gleichsam als Antennen zur Aufnahme elektromagnetischer Schwingungen, mit deren Hilfe sich die Tiere dann orientieren, dienen. Bis jetzt stehen jedenfalls nur Theorien ohne einwandfreie experimentelle Beweise, und das Rätsel harrt noch seiner Lösung.

Der optische Gleichgewichtssinn.

Es ist nichts überflüssig in der Natur, und so hat auch ein im Kopf von Mensch und Tier wohlgeborgenes paariges Organ — wegen seiner Form Labyrinth genannt — seinen Zweck. Es ist das Organ der Lage- und Gleichgewichtsorientierung. Wird es zerstört, dann werden die Bewegungen des Individuums taumelnd und die Muskeln erschlaffen. Kleinste äußere Anstöße verursachen lange Dreh- und Kreiselbewegungen. Fische mit gestörtem Labyrinth schlagen wild im Wasser umher, drehen sich um ihre eigene Achse und versuchen Halt an festen Gegenständen oder am Grunde zu bekommen. Ist aber nur ein Teil des paarigen Labyrinths gelähmt, so drehen sich die Fische um ihre Längsachse, und zwar bei ausgeschaltetem linken Labyrinth in der Richtung des Uhrzeigers, bei gestörtem rechten Labyrinth entgegengesetzt.

Nun kommt das Merkwürdige. Bringt man Fische, deren Lage- und Gleichgewichtsorientierungsorgan ausgeschaltet ist, in einen dunklen Raum und beleuchtet sie mit einer Lichtquelle, so hört sofort das Taumeln und Wirbeln, jene allgemeine Bewegungs- und Haltungsunsicherheit, auf. Die Tiere werden ruhig und erhalten ihre Gleichgewichtsorientierung wieder derart, daß der Rücken genau zur Lichtquelle hingewendet wird. Beleuchtet man das Aquarium von oben, so schwimmen die Tiere normal, beleuchtet man von der Seite, so schwimmen sie auf den Seitenflächen, während sie glatt auf dem Rücken schwimmen, wenn die Lichtstrahlen von unten her einfallen. Wird aber das Licht gelöscht, so beginnt wieder jenes unsichere Taumeln, Drehen und Schlagen.

Es besteht kein Zweifel, daß das Auge die Funktion des Labyrinths zu erfüllen vermag. Ein optischer Gleichgewichtssinn. Nach Versuchen von Holst arbeitet dieser optische Sinn nicht erst bei labyrinthgestörten Fischen, sondern auch bei gesunden. Der Gleichgewichtssinn der Tiere ist das Resultat der Funktion des Labyrinths und des Auges. Man konnte feststellen, daß der optische Sinn um so mehr hervortritt, je größer die zur Beleuchtung verwendete Lichtintensität ist.

EINIGES IN KÜRZE

Ein Motor, der Staub frißt.

Als Rudolf Diesel seinen berühmten Motor konstruierte, der ohne den komplizierten Apparat von Vergaser und elektrischer Zündung arbeiten und nicht auf das teure, besonders gereinigte Autobenzin angewiesen sein sollte, schwebte ihm schon der Gedanke vor, die großen, bei Kohlenstaubexplosionen wirksamen Energien, wie sie im Bergbau so gefürchtet sind, zum Antrieb von Maschinen zu nutzen. Aber er wurde namentlich auch aus Materialgründen mit diesem Problem praktisch noch nicht fertig. Der Dieselmotor wird daher bis heute fast durchweg mit Roh- oder Schweröl betrieben. Erst drei Jahre nach Diesels Tod gelang es einem seiner Mitarbeiter, Dipl.-Ing. R. Pawlikowski, in seiner Görlitzer Fabrik, Ölmotoren auf Kohlenstaubbetrieb brauchbar umzustellen; die Lösung lag vor allem in der Konstruktion einer besonderen Vorkammer zum Kompressions- und Explosionsraum am Zylinder, in dem sich die Kohlenstaubwolke bilden kann. Auf diesem Erfolg konnte weitergebaut werden, und es gibt heute schon Kohlenstaubmotoren, die sowohl in feststehende Anlagen wie in Wagen eingebaut werden können. Sie fressen nicht nur etwa hochwertige Stückkohle, die besonders gemahlen werden müßte, sondern jeden Kohlenstaub, der als Abfall sonst kaum verwendbar wäre, ja auch Holzmehl, gemahlenen Torf, an dem Deutschland besonders reich ist, und sogar verdorbenes Getreide. Die Motoren sind dabei mit besonderen Einspritzdüsen versehen, die nach Bedarf auch eine Umstellung auf Schwerölbetrieb ermöglichen.

Insekten verspritzen „Gelbkreuz".

Daß die unheimlichen Waffen des chemischen Krieges im Tierreich auffallend ähnliche Vorbilder haben, ist wenig bekannt. Eine ganze Reihe von Insekten z. B. verspritzen Flüssigkeiten gegen ihre Gegner, die im äußeren Aussehen wie in der Wirkung auf andere Tiere sehr den modernen Kampfstoffen der Gelbkreuz- oder Blaukreuzgruppe gleichen, wenn sie auch in ihrer chemischen Zusammensetzung von diesen völlig verschieden sind. Das Jucken und Brennen der Ameisenbisse wird durch solche ätzende Säure hervorgerufen. Am gefährlichsten für ihresgleichen sind aber die „Maiwürmer", deren Larven namentlich den Bienen schlecht bekommen. Aus den Gelenkhäuten ihrer Beine stoßen sie bei Berührung mit einem Feind Kantharidin aus, eine Säure, die schon in kleinsten Mengen auf die Haut, besonders aber auf die Schleimhäute einen heftigen Reiz ausübt. Gerät das Kantharidin, das auch im Körper der „Spanischen Fliege" gefunden wird, beim Menschen in eine Wunde, so führt es zu schweren Eiterungen. Auf den Schleimhäuten, aber auch in Magen und Darm kann es bedenkliche Entzündungen verursachen, es kann zu Atemnot und Krämpfen führen. Aus pulverisierten spanischen Fliegen hat man einst Liebestränke gemischt, und auch in der Heilkunde wurde sie verwendet, aber nur in kleinen Mengen; denn 1—2 Gramm Kantharidin können tödlich wirken. In der Form, in der das Gift von den „Maiwürmern" ausgestoßen wird, ähnelt es dem gefährlichen Kampfstoff „Lost".

Schach-Beobachter

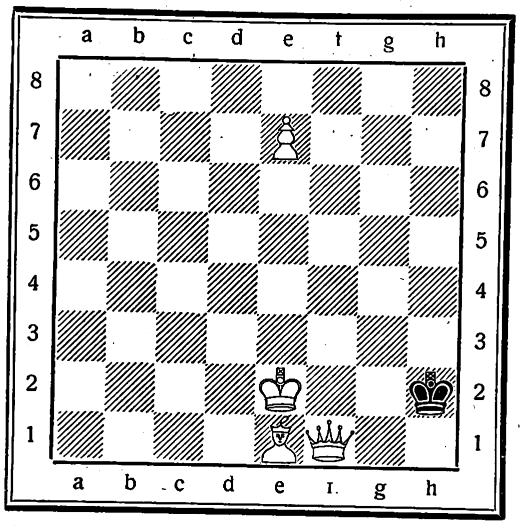
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von E. O Martin, Leipzig

Schwarz: Kh2 (1)



Weiß: Ke2, Df1, Le1, Be7 (4)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

*

Aufgabelösung aus Folge 1 (1936)

Zweizüger von Dietrich Frische, Berlin-Siemensstadt.

Weiß: Kh4 Dh8, Tb7, Tf1, La8, Ld8, Sf3, Sf5, Bc5, e6 (10).

Schwarz: Kf4, Db8, Ta1, Tc4, La7, Sa5, Bd3, g6, h6 (9).

Schlüsselzug: Tb7—b1!

Richtig gelöst: W. Tietschert, Eichwalde-Teltow; H. Zapf, Mannheim; Fr. Stachelroth, Berlin-Lankwitz; H. Fisch, Mülheim a. d. Ruhr; A. Neubert, Zwönitz; J. Herwig Gotha; W Petri, Plittershagen; G. Borkenstein, Oldenburg; E. Körner, Grünbach; A. Kreß, Berlin-Neukölln; Th. Menke, Hamm; M. Baum, Berlin-Marienfelde; P Antweiler, Köln-Merheim; Schachfreund, Bad Salzungen; W. Schiffel, Wüstenselbitz; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; J. Diehl, Oberschmitten; Ziegler, Kelbra; L. Schlobach, Rochlitz; O. Schmitt, Aulendorf; H. Lutz, Fachsenfeld; P. Albrecht, Meerane; L. Nickel, Schafhausen-Alzey; U. Wölfert, Gotha; H. Schmidt, Rodheim; Adele Berkhan, Herzberg; G. Wollerich, Cuxhaven; Prof. Geidel, Erfurt; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; C. Weinrich, Syke; M. Templin, Friedensstadt; K. Kleinebeckel, Köln-Klettenberg; G. Peipers, Eckardtsheim; M. Meixner, Schwedt; K. Rothmund, Altshausen; H. Krause, Alsfeld; L. Hohensee, Berlin; A. Klingenberg, Wunstorf; H. Stadtmüller, Karlsruhe; O. Lücking, Altona; H. Karg, Colditz:

Einige Löserurteile: „Für einen Zweizüger sehr ideenreich", W. T., E.; „Recht interessant durch die respektable Leistung des Springers", H. Z., M.; „Ein vielseitiger Zweier", A. N., Z.; „Fast unerschöpflich", P. A., K.-M.; „Ein Triumph der tüchtigen Türme", M. B., D.-H.; „Vielseitig und interessant", H. K., B.-N.; „Kaleidoskopische Fülle von Möglichkeiten", H. St., K.; usw.

„Strategie" – „Taktik"!

Viele Schachspieler sind sich nicht recht klar über die Begriffe „Strategie — Taktik" im Schachspiel. Was im Kriegsfalle der Aufmarsch der Truppenformationen bedeutet, dasselbe ist im „Schachspiel" (eigentlich Schachkampf!) der Aufmarsch der Figuren. Strategie (griechisch) = „Feldherrnkunst", die Lehre von der Anwendung der Kriegsmittel zur Erreichung des Kriegszweckes. Taktik (griechisch) = „Aufstellungslehre", die Lehre von der Verwendung der Truppen im und zum Gefecht; die niedere Taktik lehrt die Fechtart der einzelnen Waffengattungen; die höhere Taktik den Gebrauch der verbundenen Waffen.

Sucht ein Gegner die Entscheidung durch die Tat herbeizuführen, so nennt man dies „Taktik". Doch die Vorbereitung, Einleitung der taktischen Auseinandersetzung und Klärung sind Grundbedingung, um einen taktischen Erfolg erringen zu können. Daraus ergibt sich, daß die „Taktik" eine logische Folge und Frucht der geschickteren „Strategie" ist. Der Vorrang der Strategie als der planmäßigen Vorbereitung ist unbestreitbar, wenn auch der Taktik beim Schachkampf (wie im Kriege) die Aufgabe vorbehalten bleibt, die Entscheidung durch die Tat herbeizuführen. Stellt sich der entscheidende taktische Schlag als logische Folge und Frucht der geschickteren Strategie von selbst ein, so ist das „Primat der Strategie" bewiesen und als positiv zu betrachten. Der Versuch, den Gegner ohne strategisch gesichertes Stellungsübergewicht mit taktischen Mitteln niederzuwerfen, ist zum Scheitern verurteilt und negativ.

(Benzinger.)

Sieg Strategie über Taktik

Budapester Gambit, gespielt in Berlin

Weiß: Perneder, Berlin-Wien. Schwarz: Post, Bln.

1. d2—d4	Sg8—f6	13. a2—a3	Th8—e8[7]
2. c2—c4	e7—e5	14. Tf1—f2	Lg4×f3
3. d4×e5[1]	Sf6—e4[2]	15. a3×b4	Lf3×e2[8]
4. Sb1—d2	Lf8—b4	16. Sd2—f3	Le2×c4†!
5. g2—g3[3]	Sb8—c6	17. Lc1×e3	T×Le3†
6. f2—f4?[4]	d7—d6!	18. Tf2—e2	L×Te2
7. e5×d6	Dd8×d6	19. Dc1—f5†[9]	Kc8—b8
8. Lf1—g2	Dd6—d4[5]	20. Df5—c5	Te3×f3
9. L×Se4	D×Le4	21. Ke1×e2	Sc6—d4†
10. Sg1—f3	De4—e3	22. Ke2—e1[10]	Td8—e8†
11. Dd1—c2[6]	Lc8—g4	23. Ke1—d1	Tf3—d3†
12. Th1—f1	0—0—0	24. Kd1—c1	Te8—e1‡[11]

[1] Schwarz spielt das sogenannte Budapester Gambit. Der Sinn desselben ist, den schwerfäligen Stellungskampf mittels Bauernopfer verwickelter zu gestalten. Weiß kann aber den wichtigen strategischen Punkt d5 behaupten.

[2] Üblich ist hier 3. . . ., Sg4; 4. e4, S×e5; 5. f4, Sc6; wonach Weiß etwas besser steht. Ruhige Spielführer werden die Entwicklung vorziehen mit 4. Sf3, Sc6; 5. e3.

[3] Besser wäre 5. Sf3, Sc6; 6. a3!, S×d2; 7. S×d2!, L×d2†; 8. L×d2, S×e5; 9. Lc3!

[4] Weiß konnte mit 6. Lg2, S×d2; 7. L×d2, L×d2; 8. D×d2, S×e5; 9. Dc3 ein besseres Spiel erlangen. Auf Kosten der Entwicklung der eigenen Streitkräfte behauptet er die Bauernbeute. Schwarz widerlegt im feinen Stile diese falsche Taktik.

[5] Entwicklung und zugleich Mattdrohung auf f2!

[6] Etwas besser wäre 11. Db3.

[7] Schwarz hat nun sämtliche Streitkräfte entwickelt und droht bereits Matt auf e2.

[8] Der vorbildliche schwarze Aufmarsch gestattet schon prächtige Mattkombinationen.

[9] Auch das Damenrückopfer 19. D×e2, T×e2†; 20. K×e2 ergibt ein verlorenes Endspiel für Weiß.

[10] 22. D×Sd4, T×Dd4; 23. K×Tf3 ergäbe für Weiß kein gutes Turmendspiel.

[11] Eine interessante und lehrreiche Partie, die den Gebrauch der verbundenen Waffen (höhere Taktik) gegenüber der niederen Taktik (einzelne Waffengattungen) vorführt. Aus dieser Partie ergibt sich die logische Schlußfolgerung: Erst Strategie, dann Taktik!

Berichte aus der Wissenschaft

Beringte Wale.

Bekanntlich machen nicht nur die Vögel, sondern auch gewisse Fische ihre jährlichen Wanderungen. Besonders die Wale ziehen in großen Herden regelmäßig durch die Weltmeere. Um nun diese Routen kennenzulernen und gleichzeitig einen Überblick über den Weltvorrat an Walen zu erhalten, der durch jahrzehntelange Raubjagd schon bedrohlich klein geworden ist, hat eine englische Forschungsgesellschaft begonnen, die riesenhaften Tranlieferanten ähnlich zu kennzeichnen wie die Vögel. Selbstverständlich kann man einen Wal nicht einfangen, ihm einen Ring um eine Flosse legen und ihn dann wieder schwimmen lassen. Die Methode der Walberingung ist etwas brutal: Ein Expeditionsschiff beobachtet zuerst die Walherde, und dann werden die Tiere mittels Geschossen „markiert". Die größte Herde, die bei dieser Fahrt gesichtet wurde, bestand aus 200 Tieren. Von ihnen konnten 45 dadurch gekennzeichnet werden, daß man ihnen in den dicken Speck ein langes Gewehrgeschoß schickte, das ähnlich wie ein Vogelring gewisse Angaben trägt. 800 Wale sind schon auf diese Weise „beringt" worden. Zugleich hat die Gesellschaft eine Prämie für das Erlegen der Wale mit Geschossen ausgesetzt. 20 „Walringe" sind bisher abgeliefert.

Fliegen sterben an Blutvergiftung.

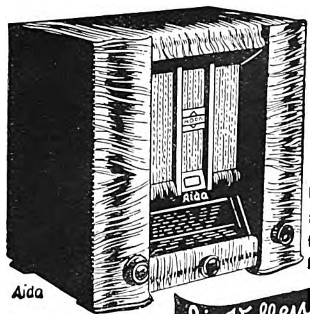
Wenn der Herbst die ersten kühlen Tage bringt, verschwinden plötzlich die Fliegenschwärme, die besonders im Spätsommer Mensch und Tier tyrannisieren. Dieses alljährliche Fliegensterben hat man daher früher mit dem Witterungswechsel erklärt. Bei dem außerordentlichen Heizungskomfort moderner Wohnungen müßten sich allerdings die Fliegen auch im Winterdasein wohlfühlen. Die Kälte kann also nicht die eigentliche Ursache ihres regelmäßigen Verschwindens sein. Nun hat die Wissenschaft die eigenartige Entdeckung gemacht, daß die Fliegen, die soviele Bazillen und Krankheitsstoffe übertragen, selbst im Herbst von einer Infektionskrankheit befallen werden. Ein mikroskopisch kleiner Pilz beginnt dann in ihnen zu wuchern, und die von ihm befallenen Tiere sind leicht an dem müden Herumkriechen erkennbar. Der Pilz vergiftet schließlich das Blut der Fliegen, und sie gehen dann ein, wobei sie die Pilzsporen umherstreuen und so weitere Fliegen anstecken. Nur ganz wenige werden von dieser Epidemie verschont und bilden dann die Stammeltern der nächstjährigen Fliegengeneration. Das sind die einsamen Brummer, die im Winter unseren Sonntagmittagschlaf stören.

Wieviel Geschirr braucht ein Ozeanriese?

Einer der größten Aufträge, der je in England für Glas und Porzellan erteilt wurde, war für den neuen englischen Ozeanriesen „Queen Mary" bestimmt. Eine Liverpooler Firma, die den Auftrag erhielt, lieferte u. a. 52 000 Teller, 16 500 Trinkgläser, 14 000 Tassen, 10 000 Untertassen und 7500 Tee- und Kaffeekannen. — Auch unsere „Bremen" benötigt ähnlich große Mengen Geschirr für die Verpflegung ihrer Fahrgäste nebst Besatzung, denn 3200 Menschen werden beköstigt auf einer einzigen Rundreise von Bremen nach Neuyork und zurück. Hierzu sind nötig: 21 000 Kilo frische Fleisch- und Wurstwaren, etwa 8500 Kilo Wild und Geflügel; 12 200 Kilo frische, gesalzene und geräucherte Fische und andere Wassertiere, etwa 8000 Büchsen Konserven, 7200 Kilo Backwaren und Mehlerzeugnisse; 10 300 Kilo Mehl, 5500 Kilo Kaffee, Tee, Kakao und Zucker, 4000 Kilo Butter, 6500 Liter Milch und Sahne, 60 000 Stück Eier, 20 000 frisches und getrocknetes Obst, 45 000 Kilo Gemüse, 2500 Kilo Speiseeis und noch vieles mehr. — Somit steht ein Großdampfer im Nahrungsmittelverbrauch nur wenig hinter dem Bedarf einer kleineren Stadt zurück.

Gehirnkünstler.

Bekanntlich verfügte Cäsar über eine ungeheure Gedächtnisleistung. Man sagt ihm nach, daß er fünf Arbeiten gleichzeitig verrichten konnte oder sieben Briefe auf einmal zu diktieren vermochte. Auch der athenische Feldherr Themistokles soll ein so ausgezeichnetes Gedächtnis gehabt haben, daß er darunter litt und sich das Vergessen wünschte. Seneca, der altrömische Redner, konnte 2000 Wörter in der Reihenfolge nachsagen, wie man sie ihm vorgesagt hatte, und etwa 200 Verse in umgekehrter Ordnung. Lord Karterer, Lordleutnant von Irland, vermochte das ganze Neue Testament aufzusagen, als wenn er es abläse. — Auch in unserer Zeit sind Gehirnkünstler keine große Seltenheit. So wurde kürzlich aus Amerika von einer Miß Sylvia Torden berichtet, die als Schauspielerin auftrat und Riesenrollen schon beim Durchlesen behält. Ihr Gehirn ist wie eine photograpische Platte, die alles Geschehene aufnimmt und getreulich festhält. So lernte sie zum Beispiel die Rolle, die die Julia in „Romeo und Julia" spielt, in 55 Minuten, ohne sie vorher zu kennen. Miß Torden bewies, daß sie nach einmaligem flüchtigem Lesen die ganze Rolle fehlerlos beherrschte, ohne auf einen Souffleur angewiesen zu sein.



NORA 1935/36



EINKREISER
NORA-Undine
für Wechselstrom ab RM **144.75** mit Röhren

ZWEIKREISER
NORA-AIDA
rückkopplungsfreim.Schattenvisier für Wechselstrom m.R. RM **230.50** o.Sperrkreis

SUPERHET
NORA-Egmont
mit allem Bedienungskomfort für Wechselstrom RM **317.25** mit Röhren

Alle Empfänger auch für Allstrom sowie auch als Musiktruhen (Noracords) erhältlich Moderne Batterie-Zweikreiser
Erhältlich in sämtl. Fachgeschäften!

Die Vollendung von klanglicher Schönheit, hoher Selektivität und geschmackvollem Äusseren!

BiOX-ULTRA-ZAHNPASTA

BIOX-ULTRA macht die Zähne blendend weiß und beseitigt Mundgeruch. BIOX-ULTRA **verhindert** Zahnsteinansatz, Lockerwerden der Zähne, **spritzt nicht und ist hochkonzentriert**, daher so sparsam.



Erna's Traum ist erfüllt!

Eine Kamera zum Drauflosknips. v.Porst, b.1/3 Anzahl., Rest i. 6 Monatsrat. D. Welt größtes Photo-Spezial-Haus biet.: Sämtl.Markenkameras 5 Tg.z. Ansicht. Tausch alter Kameras.Kostenl.List. günst. Gelegenheits-Käufe, Fernberatg., Zeitschrift „Nürnberger Photo-Trichter". Vor allem, schreiben Sie jetzt gleich um d. **kostenl.** 320 Seiten starken Photo-Helfer B 40 an:

Der Photo-Porst
Nürnberg-A NW 40

Erröten
Schücht. Befangh.? Aufkl.Schrift Cg.Port. **P. Friede, München 25**

Verlangen Sie umsonst 389 Wollmuster und 216 Stoffmuster und 1 Jahr lang kostenlos die Neuesten Quelle Nachrichten von Deutschlands größtem Wolle-Versandhaus
Quelle Fürth/Bay. 34

Einziger Briefmarken-Verkauf



Im Februar findet durch den Vertrieb ein Verkauf v. Missionsmarken statt, welch.v. Wohlfahrtsinstituten u. Postverwaltungen auf der ganzen Welt gesammelt werden. Mengenabgab. ist beschränkt. Der Verkauf erfolgt nach Gewicht in garantiert undurchsuchten Originalpakkungen. Ein Originalpfund (brutto 5-10000 Stück) kostet M. 9.75, 1 kg M. 19.50, 2 kg M.27.50. Bei d. 1-Kilo-Paketen wird eine Gratisbeigabe i.Ktlg.-Wert von M. 30.— u. bei den 2-Kilo-Paket. v. M. 50.— beigefügt. Bei Nichtgefallen Umtausch innerh. 24 Std. gestattet.
Missionsbriefmarken-Verwertungsstelle Hamburg 20/cc

Rassehunde



Illustr.Prachtkat.m.Preisl u. Beschr. **1 RM.** (Marken)
Arthur Seyfarth
Bad Köstritz 36
Gegr. 1864

Taschenuhr



mit geprüft.33-stünd. deutschen Ankerwerk. Garantieschein für 1 Jahr. Nr. 3 **Herrentaschenuhr** vernick. **M. 2.10** Nr. 4 versilb., Ovalbüg.vergold.Rand **M. 2.30** Nr.5 dies. mit bess. Werk, klein,flch.Form **M.3.20** Nr. 6 Sprungdeckeluhr, 3 Deckel, vergold. **M. 4.50**, 6b. m. bess. Werk **M.6.90**.Nr. 7 Damenuhr, stark vers., vergold. Rand **M. 2.60** Nr. 8 Armbanduhr m. Lederriemen **M. 2.50** Nickelkette M. 0.20 Doppelkette. vergold. M.0.50, Kapsel M.0.20. Wecker, gut Messingwerk M.1.80.Vers.geg. Nachn. Bei Nichtgef. Umt. od. Geld zurück. **Kat. grat.** Jahresums. üb. 15000 Uhren.
FRITZ HEINECKE
Braunschweig, Am Schwarz. Berg

Diana
Sportmodell (Luftgewehr)



Diana
Luftgewehre
Luftpistolen
Waffenscheinfreie Sport- und Übungswaffen
Kein Rauch, kein Knall, billige Munition, genaueste Schußleistg., deshalb ideale Gewehre zur Übung und Unterhaltung. Prospekte kostnl.
Dianawerk
Rastatt 1



Ab Fabrik!

Sportmodelle

10 Knopftasten	4 Bässe	8.	12 M
21 „	„ 8	„ 16.	22 M

Chromatische:

21 Klaviertasten	8 Bässe	28.50 M
25 „	„ 12 „	37.50 M
25 „	„ 24 „	58.00 M

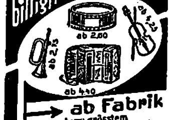
10 Jahre Garantie! Katalog umsonst! 20 000 Dankschreiben Teilzahlung!
E. **Hess** Nachf. Klingenthal 275

Mit ganz geringen Mitteln ist **Asthma** heilbar.
Näher. **D. Lentzen, Gevelsberg i. W.**



Des Walther Güte Schiesserfolge erzielen Sie mit einer der ausschwersten nationalen und internationalen Wettkämpfen siegreicher
WALTHER KLEINKALIBER-BÜCHSEN
Zu beziehen durch Waffenhändler
CARL WALTHER Waffenfabrik ZELLA-MEHLIS/THÜR 32

Alle Musikinstrumente Spez. Handharmonikas billigst



ab 2,50 — ab 2,15 — ab 5,25 — ab 4,40
ab Fabrik
bezw. grösstem Versandgeschäft der Branche
direkt an Private
Katalog kostenlos. Günstige Ratenzahlungen
Meinel & Herold Klingenthal Nr. 323

Kostenlos



Fotoführer mit 300 Abb., 20 Schaja-Vorteilen und dem „Kamera-Wähler". Auch Gelegenheitsliste (Fundgrube), regelmäßig Zeitschrift, Ansichtssendung, Teilzahlung (1/5), Antausch alter Kameras, Garantie durch:
PHOTO SCHAJA
MÜNCHEN A 44
Der Welt größte Leica-Verkaufsstelle

Umwälzende Erfindung auf dem Gebiet der Entfettungsmeth. durch
„Frappona".
Alles essen können u. doch schlank u. graziös in kurzer Zeit. Orig.-Dose M. 6.50, Kurpackg.3 Orig.Dos. M.18.-Vers. p. Nachn. o. Vorauszahlung.
Chem. Erzeugnisse, München 26, Postf. 14

Seit 80 Jahren Qualitätsinstrumente für SZ-MZ Schule und Haus



C.A. Wunderlich gegründet 1854 **Siebenbrunn** (Vogtl.) 27

Eine oft gehörte Frage:



„Wo ist Ihr Bauch geblieben?" Ganz einfach: Dieses Wunder hat mein Gentila bewirkt! Gentila Gürtel machen sofort schlanker, massieren das Fett weg, verleihen Haltung, Frische u.Elastizität. Auch b. Senkungen, Leib- u. Kreuzschmerz., Bauch- u Nabelbrüchen sind Gentila Gürtel tausendfach bewährt. Preise von RM. 12.- an. Katalog H 36 (Herren) u. F 36 (Damen) kostenl.
J. J. Gentil, Berlin W 9
Potsdamer Str. 5 (a. Platz)

Wer will im Frühjahr ein Fahrrad kaufen??



Heute schreiben! Wir machen Ihnen einen Vorschlag, der Ihnen sofort gefallen wird!
E. u. P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 309

Weimar Hochschulen Bau, Kunst, Handwerk.

Stottern
Wirkl. Hilfe! Prosp. frei! Institut Näckel, Berlin-Ch. 4



Chromatische Harmonikas direkt ab Fabrik. Verlangen Sie sofort Liste E gratis. Günstige Ratenzahlungen! 30000 Dankschreiben
Meinel & Herold Klingenthal Nr. 326

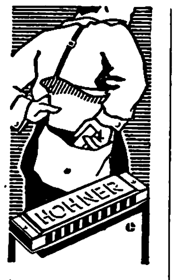
Schreibkrampf Zittern
Angstgefühl. Brosch. kostenlos. **Hugo Wolff Berlin-Zehlendorf 7**



13 500 Briefmarken, alle verschieden. 6500 zu 1 1/2 Pf. weit. 7000 zu 3 1/2 Pf. z. Aussuchen. Keine Mindestabnah. Probelief.geg.Berufsangab.**Marken-Schneider, Reutlingen J 106.**

Stottern
u. a. nerv. Hemmungen nur Angst. Ausk. frei. **Hausdörfer, Breslau 16**

Lest den Anzeigenteil
ganz genau! Er enthält immer günstige Angebote.



Sie muß mit!

Die tonreine, klangschöne und so überaus leicht spielbare **Hohner-Mundharmonika** sollte bei keinem Ausmarsch fehlen. Sie verscheucht die Müdigkeit, beflügelt den Schritt und schafft Stimmung u. Freude.
Matth. Hohner A.G., Trossingen (Württemberg)

Kurzgefaßte Spielanleitung unter Berufung auf diese Zeitschrift kostenfrei.

Der „Völkische Beobachter" vermittelt seinen Lesern
Nationalsozialistische Staatsauffassung
u. völkische Weltanschauung in der Lebendigkeit des Tages.

Alle Arten **KLISCHEES**
Südd. Klischee-Anstalt
MAX FICHTNER
TEL. 25783 — MÜNCHEN LIEBHERRSTR. 4

1936 ein neues Fahrrad?



Dann jetzt zu den niedrigen **Winter**preisen. Komplette Fahrräder schon von RM **29.-** an. Katalog kostenlos. Viele Dankschr.
Friedr. Herfeld Söhne
Neuenrade in Westfalen Nr. 127

VICTORIA 50 JAHRE QUALITÄT!

Schon der Großpapa fuhr auf VICTORIA! Heute fährt ein jeder VICTORIA Jubiläums-Räder!

Der nächste Victoria-Händler zeigt Ihnen diese erprobten Markenräder. Kennen Sie übrigens auch die neuen Victoria-Motorrad- und Jubiläums-Kleinmotorrad-Prospekte?
VICTORIA-WERKE A.G. NÜRNBERG-O/11
FAHRRÄDER-MOTORRÄDER-FREILAUFNABEN-GEGR. 1886

Staatliche Hochschule
f. angewandte Technik • **Köthen** (Anh.) 11
Allgem. Maschinenbau. Automobil- u. Flugzeugbau. Stahlkonstrukt. Gastechnik. Gießereitechnik. Stahlbau, Eisenbetonbau. Verkehrswege u. Tiefbau. Allgem. Elektrotechn. Fernmeldetechn. Hochfrequenzt. Keramik, Zement-u. Glastech. Eisenemailliertechn. Papiertechn. Techn. Chemie. Aufnahmebeding.: Vollend. 18. Lebensj. OII-Reife od. Mittl. Reife m. gut. Schulbildg. i. Naturwissenschaft. Vorlesungsverzeich. kostenl.

INGENIEUR SCHULE WEIMAR
MASCHINENBAU · ELEKTROTECHNIK · AUTOMOBIL UND FLUGZEUGBAU · PAPIERTECHNIK
PROSPEKT ANFORDERN
SEMESTERBEGINN APRIL U. OKTOBER • EIGENE WERKSTÄTTEN

---

hier spricht Rustin:

Werden Sie Rustin-Schüler!

Durch Rustins Selbstunterricht neben dem Beruf u. ohne Schulbesuch, selbst mit Volksschulkenntnissen.

Vorbereitung auf
Abitur, Obersekundareife und Mittlere Reife, ferner Ersatzreife-Prüfungen f. d. Zulassung zum Studium an Hochschulen, Handlungsgehilfen- und technische Prüfungen (zum Meister, Techniker und Jngenieur).

Fortbildung zu
kaufmännisch., Musik- u. technischen Berufen (Elektrotechnik, Radiotechnik, Maschinenbau, Kraftfahrwesen, Hoch- u. Tiefbau, Jnstallation, Textilwesen u. a.).

Verlangen Sie kostenlos Auskunft, Studienprogramm und Rustin-Zeitschrift mit Erfolgsberichten.
Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam-So 31



Backen ist Kinderleicht
nach den bewährten **Dr. Oetker-Rezepten!**

Neu! Jede Hausfrau erhält kostenlos meinen neuen Bild-Prospekt: „Die Hausbäckerei ist ein Kinderspiel"
Schreiben Sie bitte eine Postkarte an
Dr. August Oetker, Bielefeld



Sie wollte nicht „nein" sagen

Ja, das Tanzen war auch zu verlockend - aber jetzt nach einem arbeitsreichen Tag wird die Anstrengung fühlbar für Herz und Körper. Warum nimmt sie nicht Quick mit Lezithin? Quick stärkt Herz und Nerven, ist absolut unschädlich u. erhält die lebendige innere Spannung. Nicht aufpeitschend, sondern kräftigend. • Versuchen Sie bitte
Preis RM 1.20 in Apotheken und Drogerien
Probe gratis • Hermes, München, Güllstr. 7 **Quick** mit Lezithin
Quick und Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee — aus einer Quelle

---

Bei Erkältungsgefahr, Halsentzündung, Grippe:
Formamint
Schutz vor Ansteckung!
In allen Apotheken und Drogerien

HUMOR

Die Hausfrau war einige Wochen zur Kur. Bei der Rückkehr fragt sie ihre kleine Tochter:

„Sag' mal, Gerdi, ihr wart wohl sehr traurig, weil ich so lange fort war?"

„Ich schon, Mutti, aber Papa war immer sehr lustig und hat gar nicht mehr geschimpft."

„Sooo?"

„Ja, er hat mich sicher aufheitern wollen."

*

Seller trat während des Gesellschaftsabends auf einen Herrn zu: „Haben Sie Humor?"

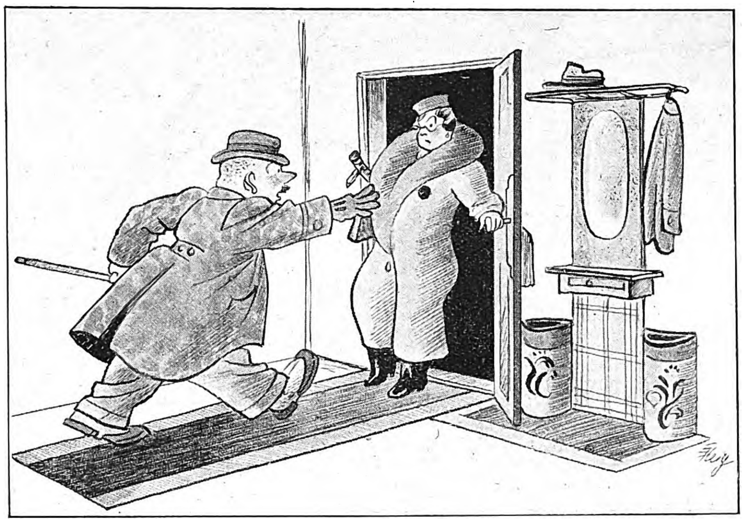
„Nein", sagte dieser gedankenverloren, „Braunkohle und Brechkoks!"

*

Mattglas und Rohrdommel fahren mit der Bahn. Mattglas starrt unverwandt ins Gepäcknetz.

Fragt Rohrdommel: „Was haste nur, sprichst kein Wort und stierst nichts wie in die Luft?"

Meint Mattglas: „Ich paß nur auf meinen Koffer auf. Mit deinem ist nämlich schon in Sommerkahle einer ausgestiegen."



Herr Knauserich: „Herrschaft, wo bleibst denn so lang! Gib das Winterhilfszeichen her, ich möcht doch auch mal ausgehen!"

Inge wartet schon länger als eine halbe Stunde am Kinoeingang vergeblich auf ihren Alfred. Ihre Entrüstung wächst von Sekunde zu Sekunde. „Sagen Sie", wendet sie sich schließlich mit zornbebender Stimme an den Portier, „haben Sie vielleicht einen jungen Mann gesehen, der hier reingegangen ist, ohne auf mich zu warten?!"

*

Petersens haben jetzt einen kleinen Dackel. Und der kleine Dackel — na ja!

Neulich kommen Paulsens zu Besuch.

Frau Paulsen deutet auf kleine Wasserlachen: „Wohl der Hund, was?"

„Nein", sagt Petersen, „das Gegenmittel: Kölnisch Wasser!"

*

„Alle Eheleute klagen über ihre Schwiegermütter. Ich aber wäre glücklich, wenn die meine noch gelebt hätte, als ich heiratete."

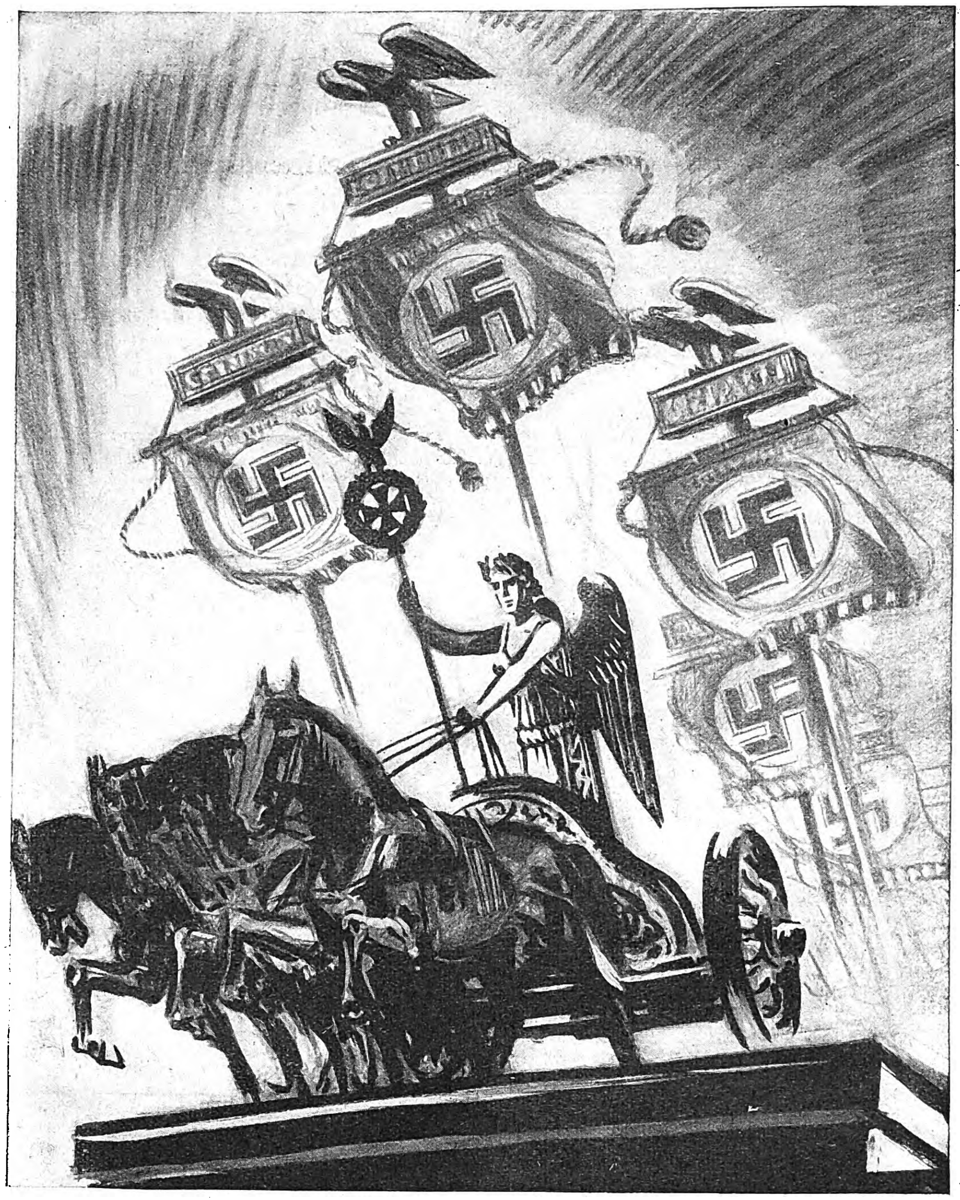
„Na, das ist doch übertrieben!"

„Keineswegs. Sie hätte mir nämlich nie die Hand ihrer Tochter gegeben."

*

„Kellner", sagte der Gast, „das Kalbsragout hier ist aber lange nicht so gut wie das gebratene Hühnerfleisch, das Sie mir gestern gebracht haben!"

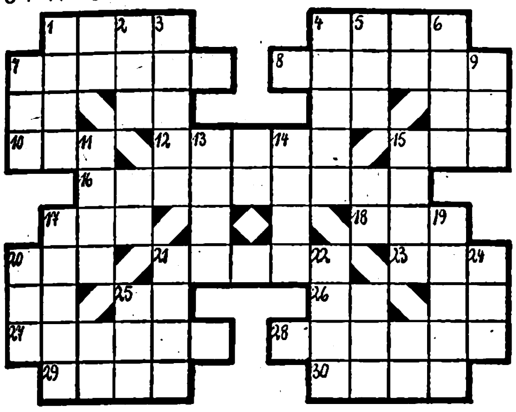
„Das begreife ich nicht!" meinte der Kellner zerstreut, „Es war doch beides von demselben Kaninchen!"



RÄTSEL

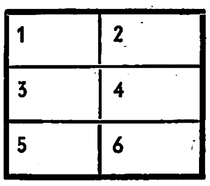
Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Verkeilungsrinne, 4. niederländ. Insel, 7. Gesteinsart, 8. tropische Grasart, 10. Ferment, 12. Mündungsarm der Weichsel, 15. Edelfisch, 16. deutscher Bundesstaat, 17. franz. Münze, 18. abgekürzter Frauenname, 20. siames. Münze, 21. Quellfluß der Weser, 23. Molchart, 27. spanische Kriegsflotte, 28. Religionsabtrünniger, 29. Zeitgeschmack, 30. Faserpflanze.



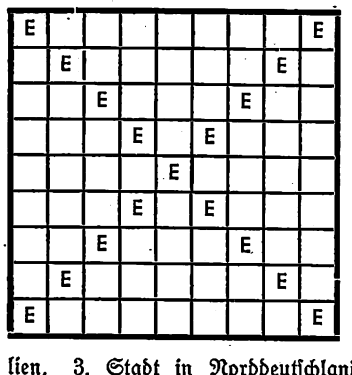
Senkrecht: 1. japanische Hafenstadt, 2. Zeitabschnitt, 3. mitteldeutscher Kurort, 4. Stamm der Sudanneger, 5. Behörde, 6. europäisches Gebirge, 7. franz. Ball, 9. Sonnengott, 11. Wasserfahrzeug, 13. Schlinge, 14. Umstandswort, 15. Aufgeld, 17. Naturgewalt, 19. Wasserpflanzen, 20. Krötenart, 21. Teil des Beines, 22. Stand, Kaste, 24. persönl. Fürwort, 25. Kurort, 26. Nibelungengestalt

Silbenkreuz



1—2 Grube (Bergwerk), 2 bis 4 Stadt in Nordamerika, 2—5 Wissenschaft, 3—1 Geldstück, 3—4 Stadt in Westfalen, 4—6 Himmelskörper, Mehrzahl, 5—1 Kosename für Katze, 5—6 Gesichtsausdruck, 6—4 Vogelwohnungen.

Füllrätsel



Folgende Buchstaben a a a a b b b b d d d e e e e e e e f f g g g g i i i i i i i i l l l l l m m m m n n n n n p p r r r r s s s t t t t u u u z sind so in die Felder einzusetzen, daß Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. Verpackung, 2. Insel bei Australien, 3. Stadt in Norddeutschland, 4. Tierprodukt, 5. Stadt an der Saale, 6. gemein, 7. Schmuck, 8. Maß, 9. Fallsucht.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a a a al be bord bra bra chi de di di dig e e ent er er ge gen gen gi ham he in in kar kon kow kun lan le les leu li lied lis lis lun ma man man mund na nald nes ni ni ni ni no nu o on pa par po ra re re rei rei so spi steu su ta tar te te tem ti ti tis tus u ur va zent zi zi sind 22 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Zitat aus Schillers „Kassandra" ergeben.

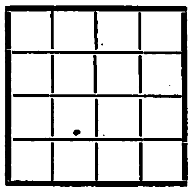
1 .... 12 ....
2 .... 13 ....
3 .... 14 ....
4 .... 15 ....
5 .... 16 ....
6 .... 17 ....
7 .... 18 ....
8 .... 19 ....
9 .... 20 ....
10 .... 21 ....
11 .... 22 ....

1. Volksepos, 2. Chorgesang 3. Genesender, 4. Würdenträger, 5. Kartenspiel, 6. männl. Vorname, 7. Aufseher, 8. Krankheit, 9. Truppenteil, 10. Amulett, 11. Schriftstück, 12. Fuchshöhle, 13. Stadt in Nordamerika, 14. Volk in Afrika, 15. russische Kreisstadt, 16. Philosoph, 17. berühmter Palast, 18. Schiffsseite, 19 Ruf, 20. Verselbständigung, 21. rumän. Politiker, 22. deutsche Universitätsstadt.

Mauerblümchen

Lu trug es von kostbarer Seide,
Schillernd im Licht.
Doch ward sie von niemand beachtet,
Denn (mit t) war sie nicht

Magisches Quadrat



Die Buchstaben a d e e g g m m n n o o o o t t sind in die Felder so einzusetzen, daß in den waagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter mit folgender Bedeutung entstehen:

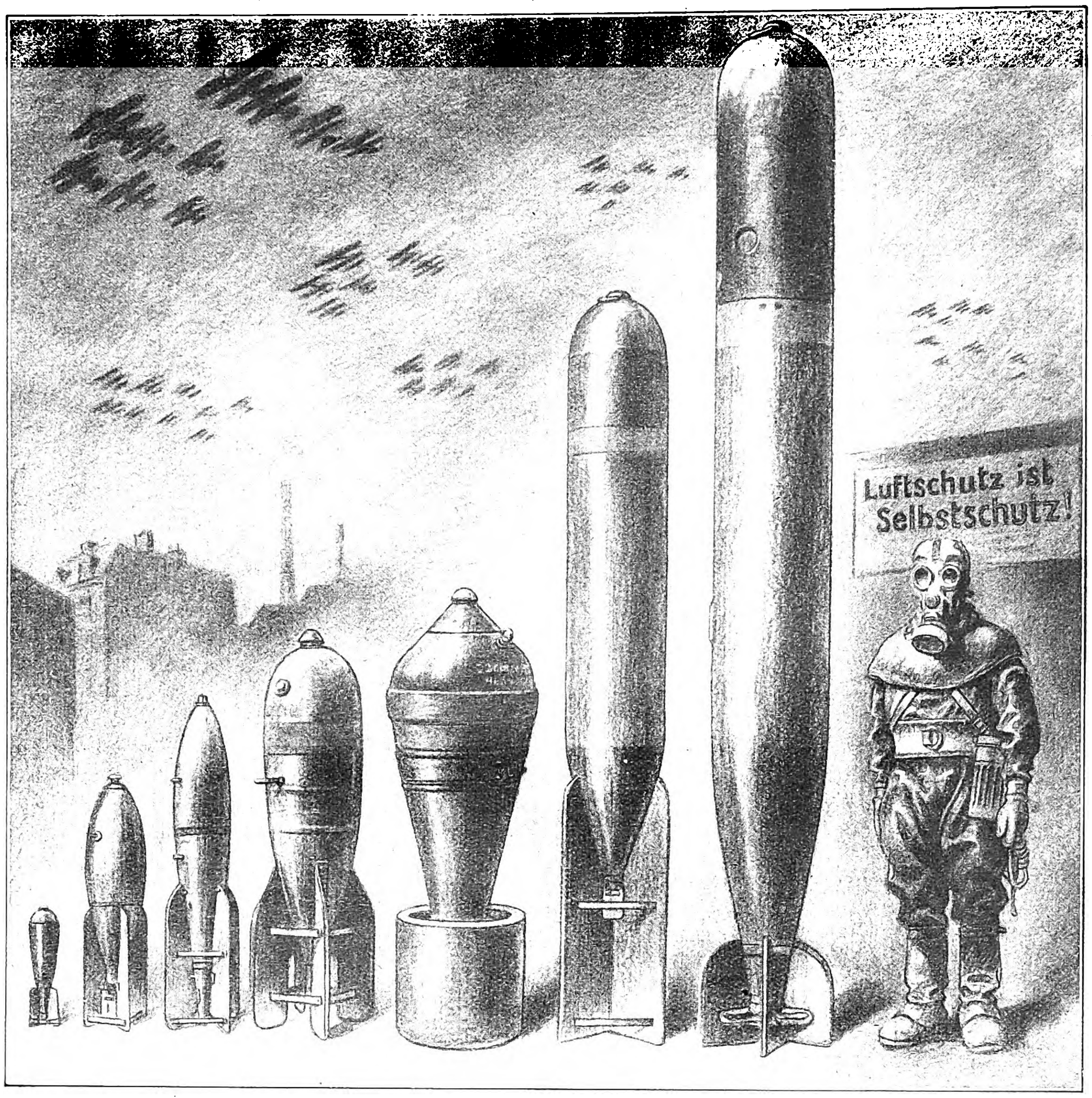
1. Hauch, 2. ehemalige deutsche Kolonie, 3. männlicher Vorname, 4. Planet.

Pleite

Schulz hat sich gut mit zwei versehn
Und konnte in die erste gehn;
Doch weil er trank und schlemmte bloß,
Ward er zu schnell das Ganze los.

Lösungen der Rätsel in Folge 5:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Ahn, 6. Stolberg, 8. Real, 9. Weddigen, 12. ge, 13. oh, 14. Korallen, 17. Nina, 18. Meerenge, 20. May, 21. der. — Senkrecht: 1. Asow, 2. Norderney, 3. Helgoland, 4. Ar, 5. Egon, 7. Bai, 10. ego, 11. Ehe, 14. Kamm, 15. Air, 16. Acer, 19. ge. ✱ Magisches Quadrat: 1. Komet, 2. Odeur, 3. Menge, 4. Eugen, 5. Trent. ✱ Kreuzwortsilbenrätsel: Waagrecht: 1. Nibelungen, 5. Tage, 7. Tiger, 8. Mimi, 9. Riga, 11. Diogenes, 13. Iwan, 14. Sella, 16. Leo, 18. Lederhose. — Senkrecht: 2. Beta, 3. Lunge, 4. Baltikum, 6. Armida, 9. Rio, 10. Gage, 11. Diwan, 12 Nessel, 13. Iris, 15. Laren, 16. Leder, 17. Oho! ✱ Silbenrätsel: 1. Anden, 2. Nordhausen, 3. Diamant, 4. Edam, 5. Ragusa, 6. Raglan, 7. Edelwild, 8. Dampfwalze, 9. Engadin, 10. Eierschwamm, 11. Reseda, 12. Kalifornien, 13. Eisenbeton = An der Rede erkennt man den Mann. ✱ Rätselfließ: 1—10 Elisabeth, 2—6 Irene, 3—7 Edikt, 4—1 Birne, 4—8 Bisam, 5—2 Chigi, 5—9 Chrom, 8—3 Margarete, 9—6 Miete. 10—7 Hecht



LUFTSCHUTZ ist SELBSTSCHUTZ

Luft-angriff!

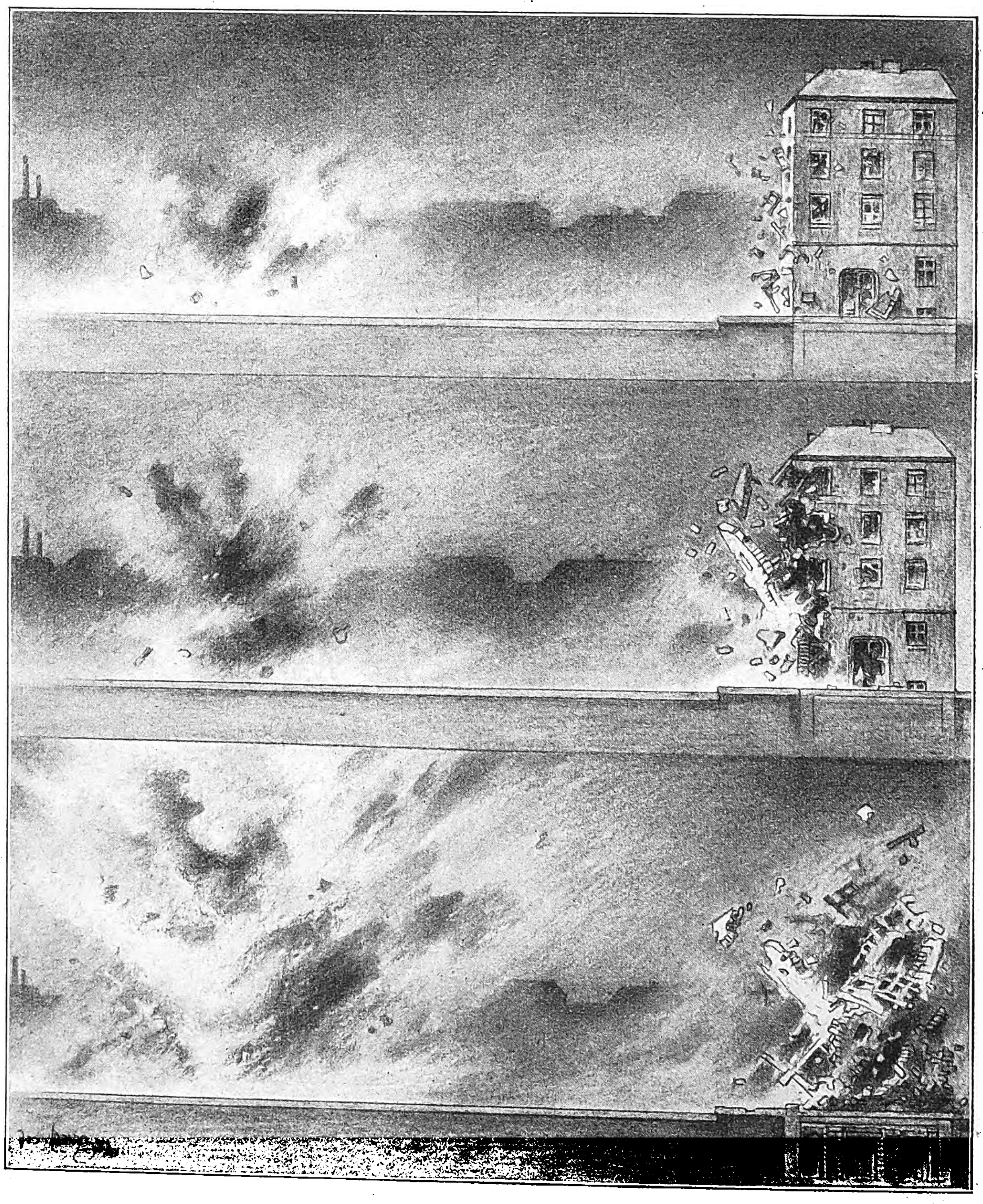
Moderne FLIEGERBOMBEN und IHRE WIRKUNG

Eine Zeichnung, die mehr als alle Worte für den Luftschutzgedanken wirbt:

Die Zusammenstellung verschiedener Bombenarten, von der kleinsten, 1 kg schweren, bis zur größten, bisher gebauten Fliegerbombe.

Der Mann mit Gasmaske und Schutzkleidung veranschaulicht die Größenverhältnisse.
Eine 2000-kg-Bombe (rechts) erzeugt bei der Explosion eine Luftdruckwelle, die noch bei einer Entfernung von 50 m einen Häuserblock zum Einsturz bringt.

Brandbomben erzeugen Temperaturen von 2000 bis 3000 Grad. Sie bedürfen nicht der gleichen Materialmenge wie Spreng- und Gasbomben; die Brandbombe muß nur schwer genug sein, das Dach zu durchschlagen, das dann natürlich zu brennen anfängt, wenn das Haus nicht feuersicher gebaut oder der Dachboden nicht von brennbaren Stoffen geräumt ist.



Zeichnungen für den „J B.“ von I. Lazarus.

Zum Bild links: Die Wirkung von Brisanzbomben bei 50 m Entfernung!

Eine 50-kg-Bombe zerstört Fenster und Türrahmen des 50 m entfernten Hauses.

Eine 200—300-kg-Bombe würde die der Explosion zugekehrte Hauswand einstürzen lassen.

Eine explodierende 1000-kg-Bombe bringt das Haus zum Einsturz, während der zum Luftschutz abgesteifte Keller erhalten bleibt und den dort befindlichen Hausinsassen Schutz bietet.



Luftangriff auf eine unvorbereitete Stadt.

Mit grauenerregender Deutlichkeit hat unser Zeichner eine Großstadtstraße dargestellt, durch die der Orkan niedersausender Bomben fegt. Der durch ihre Explosion entstandene Luftdruck vernichtet alles, was nicht in bombensicheren Unterständen und in Luftschutzkellern Zuflucht finden konnte. Zu der alles zerstörenden Wirkung der Bomben selbst kommen die Gefahren des elektrischen Kurzschlusses, Explosionen ausströmenden Gases aus durchschlagenen Röhrenleitungen und aus Benzinlagern sowie Brände in verheerenden Ausmaßen. Hoffnungslos ist die Bevölkerung dem Untergang preisgegeben, wenn nicht bereitwilligst jeder, der Verantwortungsgefühl besitzt, für den Luftschutzgedanken eintritt und damit sich, seine Familie und das Volksganze schützt. Luftschutz ist Selbstschutz!

Zeichnung für den „J. B.“ von J. Lazarus.

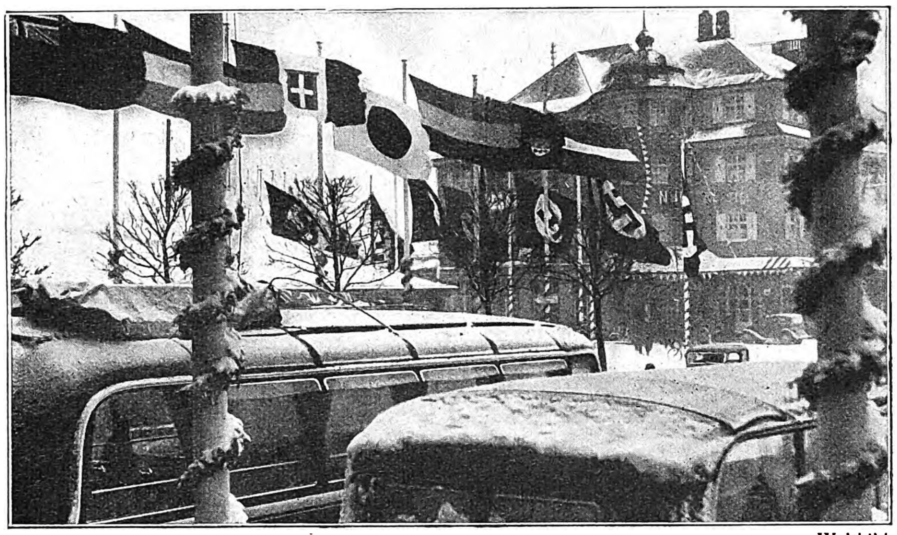


Kampftage

in Garmisch Partenkirchen

Bilder in diesem Heft

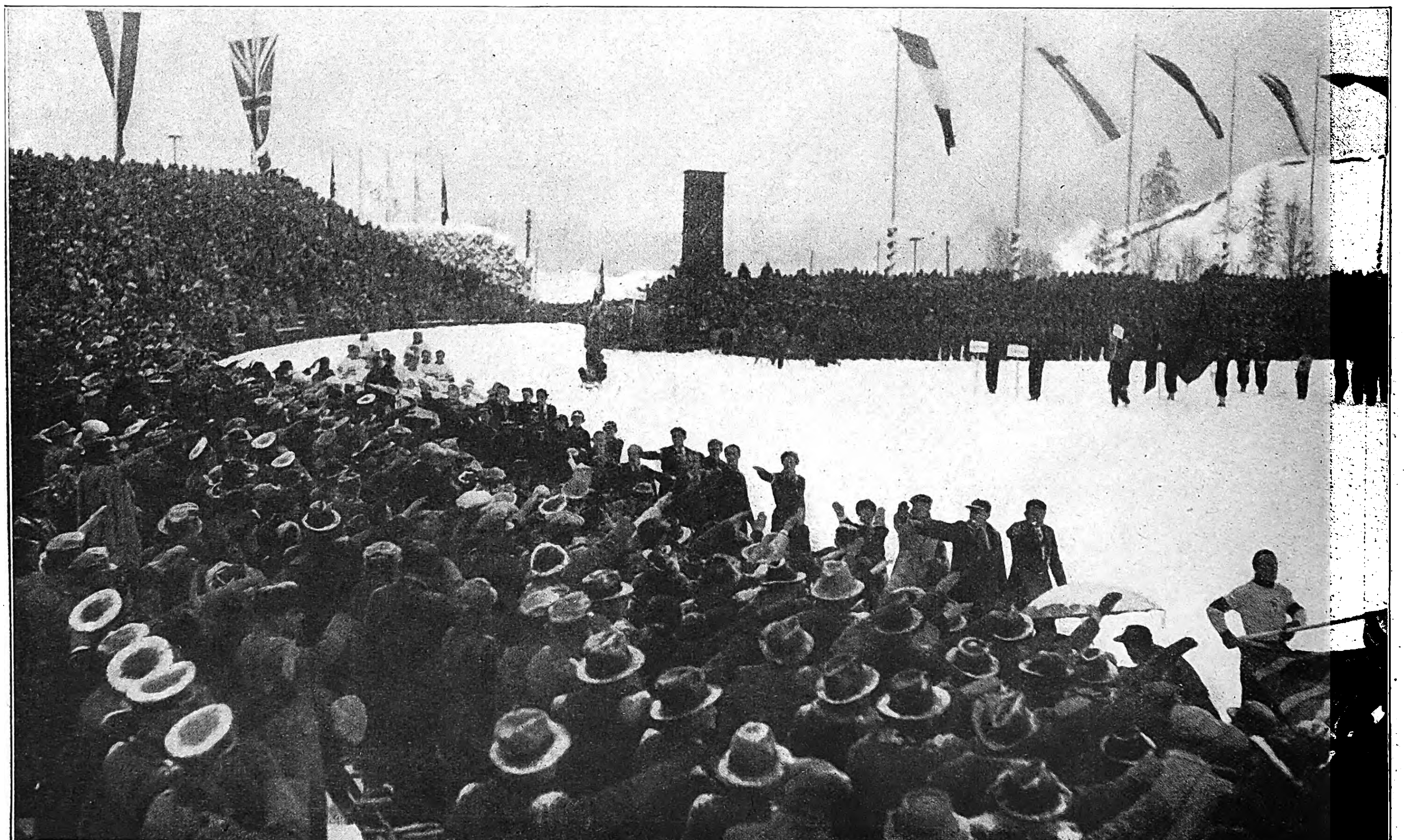
DIE IV. OLYMPISCHEN WINTERSPIELE DURCH DEN FÜHRER ERÖFFNET:



Weltbild.

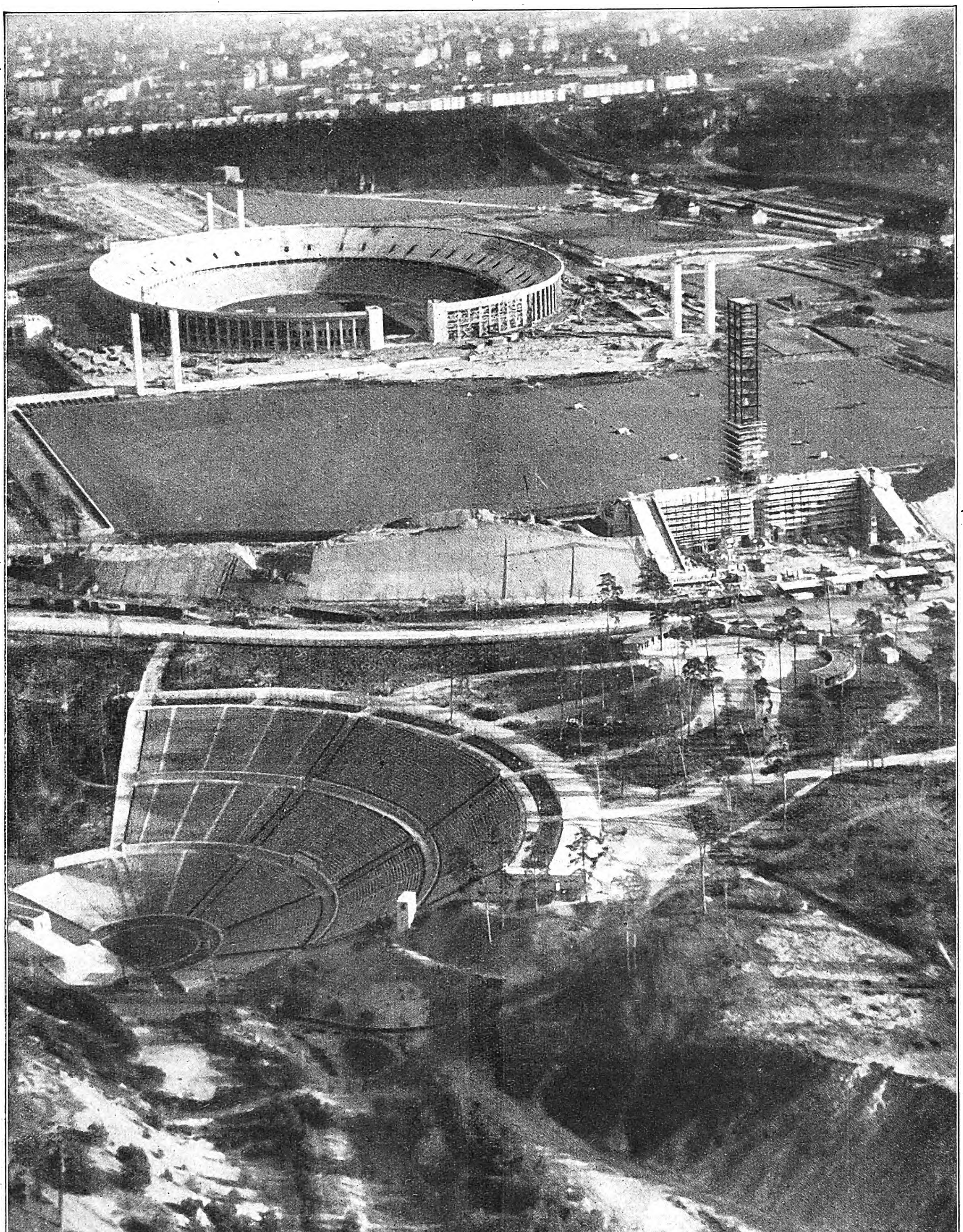
Empfang am Bahnhof Garmisch-Partenkirchen.
Im winterlichen Schneesturm flattern und rattern die Hakenkreuzbanner, die Flaggen der Nationen und die Olympia-Fahnen.

60000 beim Einmarsch der Nationen im größten Skistadion der Welt



Der Einmarsch der Nationen bei der Eröffnung der Olympischen Winterspiele.
Die Vertreter Großbritanniens grüßen den Führer.
Heinrich Hoffmann.

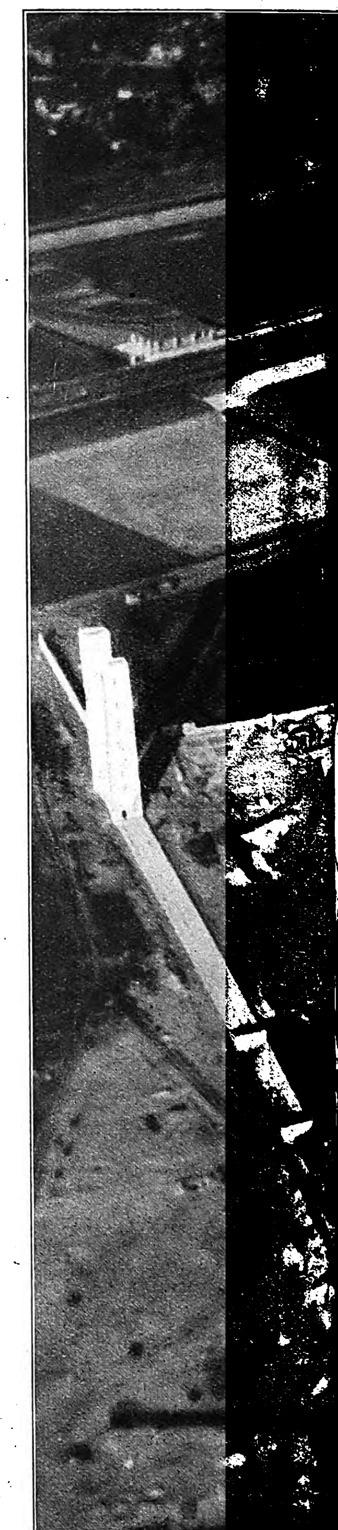
Im FLUGZEUG über dem REICHSSPORTFELD



Übersicht über das Reichssportfeld mit der fertiggestellten Dietrich-Eckart-Freilichtbühne und dem Olympiastadion

Im Vordergrund die 20 000 Personen fassende Dietrich-Eckart-Freilichtbühne. Die Bühne besteht aus einer kreisrunden Orchestra von 36 m Durchmesser. Der Radius des ganzen Zuschauerraumes, vom Mittelpunkt dieser Orchestra gemessen, beträgt 93 m. — In der rechten Bildmitte der 76,50 m hohe Glockenturm, in dem die Olympiaglocke aufgehängt wird. Der Turm wird erst nach der Aufhängung der Glocke verputzt. — Im Hintergrund das von drei Säulenpaaren von je 35 m Höhe flankierte Olympiastadion. Das gigantische Oval bietet 100 000 Zuschauern Platz und erstreckt sich in der langen Achse über 305 und in der kurzen über 230 m! Die Olympiakämpfer werden durch das gut sichtbare — von zwei Säulen begrenzte — Marathon-Tor in die Kampfbahn einziehen. — Zwischen dem Glockenturm, auf dessen Plattform das Olympische Feuer brennen wird, und dem Stadion erstreckt sich in einer Ausdehnung von 375 mal 270 m die Polowiese.

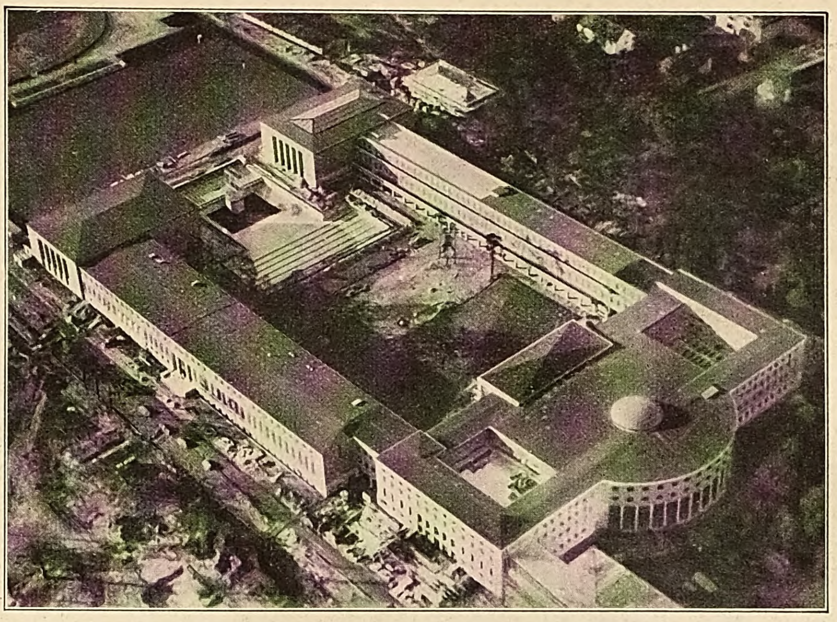
Luftbild Hans Schaller Freigeg. d. R.L.M.



Eine besonders übersichtliche Luft-aufnahme des Olympiastadion auf dem Reichssportfeld in Berlin

Die Bauten der Reichshauptstadt für die Olympia 1936

Während man in Garmisch-Partenkirchen bereits die winterlichen Kämpfe der Olympischen Spiele 1936 austrägt, werden in der Reichshauptstadt wahrhaft gigantische Bauten zu Ende geführt, dem völkerverbindenden Sport der sommerlichen Spiele die Stätte zu geben. Groß und herrlich sind die Anlagen, in deren Mitte während der ganzen Spiele das Olympische Feuer brennen wird, in denen sich die besten aller Nationen auf dem Gebiet des Sports in edlem Wettkampf messen und um den Lorbeerzweig des Sieges ringen werden.



Das „Haus des Deutschen Sports“ an der Nordostecke des Reichssportfeldes. Rechts der große Kuppelbau für festliche Veranstaltungen, daran anschließend rechts und links die langgestreckten Gebäude: Das Turnhallen- und Schwimmhallengebäude. Zwischen beiden eine Sommerschwimmbahn.



Das riesige Oval des Stadions bietet 100 000 Zuschauern Platz. Der gigantische Bau erhebt sich mit der oberen Brüstung 17 m hoch über den Erdboden und geht — was von außen unsichtbar ist — 12,35 m tief in die Erde hinein. Die drei Paare von Türmen, welche die Kampfbahn im Osten und Westen flankieren, sind je 35 m hoch. Die Olympiakämpfer werden durch das Marathon-Tor an der Westseite des Ovals in die Kampfbahn einziehen. — An der Nordseite schließt sich an das Olympiastadion das 20 000 Zuschauer fassende Schwimmstadion an. — Im Hintergrund das „Haus des Deutschen Sports“ und rechts daneben die Deutsche Turnschule.

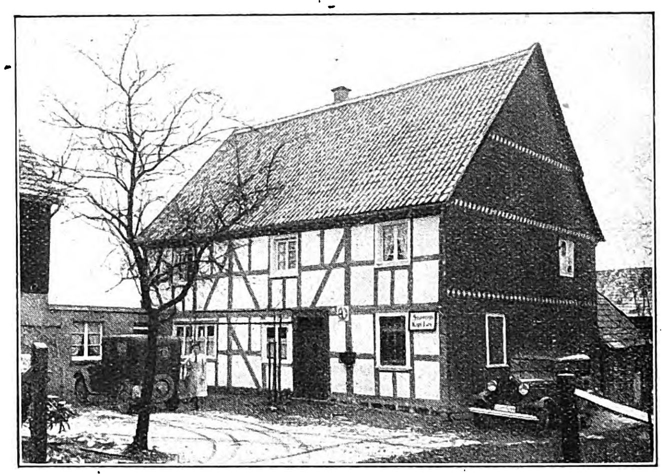
Dr. Robert Ley

Der Reichsorganisationsleiter der NSDAP.

Zu seinem 46. Geburtstag am 15. Februar 1936

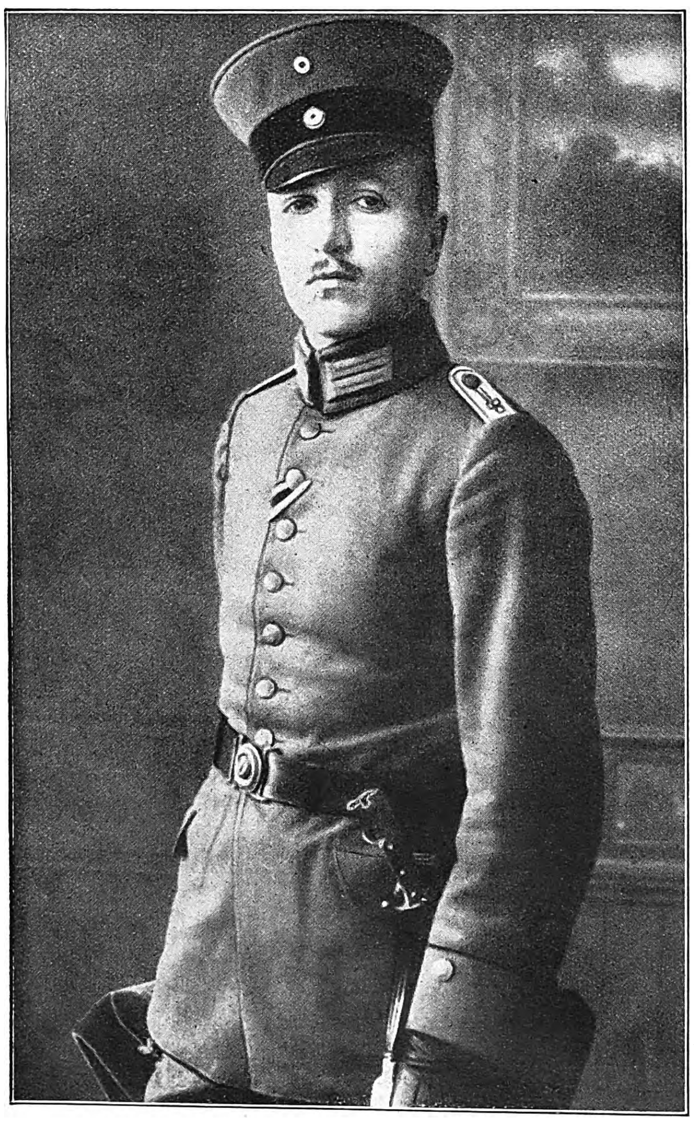


Unteroffizier Robert Ley im Felde.



Das Haus in Mildsiefen im Rheinland, wo Robert L:y seine Jugendjahre verbrachte.
In Niederbreidenbach wurde er als siebtes von elf Kindern geboren. Der Vater war Bauer.

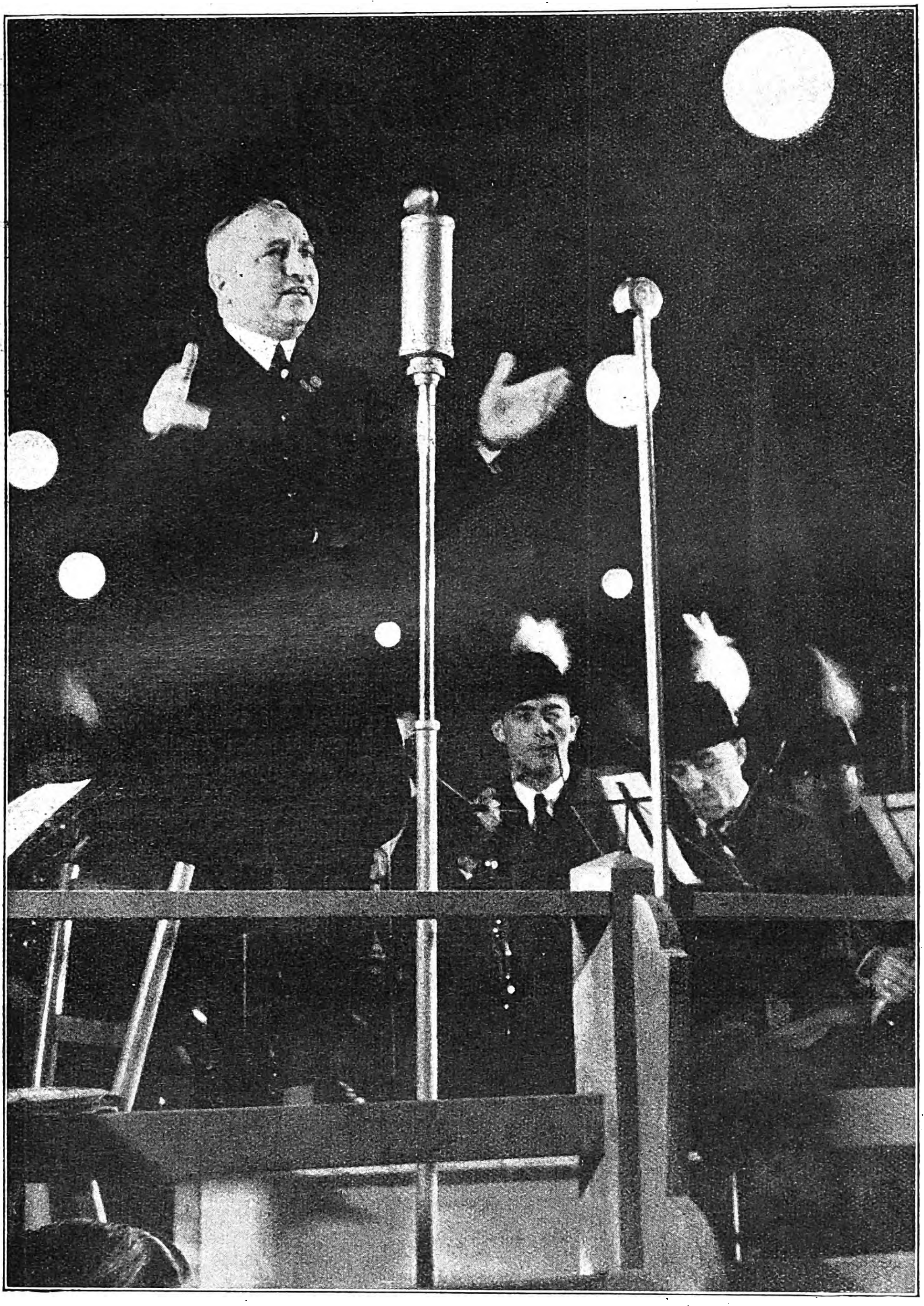
Aufnahmen: Privat (2) und Fritz Boegner (7).



Ein weiteres Bild aus dem Weltkrieg: Dr. Ley als Leutnant.



Ein vergnügter Augenblick im Büro der Reichsorganisationsleitung in München
Dr. Ley betrachtet mit Amtsleiter Mehnert (links) und Stabsleiter Simon (rechts) Aufnahmen einer Fahrt mit alten Kampfgenossen.



Dr. Robert Ley eröffnet die KdF.-Halle in Garmisch-Partenkirchen.
und dankt den Arbeitern und Bauherren, die in neun Tagen diesen Riesenbau, rechtzeitig vor Beginn des Winter-Olympia, fertigstellten.

Der Schöpfer des K.d.F.-Gedankens

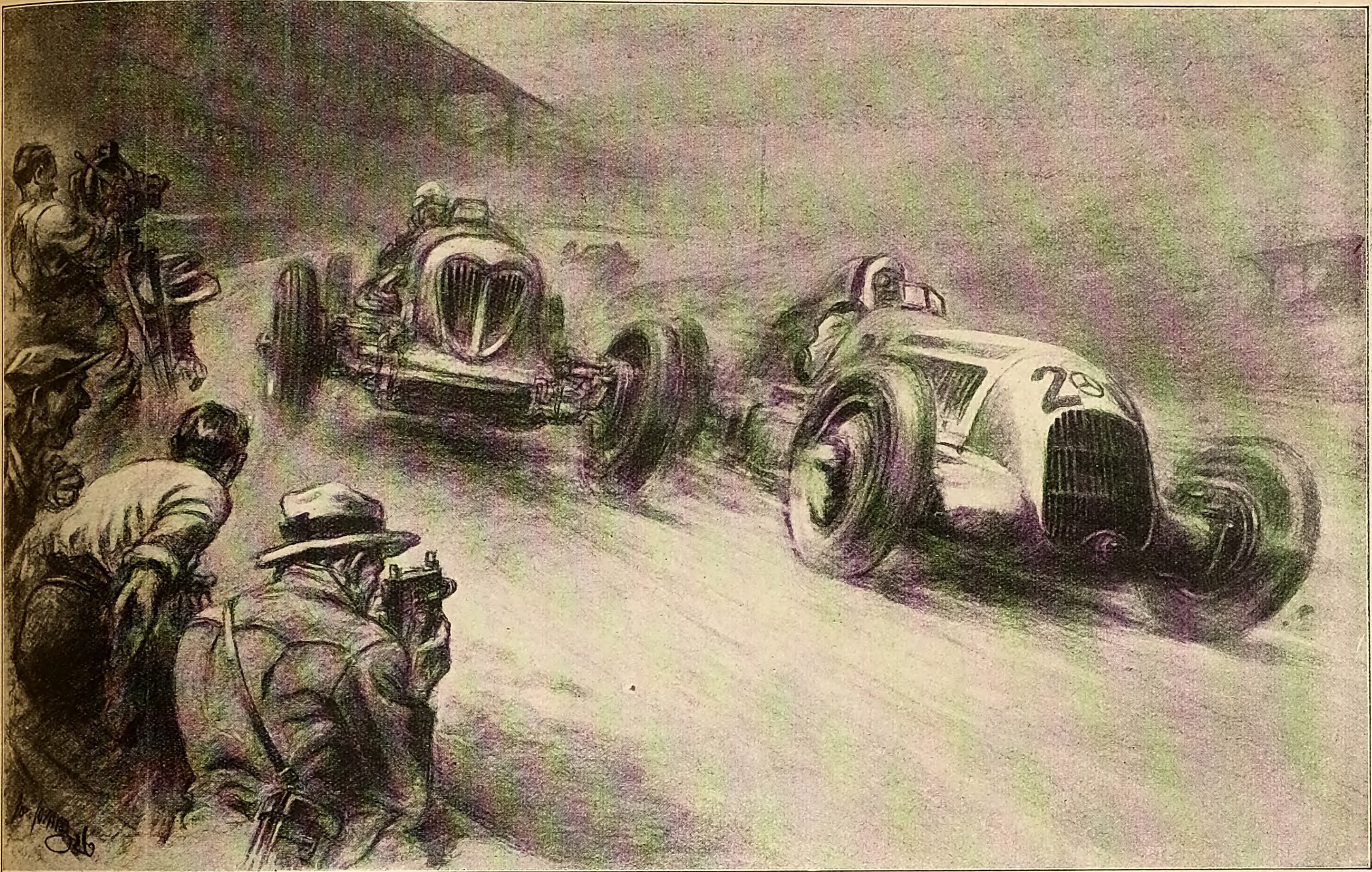
Die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude", ein Amt der Deutschen Arbeitsfront, ist eine Organisation, die in der Welt einzigartig dasteht. Weder die sogenannten Demokratien noch die marxistisch-kommunistisch regierten Länder der Welt haben dieser echt nationalsozialistischen Einrichtung auch nur annähernd etwas Ähnliches entgegenzusetzen. Darbietungen von Theater und Kunst, Reisen größten Stiles, alle Arten von Sport, Schulung und Bildung werden jedem deutschen Volksgenossen zugänglich gemacht, und jeder hat heute ein Anrecht und die Möglichkeit für „Freuden", die ihm sonst für immer unerschwinglich geblieben wären.



Nach dem Richtfest in Garmisch-Partenkirchen.
Dr. Ley unter den Bauarbeitern. Links von ihm Kirby-Neuyork, der Leiter der amerikanischen Freizeitbewegung.



Mit „Kraft durch Freude" in See!
Zwei neue KdF.-Schiffe sind genehmigt. Dr. Ley geht mit Dr. Lafferentz, dem Amtsleiter für Reisen, Wandern und Urlaub, alle Einzelheiten der Pläne und Modelle durch.

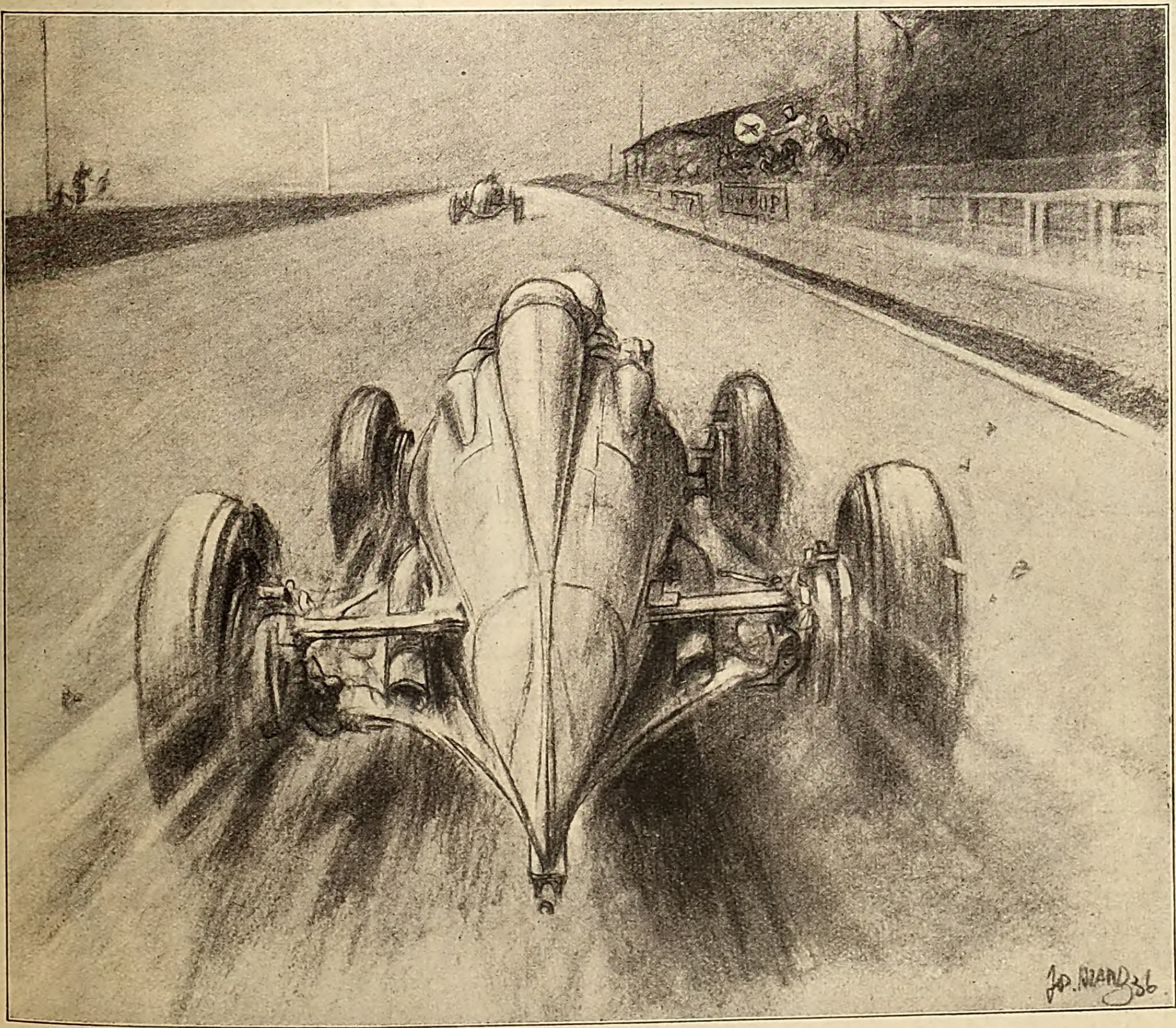


Zeitalter des Automobils

Zur Eröffnung der Deutschen Automobilausstellung in Berlin

Überholen beim Rennen in rasender Fahrt.

Die Konstruktionstätigkeit des Technikers, die Präzisionsarbeit des Werkmannes, die Fixigkeit der Helfer und der Mut und die Fahrkunst des Fahrers ringen gemeinsam um die Siegespalme. Eine erregende Szene in der Kurve: Einer überholt den andern — Filmoperateur, Bildberichterstatter und Publikum verfolgen in höchster Spannung den Kampf um die Sekunden.



Zeichnungen: J. Lazarus

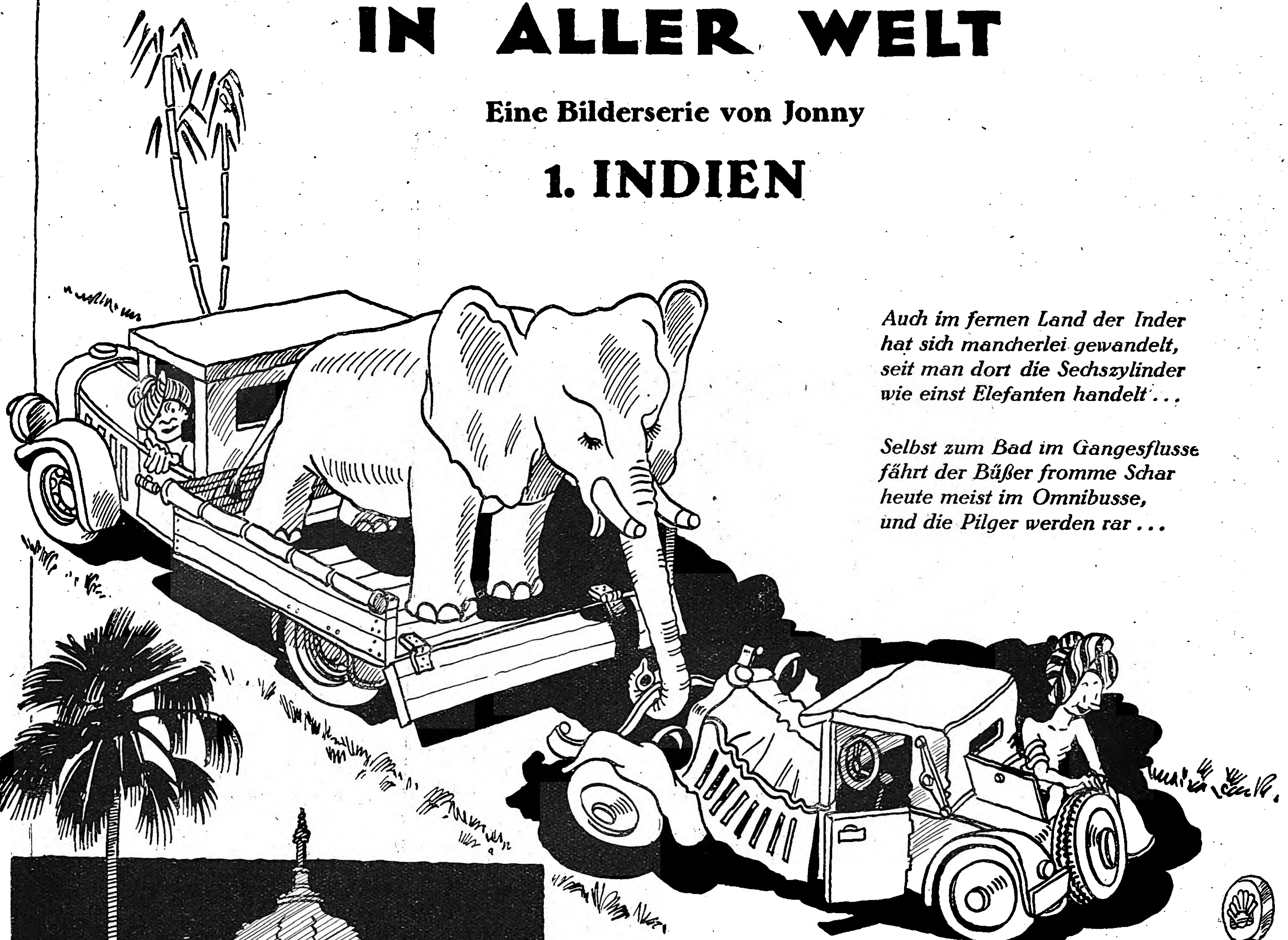
Links:

Auf der Zielgeraden wird das Letzte aus der Maschine herausgeholt. 200, 300 Kilometer und mehr sind die Geschwindigkeiten der modernen Rennwagen, unter denen die deutschen, dank der großzügigen Unterstützung durch den Führer, heute an der Spitze der Leistungsfähigkeit stehen. Vor den „Boxen" stehen die Monteure, der Rennleiter gibt auf hochgehaltenen Schildern dem Fahrer Zeichen über den Stand des Rennens und Anweisung für die weitere Renntaktik.

AUTOMOBILISMUS IN ALLER WELT

Eine Bilderserie von Jonny

1. INDIEN



Auch im fernen Land der Inder
hat sich mancherlei gewandelt,
seit man dort die Sechszylinder
wie einst Elefanten handelt . . .

Selbst zum Bad im Gangesflusse
fährt der Büßer fromme Schar
heute meist im Omnibusse,
und die Pilger werden rar . . .

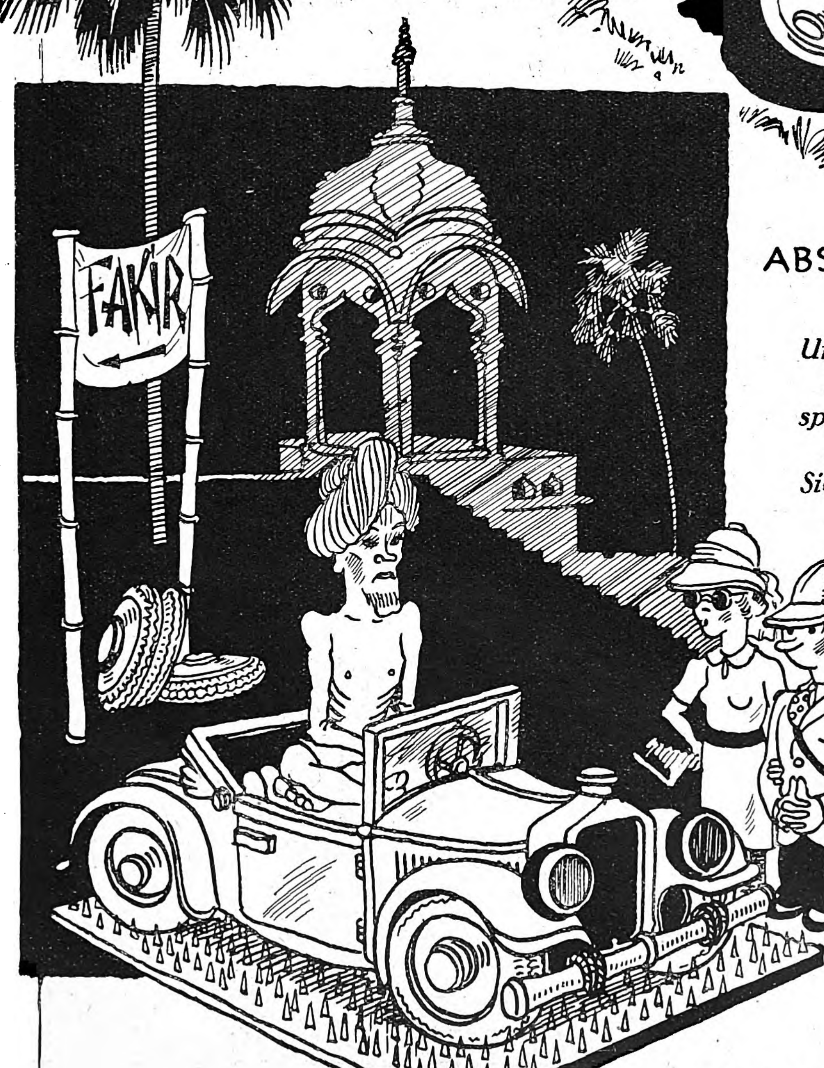
ABSCHLEPPDIENST

Und der Radscha von
Benares
sprach zum Fürst von
Reischnapur:
Siehstewohl, mein
Freund, das war es,
was uns
fehlte zur
Kultur.

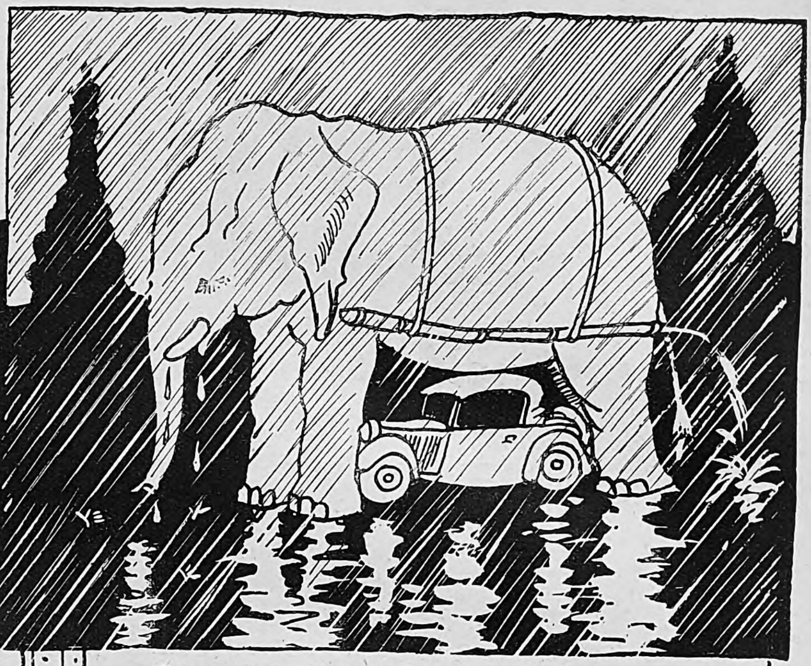


„... 20 LITER, ABER SCHNELL...“

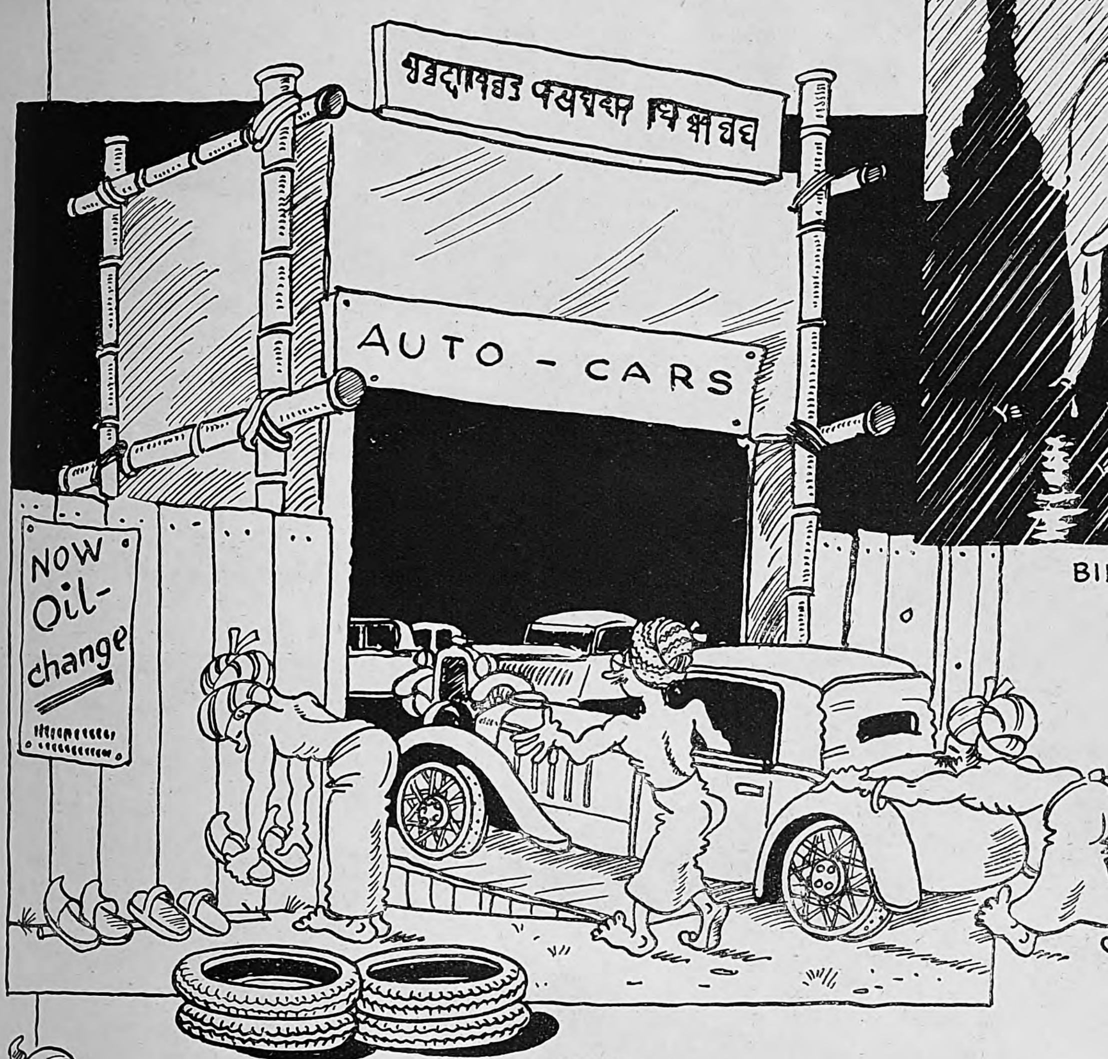
Und des
wilden
Tigers Fährte
folgt man im
Geländewagen,
was sich wundervoll
bewährte,
wie die Dschungel-
förster sagen . . .



DER MODERNE FAKIR



BILLIGE GARAGE IN KALKUTTA



FROMME SITTEN

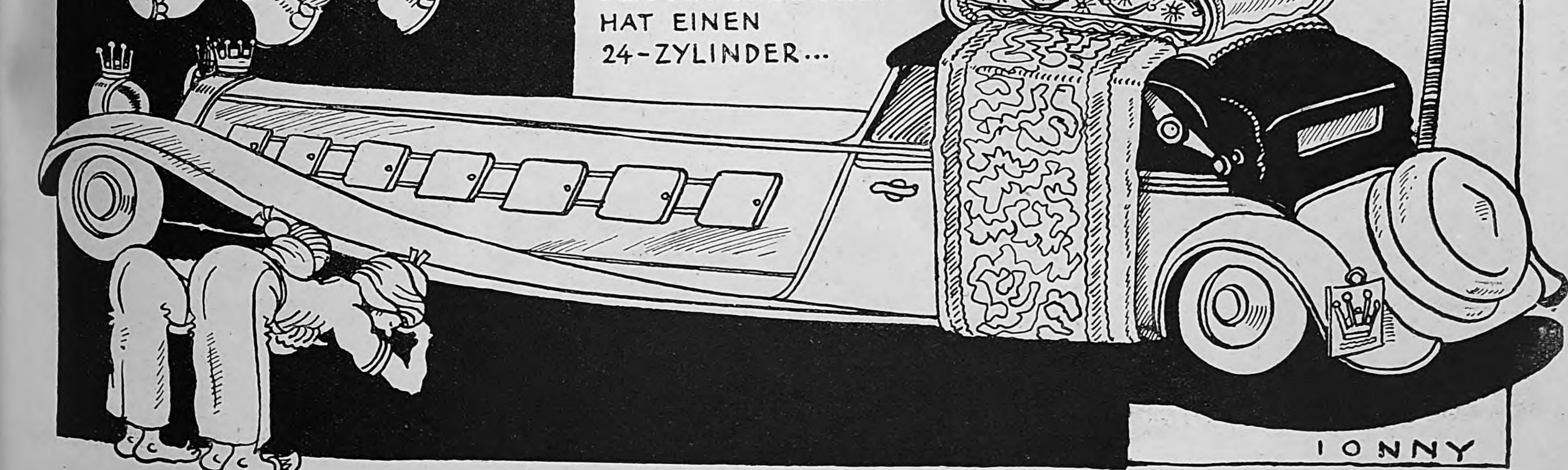


Eines allerdings ist peinlich
und verlangt, daß man drauf achtet,
da das Rindvieh augenscheinlich
alle Straßen hat gepachtet ...

Und so wird der Mann im
Wagen
auch in Indien nicht ganz
froh,
doch, kann man zum Trost
ihm sagen,
so was gibt's auch anderswo.



DER MAHARADSCHA
HAT EINEN
24-ZYLINDER...



IONNY

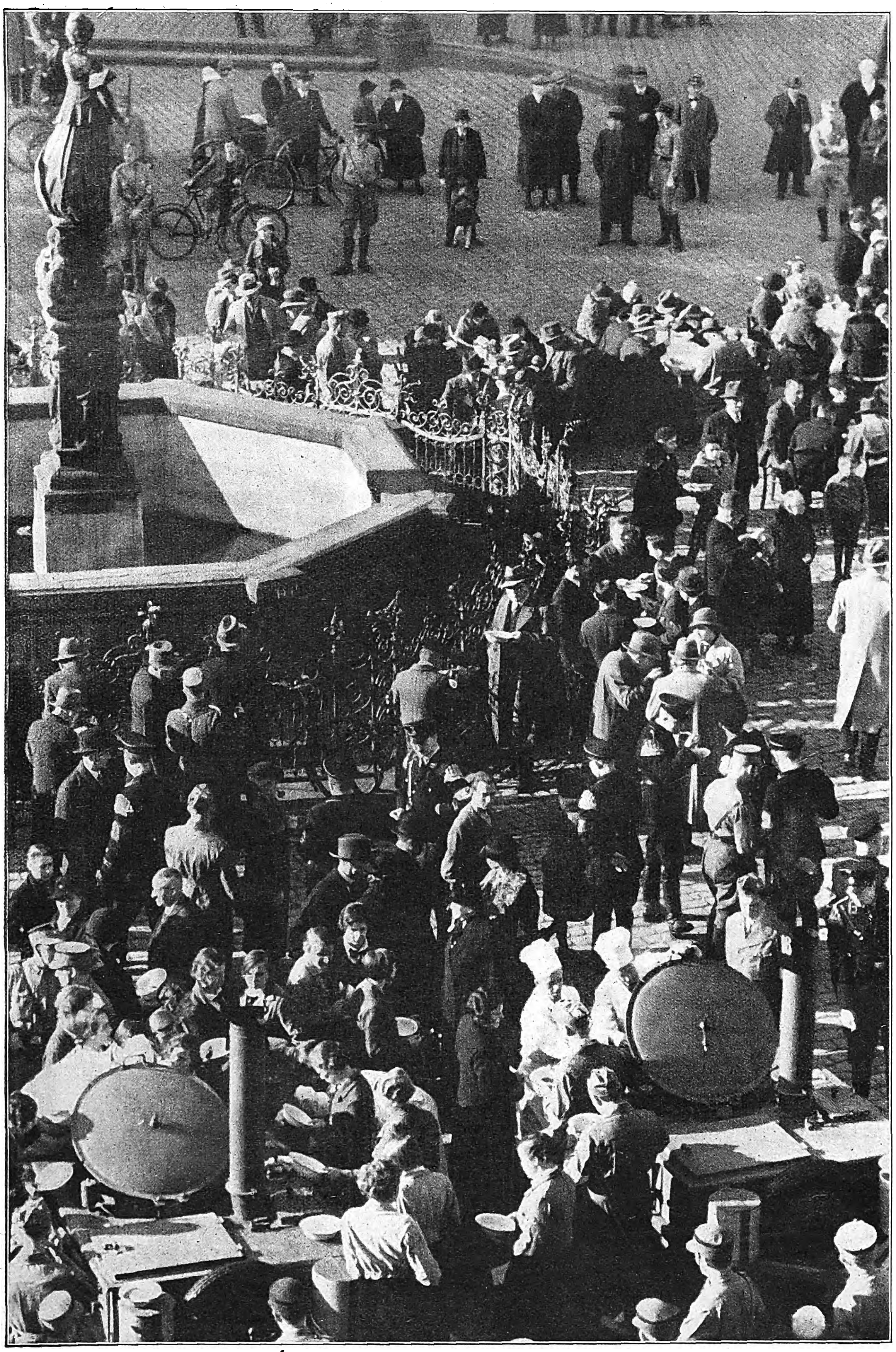
Eintopf unter freiem Himmel

Stimmungsbilder vom Römerberg



Der Sozialismus der Bewegung, der das Winterhilfswerk geschaffen, ist schöpferisch-fruchtbarer Boden, aus dem immer neue Gedanken sprießen. So sehen wir an den Eintopfsonntagen auf Straßen und Plätzen Feldküchen auffahren.

in Frankfurt a/M.



Am Römerberg in Frankfurt a. M. entfaltet sich ein schönes Bild deutschen Opfergemeinschaftsgeistes.

Aufnahmen: Mauritius



Unter freiem Himmel, Seite an Seite mit unbekannten Volksgenossen, macht das Eintopfessen doppelte Freude...



... und die reichliche Mahlzeit schmeckt noch einmal so gut, denn irgendwo ist ein Volksgenosse, mit dem man sie teilt.

Großfilm Attila

ROMAN VON FRANK HELLER

4. Fortsetzung.

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Merkwürdig, was sich in einer griechischen Großstadt, offenbar Athen, da alles um eine alte, vergilbte Filmspule abspielt. So verübt ihretwegen ein junger Mann, der sich Eugen Benda nennt, einen waghalsigen Einbruch, und kaum befindet er sich erst ein paar Stunden in ihrem Besitze, schon wird sie ihm von einem kleinen Schuhputzer gestohlen und wandert in die Hände eines Schweden namens Collin, in dessen Auftrag der Diebstahl durchgeführt wurde. Ist dies wahrhaftig seltsam genug, fast noch sonderbarer aber mutet es einen an, warum wohl dieser Schwede unter einem falschen Namen auftritt, als ein Professor Pelotard aus London, und vorgibt, ein harmloser Privatgelehrter zu sein, der sich aus Liebhaberei mit archäologischen Studien befasse. In dieser Weise sozusagen getarnt, lernt er in dem luxuriösen Hotel, in welchem er wohnt, eine etwas krause Gesellschaft amerikanischer Filmkünstler männlichen und weiblichen Geschlechtes kennen, die hier auf klassischem Boden einen Film aus dem klassischen Altertum drehen wollen, jedoch derzeit noch immer auf der Suche sind nach einem geeigneten Stoff dazu und nun mit dem Archäologen Petrie, den sie sich zu diesem Zweck eigens mitgebracht haben, auch den vermeintlichen Privatgelehrten dabei einspannen möchten. Indessen bemerkt Eugen Benda in der ärmlichen Herberge, in der er, allem Anschein nach völlig mittellos, Quartier genommen hat, den Verlust der für ihn zweifellos sehr kostbaren Filmspule. Er ist darüber mehr verwundert als erschrocken, denn weil er meint, sie sei kaum auch noch für sonst jemanden von Wert, kann er es sich nicht gut vorstellen, daß sie ihm gestohlen wurde. Verloren wird er sie haben, denkt er sich, und er macht sich sofort auf den Weg zu dem Restaurant, wo ihm, wie er annimmt, die Blechschachtel mit der Filmrolle aus der Tasche gerutscht sein dürfte. Da trifft er unterwegs Miß Helen, die er vom Dampfer her kennt, auf dem er sich als Eintänzer die Fahrt nach Griechenland verdiente. Er, der sie immer für eine verwöhnte reiche Dame hielt, ist nun nicht wenig erstaunt, als sie ihm eröffnet, daß sie, wie sie sich ausdrückt, eine ganz gewöhnliche Schönheitspflegerin sei und hier in privaten Diensten stehe. Und während sie ihn, da sie merkt, wie ausgehungert er ist, ohne viel Federlesens am Arm nimmt, um ihn in ein Speiselokal zu führen, damit er sich dort richtig satt esse, wird der Regisseur der Filmgesellschaft von einem gewissen Klemens angerufen, der unter allerlei geheimnisvollen Anspielungen eine Zusammenkunft mit ihm wünscht. In dem rätselhaften Betätigungsdrang des anscheinend an allem und jedem interessierten Schweden ist aber inzwischen durchaus keine Ebbe eingetreten. Er trägt die vielbegehrte Filmspule in das beste photographische Atelier am Orte und läßt aus einem noch nicht recht verständlichen Grunde zwei Kopien von ihr anfertigen. Hierauf schnüffelt er in der Stadt herum und begegnet hierbei dem Archäologen Petrie, mit dem er sich zu einem Imbiß ins Restaurant Averoff begibt. Wie erstaunt ist er nun, als er in diesem vornehmen und teuren Lokal Benda entdeckt, der in Gesellschaft einer reizenden jungen Dame seine Mahlzeit einnimmt.

Denn das kaiserliche Rom mit seinen Tempeln, seinen Bädern, seinen Büchern, seinen Frauen machte auf die jungen Barbaren einen geradezu überwältigenden Eindruck. Die meisten von ihnen waren in dem Grade beeindruckt, daß sie sich als Erwachsene nichts anderes denken konnten, als in römische Dienste zu treten. Die Staatsmänner und Generäle, die das Römische Reich heil durch die letzten zwei Jahrhunderte führten, waren zum größten Teil Ausländer. Als um die Mitte des vierten Jahrhunderts die Hunnen im Südosten Europas auftauchten, zeigte es sich bald, daß sie unüberwindlich waren. Sie traten in römische Dienste. Sie gewannen den Römern viele Feldschlachten. Einer ihrer Fürstensöhne wurde als Geisel nach Rom geschickt. Und sein Name war Attila.

„Sein Name war Attila", wiederholte Philipp mechanisch. Man hatte an dem Tischchen im Hintergrund des Saales dem Zahlkellner gewinkt. Aber nicht er zahlte, sondern sie!

„Was die Bedeutung des Namens betrifft, so streiten die Gelehrten noch heute darüber", räumte Mr. Petrie ein. „Aber über die Bedeutung seines Trägers beginnt man zur Klarheit zu kommen. Er war kein Wüstenscheik, der in einem plötzlichen Anfall von Raserei in das nächste Grenzland einbrach und alles, was ihm in den Weg kam, zerstörte und vernichtete. Er war auch kein jugendlicher Brausekopf, der auf Eroberungsfahrten auszog, um ein bißchen Gold oder Ruhm zu erringen. Als er seinen großen Vorstoß gegen Rom — gegen Europa — unternahm, war er nahezu fünfzig Jahre alt und hatte diesen Coup seit Jahren vorbereitet. Was er erträumte, war nichts Geringeres als die Weltherrschaft vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean. Und es war ein reiner Zufall, daß Europa damals noch eine Frist von einigen Jahrhunderten bekam, um seinen Besitzstand zu liquidieren."

Jetzt erhoben sich die beiden dort drüben und schritten dem Ausgang zu, gefolgt von hellenischen Höflichkeitsbezeugungen. Sie hatte wirklich den Gang einer jungen Siegesgöttin, einer Nike Apteros, so wie jene, deren Marmortempel noch auf der Akropolis schimmert, und die keiner Flügel bedarf, um die Menschen von ihrer Göttlichkeit zu überzeugen. An der Schwelle des Ausgangs, da, wo der Ephebe mit dem Flederwisch bereitstand, den Staub des Saales von ihren Füßen zu wedeln, stießen sie mit zwei Herren zusammen, die eben hereinkamen. Philipp fuhr auf. Der eine dieser Herren war Mr. Bird, der berühmte Filmregisseur, dessen Bekanntschaft er am vorigen Abend durch den Archäologen gemacht hatte. Wer der andere war, ahnte er nicht, aber er hatte ein nicht weniger interessantes Gesicht. Der große Regisseur, dessen Augenlider purpurfarben von desillusionierter Lebensweisheit waren, schlug plötzlich diese Augenlider auf und sah die junge Nike an. Sein Blick hatte einen Ausdruck, der nicht mißzuverstehen war. Es war der Ausdruck eines Mannes, der sich geweigert hat, zu glauben, daß das Leben noch Überraschungen in Bereitschaft hat, aber die Frage nun zur Revision wieder aufnimmt. Der blauäugige junge Mann starrte mit gehässiger Herausforderung im Blick zurück. Dann verschwand er mit seiner Begleiterin in die Stadiongasse. Der Regisseur und sein Freund nahmen an einem Tisch Platz. Bisher hatte Philipp nur Mr. Bird Aufmerksamkeit gewidmet, jetzt fand er Zeit, auch dessen Gefährten zu studieren. Einem Außenstehenden konnte sein Aussehen uninteressiert erscheinen — niedrige Stirn unter dichtem, schwarzem Maulwurfshaar, funkelnde schwarze Augen hinter der schwarzgefaßten Brille und ein glattrasiertes Gesicht von etwas priesterlichem Typus. Herren von diesem Aussehen trifft man in den Straßen Athens auf jedem zweiten Schritt. Aber Herr Collin schien aus irgendeinem Grunde keinen Blick von dem Neuankömmling wenden zu können. Er hörte die weiteren Auseinandersetzungen des Archäologen über das Leben des Hunnenkönigs an, beteiligte sich jedoch nur in der Weise aktiv an dem Gespräch, daß er jedesmal, wenn Mr. Petrie aufbrechen wollte, neuen Wein bestellte. Erst als die Herren am anderen Tische mit ihrer Mahlzeit fertig waren, fügte er sich den Wünschen des Archäologen und erhob sich zum Gehen.

Auf der Schwelle zur Stadiongasse stießen Mr. Bird und sein Begleiter zu ihrem schlechtverhehlten Mißvergnügen mit zwei Herren zusammen, die absolut nicht verstehen zu wollen schienen, daß sie keine Gesellschaft wünschten. Der eine von ihnen rief:

„Mir scheint, Sie erkennen mich nicht, Mr. Bird! Und dabei sind wir doch seit gestern abend beinahe Kollegen! Erinnern Sie sich nicht, daß Mr. Duke mich aufforderte, mit Ihnen an einem Filmmanuskript zusammenzuarbeiten? Natürlich müssen Sie sich daran erinnern, wenn Sie Mr. Petrie sehen! Und wollen Sie uns nicht mit Ihrem Freunde bekanntmachen?"

Mr. Birds Gesicht durchlief in einer kurzen Minute ebenso viele Schattierungen, wie etwa die Haut eines Chamäleons, das man auf einen schottischen Plaid gesetzt haben würde. Er starrte den Sprechenden wütend an, ließ hierauf den Blick zu Mr. Petrie gehen, dessen Antlitz von Wein und Wohlwollen glühte, zögerte nochmals, schöpfte tief Atem und kam endlich Philipp Collins Aufforderung nach. Aber seine Stimme war beinahe unverständlich, als er murmelte:

„Darf ich Mr. Petrie vorstellen — berühmter Archäologe aus Amerika, Professor — wie war doch der Name? — Pelotard — mein alter Freund, Herr Klemens Schmidt! Mein Freund und ich haben in der Stadt noch zu tun — Sie entschuldigen uns, meine Herren? Empfehle mich!"

Er packte seinen Begleiter am Arm und schleppte ihn förmlich fort, mit dem Ausdruck eines Dämons, der mit seiner Beute verschwindet. Philipp und Mr. Petrie folgten in etwas langsamerem Tempo. Der Ephebe mit dem Flederwisch war verschwunden, ein kleines losgelöstes Federchen lag wie eine wehmütige Erinnerung an ihn auf dem Boden. In der Stadiongasse pulsierte das Nachmittagsleben Athens. Philipp sah dem Filmregisseur versonnen nach und fragte:

„Was sagen Sie, lieber Freund? War das nicht ein interessantes Paar? War es nicht der Mühe wert, auf sie zu warten?"

Der hervorragende Archäologe rückte, nicht ohne Mühe, seinen Hut auf dem Kopf zurecht und erwiderte:

„Was — was ich sage? Ich sage, das ist das erstemal in meinem Leben, daß ich zweieinhalb Stunden geluncht habe! Ich komme mir vor wie eine Ka — Karyatide der Akropolis, die ein halbes Tempeldach

auf dem Kopf hat. Was Sie an den Leuten Interessantes finden können, geht über mein Begriffsvermögen."

7.

Minen und Gegenminen.

Philipp verabschiedete sich von dem Archäologen, dessen letzte Worte das Versprechen waren, ihm so große Mengen Literatur über Attila zu schicken, daß Philipp sich endlich einen zutreffenden Begriff von der Begabung und Größe dieses Herrschers machen könne. Seine Züge strahlten vor Seligkeit, als Philipp ihm versprach, diese Bücher sofort durchzulesen. Er lenkte seine etwas schwankenden Schritte durch die Stadiongasse seinem Institute zu, und nachdem Philipp einen Blick auf die Uhr geworfen hatte, begab er sich direkt in die Universitätsstraße 119.

Herr Papadakis empfing ihn persönlich. Ja, die Filmspule war kopiert, fixiert und getrocknet. Es war eine mühsame Arbeit gewesen, die er zum größten Teil allein ausführen mußte, da es darauf ankam, das so empfindliche Original nicht zu beschädigen — aber „keine Neugier" und „alles für den Kunden" war der Wahlspruch der Firma Papadakis, und die Firma hatte festgestellt, daß diese Grundsätze sich auf die Dauer bezahlt machten.

„Eine befriedigende Kopie nach einer so gebrechlichen alten Originalspule wie der Ihren anzufertigen, mein Herr, ist wirklich kein Spaß, aber Sie können sich selbst überzeugen, daß Ihr Film nicht den geringsten Schaden genommen hat. Beachten Sie beispielsweise diese Bilder hier, wo die Aufseher die gefangenen Soldaten zu einem Manne führen, der sie, in Tierfelle gehüllt, empfängt. Das war eine der sprödesten Stellen Ihres Films. Aber hat er bei meiner Behandlung irgendwelchen Schaden genommen? Nein! Ich will nicht bestreiten, daß —"

Philipp konstatierte, daß Herr Papadakis die Wahrheit redete; die alte Rolle hatte wirklich durch das Kopieren nicht gelitten. Er bezahlte ohne Proteste den verlangten Preis, vermied es, sich in weitere Gespräche über seine Spule und deren Herkunft einzulassen, versprach die Firma mit weiteren Aufträgen zu beehren, verabschiedete sich und eilte in sein Hotel. Es war gegen fünf Uhr. Sein Bote würde vermutlich schon da sein.

Der Bote war da! Keine Feder, nur der Pinsel eines Malers hätte den Blick und die Geste zu schildern vermocht, mit der der Portier auf jene Ecke des Vestibüls wies, wo ein schwarzbärtiger, zweifelhaft sauberer, aber fröhlicher und unbefangener athenischer Schuhputzer auf Herrn Collin wartete. Es zeigte sich, daß er sogar schon recht lange gewartet hatte, denn er war ein gewissenhafter junger Mann, der dafür sorgte, daß gute Kunden mit der entsprechenden Zuvorkommenheit behandelt wurden. Der Portier wandte sich trauernd ab, während Philipp, eifrig von teetrinkenden Gästen beobachtet, sich mit seinem „Loustro" unterhielt. Die Unterredung währte nur ein paar Minuten. Philipp überreichte seinem Bevollmächtigten ein kleines Päckchen und eine Banknote — es war nur die Hälfte einer Banknote, aber das konnte niemand außer dem Schuhputzer sehen — erteilte ihm einige Weisungen, zu denen dieser eifrig zustimmend nickte, und schickte ihn fort.

Philipp ahnte nicht, welche Folgen diese seine Handlung nach sich ziehen sollte!

Um das zu ahnen, hätte er nämlich gleichzeitig an einem ganz anderen Punkt von Athen weilen und ein junges Paar beobachten müssen, das er an diesem Tage schon gesehen hatte.

Herr Eugen Benda und seine schöne Freundin hatten nämlich ihren Lunch bei Everoff mit einem Riesenkrach vor dem Hauptpostamt in Athen beschlossen. Die materialistische Geschichtsauffassung lehrt uns, daß alle Kriege zwischen Staaten eine wirtschaftliche Ursache haben. Das gleiche konnte man von der Fehde zwischen Herrn Benda und seiner Freundin sagen. Noch vor einer halben Stunde waren sie ein Herz und eine Seele gewesen. Im Verlauf von dreißig Minuten waren sie Todfeinde geworden. Und was war der Grund? Eine Geldfrage, nichts anderes!

Es hatte schon im Restaurant Averoff begonnen. Beim Dessert merkte er, daß sie ein plötzliches Interesse für ihr Handtäschchen gefaßt hatte, aus dem sie möglichst unauffällig irgendetwas herauszuschmuggeln suchte. Es war weder Puderdose noch Lippenstift. Plötzlich ging ihm ein Licht auf, was es war.

„Um Gotteswillen", sagte er, „versuchen Sie doch nicht, mir unter dem Tisch Geld zuzustecken!"

Sie unterbrach ihre geheimnisvollen Bewegungen.

„Warum nicht?" fragte sie, „das Essen muß doch bezahlt werden!"

„Zahlen Sie selbst! Das ist viel besser!"

Sie zog ihre feinen Augenbrauen hoch.

„Es soll besser sein, daß ich selbst zahle? Sieht das nicht höchst sonderbar aus?"

„Es sieht noch schlechter aus, wenn Sie mir unter dem Tisch Geld geben. Es ist einfach nicht zu vermeiden, daß die Leute an den anderen Tischen es merken!"

Sie lachte sorglos.

„Sie scheinen Erfahrung in diesen Dingen zu haben!"

Mit der Empfindlichkeit der Jugend beeilte er sich zu antworten:

„Sie wissen ja, daß ich Gigolo an Bord des Dampfers war!"

Sie hörte den veränderten Klang seiner Stimme nicht.

„Haben Sie da oft Geld unter dem Tisch bekommen?"

Er schwieg. Erst jetzt dämmerte es ihr auf, daß er beleidigt war.

„Seien Sie doch nicht dumm! Verstehen Sie denn keinen Spaß?"

„Nicht in diesem Punkte und — nicht von Ihnen! Ich bereue, daß ich —"

„Daß Sie mit hierher gekommen sind?"

Er antwortete nicht.

„Benehmen Sie sich doch wie ein erwachsener Mensch und nicht wie ein kleines Kind! Das Essen muß bezahlt werden. Wollen Sie wirklich, daß ich Geld herausnehme und zahle?"

„Jawohl!"

„Und was werden sich diese Südländer hier denken, wenn ich das tue?"

„Das ist mir ganz gleichgültig!"

„Sie sind wirklich außerordentlich logisch! Vor einem Augenblick zitterten Sie vor Entsetzen bei dem Gedanken, die Leute könnten sehen, wie ich Ihnen unter dem Tisch Geld reiche. Und jetzt ist es Ihnen ganz egal, was sie sich denken! Ich kann Ihnen das Geld so reichen, daß niemand das allermindeste davon merkt, aber Sie ziehen es vor, daß ich mich und Sie blamiere, indem ich selbst zahle!"

„Sie blamieren sich nicht. Man wird Sie höchstens für eine exzentrische Amerikanerin halten, das ist alles!"

Ihre Augenbrauen waren zornig gerunzelt, als sie den Kellner rief und die Rechnung beglich. Sie mußte sich gestehen, daß dieser nicht im geringsten erstaunt aussah. Aber ihr Antlitz war unerbittlich wie das einer Schicksalsgöttin, als sie vom Tisch aufstand und durch das Lokal hinausging. Erst im hellen Sonnenschein der Stadiongasse fiel ihr sein Aussehen auf. Er sah so aus, als drückte er in Gedanken eine Revolvermündung an seine Schläfe.

„Eugen", sagte sie, „Sie begreifen doch, daß ich Sie damit, was ich drinnen sagte, nicht verletzen wollte?"

„Sie haben mir meine Stellung im Leben in Erinnerung gerufen, und Sie haben ganz recht daran getan."

„Und was war ich an Bord des Schiffes?" fragte sie. „Was bin ich noch heute? Bezahlte Schönheitspflegerin bei einer Person, die in der Lage ist, meine Dienste zu mieten. Ist das vielleicht etwas Feineres?"

Sein Gesicht umwölkte sich noch mehr.

„Bezahlte Schönheitspflegerin einer Person, die die Mittel hat, Ihre Dienste zu mieten!" rief er. „Die möchte ich schon lehren — wenn ich nur —"

„Sie könnten vorerst selber lernen, mich etwas rücksichtsvoller zu behandeln", bemerkte sie. „Warum bestanden Sie darauf, daß ich bezahle?"

„Es war besser, es offen zu tun!" sagte er erregt.

Über diesen Punkt werden wir uns eben nie einigen", entgegnete sie kalt.

Im Laufe des Gesprächs waren sie um eine Straßenecke nach der anderen gebogen, ohne es überhaupt zu merken. Nun standen sie plötzlich zu ihrer Überraschung vor dem Hauptpostamt. Der Platz vor dem großen Gebäude war ein einziges Gewühl von Straßenhändlern, aber vereinzelte Personen warfen auch Ansichtskarten in die Briefkästen ein. Über einer Reihe dieser Briefkästen war eine Inschrift angebracht, die besagte: „Esoterische Briefe", über einer anderen eine andere Inschrift, die besagte: „Exoterische Briefe". Gemeint waren mit diesen theosophisch klingenden Bezeichnungen inländische und ausländische Post.

„Nein", wiederholte sie mit echt weiblicher Hartnäckigkeit, „über diesen Punkt werden wir uns gewiß nie einigen! Ich hätte Ihnen das Geld sehr gut geben können, ohne daß jemand etwas gemerkt hätte, aber Sie —"

Ein böser Geist — einer jener Dämonen, die es ganz besonders auf junge verliebte Leute abgesehen haben — legte Eugen Benda eine Antwort in den Mund, die er sich beeilte weiterzugeben. Noch während er sie aussprach, wußte er, daß sie genau das war, was er nicht sagen wollte, wußte, daß sie sie verletzen würde und daß er sie eigentlich nicht verletzten wollte, daß er im Grunde seiner Seele nur einen Wunsch auf Erden hatte, nämlich Dinge zu sagen und zu tun, die sie nicht verletzten, sondern ihr angenehm waren. Infolgedessen sagte er, von seinem Dämon getrieben:

„Wie können Sie so sicher sein, daß niemand es gesehen hätte? Ach, ich verstehe — Sie haben das natürlich schon weiß Gott wie oft getan?"

Sie sah ihn mit kalter Verachtung an.

„Herr Eugen Benda", sagte sie, „jeder Beruf drückt dem Mann und seiner Denkungsart seinen Stempel auf. Einmal Gigolo, immer Gigolo".

Dies sagte sie, weil eine innere Stimme ihr die Worte in den Mund legte. Sie sagte es, obwohl sie im gleichen Augenblick wußte, daß es gerade das war, was sie nicht sagen durfte. Sie wußte, daß sie nicht das Recht hatte, es zu sagen, und daß es nur von verletzter Eitelkeit und nichts anderem diktiert war. Der blauäugige Herr Benda ließ den Blick an den Reihen der Briefkästen entlang schweifen, als suchte er bei ihnen eine Eingebung, er fand sie aber weder in den Briefkästen noch in ihren Inschriften.

„Gestatten Sie mir, Ihnen für die liebenswürdige Einladung zum Lunch zu danken", sagte er mit dem gemessenen Ton eines Gesandten, der eine Kriegserklärung überreicht. „Es war sehr angenehm und — lehrreich. Ich hoffe, einmal imstande zu sein, mich zu revanchieren. Leben Sie wohl, mein Fräulein!"

Er zog den Hut, starrte in zwei graublaue Augen, die momentan beinahe absynthgrün waren, drehte sich um und ging. Er ging, ohne zu wissen, wohin seine Beine ihn trugen, obwohl seine Haltung allen, die es wissen wollten, zu verkünden schien, daß er überaus wichtige Dinge auf dem Homonoiaplatz zu erledigen hatte. Auf diesem Platz angelangt, machte er wieder kehrt und ging zu dem Platz vor dem Hauptpostamt zurück. Er war leer. Das heißt, er war in diesem Augenblick von etwa zweitausend athenienfischen Geschäftsleuten bevölkert, die Hosenträger und Wassermelonen verkaufen wollten, aber er war leer. Sie war nicht da. Wäre sie dagewesen, er würde mit kalter Verachtung an ihr vorübergegangen sein, aber sie war nicht da. So echt weiblich, das Feld zu räumen, nachdem man eine tödliche Beleidigung hinausgeschleudert hat! Er bog in die erstbeste Straße ein in der Hoffnung, sie zu finden. Plötzlich wurde er von einer Stimme aufgehalten. Sie sagte:

„Mister! Die Sendung ist angekommen!"

Er machte jäh halt. Er stand in der Aiolostraße vor dem Hause, wo er wohnte, dem Hause, in dem sich die Fremdlingsherberge des Schlummers befand. Der ihn angesprochen hatte, war sein Hauswirt. Seine Augen leuchteten übermütig. Er wiederholte noch einmal:

„Mister! Die Wertsendung, auf die Sie gewartet haben, ist gekommen! Wollen Sie sie nicht ansehen?"

Ohne die Antwort abzuwarten, fischte er ein Paketchen aus der Tasche und hielt es ihm zur Begutachtung hin.

„Sehen Sie doch!" Herrn Eugen Benda persönlich. „Das sind doch Sie? Ist das nicht die Wertsendung, auf die Sie schon so lange warten?"

Der junge Benda hatte sich noch nicht von seiner Überraschung erholt. Er nahm das Paket aus der Hand des Hauswirts und sah es verständnislos an. Erst viel später dachte er daran, es zu öffnen. Als er den Umschlag entfernt hatte, stand er mit einer Metallschachtel in der Hand da. Die Außenseite trug die Aufschrift „Ägyptische Zigaretten". Im Innern lag eine Filmspule, die er allen Grund hatte zu kennen...

Er schöpfte tief Atem. Im Laufe einiger Stunden hatte er so viel erlebt, daß die ersten Glieder der Kette bereits im Begriff waren, in die Nacht der Vergessenheit zu gleiten. Aber nun war er plötzlich daran erinnert worden. Wenn er eines sicher zu wissen geglaubt hatte, so war es, daß er die Zigarettenschachtel gestern abend auf dem Syntagmaplatz verloren haben mußte. Aber verlorene Sachen, die keinen Namen und keine Adresse tragen, pflegen doch nicht ganz von selber zurückzukommen...

Er riß sich aus seinen Gedanken los.

„Wann ist das gekommen?"

„Vor zehn Minuten, Ew. Exzellenz!"

Weder der Tonfall noch der Blick, der die Worte

begleitete, ließ irgendwelche Zweifel offen, daß der Wirt sich schon längst von dem Inhalt und dem Wert des Paketes überzeugt hatte.

„Mit der Post?"

Der Wirt machte eine abwehrende Bewegung mit beiden Händen.

„Als ob jemand eine so kostbare Sendung der Post anvertrauen würde! Wo denken Exzellenz hin? Nein, das Paket ist mit einem livrierten Boten gekommen!"

„Wirklich? Einem liv —"

Allzu spät dämmerte es dem jungen Benda auf, daß man sich über ihn lustig machte. Der Wirt brüllte geradezu vor Lachen über seinen gelungenen Witz, bog sich, die Hände in die Seiten gestemmt, hin und her und schnappte nach Luft, wie ein eben herausgezogener Thunfisch, so daß man jeden Augenblick erwartete, ihn von einem Anfall getroffen zu sehen.

„Livriert, oh, du heiliger Andreas! Livriert!"

Erst als Benda Miene machte zu gehen, gelang es ihm, die eine Hand von seiner schmerzenden Seite zu heben und zu keuchen:

„Dort drüben steht er! Vielleicht wartet er auf Antwort."

Seine zitternden Finger deuteten auf ein ungewöhnlich schmutziges Kapheneion gegenüber, eine Holzbude mit fettigen Bänken und Tischen, wo Arbeiter und Müssiggänger sich bei Kaffee und Ouso die Zeit vertrieben.

„Dort! Der da beim Kartenspielen zusieht! Livriert — ach, du heiliger Andreas, livriert!"

Benda folgte der Richtung des Zeigefingers. In die Spielpartie vertieft, die an einem der Tische mit Karten, die der Tischplatte an schmieriger Fettigkeit nichts nachgeben, ausgetragen wurde, stand ein schwärzlicher junger Mann. Es war einer jener Schuhputzer, von denen es auf allen öffentlichen Plätzen Athens nur so wimmelt. Das war also der Bote, der ihm sein gestohlenes Eigentum zurückgebracht hatte! Denn nunmehr konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß man ihm die Filmrolle aus der Tasche gezogen hatte.

„Hören Sie!" schrie Benda den Wirt an, der in gespieltem Schrecken zusammenzuckte. „Dieser Mensch dort hat mir etwas zurückgebracht, was man mir gestern abend gestohlen hat, ohne daß ich es merkte!"

„Gott sei Dank, daß Ew. Exzellenz ein so wertvolles Familienkleinod wieder bekommen haben!" seufzte der Wirt. „Der Dieb muß Gewissensbisse bekommen haben, als er entdeckte, was er da entwendet hat, anders ist es nicht zu erklären!"

„Schweigen Sie!" rief Benda außer sich. „Ich will wissen, wer der Dieb ist! Daß es der Schuhputzer sein sollte, ist ausgeschlossen. Der kann sicherlich nicht einmal seinen eigenen Namen schreiben, geschweige denn meinen, so wie er hier auf diesem Umschlag steht. Aber ich kann nicht Griechisch. Sie müssen mir helfen, ihn ins Gebet zu nehmen!"

„Wäre es nicht besser, sich an die Polizei zu wenden, Euer Gnaden?"

Benda weigerte sich, auf diesem Ohr zu hören.

„Ich gedenke, die Sache selbst zu ordnen!" rief er. „Aber Sie müssen mir helfen!"

Der Wirt verneigte sich zur Erde.

„Ich stehe Ew. Exzellenz zur Verfügung. Ich muß nur erst noch einen Augenblick ins Hotel!"

Und damit verschwand er in die Fremdlingsherberge des Schlummers. Es verging eine Minute, ohne daß er sich zeigte, es vergingen zwei. Schließlich merkte Benda, daß der Mann nicht darandachte wiederzukommen. In diesem Augenblick war die Kartenpartie zu Ende, und die Spieler standen vom Tische auf. Was sollte er anfangen? Der einzige Ausweg, den er sich denken konnte, war, dem Schuhputzer unbemerkt zu folgen, in der Hoffnung, daß er ihn unfreiwillig auf die richtige Fährte bringen würde.

Nun verließ die ganze Gesellschaft das Café. Benda folgte seinem Opfer Straße auf, Straße ab, bis er schließlich auf dem Syntagmaplatz landete. Dämmerung senkte sich auf Athen herab, die Aperitifstunde war gekommen, und der große Platz füllte sich wieder mit Tischen und Stühlen. Bendas Opfer bahnte sich ohne Zögern einen Weg über den Platz, an dem Benda selbst gestern abend gegessen hatte. Er war von einem nicht mehr ganz jungen Herrn mit schwarzem gestutztem Schnurrbart besetzt, den Benda allen Anlaß hatte zu kennen. Der Schuhputzer näherte sich diesem Herrn wie in der Absicht, ihn zu bedienen, aber legte anstatt dessen einen geflüsterten Rapport ab und nahm eine Banknote aus seiner Hand entgegen. Benda glaubte zu sehen — und sah es mit kaum verhehltem Staunen — daß diese Banknote in der Mitte entzweigerissen war. Dann verschwand der Schuhputzer. Das war also die Erklärung. Hier saß sein Auftraggeber — der Mann, der sich ihm gestern abend mit geheucheltem Wohlwollen genähert hatte, nur um ihm dann einen Gegenstand, der ihm nicht gehörte, zu stehlen oder stehlen zu lassen!

Ja und ihn nachher zurückzugeben! Das war das Eigentümlichste an der Sache! Welchen Grund hatte er, die Filmrolle zu stehlen, wenn er sie dann doch wieder zurücksandte?

Bendas Gedanken machten einen Sprung zurück zu etwas, das ihm im Laufe des Tages beinahe gänzlich entfallen war. Er entsann sich der glänzenden Idee, die er heute morgen gehabt hatte, während er auf der Bank im Schloßpark saß, der Idee, die ihn mit einem Schlage reich machen konnte, wenn er nur ein Startkapital, einen Einsatz hatte! Hier war ja die Möglichkeit, sich dieses Kapital zu verschaffen! Er brauchte nur auf den Mann mit dem gestutzten Schnurrbart zuzugehen und zu sagen: Mein Herr, Sie haben sich die Freiheit genommen, eine Sache zu stehlen, die mir gehört, ich habe Zeugen dafür (nämlich den Schuhputzer!)! Wollen Sie die Angelegenheit gütlich ordnen? In diesem Fall geben Sie mir — (einen Betrag, der von den Umständen abhängen mußte). So an seine Missetaten gemahnt, würde der Mann bezahlen, was Eugen verlangte —.

Nein, das würde ihm nicht im Traum einfallen! Er würde ihm einfach ins Gesicht lachen und ihm mit kalter Verachtung den Rücken drehen. Konnte er denn wirklich nichts gegen ihn unternehmen?

Was Philipp Collin betraf, so hatte er die Zwischenzeit damit verbracht, die Filmkopie, die er von der Firma Papadakis erhalten hatte, eingehend zu studieren. Einige Einzelheiten, die er bis dahin nicht beachtet hatte, überraschten ihn nun. Beispielsweise war da an einer Stelle des Films ein Turm von eigentümlicher Form, der im Hintergrund aufragte, und ein galgenartiger Aufbau. Der Turm schien die Ruine eines römischen Wachtturms zu sein, solche finden sich ja in vielen Gegenden Europas und gaben also keinen Anhalt, wenn es sich darum handelte, den Ort zu finden, wo der Film aufgenommen sein mochte. Was den galgenartigen Aufbau betraf, so war das ein anderer Fall. Philipp hatte den bestimmten Eindruck, daß er genau solche Gerüste auf Bildern aus einem bestimmten Lande oder irgendeiner Epoche in einem geographischen oder historischen Werk gesehen hatte. Aber wo? Sein Gehirn weigerte sich, die Frage zu beantworten, wie sehr er es auch zermarterte. Und im übrigen beschäftigte ihn eine bestimmte Einzelheit des Films mehr als alle anderen zusammengenommen. Nämlich das Gesicht des Mannes, der die Hauptrolle darin zu spielen schien. Er war in Tierfelle gekleidet wie die Aufseher und hielt eine Peitsche und ein Schwert in den Händen. Aber nicht so sehr diese verbreiteten den Schrecken, der von ihm ausging, als vielmehr der Ausdruck seines Gesichtes. Alles in allem hatte man nur ein paar Augenblicke Gelegenheit, es zu sehen. Aber das genügte, um es nie wieder zu vergessen. Wenn man es kurz beschreiben sollte, konnte man sagen: es war eines jener Gesichter, denen man im Traume zu entfliehen sucht, ohne ihnen jedoch zu entkommen, bis man erwacht... Eine niedere Stirn, schräge Brauen, schwere Augenlieder, eine Oberlippe mit ein paar struppigen Borsten. Dazu zwei flachliegende Augen von der Tiefe eines Raubtieres oder eines Brunnens. Das eigentümliche war, daß Philipp das Gesicht zu kennen glaubte nicht aus einem Traum, sondern aus der Wirklichkeit.

Während Philipp alle diese Einzelheiten zu ordnen suchte, drängte sich ihm immer entschiedener eine Frage als die wichtigste auf: Stammte dieser Film aus Herrn Vogels Kontor oder nicht? Der Film hatte viele Eigenheiten, aber die seltsamste wäre doch, wenn er aus dem Geheimfach eines internationalen Finanzmannes stammen sollte!

Letzten Endes war da nur eines zu tun:

In die Fußtapfen des jungen Herrn Benda zu treten! Sich selbst zu überzeugen, wer dieser Herr Vogel eigentlich war.

Gewiß, es lagen zwei Jahrzehnte oder noch mehr zwischen Philipp und ihm. Aber was für einen Eugen Benda gefährlich war, mußte für Philipp Collin ein Kinderspiel sein. Es war zwar richtig, daß Herr Collin an diesem Tage einen Lunch von nicht zu verachtender Qualität zu sich genommen hatte. Aber waren diese Einwände überhaupt der Rede wert?

Die Antwort konnte nur negativ lauten. Herr Collin erhob sich von seinem Sitz, zahlte den Kellner und ging. Es war inzwischen ungefähr neun Uhr geworden. Dieselbe Stunde, zu der sein Vorgänger sein Unternehmen begonnen hatte. Das Café Diogenes war ebenso gesteckt voll wie damals, und es verursachte Philipp nicht die geringste Schwierigkeit, unbemerkt durch das Lokal und zur Hintertür hinauszukommen. Niemand sah ihm nach, niemand beachtete ihn. Er machte einige Schritte durch einen engen Flur und stand auf dem asphaltierten Hof. Er war leer. Die Läden des Basars hatten ihre Tätigkeit für diesen Tag beschlossen. Matte Reflexe der Straßenbeleuchtung schufen ein unbestimmtes Halbdämmern, aus dem die vierzehn Stock hohe Mauer des Smyrna House zum Nachthimmel aufragte. Philipp fand nach einigem Suchen die unterste Leitersprosse. Eins, zwei, drei — das war ja das reine Kinderspiel! Vier, fünf, sechs, sieben — wie weit konnte es wohl bis hinauf sein? In ein paar Augenblicken mußte man aus dem Schatten des Basargebäudes in den Lichtkreis der Straße kommen. Aber das war wohl kaum so gefährlich, wie es aussah. Philipp hatte einerseits eine zigarettenrauchende Dame bemerkt, andererseits einen Herrn mit Kopfschmerzen, die die ganze Mauer bis auf einen kleinen Streifen mit ihren grellen Farben ausfüllten. Eine solche Außendekoration bot, von der Straße gesehen, sicherlich die beste Deckung. Das mußte auch Benda erkannt und damit gerechnet haben.

Zwanzig, einundzwanzig, zweiundzwanzig — jetzt war er im Licht der umliegenden Straßen, und wenn ein Zuschauer unten auf dem Hofe stand, konnte er Philipp natürlich sehen, trotz allen Schutzes, den die Reklamen boten. Achtunddreißig, neununddreißig, vierzig — jetzt mußte er bald die Hälfte hinter sich haben. Er drehte den Kopf und sah hinunter. Der Hof war ein dunkler Schacht, in dem nichts zu hören oder zu sehen war. Aber dafür konnte er eine andere Aussicht genießen. Schräg unter ihm stand eine Dachluke offen, vermutlich der Lüftung wegen, und durch sie hatte er eine pikante Aussicht auf sieben entblößte Nabel, die sich im Takte zur Musik nach rechts und links drehten. Sowohl die oberen wie die unteren Körperpartien, die zu besagten Nabeln gehörten, wurden durch die Ränder der Dachluke abgeschnitten, sie bewegten sich wie freie selbständige Wesen hin und her...

Neunundvierzig, fünfzig — die Kletterei war nicht mehr dasselbe Kinderspiel wie zu Anfang! Er fühlte, wie der Schweiß ihm in immer dichter werdenden Tropfen aus den Schläfen drang; er merkte, wie seine Atemzüge mit jeder Leitersprosse, die er hinter sich brachte, immer kürzer wurden. Sechzig, einundsechzig — wie weit konnte es denn noch sein? Das ließ sich schwer beurteilen. Die Perspektive verrückte alles und machte alle Berechnungen zunichte. Er konnte nur hoffen, bald am Ziel zu sein, denn sein ganzes Muskel- und Adernsystem begann immer deutlicher, zu betonen, daß ein schlemmerhaftes Frühstück nicht die richtige Vorbereitung für einen derartigen Ausflug ist. Vierundachtzig, fünfundachtzig — konnte wohl die Jakobsleiter höher sein als diese hier? Kaum, aber sicherlich bequemer! Sechsundneunzig, siebenundneunzig — endlich! Er konnte das Fenster sehen, das sein Ziel war — er war oben!

Rechts von ihm klaffte das schwarze Loch der eingedrückten Scheibe. Nach einem langen Atemzug steckte er die Hand hinein und fand den Haken, der die beiden Fensterhälften verschloß. Eine Bewegung genügte, um sie zu öffnen. Er schöpfte noch einmal tief Atem, packte das Fensterbrett, schleuderte ein Bein darüber und schwang sich hinein. Einige Sekunden blieb er über dem Fensterbrett hängen, außerstande weiter zu kommen — das war der letzte Protest der Muskeln gegen diese Fortsetzung eines festlich begonnenen Tages. Dann riß er sich mit einem Ruck zusammen und im nächsten Moment stand er auf einem Boden, der nur ein klein wenig unter seinen Füßen zu schaukeln schien...

Tief unter ihm schlängelten sich die sieben Nabel in rhythmischen Bewegungen von rechts nach links, von links nach rechts. Und einige hundert Meter weiter weg ragte der Parthenon in kühler jungfräulicher Majestät zum Nachthimmel auf. Nichts, was darauf hindeutete, daß man seine Klettertour zur Höhe beobachtet hatte, war zu hören oder zu sehen. Er ordnete seinen Anzug ein wenig und sah sich um.

Das Zimmer, in dem er stand, bot keinerlei Interesse. Langsam drückte er die einzige vorhandene Tür auf. Vor ihm lag ein gummibelegter Flur, aus dem Türen in zwei oder drei Zimmer führten. Er hatte das Gegenstück dazu schon heute morgen gesehen, als der Portier ihn im Hause herumführte.

Er fragte sich, was dieser goldbetreßte Herr wohl sagen würde, wenn er plötzlich in Herrn Vogels Vorraum träte und seinen zukünftigen Mieter in einer Wohnung fände, die er jedenfalls nicht gemietet hatte!

(Fortsetzung folgt.)



Vierzigtausend Menschen sind Zeugen des fesselnden Kampfes im Slalom um den olympischen Sieg. Die Deutsche Christl Cranz erwa

Aufnahme: Ba

R. v. ELMAYER-VESTENBRUGG:

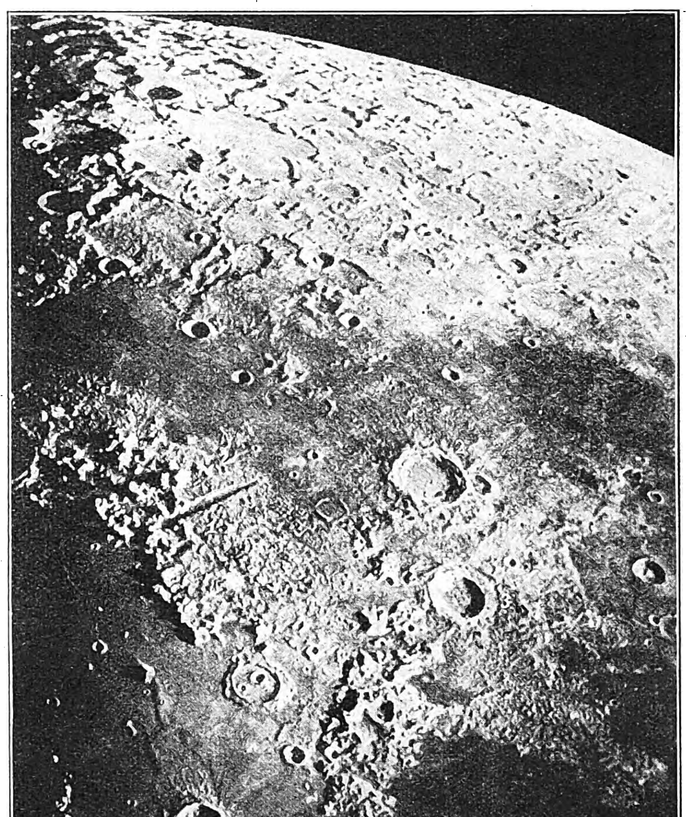
Rätsel des Mondes

Der „J.B." veröffentlicht in dieser Folge und fortlaufend in den nächsten Folgen diese außerordentlich fesselnde Abhandlung, die von den wissenschaftlichen Erkenntnissen über den Mond, angefangen von den ältesten Weisheiten bis zu den neuesten Forschungen, berichtet. Der Inhalt zeigt, daß die Edda nicht nur eine schöne Dichtung, sondern auch eine Art Geschichtswerk über die frühesten Zeiten der Menschheit und den wichtigsten Abschnitt der geologischen Entwicklung unseres Planeten (Eiszeiten, Sintflut, Atlantisuntergang usw.) darstellt. Unser Bericht weist auch in leichtverständlicher Form auf die tiefen Zusammenhänge alles irdischen Geschehens mit den Kräften des Kosmos und ebenso auf die Sinndeutung unseres uralten bäuerlichen Brauchtums hin.

Gerade in der heutigen Zeit, da der Städter im wirbelnden Strudel des Alltags kaum je daran denkt, eines der ihn umgebenden zahllosen Wunder der Natur zu beachten, bedeutet es für jeden besinnlichen Menschen ein Erlebnis, fern des künstlichen Lichtes und des Getümmels der Großstadt eine nachtdunkle Stunde im Freien in Betrachtung des Sternenhimmels zu verbringen. Die Sterne sind ja der ruhende Pol in der ewigen Hast und Unrast der Menschheit. Sie haben, wie einmal der Astronom Max Valier sagte, Zeit zu warten, bis die Menschen zu ihnen kommen, denn für sie sind Jahrtausende wie ein Tag. Sie bringen manchmal selbst den Alltagsmenschen dazu, für eine kurze Spanne des goldenen Götzen der Welt zu vergessen und im Aufblick zu den erhabenen Wundern des Himmels, im Schauer dieses innersten Erlebnisses, Einkehr in sich zu halten und den Glauben an die eigene Sendung wiederzugewinnen. Das sanfte Licht der Sterne, das fernen Weltkörpern entquillt, bleibt wohl allen Gleichgültigen für immer ein Buch mit sieben Siegeln; jenen aber, die sich ihnen im rechten Geiste nahen, offenbaren sie Geheimnis um Geheimnis, während sie auf den dunklen Nachthimmel in leuchtenden Lettern das ewig gleiche Wort aufzeichnen — den Namen des Unnennbaren!

Einem Buch mit sieben Siegeln gleicht auch der Mond, der wohl das dankbarste und zugleich auch wunderbarste Beobachtungsobjekt unserer dem Sternenhimmel geweihten Stunden ist. Fast jedermann im Volke nimmt lebhaften Anteil an dem freundlichen Begleiter unserer Nächte, und seit drei Jahrhunderten ist er der erklärte Liebling aller Fernrohrbesitzer. Hat jemand aber gar das Glück gehabt, auf einer Sternwarte einmal durch eines der gewaltigen astronomischen Fernrohre den Mond betrachten zu können und dabei von berufener Seite die notwendigen Erläuterungen zu erhalten, wird er dieses unvergeßliche Erlebnis als unschätzbaren Gewinn mit sich nach Hause nehmen.

Wenige Münchener wissen, daß nahe von Grünwald, ihrem beliebten Ausflugsort, eine Sternwarte von Weltruf steht, ein Mondobservatorium, das nicht vom Staate erhalten zu werden braucht, sondern infolge einer hochherzigen Stiftung Privatbesitz eines berühmten Astronomen und Gelehrten ist, des bedeutendsten lebenden Mondforschers Philipp Fauth. Unzählige Male stand der opferfreudige Forscher in tiefster Nacht und oft bei schneidender Winterkälte an seinem Riesenfernrohr, dem sogenannten „Medial", das die unübertroffenste Spezialkonstruktion der Erde, vor allem für Mondbeobachtungen, darstellt. Es ist das einzige Fernrohr der Welt das mit Recht die Bezeichnung „Achromat" verdient denn es vermeidet die selbst bei optischen Instrumenten teuerster Fertigung auftretenden Lichtbrechungsfehler. Hiezu kommen noch verschiedene wichtige konstruktive Einzelheiten, die bei diesem unvergleichlichen Instrumente erstmalig Verwendung fanden und beispielsweise bei genauester Beobachtung eines Himmelskörpers das gleichzeitige Zeichnen desselben ermöglichen. So war Philipp Fauth in der hingebenden Forschungsarbeit eines Lebens imstande, allein vom Monde viele Tausende wunderbar feiner und scharfer Handzeichnungen von so unglaublicher Genauigkeit der Einzelheiten anzufertigen, daß sie auch die mit Hilfe der amerikanischen Riesenfernrohre zustandegebrachten photographischen Mondaufnahmen weit in den Schatten stellen



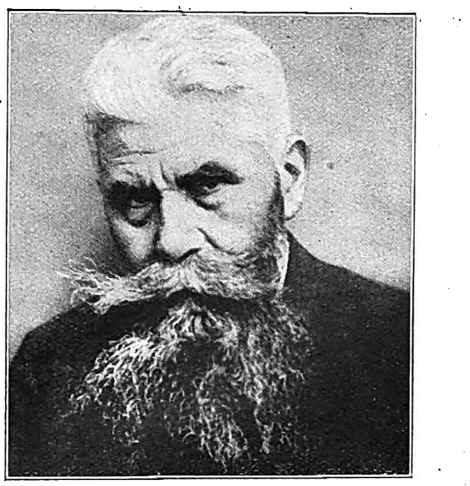
Mondlandschaft: „Alpen" mit „Alpental" (1), „Aristoteles" (2) und „Eudoxus" (3).

Die Ergebnisse seines 52jährigen Forschens veröffentlichte der nun fast Siebzigjährige außer in Sonderpublikationen auch in seinem bekannten Buche „Mondeschicksal" und in dem gerade jetzt erscheinenden umfangreichen Werke „Unser Mond", der eingehendsten wissenschaftlichen Darstellung des gesamten Gebietes der Mondforschung in Schrift und Bild, die je veröffentlicht wurde. Die Krone seines Lebenswerkes wird aber die im nächsten Jahre erscheinende Riesenkarte des Mondes im Durchmesser von 3½ Meter mit weit über 100 000 Einzelheiten bilden. Mit diesem und dem vorgenannten Werke wird dem Deutschen Volke die unbestrittene Führung in der Mondforschung, welche es seit den grundlegenden Arbeiten der berühmten Mondforscher Mädler, Lohrmann und Schmidt innehatte, für lange Zeit weiter erhalten.

Neben dieser umfassenden Tätigkeit, die sich, nebenbei gesagt, der lebhaften Förderung durch die Preußische und die Bayerische Akademie der Wissenschaften erfreute, fand Philipp Fauth aber auch noch Zeit, ein weltbekanntes wissenschaftliches Standardwerk herauszugeben: die gewaltige und aufsehenerregende Hanns Hörbigersche Glacialkosmogonie (Welteislehre), die, anfangs viel umstritten und von gewissen Seiten aufs heftigste befehdet, jetzt in immer weitere Kreise des Deutschen Volkes und darüber hinaus ins Ausland dringt und bereits von zahlreichen wissenschaftlichen Größen in ihren wesentlichsten Teilen anerkannt wird. Die Hörbiger-Fauthsche Welteislehre, dieses urgermanische Weltbild, begründet wissenschaftlich die tiefsinnige Weltanschauung der Edda von dem ewigen Widerstreit zwischen Feuer und Eis, sie stützt sich dabei auf die neuesten Erfahrungen der Forschung und bietet zum erstenmal eine sinnvolle Durchwanderung aller exakten Forschungs- und Wissensgebiete. Sie macht keine Seitensprünge und sucht keinen Schutz hinter besonderen Voraussetzungen. Ihr Gewicht liegt in der folgerichtigen Verbindung der sich sonst in ihren Ergebnissen so sehr widersprechenden Wissenszweige der Himmelskunde, Erdkunde, Wetterkunde, Lebenskunde, Vorweltkunde, Astrophysik, Mythologie usw. Zwischen dem Riesenschlunde eines Sonnenfleckentrichters und dem rieselnden Regen, der unsere Fluren benetzt; zwischen der zartschimmernden Milchstraße und den verderblichen Hagelschlägen auf der Erde; zwischen den luftigen Kometen und flüchtigen Sternschnuppen und mancherlei seltsamen Vorgängen in Luft und Erde; zwischen unserem Trabanten und den ungeheuerlichen Geschehnissen vor und während der Eiszeiten; zwischen Sonne, Mond und Erde und zwischen Wetter und Magnetismus und Nordlicht und Grubenunglücken und Verbrechen und Fruchtbarkeit und Ernte — überall besteht nach den Erkenntnissen der Welteislehre ein notwendiger Zusammenhang, der uns von der Einheit der Materie, von der Unzerstörbarkeit des Stoffes und der Ewigkeit der Kräfte, von der Abhängigkeit alles irdischen Geschehens vom Kosmos, von dem ewigen Kampf um die Harmonie im Weltganzen zwischen Eis- und Glutmassen, zwischen Kälte und Hitze erst die richtige Vorstellung vermittelt.

Nicht umsonst bricht Hans Heyck einmal in die begeisterten Worte aus: „Niemals sind Himmelsraum und Erdental, Weltenkörper und Menschenleid, Sternenbahn und Völkervernichtung in so zwingende, schauerliche Wechselwirkung zueinander gesetzt worden wie durch die Offenbarungen der Welteislehre. Niemals aber auch sind aus dem uns eigenen Gefühl für die Größe der Tragik, für die Überwindung des Einzelschicksals im kosmischen Gesamtverhängnis wuchtigere, überwältigendere Formen dargeboten worden als in der Aufzeichnung der Eiszeitperioden, in dem erschütternden Bild vom Untergang der Atlantis und anderer Kulturreiche, in dem kommenden Schicksal unseres Mondes, des Mars, unseres Sonnensystems selbst, und anderem. Und wem käme nicht das herrlich große Bild vor Augen, wie unsere Sonnenwelt, dem Schoß der


11
SPORTSCHUHE
MARKE SALAMANDER
SALAMANDER



Ingenieur Hanns Hörbiger,
der Begründer der Welteislehre
(1860—1931.)

Mutter-Gigantin entstiegen, in befreitem Jubel durch die Ungeheuerlichkeiten des Himmelsraumes eilt, ein Reigen von flimmernden, übergeistigen Kräften?"

Wenn wir also unseren geheimnisvollen Trabanten näher erforschen wollen, werden wir uns beruhigt der Führung des berufensten Mannes und besten Mondkenners der Welt, Philipp Fauth, anvertrauen und mit Hilfe der in seinen Werken niedergelegten Erfahrungen und der Erkenntnisse der Hörbiger-Fauthschen Welteislehre so manche „Rätsel des Mondes" lösen können, deren Erklärung der Wissenschaft aller Länder und Völker bisher unmöglich war. Es werden uns dabei nicht nur viele merkwürdige stoffliche und kräftemäßige Zusammenhänge im Kosmos klar werden, so zum Beispiel: warum der Mond den Ausgangspunkt einer jeden Weltentstehungslehre bildet; warum er kein Sohn der Erde sein kann; warum er, gleich allen um die Sonne laufenden Planeten, vereist und daher im irdischen Sinne unbewohnt sein muß; warum er in gewissen Stellungen in das irdische Geschehen eingreift; warum er, wie schon einmal in der Vergangenheit, auch in einer fernen zukünftigen Zeit auf der Erde Ereignisse von unvorstellbarer Gewaltigkeit bewirken wird — es wird uns aber auch begreiflich werden, aus welchem Grunde diese Erkenntnis von tiefster Bedeutung für unser Leben selbst ist. Diese Frage, um deren Beantwortung sich insbesondere Hanns Fischer in der von ihm auf Grund der Welteislehre begründeten Heliobiologie bemüht, ist die wesentlichste, die wir als Lebewesen überhaupt zu stellen vermögen. Damit anerkennen wir die allmächtige Größe der Natur, das heißt des Kosmos, des Weltalls, und betrachten uns als dessen eingeordneten Teil; die edelste Aufgabe jedes lebenden Wesens ist aber dann, zu erfahren, wie es leben müsse, um seine eigene Sendung in Übereinstimmung mit der Natur und dem All am besten zum Wohle des Ganzen zu erfüllen.

Die auf der Welteislehre beruhende Mondforschung wird uns ermöglichen, unermeßliche Entfernungen im Weltenraum zu überbrücken und das Geschehen von Jahrmillionen zu begreifen. Sie wird das übermächtige Wirken der kosmischen Kräfte in Bildern von unerhörter Wucht und Großartigkeit vor unseren Augen wiedererstehen lassen, und staunend werden wir von ihr, wie einer Kunde aus einer unbekannten Wunderwelt, in den folgenden Abschnitten erfahren, welche Erlebnisse uns auf dem Monde erwarten würden, wenn wir dorthin gelangen könnten; wann und auf welche Weise einst der Mond von der Erde eingefangen wurde; warum die vergangenen und zukünftigen irdischen Großkatastrophen, von denen schon die Edda zu singen und zu sagen weiß, einzig auf ihn zurückzuführen sind; und aus welchen Gründen er auch für die heutige Zeit das unentrinnbare Schicksal unseres Lebens und das aller Lebewesen ist!

1. Eine Reise nach dem Monde.

Jules Verne hat schon vor zwei Menschenaltern seine nach „wissenschaftlichen Methoden" ausgerüsteten Weltraumreisenden aus einer senkrecht aufgestellten Riesenkanone gegen den Mond schießen und sie dann in einer Reise um den Mond alles das sehen und beschreiben lassen, was man eben auf der damals besten Mondkarte, der Mädlerschen, abzulesen vermochte. Heute könnte er auf Grund der an Einzelheiten unendlich reicheren Fauthschen Riesenkarte noch viel mehr und interessantere Entdeckungen auf dem Monde schildern. Er sorgte aber vorsichtigerweise dafür, daß sein Mondprojektil zur rechten Zeit von einem irrenden Himmelskörper, einem Boliden, aus der richtigen Bahn zum Mond abgelenkt wurde und daher im weiteren Verlaufe nicht mehr nach dem Monde, sondern um ihn herum fuhr. Wer jedoch glaubte, dann eine Schilderung der uns stets unsichtbaren jenseitigen Mondhälfte zu erhalten, wurde durch die unerwartete Feststellung überrascht, daß die abenteuerliche Fahrt just bei Vollmond vor sich ging, also zu einer Zeit, da der Mond seine Rückenseite gerade im Dunkel liegen hatte und daher dort nichts wahrgenommen werden konnte. Der ebenso geistvolle wie witzige Schriftsteller vermied also peinlich alle jene unsinnigen und unglaubwürdigen Phantastereien, die heutzutage unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit immer wieder bezüglich der Möglichkeit eines sogenannten „Raketen"-Schusses zum Monde vorgebracht werden.

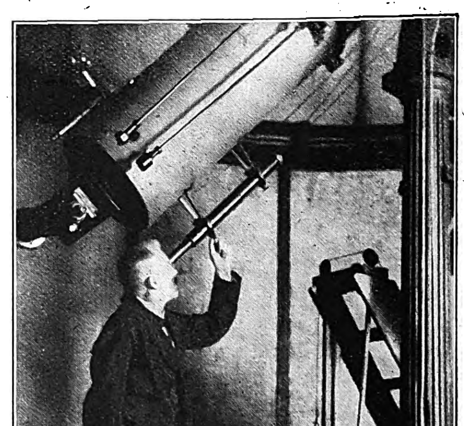
Es ist natürlich schon längst bekannt, wie weit man ein Geschoß beschleunigen müßte, damit es der Erdschwere enteilen könne. Wenn dies aber auch eine zukünftige „Rakete" tatsächlich zustande brächte, wäre es für wissenschaftliche Zwecke völlig wertlos, da die „Rakete" von ihren Erlebnissen nicht berichten und selbst ihre Ankunft auf dem Mond von niemandem beobachtet werden könnte. Auch bei einem Durchmesser von 10 Meter würde die „Rakete" schon in einer Entfernung von 100 Kilometer unserem freien Auge entschwinden, und noch ehe sie den halben Weg zum Mond erreicht hätte, wäre sie auch für das mächtigste Riesenfernrohr der Erde für immer außer Sicht geraten. Bei diesen „Raketen" ist nur der Gedanke eines sich immer wieder erneuernden und beschleunigenden Antriebes von einigem Interesse, und auch der ist nicht neu. Er hat sein Vorbild nicht nur in dem Feuerwerkskörper, von dem diese moderne Sensation ihren Namen entlehnt hat, sondern vor allem auch in den von der Sonne zur Erde gelangenden fühlbaren, sichtbaren und oft auch sehr wirksamen stofflichen Ausströmungen, die sich gemäß der Welteislehre durch elektrische Abstoßung selber eine beschleunigte Bewegung erteilen. Wer über die so vielerörterte Mondraketenfrage ernstlich nachdenkt und dabei die tatsächlichen Verhältnisse berücksichtigt, muß sich schließlich fragen: Wozu die ganze Aufregung? Wenn auf dem Mond die von Hörbiger und Fauth nachgewiesenen Zustände herrschen — und daran ist gar nicht zu zweifeln —, so kann bei einem solchen Unternehmen durchaus nichts gewonnen werden. Es ist wohl möglich, daß es zur Erlangung einer Reihe hochwichtiger geophysikalischer und vielleicht auch himmelskundlicher Erkenntnisse einmal gelingen wird, mit einer derartigen „Rakete" über den Luftkreis der Erde hinauszugelangen — aber der Glaube an eine mögliche Fahrt zum Monde gehört wohl in das gleiche Kapitel der menschlichen Torheit, wie die unsinnigen Vorstellungen von einer möglichen Verständigung mit den „Marsbewohnern" zur Zeit der für diesen Zweck manchmal so günstigen und daher immer wieder vorgeschlagenen Marsopposition, das heißt zur Zeit der äußersten Marsannäherung: gerade dann ist nämlich die Erde vom Mars aus ebenso unsichtbar, wie der Mond zur Neumondzeit uns selbst, so daß also die beabsichtigte irdische Zeichengebung von den Marsbewohnern — ganz abgesehen davon, daß es solche nach der Welteislehre nicht gibt — überhaupt nicht gesehen werden könnte!

Wenn wir nun aber jetzt trotzdem unsere Reise zum Mond nach der besonderen Anleitung antreten, die uns Philipp Fauth in seinem Werke „Mondesschicksal" gibt, so brauchen wir uns wegen der zu befürchtenden Reiseumstände und Hindernisse nicht zu sorgen. Wir reisen nämlich — in Gedanken! Mit einem noch nie dagewesenen Sprung, der nur einen Bruchteil einer Sekunde in Anspruch nimmt, versetzen wir uns auf den Mond! Aber o Wunder! Wie wir von dort unverzüglich zur Erde, die uns als mächtiges Gestirn entgegenstrahlt, zurücksehen, erleben wir, wie uns Fürst und Moszkowski ergötzlich auseinandersetzen, sogleich ein ganz einzigartiges Ereignis. Wir erblicken zu unserem größten Erstaunen im Verlaufe der nächsten Sekunde uns selbst und unseren Sprung — nur verkehrt: wir sehen uns vom Mond aus mit dem Rücken voraus zur Erde zurückspringen! Wir hatten nämlich mit unserem Gedankensprung die Strecke von ungefähr 400 000 Kilometer, die der Mond von der Erde entfernt ist, in dem Bruchteil einer Sekunde zurückgelegt und dabei die Lichtstrahlen, die unsere Erscheinung im Raum bewirken und die in der Sekunde nur 300 000 Kilometer bewältigen können, weit überholt. Beim Rückblicken sehen wir also die letzten Strahlen, die wir, schon nahe dem Monde, überholt hatten, zuerst, dann der Reihe nach die immer weiter zurückliegenden, und ganz zuletzt die ersten, der Erde nahen Strahlen; das heißt, wir haben die wunderbare Gelegenheit, unseren Sprung im entgegengesetzten Sinne zu beobachten! Zur Beruhigung kritischer Gemüter sei aber bemerkt, daß die moderne Physik die Lichtgeschwindigkeit als die Grenze aller in der Natur überhaupt möglichen Geschwindigkeiten betrachtet, daß also, außer in Gedanken, kaum jemand in die Lage kommen dürfte, das vorgeschilderte Experiment durchzuführen!

Und nun begeben wir uns auf weitere Entdeckungen. Wir blicken zum Himmel aufwärts, sehen diesen aber nicht, wie sonst immer, in blauer Wölbung, sondern — obwohl es „Tag" ist — flach und tiefschwarz über uns liegen. Dabei erinnern wir uns, daß wir auf den hohen Alpengipfeln unserer heimatlichen Erde immer als köstlichstes Erlebnis empfanden, wenn wir von dort aus das tiefdunkle Blau des Tageshimmels bewundern konnten. Je weniger Luft sich nämlich über uns befindet und je weniger sie mit allerfeinsten Teilchen erfüllt ist, um so geringere Farben- und Lichtwirkungen bleiben eben in der dünnen Gashülle zurück. Es ist uns daher leicht erklärlich, daß über dem Monde wegen des völligen Mangels an Luft stets ein flacher schwarzer winterlicher Nachthimmel ohne jede Wölbung ausgespannt ist. Wir begreifen aber auch, daß all die glänzenden Sterne nicht das vom Erdenhimmel gewohnte Glitzern und Flimmern aufweisen, und daß sie auch „am Tage" wenn also die Sonne scheint, noch sichtbar bleiben. Aus demselben Grunde strahlen alle Gestirne immer in wunderbarer Reinheit, so daß unser Trabant ein wahres Beobachtungsparadies für die Astronomen wäre: überall böte sich ihnen gleich gute Gelegenheit, ihre Fernrohre bis zum äußersten auszunutzen, überall und zu allen Zeiten wäre das Wetter gleich günstig, denn Wind, Sturm, Nebel, Wolken, Regen, Hagel oder Gewitter sind auf dem Monde unbekannt.

Das auffallendste und für uns Erdenbewohner interessanteste Beobachtungsobjekt ist natürlich unsere Erde selbst. Da ihr Durchmesser 3,7mal so groß als jener des Mondes ist, so steht sie am tiefdunklen Himmel als eine 13,7mal so große hellschimmernde Scheibe, deren Leuchtkraft in der Mondnacht im selben Verhältnis stärker ist, als für uns das Mondlicht. Das von der Erde auf den Mond rückgestrahlte Sonnenlicht ist daher so kräftig, daß es unter Umständen sogar von der Erde aus gesehen werden kann. Es ist das sogenannte „aschfarbene Licht", das wir auf dem Mond zu jenen Zeiten wahrnehmen, wenn er in den ersten Tagen seines Zunehmens als ganz schmale Sichel am Himmel der Erde steht; es ergänzt dann die leuchtende Sichel zu einem nur wenig sichtbaren Vollmond. Der geniale Leonardo da Vinci war der erste, der diese seltsame Erscheinung richtig zu deuten wußte. Dieses „aschfarbene Licht" wechselt in seiner Stärke, je nachdem die Erde dem Mond die großen Wüstenflächen Asiens oder Afrikas oder die nur weniger Licht reflektierenden Gewässer des Großen Ozeans zuwendet.

Die Sonne und alle übrigen Sterne, die ihren Weg über dem Horizont für die Erde während eines Tages oder während einer Nacht vollenden, brauchen dazu,



Der Mondforscher Philipp Fauth
an seinem Riesenfernrohr, dem „Medial".

vom Monde aus gesehen, mehr als 14 Tage. Die Erde scheint fast unbeweglich am Mondhimmel zu stehen und verändert nur allmonatlich — ähnlich wie bei den uns bekannten Mondphasen — den leuchtenden Teil ihrer Scheibe: zur Zeit des Vollmondes für die Erde ist für den Mond Neuerde, bei Neumond ist Vollerde, beim ersten und letzten Mondviertel ist letztes und erstes Erdenviertel. Während der an die 29 Erdentage dauernden Zeit eines Mondtages und einer Mondnacht wendet die Erde dem Mond auch 29mal alle ihre Seiten zu und könnte daher wegen der deutlich erkennbaren Einzelheiten ihrer Oberfläche den Mondbewohnern, wenn es solche gäbe, als stets genau gehende öffentliche Uhr dienen. Einmal im Monat geht der strahlende Sonnenball oben oder unten an der Erde vorüber, so daß diese dann nur mit einem feinen rötlichen Lichtsaume begrenzt erscheint; in den vereinzelten Fällen, da die Sonne gerade hinter der Erde vorbeizieht, tritt eine der wohlbekannten und in unseren Kalender im voraus berechneten Mondesfinsternisse ein.

Bei näherer Betrachtung der Erde können wir die von Julius Franz in seinem Werke „Der Mond" niedergelegten vermutlichen Erfahrungen bei solchen Erdbeobachtungen bestätigen; so zum Beispiel, daß sich die irdische Atmosphäre durch einen sehr schmalen, hellen, verwaschenen Saum um die Erdscheibe bemerkbar macht, oder daß man das Spiegelbild der Sonne auf dem Ozean als hellen Punkt und auf der Nachtseite der Erde sogar deutliche Anzeichen selbstleuchtender Punkte sehen kann: es sind dies die tätigen Vulkane, die Feueressen der Bergwerke und Hütten, und vor allem die in immer mehr zunehmender elektrischer Beleuchtung erstrahlenden Großstädte. Vermutlich würden sich auch die großen Wälder der Erde im Sommer als grünliche, im Herbst als braune und im Winter als graue Flecken abheben, so daß wir also bei längerem Aufenthalte auf dem Mond imstande wären, den Wechsel der irdischen Jahreszeiten mit Sicherheit festzustellen. Erdgebiete in der Größe von Bayern und Württemberg zusammen können wir mit freiem Auge gerade noch erkennen. Stünde uns aber auf dem Monde eines unserer besten irdischen Fernrohre zur Verfügung, so wäre es uns bei günstiger Beleuchtung und entsprechendem Schattenfall sogar noch möglich, die Cheopspyramide am Rande der Wüste als winziges Pünktchen aufzufinden; denn mit den Rieseninstrumenten einzelner amerikanischer Sternwarten erkennen wir ja auch von der Erde aus noch Einzelheiten von 150 bis 200 Meter Durchmesser auf dem Monde! Leider ist in keinem der vor uns auf der Erdscheibe erkenntlichen Gebiete gerade ein großer Truppenkörper in geschlossenem Verbande versammelt, sonst würden wir auch ihn noch mit bewaffnetem Auge wahrnehmen; dagegen können wir Städte wie Berlin und London als ausgezeichnete Beobachtungsobjekte feststellen.

Bei weiterer Durchmusterung der Erdscheibe bemerken wir auf ihr merkwürdige Erscheinungen, die zwar uns selbst nicht weiter verwunderlich sind, den Mondbewohnern aber wohl für immer unbegreiflich blieben. Wir sehen nämlich gewaltige weiße Massen, die in immerwährender Veränderung meist von Westen nach Osten wandern und dabei ganze Teile der Erde verdecken. Die Mondbewohner, welchen bei dem völligen Mangel an Wasser und Luft der Begriff „Wolken" unbekannt wäre, kämen natürlich auch nie auf den Gedanken, daß diese seltsamen weißen Flecke schweben. Sie würden wahrscheinlich auf eine ebenso scharfsinnige wie hochwissenschaftliche Weise den Nachweis zu erbringen suchen, daß diese kompakten Massen bei ihrem Dahinkriechen über die Erde alles dort vielleicht mögliche Leben vernichten müßten, und daß daher jede Lebensmöglichkeit auf der Erde ausgeschlossen sei!

Nach dieser eingehenden Betrachtung unserer Mutter Erde wenden wir uns endlich der Mondoberfläche selbst zu. Philipp Fauth, der ja jede beobachtbare Einzelheit am Monde aus seiner langjährigen Forschungsarbeit kennt, wird uns auch hier als Führer dienen. Wir sind zwar durch unsere bequeme und angenehme Reisemethode gegen jene Unbilden gesichert, denen sonst alle anderen Ankömmlinge auf dem Monde ausgesetzt wären, — aber angesichts dieser trostlosen Eis- und Reifwüste und bei der unsagbaren Kälte, welche bis 273 Grad unter Null, also bis tief unter alle Minusgrade unserer irdischen Erfahrung hinabreicht, beginnt selbst uns, in bloßer Erinnerung an die gemütlich warme Erde, zu frieren. Wenn früher manche Mystiker die Vorstellungen von Himmel und Hölle an gewisse Gestirne knüpften, so können wir jetzt aus eigener Anschauung feststellen, daß die geradezu entsetzliche Einsamkeit auf dem weltraumkalten, tiefvereisten Monde ein mindestens ebenso geeigneter Aufenthaltsort für die Verdammten wäre und von diesen ebenso über alle Begriffe fürchterlich empfunden werden müßte wie ein Gebratenwerden auf einem heißen Sterne!

Wir sind gezwungen, unsere Augen eiligst durch eine Schneebrille zu schützen, um bei der schmerzendgrellen Lichtfülle überhaupt etwas sehen zu können. Ohne die von uns gewohnte zerstreuende Lufthülle gibt es ja keinerlei Halblicht, und so werfen hier alle Erhebungen des Bodens bis zu den Körnern und Rauheiten herunter ihre fast tiefschwarzen Schatten, die zu dem blendenden Eis- und Reifglanz in desto größerem Gegensatz stehen. Die nächsten und fernsten Dinge sind gleicherweise von unerhörter Klarheit und täuschen uns durch den Mangel an Luftperspektive immer wieder über ihre wahre Nähe und Ferne. Die überwältigenden neuen Eindrücke entlocken uns Rufe des Erstaunens, aber — wir tun nur so, als ob wir sprächen: wir verstehen einander nicht, wir hören unsere eigenen Worte nicht! Die Schallempfindung ist hier am Monde verlorengegangen, es fehlt der notwendige Träger dazu, die Luft. Auch unser Tritt ist lautlos, und wenn wir frierend die Hände zusammenschlagen, bleibt auch diese Bewegung geräuschlos. So ist diese grauenhafte Öde zwar in leuchtenden Glanz und unerhörte Pracht, aber auch in Tod und Kälte und ewiges Schweigen gehüllt. Es bleiben uns die Augen allein, um uns durch diese Eiswüste durchzukämpfen. Wir machen uns also auf die Wanderung über den rauhen Reifboden, der sich so anfühlt, als ginge man auf Reiskörnern oder weißen Moospflänzchen. Aber welch neues Wunder! Unsere Muskeln spüren keinerlei Anstrengung, und selbst wenn wir über ein Hindernis setzen, so fliegen wir haushoch im Bogen darüber hinweg, um drüben ganz sanft wieder herabzuschweben. Wir schreiten federnd und schwebend, wie hüpfende Gummibälle, unsere Schritte sind von ungeheuerlicher Länge, jeder übertrifft weitaus jeden Weltmeistersprung, und wir müssen nur darauf achten, daß wir bei dieser ungewohnten Fortbewegung nicht das Gleichgewicht verlieren.

Gelegentlich versuchen wir uns auch in allerlei Wurfübungen. Ein faustgroßer Brocken fliegt mit unglaublicher Geschwindigkeit in flachem Bogen dahin, ent-

schwindet alsbald unseren Blicken und fällt vielleicht einen halben Kilometer weit von uns sanft zum Boden nieder. Wenn wir daheim den harten Ball manchmal bis zur Höhe des Dorfturms steigen ließen, so bringen wir es auf dem Monde fertig, einen Eisbrocken bis 200 Meter in die Höhe zu werfen, und können uns nicht genug darüber wundern, daß er mehr als eine halbe Minute braucht, um endlich ganz gemächlich, wie ein weicher Wattebausch, wieder herabzukommen. In Ausübung unseres Forscherdranges greifen wir dann zu unserem fast 1 Meter langen Bergstock und lassen ihn als Sekundenpendel schwingen. Aber der Stock enttäuscht unsere Erwartungen, denn er leidet an Phlegma: geruhig und langsam schwingt er zwischen den Fingerspitzen und trotzt allen Bemühungen, seine schläfrigen Bewegungen zu beleben — sein Tempo geht über ein mäßiges „Largo" nicht hinaus!

Nachdem wir uns also zur Genüge überzeugt haben, daß die Schwerkraft des Mondes nur ein Bruchteil jener der Erde ist, setzen wir unsere Reise fort. Mit Hilfe unserer genauen Mondkarte haben wir gleich anfangs feststellen können, daß wir uns hoch im Norden der Mondkugel befinden. Es ist zwar schon „gegen Abend", das heißt die nicht mehr sehr weit abliegende Licht- und Schattengrenze bewegt sich, wenn auch ganz langsam, auf uns zu und droht mit dem Einbruch der Mondnacht. Was aber auf Erden nicht ganz drei Stunden dauern würde, braucht am Monde volle vier Erdentage, und somit haben wir genügend Zeit für unsere Forschungen. Im Norden breitet sich ein ausgedehnter Höhenzug aus, dem wir zustreben. Die Strecke bis dorthin, die wir mit 80 Kilometer festgestellt haben und zu deren Bewältigung wir auf der Erde wenigstens zwei Tage benötigten, hoffen wir hier in kaum zwei Stunden hinter uns zu bringen. Mit wahren Känguruh-Sprüngen beginnen wir in hohen Bögen unseren Lauf. Der Atem kann uns dabei nicht ausgehen, da ja keine Luft vorhanden ist. Nun werden wir kühner und benutzen unsere Bergstöcke zum Hochweitsprung. Dabei kommen wir in Sätzen, um die uns der gewandteste Heuschreck beneiden würde, mit der Geschwindigkeit eines Schnellzuges immer näher zu unserem Ziel: jedesmal haushoch in die Höhe und mindestens 20 Meter weit geht's im eleganten Bogen, um wieder sanft auf dem Reifteppich zu enden. So gelangen wir nach anderthalb Stunden zu einem ungefähr 1000 Meter hoch ansteigenden Bergrücken mit sanft welligem Vorgelände, das wir leichter bewältigen könnten, wenn das glatte Eisgeschiebe nicht zur Vorsicht mahnte. Trotzdem brauchen wir in der bisherigen Fortbewegungsart kaum eine halbe Stunde, um den Kamm zu erreichen. Aus Eistrümmern und Eisschutt aufgetürmt, zieht er sich in einem ungeheuer weit geschwungenen Bogen nach beiden Seiten herum und würde jenseits des Horizontes unseren Blicken entschwinden, wenn das von ihm eingeschlossene Gelände nicht vertieft läge. So aber stürzt die Höhe in schlecht erkennbaren Stufen vielleicht 2000 Meter tief zu einer Ebene ab, die sich wie ein ungeheurer See ausdehnt, auf dem als Fahrzeuge nur wenige kleine Kraterchen wie flache Maulwurfshügel zu sehen sind. Der Boden ist eine Eisbahn sondergleichen und überall von helleren Flecken über dem grauen Grund bedeckt. Es ist die Tiefe der gewaltigen Wallebene „Plato".

(Fortsetzung folgt)

J. WERLIN:

Der Kraftwagen im Dienste der nationalsozialistischen Bewegung

Im Kampf um die Wiederauferstehung Deutschlands spielte der Kraftwagen eine außerordentliche Rolle. Die führenden Männer der nationalsozialistischen Bewegung, vor allem unser Führer selbst, erkannten schon frühzeitig die große Bedeutung dieses modernen Verkehrsmittels für die Propagandazwecke der Partei. Sie waren mit seiner Hilfe möglichst unabhängig von der Zeit und konnten auf schnellstem Wege auch zu solchen Orten und Landschaften gelangen, die sie mit der Bahn nur unter Schwierigkeiten erreicht hätten. Wegen der spärlichen Geldmittel, die anfangs der Bewegung zur Verfügung standen, war es ihr nicht möglich, ein nach den Begriffen der damaligen Zeit modernes Fahrzeug zu erwerben, und so mußten gebrauchte Wagen verschiedenster Herkunft angeschafft werden; die ersten Fahrer des Führers können von dieser Zeit manche Leidensgeschichte erzählen. Aber wenn sich auch die ersten Autos der Bewegung als recht unzureichend erwiesen, so war doch die Begeisterung für die gute Sache so groß, daß der Glaube an den endgültigen Sieg nicht nur Berge versetzen, sondern selbst die ältesten Wagen zum Laufen bringen konnte.

Das Jahr 1936 ist das Jubiläumsjahr des Kraftwagens: vor 50 Jahren, als Benz sein erstes Patent erwarb, hatte die Geburtsstunde des Automobils geschlagen. Der erste Benz-Wagen besaß freilich nur ¾ PS und kam über 12 bis 15 Kilometer in der Stunde nicht hinaus, heute haben die großen Mercedes-Kompressor-Wagen eine Leistung von 150/200 PS, die Rennwagen sogar weit darüber. Sie bewältigen Durchschnittsgeschwindigkeiten von über 300 km/st! In der Ehrenhalle der diesjährigen Automobil-Ausstellung in Berlin sieht man eine Reihe historischer Fahrzeuge, die ein Stück Weltgeschichte darstellen, denn die Erfindungen von Daimler und Benz haben der Welt ein neues Gepräge gegeben. Von besonderer geschichtlicher Bedeutung für das Deutsche Volk sind aber jene, auch in der Ehrenhalle der Ausstellung aufgestellten Wagen, die dem Führer in seinem Kampfe um die Machtergreifung mit zum Siege verholfen haben. Es ist daher von besonderer Bedeutung, auf diese Zeit einen kurzen Rückblick zu werfen.

Das allererste Fahrzeug des Führers war ein Selve-Wagen, der eine bootsähnliche Karosserie mit eingebautem Verdeck trug und zu jener Zeit sozusagen den „letzten Schrei" darstellte. Allerdings war dieser Wagen noch aus Kriegsmaterial hergestellt und seine Polster gefüllt mit Seegras. Diesen Umstand machte sich eines Tages ein braver Gaul zunutze, der zufällig neben dem unbeaufsichtigten Wagen stand; er kam auf den Gedanken, die Polsterung anzuknabbern, das Seegras herauszuzupfen und als besonderen Leckerbissen zu verspeisen. Man kann sich vorstellen, welch erfreutes Gesicht der Besitzer machte, als er von seinen Einkäufen aus dem Laden kam und die schöne Polsterung teilweise „aufgefressen" vorfand!

Nach einer Reihe weiterer Fahrzeuge des Führers folgten als erste wirklich moderne Typen ein 10/30 und ein 16/50 PS Benz-Wagen. Adolf Hitler kaufte den größeren dieser Wagen am 18. Oktober 1923 um die runde Summe von 19 296 120 000 000 (neunzehn Billionen, zweihundertsechsundneunzig Milliarden, einhundertzwanzig Millionen) Mark. Wäre man gezwungen gewesen, diesen Betrag damals in lauter 1000-Mark-Scheinen zu bezahlen, so würden — vorausgesetzt, daß man ununterbrochen Tag und Nacht so rasch wie möglich das Geld vorgezählt hätte — rund 400 Jahre dazu notwendig gewesen sein! Trotz dieses immerhin ungewöhnlichen Betrages habe ich den Führer selten so glücklich gesehen, wie in dem Augenblick, als ich ihm das Fahrzeug übergab.

Leider dauerte die Freude nicht lange. Als nach jenem unglückseligen 9. November 1923 die schon mächtig angewachsene Bewegung ein jähes Ende fand, wurde das Fahrzeug beschlagnahmt und mit ihm „alle übrigen Fahrzeuge, Fahrräder und sonstigen Beförderungsmittel, welche den Zwecken der aufgelösten nationalsozialistischen Bewegung gedient haben". Meine berechtigte Einwendung, daß man bei genauer Befolgung dieses Erlasses auch die Straßenbahn und die Eisenbahnen beschlagnahmen müsse, fand bei den ergrimmten Behörden keine Beachtung. Eine Verweigerung der Herausgabe der Fahrzeuge hätte übrigens laut Anordnung des damaligen Generalstaatskommissars eine Zuchthausstrafe von 1 bis 15 Jahren nach sich gezogen. Durch einen glücklichen Umstand konnte dieser Wagen zehn Jahre später wieder aufgefunden werden. Er hatte in der Zwischenzeit Dienste bei einer Behörde in Nürnberg geleistet und ist nun mit seinen ehemaligen Gefährten ebenfalls in der Ehrenhalle der Automobil-Ausstellung aufgestellt.

Aber die Bewegung erwachte trotz aller Unterdrückungen zu neuem sieghaften Leben, und später rollten die berühmten schwarzen Kompressor-Kolonnen des Führers bei allen Wahlschlachten durchs Land.

Der Kraftwagen hat also Adolf Hitler und seinen Getreuen Deutschland erobern helfen, und seit der Machtübernahme hat sich der Führer in dankbarer Erinnerung daran als unvergleichlicher Förderer des Kraftfahrwesens in tatkräftiger Weise erwiesen. Ihm ist die großzügige Steuerbefreiung für neue Personenwagen zu verdanken, von ihm stammt der Gedanke der Reichsautostraßen, denen nichts Ähnliches auf der Welt gegenübersteht. Damit wurde der Kraftfahrzeugindustrie ein un-

geahnter Aufschwung ermöglicht. Gleichzeitig blühten aber auch die Metallverarbeitungs-, die Leder- und Holzindustrie und viele andere auf. Der unerhörte Aufschwung in der Automobilindustrie brachte auch die Frage der Erzeugung heimischer Reifenstoffe ins Rollen: so hat die Herstellung des synthetischen Gummis inzwischen großartige Fortschritte gemacht. Ebenso ist die Erzeugung heimischer Treibstoffe gewaltig angewachsen. Von außerordentlicher Bedeutung für die Weltgeltung des deutschen Kraftfahrwesens war die Förderung des Automobil-Rennsportes, die auch dem Führer zu verdanken ist. Großherzige Subventionen ermöglichten es den Firmen Mercedes-Benz und Auto-Union, Rennwagen von solch unübertrefflicher Leistung herzustellen, daß im vergangenen Jahre die größten ausländischen Rennen fast ausnahmslos von deutschen Wagen gewonnen wurden.

Ein weiter Weg im Kraftwagenbau ist also seit jener Zeit zurückgelegt worden, da die nationalsozialistische Bewegung noch in ihren Anfängen stand. Mit dem neuen Deutschland ist auch das Kraftwagenwesen groß und stark geworden, und in tiefer Bewegung und mit berechtigtem Stolz werden alle Kraftfahrer über den alten Kampfwagen Adolf Hitlers in der Ausstellungs-Ehrenhalle zu Berlin den Ausspruch des Führers lesen:

„Ich liebe den Kraftwagen über alles, denn er hat mir Deutschland erschlossen!"

Unsterblichkeit auf Packpapier

Von allen Künsten ist keine so wenig vom Material abhängig wie die Dichtkunst. Der Bildhauer braucht, um seine Ideen Wirklichkeit werden zu lassen, nicht nur Stein und Ton, er braucht auch besondere Werkzeuge, um sein Material zu bearbeiten. Der Maler braucht Leinwand und Farbe, der Tonkünstler braucht zumindest ein Instrument, um seine Kompositionen durchzuspielen und der Architekt, der auf die Nachwelt kommen will, muß die Möglichkeit haben, eine halbe Stadt oder doch eine Anzahl ihrer größten Gebäude neu zu errichten. Der Dichter braucht nichts von alledem. Ein Stück Papier und ein Bleistift genügen ihm, um unvergängliche Werte zu schaffen. Nicht einmal auf die Qualität seines Schreibgerätes kommt es an. So soll Goethe das unvergleichlich schöne Gedicht: Über allen Gipfeln ist Ruh', mit dem Diamant seines Fingerringes in die Fensterscheibe des Jagdhauses auf dem Kickelhahn eingekratzt haben.

Mag diese Art ein Gedicht niederzuschreiben, bei Goethe eine Ausnahme gewesen sein, es gibt genug Beispiele dafür, daß andere Dichter dem Material, das sie für die Niederschrift ihrer Werke benutzten, wenig Wert beigemessen haben. So hat Peter Hille viele seiner Gedichte und Aphorismen auf den Rand alter Zeitungen geschrieben. Und selbst, wenn er richtiges Schreibpapier nahm, schrieb er so oft kreuz und quer über dasselbe Blatt, daß es schwer ist, sich in seinen hinterlassenen Handschriften zurechtzufinden.

Wilhelm Raabe hat seinen berühmten Roman „Die Chronik der Sperlingsgasse" auf dem gelben Papier, mit dem die Zigarrenkisten ausgelegt werden, begonnen. In neuerer Zeit hat ein Pariser Schriftsteller, der einen Roman über die Obdachlosen unter den Seinekais schrieb, ganze Teile dieses Romans an Ort und Stelle auf seine Manschetten geschrieben, ein Beweis, wie wenig der Schriftsteller von dem Material, das ihm zur Niederschrift seiner Gedanken zur Verfügung steht, abhängig ist.

Allein der Geist des Dichters, sein Sprachgefühl ist es, das aus einem unbeachteten Stück Papier ein Manuskript von hohem Werte macht. Aber das hindert die Menschen nicht, in den Manuskripten des Dichters sehr oft nichts als wertloses Papier zu sehen, das sich im besten Falle zum Einwickeln von Käse benutzen läßt; denn es ist oft genug passiert, daß wertvolle Handschriften verkannt und als Packpapier benutzt worden sind.

So ist es mit den nachgelassenen Handschriften und Briefen Balzacs geschehen. Als die stark verschuldete Witwe des Romandichters starb, stürmten die Gläubiger das Haus der Verstorbenen, um sich alles, was ihnen wertvoll erschien, anzueignen. Die vorgefundenen Handschriften und Briefe jedoch warfen sie durchs Fenster auf die Straße, von wo benachbarte Krämer sie auflasen und später als Einwickelpapier benutzten. Ein bekannter Autographensammler fand Reste dieses Nachlasses später in der ganzen Nachbarschaft verstreut.

Es ist jedoch auch schon einmal geschehen, daß ein Manuskript gerade dadurch der Nachwelt erhalten wurde, weil es zum Einwickeln benutzt wurde. So ist es dem Dichter Eichendorff ergangen, der untröstlich war, als ihm der Wind eines Tages ein Stück Papier, auf das er soeben das später unsterblich gewordene Gedicht „In einem kühlen Grunde . . ." niedergeschrieben hatte, durch das Fenster entführte. Das Gedicht war für das Blatt seines Freundes Justinus Kerner bestimmt. Und eben zu diesem Freunde kommt am nächsten Tag ein Händler, der ihm ein Bündel Tabak verkaufte, das mit einem Blatt Papier umwickelt war, das sich beim Öffnen des Pakets als die verlorene Niederschrift des Gedichtes „In einem kühlen Grunde . . ." herausstellte. Auf diese Weise wurde es gerettet.

Eine Geschichte, die Viktor Hugo passiert ist, mag diesen Kranz von Geschichten um berühmte Manuskripte beschließen. Viktor Hugo ließ sich eines Tages wie gewöhnlich rasieren. Der Friseur wollte den Dichter soeben einseifen, als Hugo sagte: „Einen Augenblick". Er nahm einen Bleistift aus der Tasche und ergriff einen Bogen, der vor ihm auf dem Tische lag. Auf diesen Bogen schrieb er mit flüchtiger Hand ein paar Verse, die ihm soeben eingefallen waren. Der Friseur wurde ungeduldig und mahnte schließlich: „Entschuldigen Sie, ich habe es heute sehr eilig."

„Ich auch" erwiderte Hugo und verschwand, ohne sich rasieren zu lassen.

Als der Dichter fort war, vermißte der Friseur das Verzeichnis der Damen, die er an diesem Tage in der Wohnung frisieren sollte. Hugo hatte es mitgenommen. Da dem Friseur von den dreißig Namen, die auf diesem Blatte standen, nur etwa fünfzehn wieder einfielen, verlor er durch diesen Vorfall, der die Weltliteratur um ein Gedicht bereicherte, die Hälfte seiner Kunden. Erich Grisar

Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Angenommenes Damengambit

Gespielt im Wettkampf Brüssel gegen Hastings

Weiß: Tackels (Brüssel). Schwarz: Saylor (Hast.).

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	d7—d5	9.	Lc1—e3	h7—h6
2.	c2—c4	d5×c4	10.	h2—h4!	Sf6—g4[4]
3.	e2—e3[1]	e7—e5!	11.	Db3—d3	h6×g5
4.	Lf1×c4	e5×d4	12.	h4×g5[5]	Sg4—h6[6]
5.	e3×d4	Sg8—f6	13.	g5×h6	Le7—b4†
6.	Sg1—f3	Lf8—e7?[2]	14.	Sb1—c3	Dd8—e7
7.	Sf3—g5!	0—0	15.	h6×g7	Kg8×g7
8.	Dd1—b3[3]	Dd8—e8	16.	Dd3—h7†	Aufgeg.

[1] Empfehlenswert an dieser Stelle ist Sg1—f3, um e7—e5 zu verhindern.

[2] Besser war Lf8—d6. Weiß findet eine feine Angriffsfortsetzung, die es ihm ermöglicht, den Nachziehenden zur dauernden Verteidigung zu zwingen. Man sieht daraus, daß ein ungenauer Zug in der Eröffnung die ganze Partie kosten kann.

[3] Schwarz muß bereits Zwangszüge machen.

[4] Auf 10. . . . ., h6×g5 würde folgen 11. h4×g5, Sf6—g4; 12. g5—g6, Sg4—h6; 13. Ke1—f1!, und die Drohung Le3×h6 wäre zu stark.

[5] Weiß hat die Öffnung der h-Linie erzwungen und damit seinen Angriffsplan erreicht. Schwarz hat nun keine vernünftige Verteidigung mehr.

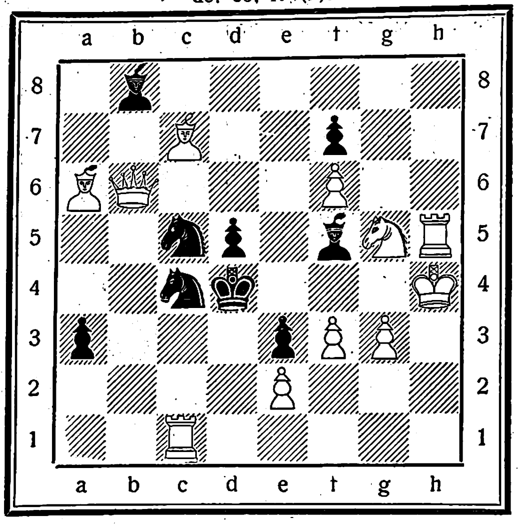
[6] Der einzige Zug, um das Matt hinauszuzögern.

Aufgabe

(Urdruck)

Von Willy Krakau, Berlin-Friedrichsfelde

Schwarz: Kd4, Lb8, Lf5, Sc4, Sc5, Ba3, d5, e3, f7 (9).



Weiß: Kh4, Db6, Tc1, Th5, La6, Lc7, Sg5, Be2, f3, f6, g3 (11).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 2

Vierzüger von H. Stapff, Dermbach.

Weiß: Ka3, Te6, Lb3, Bc2, e3 (5)

Schwarz: Kc5, Bb5 (2)

1. La2, b4†; 2. Ka4, b3; 3. c2×b3, Kd5; 4. b3—b4‡.

Richtig gelöst: H. Fisch, Mülheim/Ruhr-Speldorf; A. Kreß, Berlin-Neukölln; H. Zapf, Mannheim; E. Beckmann, Charlottenburg; A. Oegg, München; K. Johnemann, Pasewalk; Erika Schupp, Wiesbaden; F. Heckl, München; Gr. Wolf, Düsseldorf; J. Herwig, Gotha; H. Röth, Freinsheim; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; F. Stachelroth, Berlin-Lankwitz; Geidel, Erfurt; Hamm, München; J. Schaffner, Bayerbach; C. Rothaus, Altshausen; Schachfreund, Bad Salzungen; H. Schmidt, Rodheim; J. Stürminger, Bamberg; J. Diehl, Oberschmitten; A. Brückner, Stollberg; K. Rompeltien, Holweide; M. Lehmann, Dresden; K. Kleinebeckel, Köln-Klettenberg; A. Jülich, Enkenbach; E. Körner, Grünbach; K. Friedrich, Berlin; P. Antweiler, Köln-Merheim; H. Neumann, Breslau; Plato, Bad Oldesloe; Adele Berkhan, Herzberg; L. Schlobach, Rochlitz; W. Pisarz, Dortmund; M. Templin, Friedenstadt; A. Neubert, Zwönitz; G. Peipers, Eckardtsheim; C. Weinrich, Syke; A. Odparlik, Berlin; A. Klingenberg, Wunstorf; L. Hohensee, Berlin; A. Trier, Meiningen; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; E. Denne, Altstadt; R. Huber, Aichach; H. Müller u. R. Zschenderlein, Werdau; G. Wollerich, Cuxhaven; H. Karg, Colditz; H. Krause, Alsfeld; G. Sauter, Münster; Pfr. Klein, Setzingen; D. M. Moore, Liverpool.

Einige Löserurteile: „Eine reizende, feinsinnige Miniatur, trotz Zugzwang" H. Z., M.; „Die Aufgabe ist zwar einfach, aber elegant" H. Sch., R.; „Ein niedlicher Vierer mit zwingender Logik" A. B., St.; „Einleitungszug ist geschickt versteckt" P. A., K.; „Ein Musterbeispiel einer Zugzwangsaufgabe" H. N., B.; „Die Idee eines eingesponnenen Bauernabzugmatts ist köstlich" H. K., B.-N.; „Verehre deutsche Schachleistungen!" D. M. M., Liverpool.

H U M O R

Die Kundin: „Die Farbe dieses Kleides gefällt mir sehr gut. Nur, meine ich, müßte man eigentlich blond dazu sein.“

Die Besitzerin des Modesalons: „Oh — aber ich glaube, blond würde Sie ausgezeichnet kleiden, gnädige Frau!“

*

„Du, unser Kollege Kritzlich, der Zeichner fängt jetzt wirklich wieder ganz wild zu arbeiten an!“

„So? Wieso weißt du denn das?“

„Ich war gestern zufällig in einem Schreibwarengeschäft. Da hat er sich einen Radiergummi gekauft!“

*

„Das Schreibzeug ist an sich sehr hübsch — nur, es geht ja so gut wie gar keine Tinte in dieses winzige Glas!“

„Aber das macht doch nichts, gnä' Frau! Die meisten Leute schreiben ja heute ohnehin mit Füllfederhaltern!“

*

„Ihr Haar wird in der Mitte ziemlich dünn, mein Herr! Haben Sie schon das Spezial-Haarwuchsmittel meines Chefs versucht?“

„Ja. Aber ich glaube nicht, daß es daher kommt!“

*

„Weißt du, Helga, zu meinem Geburtstag möchte ich einen Ball im Hotel Exelsior geben. Findest du das sehr anspruchsvoll von mir?“

„Aber nein — gar nicht, Irene! Schließlich hast du ja nicht jedes Jahr Geburtstag — nicht wahr?“



„Dieser hier sitzt gut auf dem Kopf!“
„So! Und was ist, wenn meine Ohren mal müde werden?!“

Fräulein Schmierl, die Tiermalerin porträtiert im Zoo den großen Elefanten. „Was denken Sie?“ fragt sie selbstzufrieden den ihr fleißig zuschauenden Wärter, „soll ich ihm sein Konterfei mal zeigen?“

„Hm —“ meint der Wärter skeptisch, „Sie können es natürlich tun Aber ich möchte Sie nur daran erinnern, daß die Elefanten sehr nachtragend sind.“

*

„Wie gelang es Ihnen, den Einbrecher zu fangen?“

„Er ist leidenschaftlicher Fußballspieler und hielt sofort an, als ich pfiff.“

*

„Fritzchen, nenne mir ein Wort, das gleichbedeutend ist mit ‚einerlei‘.“

Fritzchen denkt einen Augenblick nach dann schmettert er heraus:

„Wurst, Herr Lehrer.“

*

„Was ist der Unterschied zwischen einem Krokodil?“ fragt Hühnerklee.

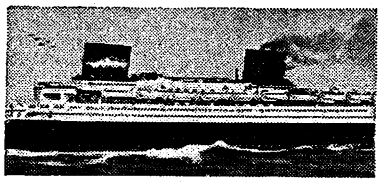
„Wieso?“ staunt Senfgeber. „Zwischen einem Ding kann man doch nicht unterscheiden.“

„Beim Krokodil doch. Der Unterschied ist, daß es besser schwimmt als läuft“

*

„Ach, Mutti, denke dir doch mal, Edgar meint, ich sei jedesmal hübscher, wenn er mich besucht.“

„Wenn die Sache so liegt, warum bittest du ihn nicht, dich doch öfter zu besuchen!“



Nächste Lloyd-Reisen:

Orient-Fahrt / Hellas-Fahrt

mit Erholungsdampfer »General v. Steuben«
12.3.-4.4. ab Rm 440.- / 6.4.-26.4. ab Rm 425.-

Volkstümliche

Osterfahrt nach Madeira

D. »Stuttgart« 31.3.-14.4. ab Rm 190.-

Amerika- und Floridafahrten

ab ca. Rm 572.- bezw. ab ca. Rm 932.-
einschliesslich Landreisen

Auskunft und Prospekte durch die Bezirksvertretungen und

Norddeutscher Lloyd Bremen

Abteilung Beratungsstelle für Seereisen

Lebenskünstler

nennt man die Menschen, die alle ihnen in den Weg tretenden Schwierigkeiten meistern und stets guter Dinge sind. — Der Genuß von Hansa-Lecithin*) *Pulver gibt Ihnen die Kraft, auch ein solcher Lebenskünstler zu werden. — Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Reformhäusern.*

*) Das wohlschmeckende Lecithin.

N.S.-Funk

lesen heißt: Immer dabei sein!

Der „NS.-Funk" ist die umfassende Programmzeitung für den nationalsozialistischen Rundfunkhörer.

Für jeden Reichssender eine eigene Senderbeilage.

Probenummern sendet kostenlos der Zentralverlag der NSDAP., Berlin SW 68, Zimmerstraße 88



Dunkel-BLONDE FRAUEN

... warum sind Sie blind?

Sie können Ihr bräunlich gewordenes Blondhaar 2 bis 4 Töne heller waschen.

Sie können sich nicht der Tatsache verschließen, daß Naturblondinen auf Männer und Frauen faszinierend wirken. — Ihr lichtes reinblondes Haar macht sie so auffallend schön. Aber wenn Ihr Haar zu einem unbestimmten Braunblond nachgedunkelt ist, verliert Ihre ganze Erscheinung. Dann fehlt Ihnen das Helle, Leuchtende, das naturblonde Frauen so lieblich — so begehrenswert macht. Sie können Ihrem Haar die lichte Farbe der Kinderjahre zurückgeben durch einfaches Waschen mit NURBLOND. Dieses weltbekannte Spezial-Shampoo für Blondinen wäscht Ihr Haar nicht nur 2 bis 4 Töne heller, sondern gibt ihm vor allem seidige Zartheit und strahlende Schönheit, wie man sie nur bei naturblonden Frauen findet. NURBLOND, benutzt von Millionen, schäumt wunderbar, hinterläßt keinen Kalkseifenschleier und macht Dauerwellen haltbarer. Es enthält keine Färbemittel, keine Henna und ist frei von Soda und allen schädlichen Bestandteilen. Überall erhältlich. Wenn Sie den versprochenen Erfolg nicht erreichen, erhalten Sie Ihr Geld zurück.

NURBLOND

Das Spezial-Shampoo für Blondinen

STUTTGART feiert seinen Fasching!

Auf zum großen

Stuttgarter Faschingsumzug!



am Sonntag, 23. Februar, 13 Uhr

Piano Künstler-Harmonikas



von 28½ Mk. an bis 500 Mark pro Stück. Billigere Harmonikas von 5 Mk. an. Gratis-Katalog franko!
Herfeld & Co.
Neuenrade Nr. 38



Er

weiß, welche Zahnpasta die Zähne zuverlässig pflegt und Mund und Rachen köstlich erfrischt.

Kaliklora die altbewährte! | *Schaum-Kaliklora* die starkschäumende!

Webwaren billig

Wischtuch farbig kariert, gut trocknend, 40/40 cm Stück **10 Pfg.**

Wäschetuch blütenweiß, dicht und fest, ca 80 cm breit, Meter **46 Pfg.**

Verlangen Sie kostenlos unseren reichhaltigen Webwaren-Katalog.

Textil-Manufaktur Haagen
Wilhelm Schöpflin
Haagen 251 Bad.

Erröten
Schücht. Befangh.? Aufkl. Schrift Cg. Port.
P. Friede, München 25

Krampfadern

können jetzt ohne Einspritzungen und Operationen mit Erfolg behandelt werden. Die Wissenschaft hat Krampfadern und Hämorrhoiden als Venenkrankheit erkannt, die durch Hormontherapie wirksam zu bekämpfen sind. Das Hormonpräparat hiefür heißt

OKAVENA

Es ist in den Apotheken erhältlich, und zwar Okavena grün für Männer, Okavena rot für Frauen. 100 Tabl. 6.75. Wo nicht erhältlich, gibt Auskunft nebst illustr. Broschüre u. veranlaßt Zusendg. HORMO-PHARMA Berlin SW 48. Alte Jakobstr

---

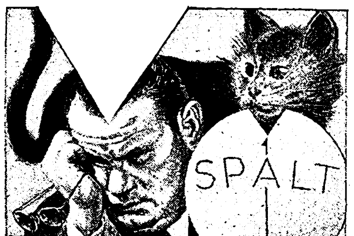


Katalog umsonst! 20000 Dankschreiben! Eigene Fabrik!

Alle Musik von E. Hess Nachf. Klingenthal 275

Lest den „SA.-Mann"

EISU Stahl- Holz- Betten Schlafzim. Kinderbetten. Stahlfeder-u. Auflegematr. an alle Teilzhlg. Katal. frei. Eisenmöbelfabrik Suhl/Th.



Dein Schädel schmerzet wie gespalten, Lass schnell die Spalt-Tabletten walten!

Wer einmal über den Durst getrunken hat; wer viel geraucht hat; wer überarbeitet oder übernächtigt ist, der weiß, was ein Kater ist. Wenns in den Schläfen hämmert, wenn der Kopf zerspringen will, dann ist vielleicht die Apotheke nicht gerade in der Nähe. Deshalb empfiehlt es sich, „Spalt-Tabletten" vorsorglich immer bei sich zu tragen; sie beseitigen und verhüten den „Kater", auch führen sie eine schnellere Ausscheidung zuviel getrunkener Alkoholmengen herbei. Sie wirken auch bei Kopfschmerzen, Migräne, neuralgischen Schmerzen usw. Die überlegene Wirkung der „Spalt-Tabletten" kommt dadurch zustande, daß sie infolge ihrer Zusammensetzung auch die spastischen Ursachen der Schmerzen erfassen. — Zu jeder Normalpackung der „Spalt-Tabletten" erhalten Sie eine Flachdose, die in der kleinsten Tasche Platz hat! Preis: 10 Stück 62 Pfg., 20 Stück RM. 1.16.

Spalt-Tabletten sind in allen Apotheken zu haben! **Spalt-Tabletten**

Katalog über Zauber-Kunst gratis
János Bartl
Hamburg 36/ 0

Immer gut

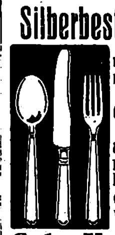
Katalog frei
Westfalia Werkzeug co.
Hagen i. W. 204

Matt und nervös?

Schwächezustände, Atemnot, Angstgefühl hängen mit Ihrem Herz zusammen. Deshalb Hofrat V. Mayers „Herzkraft", das homöopathische Herzheilmittel. Flasche M. 2.70. Zu haben in fast allen Apotheken. Bezugsnachweis: Hofrat V. Mayer, Bad Cannstatt.

Hofrat V. Mayers **„HERZKRAFT"**

Silberbestecke



n. Bestecke mit 100 Gr. Silberauflg. Ohne Anzahlung a. Monatsrate liefert Ihnen direkt die Stahlwarenfabrik

Gebr. Krumm
Solingen 18
Fordern Sie unverbindl. Katalog

Ausbildung
zum Ing.-Kaufm. Progr. frei
Privatschule für Fernunterricht J. Fritz, Berlin W 57

Abonniert den Völk. Beobachter

BERGER

möchte Ihnen gerne die neue illustrierte „Sportberger-Zeitung", enthaltend interessante Reisen mit Faltbooten, Zelten und Auto-Wohnwagen zusenden.

BERGER-WERK
ROTSCHWAIGE 78
Post Dachau/Oberbayern

FALTBOOT

Staatliche Hochschule
f. angewandte Technik • **Köthen** (Anhalt)

Allgem. Maschinenbau. Automobil- u. Flugzeugbau. Stahlkonstrukt. Gastechnik. Gießereitechnik. Stahlbau, Eisenbetonbau. Verkehrswege u. Tiefbau. Allgem. Elektrotechn. Fernmeldetechn. Hochfrequenzt. Keramik, Zement- u. Glastech. Eisenemailliertechn. Papiertechn. Techn. Chemie. Aufnahmebeding.: Vollend. 18. Lebensj. OII-Reife od. Mittl. Reife m. gut. Schulbildg. i. Naturwissenschaft. Vorlesungsverzeich. kostenl.

Verlangen Sie umsonst 389 Wollmuster und 216 Stoffmuster und 1 Jahr lang kostenlos die Neuesten Quelle Nachrichten von Deutschlands größtem Wolle-Versandhaus Quelle Fürth/Bay. 34

Wer will im Frühjahr ein Fahrrad kaufen??



Heute schreiben! Wir machen Ihnen einen Vorschlag, der Ihnen sofort gefallen wird!

E. u. P. Stricker, Fahrradfabrik
Brackwede-Bielefeld 309

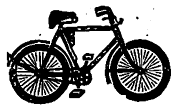
Stottern
u. a. nerv. Hemmungen nur Angst. Ausk. frei.
Hausdörfer, Breslau 16

Das Programm für Tüchtige:

1–2 Stunden neben dem Beruf nach Rustins Selbstunterricht lernen!
Sie erreichen:
Obersekundareife,
Abitur, Vorbereitung zu Ersatzreife-Prüfungen zum Hochschulbesuch.
Berufsausbildung
Handelsfächer
Fremdsprachen
Elektrotechnik
Maschinenbau
Kraftfahrwesen
Bauwesen u. a.

Kostenlos Prospekte u. Rustin-Zeitschrift mit Erfolgsberichten.
Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam-So 32

1936 ein neues Fahrrad?



Dann jetzt zu den niedrigen Winterpreisen. Komplette *Wanderband* Fahrräder schon von RM 29.- an. Katalog kostenlos. Viele Dankschr.

Friedr. Herfeld Söhne
Neuenrade in Westfalen Nr. 127

NEUSTADT-GLEWE-MECKLB.

Reichsverbandsanerkannte staatliche Höhere technische Lehranstalt

HOCH-TIEF-MASCHINENBAU

SIEDLUNGSWESEN
ELEKTROTECHNIK

PROGRAMM FREI

WARUM QUÄLEN SIE SICH MIT HAUTLEIDEN?

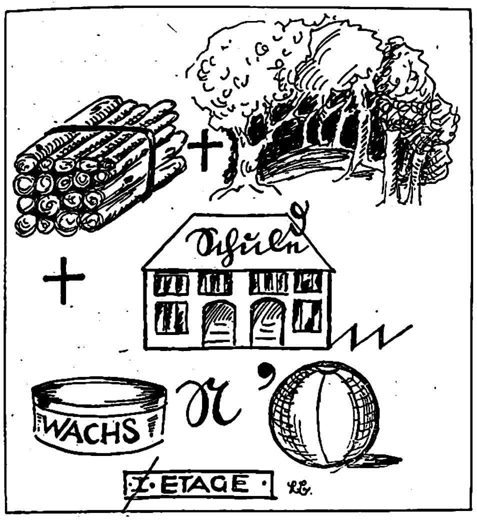


Bei Hautkrankheiten, wie Ekzem, Ausschläge, Flechten, Schuppenflechten, Hautjucken, Pickel usw., sollten Sie von der schnellen Wirkung des D.D.D.-Hautmittels Gebrauch machen. Der Juckreiz schwindet schon bei der ersten Anwendung. Bei längerem Gebrauch des D.D.D.-Hautmittels werden die unter der Haut liegenden Krankheitskeime erfaßt und vernichtet. Auch bei offenen Beinwunden wirkt das D.D.D.-Hautmittel rasch lindernd und schmerzstillend. Alle Apotheken führen jetzt auch die D.D.D.-Sparpackung für nur RM. 1.50. Kostenfreie Probeflasche auf Anforderung durch D.D.D.-Laboratorium, Abt. 13, Berlin W 62, Kleiststr. 34

DAS D.D.D. HAUTMITTEL
BRINGT SOFORTIGE LINDERUNG

RÄTSEL

Bilderrätsel



Silbenrätsel

Aus den Silben: a ar bart bert ca can co de der dun e fink fug ger gre hy kon lan mei mem na nie pres rad rei reis rot se sen the un ur wald zin sind 14 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Bodenstedts ergeben.

1 .... 8 ....
2 .... 9 ....
3 .... 10 ....
4 .... 11 ....
5 .... 12 ....
6 .... 13 ....
7 .... 14 ....

Die Wörter bedeuten: 1. europ. Staat, 2. geogr. Begriff, 3. afrikan. Ziervogel, 4. berühmte Tänzerin, 6. Stadt in Westfalen, 7. Beiname eines deutschen Kaisers, 7. Käseart, 8. Zwiebelgewächs, 9. Name deutscher Könige, 10. Element, 11. landw. Großbetrieb, 12. Zeitungswesen, 13. Augsburger Adelsgeschlecht, 14. spanischer Maler.

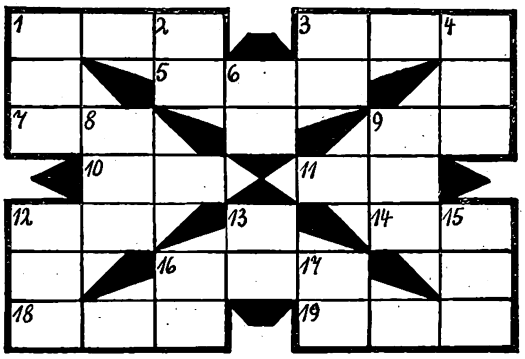
Telegrammrätsel

. . . . — . — — . / — . — — . / — . — . . — . .
/ . . — — . — / — — . — — / . . . — — — . .
/ . . . — . — — / . — . . . . — — . . . / . . — —
. — / . — . — — . . /

An Stelle der Punkte und Striche sind Buchstaben zu setzen. Bei richtiger Lösung ergeben die auf die Striche entfallenden Buchstaben ein Zitat Geibels. Die Wörter bedeuten: 1. Gebirgsblume, 2. Stadt in Italien, 3. Lehranstalt, 4. Monat, 5. Stichwaffe, 6. Ballade von Goethe, 7. griech. Rachegöttinnen, 8. thüringisches Bad, 9. flämischer Maler, 10. ital. Gasthaus.

Kreuzwortsilbenrätsel

Waagrecht: 1. Fehlbetrag, 3. Zeichengerät, 5. winterl. Naturerscheinung, 7. Muster, 9. Giftschlange, 10. afrikan. Herrschertitel, 11. Fluß in Spanien (c = k), 12. Stadt an der Werra, 14. Hochschulwürdenträger, 16. Ölfrucht, 18. Stadt in Italien, 19. Eilbote. —



Senkrecht: 1. Eilnachricht, 2. Stadt in Sachsen, 3. Hohlmaß, 4. Rechnungsart, 6. Stadt an der Saale, 8. Teil des Zirkus, 9. Abzeichen an Dienstmützen, 12. Strandsee, 13. Düngemittel, 15. Musikstück, 16. Automobilfabrik, 17. röm. Göttin.

Literarisches Zahlenrätsel

1	2	3	3	2	4	5		Fabeldichter
2	4	6	5	7				Muse
8	9	10	2	11				norwegischer Dramatiker
9	4	2	11	5	6	11	7	deutscher Lyriker
2	9	7	3	8				Schillersche Dramengestalt
3	2	10	10	8	11	1		deutscher Klassiker

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der Wörter von oben nach unten gelesen, einen deutschen lyrischen Dichter.

Rösselsprung

	tanz	mehr			göt	the	
	a	sich	zen	goe	eu	che	
und	noch	ben	ber	ge	fröh	er	das
sehr	le	scherz	ter	re	kar	pracht	li
mehr	le	gunst	vie	herz	mich	noch	ne
lich	zen	ver	tes	mehr	er	tes	und
	noch	ter	göt	gnüg	bun	val	
			ein	mich			

Kryptogramm

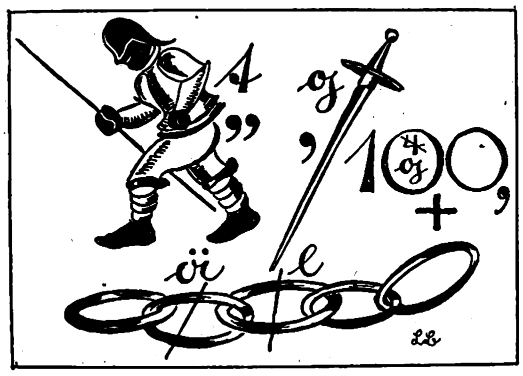
Jedem der nachstehenden Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht ein Zitat Hitlers ergeben. (st = ein Buchstabe.) Trommler, trotzig, Germane, Stolz, Zunder, Waldheinze, Miliz, Verteidiger, England, Rubel, Sinnbild, Addition, Elias, Medea, Reiter, Ines, Hoffmann, Harfen, Werdenfels, Vollmacht, Tscherkesse.

Silbenaussuchrätsel

Yvonne, Verworrenheit, Rautendelein, Zuniga, Werdenfels, Markenalbum, Egoist, Einmaleins, Dorfweiher, Unterhaus, Waldweg.

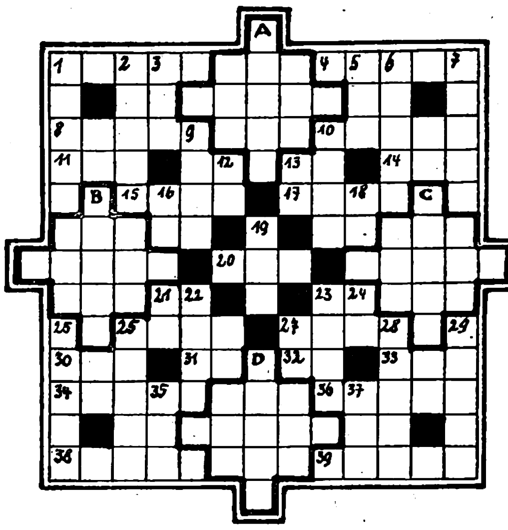
Jedem der vorstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen, die zusammengesetzt einen Sinnspruch ergeben.

Bilderrätsel



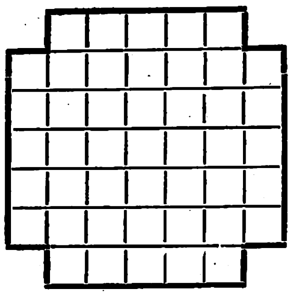
Kreuzworträtsel mit magischen Sternen

A 1. Selbstlaut, 2. Männername, 3. Raubvogel, 4. Schmiermittel, 5. Zeichen für Reaumur, B 1. wie 5. in A, 2. Erdachse, 3. Blumen, 4. Wappentier, 5. Himmelsrichtung abgekürzt, C 1. Zeichen für Eilzug, 2 Teil des Baumes, 3. deutsche Industriestadt, 4. Getränk, 5 wie 5. in B, D 1. Liter abgek., 2. Zeitabschnitt, 3. Maschinenteil, 4. Wurfspieß, 5 wie 5. in A.



Waagrecht: 1. weißgraues Metall, 4. Amtstracht, 8. Bewohner an der Ostseeküste, 10. Hunderasse, 11. Gedichtart, 14. Erfrischung, 15. Mißgunst, 17. Liebesgott, 20. Teil des Auges, 21. Fluß in Italien, 26. Vogel, 27. Kriegsgott, 30. Getränk, 31. Vorsilbe, 32. Parteiformation, 33. Erdachse, 34. Pflanzen niederer Gattung, 36. Nebenfluß der Elbe, 38. Nadelbaum, 39. Söller. — Senkrecht: 1. Schmiedewerkzeug, 2. chem. Grundstoff, 3. Vorsilbe, 5. Stadt in Finnland, 6. Maschinenteil, 7. Stadt in Sachsen, 9. Stadt in USA., 10. Brettspiel, 12. außer Dienst abgek., 13. wie 32. waagrecht, 16. Musiknote, 18. Gold französisch, 19 afrikanischer Strom, 21. Abkürzung für prima, 22. Gegensatz von unten, 23. Futtermittel, 24. französische Vorsilbe, 25. Ablaufstelle bei Rennen, 26. Niederschlag, 27. Spielkarte, 28. Riß, 29. Größenverhältnis, 35. Hausflur, 37. Fisch (ß = ein Buchstabe).

Magische Figur



Die Buchstaben: b b e e e e e e e e e f f i i i i i i i k k k l l l l l m o o o o p p r r s s t t t sind so einzufügen, daß waagrecht und senkrecht gleiche Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. Krankheit, 2. Spitzsäule, 3. Staatskunst, 4. Tand, 5. Saum.

Füllrätsel

Die Buchstaben a a a a a b b c e e e e e e e e e e e e f f f f g h h h h i i i i i i k l n n n n n o o e p r r r r r r r r r r r s s t t t t t t u u u w z z z

S	C	H								
	S	C	H							
		S	C	H						
			S	C	H					
				S	C	H				
					S	C	H			
						S	C	H		
							S	C	H	
								S	C	H

werden so in die leeren Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. preuß. General der Befreiungskriege, 2 Naturkatastrophe, 3. Raubvogel, 4 Kommunist, 5. Stenographie, 6. Ort am Wörther See, 7. Orchidee, 8. Lederetui, 9. absonderlich, verstiegen.

Rösselsprung

	höch	was	trie	be	
weiß	be	lie	der	we	ler
die	men	ste	a	freund	scheint
das	bei	schaft	nig	al	ich
schen	be	tau	en	schö	re
die	wi	ner	wab	ben	blu
lie	glau	selbst	den	ist	daß
	und	als	ben	die	

Lösungen der Rätsel in Folge 5:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Nute, 4. Balt, 7. Basalt, 8. Bambus, 10. Lab, 12. Nogat, 15. Aal, 16. Oldenburg, 17. Sou, 18. Ria, 20. Alt, 21. Werra, 23. Olm, 27. Armada, 28. Ketzer, 29. Mode, 30. Lein — Senkrecht: 1. Naha, 2. Tag, 3. Elend, 4. Bantu, 5. Amt, 6. Jura, 7. bal, 9. Sol, 11. Boot, 13. Oese 14. aber, 15. Agio, 17. Sturm, 19. Afgen, 20. Aga, 21. Wade, 22. Adel, 24. mir, 25. Bad, 26. Ute. ✱ **Silbenkreuz:** 1—2 Zeche, 2—4 Chester, 2—5 Chemie, 3—1 Münze, 3—4 Münster, 4—6 Sterne, 5—1 Mieze, 5—6 Miene, 6—4 Nester. ✱ **Füllrätsel:** 1. Emballage, 2. Neuguinea, 3. Bielefeld, 4. Enteneier, 5. Merseburg, 6. abgefeimt, 7. Edelstein, 8. Dezimeter, 9. Epilepsie. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Nibelungenlied, 2. Unisono, 3. Rekonvaleszent, 4. Dignitar, 5. Ekarte, 6. Reginald, 7. Inspizient, 8. Rachitis, 9. Reiterei, 10. Talisman, 11. Urkunde, 12. Malepartus, 13. Indianapolis, 14. Suaheli, 15. Temnikow, 16. Diogenes, 17. Alhambra, 18. Steuerbord, 19. Leumund, 20. Emanzipation, 21. Bratianu, 22. Erlangen. „Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod." Schiller, Kassandra. ✱ **Mauerblümchen:** Gewand, gewandt. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Atem, 2. Togo, 3. Egon, 4. Mond ✱ **Pleite:** Geld, Bar, Bargeld.



Mit Begeisterung ist er Soldat, aber der erste Urlaub ist die erste große selbst verdiente Freude.

Der erste Urlaubs-Schein

Bilder aus einer kleinen Garnison

Das größte Geschenk, das der Führer in den drei Jahren seiner Regierung dem Deutschen Volke gemacht hat, ist die neue deutsche Wehrmacht. Ihr Dasein erst gewährleistet seinem beispiellosen Aufbauwerk und dem Frieden des Volkes die Zukunft.

In welchem Maße Wehrlosigkeit politische Knechtung und damit wirtschaftliche Ausplünderung, Elend und schließlich völligen nationalen und sozialen Zusammenbruch, ja das Ende eines Reiches, den Untergang eines Volkes bedeuten, lehrt uns ja nicht nur die Weltgeschichte der Vergangenheit und Gegenwart, das hat das Deutsche Volk in fast fünfzehnjähriger bitterster Notzeit am eigenen Leibe erfahren. Darum gehört, mehr noch als einst dem geliebten Friedensheer, dem Soldaten im Reiche Adolf Hitlers das ganze deutsche Herz. „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren ...“ öffnen nicht nur die Mädchen die Fenster und die Türen — Väter und Mütter sehen hinaus, denn diese Jungen sind die Jungen aller Väter und Mütter, die Männer in der braunen und schwarzen Uniform der Kampfgliederungen der Bewegung grüßen sie mit dem herzlichen Blick des Kameraden, und schon die jüngsten Pimpfe marschieren mit in gleichem Schritt und Tritt. Der Soldat selbst aber weiß, daß er der Schutz und Schirm seines Volkes ist. Er lebt seinem Dienst, schult sich für seine Aufgabe mit der körperlichen und geistigen Kraft und Frische der Jugend. Oft ist der Dienst hart, aber hart sein können gegen sich selbst muß der Mann, der dem Vaterland dient. Disziplin und innere Hingabe an den höheren Willen und das heilige Ziel allein führen zur überragenden Leistung. So sieht der deutsche Soldat mitten im Deutschen Volk. In seiner Seele leuchtet das Bild des Führers und die ewige Zukunft der Deutschen Nation.



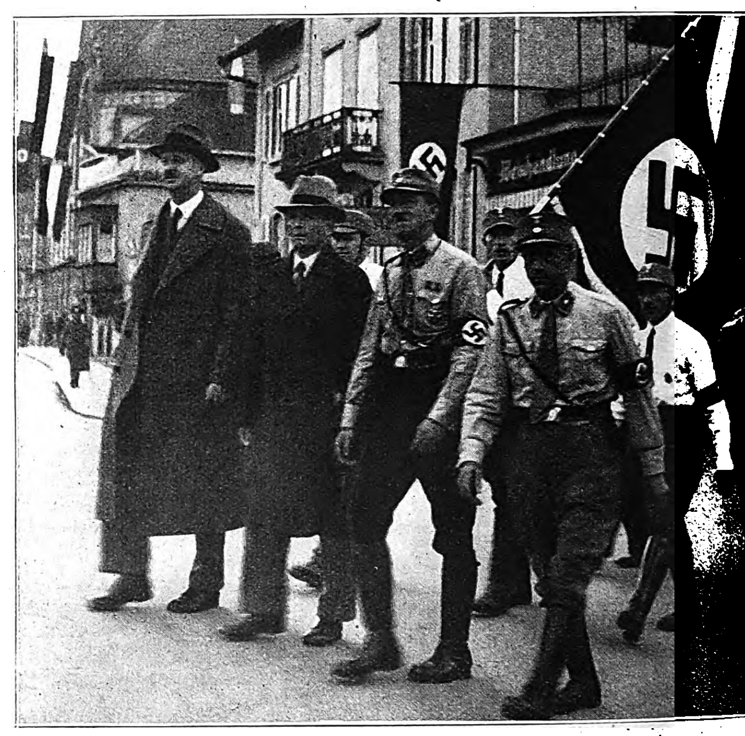
Nun steht er als „ganzer Mann“ vor der Mutter und wird doch vor dem Antlitz ihrer unerschöpflichen Liebe wieder Kind ...

DAS VERBRECHEN VON DAVOS

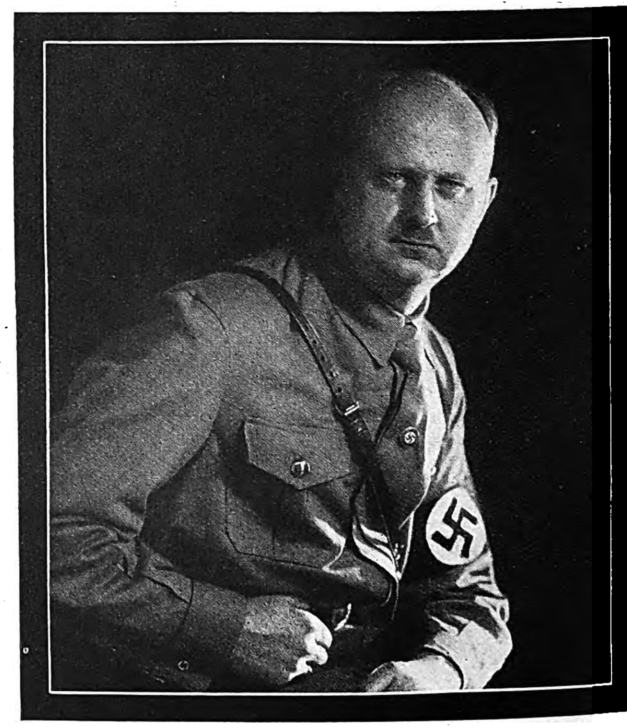
Die Ermordung des Deutschen Gustloff durch den Juden David Frankfurter



Frhr. von Weizsäcker, der deutsche Gesandte in Bern, und Wilhelm Gustloff, damals Landesgruppenleiter der NSDAP. in der Schweiz, bei einer Zusammenkunft in Davos.



Wilhelm Gustloff (links) mit reichsdeutschen Parteigenossen an einem Wahltag in Konstanz am Bodensee.

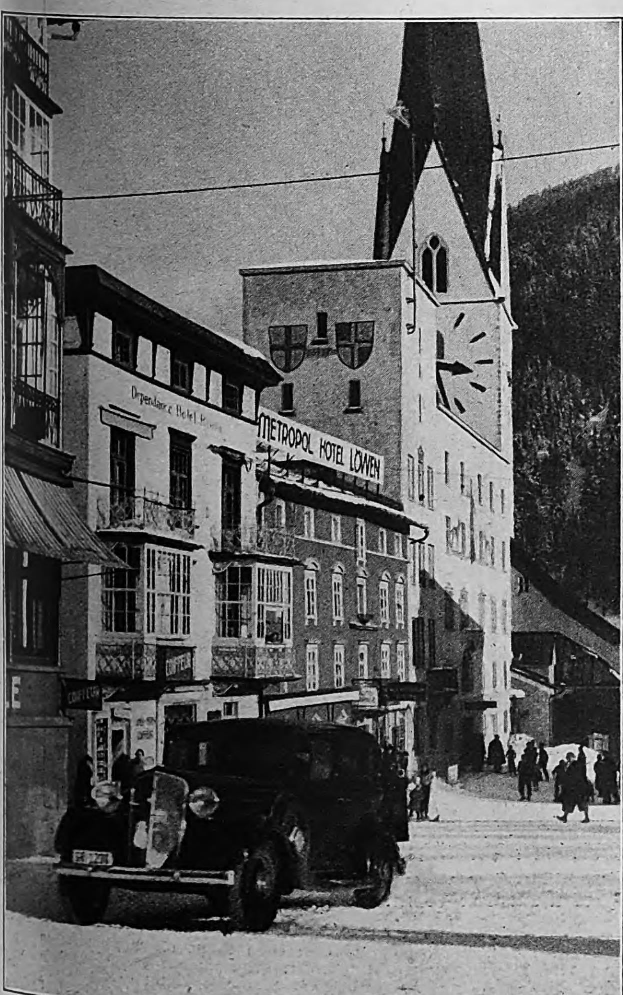


Die letzte Aufnahme unseres ermordeten Parteigenossen Wilhelm Gustloff.



Nach der Mordtat in Davos:
In der Mitte das Wohnhaus, in dem der Anschlag geschah.
Vorne im Schnee die Fußspuren des Mörders nach seiner Flucht.

Ein feiger jüdischer Mordbube, ein Bürschchen, dessen geistige Fähigkeiten zwar nicht für ein Voregamen, wohl aber für eine Schandtat ausreichen, wollte das Dritte Reich „treffen" durch die Ermordung unseres Parteigenossen und Mitkämpfers Wilhelm Gustloff in Davos. In der gesitteten Welt ist über die Tat nur eine Stimme der Empörung. Über die intellektuellen Urheber des Mordes berichtete die „Neue Züricher Zeitung": „Als in einer marxistischen Versammlung in der Schweiz die Mordtat erwähnt wurde, brach in dieser Horde des organisierten Verbrechertums langanhaltender Beifall aus!"



Nach der Mordtat in Davos:
Der Jude Frankfurter wird im Auto nach dem Gefängnis Chur abgeführt.



Und so sieht das Werkzeug der Marxisten und Emigranten aus:
Der jüdische Mörder David Frankfurter
nach seiner Verhaftung vor der Polizeistation in Davos.



Das Wohnhaus des deutschen Kämpfers Wilhelm Gustloff.
Dort geschah am 4. Februar 1936 die feige Mordtat.
Aufnahmen: E. Meerkämper, Davos-Platz.

Pressefest München 1936





Szenen aus dem Romantischen Tanzspiel „Der grüne Heinrich“ (frei nach Gottfried Keller) von Ernst Hohenstatter, das mit großem Erfolg auf dem Münchener Pressefest „Altmünchen“ aufgeführt wurde.

Walther Matthes als Grüner Heinrich und Luise Bracher als Agnes.

Vor dem „Grünen Baum“, einer ehemaligen Wirtschaft vor den Toren Münchens.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Schlußbild aus dem „Grünen Heinrich“ in der Aufführung auf dem Münchener Pressefest.

Unter dem Maibaum. Bühnenbilder: Leo Pasetti. Mitwirkend das Ballett der Bayerischen Staatstheater. Die Musik schrieb Georg Ebner, die Spielleitung lag in den Händen von Fritz Basil und Otto Ornelli.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. 35: 682476 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8 [ABCDEF]

OLYMPIA-BEILAGE DES „JB."

FOLGE 7 13. FEBRUAR 1936

DIE ZWEITE GOLDMEDAILLE FÜR DEUTSCHLAND



Aufnahme: Bayer. Bildbericht-Fischer.

Der Deutsche Pfnür
geht unter brausendem Beifall während seines siegreichen Slalomlaufes durch ein Tor. In der Bewertung der Kombination Abfahrtslauf-Slalom errang er den ersten Platz und damit die Goldene Medaille für Deutschland: Die zweite der Olympischen Winterspiele.



Presse-Photo.

Finnland siegt im 4×10-km-Staffellauf.
Das Bild zeigt die Finnen beim Stabwechsel im Skistadion in Garmisch Partenkirchen.



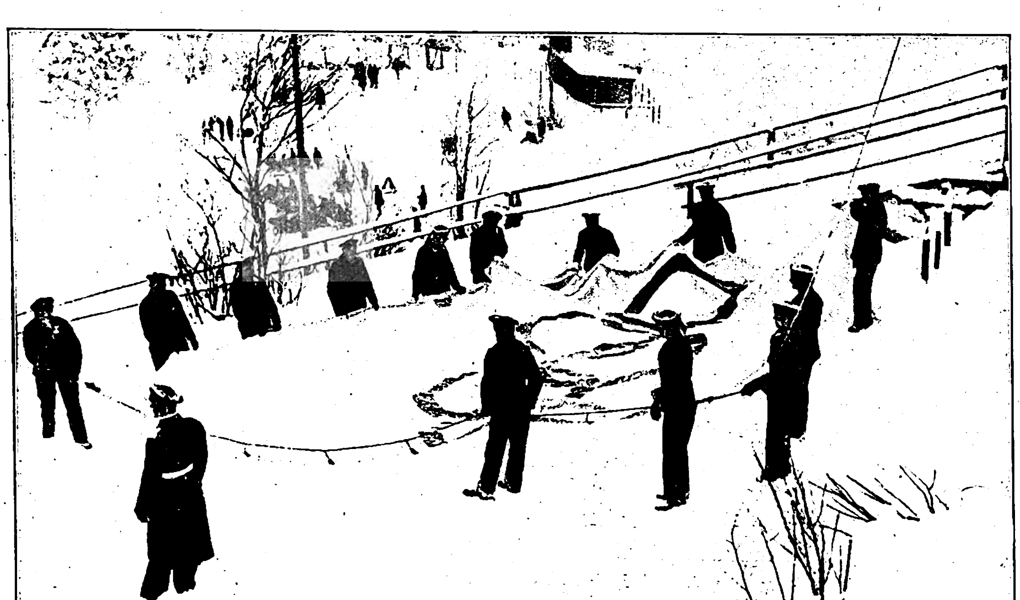
Ein harter Kampf auf dem blanken Eis des Riessersees. Aufnahme: Bayer. Bildbericht-Fischer.
Amerikas Eishockeymannschaft kämpft gegen die Tschechoslowakei und siegt mit 2:0.



Deutschland kämpft Ungarn im Eishockey mit 2:1 nieder. Aufnahme: Weltbild.
Die Aufnahme zeigt einen aufregenden Moment vor dem deutschen Tor. Der deutsche Verteidiger Jänecke hat das Tor gerettet. Das Spiel fand abends im Eisstadion zu Garmisch-Partenkirchen statt



Der Führer grüßt die einmarschierenden Nationen von der Tribüne des Skistadions.



Kriegsmarine aus Flensburg entrollt die Olympische Fahne.

Bericht des „JB.“ über die IV. Olympischen Winterspiele 1936 in Garmisch-Partenkirchen

Am 6. Februar 1936 eröffnet der Führer und Reichskanzler die IV. Olympischen Winterspiele: 60000 beim Einmarsch der Nationen

Aufnahmen: Valerien und Bayer. Bildbericht-Fischer.

Wenn man die Berichte über die drei ersten Olympischen Winterspiele liest, erfährt man unter anderm, daß das Wetter dabei eine nicht unwesentliche und leider auch nicht immer ganz gute Rolle gespielt hat. Das Garmisch-Partenkirchener Winter-Olympia von 1936 ist in dieser Beziehung besonders von Glück gesegnet. Noch bis unmittelbar vor der Eröffnung herrschte ungefähr Frühlingswetter. Der vor Wochen einmal gefallene Schnee wurde unter den Strahlen der Sonne und dem warmen Föhnwind immer weniger; auf die Sprungschanzen mußte der Schnee mit Körben getragen werden, aus der Bobbahn schmolzen die Eisblöcke in den Kurven — es sah bös aus. Aber zur rechten Zeit setzte ein richtiger Olympiawinter ein; in dichtem Schneetreiben begann der erste Olympiatag in der herrlichen Gebirgswinterlandschaft des Werdenfelser Landes, und dann folgten schöne, kalte Wintertage, wie man sie sich besser nicht wünschen konnte.



Der Organisator:
Dr. Ritter von Halt,
der Präsident des Komitès der Olympischen Winterspiele.

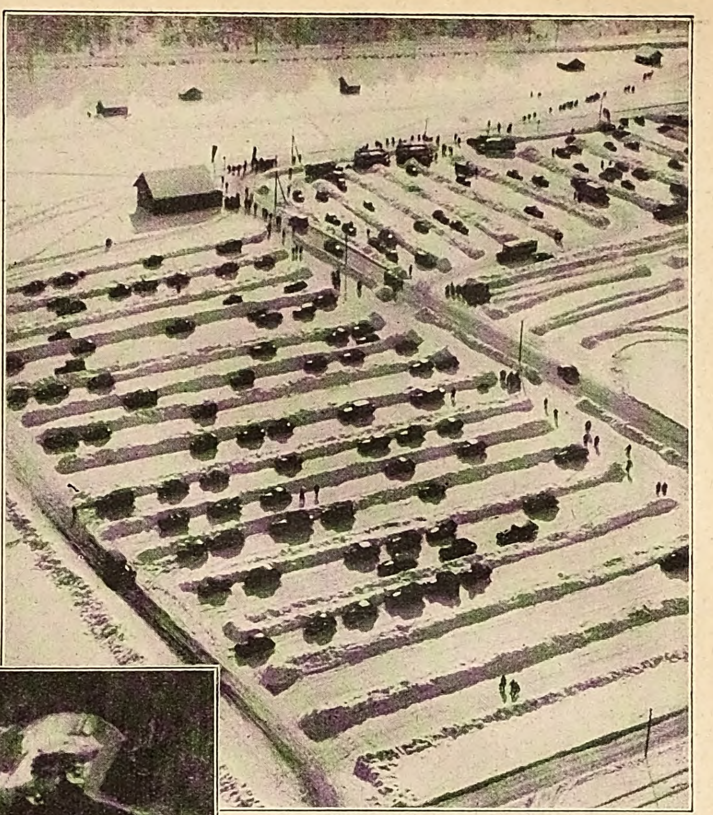
Der Kampf beginnt!

Das Ausland:

„So etwas kann nur Deutschland organisieren!"

„Das ist das schönste Skistadion, das ich je gesehen habe!"

(Palmroos, Finnland)



Ein Luftbild, das die in den tiefen Schnee geschaufelten Parkplätze für Automobile unterhalb des Riessersees zeigt.

Luftaufnahmen: Heinrich Hoffmann.

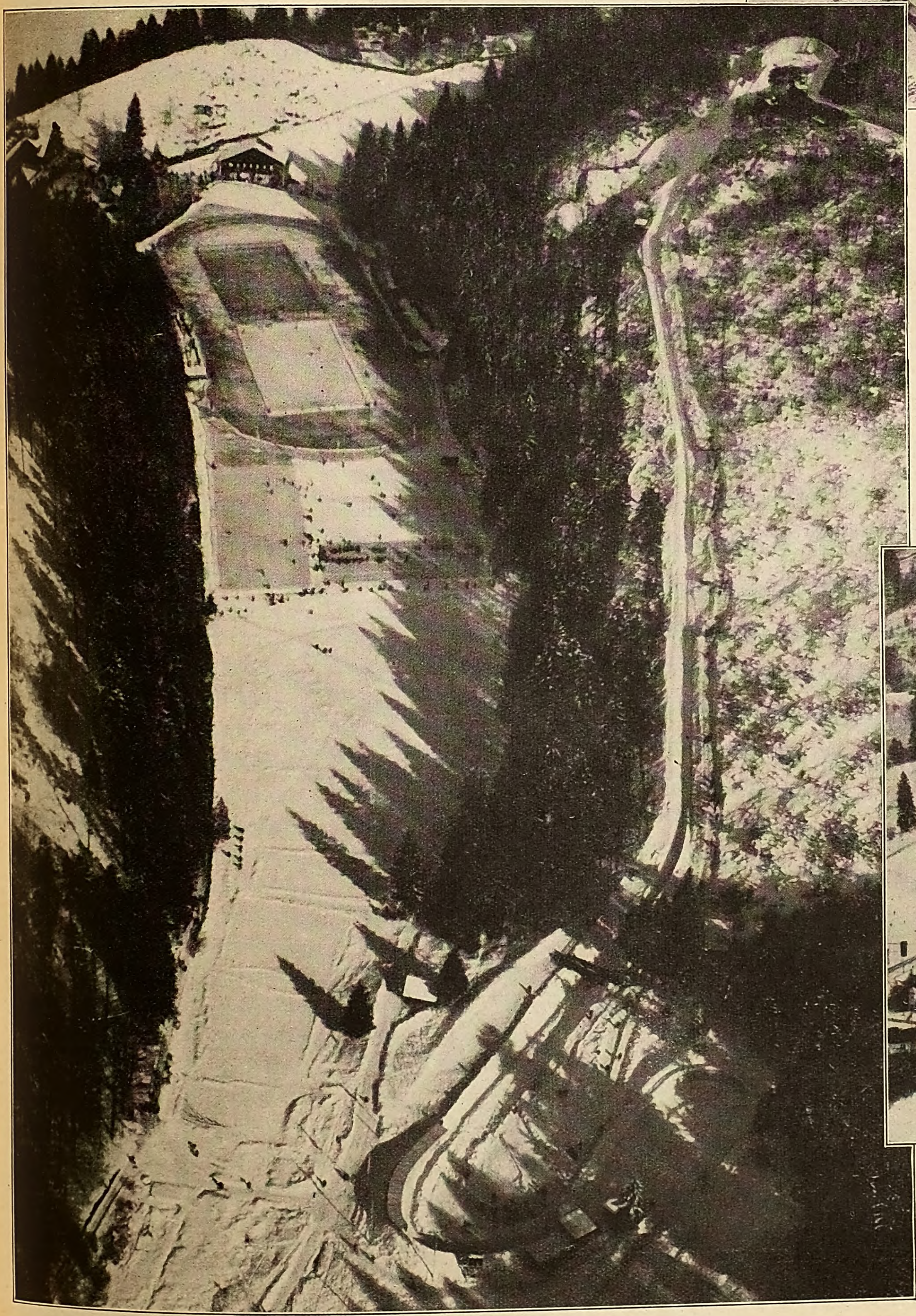


Bild links:
Der Riessersee und (rechts im Bild) der Verlauf der Bob-Bahn durch den Wald



Blick aus der Luft auf die beiden Olympia-Sprungschanzen, deren Ausläufe im Skistadion enden.
Rechts die große Schanze, auf der die Spezialsprungläufe ausgetragen wurden.

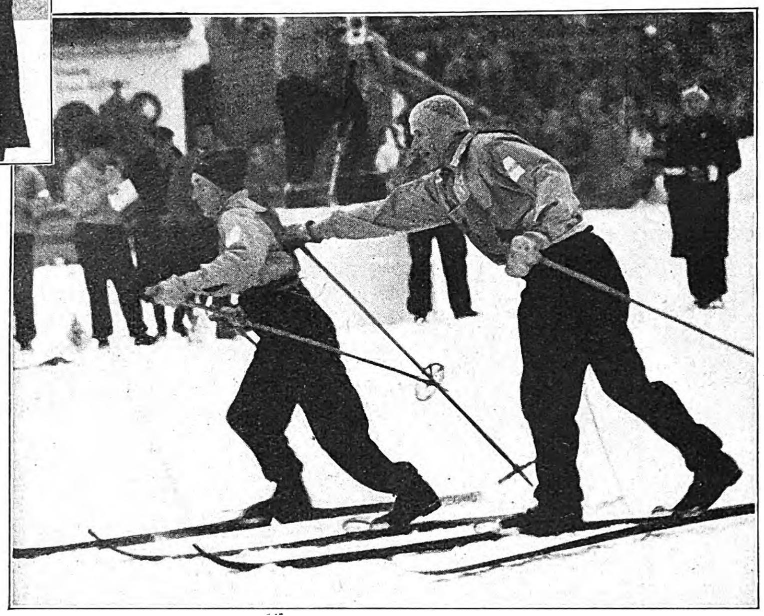


Bild links:
Die siegreiche finnische Mannschaft, die nach hartem Kampf den Sieg in der 4×10-km-Staffel errang. Von links: Nurmela, Karppinen, Lähde, Jalkanen, der durch seinen fabelhaften Endkampf die Staffel für Finnland entscheiden konnte.

Aufnahmen: Schirner (3), Bayer. Bildbericht-Fischer (1), Presse-Bild-Zentrale (1) und Valerien.

4×10 km-Staffel-Lauf

Land	Zeit
1. Finnland	2:41:33
2. Norwegen	2:41:39
3. Schweden	2:43:03,4
4. Italien	2:50:05
5. Tschechoslowakei	2:51:56
6. Deutschland	2:54:54



Staffelwechsel!
Nurmela, Finnland, wird von Karppinen abgelöst.



Jalkanen (Finnland), Schlußläufer der finnischen Mannschaft nach seinem Endkampf.

18 km-Langlauf



Name und Land		Zeit
1. Larsson	Schweden	1:14,38
2. Hagen	Norwegen	1:15,33
3. Niemi	Finnland	1:16,59
4. Matsbo	Schweden	1:17,02
5. Hoffsbakken	Norwegen	1:17,37
6. Rudstadstuen	Norwegen	1:18,13



Larsson (Schweden), Goldene Medaille.

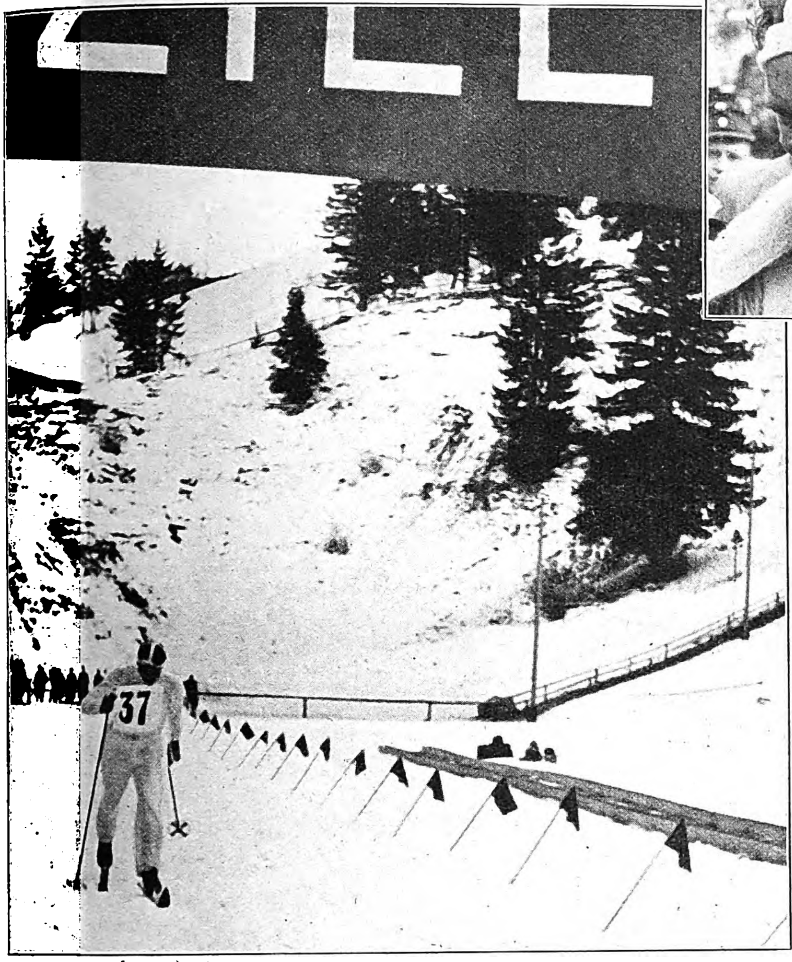


Osbjörn Hagen (Norwegen), Silberne Medaille.



Niemi (Finnland), Bronzene Medaille.

Das Bild (über den Siegern) zeigt Hagen (Norwegen) auf der Strecke.



Der Sieger im 50-Kilometer-Ski-Marathon, Elis Viklund, nach dem anstrengenden Lauf im Ziel.



Viklund (Schweden) Goldene Medaille.



Wikstroem (Schweden) Silberne Medaille.



Englund (Schweden) Bronzene Medaille.

Name und Land	Zeit Stunden
1. Viklund **Schweden**	3:30:11
2. Wikstroem **Schweden**	3:33:20
3. Englund **Schweden**	3:34:10
4. Bergstroem **Schweden**	3:35:50
5. Karppinen **Finnland**	3:39:33
6. Tuft **Norwegen**	3:41:18

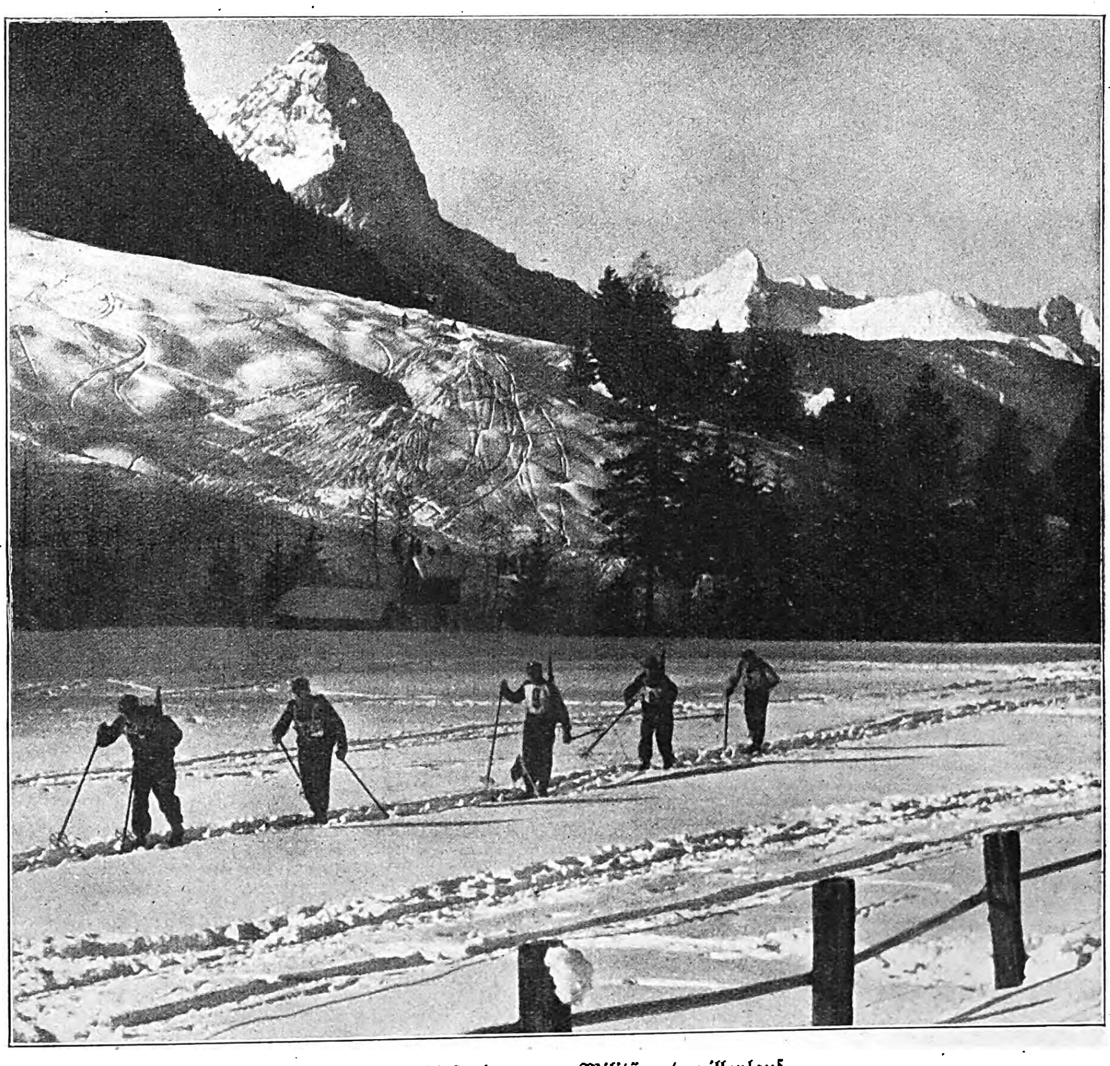
50 km-Dauer-Lauf



Die siegreiche italienische Militärpatrouille am Ziel.
Aufnahme: Bayer. Bildbericht-Fischer.



Reichskriegsminister Generaloberst v. Blomberg begrüßt die deutsche Militärpatrouille.



Eine schöne Aufnahme vom Militärpatrouillenlauf.
Die Ergebnisse waren: 1. Italien (2:28:35), 2. Finnland (2:28:49), 3. Schweden (2.35:24), 4. Österreich (2:36:19), 5. Deutschland (2:36:24), 6. Frankreich (2:40:56).

500 m-Schnellauf

Name und Land		Zeit
1. Ballangrud	**Norwegen**	43,4 Sek.
2. Krog	**Norwegen**	43,5 Sek.
3. Freisinger	**Amerika**	44,0 Sek.
4. Ishihara	**Japan**	44,1 Sek.
5. Lamb	**Amerika**	44,2 Sek.
6a. Potts	**Amerika**	44,8 Sek.
6b. Leban	**Oesterreich**	44,8 Sek.



Ballangrud (Norwegen) Goldene Medaille.



Krog (Norwegen) Silberne Medaille.



Freisinger (Amerika) Bronzene Medaille.



Über die spiegelglatte Eisfläche des Riessersees jagen die Schnelläufer der Nationen, um den Sieg für ihr Land zu erringen.

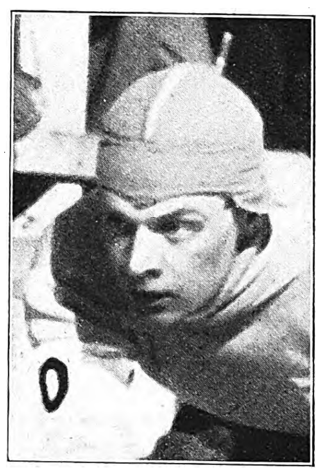
Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (2), Bayer. Bildbericht-Fischer (1) und Valerien.

5000 m-Schnell-Lauf

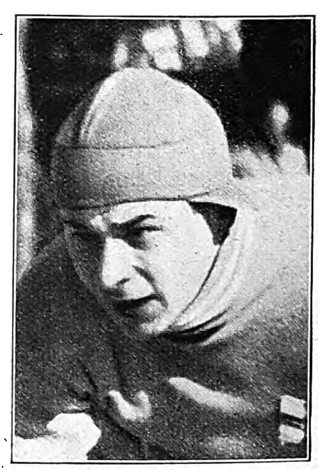
Name und Land		Zeit
1. Ballangrud	**Norwegen**	8:19,6
2. Vasenius	**Finnland**	8:23,3
3. Ojala	**Finnland**	8:30,1
4. Langedijk	**Holland**	8:32
5. Stiep	**Oesterreich**	8:35
6. Blomquist	**Finnland**	8:36,6



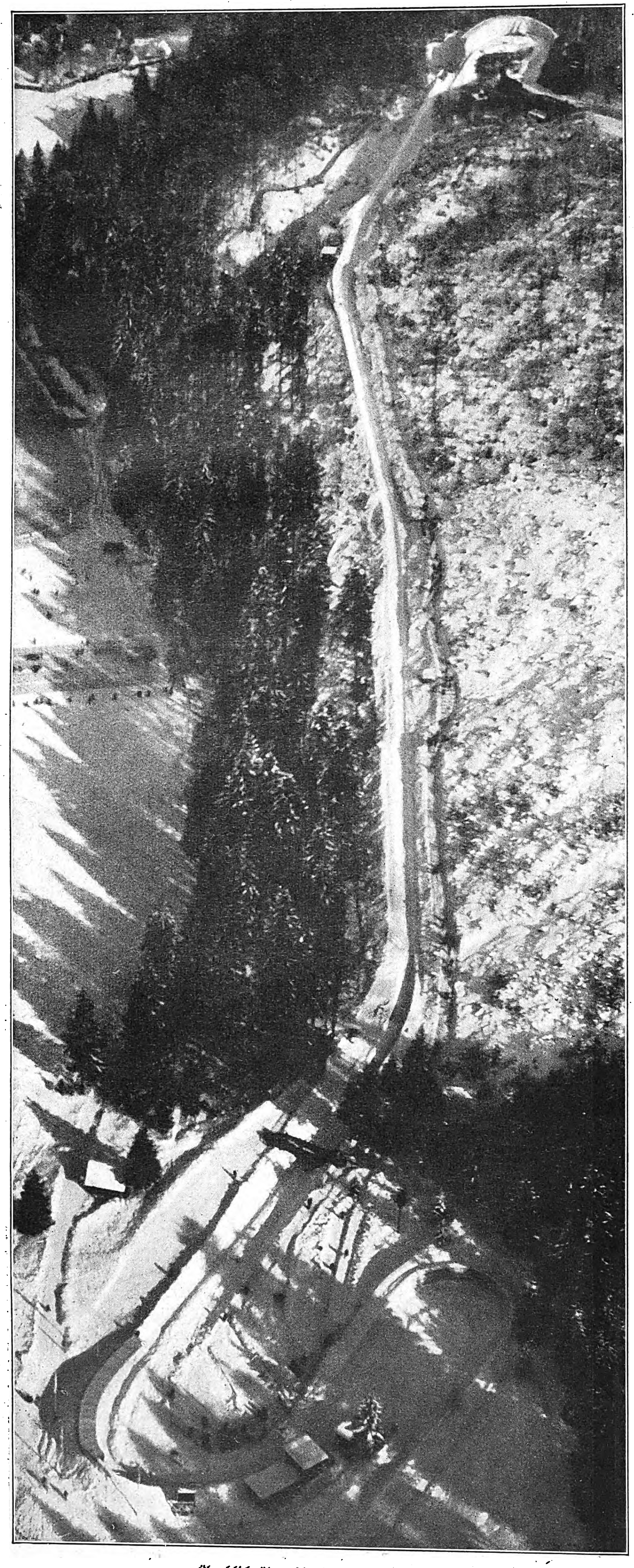
Ballangrud (Norwegen) Goldene Medaille.



Vasenius (Finnland) Silberne Medaille.



Ojala (Finnland) Bronzene Medaille.



Überblick über die Olympia-Bobbahn.
Rechts oben die Bayernkurve, im Vordergrund die Zielkurve mit dem Zielhaus.



Bob Amerika I: Goldene Medaille.
Mannschaft: Brown (am Steuer) und Washbond.



Bob Schweiz II: Silberne Medaille.
Mannschaft: Feierabend (am Steuer) und Beerli.



Bob Amerika II:
Bronzene Medaille.
Mannschaft:
Colgate (am Steuer)
und Lawrence.

Zweier-Bob-Rennen

Aufnahmen:
Presse-Bild-Zentrale (3)
und Heinrich Hoffmann.

Ergebnisse:	Total-Zeit
1. **Amerika I** / Fahrer Brown — Washbond	5 : 29 : 29
2. **Schweiz II** / Fahrer Feierabend — Beerli	5 : 30 : 64
3. **Amerika II** / Fahrer Colgate — Lawrence	5 : 33 : 96
4. **England** / Fahrer Evoy — Cardno	5 : 40 : 25
5. **Deutschland** / Fahrer Kilian — Valta	5 : 42 : 01
6. **Deutschland** / Fahrer Grau — Brehme	5 : 44 : 71

Vierer-Bob-Rennen

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (2), Schirner (1), Atlantic (1).



Bob Schweiz II: Goldene Medaille.
Mannschaft: Musy (am Steuer), Gartmann, Bouvier und Beerli (Bremser).

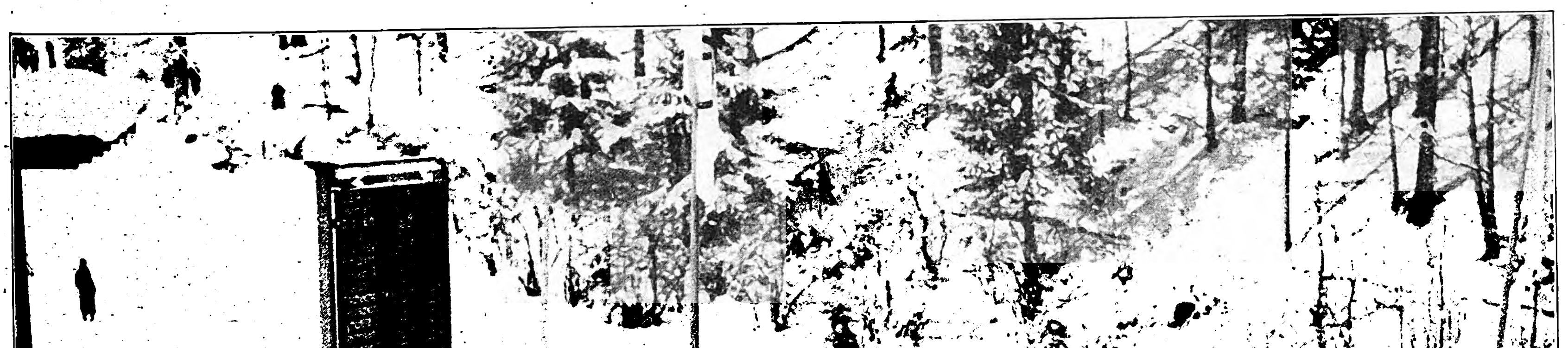
Nation und Name	Total-Zeit
1. **Schweiz II** Fahrer Musy	5:19:85
2. **Schweiz I** Fahrer Capadrutt	5:22:73
3. **England** Fahrer Evoy	5:23:41
4. **Amerika** Fahrer Stevens	5:24:13
5. **Belgien** Fahrer Houben	5:28:92
6. **Amerika** Fahrer Tyler	5:29:00



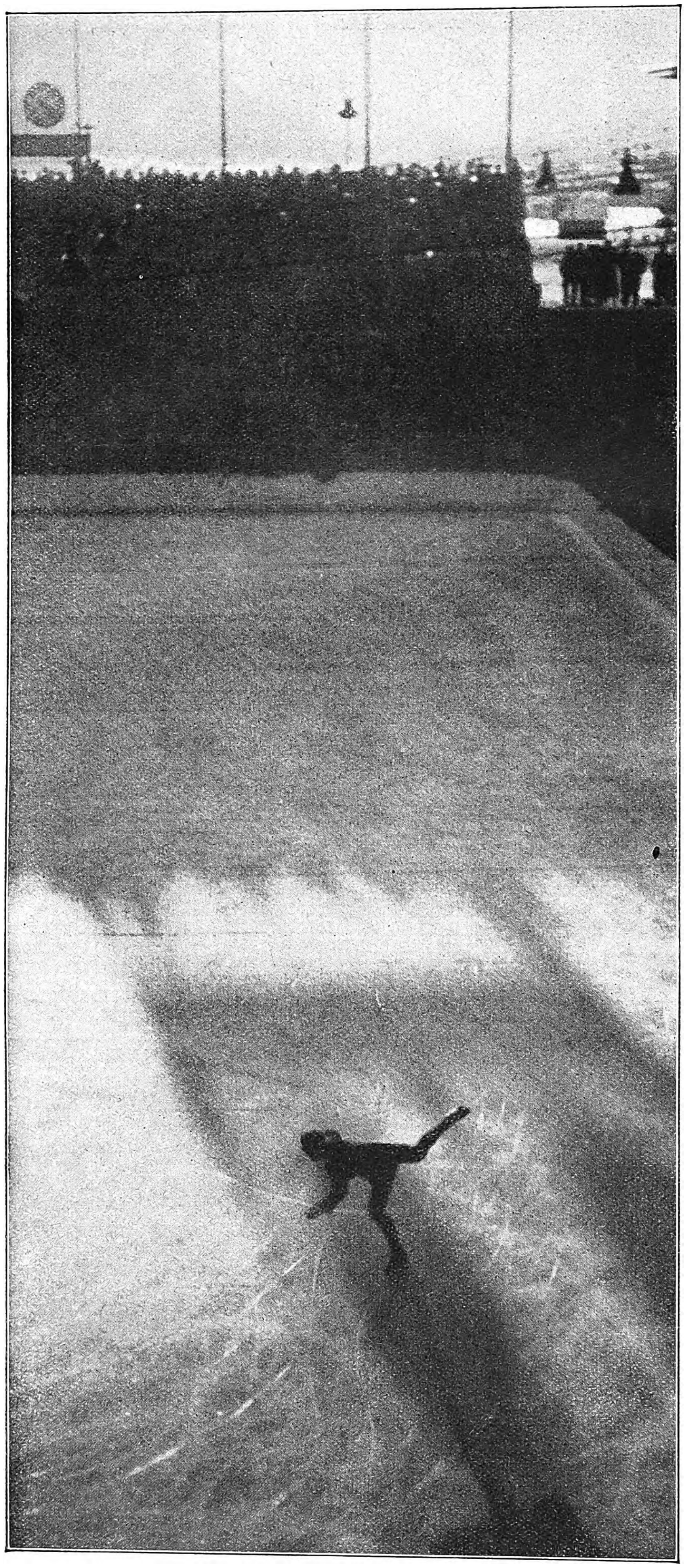
Bob Schweiz I: Silberne Medaille.
Mannschaft: Capadrutt (am Steuer), Aichele, Feierabend und Buetikofer (Bremser).



Bob England: Bronzene Medaille.
Mannschaft: Evoy (am Steuer), Cardno, Dugdale und Green (Bremser).



Aufregende Sekunden für Fahrer und Zuschauer.
Bei 19 Grad Kälte saust ein Viererbob durch die schweren Kurven der Olympia-Bobbahn.



Im Eisstadion: Spannende Augenblicke während des Kunstlaufs für Herren.

Namen und Land	Platzziffer	Totalpunkte
1. Schäfer, **Oesterreich**	7	422,7
2. Baier, **Deutschland**	24	400,8
3. Kaspar, **Oesterreich**	24	400,1
4. Wilson, **Kanada**	30	394,5
5. Sharp, **Großbritannien**	34	394,1
5. Dunn, **Großbritannien**	42	387,7

Kunstlauf für Herren



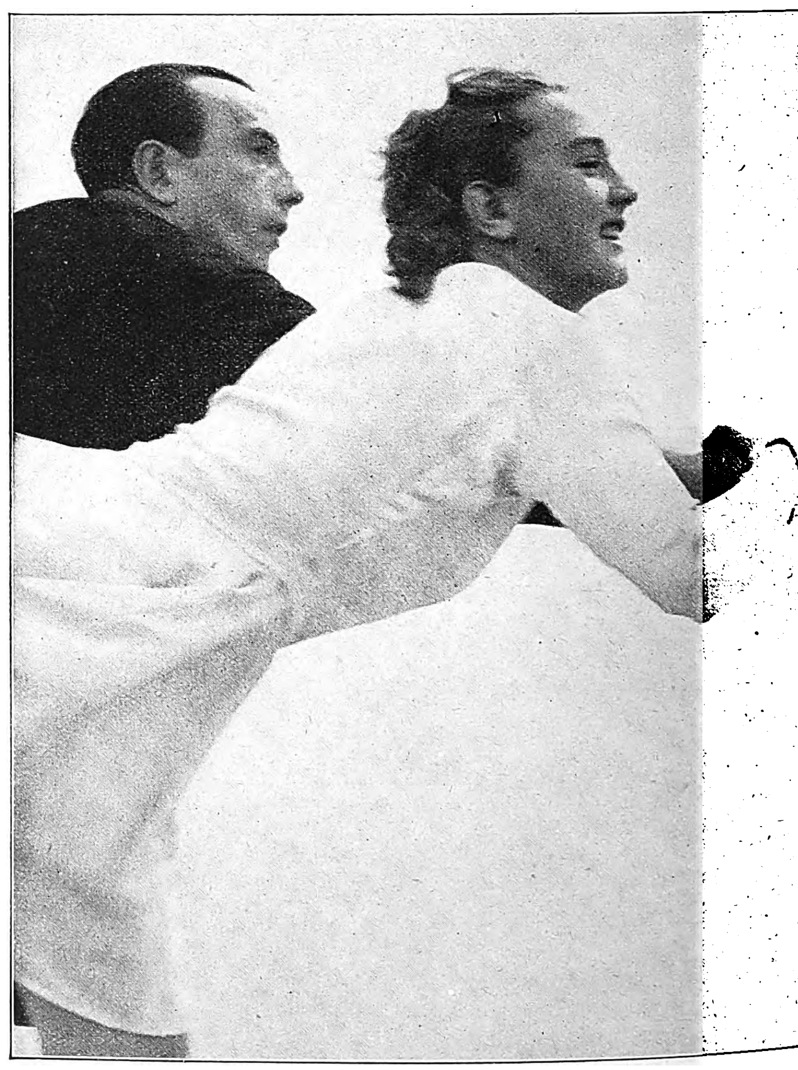
Schäfer (Österreich) Goldene Medaille.



Baier (Deutschland) Silberne Medaille.

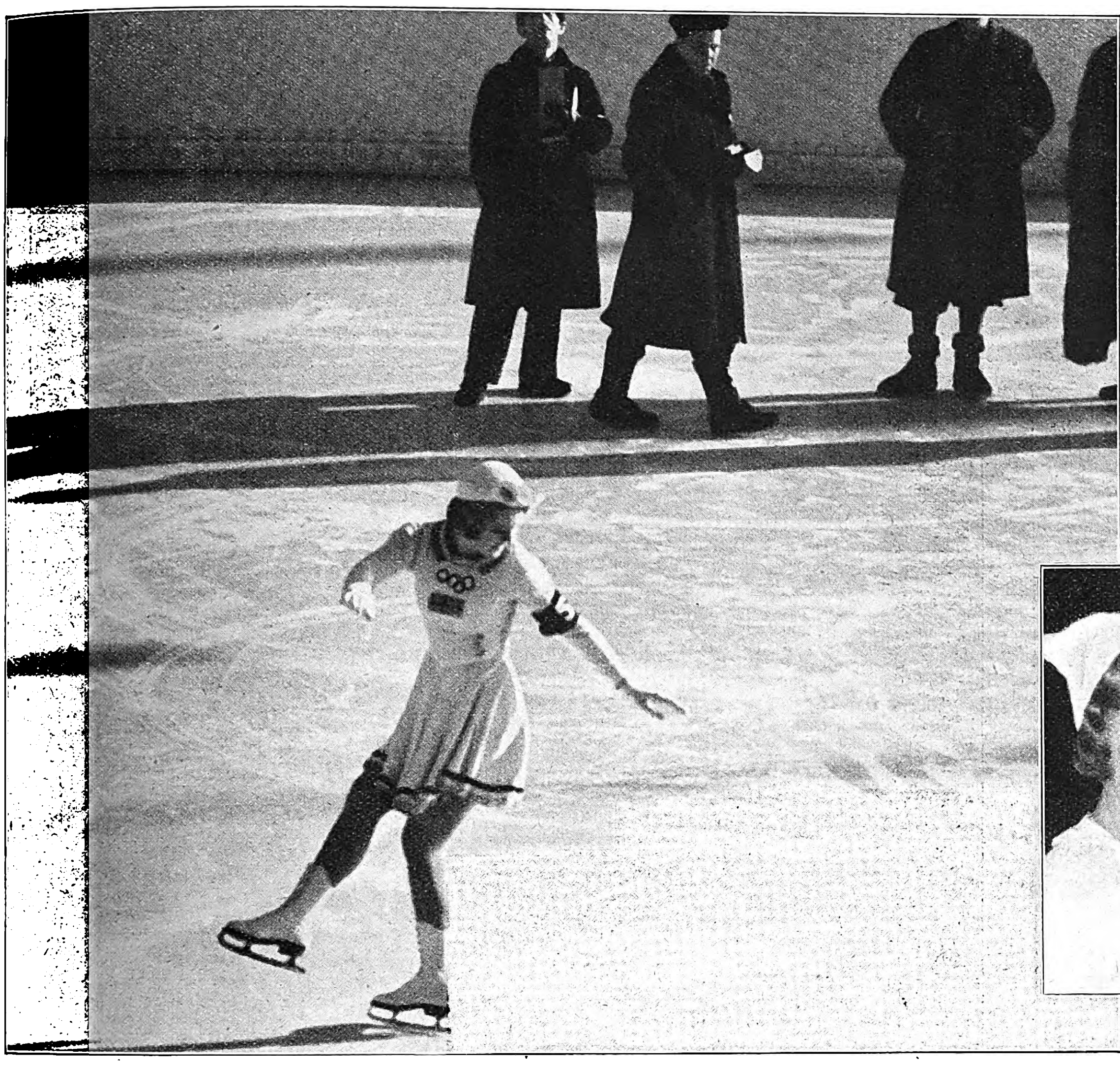


Kaspar (Österreich) Bronzene Medaille.



Das olympische Meisterpaar: Maxie Herber und Ernst Baier (Deutschland) Goldene Medaille.

Kunstlauf für Damen



Sonja Henie (Norwegen) fährt der Prüfungskommission ihre Pflichtübung vor.



Sonja Henie
(Norwegen)
Goldene Medaille.



Cecilia Colledge
(Großbritannien)
Silberne Medaille



Vivi-Anne Hultén
(Schweden)
Bronzene Medaille

Namen und Land	Platzziffer	Punkte
1. Sonja Henie **Norwegen**	7,5	424,5
2. Cecilia Colledge **Großbritannien**	13,5	418,1
3. Vivi-Anne Hultén **Schweden**	28	394,7
4. Landbeck **Belgien**	32	393,3
5. Vinson **Amerika**	39	388,7
6. Stenuf **Österreich**	40	387,5

Kunstlauf für Paare



Baby Rotter und Laszlo Szollas (Ungarn)
Bronzene Medaille.



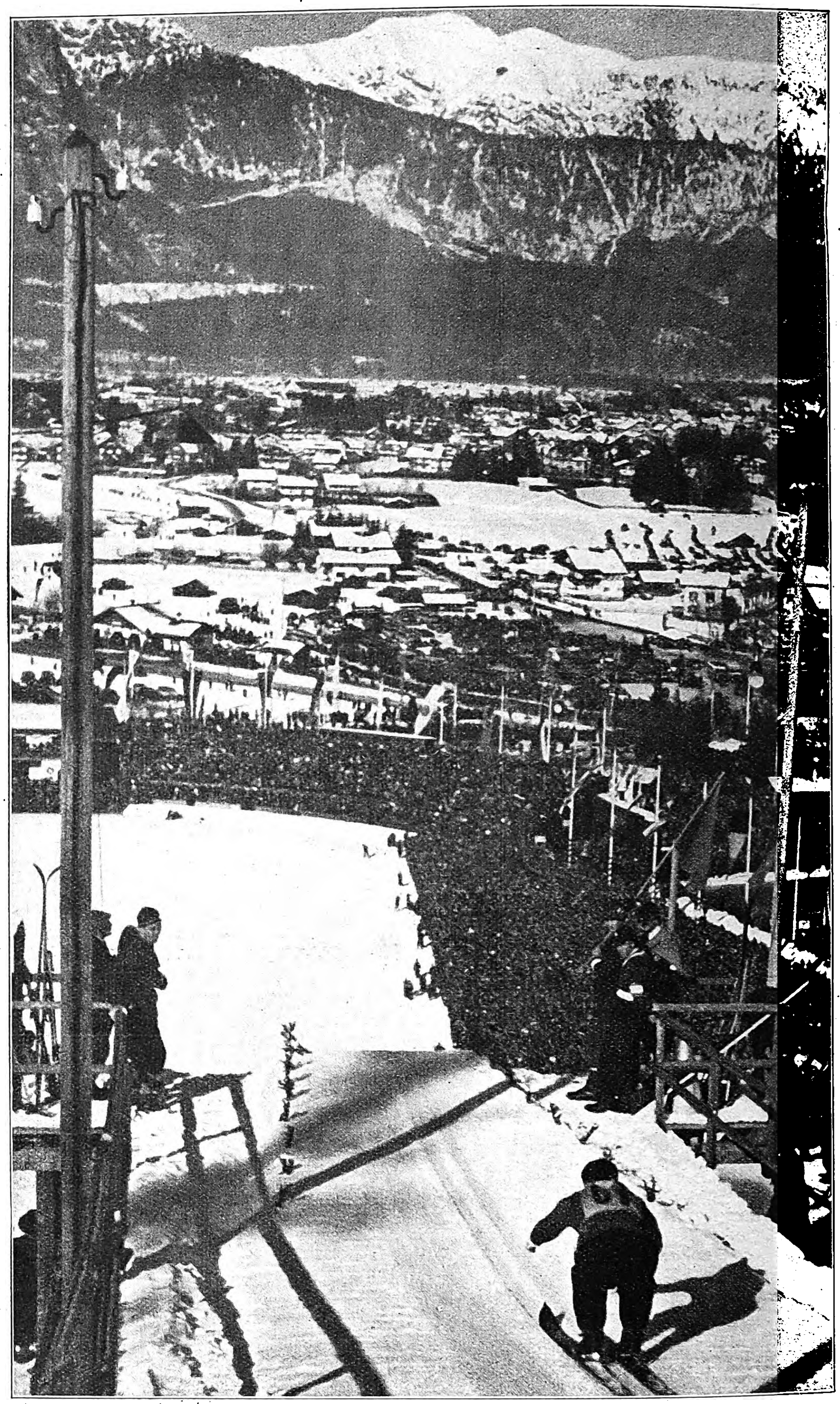
Geschwisterpaar Pausin (Österreich)
Silberne Medaille.

Namen und Land	Platzziffer	Totalpunkte
1. Herber-Baier **Deutschland**	11	11,5
2. Geschwister Pausin **Österreich**	19,5	11,4
3. Rotter-Szollas **Ungarn**	32,5	10,8
4. Geschwister Szekrenyessy **Ungarn**	38,5	10,6
5. Vinson-Hill **Amerika**	46,5	10,4
6. Betram-Rebun **Kanada**	68,5	9,8



Die Wettbewerbe Langlauf und Sprunglauf sind zu einer Bewertung kombiniert, d. h. die Leistungen in Langlauf und Sprunglauf zusammen ergeben die nötigen Punkte zum Sieg. Das Bild zeigt den Sieger der Kombination, Hagen (Norwegen), auf der Strecke im Langlauf, in dem er Zweiter hinter Larsson wurde.

Aufnahme: Valerien.



Sprung von der Kleinen Olympia-Schanze für die Kombination. Tausende von Zuschauern wohnten dem Schauspiel bei.

Aufnahme: Bayer. Bildbericht-Fischer.

Langlauf und Sprunglauf kombiniert

Name und Land	Langlauf	Sprünge	Totalnote
1. Hagen **Norwegen**	1:15:33	42+46	430,3
2. Hoffsbakken **Norwegen**	1:17:37	47+45,5	419,8
3. Brodahl **Norwegen**	1:18:01	40+47	408,1
4. Valonen **Finnland**	1:26:34	52+54,4	401,2
5. Simunek **Tschechoslowakei**	1:19:09	44,5+43,5	394,3
6. Oesterkloeft **Norwegen**	1:21:37	44+48.	393,8



Hagen (Norwegen), Goldene Medaille



Hoffsbakken (Norwegen), Silberne Medaille.



Brodahl (Norwegen), Bronzene Medaille.

Aufnahmen: Schirner (2) und Valerien (1).



Sprung von der Großen Olympia-Schanze!
Tausende halten den Atem an, während der Springer in der Luft schwebt.



Birger Ruud, Norwegen.
Goldene Medaille.



Sven Erikſon, Schweden.
Silberne Medaille.



Reidar Anderſen, Norwegen.
Bronzene Medaille.

Spezial-Sprung-Lauf

Aufnahmen:
Pressefoto (1),
Schirner (3).

Name und Land		1. Sprung	2. Sprung	Note
1. Birger Ruud	**Norwegen**	75	74,5	232
2. Sven Eriksson	**Schweden**	76	76	230,5
3. Reidar Andersen	**Norwegen**	74	75	228,9
4. Kaare Walberg	**Norwegen**	73,5	72	227
5. Stanislaw Marusarz	**Polen**	73	75,5	221,6
6. Lauri Valonen	**Finnland**	73,5	67	219,4

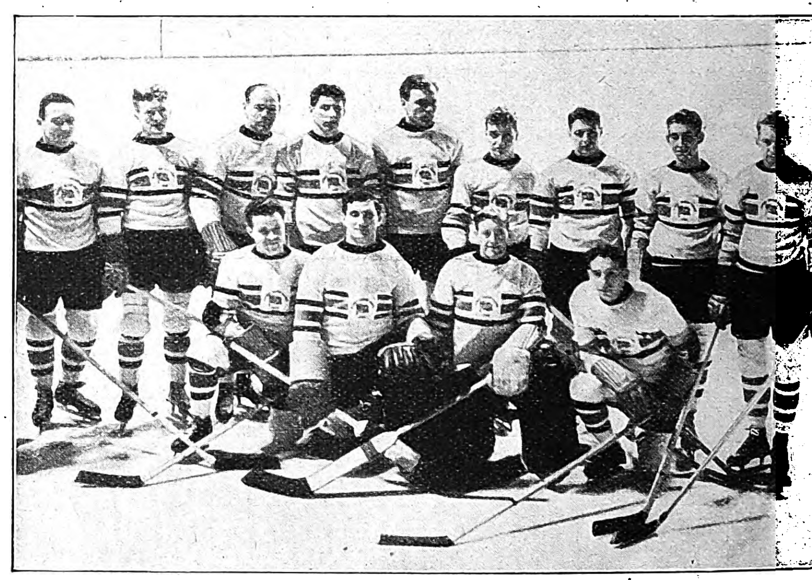


Nach dem schweren Kampf Deutschland—Großbritannien, der nach dreimaliger Verlängerung unen[illegible] endete, unterlag die deutsche Mannschaft am nächsten Tage nach erbittertem Ringen gegen Kanada.
Das Bild zeigt einen aufregenden Moment vor dem deutschen Tor, das der deutsche Torwart Egginger durch Hinwerfen rettete.

Eis-hockey

Aufnahmen:
Presse-Bild-Zentrale.
Schirner, Bayer.
Bildbericht-Fischer,
Valerien.

	Nation		Nation
1.	Großbritannien	4.	Tschechoslowakei
2.	Kanada	5.	Deutschland
3.	Amerika	6.	Schweden



Die Mannschaft Großbritanniens im Eishockey:
Goldene Medaille.



Die Eishockey-Mannschaft Kanadas:
Silberne Medaille.



Die Mannschaft Amerikas im Eishockey:
Bronzene Medaille.

Es war für das Gastland der Olympischen Spiele von 1936, es war für Deutschland ein besonders schöner Erfolg, daß unsere ausgezeichneten Skiläufer die beiden ersten Goldmedaillen und gleichzeitig auch die beiden ersten Silbermedaillen des Winter-Olympia erringen konnten. Hart war der Olympische Kampf, der die besten Kämpfer der ganzen Welt versammelt, und stolz können wir darum auf diese ersten Siege sein. Der Jubel unserer in Garmisch-Partenkirchen anwesenden Landsleute war ungeheuer, Siegerinnen und Sieger konnten sich kaum noch vor den Glückwünschen der drängenden Massen retten. Der Führer selbst brachte seine besondere Freude und Anerkennung über diesen prachtvollen „Start" der Deutschen zum Ausdruck durch Telegramme an die Sieger. Von der Einladung der beiden Meisterläuferinnen Christl Cranz und Käthe Grasegger beim Führer bringen wir auf dem Titelblatt und umseitig Sonderaufnahmen. Der verheißungsvolle Anfang hat nicht getäuscht, und die deutschen Mannschaften konnten im Verlauf der weiteren Kämpfe noch manch andere Olympia-Ehren erringen, so daß Deutschland in der Gesamtpunktbewertung einen vorzüglichen Platz einnimmt. Hoffen wir, daß uns das Glück auch beim zweiten, größeren Teil der Olympischen Spiele im Sommer in Berlin treu bleiben wird.



Mutter und Tochter:
Christl Cranz, die für Deutschland die erste Goldene Medaille erobert hat. wird von ihrer Mutter begrüßt und beglückwünscht.
Aufnahme: Heinrich Hoffmann.



Im Zeichen der deutschen Siege

Meisterschaften im Eisstadion: Tausende können zum Austrag des Paarkunstlaufens keinen Einlaß mehr finden. Sie hören den deutschen Sieg durch große Lautsprecher, die überall in Garmisch-Partenkirchen aufgestellt sind.

Aufnahme: Bayer. Bildbericht-Fischer.



Der Führer hat die beiden tüchtigen deutschen Frauen, Christl Cranz und Käthe Grasegger bei sich empfangen und sie herzlich zu ihrem Sieg beglückwünscht.



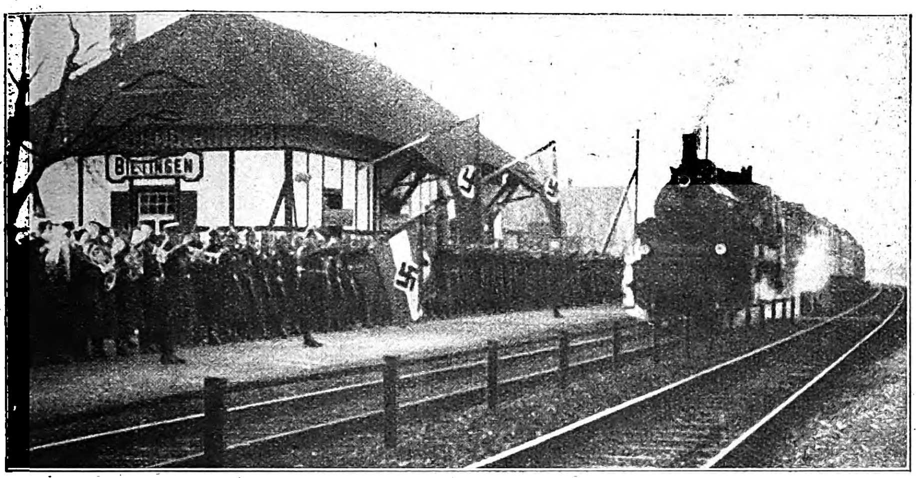
Bild links: Der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, in Garmisch-Partenkirchen. Das Bild zeigt ihn mit der Olympiasiegerin Christl Cranz.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

LETZTE FAHRT EINES BLUTZEUGEN DER BEWEGUNG:

WILHELM GUSTLOFF

KEHRT HEIM NACH DEUTSCHLAND



Der Sonderzug mit der Leiche des ermordeten Pg. Gustloff trifft am ersten deutschen Bahnhof, Bietingen bei Konstanz, ein.
W. Grat, Hilzingen.



Empfang in Singen am Hohentwiel.
Der Reichsstatthalter in Baden, Gauleiter Robert Wagner, mit der Witwe Gustloffs
Gebr. Hepp, Singen.

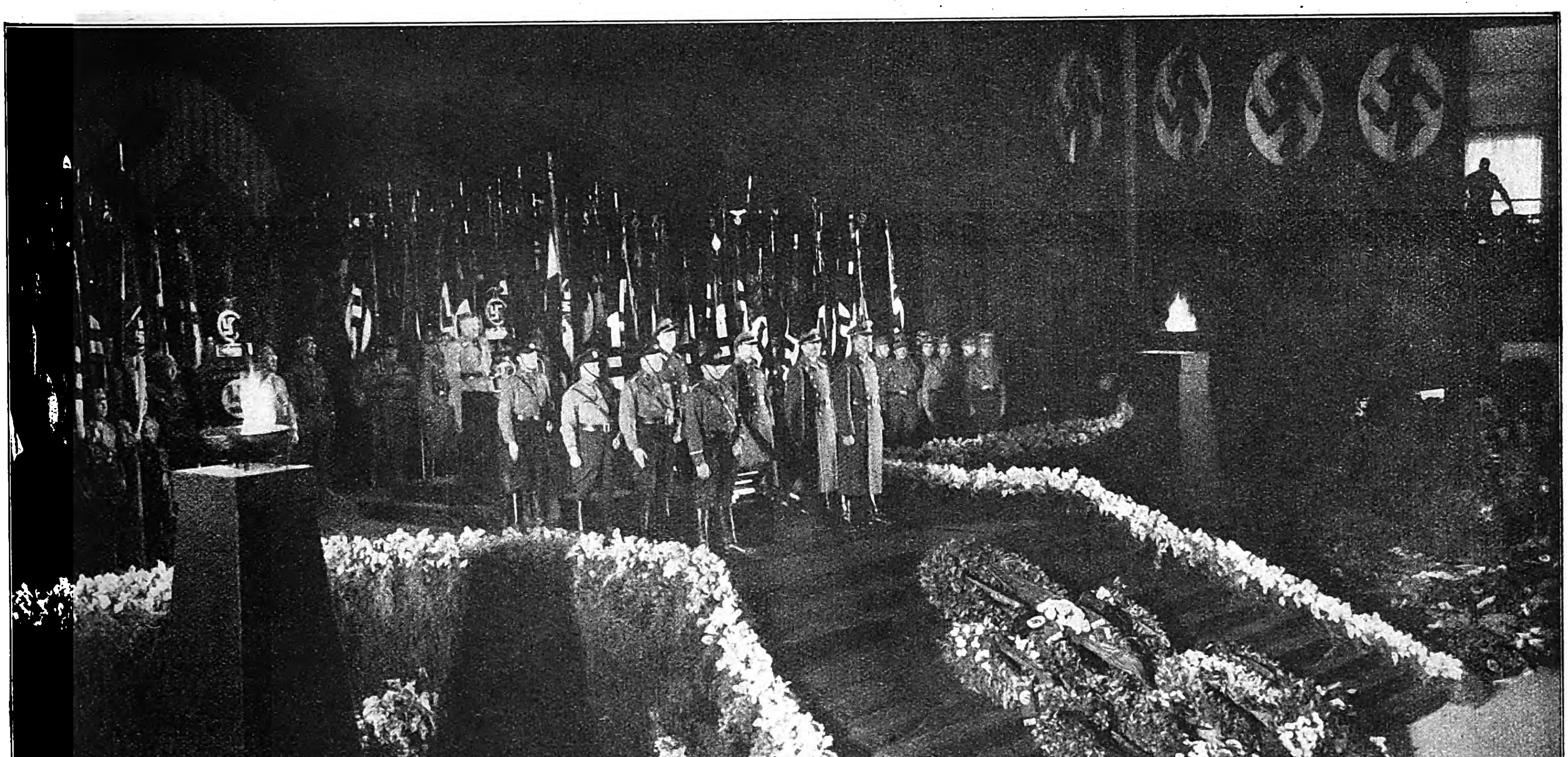
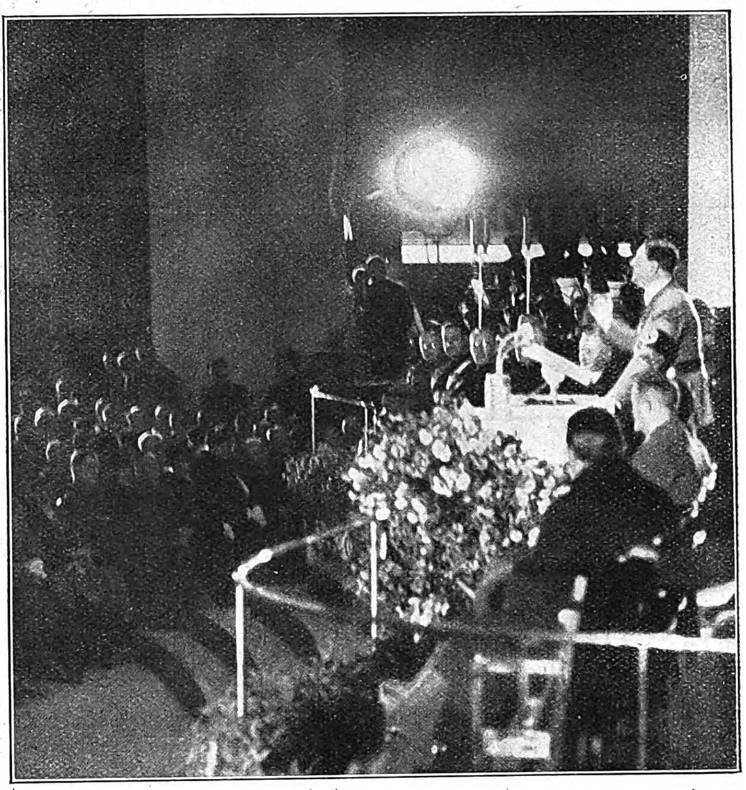


Bild von der Trauerfeier in Schwerin vor dem aufgebahrten Sarg.
Heinrich Hoffmann.

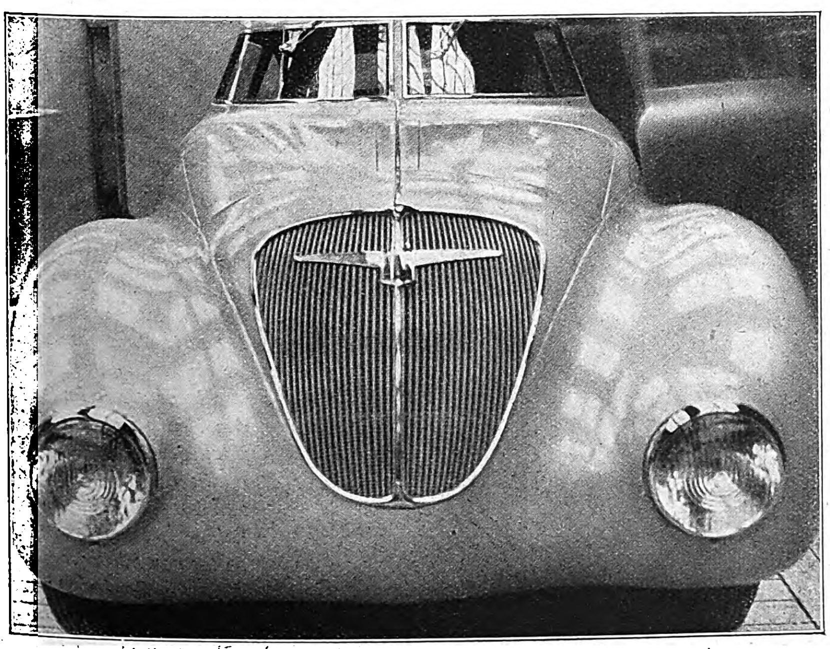


Vor der Eröffnung der Berliner Automobilausstellung.
Der Führer schreitet in Begleitung von Korpsführer Hühnlein die Front der angetretenen NSKK.-Männer ab.
Heinrich Hoffmann.

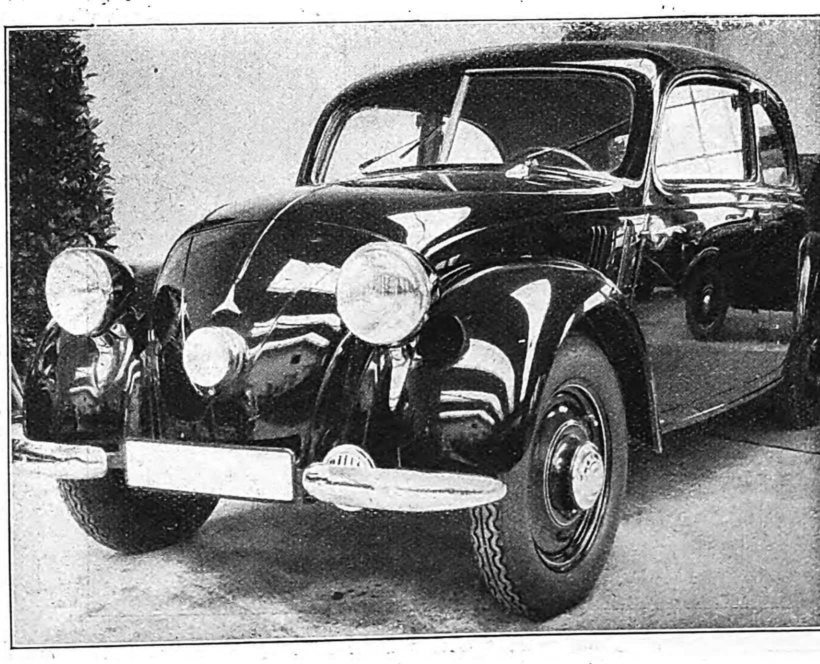
DER FÜHRER eröffnet die Internationale Automobil- und Motorrad-Ausstellung 1936 in Berlin



Der Führer und Reichskanzler bei der Eröffnungsansprache zur Internationalen Automobil- und Motorradausstellung Berlin 1936.
Heinrich Hoffmann.



Die Straßen des Führers formen den Wagen der Zukunft.
Ein Stromlinienwagen der Adlerwerke, der nach den Erfahrungen der Rekordfahrten den Anforderungen modernen Schnellverkehrs entspricht.



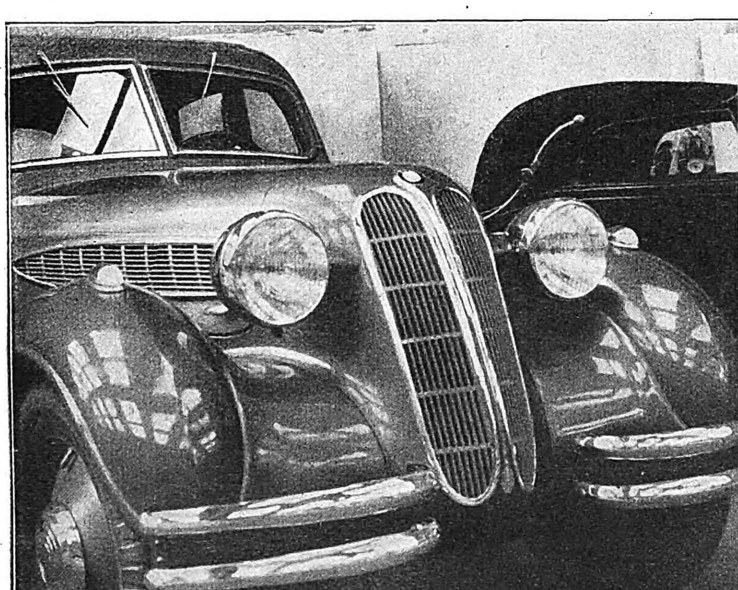
Der Heckmotor setzt sich durch.
Ein neuer Mercedes-Benz mittlerer Stärke (1,7 Liter) mit der günstigen Raumausnutzung und den angenehmen Fahreigenschaften des „Heck".

Aufnahmen: August Rumbucher jr.



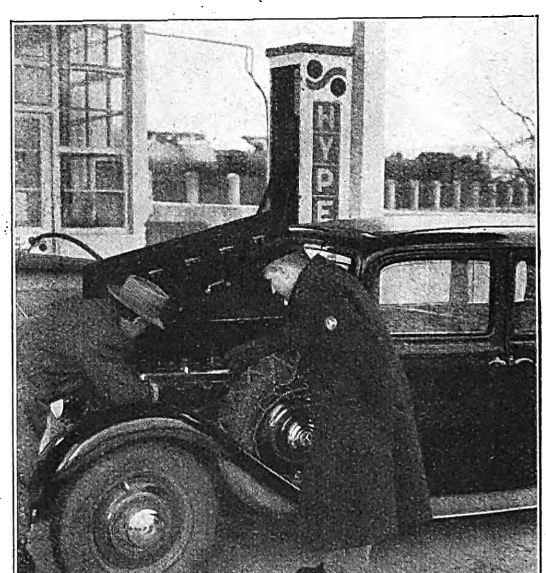
Adolf Hitler begrüßt die Werksangehörigen der Ausstellerfirmen, die in ihren blauen Arbeitskitteln in der Vorhalle angetreten sind.
Heinrich Hoffmann.

Mit einer groß angelegten, für die ganze Industrie richtungweisenden Rede eröffnete am letzten Samstag der Führer und Reichskanzler in der Halle I des Ausstellungsgeländes am Kaiserdamm in Berlin die Internationale Automobil- und Motorradausstellung Berlin 1936. Der Feier wohnten die Reichsregierung, fast das gesamte Diplomatische Korps, die Reichs- und Gauleiter, zahlreiche Staatssekretäre, namhafte Vertreter der SA., der SS. und des NSKK. und anderer Gliederungen der Partei, viele Offiziere der Wehrmacht und Vertreter aus Industrie, Wirtschaft und Handel bei. Nach Zehntausenden zählte die Menge der Zuschauer.



„Aus Kindern werden Leute . . ."
Der BMW., bisher ein ausgesprochener Kleinwagen, ist in diesem Jahre ein großer Wagen geworden, wobei sein Gewicht erstaunlich niedrig geblieben ist.

Aufnahmen: August Rumbucher jr.



Der Personenwagen mit Dieselmotor der Firma Mercedes-Benz.
Die große Überraschung der Ausstellung! Mit gleicher Kraftstoffmenge fährt man eine um fast ein Drittel längere Strecke, wobei das Schweröl nur halb soviel wie Benzin kostet.

In seiner nächsten Folge beginnt der „I. B." mit einem spannenden Tatsachenbericht, in dessen Mittelpunkt eine der heroischsten und zugleich tragischsten Gestalten der großdeutschen Geschichte steht:

Georg Ritter von Schönerer

Der Vater des politischen Antisemitismus

Von E. V. v. Radolf

Als erster erkannte Schönerer die Gefahr des jüdischen Einflusses auf das öffentliche Leben in ihrer ganzen furchtbaren Größe und als erster packte er die Judenfrage von der einzig richtigen Seite an, nämlich vom rassischen Standpunkt aus. „Würde man", schreibt Adolf Hitler in seinem Buche „Mein Kampf" über Ritter von Schönerer, „besonders im Reiche seine Warnungen vor der Habsburger-Monarchie besser gehört haben, so wäre das Unglück des Weltkrieges Deutschland gegen ganz Europa nie gekommen."

Großfilm Attila

ROMAN VON FRANK HELLER

5. Fortsetzung.

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Merkwürdig, was sich in einer griechischen Großstadt, offenbar Athen, da alles um eine alte, vergilbte Filmspule abspielt. So verübt ihretwegen ein junger Mann, der sich Eugen Benda nennt, einen waghalsigen Einbruch, und kaum befindet er sich erst ein paar Stunden in ihrem Besitze, schon wird sie ihm von einem kleinen Schuhputzer gestohlen und wandert in die Hände eines Schweden namens Collin, in dessen Auftrag der Diebstahl durchgeführt wurde. Ist dies wahrhaftig seltsam genug, fast noch sonderbarer aber mutet es einen an, warum wohl dieser Schwede unter einem falschen Namen auftritt, als ein Professor Pelotard aus London, und vorgibt, ein harmloser Privatgelehrter zu sein, der sich aus Liebhaberei mit archäologischen Studien befasse. In dieser Weise sozusagen getarnt, lernt er in dem luxuriösen Hotel, in welchem er wohnt, eine etwas krause Gesellschaft amerikanischer Filmkünstler männlichen und weiblichen Geschlechtes kennen, die hier auf klassischem Boden einen Film aus dem klassischen Altertum drehen wollen, jedoch derzeit noch immer auf der Suche sind nach einem geeigneten Stoff dazu und nun mit dem Archäologen Petrie, den sie sich zu diesem Zweck eigens mitgebracht haben, auch den vermeintlichen Privatgelehrten dabei einspannen möchten. Indessen bemerkt Eugen Benda in der ärmlichen Herberge, in der er, allem Anschein nach völlig mittellos, Quartier genommen hat, den Verlust der für ihn zweifellos sehr kostbaren Filmspule. Er ist darüber mehr verwundert als erschrocken, denn weil er meint, sie sei kaum auch noch für sonst jemanden von Wert, kann er es sich nicht gut vorstellen, daß sie ihm gestohlen wurde. Verloren wird er sie haben, denkt er sich, und er macht sich sofort auf den Weg zu dem Restaurant, wo ihm, wie er annimmt, die Blechschachtel mit der Filmrolle aus der Tasche gerutscht sein dürfte. Da trifft er unterwegs Miß Helen, die er vom Dampfer her kennt, auf dem er sich als Eintänzer die Fahrt nach Griechenland verdiente. Er, der sie immer für eine verwöhnte reiche Dame hielt, ist nun nicht wenig erstaunt, als sie ihm eröffnet, daß sie, wie sie sich ausdrückt, eine ganz gewöhnliche Schönheitspflegerin sei. Und während sie ihn, da sie merkt, wie ausgehungert er ist, ohne viel Federlesens in ein Speiselokal führt, wo zwischen den beiden hernach über die Art des Zahlens eine kleine Meinungsverschiedenheit entsteht, so daß sie sich schließlich sogar im Streite trennen, wird Bird, der Regisseur der Filmgesellschaft, von einem gewissen Klemens angerufen, der unter allerlei geheimnisvollen Anspielungen eine Zusammenkunft mit ihm vereinbart. In dem rätselhaften Betätigungsdrang des anscheinend an allem und jedem interessierten Schweden ist aber inzwischen durchaus keine Ebbe eingetreten. Er trägt die vielbegehrte Filmspule in das beste photographische Atelier am Orte, läßt zwei Kopien von ihr anfertigen und schickt das Original wieder an Benda zurück. Hierauf klettert er auf dem halsbrecherischen Wege über die Feuerleiter hinauf ins Büro, aus dem tags zuvor die Filmspule geholt worden war.

Er öffnete die erstbeste Korridortüre. Das Bild, das sich ihm bot, ließ das Lächeln um seine Lippen ebenso rasch ersterben, als es geboren war: Was immer er dem jungen Eugen Benda zugetraut hatte, das hier nicht! Er überzeugte sich, daß die Fenstervorhänge vorgezogen waren und drehte dann das elektrische Licht auf. Er war froh, daß er diesen Ausflug unternommen hatte.

Genau eine Stunde später fand er einigen Anlaß, dieses Urteil zu revidieren. Während er noch, über gewisse Aktenstücke gebeugt, dastand, die er in dem Schreibtisch gefunden hatte, wurde plötzlich ein Strick über seinen Oberleib geworfen, ein Knie preßte sich in seinen Rücken und der Strick wurde so stark angezogen, daß ihm die Rippen krachten. Ehe er sich's versah, fand er sich auf dem Teppich liegen, zusammengeschnürt wie ein Huhn, das gebraten werden soll. Nach einiger Zeit erst kam er in die Lage, zu sehen, wer sein geheimnisvoller Angreifer war. Keineswegs der goldbetreßte Portier, wie er zuerst geglaubt hatte, sondern jemand, den er erheblich besser kannte — nämlich Herr Eugen Benda!

8.

Unterredungen im dreizehnten Stockwerk.

Herr Eugen Benda starrte sein Opfer lange an, bevor er zu sprechen begann. Sein Atem ging keuchend und stoßweise. Er war offenbar die Beute einer starken seelischen Erregung.

„Ach so!" sagte er schließlich, „ach so, das war die Lösung!"

Philipp Collin, der sich noch nicht von seinem ersten Erstaunen erholt hatte, zog es vor, zu schweigen. Er benützte die Gelegenheit, seinen Widersacher in besserer Beleuchtung zu studieren, als es ihm bisher möglich gewesen war. Ein ungewöhnlich schöner Junge! Ein ungewöhnlich sympathischer Junge! Diesen Eindruck hatte er von Anfang an gehabt, und er verstärkte sich noch bei näherer Bekanntschaft! Die augenblickliche Lage konnte diesen Eindruck in keiner Weise beeinflussen oder gar umstoßen.

„Ach so", sagte der junge Benda noch einmal. „Ach so, das war des Rätsels Lösung! Ich hätte es mir denken können!"

„Was hätten Sie sich denken können?" fragte Philipp milde. „Erzählen Sie es mir doch! Es ist ebenso interessant wie schwierig, sich in den Gedankengang der neuen Generation hineinzuversetzen, wenn einmal die Aderverkalkung begonnen hat. Und sie setzt ja ein, wenn man die vierzig erreicht hat. Sagen Sie mir also, was Sie sich denken konnten!"

„Sie reden wie ein Onkel", bemerkte Benda hohnvoll. „Väter und Söhne oder der Kampf zwischen den Geschlechtern! Hahaha! Ich kann aber eigentlich nicht finden, daß die Situation Ihnen besonderen Anlaß gibt, diesen Ton anzuschlagen! Was meinen Sie selbst?"

„Warum nicht?" fragte Philipp. „Es gibt doch etwas, das Generationswechsel heißt, auch in der kriminellen Welt!"

„Wir haben anderes miteinander zu reden", sagte Benda kurz.

„Ich bin ganz Ohr. Was glaubten Sie also, als Sie mich hier überraschten?"

„Glauben ist zu wenig gesagt. Ich durchschaue alles! Ich verstehe jetzt, wie es kam, daß Sie hier unten im Café saßen, gerade als ich — als ich —"

„Gerade als Sie die Mauer zu Herrn Vogels Wohnung erkletterten", ergänzte Philipp. „Der Grund war genau der, den ich Ihnen gestern abend angab — reine Neugier, nichts anderes."

„Hahaha! Sie sind großartig! Ich begreife jetzt auch, weshalb Sie mich in einem Anfall von geheucheltem Edelmut zum Souper einluden!"

„Edelmut ist entschieden ein zu feines Wort — aber jedenfalls war es nicht geheuchelt."

„Hahaha! Ich muß wohl sehr naiv aussehen! Schade, daß ich es tatsächlich nicht bin!"

„Sehr schade. Echte Naivität ist eine wunderbare Gabe. Aber jetzt dürfen Sie mich nicht länger auf die Folter spannen. Was war also Ihrer Meinung nach der wirkliche Grund, daß ich unten im Café saß und auf Sie lauerte?"

Der junge Benda schlug ein Hohngelächter an.

„Es war Schadenfreude, mein onkelhafter Freund, Schadenfreude, nichts anderes!"

„Man behauptet ja, daß das die reinste Form der Freude sei. Aber welchen Grund sollte ich wohl gehabt haben, Ihnen gegenüber Schadenfreude zu empfinden?"

Eugen Benda lachte triumphierend.

„Das habe ich ja auch nicht begriffen, bis ich Sie hier überraschte! Als ich gestern abend hier meinen Besuch machte, kam ich zu spät. Ein anderer war vor mir dagewesen! Sie waren vor mir dagewesen! Darum zeigten Sie soviel Interesse für mein Vorhaben. Darum haben Sie auf mich gewartet. Darum sind Sie mir nachgegangen und waren so großzügig, mich zu einem Abendessen mit Wein einzuladen! Hahaha! Glauben Sie, ich durchschaue das nicht?"

Philipp Collin schloß die Augen, um nachzudenken. Jemand war in Herrn Vogels Wohnung gewesen, bevor Benda ihr die Ehre seines Besuches schenkte — jemand, der in derselben Absicht gekommen war. Das konnte man wirklich eine neue Wendung nennen! Benda hatte seinen Besuch zu einem Zeitpunkt abgestattet, den man ungewöhnlich früh nennen mußte — beinahe im selben Augenblick, wo er darauf zählen konnte, daß der Hof von Smyrna-House leer und die Dunkelheit tief genug sein würde, um seine Bewegungen zu verhüllen! Und trotzdem gab es jemanden, der noch flinker gewesen war als er! Es schien unglaublich — aber nichtsdestoweniger war es offenbar so. Bendas Entrüstung war zu echt, um gespielt zu sein. Er sprach weiter:

„Zuerst hatte ich mir eine andere Erklärung zurechtgelegt. Ich glaubte, daß — aber das tut ja nichts zur Sache! Als ich Sie die Feuerleiter hinaufklettern sah, war es mir ja klar, wie das Ganze zusammenhängt, und ich folgte Ihnen, um Ihnen eine Lehre zu erteilen!"

„Das ist Ihnen unleugbar gelungen", sagte Philipp anerkennend. „Aber was für eine andere Erklärung hatten Sie sich zurechtgelegt?"

„Was geht Sie das an? Gedenken Sie sie als Alibi zu verwenden?"

„Sie verstehen die Kunst, Antworten zu geben, Herr Benda!"

Die Stirn von Philipps Gegner umwölkte sich womöglich noch mehr.

„So, meinen Namen kennen Sie auch! Na, darauf hätte ich ja natürlich gefaßt sein müssen! Für einen Herrn, der geschickt genug ist, einem die Sachen aus der Tasche zu stehlen, ohne daß man es merkt, ist es natürlich ein Kinderspiel, herauszubekommen, wie man heißt und wo man wohnt! Sie wollen doch nicht leugnen, daß Sie mir einen bestimmten Gegenstand gestohlen haben?"

Philipp wandte den Blick nicht ab.

„Ich habe ihn mir aus Ihrer Tasche ausgeliehen. Das stimmt. Aber ich habe dafür gesorgt, daß Sie ihn wieder zurückbekommen."

„Danke!"

„Aber Sie selbst, Herr Benda? Hatten Sie sich diesen Gegenstand nicht vielleicht auch von jemand ausgeliehen? Sie behaupten, daß Sie gestern zu spät in Herrn Vogels Wohnung kamen. Aber irgendeine Ausbeute hatten Sie wohl doch von Ihrem Besuch?"

Der Gesichtsausdruck des jungen Benda wurde beinahe erschreckend.

„Welchen Anlaß haben Sie, das zu glauben? Was wissen Sie von mir? Wer sind Sie überhaupt?"

„Wenn ich Ihnen meinen Namen sagte, hätten Sie nicht die geringste Freude davon. Aber ich glaube, wir könnten gegenseitig viel Freude an unserer Bekanntschaft haben. Ja, ich bin überzeugt davon. Erstens — aber könnten Sie mich nicht vorerst von diesem Strick hier befreien? Es ist so anstrengend zu plaudern, wenn man sich wie ein bratfertiges Huhn vorkommt!"

Philipps Gegner lachte kurz auf.

„So, glauben Sie? Da überschätzen Sie aber meine jugendliche Einfalt! Mit der Zeit wird es Ihnen sicherlich gelingen, sich von meinen Banden zu befreien — ich sehe, Sie haben schon begonnen, kleine Versuche in dieser Richtung zu machen. Aber bevor ich gehe, haben wir noch eine Angelegenheit zu ordnen. Sie machten eine Anleihe aus meiner Tasche, ohne mich um Erlaubnis zu fragen. Ich gedenke mit gleicher Münze zu erwidern. Münze ist übrigens das richtige Wort. Ich hoffe, Sie verstehen, was ich meine?"

Philipp zog die Augenbrauen empor.

„Eine kleine Anleihe? Das ist das Ganze? Aber mein Gott, warum können wir eine solche Kleinigkeit nicht in aller Freundschaft ordnen? Bedienen Sie sich nur. Sie machen mir eine Freude!"

Der junge Benda hatte Philipps Brusttasche mit einer Hand durchsucht, die offenbar keine besondere Übung in solchen Dingen hatte. Bei Philipps letzten Worten hielt er inne und sah sein Opfer mit einem unsicheren Blick an. Dann warf er jedoch den Kopf zurück und lachte trotzig.

„Sie können ganz beruhigt sein! Ich mache eine Anleihe aus Ihrer Tasche, sonst nichts. Es könnte mir nie im Leben einfallen, Geld zu behalten, das Ihnen gehört hat! Gute Nacht — heiliger Martin von Tours!"

Er verschwand durch die Türe in den Korridor, dessen Gummibelag den Laut seiner Schritte verschlang. Philipp war allein mit seinen Gedanken und seinen Stricken.

Wer war eigentlich Eugen Benda? Daß hinter diesem Namen ein gebildeter junger Mensch aus guter Familie steckte, war über jeden Zweifel erhaben. Und dennoch hatte er sich nicht gescheut, sich in ein so überaus riskantes Unternehmen einzulassen! Schon früher einmal hatte Philipp sich gefragt, was der Grund sein könne, und war zu dem Schluß gekommen, daß es sich eher um einen Racheakt als um Geld handeln müsse. Die Vorgänge der letzten halben Stunde schienen diese Auffassung zu widerlegen — aber dennoch war Philipp nicht geneigt, seine Meinung zu ändern. Benda befand sich zweifellos in einer verzweifelten Lage und ließ sich verzweifelte Handlungen zuschulden kommen, aber das war kein Grund, ihn für etwas anderes zu halten als einen ungewöhnlich sympathischen jungen Mann! Wie schwierig seine Lage war, hatte Philipp gestern abend gesehen, als nicht viel gefehlt hatte, daß er auf dem Syntagmaplatz vor Erschöpfung in Ohnmacht gefallen wäre, und vielleicht noch klarer heute, als er sich von einer jungen Dame zum Lunch einladen ließ. Gewiß, die Anschauungen hatten sich in diesem Punkte geändert — aber man brauchte nur Bendas Gesicht gesehen zu haben, als er ihr durch das Lokal auf die Straße folgte, um zu wissen, wie er das Ganze auffaßte.

Wie lange Zeit würde das Opfer dieses sympathischen jungen Mannes noch auf dem Fußboden von Herrn Vogels Wohnung verbringen müssen? Es war nicht das erstemal, daß Philipp sich in ähnlicher Lage befand, und er sah keinen Anlaß, die Sache allzu tragisch zu nehmen. Aber unbehaglich konnte die Situation werden, sobald zum Beispiel der goldbetreßte Portier oder einer seiner Angestellten sich einfand. Der junge Benda hatte seine Sache gut gemacht, seine Knoten waren solide. Immerhin gelang es Philipp allmählich, seine rechte Hand behutsam in die Nähe des Knotens hinüberzudrehen, der seinen linken Arm fesselte, und tat dann sein Möglichstes, um diesen zu lösen. Warum konnte der törichte Junge auch nicht Vernunft annehmen und auf das hören, was man zu sagen hatte? Tja — so war nun einmal die Jugend. In seinem Alter hätte Philipp vermutlich ebenso gehandelt. Aber verblüffend war das Ganze doch, um so mehr, als er so viel mehr wußte als Philipp!

Er wußte natürlich, wer Herr Vogel war, und sicherlich auch, was für eine Bedeutung die Filmspule hatte. Daß sie aus Herrn Vogels Geheimfächern stammte, hatte er ja indirekt eingestanden. Aber was hatte er da von einem Einbruch gefabelt, der seinem eigenen vorangegangen sein sollte? Kein unbefugter Gast hatte an dem Goldbetreßten und seinem Stab vorbeikommen können, darauf konnte Philipp einen Eid ablegen. Und wie hätte jemand auf dem einzigen anderen Wege vor Benda heraufgelangen können? Und doch sollte man ihm zuvorgekommen sein! Das widersprach aller Vernunft — aber das Merkwürdigste war, daß der junge Benda eine Erklärung dafür gefunden haben wollte. Ein junges Bürschchen hatte eine Erklärung gefunden, die sich Philipp Collin verschloß! Verschloß sie sich ihm auch weiterhin, dann mußte das entscheidend für Philipps weiteren Lebensweg werden, denn ohne Selbstachtung kann man in keinem Fach arbeiten, am wenigsten in dem anspruchsvollen Beruf des Abenteurers.

Während die Finger von Philipps rechter Hand fortfuhren, den Knoten zu bearbeiten, der seinen linken Arm gefangen hielt, drehten und wendeten seine Gedanken die Frage nach allen Seiten. Schließlich wendeten sie sich seinem und Herrn Bendas unfreiwilligem Gastgeber zu. Wer war eigentlich dieser Herr Vogel? Ein internationaler Geschäftsmann, hatte der Portier gesagt. Und dasselbe sagten die Börsenagenten von Athen. Philipps Studien in seinen hinterlassenen Papieren zeigten, daß sie recht hatten. Herr Vogel hatte in vielen Ländern und auf vielen Gebieten wirtschaftliche Interessen und war zweifellos ein internationaler Geschäftsmann. Wer aber war er? Darüber konnten weder der Portier noch die Agenten irgendwelche Auskunft geben. Das einzige, was man mit voller Gewißheit von Herrn Vogel sagen konnte, war, daß sein Name deutsch klang. Bedeutete das, daß er absolut ein Deutscher sein mußte? Wenn man, wie Philipp, gerade jetzt in der Stadt weilte, wo Sokrates seinerzeit umherging und indiskrete Fragen stellte, die alle den Zweck hatten, Menschen, Dinge und Ideen deutlich zu definieren, dann mußte man vorsichtig sein und durfte nicht so ohne weiteres eine bestimmte Definition eines Menschen, einer Sache oder einer Idee gutheißen! Herrn Vogels Name klang deutsch. Aber Namen mit deutschem Klang kommen weit außerhalb Deutschlands Grenzen vor, in den verschiedensten Ländern, wie in der Schweiz, in Frankreich, England und Skandinavien. Herr Vogel konnte ebensogut ein Sohn irgendeines dieser Länder sein, wenn er auch als internationaler Spekulant in einer Stadt lebte und wirkte, die der Welt schon verschiedene internationale Spekulanten geschenkt hat, aber außerdem auch Männer wie beispielsweise Sokrates, dessen Tätigkeit darauf abzielte, klare und deutliche Begriffe von Menschen, Dingen und —

In diesem Augenblick gelang es Philipps Fingern endlich, den letzten Knoten zu bezwingen, der seinen linken Arm fesselte. Aber dann hielten diese Finger plötzlich in ihrer Arbeit inne. Der Grund war ein Gefühl tiefer Dankbarkeit für die wiedergewonnene Selbstachtung, Dankbarkeit dafür, daß es ihm trotz allem gelungen war, das Problem zu lösen, das auch der junge Benda gelöst hatte! Es war ihm nun ganz klar, wie ein Einbruch, der nicht hatte stattfinden können, sehr wohl stattgefunden haben konnte, ja vermutlich stattgefunden hatte! Allerdings folgte seiner Lösung dieses Problems sofort eine Flut neuer Möglichkeiten auf dem Fuße. Aber das schmälerte keineswegs seine Freude über die wiedergewonnene Selbstachtung.

Noch ein paar Minuten blieb er still nachsinnend liegen. Dann schlossen die Finger seiner rechten Hand ihre Arbeit ab und überließen es dem befreiten linken Arm, das Werk zu vollenden.

Wenig später konnte er sich, wenn auch nicht ganz mühelos, von Herrn Vogels elegantem Smyrnateppich erheben.

Von unbeschreiblicher Neugier getrieben, untersuchte er zuerst seine Brieftasche. Er wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte: hundert Drachmen waren alles, was der junge Benda ihr entnommen hatte! Gerade genug, um Nike zum Lunch einzuladen und sich zu revanchieren.

Dann sah er auf die Uhr. Sie zeigte elf. Er hatte noch eine Wüstenei von Zeit vor sich, er brauchte ja erst unmittelbar, bevor das Café Diogenes schloß, die Feuerleiter hinunterzuklettern. Er verwendete einen Teil dieser Zeit dazu, die Papiere, die er auf dem Boden verstreut gefunden hatte, noch einmal zu durchsuchen. Endlich war sein Wissensdurst gestillt. Er drehte das elektrische Licht ab und verließ das verwüstete Gemach. Es war nicht seine Schuld, daß es so aussah. Er war gerade zu dem kleinen Verschlag gelangt, von dem aus er seine Forschungen begonnen hatte, und stand auf der Schwelle, im Begriff, der Wohnung Lebewohl zu sagen, als er ein Geräusch auffing, das ihn innehalten ließ. Man hörte ein Knipsen an der Wohnungstüre! Sollte er fliehen, so lange es noch Zeit war? Nein, er wollte sehen, wer der späte Gast war. Vielleicht war es der rechtmäßige Inhaber der Wohnung, der unangemeldet zurückkehrte? In diesem Falle wollte Philipp das Gesicht sehen, das er beim Anblick seines geplünderten Heims machen würde!

Jetzt ging die Türe auf. Er hörte eine Hand nach dem Lichtschalter tasten. In der nächsten Sekunde lag der Korridor in gedämpftem, aber klarem Licht da. Philipp konnte nur schwer einen Ausruf unterdrücken.

Es war weder der goldbetreßte Portier von Smyrna-House, noch der Direktor der Finanzierungsgesellschaft für den Nahen Osten, den er da vor sich sah. Es war ein Herr, den er bedeutend besser kannte, da er bereits mit ihm soupiert und ihn überdies heute mittag gesehen hatte. Es war der berühmte Regisseur der Bird International Pictures Corporation, Mr. Edmund Bird.

Seine Augen leuchteten in einer geistesabwesenden Glut, während er langsam, ohne zu zögern, auf das Zimmer, in dem Philipp noch vor kurzem gebunden auf dem Boden gelegen hatte, zuschritt und über dessen Schwelle verschwand. Alle Vorsicht in den Wind schlagend, verließ Philipp seinen Zufluchtsort, um zu sehen, was Mr. Bird dort zu tun gedachte. Mr. Bird! Welchen auch nur denkbaren Grund konnte er für seinen Besuch in dieser Wohnung haben? Wie war er überhaupt hereingekommen?

Zu dem Schlüsselloch hinabgebeugt, beobachtete Philipp das Tun des Regisseurs in dem verwüsteten Zimmer. Dessen Aussehen schien ihm nicht die mindeste Überraschung zu bereiten. Im übrigen hätte er im Hinblick darauf, was er jetzt selbst dort unternahm, auch nicht das Recht gehabt, Verwunderung oder Empörung über den Zustand des Gemaches zu äußern. Wenn dieses nach den drei vorangegangenen Besuchen übel zugerichtet war, so wurde es durch den vierten wahrlich nicht schöner! Papierstöße aller Art wurden von Mr. Birds Fingern aufgewühlt und entflatterten ihnen. Sie verschonten weder den Kassenschrank noch den Schreibtisch. Nach einer kleinen Weile glaubte Philipp genug gesehen zu haben. Er verließ das Schlüsselloch, kehrte zu seinem Ausgangspunkt zurück, fand die erste der eisernen Leitersprossen, arbeitete sich die übrigen hinunter, bewunderte die Aussicht durch die Dachluke, wo die sieben Nabel von einem Chaplin-Imitator abgelöst waren, und stand endlich auf dem asphaltierten Hof. Ein wenig später war er wieder daheim in seinem Hotel, wo Herr Achilles Tritakis seine Kleider und sein ganzes Aussehen mit einer Miene musterte, die besagte, daß man sich von einem Menschen, der vertraulich mit einem athenienfischen Loustro verkehrte, nichts Besseres erwarten konnte.

Als Philipp sich hastig umgezogen hatte und im Speisesaal eben sein spätes Souper bestellen wollte, kam ihm eine Idee — die zweite an diesem Abend. Er war nicht ebenso überzeugt von ihrem Wert wie von dem der früheren, aber sie entlockte ihm doch ein so eigentümliches Lächeln, daß der Oberkellner sich bekümmert erkundigte, ob das Souper nicht nach Wunsch sei? Es war nur Wunsch. Und der Herr Professor wünschte allein zu speisen? Nicht in Gesellschaft seiner Freunde von gestern abend, der berühmten amerikanischen Filmgesellschaft? Dort drüben saßen sie alle beisammen und wünschten sich nichts sehnlicher als die Gesellschaft des Herrn Professors!

„Danke", sagte Philipp und musterte den bezeichneten Tisch, an dem platinblondes Haar, nachtschwarzes



Winterfreuden in Hawai.

Während es bei uns winterlich kalt ist, kann man sich dort sommerlichen Wasserspielen hingeben. Unser Bild zeigt einen beliebten Sport, das Gleiten auf den Wellen, wobei es gilt, auf einem Brett sich von den hochgehenden Wogen an Land tragen zu lassen.

Aufnahme: Presse-Photo.

Haar, mohnfarbene Lippen und mohnfarbene Nägel um die Wette mit juwelenbesetzten Puderdosen und Lippenstiften ergänzten. „Ich esse allein. Aber übrigens irren Sie, Kellner, sie sitzen nicht alle beisammen! Mr. Bird, der berühmte Regisseur, ist nicht da!"

Der Oberkellner bestätigte, daß die Gesellschaft tatsächlich diese Lücke aufwies, und fand eine Erklärung.

„Sie werden sehen, er ist durch seine Arbeit zurückgehalten, Herr Professor", sagte er.

„Da haben Sie sicherlich recht", antwortete Philipp. „Übrigens — Sie müssen mir alle amerikanischen und englischen Filmzeitungen verschaffen, die Sie um diese Zeit in Athen auftreiben können, und zwar so rasch als möglich!"

Der Oberkellner versprach, sein Bestes zu tun, und verschwand. Philipp versank in Grübeleien, während er mit Messer und Gabel spielte.

Was für Gedanken konnten das sein? Ökonomische? Filmatische? Filmtechnische? Auf jeden Fall genügten sie, um ihm solches Vergnügen zu bereiten, daß er einmal ums andere befriedigt vor sich hinlächelte.

9.

— in dem Herr Collin mit Unterbrechungen soupiert.

Das Souper, das Philipp Collin so lange entbehren mußte, gestaltete sich nicht zu der ruhigen, angenehmen Mahlzeit, auf die er sich gefreut hatte. Allzuviele Ereignisse und Eindrücke störten es, brachten Unordnung in die Speisenfolge und in die wohlabgewogene Kurve der Weine.

Der Kellner hatte gerade die eisgekühlte Fleischbrühe und ein Glas Sherry vor ihn hingestellt, als die erste Störung eintraf.

Am Nebentisch erblickte Philipp plötzlich die Freundin des jungen Benda. Wenn man sich die geflügelte Statue, die einen der Stiegenaufgänge im Louvre schmückt und die Erinnerung an den Sieg von Samothrake verewigt, ohne Flügel denken könnte, hingegen mit einem Kopf, dann würde diese Statue ihr ohne Zweifel bis in jede Einzelheit geglichen haben.

Aber eine Siegesgöttin soll triumphierend blicken, und in diesem Punkte haperte es. Die Freundin des jungen Benda saß mit gesenktem Kopf und abwesenden Augen da. Weder die Gäste des Saales, noch die Lichter, die Blumen oder die Musik vermochten ihr ein Lächeln zu entlocken. Vielleicht lag dies an ihrer Begleiterin! Das war eine Dame, die von Brillanten nur so funkelte, vermutlich gegen sechzig Jahre alt, aber gekleidet wie eine Zwanzigjährige und mit dem neckischen Wesen und den Ausdrücken einer Siebzehnjährigen. Die professionellen Tänzer umschwärmten sie wie Wespen den Honigtopf, sie tanzte zwischen jedem Gang und lächelte ihren Rittern strahlend zu. Aber während sie diese Triumphe feierte, gab es niemanden, der ihre Begleiterin aufforderte. Das hätte sonderbar erscheinen müssen, wenn es nicht so leicht zu durchschauen gewesen wäre. Jetzt kehrte sie eben von einem Ausflug auf die Tanzfläche zurück, und Philipp hörte, wie sie mit einer Stimme, aus der alles Neckische plötzlich entschwunden war, sagte:

„Wenn Sie kein anderes Gesicht machen können, Helen, dann gehen Sie lieber hinauf und legen sich nieder. Bezahle ich dafür, eine Pagode bei Tisch zu haben!"

„Natürlich nicht, Mrs. Lantrey. Verzeihen Sie mir!"

„Helen!"

„Ja, Mrs. Lantrey?"

„Sie haben sich geschminkt und die Lippen rot gefärbt! Versuchen Sie nicht zu leugnen. Sie wissen, daß ich das ein für allemal verboten habe."

Philipp konnte den Anblick der jungen betrübten Siegesgöttin nicht ertragen, er wandte den Blick in eine andere Richtung und entdeckte sofort einen neuen Bekannten. An einem Tischchen in einer Fensternische saß ein Herr, den er kannte, Mr. Birds Freund, Herr Klemens Schmidt. Er aß mit gutem Appetit, beinahe gierig, während er in einem Stoß Zeitungen las, die den halben Tisch ausfüllten. Die vielen Geräusche des Saales schienen seinem Trommelfell nicht den geringsten Eindruck zu machen. Wenn der Kellner einen Teller wechseln wollte, grunzte er nur zustimmend, ohne aufzublicken. Sein Maulwurfshaar blinkte blauschwarz im Lichte der elektrischen Kronleuchter. Er trug seine horngefaßten Augengläser und hatte das Gesicht tief über die Zeitungen gebeugt. Philipp wurde in seinen Beobachtungen dadurch unterbrochen, daß der Kellner an seinem eigenen Tisch auftauchte und ihm einen Stoß Zeitungen brachte, der den des Herrn Klemens Schmidt beinahe in den Schatten stellte. Es waren sämtliche amerikanischen Filmzeitschriften, soweit sie um diese Stunde in Athen aufzutreiben gewesen waren. „Movietone Journal", „Screen News", „Movie World" und noch viele andere, alle mit farbigen Bildern der schönsten, weißzähnigsten jungen Damen auf dem Umschlag und versprochenen Einblicken in ihr Privatleben im Innern des Blattes.

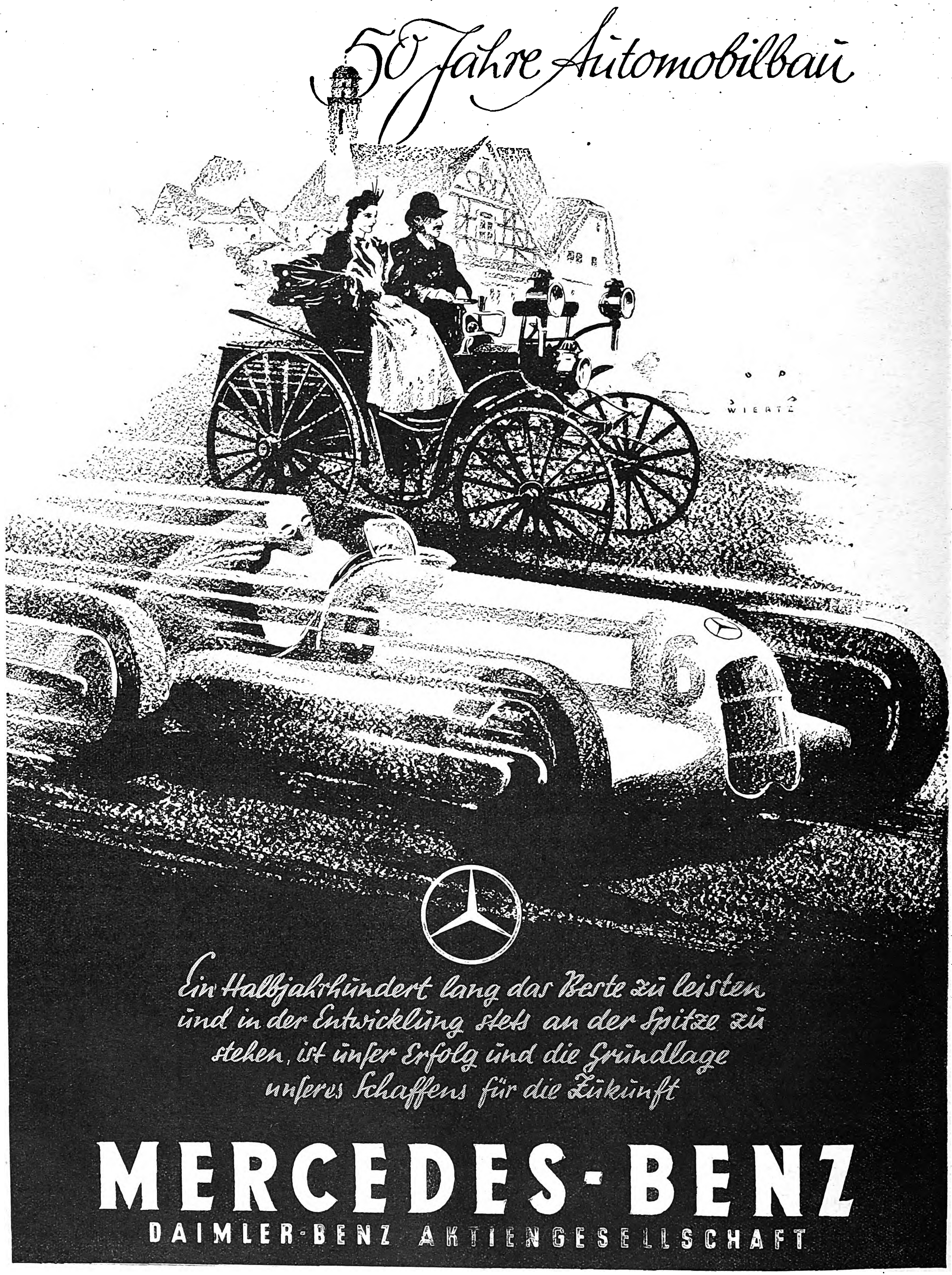
„Sie haben doch gehört, was in den Extraausgaben der Abendzeitungen steht, Herr Professor?" fragte der Kellner.

„Nein", sagte Philipp zerstreut, denn auf dem Umschlag von „Movie World" war Joan Jarrolds abgebildet, und im Text wurden alle Einzelheiten ihres Lebens von der Wiege bis zu ihrer dritten Ehe in Aussicht gestellt. „Was steht denn darin?"

„Das wissen Sie nicht, Sir? Da steht, daß der große Finanzmann Vogel mit seinem Privatflugzeug abgestürzt und umgekommen ist."

Philipp setzte sich kerzengerade auf, Movie World und Mrs. Jarrolds Privatleben völlig vergessend.

„Was sagen Sie? Herr Vogel ist umgekommen?"


50 Jahre Automobilbau
WIERTZ
Ein Halbjahrhundert lang das Beste zu leisten
und in der Entwicklung stets an der Spitze zu
stehen, ist unser Erfolg und die Grundlage
unseres Schaffens für die Zukunft
MERCEDES-BENZ
DAIMLER-BENZ AKTIENGESELLSCHAFT

„Ja, Herr Professor. Er startete gestern mittags, um —"

„Um zu geschäftlichen Konferenzen in Konstantinopel und Bukarest zu fliegen. Das weiß ich. Weiter!"

Der Kellner hielt inne, leicht erstaunt.

„Sie kannten seine Pläne, Herr Professor?"

„Ich habe zufällig in der Stadt etwas darüber gehört. Nun — welchen Anlaß hat man, zu glauben, daß er umgekommen ist?"

„Nur den", erwiderte der Kellner ein wenig gekränkt, daß er seine Geschichte nicht so erzählen konnte, wie er wollte, „nur den, daß man seinen Apparat im Ägäischen Meer vor Kumi auf den Wellen treibend gefunden hat, und zwar leer!"

„Wo liegt Kumi?"

„Auf der Insel Euböa."

„Auf dem Weg nach Konstantinopel?"

„Auf dem geraden Weg nach Konstantinopel."

„Wer hat das Flugzeug gefunden? Und woher weiß man, daß es Vogels Maschine ist?"

„Fischer haben sie aufgefunden. Die Nummer der Maschine stimmt mit seiner überein, sagt der hiesige Flugplatz."

„Zeigte der Apparat irgendwelche Spuren, die darauf schließen lassen, daß er verunglückt ist?"

„Es sieht aus, als ob der Motor explodiert wäre. Die ganze Maschine sei sehr stark beschädigt, sagen die Zeitungen."

„Und Herr Vogel war nicht an Bord? Auch sein Pilot nicht? Und keinerlei Spuren von ihnen?"

„Niemand war an Bord! Man vermutet, daß sie in letzter Minute abgesprungen und ertrunken sind."

„Ein überaus einleuchtender Gedankengang!" gab Philipp zu.

„Warum müssen es aber die Leute auch immer so eilig haben, Herr Professor? Wenn sie lieber mit der Eisenbahn fahren würden, anstatt ein Flugzeug zu nehmen, um ein paar Stunden zu ersparen, würden sie auch noch zurechtkommen, und so manches Leben wäre gerettet —"

„Davon bin ich nicht so überzeugt, lieber Freund, seitdem ich hier im Lande mit den Eisenbahnen gefahren bin."

„Sagen Sie mir nur eines", fuhr Philipp fort, „ist dieses Kumi, wo man das Flugzeug gefunden hat, ein sehr entlegener Ort?"

„Sehr entlegen, glaube ich."

„Wie weit ist es von hier? Mit dem Auto?"

Der Kellner grübelte nach. „Vielleicht zehn bis elf Stunden für die ganze Tour, Herr Professor!"

„Hm! Ja — ich danke für Ihre Auskünfte, Kellner! Sie haben recht, für die Aktionäre von Herrn Vogels Unternehmungen sieht es trübe aus! Man muß froh sein, nicht in ihrer Haut zu stecken!"

„Er hätte den Zug nehmen sollen, Herr Professor!"

Während Philipp zu essen begann, wirbelten die Gedanken durch seinen Kopf. Herr Vogel, dessen Wohnung er vor kaum einer Stunde besucht hatte, existierte also nicht mehr. Seltsame Nachricht im Hinblick auf die Ereignisse, die sich in dieser Wohnung abgespielt hatten! Zuerst ein mystischer Besuch, dann Herr Benda, dann Philipp, dann wiederum Herr Benda und dann — zuletzt, aber nicht weniger seltsam: Mr. Edmund Bird! Der sich übrigens reichlich Zeit in besagter Wohnung zu lassen schien, da er sich noch nicht am Tische der Filmgesellschaft gezeigt hatte — nein, der endlich seinen Besuch beendigt haben mußte und nun gerade mit dem Gesichtsausdruck eines Schlafwandlers in den Speisesaal des Hotels Salamis wankte. Ja, wankte! Es war nicht anders zu nennen! Der Blick unter den purpurfarbenen Lidern schien beinahe erloschen. Aber Mr. Bird steuerte geradewegs auf den Tisch los, an dem Herr Klemens Schmidt Zeitungen las! Beim Erscheinen des Regisseurs erhob dieser ein blinzelndes Augenpaar von der Zeitung „Akropolis" und machte ein Gesicht, als ob er lieber ungestört sein wollte. Aber Mr. Bird nahm auf einem Stuhl Platz, winkte dem Kellner ab und beugte sich vor. Philipp hätte viel darum gegeben, das Gespräch zu hören, das sich nun entspann. Aber er mußte sich damit bescheiden, das Mienenspiel der beiden Herren zu studieren, und das brachte ihm keine besonderen Aufschlüsse, denn Mr. Birds Antlitz, das nie lebhaft war, ließ sich, was seine Ausdruckslosigkeit betraf, nur mit dem der Sphinx vergleichen, und sein Freund Schmidt gab sich nicht die geringste Mühe, zu verbergen, daß seine Gedanken wo anders weilten und auch dort zu verbleiben wünschten. Der Regisseur murmelte einige abschließende Worte, bevor er aufstand und zum Tisch der Filmgesellschaft weiterging.

Auf dem Wege dorthin streifte er Philipps Tisch, ohne ein Zeichen, daß er Philipp erkannte. Plötzlich aber blieb er unvermittelt stehen, wie ein Schlafwandler, den ein Geräusch plötzlich aus seinem Zustand weckt. In diesem Falle war es kein Geräusch, das ihn weckte: es war der Anblick eines Gesichts. Mit vorgestrecktem Kopf blieb er wie angewurzelt vor der Freundin des jungen Benda stehen. Er begann sie zu studieren, jede Linie, jede Einzelheit ihres Gesichtes schien er förmlich in sich einzusaugen. Mrs. Langtrey kehrte von einem Walzer zurück, musterte den Regisseur, erkannte ihn offenbar und wandte sich mit dem holdesten Lächeln an ihre Gesellschafterin.

„Helen! Wollen Sie mir nicht Ihren Freund vorstellen?"

Es sah aus, als hätte Miß Helen bis zu diesem Augenblick nicht geahnt, welche Aufmerksamkeit ihr gezollt wurde. Sie warf einen kurzen Blick auf Mr. Bird, zuckte die Achseln und antwortete:

„Tut mir sehr leid, Mrs. Langtrey, aber ich habe nicht das Vergnügen, diesen Herrn zu kennen."

Die Antwort hatte eine doppelte Wirkung. Mr. Bird zuckte zusammen, verbeugte sich steif und verschwand. Mrs. Langtrey sank in einen Sessel, ihr Gesicht hatte einen Ausdruck, der nichts Gutes verhieß.

Philipp vertiefte sich in die „Movie World". Die Zeitung widmete den größten Teil ihres dieswöchentlichen Interesses Joan Jarrolds, ihren Sympathien, Antipathien, Heiraten, Scheidungen, Lieblingsvergnügungen und Filmrollen. Unter der Rubrik „Meine nächsten Filme" teilte Joan mit, daß sie sich jetzt an die große Unternehmung gebunden habe, deren Regisseur der in ganz Amerika berühmte Edmund Bird war, der es „nach einer meteorartigen Laufbahn in Zentral-Europa, wo seine Wiege gestanden hatte, vorzog, sein Genie in den Staaten zu betätigen". Philipp durchblätterte die anderen Zeitschriften. In „Screen News" fand er eine Photographie, die ihm endlich etwas für sein Geld gab. Sie stammte von einem Feste bei irgendeinem Filmstar in Hollywood. Alle Gäste trugen Kostüme, die für ihre Heimat oder ihren ursprünglichen Beruf charakteristisch sein sollten. Auf einer dieser Photographien erkannte Philipp mit aller wünschenswerten Deutlichkeit Mr. Birds schwere Augenlider und sein müdes Dschingis-Chan-Profil. Die Tracht, die er trug, paßte nicht übel zu dem Gesicht: sie bestand aus einer rohgegerbten Lederjacke über einer grünen Weste mit Silberknöpfen, die vorn offen war und ein weißes Hemd und ein Halstuch sehen ließ. Die stramm anliegenden Beinkleider verschwanden in Stiefeln, und auf dem Kopfe saß ein Filzhut mit einer Feder. Nein, die Tracht paßte ihm nicht schlecht und hatte sicherlich zu der Zeit, als der Träger ein junger Mann und noch nicht beim Film war, erheblich besser gepaßt.

Aber zu welchem Lande konnte sie passen? Ein kurzes Abzählen an den Fingern zeigte, daß nicht viele europäische Länder, in denen überhaupt Nationaltrachten vorkommen, in Frage kamen. Wenn man sich an den Text der „Movie World" hielt, mußte ja überdies das Land, von dem aus Mr. Bird seine „meteorähnliche" Laufbahn begonnen hatte, zentraleuropäisch sein, und wenn das stimmte, dann blieb eigentlich nur Ungarn.

An Mrs. Langtreys Tisch zeigte das Gespräch die beunruhigende Neigung, erregt und hemmungslos zu werden. Hatte Mrs. Langtrey damit begonnen, von unerzogenen Menschen und sonderbaren Manieren zu sprechen, so war sie jetzt dazu übergegangen, die Schuld an solchen Manieren ihrer Begleiterin zuzuschreiben.

„Es gibt nur eine Erklärung dafür, daß er es gewagt hat, sich so zu benehmen. Während ich tanzte, haben Sie ihn ermuntert!"

„Ich versichere Ihnen, Mrs. Langtrey, ich hatte gar keine Ahnung, daß dieser Mann im Saale sei. Ich war mit meinen Gedanken ganz wo anders und —"

„Ah bah! Gerede! Ausflüchte! Als ob irgendein Mann auf der Welt so vorgehen würde, ohne daß man ihm Avancen gemacht hätte! Aber daß eine Person, die an meinem Tisch sitzt, beinahe als mein Gast, Anlaß dazu gibt, daß ich beleidigt werde —"

Ein Tänzer verbeugte sich vor Helens Arbeitgeberin, und eine wohltätige Pause trat ein.

Drüben am Tisch der Filmgesellschaft saß der Anlaß dieses Sturms im Wasserglas, Mr. Bird. War er Ungar? Ja warum nicht? Vermutlich geht es nur im Film so zu, daß alle Ungarn Tokaier trinken und Csardas tanzen! Plötzlich fiel Philipp etwas ein. Das Hotel hatte ein vortreffliches Lesezimmer, in dem Konversationslexika und andere Nachschlagebücher zu finden waren. Vielleicht hatte es auch irgendein Buch mit Abbildungen von Nationaltrachten der verschiedenen Länder. In diesem Falle ließ sich die Frage nach Mr. Birds Nationalität in fünf Minuten lösen, ohne Einmischung von Unberufenen. Und damit hatte man dann eine Grundlage, auf der man weiterbauen konnte — eine ziemlich feste Grundlage.

Philipp erhob sich vom Tisch mit einem letzten forschenden Blick auf Fräulein Helen. Sie saß da, den Kopf zurückgeworfen, regungsloser als eine Marmorstatue. Er bat den Kellner, ihm den Tisch freizuhalten, nahm die „Screen News" mit dem Porträt Mr. Birds mit und begab sich ins Lesezimmer. Ein zehn Minuten währendes Studium der Bibliothek zeigte ihm, daß ein Nachschlagebuch, wie er es zu finden gehofft hatte, nicht vorhanden war. Ethnographische Werke gehörten nach Ansicht der Hoteldirektion offenbar nicht zu den berechtigten Forderungen der Gäste. Aber dafür fand er Bücher, auf die er sich förmlich stürzte, obwohl ein Außenstehender nur schwer hätte begreifen können, was sie ihm Interessantes zu bieten hätten. Es waren ganz einfach Wörterbücher in verschiedenen Sprachen. Hier konnte der Engländer die Übersetzung seiner Sprache ins Französische, Deutsche, Italienische und Neugriechische finden und der Franzose und Italiener feststellen, wie weit der Wortschatz Molières und Dantes sich in anderen Sprachen wiedergeben ließ. Aber da diese Bücher aus dem Lande Goethes und Schillers stammten, waren die Deutschen bevorzugt. Mit Hilfe dieser Wörterbücher konnten sie sich nicht nur im Französischen, Englischen, Italienischen und Neugriechischen zurechtfinden, sondern auch im Türkischen, Armenischen und Ungarischen. Und eben auf diesen letzteren Band stürzte sich Philipp. Er studierte ihn jedoch nicht besonders gründlich, sondern begnügte sich damit, ein einziges Wort in der deutsch-ungarischen Abteilung nachzuschlagen und es dann mit der ungarisch-deutschen zu vergleichen. Hierauf notierte er sich etwas auf ein Stück Papier und verließ das Zimmer.

Anstatt jedoch in den Speisesaal zurückzukehren, suchte er Herrn Achilles Tritakis in seiner Portierloge auf, verlangte ein Telegrammformular, füllte es aus und übergab es dem Portier, der sofort den Inhalt durchzubuchstabieren begann, scheinbar um die Anzahl der Worte zu berechnen, in Wirklichkeit aber, um seine schlecht verhehlte Neugierde zu befriedigen.

„Fünfundvierzig Worte, die Antwort für doppelt soviele bezahlt", murmelte er. „Very well, Sir, es wird sofort abgehen!"

„Schön", sagte Philipp, „aber vergessen Sie nicht, daß Telegramme Geheimdokumente sind, Portier! Dies hier ist ein Geschäftstelegramm, und ich müßte Sie verantwortlich machen, wenn ein Unbefugter es lesen sollte!"

Herr Achilles Tritakis zuckte bei dieser Zumutung zusammen, wie von einem giftigen Insekt gestochen, und beeilte sich, das Telegramm in einen Umschlag zu stecken, den er versiegelte und einem Pagen übergab.

Philipp kehrte in den Speisesaal zurück und fand, daß während seiner Abwesenheit gewisse Veränderungen an seinem Tisch vorgegangen waren. Er hatte ihn beladen mit Filmzeitschriften verlassen. Er fand ihn bedeckt mit Büchern von wissenschaftlichem Aussehen und besetzt von einem Herrn, in dessen rosig überhauchten angeregten Zügen er seinen gelehrten Freund, Mr. Petrie, erkannte. Er war es jedoch und kein anderer, und seine Absicht war, die versprochenen Bücher über Attila abzuliefern. Sein Gewissen erlaubte ihm nicht, zu Bett zu gehen, bevor er nicht dieses Versprechen, das er Philipp gegeben, erfüllt hatte? Was er seit dem Lunch bei Averoff angefangen hätte? Ach, er hatte einen alten Freund aus Amerika getroffen, und der hatte ihn zu einer Fahrt durch die Stadt eingeladen, auf der er Athen auf ganz anderen Seiten als der archäologischen kennengelernt hatte. Nie hätte er sich träumen lassen, daß es so viele Cafés in Athen gäbe — aber wie er nun mit einiger Bestimmtheit behaupten konnte, gab es ihrer beinahe mehr als Museen! Er und sein Freund hatten sie alle besucht! Aber die ganze Zeit über hatte in seinem Inneren die Stimme des Gewissens gesprochen und gesagt: Vergiß diese Bücher über Attila nicht! Und darum war er jetzt hier, um sie abzuliefern, damit das innere Organ, in seinen Forderungen befriedigt, ihn nach diesem ereignisreichen, verblüffenden Tage in Ruhe schlafen ließ!

„Und w—was haben Sie den ganzen Tag getrieben, l—lieber Freund?" fragte der Archäologe leutselig, indem er Philipp fröhlich auf den Rücken schlug. Die Wirkungen der Rundfahrt waren unverkennbar.

„Ich?" lächelte Philipp. „Ich habe Ihnen ein bißchen ins Handwerk gepfuscht, Mr. Petrie. Ich habe eine attische Behausung von ziemlich spätem Datum erforscht! Leider waren jedoch schon andere Forscher vor mir auf dem Platze!"

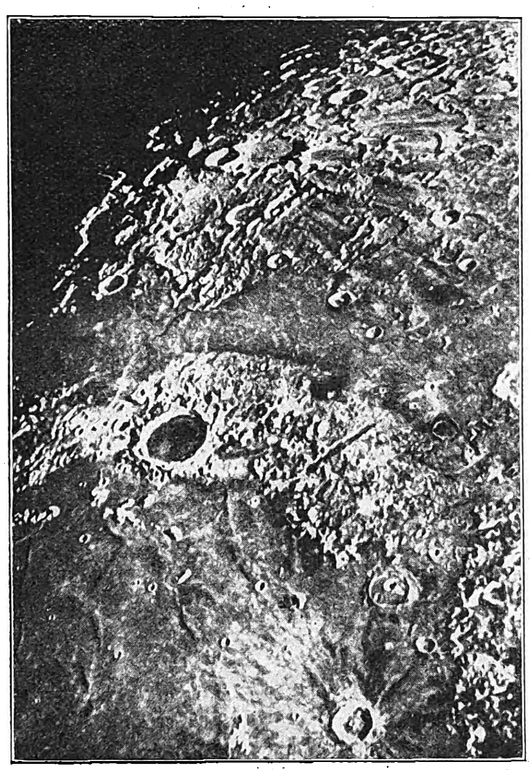
Fortsetzung folgt.

v. ELMAYER-VESTENBRUGG:

Rätsel des Mondes

(1. Fortsetzung.)

Das jenseitige Ufer des „Plato“ hoch im Norden erkennen wir trotz der 96 Kilometer Entfernung klar als glänzenden Gletscherkamm, und wir können dabei feststellen, wie wenig Höhengliederung so ein Mondgebirgszug aufweist, wenn er uns auch bei unseren irdischen Mondbeobachtungen durch die tiefen Schattenfiguren sogenannte „Gipfel“ vortäuscht. Selbst das grobe Eisgetrümmer zu unseren Füßen wirft schon



Mondlandschaft.
Wallebene „Plato“ und „Alpental“.
Das schwarze Auge Mitte links ist der „Plato“ mit einem Durchmesser von 96 Kilometern; rechts davon der scharfe geradlinige Riß durch den Mondgebirgszug der „Alpen“ ist das 120 Kilometer lange und 6 Kilometer breite „Alpental“.

riesige Schlagschatten und verstärkt die grausige Plastik der rauhen Spaltengehänge an den erschreckend zerklüfteten Bergseiten. Wir erkennen innerhalb der Wallebene die verschiedenen Niveauhöhen des angelagerten Eisgeschiebes und können uns im Geiste die einst am Grunde dieser Ebene ausgetretenen Wassermassen vorstellen, die in breiter Dünung dahinbrandeten und ihren im Gefrieren begriffenen Brei in locker geschichteten Massen anhäuften, bis das noch Flüssige zurückebbte, um nach einiger Zeit wieder auszuströmen und einen neuen Ring zu bilden. Wir verfolgen in Gedanken den ganzen, damals vor sich gegangenen Hügel- und Eisschuttanbau, bis durch das wiederholte Aus- und Einatmen der Flut der Wall in seiner heutigen Gestalt vollendet war und einer letzten Flut keine Ebbe mehr folgte, weil der Rückfluß ins Mondinnere schließlich durch Eistrümmer verstopft wurde. Überall starrt und glitzert Eis und Reifflor, und unsagbar grauenhafte Kälte und ewiges Schweigen liegen über diesem Meer des Todes, das hier als Einöde „Platogrund“ vor uns ausgebreitet ist.

Es gibt auf dem Monde vielleicht noch großartigere und seltsamere Landschaften als den Riesenzirkus „Plato“, aber überall und immer werden wir als Mondwanderer dieselben Erfahrungen machen. Wir könnten so zum Beispiel noch dem 150 Kilometer von unserem Standorte entfernten sogenannten „Alpental“ einen Besuch abstatten; von unseren irdischen Mondbeobachtungen her wissen wir, daß die Wissenschaft bisher ratlos der Entstehungsursache dieses rätselhaften 120 Kilometer langen und 6 Kilometer breiten Risses gegenübersteht, der schnurgerade durch den Mondgebirgszug der „Alpen“ führt. Auf Grund der Welteislehre und nach den bisher gemachten Erfahrungen können wir uns aber nun leicht vorstellen, daß da einmal ein Eiskrustenteil des Mondes durch den Einfluß der Erde zerbrach und auseinanderwich, worauf er vom nachfließenden Wasser teilweise wieder ausgefüllt wurde, ehe dieses wieder zu Eis gefror.

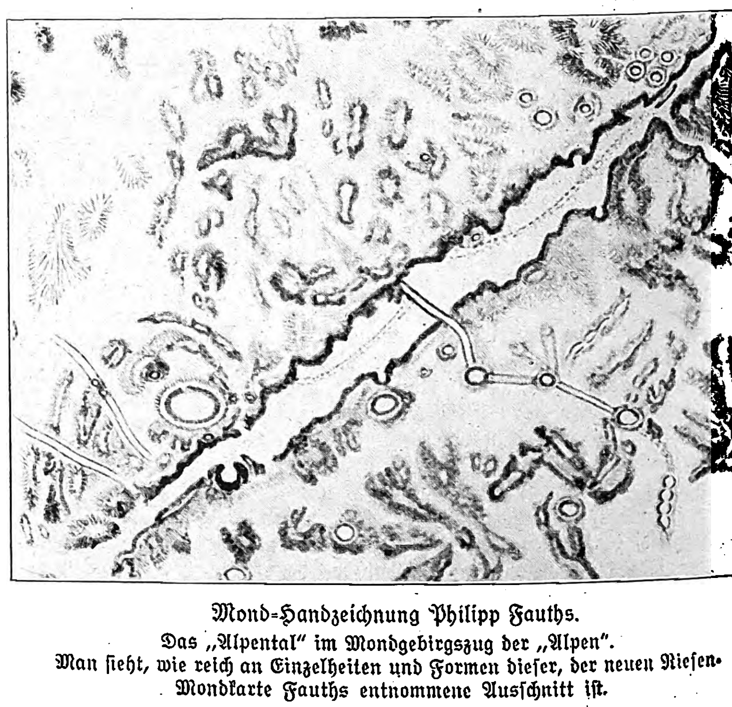
Allmählich fühlen wir aber doch die Weltraumkälte, diese 273 Grad unter Null, auch durch unsere Sohlen dringen und beschließen, wieder wärmere Gegenden, nämlich unsere Erde, aufzusuchen. Nur nach den Mondbewohnern und sonstigen Lebewesen, von denen auf der Erde so viel gefabelt wird, wollen wir noch rasch Ausschau halten. Da befallen uns aber schon bei Betrachtung der „Plato“-Tiefe und ihres Vorgeländes starke Zweifel. Ohne Luft können wir zwar zwischen Eis und Firn in Gedanken leben, aber der rauhen Wirklichkeit gegenüber würden unsere Leiber sicher auf Ewigkeiten wie Gefrierfleisch konserviert werden; lebend könnten wir uns nicht nähren, und wenn wir uns auf einen vernünftigen Lebenszweck besännen — auf dem Monde kämen wir in die größte Verlegenheit. Aber nach „Lebewesen anderer Art“ wird dann von den Besuchern der Sternwarten immer wieder gefragt. Welcher Art? Einer ganz unbekannten etwa, deren unbekannte Bedingungen uns ebenso verschlossen bleiben wie ihr Zweck? Da stehen wir nach der maßgebenden Erkenntnis Philipp Fauths wieder vor verschlossenen Toren. Wir leisten also auch auf Mondgenossen „verwandter Art“ Verzicht und sehen uns noch nach der vom amerikanischen Astronomen Pickering vermuteten Mondpflanzenwelt um. Pflanzen? Also auch protoplasmische Lebewesen, die Luft atmen, im Lichte assimilieren und in Wärme Stoffe verlagern, mithin chemischen und mechanischen Vorgängen ihre Entwicklung verdanken? Da stünden wir am gleichen Hindernis wie vorhin! Ebenso verhält es sich mit den von manchen Astronomen behaupteten angeblichen Veränderungen im Zustand gewisser Mondformen, wobei eben die Unvollkommenheit der ehemaligen Mondkarten nicht berücksichtigt wurde. Heute ist längst schon einwandfrei nachgewiesen, daß diese früher vermuteten Veränderungen auf ungenauer Kenntnis der wahren Verhältnisse beruhten. Auch Philipp Fauth, der mit seiner Riesenmondkarte eine unerreichte Leistung an Beobachtungs- und Detailfestlegungsarbeit geleistet hat, stellt ausdrücklich fest, daß er während der ganzen Zeit seiner Forschungen niemals auch nur die geringste Veränderung an irgendeiner Mondform bemerken konnte.

Auf der Rückreise zur Erde, die wir diesmal mit der wissenschaftlich erlaubten Höchstgeschwindigkeit, nämlich der des Lichtes, vornehmen, gelangen wir nach ungefähr 1/7 Sekunde Reisezeit, also in einer Entfernung von beiläufig 40 000 Kilometer, zu jenem berühmten neutralen Punkt, an welchem die Schwerkräfte der Erde und des Mondes mit gleicher Stärke, aber in entgegengesetzter Richtung wirksam sind, das heißt sich dort die Waage halten. Machen wir während unserer Rückreise an diesem schwerelosen, „abarischen“ Punkte halt, so bleiben wir einfach im freien Äther hängen. Alles hat dort sein Gewicht verloren, und Goethes sonst überall gültiges Wort „Uns bleibt ein Erdenrest, zu tragen peinlich“ ist dort völlig außer Kraft gesetzt. Der schon genannte Jules Verne und andere phantasievolle Schriftsteller ließen sich bei ihren verschiedenen „Reisen in den Weltenraum“ diesen interessanten Punkt nicht entgehen und verweilten lange und liebevoll bei den seltsamen Erscheinungen, die an ihm zu beobachten wären.

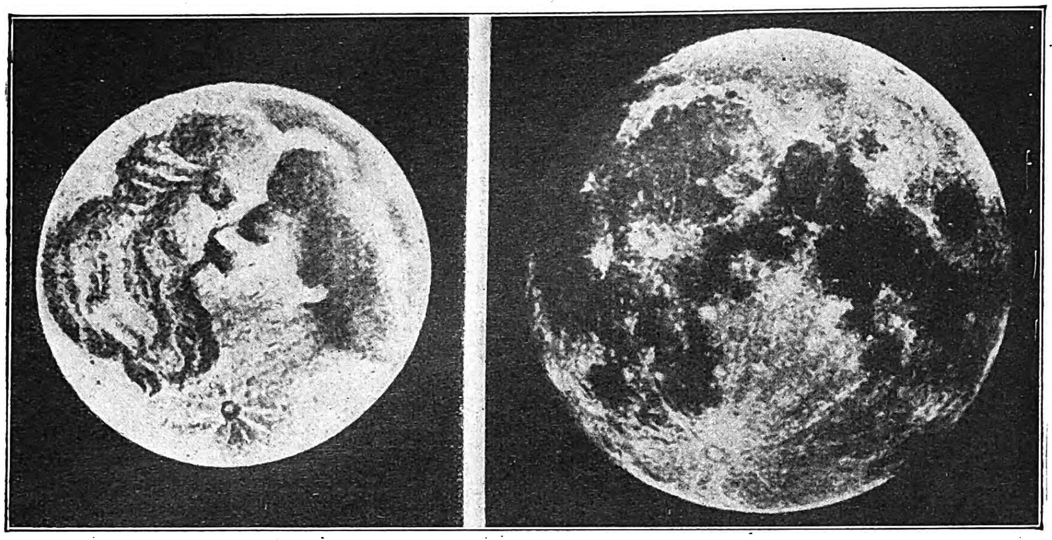
Wir aber, durchfroren wie wir sind, wollen uns in der Weltraumkälte nicht mehr länger aufhalten und fliegen auf unserem Lichtstrahle schleunigst zur Erde weiter, die wir fünf Viertelsekunden später auch glücklich wieder erreichen. Unser Forschungsdrang ist jetzt völlig befriedigt, denn wir sind nun überzeugt, daß wir unser Wissen vom Mond und seinen Formationen, auch durch einen persönlichen Besuch auf ihm, über die von unseren ausgezeichneten Forschern bereits erlangten Erkenntnisse nicht wesentlich bereichern könnten. Von diesen Ergebnissen der neuesten Mondforschung wird in den weiteren Abschnitten berichtet werden.

2. Wie der Mond einst von der Erde eingefangen wurde.

Schon mit unbewaffnetem Auge kann man auf der Mondscheibe hellere und dunklere Stellen ausnehmen, und mit einem Opernglas ist man sogar imstande, größere Ebenen, Ringgebirge und ausgesprochene Gebirgslandschaften zu unterscheiden. Die Phantasie des Volkes hat schon seit undenklichen Zeiten auf der Mondscheibe die verschiedensten und merkwürdigsten Gestalten erkennen wollen, wie den „Mann im Mond“ oder einen Hasen oder Krebsscheren oder sogar ein sich küssendes Liebespaar; und tatsächlich erhält man bei Vollmond durch den Wechsel von hell und dunkel auf dem Mondesantlitz nicht mit Unrecht den Eindruck solcher Bilder, und zwischen 1. Viertel und Vollmond zeigt sich besonders deutlich das Profil eines schnurrbärtigen und lockigen Männerkopfes, zu dem man mit einiger Phantasie einen Mädchenkopf wie zum Kuß sich niederbeugen sieht. Die Erklärung des wahren Wesens dieser hellen und dunklen, manchmal überaus großen Flecke auf dem Monde ist ebenso nüchtern, wie die Volksphantasie romantisch ist: nämlich alle hellen Stellen sind gebirgige Teile im irdischen Sinne, denn sie werfen das Licht stärker zurück; die dunklen Flecke hingegen sind ehemalige Überschwemmungsgebiete, die schon in ihrer gewöhnlichen Färbung dunkler erscheinen. Die Astronomen haben sie daher auch trotz ihrer vollkommenen Trockenheit „Meere“ genannt.



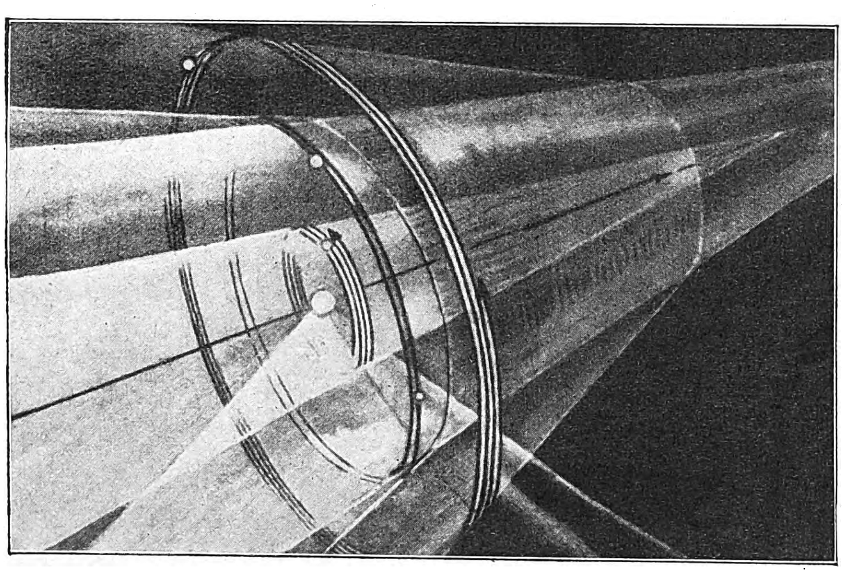
Mond-Handzeichnung Philipp Fauths.
Das „Alpental“ im Mondgebirgszug der „Alpen“.
Man sieht, wie reich an Einzelheiten und Formen dieser, der neuen Riesenmondkarte Fauths entnommene Ausschnitt ist.



Der „Kuß im Mond". Phantasiebild (links) und echtes Vollmondbild zum Vergleich (rechts).
Nach Fauth: „Der Mond."

Philipp Fauth konnte nachweisen, daß auf der uns zugekehrten Seite des Mondes allein an Rundgebilden über 100 000 vorhanden sind. Es ist aber anzunehmen, daß die uns abgekehrte Seite, die wir bekanntlich nie sehen können, ebensoviele ausgebildet hat, so daß mit der erstaunlichen Zahl von 200 000 solcher Rundformen gerechnet werden kann. Die ungeheure Anzahl der anderen Bergformen und sonstigen Gebilde ist aber auch nicht annähernd festzustellen.

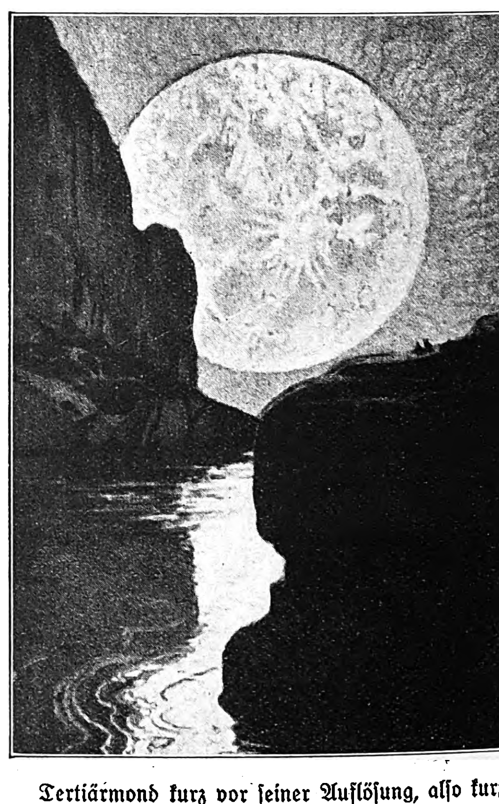
Zur Erklärung, wie diese seltsamen Formationen einst entstanden sein mögen, hat man seit Erfindung des Fernrohres bis zu unserer Zeit die mannigfachsten Hypothesen aufgestellt; aber auch die neuzeitlichsten derselben gründeten sich stets auf Vorstellungen, die rein irdischen Vorgängen angepaßt waren, und untersuchten nicht weiter, ob man dabei den mechanischen und physikalischen Gesetzen gerecht wurde. Das Nächstliegende war natürlich die Vulkantheorie: weil die Erde Vulkane hat, muß auch der Mond welche haben. Dabei machten sich aber selbst Mondforscher oft keine richtige Vorstellung von der grundsätzlichen Verschiedenheit der irdischen Vulkane und der sogenannten Mondkrater. Während nämlich die irdischen Krater nur wenige Kilometer Durchmesser haben, gibt es derartige Mondgebilde, die bis 300 Kilometer Durchmesser aufweisen, also Flächen umspannen, die größer als ganz Bayern sind, und doch am Rand kaum 2000 bis 3000 Meter hoch ansteigen. Man könnte sie also höchstens mit Tellern von solch ausnehmender Flachheit vergleichen, wie sie unsere Industrie überhaupt nicht erzeugt, oder besser noch mit jenen runden Kuchenblechen, die man für den Gebrauch der Hausfrau mit einem ganz dünnen Drahtring zu umgeben pflegt. Der sogenannte Vulkanismus kann daher auf dem Monde, im Gegensatz zur irdischen Gebirgsbildung, keinerlei Rolle gespielt haben. Aus ähnlichen Gründen scheiterte auch die Annahme, daß die Mondgebilde durch massenhaftes Einschlagen von Meteoren in die einst angeblich schlammige Oberfläche entstanden seien. Man nahm dann unter anderem auch an, daß die Mondgebirge aus glasartigem Gestein bestünden, und hat bei verschiedenen physikalischen Versuchen Übereinstimmungen mit den dunklen Stellen der Mondoberfläche gefunden. Hätte man Eis genommen, wäre man vermutlich zu einem ähnlichen Ergebnis gekommen. So zeigten tatsächlich die neuesten Messungen des Polarisationswinkels, das heißt der Veränderung des vom Monde zurückgeworfenen Sonnenlichtes, fast völlige Übereinstimmung mit der gleichen Erscheinung am Eise! Aber es kam eben merkwürdigerweise niemand auf das Nächstliegende, nämlich auf die Annahme der Eisnatur des Mondes, bis sie Hanns Hörbiger im Jahre 1912 zum Ausgangspunkt seiner Welteislehre machte und auch physikalisch und mathematisch einwandfrei erhärtete. Amerikanische Beobachter glauben nunmehr auch, mit ihren Rieseninstrumenten Eis auf dem Monde zu sehen, und ganz unbefangene Laien, die an ihren kleinen Fernrohren oder mit dem Opernglas schon längst zu demselben Eindruck gekommen sind, sagen immer wieder: „Das sieht wirklich ganz wie Eis aus! Das ähnelt völlig einem Gletscher!" Bezeichnenderweise fand Hörbiger mit dieser ganz neuen Deutung der Mondoberfläche zuerst in wissenschaftlichen Kreisen des Auslandes Zustimmung; so wurde schon im Jahre 1926 in dem in London erschienenen Werke: „The Wonder and the Glory of the Stars" des englischen Astronomen George Forbes M. A. die Eisnatur des Mondes in aller Klarheit zur Diskussion gestellt.



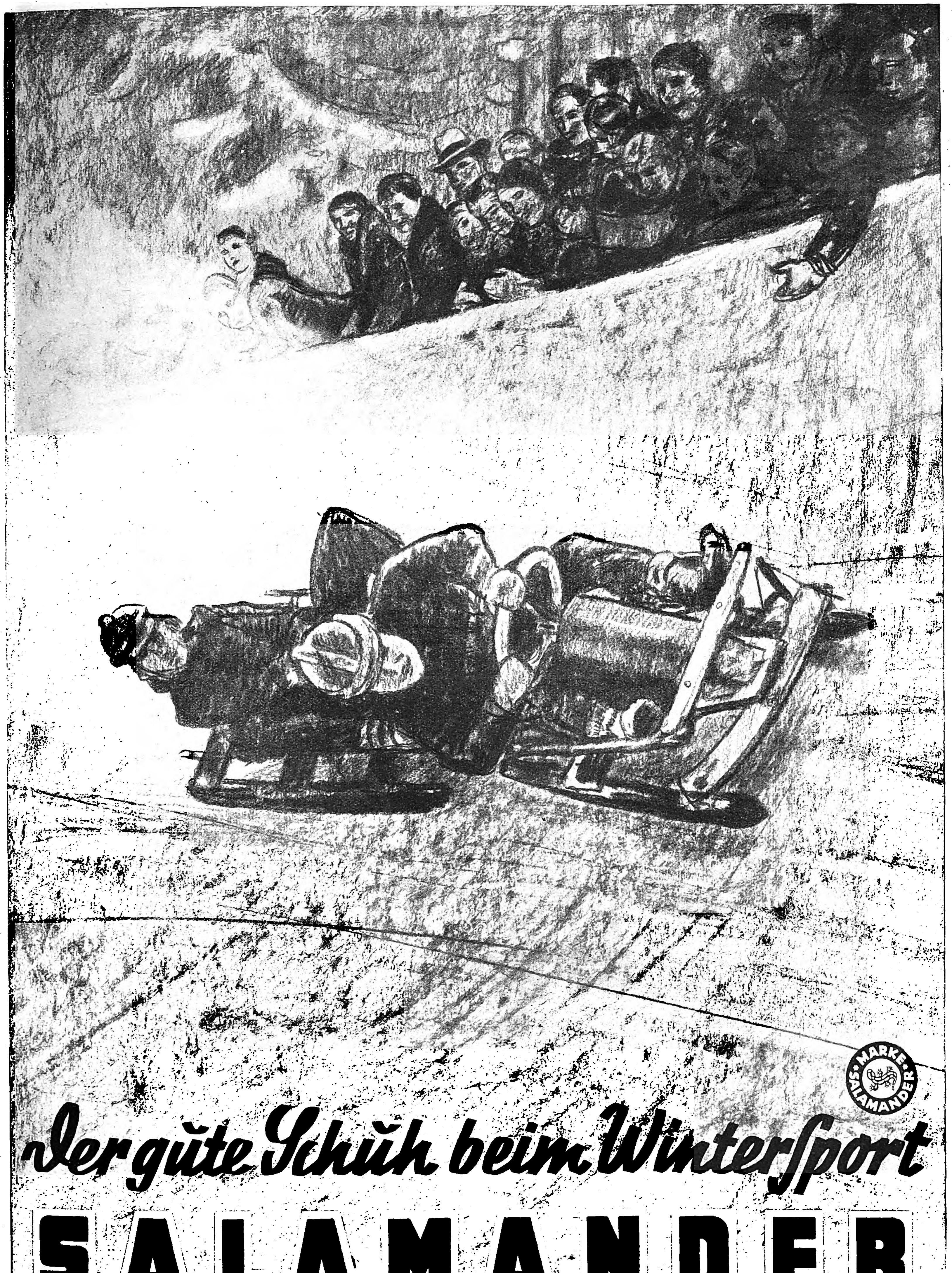
Bahnschrumpfungskegel.
Zeichnung von Alfred Hörbiger.
Die weiße kleine Scheibe im Innersten des Systems stellt die Sonne dar. Zu dieser hin strebt von unten ein weißer Kegel mit der Spitze in der Sonne, der die von der Milchstraße zurückgebliebenen und zur Sonne strebenden Eiskörper vorstellt. Von den um die Sonne kreisenden Planeten sind nur Venus, Erde und Mars (von innen nach außen) dargestellt. Die Sonne bewegt sich in der Richtung des schwarzen Pfeiles nach der rechten oberen Bildecke (in Wirklichkeit geradlinig auf das Sternbild des Herkules zu). Der ganz innen um die Sonne kreisende Planet Venus schrumpft infolge des Weltraumwiderstandes im Laufe der Zeit immer mehr zur Sonne zu und vereinigt sich mit ihr in der Kegelspitze nächst der rechten oberen Bildecke. Die in der Mitte des Systems um die Sonne kreisende Erde schrumpft wegen ihrer größeren Masse viel weniger rasch zu dieser hin und ist daher in der rechten oberen Bildecke mit der Sonne noch nicht vereinigt. Der Erdmond ist entsprechend der obersten Kegelmantellinie nahe der linken oberen Bildecke noch ein selbständiger Planet, dagegen in der Mitte der Abbildung nach Ablauf eines gewissen Zeitraumes bereits von der Erde eingefangen und wird sich mit dieser gemäß der unmittelbar rechts der Erdbahn eingezeichneten schwachen Bahnlinie in einem späteren Zeitpunkte vereinigen. (Sintflut!) Auch diese verschiedenen Stadien der Mondannäherung beruhen auf der rascheren Schrumpfung des Mondes gegenüber der langsameren der Erde wegen seines kleineren Durchmessers und seiner geringeren Dichte. Der äußerste Kegel ist die Marsbahn; da auch dieser Planet weit schneller heranschrumpft als die Erde, ist nahe der rechten oberen Bildecke ersichtlich gemacht, daß er bei der schwach gezogenen Umlaufslinie in die unmittelbare Gefahrenzone der Erde kommt.

Heute herrscht wohl kein Zweifel mehr darüber, ob sich tatsächlich Eis auf dem Mond befindet. Wir stellen mit Hörbiger und dem als größte Autorität geltenden Mondforscher Philipp Fauth fest: Der Mond ist über und über mit Eis bedeckt, auf ihm herrscht Weltraumkälte, das heißt eine Temperatur von 273 Grad unter Null, und außerdem findet sich auf ihm keine Spur von Luft! Die beiden letzten Feststellungen stehen in ursächlichem Zusammenhange miteinander, denn wo der schützende Luftmantel fehlt, kann die über alle Vorstellungen grimmige Kälte des Weltraumes ungehindert eindringen. Der Mond hat aber eben keine Luft, keinen Wärmeschutzmantel wie die Erde, und das ist leicht nachzuweisen. Schon der Anblick des 1. Viertels im Fernrohr, mit den pechschwarzen Schattenfiguren der seitlich beleuchteten Berge sagt uns, daß kein lichtzerstreuendes Mittel da sein kann, das etwa Halblicht in einen Dämmerungsstreifen lenken könnte. Nebel und Wolken, oder gar Regengüsse und Flußrinnen, die das Wasser wegführten, hat man auch bei den eingehendsten Mondbeobachtungen nie entdecken können. Bei Sonnenfinsternissen und vor allem bei Sternbedeckungen müßte sich ein irgendwie fühlbarer Luftmantel am Monde unbedingt bemerkbar machen. Da aber selbst bei Anwendung der feinsten Methoden jene Vorgänge nicht eintraten, die bei Vorhandensein auch nur der geringsten Atmosphäre hätten beobachtet werden müssen, kann man mit Sicherheit darauf schließen, daß es eine Lufthülle um den Mond nicht gibt. Wenn auch einst am Monde im Entwicklungsstadium Gasausströmungen vom Mondkern her auftraten, so mußten sich diese Gase, die unter anderen Umständen eine Lufthülle erzeugt hätten, doch bald in den Weltraum verflüchtigen, weil die Mondschwere gegenüber der Flüchtigkeit und dem Ausdehnungsbedürfnis der Gase viel zu gering war. Und damit wird die Möglichkeit des Daseins von Eis auf dem Monde erst recht bekräftigt! Alle die verschiedenen Formen und Farben, die wir auf ihm wahrnehmen, sind durch und durch Eis: die Gebirge mit ihren Graten sind Ureis, aufgetürmte Schollen — die dunkleren Flächen hingegen Jungeis, erst später zugefrorene glatte Wasserflächen.

Die wissenschaftlichen Gegner dieser jedem Unbefangenen völlig verständlichen und einleuchtenden Anschauung wenden nun ein, daß das Mondeis während der 14 Tage, da die Mondfläche von der Sonne bestrahlt wird, schmelzen und verdampfen müsse; sie versäumten bei ihrem Einwurfe nur eines, nämlich die anerkannten Gesetze der Physik auf das Mondeis anzuwenden. Philipp Fauth gibt in seinem Werke „Mondesschicksal" eine viele Seiten lange und bis ins einzelne genaue Berechnung, welche alle jene von den Mondeisgegnern bei ihren Einwürfen vergessenen, aber zum Schmelzen und Verdampfen des Mondeises unbedingt notwendigen Wärmemengen, nämlich die Schmelzwärme, die spezifische Wärme und die Verdampfungswärme des Eises bzw. des Wassers ebenso berücksichtigt, wie alle

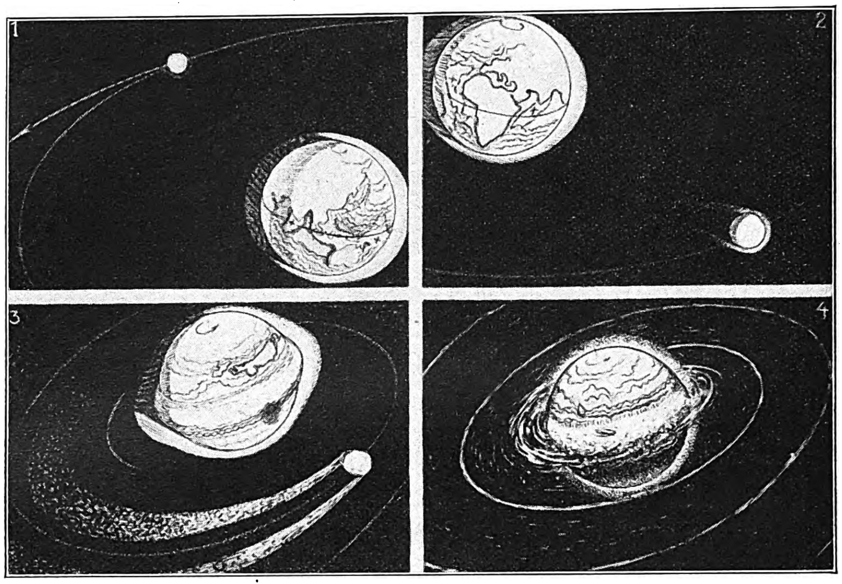


Tertiärmond kurz vor seiner Auflösung, also kurz vor der Sintflut.
Aus Hanns Fischer: „In mondloser Zeit."
Vergleichsweise würde in derselben Landschaft der heutige Mond auf dem Bild nur in der Größe von 4 Millimeter Durchmesser erscheinen.


MARKE SALAMANDER
Der gute Schuh beim Wintersport
SALAMANDER

sonstigen eigentümlichen Umstände, die am Monde vorherrschen. Der genannte Forscher kommt zu dem bis jetzt noch von keiner Seite widerlegten, wohl aber von der Fachphysik bereits bestätigten Ergebnis, daß das Mondeis auch unter dem Sonnenhöchststande klirrkalt bleibt und der 6000 Grad heißen Sonne gegenüber einen ganz unbezwinglichen Kältespeicher bildet, der in den Tiefen andauernd zum mindesten 250 Grad unter Null anzeigt. Trotz dieses wissenschaftlich exakten und unwiderleglichen Nachweises wird es immer noch Zweifler geben, die an das Mondeis erst dann glauben werden, wenn weitere ausländische Forscher sich hierfür aussprechen; denn für uns muß ja immer erst das Ausland darauf hinweisen, daß auch ein Deutscher einen richtigen Gedanken gehabt hat! Wohl aber hat schon der große Denker Artur Schopenhauer den Mondeisgedanken ausgesprochen und bereits zu seiner Zeit mit Recht behauptet, daß derartiges Eis nicht schmelzen könne.

Hanns Hörbiger erbringt in seiner Welteislehre unter anderem auch den Nachweis, daß unser Mond vor ungefähr 13 500 Jahren noch ein selbständiger Planet war und erst bei Gelegenheit einer zu starken Annäherung an die Erde von dieser sozusagen eingefangen wurde und damit in ein dauerndes Abhängigkeitsverhältnis zu ihr geriet. Zur Beantwortung der Frage, wie der Mond überhaupt in den Bereich der Erde gelangen konnte, ist ein irgendwie gearteter Stoff zu berücksichtigen, der in beliebiger Feinheit den Weltraum erfüllt und als notwendiger Träger der Licht-, Wärme-, Gravitations- und elektrischen Energien angesehen werden muß. Dieses Weltraummedium wird, wenn auch manchmal erst in ungeheuren Zeiträumen, jedem Körper einen merkbaren Widerstand entgegensetzen, besonders auch deshalb, weil es um größere Körper in verdichteter Form auftritt. Diese Art von Bremsung, die je nach der Durchschlagskraft des sich bewegenden Körpers größer oder kleiner ist, bedeutet den sogenannten Weltraumwiderstand. Er bewirkt nun, daß zum Beispiel Planeten nicht geschlossene Bahnen einhalten, sondern wegen des bremsenden Widerstandes allmählich in immer engeren Spiralen dem Zentralkörper zustreben. Dabei werden natürlich Kleinkörper, zumal wenn sie eine geringe Dichte haben — und beides trifft beim Mond mit seinem Durchmesser von nur 3476 Kilometern und seiner Dichte von nur 3,4 zu —, stärker gehemmt werden und daher ihre Bahnen weit schneller in Spiralform verengern als große Planetenkugeln.



Mondeinfang und Mondauflösung.
Links oben: Mondeinfang. Rechts oben: Bildung der Flutberge bei Annäherung des Mondes. Links unten: Gürtelflut. Beginn des Mondzerfalls. Rechts unten: Auflösung des Mondes mit beginnender Sintflut.
Zeichnungen von Alfred Hörbiger.

Der Mond, der einstens als selbständiger Planet jenseits des Mars, später aber schon zwischen Erde und Mars um die Sonne kreiste, zog seine Spiralbahnen nach den eingehenden Berechnungen Hörbigers und Fauths fast sechsmal schneller dem Zentralgestirn zu, als dies die Erde im selben Zeitraum tat. Die damit verbundene Beschleunigung der Mondbewegung war nicht etwa nur an die damalige Zeit gebunden, sondern findet heute noch immer statt, und wurde neuererzeit auch schon von einer Reihe anderer Astronomen bestätigt. Als der Mond also vor etwa 13 500 Jahren infolge seiner „Bahnschrumpfung" in immer gefährlichere Nähe zur Erde gekommen war, wurde ihm die Gelegenheit einer irdischen Sonnenferne und seiner eigenen gleichzeitigen Sonnennähe zum Verhängnis. Die 80mal so massenkräftige Erde wirkte auf den Mond derartig ein, daß er seine selbständige Bahn vergaß und unter Beibehaltung der früheren Umlaufrichtung um die Sonne von da an gleichzeitig auch um die Erde lief, also eine Art von sanft geschwungener Wellenlinie um die Sonne beschrieb und auch jetzt noch innehält.

Solange der Mond in früheren Entwicklungsstadien des Sonnensystems noch außerhalb der Marsbahn kreiste, spielte er gegenüber den dort in Massen umlaufenden Planetoiden dieselbe Rolle, wie nachher die Erde ihm gegenüber: er fing im Laufe großer Zeiträume eine große Menge solcher tiefvereister Klein-Planeten ein, wodurch er allmählich unter einen nach Hörbigers Berechnung etwa 200 Kilometer tiefen Wasserozean geriet. Über diesen legte die ungeheure Kälte des Weltraums — 273 Grad unter Null — eine dicke Eisdecke. Als der Mond dann zum Trabanten der Erde wurde, ging durch die damals noch vorhandene Mondrotation und durch die neu erregten gewaltigen Wasserfluten der Eispanzer in Trümmer. Die mächtigen, zusammengeschwemmten Schollen türmten sich als Kettengebirge des Mondes in den sogenannten „Alpen", im „Kaukasus", in den „Kordilleren" usw. mitunter zu Höhen bis 5000 Meter auf. Den tiefen

Ozean bedeckte aber, nach Aufhören der Rotation infolge der von der Erde erregten Flutkräfte, wieder ein neuer Eispanzer, unter dem, durch Sonne und Erde bewirkt, im dauernden Wechsel von Flut und Ebbe die Wasser sich hoben und senkten. Durch die katastrophalen Verzerrungen, welche die Mondschale erleiden mußte, drang das noch unter der Eisdecke befindliche Wasser aus unzähligen Rissen und Löchern immer wieder heraus und wurde bei Eintritt der Ebbe wieder unter den Eisozean eingesaugt. Dabei bildeten sich bei dem Luftmangel auf dem Mond und bei der dadurch bedingten außerordentlich niedrigen Temperatur am Rande eines jeden Tümpels kleine, aus Eistrümmern gebildete Erhebungen, die im Laufe der Zeit bis zu Gebirgshöhe anwuchsen. Der Eisboden dieser Ringgebilde wusch sich infolge teilweiser Auflösung durch das wärmere Wasser unter das eigentliche Mondniveau aus, so daß nun die Höhe ihrer Wände innen tiefer erscheinen, als außen. So kamen also die nur dem Monde eigentümlichen flachen Tellerformationen zustande, die man jetzt fälschlich „Krater" nennt Mit diesem Entstehungsvorgang steht auch die Bildung jener eigentümlichen Streifen in Verbindung, die sich von einzelnen Riesenkratern nach allen Seiten, also strahlenförmig, in schnurgeraden Linien viele hundert Kilometer über Berg und Tal dahinziehen. Diese hellen, schattenlosen und deshalb als flache Gebilde erscheinenden Radialstreifen, die vergleichsweise nicht einmal so hoch sind wie der Farbanstrich auf einem großen Globus, bestehen aus zahllosen einzelnen Flecken, die manchmal geradlinig, manchmal in sonderbarer Krümmung miteinander verbunden sind. Auch gegenüber diesen seltsamen Gebilden hat vor Hanns Hörbiger jeder Deutungsversuch versagt; erst die Welteislehre vermag ihre Entstehung unschwer damit zu erklären, daß sich während einer bestimmten Entwicklungsperiode des Mondes in den Kesseln der Ringe wegen des fehlenden Atmosphärendruckes Wasserdampf ansammelte, der durch bestehende Randlücken nach außen drang und sich unter fallweisem Nachschub am Boden als weißer Reifniederschlag radial ausbreitete.

Unter welch unausdenkbaren Katastrophen diese Umwälzungen auf dem Monde vor sich gingen, lehrt die Überlegung, daß die Masse der Erde 80mal so groß ist als jene des Mondes, und daher eine 80mal so große Anziehung auf den Mond ausübt, als dieser auf die Erde, daß der Erddurchmesser 12 756 Kilometer, der des Mondes aber nur 3476 beträgt, und daß die Mondschwere nur ein Sechstel der Erdschwere ist: 6 Kilogramm auf der Erde wiegen auf dem Monde nur 1 Kilogramm, alles ist dort oben entsprechend leichter. Wie verschieden sich das bei den gegenseitig erregten Fluterscheinungen auswirkt, erweist die Tatsache, daß, wie Robert Hauke in seinem „Antlitz des Mondes" ausführt, die starke Erde gewissermaßen mit dem leichten Mondwasser nur so spielte, während der schwache Mond sich mit der schweren Erde abmühen mußte. Die von der Erde auf dem Monde erregten Mondfluten waren nach Hauke 480mal so hoch, als die vom Mond jetzt noch auf der Erde bewirkten. Einer Hubhöhe von 1 Meter im irdischen Ozean entsprach eine solche von 480 Metern auf dem Mond, und 10 Metern Fluthöhe in besonderen irdischen Fällen, so zum Beispiel bei Springfluten, entsprach eine Fluthöhe von 4800 Metern auf dem Monde! So müssen die Flut- und Ebbeerscheinungen, die sich schon auf der Erde manchmal in verderblicher Weise steigern, auf dem Monde unvorstellbar katastrophale Wirkungen hervorgebracht haben; besonders bei seiner Beschaffenheit als luftloser und tiefvereister Himmelskörper. Hanns Hörbiger hat diese Tatsachen auf konstruktivdiagrammatischem Wege höchst anschaulich nachweisen können Er charakterisiert sie mit den Worten: „Hier ist etwas Fürchterliches offenbar geworden, etwas von irdischen Verhältnissen so ganz und gar Verschiedenes und — wie der Altmeister der Geologie, Eduard Sueß, in anderem Zusammenhange und ohne Ahnung gerade solcher Zustände sagt — von so unsagbar erschütternder Gewalt, daß die Einbildungskraft sich sträubt, dem führenden Verstand nachzufolgen. Und das alles wurde bisher noch niemals überdacht und mondlich oder kosmologisch noch nie in Betracht gezogen!"

Als die Umwälzungen, die der Mond nach seinem Einfang erfuhr, seine Feste zerbrachen, seine Tiefen aufwühlten, Schollen von Kontinentgröße schwimmend hoben, senkten, aneinanderstießen, überschoben oder am Rande mit Eisschutt überschwemmten — als weite Gebiete überflutet wurden, so daß hohlgelegte Flächen einsinken konnten, zerbarsten und so den ehedem ruhigen Zustand der Kreisschale in ein Chaos von Trümmern zermürbten, wurde gleichzeitig auch die große Ozeanmasse in Wellenbewegung versetzt und lange Zeit darin erhalten. Die ursprüngliche Rotation des Mondkörpers mag nun noch von erheblicher Dauer gewesen sein, — unter der wuchtigen Bremsung durch die hochgetürmten Flutberge mußte sie allmählich aufgezehrt werden, und der Mond, bezwungen auch in dieser Hinsicht von der 80fach überlegenen Erde, zeigte endlich als letztes Stadium der Erde immer nur dieselbe Kugelfläche; und so blieb dies bis zum heutigen Tage. Nur geringe Schwankungen, die sogenannte „Libration", erlauben uns, auch Randgebiete der sonst völlig unbekannten Mondrückseite zu gewissen Zeiten zu beobachten, so daß die dem forschenden Blicke zugänglichen Teile sich auf ungefähr sechs Zehntel der gesamten Umfläche der Mondkugel belaufen. Die neugierige Frage nach dem Zustande der stets abgewendeten Seite des Mondes beantwortet Philipp Fauth wie folgt: Es gibt schon diesseits eine Anzahl Stellen auf dem Mond, von denen die vorhin besprochenen, weithin verlaufenden Streifen ausgehen, wie die Speichen von der Nabe eines Rades. Ebenso gibt es am Mondrande solche Strahlengruppen, die von jenseits herüberragen und auf einen gemeinsamen Ausstrahlungspunkt verweisen, der geometrisch erreichbar ist. Das alles deutet darauf hin, daß bis ziemlich tief in die abgewendete Seite hinüber gleiche Bildungen gelegen sind, wie wir sie diesseits kennen. Es dürfte also der Mond ringsum denselben Anblick darbieten.

Einst war der Mond als selbständiger Planet viele Millionen Kilometer von der Erde entfernt, heute stehen wir uns knapp 400 000 Kilometer gegenüber. Woher kann man das wissen? Eine Messung kann in diesem Falle natürlich nur auf Umwegen geschehen, und es hat der Menschheit viel Nachdenken und Mühe und große Beharrlichkeit gekostet, bis der gangbare Weg bereitet war. Meßband und Meterstab reichen nicht mehr aus, können aber doch mithelfen, die großen Strecken zu bestimmen, die zwischen Weltkörpern liegen. Man muß sich zunächst einmal auf dem heimatlichen Boden auskennen, also die Größe und genaue Gestalt unserer Erde wissen. Das wurde zuerst vom griechischen Altertum angebahnt. Eratosthenes hat unter der später





merkwürdigerweise wieder verlorengegangenen Voraussetzung der Kugelgestalt der Erde schon um 200 vor Chr. den 5000 ägyptische Stadien betragenden Abstand zwischen Alexandrien und Syene (heute Assuan) dazu benutzt, um die von diesen beiden Orten begrenzte Bogenlänge nach dem Hochsommer-Sonnenstande zu bestimmen. Dieser Bogen entsprach seiner Meinung nach $1/50$ des Kreisumfanges von 360 Graden, also 7,2 Grade. Daraus berechnete er den Erdumfang mit $50 \times 5000 = 250\,000$ Stadien oder $= 39\,375$ Kilometer; er rechnete also mit bewunderungswürdiger Genauigkeit, da unsere mit ganz modernen Mitteln angestellten Berechnungen nur um 625 Kilometer mehr ergeben! Heute sind wir mit den Größenverhältnissen der Erde so bekannt, daß wir den Abstand zweier Erdorte in Erdgraden oder die durch den Erdkörper hindurchgehende gerade Verbindungslinie dieser Orte in Kilometern mit großer Genauigkeit angeben können. Ist zum Beispiel diese geradlinige Entfernung zwischen der Sternwarte Königsberg und jener in Kapstadt bekannt, so verabreden sich diese beiden Stationen, genau zur gleichen Zeit den Mondmittelpunkt anzuzielen und die Zielwinkel gegen den Erdmittelpunkt festzustellen. Man kann dann aus dem gefundenen Dreieck, dessen Basis die Verbindungslinie Königsberg—Kapstadt ist und dessen Spitze im Mondmittelpunkte liegt, die Entferung zu diesem Punkte leicht errechnen und kommt auf diesem Wege zu dem Wert von 384 420 Kilometer als mittlerem Mondabstand von der Erde.

Die Feststellung aller anderen auf den Mond bezüglichen Größen ist gegen die eben beschriebene Arbeit eine Kleinigkeit. So mißt man die Vollmondscheibe mit jedem guten Winkelmeßinstrument als $1/2$ Grad groß. Nun macht ½ Grad quer zum Radius gemessen ungefähr den 115. Teil der Radiuslänge, genauer den 114,6. Teil aus. Daraus ergibt sich für die Mondscheibe 3354,4 Kilometer Durchmesser, was gegen dem nach genauesten Methoden ermittelten wahren Monddurchmesser von 0,51827 Grad, also von 3476 Kilometer, nur um 122 Kilometer zu wenig wäre.

Bei all dem macht man sich von astronomischen Entfernungen und Größen gewöhnlich keinerlei anschauliche und darum meist auch ganz falsche Vorstellungen. Um zu einigermaßen richtigen Begriffen zu kommen, muß man den Vergleich mit irdischen Größen und Entfernungen heranziehen. Denken wir uns also, daß unser großer Zeppelin imstande wäre, Tag und Nacht durch Wochen, Monate und Jahre ohne auszusetzen in einer Richtung von der Erde wegzufliegen — dann würde er bei einer unveränderten Geschwindigkeit von 120 Kilometer in der Stunde zum Monde 4½ Monate brauchen; für die Reise zur Sonne müßte er allerdings ganze 145 Jahre hindurch unausgesetzt fliegen! Und was die Größe anbelangt, verschwindet der Mond schon fast gegenüber der Erde und noch viel mehr gegenüber der Sonne, obwohl er, von der Erde aus gesehen, gleich groß wie die Sonne zu sein scheint; das Volk sagt: „So groß wie ein Suppenteller!“, was auch insofern richtig ist, wenn man den Suppenteller im Vergleich mit dem Vollmond aus 30 Meter Entfernung betrachtet. Dabei weiß aber, nebenbei gesagt, kaum jemand, daß man mit einer auf eine Stecknadel aufgespießten Erbse, die man mit ausgestrecktem Arm vor sich hält, leicht die ganze Vollmondscheibe völlig verdecken kann! Wenn man sich nun schließlich auch noch einen Globus vorstellt, der bis zur Zimmerdecke reichte, also ungefähr dreieinhalb Meter Durchmesser hätte und unsere Sonne darstellen soll, dann wäre unsere Erde gerade noch eine kleine Nuß von drei Zentimeter Größe, unser Mond aber gar nur mehr eine kleine Perle von acht Millimeter Dicke!

Und doch hat dieser kleine Mond, außer den Flut- und Ebbeerscheinungen, doch auch eine sehr praktische Bedeutung für uns Menschen. Nicht nur, daß er uns die dunklen Nächte so erhellt, daß man Weg und Steg ohne künstliche Beleuchtung findet — er ist auch ein sicherer Wegweiser für die Seefahrer, die nach alljährlich eigens zu diesem Zwecke im voraus genau geführten Berechnungen der Mondstellungen ihre Orientierung auf offener See schnell und zuverlässig finden. Philipp Fauth erinnert hier auch des meist ganz übersehenen Umstandes, daß durch den Mond die sogenannte halbjährige Polarnacht für die dortlebenden Menschen weitgehend durchleuchtet wird: denn gerade deswegen, weil die Sonne während der Zeiten der Polarnacht so tief steht, befindet sich der Vollmond dann hoch oben am Himmelszelt und strahlt hell über die gesamten Polargegenden.

Wenn der Mond jetzt auch als toter und kalter Körper seine Bahn dahinzieht, wenn er auch, in der Weltraumkälte erstarrt, kein eigenes Leben mehr besitzt, so hat er doch einst bei seinem Einfang das irdische Geschehen in ungeheuerlicher und katastrophaler Weise beeinflußt und ist auch noch weiterhin zu großen Dingen bestimmt. Seine merkliche Einwirkung auf die Erde und auf ihre Lebewesen wächst von Jahrtausend zu Jahrtausend. Heute regiert noch die Erde den Mond, aber einstens wird dieser ihr sein Gesetz aufzwingen und sie lange Zeiten hindurch von neuem den furchtbarsten und folgenreichsten Umwälzungen aussetzen. War dieser Abschnitt dem tragischen Geschick des Mondes gewidmet, soll der nächste die nicht weniger verhängnisvollen Schicksale behandeln, durch welche die Erde schon wiederholt schreiten mußte und durch die sie in einer fernen Zeit unerbittlich wieder wird gehen müssen.

3. Mond, Edda und irdische Groß-Katastrophen in Vergangenheit und Zukunft.

In der Edda, diesem Werke uralter erhabenster Weisheit, ist nicht nur die tiefsinnige Weltanschauung unserer nordischen Vorväter verzeichnet; wenn wir uns verehrungsvoll in sie versenken, entdecken wir in ihr zu unserem Staunen auch rein naturwissenschaftliche Erkenntnisse im heutigen Sinne. Niflheim und Muspilheim, also Nebelheim und Flammenheim, Kälte und Hitze, sind nach der Edda die Ursprünge alles Lebens „manche Zeitalter hindurch, bevor noch die Erde geschaffen war“. Der ebenso tiefgründige wie weittragende Bericht der Edda über die Erschaffung der Welt erzählt, daß einstens aus Niflheim Eisströme gequollen sind, in welche sich warme Funken aus Muspilheim verfangen haben; es ist dies ein Sinnbild von wahrhaft kosmischer Größe. R. J. Gorsleben zweifelt nicht daran, daß hier Gedankenblitze von der Urzeit zu Hanns Hörbiger hinüberzünden, denn es gibt in der Welt nur *eine* Wahrheit. Hörbigers Welteislehre hat ja deswegen eine so unerschütterliche Stütze unter den Besten der Gegenwart, weil sich sein Denken nicht in unfruchtbaren Grübeleien erschöpft, sondern mit seinen Wurzeln im Beginn alles Werdens haftet.

Die Edda, deren Gedankengut viel, viel älter ist, als gemeinhin angenommen wird, führt uns die gewaltigen Zeiten der Weltschöpfung in anschaulicher Weise vor Augen: den Riesen Ymir, aus dessen Schädel die Götter den Himmel bauten, die Sintflut, Erdenschöpfung und paradiesische Zeit und endlich das Ende aller Dinge, den furchtbaren Sintbrand und den Kampf der Götter gegen die Mächte der Finsternis. Diese Ereignisse sind aber nicht etwa nur reine Phantastereien oder Naturmythen, sondern Erinnerungen an eine urferne Vergangenheit, an unvorstellbare gewaltige Vorgänge, die vom Menschengeschlecht denkend miterlebt wurden. „Ich will erzählen der Vorzeit Geschichten aus frühester Erinnerung", heißt es in der Voluspa. Es ist ein Urwissen von Dingen aus Urzeiten, von übermächtigen kosmischen Gewalten, für die uns erst Hanns Hörbiger in seiner Welteislehre die wissenschaftlichen Grundlagen und damit den Schlüssel zum Verständnis des Weltgeschehens gegeben hat.

Hörbiger-Fauth machen es glaubhaft, daß vor unserem Monde schon mehrere kleine selbständige Planeten wegen des im vorigen Abschnitte näher erörterten Weltraumwiderstandes ihre Bahnen immer enger zur Erdbahn heranschrauben mußten, bis sie der Reihe nach von der Erde eingefangen und schließlich unter Auslösung ungeheuerlicher Katastrophen dieser einverleibt wurden. Der letzte dieser vor dem jetzigen Monde eingefangenen Planeten, der Tertiärmond, zog einst gleichfalls seine immer enger werdenden Bahnen um die Erde. Auch sein Lauf wurde mehr und mehr beschleunigt und seine Umlaufszeit verringerte sich allmählich auf 15, 10, 5 Tage und endlich auf 1 Tag, so daß damals 1 Monat gleich einem Erdentag war. Wenn man bedenkt, daß unser heutiger Mond noch 60 Erdradien entfernt ist und doch schon einen sehr merkbaren Einfluß auf die Wassermassen unseres Ozeans ausübt, wird es klar, daß der eintägig um die Erde umlaufende Tertiärmond, der dabei nur 7 Erdradien Abstand hatte, die irdischen Wasser in zwei ungeheure Flutberge zusammenziehen mußte; dies geschah ebenso wie bei den heutigen Fluterscheinungen auf der ihm zugewendeten und auf der abgewendeten Seite, nur in außerordentlich höherem Maße. Diese beiden Flutberge standen jahrhundertelang still, solange sich nämlich der Mond nahezu ebenso rasch um die Erde bewegte, wie diese sich um ihre Achse drehte. Die einzige Bewegung dieser riesigen Wassermassen war ein Auf- und Abpendeln über und unter den Äquator um etwa 4 bis 5 Grade nach jeder Richtung; denn wie der heutige Mond hatte auch der Tertiärmond seine Bahn um diesen Betrag gegen die Erdbahn geneigt. Es war aber damals nicht nur das Wasser, sondern auch der Luftmantel von Norden und Süden gegen den Äquator zu gezogen worden. Dadurch wurde die Erde immer mehr der schützenden Lufthülle beraubt, und die Weltraumkälte konnte ungehindert bis in die gemäßigten Breiten vordringen und dabei riesige Gebiete unter Schnee und Eis begraben. Somit war mit der Mondannäherung gleichzeitig auch eine neue Eiszeit hereingebrochen. Gewaltige Gletscher rückten von Norden und Süden gegen den Äquator und drängten alles Leben auf den schmalen Platz zwischen den beiden Flutbergen zusammen, von denen der eine damals über Afrika, der andere über den Großen Ozean sozusagen verankert war, das heißt über diesen Gegenden nahezu stillestand.

Schließlich endete auch die Zeit des eintägigen Monats. Der Mond begann bei seiner weiteren Annäherung an die Erde schneller um diese umzulaufen, als sie sich um ihre Achse drehte; er fing daher an, erst unmerklich langsam, dann allmählich immer rascher von seinem Standpunkte fortzurücken, aber jetzt nicht mehr wie der heutige Mond scheinbar von Osten nach Westen, sondern umgekehrt von Westen nach Osten, denn nun hatte er ja die Erddrehung überholt. Mit ihm begannen auch die beiden Flutberge langsam zu wandern und zwangen alles Leben, das zwischen ihnen war, auch mitzuwandern. Während des langen Stillstandes des Mondes an einer Stelle hatte die Erde wegen der starken Zugkräfte, die von ihm auf sie einwirkten, auch in ihren festen Teilen Veränderungen erlitten und schließlich eine — etwas übertrieben ausgedrückt — eiähnliche Form angenommen. Als nun der Mond wieder fortzuschreiten anfing, konnten ihm wohl die Flutberge, nicht aber die festen aufgewölbten Erdteile folgen, so daß schon damals furchtbare und folgenschwere Beben den Erdkörper erschüttern mußten.

Die Mondscheibe war inzwischen auf das mehr als 100fache der heutigen Größe angewachsen. Immer schneller lief der Mond um, immer schneller mußten ihm die Flutberge folgen, bis sie eines Tages zusammenflossen und damit eine gewaltige zusammenhängende Gürtelflut um den Äquator bildeten. Aus diesem Grunde war auch alles Leben in der heißen Zone bis auf wenige hochgelegene Gegenden dem Untergange geweiht. Nur die Anden, das Hochland von Abessinien und die höchsten Teile der malaiischen Inselwelt ragten aus der immer rascher nach Osten fließenden Wasserwüste empor. Außer an diesen Punkten war einzig noch in den schmalen Gebieten zwischen Gürtel-Hochflut und den von den Polen weit nach Süden und Norden gegen den Äquator zu herabreichenden Gletschergebieten eine Daseinsmöglichkeit für die Lebewesen. Im südlichen Frankreich und in Spanien haben die damaligen Eiszeitmenschen reiche Spuren hinterlassen: Gebrauchsgegenstände, Waffen, Schnitzereien, Höhlenmalereien und anderes zeugen von einer staunenswerten Höhe ihrer Kultur und Technik, aber auch von ihrem Schönheitssinn. Otto Hauser hat bei seinen berühmten Ausgrabungen an den Ufern der Dordogne und Vézère, die er in dem Werke „Der Mensch vor 100 000 Jahren" beschreibt, eine Reihe Skelette, darunter die ältesten bisher unversehrt aufgefundenen, samt Totengaben und Kultgegenständen aufgedeckt; man schätzt deren Alter auf viele Hunderttausende, wahrscheinlich sogar auf viele Millionen von Jahren. Diese auf der ganzen Welt einzigartigen Funde sind durch die Opferfreudigkeit des Deutschen Volkes dem Staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin, wo sie sich noch heute befinden, gesichert worden. In der Mehrzahl zeigen die von Otto Hauser während seiner langjährigen Grabungsarbeiten aufgedeckten Skelette hohen Wuchs, edle Schädelformen und andere der nordischen Rasse eigene Merkmale. Offenbar sind diese Eiszeitmenschen, besonders im Aurignac- und Cro-Magnon-Menschen, als die Stammväter der nordischen Rasse, somit als unsere eigenen Ahnen zu betrachten. Wieder schwanden Jahrtausende. Der Tertiärmond war in stets rascheren Umläufen immer näher zur Erde gekommen und in seiner sichtbaren Fläche zu so ungeheuerlichen Dimensionen angewachsen, daß er einen großen Teil des Horizontes bedeckte. Als er nur mehr 2 Erdradien entfernt war, also nur mehr 1 Erdradius von der Erdoberfläche abstand, umraste er täglich 4- bis 5mal die Erde; und wie ein dräuender Riese umbrauste mit ihm ein gewaltiger Sturm die Tropengegenden.

(Fortsetzung folgt.)

Winter und Sonnenhunger

Neue Erkenntnisse in der Hauthygiene

Mit dem Beginn der kalten Jahreszeit stellen sich bei den meisten von uns kleine, aber oft doch recht unerfreuliche Plagen ein: rissige, aufgesprungene Haut, besonders an Händen und Gesicht, Frostbeulen und — der stille Kummer mancher Frauen — die gerötete Nase. Das Merkwürdige daran ist, daß alle diese Erscheinungen durchaus nicht nur bei Menschen auftreten, die sich viel im Freien aufhalten und deren Kleidung ihnen vielleicht nicht genügend Schutz vor der Kälte bietet. Auch den „Stubenhockern" ergeht es ganz ähnlich, selbst wenn sie nur auf kurze Zeit mit der kalten Luft in Berührung kommen und sich noch so warm angezogen haben. Die Winterschäden der Haut können also nicht in jedem Falle allein auf die Kälte zurückzuführen sein. Hier spielt noch ein anderer Umstand mit, der bisher viel zu wenig beachtet wurde: der Sonnenmangel in der kalten Jahreszeit und die daraus entstehende Verarmung der Haut an Sonnen-Vitamin.

Um zu verstehen, was es damit für eine Bewandtnis hat, müssen wir uns erst einmal über das Wesen des Sonnen-Vitamins ein Bild machen. Bekanntlich kommt dem Sonnen-Vitamin — seine wissenschaftliche Bezeichnung lautet Vitamin D — in der Ernährung eine entscheidende Bedeutung zu. So bildet es in vielen wichtigen Nahrungsmitteln, wie z. B. Eidotter, Kuhmilch, Leber, Pilzen und vor allem auch im Lebertran, einen unersetzlichen Ergänzungsstoff, der das Wachstum des Körpers fördert.

Vor einigen Jahren haben nun die bekannten Vitaminforscher Heß, Wijk und Reerink nachweisen können, daß das Sonnen-Vitamin — ähnlich wie dies bei der Ernährung der Fall ist — auch auf unsere Haut einen besonderen Einfluß ausübt. Das Sonnen-Vitamin wird nämlich, so lautete die überraschende Feststellung, durch die ultravioletten Strahlen der Sonne direkt in unserer Hautdecke erzeugt! Wenn es sich dabei auch nur um homöopathisch kleine Mengen handelt, so führen diese winzigen Vitaminspuren doch zu einer deutlich merkbaren Anregung und Belebung der Haut. Vor allem erleichtern sie die Bildung der schützenden, braunen Farbkörperchen, des sogenannten Hautpigments, dem wir, wie jeder weiß, nach einem Sonnenbad im Sommer das gesunde, sonnengebräunte Aussehen verdanken.

Nun sind aber gerade die wertvollen ultravioletten Strahlen in der spärlichen Wintersonne nur dürftig vertreten. Ein Wissenschaftler hat durch Versuche ermittelt, daß erst 168 Minuten Wintersonne die gleiche Vitaminbildung in der Haut bewirken wie 5 Minuten Sommersonne! Dieser Sonnenmangel, der sich durch ein deutlich nachweisbares Dünnerwerden der oberen Hautschicht und in einem erheblichen Rückgang der Pigmentbildung äußert, führt bei den meisten Menschen zu einer verminderten Widerstandsfähigkeit der Haut gegen Kälte oder nasse Witterung. Am deutlichsten zeigen sich die Folgen der Sonnenarmut und des daraus entstehenden Vitaminmangels bei blonden und hellhäutigen Menschen.

Erst dank den Erkenntnissen der modernen Vitaminforschung ist es möglich geworden, hier helfend einzugreifen, denn 1928 gelang es dem genialen Nobelpreisträger Professor Windaus in Göttingen, dem geheimnisvollen Ausgangsstoff des Sonnen-Vitamins, dem sogenannten Pro-Vitamin, auf die Spur zu kommen. Es handelt sich dabei um das im Hautfett der Menschen und Tiere enthaltene Ergosterin, das sich, mit kurzwelligen ultravioletten Strahlen belichtet, in Sonnen-Vitamin verwandelt.

Dieses Forschungsergebnis hat sich auch die moderne Hauthygiene zunutze gemacht, kommt doch dem Sonnen-Vitamin wegen seiner belebenden Wirkung auf das Hautzellgewebe eine besondere Bedeutung zu. Nach langwierigen Versuchen glückte es, einen Hautkrem herzustellen, der Sonnen-Vitamin enthält, und zwar benutzte man dazu als Grundstoff Lanolin, in dem sich gleichfalls Ergosterin befindet. Durch Ultraviolettbestrahlung des Lanolins wird der Hautkrem zu einem feindosierten Träger von Sonnen-Vitamin.

Dieser große Fortschritt in der Kosmetik ermöglicht es, unsere licht- und sonnenhungrige Haut auch in den langen Wintermonaten mit demselben Vitamin zu bereichern, das im Sommer die Sonnenstrahlen in unserer Haut erzeugen. Damit wird aber die Widerstandsfähigkeit unserer Haut gegen Witterungseinflüsse und Kälteschäden ganz wesentlich erhöht. Darüber hinaus wirkt ein solcher Krem, wenn sein Fett von der Haut leicht aufgenommen wird, auch als Kälteschutz gegen die Fettarmut der Haut im Winter. Ein bekanntes Beispiel für diese wärmespeichernde Wirkung ist die sportgemäße überreiche Fetteinsalbung der Dauerschwimmer.

G. G.

KILIAN KOLL:

Ein Aviatiker

Wer von uns schon eine Uhr besaß, pflegte in den letzten Schulminuten ein heimliches Zeichen zu geben, worauf die Klasse in gespannter Erwartung verharrte, um beim Anschlag der Glocke in möglichst einem gemeinsamen Knall Bücher und Hefte aufs Pult zu werfen und auf solche Art den Wunsch nach schleunigem Hinaus zu verkünden Waren wir endlich frei, so zerrten wir die Fahrräder hervor, befestigten die Mappen daran und jagten als dichtes, gefährliches Rudel die lange, steile Anfahrt zum Exerzierplatz hinunter. Die ganze Stadt kletterte vom Tal herauf in die Berge, unsere Schule befand sich leider nicht auf dem Gipfel, doch hoch genug, daß wir drei oder vier Minuten ungehemmt hinabrasen konnten. Ich glaube nicht, daß die Jungens dieser Stadt es heute noch ebenso machen können, damals gab es erst wenige Autos, und in die Bergstraßen wagten diese sich bestimmt nicht hinauf; aber unsere Fahrräder waren schon fast so vollkommen wie die heutigen.

Jenseits des Flusses begann die Ebene. Der Exerzierplatz war ihr äußerster Punkt, wie eine Bucht drang er gegen die von vielen Seiten heranrückenden Berge vor. Erlengebüsch kroch aus den flachen, versumpften Ufern. Tafeln mit der Aufschrift „Betreten streng verboten!" hielten die erwachsene Bevölkerung in Schach, während das Militär mit den Jungens der Stadt ein stillschweigendes Abkommen getroffen hatte, daß keiner den andern störte. Nur der Aufenthalt in der Nähe eines jammervoll zerrupften Wäldchens empfahl sich für uns weniger, da es fast allstündlich mit stürmender Hand genommen zu werden pflegte. Auf der anderen Seite des langgestreckten Platzes lief die Eisenbahn vorbei, die Holz- und Kohlenhändler hatten dort ihre Lager und Schuppen, am entlegensten Ende benutzten sie einige uralte Feldscheunen, die aus früheren Zeiten herumstanden, als unser Exerzierplatz noch den Bauern gehört haben mochte.

Für uns blieb Raum genug, den steinharten Schlagball über abenteuerliche Entfernungen zu treiben. Wenn wir aber die Drachen steigen lassen wollten, so sausten wir erst wie die wilde Jagd nach Hause und holten sie aufs Feld: nicht etwa kunstlos einflächige, sondern Kastendrachen, von denen die besten aus teurer Ballonseide und aus Bambus bestanden, manche waren größer als ihre Besitzer und stiegen so hoch, daß sie mit dem Anschein des freien Fliegens in der Luft standen, während die Schnur ins Leere hinausragte und sich dann dem Blick verlor. Diese Dinger zogen mächtig in den Händen, wenn sie erst einmal ein Stück hochgekommen waren; sie mußten dann gehörig verankert werden, und bei etwas heftigerem Wind zerrissen sie die stärkste Schnur und fielen in zuckendem Sturz ans andere Ende des Exerzierplatzes. In der Dämmerung hängten wir manchmal kleine Laternchen daran, ließen sie steigen und starrten zu den farbigen Lichtern hinauf, an denen wir unsere Drachen unterschieden.

Eines Tages im Oktober geschah es bei beginnender Dunkelheit, daß der stramme, geheimnisvoll surrende Widerstand der verankerten Schnur in meinen achtlos prüfenden Fingern plötzlich nachließ, das grüne Licht meines Drachens geriet in heftige Bewegung und erlosch; vom Himmel fiel ein Schatten herab, dessen Weg ich noch verfolgen konnte, bis er vor den dunklen Hintergründen der Berge verschwand. Ein Freund wickelte die zerrissene Schnur auf, während ich mich eilig davonmachte, den kostbaren Ausreißer wieder zu bergen. Er mußte in den Gründen am Ende des Platzes liegen, vielleicht mehr gegen den Fluß, vielleicht in der Nähe der Eisenbahn. Ich hatte wochenlang an dem Drachen gebastelt, und das Taschengeld von Monaten auf ihn und auf die Schnur verwendet, von der ich noch nicht wissen konnte, an welcher Stelle sie zerrissen war und ob der Drache sie nicht fast in ihrer ganzen Länge mitgenommen. Zehn Schritte konnte man sehen bei dem ungewissen Licht. Die anderen hatten ihre Himmelslämpchen unter dem aufkommenden Wind eingezogen und riefen, daß sie nach Hause gingen. Wir verständigten uns, daß ein in der Nachbarschaft wohnender Junge meiner Mutter sagen sollte, ich müßte meinen Drachen suchen und käme später.

Im Umherirren über das dunkle verlassene Feld fror ich erbärmlich und konnte den Verlorenen nicht finden. Am anderen Morgen bei Tagesanbruch nochmals loszuziehen, wäre auch schwierig gewesen, die Schule fing um sieben Uhr an, dann war es erst eine halbe Stunde hell, und solange hätte ich mit dem schnellsten Rade bergauf gebraucht. Außerdem war der Mathematiklehrer einer der unangenehmsten Pauker, bei denen man sich nicht gut herausreden konnte. Nachdem ich das Ende des Platzes kreuz und quer vergeblich abgesucht, ging ich endlich wütend zu einem der Holz- und Kohlenschuppen hinüber, weil dort ein Licht brannte und mir jemand vielleicht eine Lampe leihen würde. Beim Näherkommen war zu erkennen, daß der Lichtschein aus einer dieser alten Scheunen fiel, die von den Händlern zum Aufstapeln ihrer Vorräte benutzt wurden. Nun geht ein rechter Junge wohl nie bei Nacht ohne Vorsicht an ein einsam liegendes Gebäude, und so schlich ich auf Zehen-

(Fortsetzung Seite 263)

Schach-Beobachter

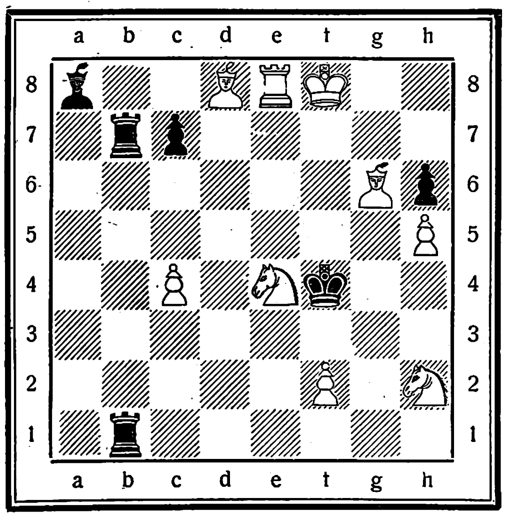
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von J. Th. Breuer, Essen-Steele.

Schwarz: Kf4, Tb1, Tb7, La8, Bc7, h6 (6).



Weiß: Kf8, Te8, Ld8, Lg6, Se4, Sh2, Bc4, f2,h5 (9).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 3

Vierzüger von A. Heimes, Büdlich

Weiß: Ka6, Dd1, Tf1, Tg2, Sd5, Sg6, Ba7, c6 (8).

Schwarz: Ka8, Dh2, Te8, Lg3, Lh1, Sa2, Bb4, c7, e3, b7 (10).

1. Tf1—f8!; T×f8; 2. Dd1—f1, T×f1; 3. Sg6—f4! Lg3×f4; 4. Tg2—g8‡ usw.

Richtig gelöst: A. Jülich, Enkenbach; J. Herwig, Gotha; O. Behncke, Cuxhaven; H. Fisch, Mülheim a. Ruhr-Speldorf; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; H. Müller und R. Zschenderlein, Werdau; A. Klingenberg, Wunstorf; C. Rothmund, Altshausen; K. Quandt, Essen.

Einige Löserurteile: „Schwierig" M. B., DH.; „Ein genialer Plan mit dreifachem Figurenopfer — ein Triumph der Strategie! H. K., B-N.; „Einzig und unerhört schwierig" A. K., W. usw.

In der Aufgabe in Folge 5 ist auf f3 ein schwarzer Bauer hinzuzufügen.

Die Lösung der Weihnachtspreisstudie in Folge 49 (1935) von E. Post, Berlin, können wir wegen Platzmangel nicht bringen. Interessenten können dieselbe in der Nr. 3 „Deutsche Schachblätter", Leipzig C 1, Perthesstr. 10, nachsehen.

Kavallerie-Attacke

Damengambit aus dem Wiener Trebitschturnier

Weiß: Lenner	Schwarz: Igel		
1. d2—d4	d7—d5	13. Se2—g3	Dd8—d6
2. c2—c4	e7—e6	14. Sg3—f5	Lc8×f5
3. Sb1—c3	Sg8—f6	15. Ld3×f5	Le7×g5
4. Lc1—g5	Lf8—e7	16. h4×g5[2]	Te8×e3†!
5. e2—e3	Sb8—d7	17. Ke1—f1[3]	Te3×f3
6. Sg1—f3	c7—c6	18. g2×f3	Sg4—h2†
7. Dd1—c2	Sd7—f8[1]	19. Kf1—g2	Sg6—h4†
8. Lf1—d3	Sf8—g6	20. Kg2—h3	Sh2×f3
9. Ta1—d1	0—0	21. Lf5×h7†	Kg8—h8
10. c4×d5	e6×d5	22. Lh7—f5	g7—g6
11. h2—h4	Sf6—g4	23. Lf5—g4	Sf3×g5†
12. Sc3—e2	Tf8—e8	24. Kh3×h4	Kh8—g7[4]

[1] Dieser Zug ist in der orthodoxen Verteidigung nach 0—0 und Tf8—e8 üblich.

[2] Verfehlt wäre nun 16. L×g4 wegen L×e3!; 17. f×e, Dg3† usw.

[3] Die Annahme des Opfers hätte 17. f×e, Dg3†!; 18. Kd2, D×g2†; 19. Kc1, D×f3 usw. zur Folge.

[4] Weiß gab hier mit Recht auf, denn die Drohung Th8† ist zu stark. Auf 25. K×Sg5 folgt Df6‡!

Blockade

Spanische Partie in taktischer Verteidigung mit Mattangriff, gespielt in Zagreb 1935.

Weiß: Rebic	Schwarz: Hives		
1. e2—e4	e7—e5	8. f2—f3	Sf6—e4![5]
2. Sg1—f3	Sb8—c6	9. Lb3—a4†	c7—c6
3. Lf1—b5	Sc6—d4[1]	10. 0—0	d4—d3[6]
4. Sf3×d4	e5×d4	11. f3×g4	Lf8—c5†
5. Lb5—c4[2]	Sg8—f6	12. Kg1—h1	Se4—g3†[7]
6. e4—e5[3]	d7—d5	13. h2×g3	Dd8—g5
7. Lc4—b3	Lc8—g4[4]	14. Tf1—f5	h7—h5![8]

[1] Üblich ist hier die klassische Verteidigung mit 3. . . ., a7—a6; 4. La5, Sf6 usw.

[2] Eine in der Eröffnung gezogene Figur soll nicht gleich wieder ziehen. Besser wäre 5. d2—d4 nebst nachfolgender 0—0 gewesen.

[3] Dieser Vorstoß ist verfrüht.

[4] Ein kühnes Unternehmen.

[5] Ein mutiges Pferdchen, das freiwillig in die feindliche Gabel springt.

[6] Ausgezeichnet gespielt! Ein ebenso feinsinniger, wie fürchterlicher Blockadezug.

[7] Nicht nur hübscher, sondern auch stärker, wie etwa Sf2†.

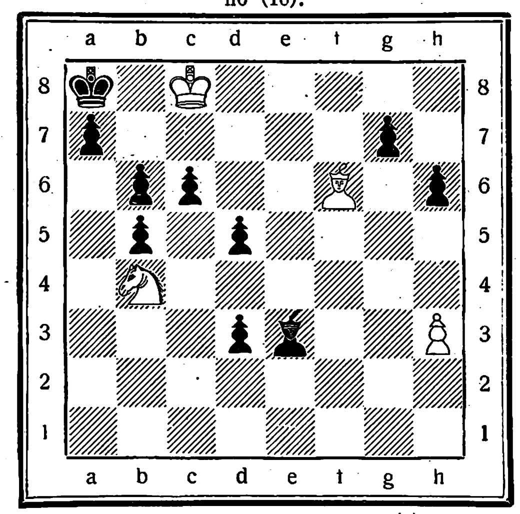
[8] Zum Schluß krönt ein hübsches Damenopferangebot die feine, wenn auch schon bekannte Kombination. Weiß gab auf, da Matt nicht mehr abzuwenden ist.

Endspielstudie

(Urdruck)

Von Otto Reinartz, München-Gladbach.

Schwarz: Ka8, Le3, Ba7, b5, b6, c6, d3, d5, g7, h6 (10).



Weiß: Kc8, Lf6, Sb4, Bh3 (4).

Weiß am Zuge gewinnt! Wodurch?

Lösung:

Durch 1. Sb4—a6, Le3—f4; 2. Lf6—d8, d3—d2; 3. Ld8—c7, Lf4—g5; 4. Lc7—d6, Lg5—d8; 5. Ld6—e7 damit hat Weiß sein Ziel, dem schwarzen Läufer das Handwerk zu legen und ihn von der Diagonale wegzudrängen, erreicht. Das drohende Springermatt auf c7 ist nicht mehr abzuwenden.

HUMOR

Fritzchen ist bei Tante Ludolfine zu Besuch. Nach einer Weile holt die gute Tante eine Tafel Schokolade hervor und bricht für Fritzchen ein Stück ab.

„Du ißt doch Schokolade ganz gern?" fragt sie.

„O ja", meint da Fritzchen, „aber noch gerner ganz."

*

„Nicht wahr, Kinder, später wollen wir doch alle einmal in den Himmel? Oder möchte eines von euch vielleicht nicht dorthin? — Was, Hilde, du? Ja, warum willst du denn nicht mit uns in den Himmel?"

„Bitte, Fräulein, meine Mutter hat gesagt, ich müßte nach der Schule sofort nach Hause kommen!"

*

„Hermann, das hast du wohl ganz vergessen, was dir der Doktor gesagt hat? Du solltest nur ein Schnäpschen zu dir nehmen, wenn du vorher was gegessen hast."

„Das ist doch unmöglich, er kann doch von mir nicht verlangen, daß ich den ganzen Tag von früh bis spät esse."

*

„Jaja, Herr Dokta — neinun'neinz'g Jahr bin i alt und hab' auf der ganzen Welt net an oanzigen Feind!"

„Das muß allerdings ein schönes Gefühl sein, Frau Obermeier!"

„Freili, freili, Herr Dokta! Die san gottlob alle schon längst g'storb'n!"



„Ich möchte ein paar schöne Raketen! Solche, die recht laut knallen!! Aber nicht so gefährlich, denn ich bin ein einziges Kind'"

Mitten in der Nacht schellt es heftig an Bullickes Haustür. Fluchend geht Bullicke ans Fenster. Ein Mann mit Rucksack und einem kleinen Koffer steht unten. „Hallo, Bullicke!" ruft er. „Kennst du mich nicht mehr? Ich bin doch Hühnerbein! Erinnerst du dich, daß ich dir vor zehn Jahren, als ich über das große Wasser ging, versprach, wenn ich drüben mein Glück machen würde, wollte ich es mit dir teilen?"

„Aber natürlich, Mensch!" freut sich Bullicke. „Das ist ja fabelhaft! Wart', ich komme sofort herunter!"

„Nee, nee!" winkt der andere ab, „bemüh' dich nicht. Ich hab's ja nicht gemacht!"

*

Müller hat dauernd die schmerzhaftesten Zahngeschichten. Endlich ist es soweit, daß er ein künstliches Gebiß bekommen soll.

„Aber das sag' ich Ihnen," schärft er dem Zahnarzt ein, „daß Sie mir ja keine Weisheitszähne hineinmachen!"

*

In der Oberprima wird die Ilias durchgenommen.

Ausgerechnet an der Stelle, wo von den Rossen des Patroklos gesprochen wird, die über den Tod ihres Herrn weinen, fängt einer der Schüler zu lachen an. Sein Nebenmann hat ihm offenbar einen guten Witz erzählt.

Der Lehrer gerät ob dieser unangebrachten Heiterkeit seines Zöglings außer sich.

„Die Rosse weinen", schreit er wütend, „und dieser Lümmel lacht."

(Fortsetzung von Seite 260)

spitzen und lugte erst durch eine Ritze der gewaltigen Schiebetür. An der Wand des Scheunenraumes hing eine geschwärzte Petroleumlampe, die ein unheimliches, niegesehenes Bild schwach überleuchtete: in der Tiefe des sonst völlig leeren und finsteren Raumes stand ein geflügeltes Ungetüm, darin saß ein Mann mit einer Autobrille vor den Augen, wie ein Verzauberter starrte er vor sich hin, zuweilen bewegten sich Schwanz und Flügel des Gestells. Ich wußte sofort, mit einem süßen und furchtbaren Erschrecken, daß dies ein Aroplan war, wie man damals die ersten Flugzeuge nannte; gesehen hatte ich noch keinen einzigen, besaß aber nicht weniger als fünf Schulhefte, in die ich seit langen Jahren alle erreichbaren, aus Zeitschriften ausgeschnittenen Bilder von Ballons und Aroplanen geklebt hatte — Bilder von närrischen sinnlosen Anhäufungen bespannter Flächen und auch Bilder von jenen Flugmaschinen, die sich schon einmal für ein paar hundert Schritt mühselig vom Boden erhoben hatten. Der Apparat, der dort vor meinen gebannten Blicken in der Scheune stand, war vogelähnlich gebaut; die gespreizten Flügel wölbten sich ein wenig, an ihrem Ende liefen sie adlerspitz zu, ein Gewirr von Drähten hielt sie nach oben und unten gespannt.

Wie in plötzlichem Fieber starrte ich durch die Ritze, vergaß meinen verlorenen Drachen und spürte den Wind der Herbstnacht nicht mehr. Der Mann, der in der Flugmaschine saß, trug eine Mütze auf dem Kopf, sein fast im Schatten liegendes und von der Brille bedecktes Gesicht war von einer strengen, verschlossenen, angespannten Aufmerksamkeit belebt. Das spärliche Licht erreichte nur die mit schneeweißer Leinwand bezogenen Flächen, während der zu Staub zertretene Erdboden der Scheune in Dunkelheit lag. Nicht der leiseste Laut war vernehmbar. Ehrfurcht und scheue Bewunderung vor dem ersten „Aviatiker", der mir je begegnete und den endlich zu sehen ich mich schon solange brennend gesehnt, kämpften mit dem Verlangen, eintreten zu dürfen und in den Zauberkeis der ersten fliegenden Menschen einzudringen. Mein Herz trommelte. Doch erst als jener nach vielen Minuten aus seinem Sitz herauskletterte, sich gähnend reckte und dann auf einem Tisch die hohe blaue Flamme eines Spirituskochers anzündete, wagte ich bescheiden zu pochen. Der Mann drehte seinen Kopf und fragte: „Wer ist denn da?"

„Ich bin der Koll", erwiderte ich kleinlaut. Eine Tür wurde geöffnet; der Aviatiker war ein kleiner, häßlicher und offensichtlich sehr schlecht ernährter Mensch in einem Rock, dessen Ärmel viel zu kurz waren, und in Kniehosen: „Willst mal ansehen? Komm herein", und er schob mich in die Scheune hinein, deren Dach sich kirchenhoch in der Lichtlosigkeit verlor. Da stand ich einige Schritte vor dem mächtigen, schwebenden Fittich, durch dessen dünne Verkleidung die Rippen schimmerten, ich war selber erst kaum einen Meter hoch, und unser Lehrer hatte uns im zoologischen Museum neulich einen ausgestopften Adler gezeigt, aber diese weiße Flugmaschine war unvorstellbar viele Male größer, ihre nie zuvor gesehenen Maße klafterten mit einer bedrückenden Riesenhaftigkeit: ein Anblick, der die Seele gewaltsam auseinanderriß, und dessen unvermittelte Wucht heutzutage niemand mehr nachfühlen kann — am wenigsten Jungens, über deren Wiege schon die Eisenvögel gebrummt. „Vierzehn Meter", bedeutete mir der Aviatiker, „vierzehn Meter!" Tief seufzend wandte er sich ab, während er grämlich die Hand hinter sich schlug: „Es ist aber noch kein Motor drin." Ob ich eine Tasse Kaffee haben wolle. Wir setzten uns auf die Tischkante, doch ich ließ keinen Blick von der Flugmaschine. „Bist ja ganz verfroren, Junge. Ihr heizt wohl schon, wie?"

„Ja", sagte ich, „seit ein paar Tagen."

„Hier drin kann man nicht heizen. Und das zieht durch alle Ritzen. Das wird mal ein schöner Winter."

„Wohnen Sie denn hier?"

„Na ja doch. Wo soll ich denn sonst wohnen?" Unter ein paar Deckenlumpen an der Wand lag eine Matratze. Das schreckhafte, unwirtliche Quartier kam mir wegen der Flugmaschine herrlich und unerhört vor, trotzdem mit rauher Kälte ein gleichmäßig ziehender Wind hindurchschnob, der deutlich die fest ruhenden Flügel bewegte. „Sind Sie schon mal damit geflogen?" fragte ich gierig.

„Wie soll ich denn fliegen, Junge, wenn ich keinen Motor hab'? Daran fehlt es, verstehst du", schnippte

er mit dem Finger, um gleich wieder freundlich zu lachen: „Wenn wir nur mal erst soweit sind, dann wird es schon weitergehen. Kennst du einen, der Geld hat?"

„In meiner Klasse ist einer, dem sein Vater hat ein Automobil."

„Automobil!" sagte der Mann mit abgründiger Verachtung, indem er das zischende Wasser in eine schmutzige Blechkanne schüttete, „Automobil ist doch bloß ein besserer Kutschwagen. Fliegen muß man!"

Mein glühendes Einverständnis befriedigte ihn sichtlich. Er gab mir eine Tasse, deren Henkel abgebrochen war; wir schlürften einen heißen, angenehm bitter schmeckenden Kaffee. „Fliegen", sagte ich, „ist überhaupt das einzig Wahre. Fahren kann doch jeder. Haben Sie das alles selbst gemacht?" Mein Aviatiker erzählte, daß er früher ein Fahrradmechaniker gewesen sei, dann habe er seine ganzen Ersparnisse genommen und sich das Ding da gebaut; nun saß er allein und verlassen da und wußte nicht weiter, die unfertige Maschine konnte er doch auch niemand gegen Eintrittsgeld zeigen. Deswegen hielt er sich bisher in Verborgenheit, um dann mit einem Schlage hervorzutreten und ein gemachter Mann zu sein. „Mußt dich mal reinsetzen, Junge. Sowas hast du noch nicht erlebt!"

Ich war eben zum erstenmal mit der Tasse in der Hand ganz frech und scheulos an den Apparat herangegangen, hatte den hochgebockten Rumpf und die Steuerflächen betrachtet und mit dem Zeigefinger an den straff gespannten Flügeldrähten gezupft, die einen hohen, lebendigen, schwirrenden Laut von sich gaben. Hineinsetzen durfte ich mich? Mein Herz begann wieder wie mit Paukenschlägen. Der Mann nahm mir die leere Tasse aus der Hand, stellte sie achtlos unter den Flügel und half mir in den runden, engen brettartigen Sitz, in dem ich bis an den Kopf verschwand. Dann wies er mich an, daß ich die Füße da unten auf die zwei Rasten setzen sollte, und mit der Hand sollte ich den Knüppel bewegen, der dicht vor dem Sitz war; als ich mich nicht zurecht fand, leuchtete er mit seiner Taschenlampe, bis er mich sachgemäß untergebracht hatte. Die Rasten an den Füßen bewegten sich, der Knüppel ließ sich nach allen Seiten drehen. Es war großartig? Ich äugte über den Bordrand und sah in der Finsternis die riesigen weißen Flügel schweben. Eine fassungslose Erregung ergriff mich. Der Aroplan wies mit dem Kopf gegen das dunkle Schiebetor, von dem man kaum etwas sah, die grellen Flächen hingen wie im Nichts. Der Aviatiker stand einen halben Schritt hinter mir und raunte mir über die Schulter: „Siehst du, Junge, so fliegt man dahin, und wenn du den Knüppel an den Leib ziehst", — ich tat es — „dann steigst du noch mehr und immer höher, und wenn du den linken Fuß vordrückst", — ich tat es willenlos — „dann gehst du nach links in die Kurve. Und so fliegst du immer, und dann kommt der Wind und du drückst den Knüppel zur Seite", — ich tat es und sah voll abenteuerlichem Entzücken die Klappen an den Flügeln sich heben und senken; von meinen übertriebenen, gleich mit dem ganzen Körper gemachten Bewegungen schwankten die Flügel, ein gebrechliches Zittern lief durch den fliegenden Apparat. Ja, ich flog! Ich flog mit atemloser Schnelligkeit über eine lichtlose, abgrundtiefe Erde, Bangigkeit und beseligender Mut belebten meine Sinne, und ich drückte den Knüppel nach vorne und glitt aus der Höhe unsichtbarer Sterne hinab. Ich blinzelte in den Wind, der durch alle Ritzen der Scheune drang, es war der Sturm, den mein Sturmflug erweckte!

„Mußt vorsichtig sein", mahnte der Aviatiker verlegen, während er mir aus dem Sitz heraushalf, „es ist nämlich noch keine Leinwand auf den Flächen, ich hab halt einstweilen nur Papier darübergeklebt, daß e. so ausschaut..."

Dann schüttelte ich krampfhaft seine schmutzige Hand und versprach ihm, bald wiederzukommen. Ich war schon vor der Tür, als mir einfiel, daß ich doch meinen Drachen verloren hatte. Gleich morgen bei Tagesanbruch werde er danach suchen, versprach mir der Aviatiker, ich mußte ihm die Wohnung meiner Eltern sagen und wirklich brachte er mir am andern Tag den Drachen zurück, bei dem eine gebrochene Strebe schon geflickt war. Er kam gegen zwölf Uhr mittags zu uns, als ich noch in der Schule war, unser Hausmädchen gab ihm heimlich eine Suppe, die er mit so ersichtlichem Vergnügen aufaß, daß sie ihm den Teller nochmals füllte und ihm ein Stück Fleisch hineintat. Erst nach langen inneren Kämpfen erzählte ich meiner Klasse, daß in einer Feldscheune am andern Ende des Exerzierplatzes ein richtiger Aeroplan gebaut werde. Unser Aviatiker, der sogleich nicht mehr der meinige war, wurde der Held vieler Monate, seinetwegen veranstalteten wir Sammlungen und stahlen unsern Müttern viele große Stücke Wurst, damit er sorglos leben, arbeiten und sich endlich sieghaft zu den Wolken aufschwingen konnte! Leider mischten sich auch noch die andern Klassen und Schulen ein, weil sie ihm alle Beistand leisten wollten, und es gab viele Prügeleien aus purer Eifersucht.

Irgendein Gönner verhalf ihm dann dazu, seine Flugmaschine zu vervollständigen; im Frühjahr kroch er mit scheppernden Motor auf dem Feld herum. Einmal sah ich, wie er gegen einen Baum rannte und den einen Flügel zerbrach. Geflogen ist er nie, und ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Ungeheure Kältegrade.

Durch die Verflüssigung von Gasen gelangt man zu sehr niederen Temperaturen Im Jahre 1895 verflüssigte mittels einer genial erdachten Apparatur Linde die Luft und erreichte Temperaturen von nahezu 200 Grad Kälte. Auf ganz neuem Wege (durch Entmagnetisierung sog. paramagnetischer Salze bei sehr niederen Temperaturen) erzeugte de Haas nun vor kurzem die bisher niederste Temperatur von 272,9953 Grad unter Null!

Heliumquellen in Schweden entdeckt.

Helium wird zur Füllung von Luftschiffen dem Wasserstoff gegenüber bevorzugt, denn es ist unbrennbar Allerdings steht uns dieses Gas nur in beschränkten Mengen zur Verfügung. Deshalb ist es zu begrüßen, daß man auf der Insel Osland an der Ostküste Schwedens Gasquellen entdeckte, die etwa eineinhalb Prozent Helium enthalten. Man gedenkt, noch weitere Naturgasquellen zu erbohren und auch in diesem Falle Helium zu finden.

Ein Tier hungert 18 Jahre.

Nach den Mitteilungen des Biologen v. Uexküll vermag die blutsaugende Zecke (der Holzbock) 18 volle Jahre ohne Nahrung zu verbringen, ohne verhungern zu müssen.

Höchste Windstärken — künstlich!

Nicht allzu oft bekommen wir einen Orkan mit Windstärke 12 zu spüren. Eine Windanlage in Langley Field, die zur Prüfung von Flugzeugen dient, erzeugt mit 8000 PS märchenhafte Windstärken. Die Geschwindigkeit des Windes, der durch den Windtunnel von etwa 100 qm Querschnitt braust, kann bis zu 800 km in der Stunde gesteigert werden!

Was Pflanzensamen aushalten!

Wir glauben, die Pflanzensamen seien recht empfindliche Gebilde. Das Gegenteil bewiesen neueste Untersuchungen, bei denen verschiedene Pflanzensamen mehrere Wochen bei 200 Grad Kälte aufbewahrt wurden, ohne daß sie dabei ihre Keimfähigkeit verloren.

Das Klima „auf Wunsch".

Neuestens werden Krankensäle gebaut, in denen man Klima künstlich herstellen kann. Man kann nicht nur den Luftdruck, sondern auch die Temperatur und die Luftfeuchtigkeit regulieren. In sog. „Klimakammern" kann man Wüstenluft, Hochgebirgsluft, Seeluft, Höhensonne, Sommer und Winter je nach Wunsch erzeugen. Sogar der Duft verschiedener Floren kann mittels eines Duftzerstäubers nachgeahmt werden.

Bienen wollen nicht mehr stechen.

In England ist es gelungen, ein Bienenvolk zu züchten, dessen Tiere nur bei stärkster Reizung zum Stechen zu bringen sind. Man setzt die Versuche fort und glaubt, mit der Zeit Völker zu erhalten, deren Tiere überhaupt nicht mehr stechen.

Verlangt überall den „Illustrierten Beobachter"

RÄTSEL

Bilderrätsel



Zahlenrätsel

1 7 9 1	sittlicher Begriff
2 10 8 5 11	germanischer Gott
3 12 13 11 5	germanische Göttin
4 10 1 8 7 1	deutscher Dichter
1 3 11 3 4 14 1 3 8	eine Forderung an das Deutsche Volk
2 5 15 7 5 15 15	germanischer Sagenort
5 9 16 3 11 3 13 17	Befreier Germaniens
6 7 5 9 5 14 8 1 9	Sinnesart
7 5 9 12 8	Gebirge in der Pfalz
8 7 10 9	nordischer Gott

Die ersten Buchstaben von oben nach unten gelesen ergeben den Beinamen der Ehrentempel am Königsplatz in München.

Kapselrätsel

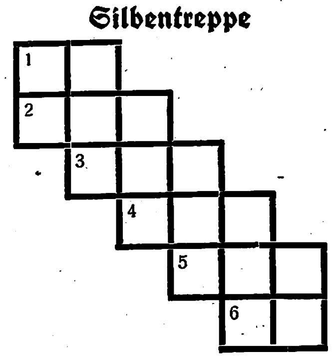
In jedem der nachstehenden Wörter ist ein selbständiges Wort eingekapselt. Die Anfangsbuchstaben derselben ergeben ein Zitat aus Schillers „Tell". (ch = ein Buchstabe.)

Eldorado, Kieselsäure, Strandgut, Leckerli, Schimmel, Reformator, Gletscher, Kreisel, Elaborat, Rautendelein, Schornstein, Adonis, Hufeisen, Wieringen, Bergarbeiter, Schulkind, Storm, Heller, Sakrament, Praktikant, Sonnabend, Ornament, Universität, Werbelin, Kuratorium, Krankenhaus, Staffelei, Kristall, Ziegelei, Monoton.

Pierrott und Pierrette

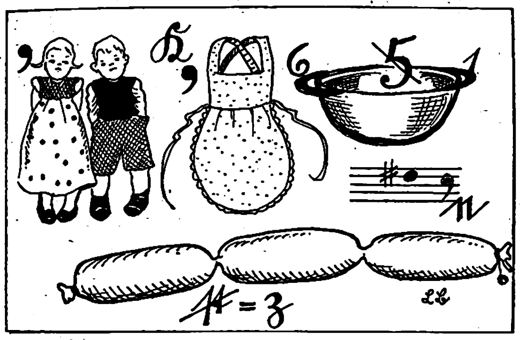
Aus den Silben: är bei chen de des euch froh ge gen gen gen gern glei gut hen lan lig meln mit mö mut schen sel treu und und uns wir wün zei ist ein Vers aus Goethes „Maskenzug" zusammenzusetzen.

Silbentreppe



Die Silben: er er ga ga lee man mond port re re ri rich rich ter ter wol werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. russischer Strom, 2. mittelalterliches Kriegsschiff, 3. Berichterstatter, 4. Hunderasse, 5. Ostgotenkönig, 6. Vorort Londons.

Bilderrätsel



Silbenrätsel

Aus den Silben: a ab ard bat bel bel dar de de de di du dum e el fe fi ge ger ka le le le let lieh lu ma mi mie min mus ne ne ni nis o o on or ra ran rat re recht ree ren rich run sa sa saa sae sal schau se si stein sti ta ta te ten ter the u us ut ve verb war wi zi sind Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Schillers ergeben.

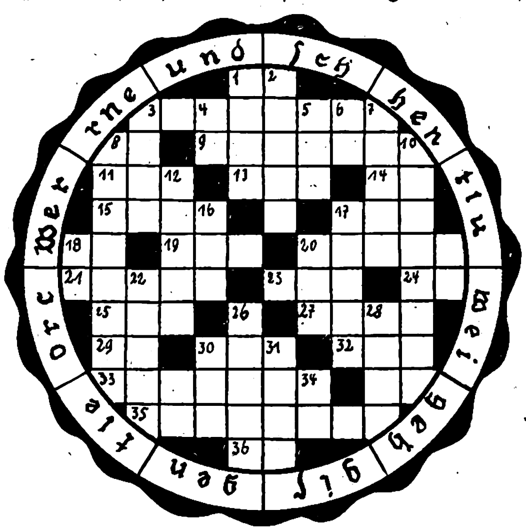
1 .... 14 ....
2 .... 15 ....
3 .... 16 ....
4 .... 17 ....
5 .... 18 ....
6 .... 19 ....
7 .... 20 ....
8 .... 21 ....
9 .... 22 ....
10 .... 23 ....
11 .... 24 ....
12 .... 25 ....
13 .... 26 ....

1. Gartenbeet, 2. Umstandswort, 3. Göttin, 4. Zeitpunkt, 5. Fürstentum in der Schweiz, 6. römisches Fürstengeschlecht, 7. Erzählung, 8. Blutgefäß, 9. menschenfressender Riese, 10. Beschlußform, 11. Stadt in Polen, 12. höhere Fachschule, 13. englischer Königsname, 14. Hafenteil, 15. Oase in Marokko, 16. römischer Geschichtsschreiber, 17. Gestalt aus der französischen Revolution, 18. Landschaft in Ostafrika, 19. Waffe, 20. böser Geist, 21. Verzeichnis, 22. naturwissenschaftliches System, 23. Stadt in Holland, 24. deutscher Fluß, 25. Gotenkönig, 26. Lösegeld.

Kombiniertes Kreuzworträtsel

Die Kreisfelder richtig geordnet, ergeben einen Ausspruch Schillers.

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Vorsilbe, 3. deutsche Stadt, 8. Abkürzung für Mittelalter, 9. Kanadischer See, 11. Teil des Baumes, 13. Wappentier, 14. Vorsilbe, 15. römischer Kaiser, 17. nordischer Gott, 18. wie 1 waagrecht, 19. Abschiedsgruß, 20. Not, 21. asiatisches Reich, 23. Mädchenname abgekürzt, 24. Vorsilbe, 25. deutscher Badeort, 27. Nebenfluß der Donau, 29. Vorsilbe in Fremdwörtern,



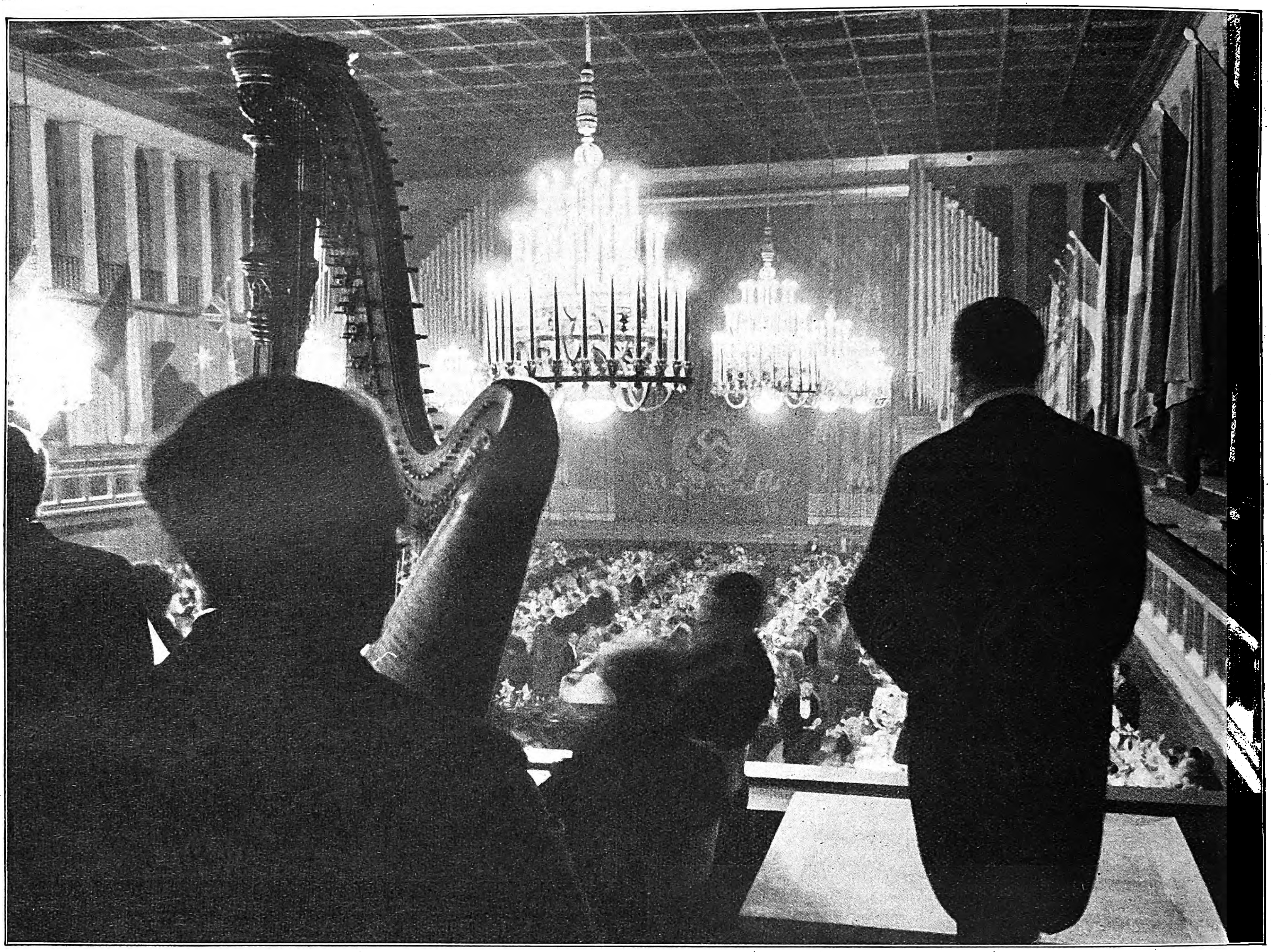
30. Schiffseite, 32. Gemeinde, russisch, 33. Bastard afrikanisch, 35. Staat in USA., 36. Abkürzung für Atmosphäre. — Senkrecht: 1. Mädchenname, 2. Beamter, 3. Kleinwild, 4. Himmelsrichtung, 5. französischer Küstenfluß, 6. wie 14 waagrecht, 7. sagenhaftes Wesen, 8. deutsche Stadt, 10. Stadt am Uralfluß, 12. Vorsilbe in Fremdwörtern, 16. weiblicher Vorname, 17. Lärm, 20. Schwur, 22. Unempfänglich gegen Vergiftung, 26. Versmaß, 28. Oper von Verdi, 30. Käseferment, 31. Haushaltungsplan, 34. Musiknote.

Zerlegerätsel

Der Ausspruch des Führers: „Nur Kraft kann das Recht zum Leben erwecken" ist derart in einzelne Wörter zu zerlegen, daß sämtliche Buchstaben restlos verwandt werden. Die Wörter bedeuten: 1. staatliche Gebäude, 2 das Gegenteil von eckig, 3. juristischer Begriff, 4. Dichtungsart, 5. belgische Festung, 6. engl. Grafschaft, 7. Begriff der Zielbestimmung.

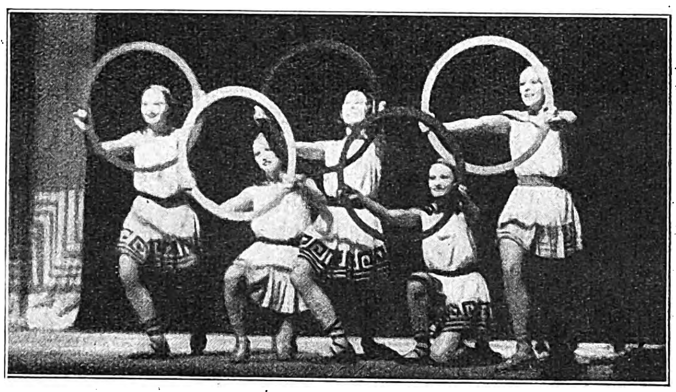
Lösungen der Rätsel in Folge 7:

Bilderrätsel: Holz und Wald und Schulden wachsen alle Tage. ✶ **Silbenrätsel:** 1. Niederlande, 2. Urwald, 3. Reisfink, 4. Duncan, 5. Unna, 6. Rotbart, 7. Camembert, 8. Hyazinthe, 9. Konrad, 10. Arsen, 11. Meierei, 12. Presse, 13. Fugger, 14. Greco = Nur durch Kampf gewinnt man Siege. ✶ **Telegrammrätsel:** 1. Edelweiss, 2. Siena, 3. Institut, 4. August, 5. Dolch, 6. Erlkönig, 7. Erinyen, 8. Liebenstein, 9. Rubens, 10. Osteria = Wissen ist gut, doch Können ist besser. ✶ **Kreuzwortsilbenrätsel:** Waagrecht: 1. Defizit, 3. Lineal, 5. Tauwetter, 7. Schema, 9. Kobra, 10. Negus, 11. Jukar, 12. Lage, 14. Dekan, 16. Olive, 18. Neapel, 19. Stafette. — Senkrecht: 1. Depesche, 2. Zittau, 3. Liter, 4. Algebra, 6. Weltin, 8. Manege, 9. Kokarde, 12. Lagune, 13. Kali, 15. Kantate, 16. Opel, 17. Vesta. ✶ **Literarisches Zahlenrätsel:** 1. Gellert, 2. Erato, 3. Ibsen, 4. Brentano, 5. Eboli, 6. Lessing = Geibel. ✶ **Rösselsprung:** Das Karneval. Mich ergötzen viele Lichter / Mehr noch fröhliche Gesichter / Mich ergötzen Tanz und Scherz / Mehr noch ein vergnügtes Herz / Pracht und buntes Leben sehr / Aber eure Gunst noch mehr. (Aus Goethes „Maskenzug".) ✶ **Kryptogramm:** Trotziger Stolz und heiliger Glaube sind die Lieder eines hoffenden Volkes. ✶ **Silbenaussuchrätsel:** Von Worten zu Werken ist ein weiter Weg. ✶ **Bilderrätsel:** Kämpft gegen Hunger und Kälte! ✶ **Kreuzworträtsel mit magischen Sternen.** Magische Sterne: A 1. a, 2. Udo, 3. Adler, 4. Oel, 5. R, B 1. R, 2. Pol, 3. Rosen, 4. Leu, 5. N, C 1. E, 2. Ast, 3. Essen, 4. Tee, 5. N, D 1. l, 2. Tag, 3. Lager, 4. Ger, 5. R. — Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Arsen, 4. Talar, 8. Balte, 10. Dogge, 11. Ode, 14. Eis, 15. Neid, 17. Amor, 20. Lid, 21. Po, 26. Rabe, 27. Ares, 30. Tee, 31. er, 32. SA., 33. Pol, 34. Algen, 36. Saale, 38. Tanne, 39. Altan. — Senkrecht: 1. Amboß, 2. Selen, 3. ent, 5. Abo, 6. Lager, 7. Riesa, 9. Erie, 10. Dame, 12. a. D., 13. SA., 16. es, 18. or, 19. Nil, 21. pa, 22. oben, 23. Gras, 24. le, 25. Start, 26. Regen, 27. As, 28. Spalt, 29. klein, 35. Ern, 37. Aal. ✶ **Magische Figur:** 1. Embolie, 2. Obelisk, 3. Politik, 4. Flitter, 5. Lisiere. ✶ **Füllrätsel:** 1. Scharnhorst, 2. Aschenregen, 3. Fischreiher, 4. Bolschewist, 5. Kurzschrift, 6. Poertschach, 7. Frauenschuh, 8. Brieftasche, 9. exzentrisch. ✶ **Rösselsprung:** Die Liebe scheint der höchste aller Triebe / Das wissen selbst die Blinden und die Tauben / Ich aber weiß, was wenig Menschen glauben / Daß wahre Freundschaft schöner ist als Liebe. Platen.



Blick in den festlich geschmückten Kongreßsaal des Deutschen Museums zu München während des Empfangs. Rechts vorne: Kammersänger Patzak beim Liedervortrag, begleitet vom Orchester der Bayerischen Staatstheater.

Hans Dietrich



Der Phantasietanz „Olympische Ringe", getanzt von Solotänzerinnen des Deutschen Opernhauses, Berlin.
Heinrich Hoffmann



Der bayerische Ministerpräsident Siebert.
Othmar von Fladung.

EMPFANG

DER OLYMPIA-TEILNEHMER UND GÄSTE IN DER HAUPTSTADT DER BEWEGUNG

Im Namen der Reichsregierung und der bayerischen Landesregierung hatten Reichsminister Dr. Goebbels und Ministerpräsident Siebert etwa 700—800 Gäste aus Anlaß der IV. Olympischen Winterspiele in den schönen Kongreßsaal des Münchener Deutschen Museums geladen. Eine festlich-fröhliche Stimmung beherrschte, zumal nach den herzlichen und zündenden Begrüßungsworten Dr. Goebbels, den Abend. Erste Künstler der Münchener und Berliner Opern und Balletts trugen mit ihren Darbietungen zur Verschönerung des wohlgelungenen, einzigartigen Festabends bei.



Vom Münchener Pressefest:
Reichsleiter und Präsident der Reichspressekammer Max Amann und Gattin im festlich geschmückten Saal des Deutschen Theaters.



Blick in eine der Proszeniumslogen im Deutschen Theater am Abend der Presse „Altmünchen".
Von links nach rechts, stehend: Ministerpräsident Siebert, Reichsschatzmeister Schwarz, Gauleiter und Staatsminister Adolf Wagner. Sitzend links: Frau Siebert, rechts: Frau Wagner und Frau Schwarz.
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann

FASCHING



Eine kleine Ballettkünstlerin beim Spitzentanz.
Aufnahme vom ersten Kinderfest der NS.-Frauenschaft im Cherubinsaal in München.
Aufn.: H. F. Engel

Bild rechts:
Weitere Ehrengäste des Pressefestes „Altmünchen":
Reichsstatthalter Ritter von Epp, Reichspropagandaminister Dr. Goebbels, Staatssekretär Funk und (oben) Gruppenführer Weiß, der Leiter des Reichsverbandes der Deutschen Presse.
Hans Dietrich



Bild rechts:
Vom Ball der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" in München:
Reichsorganisationsleiter Dr. Ley inmitten der fröhlichen Garde des Faschingsprinzen.
Kurt Huhle.



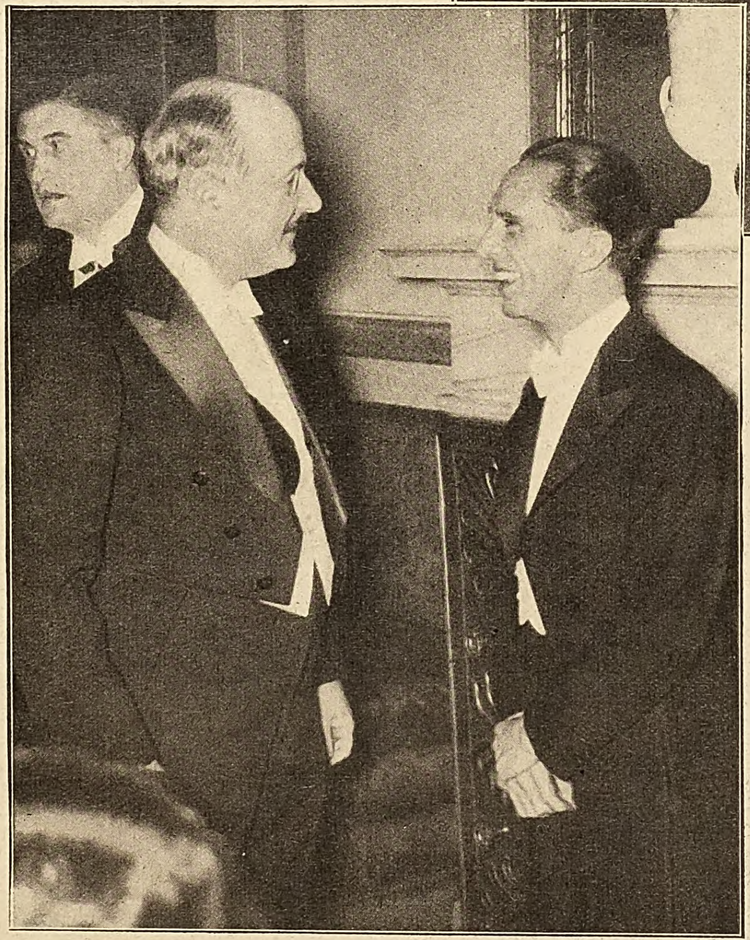
Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV 35: 682476 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3
ABCDEF

Empfang bei Dr. Goebbels



Der Führer im Gespräch mit dem schwedischen Gesandten af Wirsén und Gattin

während des Empfangs bei Reichsminister Dr. Goebbels anläßlich der Eröffnung der Internationalen Automobil-Ausstellung in Berlin.



Links:
Reichsminister Dr. Goebbels und der französische Gesandte François-Poncet.
Links: Der Chef des Protokolls v. Bülow-Schwante.

Aufnahmen: Weltbild

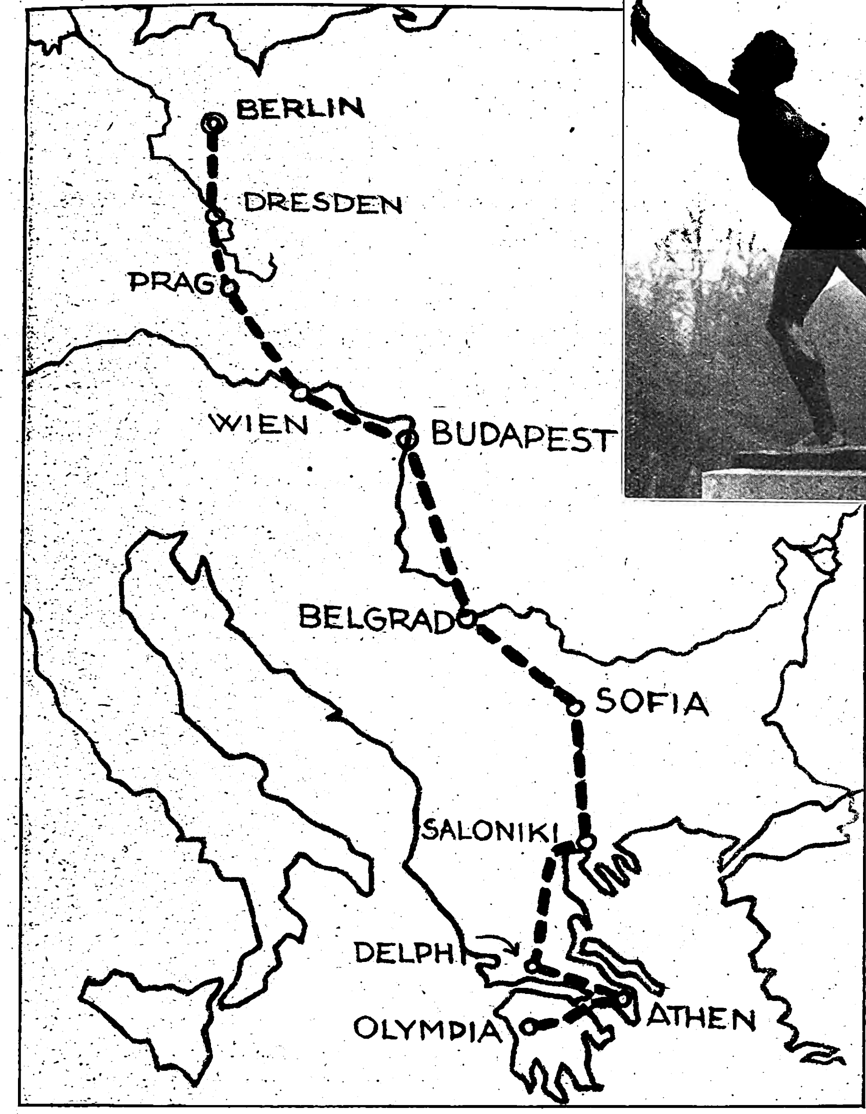


Vom Olympia-Ball im Deutschen Theater zu München.
Zeus, das Oberhaupt der olympischen Götter, mit der japanischen Olympia-Mannschaft.
Aufnahmen: Kurt Huhle.

Olympia-Schluß-Ball in München



Die Goldmedaillen-Träger Christl Cranz und Franz Pfnür sprechen beim Olympia-Ball ins Rundfunkmikrophon.



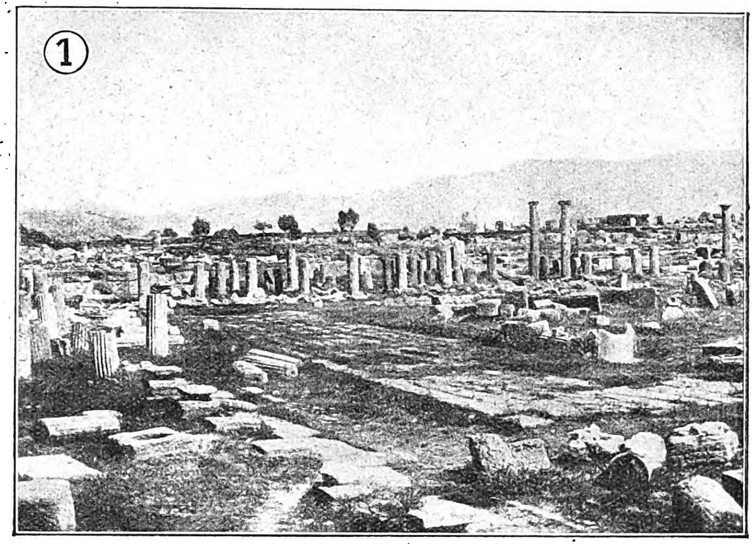


Die Gesamtstrecke der Fackel-Stafette Olympia-Berlin.
Oben: Statue eines Marathonläufers (Eisleben).

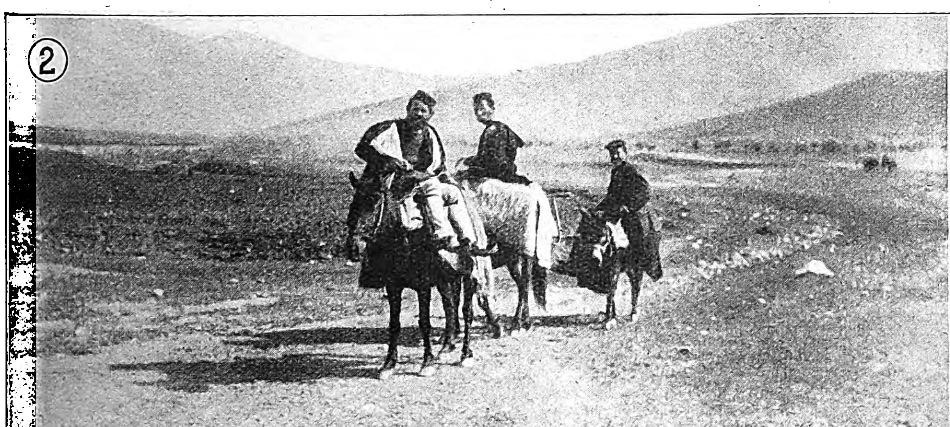
OLYMPIA-STAFFEL

20. Juli – 1. August 1936

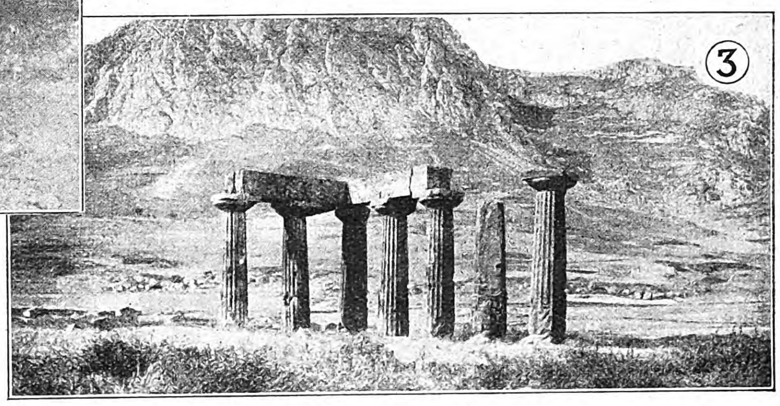
Wie schon bei den Olympischen Winterspielen in Garmisch-Partenkirchen, so wird auch während des Sommer-Olympia in Berlin das olympische Feuer brennen. Ein gewaltiger Stafettenlauf wird dieses Feuer aus der Urheimat dieser Spiele, aus Olympia in Griechenland, in die deutsche Reichshauptstadt tragen. Am 20. Juli dieses Jahres, mittags um 12 Uhr, wird mit einem Brennglas von der griechischen Sonne ein Ölzweig in Brand gesetzt werden. An diesem brennenden Zweig wird die Fackel entzündet, und nun



Das antike Olympia auf dem Peloponnes im südlichen Griechenland. Hier wird das olympische Feuer entzündet, das in zwölftägigem Staffellauf zum Beginn der Olympischen Spiele im Sommer 1936 nach Berlin gebracht wird.



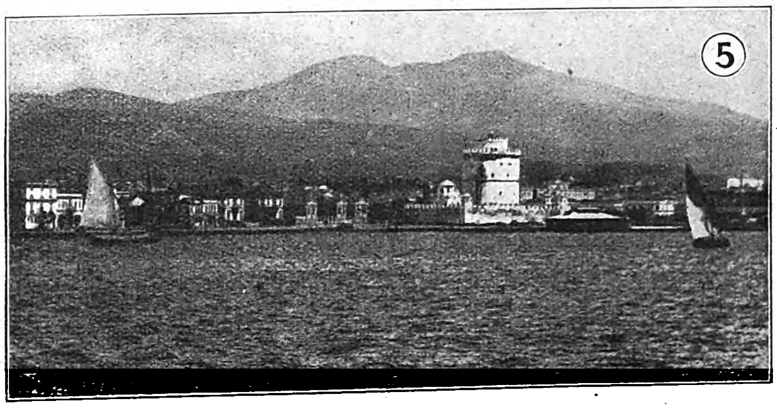
Griechische Paßstraße zum Achladokabes-Paß zwischen Tripolis und Argos. Eine der schwierigsten Strecken für die Läufer. Der Gebirgssattel ist 900 m hoch.



Die Tempelruinen von Korinth auf dem historischen Isthmus, der den Peloponnes mit Attika verbindet.

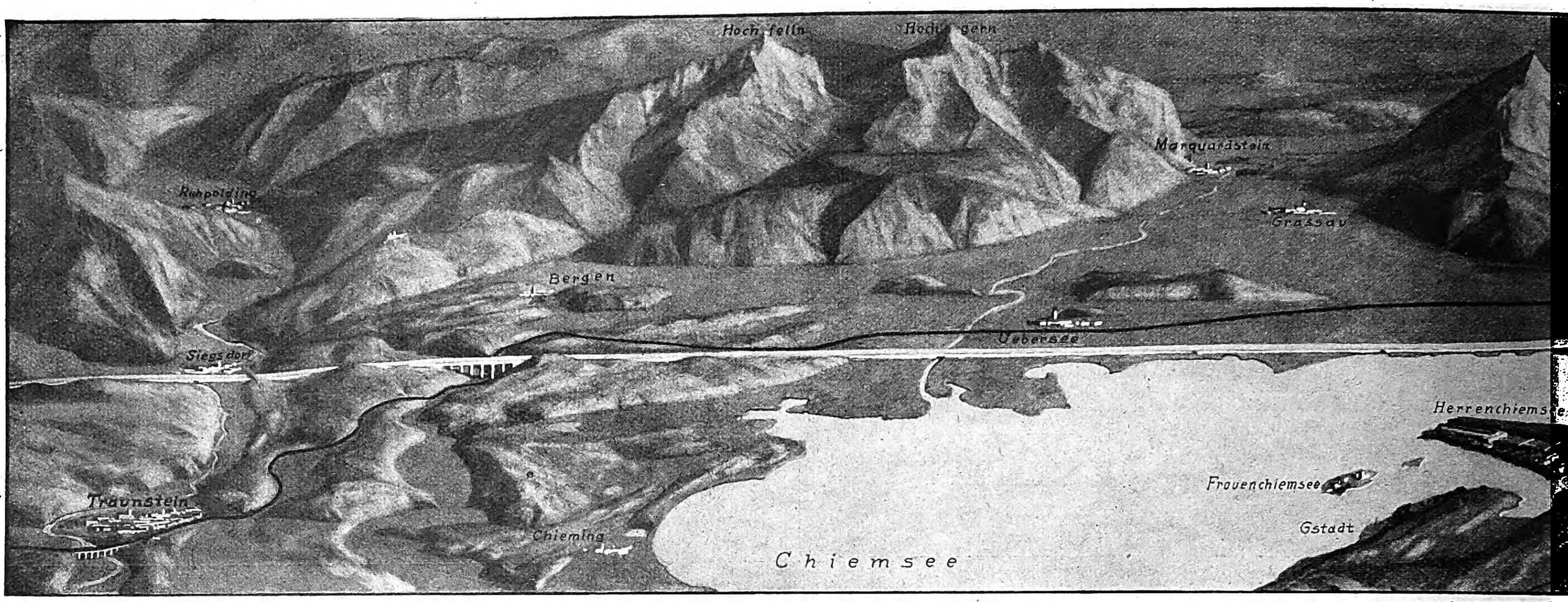


Das wolkenumzogene Felsenhaupt des Olymp.
Am vierten Tag passieren die Läufer den sagenumwobenen heiligen Berg der Griechen, den Olymp, Sitz der Götter, der fast ständig von Wolken bedeckt ist. Weiter geht's dann über zahlreiche Pässe in die Ebene von Saloniki.



Rechts: Saloniki, die wichtige griechische Hafen- und Handelsstadt

Aufnahmen: Max Löhrich.



Von der im Bilde nicht mehr sichtbaren Landesgrenze bei Salzburg führt die Strecke über die Taleinschnitte bei Siegsdorf (Abzweigung nach Ruhpolding und Reit im Winkel zur Queralpenstraße) und Bergen an das Südufer des Chiemsees.

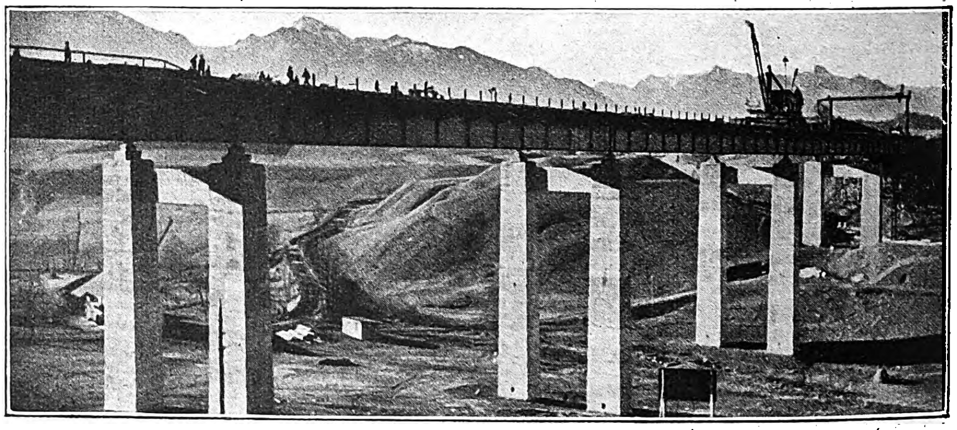
Die landschaftlich schönsten Strecken

DER REICHSAUTOBAHN MÜNCHEN-LANDESGRENZE

Zu den Autobahnstrecken, die mit Riesenschritten ihrer Vollendung entgegengehen, gehört auch die Strecke von München bis zur Landesgrenze bei Salzburg. Jetzt schon ist diese Strecke von München an dreißig Kilometer weit im Betrieb, bis Weyarn, von wo aus der Anschluß an den Schliersee und nach Bayrischzell seinen Ausgang nimmt. In Kürze wird die Bahn bis nach Rosenheim befahrbar sein. Die ganze Strecke bis zur Landesgrenze wird landschaftlich zu den schönsten Autobahnen Deutschlands zählen, da sie immer im Angesicht der Alpen, von Holzkirchen an unmittelbar an den Voralpen gelegen ist. Kurz vor Weyarn wird

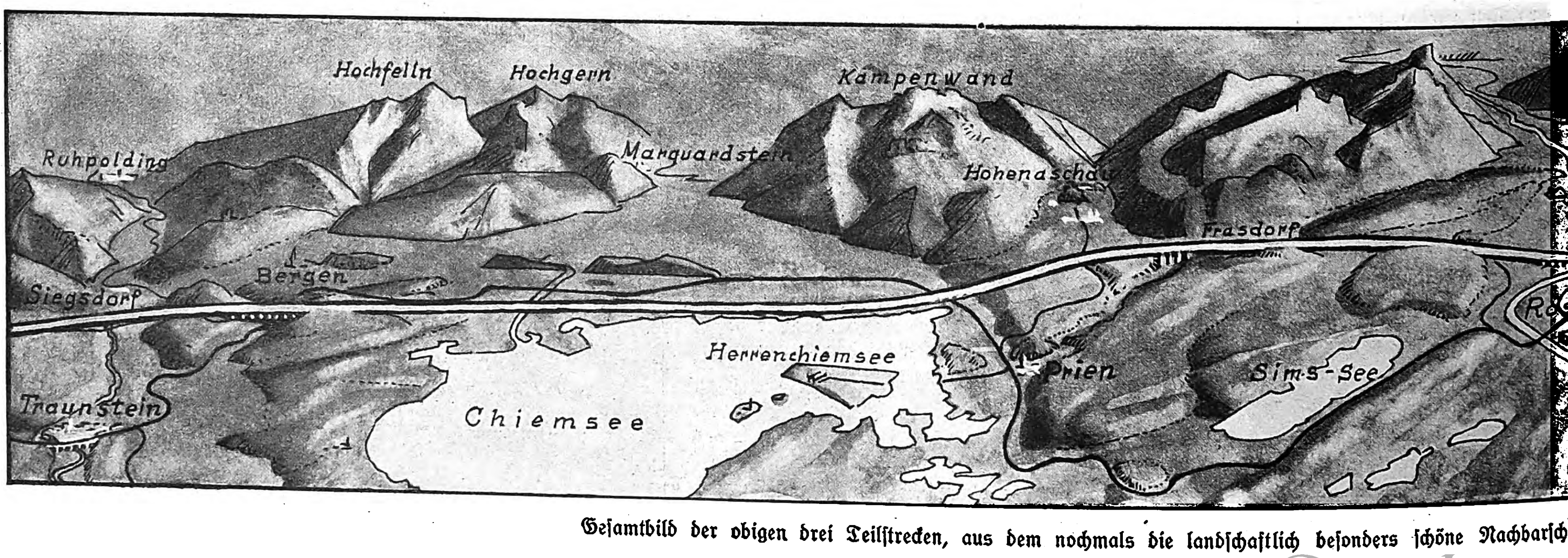
Panorama-Zeichnungen für den „JB."

von Professor W. Zeno Diemer

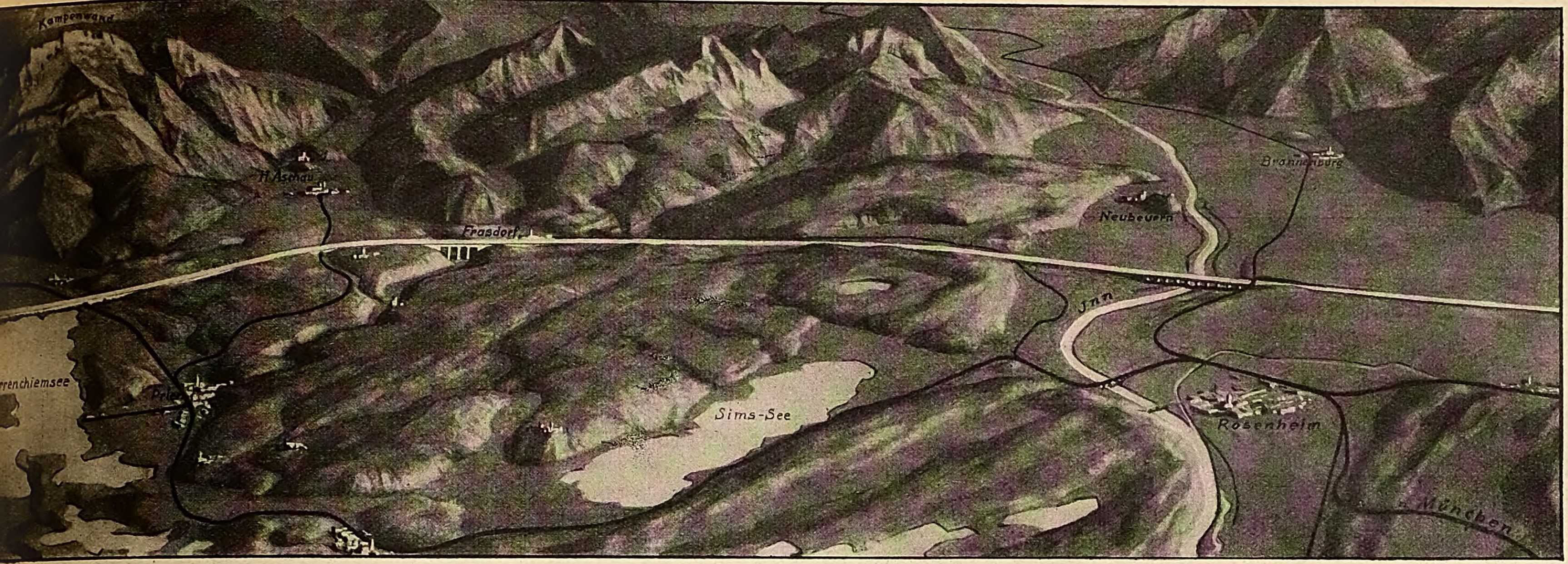


Rechts: Die große Talbrücke der Autobahn München—Landesgrenze bei Bergen (in der Nähe von Traunstein) geht ihrer Vollendung entgegen.

Aufnahme: Erika Schmauß.



Gesamtbild der obigen drei Teilstrecken, aus dem nochmals die landschaftlich besonders schöne Nachbarschaft der

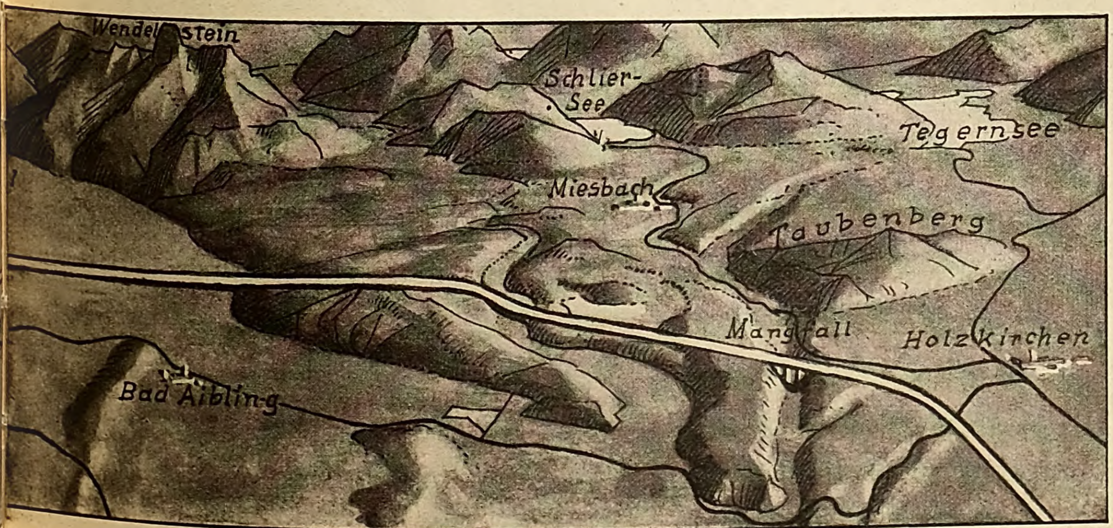


Immer noch an den Voralpen entlang gehend tritt die Autobahn zwischen Rosenheim und Brannenburg ins Inntal (Abzweigung nach Kufstein und Innsbruck). Der Inn wird auf einer großen Brücke überquert, und weiter geht's zum schönen Leizachtal.



Bei Irschenberg genießt der Kraftfahrer den berühmt schönen Ausblick auf die Alpenkette. Die Mangfall wird auf einer hohen Brücke überschritten (Abzweigung nach Schliersee). Bei Holzkirchen biegt die Autobahn in nordwestliche Richtung ein, auf München zu.

die gewaltige Brücke über das tiefgelegene Mangfalltal passiert. Nicht weit davon kommt der Kraftfahrer dann an Irschenberg vorüber, heute noch einem unberührten oberbayerischen Dorf, das aber längst schon rühmlichst bekannt ist für den einzigartigen Ausblick auf die gesamte Alpenkette, die man von dort aus genießt. Auf unseren Panoramabildern ist der weitere Weg gut zu verfolgen: der Chiemsee, das bayerische Meer, wird in unmittelbarer Nähe gestreift, ein weiterer gewaltiger Viadukt führt über das breite Tal bei Bergen, und vom Ende der Strecke aus hat man nur noch wenige Kilometer nach Bad Reichenhall zu fahren. Von da aus ist es wiederum nicht weit bis Berchtesgaden, wo die prachtvolle Queralpenstraße nach Lindau, an der auch schon fleißig gearbeitet wird, ihren Ausgang nimmt.



Autobahnstrecke München—Landesgrenze zu ersehen ist



Autobahn München—Landesgrenze im Winter im Hofoldinger Forst zwischen München und Holzkirchen.
Aufnahme: Oskar Weller.



Josef Bürckel,
der Gauleiter des Gaues Saar-Pfalz.
(Reichskommissar für die Rückgliederung des Saargebietes.)

Aufnahmen: Hartmann

1. März 1935 – 1. März 1936

1 Jahr: Deutsche



Der 30. Januar 1935, die Zweijahresfeier der Machtübernahme, konnte vierzehn Tage nach dem überwältigenden Abstimmungsergebnis vom 13. Januar 1935 auch von der jubelnden Bevölkerung von Saarbrücken gefeiert werden.



So haben viele Häuser des Saargebietes bisher ausgesehen!
Risse in den Hauswänden, durch Bodensenkungen verursacht.



Jahrelang überschwemmten diese Waren das Saargebiet
durch die offene Zollgrenze nach dem Westen. Über Nacht haben sie deutschen Markenartikeln Platz gemacht.



Deutsche Jugend im Kampf gegen Hunger und Kälte
in den Straßen der Saarstädte, wo im Vorjahre noch ausländische Tankfahrzeuge vorüberdonnerten.

Am 13. Januar 1935 bekannte sich das Deutsche Volk an der Saar in einem überwältigenden Abstimmungsergebnis zu seiner Heimat. Am 1. März des gleichen Jahres erfolgte die im ganzen Saargebiet sowie im ganzen Reich festlich begangene Rückgliederung des Saarlandes ins Deutsche Reich. Unter dem Jubel der Bevölkerung erschien der Führer selbst in Begleitung zahlreicher führender Persönlichkeiten der Bewegung und des Staates in Saarbrücken, um die Brüder an der Saar in der wiedergewonnenen Heimat nach siebzehnjähriger Trennung willkommen zu heißen. An diesem Tage begann die gewaltige Wiederaufbauarbeit im vielfach stark vernachlässigten Saargebiet. In erster Linie setzte die Bauarbeit ein: Häuser, gesunde neue Wohnungen und gute Straßen waren die ersten Erfordernisse, denen genügt werden mußte. Und jeder Tag brachte auch hier wie im übrigen Reich die Gewißheit: Es geht aufwärts!



Bei einer Kundgebung des Gaues Ost-Hannover.
Reichsleiter Dr. Goebbels, Gauleiter Telschow und Gen. d. Kav. Knochenhauer.
Privataufnahme.



Otto Telschow als Fahnenjunker im Jahre 1893 im Alter von 17 Jahren.
Privataufnahme.



Staatsrat Otto Telschow, der Gauleiter des Gaues Ost-Hannover wird am 27. Februar 60 Jahre alt.
Heinz Jaeger.



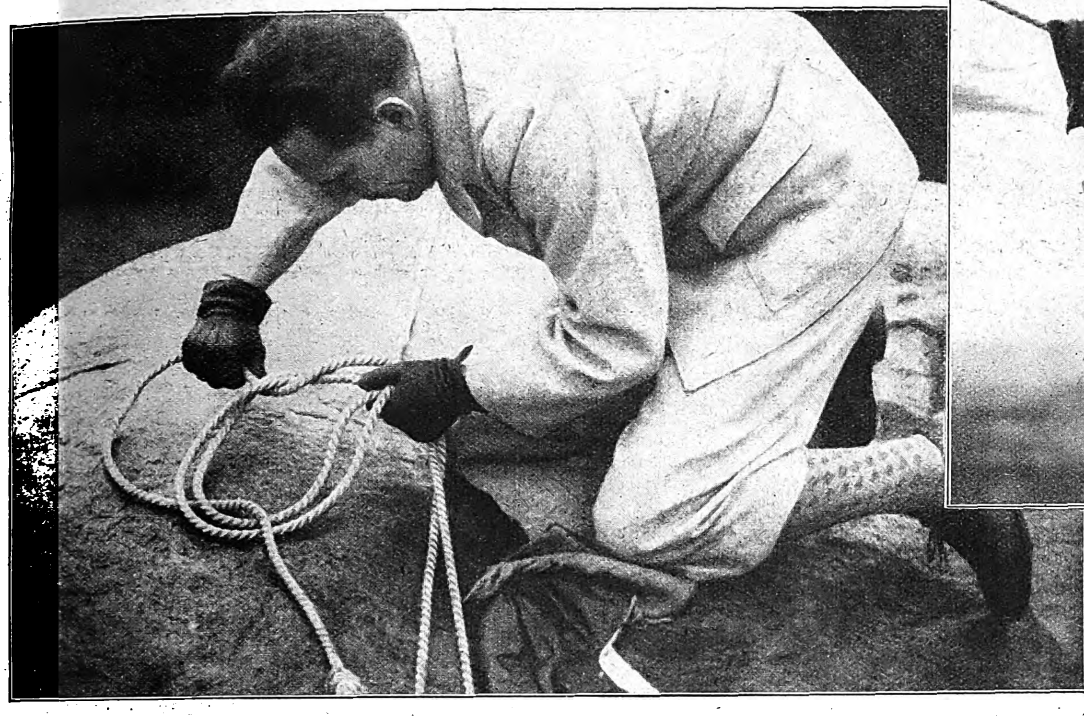
Pg. Telschow als „Lüneburger Heidegespenst".
Zeichnung eines jüdischen Karikaturisten im Berliner „Ulk" der Systemjahre.

Gauleiter Telschow 60 Jahre alt

Hat der 27. Februar für die gesamte nationalsozialistische Bewegung schon eine besondere Bedeutung dadurch, daß an diesem Tage im Jahre 1925 der Führer nach seiner Entlassung aus der Festungshaft zum ersten Male wieder in einer öffentlichen Versammlung in München sprach und die Neugliederung der Partei vornahm, so erhält dieser Tag für die niedersächsischen Nationalsozialisten noch eine eigene Bedeutung. Am 27. Februar 1876 wurde ihr Gauleiter, Staatsrat Otto Telschow, in Wittenberge geboren und am 27. Februar 1925 übertrug ihm Adolf Hitler die Führung des Niedersachsen-Gaues Ost-Hannover. Aus der Prignitz stammend, läßt sich das Geschlecht der Telschow als Bauern und „Gotteshausleute" (Kirchenvorsteher) bis ins Jahr 1545 zurückverfolgen. Auf der Militär-Erziehungsanstalt auf Schloß Annaberg erzogen, ist Otto Telschow der weitere Lebensweg als Soldat vorgezeichnet. Nach einer langen Dienstzeit in verschiedenen Kavallerie-Regimentern in Saarburg und Wandsbek tritt er in die Polizeiverwaltung Hamburg über, in der er 1924 pensioniert wird. Schon früh stößt Otto Telschow zur antijüdischen Bewegung; ist 1905 bereits Mitglied der Deutschsozialen Partei Liebermann von Sonnenbergs und Mitarbeiter der „Deutschsozialen Blätter". So findet er als einer der ersten den Weg zur nationalsozialistischen Bewegung, und bei Neugründung der Partei beruft ihn das Vertrauen des Führers Adolf Hitler zum Gauleiter des Gebietes Lüneburg und Stade. Im Kernland Niedersachsens, zwischen Weser und Elbe, entbrennt unter seiner Führung ein zähes und verbissenes Ringen. Der Tatkraft Otto Telschows und seinem hartnäckigen persönlichen Einsatz ist schließlich die Überwindung des welfischen Separatismus und die Erledigung der Freimaurerei in der engeren Heimat zu danken. Somit ist eines seiner größten Verdienste die Eingliederung der niedersächsischen Bauern in die große Freiheitsfront der NSDAP. Seit 1929 ist Otto Telschow Mitglied des Hannoverschen Provinziallandtages, seit 1930 Mitglied des Deutschen Reichstages und seit 1933 Präsident des Hannoverschen Provinziallandtages und Mitglied des Preußischen Staatsrates.



Der Gauleiter Telschow begrüßt den Führer anläßlich der großen Herbstmanöver in der Lüneburger Heide.
W. Cüppers Bremen.



Ein passender Felsblock für die Seilbefestigung ist gefunden, und das eine Seilende wird verknotet. Sicherheit des Photographen und Erfolg des Wagnisses hängen von der sachgemäßen Verknotung des Seiles ab.



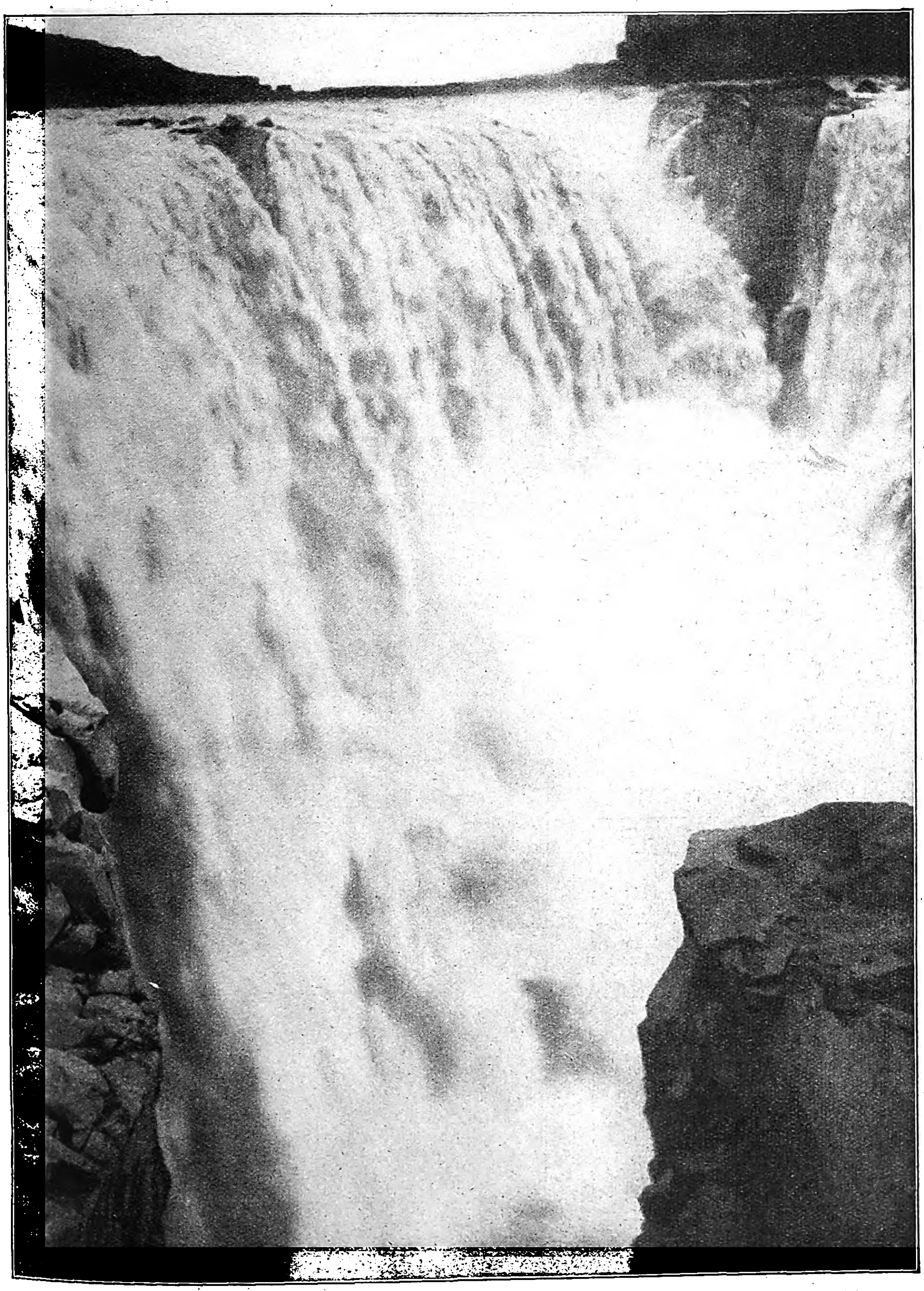
Wird das gespannte Seil sicher tragen? Bevor der Photograph die Seilschlinge, in der sein Körper beim Vorwärtshangeln hängen wird, überwirft, prüft er die Haltbarkeit des Seiles und der Knoten. Auf der Brust hängt schon die Kamera in der Bereitschaftstasche.

Mit der Kamera 40m über dem Wasserfall schwebend:

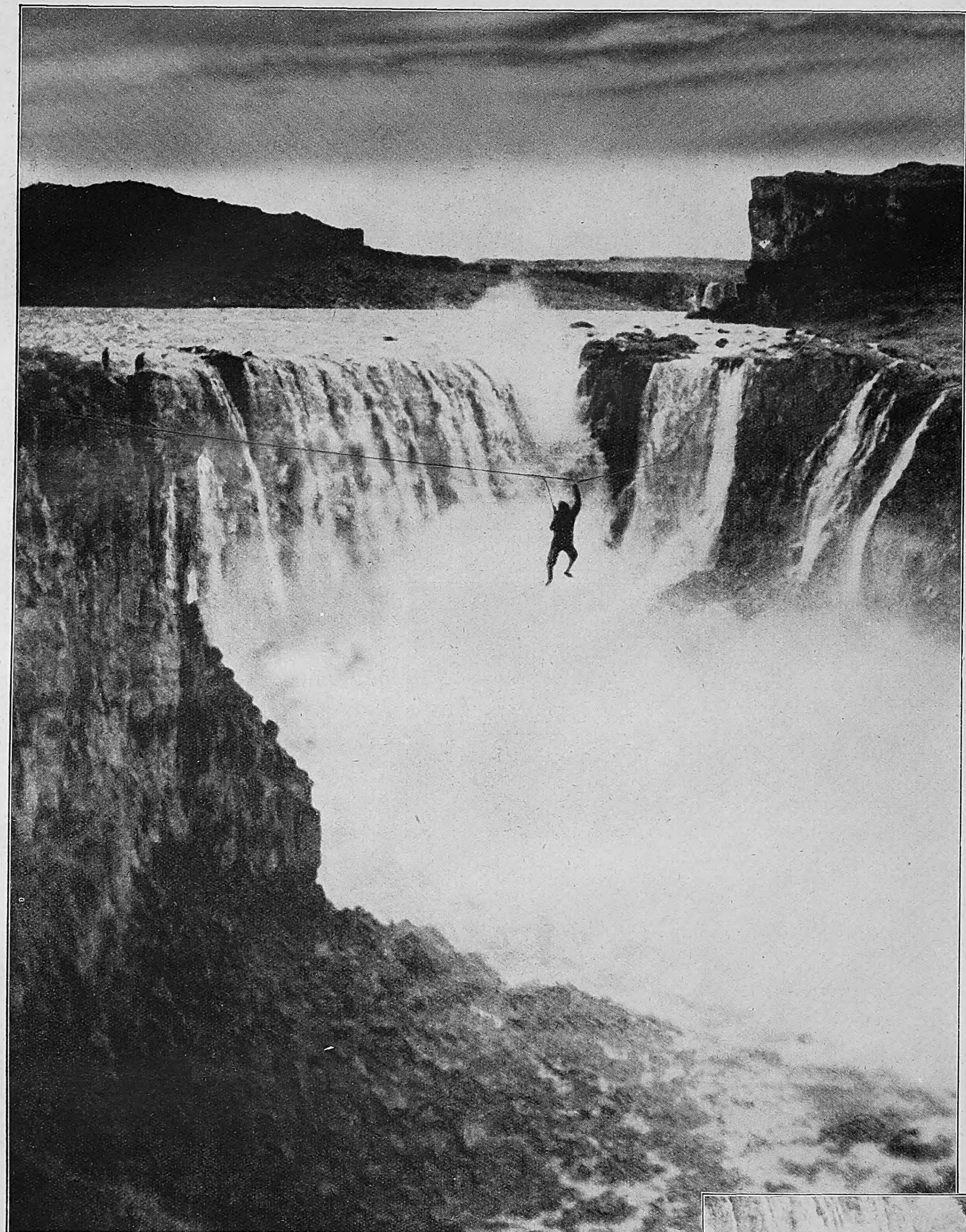
Noch nicht gezeigte Bilder vom Dettifoss auf Island

Fünfhundert Kilometer von Reykjavik entfernt, im Nordosten Islands. stürzen die gelben Wassermassen der Jökelsa a Fjellum in senkrechtem Fall 60 Meter tief in eine Schlucht. Es ist der Dettifoß, das heißt Steilfall, der entsteht aus den Schmelzwassern des Vatna Jökull, des größten Gletschers der Erde — er hat eine Fläche von 8000 Quadratkilometer —, der die seltenen Besucher in seinen Bann schlägt. Aber es sind selbst in Island nur wenige, die dieses herrliche Naturschauspiel kennen. Abgelegen und nicht leicht zugänglich, sind außerdem noch die örtlichen Bedingungen einer guten Aufnahme dieses herrlichen Wasserfalles hinderlich.

Um den unerhörten Eindruck, den dieser „strömende Vorhang" auf Auge und Ohr macht, festzuhalten, entschloß sich gelegentlich einer seiner Expeditionen der Photograph, an aneinandergeknüpften Bergseilen, die quer über die gewaltige Schlucht gespannt waren. bis vor die Mitte des Wasserfalles vorzuhangeln, um von dort aus in einer einzigartigen, nie vorher gesehenen Perspektive die Schönheit des Dettifoß bildmäßig zu erfassen. So sind diese Bilder entstanden.



Nahe dem Rande der Schlucht zeigt der Fall ein neues Gesicht. Wie eine Kulisse wirkt die vorspringende Klippe und gestaltet das herrliche Fluten des Wassers zum plastischen Bilde.



40 m mit der Kamera über dem Dettifoss auf Island schwebend

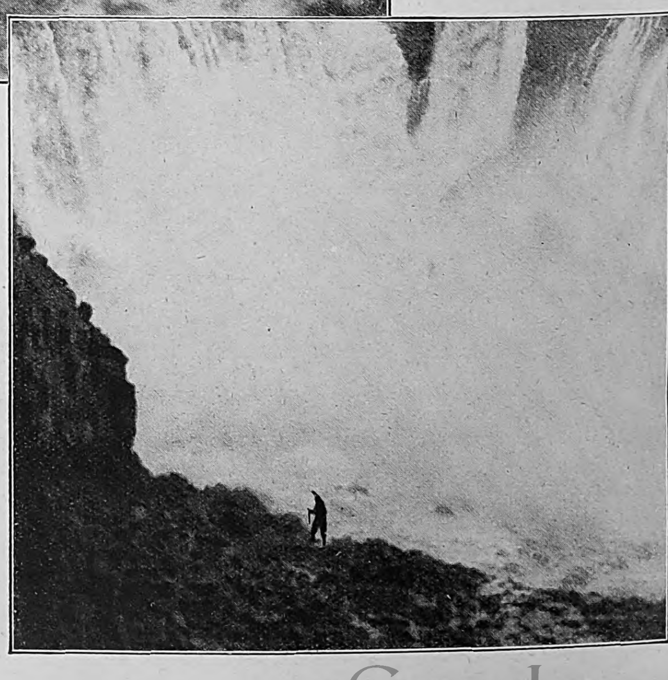
Aufnahmen: Prof. Burkert

Bild links: Mit dem linken Fuß in der Seilschlinge stehend, mit dem rechten das Gleichgewicht suchend, hängt der Photograph über der brodelnden Schlucht an der Aufnahmestelle.



Bild links: Durch Hangeln sucht der Kameramann die Mitte des Seiles zu erreichen, denn dort erst kann die gewünschte Aufnahme des Falles über dem strudelnden Abgrund gemacht werden.

Bild rechts: An einer langen dünnen Schnur wird ein Stein an das andere Ufer geschleudert. An der dünnen Schnur wird das andere Ende der Seile ans jenseitige Ufer gezogen. Beim tosenden Aufprall der Wassermassen auf den Grund der Schlucht sprühen Milliarden Wassertröpfchen empor und hüllen die Schlucht in einen Nebel von Wasserstaub.



E. V. VON RUDOLF:

Georg Ritter von Schönerer

Der Vater des politischen Antisemitismus

VON EINEM, DER IHN SELBST ERLEBT HAT

Der sterbende Kaiser und die geschäftstüchtige Wiener Judenpresse.

Es war um die zehnte Abendstunde des 8. März 1888, des Tages, an dem Kaiser Wilhelm I. auf dem Sterbebette lag.

Da erschienen in Wien plötzlich große Massen von Sonderausgaben der jüdischen Tagespresse mit der Nachricht, daß der Deutsche Kaiser verschieden sei. In tiefer Trauer- und Niedergeschlagenheit harrten Tausende deutschgesinnter Wiener auf weitere Nachrichten, als gegen Mitternacht neue Extrablätter mit vieler Geschäftigkeit und großem Geschrei zum Verkaufe kamen, in welchen die erste Todesnachricht widerrufen und mitgeteilt wurde, daß der Kaiser noch lebe und nachmittags seinem Sohne sogar noch Geschäftliches diktiert habe. Wie eine dieser Zeitungen am nächsten Tage schmunzelnd feststellte, hatte sie bei jeder Sonderausgabe innerhalb je einer Stunde an die 100 000 Exemplare abgesetzt. Man kann sich vorstellen, welch ausgezeichnetes Geschäft also die gesamte Wiener Judenpresse mit der ersten falschen Todesnachricht und dann wieder mit deren Widerruf gemacht hatte.

Empörung und Ingrimm erfaßte die Bevölkerung, vor allem die nationalgesinnten Kreise Wiens, die Getreuen Georg Ritter von Schönerers, jenes Mannes, der den antisemitischen Gedanken als erster aufgegriffen und schon seit Jahren in einem gigantischen Ringen gegen das allmächtige Judentum in weite Kreise der Bevölkerung getragen hatte.

Schönerer hielt an jenem Abend mit einigen Freunden eine Beratung und war Zeuge des gewissenlosen Treibens der gewinnsüchtigen Asphaltpresse, die selbst vor der Majestät des Todes nicht haltmachen wollte. In die freudige Erregtheit der Anwesenden über die Nachricht, daß der von ihnen so hoch verehrte greise Monarch noch lebe, mischten sich aber allmählich von allen Seiten Stimmen des Bedenkens und Mißtrauens:

„Wer weiß, am Ende ist auch diese zweite Nachricht nicht wahr!"

„Vielleicht ist's ein neuer jüdischer Geschäftstrick!"

„Oder ein Börsenmanöver!"

„Am besten ist, wir gehen in eine Redaktion und fragen, ob sie nicht wieder Schwindel getrieben haben!"

Mit dieser Befürchtung sollten sie auch insoferne recht behalten, als später tatsächlich eine dritte Serie von Sonderausgaben mit dem Bericht von dem inzwischen wirklich erfolgten Tode Kaiser Wilhelms I. erschien.

Schönerer nimmt Vergeltung an den jüdischen Urhebern der falschen Todesnachricht.

Nach kurzer Aussprache mit seinen Freunden begab sich Schönerer mit diesen in höchster Erregung in die Redaktion des „Neuen Wiener Tagblatts", das sich bei der Herausgabe der Sonderausgaben besonders hervorgetan hatte. Als er dort in das hierfür zuständige Redaktionszimmer trat, bot sich ihm nach seinem eigenen Bericht ein Bild, das mit den in dem Raume herumziehenden Rauchschwaden, den halb- und ganzgefüllten Biergläsern und den sechs offenbar in heiterster Stimmung befindlichen Zeitungsschreibern, die durchweg der jüdischen Rasse angehörten, ganz den Eindruck einer Hamburger Matrosenkneipe machte.

Schönerer, die beiden ersten Sonderausgaben des „Neuen Wiener Tagblatts" in der einen Hand und einen hiebfesten Stock in der anderen, richtete erst mit mühsam unterdrückter Erregung an die Anwesenden die Frage, welche der beiden Ausgaben eigentlich den tatsächlichen Ereignissen entspräche. Man antwortete darauf, höhnisch lächelnd:

„Natürlich immer die letzte!"

Da riß dem tief Empörten die Geduld. Mit wutbebender Stimme herrschte er die erschrocken Zurückweichenden an:

„Zigarren aus dem Mund — ihr da in eurer Giftmischerwerkstätte! Eure Schmutzpresse hat schon Verbrechen genug auf dem Gewissen, aber was ihr euch heute geleistet habt, übersteigt jedes Maß! Habt ihr nicht einmal so lange warten können, bis der ehrwürdige Deutsche Kaiser wirklich gestorben war? Mußtet ihr



Georg Ritter v. Schönerer als 40jähriger Kämpfer.

selbst seinen Tod zu einem unsauberen Geschäfte ausnützen?! Eigentlich solltet ihr jetzt auf die Knie, ihr Schandbuben, und Abbitte leisten!"

Wie es zu der darauffolgenden handfesten Auseinandersetzung kam, konnte später nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden. Jedenfalls erhielten die Erzeuger der gewinnbringenden Extrablätter außer dem klingenden Gewinn noch einen anderen weniger erwünschten, nämlich eine Tracht wohlverdienter Prügel. Sie trugen keinen bleibenden Schaden davon, aber ihr schon seit langem gegen Schönerer gehegter wütender Haß wurde dabei bis zur Siedehitze gesteigert.

Am nächsten Tage erscholl denn auch durch den gesamten jüdischen Zeitungswald ein unendliches Gezeter und Wehgeschrei. Das wegen seiner durchgebleuten Mitarbeiter am empfindlichsten getroffene „Neue Wiener Tagblatt" brachte unter der Überschrift: „Ein unerhörter Skandal!" einen wahren Schauerbericht über jene „Bande von Antisemiten", die unter Anführung Schönerers mit „brutaler Gewalt" in das Redaktionsbüro eingedrungen wären. In herzerschütternder Klage wurde dann des langen und breiten ausgeführt, daß „dieses Gesindel, diese Schnapphähne, Hinterwäldler, Volksaufrührer, Rumorknechte, Trunkenbolde, Klopffechter und so weiter" in empörender Weise den tiefen Frieden des „Neuen Wiener Tagblatts" gebrochen hätten.

Andere Blätter wieder versuchten, die ganze Angelegenheit, deren Veranlassung für weite Volkskreise eine tief ernste gewesen war, ins Lächerliche zu ziehen und Schönerer als theatralischen Polterer und Prahler hinzustellen.

Der Rachefeldzug der Wiener Judenpresse gegen Georg Ritter von Schönerer.

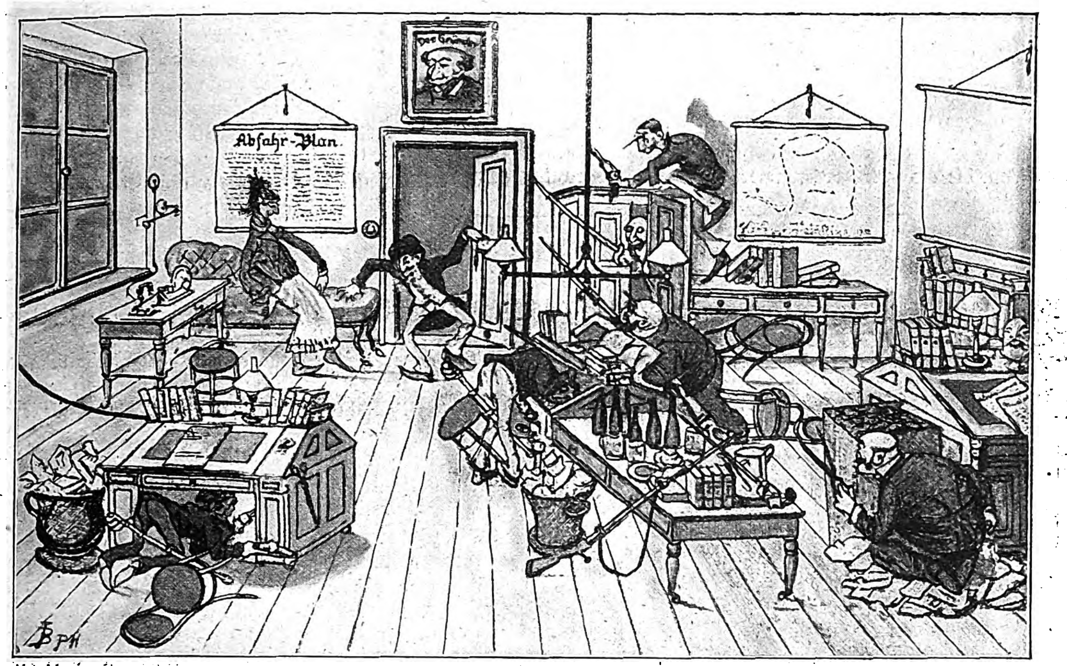
Bald genug bekamen die Pressejuden heraus, daß ihnen dieses Ereignis eine glänzende Gelegenheit biete, dem verhaßten Schönerer eins zu versetzen. Sie ließen in den weiteren Berichten ihrer Phantasie so wild die Zügel schießen, daß sie sogar schon „Mordbrennerbanden" in Wien herumziehen und „Judenverfolgungen" ausbrechen sahen. Dem „brutalen Überfall", diesem „fluchwürdigen Verbrechen", wurde ein möglichst blutrünstiger Anstrich gegeben, und endlich daranschließend die kategorische Forderung nach der „Pazifizierung von Wien" gestellt.

Prompt reagierten darauf die hochgestellten Kreise und die Regierung, denen Schönerer mindestens ebenso verhaßt war wie der Judenpresse. Bezeichnend hierfür ist der triumphierende Ausruf des damaligen Ministerpräsidenten Grafen Taaffe: „Nun haben wir ihn — jetzt kommt er uns nicht mehr aus!"

Ebenso die mahnende Anfrage eines sehr hochstehenden Mitgliedes des Kaiserhauses an den Vorsitzenden des Obersten Gerichtshofes, Dr. von Schmerling: „Ja, gibt es denn keinen Paragraphen, mit dem man diesen Menschen unschädlich machen kann?"

Man sieht, mit welch inniger Sehnsucht auch jene Kreise darauf gewartet hatten, Schönerer kaltzustellen!

Schon zwei Tage später wurde dem Parlamente das Ersuchen des Landesgerichtes Wien um Auslieferung des Abgeordneten Ritter von Schönerer wegen „Verbrechens der öffentlichen Gewalttätigkeit" vorgelegt. Es kam darüber zur Verhandlung im Abgeordnetenhaus, welchem Schönerer ironisch vorhielt, daß es ihn schon in sechs früheren Angelegenheiten ohne Widerspruch den Gerichten überliefert habe, allerdings ohne daß eine der gegen ihn dabei erhobenen Anklagen irgendeinen greifbaren Erfolg gehabt hätte. Nun glaubten wohl die Herren, daß es ihm bei dieser siebenten Auslieferungssache doch



Spottbild aus dem Jahre 1888 auf das jüdische „Neue Wiener Tagblatt", dessen Redakteure Ritter v. Schönerer wegen der falschen Todesnachricht Kaiser Wilhelms I. züchtigte.

endlich an den Kragen gehen werde; besonders deswegen, weil diesmal hinter dem Kesseltreiben gegen ihn die allmächtige Judenpresse und außerdem noch verschiedene „hochgestellte Herrschaften" stünden. Zum Entsetzen des „Hohen Hauses" stellte Schönerer in seiner prächtigen Rede kühl und gelassen fest: „Den Pressejuden kann niemand, der auf Anstand und Ehre Anspruch macht, jemals Achtung oder irgendein ähnliches Gefühl entgegenbringen. Jeder anständige Mensch muß sie verachten, diese Betrüger des einheimischen christlichen Volkes in Österreich!"

In seinen weiteren Ausführungen sprach er dann die Zuversicht aus, daß im Laufe der Zeit nicht nur ein Viertel und ein Drittel, sondern die Hälfte und Dreiviertel der christlich-germanischen Bevölkerung Österreichs zu seinen Fahnen stoßen werde, wenn sie nur erst durch sein Wirken über die Judengefahr richtig aufgeklärt sein würde.

Als er aber dem „Hohen Hause" auch noch spöttisch lächelnd dankte, daß es ihm durch die Behandlung dieser Sache wieder einmal Gelegenheit gegeben habe, „die schandbaren Pressebestien" vor der Öffentlichkeit in das richtige Licht zu stellen, wurde ihm nach entsprechenden Entrüstungsrufen des „Hohen Hauses" und unter allgemeinem Beifall das Wort entzogen. Das „Hohe Haus" bestand nämlich mit Ausnahme von sechs Abgeordneten ausschließlich aus mehr oder weniger wütenden Gegnern Schönerers, die alle irgendwie von den Juden abhängig waren und daher auch ohne jede weitere Debatte und mit sichtlichem Behagen seine Auslieferung an das Landesgericht beschlossen.

Georg Ritter von Schönerer vor dem Wiener Landesgericht.

Nun kam die ganze Sache vor das Wiener Landesgericht.

Vorsichtshalber wurden als Richter in den für diesen Prozeß eigens zusammengesetzten Erkenntnissenat lauter „besonders verläßliche" Beamte berufen und der Vorsitz einem Manne übertragen, der den Ruf hatte, bei politischen Prozessen stets in schärfster Weise gegen den Angeklagten vorzugehen; Grund hierfür waren — bezeichnend genug für die damals herrschenden Verhältnisse — die ihm in Aussicht gestellten weiteren Beförderungen!

Die Staatsanwaltschaft war angewiesen, gegen Schönerer die Anklage wegen schweren Hausfriedensbruches zu erheben.

Im Prozesse selbst wurden die christlichen deutschen Entlastungszeugen, lauter angesehene Männer von Ruf: Gelehrte, Industrielle, Rechtsanwälte, Ärzte und so weiter, zum Eide überhaupt nicht zugelassen — die jüdischen Redakteure aber auf die Thora vereidigt. Dabei waren es durchwegs Mitarbeiter einer bekannt verlogenen Zeitung, die ihre Einnahmen aus den unsaubersten Ankündigungen bezog und durch ihre Kuppelinserate allen möglichen Verbrechern die gewünschten Mädchenopfer zuführte.

Als die Juden unter anderem behaupteten, daß Schönerer von „unserem Kaiser Wilhelm" gesprochen habe, was natürlich im damaligen Österreich ein Haupt- und Staatsverbrechen gewesen wäre, wurde ihm diese Aussage vom Staatsanwalte besonders vorgehalten.

Schönerer fragte daraufhin spöttisch, warum er denn dann nicht wegen Hochverrates angeklagt worden sei.

Auf diese Frage erhielt er keine Antwort: dem Staatsanwalt war nämlich zu spät eingefallen, daß in einem solchen Fall Schönerer vor ein Geschworenengericht hätte gestellt werden müssen, und ein solches hätte ihn bei der fast durchweg nationalen und antisemitischen Stimmung in der Wiener Bevölkerung mit großer Wahrscheinlichkeit freigesprochen!

Nun bemühte man sich mit aller Spitzfindigkeit, ein Verbrechen Schönerers auf irgendeine Weise zu konstruieren, da ihm ein tatsächliches nicht nachzuweisen war. Dieser Mann, der es verstanden hatte, seit dem Jahre 1878 eine antisemitische Bewegung in Österreich zu begründen, trotzdem ihm die ungeheure Macht des Geldjudentums und der von diesem abhängigen Regierungskreise entgegenstanden — dieser Mann, der überdies auch noch den nationalen Gedanken unter denkbar schärfsten Grundsätzen wachgerufen hatte, mußte diesmal endgültig erledigt werden!

Der von der Regierung bestochene Gerichtshof.

Um also Schönerer zu „erledigen" und seinem ungeheuren Zulauf ein Ende zu bereiten, brachte man ihn eben vor diesen „auserwählten" Gerichtshof gefügiger Beamten und nicht vor einen Volksgerichtshof. Obwohl im Gesetze ausdrücklich vorgeschrieben war, daß die Senate für Strafverhandlungen vom Gerichtsvorsteher anfangs jeden Jahres für die ganze Jahresdauer zusammengesetzt werden müßten, wurde in diesem einzigen Falle ein besonderer Gerichtssenat eingesetzt, der aus lauter mit besonderer Sorgfalt ausgesuchten Richtern bestand.

Kurz vor dem Prozeß wurde der Präsident des Obersten Gerichtshofes, Dr. von Schmerling, wiederum zur Audienz vor den Kaiser befohlen, der an ihn die Frage stellte: „Wird dieser Schönerer verurteilt?"

Worauf Schmerling mit einem tiefen Bückling antwortete: „Majestät, er wird verurteilt!"

Das Urteil, das in diesem Prozesse zu fällen war, stand also schon lange vor dem Urteilsspruche fest. Es war ein Akt schamloser Kabinettsjustiz, ausgeführt unter Leitung des Gerichtsvorsitzenden Dr. von Holzinger, der später als Selbstmörder endete, um nicht wegen sittlicher Verfehlungen selbst in das Landesgericht einziehen zu müssen. Was muß dieser Gerichtsvorsitzende an gewissenloser Willfährigkeit gegen die Regierung geleistet haben, wenn in dem Streber sich die Vorstellung bilden konnte, eine unter ihm vollzogene Rechtsbeugung sei eine Empfehlung für seine Beförderung! Und wie müssen erst die maßgebenden Kreise über Richter und Gerechtigkeitspflege gedacht haben, denen sich einer der höchsten Richter Österreichs als williges Werkzeug dargeboten hatte! Er erreichte sein Ziel nicht. Er erreichte es aber nur deswegen nicht, weil er sich später mit schwerer moralischer Schuld belud, und gewiß nicht deshalb, weil jene einflußreichen Stellen etwa meinten, ein Richter, der sich in einem von ihm geleiteten Prozeß als Schuft erwiesen habe, könne nicht trotzdem ein für Österreich brauchbarer Justizminister werden!

Schönerers berühmte Verteidigungsrede.

Schönerer war sich vollkommen bewußt, welches Urteil ihm von diesem eigens gegen ihn zusammengesetzten Gerichtshof, und noch dazu unter solch einem Vorsitzenden, bevorstand. Trotzdem benützte er seine Verteidigung zu einer der großartigsten und hinreißendsten Reden, die er je gehalten hat.

Er wandte sich vor allem gegen den Vorwurf seiner Gegner, daß er sich als vermögender Mann in den Kampf der Parteien stürzte, statt ein friedliches Leben zu führen.

„Ich verwahre mich dagegen", rief er mit erhobener Stimme, „daß ich deshalb, weil ich unabhängig bin, ein friedliches Leben führen und mich niemals um Volksinteressen kümmern sollte, wohl aber, wie hundert andere mit Glücksgütern Gesegnete es tun, um Jagden, Mätressen, Trunk, Spiel und dergleichen! Gerade weil ich unabhängig bin, sehe ich es schon seit dem Jahre 1873, seit ich ins politische Leben eintrat, als meine Pflicht und Schuldigkeit an, für mein von der korrupten Judenpresse bedrängtes einheimisches Volk jederzeit und mit allen Kräften einzutreten. Ich habe es freudig getan, mit Aufopferung meiner Person, mit Aufopferung von Mitteln und Glücksgütern, und immer ohne Rücksicht auf mich. Ich bin nicht geneigt, mag geschehen, was wolle, im Wohlleben zu ersticken und zu ersterben, solange ich sehe, daß mein geliebtes Volk darbt, in kümmerlichen Verhältnissen lebt und von Leuten ausgebeutet und ausgesaugt wird, die sich infolge einer lückenhaften Gesetzgebung in kurzer Zeit ohne Mühe und Arbeit zu Millionären hinaufgeschwindelt haben.

Wir wollen in Österreich, genau so, wie es einmal auch in einer deutschen Thronrede geheißen hat, ‚einen auf den sittlichen Fundamenten des Christentums aufgebauten Staat', aber nicht einen, der nach und nach in die Lehren des Talmuds gedrängt wird!"

Schönerer geißelte dann in hinreißender Rede das gemeine Treiben der jüdischen Korruptionspresse und fuhr dann fort: „Es gibt Gesetze über die Verbreitung beunruhigender Nachrichten — da findet sich kein Staatsanwalt! Es gibt Gesetze betreffend unsittlicher Ankündigungen — wieder findet sich kein Staatsanwalt! Es gibt Gesetze gegen Korruption, Bestechung, Verleumdung — auch da findet sich kein Staatsanwalt, der sich gegen das Treiben der schamlosen jüdischen Presse vorzugehen traute!

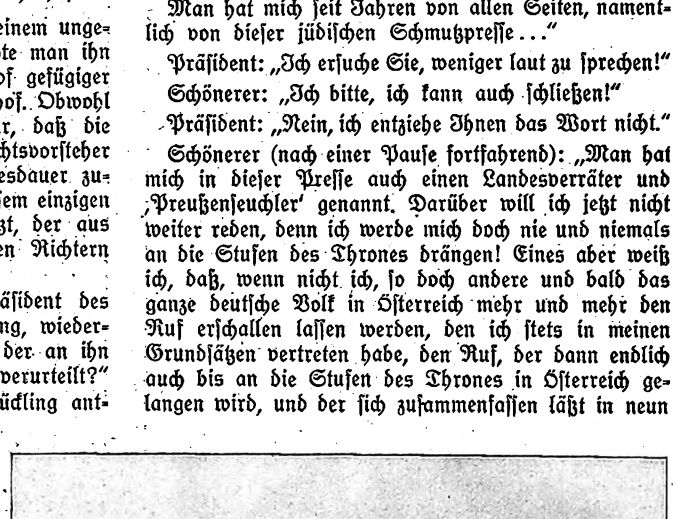
Man hat mich seit Jahren von allen Seiten, namentlich von dieser jüdischen Schmutzpresse..."

Präsident: „Ich ersuche Sie, weniger laut zu sprechen!"

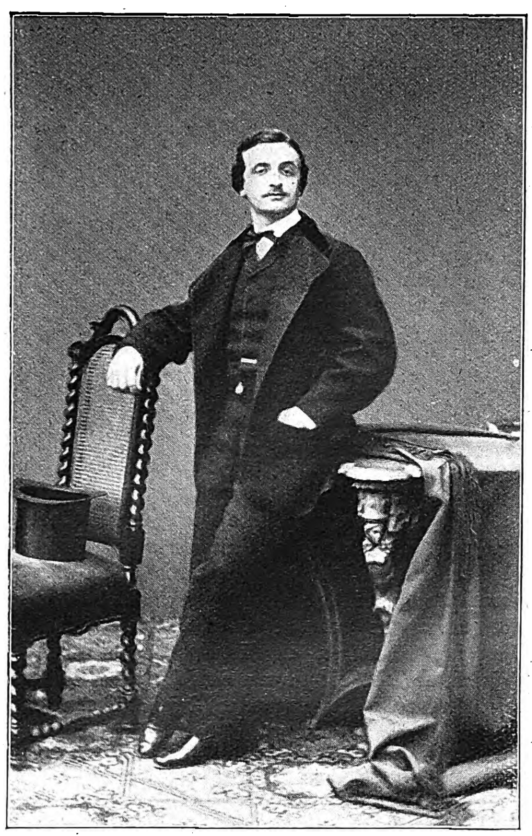
Schönerer: „Ich bitte, ich kann auch schließen!"

Präsident: „Nein, ich entziehe Ihnen das Wort nicht."

Schönerer (nach einer Pause fortfahrend): „Man hat mich in dieser Presse auch einen Landesverräter und ‚Preußenseuchler' genannt. Darüber will ich jetzt nicht weiter reden, denn ich werde mich doch nie und niemals an die Stufen des Thrones drängen! Eines aber weiß ich, daß, wenn nicht ich, so doch andere und bald das ganze deutsche Volk in Österreich mehr und mehr den Ruf erschallen lassen werden, den ich stets in meinen Grundsätzen vertreten habe, den Ruf, der dann endlich auch bis an die Stufen des Thrones in Österreich gelangen wird, und der sich zusammenfassen läßt in neun



Villa Schönerer in Reichenau in Niederösterreich. Hier verbrachte v. Schönerer seine Jugend



Ritter v. Schönerer im 21. Lebensjahr.

Worten, die da lauten: „Majestät, macht frei das Volk vom Joch der Judenpresse!"

Schönerers Verurteilung zu vier Monaten schweren Kerkers und zum Adelsverlust!

Nach kurzer Urteilsberatung der „gelehrten Richter", während welcher von der Straße ununterbrochen dröhnende Rufe: „Heil Schönerer!" heraufschallten, verkündete der Vorsitzende Dr. von Holzinger das Urteil: „Georg Ritter von Schönerer ist schuldig des Verbrechens nach Paragraph 83 des Strafgesetzes usw. und wird zur schweren Kerkerstrafe in der Dauer von vier Monaten, verschärft durch zwei Fasttage im Monate, zum Ersatz der Kosten des Strafverfahrens verurteilt und gegen ihn der Adelsverlust ausgesprochen!"

Infolge dieses Urteiles wurde Schönerer auch seines Reichsratsmandates für verlustig erklärt und ihm das aktive und passive Wahlrecht auf die Dauer von fünf Jahren für alle öffentlichen Körperschaften und so weiter entzogen!

In den Abendstunden hatte sich in der Umgebung des Gerichtsgebäudes eine vieltausendköpfige Menge versammelt, die unaufhörlich Hoch- und Heilrufe auf Schönerer ausbrachte. Bezeichnend ist, daß man es höheren Orts sogar für notwendig hielt, Militär zur Unterstützung der Sicherheitswache bei der Straßenabsperrung ausrücken zu lassen.

Sogleich nach der Urteilsverkündigung erschien ein Polizeibeamter im Beratungszimmer des Gerichtes und gab dem Vorsitzenden Dr. von Holzinger mit Rücksicht auf die bedrohliche Haltung der vom Landesgericht bis weit hinunter zum Schottentor dicht gedrängten Volksmenge den dringenden Rat, „im Interesse seiner persönlichen Sicherheit das Haus durch eine Seitentür zu verlassen".

Während also der Gerichtsvorsitzende an einer verborgenen Stelle fluchtartig das Weite suchte, verließ Schönerer in Begleitung mehrerer Freunde das Gerichtsgebäude hocherhobenen Hauptes beim Hauptausgange!

Als er erkannt wurde, brach die angesammelte Volksmenge in stürmische Kundgebungen aus. Brausende Rufe erschollen aus den dichtgedrängten Massen:

„Heil Schönerer!" „Heil unserem Vorkämpfer!" „Nieder mit den Juden!"

Im Nu waren die Pferde seines Wagens ausgespannt, und Schönerer mußte in Begleitung eines Freundes ein ganzes Wegstück in dem von Menschenhänden gezogenen Wagen dahinfahren. Endlich gelang es ihm mit vieler Mühe, die Leute zum Halten zu bringen. Er sprang aus dem Wagen und setzte, immer wieder von Tausenden umjubelt und von begeisterten Anhängern umarmt und geküßt, seinen Weg zu Fuß fort. Eine riesige Menschenmenge folgte unter Absingung nationaler Lieder dem geliebten Führer bis zu seiner Wohnung.

So endete dieser schmachvolle Tag der Verurteilung des treuesten und edelsten Mannes durch einen Gerichtshof, der nicht nach seinem Gewissen, sondern nach den Weisungen der allmächtigen Judenpresse und verschiedener maßgebender Persönlichkeiten sein Urteil sprach. Der Gipfel der Schamlosigkeit der dabei beteiligten Kreise ist wohl die Tatsache, daß alle jene gefügigen Beamten, die als „Richter" fungiert hatten, bald darauf und ausnahmslos in höhere Stellen befördert wurden.

Auf dem Kopfe der von Schönerer herausgegebenen weitbekannten Zeitung „Unverfälschte deutsche Worte" aber prangte seit seiner Verurteilung das stolze aufrechte Bekenntnis Bismarcks: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt!"

Die Empörung im deutschen Volke Österreichs über Schönerers Verurteilung.

Ein Schrei des Entsetzens und der Empörung über diesen offenkundigen Rechtsbruch ging durch das deutsche Volk in Österreich.

Der Deutsche Nationalverein in Krems allein sammelte binnen weniger Tage über 50 000 Unterschriften auf einer Petition, die um die Milderung des Urteils bat. Der Justizminister, ein Tscheche, der Schönerer ganz besonders haßte, würdigte diese Bittschrift und unzählige andere ähnliche Gesuche nicht einmal eines Einblickes!

Der klerikale Bischof Bauer erschien in jenen Tagen bei Frau von Schönerer und suchte sie zu bewegen, ohne Wissen ihres Mannes ein Gnadengesuch an die Krone in ihrem und ihrer kleinen Kinder Namen zu unterfertigen. Mit diesem Bittgesuch wollte man Schönerer demütigen und damit vor dem Volke herabsetzen. Aber diese deutsche Frau hat ihren Mann nicht demütigen helfen wollen und hat das Gesuch nicht unterschrieben.

Nicht nur in der Bevölkerung Wiens, wo der nationale antisemitische Gedanke und die Beliebtheit Schönerers allgemein waren, auch in den verschiedenen anderen deutschen Ländern Österreichs fand die Empörung über das ungeheuerliche Urteil einen tönenden Widerhall. Der Ingrimm und die Wut, die das Volk gegen die Vorherrschaft der Juden ergriffen hatte, machte sich in immer gesteigertem Maße Luft. Wäre Schönerer nicht der Mann gewesen, der immer für Einhaltung der staatlichen Ordnung eintrat, so hätte er das Schicksal von Tausenden in der Hand gehabt. So aber tat er alles, um den drohenden Aufstand und Aufruhr der Massen zu verhindern.

Freilich konnte er nicht verhindern, daß damals an allen Mauern, Holzwänden, Bäumen, Haustüren, Gewölbeschildern, Gaslaternen und anderen geeigneten Plätzen Tausende und aber Tausende kleiner Zettel mit der Aufschrift „Heil Schönerer!" angeklebt wurden. Auch Felswände in der Umgebung Wiens erfreuten sich an besonders auffallenden Stellen solcher und ähnlicher Verzierungen. So prangte zum Beispiel am sogenannten Türkensturz bei Sebenstein in Niederösterreich eine Aufschrift in riesigen farbigen Buchstaben: „Ob es lange währt oder kurz — über Nacht kommt doch der Judensturz! Heil Schönerer!"

Zettel mit dem Spruch: „Nieder mit den Juden!" wurden massenhaft verbreitet. Die Sicherheitsorgane von Wien waren lange Zeit fast ausschließlich nur damit beschäftigt, solche „ruchlosen" Denkzettel und Denkmäler der Antisemiten aufzusammeln, abzukratzen oder abzuwaschen. Die Personen, die beim Anbringen dieser Zettel und Aufschriften betreten wurden, machten sich schuldig, „durch ihr Vorgehen den ungesetzlichen Handlungen des Herrn von Schönerer zugestimmt und zu Feindseligkeiten gegen die Juden aufgereizt zu haben".

Das „Heil-Schönerer!"-Rufen und Zettelkleben, das Singen der „Wacht am Rhein", ja sogar nur das bloße Begrüßen Schönerers oder eines seiner engeren Freunde durch stummes Lüften des Hutes, durch Winken mit der Hand oder mit einem Taschentuch wurde nach einer kaiserlichen Verordnung aus der Zeit des Absolutismus strengstens bestraft. Jeder Wachmann, der einen „Heil-Schönerer!"-Rufer verhaftete, erhielt zehn Gulden Prämie. Die Judenpresse berichtete täglich freudestrahlend über neue Verhaftungen und über erteilte Geld- und Arreststrafen. In der Begründung der Urteile hieß es unter anderem: „Bei dem Strafausmaße wurde Rücksicht darauf genommen, daß zur wirksamen Niederhaltung jener auf die Straße getragenen Bestrebungen, welche unter dem Schlagwort ‚Schönerer' verstanden werden, ernstere Strafen angewendet werden müssen!"

Ein Mediziner mußte sich wegen des selbstverständlich ironisch ausgebrachten Rufes: „Pereat Schönerer" verantworten. Ein anderer Student wurde, obwohl er nur „Hoch —!" gerufen hatte, verhaftet. Auf seine Aussage hin, er habe ja nur „Hoch Gautsch!" rufen wollen — Gautsch war damals der allgemein verhaßte Unterrichtsminister! — erklärte ihm die Polizei auf das entschiedenste: „Das gibt's nicht, kein Mensch in Wien ruft: Hoch Gautsch!", welcher Ausspruch nach seinem Bekanntwerden in ganz Wien schallendes Gelächter hervorrief.

In ähnlicher Weise wurde ein Demonstrant zu fünf Gulden Geldstrafe verurteilt, weil er „Hoch die Polizei!" gerufen hatte.

Ein anderer, der während seiner Verhaftung das Wort „Strolch!" gerufen hatte, behauptete bei der Gerichtsverhandlung, daß er damit einen Passanten gemeint habe. Er wurde jedoch vom Richter mit der Begründung verurteilt, daß seine Verantwortung unglaubwürdig sei: er könne mit dem Ausrufe „Strolch" nur einen Polizisten gemeint haben!

Die Judenpresse schwamm nach der Verurteilung Schönerers in einem Meer von Wonne. Sie gebärdete sich ganz toll patriotisch und lobte Österreich als den „ersten Rechtsstaat der Erde"! Bis zur Auslieferung Schönerers war für sie die ganze Angelegenheit ein „gemeines Verbrechen"; kaum hatte sie aber ihren Zweck erreicht, so stempelte sie das „gemeine" Verbrechen zu einem „politischen". Sie frohlockte und erklärte, daß mit der Unschädlichmachung Schönerers auch der „Sturz des Antisemitismus" verbunden sei. Einige Judenblätter brachten es sogar fertig, die Direktoren aller großen Gesellschaften und Fabriken aufzufordern, die bei ihnen angestellten Antisemiten ausnahmslos und sofort zu entlassen!

Schönerer tritt seine „Strafe" an.

Über Schönerers eingebrachte Nichtigkeitsbeschwerde entschied ein Kassationssenat des Obersten Gerichtshofes unter dem Vorsitz des 83jährigen Präsidenten Dr. von Schmerling, der nebenbei auch Mitglied des „Vereines zur Abwehr des Antisemitismus" war.

Die Nichtigkeitsbeschwerde wurde selbstverständlich abgewiesen. Die Beisitzer aber erhielten auch in diesem Falle für das Urteil, das in so hohem Maße den Wünschen der Hof- und Regierungskreise entgegenkam, ihre wohlverdienten Auszeichnungen und Beförderungen!

Selbst hohe Regierungsstellen haben in späteren Jahren die Verurteilung Schönerers als glatten Justizmord empfunden. So erklärte der nachmalige Kriegsminister Baron Schönaich dem alldeutschen Abgeordneten Franz Stein: „Ich verstehe eure intransigente Haltung. Die Verurteilung eures Führers Schönerer war genau so ein Unsinn wie die Hinrichtung der ungarischen Magnaten im Jahre 1848 zu Arad!"

Die Verurteilung war eben ein Racheakt der Habsburger, sie war ein unter jüdischer Patronanz vollzogener politischer Ritualmord an Schönerer, dem der



Schloß Rosenau in Niederösterreich.
Der Stammsitz der Familie Ritter v. Schönerer.

Adel genommen und dafür wenige Wochen später dem Juden Rothschild verliehen wurde!

Es ist nicht auszudenken, wie sich ohne dieses Ereignis, ohne dieses unerhörte Schandurteil, die Geschicke des deutschen Ostmarkvolkes gestaltet hätten. Denn während Schönerer im Kerker schmachtete und dann 5 Jahre lang der bürgerlichen Ehrenrechte verlustig war, begannen verschiedene führende Persönlichkeiten sich von einer großen Bewegung abzulösen, um unter teilweiser Benutzung seiner Ideen eigene Parteien zu gründen. So entstand damals auch die Christlichsoziale Partei, die schon bald nachher den nationalen Gedanken beiseite schob und den Rassenantisemitismus Schönerers in einen für die Juden ganz ungefährlichen klerikal-konfessionellen Antisemitismus umwandelte.

Da alle weiteren Rechtsmittel erschöpft waren, mußte Schönerer den Leidenskelch zur Neige leeren. Sein wegen Kränklichkeit eingereichtes Gesuch um Strafaufschub wurde abgelehnt, ebenso das Ansuchen, eigene Kleider im Gefängnisse benützen zu dürfen. Man zwang also diesen Mann, im Gewande eines Zuchthäuslers seine „Strafe“ abzubüßen!

Bei Antritt seiner Haft versandte Schönerer an die Bevölkerung seines Wahlkreises im niederösterreichischen Waldviertel, in welchem das Gerücht verbreitet war, man wolle ihn im Kerker vergiften, zur Beruhigung folgendes Abschiedsschreiben: „Bleibt deutsch und treu, dann hat es keine Not! Glaubt der verderblichen Judenpresse nichts! Auf Wiedersehen!“

Der Strafantritt Schönerers veranlaßte die Behörden zu den umfassendsten Vorkehrungen: Der Bahnhofsplatz in Wien war vollständig abgesperrt und in weitem Bogen von Sicherheitswache besetzt. Ein mächtiges Aufgebot von berittener Polizei war damit beschäftigt, die Volksmassen zurückzudrängen, welche die Reihen der Wache immer wieder zu durchbrechen versuchten.

Als Schönerer endlich am Bahnhofe anlangte, brach die unübersehbare Menge in stürmische „Heil-Schönerer!“-Rufe aus, was natürlich zahlreiche Verhaftungen zur Folge hatte. Es war ein unvergeßliches Erlebnis, zu sehen, wie der umjubelte Kämpfer in scharfer Fahrt, von ungefähr 40 galoppierenden Polizisten begleitet, über die Ringstraße fuhr, die eine riesige Menschenmenge umsäumte. Brausende Heil-Rufe, Hüte- und Tücherschwenken begleitete ihn während der kurzen Fahrt zum Landesgerichte. Die Sicherheitswache fühlte sich bemüßigt, wiederholt in die immer wieder vordringenden Menschenmassen hineinzureiten, wobei viele Personen unter die Pferde gerieten. In der Nähe des Landesgerichtes stand ein ganzes Bataillon Infanterie in Bereitschaft; vor demselben patrouillierten Offiziere in marschmäßiger Ausrüstung auf und ab. Unterdessen war Schönerer beim Gerichtsgebäude angekommen, wo er von seiner Frau Abschied nahm. Noch in diesem Augenblick erklärten sich viele hundert deutsche Männer aller Berufsstände bereit, die Haft statt Schönerer anzutreten und die über ihn verhängte Strafe für ihn abzubüßen.

Vergeblich!

So nahm denn Zelle Nr. 17 den verehrten und geliebten Führer des deutschen Ostmarkvolkes auf, und seinen tiefbetroffenen Freunden und Anhängern blieb nur das Dichterwort mit seinem tiefen Sinn: „Wenn etwas ist, gewalt'ger als das Schicksal, so ist's der Mut, der's unerschüttert trägt!“

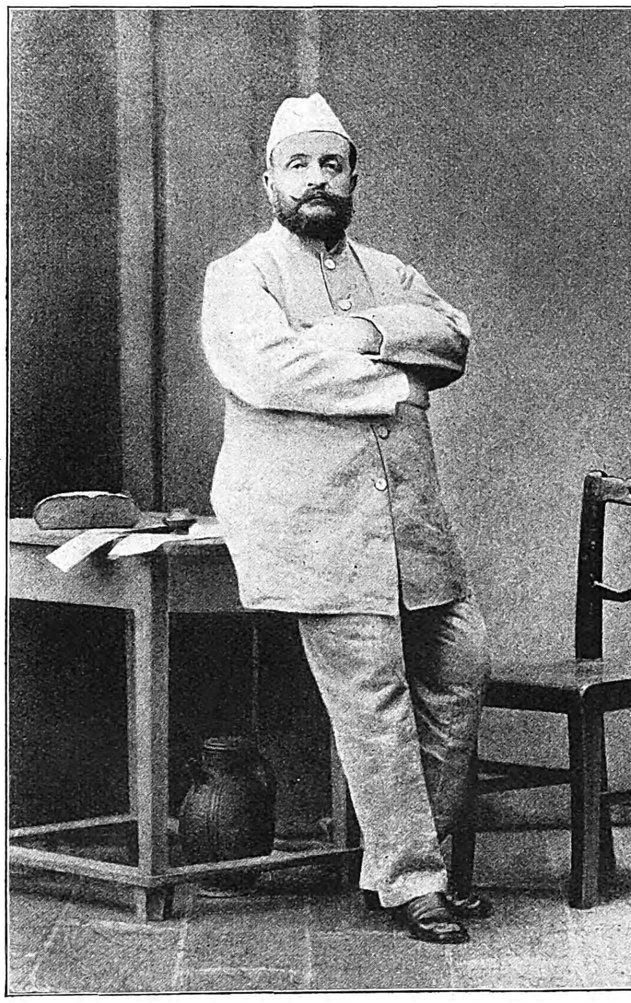
Die Schwindel- und Gründerzeit in Österreich, der große Krach und Schönerers erstes Auftreten.

Mit den Niederlagen, die Österreich in den Jahren 1859 und 1866 auf den Schlachtfeldern erlitten hatte, fanden nicht nur die habsburgischen Bestrebungen, in Deutschland die Vorherrschaft zu behaupten, ein jähes Ende, sondern mit ihnen auch das bisher allmächtige österreichisch-feudal-klerikale Staatssystem. An die Stelle der Reaktion trat der Liberalismus mit seinen jüdisch-freisinnig-manchesterlich eingestellten Grundsätzen. Damit wurde aber auch das Judentum Träger des politischen Systems, und die Judenpresse begann in ihrer bekannt raffinierten Art und Weise die öffentliche Meinung zu beeinflussen und zu beherrschen. Liberalismus und jüdische Presse überboten sich förmlich in der Vertretung der ungezügeltsten Freiheit auf jedem Gebiete.

Der alldeutsche Abgeordnete und vertraute Freund Schönerers, Franz Stein, schildert in seiner großen Gedenkrede vom Jahre 1921, auf die in diesem Bericht noch wiederholt Bezug genommen wird, die politischen Verhältnisse in Österreich vor Schönerers Auftreten in anschaulicher Weise wie folgt: „Das Deutschtum in Österreich sank immer mehr zur hohlen Redensart liberaler Kommersredner herab. Während das Volk verarmte, begann um 1870 die schwindelhafte Gründerzeit unter der Ägide des damaligen liberalen Doktoren-Ministeriums Giskra, Herbst, Berstl, Hasner, Berger, von denen einige persönlich an Börsengeschäften beteiligt waren und jedem Schwindel gegen Entrichtung entsprechend hoher Vermittlungsgebühren und sonstiger Trinkgelder willig Vorschub leisteten. Juden und Judensprossen wurden tagtäglich geadelt und mit Ordensauszeichnungen überschüttet.“

„Die Schande ging damals nackt durch die Straßen!“

Im Jahre 1871 schrieb der damalige Handelsminister Dr. Schäffle über die zu jener Zeit herrschenden Zustände: „Gegen den grandiosen Diebstahl, der heute hier getrieben wird, war das Raubrittertum des Mittelalters ein wahres Edelhandwerk. Trotzdem führt dieses Treiben nicht ins Zuchthaus, sondern es bringt den großen Dieben noch dazu die allerhöchsten Ehren!“



Ritter v. Schönerer in Sträflingskleidern.

Am 9. Mai 1873, an jenem berüchtigten schwarzen Freitag, kam dann der große Krach, der Hunderte von Selbstmorden der Betrogenen und Zehntausende vernichteter Existenzen verursachte.

Die Gewinner in dieser allgemeinen Finanzkatastrophe waren die zu diesem edlen Zwecke vereinigten korrupten Herrschaften: jüdische Börseaner, Abgeordnete, Herrenhausmitglieder, Aristokraten — ja selbst Erzherzoge befanden sich unter diesen das Volk betrügenden Börsengaunern. Im österreichischen Ministerium saßen zu jener Zeit nicht weniger als drei Vollblutjuden, darunter auch der Justizminister Glaser, welcher den Staatsanwaltschaften ausdrücklich untersagte, gegen die Betrüger irgendwie vorzugehen oder gegen sie gar eine Anklage zu erheben.

Die gesamte Judenclique bemühte sich eifrigst, über diesen Korruptionssumpf so rasch wie möglich den Schleier der Vergessenheit zu breiten. Über ihr Drängen wurde zur Sanierung der verkrachten Banken der für die damaligen Zeiten riesige Betrag von 80 Millionen Gulden aus Staatsmitteln zur Verfügung gestellt.

Das betrogene Volk aber ging leer aus!

Mitten in diese Fäulnis fiel ein Lichtstrahl: am 14. Oktober 1873 wurde von den Höhen des niederösterreichischen Waldviertels Georg Ritter von Schönerer als erster und einziger nationaler Führer Österreichs in den Reichsrat entsendet, der schon in seiner ersten Wahlrede erklärte, „daß den bisher bevorzugten Interessen des mobilen Kapitales und der Herrschaft der semitischen Phrase in Hinkunft die Interessen der ehrlichen Arbeit entgegengestellt werden müßten“.

Er war am 17. Juni 1842 in Wien als Sohn des genialen Eisenbahn-Unternehmers Matthias Schönerer, der als Miterbauer der Semmeringbahn und der Ferdinands-Nordbahn den erblichen Ritterstand erworben hatte, geboren worden. Schönerer studierte Landwirtschaftskunde und übernahm später die väterliche Besitzung bei Zwettl, aus der er eine vielgerühmte Musterwirtschaft schuf.

Als ganz junger Landmann hatte er erst auf fremden Gütern, dann auf eigener Scholle gelernt, Fremdeinflüsse, die dem Ackerboden und der keimenden Frucht Schaden bringen, mit allen Mitteln abzuwehren und dafür das Wachstum des Bodenständigen liebevoll zu pflegen. Dasselbe tat er vom Beginn seiner politischen Laufbahn an: unerschrocken und ohne Zaudern nahm er alsbald den Kampf gegen das Judentum und die Judenpresse als die schädlichen Fremdkörper im deutschen Volkstum auf und wurde dank seiner unvergleichlichen Persönlichkeit zu einem Führer, wie ihn so volkstümlich das deutsche Volk Österreichs seither nie wieder gesehen hat.

Man hat ihn mit Recht den „Bismarck Österreichs“ genannt. Er hat zeitlebens dessen Gedanken mit Glut vertreten und in Österreich volkstümlich gemacht — aber auch sein ganzes Wesen, die Lauterkeit des Charakters, die Unbeugsamkeit des Wollens, die Festigkeit in der Durchführung seiner Ziele und die unverbrüchliche Treue und Liebe für sein angestammtes Volk waren echt bismärckische Art.

Hunderttausende von Deutschösterreichern ehrten und priesen ihn wie einen Erlöser aus tiefster Not, wie einen Erwecker zu einem besseren Leben. Von seinen übermächtigen Gegnern aber wurde er verlacht und geschmäht, verleumdet und verfolgt, manchmal auch mit Versprechungen und Schmeicheleien zu ködern versucht.

Er blieb sich selbst stets treu und ging seinen geraden Weg.

Von den übrigen Abgeordneten betrachtete der größte Teil die Politik als ein einträgliches Geschäft. Sie waren von der Regierung bestochen und gekauft und gegen oben servil wie die Lakaien. Die Deutsch-Klerikalen unterstützten die Slawen gegen den immer mehr bedrängten deutschösterreichischen Volksstamm. Die Liberalen unterließen in ihrer beispiellosen Unfähigkeit, die deutsche Staatssprache festzulegen: sie waren mit ihren fetten Mandaten und Pfründen vollständig zufrieden.

Vergeblich suchte Schönerer diesem unheilvollen Treiben Einhalt zu gebieten, vergeblich trat er dem deutschfeindlichen schwarzgelben, sogenannten „Österreichertum“ entgegen, vergeblich rief er zu wiederholten Malen den deutschen Abgeordneten und der Regierung zu: „Das uns Deutschösterreichern vorgesteckte Ziel ist die endliche Vereinigung mit Deutschland!“

Drei Jahre genügten, um Schönerer einen tiefen Ekel vor der parlamentarischen Verderbnis der liberalen Partei einzuflößen — erbost über das politische Zuhältertum im „Hohen Hause“, das er mit dem richtigen Worte einer „Diätenvertilgungsmaschine“ bezeichnete, legte er im Jahre 1876 sein Mandat nieder.

Als ehrlichem deutschem Mann blieben ihm jetzt nur zwei Wege: entweder auf die politische Laufbahn ganz zu verzichten oder den Kampf gegen die völkische Verwahrlosung und Verderbnis neuerlich und rücksichtslos aufzunehmen. Auf der einen Seite sah er ein sorgenfreies Leben, häusliches Glück, Ehren und Würden, auf der anderen nur Gemeinheit, Niedertracht und Undank. Trotzdem wählte er den dornenvollen zweiten Weg: mit dem Schlachtrufe „National sein heißt, sein Stammesvolk lieben über alles in der Welt!“ zog er, im Jahre 1877 von seinen Waldviertler Wählern mit überwältigender Mehrheit wiedergewählt, aufs neue ins Abgeordnetenhaus.

Für seine Anhänger und Freunde war dies ein Ereignis, das unter ihnen Stürme leidenschaftlichster Begeisterung auslöste; für den Ministerpräsidenten Graf Taaffe jedoch war es „ein höchst bedauerlicher Skandal!“

(Fortsetzung folgt.)

Großfilm Attila

ROMAN VON FRANK HELLER

6. Fortsetzung.

Das ist aber sehr s—schade!" rief Mr. Petrie herzlich teilnehmend. „Aber so geht es immer in unserem Beruf! Ich glaubte übrigens schon", er warf einen schelmischen Seitenblick auf die „Movie World" und ihre Kollegen — „daß Sie ernstlich daran dächten, zum F—Film zu gehen!"

„Da unterschätzen Sie die Zeitschriften Ihres Heimatlandes", sagte Philipp ernst. „In ein paar tausend Jahren wird die Wissenschaft sie ebenso bedeutungsvoll finden, wie wir die Tonscherben aus der Antike. Übrigens habe ich schon jetzt darin wissenschaftliche Studien betrieben. Ich habe sie nämlich aus ethnologischem Gesichtspunkt studiert und morgen werde ich hoffentlich schon wissen, ob ich zum richtigen Resultat gekommen bin!"

Mr. Petrie suchte dieser Darlegung zu folgen, aber die Falten auf seiner Stirn zeigten, daß ihm dies große Schwierigkeit bereitete. In dem Bewußtsein, daß er seine Pflicht erfüllt hatte und nunmehr gut schlafen konnte, sagte er „Gute Nacht" und verschwand. Unmittelbar darauf stand Philipp auf, um ebenfalls zu Bett zu gehen. Auf der Tanzfläche schwebte Mrs. Langtrey noch immer in den Armen eines Tänzers herum, und am Tisch starrte die Freundin des jungen Benda mit dem gleichen fernen Blick vor sich hin.

Philipp hatte gehofft, sofort einzuschlafen. Aber da hatte er sich verrechnet. Er schlug eines von Mr. Petries Büchern auf, um ein paar Zeilen darin zu lesen, und binnen kurzem war er Hals über Kopf in die Schilderung einer Zeit und eines Lebens vertieft, das bisher für ihn nur leerer Schall und Rauch gewesen war.

„Im Jahre eintausendeinhundertundfünfzig nach der Stadt bot sich den Einwohnern Roms, die versammelt waren, um den Sieg über den germanischen Eindringling Radagais zu feiern, das seltsamste Bild, das sie je geschaut. Den ganzen Frühling hindurch hatten sie in der Furcht gelebt, daß der freche Eindringling seine Drohung ausführen würde, Rom zu plündern und zwei Millionen römischer Bürger niederzumetzeln. Plötzlich erfuhren sie, daß die Ewige Stadt wieder einmal vor dem Untergang errettet war: Radagais war besiegt und sein Heer zerstreut. Sie hörten, daß dies mit Hilfe gewisser neuerworbener Bundesgenossen geschehen sei, und nahmen die Botschaft mit Ruhe auf. Seit langem waren sie daran gewöhnt, von fremden Völkerschaften verteidigt zu werden. Die Zeit, da der Tritt der römischen Legionen die Welt erzittern ließ, war vorbei, und ob es nun Alemannen, Goten oder Slawen waren, die für Rom kämpften, konnte ja gleichgültig sein. Aber als das siegerische Heer einzog, um sich mit einem Triumphzug huldigen zu lassen, und als die Bewohner der Stadt endlich die neuen Bundesgenossen aus nächster Nähe zu sehen bekamen, da lief, so sagen die Geschichtsschreiber, eine Welle des Grauens durch die Reihe der Bürger.

Nie hätten sie sich träumen lassen, daß es so häßliche Barbaren gäbe! Alemannen, Franken und Slawen waren wild und schreckeinflößend anzusehen. Doch diese Hunnen, die im Kampfe gegen Radagais gesiegt hatten, glichen nicht Menschen, sie glichen wilden Tieren. Ihre Haut war schmutziggelb. Sie hatten lange Arme, breiten Brustkorb, platte, bartlose Gesichter mit schrägen Augenbrauen und Augen, die vor List und Grausamkeit funkelten. Sie waren in Tierfelle gekleidet, sie trugen Pelzmützen und zottige Beinkleider. Die Westgoten, die sie zuerst zu Gesicht bekommen hatten, versicherten, daß sie in den Wüsten im Inneren Asiens von Hexen und Teufeln erzeugt seien. Und die Söhne der Ewigen Stadt, die sie im Triumph zum Kapitol hinaufziehen sahen, glaubten ohne weiteres, daß diese Gerüchte auf Wahrheit beruhten ..."

10.

— in dem Herr Collin seinen Dienst bei der zehnten Muse antritt.

Ein Sonnenstrahl zitterte um eine betaute Marmorsäule, entzündete Glanz in den Fragmenten eines edlen Frieses und huschte in eine geborstene Säulenhalle ... Rings um einen Tempelhügel läuteten Straßenbahnglocken und tuteten Autos. Menschen eilten hin und her, von den Sorgen der Gegenwart angetrieben. Ein neuer Tag war über Athen angebrochen.

In seinem Zimmer im Hotel Salamis las Philipp Collin die Morgenblätter. Ein und dasselbe Gesicht leuchtete ihm von sämtlichen ersten Seiten entgegen: Herrn Vogels Gesicht. Die Berichte über seine Aktiengesellschaften, seine Geschäfte, seinen Flug und den Fund bei Euboia nahmen den halben Raum der Blätter ein. Alle erörterten die Frage, was jetzt geschehen würde. Alle sahen der heutigen Börse mit trüben Ahnungen entgegen. Alle richteten bewegte Mahnungen an den Demos Athenaion, das Volk der Athener, in dieser kritischen Stunde kaltes Blut zu bewahren. Und alle sprachen die Hoffnung aus, daß das Ausland letzten Endes am meisten bei der Sache verlieren würde.

Philipp lächelte vor sich hin: diesen Ton kannte er von anderen Ländern und ähnlichen Anlässen her. Als er fertig war, begab er sich ohne Zögern direkt zu dem Börsenagenten, den er am Tage vorher mit seinem Besuch beehrt hatte.

Der Mann empfing ihn mit einem Gesicht, würdig in Stein gemeißelt zu werden. Es war unverkennbar, daß er sich bemühte, die Ermahnung der Presse, Mut und Besinnung zu zeigen, zu beherzigen. Aber als er Philipps Anliegen hörte, verlor sein Gesicht einen großen Teil seiner Gelassenheit. Er ließ Philipp seine Worte einmal, zweimal wiederholen, dann erst schien er sicher zu sein, sie nicht mißverstanden zu haben. Hierauf notierte er den Auftrag, den er empfangen hatte, verlangte und erhielt ein Limit von dreiunddreißig Prozent und geleitete seinen Gast unter Verbeugungen zur Türe. Als er wieder an seinem Schreibtisch Platz nahm, zeigte sein Gesicht deutlich den Glauben an ein Wunder. Doch bald erschienen neue Kunden, deren Aufträge ihn davon überzeugten, daß der Tag im übrigen einen sehr realistischen Verlauf zu nehmen versprach.

Unterdessen machte Philipp Collin seinen nächsten Besuch, der dem Smyrna House galt. Er wünschte aus dem Munde des Goldgalonierten zu hören, ob vielleicht irgendwelche Nachrichten vorlagen, und sah seinen Wunsch erfüllt.

Direkte Gewißheit über Herrn Vogels Schicksal hatte man noch nicht erlangt. Aber die Polizei hatte der Wohnung des verunglückten Finanzmannes einen Besuch abgestattet, und was sie dabei gesehen hatte, trug nur dazu bei, die Lage noch rätselhafter erscheinen zu lassen. Man war bei Herrn Vogel eingebrochen! Ein oder auch einige Unbefugte hatten sich Zutritt in seine Wohnung verschafft — „aber nicht etwa durch die Eingangstür, mein Herr! Die bewache ich! Nein, hören und staunen Sie! Man ist über eine Feuerleiter an der Rückseite des Hofes hinaufgeklettert — dreizehn Stockwerke, mein Herr! Man hat die Fensterscheibe einer Besenkammer, die auf den Hof geht, eingedrückt und ist auf demselben Wege wieder hinausgelangt. Es müssen Leute von unerhörter Kaltblütigkeit gewesen sein! Darin würden Sie mir zustimmen, mein Herr, wenn Sie sich eine Vorstellung von den Schwierigkeiten machen könnten! Wenn man an dem Fenster dieser Kammer steht und hinuntersieht, wird man von Schwindel gepackt! Kein Zweifel, mein Herr, da sind ganz große internationale Verbrecher im Spiel!"

„Sie haben sicherlich recht, Portier!" stimmte Philipp zu. „Hat man eine Ahnung, wer es sein kann?"

Der Goldgalonierte nickte bekräftigend.

„Die Polizei hat ausgezeichnete Spuren gefunden. Man kann jeden Augenblick eine Verhaftung erwarten."

„Na Gott sei Dank", atmete Philipp auf. „Weiß man, ob der Dieb eine große Beute gemacht hat?"

„Daran ist nicht zu zweifeln", erwiderte der Portier düster. „Das einzige Tröstliche ist, daß niemand mir etwas vorwerfen kann. Die eingedrückte Fensterscheibe beweist, daß die Diebe nicht einmal versucht haben, an mir vorbeizukommen!"

„Sie kontrollieren natürlich Tag und Nacht alle, die hier im Hause aus- und eingehen?"

„Jawohl, mein Herr! Natürlich nur, wenn sie durch das Tor kommen und nicht die Mauer hinauf!"

„Aber wenn nun jemand behaupten würde, daß er — also sagen wir — eine geschäftliche Konferenz in einer anderen Wohnung hätte?" beharrte Philipp. „Und im Besitz falscher Schlüssel zu der Wohnung wäre, die er besuchen wollte?"

„Ich melde alle Besuche vorher telephonisch an", erwiderte der Goldgalonierte in so scharfem Ton, daß Philipp von weiteren Fragen abstand.

Nachdenklich ging er in sein Hotel zurück.

Gestern abend hatte er ein Telegramm hinausgeschleudert, ein Telegramm, das mit einer Angelschnur

zu vergleichen war, halb aufs Geradewohl ausgeworfen. Eine Schnur mit wenig oder gar keinem Köder am Angelhaken! Ließ es sich denken, daß sie eine Beute heraufziehen würde? War schon eine Antwort für ihn im Hotel?

Als er die Halle betrat, brauchte er nur einen Blick auf Herrn Tritakis' Gesicht zu werfen, um zu wissen, daß eine Antwort da war. Das Telegramm war lang, an hundert Worte. Hatte er es mit Spannung geöffnet, so las er es mit Verblüffung. Die Drahtnachricht, die er jetzt in Händen hielt, übertraf seine kühnsten Erwartungen.

Sein eigenes Telegramm hatte drei Fragen, einen Namen und eine vermutete Jahreszahl enthalten. Der Inhalt der Antwort ließ sich am zutreffendsten als historischer Roman charakterisieren. Aber ein Roman, dessen Tatsachen man in den gewöhnlichen Exemplaren der Gattung vergeblich suchen würde. Er las sie ein ums andere Mal durch, ohne daß es ihm gelang, sich davon zu überzeugen, daß er richtig las. Schließlich nahm er den Inhalt als Wirklichkeit. Dazu trug einerseits die nüchterne Wortwahl bei, andererseits der Satz: Brief folgt.

Er sank in einen der Sessel in der Halle, um nachzudenken.

Als er seine Angelschnur auswarf, hatte er nur hoffen können, daß ein Fisch mit heraufkommen würde, trotz des fehlenden Köders. Eine Begründung, die diese Erwartung rechtfertigen konnte, hatte er nicht gehabt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, mußte ihn das Ergebnis seines Fischfanges mit tiefster Befriedigung erfüllen. Aber die unmittelbare Folge war die, daß er sich vor neue Probleme gestellt sah, deren Tragweite im Augenblick nicht zu ermessen war.

Das Wichtigste ließ sich so formulieren:

Der Fisch saß am Angelhaken, aber er befand sich weder im Netz noch im Fischkasten. Es galt, ihn an einen dieser Plätze zu bringen. Und das würde nicht leicht sein. Nein, das war nicht leicht. . . . Welche Mittel gab es, ihn dorthin zu bringen? Die Antwort lautete: List, ausschließlich List. Merkt er im allergeringsten, welche Pläne man mit ihm hat, dann reißt er sich los und ist davon. Man muß ihn langsam, langsam einholen und ihm dann blitzschnell das Netz überwerfen. Aber wie?

Von seinem Platz auf dem Klubsessel sah Philipp eine Dame aus dem Lift steigen und auf den Portiertisch zugehen. Sie ging mit der festen Haltung eines Menschen, der zu einem bestimmten Entschluß gelangt ist, der lange genug gute Miene zum bösen Spiel gemacht hat. Es war Miß Helens Arbeitgeberin, Mrs. Langtrey. Ihre Wangen glühten in einem Rot, das wenigstens teilweise ihrer Erregung gutgeschrieben werden konnte, ihre Augen blitzten um die Wette mit einigen ihrer Juwelen. Der Meinungsaustausch von gestern abend hatte sich offenbar auch heute fortgesetzt. Wie konnte Herr Achilles Tritakis in einer solchen Situation helfen? Herr Tritakis holte Kursbücher und Dampfschiff-Fahrpläne hervor, er redete, er strich seinen Bart mit einer Miene, die sagte: Ich arrangiere alles! Mrs. Langtrey gedachte abzureisen, aber ohne Miß Helen. Jetzt hörte man ihre klare, scharfe Stimme dies bekräftigen:

„Nein! Nur eine Fahrkarte, direkt nach Paris! Verstehen Sie denn nicht? Für heute abend!"

Philipp schloß die Augen. Was nun? Ach, natürlich würde Miß Helen sich zu helfen wissen, dafür bürgte ihr Aussehen. Sie hatte Verstand und Willen. Aber immerhin . . . Er beschloß, die Entwicklung der Dinge im Auge zu behalten. Dann versank er wieder in seine Grübeleien.

Er studierte die Mittagsausgaben der Zeitungen. Sie enthielten so gut wie ausschließlich Nachrichten über den Fall Vogel. Es zeigte sich, daß der Demos Athenaion sich die Ratschläge, Ruhe und Kaltblütigkeit zu bewahren, nur in geringem Maße zu Herzen genommen hatte — sie waren im leeren Raum verklungen wie die Worte des antiken Chors: Besinnung! Besinnung! Die Börse hatte den schwärzesten Tag zu verzeichnen, den sie seit dem Kriege in Kleinasien erlebt hatte. Nur die Mitteilungen, die von anderen Börsen einströmten, waren danach angetan, die Spekulanten in Athen einigermaßen zu trösten.

Bukarest, heute: Die Börse eröffnete unter dem Einfluß der Nachrichten aus Griechenland flau. Die zunächst betroffenen Papiere fielen um 10 bis 25 Punkte. Man sieht der weiteren Entwicklung mit Beunruhigung entgegen.

Budapest, heute: Unter dem Druck der Nachrichten aus Athen eröffnete die Börse in höchster Nervosität. Der Liquidierungsfonds des Serbisch-Magyarischen Großgrundbesitzes, das zunächst berührte Papier, fiel schon beim ersten Angebot um 37 Punkte und setzte dann seine Abwärtsbewegung, wenn auch in etwas langsamerem Tempo, fort.

Zagreb, heute: Die hiesige Börse reagierte überaus scharf auf die Nachricht von dem Absturz des Finanzmannes Vogel. Da die zunächst betroffenen Papiere auch gesunde und stabile Unternehmungen mitzureißen drohten, schritt die Börsenkammer ein und vertagte die Sitzung auf morgen. Auf der „schwarzen Börse" setzte sich der Kurssturz fort.

Der Kellner hatte recht: Herr Vogel hätte doch den Zug nehmen sollen! In einer Ecke des Saales erblickte Philipp Mr. Bird. Merkwürdigerweise schien er heute Philipp zu erkennen, denn als dieser an seinem Tisch vorbeikam, nickte er ihm zerstreut zu. Philipp nahm das zum Anlaß, ein paar Worte mit ihm zu wechseln.

„Sie haben gestern Abend Unheil angerichtet, Mr. Bird!"

Der Regisseur schlug langsam zwei blutunterlaufene Augen zu Philipp auf.

„Was habe ich? Unheil angerichtet?"

Philipp notierte den Tonfall seines Englisch. Der Akzent war unerheblich, aber doch immerhin vorhanden. Wäre man ein wirklicher Sprachenkenner, wie etwa der berühmte italienische Kardinal, der vierunddreißig Sprachen beherrschte, hätte man seine Schlüsse daraus ziehen können, und diese Schlüsse hätten genügt, um eine gewisse Theorie endgültig zu beweisen oder zu widerlegen. Nun mußte man sich an andere Anzeichen halten.

„Ja", antwortete er. „Sie haben tatsächlich Unheil angerichtet, ohne es zu wissen. Sie blieben vor dem Tisch einer jungen Dame stehen und starrten sie so lange an, daß es allgemeines Aufsehen erregte."

„Was sagen Sie? Ich habe einen flüchtigen Blick auf ein junges Mädchen geworfen, das an einem Tisch saß, aber nie im Leben — da irren Sie sich!"

„Ich irre mich nicht. Die junge Dame war die Gesellschafterin von Mrs. Langtrey im Appartement 327 bis 329. Sie starrten sie fünf Minuten an, und als die Dame kam, gingen Sie, ohne sich vorstellen zu lassen. Heute ist das Fräulein entlassen worden. Ich sage nicht, daß Sie etwas dafür können. Guten Morgen, Mr. Bird!"

Als Philipp den Portiertisch passierte, blieb er plötzlich stehen. Er stand drei volle Minuten ganz still. Hotelgäste, die zum Speisesaal aus- und einströmten, starrten ihn verwundert an, und Herr Achilles Tritakis wurde von der Furcht befallen, eine neue Skandalszene auf das Konto des Professors schreiben zu müssen. Dann kam die Entladung. Herr Collin stürzte mit der Geschwindigkeit eines abgeschossenen Pfeiles die Treppe hinauf und kam erst nach zehn Minuten wieder zurück.

„Hören Sie, Portier", sagte er. „Man muß sich natürlich an Sie wenden, wenn es sich um Dinge handelt, die im Hotel verschwunden sind?"

Herr Achilles Tritakis sah eine Gelegenheit, sich für alle erlittene Unbill zu revanchieren.

„Ist Ihnen etwas weggekommen?" fragte er mit kühler Teilnahme. „In diesem Falle erlaube ich mir anzudeuten, daß das im Zusammenhang mit gewissen Besuchen stehen dürfte, die Sie hier empfangen haben! Ich habe nicht gewagt, Sie so nachdrücklich, wie ich sollte, vor den Schuhputzern in Athen zu warnen!"

Philipp hob abwehrend die Hände.

„Mir ist nichts weggekommen! Im Gegenteil! Darum suche ich Sie ja eben auf. Sie sorgen doch natürlich dafür, daß gefundene Gegenstände in die Hände des rechtmäßigen Besitzers zurückkommen?"

Herr Tritakis sah enttäuscht aus.

„Natürlich, Sir. Verlassen Sie sich auf mich!"

„Hier ist etwas, was ich gefunden habe! Bitte!"

Der Portier riß die Augen auf. Er war nahe daran, sie voll Abscheu wieder zu schließen, als er sah, was man ihn bat, weiterzubefördern. Eine Zigarettenschachtel! Eine Zigarettenschachtel mit irgendetwas darin — er öffnete den Deckel und fand, daß es eine Filmspule war.

„Wo haben Sie das gefunden, Sir?" fragte er. „Und glauben Sie denn wirklich, daß irgendein Mensch —?"

„Davon bin ich überzeugt", antwortete Philipp lebhaft. „Wo ich die Schachtel gefunden habe, ist nebensächlich. Ich will überhaupt nicht, daß mein Name genannt wird! Aber ich kann Ihnen garantieren, daß es sich für Sie lohnen wird, diese Sache dem rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben."

„Meinen Sie, Sir?" Die Stimme des Portiers war milder als bisher in seinen Unterhaltungen mit Herrn Collin. „Und Sie wollen nicht genannt sein?"

„Absolut nicht! Sagen Sie, daß irgendein Gast des Hotels die Schachtel gefunden und abgegeben hat, wenn Sie nicht selbst die Ehre für sich in Anspruch nehmen wollen!"

Herr Tritakis sah mit fernem Blick vor sich hin.

„Ich verstehe! Seien Sie ganz ruhig, Sir. Es soll geschehen!"

Philipp ging in sein Zimmer, um zwei Dinge zu holen. Als er zurückkam, war Herr Tritakis schon im Begriff, einen Anschlag anzubringen: „Gefunden —." Philipp fuhr mit der Straßenbahn zum Fuß der Akropolis und ging durch das Tor zum Dionysostheater hinein. Er trug zwei Dokumente aus einem und demselben Drama bei sich, einem Drama mit unheimlichen, erschütternden Szenen, aber vielleicht auch mit einem Einschlag von groben Posseneffekten. Einem Drama, dessen Fäden er fest entschlossen war, zu entwirren. Und wo konnte das besser geschehen als hier, vor dieser Marmorbühne, wo die Welt des Abendlandes zum ersten Male lernte, über ein Schauspiel zu lachen und zu weinen! Möchte doch noch ein Hauch jener Zeiten in der Luft schweben! dachte er. Und möchte er mein Denken beflügeln!

Das Ruinentheater lag leer unter einem tiefblauen Himmel. Keine Reisenden, nicht ein Führer war zu sehen. Philipp zog eine Metallschachtel aus der Tasche, die Herrn Papadikis' Kopie Nummer zwei enthielt, sowie das Telegramm, das er am Morgen erhalten hatte. Diese zwei Gegenstände, anscheinend ohne jeden Zusammenhang, bildeten zusammen den Urstoff seines Dramas.

Wolken kamen und gingen über seinem Haupte, die Schatten der Marmorsäulen wanderten langsam ostwärts, während er die Figuren auf der Bühne in seinem Inneren hin- und herschob. Lange weigerten sie sich, die Plätze einzunehmen, auf die er sie stellen wollte — aber plötzlich ordneten sie sich unter dem Einfluß einer neuen Kombination, so wie die Sandkörnchen sich unter dem Einfluß eines bestimmten Tones auf der Klangscheibe ordnen. Er fühlte, nein, er wußte, daß er das Richtige getroffen hatte! Er erhob sich von seinem Platz und sah lange über das Theater hin, wo die Völker des Abendlandes einstmals über eine gespielte Handlung lachen und weinen lernten. Und er fragte sich, ob die Zuschauer, die einstmals den düsteren und grotesken Dramen auf dieser Bühne gefolgt waren, dem Drama, dessen Fäden er soeben entwirrt zu haben glaubte, und jenem anderen, zu dem ihm gerade die Idee gekommen war, ihre Anerkennung ganz versagt hätten.

Es war neun Uhr abends, als er sich anschickte, dieses letztere Drama denen, die es am nächsten anging, zur Begutachtung vorzulegen. Von seinem Platz im Hotel Salamis hatte er die Mitglieder der Filmgesellschaft, eines nach dem anderen, zu ihrem Stammtisch hineinwandeln sehen. Er blieb ein paar Augenblicke vor dem Portiertisch stehen, bevor er ihnen nachfolgte. Herrn Achilles Tritakis' Stimme klang nicht wenig enttäuscht, als er versicherte, daß bisher kein Mensch auf den Fund Anspruch erhoben habe. Einige hatten den Wunsch ausgesprochen, ihn sich anzusehen, aber sowie sie die Zigarettenschachtel mit dem Film erblickten, hatten sie ärgerlich versichert, daß sie wirklich ganz andere Dinge verloren hätten. Herr Tritakis gab zu verstehen, daß er die Schuld an solchen unangenehmen Erlebnissen ausschließlich Philipp zuschob.

„Gestatten Sie mir, Ihnen einen diskreten Rat zu geben!" bat Herr Collin. „Warum wenden Sie sich nicht an die zunächst Interessierten mit einem kleinen Wink?"

„Sie meinen, Sir?"

„Ich meine die Personen hier im Hotel, die Anlaß haben, sich für Filme zu interessieren", antwortete Philipp. „Aber vergessen Sie nicht, was ich gesagt habe: Ich will unter keiner Bedingung genannt werden!"

Er steckte dem Portier eine Note zu und ging in den Speisesaal. Die Filmgesellschaft begrüßte ihn mit warmen Beifallsworten.

„Hallo, Professor! Was verschafft uns das Vergnügen?"

„Ich komme, um meinen Dienst bei der zehnten Muse anzutreten", sagte Philipp, indem er Platz nahm. „Ich habe eine Idee, Mr. Duke, eine Idee zu einem fabelhaften Film, zu einem Film, der in der ganzen Welt von sich reden machen wird."

„Now, that's fine, I'm sure!" sagte der Filmmagnat herzlich. „Ich brauche Sie nicht zu fragen, ob er Kultur hat, wie sie hier drüben sagen. Sie würden mir doch nie etwas anderes vorschlagen."

„Ich will Ihnen den Stoff erzählen, dann können Sie selbst urteilen, Mr. Duke", erwiderte Philipp, aber er wurde von einem Chor von Stimmen unterbrochen.

„Ist darin eine Rolle für mich?“ fragte Miß Cicely mit ihrem süßesten Lächeln.

„Ich hoffe, Sie haben in Ihrem Film für mich Verwendung“, sagte Joan Jarrolds mit ihrer sanftesten Stimme.

„Und für mich!“ warf Mr. Daniel Dell mit majestätischer Würde ein.

„Und für uns!“ riefen Mr. Vane und Mr. Stuart im Chor.

„Mein Schauspiel hat alle erdenklichen Rollen“, versicherte Philipp. „Es kommen darin sowohl liebliche und kluge Frauen“ — er verneigte sich vor den jungen Damen — „wie schöne, charakteristische Männer vor. Aber die Rollenverteilung ist Mr. Birds Sache!“

Die Gesellschaft rückte näher zusammen, um besser zu hören. Philipp fuhr fort:

„Ich muß mit einer Milieuschilderung beginnen. Ich hoffe, es wird Sie nicht zu sehr ermüden.“

Ein schmeichelhaftes Gemurmel erhob sich von allen Seiten.

„Sie können nie langweilig werden, Professor!“

„Ich liebe es, einen intelligenten Mann über Dinge reden zu hören, die er versteht!“ Joan Jarrolds' dunkle Augen ruhten träumerisch auf Philipp.

„Schießen Sie los, Professor!“

„Vor allem“, begann Philipp, „müssen wir uns um eintausendfünfhundert Jahre zurückversetzen, in eine Zeit, die uns unendlich ferne ist, aber dabei doch verblüffend nahe, weil die Menschen dieser Zeit und wir mit beinahe denselben Problemen zu ringen hatten. Zu dem Zeitpunkt, von dem ich rede, lag neben der Welt des weißen Mannes eine andere Welt, von der er nichts ahnte, die aber jeden Augenblick bereit war, den Kampf gegen ihn aufzunehmen — die Welt des gelben Mannes!“

Von Joan kam ein Flüstern.

„Doch Ost ist Ost, und West ist West, und die beiden begegnen sich nie —“

„Gerade zum Zeitpunkt meiner Erzählung“, fuhr Philipp fort, „brach der gelbe Mann zum ersten Male in die Welt des weißen Mannes ein. Anfangs erregte er kein besonderes Aufsehen. Rom, das die Welt beherrschte, verpflichtete die Heere der gelben Rasse als eine Art Fremdenlegion im Kampf gegen seine übrigen Gegner. Die neuen Söldner wurden Hunnen genannt, denn die Römer konnten den barbarischen Schrei, mit dem sie sich selbst bezeichneten, nicht aussprechen. Fast hundert Jahre dienten sie Rom. Da geschah es, daß sie einen neuen König bekamen, dessen Name weltberühmt geworden ist — König Huldins Sohn, Attila.“

Philipp machte eine Pause. Die Gesellschaft, deren Aufmerksamkeit Symptome des Ermattens gezeigt hatte, erwachte zu neuem Leben wie ein Streitroß, das einen Trompetenstoß hört.

„Wenn wir heute von Attila sprechen“, fuhr Philipp fort, „stellen wir ihn uns als einen rohen Barbaren vor, etwa in der Art eines Negerhäuptlings. Nichts könnte irriger sein! Als Knabe wurde er zur Erziehung nach Rom geschickt, während er zugleich eine Art Geisel bei den Römern war. Was er jedoch dort lernte, war ein bodenloser Haß gegen diese Weißen. Wenn er in den Thermen und Tempeln Roms umherwanderte unter parfümierten Frauen und feigen, degenerierten Männern, dann träumte er von der Zeltstadt an der Donau, wo sein Volk lebte. Sein Volk kannte keine festen Wohnstätten oder erstarrte Gewohnheiten! Aber waren sie darum arm oder schwach? Keineswegs! Ihre kleinen Pferdchen hatten sie von der Chinesischen Mauer bis in das Herz Europas getragen, und sie hatten sich alle Völkerschaften unterworfen, die ihnen auf ihrem Wege begegneten. Wenn sie wollten, konnten sie die Welt erobern. Jawohl — die Welt! Ein Gedanke war im Hirn eines gelben Mannes geboren worden, der in Rom umherwanderte, ein Gedanke, dessen letzte Auswirkung wir noch nicht gesehen haben — der Traum des gelben Mannes von der Weltherrschaft, Asiens Traum, Europa zu besiegen!“

Mr. Dukes Zigarre zeigte schon lange die Tendenz, ins Zentrum der Erde zu versinken. Jetzt setzte er sich auf.

„Ich sehe Ihren Grundgedanken, Professor, und ich kann nicht anders sagen: als Rahmen ist er ausgezeichnet! Aber ein Rahmen allein genügt nicht. Wir müssen eine Geschichte haben! Ist irgendeine Geschichte in dieser Sache mit Attila, sonst eignet er sich nicht als Stoff für einen Film!“

„Die Geschichte kommt schon“, versprach Philipp, „und sie ist denkbar ergreifend. Attila wuchs zum Manne heran und wurde König über sein Volk. Er schmiedete weiter Pläne zu einem großen Angriff auf die Welt des weißen Mannes. Da empfing er eines Tages einen Brief, einen Brief von einer Frau!“

„Ah“, murmelte Joan, „von einer Frau?“

„Ja — und zwar von einer Frau von kaiserlichem Geblüt.“

„Von kaiserlichem Geblüt?“ flüsterte Miß Cicely. „Just imagine!“

„Ja, Miß Hamilton. Der Brief kam von keiner Geringeren als der Schwester des römischen Kaisers. Sie hieß Honoria. Und was sie dem König der Hunnen schrieb, war: daß sie von seinen Heldentaten gehört hatte, daß er ihr Ideal geworden war, daß sie ihn liebte — kurz gesagt, daß sie bereit war, die Seine zu werden, wenn er ihre Liebe erwiderte! Sie sehnte sich von Rom weg, jenem Rom, wo sie wie in einem Kerker lebte. Sie wollte mit ihm hinaus in die weite Welt, sein Leben und seine Schicksale teilen. Wann kam er, um sie zu befreien?“

„Wie romantisch!“ murmelte Joan Jarrolds. „Wie bezaubernd! War Honoria dunkel oder blond?“

„Sie war ohne Zweifel dunkel“, sagte Philipp. „Dafür spricht schon ihr leidenschaftliches Temperament.“

„Als ob eine Blondine nicht mindestens ebensoviel Temperament haben könnte wie eine Brünette!“ rief Miß Cicely wutschnaubend. „Ich muß mich über Sie wundern, Professor!“

„Ruhig, Kinder“, ermahnte Mr. Duke. „Ihre Idee fängt an, mich zu interessieren, Professor. Es ist etwas daran! Wie geht es also weiter mit Attila und Honoria? Wird es ein Film wie der ‚Scheik‘?“

„Ach nein“, erwiderte Philipp. „Ihre Liebesmär gestaltet sich sehr traurig. Der Kaiser in Rom verbot seiner Schwester, auch nur an Attila zu denken. Attila, ein roher Barbarenhäuptling, der sein Beefsteak zwischen Sattel und Pferd mürbe ritt und bei festlichen Anlässen gegorene Stutenmilch trank! Aber dabei muß man bedenken, daß Attila und sein Volk einen wahren Zauber auf die überfeinerten Menschen jener Zeit ausübten, einen Zauber, der in vieler Hinsicht an unsere heutige Sehnsucht nach dem Primitiven erinnert. In Attilas Zeltstadt an der Donau wimmelte es von eleganten jungen Griechen und Römern, die vor der Zivilisation geflüchtet waren. Hier auf den unendlichen Steppen unter den kühnen Reitern fühlten sie sich frei und glücklich.“

„Das Primitive hat mich immer stark angezogen!“ flüsterte Joan.

„Oh, von einem richtigen cave-man geliebt zu werden!“ murmelte Cicely.

„Ich ahnte gar nicht, daß man zu jener Zeit so zivilisiert war“, sagte Mr. Duke, „aber erzählen Sie nur weiter, Professor.“

„Honorias Bruder also war nicht so sicher, daß sein Verbot genügte, denn er kannte die impulsive Natur seiner Schwester. Darum ging er so weit, daß er sie ins Gefängnis sperren ließ.“

„Ins Gefängnis, um ihrer Liebe willen!“ flüsterte Miß Joan.

„Als Attila sich getäuscht sah“, fuhr Philipp fort, „beschloß er Rache. Mit einem Heer, das, wie es heißt, siebenhunderttausend Mann gezählt haben soll, fiel er in Frankreich ein. Alles wich vor ihm zurück — bis er bei den Katalaunischen Feldern dem General des Kaisers, Atius, gegenüberstand. Eine gewaltige Schlacht begann. Lange schwankte der Kampf hin und her, aber allmählich zeigte es sich, daß das Kriegsglück gegen den gelben König und seine Scharen war. Der Morgen sah ihren Rückzug, ihre Flucht. Kurze Zeit darauf unternahm Attila einen letzten Versuch, das Glück zu erzwingen. Er fiel in Italien ein, aber auch diesmal ward er besiegt. Der Traum von Honoria war für immer ausgeträumt! Auf dem Heimweg zu seiner Zeltstadt fand er eine germanische Fürstentochter, namens Ildico, und entführte sie gegen ihren Willen. In der Hochzeitsnacht, während die Hunnen die Vermählung ihres Königs feierten, ermordete Ildico ihren Gemahl. Sein Volk bestattete ihn in einem Grab, in das sie alle ihre Schmuckstücke und Kostbarkeiten warfen, um ihm im Tode einen würdigen Tribut darzubringen. Dann leiteten sie einen Fluß über Attilas Grab, so daß bis zum Ende aller Zeiten niemand Attilas Ruhe stören oder seinen Schatz rauben könne. Der Traum des gelben Mannes von der Weltherrschaft war vorbei — für diesmal vorbei. Nun, Mr. Duke, was sagen Sie?“

Die Zigarre des Filmmagnaten war ausgegangen. Er zündete sie langsam wieder an und sagte:

„Sie haben mich interessiert, Professor. Ja, Sie haben mich sogar ergriffen. Es liegt viel Romantik in Ihrem Stoff, da soll niemand kommen und etwas anderes behaupten! Aber ich frage mich, ob die Sache nicht zu traurig ist. Könnte man nicht eine historische Phantasie daraus machen, daß sie sich kriegen? Oder so, daß Attila, voll Kummer über Honoria, von Sehnsucht nach seinem Heimatland in Asien getrieben, mit Ildico fortzieht, — ja, Sie verstehen schon, wie ich es meine!“

„War Ildico blond?“ fragte Miß Cicely.

„Nach der Legende war sie rothaarig“, erwiderte Philipp. „Nun — und was sagen Sie, Mr. Bird?“

Der Regisseur zuckte zusammen. Der Blick unter den violetten Augenlidern hatte unverwandt auf Herrn Collin geruht, während dieser seine Idee darlegte; es war unverkennbar, daß er aufmerksam gelauscht hatte. Aber bei dieser direkten Frage murmelte er etwas von einerseits und andererseits. Einerseits gäbe natürlich ein Sittengemälde aus zwei sozusagen parallelen Zeiten viel Gelegenheit zu filmisch wirkungsvollen Szenen, andererseits könne man den Stoff nicht gerade neu nennen. Man müsse sich die Sache überlegen. Das war der Inhalt von Mr. Birds Rede.

Bevor Philipp zu guter Stunde schlafen ging, suchte er noch einmal Herrn Achilles Tritakis auf.

„Ich kann mir nicht gerade zu diesem Fund gratulieren“, sagte dieser mit bitterem Gesichtsausdruck.

„Hat man ihn abgeholt?“ fragte Philipp hastig.

„Der Besitzer hat ihn wieder“, bestätigte Herr Tritakis gekränkt. „Aber alles, was ich von meiner Mühe gehabt habe, war ein längeres Verhör, wie das Ding in meinen Besitz gekommen ist.“

„So?“ murmelte Philipp und fischte eine größere griechische Banknote aus der Tasche. „Und was haben Sie gesagt?“

„Ich habe natürlich gesagt, wie Sie es mir aufgetragen haben, Sir, daß ein Gast des Hotels die Schachtel gefunden und hier abgegeben hat. Ich danke Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit, Sir. Es ist eine wahre Wohltat, mit einem wirklichen Gentleman zu tun zu haben, Sir!“

„Und dieser Besitzer“, murmelte Philipp, „war natürlich —.“

Er ließ den Satz unvollendet.

„Es war natürlich Mr. Bird“, antwortete Herr Tritakis.

Als Philipp den Archäologen Mr. Petrie das nächste Mal traf, war von dessen wohlwollender Liebenswürdigkeit nichts mehr vorhanden. Seine kurzsichtigen Augen schossen Blitze durch die Brillengläser, und seine Stimme zitterte, als er sagte:

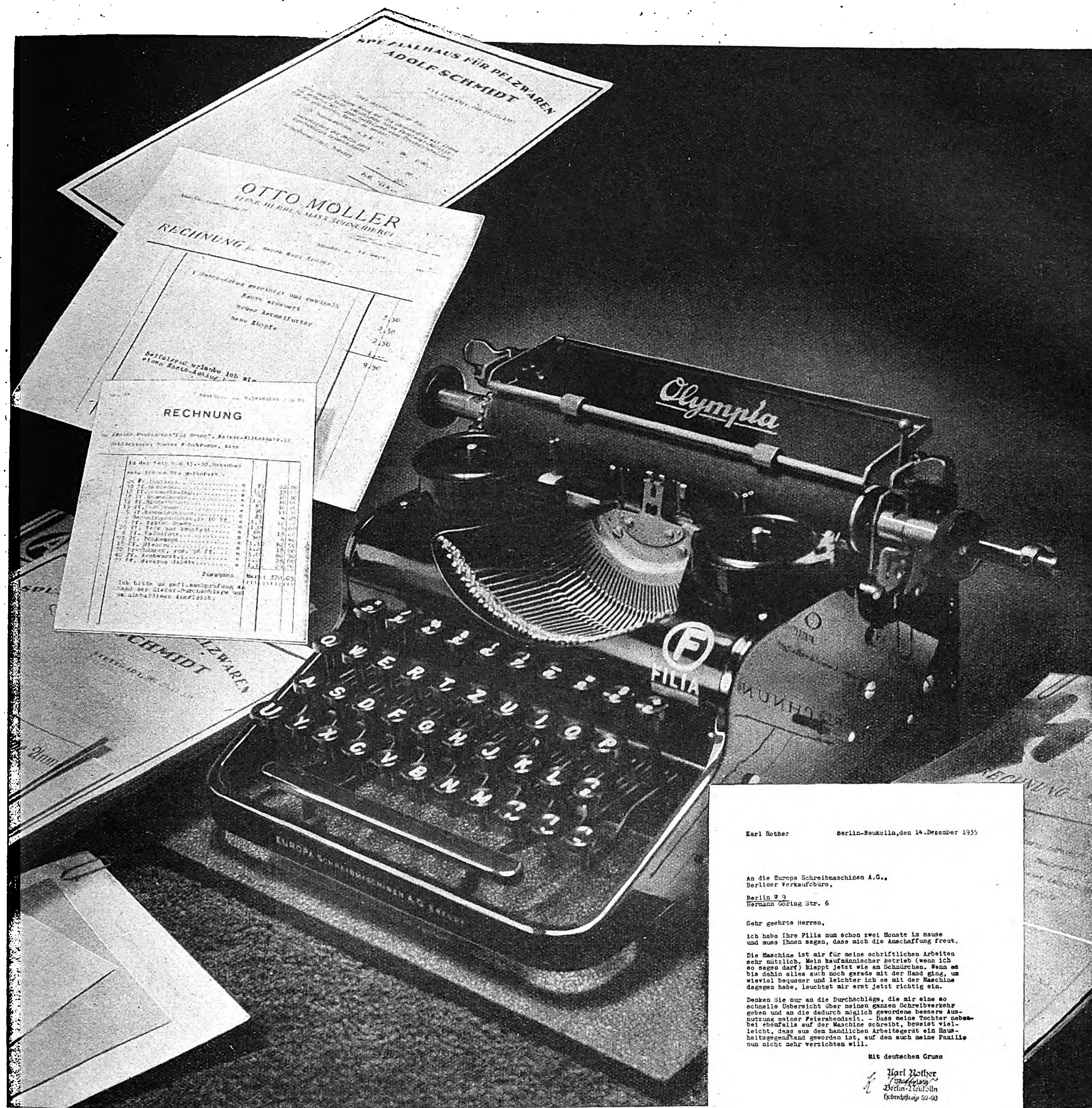
„Was höre ich? Sie haben der Gesellschaft einen Attila-Film aufgeschwatzt?“

Philipp fragte, was Mr. Petrie gegen einen solchen Plan einzuwenden habe.

„Was ich einzuwenden habe? Alles, lieber Freund, alles! Das heißt, nicht gegen einen Film, der Attila behandelt! Das könnte ja ein Epos sondergleichen werden! Aber was haben Sie ihnen da für Räubergeschichten aufgebunden? Also erstens einmal Honoria! Sie haben sie als eine Mischung aus einem verliebten Flapper und einer Heilsarmeeschwester hingestellt! Wie Sie wissen, wie Sie nach Ihrer Lektüre meiner Bücher wissen müssen, war Honoria der Typus der ärgsten Sorte einer Hysterikerin. Ihr Brief an Attila — der natürlich historisch ist, das gebe ich zu! — war nur einer der Briefe, die sie in die Welt hinausschickte, an Männer, in die sie sich verliebt hatte! Sie machen Attila zu einem schwärmerischen Romeo! In Wirklichkeit wissen Sie ebensogut wie ich, daß der Kaiser seine Einwilligung zu dieser Ehe aus demselben Grunde verweigerte, aus dem Attila beharrte, sie durchzusetzen — weil Honorias Mitgift nicht mehr und nicht weniger betrug als die Hälfte des weströmischen Reiches! Als dann der schwärmerische Romeo seine geliebte Braut nicht bekommen kann und sein Plan, Rom zu zerschmettern — der ist historisch, das gebe ich zu! — scheitert, lassen Sie ihn sich in der Verzweiflung mit Ildico vermählen! Sir, Sie wissen ebensogut wie ich, daß Attila zweihundert Frauen hatte, als er Ildico heiratete, die sein Unglück wurde. Was meinen Sie? Ist das das Resultat Ihrer Studien? Sind Sie noch ein ungeistigerer Mensch als meine Landsleute? Oder was sind Sie eigentlich?“

„Mr. Petrie“, sagte Philipp mit Würde. „Ich habe in der redlichsten, besten Absicht gehandelt. Ich habe es als meine Aufgabe angesehen, das historische Interesse Ihrer Landsleute für eine Zeit zu erwecken, die so viele Parallelen zu unserer eigenen aufweist. Sie haben zuerst meine Aufmerksamkeit auf Attila gelenkt. Und Ihnen gebührt auch letzten Endes die Ehre, wenn der Film die Aufmerksamkeit eines großen Weltteils diesem mißverstandenen Herrscher zuwendet.“

(Fortsetzung folgt.)



Schreibarbeit leicht gemacht

Jetzt macht Schreiben keine Mühe mehr! Denn jetzt kann jeder Maschine schreiben.

Olympia FILIA nur 109.50 RM

Die Schreibmaschine für Jedermann

ist dank ihrer einfachen Bedienung, ihrer kräftigen Bauart und ihres niedrigen Preises in den weitesten Kreisen zum unentbehrlichen Schreibgerät geworden. In Zehntausenden von Exemplaren bewährt sie sich bereits als gern gebrauchte Arbeitshilfe. Es ist kinderleicht, darauf saubere und gut leserliche Briefe (mit mehreren Durchschlägen) zu Papier zu bringen.

EUROPA SCHREIBMASCHINEN AG · ERFURT

An die EUROPA SCHREIBMASCHINEN AG · ERFURT /J Senden Sie mir kostenlos und unverbindlich Ihre ausführlichen Prospekte Olympia F und Olympia T (Betr. Teilzahlung)	
Name:	Stand:
Ort:	Adresse:

R. v. ELMAYER-VESTENBRUGG:

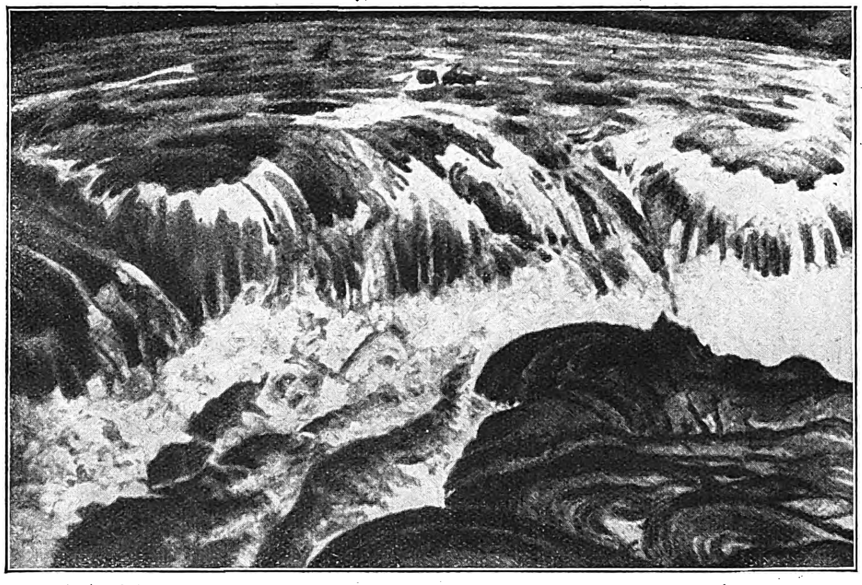
Rätsel des Mondes

(2. Fortsetzung.)

Die Erde wölbte sich unter dem Einfluß des so nahe um den Äquator dahinstürmenden Mondes in dieser Zone auf und näherte sich in ihrer Form vergleichsweise der Gestalt einer Linse; katastrophale Faltungen, Zerreißungen und Brüche von unerhörter Gewalt waren die Folge. Und nun näherte sich das Ende dieser erschütternden Tertiärmond-Tragödie mit Riesenschritten: in wenigen Jahren oder vielleicht auch nur Monaten unserer heutigen Zeitrechnung war der Mond so nahe herangerückt, daß er unter dem Einfluß der Erde begann über den Tropen zu zerfallen. Zuerst löste sich der Eispanzer, gewaltige Eisblöcke schossen spiralig in die Erdatmosphäre ein, zerplatzten unter der Reibungswärme und kamen als verheerende Hagel-, Sturm- und Regenwetter von unausdenkbarer Heftigkeit zur Erde nieder. Dann folgte die erdige Mondzone, vermischt mit Wasser und Eis, als Schlammregen, und endlich der in berggroße Trümmer geborstene, aus Erzen bestehende Mondkern. Die Elemente waren in einem unbeschreiblichem Aufruhr. Tagelang dauerte es, ehe der Steinhagel nachließ, ehe die schreckliche Finsternis verschwand und wieder Licht zur Erde drang. Mit dem Zerfall des Tertiärmondes waren aber auch jene Kräfte verschwunden, welche die mächtige Gürtelflut in den Äquatorgegenden zusammengehalten hatte. Die Wasser dieser am Schlusse gigantisch angewachsenen Flut begannen erst langsam, dann immer schneller in ungeheuren Mengen nach Norden und Süden abzuströmen. Bis über die Berge stieg die entsetzliche Wasserflut in den mittleren und höheren Breiten und ließ dort nur einzelne der höchsten Erhebungen frei: es war die Sintflut! Daß dieses vernichtende Schicksal über die ganze Erde allgemein und über alle ihre Gebiete hinwegging, beweisen die zahllosen Sintflutsagen, welche uns das Erinnern aller Völker an diese unvorstellbar grauenhafte Katastrophe wohlerkenntlich aufbewahrt hat. Nur langsam und nach wiederholtem Hin- und Rückfließen der Wassermassen trat das Land aus der Wasserwüste hervor und wurde wieder fähig, von neuem Leben zu tragen. Eine alte Zeit war dahin, und in die neue hatten sich nur spärliche Reste des einstigen Lebens hinüberretten können.

Es ist nun von besonderem Reiz, den Parallelen zwischen den kosmischen Vorgängen und den Berichten der Edda — aber auch in den Sagen und Mythen vieler anderer Völker finden sich große Ähnlichkeiten — nachzuforschen, so wie es Georg Hinzpeter in seinem Werke „Urwissen von Kosmos und Erde", das uns im folgenden als Quelle dient, eingehend in Wort und Bild tut. Unseren Ahnen, die im Zeitalter der festverankerten Flutberge auf die Höhen Südfrankreichs und Spaniens gedrängt worden waren, wurden von dort im Laufe der Jahrhunderte von den langsam auf- und abpendelnden Flutbergen wiederholt vertrieben. Ihre Nachkommen kehrten aber immer wieder an jene Zufluchtsstätten zurück, die ohne daß die Ankommenden es wußten, schon von ihren Vorvätern benutzt worden waren. Die in verschiedenen Schichten übereinanderliegenden Höhlenfunde beweisen das mit voller Klarheit. Wanderten sie nun zur Zeit des anrückenden Flutberges nach Süden, wo nachts der Himmel oft in rotem, loderndem Glanze leuchtete, dann sahen sie von den Steilabstürzen der Cevennen oder des Katalonischen Küstengebirges etwas Fürchterliches: die Wogen des Flutberges brausten heran, donnernd und sich überschlagend, brandeten an den Steilhängen empor und wuchsen ins Ungemessene. Dann zogen die Wasser wieder ab, und das Auge erblickte etwas Urgewaltiges: den ungeheuren Abgrund „Ginnungagap" der Edda, wo es in der Voluspa heißt: „In der Urzeit war's, als Ymir lebte, da war nur gähnende Kluft (Ginnungagap)."

Bei weiterer Annäherung des Tertiärmondes drang die Weltraumkälte wegen des zum Äquator hin abgesaugten Luftmantels in immer tiefere gemäßigte Zonen. Urmächtig schoben sich die Gletscher über die heutigen Gebiete von Belgien, Nordfrankreich und Norddeutschland. Auch das französische Mittelgebirge bedeckte sich auf den Höhen mit Gletscherhauben, von deren Südhängen riesige Schmelzwasser abstürzten und im Süden dort brausend verschwanden, wo Ginnungagap lag.



Sintflut nach dem Niederbruche des Tertiärmondes.
Zeichnung von Alfred Hörbiger.
Aus Hanns Fischers: „Der Weg ins Unbetretene."

Die Abschmelzung erzeugte am Rande des Inlandeises eine dauernd feuchte und neblige Luft, durch deren Dunstschleier die Sonne nur selten hindurchblickte. Das war das „Niflheim", das Nebelheim, von dem es in der Edda heißt, daß es „im Norden von Ginnungagap" gelegen sei.

Wenn aber die Eiszeitmenschen über Ginnungagap hinweg nach Süden blickten, bemerkten sie zur Abend- und Nachtzeit durch den Dunstkreis der Wolken eine unheimliche Helle, einen riesigen Feuerschein, als sei der ganze Süden in Glut und Flammen gehüllt. Dort stand nämlich, nur wenige Grade über oder unter dem Horizont ragend, der Tertiärmond, mehr als 3000mal so groß an Fläche scheinend als der heutige. Dieser Mond war ein Meer von Helligkeit, er war das „Muspelheim", das Flammenreich der Edda. Manchmal war auch „Surturs Schwert", eine feurige Riesensichel, zum Teil über dem Horizonte zu sehen. Unmittelbar vor Auflösung des Mondes war der Anblick der ungeheuerlich angewachsenen Tertiärmondscheibe noch viel schrecklicher. Die tiefschwarzen Schatten seiner Ringgebirge täuschten der Phantasie der Eiszeitjäger ein scheußliches Antlitz, einen unerhört großen Riesenkopf, vor, der eben noch über den Horizont sah: seine Stirne ragte weit zum Himmel empor, Gliedmaßen und Körper schienen unter der Erde verborgen. Es war der entsetzliche Riese „Ymir"! Bei Vollmond kam der so erdennahe Trabant stets in den Erdschatten, der ihn dann verfinsterte; während dieser Zeit umspielten Ymirs Antlitz fahle Lichtstreifen, alle möglichen Farben, vom hellsten Rot bis zum dunkelsten Violett, machten seinen Anblick noch gräßlicher. Auch am Tage war der furchtbare Riese zu sehen, da ihn das durch die Erdgashülle auf den Mond zurückgebogene Sonnenlicht immer sichtbar bleiben ließ.

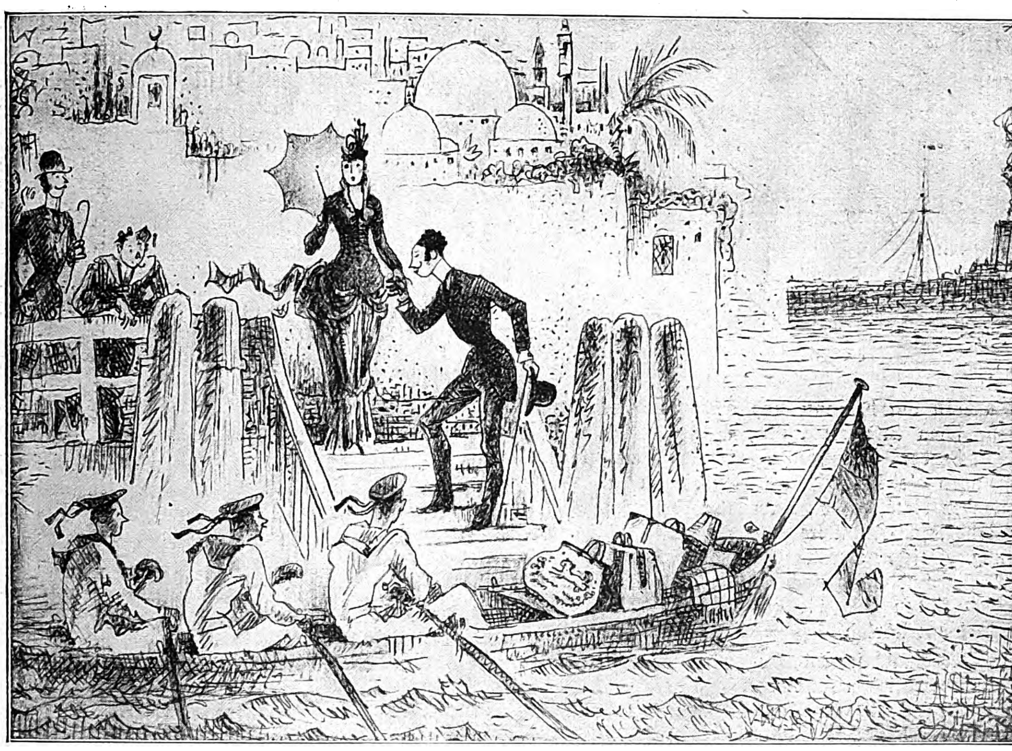
Als der Tertiärmond über den Tropen zu zerfallen begann, war auch an den Wohnstätten unserer Ahnen die Sonne tagelang verfinstert, am Himmel jagten nachtschwarze Wolken. Von ihren Höhen aus sahen die Eiszeitmenschen damals einen wahren Hexenkessel, in dem es brodelte, dampfte und zischte, und aus dem das Brausen, Brüllen und Heulen der einbrechenden Eis- und Gesteinsstücke unaufhörlich herüberdröhnte: Ymir, der Schlammbrauser, Orgelmir, der mächtige Brüller, erfüllte alles mit lähmendem Schrecken. Nach einiger Zeit war der Mond endlich vollständig zerfallen, also „Ymir getötet", und die Gürtelflut, ihres Zwingherrn ledig, strömte vom Äquator nach Norden und Süden ab, brausend und tobend und über alles hinwegflutend. Berge und Täler versanken unter den riesenhaften Wassermassen der Sintflut; nur wenige Zufluchtsinseln nahmen die überlebenden, zu Tode geängstigten Menschen auf. So erzählt die Edda: „Die Söhne Burs töteten den Ymir, und es lief aus seinem Körper so viel Blut, daß sie darin das ganze Geschlecht der Riesen ertränkten; nur einer entkam..." Die blutige Flut war das stark mit Schlamm vermischte abströmende Wasser, in dem reichlich eisenhaltige Verbindungen aus den Mondkerntrümmern aufgelöst waren, und das daher eine schmutzig braune, zum Teil auch ausgesprochen rote Farbe zeigte.

Als die Wasser sich verlaufen hatten, entstand eine neue Welt, die mit der vergangenen nicht die geringste Ähnlichkeit hatte. Vor allem Ymir, der Brauser, der mächtige Brüller, der so viel Angst und Schrecken verbreitet hatte, war nicht mehr: „Ymirs Leib ward nach Ginnungagap geschleppt und der Abgrund damit aufgefüllt!" Wo sich einst Ginnungagap befunden hatte, war der Abgrund verschwunden; überall war feiner Ton oder Löß zu finden, ein Mondauflösungsprodukt, das sich noch heute in mittlerer Breite zu beiden Seiten des Äquators als breites Band um den Erdball herumzieht.

Die wenigen der furchtbaren Sintflut Entronnenen traten unter dem Zeichen des Regenbogens in ein neues Weltzeitalter. Die Erdachse, die sich, wie Hörbiger und Fauth nachweisen, infolge der letzten Mondannäherung mehr aufgerichtet hatte, behielt diese Richtung durch Jahrtausende bei und sank erst sehr viel später wieder auf die heutige schiefe Lage. Es gab daher damals viel geringere jahreszeitliche Schwankungen und da mit den Wassern auch der Luftgürtel wieder in die höheren Breiten zurückgeströmt war, lachte jetzt bis in die Polgegenden hinauf fast immerwährender Frühling den Menschen, die genügend Raum hatten und einander nicht beengten. Die Erinnerung an dieses „goldene Zeitalter", an das „Paradies", ist allen Völkern ebenso gemeinsam wie an die grauenhaften Zeiten der Sintflut und an den „Lebensbaum"; diesen hatte die nachschaffende Phantasie der Überlebenden aus den Resten der Flora gebildet, die vielleicht ihre Lebensretter gewesen waren, und hatte ihm dann nachher noch viele wunderbare Eigenschaften beigelegt. Bei unseren Vorfahren ist die Weltesche Yggdrasil aus dem Lebensbaum zum Weltenbaum geworden. Nach Hinzpeter ist der Name Yggdrasil aus der Verwandtschaft mit dem nordischen Egetrae, englisch Oaktree, Eichbaum, herzuleiten und bedeutet mit der Nachsilbe „sil" = Seele, den „Eichbaum der Seele oder des Lebens". An der Urdquelle unter der dritten Wurzel Yggdrasils saßen die drei Nornen Urd, Werdandi und Skuld, das

„Mit Stehkragen und Schweller ins Goldene Horn"

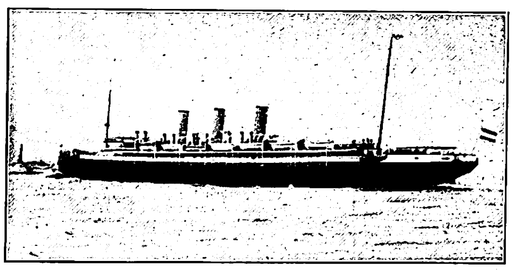
Aus dem neuerschienenen **Hapag-Buch von der Seefahrt**



„Aber Cornelius habe ich trotzdem nicht vergessen!"
(Aus dem »Hapag-Buch von der Seefahrt«)

Jawohl – Stehkragen und Schweller für die Herren. Die heiratsfähigen Töchter aber paradierten in Federboas an Deck und beklagten sich, daß die gestrenge Mama den Umfang des Cul beschnitt, den sie, ach, so gerne noch pompöser der staunenden „Sultansstadt" vorgeführt hätten.

1891 war das, als an einem kalten Januarmorgen der Doppelschraubendampfer „Augusta-Victoria" der Hamburg-Amerika Linie als einer der ersten auf der Welt zu einer Vergnügungs- und Erholungsfahrt in See stach.



Doppelschrauben-Dampfer „Augusta-Victoria", 1891
. . ich sehe nicht ein, daß es nicht ebensogut eine moderne Schönheit geben soll, zumal sie so viel Angenehmes bietet." (Aus dem »Hapag-Buch von der Seefahrt«)

„Ein kühnes, ein noch nie dagewesenes Unternehmen," schrieb damals das „Fremdenblatt", wie es im „Hapag-Buch von der Seefahrt" das Hans Leip soeben herausgegeben hat, so köstlich nachzulesen ist.

45 Jahre sind seit jener Mittelmeerfahrt vergangen. Ein Menschenalter hindurch hat die Hamburg-Amerika Linie Jahr um Jahr Tausenden die Schönheiten ferner Welten gezeigt und – Tausenden das Erlebnis der See geschenkt. Diese Jahre haben die Hamburg-Amerika Linie einen Erfahrungsschatz zusammentragen lassen, der unübertroffen ist.

Es ist nicht wahr, daß die Romantik des Seefahrers und Weltenentdeckers unter lauter Technik begraben liege, unter bald sechsstelligen Brutto-Register-Tonnen, unter Knotenzahlen, Schlingertanks und immer größeren, immer schnelleren, immer luxuriöser ausgestatteten „schwimmenden Hotels". Die modernen seenahen Schiffe der Hapag beweisen, daß Erfahrung ein glückliches Mittel finden kann, und daß moderne Technik das Erleben nicht erstickt, sondern jenes unerschütterliche Gefühl von Sicherheit schafft, um unbesorgt und unbeschwert sich den Wundern der See und neuer Welten hinzugeben.

Fahren Sie mit gegen Süden, heraus aus Kälte, Nässe und Dunkelheit. Sonne und Wärme locken im Mittelmeer wie vor 45 Jahren. Frei von den einschneidenden Beschrän-

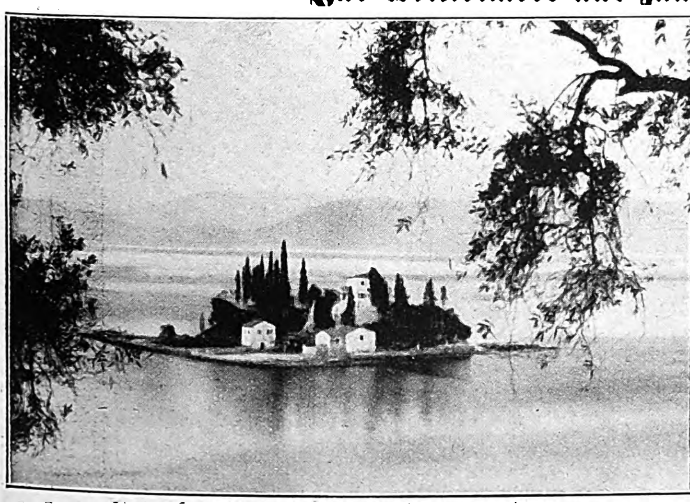


M. S. „Milwaukee"
das seenahe Erholungsreisenschiff der Hapagflotte. Eine Besatzung von 360 Mann verbürgt Sicherheit und Bequemlichkeit der Passagiere. Es reist sich gut mit den Schiffen der Hamburg-Amerika Linie.

kungen der alltäglichen Auslandsreisen öffnet Dir die Hamburg-Amerika Linie die Welt. Und packender noch als damals vermählt sich heute die Ruhe der Antike mit dem Ansturm eines Lebens, in dem sich Orient und Okzident ewig überschneiden.

Die Hapag erfüllt Deinen Traum von der Seefahrt

Ins Mittelmeer und zum Orient



Hamburg-Amerika Linie

Frühjahrs-Mittelmeerfahrten

11. März bis 3. April. **Große Hapag-Orientfahrt.** Mindestfahrpr. RM 450.-

5. April bis 23. April. **Zweite Hapag-Orientfahrt.** Mindestfahrpr. RM 375.-

25. April bis 14. Mai. **Hapag-Mittelmeer-, Balkan- und Schwarze-Meer-Fahrt.** Mindestfahrpr. RM 385.-

16. Mai bis 4. Juni. **Hapag-Mittelmeer-, Atlantische Inseln- u. England-Fahrt.** Mindestfahrpr. RM 375.-

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München

Hiermit bestelle ich durch die Buchhandlung

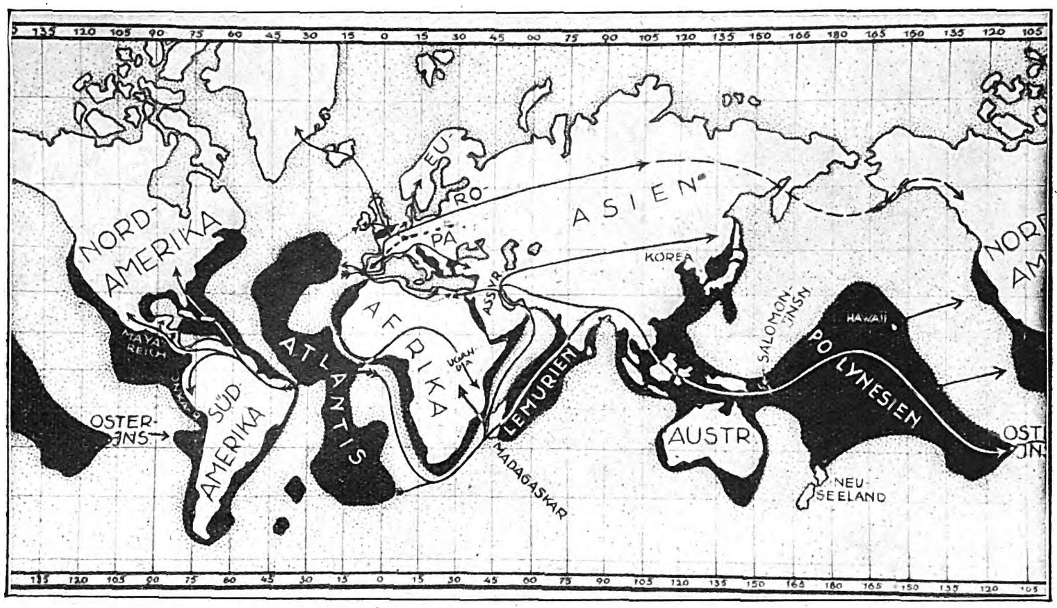
____

Hans Leip: »Das Hapag-Buch von der Seefahrt« aus dem Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München 2 M, zum Preise von RM 2.80. Betrag anbei in bar – durch Nachnahme zu erheben (Nichtgewünschtes bitte streichen).

Name ____________________

Ort ____________________

Straße ____________________



Atlantis, Lemurien und Osterinsel.
Die beim Einfang unseres jetzigen Erdmondes versunkenen Erdgebiete sind schwarz eingezeichnet.
Die Pfeile veranschaulichen die Kolonisationszüge der Atlantier.
(Nach einem Entwurf von Hanns Fischer aus dessen Buch: „In mondloser Zeit.")

heißt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es weist dies auf die nahen Beziehungen der kosmischen Ereignisse zur Weltesche: sie ragte an der Grenze zweier Weltalter, sie war der Baum der Weisheit und wußte von der Urvergangenheit, wurzelte in der Gegenwart und wies den Weg nach der Zukunft.

Nach dem Tertiärmond-Niederbruch war die Erde mondlos. Zu dieser Zeit war Wasser und Land auf ihr ganz anders verteilt als heute, denn unser heutiger Mond hat, wie später ausgeführt werden wird, nach seinem Einfange sogleich wieder begonnen, die Wasser der Erde äquatorwärts zusammenzuziehen. Während der mondlosen Zeit, der Zeit der „Proselenen", lag also in den Tropen der Meeresspiegel um mehr als 1000 Meter tiefer. Damals bestand noch, wie uns die Meeresgrundvermessungen der deutschen „Meteor"-Expedition mit ihren erstmalig in größtem Umfange vorgenommenen Echolotungen bezeugen, zwischen Asien und Australien eine jetzt vollkommen zertrümmerte Landbrücke, und es gab auch eine Verbindung zwischen Europa und Amerika. Für das Sinken des Meeresspiegels in den Äquatorgegenden und das Steigen in den Polarzonen nach dem Tertiärmond-Niederbruch haben wir genügend geologische Beweise: im Norden finden wir überall Wassermarken, die mehr als 1000 Meter höher liegen als der heutige Wasserspiegel, und in den tropischen, heute überschwemmten Gegenden zeigt sich deutlich, daß sie früher Festland waren; so hat der Kongo einen Fjord, der heute noch Hunderte von Kilometern weit unterm Meer verfolgt werden kann. Eine solche Rinne könnte aber niemals 1000 Meter unter dem Ozeanspiegel aus dem Gestein ausgewaschen worden sein, so daß also dieses Gebiet ehedem Festland gewesen sein muß. Würde sich der Meeresspiegel um den genannten Betrag senken, so würde auf der Linie New York—Gibraltar und südlich davon eine große Insel auftauchen, von der heute nur mehr ein paar Berggespitzen, zum Beispiel die Azoren, herausragen. Dies wäre das sagenhafte Land „Atlantis", ohne welches die uralten und bisher der Wissenschaft so rätselhaften engen Beziehungen zwischen alter und neuer Welt unerklärlich blieben.

Alle diese durch die Welteislehre gewonnenen neuen Erkenntnisse erhellen auch die Urheimatfrage der nordischen Rasse. Nach dem Verebben der Sintflut folgten die Nachkommen der überlebenden Eiszeitmenschen den vor dem überall herrschenden milden Klima rasch zurückweichenden Gletschern bis hinauf in den hohen Norden, wo im Kampfe mit den „Frost- und Reifriesen" ein starkes, trotziges und kampflustiges Geschlecht erstand.

Das wahre „Paradies" lag aber auf Atlantis, wo sich, wie auch Platon in seinen berühmten Berichten des „Timaios" und „Kritias" erzählt, ein wahres Zentrum der Hochkultur entwickelte. Von Atlantis aus haben Kolonisationszüge nach Nordeuropa, nach Amerika, nach Ägypten, nach dem alten Babylon und noch nach vielen anderen Gebieten der Erde eingesetzt, was schon aus den verblüffend ähnlichen Bauten mit den gleichen Symbolen, Bildern und Schriftzeichen hervorgeht Darum stießen auch die Auswanderungsströme in weit späteren Zeiten im Süden und Südosten überall auf bekannte und verwandte, wenn auch teilweise schon entartete Kulturen. Von Atlantis ging aber auch der bezeichnende Gebrauch aus, überall Turmbauten als Rettungsinseln bei einer vielleicht neu eintretenden Katastrophe zu errichten, denn das Unheil des Mondzerfall-Zeitalters war noch in lebendiger Erinnerung. Solche Turmbauten, Pyramiden, Stufentempel usw. sind heute noch auf der ganzen Welt verstreut zu finden und bleiben ohne die Welteislehre überhaupt unerklärlich.

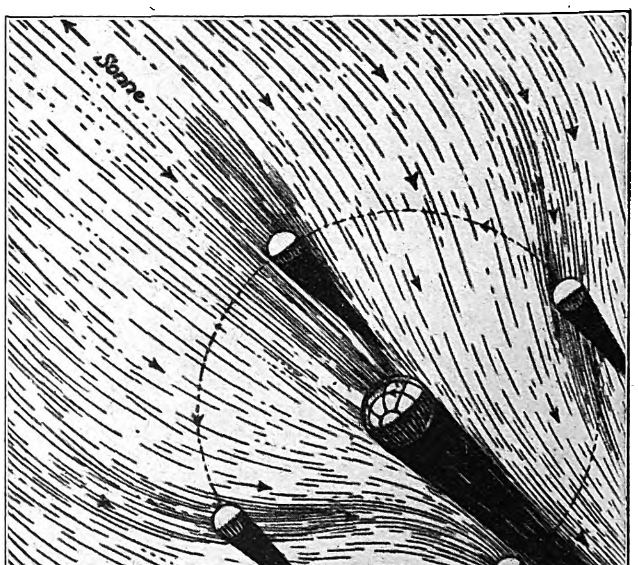
Hinzpeter glaubt in Atlantis auch das eddische „Asgard" wiederzufinden und verweist darauf, daß die vorerwähnten Schilderungen Platons in so eigenartiger Weise an das germanische Walhall erinnern, daß der Grieche und die Edda vielleicht aus ein und derselben Quelle geschöpft haben. Unter der warmen, subtropischen Sonne, im milden Mittelmeerklima, hatten also die „Asen" das Paradies, das goldene Zeitalter erlebt. Sie schufen auf Atlantis das südliche Zentrum urgermanischer Kultur, das die Werke der nordwärts gewanderten Brüder noch weit übertraf; überall hin strahlte diese Hochkultur nach nahen und fernen Erdgebieten aus.

Zu einem gewissen Zeitpunkte ereignete es sich aber, daß die Vormondmenschen plötzlich ein ganz besonderes Gestirn erblickten. Von Zeit zu Zeit wuchs es außerordentlich an Größe an und erregte dabei verderbliche Sturmfluten und Erdbeben, die schon in jenen Tagen Teile von Atlantis vernichteten und die Auswanderungslust der Atlantier, insbesonders nach dem Norden zu, verstärkten. Aber das Himmelswunder verschwand immer wieder nach einiger Zeit in weite Fernen. Es war unser heutiger Mond, der, wie schon im vorigen Abschnitt näher beschrieben wurde, seine Bahn immer mehr an die Erdbahn heranschraubte. Wiederholt entging er noch rechtzeitig dem Verderben, bis er eines Tages, bei entsprechender Stellung der beiden Himmelskörper, gleich seinen Vorgängern von der Erde endgültig eingefangen und zu ihrem Begleiter gemacht wurde. War der Einfang unseres heutigen Mondes auch nicht so schicksalsschwer wie der Untergang seines Vorgängers, des Tertiärmondes, so war er doch für die in den Äquatorzonen gelegenen Gebiete von furchtbarster Wirkung. Unvermittelt saugte er riesige Wassermengen von den höheren Breiten zu den äquatorialen Zonen, und „im Verlaufe eines schlimmen Tages und einer schlimmen Nacht versank ein ganzes streitbares Geschlecht unter die Erde, und ebenso verschwand die Insel Atlantis im Meer!" So berichtet Platon. Nach übereinstimmenden Berechnungen, mit welchen die Entdeckungen Professor Posnanskys im Gebiete der späteren Inkas völlig übereinstimmen, kann der Zeitpunkt des katastrophalen Unterganges der Insel Atlantis auf das Jahr 11 542 vor Chr., das heißt, von der Gegenwart zurückgerechnet, um das Jahr 13 500 herum festgelegt werden. Im Verein mit noch nie dagewesenen unterirdischen Beben und berghoch heranstürmenden Wogen fand die blühende Atlantis ein ungeheures Wellengrab. Die Überflutung der Äquatorgegenden war verbunden mit gleichzeitigen Ebbeerscheinungen im Norden. So erzählt die Edda, daß Thor bei Utgard-Loki als Gast weilte und aus einem Horn zu trinken aufgefordert wurde, das mit dem Meer in Verbindung stand. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen glückte es ihm wirklich, den Inhalt des Trinkhorns etwas zu vermindern, wobei aber gleichzeitig die Küsten vom Meer entblößt wurden und das Meer weit zurückwich, so „daß alle sich dessen entsetzten!"

Hatte der Mondeinfang auch alle Welt in Bestürzung versetzt, so gingen die Schrecken der neuerlichen Flut für die Menschen, mit Ausnahme der die Äquatorgegenden bewohnenden, noch glimpflich vorüber Und doch ist unserem Geschlecht, in geologischen Zeitaltern gesprochen, keine lange Ruhe mehr beschieden. Schon ist wieder eine Riesenschlange, die Mitgardschlange, im Entstehen begriffen: die neue Gürtelflut ist zwar noch nicht geschlossen, noch wird sie von drei Erdteilen getrennt. Aber unser Mond kommt von Jahrtausend zu Jahrtausend näher, und dann bricht auch einmal der Tag heran, da die immer mehr aufgetürmten Wasser am Äquator ihre Schranken durchbrechen und zu einer einzigen gewaltigen Hochflut zusammenlaufen werden. Dann ist, mit der Edda gesprochen, die Mitgardschlange erdumspannend gewachsen und der Zeitpunkt gekommen, da wiederum urgewaltige Dinge am Himmel und auf Erden bevorstehen. Eine neue Großkatastrophe, ein neues Weltzeitalter bricht dann heran, so wie es beim Zerfall des Tertiärmondes gewesen war.

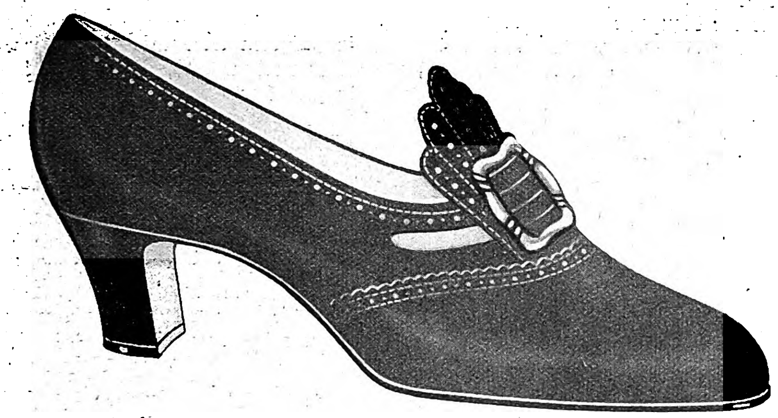
Wir wollen in Ehrfurcht der Väter gedenken, die um die größten Ereignisse der Erdentwicklung wußten, die nach geologischen Zeitaltern rechneten, nach unfaßbar langen Zeiträumen von Mondauflösung zu Mondauflösung. Selbst die ungeheure Länge der Weltzeitalter war den Alten wohlbekannt. Die Inder suchten sie durch ein Gleichnis zu veranschaulichen: „Wenn man einen Felsen von 16 Meilen im Geviert alle 100 Jahre mit dem feinsten Gewebe von Benares berührt, und er durch diese unmerkliche Reibung schließlich auf die Größe eines Mangokernes zusammengeschwunden ist, so ist doch noch kein Kalpa, kein Weltzeitalter vorbei!" Dasselbe besagt auch das Grimmsche Märchen vom Vögelchen, das alle 100 Jahre zu einem Diamantberge kommt und an ihm den Schnabel wetzt, so lange, bis er verschwunden ist

Unsere Vorväter kannten die Äonen als erdgeschichtliche Epochen höchster Ordnung; den Weltzeitalter und geologische Hauptzeiten sind gleichbedeutend. Nach den letzten amerikanischen Forschungsergebnissen zu schließen, dürfen wir heute sieben geologische Hauptabschnitte annehmen. Drei solche kennt unser Geschlecht aus eigenem Wissen, und man kann daraus ermessen, welch großer Teil der Erdgeschichte zugleich auch Menschheitsgeschichte ist! Erst im Lichte der Welteislehre verstehen wir, wie unsere Vorväter auf Grund ihrer über Jahrmillionen rückwärts wurzelnden Äonenlehre auch

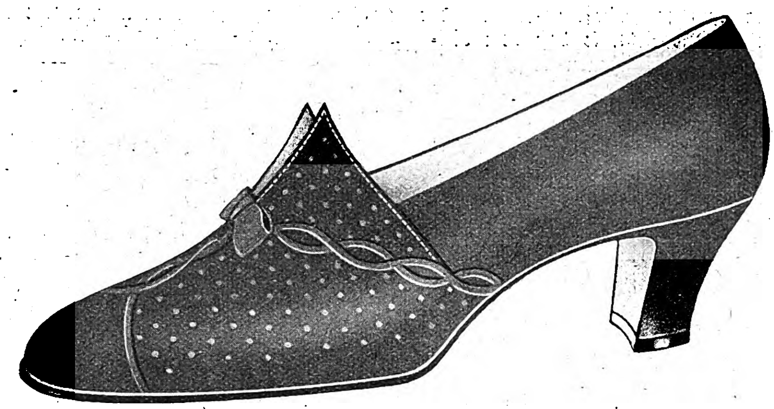


Neumond und Vollmond und ihre Einwirkung auf die von der Sonne zur Erde gelangenden Feineisströme.
Man sieht, daß zur Neumondszeit, wenn also der Mond zwischen Sonne und Erde sich befindet, die stärkste Einwirkung herrscht. Etwas schwächer ist die Vollmondwirkung. Wirkungslos sind erstes und letztes Viertel.
(Aus Hanns Fischer: „Der Weg ins Unbetretene.")

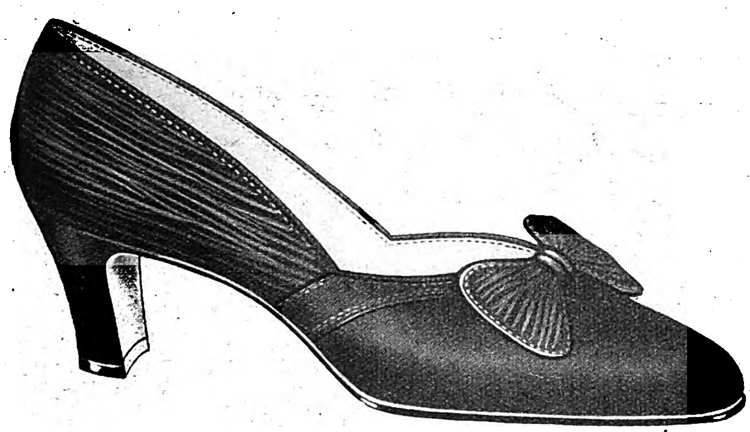
Blau Die Mode 1936



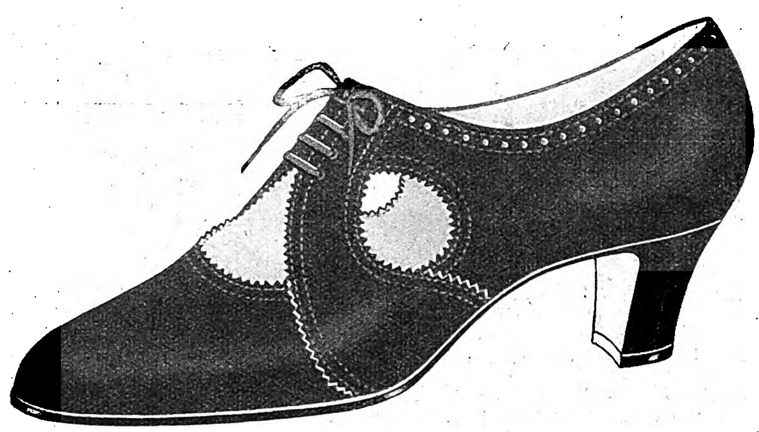
MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER

in die Zukunft sehen und in der „Götterdämmerung" die kommenden Dinge der Nachwelt offenbaren konnten. Eine unendlich lange Kette menschlichen Schicksals, menschlichen Glücks und menschlichen Leides liegt vor unseren Augen ausgebreitet. Aber dem gegenwärtigen Zeitalter folgen nicht mehr unzählige Äonen, sondern nur noch einer: hat der heutige Mond sich einstens der Erde eingegliedert, dann ist für die Menschheit der letzte Äon angebrochen. Dieser wird am längsten von allen andauern, denn bevor sich dann auch der Mars in immer engeren Spiralbahnen bis in Erdnähe herangeschraubt haben wird, müssen noch ungeheure Zeiträume vergehen. Wenn dann dieser Planet wegen seiner Größe vielleicht von der Erde auch nicht eingefangen werden kann, so ist doch anzunehmen, daß er bei seinem nahen Vorbeigang gewaltige Katastrophen auf der Erde auslösen wird. Außerdem ist diese dann dem massenhaften Einsturz der Eisplanetoiden schutzlos ausgesetzt, so daß dem vielleicht noch verbliebenen Rest organischen Lebens auf der Erde wohl bald für immer ein Ende bereitet werden wird. Dann beginnt die Weltenuhr für die Erde abzulaufen, und nach Jahrmillionen eisiger Todesstarre wird sie, gleich allen anderen Planeten, einmal in den Gluten der Sonne ihr Grab finden.

4. Der Mond als Schicksal unseres Lebens.

Wir sind einen weiten Weg gegangen. Weltzeitalter haben wir durchschritten und haben über alle Vorstellungen gewaltige Ereignisse aus unermeßlichen Räumen und Zeitspannen im Geiste so miterlebt, wie sie unsere Vorväter einst wirklich erleben und erleiden mußten. Uralte Weisheit der Edda hat sich uns als wunderbar getreues Rückerinnern an kosmisches Geschehen enträtselt. Noch aber verbleibt uns, das auf den Mond bezügliche Weistum unserer Ahnen zu erschließen, das sich, halbvergessen und doch immer noch lebendig, im bäuerlichen Brauchtum bis in unsere heutige Zeit hinein erhalten hat. Erst durch die jahrzehntelangen Forschungen Hanns Fischers ist es uns möglich geworden, den wahren Sinn dieses Brauchtums zu erkennen und damit die in deutscher Bauernerde wurzelnde Seele unserer Ahnen wiederzufinden. In den beiden Werken „Auf der Fährte des Schicksals" und „Aberglaube und Volksweisheit", denen wir bei den weiteren Ausführungen folgen, hat der genannte Forscher unser Ahnenerbe wieder gehoben und dabei die urewige Frage zu beantworten gesucht, die jeder natürliche und besinnliche Mensch an die göttliche Schöpfung stellt: „Was bedeutest du für unser Leben? Was hast du uns zu sagen? Was ist Wahrheit?" Und als Antwort klang ihm aus seinen Forschungsergebnissen immer wieder zurück: „Achte der Natur und lausche ihr, denn sie ist die Wahrheit!" Und das ist auch die ganze Weisheit unserer Vorväter!

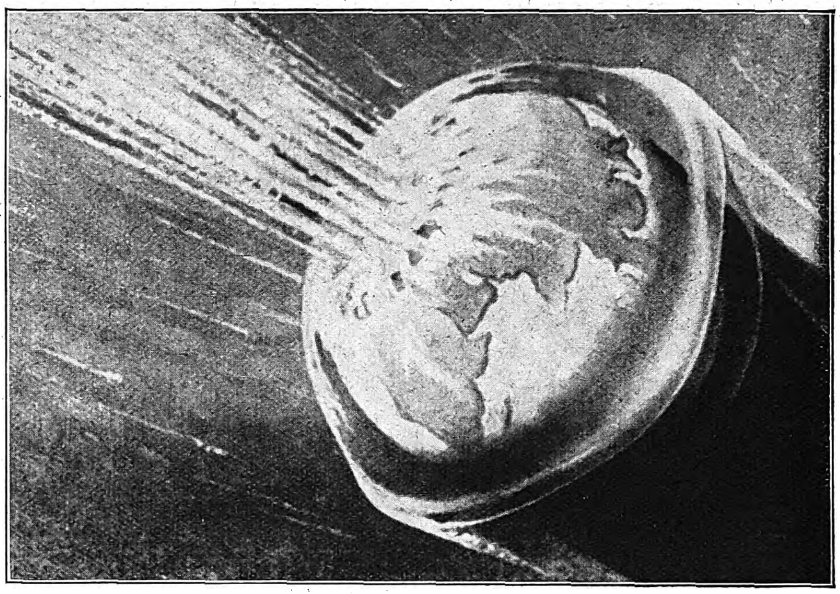
Die moderne Wissenschaft hegt meist die irrige Meinung, daß alles, was uns aus frühester Zeit überliefert ist, teils einem nunmehr glücklich überwundenen „Aberglauben", teils irgendwelchen Phantasiegebilden entsprungen sei. Wenn man aber die Dinge vorurteilslos und unvoreingenommen untersucht, findet man, je weiter man in die Jahrtausende und Jahrzehntausende zurückgreift, ein immer tieferes Wissen um die Lebenszusammenhänge, das heißt eine immer wunderbarere Lebensweisheit, die uns zum größten Teil schon längst verlorengegangen ist. Zur Erschließung dieses Ur-Weistums gibt es heute nur einen einzigen Weg: die Welteislehre Hanns Hörbigers, dieses urarische, urgermanische Weltbild, das nicht nur die tiefsinnige Weltanschauung der Edda, sondern auch das wundersame Brauchtum unserer Vorfahren wissenschaftlich begründet.

Im vorigen Abschnitte wurde über die letzte mondlose Zeit berichtet, die erst vor etwa 13 500 Jahren nach dem Einfange unseres jetzigen Mondes zu Ende ging. Mit dem Nachweis der „Proselenen", der Vormondmenschen, werden erst jene zahlreichen, durch Festländer und Meere getrennten, aber doch erstaunlich übereinstimmenden Berichte verständlich, welche behaupten, dies und jenes sei „vor Erscheinen des Mondes am Himmel" geschehen. Auch die sonst ganz unbegreifliche Tatsache wird erhellt, daß ein mathematisch und astronomisch so hochgebildetes Volk wie die Maya, die im Gebiete der heutigen Urwälder Mittelamerikas lebten und uns Gewaltiges hinterlassen haben, einst den Venusstern als Grundlage seines Kalenders verwendete — jenes berühmten und lange Zeit völlig unerklärlichen „Venuskalenders". Heute würde es niemand einfallen, den strahlenden Morgen- und Abendstern dem natürlichen Zeitmesser Mond vorzuziehen; solange der Mond aber noch fehlte, mußten sich die Kalendermacher jener so hoch kultivierten Menschen eben nach einem anderen geeigneten Objekte umsehen und erwählten hierzu begreiflicherweise den hellsten Stern am Himmel, der überdies auch noch zur Sonne am nächsten stand.

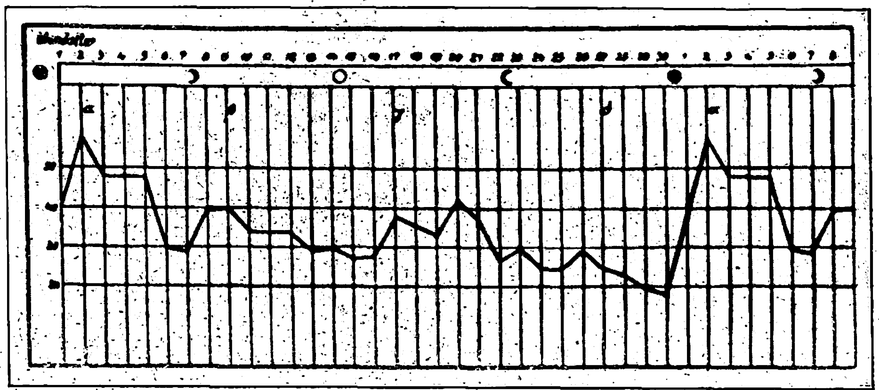
Als später unser heutiger Mond zum Erdbegleiter geworden war, wurde er nicht nur der bequemste Zeitmesser, sondern spielte auch vom Beginn seines Trabantentums an im Lebensgeschehen der Menschen die allerbedeutsamste Rolle. Die alten Babylonier und deren in die graue Vorzeit zurückreichenden Ahnen haben dem Mond nicht nur einen bedeutsamen Einfluß auf das Wetter, sondern auch auf Leben und Liebe zugeschrieben. Über diese noch heute und auch in unserem Volke festgewurzelten Anschauungen wurde so lange gelächelt, bis Hanns Hörbiger und, durch seine Welteislehre angeregt, auch einige Fachmeteorologen, wie zum Beispiel der Wiener Gelehrte Freiherr von Myrbach, einwandfrei den Einfluß unseres Begleiters auf die Großwetterlage nachwiesen und damit die Richtigkeit des so lange verlachten Volksglaubens bestätigten. Zudem haben bedeutende Ärzte inzwischen gefunden, daß Mond und Krankheitsverlauf in engstem Zusammenhange stehen. So berichtet der französische Gelehrte Dr. H. Grasset neben vielen anderen eigenen Beobachtungen, die den „Mondaberglauben" bestätigen, daß bei chronischen Krankheiten die meisten Todesfälle mit der Zeit des Neumondes zusammenfallen.

Die Babylonier haben aber den Mond auch als Vater und Erzeuger der Menschen gehalten; er galt ihnen als Träger aller Schöpfungs- und Wachstumskräfte. Auch Kepler schrieb noch im Jahre 1602: „Durch Erfahrung steht fest, daß alles aus Feuchtigkeit Gebildete mit wachsendem Monde zu strotzen beginnt, mit abnehmendem aber zurückgeht." Der naturverbundene Landmann sät noch heute, was unter der Erde sich entwickelt, bei abnehmendem Mond, und alles andere bei zunehmendem. Auch wird jetzt noch in der alteingesessenen Bauernschaft meist bei zunehmendem Mond geheiratet, weil um diese Zeit die Liebessehnsucht in der ganzen Natur wächst. So dürfte auch die uralte Überlieferung zu deuten sein, daß der Mensch „vom Mond stamme", womit man aber nicht etwa sagen wollte, er habe einst auf dem Monde gelebt, sondern sein Dasein sei mondbedingt. Die Ergebnisse aller diesbezüglichen Untersuchungen der letzten 10 Jahre haben überzeugend dargetan, daß die positiv-elektrischen Kräfte der von der Sonne entsendeten Feineisströme sowohl von der negativ-elektrischen Erde, wie auch von dem negativ-elektrischen Mond zusammengerafft und so in größeren Mengen der Erde zugeführt werden. Diese erhält daher, insbesondere zu Neumondzeiten, wenn der Mond zwischen ihr und Sonne steht, oft aber auch zu Vollmondzeiten in der Stellung Sonne — Erde — Mond, eine erheblich erhöhte elektrische Auswirkung, welche ebenso bedeutsam für die Wettergestaltung ist, wie für den Verlauf von Krankheiten und für den Rhythmus der Liebessehnsucht. Da aber die Liebe und die Nachkommenschaft neben dem Wetter und der damit zusammenhängenden Nahrung die Hauptpole des natürlichen Daseins sind, knüpfte der schollenverwachsene Mensch an den Mond, den rhythmischen Verstärker und Auslöser im Reich der Zeugung und Fruchtbarkeit, alle seine Wetter-, Saat- und Liebesregeln und gibt uns heute noch unübertreffliche Ratschläge zum Besten eines natürlichen Lebens.

Es muß seinen besonderen Grund haben, warum die Wissenschaft dieses vom Volke durch Jahrtausende hindurch bewahrte Erbwissen bisher nicht ernst nehmen wollte; hat doch Hanns Hörbiger schon längst nachgewiesen, daß die irdische Großwetterlage mit gewissen Vorgängen auf der Sonne gleichläuft. Dort treten ab und zu sogenannte Sonnenflecken auf, deren Häufung in einem Rhythmus von ungefähr 12 Jahren schwankt, so daß innerhalb dieser Zeitspanne je ein Fleckenmaximum und ein Fleckenminimum zu verzeichnen ist. Nach den wetterkundlichen Statistiken rufen nun sonnenfleckenreiche Zeitspannen auf der Erde feuchte, also niederschlagsreiche Jahre hervor, fleckenarme jedoch trockene; dieser Rhythmus zeigt sich auch deutlich in den engeren und weiteren Jahresringen eines jeden Baumstumpfes. Die von der Sonne ununterbrochen ausgehende Feineisausströmung bzw. die mit dieser zusammenhängenden positiv-elektrischen Kräfte treten während einer Fleckenperiode in verstärktem Maße auf und rufen neben irdischen Störungen wie Erdbeben, schlagende Wetter u. dgl. auch besonders häufig Niederschläge, Gewitter und Hagelwetter hervor. Der Mond, der zur Neumond- und Vollmondzeit besonders kräftig wirkt, leitet der Erde aber durch Zusammenraffung der Feineisströme nur eine größere Menge elektrischer Energie zu, als sie ohne ihn erhalten würde. Er hat also keine selbständige Wirkung auf die Wettergestaltung, sondern vermehrt nur in erheblichem Maße die Sonneneinflüsse. Wenn nun verschiedene Gelehrte darangehen, die entsprechenden Bauernregeln zu überprüfen und dabei sicherheitshalber einen größeren Zeitraum einbeziehen, so berücksichtigen sie nicht die beiden ganz verschiedenen Sonnenfleckenperioden, nämlich die fleckenreiche und fleckenarme. Sie rechnen also auch jene Zeitspanne mit, in welcher der Mond infolge der teilweise fehlenden regenauslösenden Sonnenelektrizität keine Regenwirkung auszuüben vermochte, denn er hätte ja in dieser Periode fast nichts, was er zur Erde hätte weiterleiten können. Daher heben sich bei der dann vorgenommenen Durchschnittsrechnung die ermittelten wirkungsvollen und wirkungslosen Einflüsse des Mondes vor. Hätten aber die Untersuchenden die Sonnenfleckenperioden berücksichtigt, sie in fleckenreiche und fleckenarme getrennt und einzeln untersucht, so wären sie zu einer überraschenden Bestätigung der Ansicht des



Feineisbestrahlung der Erde durch die Sonne.
Erdkugel von Südosten gesehen, mit heranströmender Feineisraffung und Verformung der irdischen Gashülle.



Mondphasen und Erdbebenhäufigkeit in fleckenreicher Zeit (Nach O. Myrbach).
Oben ist von links nach rechts das Mondalter von Neumond zu Neumond angegeben. Man sieht, daß zu Neumondzeiten, also unter der kleinen schwarzen Scheibe, die Erdbebenhäufigkeit regelmäßig zur höchsten Spitze ansteigt.
(Aus Hanns Fischer: „Auf der Fährte des Schicksals")


Lies die Funkzeitungen der Bewegung!
NS-Funk
Die große illustrierte Programmzeitschrift für den anspruchsvollen Hörer
Einzelpreis 20 Pfennig
Funk und Bewegung
Die Zeitungsausgabe des NS-Funk mit übersichtlichem Rundfunkprogramm
Einzelpreis 10 Pfennig

Landvolkes gekommen, das in seiner sinnbildlichen Ausdrucksweise zum Beispiel den Neumond einfach als Schlechtwettermacher bezeichnet.

Aus der Unzahl bisher unverstandener Mondweistümer wollen wir nur einige streifen. Abgesehen von dem schon erwähnten Hochzeitsbrauch bei zunehmendem Monde, soll man um diese Zeit auch alles, was über der Erde gedeiht, pflanzen und säen. Auch da haben zum Beispiel die Ergebnisse des Dipl.-Landwirtes Hermann Jaeger auf seiner landwirtschaftlichen Versuchsstation in Mecklenburg die Richtigkeit dieser dem Urwissen des Volkes entsprechenden Pflanzzeit erwiesen: er hat nämlich unter Einhaltung dieser Zeiten Ernten erzielt, die um 25 bis 30 Prozent höher lagen als die sonst in genau gleicher Weise, aber ohne Berücksichtigung des Mondes ausgesäten Gewächse. Hierbei ist zu erwähnen, daß bei solchen Unternehmungen nicht nur der Mond, sondern, wie es das Brauchtum der Bauern vorschreibt, auch das Tierkreiszeichen zu beachten ist, in welchem unser Begleiter steht. Interessant ist auch die bäuerliche Vorschrift, daß Weiden und Reben, die üppigen Austrieb liefern sollen, bei zunehmendem Monde geschnitten werden müßten; die Erfahrungen führender Forstleute, so beispielsweise die des Forstrats Eulefeld, bestätigten diese Regel bei den Waldgewächsen.

Es spricht nun für den klaren Blick der Ahnen, daß die bisher erwähnten Regeln auch ihre Ausnahmen haben. So sollen Erbsen, wiewohl sie ihre Früchte über der Erde hervorbringen, dennoch bei abnehmendem Monde gelegt werden, da sie sonst zwar üppig blühen, aber wenig Frucht bringen. Auch der Salat wird bei abnehmendem Mond gepflanzt, weil er sonst zu leicht schießt. Unsere Vorväter waren also nicht so töricht, aus dem Einflusse des Mondes auf das Leben ein starres Gesetz zu machen, sondern sie begnügten sich, ihre Erfahrungen in schlichte Regeln zu bringen. Dabei gaben sie sinnbildlich in naturverbundener Ausdrucksweise wieder, was sie erlebten. Manchmal ist das so eigenartig, daß der entwurzelte Zivilisationsmensch überlegen über solche „abergläubische" Behauptungen lächelt; so zum Beispiel, wenn der Bauer allen Ernstes meint, daß Decken, auf die der Mond scheine, die Neigung hätten, von den Betten herabzugleiten. Bedenkt man aber, daß der Mond meist nachts auf die Betten scheint und diese Betten dann einen Schläfer beherbergen, so entspricht es durchaus einer schon lange bekannten Tatsache, wenn die bei Mondlicht Schlafenden unruhig liegen und dieser mondbedingten Unruhe dürfte wohl das Herabgleiten der Decken zuzuschreiben sein. Hierher gehört auch der Brauch der Bauern, Kinder und besonders Säuglinge vor den Mondstrahlen zu schützen.

Bei der von der Welteislehre nachgewiesenen kosmischen Einwirkung der Sonne auf die Erde und der mächtigen Rolle, die der Mond in gewissen Stellungen dabei spielt, ist es ohne weiteres erklärlich, daß unsere Ahnen, und mit ihnen auch noch heute die Bauern, gewisse Heilpflanzen bei Vollmond, andere bei Neumond, diese um die Sommersonnenwende, jene in der Zeit des „Frauendreißigers", d. i. vom 15. August bis 15. September, die einen vor Sonnenaufgang, die anderen nach Sonnenuntergang zu pflücken vorschreiben.

Aus der jetzt erkannten kosmischen Beeinflussung läßt sich auch die merkwürdige Rolle des Freitags erklären, die lange Zeit als „Aberglauben", und dazu noch als einer, der meist „nicht stimmt", gehalten wurde. Man wies auf den offenbaren Unsinn hin, der in der bekannten Bauernregel liege, daß nämlich der Freitag das Wetter des künftigen Sonntags ankündige. Jeder, der die Richtigkeit dieser Ansicht auch nur ein einziges Jahr lang nachprüft, wird finden, daß nichts falscher ist als diese Regel. Man hat aber noch nie versucht, die Bauernregeln in jene Zeit zurückzuverlegen, in der nicht nur das Jahr, sondern auch die Monate und Wochen „richtig" gebraucht wurden. Einst hatte nämlich der Monat, der dem einmaligen Umlauf des Mondes entsprach, nur 2 Wochen von je rund 14 Tagen, von denen jede mit einem Feiertage, dem Ur-Sonntag, endete: es waren dies die beiden Tage des Neu- und Vollmondes, also die im Hinblick auf die Wetterlage besonders ausgezeichneten Tage. Der durch den Neumond und in geringerem Maße auch durch den Vollmond bedingte Witterungswechsel tritt aber nicht etwa nur immer an diesen beiden Ur-Sonntagen ein, sondern es handelt sich dabei um eine Spanne von fünf Tagen, von denen 2 vor und 2 nach dem eigentlichen Tage des Mondwechsels mitzubeachten sind. So stellte der schon genannte französische Arzt und Gelehrte Dr. Grasset fest: „Wenn ich meine Tätigkeit in den Jahren 1896, 1897 und 1898 überschaue, so muß ich sagen, daß ich in den Nächten, die um die Zeit des Neumondes herumliegen, viel öfter in Anspruch genommen wurde als in allen anderen Nächten. Diese Statistik ergibt sich ganz deutlich, wenn man die zwei Tage betrachtet, die der fünftägigen Periode angehören, die aus den zwei Tagen vor dem Neumond, dem Tage des Neumondes selbst und den zwei Tagen nachher gebildet wird. Wahrscheinlich handelt es sich um Veränderungen in der Atmosphäre, die durch den Neumond bedingt werden und die wir nur noch nicht kennen, weil unsere Aufmerksamkeit noch nicht in diese Richtung gelenkt worden ist. Vielleicht sind es unbekannte magnetische oder kosmische Ausstrahlungen." Wie nun heute feststeht, pflegt der Umschlag vorwiegend am Mittag des zweiten Tages vor den Mondwechseln einzutreten. Das waren aber die Ur-Freitage, und man erkennt nun, wie zutreffend die Bauernregel ist, wenn man sie von allen durch die Kalenderreformen entstandenen Irrtümern und Verschiebungen befreit. Da heute der Monat mit dem Mondumlauf nichts mehr zu tun hat und außerdem statt der alten zwei Wochen deren vier besitzt, müßte unsere Regel zeitgemäß etwa lauten: „Der Mittag des zweiten Tages vor den Mondwechseln kündet uns oft die Wetterlage der Mondwechseltage an."

Diese Feststellung Hanns Fischers ist aber eine außerordentlich wichtige, denn damit ist auch der ganze sich an den Freitag knüpfende „Aberglauben" zu enträtseln: Am Freitag soll man keine Arbeit und keine Reise beginnen, da man dann mit viel Hindernissen zu kämpfen hat, der Seemann vermeidet es, am Freitag auf große Fahrt zu gehen, der Weidmann setzt am Freitag keine großen Jagden an, und auch überall sonst haftet dem Freitag der Ruf eines Unglückstages an.

Nun ist es Tatsache, daß die vom Monde verstärkten elektrischen Einwirkungen der Sonne nicht nur das schlechte Wetter auslösen, sondern auch jene Erscheinungen mit sich bringen, die wir als „Wettervorfühligkeit" bezeichnen. Schon ehe der Umschlag zum Schlechten kommt, spüren ihn empfindliche Menschen: sie sind nervös, reizbar, haben einen benommenen Kopf, sind arbeitsunlustig; es treten Ermüdungserscheinungen auf, die Geschicklichkeit ist ebenso vermindert wie die Aufmerksamkeit und überhaupt die geistigen Fähigkeiten. Unsere Ahnen sagten dann sehr richtig, daß um diese Zeit „der Verstand zu wackeln beginne". An solchen Tagen, und zwar vor allem am Vormittage des jeweils zweiten Tages vor den Mondwechseln, sind dann also alle Voraussetzungen zu Mißerfolgen und auch zu Unglücken gegeben. Aus diesem Grunde vermieden es unsere Vorväter, besonders um die Neumondzeiten wichtige

Entschlüsse zu fassen oder überhaupt etwas Bedeutsames zu unternehmen. Sie wußten aus Erfahrung, daß diese Zeitspanne kein Glück bringe, weil sie nicht im Vollbesitz ihrer Fähigkeiten waren. Noch heute trifft das alles zu, und wegen der gesteigerten Gefahrsmöglichkeiten sogar in erhöhtem Maße. Darum verstehen wir jetzt nicht nur, daß um die Neumondzeit oft Hagelschläge, Wolkenbrüche, Überschwemmungen, ja sogar Springfluten, Beben und schlagende Wetter auftreten, wir begreifen auch, warum der Arzt um diese Zeit viel öfter in Anspruch genommen wird als sonst; warum die Zahl der kriminalistischen Vergehen um die Mondwechsel zunimmt; warum dann die Aufmerksamkeit und Fähigkeit, etwas zu lernen, bei den Schülern verringert ist; warum sich an solchen Tagen die Verkehrsunfälle häufen; warum in dieser Zeit Begonnenes so oft mißlingt; warum etwa in der Küche überraschend viel zerschlagen wird, und — warum selten ein Unglück allein kommt!

In diesem Zusammenhange ist es von Interesse, hinsichtlich der Erkrankungen etwas tiefer auf die Zusammenhänge einzugehen. Infolge der Einwirkung der kosmischen Strahlen auf die Nerven verursachen diese eine Zusammenziehung der feinsten Blutgefäße, wodurch eine richtige Durchblutung erschwert und dem Herzen mehr Arbeit aufgelastet wird. Behinderte Durchblutung führt aber oft auch zu Blutstockungen, zu der gefürchteten und in Zeiten starker kosmischer Einwirkung besonders häufig auftretenden Embolie. Die kosmischen Strahlen sind aber auch Ursache der raschen und reichen Vermehrung von Krankheitskeimen, die in jedem Körper vorhanden sind. Diese Umstände werden noch begünstigt durch Anreicherung des Blutes mit Schlacken, die gerade dann bei kosmischen Einwirkungen besonders stark gebildet werden, wenn schwer verdauliche und eiweißreiche sowie stark gewürzte Kost verwendet wird. Es genügte unseren Ahnen, zu wissen, daß man natürlich leben müsse, um den kosmischen Gesundheitsgefahren zu entgehen. Zu diesem Zwecke wendeten sie vor allem am Freitag, der ja damals der Ur-Freitag war, ein uraltes und weises Mittel an, nämlich das Fasten.

Merkwürdigerweise gilt der Freitag neben seiner üblen Bedeutung auch als ausgesprochener Glückstag. Der noch heute in verschiedenen Gebieten Deutschlands herrschende Brauch, fast ausschließlich an Freitagen zu heiraten, hat seinen Ursprung in der Zeit der Ur-Freitage, die der Frigg oder Freja, der Göttin des Kindersegens, geweiht waren. Jene Kräfte nämlich, welche die Großwetterlage bestimmen und auch die Erscheinungen der Wettervorfühligkeit auslösen, lassen gleichzeitig die heilige Symphonie der Liebessehnsucht aufklingen. Uralt ist dieses Wissen, und es bestätigt sich heute wie einst. Denn immer nur dann, wenn der Neumond kurz bevorsteht, erblüht die Sehnsucht, um kurze Zeit nach dem Neumond für jene wenigen Tage abzuklingen, die der Bauer früher den „Kalten Mond" nannte. Dann aber regt sie sich wieder mächtig bis zum Vollmond, nach dessen Eintreten sie in normalen Zeiten in der Stille des sinkenden Lichtes verströmt. Am drängendsten aber ist sie gewöhnlich am zweiten Tag vor Mondwechsel, also an jenem Tage, der als Ur-Freitag aus dem Unheiltag, soweit die Liebe in Betracht kommt, ein Glückstag wird. Wie kein anderer war er geeignet, als günstigster Termin für die Eheschließungen zu gelten und zu dienen, damit deren höchstes und heiligstes Ziel, nämlich eine baldige und gesunde Nachkommenschaft erreicht wurde.

Wenn aber heute an Freitagen geheiratet wird, so hat dieser alte Brauch den edlen und fördersamen Sinn verloren, den einst die tieferen Einsichten unserer Ahnen zur Sitte formten. Nicht um den Freitag, sondern um den wahren Friggtag, den Ur-Freitag, um den zweiten Tag besonders vor dem Neumond handelt es sich. Er sollte zum Wohle des gesamten Deutschen Volkes im Kreise der Bauern, des adligsten aller Berufe, wieder als Hochzeitstag zur Einführung kommen. Hier geht es nicht nur um die Erhaltung von Bauernhöfen oder Landwirtsfamilien, sondern um das höchste menschliche Gut, um die Kultur, die durch die Jahrtausende immer und ausschließlich vom Bauerntum, zu dem auch Künstler und Weise gehören, getragen und hervorgebracht wurde.

Es ist im höchsten Grade merkwürdig, daß der weitaus größte Teil aller Heilpflanzen, und vermutlich alle Giftpflanzen, an Stellen stehen, die erhöhte Erdstrahlung aufweisen. Diese rätselhaften, aber sehr wirkungsvollen Strahlen nehmen nicht nur mit dem Gange der Sonne an Stärke zu und ab, sondern werden auch um die Mondwechselzeiten, und immer dann, wenn ein Sonnenfleck besonders stark auf die Erde wirkt, außerordentlich gesteigert. An Orte verpflanzt, die von Erdstrahlen frei sind, fangen Heil- und Giftpflanzen gewöhnlich an zu kränkeln, oder sie sterben ab. Jedenfalls verringert sich der Gehalt an medizinisch-wirksamen Stoffen, denn ihre Heilstoffe sind ja, wie nachgewiesen wurde, ein Schutzmittel gegen den schädigenden Einfluß der Erdstrahlen und verlieren sich an strahlenfreien Plätzen, wo sie nicht mehr nötig sind. Die Wissenschaft lehnte auch nur deshalb so lange die Bedeutung der pflanzlichen Volksheilmittel ab, weil sie ihre Untersuchungen an künstlich gezogenen Gewächsen vornahm, also die natürlichen Bedingungen des Lebens nicht berücksichtigte. Dagegen fanden voraussetzungslose Forscher, wie etwa Professor Kobert-Rostock, bei umfangreichen Vergleichsprüfungen zwischen dem Heilwert wild gesammelter Heilgewächse und den so überaus gepriesenen, künstlich in der Retorte hergestellten Arzneistoffen, daß den natürlichen pflanzlichen Heilmitteln immer der Vorzug gegeben werden müsse. Neuerdings wird auch in Deutschland wieder das Pflanzensammeln betrieben; dabei müssen aber die alten Sammelzeiten, vor allem auch unter Berücksichtigung des Mondes, eingehalten werden, denn nur „was zur rechten Zeit gesammelt wird, ist gut!"

Es zeigt sich also auch hier, wie alles Leben durch tausend und aber tausend Fäden mit seiner Umwelt verknüpft ist, wie es von allen Seiten im Strome des Geschehens beeinflußt wird und sich immer wieder auf dieses einstellen muß. Ein Lebewesen kann aber nur dann bestehen, wenn es ihm gelingt, sich den Änderungen seiner Umwelt anzupassen, also lebenerhaltend auf die Reize von außen zu antworten. Gelingt ihm das nicht, so kommt es in Widerspruch zu seiner Umgebung und wird früher oder später, sicherlich aber zeitiger als das Anpassungsfähige, aus der Liste des Lebens gestrichen. Es ist der von Hanns Fischer wieder ins Leben gerufene Glauben unserer weisen Vorväter, der eindringlich genug zu uns spricht: Lebe in Eintracht mit dem Gang der Welt, mit den Notwendigkeiten deiner heimatlichen Natur, dann lebst du richtig, dann lebst du gesund, dann lebst du im Sinne des im Kosmos waltenden unnennbaren Gottes. Wir ahnen nun zu tiefst, daß unser aller Leben ewig und untrennbar mit dem Weltall verbunden ist; wenn wir aber von diesen kosmischen Einflüssen als „elektrischen" Kräften sprechen und doch nicht einmal wissen, was Elektrizität ist, so geben wir den Erscheinungen nichts anderes als einen Namen. Unsere Ahnen handelten in weit mehr einfühlsamer und treffenderer Art, als sie einst vom Mond als ihrem Stammvater sprachen, der

ihnen das Wetter, die Vorfühligkeit und die Liebessehnsucht vermittelte; und wenn sie den Ur-Freitag der Frigg, der Mutter der Mütter, weihten.

All das unerhört reiche Mond-Erleben des Landvolkes hat seinen Niederschlag auch in der Kunst gefunden, vor allem im Volksliede, das ja ein Spiegel der Volksseele, eine Fundgrube von Wesenseigentümlichkeiten der Rasse und ein unversiegbarer Quell uralter Überlieferungen ist. Es rührt in Dichtung und Gesang an die letzten Geheimnisse und verklärt in seinem Stimmungszauber die Weisheit und die Erfahrungen vieler Geschlechter. Urferne Erlebnisse haben, in schlichten Worten verborgen, in ihnen ihren Niederschlag gefunden. Sie sind höchste Kunst, denn aus ihnen tönt der Schritt des Alls, aus ihnen erklingt die heilige Sprache Gottes. So zeigt sich Matthias Claudius in seinem wunderbaren Mondliede, das mit Recht zum Volkslied geworden ist, als echter und rechter Träger deutscher Bauernseele. Ewig schön, in wenige Bilder gebannt, ersteht um uns in entrückter Erhabenheit der Zauber der Mondnacht, aber durch ihr Flimmern geistert fernes Erberinnern des Volkes mit. Zwischen den schlichten, rührend einfachen Zeilen des Liedes raunt das tiefe Wissen der Ahnen: Wir sind nur ein winziges Blättchen, und die ganze Erde ist nicht mehr als ein bescheidenes Zweiglein am Weltenbaum; unser Wissen ist nur Stückwerk, wir alle sind nichts aus uns selbst und können nur leben, wenn wir durch das Weistum unserer Vorväter lernen, uns in die Welt des Alls einzufügen, als Teil, der gesund und schaffensfreudig für das Ganze wirkt! Und so singt auch die mondverbundene deutsche Seele aus dem wunderschönen Claudiusschen Liede:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die gold'nen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Seht ihr den Mond dort stehen,
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön;
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil uns're Augen sie nicht seh'n.

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns Gott mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbarn auch!"

(Ende)

ANEKDOTEN

Heinrich Hoffmann, der Dichter des „Struwelpeter", war Irrenarzt. In jungen Jahren hielt er Vorlesungen über Anatomie an einem Frankfurter Institut. Damals bewarb er sich um die Tochter eines süddeutschen Kaufmanns von großem Ansehen. Der Vater der Erwählten maß den Freier beim Antrittsbesuch mit strengen Blicken und fragte: „Was für Aussichten für die Zukunft haben Sie?"

Heinrich Hoffmann, der noch so gut wie gar keine hatte, sagte zögernd: „Ich spiele ein Achtel in der Lotterie..."

*

Als Lessing an seiner „Hamburgischen Dramaturgie" arbeitete, konnte er einen besonders hartnäckigen Besucher, einen ebenso begeisterten wie untalentierten Jünger der Muse, nicht abschütteln. Widerwillig ließ er ihn endlich vor. Der Jüngling überreichte ihm ein längeres Gedicht mit folgenden überschwenglichen Worten:

„Ich erlaube mir, verehrter Meister, Ihnen mein bescheidenes Werk, das ich aus meiner Vermählung mit der Muse empfing, zu überreichen!"

Lessing las das Gedicht und gab es mit folgenden Worten zurück:

„Sie haben gut daran getan, mein Herr, sich mit der Muse zu vermählen; wenn Sie sie schon in Schande gebracht haben, so war es Ihre unbedingte Ehrenpflicht, sie auch zu heiraten!"

*

Zu Hans Friedrich Blunck kam einmal ein junges Mädchen, das im Lokalblatt einige Abdrucke erzielt hatte und nun den Präsidenten der Schrifttumskammer um Ratschläge und Fingerzeige für ihre fernere Entwicklung als Schriftstellerin bitten wollte ...

„Worüber schreiben Sie denn in der Hauptsache?", fragte gutgelaunt Hans Friedrich Blunck.

„Ich schreibe über das, was ich sehe!" erwiderte selbstbewußt das junge Mädchen.

„Das läßt sich hören", brummte der Dichter belustigt, „aber ich warne Sie vor dem Schrecken, den Sie erleben werden, wenn Sie sehen, was Sie geschrieben haben!"

*

Detlev v. Liliencron und Richard Dehmel waren Freunde. Der bleiche, schwarzbärtige Dehmel, den man oft mit Riesenschritten auf den Elbufern bei Blankenese dahinstürmen sah, hatte eine Neigung zum Übersinnlichen, eine Vorliebe für spiritistische und telepathische Versuche. Den blonden, breitschultrigen Liliencron, der die „Adjutantenritte" schrieb, ließen die Erscheinungen der Geisterwelt kalt. Als Liliencron eines Morgens eben aufgewacht war, kam Dehmel in sein Zimmer gestürzt und berichtete mit viel Begeisterung von einer spiritistischen Sitzung am Abend vorher:

„Du hättest sehen sollen, wie der Tisch sich wirklich ohne jegliche Nachhilfe zu bewegen und fortzurücken begann ...!"

„Warum nicht?" sagte Liliencron gähnend, „der Klügere gibt immer nach!"

HUGO HARTUNG:

Durch Höchstihre Milde versüßt – – –

Ein Stückchen Kulturgeschichte um 1870

Den lieben Mitmenschen, die immer noch Großmütterchens Jugendtage als die besten aller Zeiten preisen, sollte man ab und zu einmal eines jener Anstandsbücher und jener Bücher des „guten Tons" unter die Nase halten, wie sie sich wohl hier und da noch beim Entrümpeln der Dachspeicher gefunden haben. Da liegen sie nun also vor uns — die Bücher, nach denen unsere armen Vorfahren zu nützlichen Staatsbürgern und getreuen Untertanen erzogen wurden. In Goldschnitt sind sie gebunden, und schon das Vorwort läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß diese ansehnlichen Werke nicht nur „dem gemeinen Manne zum Gebrauch bestimmt" gewesen sind, sondern vor allem dem „wohlachtbaren Bürgerthume" und der „gebildeten feinen Welt". Wir nehmen erschüttert zur Kenntnis, was eigentlich der „gute Ton" ist. „Derselbe ist auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Verkehrs die ins Festgewand gekleidete Moral" — so versichert uns der Herr Verfasser. Das ist gar nicht schlecht gesagt; denn wenn man Modebilder der Zeit betrachtet und sieht darauf die armen Damen in Schnürleiber und Korsetts gepreßt und rückwärts mit einem „Cul de Paris" verziert, dann wird man bald finden, daß auch die liebe Moral in jener Zeit nicht minder verschnürt und in Fischbeinstäbe verpackt gewesen ist.

Und gar die arme deutsche Sprache! Hat man das eigentlich bisher schon gewußt, daß zu einer Zeit, als ein Gottfried Keller sein schönes reines Deutsch schrieb, der gesellschaftliche, ja selbst der geschäftliche Verkehr noch immer durch einen entarteten barocken Schwulst beherrscht wurden — daß Jünglinge, die als Kommis in biederen Handlungshäusern dienten, ihre Liebesgeständnisse in einem geradezu Klopstockschen Überschwang ergießen mußten? Aber auch das paßt zu einer Zeit, die selbst im engsten Familienkreise einen gewissen Körperteil nur mit den schamhaftesten Umschreibungen zu benennen wagte, während in der Gesellschaft die vornehmen Damen den gleichen Körperteil durch kühne und neckische Aufbauten zum Mittelpunkt des Interesses machten!

Genug, schreiten wir von der Vorrede zur Sache selbst! Wir fangen in einem dieser Bücher zu blättern an. Wir lesen heute nur ein Kapitel — ein einziges. Aber auch das erstreckt sich über fast 200 Seiten — und aus diesen 200 stockfleckigen, vergilbten Seiten könnte ein gelehrter Herr eine Kulturgeschichte oder ein ganzes Buch ironischer Zeitkritik schreiben. Es geht in diesen Kapiteln ums Briefschreiben! — Wie schreibst du deine Briefe, lieber Zeitgenosse von 1936? Einfach und klar die geschäftlichen, — so wie dir's um's Herz ist die persönlichen. Wenigstens solltest du's so tun! Über den billig gedruckten kleinen Liebesbriefsteller mit dem knallbunten Umschlag, den du hier und da noch auf der Dult oder dem Jahrmarkt findest, lächelst du gewiß mitleidsvoll . . . Lieber Zeitgenosse, dein Großvater konnte um 1870 des Briefstellers auch als gebildeter Mann „durchaus nicht entrathen" — darin mußt du dem Herausgeber, der selbst ein vielwissender Mann war, recht geben. Denn wenn er zum Beispiel an eine höhergestellte Standesperson schreiben mußte, so gab es dafür ein solches Gewirr von Vorschriften, daß ein schlichter Staatsbürger ohne einen handfesten Leitfaden nie wieder lebend hätte herausfinden können.

„Kurz und bündig — bescheiden und deutlich" soll man auch an hochgestellte Personen schreiben, meint unser Herr Verfasser sehr richtig —, aber wie sieht das in der Praxis bei ihm aus! Zunächst soll man schon äußerlich dem Brief ansehen, wie tief z. B. der Bürgersmann unter der „Standesperson" stand. „Je vornehmer die Person ist, an welche man schreibt", so heißt es über diesen Punkt, „oder je mehr Hochachtung man derselben zu bezeigen schuldig oder willens ist — desto größer muß man die weißen Räume lassen. Und je tiefer man den Abstand des Schreibers vom Empfänger des Schreibens bezeichnen will, desto größer sei der Zwischenraum zwischen dem Ende des Briefes und der Namensunterschrift. Den leeren Raum zwischen dem Schlusse des Briefes und der Unterschrift durchziehe man, um seinen Respect gegen den Empfänger zu bezeigen, mit einem geraden Strich, welcher daher auch Submissionsstrich genannt wird." Und nun denn, nachdem du weitere 100 Vorschriften über das Äußere des Briefes, über die notwendige Farbe des Papiers, über die der Tinte und des Siegellacks und über die besondere Falzung des Briefes an Standespersonen (nur „Sedez-Format!") gelesen hast — nun begib dich, o wackerer Untertan, munter ans Werk!

Doch halt — nicht so übereilt! Zunächst mußt du ja noch neun enggedruckte Seiten über Titulaturvorschriften studieren, angefangen beim „Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Kaiser, Allergnädigsten Kaiser und Herrn" bis herunter zum „Obertribunalsrath" oder dem Herrn „Generalauditeur", die man beruhigenderweise nur mit „Hochwohlderselbe" anzureden braucht. Wenn du an

(Fortsetzung Seite 307)

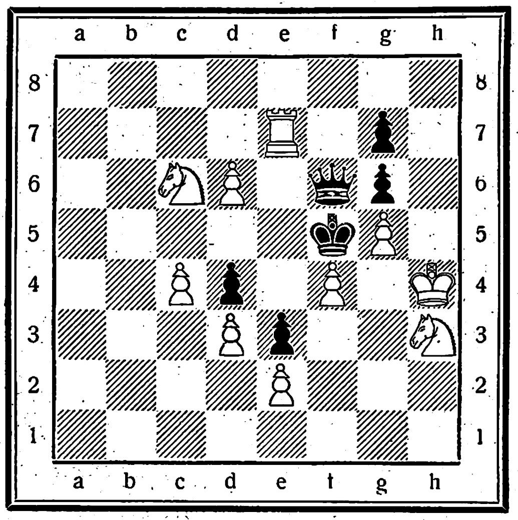
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Gerda Richter, Berlin

Schwarz: Kf5, Df6, Bd4, e3, g6, g7 (6).



Weiß: Kh4, Te7, Sc6, Sh3, Bc4, d3, d6, e2, f4, g5 (10).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 4

Dreizüger von J. Nielsen, Berlin-Reinickendorf.

Weiß: Kd8, Ta5, Lc3, Lf1, Sc2, Sg7, Bd3, f2, h3, h5 (10)
Schwarz: Kf4, Lg1, Bc6, d5, e6, f3, h4, h7 (8).
1. Sd4, Ke5; 2. Se2†, Kd6; 3. Se8‡
1. . . ., Kg5; 2. Sd×e6, Kh6; 3. Ld2‡.
1. . . ., L×f2; 2. Sd×e6†, Kg3; 3. Le5‡ usw.

Richtig gelöst: Major Hamm, München; H. Krause, Alsfeld; A. Kreß, Berlin-Neukölln; J. Herwig, Gotha; O. Behncke, Cuxhaven; H. Fisch, Mülheim/Ruhr-Speldorf; A. Jülicj, Enkenbach; J. Diehl, Oberschmitten; H. Müller und Rud. Zschenderlein, Werdau; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; P. Antweiler, Köln-Merheim; Martha Lenzendorf, Berlin-Britz; W. Petri, Plittershagen; P. Rathsfeld, Nordhausen; Adele Berkhan, Herzberg; H. Zapf, Mannheim; A. Neubert, Zwönitz; G. Wollerich, Cuxhaven; H. Schmidt, Rodheim; A. Hofmann, Nürnberg; M. Meixner, Schwedt; A. Brückner, Stollberg; E. Körner, Grünbach; R. Hein, Strehlen; C. Weinrich, Syke; K. Kleinebeckel, Köln-Klettenberg; L. Hohensee, Berlin; Pfr. Klein, Setzingen; H. Karg, Colditz; A. Zell, Hamburg

Einige Löserurteile: „Ein Springer-Läufer-Problem mit bestechender Technik und hervorragenden Mattbildern". H. K., B.-N.: „Vortrefflich die Zusammenarbeit der Springer mit den Läufern". K. K., K.-M.; „Ein kniffllicher Schlüsselzug", H. Z., M.: „Das Zusammenspiel der Springer ist wirklich prächtig" A. B., St. usw.

Strategisch geführter Angriff

Partie aus dem süddeutschen Zonenturnier 1935

Sizilianisch

Weiß: Berthold Koch — Schwarz: Dr. Meyer

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	c7—c5	13.	Le2—f3	Tf8—e8
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	14.	Dd1—h4	Le6—g4!
3.	d2—d4	c5×d4	15.	Lc1—e3	Lg4×f3
4.	Sf3×d4	Sg8—f6	16.	T×f3	a7—a6
5.	Sb1—c3	d7—d6	17.	f4—f5	Sf6—h5
6.	Lf1—e2	g7—g6[1]	18.	Sc3—d5	Lg7×b2[5]
7.	0—0	Lf8—g7	19.	Ta1—f1	Lb2—f6?[6]
8	Sd4—b3[2]	0—0	20.	Sd5×f6†	S×f6
9	f2—f4	Lc8—e6	21.	Le3—d4	Dc8×c2?
10.	Kg1—h1	Sc6—a5[3]	22.	f5×g6	h7×g6
11.	Dd1—e1	Sa5×b3	23.	Tf3×f6![7]	
12.	a2×b3	Dd8—c8[4]			

[1] Schwarz wählt die sogenannte Drachenvariante, die sich in der Turnierpraxis immer mehr einbürgert.

[2] Der Textzug soll das Zentrum klarstellen und dem Schwarzen das Gegenspiel hier erschweren. Trotzdem dürfte die Fortsetzung nicht die beste sein. Der Springer auf b3 steht doch ziemlich tatenlos da, und der Rückzug bedeutet eigentlich Tempoverlust. Vorzuziehen ist für den Textzug darum Lc1—e3.

[3] Schwarz ist bemüht, den kommenden gegnerischen Angriff durch Raumgewinn zu unterbinden. Ein durchaus richtiger Gedanke.

[4] Weiß hat das bessere Spiel trotz aller Befreiungsversuche des Schwarzen erhalten. Zurückzuführen ist dies auf den schlechten Stand des Läufers e6, dessen Platz auf c6 sein sollte.

[5] Der Angriff ist schwer abzuschlagen, und darum kann sich Schwarz nur mehr auf einen Fehler seines Gegners verlassen.

[6] Das beschleunigt den Untergang ganz bedeutend. Besser war hier Sh5—f6 und auf 20. Sd5—b6, Dc8×c2.

[7] Schwarz gab auf, da nach e7×f6 Schwarz das Matt nicht mehr decken kann.

Kuriosum

Umzingelung des Gegners Hauptquartier mitten in feindlicher Stellung.

Französische Verteidigung, gespielt in Warschau.

Weiß: Najdorf. — Schwarz: N. N.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e6	12.	Tf1—e1	Sd7—f8
2.	d2—d4	d7—d5	13.	Te1×e6![3]	Sf8×e6
3.	Sb1—c3	d5×e4[1]	14.	Ld3—c4	Dd8—d6
4.	Sc3×e4	Sb8—d7	15.	Lc1—h6	Le7—f8
5.	Sg1—f3	Sg8—f6	16.	Ta1—e1	Lb7—c8[4]
6.	Lf1—d3	Lf8—e7	17.	Dh5—e8!	Lc8—d7
7.	0—0	b7—b6	18.	Te1×e6![5]	Ta8×e8
8.	Sf3—e5	Lc8—b7	19.	Te6×e8†	Ld7—e6
9.	Se4×f6†	g7×f6[2]	20.	Lc4×e6†	Dd6×e6
10.	Se5×f7!	Ke8×f7	21.	Te8×f8‡[6]	
11.	Dd1—h5†	Kf7—g8			

[1] Üblich ist 3. . . ., Sf6; 4. Lg5 und jetzt d5×e4! Auf 5. S×e4 folgt Le7, wodurch sich Weiß zum Tausch oder zum Rückzug entschließen muß. Auf 6. Ld3(?) verliert Weiß einen Bauern, und zwar durch 6. . . ., S×e4; 7. L×e7, D×e7; 8. L×e4, Db4† nebst D×b2.

[2] Durch diesen Zug wollte Schwarz das Pferdchen vertreiben und dann mit Tg8 die G-Zug-Straße in Besitz nehmen. Es folgt aber eine verblüffende Antwort.

[3] Ein zweites, noch hübscheres Figurenopfer.

[4] Nun hat Schwarz alles gedeckt, aber nur scheinbar. Weiß dringt mitten in die feindliche Stellung ein und umzingelt das gegnerische Hauptquartier.

[5] Die Krönung der Kombination: „Ein hübsches, korrektes Damenopfer!"

[6] Ein Beitrag zu den unsterblichen Partien.

Kurzschluß!

Über 100 solche Kurzpartien mit würziger Glossierung finden Sie in der „Brennessel"

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5	8.	Le2—b5†	Ke8—d8
2.	Sg1—f3	Sg8—f6	9.	Sb1—a3	Lc8—g4
3.	Sf3×e5	Dd8—e7	10.	Lc1—g5	h7—h6
4.	d2—d4	d7—d6	11.	Tf1—e1	Lg4×f3
5.	Se5—f3	De7×e4†	12.	Te1×e4	Lf3×d1
6.	Lf1—e2	Sb8—c6	13.	Te4—e8‡	
7.	0—0	Sc6—b4			

Die satirische Zeitschrift „Die Brennessel" ist überall für 30 Pf. erhältlich.

(Fortsetzung von Seite 305)
dein Zoll- oder Steueramt schreibst, so bedenke gar wohl, in welchem Staate es liegt, denn in dem einen Staate ist die Steuerbehörde „hochlöblich" — im andern dagegen „hochpreislich" (was aber mit ihren hohen Preisen nichts zu tun hat!). Auch meint es der Verfasser durchaus nicht als Witz — der Humor vergeht einem ja bei einem so ernsten Kapitel! — wenn er bemerkt, in Bayern würden die Behörden nie mit „hochpreislich" angeredet. „Unterbehörden" bezeichnet man naserümpfend als bloß „Wohllöblich", und man redet zum Beispiel ein Postamt brieflich nur als „Wohldasselbe" an.

Jetzt folgt noch eine kurze Seite Vorschriften darüber, wie du dich selbst am schicklichsten erniedrigst! Die Auswahl für submissesten Mannesstolz vor Königs- und Behördenthronen ist groß — du mußt nur das Richtige herausfinden. Vom „Ich ersterbe in tiefster Unterwürfigkeit und empfehle mich Hochihrer Gewogenheit und Gnade" geht das herunter bis zu dem fast leichtfertig kollegial anmutenden Schluß „Mit der Versicherung der vollkommensten ungeheucheltsten Hochachtung verharre ich als Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster..."

Und jetzt — wirklich! — ist es so weit, daß du loslegen kannst. Loslegen — welch verwerfliches Wort für eine feierliche Handlung! Lausche lieber andachtsvoll dem weisen Rate deines Briefstellers: „Bei hochgestellten Personen ist es nicht unvorteilhaft zu bemerken, daß man das Glück habe, auf ihren Gütern oder Besitzungen geboren zu sein, da man sich diesen Umstand oft auf eine schickliche Art zu Nutze machen kann." Da du also nachweisbar das Glück hast, geboren zu sein, und du dich auch dafür mit einer leichten Verbeugung entschuldigt hast, komme endlich zur Sache selbst.

Also, lieber Schuhmachermeister — da ist z. B. der Herr Graf, der dir seit Monaten die Stiefel schuldig geblieben ist. „Wie sag' ich's meinem Standesherrn?" denkst du. Der Briefsteller weiß es. Auf Seite 199 steht der Musterbrief „Erinnerung eines Schuhmachers an einen Cavalier, ohne ausdrücklich Bezahlung zu fordern." (Das Ausdrückliche wäre nämlich unfein!)

„Hochedelgeborener gnädiger Herr! So glücklich ich mich zeither schätzte, Euer Hochwohlgeboren gnädige Zufriedenheit mit den gelieferten Arbeiten zu besitzen, so befinde ich mich doch in großer Verlegenheit, da ich bisher keinen Wink erhalten habe, der mich von der Fortdauer Ihres Wohlwollens überzeugte. Ich schmeichle mir, alles getan zu haben, Euer Hochwohlgeboren zufriedenzustellen, und kann mir daher nicht erklären, wie ich es versehen haben müsse, dieselben unwillig zu machen. Vielleicht habe ich das Glück, daß mich Euer Hochwohlgeboren baldige gütige Zuschrift aus dieser Ungewißheit reißen wird. Ich bitte hierum ganz gehorsamst und betheure, daß ich jederzeit mit der größten Ehrerbietung sein werde

Euer Hochwohlgeboren ganz gehorsamster N. N."

Auf die gleiche Weise wurden auch säumige Mieter ermahnt — und in ganz schweren Fällen konnte sich ein Gläubiger zu einem derart revolutionären Satz hinreißen lassen wie: „Euer Wohlgeboren besitzen die Kunst, einem ehrlichen Manne allen Muth zu benehmen und den Bürger, der sich redlich nährt, auf eine kränkende Weise herabzuwürdigen!" Nachdem ihm aber so viel zersetzende Gesinnung auf einmal herausgerutscht ist, erschrickt er über den eigenen Mut und verharrt dennoch als „in Hochachtung Euer Wohlgeboren dienstwilliger Diener".

Das Lachen aber vergeht uns, wenn wir lesen, in welchen Demutsbeteuerungen sich ein gelähmter alter Kutscher ergehen muß, wenn er „seinen Herrn um die gnädigste Erlaubnis bittet, sich auf dessen Landgut, wo sich ein Heilbad befindet, aufhalten zu dürfen". „Mein ganzes Leben wird nicht zureichen, das von Ihnen genossene Gute verdienen zu können, aber Ihr unbegrenzter Edelmuth..." und in diesem Tone geht es endlos weiter! Hier tun wir ebenso einen Blick in unglückliche soziale Zustände eines glücklich überwundenen Zeitalters wie in einem anderen Brief, den eine Mutter an ihre Tochter schreibt, die als Dienstmädchen bei einer „gestrengen und ungerecht harten Herrschaft" in Dienst steht. Da bekommt nicht das eigene Kind den mütterlichen Trost, sondern die Herrschaft wird für ihre Böswilligkeit restlos entschuldigt: „Der liebe Gott will, daß wir nicht nur den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen Herren gehorsam sein sollen. Der Stand der Untergebenheit, in welchem die Dienstboten leben, macht ihnen Dulden und Nachgeben zur Pflicht. Sie müssen ihre Herrschaft wegen der üblen Laune, worin sie sich befindet, eher beklagen und mit stillem Wesen die Ausbrüche derselben ertragen — — —." Da wird die Ungerechtigkeit mit frommem Augenaufschlag zum sozialen Grundsatz erhoben!

Und damit das erheiternde Nachspiel nicht fehle, sei nur noch das „Dankschreiben eines Mannes an eine Prinzessin, welche sich allen Dank für erzeigte Wohltaten verbeten hat" im Originaltext unseres Briefstellers wiedergegeben. (Nachdem der Verfasser kurz zuvor noch bemerkt hat: „Auch in Dankschreiben sei die Sprache frei von Heuchelei und niedriger Kriecherei!")

„Durchlauchtigste Prinzessin, Gnädigste Prinzessin und Frau! Eure Kaiserliche Hoheit haben zwar bei der mir huldreichst gewährten Unterstützung ausdrücklich erklärt, keinen Dank dafür annehmen zu wollen; so sehr aber jeder Wink und jedes Wort von Ihnen für mich Befehl ist, so fühle ich mich doch zu tief von Dankbarkeit durchdrungen, als daß ich es über mich vermöchte, Eurer Kaiserlichen Hoheit ganz zu verschweigen, wie unendlich ich mich Höchstdenenselben verbunden achte. Ich lege Eurer Kaiserlichen Hoheit das schwache Opfer meines Dankes mit dem Gelübde zu Füßen, daß jeder kommende, durch Höchstihre Milde versüßte Tag meines Lebens der stillen Erinnerung an die erhabene Wohlthäterin geheiligt sein soll. Ich vereinige mit den Wünschen so vieler durch die zahlreichen Gnadenerweisungen Eurer Kaiserlichen Hoheit Beglückten die meinigen für Höchstihr unschätzbares Wohlergehen, und ersterbe ehrfurchtsvoll

Eurer Kaiserlichen Hoheit
unterthänigster N. N."

Es wäre unausdenkbar, wie der Brief ausgefallen wäre, wenn die Kaiserliche Hoheit in Höchstihrer Milde sich den Dank für erzeigte Wohltaten nicht verbeten hätte...

Genug! — Begleiten wir nun mit unserem Briefsteller den glücklichen Untertanen von 1870 nur noch zum wohllöblichen Postamt. Wir sehen, wie er den Brief je nach Gewicht des Schreibens und Entfernung des Bestimmungsortes frankiert und freuen uns, daß wenigstens das noch verhältnismäßig einfach ist; denn „die Entfernung der einzelnen Poststationen von einem gewissen Orte aus kann auf einer Specialkarte mit Hilfe eines Circels unter Zugrundelegung des zur Karte gehörigen Maßstabes leicht gefunden werden — — —"! Und damit klappen wir für heute das Buch zu, daß der wohlverdiente Staub daraus aufsteigt, und begeben uns in unsere helle heitere Gegenwart und an unsere Schreibmaschine Modell 1936.

HUMOR

Arzt: „Fräulein Minna, haben Sie Herrn Pappenheimer gesagt, daß er der Vater von Drillingen geworden ist?"

„Nein, Herr Doktor, ich konnte es ihm noch nicht sagen, er war vorhin gerade beim Rasieren!"

*

Plötzlich trat der Herr vom Nachbartisch auf Fräulein Meta zu und sagte:

„Mein Fräulein, tanzen Sie denn gar nicht?"

„Nein", antwortete sie ganz zart, „bisher hat mich noch niemand aufgefordert."

„Das paßt ja großartig", antwortete darauf der Herr, „dann haben Sie doch bitte die Freundlichkeit, auf mein Bier aufzupassen, ich möchte nämlich ein wenig tanzen."

*

Nach langer Zeit traf Axel seinen Freund Fiole, den bekannten Schlagerkomponisten.

„Nun, was macht die Kunst?" fragte der Freund.

„Danke, für meinen letzten Tonfilmschlager habe ich nicht weniger als 1000 Pfund bekommen!"

„Hast du die nun bezahlt, oder mußtest du sie absitzen?"

*

Ein Schotte fragt, wo er sich billig Geld verdienen kann.

„Drüben im Krankenhaus durch eine Blut-Transfusion."

Gesagt, getan. — Der Schotte wird angenommen, fragt aber vorher, wieviel es dafür gibt.

„150 RM. hat der Patient hierfür ausgesetzt."

Die Sache klappt gut, der Schotte bekommt sein Geld.

Einige Zeit später wird er wieder zu dem Patienten gerufen, um Blut abzugeben. — Diesmal bekommt er bloß 80 RM.

Bald darauf ruft man ihn zum dritten Male zu dem Kranken. Diesmal aber sagt der Patient bloß noch „Danke schön"; er hatte nämlich jetzt selbst genug schottisches Blut in sich.

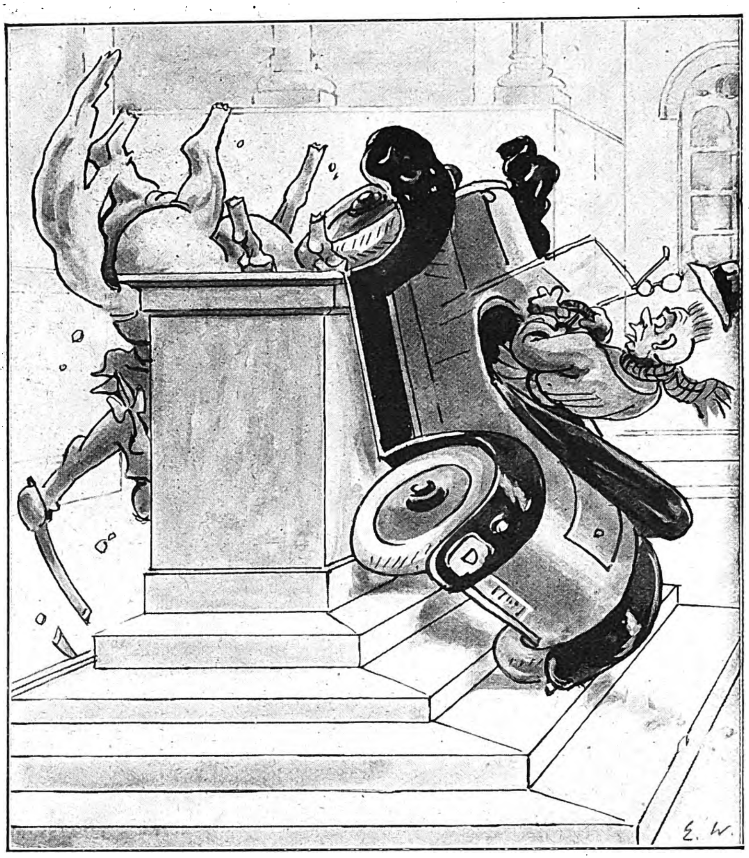
*

„Wie alt ist Lotte eigentlich?"

„Sie sagt es ja nie!"

„Aha. Ich dachte mir doch immer, daß sie in dem Alter sein müßte!"

„Wenn Sie etwas ganz Echtes, unberührt Altes haben wollen", sagte der tüchtige Hausagent, „—ich habe hier ein Landhaus im Rokokostil, 1750 erbaut, ganz original, vollkommen unverändert, mit Zentralheizung und allem modernen Komfort!"



Immer mehr wird das Pferd aus der Großstadt verdrängt.

Aus dem Kinderzimmer tönt wildes Geschrei des Säuglings, auf den Fritzchen und seine Schwester aufpassen sollen.

„Was ist denn hier los?" kommt Mutti aufgeregt hereingestürzt.

„Fritzchen hat das Kleine in die Fußzehe gebissen", berichtet Schwesterchen.

„Aber Fritzchen", wird Mutti wütend, „wie kommst du denn dazu?"

Darauf Fritzchen mit weinerlicher Stimme:

„Ich wollt' nur mal sehen, ob's dann oben schreit."

Kellner: „Mein Herr, darf ich Sie vielleicht darauf aufmerksam machen, daß Schnecken unsere Spezialität ist!"

Gast: „Das weiß ich bereits, als ich das letzte Mal hier war, wurde ich nämlich von einer bedient."

*

„Warum steckst du denn den Strohalm immer so sorgsam ein, wenn du eine Zitronenlimonade trinkst?"

„Das gibt mit der Zeit mal einen billigen Strohhut."

*

„Adele, findest du nicht auch, daß gerade die dümmsten Männer meistens die hübschesten Frauen heiraten?"

„Weißt du, Fredy, das hätte ich nicht geglaubt, daß du deiner eigenen Frau auch ein Lob aussprechen kannst."

*

„Herr Tüftler, was war denn das gestern für ein Lärm vor Ihrem Hause?"

„Da wollte so ein Motorradfahrer in die Nebenstraße einbiegen!"

„Ich bitte Sie, macht das denn solchen Krach?"

„Sonst ja nicht, aber es war doch gar keine Nebenstraße da!"

*

„Mutti, ich habe fabelhaftes Material für ein neues Kostüm!"

„Nanu, warst du denn diesmal ohne mich einkaufen?"

„Nein, als ich heute früh Erwins Anzug reinigte, fand ich in den Taschen einige Liebesbriefe!"

*

„Nicht mehr nötig!" knurrte der lange vernachlässigte Gast, als die Kellnerin sich endlich nach seinen Wünschen erkundigte. „Ich bin mit meinem Menü schon fertig. Ich habe es so oft gelesen, daß es mir schon zum Halse heraushängt!"

*

Die Lehrerin hat den Schülern erzählt, daß der Hühnerzüchter den Hennen ab und zu ein Porzellanei unterlegt.

„Warum wird er das wohl tun?" will sie dann wissen.

Meldet sich das Fritzchen:

„Damit das Huhn die richtige Form rauskriegt."

Wie entstanden diese Redensarten?

Es gibt viele Redensarten, die der Volksmund weit und breit seit langer Zeit sein eigen nennt. Welchen Ursprungs sie sind, ist den wenigsten, die sie aussprechen, bekannt. Ich habe einige der gebräuchlichsten Ausdrücke herausgegriffen und versuche sie zu deuten:

In den Sielen sterben!

Das Wort „Siele" reicht wahrscheinlich bis ins Urgermanische zurück, obwohl es aus dem Gotischen nicht überliefert ist. Im Alt- und Mittelhochdeutschen kommt es gelegentlich vor, wird etwas häufiger seit dem 15. Jahrhundert, begegnet in verschiedenen Formen bei Luther und Hans Sachs, ist aber im Schrifttum nicht oft zu finden und hat vorwiegend in den Mundarten weitergelebt.

„Siele" ist verwandt mit „Seil" und bedeutet das Riemenwerk des Zugviehs, das lederne Geschirr der Zugtiere. Als sprichwörtliche Redensart scheint früher besonders „in den Sielen gehen" (= stets arbeiten!) üblich gewesen zu sein. Wann die Wendung „in den Sielen sterben" zuerst aufgekommen ist, steht nicht fest. Zum Siege verholfen hat dem Ausdruck jedenfalls Bismarck, der am 4. Februar 1881 im Preußischen Landtag sagte, er habe früher bisweilen die Absicht gehabt, zurückzutreten, weil er sich körperlich nicht mehr leistungsfähig genug fühlte, sei jetzt aber ganz davon abgekommen, —: „Ein braves Pferd stirbt in den Sielen!"

Aufs Dach steigen!

Bereits in den „Blankenburger Statuten" vom Jahre 1594 liest man darüber folgendes: „— ist man so weibisch, daß man sich von seinem eigenen Weibe raufen, schelten und schlagen läßt, und solches ohne Klagen duldet, dann soll man ihn mit Gefängnis strafen und das Dach auf seinem Hause abheben lassen — —."

Es war also ein alter deutscher Rechtsbrauch, daß man demjenigen, der sich seines Weibes nicht erwehren konnte, im wahrsten Sinne des Wortes „aufs Dach stieg" und ihm dort den First herunterriß! Dieses Schandmal zeigte dann jedermann an: hier wohnt ein Pantoffelheld!

Jahr und Tag!

Bei den volkstümlichen Zahlbestimmungen der deutschen Sprache findet sich sehr häufig die Erscheinung der Zugabezahlen. So bezeichnet man z. B. den Zeitraum einer Woche nicht mit sieben, sondern mit acht Tagen. Bei zwei Wochen finden wir keinen Zusatztag, während der Franzose hier 15 (quinzaine) Tage sagt.

Solche Zugaben zeigen sich namentlich bei Fristbestimmungen. Der Verstrich einer Frist war nach altdeutschem Recht erst dann für voll zu achten, wenn auch die Zugabefrist verstrichen war. Weil nun unsere Vorfahren nach Nächten rechneten, ging mit dem Eintritt des auf die letzte Nacht folgenden Tages die Frist erst zu Ende. Genau ausgedrückt, mußte also ein wöchentlicher Termin durch 7 Nächte und 1 Tag festgelegt werden. Als man später nach Tagen zählte, nahm man den Zugabetag mit in die Zahl auf und sagte 8 Tage.

Den kürzern ziehen!

Im altdeutschen Rechtsleben wurde der Gras- oder Strohhalm beim Losen in mehrfacher Weise verwendet. Man zählte seine Knoten oder Glieder, um durch den letzten Knoten eine bejahende oder verneinende Antwort zu erhalten. Wir zählen jetzt manchmal im Scherz die Knöpfe der Kleider ab, um zu demselben Resultate zu kommen.

Walter von der Vogelweide sagt, daß in bangen Liebeszweifeln ein Halm sein Gemüt froh gemacht habe, weil, so oft er ihn auch befragte, das Ende immer gut war:

„Mich hat ein halm gemachet fro:
Er giht (sagt), ich sül genade vinden.
Ich maz daz selbe kleine stro
Als ich hie vor gesach von kinden."

Statt der üblichen Redensarten „das Los werfen" kommt daher auch in alten Quellen, z. B. im „Tristan", der Ausdruck vor: daz Los messen!

Die andere Art des Losens mittels eines Halmes war die, daß man aus einer Anzahl ungleicher Halme einen herausziehen ließ. Wer den kürzeren zog, unterlag. Im Mittelhochdeutschen hieß das „daz gräselin ziehen"!

Streit um des Kaisers Bart!

So bezeichnet man heute unlohnende Dinge, wegen deren sich zwei streiten. Um den Bart Kaiser Karls des Großen hat sich im Mittelalter der Adel mit dem Bürgertum lange Zeit gezankt. Auf den Siegeln von Urkunden, die wichtige Gerechtsame bestätigten, war Karl einmal mit einem langen Bart, das andere Mal wieder ohne Bart dargestellt.

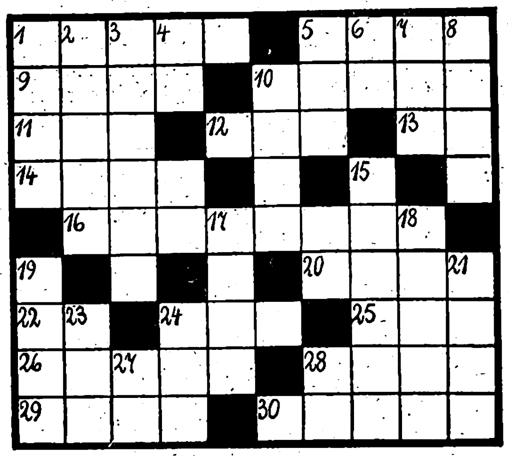
In einem für die Bürgerschaft sehr bedeutsamen Rechtshandel wurden nun die beiden Urkunden vorgelegt. Jede der beiden Parteien behauptete, daß die von ihr vorgelegte Urkunde die echte sei, die andere aber gefälscht sein müsse. Es entstand nun ein langer Streit darüber, ob Kaiser Karl einen langen Bart getragen habe. Da das aber nicht mehr festzustellen war, mußten sich die Parteien zu einem Vergleich entschließen.

Eine andere Sage deutet auf den im Kyffhäuser schlafenden Kaiser Barbarossa. Ist nun der durch den steinernen Tisch gewachsene Bart weiß oder rot? Der Name Barbarossa heißt Rotbart. Also behaupteten die einen, der Bart sei rot gewesen. Die anderen meinten, daß das hohe Alter bestimmt den Bart gebleicht hat. Dieser Streit ist nie entschieden worden.

Rolf Haka.

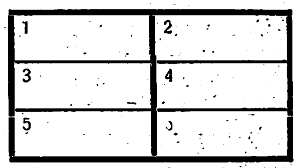
RÄTSEL

Kreuzworträtsel



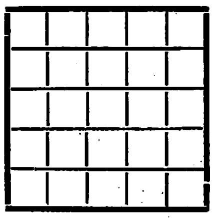
Waagrecht: 1. asiat. Land, 5. Insektenlarve, 9. europäisches Grenzgebirge, 10. Tonkunst, 11. Fluß in Rußland, 12. Hauptstadt Laristans, 13. italienische Tonsilbe, 14. Bibelgestalt, 16 Frauenname, 20 Getreideunkraut, 22. franz. Fürwort, 24. nord. Gottheit, 25. Artikel, 26 Wissen ist . . . ., 28 Schweizer Held, 29. Bühnengröße, 30 erhaben geschnittener Stein. — **Senkrecht:** 1 Nichtarier, 2. Schweizer Wintersportplatz, 3. mittelamerikan. Staat, 4. chem. Zeichen für Aluminium, 5. Nebenfluß der Drau, 6. Spielkarte, 7. Fürwort, 8. Abscheu, 10. Gewebe, 15. Kopfschmuck, 17. deutscher Minister, 18. Gestalt aus der „Fledermaus", 19. Teil des Daches, 21. Laubbaum, 23. europäische Münze, 24. Rheinzufluß, 27. chem. Zeichen für Kalzium.

Silbenkreuz



1—2 Verwandter, 1—3 römischer Feldherr, 1—4 Gefäß, 3—4 Slawe, 4—6 Körperschaft, 5—4 Behälter, 5—6 Laienbruder im Kloster, 6—2 Schlange.

Magisches Quadrat

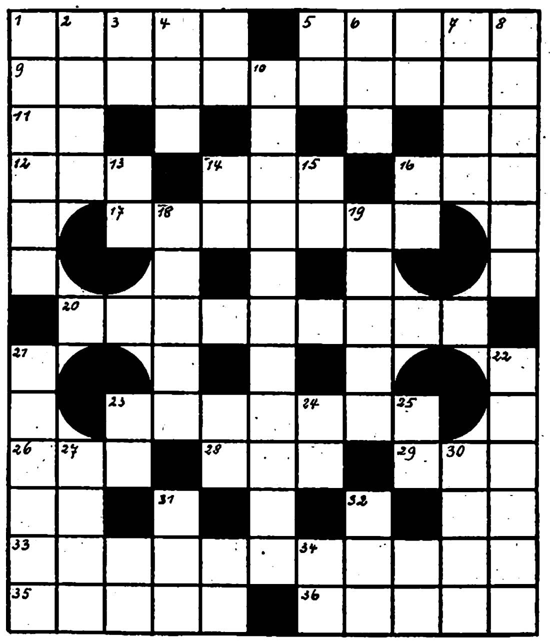


a a a a a a d e e g g l l m m o o o o r s s t v v. Es sind fünfbuchstabige Wörter zu bilden, und zwar 1. Luftkurort in der Schweiz, 2. Fremdwort für Geruch, 3. bekannter Geschichtsmaler der Gegenwart, 4. griechischer Buchstabe, 5. Gartengewächs.

Aktuell

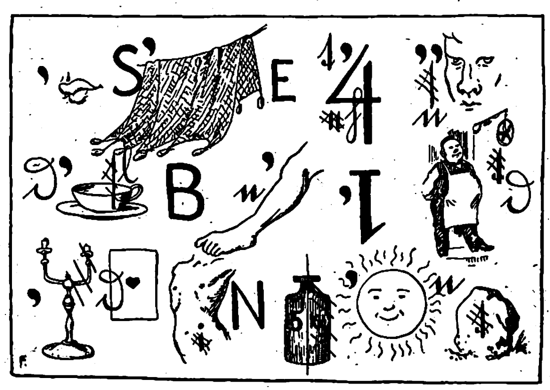
Sie brachte unserem Volke Ehr' und goldnen Lohn.
Den Abschiedsgruß trägt sie in ihrem Ende schon.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Pfosten, 5. Laubbaum, 9. Land in Südamerika, 11. jap. Brettspiel, 12. Sinnesorgan, 14. Schlange, 16. Raubfisch, 17. Erdteil, 20. Land in Europa, 23. französ. Staatsmann, 26 Stimmlage, 28. Abk. für „United States of America", 29. alkohol. Getränk, 33. Land in Asien, 35. Ablauf, 36. Nebenfluß der Aller. — **Senkrecht:** 1. ind. Tempel, 2. Gestalt aus Rheingold, 3. Abk für Aktiengesellschaft, 4. nord. Göttin, 5. Nahrungsmittel, 6. Fluß in Bayern, 7. griech. Göttin, 8. Gebirgsblume, 10. dän. Bildhauer, 13. ägypt. Sonnengott, 14. musikal. Vorzeichnung, 15. Faultier, 16. Flächenmaß, 18. Insel im Mittelmeer, 19. Wendepunkt, 21. Südfrucht, 22. Südfrucht, 24. Tierlaut, 25. Auerochs, 27. Aufzug, 30. Soldat, 31. Zeitmesser, 32 nord. Gott, 34 ital. Artikel.

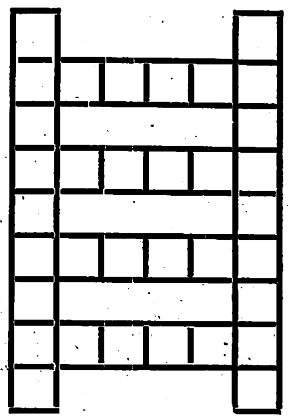
Bilderrätsel



Ulkig

Als der Hans
die zwei gegessen
Springt 1, 2 auf,
wie besessen.

Leiterrätsel



Die Buchstaben: a b d d e e e i i i i k k l l l m m n o o o o r r s s s s t t t u v sind so in die Leiter einzusetzen, daß die Sprossen von oben nach unten ergeben: 1. Wagnersche Frauengestalt, 2. vorüber, 3. Nordländer, 4. germ. Gott. Der linke Holm von oben nach unten und der rechte Holm von unten nach oben gelesen ergeben je einen Gebirgszug.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a a ba dau dept des do dorf e e e e eu feld gi hi hund ker la la lat len lin luk men mi na naß ne nol o pi pik ri rie ros sa schil schweiß se se sto sto tet xa sind 17 Wörter zu bilden, deren letzte Buchstaben von oben nach unten und deren erste in umgekehrter Richtung gelesen einen Ausspruch Dantes ergeben. (st = ein Buchstabe.)

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Die Wörter bedeuten: 1. Hochalpental bei Gastein, 2. Kirchensonntag, 3 Südfrucht, 4. griech. Philosoph, 5. Frauenname, 6. Gemüsepflanze, 7. afrik. Negervolk, 8. Germanenführer in Rom, 9 Teil des Priestergewandes, 10 Schlachtort. in Böhmen (1813), 11. Eingeweihter, 12. Prüfung, 13. Stadt am Bodensee, 14. griechischer Gott, 15. griechischer Tragödiendichter, 16. Jagdhund, 17. Märchengestalt.

Das Ende

Mag ein Vogel aus ihr schwingen,
Wird ihr Grau doch Schlimmes bringen:
Kater werden Buckel runden,
Hat sie „r" dem Tag verbunden!

Magisches Viereck

Die Buchstaben a a e e e e l l l o o r s s t t sind so in die Felder einzutragen, daß waagrecht wie senkrecht Wörter mit folgender Bedeutung entstehen: 1. Bürde, 2. Kaktusart, 3. Salzwasser, 4. Kohleprodukt.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Freitag, Misere, Reinheit, Geleise, Fastnacht, Licht, Kattun, Nandu, Erfurt, Odenwald, Frasdorf, Humor, Rechen, Tessin, Spaetsommer, Tondern, Ernte, Unwille, Koller, Wasgenwald, Maasdelta, Humus, Fußtritt, sind je 3 aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Wilhelm Schäfer ergeben.

Lösungen der Rätsel in Folge 8:

Bilderrätsel: „Nichts haßt der Kleine mehr als Größe." ★ **Zahlenrätsel:** 1. Ehre, 2. Wotan, 3. Iduna, 4. Goethe, 5. Einigkeit, 6. Walhall, 7. Arminius, 8. Charakter, 9. Hardt, 10. Thor. „Ewige Wacht." ★ **Kapselrätsel:** Dora, Esel, Rand, Ecke, Imme, Format, Etsch, Reis, Abo, Ute, Chor, Don, Eis, Ring, Garbe, Ulk, Tor, Elle, Kram, Alt, Nabe, Name, Vers, Erbe, Rat, Ranke, Affe, Tal, Egel, Not. Der Eifer, auch der gute, kann verraten. ★ **Pierrot und Pierrette:** Wir beide mögen treu und gut / Uns gern gesellig zeigen, / Mit langen Ärmeln, frohem Mut, / und wünschen euch desgleichen. ★ **Silbentreppe:** 1. Wolga, 2. Galeere, 3. Reporter, 4. Terrier, 5. Ermanrich, 6. Richmond. ★ **Bilderrätsel:** In der Kürze liegt die Würze. ★ **Silbenrätsel:** 1. Rabatte, 2. Adverb, 3. Selene, 4. Termin, 5. Liechtenstein, 6. Orsini, 7. Sage, 8. Vene, 9. Ogei. 10. Referendum, 11. Warschau, 12. Akademie, 13. Eduard, 14. Reede, 15. Tafilet, 16. Sallustius, 17. Marat, 18. Urundi, 19. Saebel, 20. Samiel, 21. Tabelle, 22. Darwinismus, 23. Utrecht, 24. Saale, 25. Theoderich, 26. Ranzion. „Rastlos vorwaerts mußt du streben, nie ermuedet stille stehn." ★ **Kombiniertes Kreuzworträtsel (Kreisfelder):** Wer klug ist, lerne schweigen und gehorchen. (Kreuzworträtsel): Waagrecht: 1. an, 3. Hannover, 8. MA., 9. Ontario, 11. Ast, 13. Aar, 14. er, 15. Nero, 17. Ase, 18. an, 19. ade, 20. Elend, 21. China, 23. Mia, 24. be, 25. Ems, 27. Drau, 29. im, 30. Lee, 32. Mir, 33. Mulatte, 35. Nebraska, 36. At. — Senkrecht: 1. Anna, 2. Notar, 3. Hase, 4. NO, 5. Var, 6. er, 7. Riese, 8. Mannheim, 10. Orenburg, 12. trans, 16. Ode, 17. Alarm, 20. Eid, 22. immun, 26. Metra, 28. Aida, 30. Lab, 31. Etat, 34. es. ★ **Zerlegrätsel:** 1. Kasernen, 2. rund, 3. Recht, 4. Fabel, 5. Namur, 6. Kent, 7. Zweck.

Allerlei Wissenswertes

Ein gigantischer Sonnenfleck.

In der Sternwarte in San Franzisko wurde vor einem Jahr ein Sonnenfleck entdeckt, dessen Durchmesser zweimal so groß ist wie der der Erde, und der mit großer Geschwindigkeit über die Sonne wirbelt. Man beschreibt ihn als einen „Tornado-Sonnenfleck" und nimmt an, daß er für die Erde Aufruhr im Klima, Regen, Gewitter und Hagel zur Folge haben wird. Er ist, so wird erklärt, der erste von einer Serie von Sonnenflecken in den nächsten zwölf Jahren und ist mit dem Teleskop deutlich zu erkennen. — In seinem Buch „Aus fernen Welten" berichtet Bruno H. Bürgel von Sonnenflecken, die an Flächenausdehnung 50 bis 60mal mächtiger waren als das gesamte Gebiet der Erdoberfläche.

Geheimnisse des „elektrischen Auges".

Bereits im Jahre 1933 wurden in Berlin Rolltreppen mit dem „elektrischen Auge" ausgerüstet, das die Treppe in Fahrt setzt, sobald ein Passant die unsichtbare Sperre durchschreitet. Diese unsichtbare Sperre ist die photoelektrische Zelle, die sich im gleichen Augenblick auslöst, wenn ein Mensch den Lichtstrahl unterbricht. Das „elektrische Auge" öffnet zum Beispiel auch Türen, wenn die betreffende Person sich noch in einiger Entfernung befindet. Auf gleiche Art und Weise werden in einem Kohlenbergwerk in den Vereinigten Staaten die schweren Türen beim Heranrollen eines mit Kohlengut beladenen Wagens geöffnet. Der kleine Stirnscheinwerfer der Kohlenwagen löst die photoelektrische Zelle aus, die ihrerseits einen Stromkreis schließt, der den Türmechanismus bedient. In Zukunft werden Bankeinbrüche dort, wo man sich des „elektrischen Auges" bedient, nicht mehr möglich sein, denn die unsichtbaren ultravioletten Strahlen schützen die Tresore sicherer als alle bisherigen Einrichtungen. Unterbricht ein Mensch den Lichtstrahl, so schaltet sich im gleichen Augenblick die photoelektrische Zelle aus und versetzt alle Alarmeinrichtungen in Sekundenschnelle in Tätigkeit.

Hohe Flutwellen durch Erdnähe des Mondes.

Aus verschiedenen Teilen der Erde kommen alarmierende Nachrichten über ungewöhnlich hohe Flutwellen, die sich aus der gegenwärtigen Erdnähe des Mondes erklären lassen. Während die normale Entfernung des Mondes rund 400 000 Kilometer beträgt, steht der Mond gegenwärtig fast 47 000 Kilometer der Erde näher, wodurch eine erheblich stärkere Anziehungskraft auf die Wasser des Ozeans erzeugt wird. Unregelmäßige Schwankungen in der Erdrotation sollen die Ursache sein, daß sich der Mond langsam der Erde nähert. Diese Annäherung, die sich seit längerer Zeit beständig fortsetzt, soll aber nur vorübergehend sein, denn es wird angenommen, daß der Mond wieder eine rückläufige Bewegung einsetzen wird, sobald die Bedingungen hierzu gegeben sind.

Menschen mit tödlichen Strahlen.

Im Archiv für Mikrobiologie wurde mitgeteilt, daß gewisse Menschen imstande sind, durch Strahlungen, die besonders von den Fingerspitzen ausgehen, Kulturen einer Hefeart in kurzer Zeit zu töten. Bei den Versuchspersonen, die diese Fähigkeit besaßen, handelte es sich allerdings um Pathologen. Die wirksamen Strahlen waren vermutlich ultravioletter Art, da sie Quarz, aber nicht Glas durchdrangen.

Das größte Spiegelfernrohr der Welt.

Während das heute noch größte Teleskop der Welt auf dem Mount Wilson in Kalifornien einen Spiegel von 2½ Meter Durchmesser besitzt, soll der seit kurzem in USA. im Bau befindliche neue Reflektor für das gleiche Observatorium einen 5-Meter-Spiegel erhalten. Langwierige Vorversuche mit Gläsern verschiedenster chemischer Zusammensetzung waren erforderlich, bevor zur Herstellung des Glasblockes geschritten wurde. Nachdem der Rohguß vollendet ist, traten automatische Vorrichtungen in Tätigkeit, die den Glasblock ganz allmählich auf Zimmertemperatur abkühlen, um Spannungen und Risse im Glas zu vermeiden. Dieser Abkühlungsprozeß dauert allein zehn Monate, dann soll der 20 Tonnen wiegende Riesenspiegel, der in einem Glaswerk in Corning im Staate Neuyork gegossen wurde, auf dem Schiffswege nach der amerikanischen Westküste transportiert und von dort mit dem Flugzeug auf den Mount Wilson befördert werden, da kein Tunnel groß genug ist, ihn durchzulassen. Vorher wird der Glasblock noch geschliffen und verspiegelt; diese mühselige Arbeit erfordert noch etwa drei Jahre, so daß vor 1940 mit der Fertigstellung des neuen Reflektors nicht zu rechnen sein wird.

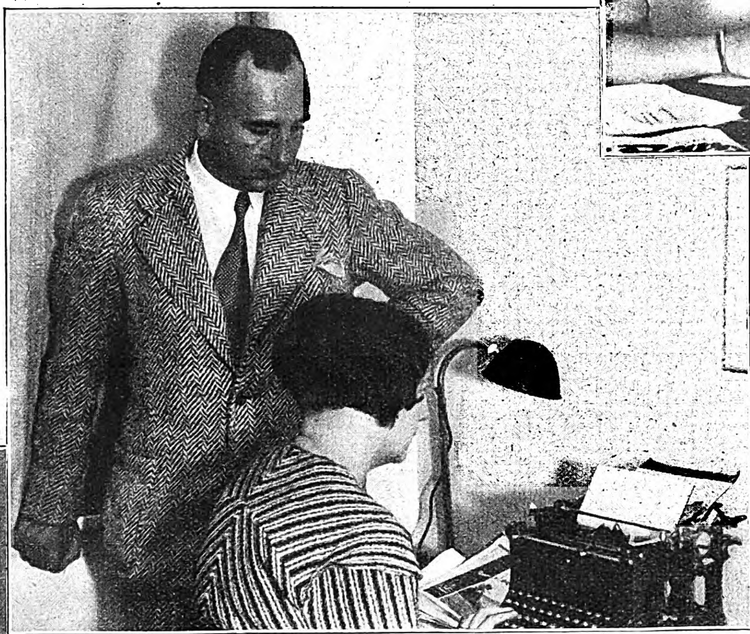
Bienengift heilt Rheuma.

Durch eine Rundfrage bei Imkern wurde festgestellt, daß 58 Prozent aller Bienenzüchter, die vorher an Rheumatismus litten, durch die Beschäftigung mit Bienen völlig geheilt würden und 29 Prozent eine wesentliche Besserung ihrer Krankheit erzielten. Man kam auf den Gedanken, das Bienengift in eine Salbe zu verarbeiten, die eine völlig schmerzlose Aufnahme in den menschlichen Körper gewährleistet. Diese Heilsalbe ist nun für rheumatische und neuralgische Beschwerden in den Handel gebracht. Die erste Bienenzuchtanlage wurde ausschließlich für die Gewinnung des Bienengiftes in Illertissen (zwischen Ulm und Memmingen) geschaffen. 1200 Bienenvölker dienen allein diesem Zwecke; sie werden fortlaufend mit Honig und Zuckerwasser gefüttert, damit sie sich schnell und stark vermehren. Frauen und Mädchen sind täglich damit beschäftigt, die Bienen vor dem Flugloch der Stöcke einzeln mit der Pinzette wegzufangen und gegen ein Papiertellerchen zu drücken, in das sie, durch den Druck gereizt, stechen. Das Papier ist so präpariert, daß es das Gift auffaugt, ohne es chemisch zu verändern. Das so gesammelte Gift wird dann in Laboratorien zur Salbe verarbeitet.

Die Intendanten haben das Wort

Aufgaben des Rundfunks im Dritten Reich





Unten: Stueber,

Intendant des Reichssenders Leipzig.

„Gut senden ist eine schwere Kunst! Ein Sendebetrieb im richtigen Zusammenklang aller kann die ideale Erfüllung des Gemeinschaftsgedankens sein. Gut hören ist sicherlich noch schwerer als senden! Die Gesamtheit der Hörer kann auch eine ideale Gemeinschaft sein — wenn jeder einzelne für sich die richtige Auswahl im Hören trifft."



Grupe,

Intendant des Reichssenders Hamburg.

„Dein Rundfunk, Volksgenosse, arbeitet Tag und Nacht für dich. Auch dann, wenn die Antennen schweigen. Er arbeitet nicht nur als Wunder der Technik; seine Sendungen geben dir Unterhaltung und Entspannung, machen dich fröhlich und stimmen dich nachdenklich, vermitteln dir tiefes Erleben zu jeglicher Zeit. Dein Rundfunk lebt mit dir. Er läßt deine Arbeitskameraden zu dir sprechen und läßt dich deutsche Landschaft sehen. Menschen der niederdeutschen Heimat, wie der Reichssender Hamburg sie erfaßt: Seefahrer und Bergmann, Bauer und Fischer, Hafen- und Industrie-Arbeiter, durch Raum und Beruf getrennte Welten rücken näher aneinander durch deinen Rundfunk, der Brücken schlägt zu allen Volksgenossen, auch zu denen, die jenseits unserer Grenzen wohnen. So werden deutsche Brüder und Schwestern der ganzen Welt durch deinen Rundfunk zusammengehalten. Danke es ihm und räume auch du ihm eine Heimstatt bei dir ein!"

Fricke, Intendant des Reichssenders Frankfurt a. Main.

„Wer zum Volke sprechen will, muß auch seine Sprache reden! Aus dieser Erkenntnis hat die nationalsozialistische Bewegung stets ihre Kraft geschöpft und die gleiche Anschauung soll und muß der Deutsche Rundfunk unbeirrbar vertreten. Das Pflichtbewußtsein gegenüber Heimat, Volk und Führer wird die Grundlage jeder funkischen Programmgestaltung bleiben."

Sämtl. Aufn.: J Senckpiehl





Beumelburg, Intendant des Reichssenders Berlin.

„Rundfunkempfang ist Aufnehmen einer anonymen Darbietung auf der einen Ebene des Hörens. Rundfunksendung muß daher in Gestaltung, Stimme und Ton so stark persönlich und echt geprägt sein, daß dem Hörer hinter der Anonymität der Schallwellen das Gesicht des Rufers erscheint. Nur so entsteht das Fluidum des Miterlebens, das bei persönlicher Unterhaltung und persönlicher Teilnahme an Ereignissen und Kunstdarbietungen das Geheimnis der Wirkung ausmacht."

Habersbrunner, Intendant des Reichssenders München.

„Der Rundfunk als einzige von allen Kunst- und Kulturinstitutionen erfaßt alle Volksgenossen und erfaßt sie immer und zu jeder Tageszeit. So wie die Arbeit der Sinn und die Weihe des Lebens des einzelnen Menschen ist, so wird der Rundfunk immer von der Arbeit, von dem arbeitenden Menschen ausgehen. Er wird Erholung und Freude nach der Arbeit bringen, er wird die Arbeit als etwas Heiliges und Verehrungswürdiges begreifen und bewundern lernen, er wird den Sinn und die Würde des schaffenden Menschen in feierlichen Stunden darstellen."



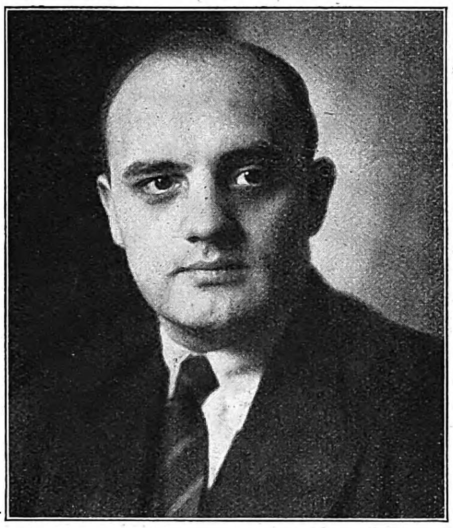


Dr. Glasmeier,
Intendant des Reichssenders Köln.

„Der Rundfunk hat den Willen des Führers zu erfüllen. Tut er das, wird er dem ganzen Volke gefallen."

Stoffregen, Intendant des Deutschlandsenders.

„Die Arbeitsbezirke der Reichssender, obschon alle — wie schon der Name sagt — Künder des Reichsgedankens, sind im wesentlichen umrissen durch Stamm und Stammeseigenart des Landstrichs, in dem ihre Stimme ertönt. Der Deutschlandsender arbeitet unablässig daran, durch eigene Sendung und ausgewählte Übernahme diese aus ihrer Stammeskultur und ihrer Landschaft schaffenden Einzelkräfte zu verschmelzen zu einem großen Hörbild vom Dritten Reich, zu einer ewigen Werbung für den deutschen Gedanken."



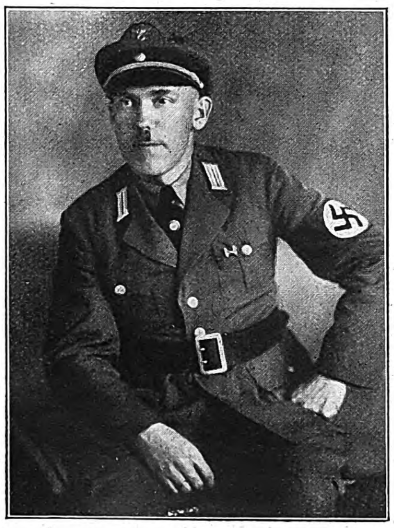
Links: Dr. Raskin,
Intendant des Reichssenders Saarbrücken.

„Als Leiter der Saarkampfzentrale des Deutschen Rundfunks durfte ich an einer entscheidenden Aufgabe mitarbeiten, die nicht zuletzt durch den planvollen Einsatz des Rundfunks den größten Sieg des Nationalsozialismus seit der Machtergreifung brachte: Wer den 13. Januar und die Verkündigung des Wahlergebnisses am 15. Januar und wer schließlich den jauchzenden Jubel der Befreiungsfeier am 1. März erlebte, der weiß, welche Bedeutung und Gewalt der Deutsche Rundfunk als Instrument der nationalsozialistischen Staatsführung hat."



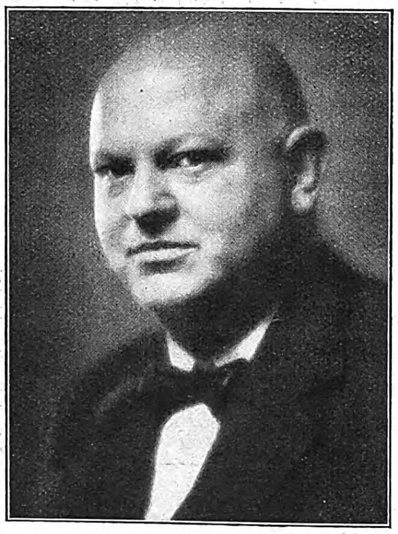
Kriegler,
Intendant des Reichssenders Breslau

„Der nationalsozialistische Rundfunk hat es sich zur Aufgabe gestellt, die wahre deutsche Volksgemeinschaft zu schaffen. Aus diesem Grunde sind wir hingegangen zu den Arbeitern, zu den Bauern und zu den deutschen Künstlern und haben von ihnen das herausgestellt, was sie alle miteinander verbindet, nämlich die Arbeit. Die Arbeit ist der Lebensinhalt des neuen Staates geworden. Die Sendungen am ‚Tag der nationalen Arbeit', am ‚Tag des deutschen Bauern' und am ‚Tag der deutschen Kunst' haben dies gezeigt. Kein Kulturinstrument des neuen Deutschland hat von der Arbeit des schaffenden Menschen so weitgehend und gründlich Notiz genommen wie der Rundfunk. Rundfunk und Arbeit sind zwei untrennbare Begriffe geworden. Die vorjährige ‚12. Große Deutsche Rundfunkausstellung 1935' in Berlin hat diese Tatsache durch den Volkssender unwiderruflich unter Beweis gestellt."



Dr. Lau,
Intendant des Reichssenders Königsberg i. Pr.

„Immer im Dienst an Deutschland, ist unser Grundsatz, und, soweit die Verhältnisse es zulassen, immer mitten in unserem Volk."



Dr. Bofinger,
Intendant des Reichssenders Stuttgart.

„Unser Rundfunk muß in allem und jedem ein Rundfunk der deutschen Volksgemeinschaft im tiefsten Sinne dieses Wortes sein und bleiben."



Dr. v Boeckmann, Intendant des Deutschen Kurzwellensenders.

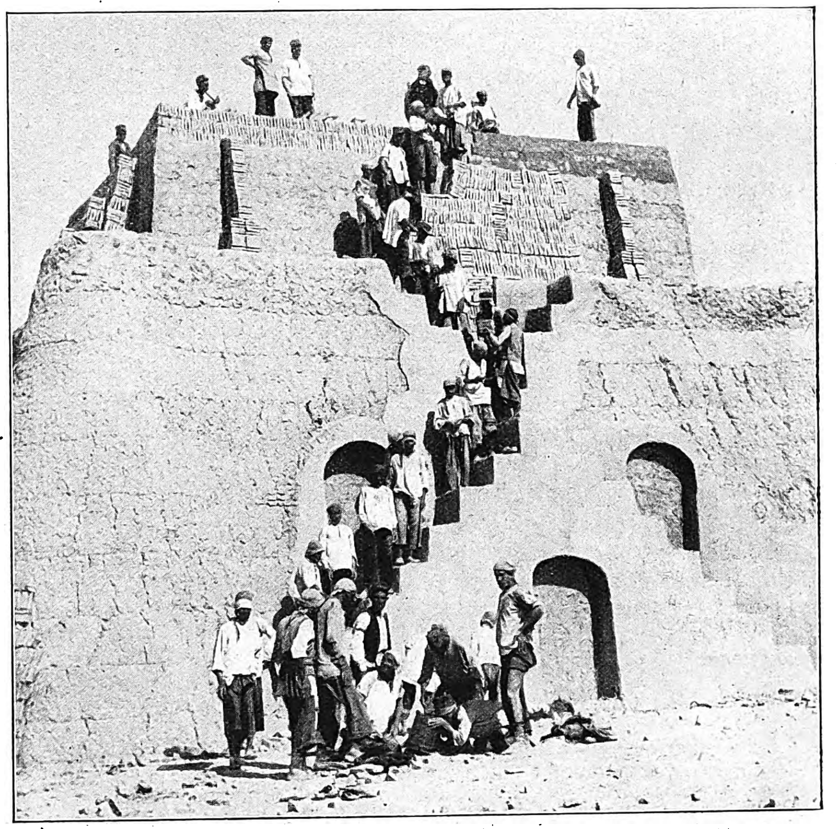
„Wie der unablässig kreisende Scheinwerfer eines Leuchtturms die Weiten des Meeres erhellt, so überstrahlen die deutschen Kurzwellen nacheinander die Erdteile Asien, Australien, Afrika, Süd- und Nordamerika. In ungezählten Lautsprechern klingt täglich die deutsche Stimme auf, dem Volksgenossen Nachrichten und Unterhaltung aus der Heimat bringend."



Blick auf die Ziegelstadt Kurepaschane. Vorne die schon ausgenutzten Lehmgruben. Im Hintergrund das Stadttor

KUREPASCHANE – DIE ZIEGELSTADT VON TEHERAN

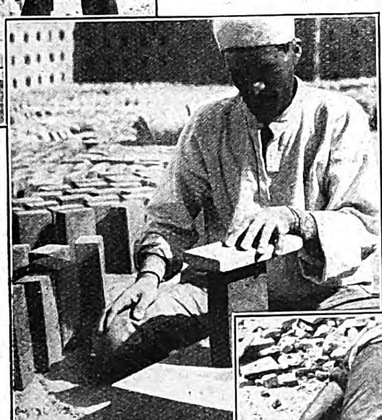
Das trockene Klima des iranischen Hochplateaus erlaubt die Errichtung reiner Lehmbauten, wie sie von der ärmsten Bevölkerung des Landes heute noch benutzt werden. Die Haltbarkeit dieser Häuser ist begrenzt und schreibt eine primitive architektonische Form des Hauses vor. Ganz andere Möglichkeiten ergeben bereits in der Sonne getrocknete Lehmziegel, die im übrigen auch zur Ausformung von reinen Lehmbauten benutzt werden. Trotzdem diese Sonnenziegel eine Lebensdauer von über 11 Jahren erreichen, war von altersher der gebrannte Ziegel das Baumaterial für Kunstbau und ist es erst recht heute, in einer Zeit, in der man in Persien beginnt, Wert auf Haltbarkeit zu legen. Aus diesem Bedürfnis heraus entstanden von jeher die Ziegelöfen, die sich infolge der steigenden Nachfrage zu einer richtigen Ziegelstadt ausdehnten, südlich von Teheran in der Steppe gelegen. Die altüberlieferte Form dieser Ziegelöfen erinnert in ihrer schönen strengen Form an ägyptische Bauten. Das Brennmaterial ist seit Jahrtausenden die Wüstendistel, die von überallher in Eselslasten herbeigebracht wird. Die Heizer sind gewöhnlich Luren, die in ihrer Heimat Luristan an besonders heißes Klima gewöhnt sind und die sich infolgedessen für diese Arbeit besonders eignen. Die Belegschaft eines solchen Ziegelofens besteht aus etwa 4 Mann, die ihre Arbeit im Akkord verrichten.



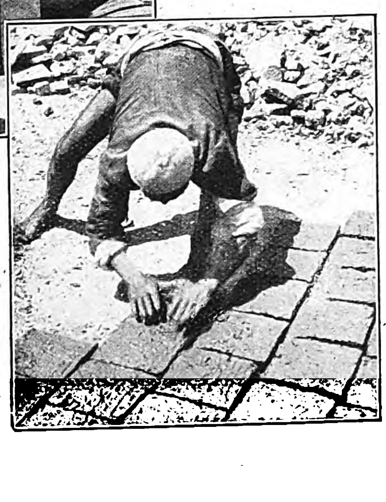
40—50 Arbeiter reichen Lehmziegel auf den Ofen, wo die Ziegel gebrannt werden.



Wasser zum Lehmbefeuchten wird mit einem Eimer aus dem Wasserloch geholt.

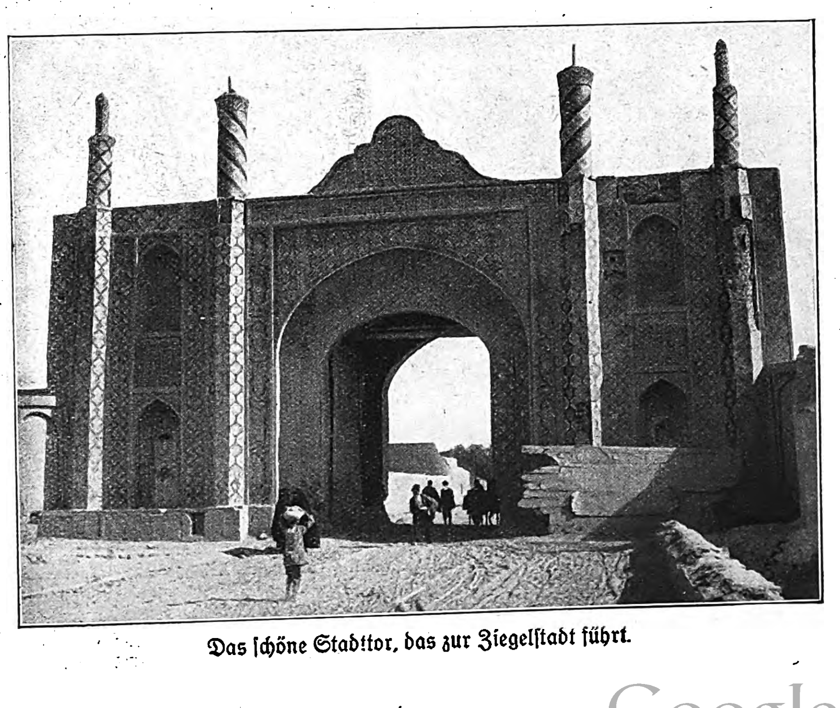


Mit einem Holzklotz werden die Ziegel in Handarbeit glattgestrichen



Aufnahmen: Associated Press

Rechts: Die Ziegel werden in die Sonne zum Trocknen gelegt



Das schöne Stadttor, das zur Ziegelstadt führt.

Jetzt bist du syn

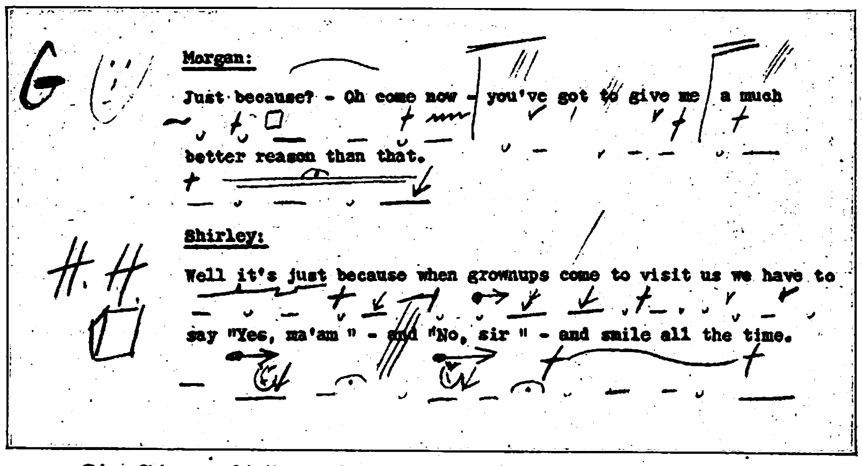
Die unbekannten

Ein Shirley-Temple-Film wird

„synchronisieren“ wird es möglich, gute, charakteristische Filme des Auslands weitesten Zuschauerkreisen in ihrer eigenen Sprache darzubieten, sogar mit sprachlichen Nuancen, mundartlichen Färbungen. Freut es etwa nicht unser Herz, wenn die Seeleute in amerikanischen Filmen gut hamburgisch „snaken“? Und auch unsere deutschen Filme können so nach derselben Methode in jedem Lande in der entsprechenden Landessprache verbreitet werden. Dazu kommt, daß durch die Ein-



Shirley Temple, der drollige kleine amerikanische Filmstar, in der Hauptrolle des Films „Lockenköpfchen“.



Morgan:

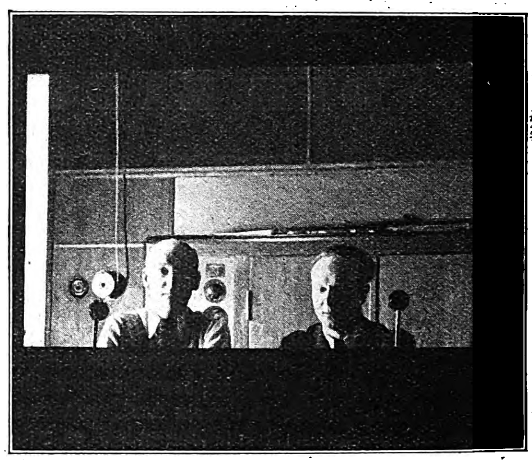
Just because? - Oh come now - you've got to give me a much better reason than that.

Shirley:

Well it's just because when grownups come to visit us we have to say "Yes, ma'am" - and "No, sir" - and smile all the time.

Die „Schnauzenschrift“, so benannt nach der Mundstellung der Darsteller. Auf diese Art wird in der Übersetzung Silbe für Silbe bearbeitet, so daß Mundstellung und Sprache auch in der neuen Sprache übereinstimmen.

Daß die Garbo, die Crawford, die kleine Shirley Temple ihre Filme in Hollywood englisch spielen und in deutschen Kinos plötzlich deutsch von der Leinwand zu uns sprechen, das ist fast wie Zauberei, nicht wahr? Zauberei ist es zwar nicht, aber ein schweres, schweres Stück Arbeit, bis so ein Film „synchronisiert“ verdeutscht dasteht. (Das griechische Wort „synchron“ bedeutet gleichzeitig, d. h. gleichzeitiger Ablauf von Ton und Bild.) Durch



Hinter der schalldichten Glaswand.
Regisseur und Tonmeister verfolgen im Abhörraum mit größter Aufmerksamkeit die Tonaufnahmen.



Vor dem abrollenden Film beginnen die Proben.
Eifriges Vorstudium ist hier noch wichtiger als bei einer Bühnenrolle, denn hier kommt es auf jede Silbe und auf jede Pause an.



Shirley-Hollywood — Carmen-Berlin.
Um der kleinen Carmen, die für Shirley Temple sprechen soll, das Einleben in die Rolle zu erleichtern, hat man sie ähnlich kostümiert.

chron, Carmen...

Helfer des Tonfilms

ins Deutsche übertragen

deutschung, die nach deutschen Erfindungen und Patenten in deutschen Ateliers geschieht, viele Volksgenossen, Künstler und Techniker Arbeit und Brot finden. Wie ungeheuer anspannend diese Arbeit ist, kann nur einer ermessen, der mittendrin steckt. Man bedenke, daß zur Fertigstellung eines normalen Films — vom Manuskript bis zur Premiere — etwa 6 Monate gebraucht werden; für die Verdeutschung des gleichen Films stehen nur ungefähr 6 Wochen zur Verfügung! Sehr intensiv muß da also gearbeitet werden, und eine unwahrscheinliche Arbeitsbesessenheit verbindet sie alle: Regisseur und Autor, Darsteller und Techniker. Der Synchron-Regisseur muß neben seiner künstlerischen Tätigkeit auch das Technische beherrschen, zudem mit einem äußerst verfeinerten Ohr für Sprachrhythmus und Stimmklang begabt sein, auf das er sich bei Auswahl der Schauspieler verlassen kann; denn die Stimmen sollen sich möglichst mit den Originalen decken. Auch Tonmeister und Schnittmeister („Cutter"), diese überaus wichtigen technischen Mitarbeiter, müssen über das gleiche verfeinerte Ohr, das gleiche rhythmische Gefühl verfügen. Sie alle, unbekannte Soldaten des Films, kämpfen im Dunkeln (auch wortwörtlich im Dunkeln, denn so schön draußen die Sonne strahlt, in die Synchron-Ateliers darf kein Laut, kein Sonnenstrahl dringen), kämpfen tagtäglich darum, daß ihre Arbeit immer vollkommener, die Illusion immer stärker wird und ermöglichen so einen Austausch der Filme von Land zu Land und damit ein tieferes Verständnis von Volk zu Volk. Dora Duenen.

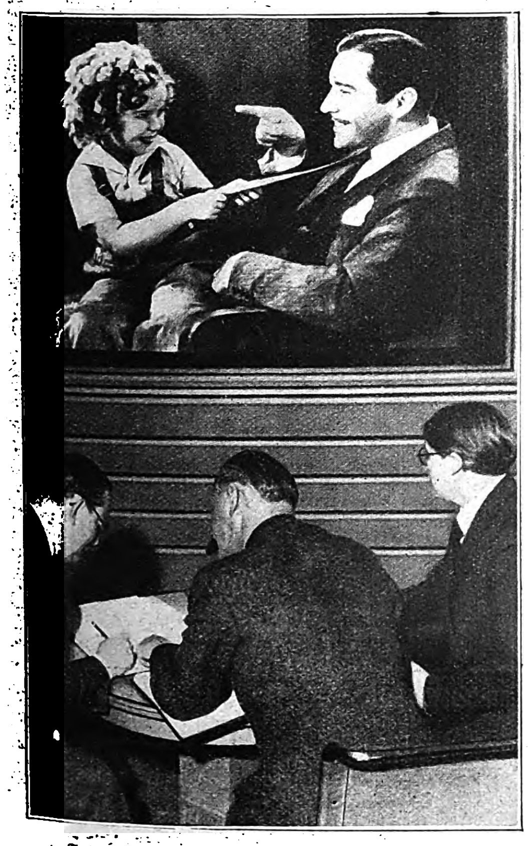


Der Regisseur dirigiert den Kinderchor, der ebenfalls im genau gleichen Rhythmus wie der amerikanische Filmchor singen, sprechen, lachen und jubeln muß.

Aufnahmen: Mauritius-Adrian.



Vor dem Allerheiligsten, dem Atelier. Kein Unbefugter, kein Laut und kein Sonnenstrahl darf hier eindringen.



Jetzt kommt das „Checken", der Feinschliff. Autor, Regisseur und Assistentin kontrollieren vor dem laufenden Film die Übereinstimmung aller Mundstellungen, Satzlängen usw.



Am Schluß: Große Filmvorführung zur Belohnung. Die Berliner Filmkinder bewundern ihre „große" Kollegin Shirley Temple und folgen begeistert dem Spiel.



Im Münchener Hofbräuhaus bei der 16-Jahr-Feier der NSDAP.

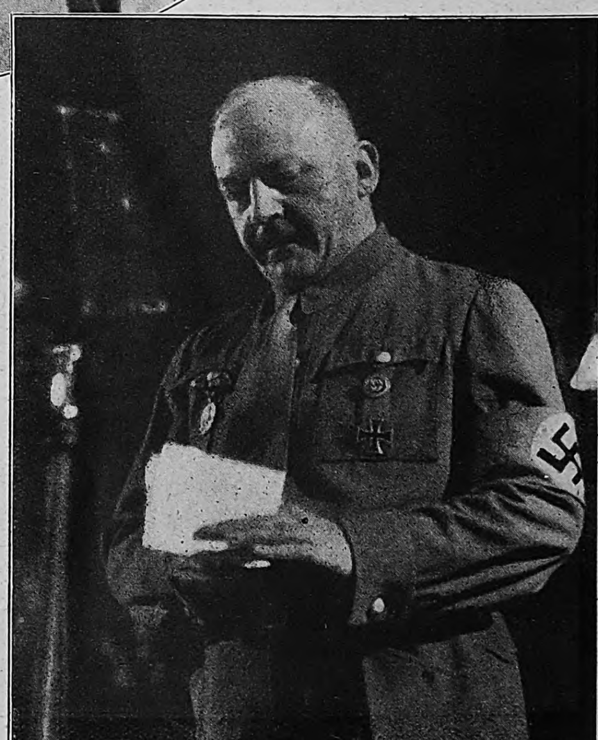
Adolf Hitler am Rednerpult bei seiner großen Rede, die er an seine alten Parteigenossen hielt. Rechts die Blutfahne des 9. November 1923.

Aufnahmen für den „JB" von Heinrich Hoffmann

Nach 16 Jahren: Gründungsfeier der NSDAP. in München



Aus dem Kreis der Teilnehmer: Reichsleiter Max Amann. Links hinter ihm Reichsleiter Bouhler, rechts Gruppenführer Weiß.



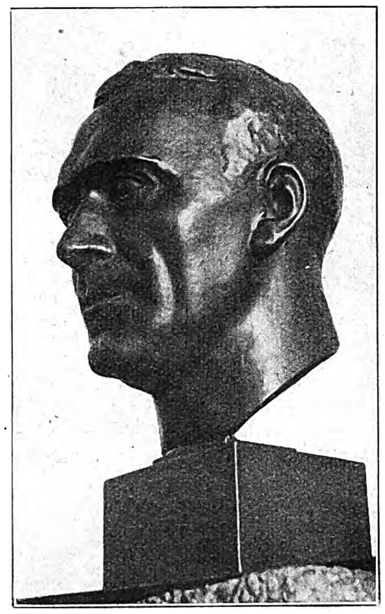
Adolf Wagner, der Leiter des Traditionsgaues, begrüßt den Führer.



Ein technisches Kunstwerk aus Stahl:
Die neue Zeppelin-Luftschiffhalle in Frankfurt am Main vor der Verkleidung. Mit der Eröffnung dieses Luftschiffhafens und eines ähnlichen in Rio de Janeiro und mit dem Einsatz des neuen Verkehrsluftschiffes „LZ. 129" wird das Jahr 1936 einen neuen Zeitabschnitt im Luftverkehr nach Übersee einleiten.



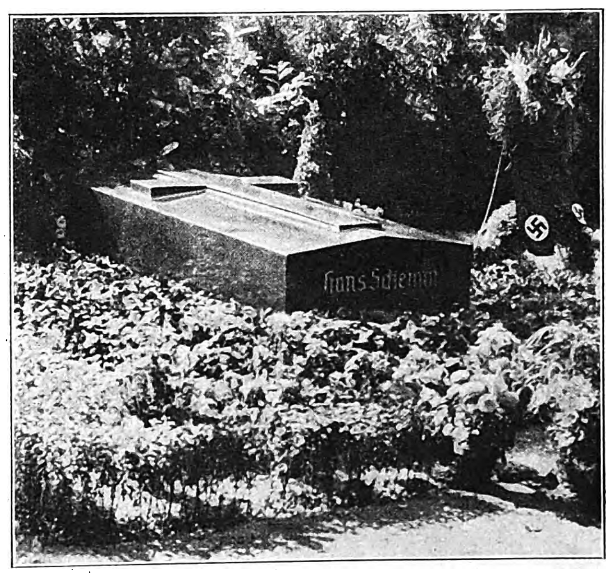
Gauleiter und Staatsminister Hans Schemm,
der rastlose Kämpfer für die hohen Ziele des Führers, entsteigt auf dem Flughafen in Kassel dem Flugzeug, durch dessen späteren Absturz er aus unserer Mitte gerissen wurde.



Hans Schemm.
Bronzebüste nach dem Leben von der Hand der Bildhauerin Hedwig Maria Ley.

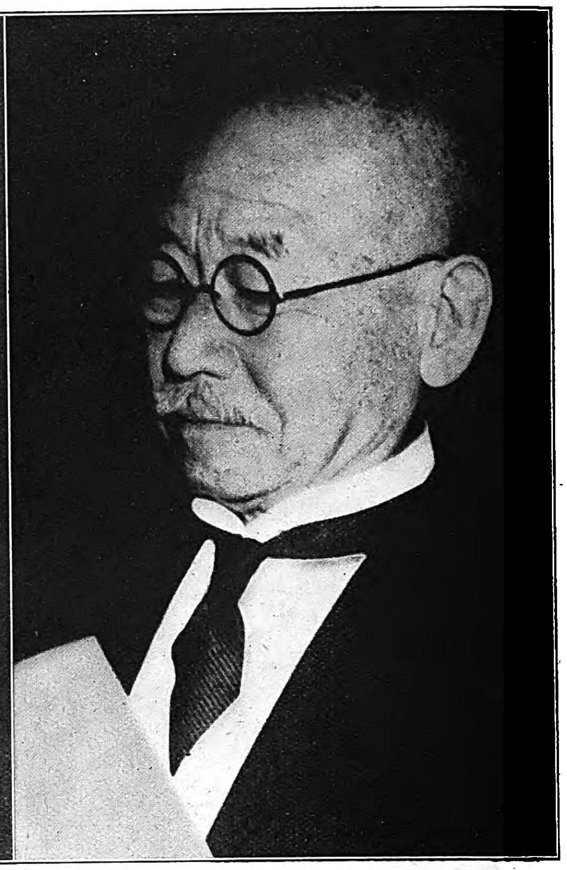


Hans Schemm war der Gründer des Nationalsozialistischen Lehrerbundes,
den er als Reichsamtsleiter führte. Die Erziehung der deutschen Jugend lag ihm am meisten am Herzen, sein sonniges und verständnisvolles Wesen gewann ihm die Seele der Kinder, in deren Mitte er weilte, wo er nur konnte.



Hier ruht der tote Kämpfer.
Auf dem Friedhof in Bayreuth, in der Nähe der Gräber von Siegfried Wagner und H. St. Chamberlain wurde die sterbliche Hülle Hans Schemms beigesetzt.





Bilder von der überraschenden japanischen Militärrevolte in Tokio.

Innenminister Goto
hat nach der Ermordung Okadas vorübergehend die Geschäfte des Ministerpräsidenten übernommen.

Finanzminister Takahashi.
Ein Greis von 82 Jahren, mehrfach Minister und Ministerpräsident, wurde von den Aufständischen erschossen.

Ministerpräsident Okada.
Ehemaliger Seeoffizier, Admiral und Marineminister, seit 1934 japanischer Ministerpräsident, wurde ebenfalls ermordet.

Aufnahmen: Presse-Photo.

Der Militärputsch in Japan hat allgemein großes Aufsehen erregt. An und für sich war eine gewisse Unzufriedenheit mit der bislang herrschenden Regierung nicht neu in den Kreisen, die die Außenpolitik Japans für nicht energisch genug ansahen und vor allem ein schärferes Vorgehen in China und gegen Sowjetrußland befürworteten. Hand in Hand damit ging die Forderung nach stärkeren Rüstungen der japanischen Armee und Marine, um die Schlagkraft der Wehrmacht möglichst zu steigern. Die in den letzten Wahlen teilweise zum Ausdruck gekommenen antimilitärischen Tendenzen dürften mit der Grund zum Putsch gewesen sein.

VOM TAGE



Am 23. Februar jährte sich zum sechsten Male die Ermordung Horst Wessels.
Stabschef Lutze legt am Grabe Horst Wessels einen Kranz nieder.
Presse-Bild-Zentrale.



Reichsorganisationsleiter Dr. Ley
bei der ersten Ausmusterung des jungen Führernachwuchses für die NSDAP. In diesem Jahre beginnt für 500 junge Nationalsozialisten die erste Ausbildung auf der Schulungsburg Vogelsang.
Presse-Bild-Zentrale.

Minister-Besuche in Polen

Die guten Beziehungen, die zwischen Polen und dem Deutschen Reich herrschen und ein schlagender Beweis für die positive Friedenspolitik des Führers sind, finden auch in freundnachbarlichen Besuchen führender Persönlichkeiten beider Länder ihren Ausdruck. In letzter Zeit weilten wiederum zwei Reichsminister zu Besuch in Polen: Ministerpräsident General Göring kam als Jagdgast des Präsidenten der Polnischen Republik in die Staatswälder von Bialowiesch, die er als eifriger Jäger auch schon früher besucht hatte. Reichsminister Dr. Frank, der Präsident der Akademie für Deutsches Recht, reiste mit seiner Gattin nach Warschau, Krakau und in die Hohe Tatra, wo er ebenfalls überall auf das liebenswürdigste empfangen wurde. Die immer schon freundlichen Beziehungen zwischen den polnischen und den nationalsozialistischen deutschen Juristen sind auch durch diesen Besuch wieder in besonderem Maße gefördert worden



Ministerpräsident General Göring, der zu einem Jagdausflug in Polen weilte, beim Verlassen der Deutschen Botschaft in Warschau mit dem Botschafter v. Moltke.

Presse-Photo.



Göring als Jagdgast des Präsidenten der Polnischen Republik inmitten der übrigen Jagdteilnehmer in den Staatsforsten von Bialowiesch.
Presse-Bild-Zentrale.





Reichsminister Dr. Frank und Gattin bei ihrem Besuch in Krakau.

Beim Verlassen der Kathedrale nach der Kranzniederlegung am Grabe Pilsudskis. Von links: Frau Frank; Dr. Lasch, Direktor der Akademie für Deutsches Recht; Reichsminister Dr. Frank; Oberstaatsanwalt Dr. Bühler, Chef des Ministerialbüros Dr. Frank; Botschaftssekretär v. Schiliha.

Bei einem Rundgang um den Wawel, das polnische Königsschloß in Krakau. Von links: Reichsminister Dr. Frank, Frau Frank, der Vizewojewode von Krakau und Frau v. Schiliha.

Privataufnahmen.



Dr. Frank und Frau bei einer Schlittenfahrt in Zakopane in der Tatra. Neben ihnen der Schlittenführer in polnischer Nationaltracht.
Associated Press.



Das Schild am Gebäude der Gauleitung in Münster i. W.

So arbeitet ein GAU



Dr. Alfred Meyer, Gauleiter von Westfalen-Nord und Reichsstatthalter in Lippe und Schaumburg-Lippe, mit seinem Adjutanten Oberbannführer Ovens.



Gaupropagandaleiter Schmidt mit seinem Pressereferenten Olrogge am Fernschreiber.



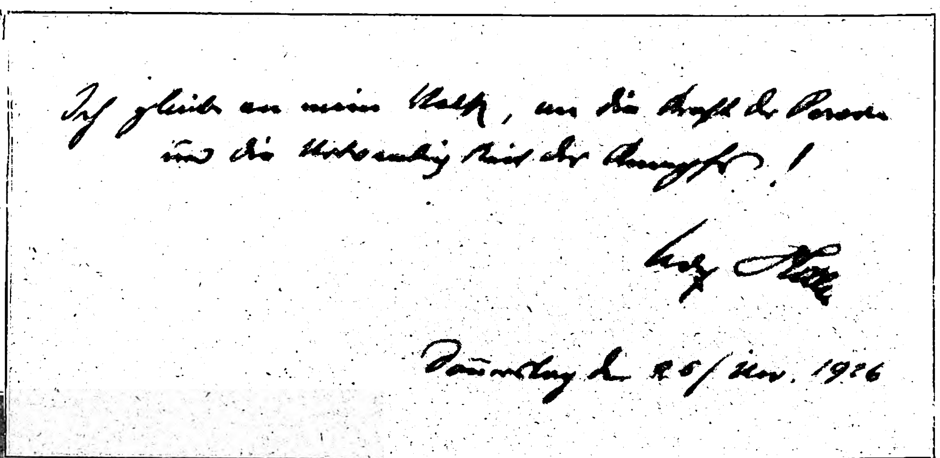
Gauleiter Dr. Meyer bei einer HJ.-Veranstaltung. Hinter ihm Gauamtsleiter Degenhard von der NSV. und Gebietsführer Langanke von der HJ.

Sämtliche Aufnahmen: Fritz Boegner.

Faksimile rechts:

„Ich glaube an mein Volk, an die Kraft der Person und die Notwendigkeit des Kampfes!
Adolf Hitler
Donnerstag, den 25. November 1926."

Diese Worte, die der Führer bei einem Besuch des Hermannsdenkmales im Jahre 1926 einschrieb, sind dem Gau Westfalen-Nord richtunggebend im Kampf gewesen, sind es noch heute und werden es allezeit bleiben.



Der Gau Westfalen-Nord mit den Regierungsbezirken Münster und Minden und den beiden Ländern Lippe und Schaumburg-Lippe ist heute in ganz Deutschland bekannt als der Gau, in dem der Kampf der Bewegung um die Macht seit der Novemberrevolte bis zum endgültigen Sieg mit besonderer Kraft geführt wurde. Damals wurde im Münsterland die „Emsrepublik" propagiert. Münster war im Winter 1918/19 der Sammelpunkt der Freikorps. In Bielefeld steht das Geburtshaus Horst Wessels, des Freiheitssängers der Bewegung; auf ragendem Berge steht der Horst-Wessel-Stein, den Westfalen eine heilige Verpflichtung und Mahnung zu selbstverständlicher Opferbereitschaft. Der Westfale ist dafür bekannt, daß, wenn er sich für eine Idee einsetzt, wenn er diese Idee in sein Herz aufgenommen hat, es dann nur eines für ihn gibt: rücksichtslosen Kampf für diese Idee. Heute kämpft der Bauer im Münster- und Minden-Ravensberger



Links: Der Führer kommt nach Lippe!

Gaupropagandaleiter Schmidt berichtet in einer Sitzung der Führer der Gliederungen über die Vorbereitungen zum Empfang Adolf Hitlers. Rechts neben Schmidt: Gauleiter Dr. Meyer, Oberstarbeitsführer Zimmermann. Nach links: Kreisleiter Wedderwille, Detmold, Gauamtsleiter Steinecke, Gebietsführer Langanke (vor diesem Standartenführer Koch) und Gaupersonalamtsleiter Bayer. Von rückwärts gesehen: Pg. Wagner-Seehofer, Organisationsleiter Reineking und Gauschatzmeister Mietz.

Pg. Dr. Meyer, der nationalsozialistische Stadtverordnete im Gelsenkirchener Stadtparlament, mit der Führung der jungen politischen Organisation vom Führer beauftragt. Der Gauleiter nahm unter den schwierigsten Verhältnissen den Kampf um die Gewinnung seiner Volksgenossen für die Idee des Führers auf. Hierbei fand er die volle Unterstützung durch seinen Stellvertreter, den Pg. Pet. Stangier, der als Grubenschlosser und Führer eines SA.-Sturmes im Herzen des roten Kohlenpotts den Nationalsozialismus verfocht und rote Kumpels zu Mitkämpfern des Führers machte, die bereit waren, das Letzte einzusetzen — und auch einsetzten.

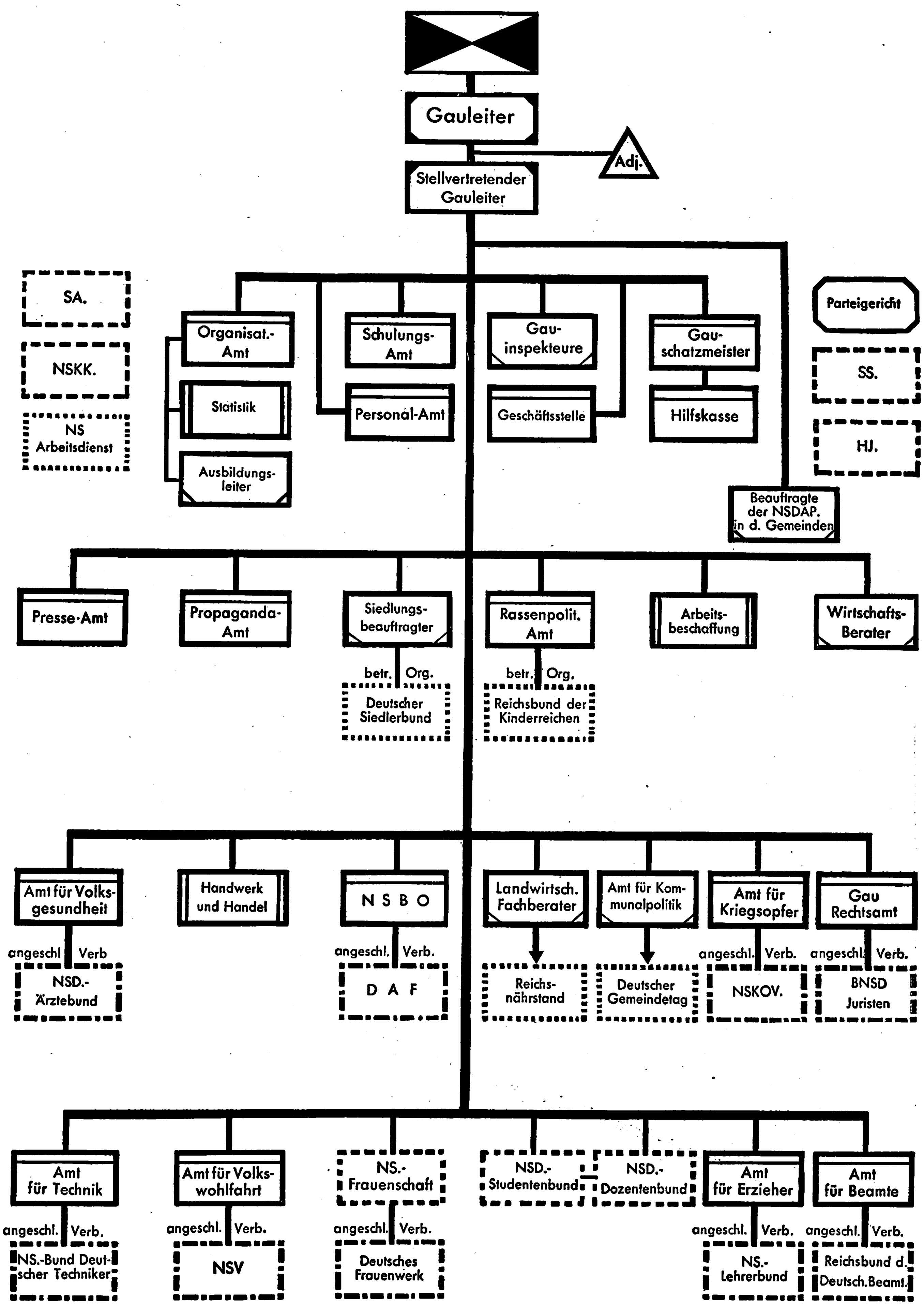
Der Gau Westfalen-Nord kann es für sich in Anspruch nehmen, daß in seinem Hoheitsbereich die Entscheidungsschlacht um den Sieg der nationalsozialistischen Idee geschlagen wurde. Bisher unbekannte Städte und Dörfer im Kipperland, in denen der Führer sprach, wurden zu Etappen auf dem letzten Teil des Marsches in die Macht. Der Lipper Wahlkampf endete mit einem überwältigenden Sieg der NSDAP. Der hier zum Ausdruck gebrachte Wille der lippischen Volksgenossen wurde symbolisch für das ganze deutsche Vaterland.

Der Kampf ging weiter. Reichs- und Gemeindewahlen am 5. und 12. März 1933 wurden zu einem Triumph über Rot und Schwarz. Aber auf den politischen Sieg mußte die Gewinnung der Herzen der ehemals gegnerisch eingestellten Volksgenossen folgen. Dieser Kampf gestaltete sich besonders schwierig dadurch, daß gerade der Gau Westfalen-Nord große Notstandsgebiete hat, in denen die wirtschaftliche Not so groß war, daß es riesiger Anstrengungen bedurfte, um hier Abhilfe zu schaffen.

Der Gauleiter und seine Männer wissen, daß noch gewaltige Aufgaben vor ihnen liegen. Sie werden sie lösen, und der westfälische Arbeiter, Bauer und Bürger wird daran mithelfen. Der Gau Westfalen-Nord ist dem Führer in seinem schweren Kampf zur Macht in unerschütterlicher Treue gefolgt. In den drei Jahren, in denen der Nationalsozialismus an der Macht ist, wurde dieser Sieg zum Segen des Gaues ausgenutzt. Die Partei wird weiterhin alles tun, um die gesteckten hohen Ziele zu erreichen. Richtunggebend in der Zukunft wird nach wie vor das Wort des Führers sein, welches er im Jahre 1926 in das Gästebuch auf der Grotenburg schrieb:

„Ich glaube an mein Volk, an die Macht der Person und an die Notwendigkeit des Kampfes!"

Stab des Gauleiters



Sämtl. (m. Linien verb.) Dienststellen bzw. Dienstst.-Inh. untersteh. d. Gauleiter disziplinär

So arbeitet ein Gau:

Schematische Übersicht über die Parteidienststellen eines Gaues der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.

Der Gauleiter hat mit allen Gliederungen der Bewegung ständige Fühlung zu halten. Eine straff durchgeführte Organisation sorgt für reibungslosen und möglichst zeitsparenden Verkehr der zahlreichen Dienststellen aller Art mit der Gauleitung.



Frühling und Märzsonne über dem Skiparadies.
Nach der Abfahrt von hoch droben findet sich der Skifahrer auf einer Krokus-Wiese.
Aufnahme: Emil Zeitz.

E. V. VON RUDOLF:

Georg Ritter von Schönerer

Der Vater des politischen Antisemitismus

VON EINEM, DER IHN SELBST ERLEBT HAT



Georg Ritter von Schönerer
als Dreißigjähriger im Jahre 1872 bei Eintritt in das politische Leben

Von heißer Liebe zu seinem Volke erfüllt, suchte er bessere wirtschaftliche Verhältnisse anzubahnen, und es gehörte die gewaltige Kraftnatur eines Schönerer dazu, in jenen Zeiten ganz allein den Kampf gegen alle Schädlinge des deutschösterreichischen Volkes zugleich aufzunehmen, gegen die Krone, gegen die Regierung, gegen ein korruptes Parlament, gegen Gesetzesbruch und Vergewaltigung, gegen das Judentum, gegen die jüdische Presse — die sogenannte 7. Großmacht — und endlich gegen die Klerikalen. Zu jener Zeit entstanden die berühmten, für seine Taktik richtunggebenden Worte:

„Nicht liberal, nicht klerikal, sondern national!"

Die Judenpresse überbot sich in wüsten Hetzereien, in geifernden Verhöhnungen und Beschimpfungen gegen Schönerer. Es gab keine schändliche Eigenschaft oder Tat, die ihm nicht zugeschrieben wurde. Selbst die Namen seiner Frau und seiner Kinder wurden in den Kot gezerrt. Dann wieder wurde seine Tätigkeit in verlogener Weise darzustellen versucht oder zeitweise überhaupt totgeschwiegen.

Er aber hielt stand wie kein zweiter. Mutig und unverzagt führte er als einzelner den Kampf gegen das allmächtige Judentum weiter, getreu dem weitbekannten Worte, das er damals prägte: „Wir Nationalen betrachten den Antisemitismus als einen Grundpfeiler des nationalen Gedankens, als Hauptförderungsmittel echt volkstümlicher Gesinnung, somit als die größte nationale Errungenschaft dieses Jahrhunderts!"

Er scheute auch nicht den Haß und die Rachsucht der habsburgischen Hofkreise. Es waren Worte, die von einer Begeisterung zeugten, die nur einem Schönerer innewohnen konnte: „Ich bin davon überzeugt, daß Mutter Germania auch der Deutschen in Österreich in deren Bedrängnis gedenkt, und daß sie bei allen errungenen Früchten des unsterblichen Erntejahres von 1870 die neun Millionen deutscher Stammesbrüder in Österreich der Verzweiflung und der Hoffnungslosigkeit nicht überlassen wird!"

Schönerer fand nach der Schilderung eines seiner Getreuen immer wieder den Mut, ein befreiendes Wort ins Volk zu rufen und es zu mahnen, sich des unschätzbaren Gutes seines Volkstums bewußt zu werden. Er war der Gründer der Alldeutschen Bewegung, der Verkünder des deutschen Einheitsgedankens, des Rassenantisemitismus und der „sozialen Reform". Er war der Anwalt des deutschen Bauerntums, er setzte sich aber ebenso tatkräftig für die Arbeiter ein, um diesen ein menschliches Dasein und den Ertrag ihres Fleißes gesetzlich zu sichern.

Oft wurde dem unerschrockenen Mann seine Einseitigkeit vorgeworfen. Er aber erwiderte: „Es ist allerhöchste Zeit, einseitig deutsch, nur deutsch zu sein — es ist endlich notwendig, alle Rücksichten und jedes Zartgefühl für das Fremdstämmige fallen zu lassen und nur einzig auf das Deutsche Volk bedacht zu sein!"

Er wollte, daß das Volk deutsch fühle, in jeder Sache und zu jeder Zeit. Nur ihm ist es zu danken, daß aus dem deutschen Ostmarkvolke nicht ein „österreichisches Volk" gedrechselt wurde, wie es die damaligen Machthaber wünschten. Er hat die deutschösterreichischen Massen aufgerüttelt und zum völkischen Bewußtsein gebracht.

Gewaltmaßnahmen und Knebelungspolitik der österreichischen Regierung gegen Schönerer und seine Anhänger.

Seit der Niederlage von 1866 wurde die tausendjährige Kulturgemeinschaft mit dem Deutschen Reiche von den maßgebenden Kreisen Österreichs immer mehr vernachlässigt. Der Bismarckhaß gehörte zum guten Ton eines schwarz-gelben „Patrioten", die volksdeutsche Gesinnung galt als „Preußenseuchelei" und „Hochverrat", und die hochgehende nationale Bewegung wurde mit allen Mitteln niedergehalten. Krone, Regierung und Judentum standen verständnisinnig vereint gegen die Deutschen.

Unter dem Ministerpräsidenten Graf Taaffe war ein ganz einzig dastehendes System brutaler Fesselung jeglicher Presse-, Vereins- und Versammlungsfreiheit gegenüber den verhaßten Nationalen in Österreich entstanden.

Eine kleine Auslese aus den Früchten dieser Knebelungspolitik, mit welcher man den nationalen Gedanken bei den Deutschen Österreichs niederstampfen wollte, bietet Eduard Pichl in seinem vierbändigen grundlegenden Werke: „Georg Schönerer und die Entwicklung des Alldeutschtums in der Ostmark", das auch sonst wegen seiner ausgezeichneten und eingehenden Darstellung diesem Berichte als Hauptquellenwerk diente.

Auf einem Festkommers des „Deutschen Schulvereins" in Graz hatte ein Redner ein Hoch auf Bismarck ausgebracht. Er wurde in Anklagezustand versetzt, weil es „verdächtig sei, daß er einen deutschen und nicht einen österreichischen Minister gefeiert habe"! Obwohl in der Rede keine strafbare Wendung enthalten war, hätte nach Ansicht der Polizei „doch jemand vermeinen können, die Rede enthalte Hintergedanken, welche gegen die österreichische Regierung gerichtet sein könnten"! Der Angeklagte wurde mit 14 Tagen Arrest bestraft.

Ein Büchlein „Feinde deutscher Turnerei" wurde beschlagnahmt, weil nicht weniger als vierzehn Stellen als „gegen das jüdische Volk aufreizend" befunden wurden.

Ein Gauturntag wurde verboten, weil die Gauleitung ihren Vereinen empfahl, bei Aufnahme neuer Mitglieder auf echte deutsche Stammeszugehörigkeit streng Rücksicht zu nehmen.

Schönerer richtete einmal an eine studentische Korporation in Graz folgenden Drahtgruß:

„Wir ruh'n nicht eher aus im Kampfe,
Bis auch die letzte Scholle frei,
Östreich wieder deutsches Land ist
Und frei von Judentyrannei!"

Dieses Telegramm wurde beschlagnahmt, worauf Schönerer wiederum drahtete: „Mein heutiges Telegramm beschlagnahmt. Ein heiteres Prosit sendet der unveränderliche Schönerer!"

Auch dieser Drahtgruß wurde mit Beschlag belegt. Hierauf telegraphierte er neuerdings: „Meine beiden Depeschen beschlagnahmt, worüber ich natürlich sehr erschrocken bin!"

Dieses Telegramm wurde schließlich durchgelassen!

Ein anderes Mal drahtete Schönerer an einen Grazer nationalen Verein: „Nicht nur unsere deutsche Sprache muß von fremden Wörtern gereinigt und gesäubert werden, sondern es ist zu gleicher Zeit auch wichtig, mit wetterharter Zähigkeit und altgermanischer Tatkraft die echtdeutschen Rechte, die gut deutsche Eigenart und Sitte, das heimische Wesen zu schirmen, zu schützen, zu festigen und zu erhalten und den Grund und Boden nicht in den Besitz von Fremdlingen übergehen zu lassen. Germania beschütze uns davor, daß unsere Nachkommen zu Knechten von Slawen und Juden werden!"

Diese Depesche wurde nicht zur Beförderung zugelassen und ebenso eine andere, in welcher Schönerer an die Dingelstedtschen Worte erinnerte:

„Wohin ihr faßt, ihr werdet Juden fassen,
Allüberall das Lieblingsvolk des Herrn.
Geht! Sperrt sie wieder in die alten Gassen,
Eh' sie euch in ein Christenviertel sperr'n!"

Ein Drahtgruß an Fürst Bismarck wurde ohne Angabe der Gründe verboten.

Im Jahre 1888 wurde die Grazer Burschenschaft „Frankonia" aufgelöst, weil sie ihre Bude mit schwarzweißroten Fahnen ausgeschmückt hatte; ebenso 1889 die Grazer Burschenschaft „Stiria", weil sie das Lied „Heil dir im Siegerkranz!" auf der Kneipe sang.

Bei der Schlußfeier einer anderen Grazer Burschenschaft forderte der Regierungsvertreter in barschem Ton, daß die im Saale aufgestellte Germaniastatue und ein Bild des Niederwalddenkmals sofort entfernt werden, da er derlei „Demonstrationen" nicht dulden könne.

Karten und Programme mit den in österreichischen nationalen Kreisen allgemein üblichen Aufschriften: „Juden ist der Eintritt verboten!" wurden regelmäßig beschlagnahmt, und Veranstaltungen von großen Festen nur dann gestattet, wenn „den Juden der Eintritt nicht verwehrt und gegen sie ein zuvorkommendes Benehmen an den Tag gelegt werde!"

Die nationalen Zeitungen wurden immer wieder mit Beschlag belegt, die Pressefreiheit — selbstverständlich nur für diese Zeitungen — unterbunden. Nationale und Antisemiten wurden wie gehetztes Wild ohne Unterlaß verfolgt, einfache Rufe oder auch nur kurze Bemerkungen, das Tragen von Kornblumen, das Heben der Hand, der Besitz eines Bildes oder einer Büste Schönerers oder auch nur eines nationalen antisemitischen Gedichtes genügten, um Verhaftungen vorzunehmen und Geld- und Kerkerstrafen über die „Übeltäter und Verbrecher" zu verhängen. Die Wachorgane scheuten vor Schmähungen und Provokationen und vor brutalen Ausschreitungen in Ausübung ihres Dienstes gegen die wehrlose Bevölkerung nicht zurück, wogegen die geringste „Wachebeleidigung" mit noch exemplarischeren Strafen bedacht wurde.

Das Naderertwesen — „Naderer" war ein aus dem Revolutionsjahr 1848 stammender verächtlicher Ausdruck für „Angeber" — und das Spitzeltum blühten wie zur absolutistischen Zeit Metternichs und Sedlnitzkys, die Nationalen wurden auf Schritt und Tritt überwacht, Detektive in den verschiedensten Verkleidungen umlauerten sie, das Briefgeheimnis wurde nicht mehr gewahrt und so weiter.

Schönerer der „Drachentöter"!

Anfangs spottete die Judenpresse über Schönerer und nannte ihn höhnisch den St. Georg von Zwettl. Aber bald sollte sie zu ihrem Mißvergnügen erfahren, daß Schönerer wirklich ein Drachentöter eigener Art war. Ein Drachentöter der Korruption, aber gleichzeitig auch einer, der gegen alle Unterdrückung und Knechtung des arbeitenden Volkes mit unvergleichlichem Mute ankämpfte. Er machte alle Gegner des unverfälschten deutschen Gedankens und des von ihm ersehnten Alldeutschlands erzittern, weil er auch in den gefährlichsten Kämpfen nie zurückwich. Er hatte etwas, was nur die wenigsten besaßen, nämlich reine Hände, und hat immer wieder unter Beweis gestellt, daß Politik den Charakter durchaus nicht verderben müsse. Robert Hamerling hat ihn einmal mit einem berühmt gewordenen Worte als „ein Charakterauge auf der politischen Bettelsuppe" bezeichnet!

Furchtlos wie St. Georg rief Schönerer am 18. Dezember 1878 angesichts aller Abgeordneten der entsetzten österreichischen Regierung zu: „Immer mehr und mehr, immer lauter und lauter hört man in den deutschen Kronländern Österreichs den Ruf: „Wenn wir nur schon zum Deutschen Reiche gehören würden!"

„Denn", so setzte er später hinzu, „im Staate Österreich ist nunmehr schon beinahe alles faul!"

Vergeblich suchten ihn seine Gegner mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln unschädlich zu machen. Seine Getreuen, deren Meinung er so offen und unverblümt heraussagte, jubelten ihm zu, und in hellen Scharen strömten immer wieder neue Anhänger zu seinen Fahnen. Als er den Kampf gegen das Judentum aufgenommen hatte, stellten sich auch weite Kreise des Bürgertums und des Landvolkes, vor allem auch die Studenten und Turner in Massen auf seine Seite. Damit wurde Schönerers Kampf zu einem gewaltigen Ringen um eine Weltanschauung!

Damals schon und sein Leben lang stand Schönerer zwischen Haß und Liebe: von den Alten und Konservativen, von den höfischen Speichelleckern, Juden, Römlingen und überhaupt von allen Deutschfeinden gehaßt und verfolgt, von den Jungen und allen wahrhaft guten Deutschen glühend geliebt und verehrt.

Aber unbekümmert um Liebe oder Haß ging er seinen Weg, unbekümmert darum, daß anfangs nur wenige zu ihm standen, auf der anderen Seite aber eine erschreckende Übermacht gegen ihn vereinigt war: die deutschfeindlichen Parteien, die Regierung, die Krone und die gesamte jüdische, klerikale und liberalistische Presse, er tat allezeit das, was er als seine völkische Pflicht ansah.

Im Jahre 1883 hat Schönerer sein weitbekanntes „Linzer Programm" veröffentlicht, jene mustergültige Schöpfung auf staatsrechtlichem, politischem und wirtschaftlichem Gebiete, dessen Durchführung einzig und allein eine Gesundung und Rettung Österreichs hätte herbeiführen können. Mit seinem scharfen Abwehrkampf gegen die Entnationalisierung, gegen Kapitalismus und Judenpresse, gegen den römischen Jesuitismus hatte er von Anbeginn die ganze deutsche Jugend Österreichs hinter sich. Mit seinen Vorschlägen zur Abtrennung Galiziens, der Bukowina und Dalmatiens wollte er ein deutschgerichtetes Österreich schaffen, das dann Bundesland des Deutschen Reiches werden sollte, wollte Deutsch als Staatssprache durchsetzen, alles Störende aus dem Volksganzen entfernen und damit eine Reinigung und Erneuerung des Deutschen Volkes in Österreich ermöglichen.

Wäre Österreich im Sinne Schönerers deutsch geworden, so wäre das Bündnis mit Österreich für Deutschland nicht zum Verhängnis geraten, und es wäre niemals zu einer Einkreisung des Reiches gekommen.

Schönerers Kampf gegen Rothschild und die Nordbahnjuden.

Was ungestümer Kampfesmut und kompromißloses Draufgängertum auch nur eines einzelnen Mannes ausrichten kann, bewies der siegreiche Kampf Schönerers gegen den allmächtigen Rothschild und die mit ihm verbündeten Nordbahnjuden. Als die österreichische Regierung im Jahre 1884 die Nordbahn-Privilegien zugunsten Rothschilds und seiner jüdischen Genossen, aber sehr zu ungunsten des österreichischen Staates verlängern wollte, entfachte Schönerer gegen dieses korrupte Projekt eine Gegenbewegung, die sich bald zur mächtigen Volksbewegung auswuchs.

Man denke: Rothschild und seine Verbündeten, unter denen neben den fettesten Geldjuden auch die verschiedensten hochgestellten Persönlichkeiten waren — selbst der Kaiser und Erzherzog Albrecht befanden sich mit großen Paketen von Nordbahn-Aktien in dieser sauberen Gesellschaft! — auf der einen Seite, auf der anderen aber Schönerer ganz allein! Trotz allem trug seine mit kühnem Mute geführte gute Sache endlich doch den Sieg gegen die Erbärmlichkeit und Niedertracht, gegen Eigennutz und Volksausbeutung davon.

Ein geharnischter Satz aus seiner großen, im ganzen Ostmarkvolke mit Jubel aufgenommenen Anklagerede ist als kennzeichnend für Schönerers Wesensart und Kampfestrotz unvergeßlich geblieben. Nachdem er die Käuflichkeit der jüdischen Regierungspresse gebrandmarkt hatte, faßte er sein Urteil über sie in folgende Worte zusammen: „Von dieser von mir auf Grund von Tatsachen charakterisierten Schmutz- und Schandpresse angegriffen und verhöhnt zu werden, ist eine große Ehre, die mir glücklicherweise schon oft widerfahren ist und hoffentlich noch oft widerfahren wird. Es ist denn aber auch, bildlich gesprochen, kein Berg der deutschösterreichischen Alpenländer so hoch und so groß, daß er der Größe der Verachtung entsprechen könnte, die ich gegenüber diesen volksfeindlichen korrupten Zeitungsschreibern empfinde!"

Und er schloß seine Rede, mit der er die Entscheidung gegen die Regierung erzwang, mit den berühmten Worten: „Ich kann als unbedingt nationaler Deutscher und — die Polizei wird vielleicht wissen, daß die Anzahl meiner Anhänger eine große ist — im Namen meiner Gesinnungsgenossen erklären, daß dies wohl unser letzter Versuch sein wird, die Ehre des österreichischen Staates zu retten. Um unsere Zukunft als Angehörige der großen Deutschen Nation braucht uns ja unter keinen Umständen jemals bange sein!"

Der Regierung blieb schließlich nichts anderes übrig, als die von Schönerer als staats- und volksfeindlich gebrandmarkte Vorlage zurückzuziehen. Die schon für sicher gehaltene Beute entglitt den Händen der geldgierigen Manichäer, und sie mußten zähneknirschend ein anderes Übereinkommen abschließen, das dem Staate und damit dem Volke den Riesenbetrag von über 300 Millionen Gulden einbrachte!

Schönerer als Anwalt des schaffenden Deutschen Volkes in Österreich.

Es läßt sich denken, wie der Haß gegen den mutigen Mann stieg, der es wagte und auch zustande brachte, den höchstgestellten Kreisen samt Anhang ein so glänzendes, wenn auch auf Kosten des Volkes beabsichtigtes Geschäft zu stören. Der Mann wurde dem verlotterten österreichischen Staate gefährlich! Er wurde, wie der alldeutsche Abgeordnete Franz Stein einmal sagte, gefährlich deswegen, weil er die Wahrheit sprach, weil er Ungesetzlichkeiten auf allen Gebieten bekämpfte, weil er die Jugend um sich scharte und ein Hort der Gerechtigkeit und eine Zufluchtsstätte aller Bedrückten war; gefährlich aber auch, weil er den reinen völkischen Rassenantisemitismus in die breiten Volksmassen trug, weil er ohne Unterlaß auf die Zugehörigkeit des Ostmarkvolkes zum Deutschen Reiche wies, weil er das Wirken und Handeln des Fürsten Bismarck, dieses großen Deutschen, kennen und verstehen lehrte und dadurch den Bismarckhaß von 1866 in eine glühende Bismarckverehrung in Österreich wandelte, und schließlich deswegen, weil er, wie ein hoher Staatsfunktionär einmal mit Bedauern feststellte, mit seinen Ansichten immer recht behielt!

Im Jahre 1883 beantragte Schönerer im Parlamente, man möge dem Kaiser nahelegen, aus seiner ihm vom Staate zugebilligten hohen „Apanage" jährlich auf eine Million zugunsten einer Arbeiter-, Invaliden- und Altersversorgungskasse zu verzichten.

Das Abgeordnetenhaus antwortete mit den Entrüstungsrufen:

„Pfui!" „Unerhört!" „Wort entziehen!"

Der Appell Schönerers an den Hof, ein verhältnismäßig kleines Opfer zu bringen — Kaiser Franz Joseph gehörte mit dem russischen Zaren bekanntlich zu den reichsten Männern Europas! —, wurde mit Stillschweigen überhört.

Besonders unangenehm war den maßgebenden Kreisen auch Schönerers in der damaligen Zeit einzig dastehendes Wirken auf sozialem Gebiete. In einem Zeitabschnitte, in welchem nach einem Ausspruch Franz Steins Österreich sozial noch ebenso rückständig war wie Kamtschatka und die Auswirkungen der liberalistischen Richtung den Fabrikarbeiter zum Lohnsklaven herabdrückt, war es Schönerer, der mutig, volks- und menschenfreundlich für den Arbeiter eintrat. Als erster beantragte er im Reichsrate Gesetze über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter, über die maximale Arbeitszeit — es wurden damals Arbeitszeiten von 12 bis 13 Stunden täglich verlangt! — über die Sonntagsruhe, über Mindest-Arbeitsentlohnung, über sanitäre Ordnung in den Fabriken, über Altersversorgung und Krankenunterstützung, über ländliche Wohlfahrtspflege, über genossenschaftlichen Selbstschutz und noch über vieles andere.

Alle diese Anträge und Anregungen Schönerers, die etwas völlig Neues, nie Dagewesenes darstellten, wurden teils aus Unverstand, zum Teil weil sie von ihm stammten, regelmäßig niedergestimmt oder unter „allgemeiner Heiterkeit" abgelehnt, wenn auch viele derselben nach Jahren als Regierungsvorlagen wiedererstanden, selbstverständlich ohne Namensnennung ihres geistigen Urhebers.

Wiederholt wies Schönerer darauf hin, daß die soziale Frage nicht mit Unterdrückungsmaßnahmen gegen die Arbeiterschaft, sondern nur auf dem Wege der sozialen Reformen gelöst werden könne, wie solche in der berühmten sozialen Botschaft Kaiser Wilhelms I. unter Bismarck am 17. November 1881 gezeigt worden waren.

Schönerer trat eben bei jeder Gelegenheit und stets mit größter Entschiedenheit für das ein, was er für recht erkannt hatte, und bekämpfte das, was er für schädlich hielt. Er war ein leidenschaftlicher und unnachgiebiger Streiter.

Von seinem Stammsitz, Schloß Rosenau, ließ er Millionen von Flugschriften unentgeltlich und auf seine Kosten hinausgehen. Aber eine Million Gulden hat er auf diese oder ähnliche Weise zur Unterstützung von Gesinnungsgenossen, zur Hilfeleistung für Familien in Bedrängnis, deren er Hunderte vor dem Untergang



Georg Ritter von Schönerer mit seinem Sohn Georg († 1918) im Jahre 1904 vor seinem Stammsitz Schloß Rosenau in Niederösterreich.

rettete, und für andere völkische Zwecke geopfert: es war ein namhafter Teil seines Gesamtvermögens.

So jubelten ihm unzählige dankbare Arbeiterherzen entgegen, während er von den jüdischen Führern der bald darauf gegründeten internationalen Sozialdemokratie und deren jüdischer Presse unflätig beschimpft und angefeindet wurde, als er schließlich auch ihnen gefährlich erschien.

Am großen Bauerntag im Jahre 1886 sprach Schönerer im Sophiensaale in Wien zu mehr als 3000 Bauern. In überzeugender Weise führte er aus, daß der Landmann die Wurzel des Volkstums bilde, daß die festeste Stütze einer Nation immer in einem ansässigen und kräftigen Bauernstande liege. Dann fuhr er fort: „Auch von den Vorfahren unserer deutschen Bauern und von deren Nachkommen gilt der Spruch aus unseres deutschen Schillers „Tell“:

„Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Fleiß — den alten Wald,
Der sonst der wilden Bären Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt,
Die Brut des Drachens haben wir getötet,
Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg,
Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
Die ewiggrau um diese Wildnis hing —
Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden!“

„Und unser Grund und Boden“, rief Schönerer mit Donnerstimme in den Saal, „soll auch weiter im Besitz der Deutschen bleiben und nicht in das Eigentum nomadisierender Völkerschaften übergehen!

Ich werde Ihnen erzählen, wie die jüdischen Güterschlächter selbst über ihr schändliches Treiben denken: Ein mährischer Jude, der wieder einmal einen Bauernhof erbarmungslos ausgeschlachtet und den früheren Besitzer samt Familie daraus vertrieben hatte, sagte zum Notar auf die Frage, ob er denn kein Mitleid mit seinen Opfern habe, mit zynischem Lächeln: „Was wollen Sie? Wir Juden sind wie die Häckselmaschine, die auf dem Hofe steht: oben kommt der Bauer hinein und unten kommt der Proletarier heraus!“

Wundern Sie sich daher, daß ich auf den vorwurfsvollen Einwand eines Judenfreundes: „Aber bedenken Sie: Juden sind doch auch Menschen!“ kurz und bündig antwortete: „Ja — Schakale, Hyänen und Wölfe sind auch Tiere!“

Ungeheurer Jubel folgte diesen Worten, der sich dann ins Endlose steigerte, als Schönerer seine Rede mit den zündenden Worten schloß: „Europa gehört dem arischen Volke, und dieses Eigentumsrecht darf nicht verletzt und unser vaterländischer Grund und Boden nicht zum Tummelplatz für herrschsüchtige, feindliche, volksvergiftende, nomadische und semitische Elemente werden!

Wenn wir Nationalen auch jetzt nur Rufer in der Wüste bleiben, dann werden doch gewiß aus unseren Gebeinen dereinst die Rächer erstehen!

Arische Volksgenossen! Deutsche Stammesbrüder! Tut eure Pflicht und seid fest wie Fels und Erz!“

Bei einer anderen Gelegenheit prägte Schönerer ein Wort über den gierenden und raffenden Juden, das in seiner Treffsicherheit bald Gemeingut des gesamten arbeitenden Ostmarkvolkes wurde.

Er sagte: „In früheren Zeiten sprach man, und zwar damals mit Recht, von drei Hauptständen, vom Lehrstand, vom Nährstand und vom Wehrstand. Heute ist noch ein vierter Stand hinzugekommen: der Zehrstand; nämlich jener, der nicht säet, aber doch stets reichlich erntet — und dessen Hauptvertreter ist immer und überall der Jude!“

Schönerer als Volksredner.

Schönerer war der getreue Ekkehard des deutschen Ostmarkvolkes, das er als einen wichtigen Teil der Deutschen Nation vor gänzlichem Verfall gerettet hat. Seinem heldenmütigen Wirken in Wort und Tat ist es zu verdanken, daß ein großer Teil der deutschösterreichischen Kulturschicht vor der Zerstörung bewahrt worden ist, und daß das fast schon eingeschlummerte Bewußtsein der alldeutschen Zusammengehörigkeit im deutschen Volke Österreichs wiedererweckt und endlich so stark wurde, daß es seither trotz aller Schicksalsschläge nicht mehr erlöschen konnte.

Schönerer war ein glänzender Redner, der die Massen mit sich riß, weil er sich immer natürlich gab. Sein getreuer Freund Franz Stein verglich ihn mit dem irischen Volksredner O'Connel, von dem ein Geschichtsschreiber einmal sagte: „Wenn er weinte, weinte das Volk mit ihm, wenn er grollte, dann verzerrten sich die Gesichter seiner Zuhörer im Zorn, wenn er drohend die Faust gegen die Gegner seines Volkes erhob, dann griffen die Zuhörer nach ihren Waffen. Wenn er sie der Lässigkeit schalt, dann senkten sie gedrückt das Haupt, wenn er sie zum Kampf aufrief, dann brauste einem Sturme gleich der Zornesruf der Masse!“

Die größten Säle Wiens waren zu klein, um die Massen zu fassen, die kamen, wenn Schönerer mit seinen Feinden, mit den Feinden des deutschösterreichischen Volkes Abrechnung hielt, wenn er in seinen unvergeßlichen Reden die jüdische Presse und deren Unmoral und Niedertracht geißelte.

Aber nicht nur die hinreißende Redegewalt, auch die Macht der Dichtkunst stand diesem seltenen Manne bei seinem Kampf um die Gewinnung der Massen für die heilige deutsche Sache zur Verfügung. Wie packte er seine atemlos lauschenden Zuhörer, als er einmal eine Rede also begann:

„Nicht euer Herz zu stählen komm' ich, Freunde:
Ich bin kein Redner, wie es „mancher“ ist!
Nur, wie ihr alle wißt, ein deutscher Mann,
Dem Volk ergeben — und das wußten die
Gar wohl, die mich gebeten, heute hier zu reden.
Ich habe weder Witz noch Wort, noch Gaben,
Noch Kunst des Vortrags, noch die Macht der Rede,
Der Menschen Blut zu reizen: nein, ich spreche
Nur gradezu und sage, was ich weiß.
Ich zeige euch des deutschen Volkes Wunden,
Die armen stummen Munde, und heiße die
Statt meiner reden! — Aber wär' ich mehr und größer,
Dann gäb' es einen, der die Geister schürt'
Und jeder Wunde eine Zunge lieh, die selbst
Die Steine Wiens zum Aufstehn würd' empören!“

Oder ein anderes Mal, als er vom teuren heißgeliebten deutschen Vaterlande sprach und in tiefer Bewegung seine Rede mit den Worten schloß:

„Was gab der Jude dir, mein Vaterland,
Daß du ihm liebreich wurdest, Vaterland?
Fühlst du denn nicht, wie er mit schnöder Sucht
Dein Herzblut saugt, mein teures Vaterland?
Wie Kraft und Saft er raubt mit frechem Hohn
Und deinen Söhnen stiehlt das Vaterland,
Daß sie verlassen müssen Haus und Hof,
Und fremde Erde wird ihr Vaterland?
Der Jude gab dir nichts, er macht dich arm!
O schütze deine Söhne, Vaterland!“

Oder in einer anderen Rede:

„Ich seh' die Zeit, die herrlich großen Tage,
Wo deutsche Männer für der Einheit Band
Mit ihren Schwertern Siegesschlachten schlagen,
Und Steirer, Kärntner, Schlesier, Tiroler Land
Als höchsten Schmuck auf ihre Fahnen schreiben:
Das ganze Deutschland soll es sein und bleiben!“

(Fortsetzung folgt.)

Großfilm Attila

ROMAN VON FRANK HELLER

7. Fortsetzung.

„Ihre! Herrscher! Historisches Interesse!“ fauchte der Archäologe mit kaum verständlicher Stimme. „Als ob diese Geschichtsfälschung — genug, Sir, genug! Was mich wundert, ist nur, daß der Regisseur es nicht besser versteht!“

„Mr. Bird?“ sagte Philipp. „Der ist doch Feuer und Flamme für den Stoff. Er spricht von nichts anderem. Er brennt vor Ungeduld, aufzubrechen und mit den Aufnahmen zu beginnen. Die Drehbuchverfasser arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend an dem Manuskript, die Vertreter der Gesellschaft in Ungarn sind alarmiert, und alle Vorbereitungen dort drüben sind in vollem Gang.“

„Ah — man gedenkt —.“

„Ja! Die ungarischen Szenen sollen zuerst im Lande selbst aufgenommen werden. Die römischen Szenen werden nachher im Atelier gedreht. Man scheut weder Mühe noch Kosten, um den Attila-Film so wirklichkeitsgetreu wie möglich zu machen!“

„So? Ich wüßte nicht, was mich hindern sollte, Sie wegen wissenschaftlichen Schwindels anzuzeigen, Sir!“

„Aber abgesehen davon, daß es ein höchst spannender Film werden wird“, fuhr Philipp fort, „wird es auch ein wirklicher Kulturfilm —.“

„Kulturfilm! Schweigen Sie, ich —.“

„Der Europa und die Staaten einfach platt machen wird“, schloß Philipp ungerührt. „Das verspreche ich Ihnen in Mr. Dukes und meinem Namen! Lesen Sie in ein paar Wochen die Zeitungen, dann werden Sie sehen, ob ich die Wahrheit spreche!“

Der Archäologe stammelte einige unverständliche Worte, warf Philipp einen vernichtenden Blick zu, drehte sich auf dem Absatz herum und verschwand grußlos. Philipp sah ihm lächelnd nach und kehrte dann in das Hotel zurück, wo er eine Konferenz mit Mr. Bird hatte. Die lockte ihn aus mehr als einem Gesichtspunkt. Erstens weil Mr. Bird ein intelligenter Mann war. Zweitens weil er sich eine neue Privatsekretärin angeschafft hatte, die genau so schön war, wie eine Privatsekretärin in einem amerikanischen Film zu sein hat — nämlich Miß Helen, die rothaarige Freundin des jungen Benda, die ihre frühere Stelle unter so dramatischen Umständen verloren hatte.

11

Der Großfilm Attila.

I.

Über die weite Ebene wälzte der breite Fluß seine schweren, gelben Wagen, und an seinem Ufer erhob sich eine Stadt aus schweren, burgartigen Häusern. Über die Erntefelder der Ebene strömte warmer Sonnenschein, in Fluten, ebenso gelb und schwer wie das Wasser des Flusses. Soweit das Auge reichte, wogte der Weizen unter den segelnden Wolken. Es war eine Landschaft von großem Format, wo die Begierden der Menschen stark, aber nicht wild wurden, ihr Reichtum groß, aber nicht verweichlichend. Eine Landschaft, in der die Fruchtbarkeit der Ebene und die Wehmut der Ebene sich auch im Volkscharakter zeigten. Es war ein Land, das wohl das Ziel der Träume vieler Eroberer gewesen sein mochte. Und welche Eroberer hatte es nicht im Lauf der Jahrhunderte gesehen!

Es sah dunkle Krieger mit Schwertern, Schildern und schweren Wurfspießen, es sah blonde Männer mit runenverzierten Waffen, berauscht von Siegeswillen, und es sah kleine gelbe Männer mit zottigem Haar auf wilden Pferden — Römer, Germanen, Hunnen und viele andere in zahlloser, nie endenwollender Reihe. Jetzt ruhte es in Frieden, wie von den goldenen Fluten der Sonne und dem Wasserrauschen des breiten Stromes eingelullt. An Stelle von Waffengerassel widerhallte die Luft von Glockenklang oder erzitterte unter den Tönen klagender und jubelnder Geigen, die braune Männer spielten. Und doch war es nicht lange her, daß Waffen hier geklirrt hatten, noch schwebte in der Luft ein Echo ihrer haßerfüllten Musik — auf dieser ganzen üppigen Flachlandschaft lag ein Schatten, den die Sonne nicht verjagen konnte, der Schatten einer unauslöschlichen Unbill, einer brennenden Schmach.

II.

Mitten in der Stadt Szeged liegt das Museum, in dem man die Geschichte des Landes durch die Zeiten wie in einem aufgeschlagenen Bilderbuch verfolgen kann. Philipp Collin durchwanderte seine Säle als unwürdiger Schüler des liebenswürdigsten aller historischen Führer. Vitrine für Vitrine sprach von dem Leben der Volksstämme, die über Ungarn hingestürmt waren. Die Steinwerkzeuge der Urzeit wurden von römischen Waffen und Gedenktafeln abgelöst, ihnen folgten germanische Äxte und Schwerter, an die sich wieder Erinnerungen aus der Hunnenstadt schlossen, aus dem Regiment der Avaren — bis die ersten magyarischen Denkmäler auftauchten. Es war eine bunte, verwirrende Reihe von Illustrationen zu der Geschichte eines Landes. Der freundliche Gelehrte an Philipps Seite sprach leise, aber stolz von seinen Schätzen.

*

„Ja, auch wir Ungarn sind einmal als wilder Volksstamm in dieses Land eingebrochen“, sagte er mit einem Lächeln. „Durch hundert Jahre fürchtete und verfluchte man uns, wie man seinerzeit die Hunnen gefürchtet und verflucht hatte. Unsere Eroberungszüge erstreckten sich bis zum Atlantischen Ozean. Dann wurden wir von dem heiligen Stephan getauft, und durch fünfhundert Jahre waren wir Europas festeste Schutzwehr gegen Asiens Horden. Schließlich erlagen wir der Übermacht, aber wir befreiten uns wieder und nahmen abermals unseren Platz im zivilisierten Europa ein. Und der ist seither nur einmal ernstlich bedroht gewesen — nur wenige Jahre liegt das zurück —, Sie wissen vermutlich, woran ich denke?“

„Ich weiß es.“

„Vielleicht haben Sie aber doch keine ganz richtige Vorstellung, wie groß die Gefahr damals war. Da fehlte nicht viel, und Asien wäre auf Umwegen zurückgekommen! Béla Kun und sein Anhang waren nahe daran, das zu vollbringen, was anderen Eindringlingen nicht gelungen war. Und ein paar Tagesmärsche entfernt stand die französische Orientarmee, die uns gezwungen hatte, unsere Waffen auszuliefern, und ließ es geschehen! Ich bin kein Freund von großen Worten — aber ich möchte Sie doch bitten, sich die Gefühle vorzustellen, die uns in diesen Monaten beseelten! Keiner, der es erlebt hat, wird es je vergessen.“

„Das glaube ich Ihnen“, murmelte Philipp.

Um das Gesprächsthema zu wechseln, wies er auf eine Vitrine mit Erinnerungen aus der Hunnenzeit und sagte:

„Und Attilas berühmter Schatz? Glauben Sie, daß er je gefunden werden wird?“

Ein fröhliches Knabenlächeln erhellte das Gesicht des Gelehrten und zerstreute die Wolken auf seiner Stirn.

„Attilas Schatz? Aber es vergeht ja kaum eine Woche, in der man nicht irgendwo Attilas Schatz entdeckte! Bald in Ungarn, bald in Böhmen, bald bei Salzburg. Abgesehen davon, daß schon etwas, das sich Attilaschatz nennt, in einem Museum in Wien zu sehen ist! Ganz davon zu schweigen, daß ich einen lieben Kollegen habe, der jedesmal, wenn er zuviel Tokaier getrunken hat, Attilas Schatz entdeckt.“

„Aber die Überlieferung sagt doch, daß er sich hier in der Nähe befinden muß“, beharrte Philipp. „An den Ufern der Theiß hielt doch der Hunnenkönig Hof, und da wurde er auch begraben. Daß man anderswo nach dem Schatz sucht, hat ja nichts zu bedeuten. Ich finde, es wäre Ihre gegebene Aufgabe als Archäologe in Szeged, definitiv Attilas Schatz zu finden!“

„Finden Sie ihn doch selbst!“ schlug Philipps Begleiter mit einem leisen Lächeln vor. „Als Neuling haben Sie vielleicht größere Aussicht als ich!“

„Also, Sie haben schon nach dem Schatz gesucht?“ lächelte Philipp.

„Wer hat nicht danach gesucht? Jedesmal, wenn man einen Kúnhalom oder Kúndomb, einen Grabplatz, freilegt, erwartet man vor allem, die drei Särge mit Attilas Staub zu finden. Aber man findet sie nicht!“

„Nun gut! Sollte ich mehr Glück haben, hoffe ich, daß Sie kommen werden und meinen Fund bestätigen!“

„Das verspreche ich Ihnen!“ sagte der Museumsdirektor mit einem Lächeln.

Philipp verabschiedete sich von ihm und begab sich in die Stadt, wo gerade die Mittagsglocken läuteten. Er bewunderte die Sehenswürdigkeiten, die Aussicht über die Theiß, die Kathedrale und die Universität und kam dann allmählich in das Zentrum. Unter den fein-

gliedrigen Akazien einer Allee hatte man grobgezimmerte Bänke und Verkaufsstände aufgerichtet, wo Bauern in Nationaltracht Blumen, Wein, Obst und Backwerk verkauften. Ein unbeschreiblicher Duft von ancien régime ruhte über der Szene. Philipps Herz machte einen Sprung und versetzte ihn um viele Jahre zurück in ein kleines Land, hoch, hoch oben im Norden, so verschieden von diesem wie ein blasser Frühlingsabend von einem heißen Sommertag — und doch, und doch... Er wurde aus seinen Träumereien von einer Stimme mit amerikanischem Tonfall gerissen, die sagte:

„Hello, Professor! Glad tosee you! Es war wirklich verdammt nett von Ihnen, uns hierher zu begleiten! Nicht daß ich glaube, daß es Ihnen hier mißfällt! Was sagen Sie, was für eine Haltung diese Menschen nur haben! Und diese Manieren! Und was für schöne Mädchen man hier sieht! Well — ich bin schließlich ein verheirateter Mann und in Geschäften hier, nicht, um Dummheiten zu machen!"

Das war Mr. Duke.

„Nur eine Sache wundert mich", fuhr der Filmmagnat mit zusammengezogenen Augenbrauen fort, „nein, eigentlich zwei Sachen. Bevor wir von Athen abreisten, traf ich Mr. Petrie. Er war nicht besonders freundlich gegen Ihre Filmidee — wenn ich ganz aufrichtig sein soll, so ließ er kein gutes Haar an Ihnen! Er sagte, das sei eine Kateridee, eines übergeschnappten Sonntagsschullehrers würdig, und alle Klageweiber in den Staaten würden mich lobpreisen, wenn ich das Ding drehte, aber die übrige Welt würde ganz einfach die Achseln darüber zucken. Nun weiß ich ja, daß er ein erstklassiger Kopf mit hundertprozentiger Kapazität ist; aber ich weiß auch, daß Sie ein erstklassiger Kopf mit hundertprozentiger Kapazität sind. Also wie ist das?"

„Mr. Duke", sagte Philipp, „es kommt nicht oft vor, daß ich hundert gegen eins wette, aber ich halte hundert gegen eins, daß von diesem Film die ganze Welt reden wird!"

„Guess you are right!" brummte der Filmmagnat. „Aber etwas anderes! Ist Ihnen nicht die Stimmung in der Gesellschaft aufgefallen, seit wir von Athen fort sind?"

„Nein."

„Ich will nichts gesagt haben", knurrte Philipps Begleiter. „Aber halten Sie die Augen offen!"

Die beiden Herren hatten den Korso verlassen und den Weg zu ihrem Hotel eingeschlagen. Das Hotel „Hungaria" war ein altehrwürdiger Bau mit Mauern von Meterdicke. Alle anderen Maße entsprachen ihnen im Verhältnis. Philipp wandte sich an den Portier, einen hünenhaften Herrn mit martialischem Schnurrbart, die Brust voller Medaillen.

„Ich hätte ein paar Dinge mit Ihnen zu besprechen, Portier", sagte er. „Erstens möchte ich Sie bitten, zu veranlassen, daß alle Briefe, die postlagernd für mich ankommen, sofort hergeschickt werden!"

„Sehr gut, très bien, very well, Exzellenz, wird geschehen!"

„Ferner", sagte Philipp, „wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir einen Führer verschaffen wollten, der die Gegend wie seine Westentasche kennt. Dieser Führer soll mir zu jeder Zeit zur Verfügung stehen! Es kommt nämlich manchmal vor, daß ich mitten in der Nacht Lust bekomme, einen Spaziergang zu unternehmen. Das darf ihn nicht genieren!"

„Natürlich nicht!" Der Portier runzelte die Brauen mit einer Miene, die andeutete, daß es ihm unverständlich sei, wie man sich einem so billigen Verlangen widersetzen könne. „Ich werde dafür Sorge tragen, daß ein solcher Mann sich sofort einfindet und seinen Dienst antritt!"

„Und schließlich", sagte Philipp, indem er ein paar Zeitungen aus der Tasche zog, „will ich Sie bitten, mir diese Zeitungstelegramme zu übersetzen. Ich verstehe leider Ihre schöne Sprache nicht."

Die Telegramme betrafen alle den Fall Vogel, und ihr Inhalt ließ sich in wenigen Worten zusammenfassen: Man hatte keine Nachrichten mitzuteilen, und Herrn Vogels Aktien fielen weiter. Philipp begab sich in das Café des Hotels, um vor dem Essen einen Aperitif zu nehmen.

Dies war ein Riesensaal mit Steinboden, voll von gewöhnlichen Tischen, Spieltischen, Schachtischen und Billardtischen. Hier und dort standen mächtige Kachelöfen aus Porzellan, als stumme Mahnungen an die Wintertemperatur in diesen Breitegraden. Philipp machte eine Bestellung. Sofort sah er, wie der Kellner dem Pikkolo einen Wink gab, worauf dieser im Eilmarsch verschwand. Philipp fragte nach dem Grunde und erhielt zur Antwort, daß der Junge fortgelaufen sei, um Zigeuner zu holen. Er versicherte, daß er ein Glas Wermut sehr gut ohne Musikbegleitung trinken könne, aber der Kellner schüttelte den Kopf.

„Oh, da würden Exzellenz sich langweilen!"

Er warf einen um Entschuldigung bittenden Blick auf das leere Café.

„Wünschen Exzellenz vielleicht Damengesellschaft?"

Philipp beteuerte, daß dies nicht der Fall sei, aber es mag dahingestellt bleiben, ob es ihm gelungen wäre, den Kellner davon zu überzeugen, wenn nicht zwei strahlende Erscheinungen über die Schwelle gesegelt wären — Joan und Cicely.

Die beiden amerikanischen Schönheiten waren sichtlich erregt.

„Professor!" riefen sie aus einem Munde, „wir haben gehört, daß Sie hier sitzen, und wir haben etwas mit Ihnen zu besprechen!"

Philipp verbeugte sich.

„Sie sind für diese Reise verantwortlich", begann Miß Cicely.

„Sie hatten die glänzende Idee zu dem Film, den wir drehen wollen", verbesserte Joan Jarrolds. „Und natürlich hoffen wir alle, daß es ein ganz großer Erfolg sein wird!"

„Aber es sieht nicht danach aus", sagte Miß Cicely düster. „Wenn man so dumm ist und vergafft sich in die erste, beste —."

„Wenn man in einem Augenblick der Verblendung seine künstlerischen Ziele über rein privaten vergißt", korrigierte Joan, „so verspricht das nichts Gutes für die Arbeit, die man vorhat. Sie verstehen doch, was ich meine?"

„Ich bin verzweifelt, aber ich ahne nicht, wovon Sie reden, meine Damen!"

„Dann sind Sie im Komplott mit ihr!" rief Miß Cicely.

„Die liebe Cicely ist so impulsiv", sagte Joan mit ihrem holdesten Lächeln. „Aber ich weiß, Sie verstehen uns, Professor! Wenn Sie mit Mr. Bird sprechen, dann denken Sie an das, was ich gesagt habe, nicht wahr? Guten Morgen!"

Die beiden Damen erhoben sich und ließen Philipp mit der Zigeunermusik allein, die eben ihren Einzug hielt.

Um die braunen Männer nicht zu verletzen, lauschte Philipp einige Minuten ihren Tönen und begab sich dann direkt in Mr. Birds Kontor.

Der Filmregisseur zuckte bei seinem Eintritt zusammen. Er saß in die Betrachtung eines Gegenstandes versunken da, den er hastig unter den Schreibtisch verschwinden ließ, ohne daß Philipp sehen konnte, was es war. Er hatte jedoch seine eigenen Vermutungen in dieser Sache. Mr. Birds Stimme klang ungeduldig, als er fragte, was Philipp wünschte.

Philipp sagte, er wolle gerne wissen, wie die Vorbereitungen zum Film fortschritten.

Mr. Bird antwortete kurz, die Arbeit an dem Drehbuch schreite befriedigend fort — die Szenen, die man zunächst aufnehmen wolle, seien fertig. Im übrigen liebte er es, sich vorwärtszutasten, zu improvisieren. Was die Komparserie betraf, so hatte er heute morgen etwa hundert ausgewählt, um die Szenen zu proben, die er zunächst im Sinne hatte — die Szenen bei Attilas Tod.

„Und wer soll die Ildico spielen?" fragte Philipp. „Miß Hamilton oder Joan Jarrolds?"

Der Regisseur sah an Philipp vorbei zum Fenster hinaus.

„Keine von beiden eignet sich dafür", murmelte er. „Ildico soll Naturkraft sein, Trotz, ungebändigter Haß. Können Sie sich eine von ihnen in dieser Rolle vorstellen?"

„Ich kann sie mir sehr gut in einer Rolle mit Trotz und Haß vorstellen", erwiderte Philipp mit einem leisen Lächeln. „Ich war eben Zeuge einer Szene, die lebhaft an eine Generalprobe erinnerte!"

Mr. Bird schloß die Augen.

„Cicely und Joan ahnen offenbar, daß Sie die Rolle einer anderen zu geben gedenken", fuhr Philipp fort. „Aber wem? Haben Sie irgendeine einheimische Kraft entdeckt?"

Der Regisseur schwieg. Ein Zug von verbissenem Eigensinn hatte sich um seine Mundwinkel gelegt, die Narbe der erbitterten Kämpfe mit beleidigten Stars. Ein Zug, der ihm eine leise Ähnlichkeit mit einem todmüden, gequälten, aber unerschütterlich eigensinnigen Maulesel verlieh. Zum ersten Male war Philipp nicht weit davon entfernt, Mitleid mit ihm zu empfinden.

„Und Attila? Soll ihn Mr. Dell geben?"

Diesmal zögerte der Regisseur nicht mit der Antwort. Er sagte mit zusammengebissenen Zähnen: „Ich beabsichtige, die Rolle selbst zu spielen!"

Philipp richtete sich überrascht auf. Kein Wunder, daß Mr. Duke von Mißstimmung in der Gesellschaft gesprochen hatte! Eine der zwei weiblichen Hauptrollen sollte eine Unbekannte spielen und die männliche Hauptrolle der Regisseur selbst! Er starrte Mr. Bird eine Zeitlang an, bevor er antwortete.

„Ich kann nicht umhin, Ihnen zuzustimmen", sagte er langsam. „Ich glaube, Sie können eine vortreffliche Verkörperung des Hunnenkönigs geben. Sie haben die äußeren und die inneren Voraussetzungen dafür. Wenn ich die Augen schließe, habe ich den Eindruck, Sie schon in der Rolle gesehen zu haben — nicht in einem modernen Film, nein, in irgendeinem alten, vergessenen stummen Film. Ich sehe alles deutlich vor mir! Ich sehe die unendliche Ebene, den Fluß, Krieger in Tierhäuten, wilde Pferde, Zelte, die im Winde flattern. Ich sehe Sie selbst, in Felle gekleidet wie Ihre Krieger, Schwert und Peitsche in der Hand, über die beste Art nachgrübelnd, gefangene römische Feinde zu martern —."

Philipp unterbrach sich. Die Augen unter den violetten Lidern brannten wie Holzkohle.

„Sie haben eine lebhafte Filmphantasie", murmelte Mr. Bird schließlich. „Aber haben Sie einen solchen Film gesehen? Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß je ein Attila-Film gespielt wurde. Oder irre ich mich?"

„Sicherlich nicht!" antwortete Philipp mit einem Lachen. „Meine Phantasie muß durch den Verkehr mit Ihnen angeregt worden sein! Oder wir haben uns in einer früheren Inkarnation getroffen! Ich war ein gefangener Römer in Ihrem Lager an den Ufern der Theiß, und Sie waren Attila, Huldins Sohn, die Gottesgeißel, der Herr Asiens, der gegen Europa anstürmte — wer weiß —?"

„Ja, wer weiß?" murmelte der Regisseur beinahe unhörbar. „Ich muß jedenfalls dem Zufall dankbar sein, daß er uns in Athen zusammenführte. Wir müssen einen Film machen, den man nicht so bald vergessen wird!"

„Das habe ich gerade vorhin Mr. Duke versprochen", sagte Philipp und verabschiedete sich. Er nahm ein hastiges Lunch, dann stieg er mit dem vom Portier engagierten Führer — einem jungen Mann mit lebhaften Faunaugen — in ein Auto und fuhr davon.

Es war spät abends, als Philipp vor dem Hotel wieder ausstieg. Seine Schuhe legten genugsam Zeugnis dafür ab, daß er nicht die ganze Zeit auf den Autopolstern sitzend verbracht hatte. Sie waren grau von Staub und gelb von Lehm, und wenn man den Blick von ihnen zu Herrn Collins Anzug erhob, empfing man den Eindruck, daß er versucht hatte, in den Kleidern ein Bad zu nehmen: seine Hosen waren zerknittert, und sein Rockärmel triefte noch von Wasser.

„Exzellenz haben einen angenehmen Spaziergang gehabt?" fragte der Portier.

„Wundervoll!" versicherte Philipp. „So angenehm, daß ich beschlossen habe, ihn morgen zu wiederholen! Aber zur größeren Sicherheit will ich etwas früher aufbrechen. Mein junger Führer holt mich um sechs Uhr ab. Bitte, sorgen Sie dafür, daß ich rechtzeitig geweckt werde!"

„Soll geschehen", versprach der Portier, mit der Hand an der Kappe, wobei seine Augen vor Neugierde überströmten. „Soll geschehen!"

„Keine Briefe für mich?"

„Nein, Exzel—"

„Haben Sie ein Abendblatt? Danke! Wollen Sie so freundlich sein, mir diesen Artikel zu übersetzen?"

Der Portier beeilte sich, es zu tun. Der Artikel teilte mit, daß nach Telegrammen aus Athen die griechische Polizei mehr und mehr der Ansicht zuneigte, daß Herr Vogel von den Einbrechern, die seine Wohnung geplündert hatten, ermordet worden war, und daß man dann seine Leiche mit Hilfe seines eigenen Flugzeuges beseitigt hatte. Der Portier in Smyrna-House entsann sich eines Ausländers, der sich nach Herrn Vogels Gewohnheiten erkundigt hatte und hierauf verschwunden war. Er hatte auch andere Personen bemerkt, die sich in der Nachbarschaft herumgetrieben hatten. Wenn das Publikum nur Geduld haben wollte, dann würde diese Geduld in einigen wenigen Tagen belohnt werden. Die Nachrichten hatten auch die Börse beeinflußt. Herrn Vogels Papiere fielen weiter.

Als Philipp sich auf sein Zimmer begab, um sich umzuziehen, war seine Stirn nachdenklich gefurcht. Ihm konnten die Nachforschungen der griechischen Polizei ja gleichgültig sein, aber es gab andere Leute, die ihre Zielscheibe werden konnten... Und wie würde es die-



Beliebtheit muss verdient sein

Mit vollem Recht ist Atikah seit Jahren die meistgerauchte 6-Pf.-Cigarette — sie hat sich ihre Beliebtheit verdient. Mit größter Sorgfalt und Zielbewußtheit wurde für Atikah von Anfang an alles getan, um den Ansprüchen des verfeinerten Rauchers an reinen, vollen Genuß gerecht zu werden. Atikah enthält die kostbarsten Tabaksorten des Orients, deren Behandlung und Mischung alle Erfahrungen zugut kommen, die ein halbes Jahrhundert in der Herstellung von Qualitätscigaretten gesammelt wurden. Um jede Feinheit ihres zarten Aromas und fülligen Geschmacks zu entfalten und auch zu bewahren, dienen ihrer Herstellung die modernsten technischen Hilfsmittel und Fabrikationsmethoden. Auch wird Atikah ohne Mundstück hergestellt, weil so die ausgesprochene Eigenart ihrer Mischung voll zur Geltung kommt und der Charakter und das Aroma der reinen Orientcigarette erhalten bleiben.

ATIKAH 6 Pf.

Selbstverständlich OHNE Mundstück



sen Leuten ergehen, wenn sie nicht beizeiten Vernunft annahmen?

Als er nach einem verspäteten Mittagessen in das Café kam, bot sich ihm ein Anblick, der ihn um viele Jahre zurückversetzte, in ein kleines Land hoch oben im Norden. An einigen Tischen spielte man Karten, an einigen spielte man Schach, an einigen Billard. Aber in der Mitte des Saales tanzte man zu den Klängen der Kapelle, die Philipps Morgenwermut begleitet hatte. Vier braune Männer liebkosten ihre Geigen, ließen sie klagen und jubeln, singen und schluchzen. Ringsherum saßen Herren mit blitzenden schwarzen Augen und Damen mit einem Teint, der seine Farben der Haut der reifen Muskatellertraube entlehnt zu haben schien. Was von alledem konnte die Gedanken nach Schweden führen? Nichts! Und doch sah Philipp wie im Traum kleine Stadthotels unter dem Polarkreis, mit „Reunions", Kartenspiel und Festesfreude an Tischen, die sich unter Weinflaschen bogen. Mag sein, daß Ost und West sich nie begegnen — Nord und Süd können einander auf alle Fälle verstehen! dachte er und ging auf den Tisch in der Mitte des Saales zu, von dem man ihm aus Leibeskräften winkte.

„Setzen Sie sich zu uns!" sagte Miß Joan Jarrolds. „Sie müssen das Allerletzte hören!"

„Professor!" sagte Miß Cicely. „Wissen Sie, wie man mich in der Filmpresse der Staaten nennt? Und wissen Sie, wie man Joan nennt?"

„Nein", sagte Philipp, „aber ich bin überzeugt, daß es nur etwas Hübsches sein kann!"

„Mich nennt man die Pensee des Films", sagte Miß Cicely, indem sie Tusche auf ihre Wangen legte, „und Joan die Orchidee des Films. Und sehen Sie jetzt einmal hinüber. Würden Sie die dort eine Pensee oder eine Orchidee nennen?"

Sie wies auf einen Tisch in der Nähe. Es saßen nur zwei Personen daran. Eine davon war Mr. Bird, die zweite Miß Helen. Der Filmregisseur war ein anderer Mensch geworden. Seine Augen blitzten, er gestikulierte lebhaft, er setzte seiner Tischgefährtin irgendwelche Pläne auseinander. Sie hörte aufmerksam zu, mit einem Gesichtsausdruck, der weniger an eine Siegesgöttin als an ein Mitglied irgendeines Generalstabes erinnerte. Eine Lysistrata, keine Nike!

„Wissen Sie, wer sie ist?" sagte Miß Cicely. „Die Ildico!"

Und da sie befürchtete, er könnte sie nicht verstehen, fügte sie hinzu:

„Attilas rothaarige Geliebte!"

„Aber rothaarig ist sie doch!" wandte Philipp ein.

Beide Damen sahen ihn mit eiskalter Verachtung an.

In diesem Augenblick kam eine neue Person an den Tisch. Es war Mr. Duke. Er hielt ein Weinglas in der Hand. Seine Augen glänzten. Seine Havannazigarre ragte wie ein übermütiges Ausrufungszeichen in die Luft.

„Hello, Professor!" rief er, „hello, Kinder! Ist das ein entzückendes Land! Also wirklich: ein Land mit dem gewissen Etwas! Seit wir von Neuyork weg sind, war ich nicht so vergnügt! Es lebe Attila! 'ray, 'ray, 'ray!"

Miß Cicely und Miß Joan würdigten ihn keiner Antwort. Wie von derselben Feder bewegt, schnellten sie vom Tisch auf, warfen den beiden Herren einen vernichtenden Blick zu und segelten hinaus. Mr. Duke sah ihnen grüblerisch nach.

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt, Professor?" murmelte er. „Schlechte Stimmung in der Truppe! Bird hat die Rolle — will die Rolle — was soll ich machen? Es steht im Kontrakt, daß er freie Hand hat!"

„Lassen Sie ihn machen, was er will", sagte Philipp.

„Das denke ich auch!" vertraute ihm Mr. Duke in einem Flüstern an, das im ganzen Lokal hörbar war. „Well, gute Nacht! Muß zu meiner Gesellschaft zurück! Entzückende Menschen! Menschen mit dem gewissen Etwas!"

Er taumelte an einen Tisch zurück, an dem die ungarischen Repräsentanten und Mitarbeiter der Gesellschaft um Weingläser und Flaschen saßen. Philipp warf einen letzten Blick auf Miß Helen. Sie sollte also die Ildico spielen! Warum nicht? Eine Filmrolle ist zur Hälfte, wenn nicht zu zwei Dritteln das Werk des Regisseurs.

Am nächsten Morgen, um sechs Uhr, nahm Philipp neben dem jungen Führer mit dem Faungesicht in einem Auto Platz. Als er am späten Nachmittag vor dem Hotel ausstieg, war seine Kleidung mindestens ebenso mitgenommen wie am Vortage, sein Gesichtsausdruck jedoch war erheblich weniger optimistisch. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er sich verrechnet hatte. Er war um nicht einen Schritt weiter als in Athen. Hingegen war es sehr leicht möglich, daß der Gegenspieler seine Stellung verbessert hatte. Man durfte nicht vergessen, daß er mit sehenden Augen spielte, Philipp jedoch eine blinde Partie! Auch nicht, daß er den Gebrauch seiner Ohren hatte, während Philipp taub war! Und schließlich hatte er vier Augen, vier Ohren und vier Hände gegen Philipps zwei. Denn wenn Philipp auch in einem gewissen Sinne blind war, so war er es doch nicht in jedem!

Um die Lage in Ruhe und Frieden überdenken zu können, aß er in der Stadt zu Mittag. Als er nach Hause kam, überreichte ihm der Portier mit tiefen Verbeugungen einen Brief, dessen Äußeres keineswegs Anlaß zu solchen Ehrfurchtsbezeugungen gab. Der Umschlag war von der billigsten Sorte und die Adresse von jemandem hingekritzelt, der nicht gerade auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung zu stehen schien. Der Brief war in Athen aufgegeben und enthielt nur fünf Zeilen.

„Herrn Professor Pelotard.
Heute ist er abgereist.
Hochachtungsvoll
Simonides
Hotelbesitzer."

Endlich!

Philipp stieß einen tiefen Seufzer der Befriedigung aus. Endlich bewegten sich die Dinge wenigstens an einem Ende. Es war, aus seinem Gesichtswinkel gesehen, keineswegs der wichtigste Punkt, die Befriedigung, die er empfand, war eher altruistisch als egoistisch, aber darum konnte sie ja ebenso berechtigt sein!

Mit diesen ethischen Betrachtungen schlummerte Herr Collin ein und wurde auf seinen Wunsch am nächsten Tage, an dem die erste Aufnahme der Filmgesellschaft stattfinden sollte, um sechs Uhr früh geweckt.

Es handelte sich vorderhand nur um eine Probeaufnahme mit einigen Statisten.

Als er auf die Vortreppe des Hotels trat, bot sich ihm ein eigentümliches Bild. Zwei Dutzend große Autos parkten vor dem Hotel; um diese drängte sich ein Gewühl von Menschen in allen erdenklichen Trachten, und beinahe diese ganze Menschenmasse hatte sich der Behandlung von Schminkkünstlern unterzogen. Man sah Gesichter, in Ockergelb und Violett bemalt, man sah Hände, blutig von Terrakotta. Man sah schräge Augenbrauen, markierte Backenknochen, und Haare, die struppiger waren als das Haar in Europa von Natur aus zu sein pflegt. Aber vor allem beherrschten die Tierhäute das Bild. Man sah sie in allen Formen, von den gröbsten, beinahe unverarbeiteten, bis zum feinsten Pelzwerk. Von dem Augenblick an, in dem der Entschluß gefaßt wurde, den Film zu drehen, hatten die Agenten der Gesellschaft in Budapest nicht viele ruhige Minuten gehabt. Sie mußten alle Einzelheiten des geplanten Schauspiels ordnen: die Erlaubnis für die Aufnahmen, die Kostüme, die technischen Mitarbeiter, die die Gesellschaft nicht selbst mitbrachte, die Lokale für die Aufnahmen, die nicht im Freien gemacht wurden. Philipp sah ihre Leute zwischen den Wagen herumschießen, Weisungen in einer unverständlichen, aber melodischen Sprache erteilend.

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung.

Die Autos ließen die Stadt hinter sich und bogen in eine Straße ein, die in nordwestlicher Richtung gegen Kiskunfélegyháza führte, wie ein Meilenstein verkündete. Auf allen Seiten dehnten sich mächtige Getreidefelder, hier und dort von Weiden unterbrochen. Sonnengebräunte Männer und Mädchen arbeiteten auf den Feldern. Sie hatten nackte Arme und Beine, ihre Augen waren unergründlich schwarz und ihr strahlendes Lächeln ließ blendend weiße Zähne sehen. Auf dem Kopfe und um die Hüften trugen sie Tücher, rot wie die Mohnblumen des Ackers. Hier und dort schimmerte ein Bauerngehöft mit weißgetünchten Mauern, und in regelmäßigen Zwischenräumen ragten die Brunnen zum Himmel auf, diese eigentümlichen ungarischen Ziehbrunnen, die Galgen gleichen und aus einem Holzstamm bestehen, der in die Gabelung eines anderen Holzstammes gelegt ist.

Eine Stunde verging, dann schwenkte der Zug nach rechts ab und bog in einen Seitenweg ein, der kaum mehr als eine ausgetretene Spur war. Philipp lächelte in sich hinein. Das war die Richtung, die er erwartet hatte! Bald gingen Felder und Weiden in wilde Strandwiesen über. Dann tauchte die Theiß auf. Sie war kein einheitlicher Fluß, sondern ein Delta von Flußarmen, von denen einige fast ausgetrocknet waren, andere Wasser führten. Dazwischen lagen größere und kleinere Inseln, aus deren Gras kreischende Strandvögel aufflogen. Die ganze Landschaft sprach von den Naturdramen, die sich hier abspielen konnten, wenn der Schnee in den Karpathen schmolz und die Wassermassen mit unwiderstehlicher Kraft zu der großen Mutter hinunterstürmten, die bereit war, sie aufzunehmen, die Duna, die Donau...

Die Autokolonne machte Halt.

Also hier soll sich das Drama vom Hunnenkönig abspielen. Der Platz war nicht schlecht gewählt! Wenn die Autos nicht gewesen wären, hätte man sich hundert Meilen von aller Zivilisation entfernt glauben können, an den Ufern eines Flusses, der auf einem unbekannten Berge entsprang, um seinen Lauf in einem Salzsee oder Sandmeer zu beschließen... Die Ebene, die sich ringsum ausbreitete, war ein Teil der unendlichen Ebene, die sich von Ungarn bis nach China erstreckt, quer durch Rußland und Asien. Die Wegspur, die sich zur Theiß schlängelte, setzte sich ins Unendliche fort und endete erst an den Ufern des Stillen Ozeans... Ja, hier konnte Attilas Lager sehr wohl gestanden haben — übrigens wurde es auch eben hier aufgerichtet. Tischler, Maler und andere Handwerker waren im Begriff, es erstehen zu lassen. Palisaden, Holzhäuser und Zelte standen schon an Ort und Stelle. Eines der Häuser war größer als die übrigen. Da sollten Attilas Feste gefeiert werden, da sollte Ildicos Hochzeit stattfinden. Außerdem war da auch die Tonaufnahmezentrale. Elektrische Kabel ringelten sich von allen Seiten hin. Vor den Palisaden, die die Stadtgrenze bildeten, erhob sich eine Reihe abschreckender Symbole für die Macht des Hunnenkönigs: Galgen und Marterpfähle, wie sie die fremden Gesandten gegrüßt hatten, wenn sie kamen, um seine Gunst oder seine Gnade zu erbitten...

„Für eines müssen Sie mir dankbar sein, Mr. Duke", sagte Philipp zu dem Filmmagnaten, der seine Schöpfung kritisch betrachtete.

„Und das wäre, Professor?"

„Die Materialkosten für die Hauptstadt Seiner Majestät werden sich nicht hoch stellen!"

Der Filmmagnat lächelte zufrieden. Dann umwölkte sich sein Antlitz.

„Alles wäre ja gut und schön, wenn die Leutchen nur Frieden halten könnten!" murrte er. „Ich sage Ihnen, Professor, das Leben eines Filmdirektors ist eine Hölle, und es ist ganz gleichgültig, ob man es mit männlichen oder weiblichen Teufeln zu tun hat — beide quälen einem gleich!"

Philipp drückte ihm stumm die Hand. Dann nahm er die Gelegenheit wahr, zu verschwinden.

Er ging in einem Bogen um die Zeltstadt herum und dann weiter zum Fluß hinunter. In einer Ecke des Feldes stand Mr. Bird, umringt von seinen Untergebenen wie Napoleon von seinen Marschällen. Er hatte ein Megaphon vor dem Mund und rief hie und da heisere Befehle in verschiedene Richtungen. Langsam ordneten sich die buntgekleideten Scharen unter seinen Rufen. Zwei Riesenkameras waren aufgefahren und richteten ihre schwarzen Kanonenmündungen auf die Menschenmenge.

Je näher Philipp dem Fluß kam, desto mehr senkte sich der Boden, so daß er keine spähenden Blicke mehr zu fürchten brauchte.

Einige hundert Meter weiter blieb er stehen. Aus einer Tasche zog er eine Metallschachtel mit der Aufschrift „Ägyptische Zigaretten", aus einer anderen einen Feldstecher.

Er setzte seine Wanderung stundenlang fort. Wie oft dabei die Zigarettenschachtel und der Feldstecher ihre Verwahrungsorte verließen, ist schwer zu sagen. Aber schließlich kehrten sie doch endgültig dorthin zurück. Das war, als er auf die Uhr sah und konstatierte, daß er drei Stunden unterwegs gewesen war. Allerdings hatte er keine Verpflichtung, bei den Aufnahmen anwesend zu sein, aber aus gewissen Gesichtspunkten schien es ihm nicht ratsam, daß man ihn vermißte. Er machte kehrt, nachdem er noch die Stelle, wo dies geschah, mit einem primitiven Zeichen markiert hatte.

Als er sich seinem Ausgangspunkt wieder näherte, bot sich ihm ein seltsamer Anblick.

Berittene, geschminkte Männer in Tierhäuten jagten im Galopp andere Männer in primitiven Trachten einen Hügel hinauf, der sich in klaren Linien vom Horizont abzeichnete. Auf diesem Hügel und unterhalb desselben waren die Aufnahmeapparate mit ihren schwarzen Mündungen aufgestellt. Die Männer in den seltsamen Trachten sprengten, Reihe um Reihe, auf diese Mündungen zu, wichen beiseite, fielen zurück, liefen den Hügel hinunter und stürmten ihn wieder hinauf, in einer ununterbrochenen Folge.

Hie und da hörte man die Rufe:

„Stopp! Achtung! Fertig! Aufnahme! This is Camera!"

(Fortsetzung folgt.)

Braune Schuhe

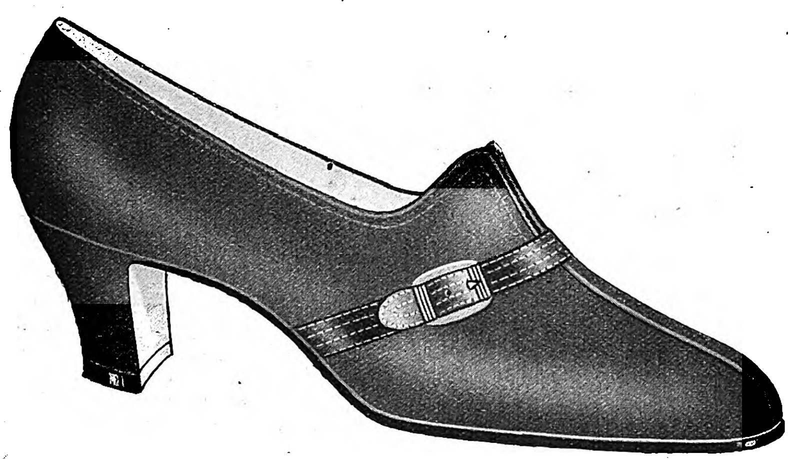
MARKE SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



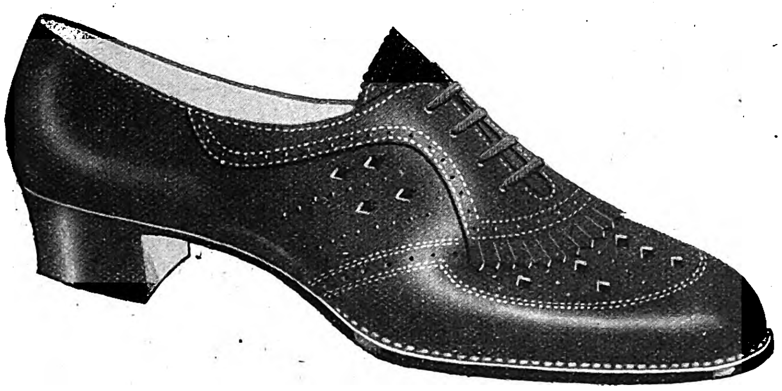
MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER

Hans Schemm

Zu seinem Todestag am 5. März 1936

Der JB. veröffentlicht hier mit Genehmigung des Deutschen Volksverlags, G. m. b. H., München 2 SW, diesen Auszug aus der demnächst in diesem Verlag zum Preise von 60 Pf. erscheinenden Schrift „Hans Schemm, Ein Leben für Deutschland" von Bernd Lembeck.

Am 5. März 1935 hat ein tragischer Unglücksfall dem Deutschen Volke einen seiner besten Söhne entrissen: Hans Schemm, den unermüdlichen Streiter für unseres Führers heilige Sendung, den heldenhaften Kämpfer für das Dritte Reich, den begnadeten Künder von deutschem Wesen und deutscher Seele, den guten, starken, klugen und immer hilfsbereiten Menschen. Sein ganzes Leben war Kampf und verzehrendes Ringen eines Mannes. dessen reiner Geist und lauteres Wollen überall dort, wo er wirkte, den hohen Zielen der nationalsozialistischen Bewegung tatkräftig zustrebte. Immer waren sein Wort und seine Tat voll unbezwinglichen Lebensmutes und offener Herzlichkeit; alle, die ihn kannten, waren ihm menschlich zugetan, und keiner wird sein bejahendes Lächeln und seine tiefe verständnisvolle Güte vergessen.

Hans Schemm selbst schrieb einmal: „Man kann Tote wieder lebendig machen, indem man geistig mit ihnen lebt!" Wenn die Jugend den Kämpfer und Erzieher Hans Schemm, seinen Lebensweg und sein Lebenswerk ganz begreifen lernt, wenn sie geistig mit ihm weiter lebt, wird sie damit auch die wahre Trägerin der nationalsozialistischen Idee im Sinne des Führers. Der tote Kämpfer Hans Schemm, der wie ein Soldat mitten aus seinem Kampf für die Wiederauferstehung Deutschlands aus den Reihen der Volksgemeinschaft herausgerissen wurde, ist dann in den Herzen aller Deutschen für immer wieder auferstanden.

Unter dem kleinen, damals noch verspotteten und verachteten Häuflein Unverzagter, die sich um den Führer scharten, befand sich auch Hans Schemm, als an jenem denkwürdigen 27. Februar 1925 Adolf Hitler in München mit dem Wiederaufbau der NSDAP. begann. In dieser Zeit nahm Hans Schemm die Neugründung der Ortsgruppe der Partei in Bayreuth vor, zu deren Leiter er von den versammelten Parteigenossen gewählt wurde.

Was er dann in den langen Jahren des schweren politischen Ringens um die völkische Erneuerung gekämpft und gelitten hat, läßt sich im Rahmen dieses kurzen Lebensabrisses nur andeuten. In einer stillen Stunde schilderte mir Hans Schemm oft die großen Sorgen und Nöten, die er mit seinem alten treuen Mitkämpfer Ruckdeschel, dem jetzigen stellvertretenden Gauleiter der Bayerischen Ostmark, und mit seinen anderen Kampfgenossen durchkostete. So erzählte er mir gelegentlich meines Besuches bei ihm im Elternhaus zu Bayreuth, daß in diesem Hause damals der „Geldschrank" für die Ortsgruppe der Partei aus einer alten leeren Zigarettenschachtel bestand, für deren bescheidene Füllung nicht zuletzt die gute Mutter Schemm mitsorgte.

Die deutsche Kultur war damals durch das verbrecherische Treiben der Novembermachthaber an den Rand des Abgrundes geraten. Schemm erkannte dies nur zu klar, er wollte daher nicht nur Mitkämpfer an der Erneuerung der deutschen Kultur sein, sondern vor allem mit dem ganzen Einsatz seiner kämpferischen Persönlichkeit wieder die grundsätzlichen Voraussetzungen politischer Art für die kulturelle Wiedererneuerung schaffen. Mit größter Rücksichtslosigkeit, besonders auch gegen sich selbst, machte er sich an diese Titanenarbeit. Seine Tätigkeit war dabei so vielseitig, daß ein innerlich weniger gefestigter und geschlossener Mensch wahrscheinlich rettungslos der Zersplitterung anheimgefallen wäre. Mit dem leidenschaftlichen Fanatismus des von seinem Glauben an die Idee getragenen Kämpfers steuerte er beharrlich und zäh wie sein großes Vorbild, der Führer, auf das Ziel zu. Er hielt Vorträge in der Volkshochschule über ein scheinbar ganz abseits der Tagespolitik liegendes wissenschaftliches Thema und führte gleichzeitig durch die mit hinein verwobenen völkischen Ideen die Zuhörer dahin, wo er sie haben wollte. Durch seine Gründung einer Leihbücherei der Partei machte er zahllosen Volksgenossen und Volkgenossinnen aufklärenden Lesestoff zugänglich und gewann damit viele Anhänger für die Reihen Adolf Hitlers. Bei seinen Vorträgen kamen ihm jetzt alle gewonnenen Erkenntnisse, vor allem aber auch das Studium der Werke von Chamberlain zugute. In Jean Paul feierte er den Dichter und schätzte auch dessen Bedeutung als Politiker.

Zu Beginn des Jahres 1926 dehnte Hans Schemm die politischen Versammlungen auf die im Umkreis von Bayreuth gelegenen kleineren Ortschaften aus Ob in der Stadt oder auf dem flachen Lande, überall kämpfte er mit seiner großen rednerischen Gabe, die auch bei den schärfsten Angriffen immer von einem menschlich versöhnenden Humor getragen war. Nicht selten gerieten er und seine Mitkämpfer in handgreifliche Auseinandersetzungen mit den Feinden des Nationalsozialismus, wobei Hans Schemm auch tapfer seinen Mann stellte. Sein großer Aufklärungs- und Werbefeldzug bewerkstelligte es, daß überall der Bewegung neue Scharen begeisterter Mitkämpfer zuströmten. Unermüdlich fuhr er mit seinem treuen Freunde Ruckdeschel Tag und Nacht von Ort zu Ort, nacheinander sprach er im Jahre 1926 in den Ortschaften Ramsenthal, Thurnau, Nemmersdorf, Grafenwöhr, Goldkronach usw., aber bald bezog er seine Kampfstellungen in immer vorgeschobeneren Linien um Bayreuth herum. Stets war dabei sein Blick auf das große Ganze gerichtet und niemals blieb er im politischen Tagesstreit stecken. Es war ihm durchaus nicht darum zu tun, einen Augenblickserfolg in dieser oder jener Frage zu erzielen, er strebte nach Erneuerung von Grund auf und nach totaler Wandlung in der Ge-

samthaltung der deutschen Nation. Als am 8. Mai 1926 Dr. Goebbels nach Bayreuth kam, vermochte ihm der verdienstvolle Ortsgruppenleiter Hans Schemm schon eine stattliche Schar zuverlässiger Mitkämpfer für die große Sache des Führers aufzuweisen. Kurz vorher noch hatte er dort eine großangelegte Rede gegen die Verseuchung des Theaters durch artfremde Elemente mit ihren jüdisch-bolschewistischen Einflüssen gehalten.

Wie auch sonst im Reich, stießen das ungestüme Wirken dieses Apostels der Bewegung und die wachsende Ausbreitung der von ihm verkündeten Gedanken fast an allen Orten zuerst auf harten Widerstand. Überall hetzten die in Angst geratenen Gegner zu Tätlichkeiten auf, und nicht selten kam es zu hinterlistigen Überfällen. Aber Schemm und seine Getreuen ließen sich nicht abschrecken. Der Kampf ging weiter. Neue Ortsgruppen wurden gegründet, die Mitgliederzahl stieg allerorts in zusehendem Maße und mit ihr wuchs auch die Stoßkraft der Bewegung im Schaffensbereich Hans Schemms.

Am 23. April 1927 konnte zum Geburtstag des Führers der erste Propagandamarsch durch Bayreuth, mit der neugegründeten Musikkapelle an der Spitze, erfolgreich durchgeführt werden. Die Folge davon war, daß gegen Ende 1927 die ersten geschlossenen Übertritte ehemals gegnerischer politischer Verbände zur NSDAP. erfolgten. Um diese Zeit tauchte zum erstenmal der Name und Begriff „B a y e r i s c h e O s t m a r k" auf, den Schemm in seinen Reden geprägt hatte.

Eines der größten Lebenswerke Hans Schemms ist die Gründung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes, die er am 24. November 1927 in Hof vornahm. Damit legte er die organisatorische Grundlage für den Zusammenschluß aller Lehrkräfte Deutschlands zu gemeinsamer Arbeit für das große Ziel der Jugenderziehung im Dritten Reich. Bei der Schöpfung dieses großen Werkes unterstützte ihn durch rastlose Arbeit tags und nachts sein alter treuer Mitkämpfer Max Kolb, der von ihm zum Reichsgeschäftsführer bestellt wurde und heute noch in selbstloser und unermüdlicher Arbeit unter der Führung des Nachfolgers von Hans Schemm, des Gauleiters und Staatsministers Wächtler, das Erbe Schemms verwaltet und erfüllt.

Der Vater Hans Schemms konnte den steil aufwärts führenden Aufstieg seines Sohnes nicht mehr erleben; er war im Jahre 1924 schon gestorben. Wie stolz wäre er gewesen, wenn er den 28. April 1928 erlebt hätte, den Tag, da sein Hans als Abgeordneter aus dem Wahlkreis Oberfranken in den Bayerischen Landtag einzog. Nun trat auch die Stärke der Nationalsozialistischen Bewegung äußerlich immer mehr in Erscheinung. So fand am 30. Juni 1928 in Bayreuth ein Zapfenstreich mit Fackelzug und Propagandamarsch statt, der von dem gewaltigen Anwachsen der Partei Zeugnis ablegte. Am 29. September des gleichen Jahres folgten dann Aufmärsche und Kundgebungen in ganz Oberfranken. Und mit all jenen, die Mann an Mann in geschlossenen Kolonnen einherzogen, marschierte allmählich für alle sichtbar der herrliche Gedanke der wahren Volksgemeinschaft. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit des festen Zusammenstehens aller Gutgesinnten war damit zum Durchbruch gekommen. Inzwischen hatte der Führer dem Ortsgruppenleiter Hans Schemm die Leitung des neugegründeten Gaues Oberfranken der NSDAP. übertragen.

Im Oktober 1928 hielt Hans Schemm zum ersten Male seine großen Reden außerhalb seines Gaues, und zwar führte ihn seine Propagandafahrt in die damals noch besetzten Gebiete des Rheinlandes. Schon stand er unter den führenden Männern der Bewegung, unter den getreuesten Adolf Hitlers in der vordersten Front. Wo er auch sprach, vermochten die Säle den Zustrom der Besucher nicht mehr zu fassen. In dieses Jahr fiel eine Versammlung, bei der er in Schwarzenbach an der Saale eine große Rede hielt. Diese Kundgebung endete mit einem Überfall der Gegner, wobei Hans Schemm verwundet wurde.

Am 21. April 1929 fand in Hof die Tagung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes statt, auf der Hans Schemm, der Gründer dieser Organisation, unter ungeheuerem Jubel zum Leiter gewählt wurde. Denkwürdig ist das Jahr 1929 noch deshalb für den NSLB., weil er am Reichsparteitag dieses Jahres in Nürnberg zum ersten Male seine eigene Tagung veranstaltete.

Im gleichen Jahre wurde Hans Schemm Fraktionsführer der NSDAP. im Bayreuther Stadtrat, in dem er am 23. September 1930 eine große Rede gegen die zersetzende Geisteshaltung der Sozialdemokratie hielt. Bei dieser Gelegenheit kam es auch zu heftigen Auseinandersetzungen, die schließlich in eine Schlägerei ausarteten.

Mit der wachsenden Anhängerschaft und den dadurch reichlicher zur Verfügung stehenden Geldmitteln wuchsen auch die Propagandamöglichkeiten. Im Mai 1930 hatte Schemm im „Kampf" ein Blatt der Bewegung geschaffen aber erst im November des gleichen Jahres wurde es möglich, diese Zeitung wöchentlich einmal erscheinen zu lassen. Um die Ideen des Nationalsozialismus auch durch den Vertrieb des gesamten einschlägigen Schrifttums zu untermauern und zu verbreitern, entstand auf Anregung Schemms in Bayreuth eine „Deutsche Buchhandlung".

Unter den 107 Abgeordneten, die nach den Reichstagswahlen im September 1930 für den Nationalsozialismus in den Reichstag einzogen, befand sich auch Hans Schemm; er hielt dort eine bedeutsame Rede vor den versammelten Abgeordneten. Als Referent für Kulturpolitik der nationalsozialistischen Reichstagsfraktion betreute er auch dieses Arbeitsgebiet noch neben seiner anderen vielseitigen Tätigkeit.

In seinem Amt als Gauleiter im unmittelbaren Dienst der Partei stehend, nahm er sich trotz der starken Inanspruchnahme seiner Kräfte immer noch die Zeit, rastlos an der Ausgestaltung seiner persönlichsten Schöpfung, des Nationalsozialistischen Lehrerbundes zu arbeiten. Am 7. März 1931 sprach vor einer großen, vom NSLB. nach Nürnberg einberufenen Versammlung der Lehrerschaft. Weniger als ein halbes Jahr später hatten sein Ruf und sein Wirken schon jede örtliche Grenze überschritten. Am 21. September 1931 hielt er eine Rede im Berliner Lehrervereinshaus im Rahmen einer Kundgebung, die einen Markstein in der Geschichte des NSLB. bedeutet. Schon im Juni des folgenden Jahres zählte der Bund sein 6000. Mitglied. Was dieses Ansteigen der Mitgliederzahl damals bedeutete, ist nur dann zu ermessen, wenn man bedenkt, welche Gefahren für die wirtschaftliche Existenz und für das Fortkommen des einzelnen die Mitgliedschaft zu jenen Zeiten noch einschloß. Immer voll innerer Unrast und glühender Begeisterung für die Ausbreitung des Gedankengutes der Bewegung bedacht, suchte und fand Schemm stets neue Mittel, den Siegesmarsch des Freiheitskampfes vorwärts zu treiben. Die Gründung einer eigenen Gauzeitung lag ihm besonders am Herzen. Endlich, um die Mitte des Jahres 1932, konnte er diesen Plan verwirklichen. Am 24. August 1932 wurde die Gründung einer Tageszeitung „Fränkisches Volk" angekündigt.

Dann kam ein Tag um die Wende des Jahres 1932, an dem der unermüdliche Kämpfer endlich das Ziel und die Erfüllung seiner Sehnsucht nach fast achtjährigem Kampfe näherrücken sah: Gelegentlich einer großen Kundgebung auf dem Markt-

platz zu Bayreuth verkündete er in einer eindrucksvollen Rede die prophetischen Worte, daß im Jahre 1933 der endgültige Sieg errungen werde. Wenige Wochen später, am 30. Januar 1933, übernahm Adolf Hitler die Kanzlerschaft des Reiches.

Von diesem Zeitpunkt ab galt es, die Errungenschaften des Kampfes machtpolitischer Art auszuwerten für die nun einsetzende, entwicklungsmäßige Umformung des deutschen Volks- und Staatskörpers. Neben seinen bereits innehabenden Ämtern wurde Hans Schemm vom Führer im Frühjahr 1933 zum Bayerischen Kultusminister berufen. Trotz des Sieges gönnte er sich keine Stunde Ruhe, um die Idee auf vielen Reisen durch Deutschland mit groß angelegten Reden im Volke tiefer zu verankern. Mehr denn je war sein Leben nun von rastloser Arbeit erfüllt. Fast immer unterwegs, bald hier und bald dort wirkend, mußte er nun drei wichtige Ämter betreuen, wovon zwei, nämlich die Gauleitung der Bayerischen Ostmark und der NSLB. in Bayreuth ihren Sitz haben, während das dritte Amt seine Arbeitskraft im Kultusministerium in München suchte.

An die während der Kampfzeit von ihm veranstalteten Versammlungen, die annähernd die Zahl 1000 erreichten, reihten sich nun die zielweisenden Reden auf den feierlichen Veranstaltungen der Partei und des Staates.

Mit wem Hans Schemm auch verhandelte oder sprach, immer waren seine Worte durchwirkt von dem goldenen Humor, den sein Wesen bei allem Ernst auszeichnete.

Sehr am Herzen lag ihm vor allem die Reform des Schulwesens. Er verkannte nie die großen Schwierigkeiten, die in einer zu schnellen Lösung der Schulfrage liegen. Das schloß aber nicht aus, daß er mit unbändiger Energie den großen Aufgaben auf den Leib rückte und mit genialem Einfühlungsvermögen in die Seele des Volkes die Richtung aufzeigte.

Der Reichsparteitag 1934, während dessen Tagung er viele Versammlungen leitete, und an dem er in der Abendstunde beim Vorbeimarsch am Führer seinen Gau meldete, sollte sein letzter sein. Die Zeit raste im Fluge dahin. Eine große Maßnahme des Führers nach der anderen zur Besserung der wirtschaftlichen und politischen Lage Deutschlands ließ die Welt aufhorchen. Die Ereignisse überstürzten sich im sieghaften Vormarsch. Nirgendwo fehlte Hans Schemm in führender Stelle an der Front. Und trotz seiner ungeheueren Arbeit, die ihn Tag und Nacht in Anspruch nahm, verlor er nie die enge Fühlung zum einfachen Menschen, zur breiten Masse des Volkes. Am liebsten saß er in einer stillen Musestunde, von denen ihm leider wenige zur Verfügung standen, im Kreise seiner alten Mitkämpfer, um Erinnerungen an die Kampfzeit auszutauschen. Anspruchslos in der Lebensführung und bescheiden in seinem Auftreten, zeichnete ihn die wahre Größe des schöpferischen Menschen aus.

Als Hans Schemm zu Anfang des Jahres 1935 auf die verhältnismäßig kurze Zeit seines Schaffens nach der Machtübernahme prüfend zurückblickte, konnte er mit Recht stolz auf seine Erfolge sein.

Eine der größten Stunden des Deutschen Volkes, die Befreiung des Saarlandes von der Fremdherrschaft, war der letzte geschichtliche Markstein auf dem Wege des deutschen Aufstiegs, den Hans Schemm noch miterlebte. Ich fuhr damals Ende Februar 1935, mit Hans Schemm und seinen engeren Mitarbeitern im Auto nach Saarbrücken, um am 1. März an der großen Saarbefreiungsfeier, zu der auch der Führer erschienen war, teilzunehmen. Während der Festtage war ich verschiedene Male mit Hans Schemm im Kreise seiner Freunde zusammen. Bei dieser Gelegenheit traf er auch mit seinem alten Kampfgenossen und guten persönlichen Freund Gauleiter Bürckel zusammen. Während eines Mittagsmahles in Saarbrücken unterhielt er die ganze Tischrunde mit seinen von sprühendem Geist durchwobenen Ausblicken in die Zukunft. Eine enge, herzliche Freundschaft verband ihn ebenfalls mit dem Gauleiter Schwede, der ihm in diesen Tagen auch zum letzten Male begegnete.

Ich sehe im Geiste noch voller Wehmut unseren so viel geliebten Hans Schemm mit vom Regen durchnäßter Kleidung auf der Rathaustreppe zu Saarbrücken stehen, als ich von ihm Abschied nahm, um mich auf den Abend des 5. März in München mit ihm nach Verabredung wieder treffen zu wollen. Es sollte mein letzter Abschied von ihm sein. Am Nachmittag dieses verhängnisvollen Tages des 5. März 1935 war Hans Schemm beim Start auf dem Flugplatz zu Bayreuth, von wo er nach München fliegen wollte, abgestürzt. Mit schweren inneren Verletzungen wurde er ins Krankenhaus überführt. Doch jede ärztliche Hilfe war hier vergebens. Am Abend des 5. März wurde Hans Schemm aus seinem arbeitsreichen Leben in die Ewigkeit abberufen. Nun war der alte Kämpfer in Walhall eingezogen.

Mit dem Führer trauerte ganz Deutschland um den Verlust des Menschen, Kämpfers und Staatsmannes Hans Schemm. Zu seiner Beisetzung erschien der Führer persönlich, und wohl noch niemals hat Bayreuth eine derartig große und innige Anteilnahme an dem Tode eines seiner Söhne erlebt.

Ein schlichter Stein mit einem Kreuz kennzeichnet auf dem Friedhof zu Bayreuth die Stelle, wo die sterbliche Hülle des verewigten Hans Schemm in der Umgebung der Gräber von Siegfried Wagner, Franz Liszt und seines großen Lehrmeisters Chamberlain ruht.

Das Leben Hans Schemms war ein großer Opfergang zum Altar des deutschen Vaterlandes. Der Name Hans Schemm ist tief eingegrabene Schlagzeile im Buch der deutschen Geschichte. Groß in der Tat und schlicht im Wesen steht er immer vor uns nach einem Ausspruch des Führers als

„Der Erzieher eines neuen Volkes".

Und die Worte, die der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, an der Bahre des dahingegangenen Kämpfers sprach, werden im Deutschen Volke ewig Widerhall finden:

„Wie die Bewegung, die Du mit aufgebaut hast, unvergänglich ist in der Geschichte, so bist auch Du unvergänglich in der Bewegung!"

Die eigenen letzten Worte Hans Schemms, die er vom Sterbebett aus an seine Mitkämpfer richtete, kennzeichnen und krönen das Leben dieses großen deutschen Mannes: „Haltet einander die Treue, wie ihr sie mir gehalten habt. Bleibt treu und stark in meiner Bayerischen Ostmark um Deutschlands willen. Bleibt treu unserem Führer, so bin ich mitten unter euch!"

Hans Schemm, der für Deutschland und seinen Führer als sehnsuchtsvoll Ringender und leidenschaftlicher Kämpfer für die tatkräftige Vollendung hoher Ziele und völkischer Ewigkeitswerte lebte und starb, bleibt für immer unter uns, marschiert in unseren Reihen mit, getreu seinen eigenen Worten: „Man kann Tote wieder lebendig machen, indem man geistig mit ihnen lebt!"

Hans Schemm lebt, er ist wieder auferstanden in der Jugend, die über sein Werk wachen und es vollenden wird.

HANS BETHGE:

Künstlergeschichten

Rubens.

Als Rubens auf der Höhe seines Ruhmes stand, führte er ein Leben größten Stils. Es gab damals einen Alchimisten Brendel, der die glänzende Vermögenslage des Malers mit Neid betrachtete und sich zunutze machen wollte. Er erzählte Rubens von seinen, wie er sagte, aussichtsreichen Ideen, Gold herzustellen, und forderte den Maler auf, sich an seinem Unternehmen zu beteiligen. Rubens sollte das Laboratorium bauen und alles kaufen, was sich für die Goldmacherkunst als nötig erwies, — dafür wollte ihm Brendel die Hälfte aller Einkünfte geben.

Rubens hörte die hochtrabenden Vorschläge des Alchimisten ruhig an, dann entgegnete er lächelnd:

„Wozu das, lieber Freund? Ich habe ja die Kunst, Gold zu machen, mit Hilfe meines eigenen Werkzeugs längst in der erfolgreichsten Weise gefunden ..."

Holbein.

Als Holbein am Hofe Heinrichs VIII. von England tätig war, meldete sich eines Tages ein englischer Graf bei ihm, um seine Bilder zu sehen.

Holbein bat den Grafen, an einem anderen Tage wieder zu kommen, da er gerade mit besonders gutem Gelingen an einem wichtigen Auftrag arbeite. Der Graf empfand es als eine Kränkung, von einem Maler zurückgewiesen zu werden, und ließ sich die Abweisung nicht gefallen. Er bestand darauf, empfangen zu werden. Holbein blieb bei seiner Weigerung und bat den Grafen, seine Unbesonnenheit nicht zu weit zu treiben. Da wurde der jähzornige Graf handgreiflich, Holbein nicht minder, und es gelang dem Maler, den Grafen mit einem energischen Schwung die Treppe hinabzuschleudern.

Holbein verschloß sein Atelier, verließ es durch eine Hintertür und begab sich sofort zum König, dem er die Angelegenheit vortrug. Er bat um Gnade für seine Handlung. Der König machte scherzweise ein finsteres Gesicht und sagte, das sei ein ernster Fall.

Nun ließ sich der Graf melden. Er war arg zerschunden, blutete im Gesicht und führte mit vor Erregung zitternden Worten heftige Klage gegen den „Pinselklecker", wie er sich ausdrückte. Er bat den König, den Übeltäter so schwer zu bestrafen, wie es erforderlich sei, um die Ehre des Grafen wieder herzustellen. Andernfalls würde er, der Graf, sich selbst Genugtuung zu verschaffen wissen.

Der König, der den Zusammenhang der Dinge kannte, war empört über die kecken Worte des Grafen und fuhr ihn an:

„Ihr habt jetzt nicht mehr mit Meister Holbein zu tun, sondern mit mir, Herr Graf! Ich kann Euch versichern, daß es mir ein leichtes ist, aus sieben Bauern sieben Grafen zu machen. Aber ich kann, auch wenn ich mir die größte Mühe gebe, leider aus sieben Grafen keinen Holbein machen. Gute Genesung von Euren Wunden, Herr Graf!"

Michelangelo.

Michelangelo hat auf seinem berühmten Gemälde „Das jüngste Gericht" in der Sixtinischen Kapelle einen Kardinal, den er nicht leiden konnte, mit solcher Genauigkeit unter den Verdammten dargestellt, daß er von jedem erkannt werden mußte. Der Kardinal wendete sich entrüstet mit einer Injurienklage an den Papst Klemens VII. Der Papst wies die Klage zurück und schrieb an den Rand:

„Ich bin zwar imstande, aus dem Fegfeuer zu erlösen, aber nicht aus der Hölle!"

Raffael.

Raffael wurde einst von zwei Kardinälen mit sehr offenen Worten getadelt, weil er auf einem seiner Bilder die Apostel Petrus und Paulus mit zu roten Gesichtern dargestellt habe. Raffael ärgerte sich über die Einwendungen der beiden Geistlichen, die von Kunst nichts verstanden, und entgegnete scharf:

„Sie brauchen sich gar nicht zu wundern. Ich habe die beiden Apostel dargestellt, wie sie im Himmel aussehen — sie sind schamrot darüber, daß die Verwaltung der Kirche jetzt in so talentlosen Händen liegt!"

Frans Hals und van Dyck.

Als sich van Dyck auf der Reise nach England befand, wo er in die Dienste König Karls I. treten sollte, kam er auch durch Haarlem. Er beschloß, dem von ihm hochverehrten Frans Hals einen Besuch zu machen.

Der Meister war nicht zu Hause, und van Dyck wartete in seinem Atelier. Als Hals kam, stellte sich van Dyck als ein Verehrer vor, doch ohne seinen Namen zu nennen. Er fragte den Meister, ob er bereit sei, sein Porträt zu malen. Hals bejahte, nahm kurz entschlossen eine Leinwand und malte mit wuchtigen Pinselhieben das Bildnis seines Besuchers. Als van Dyck vor das fertige Bild trat, war er hingenommen von der Schönheit der Malerei.

„Es lockt mich, es auch zu probieren", sagte er, nahm gleichfalls eine Leinwand und bat Frans Hals, Modell zu stehen. Hals merkte bald an der Art, wie sein Besucher Pinsel und Palette handhabte, daß er von der Zunft sein müsse. Er meinte, es sei vermutlich ein unbekannter Maler, der sich auf diese Weise bekannt machen wollte. Van Dyck sprach möglichst wenig, und nichts von künstlerischen Dingen, um sich nicht zu verraten. Als er fertig war, bat er den älteren Meister um sein Urteil.

Frans Hals trat voll Erwartung vor das Bild. Er sah es mit einem kurzen Blick an, richtete dann die Augen lachend auf seinen Besucher, reichte ihm die Hand und sagte:

„Ich hoffe, Ihr eßt mit mir zu Mittag, van Dyck!"

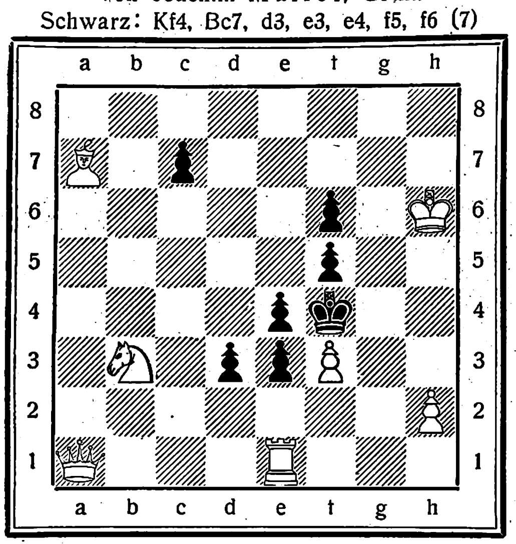
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe
(Urdruck)

Von Joachim Müller, Gotha

Schwarz: Kf4, Bc7, d3, e3, e4, f5, f6 (7)



Weiß: Kh6, Da1, Te1, La7, Sb3, Bf3, h2 (7)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 5

Zweizüger von M. Philipowitz, Hamburg.

Weiß: Kb8, Dg4, Tc7, Th1, Lg7, Sb5, Se3, Bc2, f2, g3 (10). Schwarz: Ke4, Df4, Lg5, Lh7, Be7, f3, f6 (7).

Schlüsselzug: 1. Th1—h4!

Richtig gelöst: Joh. Herwig, Gotha; H. Fisch, Mülheim/Ruhr-Speldorf; G. Peipers, Eckardtsheim; O. Behnke, Cuxhaven; P. Antweiler, Köln-Merheim; H. Zapf, Mannheim; L. Schlobach, Rochlitz; A. Kreß, Berlin-Neukölln; G. Wollerich, Cuxhaven; H. Karg, Colditz; H. Stadtmüller, Karlsruhe; Adele Berkhan, Herzberg-Harz; J. Diehl, Oberschmitten; E. Körner, Grünbach; W. Reisewitz, Berlin-Steglitz; C. Weinrich, Syke; H. Schmidt, Rodheim.

Folge 4 und 5: M. Templin, Friedensstadt.

Ein ersticktes Matt

Caro-Kann-Verteidigung

Gewonnen von Jobe, München

1.	e2—e4	c7—c6	10. Dd1—e2	Tf8—e8?[3]
2.	d2—d4	d7—d5	11. Sg5×f7![4]	K×f7[5]
3.	Sb1—c3[1]	d5×e4	12. Sf3—g5†	Kf7—g8
4.	Sc3×e4	Sb8—d7[2]	13. De2×e6†	Kg8—h8
5.	Sg1—f3	Sg8—f6	14. Sg5—f7†	Kh8—g8
6.	Se4—g5	e7—e6	15. Sf7—h6†[6]	Kg8—h8
7.	Lf1—d3	Lf8—e7	16. De6—g8†!	Te8×g8
8.	0—0	0—0	17. Sh6—f7‡	
9.	Tf1—e1	b7—b6		

[1] Dieser Zug stellt die altbewährte Spielweise dar. Die moderne dagegen ist: 3. e×d, c×d; 4. c2—c4.

[2] Besser ist die folgende Fortsetzung: 4. . . ., Lf5; 5. Sg3, Lg6; 6. h4, h6; usw.

[3] Eine verfehlte, strategische Aufstellung, die eine hübsche Opferwendung geradezu herausfordert.

[4] Ein wohlbekanntes, aber immer hübsches Springeropfer.

[5] Bei Nichtannahme des Opfers muß die schwarze Dame nach c7 und dann folgt analog der Partie ebenfalls das erstickte Matt.

[6] Weiß verzichtet auf Damengewinn, er will den König fangen!

Eine ebenso lehrreiche wie tragische Partie.

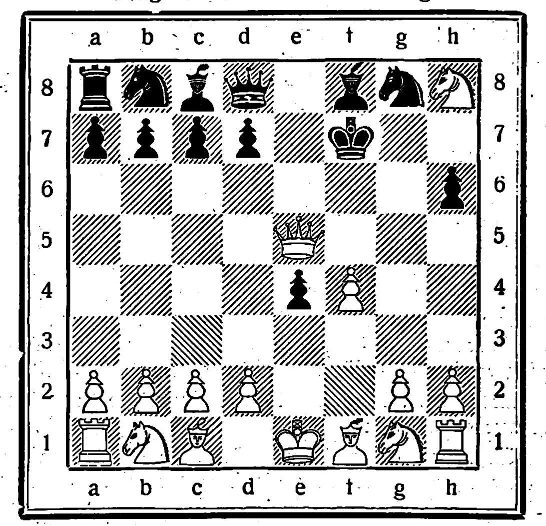
Abgelehntes Königsgambit

Gewonnen von Dr. M. H. Reinle, Murau

1. e2—e4	e7—e5	3. e4×f5	e5—e4
2. f2—f4	f7—f5?[1]	4. Dd1—h5†	g7—g6
5. f5×g6	h7—h6[2]	7. Dh5—e5†	Ke7—f7
6. g6—g7†	Ke8—e7	8. g7×Th8S!‡	

[1] Besser ist Lc5 oder d7—d5.

Tragikomische Schlußstellung:



[2] Die starken weißen Drohungen sind nicht mehr zu parieren. Auf 5 . . ., Lg7; folgt 6. g×h7† mit Gewinn des Sg8! Oder auf 5 . . ., Sf6 folgt 6. g7†, S×Dh5; 7. g×Th8; oder nach 5 . . ., Ke7, geschieht 6. De5 matt. Der Textzug aber ermöglicht eine ebenso seltene, wie tragische und komische Mattstellung.

Merkwürdigerweise wurde die gleiche Partie, nur mit vertauschten Farben, bereits im Jahre 1880 in Straßburg gespielt und von A. Goetz gewonnen.

1. e2—e4	e7—e5	5. h2—h3	g3—g2†
2. f2—f4	e5×f4	6. Ke1—e2	Dh4×e4†
3. b2—b3?	Dd8—h4†	7. Ke2—f2	g×h1S‡
4. g2—g3	f4×g3		

Allerlei Wissenswertes

Tragödie der Weltwirtschaft.

Seit Jahren ist bekannt, daß Lebens- und Genußmittel in verschiedenen Ländern in großen Mengen vernichtet werden, um die Preise stabil zu halten. Die Tragödie einer solchen Weltwirtschaft tritt erst deutlich vor Augen, wenn man bedenkt, daß z. B. im Jahre 1933 etwa 2 400 000 Menschen durch Hunger starben und 1 220 000 Menschen Selbstmord verübten. Das sind im ganzen 3 620 000 Menschen. An Lebensmitteln wurden im Jahre 1933 vernichtet: Fleisch in frischem Zustande 1 450 000 Kilo, Fleisch in Konserven 560 000 Zentner, ferner 558 000 Eisenbahnwagen Getreide, der Wagen zu 600 Zentner; 144 000 Eisenbahnwagen Reis, 267 000 Sack Kaffee, 260 000 Sack Zucker. Mit diesen Lebensmitteln hätten rund 1 600 000 Menschen ernährt werden können. Das sind zwei Drittel jener Menschenmassen, die 1933 Hungers starben. Nun gibt es sicher noch viele andere Nahrungsmittel, deren Wegwurf statistisch nicht erfaßt wurde. — Auch das Jahr 1935 hatte eine ungeheure Mißwirtschaft zu verzeichnen. Nach einer amerikanischen Statistik wurden aus wirtschaftlichen Gründen und zur Vermeidung von Preisstürzen vernichtet: In Brasilien allein in einem Monat des Jahres 1935 rund 7 750 000 Sack Kaffee, und in Nordamerika während eines Vierteljahres 6 200 000 Schweine und 2 Millionen Tonnen Mais. In Los Angeles wurden täglich 200 000 Liter Milch ins Wasser geschüttet. Um den Butterpreis nicht sinken zu lassen, wanderten in den ersten drei Monaten 1935 nicht weniger als 600 000 Kühe in die Vernichtungsanstalten. In Florida verfaulten auf einem Gebiet von 10 000 Hektar Boden die reifen Erdbeeren; an der kalifornischen Küste sanken im Monat August 1935 rund 1 500 000 Kilo ins Meer, Kanada verbrannte im Monat Juli etwa 30 000 Tonnen Mais. — Auch Europa ist von dieser Mißwirtschaft nicht verschont geblieben. Holland vernichtete 100 000 Spanferkel, Dänemark 25 000 Kühe. In der Bretagne warfen die Fischer den gesamten Fang von einer halben Million Fische ins Meer, da der Absatz stockte und die gebotenen Preise zu niedrig waren.

Das Riesenprojekt der Reichsautobahnen.

Beim Bau der Reichsautobahnen sind 260 Millionen Kubikmeter Erde zu bewegen. Das entspricht der Abtragung eines Berges von 230 × 230 Meter Grundfläche und 4800 Meter Höhe, also der Höhe des Montblanc. Der Lorenzug, der die 260 Millionen Kubikmeter abtransportieren müßte, hätte eine Länge von 520 000 Kilometer = $1^1/_3$ mal die Entfernung Erde—Mond. Ferner müssen insgesamt 10 000 Brücken gebaut werden. Aneinandergereiht ergäbe dies eine Brücke, die von Danzig quer über die Ostsee nach Kalmar (Schweden) reicht.

110 Kilometer Kopfhaare.

Obwohl das Zählen der Kopfhaare kein Vergnügen bereitet, hat man doch feststellen können, daß eine blondhaarige Frau etwa 140 000 Haare, eine dunkelhaarige nur etwa 120 000 und eine ausgesprochene schwarzhaarige nur 100 000 Haare täglich durchzukämmen hat. Die allerwenigsten Kopfhaare — nämlich nur gegen 88 000 — sollen die Rothaarigen besitzen. Der durchschnittliche Haarwuchs eines Menschen beträgt in der Gesamtlänge 70 bis 80 Kilometer. Blonde Frauen sollen es aber auf etwa 110 Kilometer bringen. Diese Statistik machte ein Amerikaner, der viel Zeit aufwendete, um uns das Ergebnis seiner mühsamen Forschung übermitteln zu können.

Wird das Erdklima wärmer?

Seit drei Jahren hat man Messungen und Vergleiche der Gletscherbewegungen vorgenommen, wobei festgestellt wurde, daß mit einer langsamen, aber stetigen Erhöhung der Durchschnittstemperatur des europäischen Klimas zu rechnen ist. Diese Temperatursteigerung soll sich aber keineswegs auf Europa beschränken, sondern wird als eine für die ganze Welt geltende Erscheinung angesehen, die auf die rückläufigen Bewegungen der letzten Eiszeit zurückgeführt werden. Ein Universitätsprofessor ist auf Grund seiner Berechnungen zu der Auffassung gelangt, daß die Verkappung der Pole und alle Gletscher der Erde langsam im Abschmelzen begriffen sind. Dieser Vorgang würde einen bemerkenswerten Einfluß auf die Temperaturen auf der ganzen Erde haben, denn die Wärme würde dann sehr schnell und ganz erheblich steigen.

Kinkerlitzchen!

So bezeichnet man im allgemeinen Unarten und Kindereien, überhaupt unbeliebte und ungehörige Dinge. Diese Redensart ist der altdeutschen Mundart entnommen, in der „Ginkerlitzchen" einen Kopfputz bedeutete, und zwar einen solchen für Frauen, der nicht gerade einen großen Wert darstellte. So spricht auch der „Teutsche Merkur" vom Jahre 1775 von „Ginkerlitzchen" und meint damit wertlosen Flitterkram, den sich die eitlen Frauen in den Haaren befestigten. Eine andere Erklärung meint, daß die Redensart aus dem Wort „Ganker" oder „Kanker", womit die Spinnweben bezeichnet werden, entlehnt ist, während Litze ein leichtes Gewebe bedeutet.

HUMOR

Ein schottischer Friseur suchte für die warme Jahreszeit einen Gehilfen. „Im Sommer zahle ich nur zwei Drittel des sonstigen Lohnes!" sagte er zu dem Bewerber „Weil die Arbeit da leichter ist!"

„Aber wieso denn?" wunderte sich der junge Mann. „Die Haare der Kunden müssen doch genau so geschnitten werden wie im Winter!"

„Das wohl!" meinte der Schotte, „aber Sie brauchen den Leuten nicht in die Mäntel zu helfen!"

*

„Also, Theodor, ich muß nun endlich einmal ein paar neue Kleider haben! Ich bin überzeugt, die ganze Nachbarschaft weiß meine Garderobe allmählich auswendig!"

„Wäre es da denn nicht billiger, Liebste, wir zögen einfach in eine neue Gegend?"

*

„Also, ich finde es einfach fabelhaft, Ilse, wie du es fertig bringst, in diesem engen, düsteren Hof so hübsche Pflanzen zu ziehen! Das imponiert mir tatsächlich!"

„Aber geh' — Erna! Du übertreibst!"

„Nein — wirklich! Jedesmal, wenn ich irgendwo ein Mauerblümchen sehe, muß ich an dich denken!"

*

„Ich möchte wissen, was du sagen würdest, Peter, wenn ich einmal mit so schmutzigen Händen zu Tisch käme wie du immer!"

„Ich denke doch, Mutter, daß ich gut genug erzogen bin, um so etwas zu übersehen!"



„Horatius! Das Tauwetter hat alle Wasserrohre zum Platzen gebracht!"
„Wie oft habe ich dir schon gesagt, Amanda: Es ist der Frost, der die Rohre bricht — nicht das Tauwetter!"

„Komm' ich auf dieser Straße nach Groß-Pankow?"

„Dat weit ick nich!"

„Führt sie denn über Niederschwedik?"

„Ick weit nich!"

„Welches ist eigentlich die nächste Ortschaft in dieser Richtung?"

„Keine Ahnung!"

„Na — übermäßig viel scheinen Sie ja nicht zu wissen!"

„Nee. Aewerst ick han mich jo ok nich verirrt!"

*

„Mister Parker, der Taifun hat diesmal entsetzlich in Ihrem Garten gehaust. Kaum ein Baum ist ja stehen geblieben"

„Diesmal war es nicht der Taifun, sondern meine Frau, die hat gestern erst den Führerschein bekommen."

*

„Ich an Ihrer Stelle würde aber lieber nicht mit diesem jungen Mann Motorrad fahren, Minna! Er ist ja ein furchtbar leichtsinniger Fahrer!"

„Ja — das schon, gnä' Frau Aber ich halte meinen Hut immer fest!"

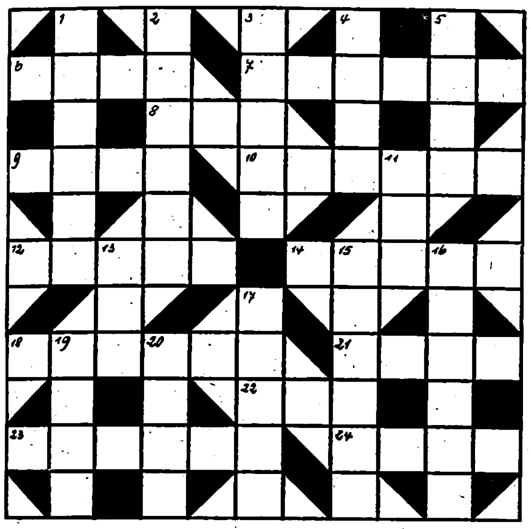
*

„Hanna, findest du nicht auch, daß die Straßenbeleuchtung in unserer Straße miserabel ist?"

„Udo, nimm es mir, bitte, nicht weiter übel, du bist ein ganz komischer Kauz, vor unserer Verlobung war sie dir immer zu hell!"

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



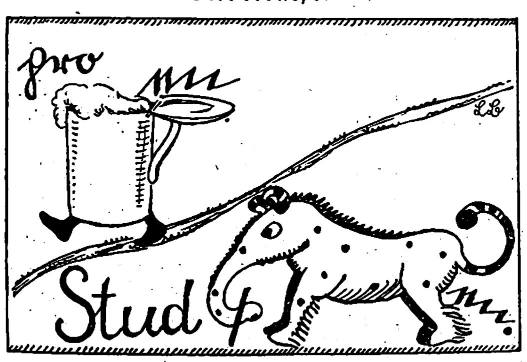
Waagrecht: 6 engl. Hafenstadt, 7. Turngerät, 8. lat.: ich, 9 asiat. Tafelland, 10. fläm. Maler †, 12 norweg Komponist †, 14. Schalentier, 18. Komponist †, 21 Gangart, 22 Wild, 23. Gestalt aus Webers „Oberon", 24 weibl. Vorname. — **Senkrecht:** 1. deutscher Maler †, 2 Münchener Baumeister †, 3 deutscher Lyriker †, 4. Roman v Tremel-Eggert, 5 Getränk, 11 Bund, 13 Fluß in Bayern, 15. deutscher Maler †, 16 deutscher Komponist †, 17. Strohlager für das Vieh, 19 Halbedelstein, 20. Aufgeld

Rätselgleichung

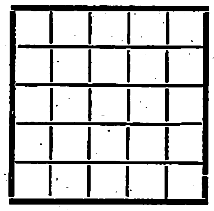
(A—b) + (B—s—r) + (C—n [e=i]) + (D+s—r) + (E—[1+2+3]) = X eine Industrieschau.

A) Tierwohnung, B) deutscher Dichter, C) Erfinder des Dynamits, D) Schalentier, E) Verletzung, X

Bilderrätsel



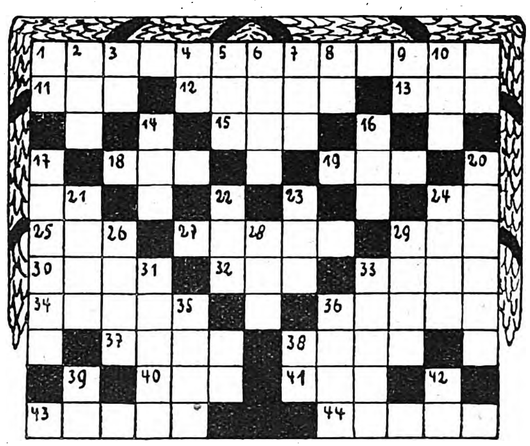
Magisches Viereck



Die Buchstaben: a a a a e e e e e g g i i l n n n n r r s s s ß sind so in die Felder einzusetzen, daß waagrecht sowie senkrecht Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1 Kampfplatz, 2 Grasfläche, 3 Gewürz, 4 Nebenfluß der Oder, 5 Fischfanggerät. ß = ein Buchstabe.

Kreuzworträtsel ‚Verlorenes deutsches Land‚

Waagrecht: 1. siehe Anmerkung, 11. Meeresbucht, 12. hohe Preislage, 13. Behörde, 15 Badeort in Belgien, 18 Zeitmesser, 19 geographischer Punkt, 25. Strom in Afrika, 27 siehe Anmerkung, 29 Fürwort, 30 Abschnitt aus der Weltgeschichte, 32 chemischer Grundstoff, 33 Stadt in Italien, 34. Nebenfluß der Rhone, 36. Stadt in Südfrankreich, 37. Hoftracht, 38. Schreibart, 40 chemisches Erzeugnis, 41. Stadt in Italien, 43. siehe Anmerkung, 44. siehe Anmerkung. —



Senkrecht: 1. sibirischer Strom, 2. Tierwohnung, 3. Tierprodukt 4. Abkürzung für Sankt, 5 Musiknote, 6. Signalhorn, 7. Frauenname, 8. Vorsilbe, 9. Zustimmung, 10. deutscher Badeort, 14. Nachtvogel, 16. Bad in Hessen-Nassau, 17 siehe Anmerkung, 20 siehe Anmerkung, 21. schlecht, übel, 22 der Weg eines Kolbens an Maschinen, 23 Wurfspeer, 24. menschliches Organ, 26. Ort im Rheinland, 28. Erdachse, 29 Gewürzpflanze, 31. Transportgerät für Kranke, 33 Tonstufe, 35 mit Schwung (französisch), 36. kleinste Teile der chemischen Grundstoffe, 39 Fluß in Italien, 42 Vorsilbe

Anmerkung: 1., 27., 43., 44. waagrecht und 17., 20. senkrecht sind von Deutschland abgetrennte Gebiete (i = j).

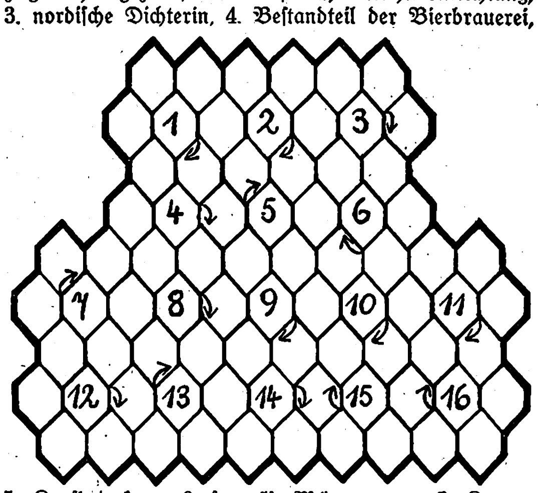
Kryptogramm

Jedem der nachstehenden Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen sprichwörtlichen Ausspruch Goethes ergeben

Vielfraß, Algebra, Argwohn, Einheirat, Leiter, Dünndarm, Scharfsinn, Blutdurst, Gehaben, Siena, Oberstaufen, Keime, Negus, gewogen, Bahnhof, Heiterkeit

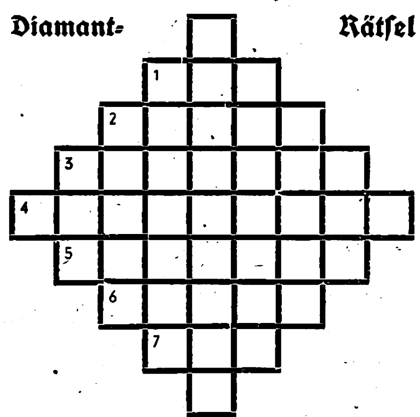
Wabenrätsel

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und sind in Uhrzeigerrichtung zu lesen. 1. Empörer, 2. kirchl. Einrichtung, 3. nordische Dichterin, 4. Bestandteil der Bierbrauerei,



5. Kopfbedeckung, 6. französ. Männername, 7. Kanton der Schweiz, 8. Haushaltgerät, 9. Verwandte, 10. Fechtausdruck, 11. Stadt in Italien, 12. Kriechtier, 13. früheres bayer. Regiment, 14. Element 15. europäische Münze, 16 Wiener Park.

Diamant-Rätsel



Die Buchstaben: a a a a a b e e e e e i i i k k k k l l m m m r r r r r r s s t t t t t u u u u w sind so in die leeren Felder einzusetzen, daß die waagrechten Reihen ergeben: 1 Bucht, 2 Heilmittel, 3. Spielzeug, 4 Zerrbild, 5. Mischling, 6 Verbandzeug, 7. Fluß in Österreich. Die mittlere Waagrechte und Senkrechte ergeben das gleiche Wort



Der Wunschbrief an das Leben

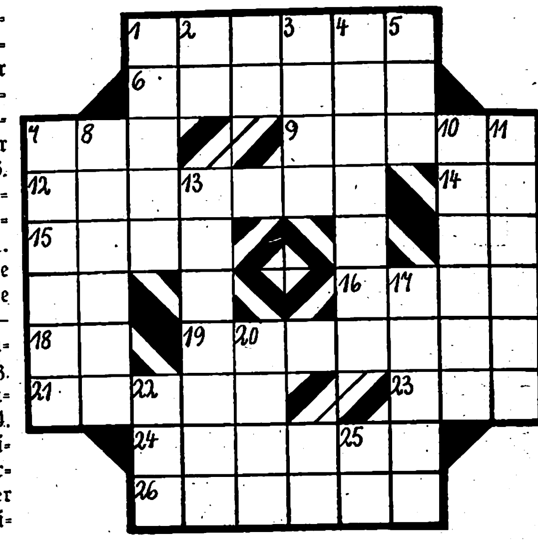
ist bei jedem Menschen von Jugend auf gefüllt mit Zukunftswünschen und Zukunftsplänen. Ein Wunsch steht dabei über allen: bewahrt zu bleiben vor Sorge und Entbehrung. Wie weit wird das Leben ihn erfüllen? — Niemand weiß es!

Das Schicksal ist unergründlich; wie oft greift es mit harter Hand in eine traute Lebensgemeinschaft und zerstört die schönsten Hoffnungen! Hier läßt es eine Frau schutzlos und mit unversorgten Kindern zurück, dort verliert eine Witwe ihren Sohn, als er gerade so weit ist, ihr einen ruhigen Lebensabend bereiten zu können. — Wer sein Leben meistern will, darf nicht tatenlos auf den Zufall und das Glück vertrauen und, wenn das Unglück kommt, sich damit bescheiden. Nein, wahre Lebenskünstler sind immer jene, die rechtzeitig und zielbewußt der Ungewißheit des Schicksals entgegenarbeiten. Sie wählen hierbei einen guten Weg, wenn sie ihr kostbarstes Gut, ihr Leben und ihre Arbeitskraft, versichern.

Es ist doch so: Am Leben jedes Menschen hängt das Schicksal anderer. Um diese Verantwortung leichter tragen zu können, wurde die Lebensversicherung geschaffen, die nach dem Grundsatz „Einer für alle — alle für Einen" ihren Schutz gewährt für das eigene Alter und für die Familie. Wer sein Leben versichert, befreit sich von einer drückenden Sorge und wird deshalb an sich schon mehr Lebensfreude haben; er kann aber auch ruhiger und darum erfolgreicher schaffen.



Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Wald- und Wiesenblume, 6. deutscher Staat, 7. Beiname der Mutter Goethes, 9. Fleischklößchen, 12. staatl. Körperschaft, 14. chem. Zeichen für Eisen, 15. Blutbahn, 16. Dichterin aus dem Chopinkreis, 18. Ausruf, 19. militärisches Gebäude, 21. Hausvorbau, 23. europäische Münze, 24. pommersche Insel, 26. Gartenblume. — Senkrecht: 1. sagenumwobener deutscher Fluß. 2. Präposition, 3. seemännisches Warnungszeichen, 4. geometr. Figur, 5. japanischer Staatsmann, 7. Unterweltstype, 8. Singweise der Gebirgsbewohner, 10 Küchengerät, 11. Teil der Radioanlage, 13. nordamerikanischer Indianer, 17. würziger Duft, 20. griechische Gottheit, 22. mittelalterliche Königswahl, 25. rätselhafte Naturkraft.

Silbenrätsel

Aus den Silben: bast be ber bo bon brin ca chel de dech del di ei ei ek el ell en feld för gau gen hä hal her huhn in kar kel kern kum la la li ma man mi mis nar ne ne ni nist nu re reb ri ro rü run sa san se see sei si si tech ten ter tik to u ve wal sind 19 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben, von oben nach unten,

1 .... 8 .... 14 ....
2 .... 9 .... 15 ....
3 .... 10 .... 16 ....
4 .... 11 .... 17 ....
5 .... 12 .... 18 ....
6 .... 13 .... 19 ....
7 ....

und die vorletzten, von unten nach oben gelesen, einen Sinnspruch ergeben. 1. franz. Stadt, 2. Gerätschaften, 3. Viehfutter, 4. Rabenvogel, 5. Ruhmeshalle, 6. Facharzt, 7. Himalajagipfel, 8. Ostseebad, 9. Giftpflanze, 10. Sprengkörper, 11. Fachschule, 12 Stadt in Südtirol, 13. Kriechtier, 14. Stadt in Italien, 15. Körperteil, 16. Münzenkunde, 17. deutsche Stadt, 18. Wildgeflügel, 19. Stadt in Spanien.

Kernworträtsel

			B	A	S	T			
			K	A	L	I			
			P	E	R	A			
			R	I	G	A			
			R	I	S	T			
			C	H	O	R			
			K	A	R	O			
			H	E	R	Z			
			L	I	S	T			
			R	I	N	G			

Die in den waagrechten Reihen stehenden Kernwörter sind durch Einsetzen von Buchstaben zu Wörtern folgender Bedeutung zu ergänzen: 1. Gipsart, 2. Sohn des Prometheus, 3. politischer Heißsporn. 4. Ränkeschmied, 5. Mesner, 6. christl. Einsiedler, 7. Barkenlied. 8 österr. Prinzentitel. 9. Lehre von der Flugbahn. 10 kaiserlicher General unter Wallenstein Die Anfangsbuchstaben der neu gefundenen Wörter ergeben, abwärts gelesen, eine zur Zeit vielgenannte Stadt.

Das Beisl

Mag das Lokal auch „n" sein.
Wer „r" ist, geht doch 'rein.

Umstellungsrätsel

Ewers, Takel, Otter, Ruten, Seil Auber, Feile, Serie, Kowel, Reise, Alpen, Baude, Recke, Motte, Hand, Serbe. Geier, Regis, Lauer, Kiew, Stier, Tunika, Renz, Delta. Vorstehende Wörter sind durch Umstellung in solche anderer Bedeutung zu verwandeln. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben einen Wahrspruch Goethes.

Wirrwarr!

lela sumenes warmennuziskem med liweln esd ruherefs cherget uz derwen

Aus obigen Buchstabengruppen sind sinngemäße Wörter zu bilden, die fortlaufend gelesen einen Ausspruch des Ministers Freiherr von Eltz-Rübenach ergeben.

Lösungen der Rätsel in Folge 9:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Japan, 5. Made, 9. Ural, 10. Musik. 11. Don, 12. Lar, 13. re, 14. Esau, 16. Ambrosia, 20 Rade, 22. il, 24. Ase, 25. der, 26. Macht, 28. Tell, 29. Star, 30. Kamee. — Senkrecht: 1. Jude, 2. Arosa, 3. Panama, 4. al, 5. Mur, 6. As, 7. Dir, 8. Ekel, 10. Mako, 15 Diadem, 17. Rust, 18. Adele, 19. Sims, 21. Erle, 23. Lat, 24. Ahr, 27 ca. ✱ **Silbenkreuz:** Vater, Varus, Base, Russe, Senat, Dose, Donat, Natter. ✱ **Magisches Quadrat:** 1. Davos, 2. Aroma, 3. Vogel, 4. Omega, 5. Salat. ✱ **Aktuell:** Olympiade — ade. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Pfahl, 5. Eiche, 9. Argentinien, 11. Go, 12. Ohr, 14. Boa, 16. Hat, 17 Amerika, 20. Bulgarien, 23. Tardieu, 26. Alt, 28. USA., 29. Rum, 33. Afghanistan, 35. Start, 36. Leine. — Senkrecht: 1. Pagode, 2. Froh, 3. AG., 4. Hel, 5. Ei, 6. Inn, 7. Hera, 8. Enzian, 10. Thorwaldsen, 13. Ra, 14. be, 15. Ai, 16. ha, 18. Malta, 19. Krise, 21. Ananas, 22 Anemone, 24. Ja, 25. Ur, 27. Lift, 30. Ulan, 31. Uhr, 32. Ase, 34. il. ✱ **Bilderrätsel:** „Und setzet ihr nicht das Leben ein — nie wird euch das Leben gewonnen sein." ✱ **Ulkig:** Hans-Wurst, Hanswurst. ✱ **Leiterrätsel:** 1. Isolde, 2. vorbei, 3. Eskimo, 4. Tuisko — Silvretta — Dolomiten ✱ **Silbenrätsel:** 1. Natzseid, 2. Estomihi, 3. Banane, 4. Epiktet, 5 Gisela, 6. Salat, 7. Schilluk, 8. Odeaker, 9. Stola 10. Nollendorf, 11. Adept, 12. Examen, 13. Lindau, 14. Eros, 15. Euripides 16. Schweißhund. 17. Riese = Die Tatkraft muß der Seele Anstoß geben. ✱ **Das Ende:** Aschermittwoch. ✱ **Magisches Viereck:** 1. Last, 2. Aloe, 3. Sole, 4. Teer. ✱ **Kapselrätsel:** Freitag, Misere, Reinheit, Geleise, Fastnacht, Licht, Kattun, Nandu, Erfurt, Odenwald, Frasdorf, Humor, Rechen, Tessin, Spätsommer, Tondern, Ernte, Unwille, Koller, Wasgenwald, Maasdelta, Humus, Fußtritt = „Frei sein heißt nicht: Tun duerfen, was du moechtest, sondern tun wollen, was du mußt."

ANEKDOTEN

Postenjägerin

Auch die, die in purer Selbstsucht nach einem guten Posten jagten, konnten bei Friedrich dem Großen übel anlaufen.

Wie erging es zum Beispiel der adligen Dame, die sich im Jahre 1782 mehrmals um eine leitende Stelle im Marienstift zu Königsberg in Preußen bewarb!

Der König forderte bei der geistlichen Behörde Bericht über die begehrte Stelle ein. Und da wurde ihm mitgeteilt, daß sie zur Zeit überhaupt nicht frei wäre.

Als Friedrich den Bericht gelesen, schrieb er sofort eigenhändig darunter: „So diene Ihr solches zur Antwort! Denn ich kann niemand Ihretwegen totschlagen!"

Der Angsthase

Zittern und Zagen kannte der große König nicht. Auch in der gefährlichsten Lage verlor er nicht die Ruhe.

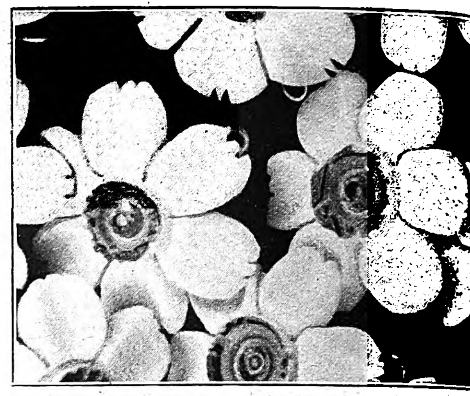
Im Feldzug 1778 war's: Da mußte er sich eines Tages aderschlagen lassen. Am Nachmittage setzte plötzlich ein Geschützkampf mit dem Feinde ein. Der wurde so heftig, daß Friedrich es für notwendig befand, selbst zu seiner Artillerie hinzureiten.

Bei der starken Bewegung sprang ihm die angeschlagene Ader wieder auf. Er stieg vom Roß herab und veranlaßte den Feldscher der Kompanie, sie ihm sofort wieder zuzubinden. Während der um den König hantierte, kam eine Kanonenkugel von der Gegenseite her herangesaust und schlug ganz in der Nähe der beiden nieder.

Der Feldscher erschrak gehörig und zitterte wie Espenlaub.

König Friedrich jedoch tat, als ob nichts geschehen wäre. Lächelnd meinte er nur, mit Hinweis auf den Angsthasen, der ihn verband: „Der muß noch nicht viel Kanonenkugeln gesehen haben!"





Ein Dorf in der Oberlausitz wirbt für das WHW.

Ganz Deutschland kämpft, der übrigen Welt ein Vorbild, einen heroischen Kampf gegen die Härte des Winters. Die Volksverbundenheit im Sinne und nach dem Willen des Führers Adolf Hitler findet in diesem Werk des Opfermutes den sinnfälligsten Ausdruck.

Ein Bauernmädchen aus der Oberlausitz heftete sich das Zeichen des Winterhilfswerks, die Würz-Narzisse, an.



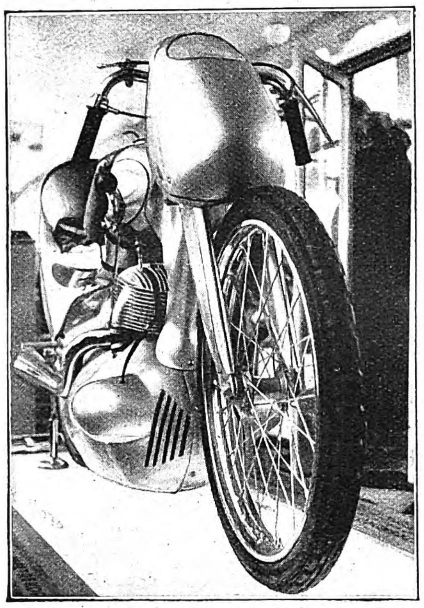
Während das ganze Dorf arbeitet: Eine von der NSV. eingesetzte Gemeindeschwester betreut ihre kleinen Schutzbefohlenen.



Alles opfert und kämpft gegen Hunger und Kälte. Bauernmädchen in der Oberlausitz sammeln in ihrem Dorf.

Aufnahmen: Hans Retzlaff.

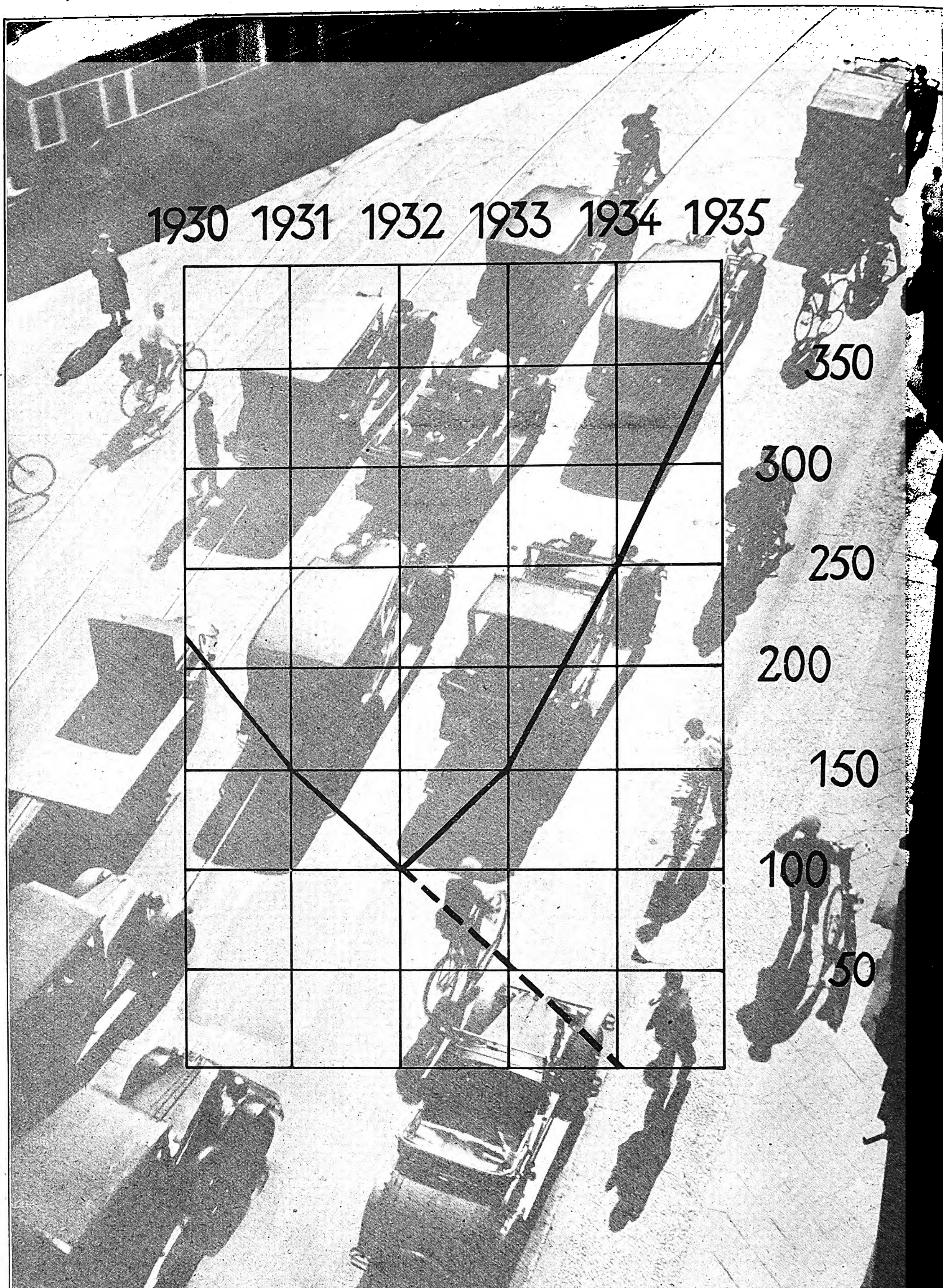
Riesenschau der Internationalen Automobil- und Motorrad-Ausstellung

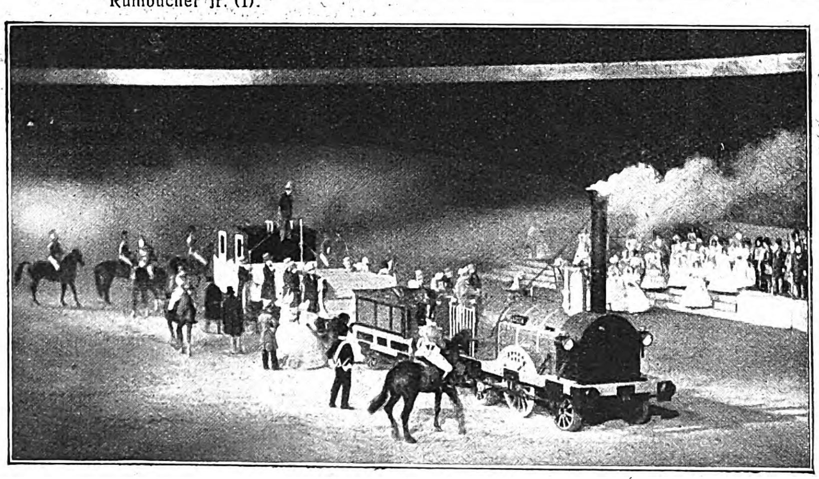


Die DKW-Weltrekordmaschine (250 ccm), mit der von den Rennfahrern Geiß und Winkler vor kurzem neue Weltrekorde aufgestellt wurden.

Berlin 1936

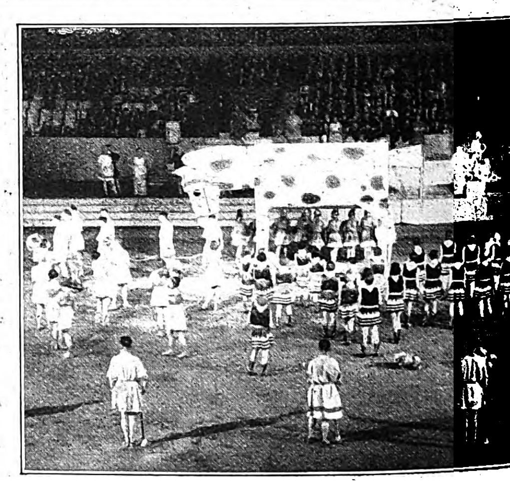
Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (3), Rumbucher jr. (1).





Der gewaltige Aufschwung der deutschen Automobilindustrie! Die gestrichelte Linie zeigt deutlich, wie es mit dem deutschen Automobilismus durch die verfehlte Wirtschaftspolitik der Systemjahre weiter bergab gegangen wäre. Die von 1932 an steil aufwärtsführende Linie aber zeigt den Riesenerfolg der weitsichtigen Maßnahmen des Führers hinsichtlich der Motorisierung Deutschlands. (Zahlen rechts: Deutsche Autoproduktion in je 1000.)

Links und rechts: Bilder von der großen Ausstattungsrevue „Mit 100 000 PS", die anläßlich der Automobilausstellung in der Deutschlandhalle in Berlin mit größtem Erfolg aufgeführt wird.



Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205, Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49, Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München, Stellvertreter und Berliner Schriftleiter Dr. Hans Diebow, Charlottenburg, verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV 35 682476 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3
ABCDEFI

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

11. JAHRGANG / FOLGE 11 / DONNERSTAG, 12. MÄRZ 1936

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Adolf Hitler, der Oberste Befehlshaber der Deutschen Wehrmacht, im Manövergelände.

Links hinter dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht der Oberbefehlshaber der Wehrmacht, Generaloberst v Blomberg, ganz rechts der Oberbefehlshaber des Heeres, General der Artillerie Frhr. v. Fritsch.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.

In dieser Folge:

Die Wehrmacht des Dritten Reiches; I. Bilderschau: Das Heer.

Die Wehrmacht des Dritten Reiches



Generaloberst v. Blomberg
Oberbefehlshaber der Wehrmacht und Reichskriegsminister.
Phot.: Binder.



General der Artillerie
Frhr. v. Fritsch
Oberbefehlshaber des Heeres.
Phot.: Bieber.



General der Flieger Göring
Oberbefehlshaber der Luftwaffe.
Phot.: Binder.



Admiral Dr. h. c. Raeder
Oberbefehlshaber der Kriegsmarine.
Phot.: Archiv.



General der Infanterie
v. Rundstedt
Oberbefehlshaber
der Gruppe I, Berlin.
Phot.: Weltbild.



General der Artillerie
Ritter v. Leeb
Oberbefehlshaber
der Gruppe II, Kassel.
Phot.: Hoffmann.



General der Infanterie
v. Bock
Oberbefehlshaber
der Gruppe III, Dresden.
Phot.: Bohr.



General der Panzertruppen
Lutz
Kommando der Panzertruppen,
Berlin.
Phot.: Hoffmann.

Kommandierende Generale:



Generalleutnant v. Brauchitsch
Kommandierender General des I. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis I, Königsberg.
Phot.: Archiv.



Generalleutnant Blaskowitz
Kommandierender General des II. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis II, Stettin.
Phot.: Sennecke.



Generalleutnant v. Witzleben
Kommandierender General des III. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis III, Berlin.
Phot.: Bieber.



Generalleutnant List
Kommandierender General des IV. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis IV, Dresden.
Phot.: Koch.

Kommandierende Generale:



Generalleutnant Geyer
Kommandierender General des V. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis V, Stuttgart.
Phot.: Hoffmann.



Generalleutnant v. Kluge
Kommandierender General des VI. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis VI, Münster.
Phot.: Hoffmann.



Generalleutnant v. Reichenau
Kommandierender General des VII. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis VII, München.
Phot.: Sennecke.

Kommandierende Generale:



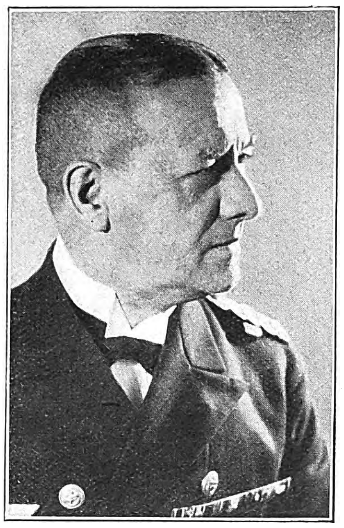
Generalleutnant v. Kleist
Kommandierender General des VIII. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis VIII, Breslau.
Phot.: Hoffmann.

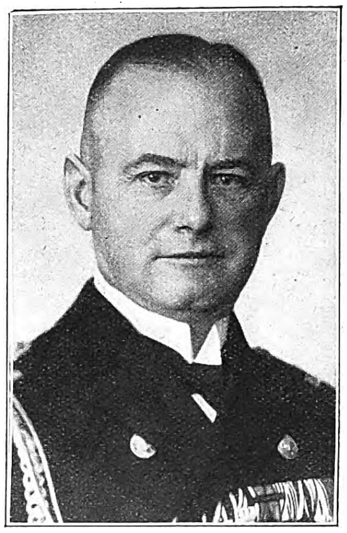


Generalleutnant Dollmann
Kommandierender General des IX. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis IX, Kassel.
Phot.: Weltbild.



General der Kavallerie Knochenhauer
Kommandierender General des X. Armeekorps und Befehlshaber im Wehrkreis X, Hamburg.
Phot.: Umlauff.







Befehlshaber der Kriegsmarine:

Admiral Förster
Flottenchef, Kiel.
Phot.: Hoffmann.

Admiral Albrecht
Kommandierender Admiral der Marinestation der Ostsee, Kiel.
Phot.: Urbahns.

Vizeadmiral Schultze
Kommandierender Admiral der Marinestation der Nordsee, Wilhelmshaven.
Phot.: Urbahns.







Befehlshaber der Luftwaffe:

Generalmajor Schweickhardt
Befehlshaber im Luftkreis I, Königsberg.
Phot.: Kühlewindt.

General der Flieger Kaupisch
Befehlshaber im Luftkreis II, Berlin.
Phot.: Hoffmann.

General der Flieger Wachenfeld
Befehlshaber im Luftkreis III, Dresden.
Phot.: Hoffmann.







Befehlshaber der Luftwaffe:

General der Flieger Halm
Befehlshaber im Luftkreis IV, Münster.
Phot.: Archiv.

Generalmajor Sperrle
Befehlshaber im Luftkreis V, München.
Phot.: Hoffmann.

Generalleutnant Zander
Befehlshaber im Luftkreis VI/See, Kiel.
Phot.: Hoffmann.

I.

Das Heer



Infanterie-Patrouille im Gelände.

Der Patrouillenführer beobachtet durch das Fernglas. Er ist dem Dienstgrade nach Unteroffizier, was aus der Tresse um den Kragenrand und der unten offenen Tressenumrandung der Achselklappe ersichtlich ist. Die drei Tressenstreifen am linken Ärmelaufschlag bedeuten die dritte Schießauszeichnung, d. h., daß der Betreffende in seiner Schießklasse dreimal hintereinander der beste Schütze war. Die Stahlhelme werden vielfach mit Grasbüscheln oder Zweigen umwickelt, damit sie nicht durch ihre regelmäßige Form zum Verräter werden. Der Tuchstreifen um den Stahlhelm kennzeichnet bei Übungen durch seine Farbe die Zugehörigkeit zur roten oder blauen Partei.

Der „J.B." bringt in dieser und in seiner nächsten Folge anläßlich der ersten Wiederkehr des Tages, der dem Deutschen Volk die Wehrhoheit schenkte, eine Bilderschau vom deutschen Heer, der Kriegsmarine und der Luftwaffe.

Aufnahmen: Bilderdienst Bittner (2), Presse-Bild-Zentrale (2), Sport-Bild-Schirner (1).



Ein schweres Maschinengewehr in offener Feuerstellung, gut getarnt.

Der Richtschütze, ein Gefreiter, kenntlich durch den Doppelwinkel am linken Oberarm, läßt soeben einen Jungen durch das Zielfernrohr sehen. Im Bilde rechts vorne liegt der Gewehrführer, der nach seinen Beobachtungen das Feuer leitet. Die Dienstgradabzeichen des Unteroffiziers auf Kragen und Schulterklappe sind hier deutlich erkennbar. Vor ihm liegt ein Kasten mit Reservekühlwasser. Auf der anderen Seite des Maschinengewehrs liegt ein weiterer Mann der Bedienung, der für die ordnungsmäßige Zuführung des Patronengurtes zu sorgen hat.



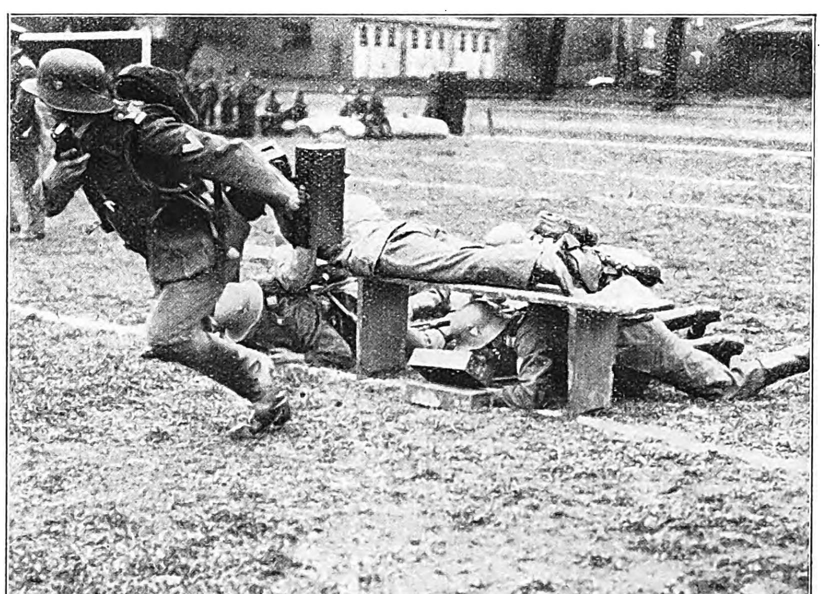
Die Berliner Wachtruppe marschiert — eine Freude für jedes Soldatenherz

Die tadellose Haltung und die gleichmäßige Lage der Gewehre lassen den hervorragenden Ausbildungsstand und die Disziplin der Truppe deutlich erkennen.



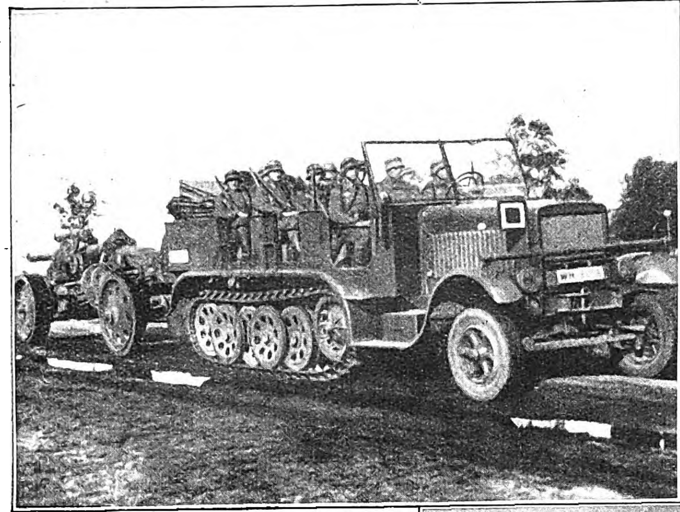
Infanterie beim Vorbeimarsch.

Die hauptsächlichste Marschformation der Infanterie ist die Gruppenkolonne. Sechs Mann mit einem Führer bilden eine Gruppe. Der Gruppenführer marschiert in der Gruppenkolonne am rechten Flügel seiner Gruppe.



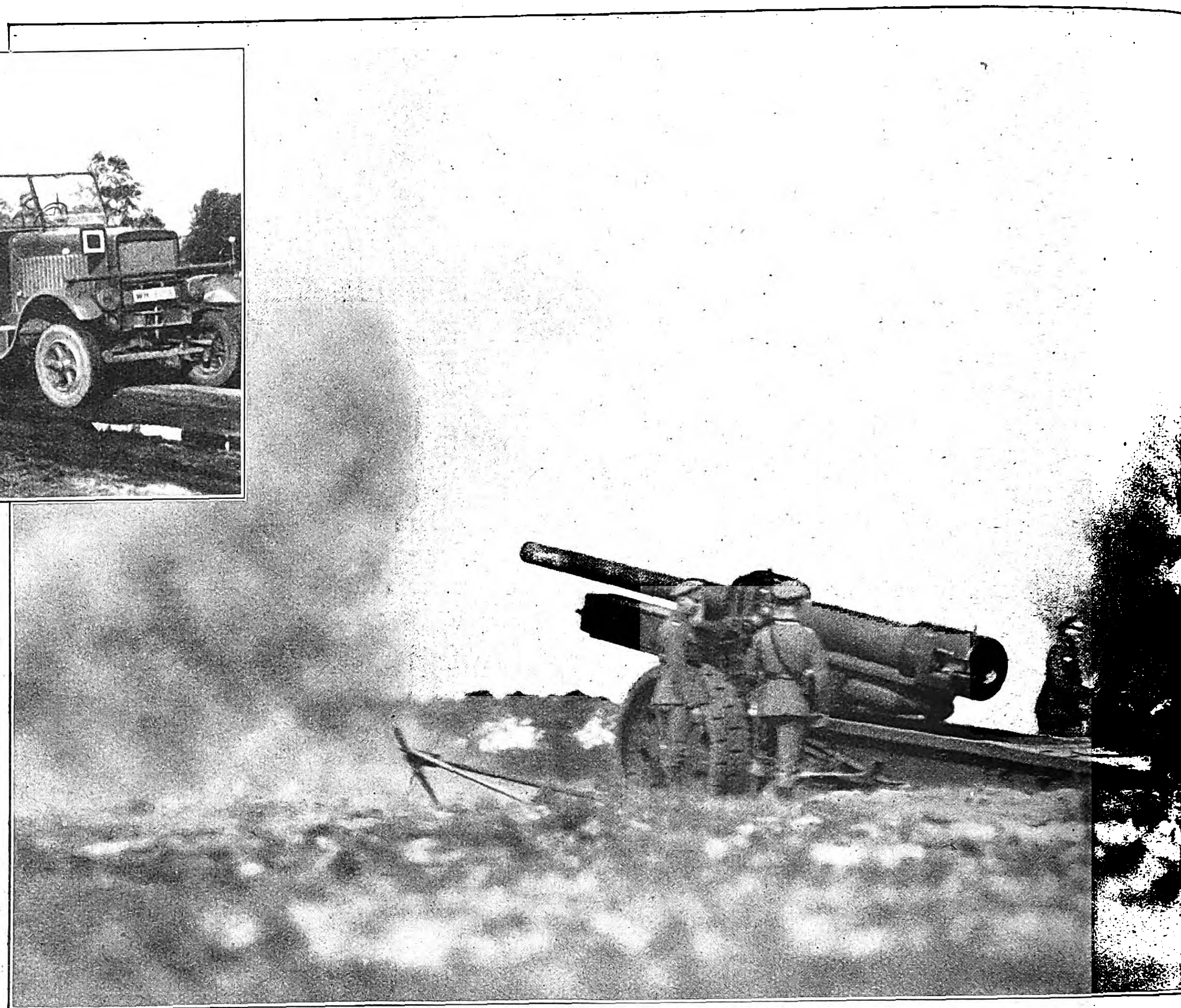
Hindernislauf bei einem Militärsportfest.

Der Soldat muß alle Schwierigkeiten des Geländes in feldmarschmäßiger Ausrüstung meistern können. Wir sehen im Bilde eine leichte Maschinengewehrgruppe mit vollständiger Ausrüstung beim wettbewerbsmäßigen Hindernislauf.



Schwere Artillerie mit Kraftzug auf dem Marsch.

Die Zugmaschine ist ein geländegängiges Raupenfahrzeug, das gleichzeitig zur Beförderung der Bedienungsmannschaft und der Munition dient. Der Kraftzug für die Schwere Artillerie, der in den rüstungsfreien Staaten schon seit einigen Jahren in großem Umfange Eingang gefunden hat, bietet gegenüber dem Pferdezug folgende Vorteile: Größere Verschiebbarkeit, erhöhte Gangbarkeit in jedem Gelände, Verkürzung der Marschkolonnen und die Möglichkeit mehr Munition mitzuführen. Ohne schwere Kraftzugartillerie ist ein neuzeitliches Heer undenkbar und in seiner Kampfkraft ganz erheblich herabgesetzt. Es war eine Selbstverständlichkeit, daß diese unendlich wichtige Waffengattung mit der wiedergewonnenen Wehrfreiheit auch im deutschen Heere eingeführt wurde.



Schwere Batterie

Unmittelbar hinter dem Geschütz kniet die eigentliche Geschütz
etwas weiter rückwärts mit der Einstellung der Zünder und der
stellung des Zünders krepiert das Geschoß entweder nach einer genau
beim Aufschlag auf den Boden (Aufschlagzünder) oder erst dann,

Aufnahmen:
Hans Bittner (2), Pomprein (2),
Hoffmann (2), Presse-Bild-Zentrale (1).



Feuerndes Feldgeschütz.

Die Feldartillerie steht dicht hinter oder auch in den Stellungen der Infanterie. Zum Schutze der Kanoniere sind die Geschütze mit Panzerstahlschutzschilden gegen Infanteriefeuer und Granatsplitter ausgestattet. In den neben den Granaten liegenden Kartuschhülsen befindet sich die Treibladung, die je nach der erforderlichen Schußweite verschieden stark gemacht werden kann.



…im Feuer.
…bedienung, während die sich gegenüberknienden Kanoniere …Zureichen der Munition beschäftigt sind. Je nach der Ein… …bestimmten Flugdauer noch in der Luft (Brennzünder) oder …wenn es sich tief in das Erdreich eingebohrt hat (Verzögerung).



Der gefährlichste Feind des Kampfwagens.
Die Tankabwehrkanone, kurz Tak genannt, ist ein sehr bewegliches, kleinkalibriges Geschütz mit sehr hoher Anfangsgeschwindigkeit, weshalb das Geschoß eine außerordentliche Durchschlagskraft besitzt.



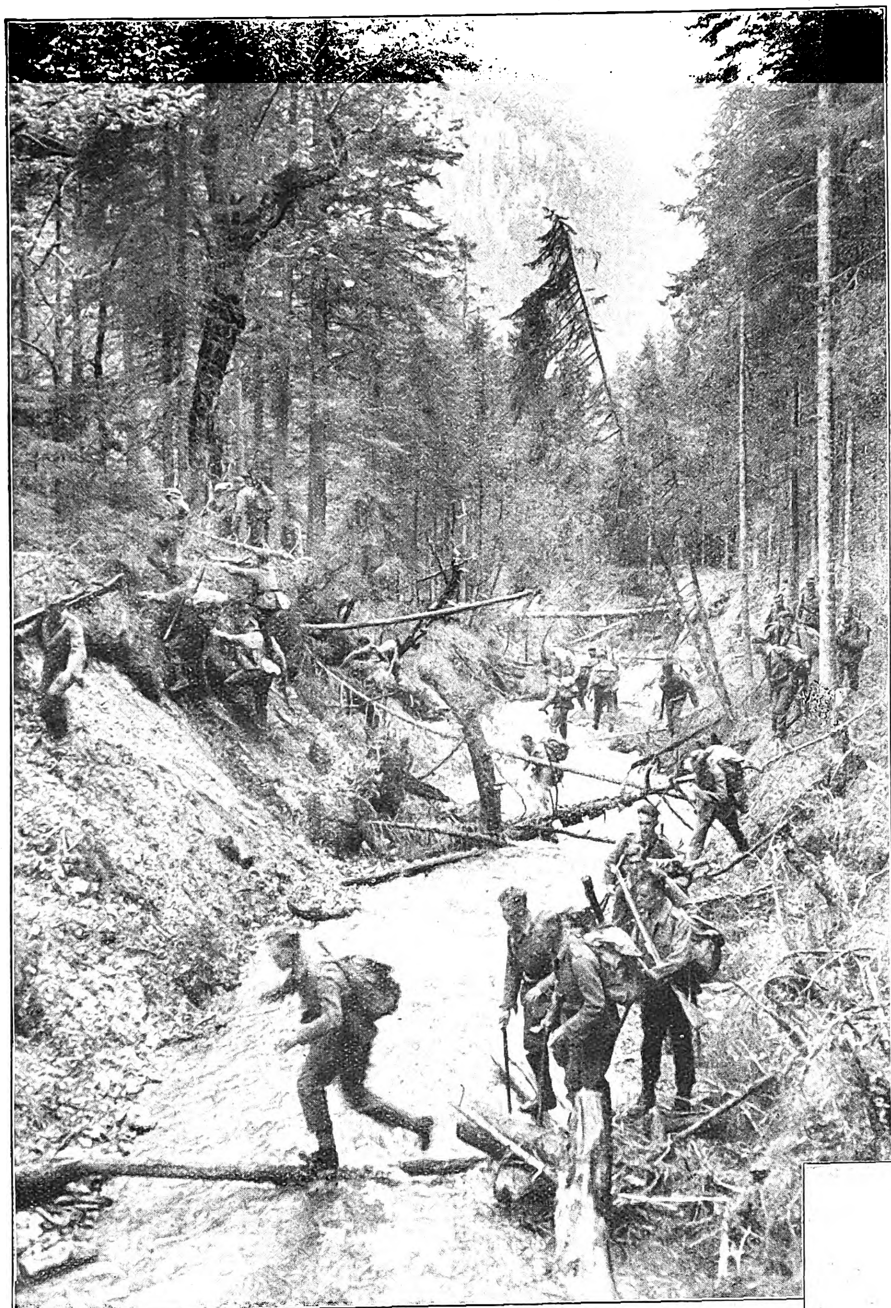
Tak geht in Feuerstellung.
Bei feindlichem Tankangriff wird das Takgeschütz durch die gut geschulte Bedienungsmannschaft blitzschnell aus einer Deckung heraus in offene Feuerstellung gebracht und erledigt meist im direkten Schuß die Kampfwagen.



Eine Geschützbedienung in voller Tätigkeit.
Während ein Mann das Rohr nach dem Schuß von Pulverrückständen reinigt, steht schon ein andeer Kanonier mit der nächsten Granate bereit. Hinter ihm ist gerade noch ein weiterer Kanonier zu …ehen, der die Kartusche bereithält. In wenigen Sekunden ist das Geschütz neuerdings feuerbereit.



Leichte Artillerie in Reihe.
Trotz weitgehender Motorisierung kann gerade bei der Feldartillerie auf den Pferdezug nicht völlig verzichtet werden, da er in manchem Gelände dem Kraftzug überlegen ist. Offiziere, Batterie- und Zugtrupps sind beritten, die Kanoniere sitzen auf den Protzen.

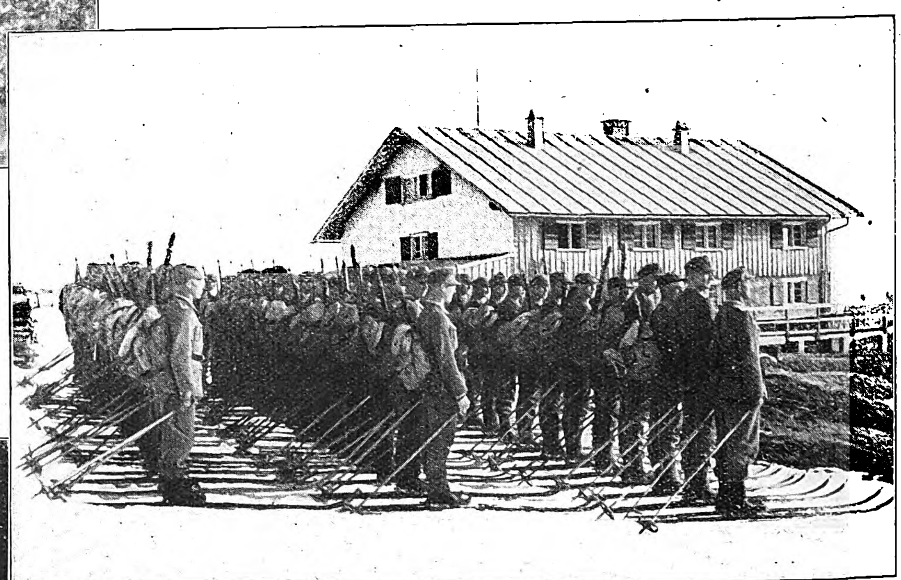


Hochgebirgsjäger in den Bayerischen Alpen.
Das Hochgebirge stellt ungeheure Anforderungen an die körperliche Leistungsfähigkeit des Soldaten. Nur ausgesucht kräftige und gesunde Männer, meist Söhne der Berge, sind diesem Dienst gewachsen. Wir sehen auf unserem Bild die Jäger in voller Ausrüstung einen reißenden Gebirgsbach auf den vom Sturm entwurzelten Baumstämmen überqueren.

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale (3), Hans Bittner (1), Karl Lidl (1).



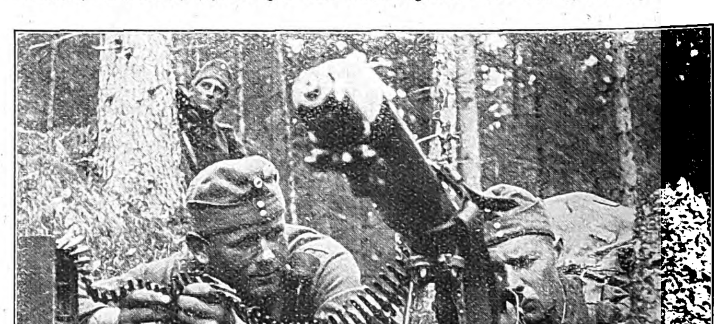
Mulis im steilen Anstieg.
Der treueste Helfer des Gebirgssoldaten ist das Maultier, das mit großer Sicherheit und völlig schwindelfrei auf schmalen Saumpfaden und steilen Geröllhalden klettert und dabei schwere Lasten zu tragen vermag.



Gebirgsjäger-Kompanie auf Skiern angetreten.
Im Winter können sich die Truppen im Gebirge nur auf Skiern bewegen, so daß ihre völlige Beherrschung eine Grundbedingung für den Gebirgssoldaten ist. Die Notwendigkeit der Mitführung der gesamten Bewaffnung und Ausrüstung gestaltet den militärischen Skilauf wesentlich schwieriger und anstrengender als den sportlichen.



Gebirgsartillerie in nächtlicher Feuerstellung.
Auch über Artillerie verfügt die Gebirgstruppe. Die Geschütze werden zerlegt auf Tragtieren befördert und bei Bedarf von der Bedienungsmannschaft in kürzester Zeit zusammengesetzt und feuerbereit gemacht. Das Schießverfahren ist infolge der gegenüber dem Flachlande grundlegend veränderten Verhältnisse bedeutend schwieriger



Leichtes Maschinengewehr 08/15 auf Gabelstütze.
Das Maschinengewehr ist auch im Gebirge Hauptträger des Infanterie-Feuerkampfes. Man erkennt auf dem Bilde besonders deutlich, wie der neben dem Richtschützen liegende Mann aufmerksam für die richtige Zuführung des Patronengurtes sorgt.

E. V. VON RUDOLF:

Georg Ritter von Schönerer

Der Vater des politischen Antisemitismus

VON EINEM, DER IHN SELBST ERLEBT HAT

2. Fortsetzung

Schönerer als Erzieher des Volkes und Wahrer echten Deutschtums.

Das Deutschtum Schönerers zog ein erneutes Schrifttum, eine erneute deutsche Kunst, ein erneutes deutsches Brauchtum heran, und diese wirkten wieder nährend auf den reinen völkischen alldeutschen Gedanken ein.

Alte germanische Bräuche, längst vergessene oder dem Deutschen Volke mit List und Gewalt geraubte, kamen diesem wieder zum Bewußtsein. Man erinnerte sich wieder eines Ostara-Festes, einer Sonnwendfeier, einer Julzeit und pflanzte den Naturglauben der Vorväter wieder in die von finsteren Dienern Roms verängstigten Seelen, man begann wieder deutsch zu denken, wieder deutsch zu sprechen und wieder deutsch zu schreiben.

Schönerer ließ Tausende von schwarzweißrot geränderten Karten drucken mit völkischen Mahnworten wie:

„Kein Fremdwort, wo das deutsche Wort genügt!"
„Deutsches Wort gilt immerfort!"
„Deutsche Schrift dem deutschen Worte!"
„Deutsche Kunden zum deutschen Kaufmann!"
„Kauft nicht bei Juden!"
„Ein wahres deutsches Mädchen spricht: Mit Judenjungen tanz' ich nicht!"

Zwei besonders widerwärtige Fremdwörter, das „Prosit!" und das „Servus!", verschwanden sozusagen über Nacht aus dem Sprachschatz der Schönerianer und in der Folge auch aus einem großen Teile des deutschösterreichischen Volkes. Dafür bürgerte sich in immer steigendem Maße das Wort „Heil!" ein.

Schönerers Sinnen und Trachten sein Leben lang war, seinen deutschen Stammesgenossen die edle Gesinnung einzuimpfen, nur für ihr Volk zu leben, ihm alles zu opfern, nichts anderes zu denken, als das Gemeinwohl aller Volksangehörigen. In zwei Verszeilen hat er es seinem Volke als bleibendes Vermächtnis hinterlassen:

„Wer für sein Volk nicht lebt und stirbt,
Ist wert, daß er in Schmach verdirbt!"

Mit feuriger Beredsamkeit trat Schönerer für Richard Wagner schon zu einer Zeit ein, da alle führenden Wiener Judenblätter dieses bahnbrechende Genie und seine Werke wütend bekämpften. Er hatte eben die nationale Art und Bedeutung der Dichtungen und der Musik dieses Mannes erkannt.

Wiederholt kam er auf die Mahnungen de Lagardes zurück, warnte vor allem „modischen Schnickschnack", vor allem „Zivilisationsquark", vor den verderblichen Trink- und Rauchunsitten, warb für eine neue reine Jugend, für Landsiedlung im Gegensatze zum Massengrab der Großstadt, für die Pflege deutscher Sitte, für Natur und Wandern und für das deutsche Volkslied. Das schöne Wort des großen Dichters: „Deutschland ist mein Vaterland, Österreich mein Mutterland!" erhielt durch ihn einen neuen tiefen Sinn.

Immer wieder berichten Zeugen jener Zeit in Worten dankbarster Ergebenheit von Schönerers überragender Tätigkeit um das deutsche Volkstum: Schönerer hat im deutschen Volke Österreichs den Grund zu einer wahrhaft deutschen Lebensauffassung gelegt, er hat den Begriff der politischen Anständigkeit, der Makellosigkeit und Unerschrockenheit zu Ehre gebracht. Er war nie und nimmer für Untreue, Wortbruch oder Verrat, für Abschwächung oder Verwässerung des nationalen Gedankens und des völkischen Rassenantisemitismus zu haben, er bekämpft jede Zweideutigkeit, jede Unlauterkeit und Halbheit. Er wußte, daß alle jene Männer, die Führer sein wollen, unbestechliche Charaktere sein müssen.

Er war einer jener, von denen es in Schillers „Piccolomini" heißt: „Wohl dem Ganzen, findet sich einmal einer, der ein Mittelpunkt für viele Tausende wird, ein Halt, sich hinstellt wie eine feste Säule, an die man sich mit Lust mag schließen und mit Zuversicht!"

Schönerer gab aber noch mehr durch sein Beispiel: er war ein Mann von monumentaler Größe, zu dem man aufschauen mußte. Unerbittlich in Liebe und Haß, ehrlich und treu in seinen Zielen, ein Mann, der leicht hätte Verwaltungsrat oder Minister werden können, wenn er mit sich hätte handeln lassen. Er aber ging lieber verfemt in den Kerker und in die Verbannung und dann später einsam ins Altenteil, als mit jenen Frieden zu machen, die er haßte und bekämpfte.

Schönerer war eine Gestalt, die im deutschen Heldenepos wurzelte, die noch an deutsche Mannestreue glaubte. Als etwas Urgermanisches schwebte ihm stets die Idee des Führertums vor, sein Wahlspruch „Durch Reinheit zur Einheit!" zeigt die Lauterkeit und Kraft seiner Gesinnung.

So trug er den Hochgedanken eines innerlich freien und auch nach außen starken Deutschen Volkes in die Herzen der Deutschen Österreichs. Wie eine sturmumtobte knorrige Eiche ragte seine Gestalt über die damaligen Streber und Geschäftspolitiker hinaus.

„Treue um Treue! Es gibt keine schönere Eigenschaft im Deutschen Volke als die Treue!"

So war er, und so lehrte er das deutsche Ostmarkvolk sein Leben lang!

Schönerer gegen die Juden und die Judenpresse.

Die österreichische Regierung und die ihr ergebenen Kreise sahen das Anwachsen der nationalen und antisemitischen Bewegung mit Angst und Unbehagen. Das Bekenntnis so weiter Volkskreise zu ihrem Vorkämpfer Schönerer jagte allen Gegnern Furcht und Entsetzen ein.

Die bestochene Judenpresse spie Gift und Galle und bedachte ihn in ihrer herkömmlichen Weise mit den unflätigsten Schimpfworten. Aber Schönerer war, wie ein Hauptjudenblatt einmal wehklagend ausrief, immer wieder „Herr der Situation". Er war damals der volkstümlichste Mann Österreichs und konnte trotz des Wutgeheuls der jüdischen Presse seine volksfreundliche Tätigkeit fortsetzen, unermüdlich wie immer, im Reichsrat und in Versammlungen, in allen deutschen Ländern Österreichs, überall als Retter und Befreier gepriesen und umjubelt.

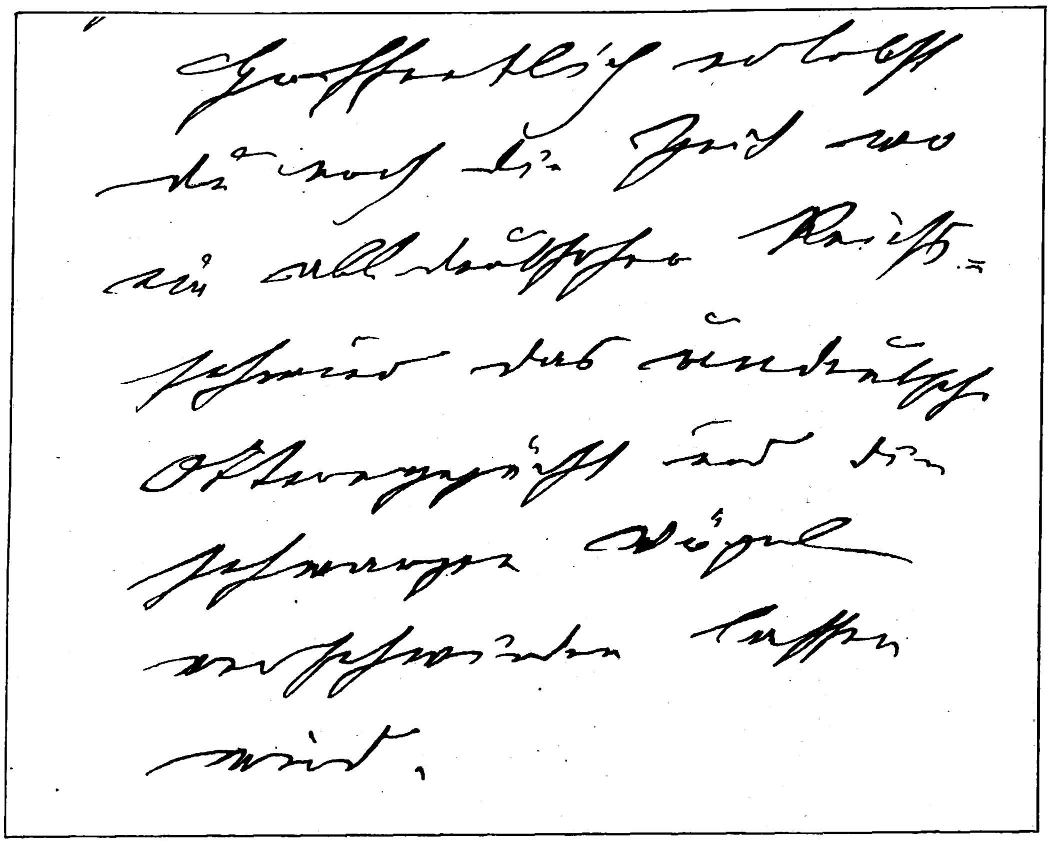
Schon vom Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit an richtete sich ein Hauptteil seines Kampfes mit elementarer Gewalt gegen das Judentum und die Judenpresse. Dem im Jahre 1883 verfaßten sogenannten „Linzer Programm", das seine nationalen Forderungen zusammenfaßte, fügte er im Jahre 1885 als zwölften und letzten Punkt den Satz hinzu: „Zur Durchführung der angestrebten Reformen ist die Beseitigung des jüdischen Einflusses auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens unerläßlich."

In unbeirrbarer Folgerichtigkeit forderte er in den Jahren 1879 bis 1888 in einer langen Reihe von Anträgen Maßnahmen, die sich mittelbar oder unmittelbar gegen das Judentum wandten.

Hierher gehört die Forderung des Verbotes der Einwanderung und der Niederlassung ausländischer Juden, die er durch Vorlage von 2206 Petitionen österreichischer Gemeinden mit 37 068 Unterschriften unterstützte. Zu diesem Zwecke stellte er am 21. Mai 1887 im österreichischen Reichsrate folgenden berühmt gewordenen Antrag zur Festlegung eines Antisemitengesetzes: „In Anbetracht dessen, daß es hoch an der Zeit ist, ausreichende gesetzliche Maßnahmen zum Schutze der Interessen und Rechte der ehrlich arbeitenden Bevölkerung zu schaffen, in Anbetracht dessen, daß auf dem Wege zu diesem großen Ziele das in unserem Vaterlande bereits übermächtig werdende Judentum als wesentliches Hindernis zu betrachten ist, in Anbetracht dessen, daß der christlichen Kultur und der arischen Abstammung sowohl der Deutschen Nation als auch der anderen Nationalitäten in Österreich die Lebenserscheinungen und Gebräuche des uns fremden Volkes der Juden feindlich gegenüberstehen, in Anbetracht dessen, daß durch die stetige Vermehrung des jüdischen Einflusses die Monopolisierung wichtiger Geschäfts-



Georg Ritter von Schönerer (rechts) mit Freunden in seinem Schloß Rosenau.



Stelle aus einem Brief Schönerers
an seine Parteigenossin, Frau Marie Wall, vom 20. Juli 1914.

zweige durch Juden fortwährend zunimmt, und daß besonders auch die in Händen der Juden befindliche Presse in einer die öffentliche Ordnung gefährdenden Weise die Korruption fördert, und in Anbetracht dessen, daß es nach unserer Meinung nur eine Frage der Zeit sein kann, bis die im Inlande befindlichen Juden unter eine besondere Gesetzgebung gestellt werden, stellen die Gefertigten den Antrag: „Das Hohe Haus wolle beschließen: Die k. k. Regierung wird aufgefordert, nach dem Vorbilde der in den Jahren 1882 bis 1884 in den Vereinigten Staaten Nordamerikas gegen die Einwanderung der Chinesen gesetzlich beschlossene Anti-Chinesen-Bill dem Abgeordnetenhaus ein Antisemitengesetz mit strengen Bestimmungen gegen die Einwanderung und Niederlassung ausländischer Juden in Österreich zur verfassungsmäßigen Genehmigung vorzulegen."

Dieser Antrag wurde nur von Schönerer und fünf seiner Anhänger unterschrieben. Da zur parlamentarischen Behandlung zwanzig Unterschriften notwendig waren, mußte die Unterstützungsfrage an das Haus gerichtet werden. Von sämtlichen Abgeordneten stimmten aber einschließlich der Schönerianer nur neunzehn. Damit war das dem Hause so unangenehme Antisemitengesetz erledigt. Daß sich unter den mehreren hundert Abgeordneten nicht einmal zwanzig fanden, die diesem volkstümlichen Antrag nähertreten wollten, wo ein trauriges Zeichen für die Abhängigkeit des damaligen „Hohen Hauses" vom Judentum.

Nach dieser antisemitischen Kundgebung Schönerers rüstete sich die Judenpresse mit allen Waffen der Niedertracht und Verderbtheit gegen den kühnen Streiter Sie witterte bereits die Bedrohung ihrer Dirnenexistenz. Bezeichnend ist, wie sie über den Antisemitenantrag Schönerers in ihren verschiedenen Blättern berichtete:

So schrieb die „Deutsche Zeitung": „Heute sorgte Abgeordneter Ritter von Schönerer abermals für die Heiterkeit des Hauses, indem er die sehr ernste Angelegenheit der Einwanderung von Juden nach Österreich in antisemitischer Beleuchtung vorführte. Er bezeichnete unter schallender Heiterkeit alle jene Christen, welche nicht seiner Auffassung in dieser Frage beipflichteten, als verjudet. Es ist tief bedauerlich, daß das österreichische Parlament zur Stätte einer solchen verwerflichen Kundgebung geworden ist"

Die „Presse" urteilte in ähnlichem Sinne: „Das Abgeordnetenhaus hat heute wieder einen Schönererskandal gehabt. Der Abgeordnete von Zwettl (Schönerer) ist eigens nach Wien geeilt, um einen verhetzenden antisemitischen Antrag zu stellen, der wirklich große Zweifel über die momentane Geistesverfassung des gesinnungstüchtigen Abgeordneten aufkommen läßt

Der Regierung schleuderte Schönerer heute die seiner Ansicht nach fulminanteste Anklage entgegen, indem er sie offener und geheimer semitischer Sympathien zieh. Im Hause selbst entfesselte der Spruch des grimmigen Judenfressers Stürme von Heiterkeit. Sein Antrag wurde selbstverständlich abgelehnt."

Der Präsident des Abgeordnetenhauses fühlte sich bemüßigt, nachträglich Schönerer noch folgenden Rüffel zu erteilen: „Herr Abgeordneter Schönerer hat verschiedene parlamentarisch unzulässige Ausfälle gegen die Regierung und Mitglieder des Hauses, sodann aber auch gegen die israelitischen Glaubensgenossen überhaupt gemacht. Er hat auch von den Herren Abgeordneten gesprochen als von frivolen verjudeten Leuten, für die es nichts Heiliges mehr gäbe, und noch manches andere Anstößige.

Ich erteile dem Abgeordneten Schönerer den Ordnungsruf!"

Der alldeutsche Abgeordnete Türk kritisierte diese Haltung des Parlaments später in folgender Weise: „Man wird vielleicht einmal über die heutigen Minister, Präsidenten und Abgeordneten längst zur Tagesordnung übergegangen sein und ihre Namen nicht mehr kennen; aber den Abgeordneten Schönerer, der diesen Antrag eingebracht hat, wird sich das Deutsche Volk merken, und wenn er auch einmal nicht mehr leben sollte, wird es ihm seinen Dank, seine Treue und seine Anhänglichkeit bewahren!"

Schönerer bekämpfte in eigenen Anträgen auch die Anstellung jüdischer Volksschullehrer. Er forderte eine hohe Besteuerung der Börsengeschäfte, die Einschränkung des Raten- und Hausierhandels, die Beschränkung der Güterschlächterei und die Reform der Presse in besonderem Hinblick auf die jüdischen Entartungserscheinungen innerhalb derselben.

Sehr peinlich waren den Juden verschiedene sie berührende Anfragen Schönerers im Parlamente. So zum Beispiel, als er zu den damals ebenso wie auch heute noch üblichen Änderungen jüdischer Zunamen in christlich klingende Namen Stellung nahm. Diese Anfrage lautete: „Welche Grundsätze sind eigentlich bei Namensänderungen maßgebend, und welche Gründe hat die Regierung vor allem für die Änderung folgender jüdischer Namen aus der letzten Zeit: Itzeles in Zels, Schmelkes in Selldorf, Wassertrilling in Wassing, Smaragd in Samary, Abeles in Amminger, Karpeles in Klaar, Teiteles in Geitler?"

Natürlich erhielt auch diese Anfrage nicht die notwendige Unterstützung seitens des Parlaments

Man kann sich leicht vorstellen, welche Wirkung diese bis dahin unerhörte Tätigkeit Schönerers in den breiten Volksmassen hervorbrachte. Schier unbegreiflich schien es, daß endlich einmal jemand wagte, das so gefährliche Judentum anzugreifen, das während der jahrzehntelangen liberalistischen Herrschaft eine völlig unangreifbare Stellung bezogen hatte.

Im allgemeinen galt ja damals der schöne Satz: „Liberal ist, was den Juden paßt!"

Somit bedeutete die Bekämpfung des Judentums auch die des Liberalismus. Die antisemitische Bewegung, die Schönerer durch seinen kühnen und weit ins Volk hinausgetragenen Kampf gegen die Juden anfachte, wurde bald so mächtig, daß mit ihr gleichzeitig auch der unaufhaltsame Niedergang des Liberalismus beginnt.

Bezeichnend für die Breite dieser Bewegung war es, daß eine förmliche Industrie antisemitischer Agitationsgegenstände entstand. Siegelmarken mit entsprechenden Aufschriften, Klebestreifen, Handzettel, Zigarrenspitzen usw. fanden massenhafte Nachfrage

Damals hörte man auch zum ersten Male die derbe volkstümliche Fassung des Schlagwortes des von Schönerer vertretenen Rassenantisemitismus, gegenüber dem klerikalen und konfessionellen Antisemitismus der späteren Christlichsozialen, für die jeder Jude durch das Taufwasser seine Zugehörigkeit zum Judenvolke abstreifen konnte: „Was der Jude glaubt, ist einerlei — in der Rasse liegt die Schweinerei!"

Die nationalen Feste, bei denen der Ausschluß jüdischer Teilnehmer sehr bald selbstverständlich wurde — die Einlaßkarten trugen stets den Vermerk „Juden haben keinen Zutritt!" gestalteten sich immer mehr zu großen antisemitischen Kundgebungen.

Antisemitische Lieder und Gedichte gingen von Hand zu Hand und wurden auf Kommersen deklamiert und gesungen.

In überraschend kurzer Zeit entstand überall in Österreich, vor allem aber in Wien, eine vielfältige antisemitische Presse.

Im Jahre 1880 gründete Schönerer den „Deutschen Schulverein", der vier Jahre später schon 90 000 Mitglieder zählte. Als dieser in das liberalistische Fahrwasser geriet, erklärten Schönerer und seine Anhänger ihm den Kampf und sorgten dafür, daß er nach einer Reihe von Jahren vollkommen judenrein wurde. Dasselbe war mit dem zweitgrößten nationalen Schutzverein Österreichs, der „Südmark", der Fall, die sich dann nach dem Weltkriege mit dem „Deutschen Schulverein" zusammenschloß.

Als die „Deutsche Turnerschaft" nicht judenrein werden wollte, wurde der antisemitische „Deutsche Turnerbund" gegründet, der schon damals das Hakenkreuz führte und bald über 60 Turnvereine umfaßte.

Am 4. November 1880 hielt Schönerer am großen Wiener Universitätskommers eine machtvolle Rede, die hinsichtlich der Einstellung der akademischen Jugend zur Judenfrage wegweisend und richtunggebend war. Alsbald begann die Säuberung der studentischen Korporationen und sonstigen Vereinigungen von Juden

Damals schon tauchte der Gedanke auf, den Juden die Genugtuung mit der Waffe zu verweigern Sechzehn Jahre später hatte sich die Überzeugung, daß der Jude nicht satisfaktionsfähig sei, bei der Mehrzahl der studentischen Korporationen durchgerungen und wurde als „Waidhofner Grundsatz" festgelegt. Vergeblich erhob die gesamte Judenpresse ein unendliches Wutgeschrei, vergeblich rief sie die Regierung um Hilfe Alle jene Korporationen, die sich auf den Standpunkt gestellt hatten, den Juden keine Genugtuung zu geben, wurden behördlicherseits aufgelöst, am nächsten Tage entstanden sie aber wieder unter anderem Namen, bis endlich die Regierung die Fruchtlosigkeit derartiger Maßnahmen einsah und weitere Vergeltungsmaßnahmen einstellte.

Führer in diesen Kämpfen gegen das Judentum, die das Volk aller Stände und Schichtungen tief aufrüttelten, war immer wieder Georg v. Schönerer, der aneifernd, befeuernd, begeisternd und in der vordersten Reihe stehend, alle Angriffe zum endlichen Siege führte.

So wie Dr. Robert Körber, der verdienstvolle Führer des Kulturamtes der deutschen Studentenschaft in Österreich, in dem eben erschienenen Sammelwerk „Antisemitismus der Welt" ausführlich und in erschütternder Weise schilbert, so klärte Schönerer schon in jenen ersten Kampfzeiten das Volk unermüdlich darüber auf, wie das Judentum seit Jahrtausenden die Menschheit quäle wie es immer wieder Aufstände und Umstürze organisiere und zu Staats- und Religionskriegen schüre um im Chaos zu herrschen, um als Geldgeber der Fürsten und als Verpfleger der Armeen unentbehrlich zu sein und als Kriegsgewinner seine Macht


Die Klarheit
doppelt fermentierter Tabake
verhilft den Gedanken zu
völliger Konzentration.
ERNTEN 31 BIS 33 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R6« o/M
H.F.&PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD
doppelt fermentiert
4

über die arischen Völker zu erweitern und zu festigen. Krieg war all die Jahrhunderte hindurch für die Juden nur ein großes Geschäft, für die Arier aber ein furchtbarer Aderlaß. Wo Friede und Ordnung herrschten, hatte das Judentum wenig Gelegenheit für große Gewinne. So sagt ja auch einmal Goethe treffend: „Und dieses schlaue Volk sieht einen Weg nur offen: Solang die Ordnung steht, solang hat's nichts zu hoffen!"

Schönerer wies wiederholt auf Paul de Lagarde hin, auf den tapferen Mann, der einmal geschrieben hatte: „Das Judentum treibt seit fast zweitausend Jahren nichts als Hausiergeschäfte, auch in der Presse und in der Literatur. Es ist ohne Ertrag für die Geschichte außer dem negativen, daß alle Völker, in denen es zur Macht gelangt, untergehen müssen!"

Und an einer anderen Stelle: „Die Juden sind als Juden in jedem europäischen Staate Fremde und als Fremde nichts anderes als Träger der Verwesung."

Anläßlich einer Feier für den am 9. April 1886 dahingeschiedenen, von Schönerer hochverehrten Dichter Viktor von Scheffel brachte er das Wort dieses berühmten Poeten in Erinnerung: „Die Abneigung der germanischen Völker gegen die Semiten beruht nicht auf der Verschiedenheit von Religion und Dogma, sondern auf der Verschiedenheit des Blutes, der Rasse, der Abstammung, der Volkssitte und der Volksgesinnung."

Auch den berühmten Wiener Mediziner Professor Dr. Billroth zitierte Schönerer oft mit dessen klassischen Worten: „Man vergißt oft ganz, daß die Juden eine scharf ausgeprägte Nation sind, und daß ein Jude ebenso wenig wie ein Perser oder Franzose oder Neuseeländer oder Afrikaner je ein Deutscher werden kann."

Von Richard Wagner führte er das berühmte Wort an: „Der Jude ist der plastische Dämon des Verfalles der Menschheit!"

Und aus früheren Zeiten des Andreas Sutor, welcher treuherzig versichert: „Die Juden seynd einem Land so nutz als die Mäuß auf dem Getreideboden und die Motten einem Kleide!"

Als Kronzeugen für die Beurteilung des jüdischen Wesens brachte er aber den jüdischen Proletarierführer Karl Marx, recte Mardochai, selbst mit dem Ausspruch: „Welches ist der weltliche Grund des Judentums? Der Eigennutz. — Welches ist der weltliche Kultus der Juden? Der Schacher. — Welches ist sein wirklicher Gott? Das Geld!"

Die rassenantisemitische Bewegung, die Schönerer in kurzer Zeit und mit unwiderstehlicher Gewalt im ganzen deutschen Österreich entflammt hatte, steigerte den Haß der Juden und ihrer Presse, aber auch den der judenfreundlichen Regierung ins ungemessene. Überall lechzte man dort darnach, diesen so gefährlichen Mann kalt zu stellen und ihn um jeden Preis unschädlich zu machen.

Wie sie dies endlich durch den berüchtigten Schandprozeß im Jahre 1888 erreichten, wurde schon berichtet.

Schönerer nach der Freilassung.

Trotz des ungeheuerlichen Rechtsbruches, dessen Opfer Schönerer geworden war, trotz dieser Gewalttat, unter der ein anderer vielleicht gänzlich zusammengebrochen wäre, blieb dieser Mann aufrecht und ungebeugt. Allerdings — was er in so vielen Jahren mühsam gesät hatte, wurde von anderen geerntet. An seinen Erfolgen haben andere ihre politische Wassersuppe gekocht.

Ohne Mandat hat Schönerer nach Abbüßung seiner „Strafe" in hunderten Versammlungen im Reiche und in ganz Österreich das Evangelium des reinen Deutschtums verkündet, denn er glaubte an den gesunden Sinn des Volkes und hielt dessen sittliche Wiedergeburt für möglich.

Im Jahre 1893 war endlich das allen Parteien gleichermaßen unangenehm gewordene Ministerium Taaffe gestürzt worden. Graf Taaffe, ein Mann aus altem irischen Geschlecht und Jugendfreund Kaiser Franz Josephs, hatte sich zum Unheil Deutschösterreichs vierzehn Jahre lang auf seinem Posten halten können. Seine Politik war die des Ausspielens der verschiedenen Völkerschaften und Stämme gegeneinander nach dem alten Wahlspruch: „Divide et impera!"

Daß dieser deutschfeindliche Mann solange Ministerpräsident bleiben konnte, war der „Dank vom Hause Österreich" gegen seinen treuesten Volksstamm, der jahrhundertelang Kulturträger für alle übrigen Völker Österreichs war, der zu diesem Zwecke seine besten Söhne immer wieder als Pioniere der Zivilisation in alle nichtdeutschen Gebiete entsendet hatte und, obwohl weitaus in der Minderheit gegenüber den österreichischen Fremdvölkern, noch zu Taaffes Zeiten drei Viertel aller Steuern und Lasten des Gesamtstaates trug. Das Deutschtum wurde unter dieser Ministerpräsidentschaft endgültig von seiner Vormachtstellung gestürzt. Nie wieder konnte es nachher die ihm als geschichtlichem Kern des österreichischen Staatswesens zukommende Stellung zurückerobern, die es auch vermöge seiner wirtschaftlichen Leistungen verdiente.

Unter den Schlagworten Taaffes war die Annäherung Österreichs an Frankreich und Rußland, Abwendung vom Bündnis mit dem Deutschen Reiche und radikaler Abbau des deutschen Einflusses in Österreich. Die furchtbaren Folgen sollte erst der Weltkrieg und sein Ausgang zeitigen!

Der Nachfolger Taaffes war Fürst Windischgrätz, der in den Alpenländern deswegen so unbeliebt war, weil sein Ministerium ausschließlich aus lauter Aristokraten zusammengesetzt war. Die Liberalen hatten in ihrem politischen Schwachsinn ihre Zustimmung zu dieser Kabinettsbildung gegeben und sahen, wahrscheinlich nur aus diesem Grunde, selbst in einer solchen exklusiven Zusammenstellung des Ministeriums einen „Sieg des bürgerlichen Elements". Ein Abgeordneter der Schönerer-Richtung warf ihnen daher einmal im Abgeordnetenhaus unter dem schallenden Gelächter der Anwesenden folgenden spöttischen Vierzeiler an den Kopf:

„Ein Fürst, drei Grafen, ein Marquis,
Ein Edler von, zwei Herrn von . . . ski,
Und das beweist zur Evidenz
Den Sieg des bürgerlichen Elements!"

Im Oktober 1895 folgte nach dem schwächlichen Übergangsministerium Kielmannsegg das berüchtigte Ministerium Graf Badeni mit seiner ultra-deutschfeindlichen Einstellung. Ohne die Deutschen auch nur zu verständigen, traf er im geheimen seine Vorbereitungen mit den Tschechen unter völliger Preisgabe aller deutschen Belange. Im April 1897 glaubten die Hofkreise den Zeitpunkt als gekommen, durch Badeni, ihr gefügiges Werkzeug, den entscheidenden Schlag gegen das verhaßte Deutschtum führen zu können.

Gerade um diese Zeit wurde Schönerer ohne jede persönliche Bewerbung von der treudeutschen Bauernschaft des Egerlandes zum Abgeordneten des Reichsrates gewählt. Am 12. Juli 1897 kam es in Schönerers Wahlkreis, in der alten deutschen Reichsstadt Eger, unter seiner anfeuernden Führerschaft zu dem erhebenden Schwur der dort versammelten Deutschen, im Kampf um die deutsche Sache niemals zu wanken.

Schönerer als Führer der Deutschen im Kampf gegen Badeni und seine Sprachenverordnungen.

Als die schändlichen deutschfeindlichen Absichten der Regierung Badeni immer offenkundiger wurden, stellte sich Schönerer mit seinen Getreuen an die Spitze einer noch nie dagewesenen parlamentarischen Abwehrbewegung. Unter seiner Führung einigten sich diesmal die deutschen Abgeordneten aller Parteirichtungen — nur die Römlinge, nämlich das katholische Zentrum und die Christlichsozialen, standen auf der Seite der slawischen Gegner und stimmten mit diesen gegen ihre deutschen Brüder!

Die Tage der Badenischen Verfolgung und Unterdrückung führten im ganzen deutschen Österreich zu einer unerhörten Aufrüttelung, Durchglühung und Begeisterung des Volksganzen, die noch heute in ihrer völkischen Wirkung auf die leicht entzündliche Seele des österreichischen Deutschtums allenthalben zu spüren ist.

Obwohl das gesamte deutschösterreichische Volk einmütig gegen Badeni aufgestanden war, führte dieser „im Allerhöchsten Auftrag" den Kampf gegen die Deutschen mit größter Rücksichtslosigkeit fort. Die vom Kaiser gewünschten tschechenfreundlichen Sprachenverordnungen, durch die das sudetendeutsche Volk völlig entrechtet und seinen wütenden slawischen Gegnern ans Messer geliefert werden sollte, wurden am 5. April 1897 im Abgeordnetenhaus mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln durchgedrückt.

Sogleich nach diesem Ereignis setzte dort unter Schönerers Führung die schärfste Obstruktion der deutschen Abgeordneten gegen die Regierung ein. Damals ereignete es sich, daß der Führer der Christlichsozialen im Parlament drei Stunden vergeblich ums Wort rang, als er gegen die deutschen Parteien sprechen wollte, daß er und seine Partei eine tiefe Demütigung erleben mußten, während die Volkstümlichkeit Schönerers in jener Zeit einen unerhörten Aufschwung nahm.

Um den Widerruf des deutschfeindlichen Sprachengesetzes zu erzwingen, begannen die deutschen Abgeordneten anläßlich der für die Regierung überaus wichtigen Vorlage über den österreichisch-ungarischen Ausgleich einer nach dem anderen viele Stunden lang gegen die rechtzeitige Erledigung dieser Vorlage zu sprechen.

Eine zwölfstündige deutsche Obstruktionsrede im österreichischen Abgeordnetenhaus.

Am 28. Oktober 1897 begann die denkwürdige Rekordsitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses, die an Länge noch jene 32stündige englische Unterhaus-Sitzung von 1882 übertraf, in welcher Gladstone um die Durchführung der irischen Zwangs-Bill rang. Die Sitzung wurde um 11 Uhr vormittags eröffnet. Ihr von der Regierung mit den Slawen und Klerikalen von vornherein vereinbartes Ziel war die Niederringung der deutschen Opposition gegen die Ausgleichsvorlage. Schönerer und die übrigen deutschen Abgeordneten setzten sich gegen diesen Plan in geschlossener Einheit und mit allen Mitteln der Opposition zur Wehr. An diesem Tage war Abgeordneter Dr. Lecher von ihnen beauftragt, eine Dauerrede zu halten.

Abg. Dr. Lecher entledigte sich seines Auftrages in glänzender Weise, indem er von 9 Uhr abends bis 9 Uhr morgens, also 12 Stunden ohne Aussetzen sprach. Er hielt dabei keine bloße Obstruktionsrede, sondern gab eine fachgemäße, von umfassendem Wissen zeugende Darstellung über die Grundlagen des österreichisch-ungarischen Ausgleiches, die ein besseres Schicksal verdient hätte, als in der wogenden Flut von Unterbrechungen, wüsten Schimpfszenen, Zornesausbrüchen, Pultdeckelschlagen und so weiter unterzugehen.

Die slawisch-klerikale Mehrheit machte sich die Sache leicht. Während der deutsche Redner unermüdlich und unter Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte sprach, wobei ihm seine Gesinnungsgenossen durch Lärm und Zwischenrufe seine schwere Aufgabe zu erleichtern suchten, weilten die Mitglieder der Slawen und Klerikalen am Büfett und in den Nebenräumen des Hauses. Sie hatten alle Stühle und Bänke in den Wandelgängen und im großen Empfangssaal zu Schlafstellen hergerichtet. Die galizischen und tschechischen Bauern lagen mit ihren hohen Stiefeln auf den langen samtenen Bänken, die Gesichter mit ihren bunten Taschentüchern bedeckt, und schnarchten. In einigen Zimmern hatten sich Abgeordnete der Regierungsmehrheit Spieltische aufstellen lassen und huldigten dort mit Feuereifer dem edlen Tarock. In den Wandelgängen wurde geraucht und angenehme Unterhaltung getrieben. Überaus gemütlich und lebhaft ging es natürlich am Büfett zu. Man aß und trank, solange es etwas zu essen und zu trinken gab. Um vier Uhr früh war das letzte Stück Fleisch und die letzte Semmel vertilgt. Wein und Bier gingen zum Glück nicht aus. Die tüchtigen Volksvertreter hatten aber doch bis zum Morgen insgesamt 14 Hektoliter Bier und 1 Hektoliter Wein ausgetrunken!

Nachdem Dr. Lecher fast acht Stunden mit ungeschwächter Kraft gesprochen hatte, ersuchte er um halb fünf Uhr früh um eine Pause von 10 Minuten. Der tschechische Präsident gewährte ihm eine solche von nur 5 Minuten! Nach kurzer Stärkung kehrte der Redner in den Saal zurück und nahm seine Rede wieder auf.

Um 5 Uhr erhob sich plötzlich ein unbeschreiblicher Lärm und Tumult:

Abg. Verkauf: „Wir verlangen eine Pause für die Stenographen!"

Präsident: „Herr Abgeordneter, Sie haben nicht das Wort!"

Abg. Schönerer: „Hier schindet man die Leute . . ."

Präsident: „Ich ersuche, hier keine Reden zu halten!"

Abg. Schönerer: „Wie kommen die Leute dazu, sich für den Badeni und seine Bande zu opfern? Setzen Sie sich selbst hin und stenographieren Sie so lange!"

Präsident: „Ich kann nicht stenographieren. Außerdem muß ich hier sitzen bleiben!"

Abg. Schönerer: „Traurig genug! Aber Ihr Vorgehen ist roh und gemein!"

Rufe: „Schließen Sie diesen Zirkus!"

Präsident: „Herr Abgeordneter, es ist geradezu unanständig, wie Sie sich benehmen!"

Rufe: „Es ist eine Affenschande, was Sie hier treiben!" „Zulukaffern-Wirtschaft!" „Gewissenlose Komödianten!"

Abg. Schönerer: „Schluß der Sitzung! Wo sind die Minister?"

Rufe: „Die sitzen beim Champagner und spielen Tarock!" „Schmeißt die Kerle hinaus!"

(Fortsetzung folgt.)


wundervoll
CHLORODO
Man drücke
Schwer zu unterscheiden!
Es gibt einige hundert Zahnpasten in Deutschland. Nehmen Sie einmal an, man würde Ihnen nur ein Dutzend dieser Zahnpasten zur Auswahl vorlegen. Wonach würden Sie sich beim Einkauf richten? Wie wollen Sie die Güte, die Verarbeitung der Rohstoffe jeder einzelnen Marke beurteilen? Es fehlt doch jeder Anhaltspunkt! - Hier ist die einzige Sicherheit für Sie der gute Ruf, den eine Marke hat. Und Chlorodont besitzt ihn - diesen guten Ruf! Sonst würden nicht Millionen Menschen immer wieder Chlorodont den Vorzug geben. Sie alle wissen: der Einkauf einer Zahnpaste ist und bleibt Vertrauenssache!
Gierath

Großfilm Attila

ROMAN VON FRANK HELLER

(8. Fortsetzung.)

Sobald die letzten Worte verklungen waren, brach der Sturm den Hügel hinauf wieder los; fliehende Männer zeigten sich, Gestalten zu Pferde wuchsen heran, eine asiatische Lawine zeichnete sich vom Himmel ab und strömte auf die Linsen der Kameras zu, die gleichsam mit entsetzensgeweiteten Pupillen den Anprall erwarteten. Endlich schloß Mr. Bird seine violetten Augenlider wie im Krampf, steckte die Hand in die Tasche und rief:

„Genug! Alles entwickeln! Pause!"

Er schlug die Augen wieder auf, erblickte Philipp und kam gerade auf ihn zu. Was er zu sagen hatte, war im Hinblick auf seinen Charakter und seine Gewohnheiten überraschend:

„Freut mich, daß Sie mit herausgekommen sind, Professor! Haben Sie Lust, meinen Frühstückskorb zu teilen? Miß Marton erweist uns die Ehre!"

„Heißt Ildico Miß Marton? Das wußte ich gar nicht! Aber eines weiß ich, daß der Name in gewissen Kreisen nicht gerade populär ist!"

„Wenn Sie nur ahnten, welche Verachtung man für diese Kreise hegt, wenn man meinen eigentümlichen Beruf hat!"

„Sie sind mit Ihrem Beruf unzufrieden?"

„Als Beruf betrachtet, könnte er ideal sein — wenn man so viel Macht wie Willen hätte."

„Wissen ist Macht", murmelte Philipp. „Und Wissen haben Sie ja!"

In die Augen des Regisseurs trat ein Ausdruck, der beinahe wie Haß aussah.

„Wissen ist nicht Macht! Wissen ist in der Regel so diametral verschieden von Macht als nur möglich. Ich habe alles Wissen, das Sie nur verlangen können, aber um es fruchtbar zu machen, würde ich eben Macht brauchen!"

„Und das bedeutet letzten Endes Geld", ergänzte Philipp. „Lassen Sie uns hoffen, daß Sie noch sowohl zu Macht wie Ruhm und Reichtum kommen werden! Aber hier haben wir ja Ihre Hoheit!"

Helen Marton erwartete sie im Schatten eines Autos. Sie hatte einige kalte Speisen aufgetischt.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" sagte sie, indem sie mit einem kleinen Lächeln auf den Erdboden deutete. „Wenn Attilas Fuß auch hingetreten ist, ist doch ein wenig Gras übrig geblieben!"

Es war das erstemal, daß Philipp sie aus der Nähe und bei Tageslicht sah. Welche Stärke und Reinheit der Linien! Schönheit, wirkliche Schönheit wird von innen aus aufgebaut, sie ist nicht ein flüchtiger optischer Effekt von Farben und Kurven. Hier war Gerüst, Gleichgewicht, wilde Grazie! Er bewunderte den Scharfblick des Regisseurs, der sofort den Kern gesehen hatte, und er begriff mehr und mehr die Erbitterung der erbgesessenen Stars. Armer Mr. Duke!

Nachdem Mr. Bird Philipp eingeladen hatte, glaubte er offenbar, das Seinige getan zu haben. Er berührte die Speisen kaum, hingegen erhob er immer wieder sein Glas zu Philipp. Und jedesmal, wenn Philipps Blick sich von Helen abwandte, fand er die Augen des Regisseurs auf sich gerichtet.

„Aber eines habe ich mir den Kopf zerbrochen", sagte Mr. Bird plötzlich. „Wie kommt es eigentlich, daß Sie uns gerade diese Idee vorgeschlagen haben? Eigentlich wollten wir doch eine klassische Episode filmen!"

„Ich kann Ihnen am besten mit einer Gegenfrage antworten. Wenn Sie eigentlich einen klassischen Stoff filmen wollten, warum sind Sie dann auf meine Idee eingegangen?"

„Ich bin darauf eingegangen, weil sie gut war. Aber Sie hatten keinen Anlaß, zu glauben, daß ich das finden würde. Oder..." — er zögerte — „oder hatten Sie Anlaß, es zu glauben?"

Kein Zweifel, er wartete mit Spannung auf Philipps Antwort. Der Blick unter den schweren Lidern ließ Philipp keine Sekunde los.

„Wenn Sie es durchaus wissen wollen, so hatte ich vielleicht einen Anlaß!"

„Und welchen?"

„Einen rein persönlichen. Ich hatte Sie studiert!"

„Aha! Und zu welchem Resultat waren Sie gekommen?"

„Daß die Rolle des Attila vortrefflich für Sie passen müßte."

„Das haben Sie schon einmal gesagt! Sie waren damals geradezu visionär!"

Mr. Bird verstummte für eine Sekunde, dann richtete er den Blick auf Miß Helen.

„Und Sie? Denken Sie sofort an Attila, wenn Sie mich sehen?"

„Sofort?" wiederholte sie und erhob ihr Glas. „Nein — aber ich glaube, Sie können etwas ganz Großes daraus machen! Trinken wir auf den Attilafilm!"

„Ja, trinken wir darauf!" rief Philipp. „Aber vergessen wir nicht, auf die ideale Ildico zu trinken, die Mr. Bird gefunden hat!"

Der Regisseur leerte sein Glas und zerschmetterte es dann auf dem Boden.

„Das ist eine ungarische Sitte", bemerkte Philipp leichthin. „Sie brauchen nicht lange, um sich in einem fremden Lande zu akklimatisieren!"

Mr. Bird antwortete nicht. Ein konvulsivisches Zucken durchfuhr ihn. Im nächsten Augenblick war er zu den Aufnahmekameras geeilt und ließ einen Ruf durch das Megaphon erschallen.

Philipps Gesicht zeigte ein leichtes, eigenartiges Lächeln.

„Mr. Bird ist nervös", bemerkte er zu Miß Helen. „Vermutlich eine Folge seines Berufes."

„Vermutlich", stimmte sie mit einem forschenden Blick zu. „Sie, Professor — Sie sind wohl nie nervös?"

„Ich war es jetzt eine Zeitlang, wenn auch nicht für mich selbst", erwiderte er. „Jetzt glaube ich aber, ist aller Grund zur Unruhe vorüber, und das freut mich — Ihretwegen."

„Was meinen Sie damit?" fragte sie mit einer Miene, als glaubte sie, den Phantasien eines Verrückten zu lauschen.

„Vor einiger Zeit", sagte Philipp, „sah ich Sie in Athen mit einem sehr sympathischen jungen Mann zusammen. Ich kann jedoch nicht verschweigen, daß er mir später sehr viel Sorge gemacht hat. Aber jetzt glaube ich, daß —"

Sie hatte sich aufgerichtet und den Kopf zurückgeworfen. Ihre Augen sprühten gletschergrüne Blitze.

„Ich weiß nicht, welches Interesse *Sie* an dem Wohlergehen des erwähnten jungen Mannes haben mögen", gab sie zur Antwort. „*Ich* jedenfalls habe keines! Er ist ein flüchtiger Bekannter, den ich einen Augenblick für einen Gentleman hielt, und —"

„Den Sie deshalb zum Lunch einluden", ergänzte Philipp. „Ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich ihn in unser Gespräch einbezogen habe. Ich glaube, daß —"

„Was glauben Sie?"

Sie bekam keine Antwort. Herr Collin verließ sie, ohne den Satz zu vollenden. Ein paar hundert Meter weiter weg blieb er stehen, zog irgendeinen Gegenstand aus der Tasche — eine Zigarettenschachtel, soweit sie sehen konnte — und entnahm ihr ein eigentümlich spiralförmiges Band. Dann beschattete er die Augen mit der Hand und starrte lange in eine bestimmte Himmelsrichtung, zuerst mit unbewaffnetem Auge, dann durch einen Feldstecher. Sein Gehaben war kaum das eines normalen Menschen. In dieser Ansicht wurde sie noch durch Mr. Bird bestärkt, der eben zurückkehrte. Auch Mr. Bird nahm einen Feldstecher aus der Tasche. Er richtete ihn auf Philipp und nahm ihn nicht von den Augen, bis Herr Collin wie von einem Gedanken gepackt, sich umdrehte. Als dies geschah, sah er, wie der Filmregisseur Ildico zum Platz der Aufnahme zurückgeleitete.

„Wir drehen jetzt eine interessante Szene", sagte er zu ihr. „Und ich will, daß Sie die Atmosphäre ,einfangen', wie unser Freund Duke sagt. Jetzt kommen die Wahrsager, die Attila den Sieg prophezeien, wenn er gegen Rom zieht. Attila hatte Wahrsager aus allen Ländern, von sibirischen Schamanen bis zu römischen Auguren. Sie deuteten ihm den Vogelflug und die Eingeweide der geschlachteten Tiere. Und alle versicherten, daß er in seinem Kampfe gegen Rom siegen würde."

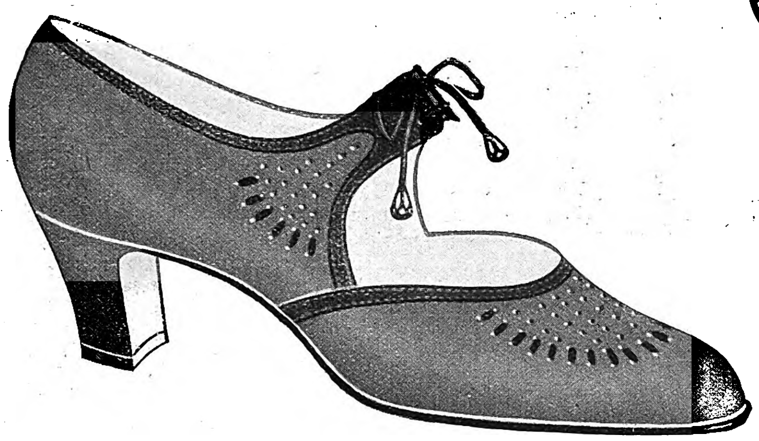
„Hat der Professor Sie in all diese Dinge eingeweiht?" fragte sie.

Mr. Birds Gesicht umdüsterte sich.

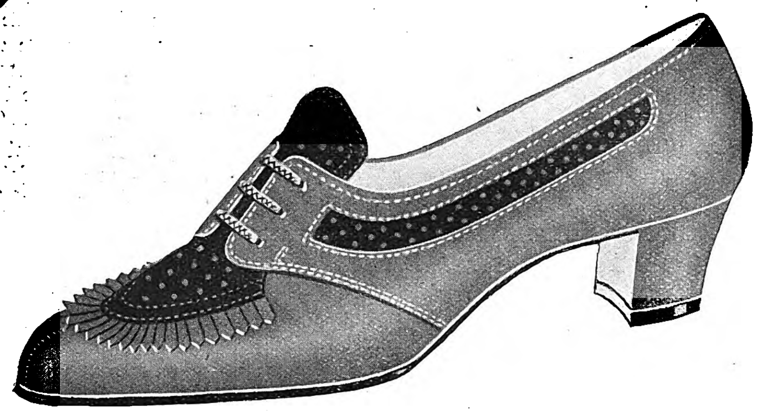
„Es steht in seinem Entwurf", zischte er. „Aber

Wildleder

das Material der Schuhmode 1936



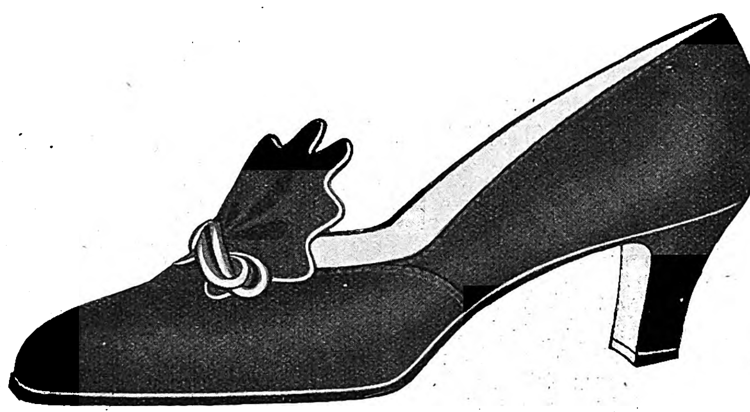
Beige mit Braun
MODELL SALAMANDER



Hellgrau mit Blau
MODELL SALAMANDER



Hellgrau mit Hellblau
MODELL SALAMANDER



Grün
MODELL SALAMANDER



Gelbbraun mit Hellbraun
MODELL SALAMANDER



Blau
MODELL SALAMANDER

er hat es natürlich wiederum von anderen. Ich möchte übrigens wissen, in welchem Fach er Professor ist oder an welcher Universität er promoviert hat."

„Das möchte ich auch wissen", gab sie mit tief gefurchter Stirn zu, die Mr. Duke Sorge bereitet hätte, wenn er sie gesehen hätte. „Aber seine Idee ist doch allright, nicht wahr?"

„Sogar ausgezeichnet", murmelte der Regisseur. „Und wer er auch sein mag: jedenfalls ist es sein Verdienst, daß ich Sie kennengelernt habe, Helen!"

Ihre Augen wurden grün, wie immer, wenn sie in Affekt kam.

„Was meinen Sie?" murmelte sie. „Es ist sein Verdienst, daß —"

Mr. Bird hatte seine Worte schon bereut und suchte nach Ausflüchten, um sie zurückzunehmen. Aber von ihrem Blick gedrängt, gab er ihr die Erklärung, auf die sie wartete:

„Es war doch meine Schuld, daß Sie entlassen wurden — oder soll man so, wie die Dinge sich jetzt entwickelt haben, nicht eher mein Verdienst sagen? — Und als ich es erfuhr —"

„Vom Professor?"

„Nun ja, vom Professor, wenn Sie es wissen wollen! Als ich es hörte, beeilte ich mich, meinen Fehler gutzumachen — wenn Sie noch immer wollen, daß man es einen Fehler nennt? Ich finde, daß —"

„Der Professor hat Ihnen also von meiner Lage erzählt?"

„Nun ja, der Professor, wenn Sie sich so an diesen Punkt hängen! Aber er hat Sie doch jedenfalls nicht engagiert?"

„Ein alleinstehender Herr, der in Europa herumreist, kann wohl kaum eine junge Dame engagieren", erklärte sie. „Jedenfalls hätte ich einen solchen Posten nicht angenommen!"

„Aber ich bin in die Bresche getreten! Und Sie haben doch wohl keinen Anlaß, sich darüber zu beklagen — Ildico?"

Sie senkte unwillkürlich den Blick. Rasch, wie ein Raubvogel, der auf seine Beute niederschlägt, schlug seine sehnige Hand auf die ihrige nieder, sie fühlte fieberheiße Finger, die die ihren preßten, und Nägel, die sich in ihr Handgelenk bohrten. Mit einer jähen Geste riß sie sich los und eilte voran. Mr. Bird fuhr sich über die Stirne, zog eine ziselierte Silberdose aus der Tasche und zog einen Teil ihres weißen, pulvrigen Inhalts durch die Nase ein. Ein paar Minuten darauf stand er vor den Apparaten, Befehle erteilend und mit Ausdrücken seines Mißvergnügens um sich werfend. Es dauerte lange, bis man es ihm recht machen konnte. Aber endlich durfte einer der Hilfsregisseure endgültige Weisungen geben. Durch das Megaphon dröhnte seine Stimme:

„Achtung! Alle zuhören, Herrschaften! Die Zauberer schleppen die Opfertiere in langsamem Tempo heran! Sie beginnen rings um den Holzstoß zu tanzen. Der Rauch steigt immer heftiger auf — aber nicht zu heftig, zum Teufel, Maschinist, merken Sie sich das! — sie stimmen den Gesang an, den wir geprobt haben: oi-ooo! ai-ooo! — Ohne Pause! Alles bereit zur Aufnahme? Achtung! Fertig! This is Camera!"

Ein Mann im Overall öffnete eine Nummernplatte vor der Kamera und ließ sie dann zusammenklappen, während er rief:

„Attilafilm — Szene 33!"

Philipp Collin hatte zwei ganze Tage und einen Vormittag damit verbracht, einen bestimmten Punkt zu suchen, der gewisse Voraussetzungen in sich vereinigte. Er hatte vergeblich gesucht. Und nun zeigte es sich, daß er diesen Punkt im gleichen Augenblick, in dem er aus dem Auto stieg, das ihn zum Platz der Aufnahme brachte, gerade vor der Nase gehabt hatte! Vorhin, als er mit Miß Marton sprach, war ihm plötzlich der Beweis dafür geworden! Und worin bestand dieser Beweis? Er bestand in der Ruine eines Turmes und der Silhouette eines Ziehbrunnens, die sich beide vom Horizont abzeichneten. Man konnte einwenden, daß das Land voll von solchen Ruinen und solchen Brunnen war. Aber wenn zwei alltägliche Dinge sich in ein ungewöhnliches Bild einfügen — hat man dann nicht das Recht, sich Gedanken zu machen? Das Recht, Schlüsse zu ziehen — die natürlich erst durch Kontrollexperimente bestätigt werden müssen? Ja, zweifellos hat man dieses Recht. Der ganze Nachmittag Philipps verging mit solchen Kontrollexperimenten. Vom Platz der Aufnahmen drang der Schall vieler Geräusche zu ihm. Er hörte die Befehle der Regisseure, das Murmeln der Statistenscharen, die eintönig wiederholte Rufe ausstießen Von Zeit zu Zeit konnte er auch die Stimme des Oberregisseurs Mr. Bird erkennen. Als der Tag sich seinem Ende zuneigte, war er noch lange nicht mit seinen Forschungen fertig. Nun ja, dann mußte er eben am nächsten Tage wiederkommen und sie fortsetzen . . .!

Die Sonne war schon halb untergegangen, als die Autokarawane sich endlich wieder auf den Rückweg zur Stadt machte. Ein Auto nach dem anderen verschwand, aber der, den Philipp suchte, war in keinem zu sehen. Nun schön, und wenn er gezwungen sein sollte, fünfzig Kilometer zu Fuß zu gehen: er wollte wissen, was dieser Jemand vorhatte! Als das letzte Auto vorbeigerollt war, kehrte er langsam zum Aufnahmeplatz zurück.

Er lag verlassen da, in rasch sich verdichtende Schatten gehüllt. Aber von einer Stelle hinter den Palisaden um Attilas Stadt glaubte er Stimmen zu hören. Vorsichtig schlich er näher. Der grasbewachsene Boden machte seine Schritte lautlos. Richtig — es waren Stimmen, jetzt hörte er sie ganz deutlich. Aber was sie sagten, war ihm unverständlich — bis er sich in ihrer unmittelbaren Nähe befand, nur durch die Bretterwand von ihnen getrennt. Eine Stimme sagte:

„Da kannst du reden, was du willst, und so oft du willst — es ist Gefahr im Verzug! Drei solche Dinge ereignen sich nicht gleichzeitig, ohne daß etwas dahinter steckt!"

Eine andere Stimme erwiderte:

„Und du irrst dich nicht darin, was du über den Inhalt der Zigarettenschachtel sagst?"

„Irren? Ich verstehe nur nicht, daß ich nicht vom ersten Augenblick an Lunte gerochen habe! Der Inhalt der Schachtel ist doch neu! Schon das ist ein genügender Beweis! Und heute nachmittag . . . Was ich gesehen habe, habe ich gesehen! Ich habe doch Augen im Kopf! Und außerdem hatte ich ein Fernglas!"

Es folgte eine Pause. Dann fuhr die letzte Stimme fort:

„Man kann die Lage in fünf Worten zusammenfassen: Zuvorkommen oder sich zuvorkommen lassen!"

„Und was gedenkst du zu tun? Das Feld räumen?"

„Das Feld räumen!" Die erste Stimme stieß einen Fluch aus. „Eher will ich — aber genug geredet!"

Was das betraf, so hatte Philipp auch genug gehört. Er wollte sich ebenso lautlos, wie er gekommen war, zurückziehen. Aber König Attilas Palisaden waren nur Theaterkulissen. Ehe er sich's versah, öffnete sich kaum einen Meter von ihm entfernt eine Türe, und zwei Gestalten kamen zum Vorschein. Sie brauchten offenbar nicht länger, um ihn zu erkennen, als er selbst, um sie zu erkennen Man hörte einen tiefen Atemzug von einem von ihnen, ein Knurren von dem anderen. Dann entwickelten sich die Dinge rasch, wenn auch nicht lautlos. Zwei gegen einen ist unter allen Umständen ein ungleicher Kampf, namentlich wenn die beiden mit voller Wut kämpfen, und der andere nur, um sich zu verteidigen. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Er ließ auch nicht lange auf sich warten. Der Kampf war längst vorbei, als ein Auto vor dem Aufnahmeplatz vorfuhr. Die Sieger gaben dem Chauffeur zu verstehen, was sie von seiner Langsamkeit dachten, dann stiegen sie ein und rollten in der Richtung zur Stadt fort.

13.

Herr Eugen Benda stieg auf dem Szegeder Bahnhof in einer Gemütsstimmung aus dem Zug, die zu gleichen Teilen aus Neugier, Argwohn und Trotz bestand, drei Gefühlen, die bei einem jungen Mann seines Alters recht häufig eine innige Vereinigung eingehen. Er warf einen Blick auf das Papier, das er in der Hand hielt, und begab sich dann geradewegs zu der Adresse, die darauf stand: Hotel Hungaria.

Es zeigte sich, daß das Hotel existierte. Schon diese Entdeckung schien ihn zu überraschen. Er blieb eine Weile stehen und musterte das Haus und die Reihe Akazien davor, bis er den nächsten Schritt machte und sich in das Haus begab.

Ein Portier mit kriegerischem Schnurrbart und medaillenbedeckter Brust empfing ihn. Eugen Benda erwiderte seinen Gruß und fragte mit fein betonter Ironie, ob Professor Pelotard da sei?

Zur Antwort schüttelte der Portier betrübt den Kopf. Die Züge des jungen Benda nahmen sofort den Ausdruck von noch feinerer Ironie an.

„Das habe ich mir gedacht! Der Professor ist natürlich eine Sagengestalt, nichts anderes!"

Der Portier schüttelte mit steigender Betrübnis den Kopf und sagte, da irre sich Herr Benda.

„Aber Sie haben doch selbst gesagt, daß er nicht da ist?"

„Nein, da ist er nicht Er hat im Hotel gewohnt. Er wohnt noch immer im Hotel. Aber er ist verschwunden. Das ist die ganze Sache!"

Der junge Benda zeigte Anzeichen einiger Verwirrung.

„Er ist verschwunden? Aber man verschwindet doch nicht so mir nichts dir nichts in einem zivilisierten Lande! Ist er . . ." — ein Gedanke war ihm offenbar eben gekommen — „ist er mit der Rechnung durchgebrannt?"

Der Portier kreuzte die Arme über der Brust.

„Der Professor ist vorgestern früh mit der Filmgesellschaft weggefahren und nicht mehr zurückgekommen. Kennen Sie ihn genau, mein Herr? Nach Ihren Worten zu schließen nicht, denn was der Professor auch war, er war ein Gentleman"

„Ich?" sagte Eugen Benda und wischte sich die Stirn. „Ich kenne ihn überhaupt nicht! Ich habe ihn nie gesehen, auch nicht seinen Namen gehört. Aber wenn Sie es wissen wollen, so komme ich aus Athen hierher, um ihn zu treffen!"

„Das ist eine weite Reise", sagte der Portier ernst.

Benda versank in Gedanken, aus denen er plötzlich erwachte.

„Sie kennen ja diesen Professor", rief er, „und ich kenne ihn nicht! Wollen Sie ihn mir nicht beschreiben?"

Der Portier tat es. Und während er sprach, malte sich in den Zügen des jungen Benda das lebhafteste Erstaunen. Als die Erzählung beendet war, schlug er sich an die Stirn und rief:

„Aber das ist ja mein Feind! Und jetzt ist er verschwunden?"

„Der Professor war ein Gentleman", sagte der Mann mit den Medaillen kalt. „Der verschwindet nicht, weil er sich fürchtet! Sie werden zu Ihrem Duell kommen, wenn er noch am Leben ist. Das kann ich Ihnen garantieren!"

„Meinem Duell!" schrie Eugen Benda. „Ah, jetzt merke ich, daß ich wieder daheim bin! Ein Duell! Köszönöm! Danke, Portier."

Der Portier nahm seine goldbetreßte Kappe vom Kopf.

„Euer Hochwohlgeboren sind Ungar?" fragte er. „Das wußte ich nicht. Belieben ein Zimmer, während Sie auf die Rückkehr Ihres Feindes warten?"

Benda antwortete nicht. Er stand wie behext da. Er hatte den Mann mit den Medaillen und alles andere über einer Erscheinung vergessen, die sich in diesem Augenblick auf dem Treppenabsatz des ersten Stockwerkes zeigte, eine junge Dame mit rotem Haar und grauen Augen.

„Sie hier!" stammelte er, indem er auf sie zuging. „Das ahnte ich nicht!"

Sie sah ihn mit einer Miene an, als fragte sie sich, wer er sei.

„Ich lese Ihre Gedanken!" sagte er mit einem kurzen Lachen. „Sie glauben, ich wüßte, daß Sie hier sind! Sie glauben, ich wäre Ihnen hierher gefolgt! Geben Sie es nur zu!"

„Ich habe nichts mit Ihnen zu reden", erwiderte sie und wollte weitergehen. Aber er hielt sie zurück.

„Sie irren sich!" sagte er mit düsterer Stimme. „Wir haben etwas miteinander zu reden. Da Sie hier sind, fügt es sich sehr gut, daß wir unsere Angelegenheit ordnen können"

„Alles, was zwischen uns zu sagen war, ist vor dem Postamt in Athen gesagt worden."

„Nein." Er suchte in seiner Brieftasche. „Ich habe etwas mit Ihnen zu erledigen, bevor alles gesagt ist. Sie waren so freundlich, ein Lunch für mich auszulegen, und ich möchte mir gestatten, es zu bezahlen. Wenn ich mich nicht irre —"

Ihr Lachen war kalt und klingend wie Kristall.

„Machen Sie sich nicht lächerlich! Wenn Sie glauben, daß ich Geld von Ihnen anzunehmen gedenke, dann sind Sie im Irrtum! Man erwartet mich — wollen Sie so freundlich sein, mich vorbeizulassen?"

Da er keine Miene machte, zu gehorchen, fügte sie hinzu:

„Oder muß ich vielleicht den Portier rufen?"

Er ließ die Hand sinken und starrte sie an.

„Helen", begann er. „Ich habe viel über das nachgedacht, was vorgefallen ist — damals — und —"

„Bitte, seien Sie so freundlich und sagen Sie nicht Helen zu mir!" sagte sie sehr kühl. „Seien Sie so freundlich und stecken Sie sofort diese widerliche Brieftasche ein! Und seien Sie so freundlich, mich vorbeizulassen!"

Mechanisch steckte er die Brieftasche ein, aber machte keine Miene, ihrer letzten Aufforderung Folge zu leisten.

„Was machen Sie hier?" fragte er düster. „Szegeb

ist nicht gerade der Ort, wo man Sie zu treffen erwartet!"

„Was machen Sie selbst hier?" gab sie zurück. „Haben Sie Ihr Studium des Parthenon und Erechtheion schon beendet, da Sie Athen verlassen haben?"

„Der Grund, weshalb ich hier bin, ist derselbe, der mich veranlaßte, nach Athen zu fahren", stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Aber ich scheine zu spät zu kommen. Der, den ich suche, ist verschwunden."

Sie zuckte zusammen.

„Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie hergekommen sind, um den Professor zu treffen?"

„Welchen Professor?"

„Professor Pelotard, der mit der Filmgesellschaft hergefahren ist! Er ist vorgestern verschwunden! Sprechen Sie von ihm?"

Er machte einen Schritt zurück. Sie hatte den Weg frei, aber vergaß, Gebrauch davon zu machen.

„Sie sind mit einer Filmgesellschaft hergekommen?" fragte er. „Sind Sie Star geworden?"

Sie zuckte mit angemessener Gleichgültigkeit die Achseln.

„Ich wurde in Athen vom Regisseur als Sekretärin engagiert", sagte sie. „Aber nachher hat es sich wirklich gefügt, daß ich eine Rolle bekommen habe!"

Er verbeugte sich, und vielleicht war diese Verbeugung ein klein wenig übertrieben.

„Da muß man ja gratulieren! Sie sind ja wirklich, seit wir uns zuletzt gesehen haben, im Sturmschritt marschiert! Darf man fragen, welche Rolle Sie spielen werden?"

Sie musterte ihn kritisch, dann antwortete sie:

„Ich danke für Ihre Glückwünsche! Der Film handelt von Attila, und ich habe die Rolle der Ildico."

„Attila!" wiederholte er gedankenvoll. „Man kann nicht sagen, daß der Stoff den Reiz der Neuheit hat. Aber natürlich läßt sich ein feiner Film daraus machen."

„Der Professor ist derselben Ansicht. Die Idee ist nämlich von ihm."

„Hat er Ihnen auch die Rolle gegeben?"

„Ich weiß wirklich nicht, was mich veranlaßt, auf Ihre Fragen zu antworten — Ihr Benehmen jedenfalls nicht! Ich habe die Rolle von dem Regisseur des Stückes bekommen, Mr. Bird —, und wenn Sie noch mehr wissen wollen, dann können Sie ihn selber fragen! Da kommt er!"

Benda drehte sich auf dem Absatz herum und sah einen mageren Herrn mit beduinengelbem Teint und halberloschenen Augen die Treppe zum Vestibül herunterkommen. Beim Anblick von Miß Helen glomm ein Licht unter den schweren Lidern auf. Wäre Benda nicht so ganz davon in Anspruch genommen gewesen, den Regisseur zu mustern, hätte er ein eigentümliches Mienenspiel im Gesicht der künftigen Ildico sehen können — ein Mienenspiel von recht hoher darstellerischer Klasse, aber ganz echt in seinem Wechsel zwischen gespannter Erwartung und Furcht. Als Benda ihr endlich den Blick zuwandte, sah er nur ein strahlendes Lächeln und hörte ihre silberhelle Stimme sagen:

„Guten Abend, Mr. Benda! Sie entschuldigen, aber ich bin beschäftigt."

(Fortsetzung folgt)

Ein Jahr deutsche Wehrfreiheit

Der 16. März 1936 ist für das Deutsche Volk ein besonders wichtiger Gedenktag. Ist doch an diesem Tage ein Jahr verflossen, seitdem der Führer die Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit kraft eigenen Rechtes verkündete. Ein Wehrgesetz von klassischer Kürze beendete den schmachvollen Zustand der Wehrlosigkeit, die nicht nur das Deutsche Volk unter dem ständigen Druck feindlicher Bedrohungen hielt, sondern letzten Endes auch die Kriegsgefahr für die übrigen Völker steigerte, weil ein inmitten höchstgerüsteter Staaten liegendes, wehrloses Land nur allzu leicht den Anreiz zur Kriegslust bildet.

Dieses erste Jahr neugewonnener Wehrfreiheit ist für uns Deutsche deshalb von besonderer Bedeutung, weil in dieser Zeitspanne nicht nur das am 16 März 1935 verkündete Gesetz zum Aufbau der Wehrmacht verwirklicht worden ist, sondern auch zugleich bewiesen würde, daß die uns nicht allzu günstig gesinnte Umwelt sich vor der Berechtigung des deutschen Wehrwillens nicht verschließen konnte. Vor der Folgerichtigkeit der Tatsachen mußte auch die geschickteste gegnerische Propaganda verstummen. Die andern Völker hätten es nicht verstanden, wenn man sie zu einem Waffengange gegen Deutschland aufgerufen hätte, nur um uns an der Durchführung der Wehrpflicht zu hindern. So vollzog sich der Aufbau der deutschen Wehrmacht in dem der Weltöffentlichkeit verkündetem Rahmen ohne fremde Einmischung, obwohl es zweifellos nicht an „frommen" Wünschen gefehlt hat, die Deutschen möchten selbst durch außenpolitische Ungeschicklichkeiten einen Vorwand zur gewaltsamen Störung der Aufrüstung liefern.

Das erste Jahr im Zeichen der neuen Wehrfreiheit war ein neuer Beweis für die Staatskunst Adolf Hitlers. Denn sein Werk war es, den geeigneten psychologischen Zeitpunkt zu wählen, um die Welt mit der Nichtigkeitserklärung der erniedrigenden Bestimmungen des berüchtigten Teils V des Versailler Diktates zu überraschen, wie es auch sein Verdienst war, wenn die gradlinige Außenpolitik des Dritten Reiches alle Einwände der Siegerstaaten von 1918 gegen die Außerkraftsetzung der entwürdigenden Punkte zum Schweigen brachte.

Die Weltgeschichte kennt zahlreiche Beispiele der Wiederertüchtigung unterlegener Völker. Im Rahmen des Zeitgeschehens waren sie alle bewundernswerte Leistungen, aber keine völkische Wiedergeburt war von so umwälzender Bedeutung wie der Aufbau der neuen deutschen Wehrmacht im Zeichen der nationalsozialistischen Weltanschauung. Denn wie der Nationalsozialismus den totalen Staat schaffen mußte, bevor er an die Verwirklichung seines Programms gehen konnte, mußte er auch die vorhandene Wehrmacht mit seinem Geiste erfüllen, bevor er darangehen konnte, die Welt mit der Verkündigung der allgemeinen deutschen Wehrpflicht zu überraschen.

Was die uns im Versailler Diktat belassene Wehrmacht mit dem Nationalsozialismus zusammenführen mußte, war der Begriff der Totalität: die Totalität des Krieges einerseits, wie sie sich schon im Weltkriege ausgewirkt hatte, und die des Staates andererseits, die allein die Vorbedingungen für die lückenlose Verwirklichung des nationalen Selbstbehauptungswillens schaffen konnte

Die Kriege des ausgehenden 19. Jahrhunderts waren keine totalen Kriege mehr gewesen, wie es in früheren Zeiten so oft der Fall war, wo die Niederlage der Streitmacht auch die Landstriche und Länder mit ins Verderben riß. Man hatte sich Formen der Kriegführung angewöhnt, wonach sich die Kriege vielfach ohne Inanspruchnahme der Zivilbevölkerung abspielten und namentlich diejenigen von den Wechselfällen des Kampfes verschont blieben, die ihn als bequemes Ablenkungsmittel von innerpolitischen Mißständen entfesselt oder begrüßt hatten Man konnte das frivole Wort vom „Stahlbad" hören, weil der Krieg nur zahlenmäßig geringere Teile der Bevölkerung ergriff, so daß sich die Tatsache nicht in dem erschreckenden Umfange bemerkbar machte, daß jeder, aber auch jeder Krieg seine Opfer aus den völkisch wertvollsten Teilen der Nationen zu holen pflegt.

Zum ersten Male ist im Deutschen Volke eine militärische Reorganisation aus dem Volke selbst herausgewachsen. Was früher an militärischen Schöpfungen und Reformen geleistet wurde, war das Werk einzelner Fürsten, die allerdings fachkundiger Berater nicht entbehren konnten. Auch die große preußische Heeresreform von 1807 bis 1813 konnte nur unter der Befehlsgewalt des Königs Friedrich Wilhelm III. durchgeführt werden, wobei sich das mangelnde Verständnis des Königs nur allzuoft hemmend auf die aus den verschiedensten Teile Deutschlands stammenden großen Reorganisatoren auswirkte.

Als König Wilhelm I. unter dem Einflusse Bismarcks das preußische Heer zum besten Kriegsinstrumente seiner Zeit entwickelte, stieß er auf die Ablehnung des Volkes und seiner parlamentarischen Vertretung. Dieser Gegensatz wurde erst nach den Siegen von 1864 und 1866 überwunden, als das Volk zu fühlen begann, daß die Armee trotz der persönlichen Verpflichtung auf den König doch auch das Heer des Volkes war.

Und doch bestand bis zum Beginne des Weltkrieges trotz aller freudigen Erinnerung an die abgeleistete Dienstzeit immer wieder ein Gegensatz zwischen der auf die Fürsten vereidigten Wehrmacht und großen Teilen des Volkes, die sich den internationalen Ideen verschrieben hatten. Es mußte auf die Armee verbitternd wirken, wenn ihre lebenswichtigen Belange zum Gegenstande parteipolitischer Handelsgeschäfte herabgewürdigt wurden und wenn sie dabei die Beobachtung machen mußte, daß die Regierungen nicht den Mut aufbrachten, die Opposition der schwarzrotgoldenen Parteihäuptlinge rücksichtslos zu brechen.

Zum ersten Male in der deutschen Geschichte besitzt das Volk eine Wehrmacht, die im wahrsten Sinne des Wortes als ein Volksheer bezeichnet werden kann.

Keine Teilgewalt kann sich zwischen das Volk und sein Heer schieben; der in der Person Adolf Hitlers verkörperte Volkswille allein entscheidet über den Einsatz der Wehrmacht, und die Totalität des Staates gewährleistet die unverbrüchliche Zusammengehörigkeit der Waffenträger der Nation mit den übrigen Volksgenossen.

Wohl keine andere Wehrmacht Europas kann sich rühmen, so mit der Volksgemeinschaft verknüpft zu sein wie die des Dritten Reiches. Denn wenn auch in manchen Ländern das Heerwesen sich der besonderen Bevorzugung durch die Regierungen erfreut, so machen sich dort auch oppositionelle Strömungen sowohl in der Bewilligung der erforderlichen Staatsmittel als auch in den persönlichen Beziehungen der Bevölkerung zur bewaffneten Macht geltend. Die Wehrmacht des Dritten Reiches kann ihrer verantwortungsvollen Aufgabe ohne jede Sorge um die Gunst oder Mißgunst weiter Kreise und um die Bewilligung ihrer Lebensbedürfnisse nachgehen, weil der nationalsozialistische Staat alle verneinenden Elemente in seinem Organismus ausgeschaltet hat.

Nur so konnte das Wagnis unternommen werden, die Lücken einer fünfzehnjährigen Unterrüstung in personeller und materieller Beziehung auszufüllen. Ein einziger Wille entschied und stellte sämtliche Hilfsmittel des Staates in den Dienst der nationalen Selbstbehauptung; es gab keine Klassen und Parteien mehr, um deren Zustimmung man hätte ringen müssen, wie es in anderen Ländern der Fall ist. Vielmehr wurde der Wille des Führers durch die beispiellose Begeisterung des ganzen Volkes unterstrichen, das in der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht nur eine Sicherung der Volksgemeinschaft gegen äußere Feinde erblickte, sondern mit Recht auch die Wiederherstellung der deutschen Ehre feierte.

Immer mehr wurde im Laufe dieses ersten Jahres die Wehrmacht zum Volksheere entwickelt, nachdem ein Übergangsheer die Überleitung von den ungenügenden Truppen- und Waffenbeständen der Reichswehr gewährleistet hatte. Wir wissen, daß die allgemeine Wehrpflicht unterschiedslos durchgeführt werden wird, so daß alle wehrfähigen jungen Männer auch zum Dienste herangezogen werden können, indes in den letzten Vorkriegszeiten Millionen wehrfähiger Männer unausgebildet blieben, weil die wehrfeindlichen Parteien die benötigten Truppenstämme nicht bewilligen wollten.

Es wäre auch kaum verständlich, wenn angesichts der Totalität eines modernen Krieges nicht alle tauglichen Männer mit der Waffe ausgebildet würden, im Hinblick auf die Tatsache, daß jeder Volksgenosse, ob jung oder alt, ob Mann oder Frau, an der Verteidigung des Vaterlandes nach seinen Kräften und seiner Eignung mitwirken muß und daß sich kein einziger den Einwirkungen des Krieges entziehen kann. Zudem ist zu berücksichtigen, daß die neuzeitliche Kriegstechnik weit größere Anforderungen an die Ausbildung der Wehrmacht stellt, als es früher der Fall war. Man vergleiche die Zahl der heutigen Waffen mit denen früherer Kriege, wobei stets zu bedenken bleibt, daß nicht das Material und die Waffe, sondern der Geist den Ausschlag gibt, mit dem die Waffe geführt wird.

Hierin hat sich seit Urzeiten nichts geändert; die Gesetze der Kriegführung bleiben unabänderlich, nur die Methoden wechseln, und so zieht sich durch die Jahrhunderte wie auch über die Volksgrenzen hinweg eine Verbundenheit der echten Soldaten, die gerne bereit sind, Kameradschaft zu pflegen, wenn nicht die eherne Pflicht sie zwingt, die Waffen ritterlich gegeneinander zu führen.

Wie sämtliche Bevölkerungskreise irgendwie in den Dienst der Landesverteidigung gezogen werden, so müssen auch alle Zweige der Technik der Wehrmacht nutzbar gemacht werden. Wenn heute die immer noch schlachtenentscheidende Infanterie sich nicht mehr mit dem Gewehr begnügen kann, sondern mit leichten und schweren Maschinengewehren, mit Tankabwehrgeschützen und Infanteriekanonen, mit Minenwerfern leichten und schweren Kalibers ins Feld rückt, wenn nicht mehr die einfache Bleikugel, sondern Geschosse verschiedenster Härtegrade, mit und ohne Leuchtsatz, die Munition bilden, die durch Hand- und Gewehrgranaten ergänzt wird, dann wird nicht nur an die Technik die Forderung gestellt, unter der größtmöglichen Verringerung des Gewichts die höchstmögliche Leistung zu erzielen, sondern auch an den einzelnen Soldaten, seine Waffe je nach der Gefechtslage sachgemäß auszunützen

Nur die restlos durchgeführte allgemeine Wehrpflicht bietet die Gewähr dafür, daß alle im Volke schlummernden technischen Fähigkeiten auch der Landesverteidigung nutzbar gemacht und von einer körperlich ertüchtigten Jugend im Kriegsfalle mit Erfolg angewandt werden.

Die Volksgemeinschaft hat mit Freude den Entschluß der Reichsregierung begrüßt, bei den großen nationalen Veranstaltungen auch die Wehrmacht in ihrer mannigfaltigen Wirksamkeit vorzuführen. So lernte die Zivilbevölkerung ermessen, welche Anforderungen hier an den jungen Soldaten gestellt werden, wenn die Gefechtsbilder auch nicht erkennen ließen, welche Unsumme erfinderischen Geistes auch an das einfachste Gerät verwandt werden muß, um den Wettbewerb mit den fremden Heeren erfolgreich zu bestehen.

Es kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht auf die Entwicklung der einzelnen Waffen eingegangen werden, mögen sie nun, wie die Infanterie, Artillerie und Reiterei, Jahrhunderte hindurch die Schlachtfelder bevölkert haben oder als technische und chemische Waffen jüngeren und jüngsten Datums sein. Sie alle zeigen, wie die Kriegsmarine und die Luftwaffe den gleichen Ehrgeiz, mit dem ihnen zur Verfügung gestellten Material die besten Leistungen zu erzielen und zur weiteren Vervollkommnung der Kriegstechnik beizutragen.

Das durch natürliche Grenzen kaum geschützte Dritte Reich kann seinen Platz unter den Großmächten des Erdteils nur dann behaupten, wenn es die dem Deutschen Volke verliehenen körperlichen und geistigen Gaben in den Dienst der Landesverteidigung stellt. Die deutsche Wehrmacht soll ein Instrument des Friedens sein; sie soll es jedem Angriffslustigen als ein ungeheures Wagnis erscheinen lassen, die deutsche Grenze mit bewaffneter Macht zu überschreiten. Der geballte Abwehrwille des Deutschen Volkes konnte keine andere Ausdrucksform erhalten, als sie ein wahres Volksheer bieten kann. Die von Adolf Hitler ins Leben gerufene Wehrmacht kennt keine Paradetruppen mehr. Kein Pfennig wird aufgewandt, der nicht in einer wirksamen Abwehrmaßnahme begründet wäre. Daß aber der Dienst im Volksheere den Geist der männlichen Jugend mit Frohsinn und Tatkraft erfüllt, können wir im Dienst und außer Dienst an den Soldaten des Dritten Reiches feststellen.

Egbert v. Xylander.

Feinschmecker im Tierreich

Wenn ein Mensch eine besonders feine Zunge hat, nennen wir ihn einen Feinschmecker. Dabei ist der Mensch im Vergleich mit manchen ihm recht bekannten Tieren bezüglich seines Geschmackssinnes nicht gerade die Krone der Schöpfung. Das Geschmacksempfinden des Menschen ist auf die Zunge beschränkt. Mit ihr kann er die Gruppen des bitteren, salzigen, sauren und süßen Geschmacks unterscheiden. Die verschiedenen Schmeckstoffe wirken auf verschiedene Teile der Zunge. So schmeckt man beispielsweise mit dem vorderen Teile der Zunge süß, mit dem hinteren bitter. Die Empfindlichkeit für die vier Geschmacksgruppen ist verschieden. Es schmeckt eine Rohrzuckerlösung von 0,4% für einen Menschen eben noch süß.

Viele Fische sind Feinschmecker.

Das überrascht uns, und um so mehr, wenn wir erfahren, daß zum Beispiel die Elritze dem Menschen an Feinheit des Geschmacks sehr überlegen ist. Die Geschmacksorgane befinden sich bei Fischen nicht nur im Munde, sondern oft auch auf der ganzen Haut. Das gute Geschmacksempfinden der Fische ist gar nicht schwer zu beweisen. Man kann etwa eine Elritze nach einer ganz einfachen Methode auf eine der eben erwähnten vier Geschmacksarten dressieren. Um einen Fisch beispielsweise auf den Geschmack „Süß" zu dressieren, ist es nur nötig, in das Aquarium des Fisches etwas Zuckerlösung hineinfließen zu lassen und ihm dazu ein Stückchen gezuckertes Fleisch zu fressen zu geben. Gar bald beginnt der Fisch schon, nach dem Fleisch zu suchen, wenn nur die Zuckerlösung ins Wasser gebracht wird. Er ist auf den Süßgeschmack dressiert. Bringt man eine derart dressierte Elritze in Wasser verschiedenen Süßegrades, so findet man bald eine Konzentration, bei der die Süße des Wassers für den Fisch nicht mehr erkennbar ist. Auf diese Weise hat man herausgefunden, daß eine Elritze eine 0,007%ige Zuckerlösung noch als süß erkennt, das heißt, fast 60mal empfindlicher ist als der Mensch.

Insekten, die mit den Füßen schmecken.

Normalerweise sind auch bei den Insekten die Organe des Geschmackssinnes im Munde oder wenigstens am Munde auf den Mundorganen. Um so überraschender sind die Ausnahmen. So gibt es Insekten, die mit den Fußspitzen schmecken. Befestigt man eine Fliege so, daß nur ein Bein frei herabhängt, und taucht man dieses Bein dann mit der Spitze in gewöhnliches Wasser, so zeigt die Fliege keinerlei Aufmerksamkeit. Bringt man aber ihre Fußspitzen mit Zuckerwasser in Berührung, so streckt sie plötzlich ihren Rüssel heraus und versucht von der Süßigkeit zu naschen. Die Empfindlichkeit der Fußspitzen ist ungeheuer groß. Manche Schmetterlinge empfinden mit den Beinen eine 0,00034%ige Zuckerlösung noch als süß. Ihre Fußschmeckorgane sind also mehr als 1000mal empfindlicher als der Geschmack des Menschen. Und während der Mensch erst schmecken kann, wenn die Speise in den Mund gelangt ist, sind diese Insekten obendrein imstande, schon aus gewisser Entfernung auf Nahrung aufmerksam zu werden, zu der sie sich gleichsam hinschmecken.

Warum züngeln die Schlangen?

Das Züngeln der Schlangen ist eine allbekannte Erscheinung und gleichzeitig eines der merkwürdigsten Naturschauspiele. Es hat Anlaß zu den tollsten Vermutungen gegeben und findet in den Augen des Forschers doch eine so einfache Erklärung. Am Gaumen der Schlange befinden sich zwei Gruben mit Schmeckorganen, und mit ihrer gespaltenen Zunge bringen nun die Tiere Schmeckstoffe, die beim Züngeln im Zungenschleim haftengeblieben sind, an diese Grube heran. Auf diese etwas sonderbare Art erhält die Schlange also Kunde von den Geschmacksstoffen, die sich in ihrer Umgebung befinden. Das läßt sich einfach dadurch zeigen, daß man feinsten Kohlenstaub auf die herausgestreckte Zunge stäubt. Man findet ihn immer in den beiden Gruben am Gaumen wieder. Mit Hilfe des Züngelns ist jede Schlange imstande, die Spur ihrer Beute zu verfolgen.

Eine Kreuzotter zum Beispiel kann auf diese Weise die Fährte einer von ihr gebissenen Maus, die in einiger Entfernung verendet ist, sicher bis zum Ziele verfolgen. Diese Aufgabe der Zunge gibt dem Unheimlichen der züngelnden Schlange eine sehr einfache, allen Aberglauben beschämende Erklärung.

Und die Biene?

Nach dem Beispiel der Fliege und mancher Schmetterlinge sollte man glauben, daß die Biene, die uns den Honig spendet, einen ganz besonders guten Süßgeschmack besäße. Um so eigenartiger ist es, daß Bienen eine 3%ige Zuckerlösung kaum noch von reinem Wasser unterscheiden können. Es ist nun gleichzeitig wie ein Wunder, daß der Zuckergehalt des Blütennektars, aus dem die Biene ihren Honigvorrat zusammenträgt, meist 40—70%, ungeheuer groß ist. So kann die Biene niemals zu dünnen Honig speichern: ihrem geringen Süßgeschmack kommen die Blumen und Blüten mit ihrem hochgesüßten Nektar entgegen.

Dr. H. K.

HEINRICH RUMPFF:

Betrugs-Beratung

Zur Polizei-Aufklärungs-Woche März 1936

Das ist nun nicht etwa eine Stelle, wo man von gewiegten Fachleuten unentgeltlich oder gegen prozentuale Beteiligung über den bestanzulegenden und einbringlichsten Betrug beraten wird — im Gegenteil: es ist die in der Großstadt äußerst wichtige amtliche Stelle, wo man beraten wird, wie man sich davor am besten zu schützen hat. Leider macht immer noch ein zu geringer Teil des Publikums von dieser gemeinnützigen Einrichtung Gebrauch, und viel zu wenige wissen, daß sie in Berlin liegt, am Alexanderplatz, in dem riesengroßen roten Polizeipräsidium. Das gewiß etwas düster aussieht, etwas einschüchternd — und doch bloß da steht, um denen, die in Gefahr sind oder in Gefahr geraten können, zu helfen vor denen, die ihnen übel wollen. Helfen, und nichts anderes, will auch die Betrugs-Beratungsstelle. Sie geht auf jede ehrliche Sorge ein, stellt fest, ob sie berechtigt ist oder nicht, und bewahrt, wo sie nur kann, jeden einzelnen und mit ihm die Volksgemeinschaft vor Verlusten, unentgeltlich, mündlich und schriftlich — so er sich nur an sie wendet!

Wer auch nur oberflächlich die Polizeiberichte verfolgt, weiß, daß immer wieder Gewissenlose darauf ausgehen, Vertrauensselige zu betrügen, oft und gerade mit Vorliebe die Wenig-Besitzenden um ihre letzten Pfennige.

Da steht, beispielshalber, eine Anzeige in den Blättern:

Bezirksvertretung! Für hochwertigen Markenartikel (Serie!) allererster deutscher Weltfirma werden in der weiteren Umgebung Berlins noch einige Bezirke vergeben. In Frage kommen nur erstklassige Verkaufskräfte mit prima Referenzen und RM. 200.— Anfangskapital. Vorzustellen nur Freitag, 16. d. M., 10—12 Uhr, bei unserem Generaldirektor Unger ....

Folgt die Angabe eines erstrangigen Hotels. Kann natürlich auch die weitere Umgebung von Hamburg sein. Oder von München.

Glauben Sie nicht, daß viele Herzen bei der Lektüre höher schlagen? Daß viele lang entwichenen Hoffnungen zurückkehren, längst erledigt geglaubte Pläne wachwerden? „Allererste deutsche Weltfirma!" — Könnte es nicht I. G. Farben sein? Natürlich! Warum nicht? „Markenartikel!" „Serie!" — Klingt das nicht nach neuen sicheren Verdienstmöglichkeiten? — „Prima Referenzen?" — Haben wir uns nicht jahrelang ausgezeichnet bewährt, bevor das Unglück der Entlassung über uns hereinbrach? — Doch: so klingt es, und wir haben! Bloß: RM. 200.— Anfangskapital! Das ist bitter. Man müßte die letzten Reste zusammenkratzen. Hie und da vielleicht etwas noch Entbehrliches versilbern — denn, Mensch: das ist eine Chance, die so leicht nicht wiederkommt! Daran darf man nicht vorbeigehen. Es täte einem ein Leben lang leid. Das muß man riskieren. Wer nicht wagt...

Wir wagen!

Viele wagen. Dutzende. Gehen hin zum erstrangigen Hotel. Drängen sich. Sitzen wartend in einem zum Büro umgewandelten Hotelzimmer, Stuhl an Stuhl. Eine übersachliche Sekretärin nimmt die Namen auf, die Referenzen an, verteilt, nur vorschlagsweise und unverbindlich, die Bezirke, telephoniert zwischendurch mit der Handelskammer, mit dem Wirtschaftsministerium, mit der Deutschen Bank, gibt unentwegt sachliche Auskünfte... Mensch, das ist richtig! Klasse! Wenn man da bloß ein kleines bißchen Glück hätte! Für jeden Bezirk gibt es wenigstens zwei Anwärter. Manchmal mehr. Und alle bleiben, warten — — man kann ja nicht wissen: wen der Herr Generaldirektor Unger auswählt!

Der tritt vornehmerweise erst um elf Uhr in seinem nebenan liegenden Empfangszimmer in Erscheinung: einschüchternd elegant, einschüchternd sachlich, einschüchternd uninteressiert an dem Schwarm kleiner Vertreter, die auf seinen Welt-Markenartikel fliegen wie die Mücken aufs Licht. Von beiden gibt es ja genug. Die Bedingungen sind nicht direkt märchenhaft, aber doch nahezu: Jedem soll ein Lager eingerichtet werden. Mindestens 150 qm. In Kottbus. In Guben. In Forst. Überall. Beziehungsweise in Rendsburg. In Lüneburg. In Itzehoe. Beziehungsweise in Dachau. In Rosenheim. In Murnau. Für RM. 4000.— netto Ware kommt in Kommission. Nach vier Probewochen Dauervertrag: Nur auf langjährige Mitarbeiter wird Wert gelegt! Sensationeller Pressefeldzug! Noch nie dagewesene Propaganda

... was nicht alles! Schwindeln könnte einem vor dieser Chance. (Wenn man bloß ein bißchen Glück hätte!) Und diese ganze berauschende und todsichere Zukunft für nur zweihundert Mark abzunehmender und sofort zahlbarer Ware! Eine ganz geringfügige Sicherung für den Konzern, auf Grund vieler trüber Erfahrungen, von denen der Generaldirektor lieber schweigen will Die Berechtigung dieser Proforma-Sicherheit leuchtet doch jedem ein, nicht wahr!? — Kann man da lange zögern? Überlegen?

Im Nebenzimmer liegt die Ware. Fein säuberlich in Kartons verpackt Mitzunehmen, sobald man bezahlt hat. — Oder sie liegt, z. B. drüben auf dem Güterbahnhof! Der Packer wird mitgehen, sie ausliefern! — Oder es ist soeben eine neue Auslieferung eröffnet, im Osten von Berlin (Von Hamburg! Von München!) Fräulein Hoffmann fährt um ein Uhr mit den Herren hinaus. Bloß bezahlt wird hier. Gegen Quittung. JG.-Farben-Quittung! Mit Stempel, Durchschlag, Bucheintragung — — es hat alles seine Ordnung. Zweifellos auch seine Richtigkeit.

Die große Chance!

Soll man — soll man nicht? Gewiß, man hat allerhand gelesen von Betrügereien, von raffinierten Tricks! Man ist mißtrauisch. Auch gewitzigt. Mag ja auch überall angebracht sein ... allein hier? Eben kam ein Anruf von den Bayerwerken in Leverkusen am Rhein. Gleich darauf läßt der Generaldirektor „JG.-Farben-Direktion, Höchst am Main“ anmelden! Alles in Butter Erster Klasse! Und draußen sitzen inzwischen für jeden Bezirk zwei, drei neue Anwärter. Wenn ich es nicht tue — sie tun's!

Glauben Sie, diese Angelegenheit wäre zu plump? — Sie ist so und noch viel plumper wiederholt vorgekommen. — Glauben Sie, nicht viele würden die RM. 200.— lockern, die sie mitgebracht haben, in der Hoffnung und der Absicht, diese Chance damit zu bezahlen?! — Glauben Sie nur: Dutzende zahlen!

Eingeschoben sei hier, daß erfahrungsgemäß gerade die Höhe des Betrages das Mißtrauen verdrängt. Fünfzig Mark — das würde schon eher nach kleiner Gaunerei riechen. Aber zweihundert? — Der Ernst, mit dem der Stellungsuchende diese Summe betrachtet, läßt ihn viel eher (und viel lieber!) an den Ernst des Unternehmens glauben, das sie verlangt. Alles wird gewichtiger.

Natürlich gehen einige. Natürlich sind einige mißtrauisch. Oder bloß ängstlich. Dem Generaldirektor ist das völlig gleichgültig. Seine Uninteressiertheit an allem ist wahrhaft großartig. Die Sekretärin handelt allein. „Bitte, entscheiden Sie sich, meine Herren, so oder so — bloß rasch! Die Bezirke müssen heut' noch verteilt werden, und Ihre Kollegen draußen sollen auch nicht zu lange warten ...“

Und nun kommt Höchst am Main.

Vielleicht auch versuchen einer oder zwei sich telephonisch zu vergewissern. Jedoch in solchen Fällen ist es meist wie verhext: Entweder die Verbindung läßt endlos lang auf sich warten oder die Verständigung versagt; man wird nervös, den fünfzig Verdachtsteilen steht mindestens fünfmal soviel Zustimmung entgegen, außerdem hat man keine Ruhe: denn wartet man zu lange — ist der Bezirk längst vergeben!

Warum fährt nicht geschwind einer im Taxi für eine Mark zu dem großen roten Haus am Alex? Zimmer 915 und folgende? Wie einfach würde das sein!

Man erzählt. Der Beamte hört zu. Ist vielleicht bereits mißtrauisch, zeigt es indes nicht. — Generaldirektor Unger? — Einen Augenblick, bitte. Da steht im Nebenzimmer ein kleiner breiter Karteischrank mit sämtlichen Namen, über die jemals, mündlich oder schriftlich, eine Anfrage eingelaufen ist, ganz gleich, ob sie später zu einem Betrugs-Ergebnis führte oder nicht. Eine Anfrage hat ja, unter Umständen, gar nichts zu bedeuten; doch die nächste, gleichartige, nach dem gleichen Namen kann bereits Aufschlüsse oder gar Verdachtsmomente ergeben. Darum ist jede wichtig.

Nein. Der Name Unger ist nicht enthalten. Man atmet auf.

Wäre er, beispielshalber, enthalten gewesen, so hätte auch das noch nichts besagt. Bloß wäre der Beamte dann zu dem Schrank eines anderen Zimmers gegangen, der auf seinen Aktenbänden die gleiche Kennfarbe zeigt wie das Reiterchen auf Ungers Karte, sagen wir blau. Der blaue Schrank enthält sämtliche eingelaufenen Anfragen. Es ist also gleich festzustellen, was schon einmal jemand über Herrn Unger wußte oder wissen wollte, und ob das — wie sehr häufig — zu einer harmlosen Erklärung führte .. oder zu einem Strafantrag ... oder gar zu einer Verurteilung. Darüber würde dann Schrank II Aufschluß geben, sagen wir: mit gelber Kennfarbe. Hier stünden die Akten über Herrn Unger. Wie sie über Herrn Schmitz oder Herrn XYZ dastehen. Der Beamte würde natürlich nicht alles, was er findet, sagen. Oft genug sind Anfragen und Anklagen, und nach ihnen Strafsachen, keineswegs die Folgen einer strafbaren Absicht, sondern die Folgen von Mißgeschick. Es kann sich da um erfolglose, doch durchaus ehrenwerte Erfinder handeln, um von Pech verfolgte Unternehmer, die an ihre Sache glaubten und sie womöglich ein andermal zum gute Ende führten, schließlich um verunglückte Versuche, die ohne direktes Verschulden in eine gesetzwidrige Handlung hinausliefen. Der Beratungsbeamte ist hier sehr vorsichtig; seine Antwort richtet sich ganz danach, ob betrügerische Absicht vorlag oder nicht Er darf und will niemandem, der einmal Unglück gehabt hat, die Zukunft und neue Verbindungen verderben. Anderseits beachtet er sehr wohl die häufigen kleinen Manipulationen, bei denen es wohl Geschädigte, doch, mangels Beweises, keinen Verurteilten gab, und seine Auskunft ist unmißverständlich. Auch schriftlich. Bloß geht sie dann, zur Vermeidung jeden Mißbrauchs, durch die Polizeibehörde am Wohnort des Auskunftsuchenden, wobei dieser auf Grund ihrer möglichen genaueren Bekanntschaft mit dem Fragenden oder dem in Frage Stehenden Umfang und Art der Auskunft anheimgestellt wird. Gerade diese Maßnahme hat sich als äußerst wichtig erwiesen.

Noch einen dritten Schrank gibt es, sagen wir grün gezeichnet. Dort stehen in langen Reihen sämtliche Betrugsanfragen und sämtliche daraus hervorgegangene Strafsachen, die fünf Jahre zurückliegen. Doch dieser Schrank ist deshalb nicht weniger „aktuell“: Wie leicht kann jemand in seinen alten Fehler zurückfallen! Oder wie leicht kann ein Betrüger einen einmal angewandten Trick nach einiger Zeit vergessen wähnen und wiederholen! — Diesen drei Schränken also entgeht in der Reichshauptstadt niemand, der jemals einen Betrug versucht oder begangen hat oder bloß einem anderen Anlaß gegeben hat, an eine betrügerische Absicht zu glauben. Das klingt genau so kompliziert, wie es einfach ist, und in den allermeisten Fällen verrät die Farbe der Karteireiter des allerersten kleinen Schrankes dem Beamten schon — die Farbe der Weste des Gesuchten!

Die unseres Generaldirektors Unger scheint also weiß zu sein! Nichts ist hier die beste Auskunft. Ferner jedoch sind Namen und Titel nirgendwo so sehr Schall

und Rauch wie in dem roten Hause. Der Beamte hatte, heimlich, ja von Anfang an Bedenken, und um nichts zu versäumen, bittet er einen Spezialisten aus dem Betrugsdezernat hinzu: Der hört bloß die Geschichte und die Beschreibung des Herrn Generaldirektors — schon nickt er: Unser Freund Kroslofffky! Sein alter Trick! Hat ihm schon einmal sehr viel Geld . . . sowie drei Jahre eingebracht!

Die Spezialisten erkennen ihre alten „Patienten“ unweigerlich aus jeder noch so geschickten Tarnung heraus: an den Tricks, die oft kaum wesentlich variiert werden, an persönlichen Eigentümlichkeiten, dialektischen Wendungen, an Gewohnheiten, nicht zuletzt an einer Vorliebe für bestimmte Gebiete — oder bestimmte Menschen. Glauben Sie, daß Herr Generaldirektor Unger noch viel Vertreter einstellen wird?

Ich glaube es nicht. Ich glaube auch nicht an die Erfolge anderer Betrugsversuche, die nicht so leicht greifbar liegen wie der des Beispieles, sofern drei Sätze berücksichtigt werden:

Der ehrliche Geschäftspartner verlangt und gibt selbstverständlich Überlegungsfrist.

Geschäftsabschlüsse, zu denen gedrängt wird, sind immer verdächtig!

Beim kleinsten Verdacht aber: Betrugs-Beratungsstelle! Denn dafür ist sie da!

Wissenswertes Allerlei

Flüssiger Sonnenschein.

Eines der ungewöhnlichsten Naturereignisse ist ein täglich sich wiederholender Vorgang auf der Insel Hawai, wo flüssiger Sonnenschein auf das von Fruchtbarkeit überquellende Land tropft. Es ist Regen, der vom blauen Himmel herabrauscht, in ein blaßrosa Licht getaucht. Die Sonne scheint bei diesem Vorgang weiter, und nirgendwo am Himmel zeigt sich auch nur die Andeutung einer Wolke. Die Himmelskuppel ist vollkommen blau, auch dann noch, wenn der Regenbogen sich über den Pazifik spannt und das Ende des Schauspiels anzeigt. — Der Grund für dieses Phänomen, das die Insulaner poetisch ihren „flüssigen Sonnenschein“ nennen, sind die überaus heftigen Winde in großen Höhen, die die über dem Gebirge hängenden Wolkenballen losreißen und mit unvorstellbarer Geschwindigkeit zerfetzen und auflösen; dadurch entstehen Regentropfen, die vom heiteren Himmel fallen.

Die Atomkanone.

Der neueste Erfolg auf dem Gebiete der Atomzertrümmerung ist im Institute of Technology in Pasadena (Kalifornien) erreicht worden. Dort hat man eine Apparatur konstruiert, die mit einer Spannung von 16 Millionen Volt arbeitet. Diese ungeheure Spannung wird dadurch erreicht, daß in einer riesigen Halle einer dort aufgestellten Metallkugel durch ein laufendes Metallband fortwährend neue Elektrizitätsmengen zugeführt werden. Wenn die erwähnte Maximalspannung überschritten wird, schlagen meterlange Funken zum Dach der Halle über. Man will mit dieser erzeugten Hochspannung versuchen, Atome freizulegen, um in das Gebiet der Atomenergie noch weiter einzudringen.

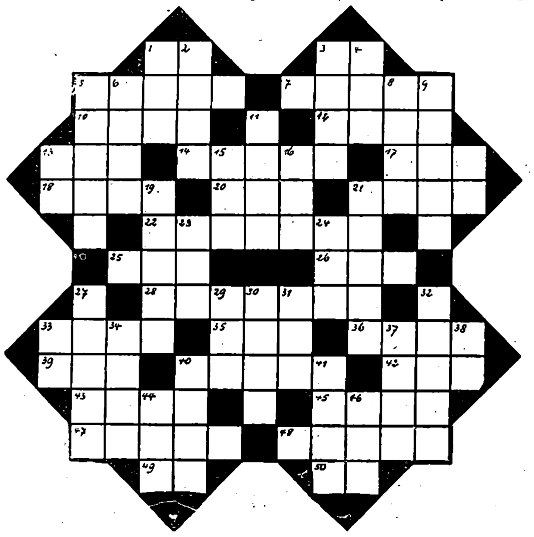
Eiweiß — aus Lumpen!

Seit einigen Jahren werden in den Dahlemer Versuchsanstalten und auch anderwärts Versuche, Eiweiß aus Wolle zu gewinnen, mit Erfolg ausgeführt, nur ist das Verfahren noch zu kostspielig. Als Ausgangsmaterial benutzt man Wollabfälle und Wollumpen und erhält durch Einwirkung verschiedener Chemikalien tatsächlich Eiweiß. An und für sich ist der Gedanke, eiweißartige Nähr- und Futtermittel aus Wolle zu fabrizieren, nicht neu, da Wolle eigentlich chemisch dem Eiweiß nahe verwandt ist.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Flächenmaß, 3. sibir. Strom, 5. Zuckerart, 7. weibl. Vorname, 10 Gemütserregung, 12. Stadt in Böhmen. 13. Farbe, 14. nord. Kobold, 17. Handlung, 18 griech Gott, 20. Stadt in Südtirol, 21. Mus. 22. Kriegsgöttin. 25. Beklemmung, 26 Himmelsrichtung, 28. Dichtungsart, 33. griech. Göttin, 35. Tonstufe, 36 Himmelsrichtung, 39 Stimmlage, 40. Körperteil, 42. Getränk, 43. Vorstadt von Konstantinopel, 45. Getränk, 47 männl. Vorname, 48. Wirrwarr, 49. Hohlmaß, 50 Tierprodukt — Senkrecht: 1. Stadt an der Mosel, 2. Bewegungsart, 3. Düngemittel, 4. türk. Titel. 5. Frühlingsgöttin. 6. Fahrzeug, 8 Shakespearesche Bühnengestalt, 9. Gebäudeteil, 11. ital. Kriegshafen an der Adria, 13. französ. Insel, 15. Titel, 16. Affenart, 19. Heilmittel. 21. Hausgerät, 23 belgisches Bad, 24. Ende, 27. Blume, 29 Wärmegrad, 30 schlaue Handlung, 31. nord Gott, 32. Belohnung, 33. ägypt. Göttin, 34. schmale Brücke, 37. männl. Vorname, 38. Tonstufe, 40 Spielzeug, 41 Nebenfluß des Rheins, 44. ungekocht, 46. Rollschwanzaffe.



Silbenrätsel

Aus den Silben: ap ban be ber bes bes bie ce chau che da da de de dei den dir e fällt sel ge ge ge go hau i im in ist ka krieg krott kun lan le lie lot mann na na ne org re schrei se ser sind ter ter ter va wa was welt ze, sind 22 Wörter zu bilden, deren letzte bzw. erste Silbe (bei den ungeraden die letzte und bei den geraden die erste) einen Spruch Goethes ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Fremdwort für Zwischenzeit, 2. Verwandter, 3. Haustier, 4. Ritter der Artussage, 5. Zeitbegriff, 6. Luftkurort in Niederschlesien, 7. Teil des Bienenstockes, 8. Sternbild, 9. tiefster Punkt der Himmelskugel, 10. Name engl. Könige, 11 Präsens von fallen, 12. gr. Sagengestalten, 13. Dienstpersonal, 14. Gleichwort für Tomate, 15. Sundainsel, 16. Zahlungseinstellung, 17. Vortrag, 18. Vorstadt Münchens, 19. Ichmensch, 20. Schutzdämme, 21. Insekt, 22. Völkerringen.

1 .... 12 ....
2 .... 13 ....
3 .... 14 ....
4 .... 15 ....
5 .... 16 ....
6 .... 17 ....
7 .... 18 ....
8 .... 19 ....
9 .... 20 ....
10 .... 21 ....
11 .... 22 ....

Kernworträtsel

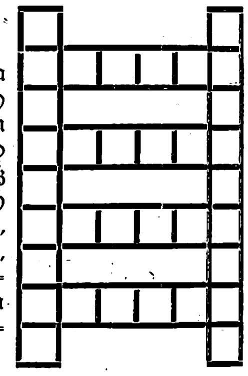
Die in den waagrechten Reihen stehenden Kernwörter sind durch Einsetzen von Buchstaben zu Wörtern folgender Bedeutung zu ergänzen: 1. schweres Schwert, 2. Märtyrer, 3. Schweizer Kanton. 4 strafbare Handlung, 5. ionischer Tempel. 6. Gartenblume, 7. päpstl.

						E	N	D	E	
				L	I	N	A			
					W	A	L	D		
			E	I	D					
	R	E	C	H	T					
			G	E	L	B				
				H	E	R	R			
					B	A	R			
		K	U	L	T					
			L	A	M	A				
				L	I	S	A			
		T	E	M	P	O				

Siegelring, 8. germanischer Stamm, 9. Geheimwissenschaft, 10 Ausruf, 11. Wetteinrichtung, 12. Probearbeit. Die Anfangsbuchstaben der neu gefundenen Wörter ergeben abwärts gelesen eine Oper von Mozart.

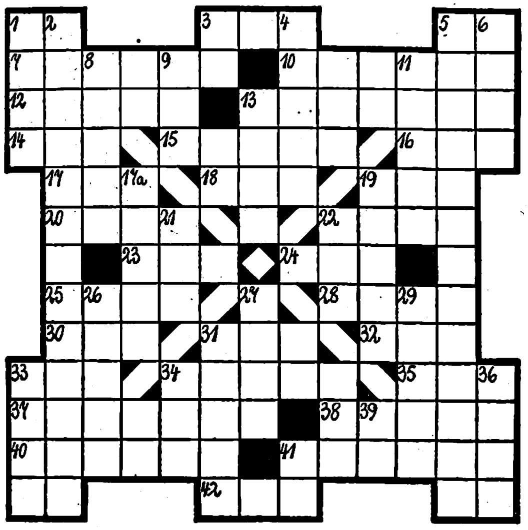
Leiterrätsel

Die Buchstaben: a a a a a a b e e e e e e h h i i i i l l m m n n n o r r s t t t t sind so in die Leiter einzusetzen, daß die Sprossen von oben nach unten ergeben: 1. alte Sprache, 2. Oper von Rich. Strauß, 3. oberital. Fluß, 7. frz. Gesellschaftsinsel. Die beiden Holme ergeben zwei Mädchennamen.



Kreuzworträtsel

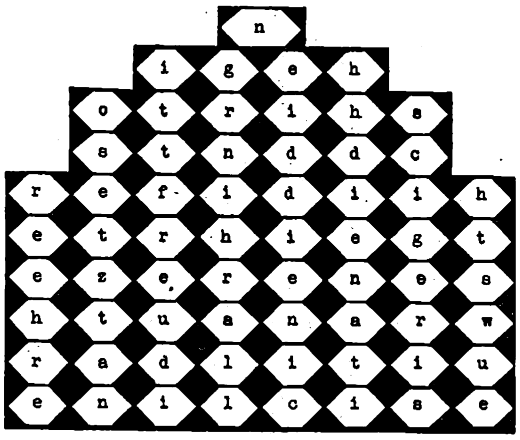
Waagrecht: 3 Behörde. 7 militärischer Rang, 10 Kleinholz. 12 Räuchergestell 13. Kirchendiener. 14. Teil des Körpers. 15 rhein Hafenstadt. 16. Frauenname, 17. german Getränk. 18 Gattung, 19. geogr. Bezeichnung, 20 gr Gott, 22. Spaßmacher, 23 Fluß in der Oberpfalz, 24 röm. Gott. 25 Element, 28 Silberart, 30 Titel. 31 Pfad. 32. Niederschlag, 33 Abkürzung für: Allgemeine Transportgesellschaft, 34. Aufstellung, 35. kaufm Ausdruck, 37. Ort im Kanton Glarus, 38. Fremdwort für Tracht, Kleidung, 40. Männername, 41. Gleichwort für gewandt, 42. Vorfahre. **Senkrecht:** 1. Natriumsalz, 2. Stadt in der Fränk. Schweiz, 3. Abkürzung für techn. Atmosphäre, 4. Zusammenschluß von Wirtschaftsunternehmungen, 5. mitteldeutsche Landschaft, 6. Stadt in Indien, 8. Haushalt-



gerät, 9. japanische Münze, 11. Zuchttier, 13. Männername, 17a. Sänger, 19. Ehrengruß, 21. spanisch: heilig, 22. Bedürftigkeit, 26. Gipfel der Berner Alpen, 27. deutscher Minister, 29. Gartenhaus, 31. Schlachtort des Weltkriegs in Polen, 33. Reich in Indien, 34. engl. Wort für: Wiesenfläche, 36. Männername, 39. Flächenmaß, 41. Präposition.

Auszählrätsel

Mit einer zu suchenden Zahl ist in waagrechter Richtung so auszuzählen, daß die angegebenen Buchstaben,



in der Reihenfolge der Auszählung gelesen, ein Zitat aus der Jungfrau von Orleans ergeben.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a amts ben bol bri dy e furt gen holz i i ka kla le mak ment ment mur na na nan ne ni ni pe ra ren ro row row sach sen sen ta ta te te tem ter ti wal ur ze sind 16 Wörter zu bilden, deren 1. und

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 .... 16 ....

3. Buchstabe, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Bedeutung der Wörter: 1. Mehlspeise, 2. Götzenbild, 3. Gemütsart des Menschen, 4. Baumaterial, 5. Träger eines Amtes 6 Stadt in Belgien, 7. Stadt in Österreich. 8. Behälter. 9. Polarforscher, 10. Nebenfluß der Sau. 11. deutsches Land. 12. asiatisches Volk, 13. Rohling, 14. Edelholzart. 15 großer Anfangsbuchstabe, 16. Stadt in Mecklenburg (ch = ein Buchstabe).

Lösungen der Rätsel in Folge 10:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 6. Hull, 7. Trapez, 8. ego, 9. Iran, 10. Rubens, 12. Grieg 14. Krebs. 18. Mozart. 21. Trab, 22. Reh, 23. Fatime 24. Emma. — **Senkrecht:** 1. Duerer. 2. Klenze, 3 Storm, 4. Barb. 5. Wein. 11 Ebe, 13. Ilz, 15. Rethel, 16. Brahms. 17. Streu. 19. Opal, 20. Agio. ✱ **Rätselgleichung.** A) (B)au, B) (S)to(r)m, C) (N)ob[e=i] il, D) Aus (−s)ste(r) E) (Pre)llung, X Automobilausstellung ✱ **Bilderrätsel.** Probieren geht über Studieren. ✱ **Magisches Viereck:** 1 Arena, 2 Nasen, 3 Essig, 4 Neiße. 5 Angel. ✱ **Kreuzworträtsel „Verlorenes deutsches Land":** **Waagrecht:** 1. Oberschlesien, 11. Bat, 12. teuer, 13. Amt, 15. Spa, 18. Uhr 19. Ort, 25. Nil. 27. Eupen, 29. das, 30. Zeit, 32 Vor. 33. Pisa, 34. Isere 36. Arles. 37. Gala, 38. Stil, 40. Gas. 41 Rom, 43. Posen, 44. Memel. — **Senkrecht:** 1. Ob, 2 Bau. 3 Ei 4. St., 5 Ces, 6. Hupe, 7. Lea, 8. er, 9. ia, 10. Ems, 14. Uhu, 16. Orb, 17. Danzig, 20. Elsaß, 21. mies, 22. Huk, 23 Ger, 24. Nase. 26 Lieg, 28. Pol, 29. Dill, 31. Trage, 33 Prime, 35 Elan, 36. Atom, 39. Po, 42. ge. ✱ **Kryptogramm:** Viel Gewohnheiten darfst du haben, aber keine Gewohnheit. ✱ **Wabenrätsel.** 1 Rebell. 2. Ablaß, 3. Hamsum, 4. Treber, 5 Barett, 6. Armand, 7. Wallis, 8. Teller, 9 Mutter. 10. Arcade, 11. Arezzo, 12. Reptil, 13. Leiber. 14. Radium, 15. Rappen, 16. Prater. ✱ **Diamanträtsel** (Lösung nebenstehend).

K
BAI
SERUM
KREISEL
KARIKATUR
MULATTE
WATTE
MUR
R

✱ **Kreuzworträtsel: Waagrecht:** 1. Salbei, 6. Anhalt, 7. Aja, 9 Klops, 12. Polizei, 14. fe, 15. Ader, 16. Sand, 18. he, 19 Kaserne, 21. Erker, 23. Oer, 24. Usedom, 26. Reseda. — **Senkrecht:** 1. Saale, 2. an, 3. Bake, 4 Ellipse, 5. Ilo, 7. Apache, 8. Jodler, 10. Pfanne, 11. Sender, 13. Irokese, 17. Aroma, 20 Ares, 22. Kur, 25 Od ✱ **Silbenrätsel:** 1 Narbonne, 2. Utensilien, 3. Runkelrübe, 4. Eichelhäher, 5. Walhalla, 6. Internist, 7. Gaurisankar, 8. Eckernförde, 9. Seidelbast, 10. Seemine, 11. Technikum, 12. Rovereto, 13. Eidechse, 14. Brindisi, 15. Ellbogen, 16. Numismatik, 17. Elberfeld, 18. Rebhuhn, 19. Salamanca. — „Nur ewiges Streben erschließt uns das Leben." ✱ **Kernworträtsel:** 1. Alabaster, 2. Deukalion, 3. Desperado, 4. Intrigant, 5. Sakristan, 6. Anachoret, 7. Barkarole, 8. Erzherzog, 9. Ballistik, 10. Aldringer. — Addis Abeba. ✱ **Das Beisl:** Dunstig, durstig. ✱ **Umstellungsrätsel:** Weser, Eklat, Rotte. Unter, Elis, Bauer, Eifel, Reise, Wolle, Isere, Nepal, Daube, Ecker, Totem, Dahn, Erbse, Regie, Greis, Erlau, Wiek, Ister, Nautik, Nerz, Tadel. Wer ueberwindet, der gewinnt. ✱ **Wirrwarr!** Alle muessen zusammenwirken, dem Willen des Führers gerecht zu werden.

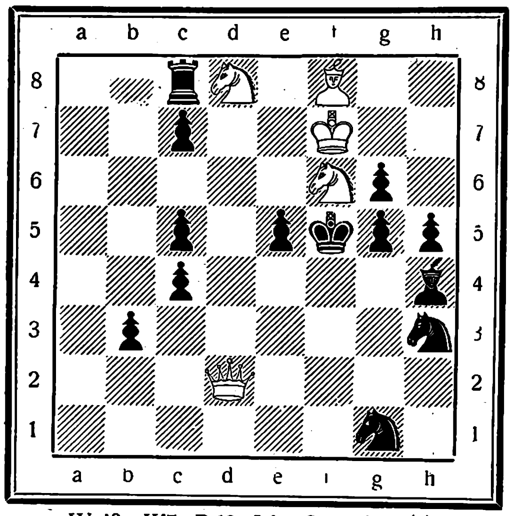
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Emil Radzuweit. Berlin

Schwarz: Kf5. Tc8, Lh4. Sg1, Sh3, Bb3. c4, c5, c7. e5. g5. g6. h5 (13).



Weiß: Kf7, Dd2, Lf8, Sd8, Sf6 (5).

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 6

Dreizüger von E. O. Martin, Leipzig.

Weiß: Ke2, Df1, Le1, Be7 (4)
Schwarz: Kh2 (1)
Schlüsselzug: Le1—c3!

Richtig gelöst: Templin, Friedensstadt; H. Fisch, Mülheim/Ruhr-Speldorf; J. Herwig, Gotha; A. Jülisch, Enkenbach; W. Brunken, Oldenburg; L. Schlobach, Rochlitz, A. Kreß, Berlin-Neukölln; H. Biß, Bad Oldesloe; J. M. Fink, Bremen; H Dühmert, Berlin; M. Meixner, Schwedt; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; Dr. R. Bungers, Üdersen; L. Steinemann, Plauen; O. Behncke. Cuxhaven; A. Jochum, Heltersberg; A. Zell, Hamburg; F. Stachelroth, Berlin-Lankwitz; A. Daffner, Burghausen; P. Antweiler, Köln-Merheim; H Schmidt, Rodheim; R. Fröhmel, Dohna; R Huber, Aichach; H Krause, Alsfeld; J. Diehl, Oberschmitten; C. Hülsenbeck, Düren; A. Neubert, Zwönitz; C. Weinrich, Syke; L. Hohensee. Berlin; G. Borkenstein, Oldenburg; O. Schnerr, Berlin-Lichtenberg; A Kühnen, Hannover; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; H. Zapf, Mannheim; H Karg, Colditz

Einige Löserurteile: ‚Feinste Präzisionsarbeit" T. F.; „Schöne Leistung des Läufers" A. J., H.; „Kunstvoll gestaltet" H. Sch., R.; „Vorbildlich einfach, aber ebenso schön" A. K., H.; „Ein klassischer Dreier" H K., B.-N.; „Be7 stellt eine feine, witzige Verführung dar" H. Z. M. usw.

Problematisches Läuferopfer

Partie aus dem Mannschaftswettkampf Bayern gegen Niedersachsen

Gespielt am 3. Brett am 29. Februar in Berlin (Sizilianisch)

Weiß: Zollner, Bayern
Schwarz: Lücke I, Niedersachsen

1. e2—e4	c7—c5	27. Dh8—e5!	Td7—d5
2. Sg1—f3	e7—e6	28. c2—c4	Td5×Td3
3. d2—d4	c5×d4	29. T×T†	Lc8—d7
4. Sf3×d4	Sg8—f6	30. h2—h4!!	De8—e7
5. Sb1—c3	Lf8—b4	31. Td3—g3[8]	Ld7—e8
6. Lf1—d3	Sb8—c6	32. h4—h5	Le8—f7
7. Sd4×c6[1]	d7×c6	33. h5—h6	De7—f8
8. e4—e5![2]	Sf6—d5	34. De5—f6†[9]	De8—e7
9. Dd1—g4!!	g7—g6[3]	35. Df6—d4†	Kd8—c7
10. 0—0	Lf8—e7	36. h6—h7	e6—e5
11. Sc3—e4	f7—f5	37. Tg3—e3	Lf7—g6
12. e5×f6 e.p.	Sd5×f6	38. Te3×e5	De7×h7
13. Se4×f6†	Le7×f6	39. Dd4—f4	Kc7—d7[10]
14. Ld3×g6†[4]	h7×g6	40. Df4—d2†	Kd7—c7
15. Dg4×g6†	Ke8—e7	41. Dd2—a5†!	b7—b6?
16. Lc1—g5![5]	Dd8—f8	42. Da5—a3	Kc7—d7
17. Ta—d1	Lf6×Lg5	43. c4—c5	Lg6—f7
18. Dg6×Lg5†	Df8—f6	44. Te5—e1	b6×c5
19. Dg5—c5†	Ke7—e8	45. Da3—a6!	Ta8—e8
20. Td1—d3	Th8—h7	46. Da6—b7†	Kd7—d6
21. Tf1—d1	Th7—d7	47. Te1—d1†	Kd6—e5
22. Dc5—h5†	Ke8—d8	48. f2—f4†	Ke5—f6
23. Dh5—h7![6]	Df6—e7	49. Db7—c6†	Te8—e6
24. Dh7—h8†	De7—e8	50. Dc6×c5 u. Schwarz gab auf, wegen Zeitüberschreitung.	
25. Dh8—f6†	De8—e7		
26. Df6—h8†[7]	De7—e8		

[1] Damit kommt Weiß in Vorteil. Statt Sb8—c6 war d7—d5 richtig.

[2] Wohl das Beste. Wenn Schwarz nämlich zu e5 kommt. wäre der ganze Vorteil des Anziehenden weg.

[3] Falsch wäre hier Sd5×c3, da nach D×Lb4, Sc3—d5, Db4—g4 die schwarze Stellung noch schlechter aussieht.

[4] Ein kühnes Läuferopfer, das aber durchaus korrekt ist und die Schwächen des Nachziehenden (schlechte Entwicklung). klarlegt.

[5] Der einzige Zug, der den Angriff aufrechterhält.

[6] Der Textzug lähmt die schwarze Stellung vollständig und zwingt Schwarz zur gänzlichen Verteidigung.

[7] Weiß mußte Zeit gewinnen.

[8] In Zeitnot gespielt. Der Zug war unnötig. Sofortiges Laufen des h-Bauern gewann sehr bald.

[9] Viel stärker war hier h6—h7 und nach Kd8—e7, Tg3—g8, worauf sich die schwarze Dame für den Turm opfern muß.

[10] Weiß hat immer noch die besseren Aussichten zu gewinnen, da der schwarze König in der Mitte des Brettes festgehalten wird und Möglichkeiten zu vielen taktischen Operationen bietet. Anm. v. H. Zollner.

Tücken im Damengambit!

Gewonnen von Kupferstecher.

1. d2—d4	d7—d5	8. Dd1—c2	Tf8—e8[1]
2. c2—c4	e7—e6	9. Lf1—d3	Sd7—f8
3. Sb1—c3	Sg8—f6	10. 0—0	Sf6—d7[2]
4. Sg1—f3	Sb8—d7	11. Lg5—f4[3]	Sf8—g6[4]
5. Lc1—g5	Lf8—e7	12. c4×d5	e6×d5[5]
6. e2—e3	0—0	13. Sc3×d5![6]	c6×d5?[7]
7. Ta1—c1	c7—c6	14. Lf4—c7!	Aufg.

[1] Ein Räumungszug für den Springer d7. Der Zug hat aber den Nachteil, daß die schwarze Dame etwas an Bewegungsfreiheit gehindert wird.

[2] Besser wäre Sf8—g6 gewesen, um dann mit dem Textzug den Rückzug des Läufers mit Abtausch zu beantworten.

[3] Der evtl. Läufertausch würde das schwarze Spiel erleichtern.

[4] Auf diesen Zug verliert Schwarz einen Bauern und damit das Spiel; eine Wendung, die schon öfters gespielt wurde

[5] Auf 12. . ., S×Lf4 gewinnt Weiß ebenfalls einen Bauern, und zwar durch 13. d×c6, S×d3; 14. c×d7, S×c1; 15. d×e8D†, D×d8; 16. T×c1! Oder durch 13. L×h7†, Kh8: 14. e×f4 die Läufereinsperrung mit g7—g6 scheitert an 15. d×e6!

[6] Wenn 13. . ., S×Lf4 so folgt Sd5×Sf4!

[7] Damit wird die Partie im nächsten Zuge schnell beendigt Dieser Reinfall kam in der Meisterpraxis schon wiederholt vor So spielte der Ex-Weltmeister Dr. Aljechin denselben Witz gegen den Engländer Yates im Turnier zu Baden-Baden 1925; Dr. Euwe gegen Rubinstein 1928 in Kissingen. Zwei Jahre später vergaß Rubinstein diesen Reinfall und verlor 1930 in San Remo in derselben Weise gegen Dr. Aljechin. Allerdings wurde das Springeropfer in keinem Falle angenommen, aber der Bauernverlust genügte schon, die Partie zu verlieren.

HUMOR

Schellenbaum sitzt in einem fremdsprachigen Tonfilm. Vor ihm eine äußerst unruhige Dame. „Ich wollte wirklich, Sie würden nicht dauernd die Bildunterschriften flüstern!“ stößt Schellenbaum sie schließlich ungeduldig an.

„Tut mir leid“, sagt die Dame, „ich kann nicht lauter reden! Ich bin erkältet!“

*

„Dieser Barocksessel, mein Herr, ist ein kostbares, garantiert originales Einzelstück! Wirklich — eine einmalige Gelegenheit! Wir verkaufen täglich mehrere Exemplare davon!“

*

Die junge Schauspielerin ist untröstlich. „Denk' dir“, klagt sie schluchzend ihrer Kollegin, „man hat mir meine Rolle weggenommen!“

„Was?!“ entrüstet sich die Kollegin teilnehmend, „alle fünf Worte?!“

*

„Wie kommt es eigentlich, Rudi“, verhörte die Mutter den Vierzehnjährigen, „daß ich seit ein paar Tagen überall halbgerauchte Zigarettenenden finde?!“

„Weil ich nie Zeit habe, eine fertig zu rauchen! Immer kommt irgendwer und stört mich!“

*

„Und jetzt, meine Damen und Herren“, sagte der Fremdenführer im Rundfahrtkraftwagen, „werden wir am ältesten Wirtshaus dieser Stadt vorüberfahren!“

„Warum?!“ ließ sich eine grollende Männerstimme aus den Reihen der Fahrgäste vernehmen.



„Wissen Sie, ich möchte, daß Sie die Hupe wegnehmen und mir so eine Feuerwehrglocke dranmachen, so daß mir alles immer gleich aus dem Wege geht!“

Löffelholz ist sehr nervös. Löffelholz telephoniert mit seinem Teilhaber in der Provinz. „Ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen!“ schreit er wütend.

„Ich verstehe Sie aber ausgezeichnet!“ sagt der Teilhaber.

„Dann hören Sie doch gefälligst zu und antworten Sie nicht dauernd!“ entrüstet sich Löffelholz.

*

Federkiel liest seinem Freunde Ziegenbein sein neuestes Gedicht vor. „Es würde sich zweifellos gut zum Vortrag eignen!“ meint er. „Findest du nicht? Wenn man so den richtigen Mann dafür hätte?“

„Tja —“, sagt Ziegenbein skeptisch, „aber du glaubst, mit denselben Worten?!“

*

„Guten Tag. Ich möchte gern ein passendes Geschenk für zwei Zwillingsneffen, die sich bestimmt streiten werden, solange sie nicht überzeugt sind, etwas Gleichwertiges zu haben.“

„Wie wäre es da mit einem Paar Boxhandschuhe für jeden, Frau Meier?“

*

Poller ist immer kurz und bündig.

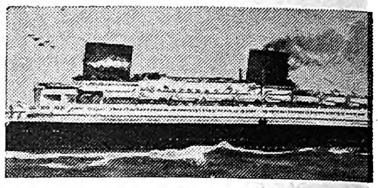
Poller geht in den Laden: „Puppe!“

Sagt das Fräulein: „Oller Knacker!“

*

„Herr Zwicker, also zweiundneunzig Jahre alt ist Ihr jetzt verstorbener Onkel geworden? War er denn bis zuletzt im Besitz seiner geistigen Kräfte?“

„Das kann ich Ihnen im Augenblick auch noch nicht sagen, das Testament wird erst in vierzehn Tagen eröffnet!“







Vom Tage

Professor Theo Scharf,
der bekannte Mitarbeiter der „Brennessel“ (TES.), erhielt von der College of Art in Edinburgh die Einladung, einen Vortragskursus über Maltechnik zu halten.

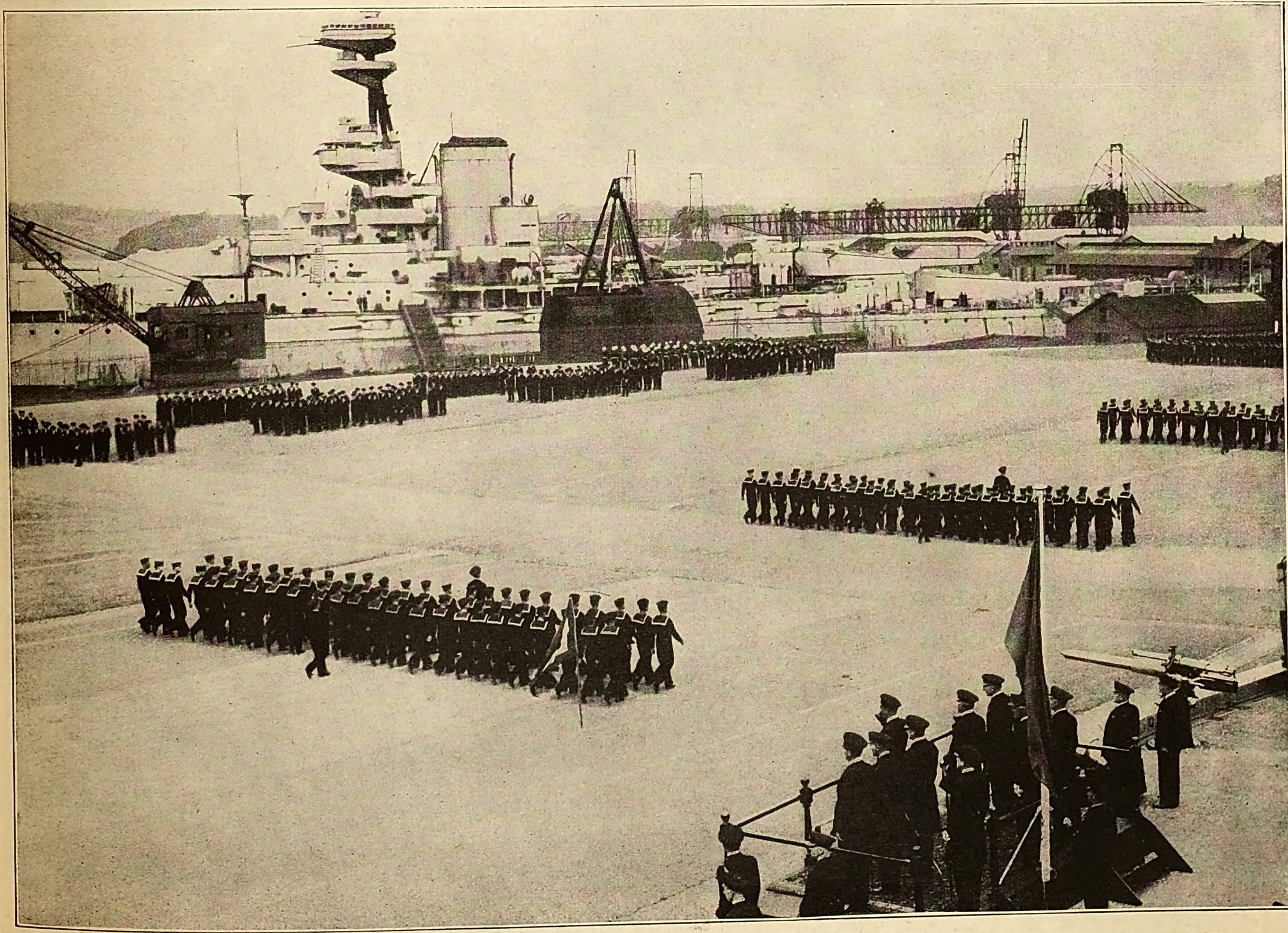


Befehlserteilung bei 35 Grad Hitze.
General Graziani, der Führer der italienischen Südarmee (mit weißem Hemd), bei der Übermittlung von Befehlen durch eine drahtlose Sendestation.



Bild links:
Italienische Bombenflugzeuge unterwegs nach Abessinien.
Die Ungetüme durchwandern langsam die Straßen Neapels zum Hafen, wo sie verfrachtet werden.

Aufnahmen: Associated Press



England paradiert.
Der Marineminister mit den Spitzen der Admiralität nimmt in Devonport die Parade über englische Matrosen ab.



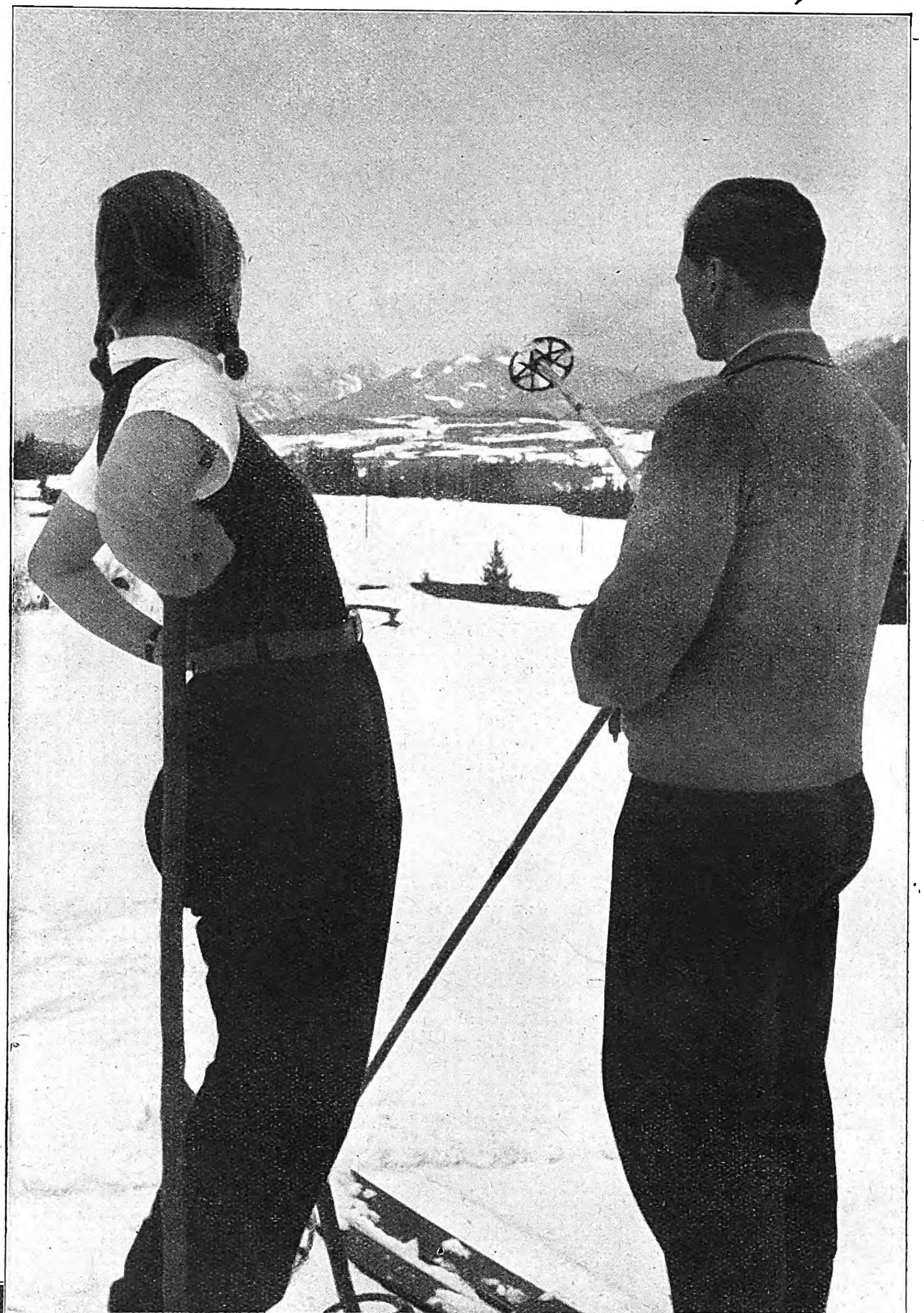
Die vier Skilehrer, die den Kursus für „KdF." abhalten, freuen sich über die gewonnenen Kenntnisse der Kursteilnehmer.



Mit gespanntestem Interesse verfolgen die Kursteilnehmer die Vorführungen der Lehrer.

Am Übungshang

Ein K.d.F.-Skikurs in Reith i. Winkel



Einer der Skilehrer, ein Wirt aus dem Steinernen Meer, zeigt Christl, einer jungen Kursteilnehmerin, seine Heimat jenseits der Grenze.

Aufnahmen: Fritz Boegner.



So gut hat das Essen schon lang nicht mehr geschmeckt! Bewegung in frischer Luft und anstrengende Übungen auf dem Skihang haben dafür gesorgt.

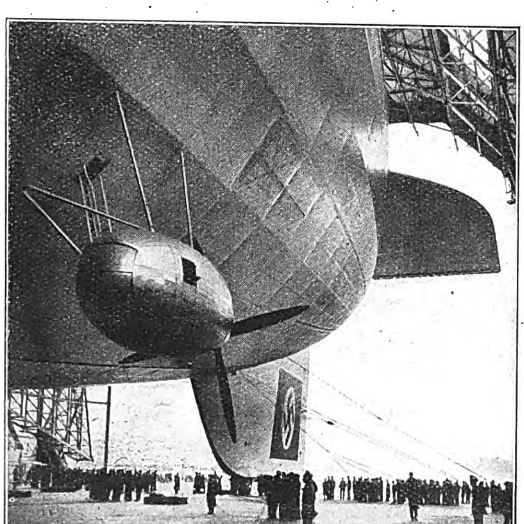


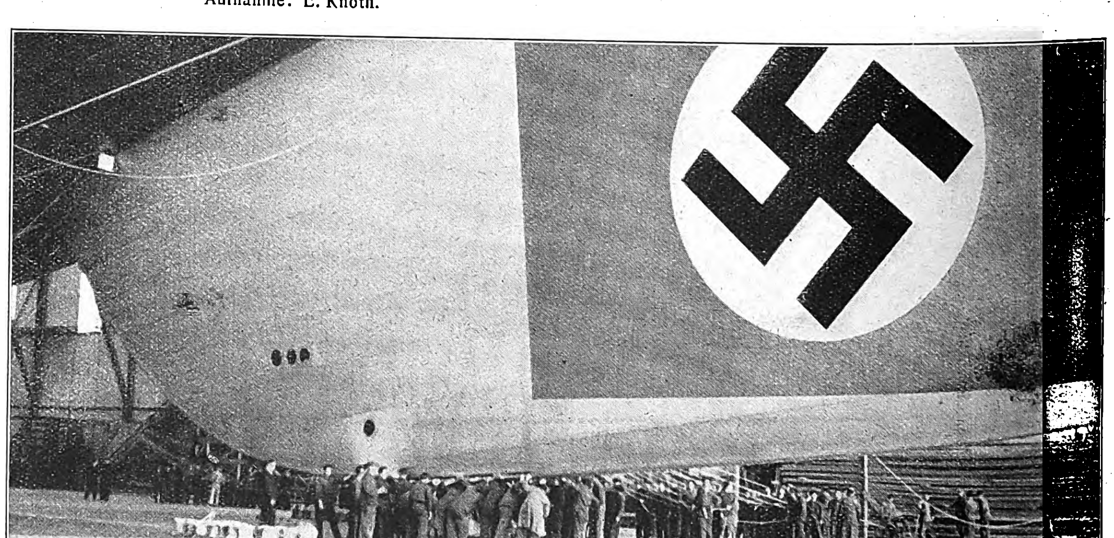


Aller Anfang ist schwer! So sehr sie sich bemüht, das Skiwachsen richtig zu machen, der unerbittliche Lehrer verlangt es immer noch besser und muß es ihr immer wieder zeigen.



Groß-Sammelaktion der Deutschen Arbeitsfront im ganzen Reich!
Der Reichsorganisationsleiter Dr. Robert Ley bei der Sammlung für das Winterhilfswerk vor dem Brandenburger Tor in Berlin. Am Alexanderplatz und am Potsdamerplatz sind ihm schon verschiedene Sammelbüchsen von Opferbereiten gefüllt worden.
Aufnahme: E. Knoth.





LZ 129 hat seine ersten Probefahrten glänzend bestanden!
Die Bilder geben einen Begriff von der Größe dieses neuen Zeppelinluftschiffes, das bald seine Fahrten über den Ozean antreten wird, um ebenso wie das Luftschiff „Graf Zeppelin" von deutschem Erfindergeist, Können und Fleiß im Ausland zu künden.
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann und Henkel.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag Mün... Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft. Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. 35: 682476 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8.
[ABCDEF]



Der Heldengedenktag in Berlin im Zeichen der wiedergewonnenen deutschen Souveränität.
Kranzniederlegung im Ehrenmal Unter den Linden. Von links: Generalfeldmarschall v. Mackensen; der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht Adolf Hitler; der Oberbefehlshaber der Wehrmacht Generaloberst v. Blomberg; der Oberbefehlshaber des Heeres General der Artillerie Frhr. v. Fritsch; der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine Admiral Raeder.



Rechts: Der Führer begrüßt Generaloberst v. Blomberg vor dem Zeughaus Unter den Linden. Zwischen beiden der Reichskriegsopferführer Oberlindober.



Die Feier des Heldengedenktages in München auf dem Königsplatz.
Im Hintergrund die Ehrentempel der Ewigen Wache und (links) das Braune Haus.
Heinrich Hoffmann (2), Weltbild (1)

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

11. JAHRGANG / FOLGE 12 / DONNERSTAG, 19. MÄRZ 1936

IB Illustrierter Beobachter

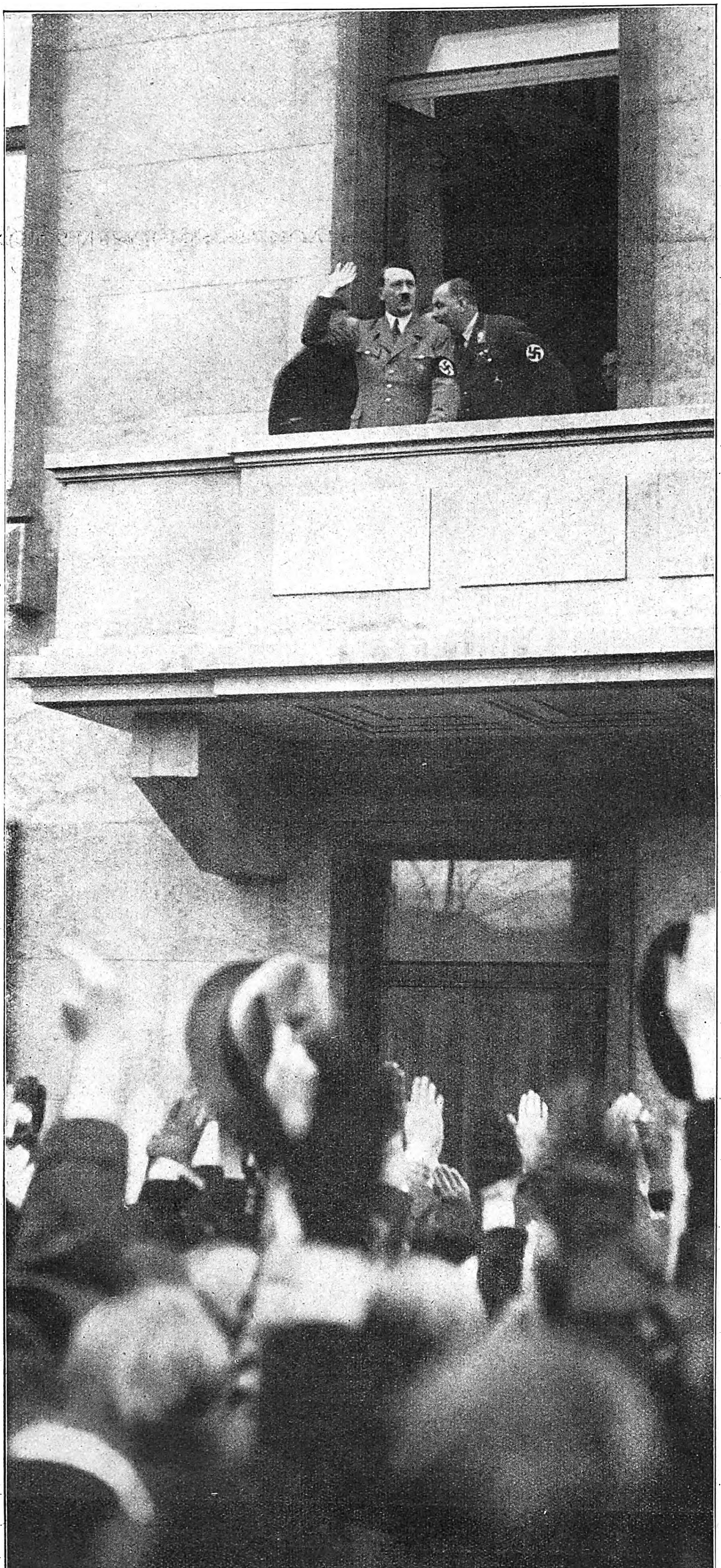
VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Der Führer gehört Deutschland, wie Deutschland dem Führer gehört!

Der Führer vor 60000 Volksgenossen im Riesenzelt zu Karlsruhe.
Von hier aus begann Adolf Hitler seine Triumphfahrt durch die deutschen Gaue, die Treuegelöbnisse des ganzen Reiches entgegenzunehmen.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.



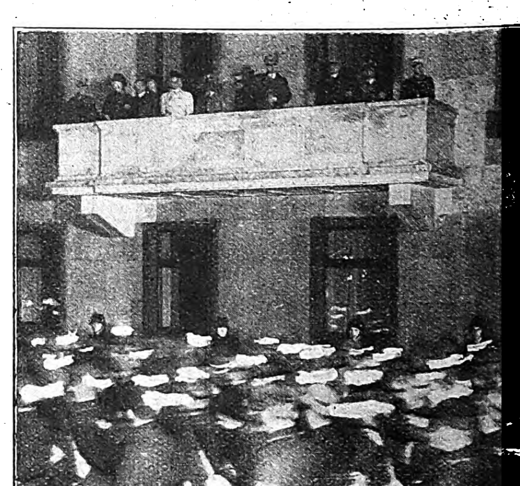
Jubel um den Führer nach der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 7. März 1936.
Der Führer grüßt die begeisterten Volksgenossen vom Balkon der Reichskanzlei in Berlin.

DIE *historischen* EREIGNISSE vom 7. MÄRZ 1936



Der Führer schreitet vor der Krolloper, in der der Reichstag versammelt war, die Front der Leibstandarte „Adolf Hitler" ab.

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale.



Fackelzug der SA. und anderer Gliederungen der Partei vor dem Führer.
Die Begeisterung im ganzen Deutschen Volk am Abend des 7. März kannte keine Grenzen.



Nach der historischen Rede des Führers:

Immer und immer wieder drängten sich begeisterte Volksgenossen vor der Reichskanzlei in der Wilhelmstraße, ihren Führer zu sehen und ihm zu danken. Das ganze Deutsche Volk wird am 29. März durch die Einmütigkeit, mit der es sich freudig und dankbar hinter den Führer stellt, beweisen, daß es sich einig fühlt mit diesen jubelnden Volksgenossen vor dem Balkon des Führers.



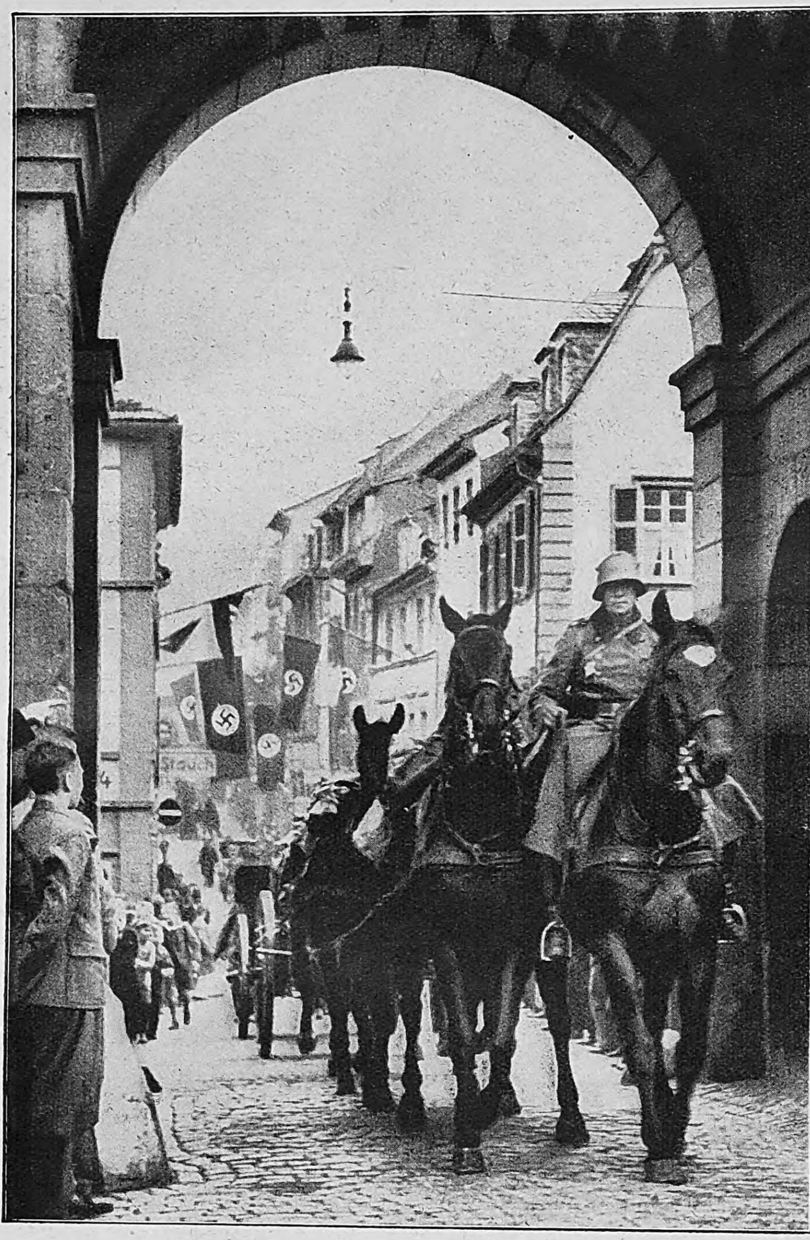
Noch bevor die Rede des Führers vor dem Reichstag beendet war, rückte die deutsche Wehrmacht in das ehemals entmilitarisierte Gebiet ein. Der Jubel der Bevölkerung war ungeheuer. Das Bild zeigt einen Hitlerjungen in Düsseldorf, der dem Kommandeur der einziehenden Truppe einen Blumenstrauß reicht.



Was war von deutschem Gebiet „entmilitarisierte Zone"?

Die Karte veranschaulicht deutlich, welch ein großes Stück deutschen Landes (grau gezeichnet) von deutschen Truppen unbesetzt war. Erst mit der Besetzung auch dieses großen Teiles unseres deutschen Vaterlandes hat der Führer die endgültige und gänzliche Souveränität des Deutschen Reiches wiederhergestellt.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann und Presse-Photo



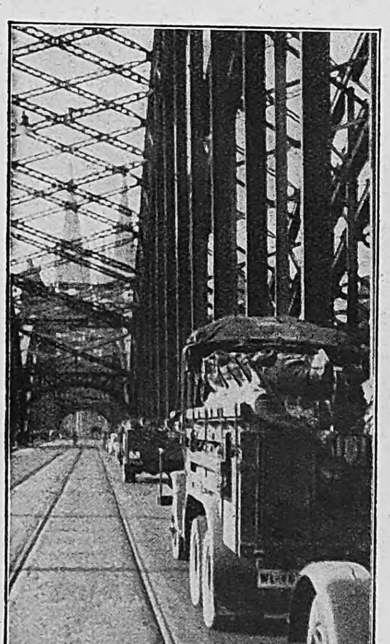
Alt-Heidelberg, reich mit Fahnen geschmückt, begrüßt am Tage der Wiederherstellung der deutschen Souveränität die einziehenden Truppen.
Presse-Bild-Zentrale.



Karlsruhe während des Truppeneinmarsches.
Auch hier, wie überall, eilten die Bewohner nach der Führerrede auf die Straßen zur Begrüßung der Soldaten.
K. Geschwindner, Karlsruhe.



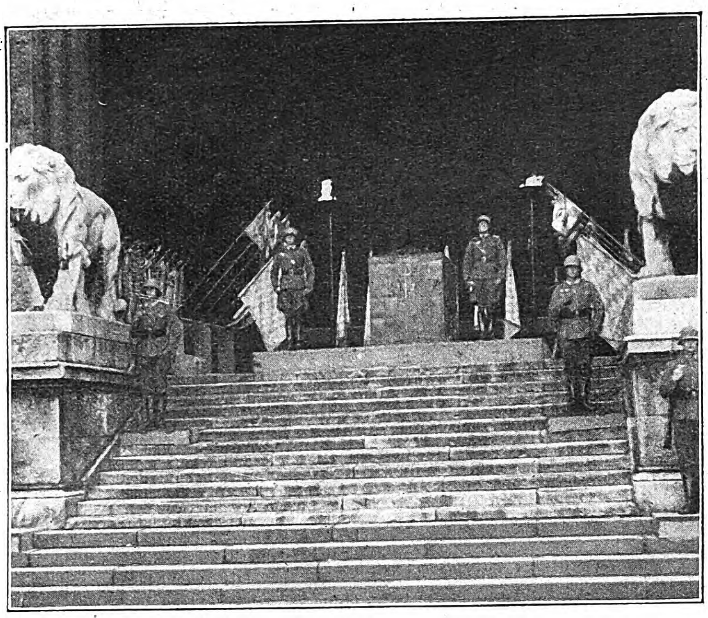
Koblenzer Jugend begrüßt die neue Garnison.
Im Hintergrund die Festung Ehrenbreitstein am gegenüberliegenden Rheinufer.
Herbert Ahrens, Koblenz.



Lastwagenkolonnen der Luftwaffe ziehen in langem Zug über die Hohenzollernbrücke nach Köln ein. Im Hintergrund die Türme des Doms.
Presse-Bild-Zentrale.



Nach der Reichstagssitzung vom 7. März 1936.
Der Führer liest die ersten telegraphischen Berichte über den Einmarsch der Truppen in der ehemals entmilitarisierten Zone.
Heinrich Hoffmann.



Der Heldengedenktag in der Hauptstadt der Bewegung.
Die Fahnen und Standarten der alten Armee in der Feldherrnhalle.
Phot. Hans Henkel.



Rechts:
In der Staatsoper Unter den Linden in Berlin.
Der Reichskriegsminister bei seiner großen Ansprache am Heldengedenktag.
Presse-Bild-Zentrale.



Die Wehrmacht auf dem Königsplatz in München, der Toten des Weltkrieges gedenkend.
Im Hintergrund der Führerbau und die Ehrentempel der Bewegung.
Aufnahme: Heinrich Hoffmann.



In der Loge während des Staatsaktes in der Staatsoper Unter den Linden: Der Führer mit Generaloberst von Blomberg und General d. Art. Frhr. von Fritsch.
Aufnahme: Heinrich Hoffmann.



Der Führer bei seiner Rede vor den Reichs- und Gauleitern im ehemaligen Herrenhaus zu Berlin.
Aufnahme: Presse-Bild-Zentrale.

Der Führer vor seinen Reichs- und Gauleitern:

Am 8. März fand im ehemaligen Herrenhaus in Berlin eine Führertagung der Partei im Zeichen der bevorstehenden Wahl statt. Der Führer versammelte seine Reichsleiter, Gauleiter, Gaupropagandaleiter sowie die Gau- und Stoßtruppredner, ihnen die Richtlinien für die kommende Wahlpropaganda zu geben.



Reichsführer SS. Himmler im Gespräch mit SS.-Obergruppenführer Daluege.
Aufnahme: Heinrich Hoffmann.







Weitere Einzelbilder von der Führertagung der NSDAP. am 8. März.

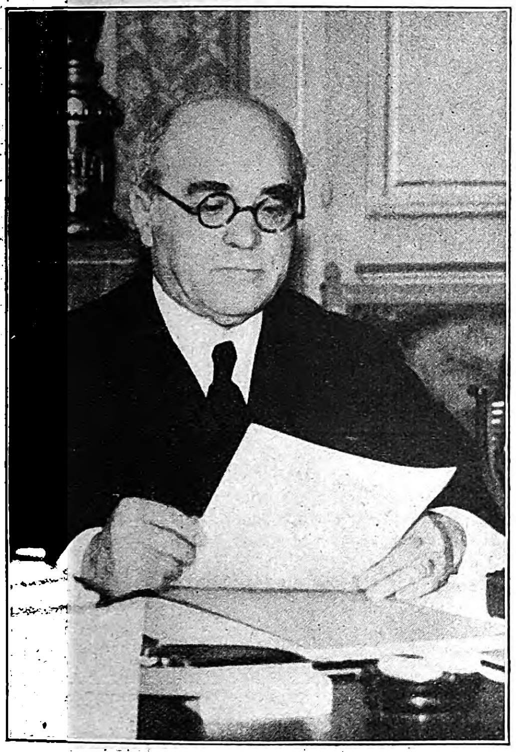
Reichsleiter Fiehler, der Oberbürgermeister der Hauptstadt der Bewegung; Adolf Hühnlein, der Korpsführer des NSKK.; Staatssekretär Hierl, der Leiter des Arbeitsdienstes; Reichsleiter Bouhler, der Chef der Kanzlei des Führers.

Reichsorganisationsleiter Dr. Robert Ley, der Leiter der Deutschen Arbeitsfront; Reichsjugendführer v. Schirach; Reichsleiter Martin Bormann, der Stabsleiter des Stellvertreters des Führers.

Reichsminister und Reichsleiter Dr. Frank; Reichsminister Kerrl; Reichsminister und Reichsleiter Darré; Reichsleiter Rosenberg.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Weltecho der Führer-Rede und des deutschen Memorandums



Der französische Ministerpräsident Albert Sarraut
Presse-Photo.



Potemkin, der Sowjetbotschafter in Paris, hat sich eifrig bemüht, gegen Deutschland Stimmung zu machen.
Presse-Bild-Zentrale.



Der französische Kriegsminister General Maurin.
Presse-Photo.



Links: Corbin, Frankreichs Botschafter in London, verläßt das Foreign Office.
Robert Sennecke.



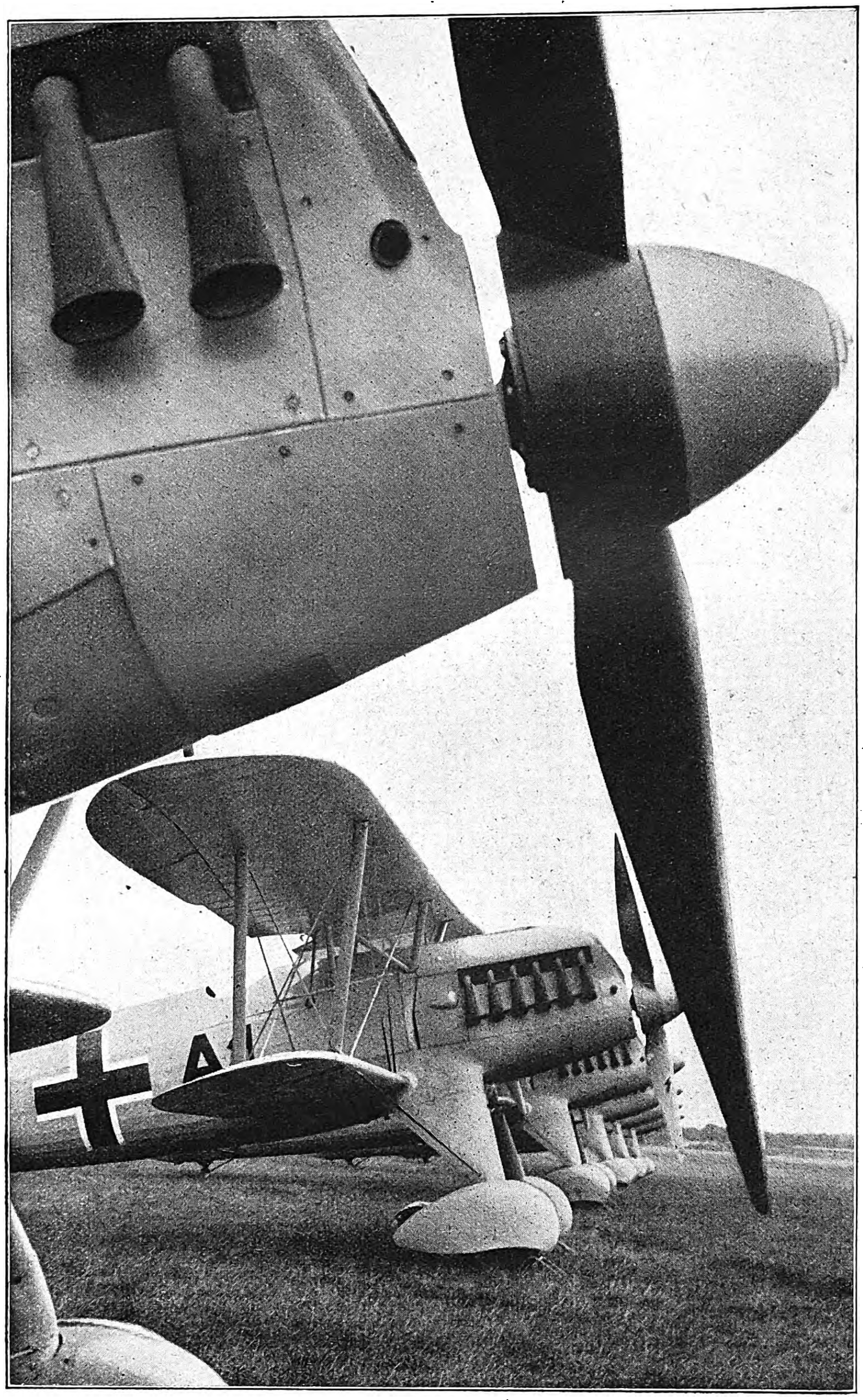
Der französische Außenminister Flandin gibt vor den Journalisten eine Erklärung ab.
Presse-Photo.



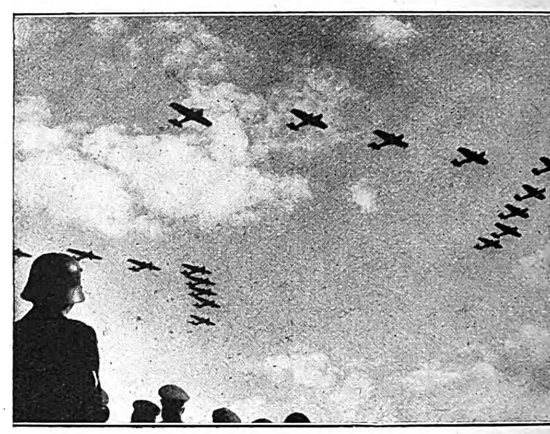
M. J. Clerk, der Botschafter Großbritanniens in Paris, trifft am französischen Außenministerium ein.
Presse-Bild-Zentrale.

Der „JB" beschließt die in Folge 11 begonnene Großbilderschau der deutschen Wehrmacht mit einem ausführlichen Bildbericht über die Luftwaffe und die Kriegsmarine

II. Die Luftwaffe

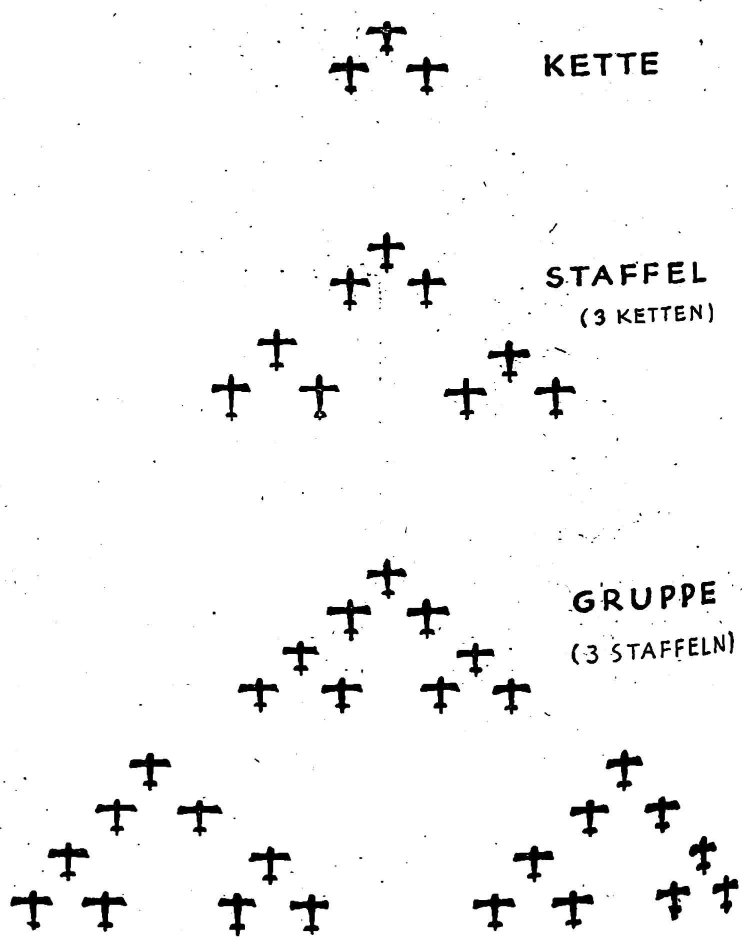


Ein Richthofengeschwader startbereit.
Diese rassigen Flugzeuge bieten durch ihre Stromlinienform geringsten Luftwiderstand und erreichen dadurch bedeutende Geschwindigkeiten.



Kampfflugzeuge in Gefechtsformation.
Die Keilform ist eine sehr gebräuchliche Formation der Kampfstaffeln, die schnelle Gefechtsbereitschaft beim Zusammentreffen mit feindlichen Luftstreitkräften gewährleistet.

Aufnahmen: Lidl (4), Hoffmann (3).





Bordfunker in Tätigkeit.
Eine sehr wichtige Persönlichkeit ist der Bordfunker, der die ständige Funkverbindung mit den Erdstationen aufrechterhält. Wir sehen auf dem Bild zwei Unteroffiziere der Luftwaffe, die neben den Dienstgradabzeichen des Heeres noch eine Schwinge auf dem Kragenspiegel tragen.



Im fliegenden Hörsaal.
Ein Kampfflugzeug, das für Unterrichtszwecke als fliegender Hörsaal Verwendung findet. Hier erhalten die Flugschüler praktischen Unterricht in Navigation, Kartenlesen, Orientierung usw.

Aufnahmen: K. Lidl (6).



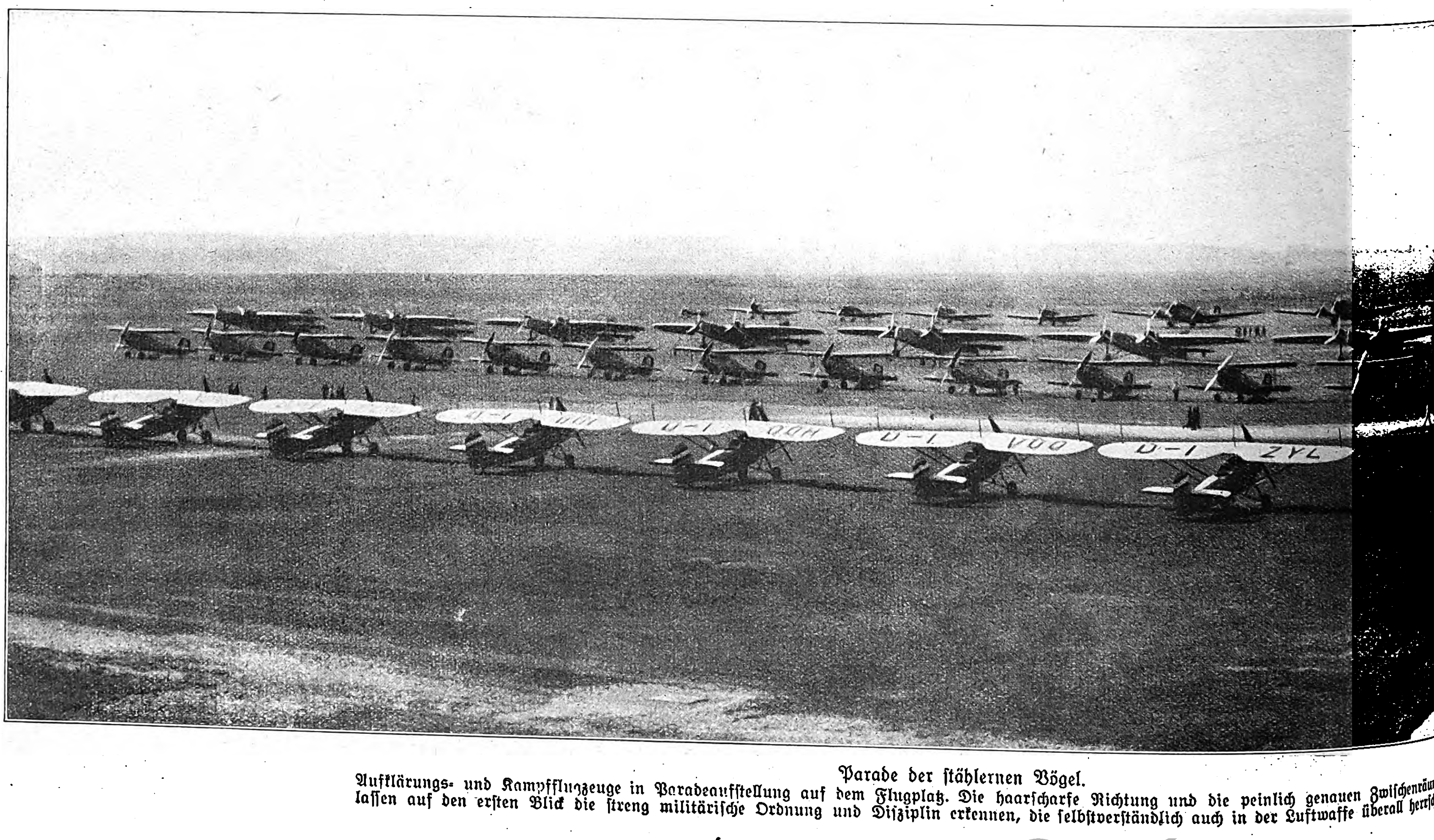
„Gefechtspause" während des Flugdienstes.
Man sieht es den frischen, lachenden Gesichtern dieser jungen Piloten an, daß ihnen ihr Dienst Freude macht.



Vor dem Navigationsflug.
Eine Abteilung Fähnriche der Luftwaffe, die zu einem Navigationsflug startet, vor der fliegenden Hörsaalmaschine.

sich in erster Linie eine Luftwaffe schafft, die in der Lage ist, feindliche Angriffe auf deutsches Gebiet erfolgreich abzuwehren. Diese jüngste Waffengattung der neuen deutschen Wehrmacht begegnet daher in allen Kreisen der Bevölkerung regstem Interesse. Vielfach sind aber auch noch ganz falsche Begriffe über das Leben und die Tätigkeit der Fliegersoldaten verbreitet.

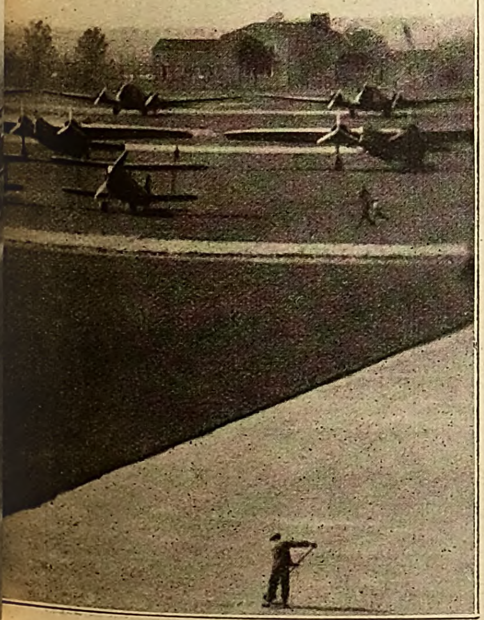
In erster Linie sind auch die Flieger Soldaten, die genau so in den straffen militärischen Dienstbetrieb eingespannt sind wie etwa der Infanterist oder der Artillerist. Ein Besuch in einem Fliegerlager läßt keinen Zweifel darüber, daß auch den Fliegern im Exerzieren, Schießen, Marschieren, Sport usw. nichts geschenkt wird. Darüber hinaus haben sie aber auch noch das umfangreiche Gebiet ihrer Spezialausbildung zu bewältigen. Da finden wir beim Bodenpersonal alle Arten von Handwerkern vertreten, die für ihren besonders verantwortungsvollen Dienst dauernd in ihren Spezialgebieten weitergebildet werden. Beim fliegenden Personal gibt es außer der Ausbildung in der Führung der Flugzeuge auch noch allerhand zu lernen, so zum Beispiel Karten- und Geländekunde, Wet-



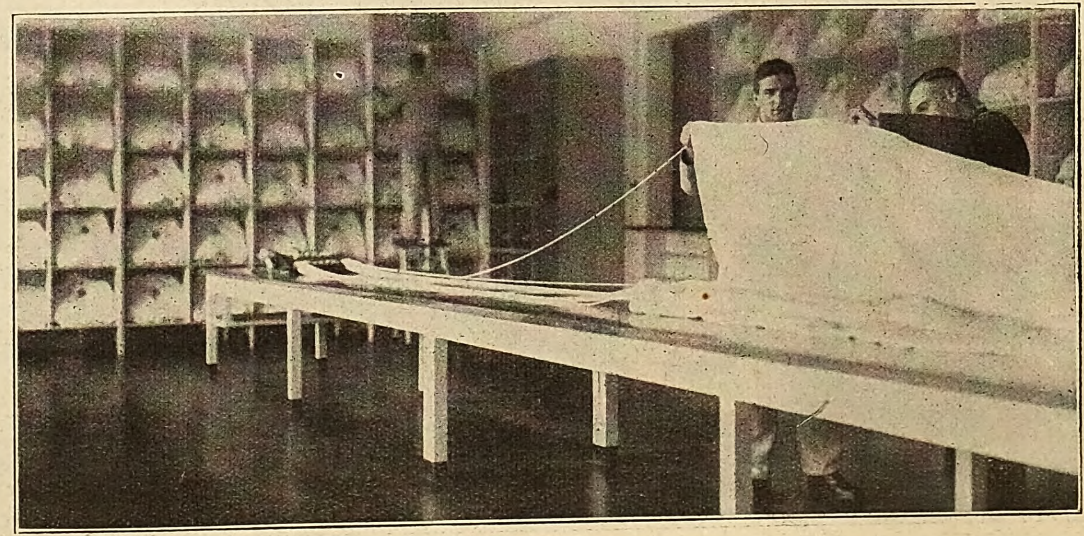
Parade der stählernen Vögel.
Aufklärungs- und Kampfflugzeuge in Paradeaufstellung auf dem Flugplatz. Die haarscharfe Richtung und die peinlich genauen Zwischenräume lassen auf den ersten Blick die streng militärische Ordnung und Disziplin erkennen, die selbstverständlich auch in der Luftwaffe überall herrscht.



Kampfstaffel startbereit.
Die ungeheuren Ausmaße dieser Luftriesen kann man auf diesem Bild besonders gut erkennen. Neben den Rädern liegt je ein Soldat, der kurz vor dem Start mit dem Fuß den Bremsbock wegzieht.



terkunde, Funken und vieles andere. Daß die Ausbildung für den Kampf in der Luft mit feindlichen Flugzeugen und das Eingreifen in den Erdkampf ganz besonders sorgfältiger Schulung bedarf, ist wohl selbstverständlich.

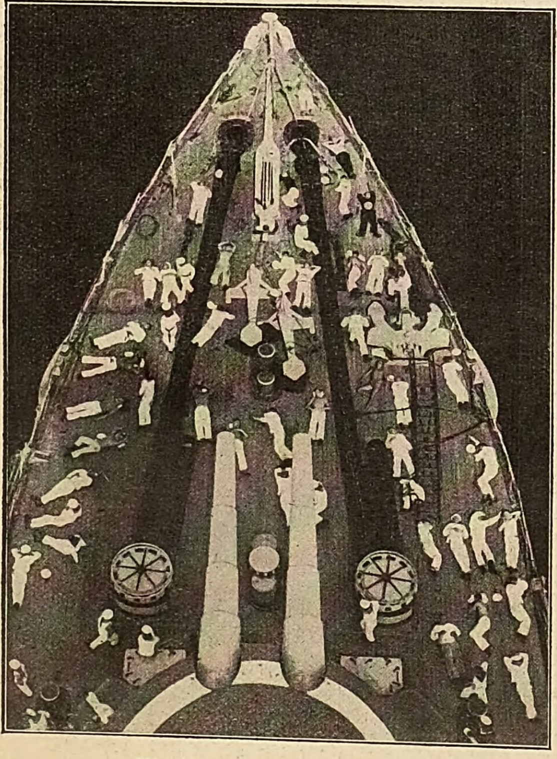


Im Fallschirmraum.
Besonderer Pflege bedürfen die aus feinster Seide hergestellten Fallschirme. Sie werden sorgfältig in Fächern aufbewahrt und regelmäßig gelüftet. Das richtige Falten ist eine besondere Kunst.

III. Kriegsmarine



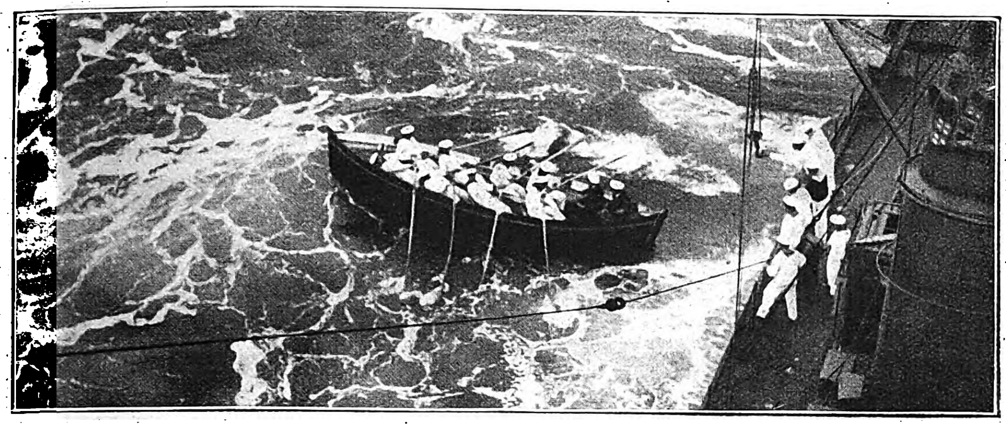
„Pull aus!"
Die Besatzung des Rettungsbootes legt sich mit äußerster Kraft in die Riemen.



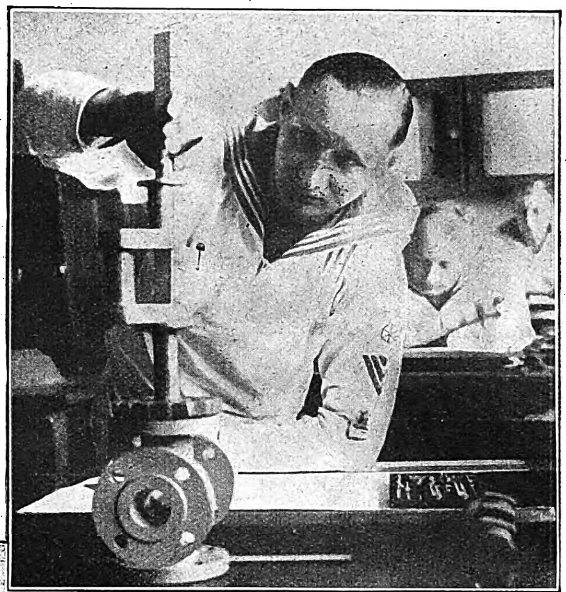
Mittagsrast auf dem Vorschiff.
Vor dem Geschützturm sieht man die riesigen Ankerketten um die beiden Ankerspillen zu den Ankerklüsen laufen.



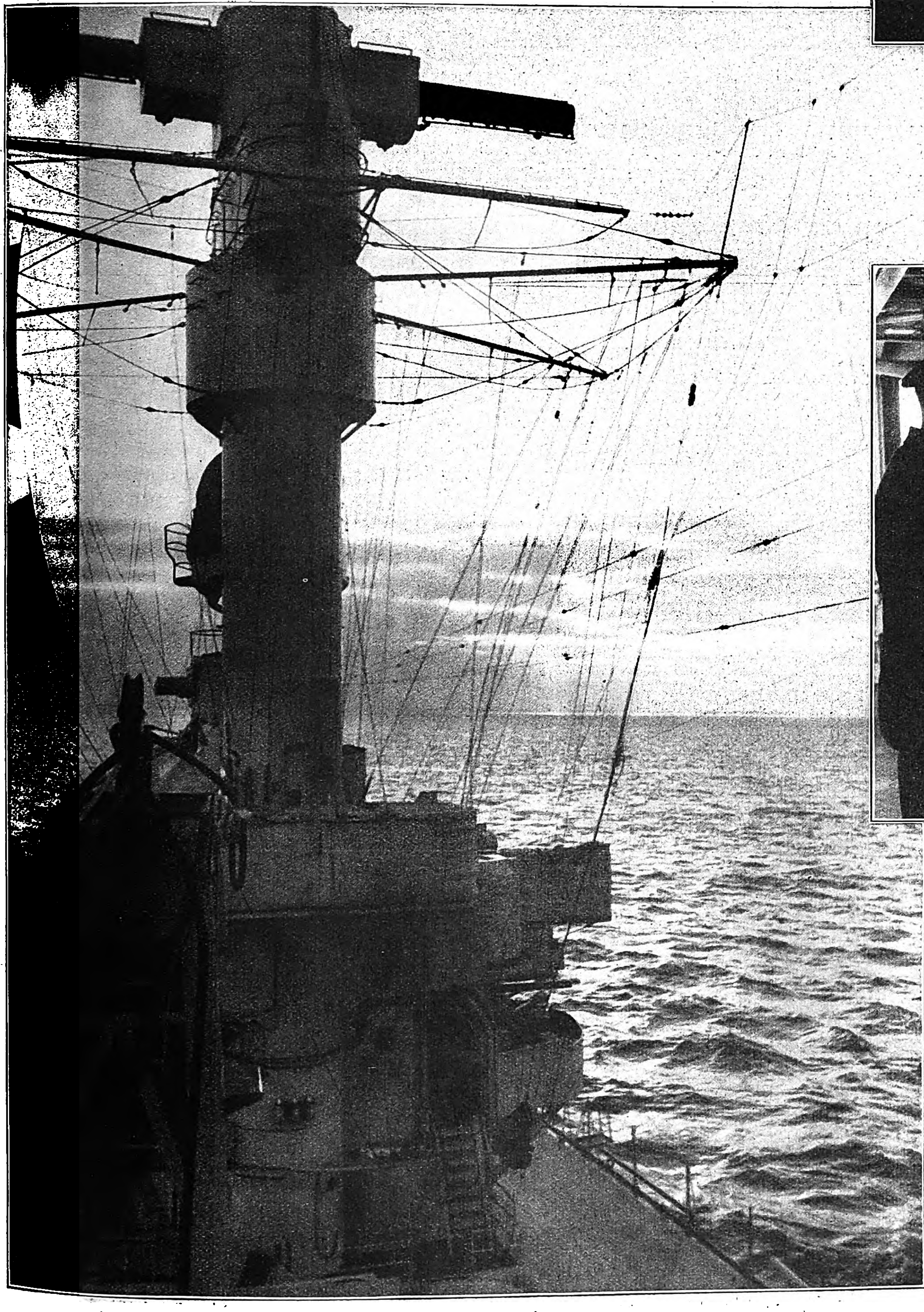
Im „Schlafsalon" eines Kriegsschiffes.
Bei den beschränkten Raumverhältnissen schlafen die Mannschaften in Hängematten, und zwar in zwei Etagen übereinander. Der Maat vom Dienst ist durch eine besondere Tafel an seiner Matte gekennzeichnet.



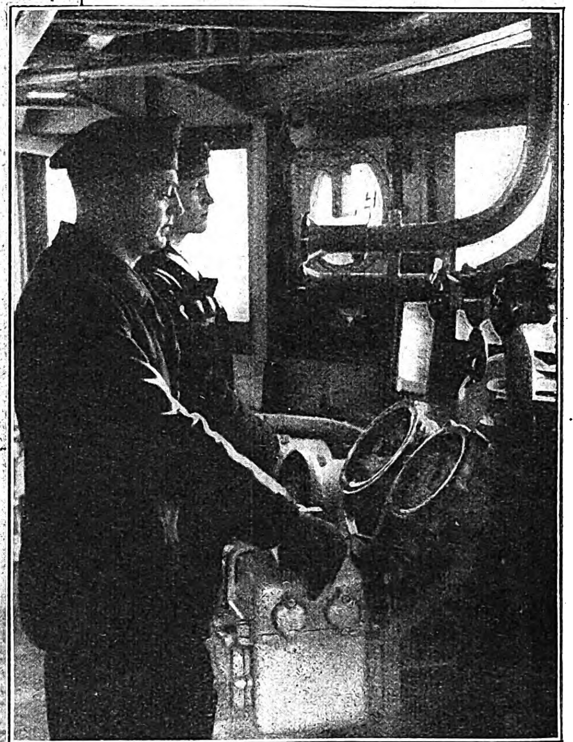
„Mann über Bord!"
Der Kutter legt zur Rettung des Schiffbrüchigen ab, nachdem er mit dem Kran zu Wasser gelassen wurde.



Beim Unterricht des technischen Personals.
Ein Heizer-Obergefreiter beim Zeichnen einer Kurbelwelle. Die drei Winkel am linken Oberarm sind das Dienstgradabzeichen, während das Zahnrad darüber das Abzeichen des Maschinisten darstellt. Der unter den Winkeln sichtbare Taucherhelm mit einem Winkel kennzeichnet seinen Träger weiterhin als Torpedotaucher.

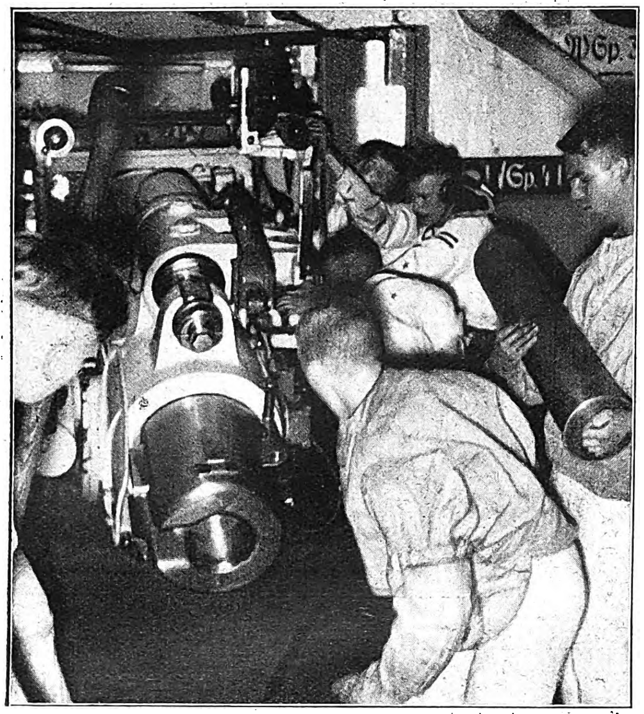


Deutsches Kriegsschiff auf dem Marsch.
Das Bild zeigt den Gefechtsmast des Schiffes mit dem riesigen Entfernungsmeßgerät an seinem oberen Ende. Ganz links im Bild sind noch einige Flaggensignale zu erkennen.

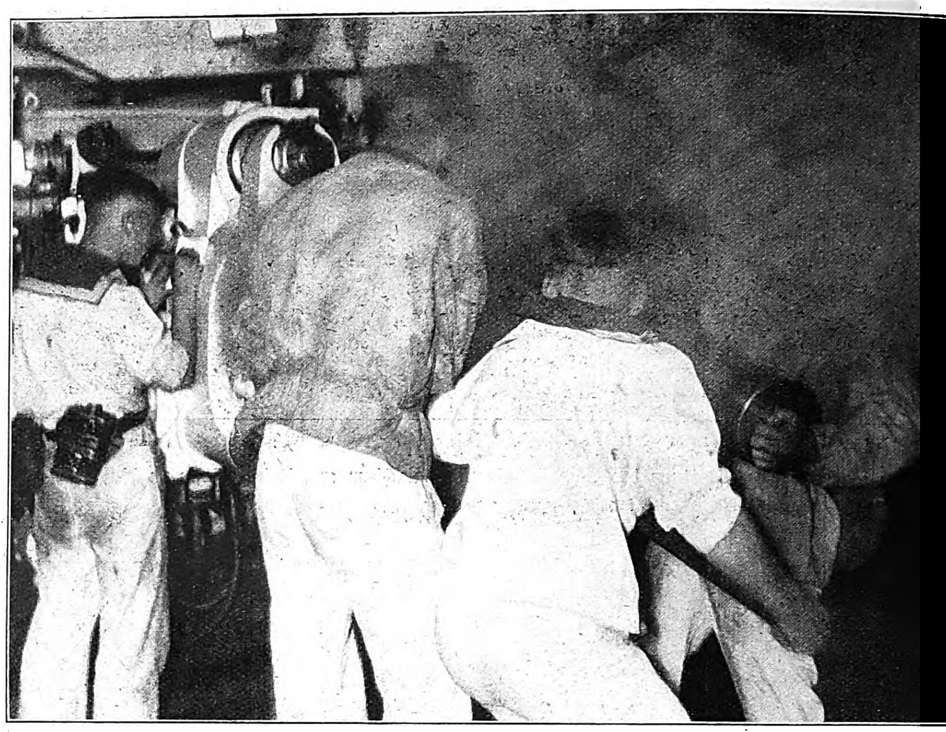


Im Kommandostand.
Wir sehen zwei Matrosen am Ruder- und Maschinentelegraphen. Das Steuern geschieht bei modernen Fahrzeugen auf elektrischem Wege. Der Zeiger gibt auf der Skala den jeweiligen Stand des Ruders an. Zu den einzelnen Kommandostellen des Schiffes führen eigene Sprachrohre.

Aufnahmen: H. Bittner (4), B. Fischer (3).



Kurz vor dem Abschuß steht jeder Mann schon wieder gespannt auf seinem Posten, um sofort zum nächsten Schuß zu laden.

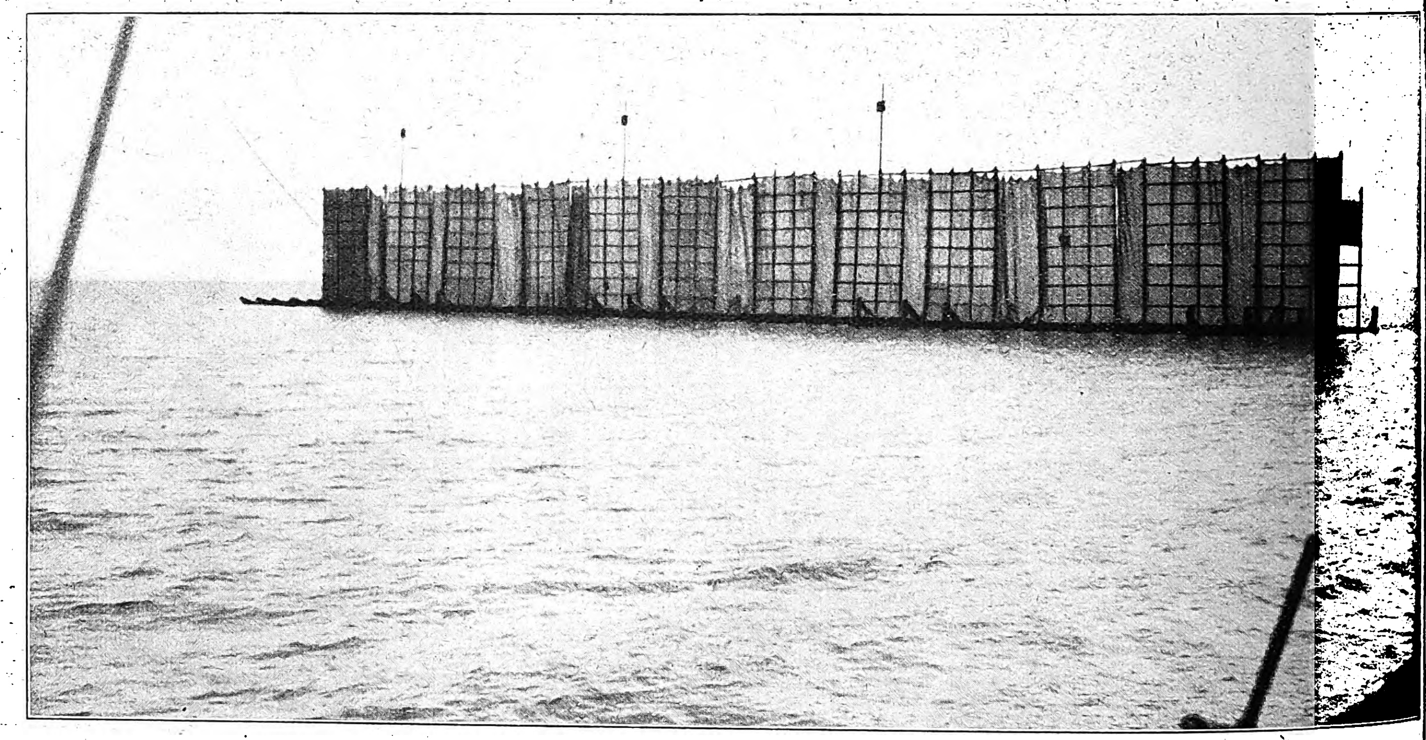


Der Schuß ist gefallen, Pulverrauch füllt den Turm, die nächste Granate wird angesetzt, gleich wird die Kartusche mit der Treibladung in den Verschluß eingeführt werden.



Eine interessante Bilderreihe: Im Geschützturm eines Kriegsschiffes währen

Aufnahmen:
H. Bittner (6).
Hoffmann (1).
Fischer (1).

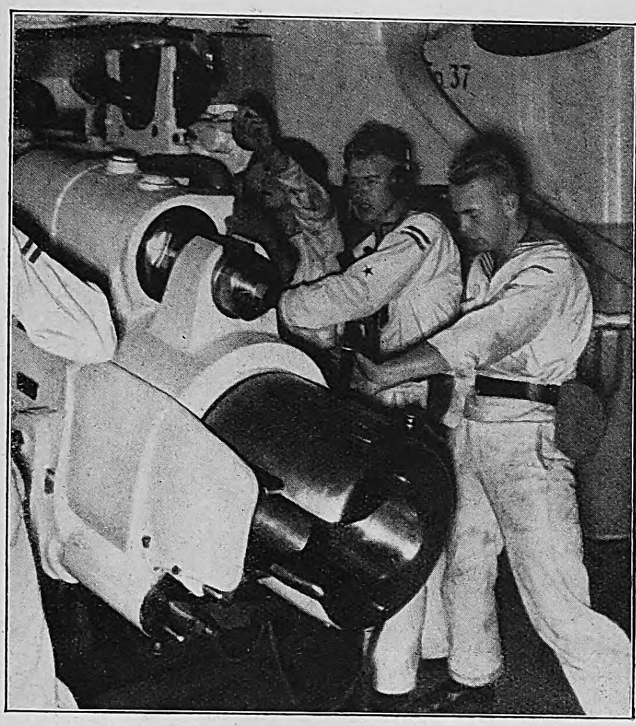


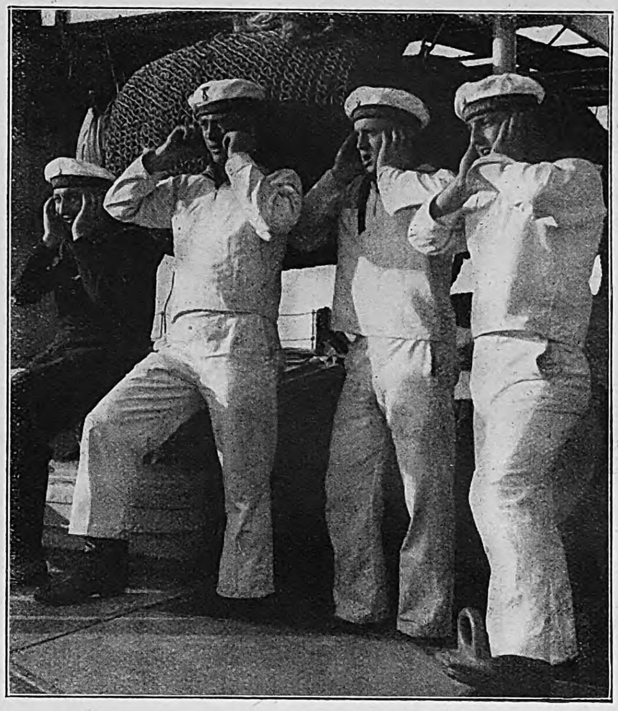
Zielscheiben auf See. Für das Scharfschießen der schweren Kaliber werden große Holzflöße, die mit Jute bekleidet sind, als Zielscheiben verwendet.



U-Boot-Flottille im Kieler Hafen. Die deutsche U-Boot-Waffe, einst der Schrecken aller feindlichen Schiffe, ist wieder auferstanden. Wir sehen eine Anzahl U-Boote der Flottille Weddingen in Dwarslinie festgemacht. Auf dem Kommandoturm ist während der Überwasserfahrt der Stand für den Kommandanten, den Wachoffizier und den Steuermann.







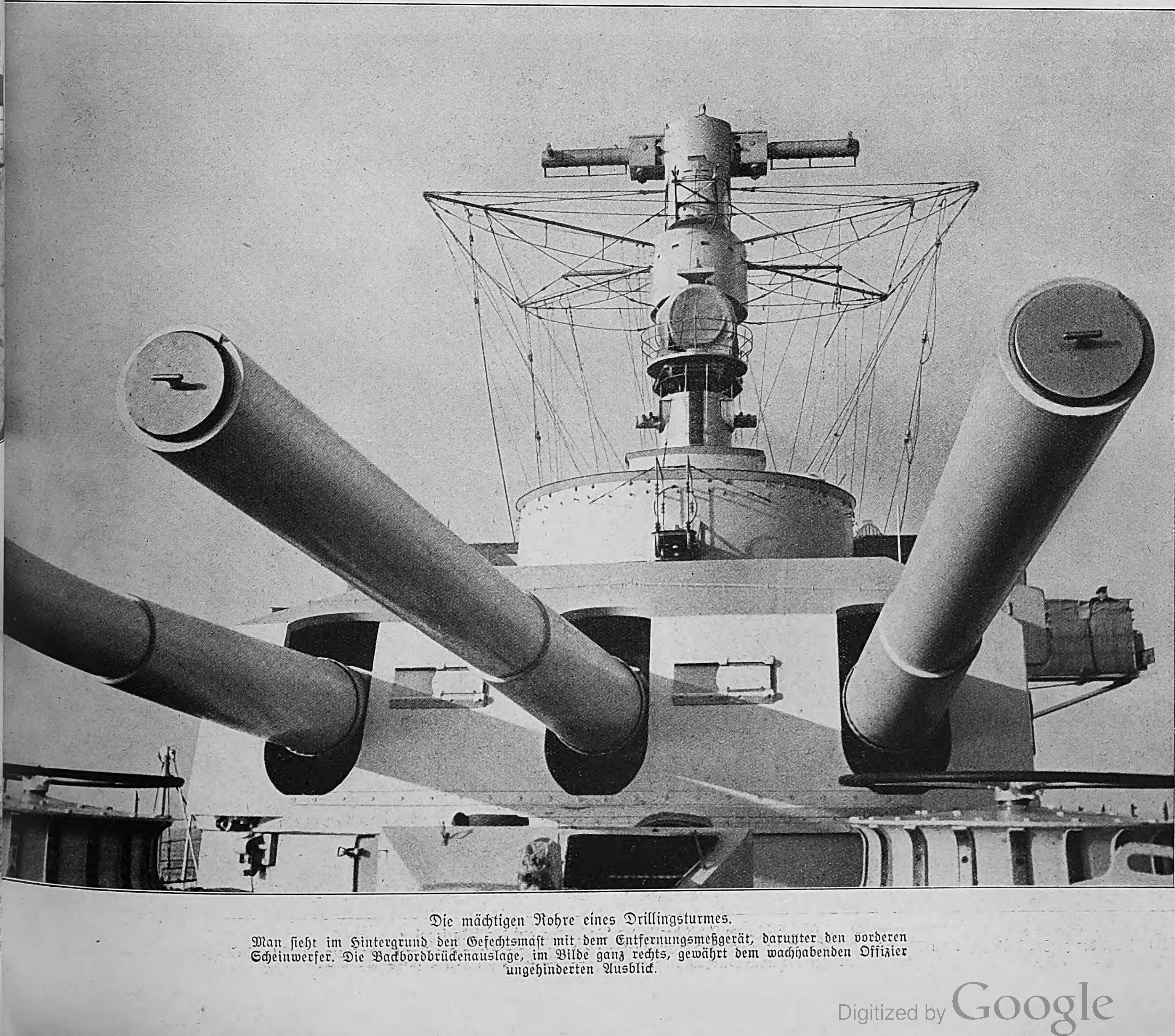
…s Scharfschießens der Artillerie.

…r ist der Ansetzer, eine kräftige …enbeschlagene Holzstange, gut …sehen, mit dem zuerst die Gra…te und dann die Kartusche in das Rohr geschoben wird.

Das Geschütz ist aufs neue geladen, der Verschluß schon geschlossen, bereit zum nächsten Schuß. Der Stern auf dem linken Arm des einen Matrosen kennzeichnet die Zugehörigkeit zum seemännischen Personal, der Doppelstreifen auf dem Oberarm die zur Backbordwache.

Die schwere Artillerie schießt.

Die Bedienungsmannschaft der leichten Artillerie beobachtet an Deck das Schießen des „Großen Bruders". Die Trommelfelle werden durch Zuhalten der Ohren und Öffnen des Mundes geschützt.



Die mächtigen Rohre eines Drillingsturmes.

Man sieht im Hintergrund den Gefechtsmast mit dem Entfernungsmeßgerät, darunter den vorderen Scheinwerfer. Die Backbordbrückenauslage, im Bilde ganz rechts, gewährt dem wachhabenden Offizier ungehinderten Ausblick.



Gauleiter Adolf Wagner spricht vor der Führerschaft der NSDAP. im Alten Rathaus zu München.
Aufnahme: Heinrich Hoffmann.



Im Fackellicht der nächtlichen Kundgebung auf dem Marienplatz: Gauleiter Wagner, Oberbürgermeister Reichsleiter Fiehler und (ganz rechts) stellvertretender Gauleiter Nippold.
Aufnahme: Valerien.

Die Hauptstadt der Bewegung

feiert den 3. Jahrestag der nationalsozialistischen Revolution im Zeichen der Grenzlandbefreiung



Ein Blick vom Dach des Alten Rathauses auf den Marienplatz während des großen Fackelzuges am Abend des 9. März. Bei der erhebenden Kundgebung gedachten der Leiter des Traditionsgaues und sein Stellvertreter der geschichtlichen Erfolge der nationalsozialistischen Bewegung innerhalb der letzten 16 Jahre.
Aufnahme: Hans Dietrich.

E. V. VON RUDOLF:

Georg Ritter von Schönerer

Der Vater des politischen Antisemitismus

VON EINEM, DER IHN SELBST ERLEBT HAT

3. Fortsetzung.

Um 5.45 Uhr wurde von den Deutschen das Verlangen nach Schluß der Sitzung stürmisch wiederholt. Da man den Abgeordneten Dr. Lecher nicht sprechen hörte, schickte der Präsident Mitglieder der slawisch-klerikalen Mehrheit zu dessen Platz, um zu erfahren, ob er tatsächlich noch rede. Die deutschen Abgeordneten ermöglichten es dem Redner, jeweils eine kurze Pause einzuschalten, indem sie ihm minutenlang Beifall zollten und „Heil!" zuriefen. Dr. Lecher verneigte sich jedesmal lächelnd, worauf sich die Applaussalven wiederholten. Nunmehr begann nach jedem Satze, den der Redner sprach, von neuem ein Sturm von Beifall. So entspann sich zum Beispiel folgende Szene:

Abg. Lecher: „Sie wissen, meine Herren, daß seit 1867 die Quote der Beiträge zu den gemeinsamen Ausgaben für Österreich mit 70 Prozent..."

Anhaltende Rufe: „Viel zu viel!" „Wie kommt das?" „Unerhört!" „Das ist doch ausgeschlossen!" „So was muß man hören!" „Bravo Lecher!" „Bravo! Heil! Heil! usw."

Abg. Lecher: „... für Österreich mit 70 Prozent und für Ungarn mit 30 Prozent..."

Anhaltende Rufe: „Ja wie kommt denn das?" „Das ist ja unmöglich!" „Hört! Hört!" „Unglaublich!" „Heil Lecher, Heil! usw."

Abg. Lecher: „... festgesetzt ist. Die Aufstellung des gemeinsamen Budgets..."

Minutenlange Rufe: „Gemeinsam!" „Bravo!" „Großartig!" „Heil Lecher! Heil! Heil! usw."

Abg. Lecher: „... und die Kontrolle über das gemeinsame Ministerium obliegt bekanntlich den sogenannten Delegationen."

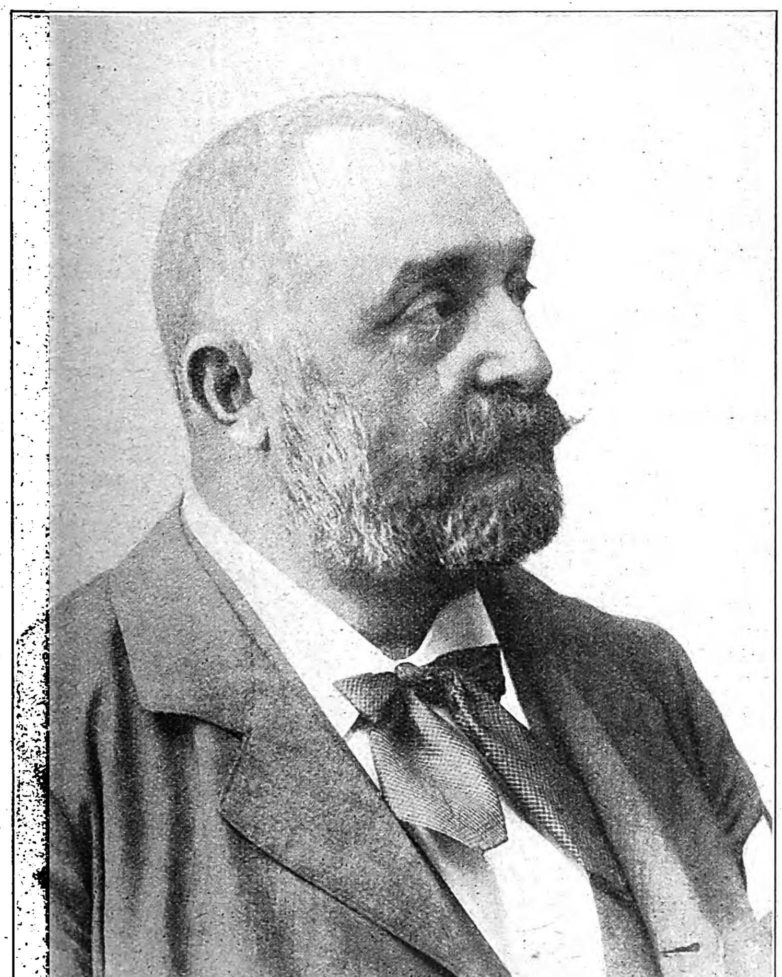
Stürmische Beifallsrufe: „Sogenannt!" „Ausgezeichnet!" „Sehr gut!" „Bravo! Heil Lecher! Heil! Heil! usw."

Und so weiter!

Das wurde bis 6 Uhr so fortgesetzt. Um 6.15 Uhr morgens wiederholten die Deutschen ihre Rufe nach Schluß der Sitzung. Schönerer und seine Alldeutschen erhoben ihre Pultdeckel und schlugen mit aller Kraft auf die Bänke. Der Lärm und das Getöse waren ungeheuerlich und dauerten eine Viertelstunde an. Es war eine jener Gelegenheiten, die der Dauerredner benutzte, um sich etwas zu erholen.

Inzwischen drang allmählich das erste Tageslicht durch die Fenster. Im Saale herrschte eine sich immer noch steigernde Hitze, eine förmliche Stickluft lagerte über den bis zum äußersten erregten Deutschen.

Schon glaubten die Regierungsparteien, daß Dr. Lecher am Rande seiner Kräfte sei, der tschechische Präsident horchte schon gespannt zu seinem Platze hin, als der Redner plötzlich seine Stimme, die er längere Zeit nur im Flüstertone gebraucht hatte, erhob und langsam sprach:



Ritter von Schönerer im Jahre 1893.

„Ungarn hat zwei Wege zum Meere. Ich werde auf dieses Thema übrigens in zwei bis drei Stunden zu sprechen kommen!"

Diese den Regierungsparteien sehr unerwartet kommende Feststellung wurde von der deutschen Opposition mit stürmischer Heiterkeit begleitet.

Mit staunenswerter Zähigkeit und unter Aufbietung aller Kraft setzte Dr. Lecher seine vorzüglich aufgebaute, inhaltlich sehr beachtenswerte Obstruktionsrede fort. Der menschenfreundliche Präsident des Hauses duldete nie eine längere Unterbrechung der Rede, und der Sprecher mußte zur Durchführung dieser unerhörten Kraftprobe immer wieder die zeitweise minutenlangen Beifallsbezeigungen oder die wütenden Zornesausbrüche seiner deutschen Kollegen gegen den Präsidenten, die Regierung und ihre Parteien benützen, um sich in aller Eile mit etwas Tee und dergleichen zu laben und gleichzeitig die notwendigen Atempausen zur Fortsetzung seiner Dauerrede zu gewinnen.

Endlich um 9 Uhr vormittags des 29. Oktober schloß Dr. Lecher seine während zwölf Stunden ununterbrochen stehend gehaltenen Rekordrede. Dem ganzen Hause vernehmlich sprach er die folgenden Schlußworte:

„Wenn es uns gelingen sollte, den Herzenswunsch des deutschen Volkes zu erfüllen und den Grafen Badeni dorthin zu senden, woher er aus dem Osten gekommen ist, dann sind wir auch von allen deutschfeindlichen Plänen seiner Regierung befreit. Es ist ja die Methode dieses unglücklichen Ministerpräsidenten, immer alles einmal schlecht zu machen und dann, wenn er sich blamiert hat, es noch einmal und noch schlechter zu machen. Das deutsche Volk Österreichs läßt aber mit sich nicht experimentieren. Die Abmachungen der Regierung in der Sprachenfrage müssen ungültig werden. Uns deutsche Abgeordnete aber wird die Regierung und ihre Clique immer wieder auf dem Platze finden. Mögen sie überzeugt sein, daß die Deutschen in Österreich sich weder ergeben noch sterben!"

Tosender Beifall der deutschen Opposition folgte diesen Worten. Schönerer trat auf den Redner zu und drückte ihm herzlichst die Hände, die übrigen deutschen Abgeordneten umringten ihn unter Hoch- und Heilrufen und taten ein gleiches.

Nach dieser denkwürdigen Rede, die nachher auch in Buchform erschien und massenhaft Absatz im deutsch-österreichischen Volk fand, traten der Reihe nach wieder andere Oppositionsredner auf den Plan und brachten es so weit, daß die Sitzung endlich nach 33stündiger Dauer mit einer glatten Niederlage der Regierung, nämlich erfolglos für ihre Pläne, geschlossen werden mußte.

Der Verlauf und Erfolg dieser Sitzung hatte die ungeheure Kampfentschlossenheit der Deutschen vor aller Welt erwiesen.

Aber es sollte noch besser kommen!

Der letzte Kampfabschnitt der deutschen Abgeordneten im österreichischen Parlament beginnt.

Ministerpräsident Graf Badeni sah nun ein, daß er auf diese Weise sein Ziel nicht erreichen könne. Er entschloß sich daher über höhere Weisung zum Äußersten, nämliche zur Anwendung von ungesetzlichen Mitteln.

Schlag auf Schlag in dramatisch sich steigernder Folge häuften sich die Ereignisse im Abgeordnetenhaus bis zu einem Zustande vollkommener Zuchtlosigkeit. Man müßte in der Urgeschichte der Hinterwäldler-Parlamente des wilden Westens Amerikas Umschau halten, wo zu gewissen Zeiten das Bowiemesser und der Revolver die Geschäftsordnung bildeten, um eine Vergleichsmöglichkeit zu entdecken.

Nach langen Beratungen faßte die Regierung Badeni mit ihrer slawisch-klerikalen Gefolgschaft den Plan, dem Abgeordnetenhause unter ausgesprochenem Rechtsbruche eine Geschäftsordnung aufzuzwingen, die jede Obstruktion unmöglich machen mußte.

Am 24. November 1897 sollte endlich der Hauptstreich gegen die Deutschen geführt werden. Sofort nach Eröffnung der Sitzung begann die deutsche Obstruktion. Es waren 84 gleichlautende Petitionen von deutschen Gemeinden um Aufhebung der Sprachenverordnungen eingelangt, über welche je zwei namentliche Abstimmungen, also zusammen 168 Abstimmungen von je einer halben Stunde Dauer von den Deutschen verlangt wurden. Das allein schon hätte natürlich tagelange Sitzungen beansprucht, bevor erst in die eigentliche Tagesordnung eingegangen worden wäre.

Als der Präsident und die Regierungsmehrheit die Abstimmungen in ungesetzlicher Weise verhindern wollten, stürmte Schönerer an der Spitze von über hundert


GÜLDENRING 4 PF.
Mit Gold
5 PF.
OVER-
STOLZ
OHNE Mdstk.
★
6 PF.
RAVEN-
KLAU
Mit Gold
Beim Anzünden besteht die Zigarette ihre Feuerprobe. Erst wenn sie brennt, zeigt sich, was ihr noch an Frische und Aroma geblieben ist, bis sie den Weg zu Jhnen fand. Achten Sie einmal darauf bei einer Zigarette von Haus Neuerburg! Die abgedichteten TROPEN-Packungen verhindern das vorzeitige Austrocknen des Tabaks und halten sein flüchtiges Aroma bis zum entscheidenden Augenblick gefangen.
Haus Neuerburg
G·M·B·H
KISSNER

deutschen Abgeordneten auf die Präsidenten-Tribüne. Mit Stentorstimme rief er den Regierungsparteien zu: „Pfui über euch Regierungsbedienten!"

Hundertfältige Zustimmungsrufe seitens der ihn umringenden deutschen Abgeordneten folgten diesem Ausrufe.

Wiederum hörte man Schönerer mit seiner riesenkräftigen Stimme rufen: „Die Herren haben ihren Bakschisch bekommen, jetzt wollen sie dafür Lakaien machen!"

Rufe: „Schämen Sie sich nicht solcher jüdischen Schurkenkniffe?" „Können Sie nicht erwarten, bis Sie wiederum das Volk um einige Millionen begaunert haben?"

Der ohrenbetäubende Lärm schwoll immer mehr an, er wurde zu einem unbeschreiblichen Getöse. Aber alles übertönend erscholl die Stimme Schönerers von neuem: „Herr Präsident, ich bitte um das Wort!"

Höhnisch lächelnd blickte der slawische Präsident auf ihn und die anderen deutschen Abgeordneten.

Wütende Zurufe: „Sie Lump!" „Badeni-Lakai!" „Sie sind eine Schande für das Parlament!"

Dies rührte jedoch den Vorsitzenden in keiner Weise.

Als Schönerer sah, daß ihm das Wort nicht erteilt werde, stürzte er wutentbrannt auf den Präsidenten zu und entriß ihm die Glocke, worauf das gesamte Präsidium fluchtartig den Saal verließ.

Nach halbstündiger Pause erschien der Präsident wieder, und der Sturm brach von neuem los, als er folgende Erklärung abgab:

Präsident: „Diese Glocke ist von der Hand des Abgeordneten Schönerer entweiht worden..."

Abg. Schönerer: „Ich bitte um das Wort!"

Präsident: „Herr Abgeordneter Schönerer, ich bitte, ich bekomme erst eine neue Glocke, da Sie vorhin den Mut hatten, sich dieser Glocke zu bedienen!"

Hierauf stellte der Präsident die Glocke zur Seite. Unter dem Beifall der Slawen und Klerikalen wurde ihm alsbald eine andere gereicht.

Abg. Kittel: „Schönerers Hand ist hundertmal würdiger als es Ihre schmutzigen Hände sind!"

Abg. Wolf (packte plötzlich mit raschem Griff die neue Glocke und rief): „Bitte nochmals um eine Glocke!"

Beifall und großes Gelächter bei den Deutschen.

Präsident nahm die zweite Glocke, betrachtete prüfenden Blickes die Stelle, wo Abgeordneter Wolf die Glocke gefaßt hatte, und stellte dann auch die zweite Glocke beiseite.

Abg. Hofmann: „Jetzt kommen der Reihe nach alle verfügbaren Stationsglocken dran!"

Präsident: „Ich bitte um Ruhe! Ich möchte Ihnen sagen..."

Abg. Wolf: „Das ist überflüssig! Wir haben kein Bedürfnis, von Ihnen etwas zu hören!"

Präsident: „Ich möchte vor allem..."

Abg. Wolf: „Erst haben Sie dem Abgeordneten Schönerer das Wort zu erteilen. Ansonsten verzichten wir auf Ihr Gewäsch!"

Präsident: „Herr Abgeordneter Wolf, ich rufe Sie zur Ordnung!"

Abg. Schönerer: „Erteilen Sie mir endlich das Wort, Sie Badeni-Lakai!"

Rufe: „Sitzung schließen! Sitzung schließen!" „Am Präsidium sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß!"

Präsident erhob sich und sah mit verschränkten Armen und ironischem Lächeln auf die ihn umringenden Deutschen. Unter riesigem Lärm und fortwährenden Unterbrechungen versuchte er, festzustellen daß die Deutschen die Verhandlungen des Hauses offenbar verhindern wollten

Abg. Schönerer: „Ja, aber nur, um ihr Volkstum zu schützen!"

Auf diesen Ruf brachen die Slawen in wüste Beschimpfungen gegen die Deutschen aus.

Ein Slawe: „Ja, Ihr Deutschtum ist einen Dreck wert!"

Dieser Ausspruch steigerte die Wut der Deutschen zur Siedehitze.

Abg. Girstmayer: „Das sagt einer, der Stiefelputzer wäre, wenn er keine Gelegenheit gehabt hätte, Deutsch zu lernen!"

Abg. Schönerer: „... nachdem ihn die deutsche Kultur aufgepäppelt hat!"

Abg. Wolf: „Schluß! Schluß!"

Abg. Schönerer: „Was ist's mit der Erteilung des Wortes an mich?"

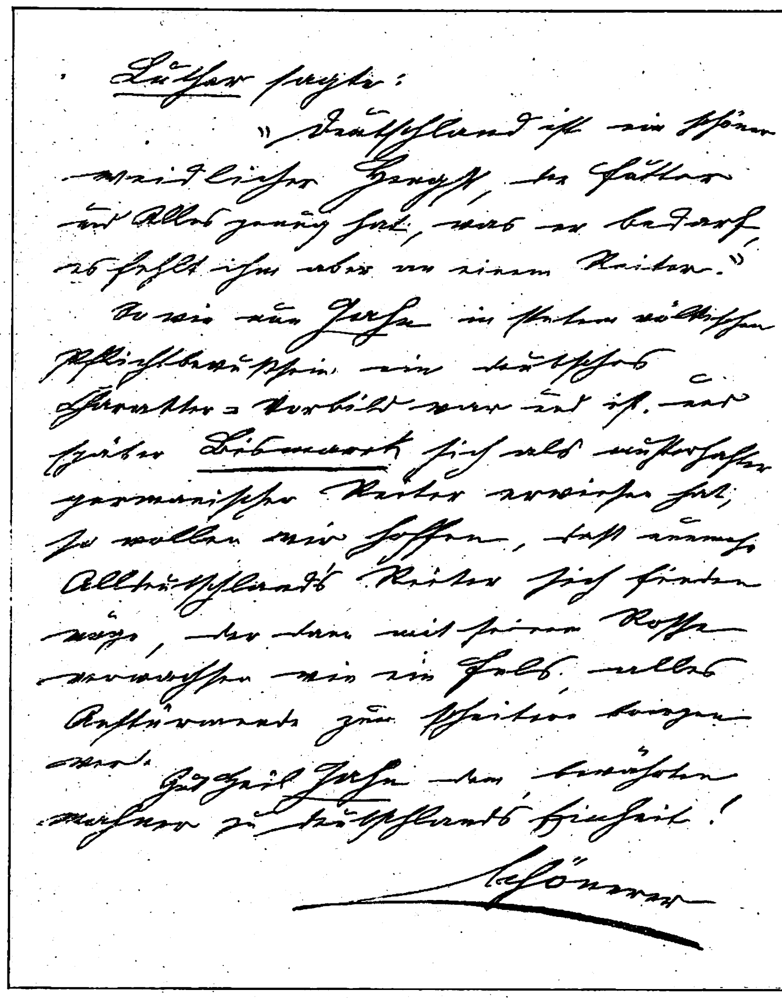
Unter ungeheurem Lärm verließ der Präsident von neuem seinen Sitz.

Abgeordneter Wolf ergriff daraufhin wiederum die Präsidentenglocke und trommelte mit ihr wütend auf den Präsidententisch. Ein Tscheche stürzte sich auf ihn und packte ihn an der Gurgel.

Das war das Signal zur Schlacht!

Unter ohrenbetäubendem Geschrei seitens der Deutschen und ihrer Gegner wurden die Fäuste geschwungen, hagelddichte Hiebe sausten auf Köpfe und Schultern der Kämpfenden, wobei die dem Hause angehörenden Bauern, als es zum Raufen kam, mit besonderer Begeisterung und Sachkenntnis dreindroschen. Ein Professor der deutschen Universität in Prag wurde so bedrängt, daß er nur mit Mühe den Händen seiner Gegner entrissen werden konnte. Schönerer warf mit Riesenkraft einen Minister-Fauteuil nach dem anderen in den Saal und stürzte dann wie ein Rasender in das dichteste Gewühl der tobenden Massen, überall irgendeinem bedrängten Deutschen zu Hilfe kommend.

Mitten in diesem Tumult schloß endlich der Präsident die Sitzung.


Luther sagte: „Deutschland ist ein schöner weidlicher Hengst, der Futter und Alles genug hat, was er bedarf, es fehlt ihm aber an einem Reiter."

Aus einem Briefe Schönerers.

Gewalt geht vor Recht!

Am nächsten Tag, am 25. November, erfolgte dann der berüchtigte parlamentarische Staatsstreich gegen die Deutschen. Das Haus war um 1 Uhr mittags zusammengetreten.

Staunend sahen die deutschen Abgeordneten, daß alle Zugänge zur Präsidenten-Tribüne durch Schrankentüren, die man von innen mittelst Schieber verschließen konnte, abgesperrt waren. Sie waren in aller Eile während der Nacht zum Schutze des Präsidenten und der Minister angefertigt worden.

Als der Präsident im Saal erschien, wurde er von Schönerer und den Seinen mit dröhnenden Schimpfrufen empfangen:

„Elender Verräter!"

„Schuft!"

„Schurke!"

Solche und ähnliche schmeichelhafte Kosenamen gellten dem slawischen Unterdrücker des Deutschtums entgegen.

Ehe noch die Sitzung begonnen hatte, mußte sie schon der Präsident auf zwei Stunden unterbrechen, da er es für ratsam hielt, den Saal fluchtartig zu verlassen.

Als die Sitzung wieder eröffnet werden konnte, wurde der mittlerweile von der Regierungsmehrheit ausgeheckte Plan ins Werk gesetzt: ein deutscher Klerikaler, Graf Falkenhayn, stellt zur Knebelung seiner eigenen Volksgenossen den Antrag, das Haus solle ohne Debatte eine neue Geschäftsordnung beschließen. Diese Geschäftsordnung, die sogenannte „Lex Falkenhayn", gestattete dem Präsidenten, jedem mißliebigen Abgeordneten nach seinem Gutdünken das Wort zu entziehen, ihn bis zu 30 Tagen von den Sitzungen auszuschließen und bei eintretendem Widerstand sogar die Polizeigewalt in Anspruch zu nehmen.

Unter entsetzlichem Toben der Deutschen verlas der deutsch-klerikale Antragsteller, keinem Menschen verständlich, seinen Antrag, und auf ein Zeichen vom Präsidententisch erhob sich die ganze Regierungspartei, um den Antrag ohne Debatte anzunehmen. Das Ganze erfolgte unter orkanartigen Stürmen, die sich nach der Abstimmung womöglich noch verstärkten.

Der Präsident versuchte weiterzusprechen — vergebens!

Als Schönerer mit einem handfesten Stock vor ihm auf den Tisch schlug und dann mit ihm in nicht mißzuverstehender Weise zur Türe wies, verließ der Präsident schleunigst den Saal, gefolgt vom Ministerpräsidenten und den übrigen Ministern. Sie mußten an den deutschen Abgeordneten vorbeidefilieren, welche die Ministerbank belagerten.

Ein Hagel zorniger Anklagen und wütender Beschimpfungen seitens der vergewaltigten Deutschen ergoß sich über ihre Häupter.

Es tat ihnen nichts — sie hatten ihren Zweck erreicht!

Der Höhepunkt des deutschen Abwehrkampfes unter beispiellosen Vorgängen.

Am 26. November 1897 kam dann der Gipfelpunkt des dramatischen Geschehens in diesem verzweifelten Abwehrkampfe, den die deutschen Abgeordneten unter Schönerers Führung gegen die brutale Niederknüppelung seitens des Ministerpräsidenten Grafen Badeni und seiner Regierungs-Clique zu führen gezwungen waren.

Die Abgeordneten waren fast vollzählig auf ihren Plätzen. Über dem Hause lag eine gewitterschwüle beängstigende Stimmung.

Um 11 Uhr vormittags erschien das verhaßte Präsidium des Hauses: zwei Slawen und ein Klerikaler. Kaum hatte der Präsident seinen Sitz eingenommen, brach ein ohrenbetäubender Lärm aus.

Hundertstimmige Rufe schollen ihm entgegen: „Hinaus! Hinaus!"

Der Lärm wuchs ins Ungemessene, als auch die Minister ihre Plätze einnahmen.

Plötzlich sah man, wie sich sämtliche deutsche Abgeordneten wie ein Mann von ihren Plätzen erhoben und in dem Augenblick, da der Präsident seine Glocke ergreifen wollte, über die erst gestern erstellte Absperrungswand sprangen. Mit unwiderstehlicher Gewalt stürmten sie gegen den Präsidententisch und entrissen dem bleich und stumm dasitzenden Vorsitzenden die vor ihm liegenden Mappen und Aktenstöße, sein Tintenzeug und die Präsidentenglocke.

Vergeblich bemühten sich die in großer Anzahl erschienenen Parlamentsdiener, die auf die Tribüne eingedrungenen Deutschen wieder hinunterzuwerfen. In dem sich entspinnenden Kampf zogen die Diener den kürzeren und mußten sich zurückziehen.

Wütende Zurufe gellten gegen das Präsidium:

„Sie werden nicht mehr präsidieren!"

„Schauen Sie, daß Sie hinauskommen!"

„Sie Staatsverbrecher!"

„Werft ihn hinaus!"

Das Gedränge um den Präsidenten wurde immer bedrohlicher. Ängstlich sah er sich nach einem Ausweg zur Flucht um. Da — in einem ihm günstig erscheinenden Augenblick sprang er plötzlich auf, um von der Tribüne zu entfliehen. Zu spät! Im Nu hatten ihn die deutschen Abgeordneten beim Kragen und ließen ihrer Erbitterung auf seiner Kehrseite freien Lauf. Schwer

verprügelt konnte er nur mit Mühe ihren Händen entrissen und in Sicherheit gebracht werden Dasselbe erlebten auch die beiden Vizepräsidenten auf der Flucht aus dem Saal.

In dem von den Präsidenten und den Ministern verlassenen Haus waren also in diesem Augenblick die deutschen Abgeordneten die unbestrittenen Herren der Situation.

Schon glaubten sie, daß sie damit auch den Schluß der Sitzung erzwungen hätten, als sich die Saaltüren öffneten und hundert Wachleute in Uniform, mit dem Säbel an der Seite und der Pickelhaube auf dem Kopf, eindrangen Sie wurden von zwei Polizeiräten in Uniform kommandiert und von einer großen Anzahl von Detektiven in Zivil begleitet.

Die Polizisten eilten im Laufschritt gegen die Mitte des Saales und nahmen um die Ministerbank herum und zu beiden Seiten der Präsidententribüne Aufstellung.

Zu gleicher Zeit wurde auch die Zuhörergalerie, von wo man den Deutschen stürmisch zujubelte, von der Wache mit Gewalt geräumt.

Nun erschien auch der Präsident wieder und verschanzte sich in Sicherheit hinter den hundert Wachleuten.

Bei seinem Erscheinen erhob sich sofort wieder ein riesenhafter Tumult Aus den Reihen der deutschen Abgeordneten, die den Einzug der Polizeiwache in stummer Erbitterung beobachtet hatten, erschollen hundertfältige Zornesworte und drohende Zurufe:

„Hinaus mit ihm!" „Jetzt hat er wieder Mut!" „Pfui über die Schande!" „Der Hochverräter hetzt Polizei auf die Volksvertreter!" „Verfassungsbruch! Verfassungsbruch!" „Das wird Ihnen noch vergolten werden!"

Präsident, ununterbrochen das Glockenzeichen gebend: „Erlauben Sie mir nur ein Wort, meine Herren . . "

Stürmische Rufe: „Zuerst die Wache hinaus!"

Präsident: „Meine Herren, ich bin bereit . . ."

Rufe: „Hinaus! Hinaus!" „Pfui über einen solchen Präsidenten!" „Erst d'. Polizei weg!"

Präsident: „Aber bitte . ."

Abg. Schönerer: „Sie haben sich mit Schmach beladen, Herr Präsident!"

Abg. Mayreder: „Sie sind der Mörder Österreichs!"

Wütende Zurufe: „Hinaus mit dem Staatsstreich-Präsidenten!" „Wache hinaus! Wache hinaus!" „Abzug Badeni!"

Pultdeckelschlagen, schrille Pfiffe, unerhörtes Getöse!

Abg. Wolf: „Sie gehören ins Kriminal, Sie Hochverräter!"

Präsident: „Herr Abgeordneter Wolf, ich schließe Sie für drei Sitzungen aus!"

Abg. Wolf (schreiend): „Das ist unerhört! Dieses Gesetz gilt nichts! Es ist auf schurkische Weise zustande gekommen!"

Nunmehr unterbrach der Präsident die Sitzung und erteilte der Sicherheitswache eine kurze Weisung. Man sah, wie sich vier, sechs, acht Polizisten auf den Abgeordneten Wolf stürzten, ihn bei Händen und Füßen packten und trotz heftigster Gegenwehr aus dem Saale schleppten.

In dem auf diese Gewalttat folgenden ungeheuerlichen Tumult waren nur schrille Pfiffe, unartikulierte Schreie, ohrenbetäubendes Geklapper der Pultdeckel, Blasen mit Kindertrompeten und Flöten und nicht zu beschreibendes Heulen und Kreischen sonstiger nervenzerreißender Lärminstrumente zu vernehmen.

Gellende Rufe: „Gewalt, das ist gemeine Gewalt!" „So behandelt dieser Regierungsbandit uns deutsche Volksvertreter!" „Abzug Präsident! Abzug Wache!"

Präsident: „Erlauben Sie, meine Herren, ich lasse ja . . ."

Rufe: „Nichts da! Zuerst die Wache hinaus!"

Präsident: „Aber meine Herren, ich lasse ja die Polizei . . "

Rufe: „Wir wollen einen anständigen Präsidenten!" „Zuerst muß die Wache hinaus!"

Da — die deutschen Abgeordneten trauten ihren Augen nicht — verließ auf einen Wink des Präsidenten die gesamte Polizeimannschaft den Sitzungsraum.

Langanhaltendes frenetisches Triumphgeschrei der Deutschen!

Dann wandten sie sich aufs neue gegen den Präsidenten, dessen sofortige Abdankung sie verlangten.

Der Präsident bemüht sich, zu beruhigen, zu beschwichtigen — vergebens. In dem neu ausbrechenden Tumult konnte er sich schließlich überhaupt nicht mehr verständlich machen. Er unterbrach von neuem die Sitzung und ließ während der Pause die Sicherheitswache wiederum einmarschieren

Die deutschen Abgeordneten wollten sich diesmal gegen den Einzug der Polizei zur Wehr setzen, konnten aber gegen die Übermacht nichts ausrichten

Das Tosen, Schreien, Brüllen, Pfeifen, Schlagen, Trampeln im Saal war nicht mehr zu überbieten, als wieder ein Deutscher mit Gewalt hinausgeschafft wurde.

Hundertfältige stürmische Rufe: „Schließen Sie uns alle aus! Alle! Alle! Alle!"

Abg. Schönerer: „Das ist eine Polizeistube und kein Parlament!"

Abg. Steiner: „Sie Moskowiter! Sie russischer Polizeiminister!"

Abg. Penlein: „Warum lassen Sie den Badeni nicht hinausschmeißen? Der verdient zehnmal den Hinauswurf!"

Abg. Schönerer: „Wollen Sie uns so behandeln, wie das Volk im Jahr 1848? Sie besudeln ja das Volkshaus!"

Ungeheurer Lärm und Tumult!

Man sah, wie Schönerer seine Hände wie ein Sprachrohr an den Mund legte. In diesem Augenblicke wurden Papierballen gegen den Präsidenten geworfen, Glastintenfässer wurden geschleudert, eines derselben schlug auf die Türe hinter dem Präsidentensitz und zerschellte dort. Weithin spritzte überall die Tinte herum.

Abg. Schönerer: „Herunter mit dem Präsidium!"

Rufe: „Haben Sie denn keinen Funken Ehrgefühl im Leibe?" „Das Blut der armen polnischen Bauern klebt an Ihren Händen . . ." „Das will er hier fortsetzen!"

Protestrufe von der Regierungsseite.

Abg. Schönerer: „An den Laternenpfahl gehört ihr alle!"

Rufe: „Wie die jüdischen Gauner haben sie uns betrogen!" „Mit unerhörter Hinterlist und Tücke!" „Abzug Präsidium! Abzug Badeni!"

Immer mehr schwoll das Getöse an, immer wütender wurden die wilden Zurufe gegen den Präsidenten, immer mehr ohrenbetäubend der infernalische Lärm der stampfenden Füße, der Pultdeckel, der verschiedenen schrillen, gellenden, das Trommelfell fast zerreißenden Blasinstrumente. Schließlich brach der wilde Sturm in noch nicht dagewesener Heftigkeit los: ein brüllender, gröhlender, nervenaufpeitschender Orkan, ein wütendes Heulen und Rasen einer aufs tiefste erbitterten empörten Schar.

Auch die inzwischen wieder besetzte Zuschauergalerie, welche die Gewalttaten gegen die deutschen Abgeordneten mit steigendem Ingrimm verfolgt hatte, stimmte nun wie besessen in dieses Hexenkesseltreiben ein.

Die Polizei formierte sich aufs neue, die Pickelhauben glänzten, die roten Schnüre der Uniformen stachen grell von den schwarzen Zivilkleidern der Volksvertreter ab. Leichenblaß standen die beiden Polizeikommissäre: keine angenehme, keine erfreuliche Aufgabe für sie!

Und doch gab es Leute, die sich über diese polizeiliche Gewaltaktion freuten: Das waren die Tschechen und die übrigen Slawen — das waren vor allem die deutschen Klerikalen und die Christlichsozialen, welche die Bedrängnis ihrer deutschen Brüder mit sichtlichem Behagen beobachteten. Sie klatschten der Polizei wie rasend Beifall, als diese sich befehlsgemäß auf die Deutschen stürzte!

Und nun erhob sich ein wütender Kampf zwischen den deutschen Abgeordneten und den in so großer Übermacht erschienenen Wacheorganen. Mann für Mann wehrten sie sich bis zum äußersten!

Der hünenhaft gebaute Schönerer stürzte zum Präsidentensitz, entriß dem erschrocken zurückweichenden Parlamentsdiktator seine Glocke und warf sie ihm an den Kopf.

Von neuem flogen Tintenfässer, Pultdeckel, Bücher, Aktenstöße und sonstige Wurfgegenstände durch die Luft und gegen die Polizei.

Hier warf sich ein Abgeordneter zu Boden, die Wachleute über ihn. Vier von ihnen packten ihn an dem Kopfe und an den Händen, vier andere hielten ihn an den Beinen. Im Laufschritt eilten die Träger dann mit ihrer sich wütend wehrenden Last zur Türe!

Hinausgeworfen!

Jetzt kommt der Nächste dran!

Dieselbe Prozedur!

Auch Schönerer wurde von mehreren Schutzleuten zugleich angegriffen Von rasender Wut erfaßt, entzog er sich nach ingrimmigem Kampfe ihrer Umklammerung und warf unter dem Jubel seiner Getreuen in einer ungeheuren Kraftanstrengung einen nach dem anderen zu Boden. Es nützte ihm nichts! Zu groß war die Übermacht als sich die Polizeiwache in noch größerer Anzahl von neuem auf ihn stürzte Aber sie mußte noch gewaltige Anstrengungen machen, ehe sie den Hünen, blutend und mit zerrissenen Kleidern, aus dem Saale schleifen konnte.

Gottlob, nun war wenigstens der gefürchtete Schönerer erledigt!

Verzweifelt und mit Aufbietung aller Kräfte wehrten sich die zurückgebliebenen Getreuen Schönerers und die übrigen deutschen Abgeordneten. Jeder einzelne mußte erst mühsam überwältigt werden. In dem grauenhaften, noch nie dagewesenen höllischen Tohuwabohu ging selbst das Jubelgeschrei der slawischen und klerikalen Regierungsanhänger unter, als ein Deutscher nach dem anderen unter Anwendung der brutalsten Gewalt aus dem Saale getragen oder geschleift wurde.

Während dieser beispiellosen Szenen griff die Zuhörergalerie, erfüllt von Mitgefühl und wütendem Zorn, immer kräftiger ein, und verstärkte das entsetzliche Tosen, wenn dies überhaupt noch möglich war Weiße Damentücher wehten, Hüte wurden geschwenkt, brausende Heilrufe und Ovationen wurden den kämpfenden deutschen Abgeordneten dargebracht, Flüche und Schimpfworte gellten gegen die Regierung.

Da erschien plötzlich Feuerwehr in großen Massen und räumte gewaltsam die Galerie.

Der berühmte amerikanische Journalist und Humorist Mark Twain wurde bei dieser Gelegenheit mit „hinausgeschmissen" und flüchtete sich in die Journalistenloge!

Als der allgemeine Höllenbrueghel auf seinem Höhepunkt war, hatte der Präsident ein Einsehen und schloß diese denkwürdige Sitzung, in der die heldenhaften Abwehrkämpfe der Deutschen, aber auch die schamlosen Gewaltakte ihrer Gegner ihren Gipfelpunkt erreicht hatten!

Aufruhr in Deutsch-Österreich!

Durch die unerhörte Vergewaltigung der deutschen Abgeordneten im österreichischen Reichsrate hatte Ministerpräsident Graf Badeni seine Lage in keiner Weise verbessert. Er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Er hatte nur an die deutschen Volksvertreter, nicht aber an das Deutsche Volk in den österreichischen Ländern gedacht Als die abscheulichen Ereignisse, die sich im Parlamente zugetragen hatten, dort bekannt wurden, gerieten auch Bevölkerungskreise in Deutsch-Österreich, die durch die Sprachenverordnungen nicht unmittelbar betroffen waren, in maßlose Aufregung.

Überall flammte der Aufruhr auf, in allen deutsch-österreichischen Städten rotteten sich riesige Menschenmengen zusammen, um gegen die Regierung in nicht mißzuverstehender Weise zu demonstrieren. In vielen Gegenden mußte der sogenannte Ausnahmezustand erklärt, das heißt die Aufrechterhaltung der Ruhe dem Militär übertragen werden. Dabei wurde von den maßgebenden Stellen in den verschiedenen deutschen Städten und Gegenden ausschließlich nur nichtdeutsches Militär eingesetzt, als wollte man damit dokumentieren, daß das Deutsche Volk in Österreich wie in einem Feindesland hausen müsse!

In Wien sammelte sich eine ungeheure Volksmenge an, und es entstanden erbitterte Kämpfe zwischen ihr und der aufgebotenen Sicherheitswache.

Immer ärger wurde der Aufruhr, um so mehr, als die Studentenschaft, die Getreuesten Schönerers, in schärfster Weise eingriffen und in der Bevölkerung Wiens dunkle Erinnerungen und halbvergessene Traditionen aus dem Revolutionsjahr 1848 erweckten.

Bis in die letzten Tiefen des Wiener Volkes bohrte sich die erbitterte Gewißheit ein, daß der Ministerpräsident des Kaisers mit den Tschechen gehe, und Schönerer und seine Getreuen gezwungen waren, den letzten Abwehrkampf dagegen zu kämpfen; daß man deshalb die deutschen Abgeordneten zuerst mit Fäusten geschlagen und dann durch Polizeimannschaften habe hinauswerfen lassen!

An den Straßenunruhen, die schließlich immer bedrohender wurden, beteiligten sich nicht nur Bürger und Studenten, sondern auch die gesamten Massen der Arbeiterschaft.

Wiederholt mußte die Wache gegen die tobende Menge einschreiten, wiederholt von der blanken Waffe Gebrauch machen. Das rücksichtslose und brutale Vorgehen der Polizei, die selbst Frauen und Kinder nicht schonte, rief höchste Erbitterung hervor. Berittene Wachleute sprengten von allen Seiten blindlings in Gruppen von Passanten hinein, verfolgten die Fliehenden und hieben mit den Schneiden ihrer Säbel auf deren Köpfe ein Manchmal wurde ein einzelner wehrloser Passant gleich von meheren Wachleuten in der unmenschlichsten Art und Weise mit der blanken Waffe bearbeitet.

(Fortsetzung folgt)



Die große Milde
geklärter, doppelt fermentierter Tabake
genießt man besonders in den Stunden
völliger Entspannung.

doppelt fermentiert

4₰

Großfilm Attila

ROMAN VON FRANK HELLER

(9. Fortsetzung.)

Der Regisseur nahm mit gebieterischem Geist ihren Arm und zog sie durch eine Türe. Mit tief gefurchter Stirn trat Benda an den Portiertisch.

„Euer Hochwohlgeboren befehlen?" fragte der Mann mit den Medaillen und zog seine goldbetreßte Kappe. „Belieben Euer Hochwohlgeboren ein Zimmer, bis Euer Hochwohlgeboren Feind zurückzukehren beliebt?"

Eugen Benda murmelte eine Antwort, die anzudeuten schien, daß abwesende Feinde nicht immer die schlimmsten seien, und daß er bleibe. Er verbrachte den Abend mit einsamen Grübeleien und war am nächsten Morgen zeitig auf. Sein erster Besuch galt der Portierloge. Nein, nichts Neues vom Professor! Er war und blieb verschwunden. Die Filmgesellschaft? Die waren schon längst zum Aufnahmeplatz gefahren. Wo der war? Jeder Chauffeur in Szeged konnte blindlings hinfahren. Sie hatten alle für die Filmgesellschaft zu tun gehabt und priesen alle Heiligen, Attila inbegriffen, ob ihrer Ankunft!

„Aber wo liegt der Platz?"

„Er liegt an der Tisza — an der Theiß —, etwa fünfzig Kilometer von hier, schräg gegenüber einem kleinen Ort, der Szegvar heißt — aber dahin finden Exzellenz nie!"

„Ich werde hinfinden!" erwiderte Benda und entfernte sich. Er ahnte nicht, daß er sich damit auf einen Ausflug begab, doppelt so abenteuerlich wie die Erkletterung der Fassade von Smyrna House!

Es gelang ihm, freie Beförderung auf einem Lastauto zu bekommen, und nach einer halben Stunde Autofahrt und drei Viertel Stunden Fußwanderung war er am Ziel. Ein Halbkreis von Autos parkte auf dem Felde, Scharen von seltsam gekleideten Individuen und ein wahrer Hexensabbath von Geräuschen, die von Zeit zu Zeit von Grabesstille abgelöst wurden, bewies, daß er nicht fehlgegangen war.

Niemand beachtete sein Kommen, niemand fragte ihn, was er wünsche oder hier zu tun habe. Aber er begriff, daß er sich so unauffällig als möglich machen müsse, wenn er Helen und ihren Arbeitgeber in ungestörter Ruhe studieren wollte. Darum hielt er sich am Rande des Platzes auf und versuchte von dort aus sich einen Begriff davon zu machen, was eigentlich vorging.

Auf einer niedrigen Estrade in der Mitte des Platzes stand der Mann mit dem beduinengelben Gesicht und den schweren Augenlidern. Durch ein Megaphon lenkte er die Bewegungen einer kleinen Armee von Männern in Tierhäuten und Fellmützen. Von Helen war keine Spur zu entdecken, und nach einer Weile schlenderte Benda weiter. Da erhob sich eine Stadt vor ihm, eine Stadt aus Zelten, mit Pallisaden und Holztürmen und schreckeneinflößenden Marterwerkzeugen vor den Toren. Offenbar Attilas Hauptquartier. War sonst noch etwas zu sehen?

Ja — als er zum Fluß hinunterblickte, gewahrte er, daß auch dieser in dem Film vom Hunnenkönig mitspielen sollte. An dieser Stelle teilte er sich in mehrere Arme, einen größeren und einige kleinere, durch niedrige Inseln getrennt. In dem engen Arm, der dem Aufnahmeplatz zunächst lag, bauten die Arbeiter gerade einen Damm, der schon fast fertig war. Das Wasser hatte das Strombett verlassen, Schilf und andere Wasserpflanzen hingen, ihres Elementes beraubt, schlaff herab. Benda trat näher heran und fragte, was hier vor sich gehe.

Der Mann, der die Arbeit überwachte, hatte eine ungewöhnlich niedrige Stirn unter dichtem, schwarzem Maulwurfshaar und trug eine schildpattgefaßte Brille. Er warf Benda einen prüfenden Blick zu und fragte dann in unangenehmem Ton, was er hier zu schaffen habe? Er würde ihm raten, zu verschwinden, sonst —

Er ergänzte den Satz durch eine Grimasse seines glattrasierten Gesichtes. Benda zog sich die Böschung hinauf zurück, ärgerlich über sich selbst. Da er wußte, was für ein Film das war, mußte es ihm doch klar sein, was diese Stauarbeit bedeutete:

Es war natürlich die Vorbereitung für die Schlußszene — Attilas Begräbnis. Denn wie hatten ihn doch seine wilden Scharen der ewigen Ruhe übergeben? Indem sie einen Fluß stauten, in seinem Bett ein Grab schaufelten, alle ihre Kostbarkeiten hineinwarfen und dann das Wasser des Flusses wieder darüber leiteten. Die Vorbereitungen zu einer solchen Szene hatte er soeben beobachtet und —

Er hielt plötzlich in seinem Gedankengang inne. Wo hatte er doch ganz ähnliche Szenen gesehen?

Die Antwort ergab sich von selbst. Auf einer Filmspule, die er augenblicklich in seiner Tasche hatte. Und was war die Geschichte dieser Filmspule? Sie war ihm unter eigentümlichen Umständen gestohlen und dann wieder zurückerstattet worden. Und wer hatte sie gestohlen? Derselbe Mann, wie Helen behauptete, der die Idee zu dem Film gegeben hatte, der hier gedreht wurde! Derselbe Mann, der jetzt verschwunden war, ohne daß jemand ahnte, wie oder warum! War das eigentümlich oder nicht? Nur eines war noch ebenso sonderbar: das war Helens Berufswechsel! Das war allerdings nicht ganz so sonderbar, wenn man sich klar machte, daß dieser Filmregisseur in sie verliebt war und daß sie —

Er wurde aus seinen Grübeleien dadurch gerissen, daß der Arbeitsleiter ein wütendes Gesicht über den Rand der Rasenmatte steckte, auf der er saß.

„Wenn Sie sich aber jetzt nicht augenblicklich packen —"

Er beeilte sich, es zu tun. Als er, in Gedanken versunken, zu seinem Ausgangspunkt zurückkam, stand Mr. Bird nicht mehr auf seiner Estrade. Übrigens war auch die Estrade selbst fort. Sie stand nunmehr vor dem Eingang der Zeltstadt. Eine kanonenähnliche Kameramündung war auf diesen Eingang gerichtet. Schräg über der Kamera, aber für diese unsichtbar, schwebte ein Mikrophon an seinem Galgen. Elektrische Kabel ringelten sich wie schwarze Schlangen über den Boden. Die Traumfabrik wartete nur darauf, daß die Arbeitspfeife ertönte, dann konnte die Arbeit beginnen.

„Achtung!" rief eine Stimme. „Ruhe! Wir proben!"

Allmählich erschienen die Hauptdarsteller des Dramas. Es dauerte geraume Zeit, bis Benda in dem in Felle gekleideten Mann, der mit einem rothaarigen jungen Weib vor sich auf dem Sattel hereingaloppierte, Mr. Bird erkannte. Aber nachdem er den Regisseur in seiner ungewöhnlichen Tracht eingehend geprüft hatte, mußte Benda sich gestehen, daß man sich keinen besseren Darsteller für den gefürchteten Hunnenkönig denken konnte. Seine Augen unter den schrägen Brauen brannten mit lauernder Glut, die wirklich den Eindruck asiatischer Grausamkeit hervorrief; seine Zähne schienen bereit, einem Feind die Kehle zu durchbeißen, wenn das Schwert versagen sollte. Die Gestalt ließ an einen sprungbereiten Tiger denken. Helen war nicht weniger eindrucksvoll in ihrer altgermanischen Tracht mit dem auf die Schulter fallenden roten Haar und den Geschmeiden aus Silber und Bernstein. Ein Raunen ging durch den Zuschauerkreis.

Der Inhalt der Szene, soweit Benda ihn erfassen konnte, war, daß Attila, nach seinem neuen Glück fiebernd, seinem Heer mit Ildico auf dem Sattel vorausgestürmt war — eine banale Idee vielleicht und mehr auf das Kinopublikum als auf Geschichtsschreiber berechnet. Aber so wie sie ausgeführt wurde, war nichts daran auszusetzen! Die wilde Ungeduld, die aus diesem Attila sprach, wirkte völlig natürlich. Die Geste, mit der er die Hand ausstreckte und ihr die erschreckenden Folterwerkzeuge vor den Toren seiner Hauptstadt zeigte, wirkte nichts weniger als theatralisch. Und der Ausdruck, mit dem sie von ihm auf die Galgen und Marterwerkzeuge starrte, war so echt in seinem Gemisch von Grauen und Benommenheit, daß man stutzte. Sie schien wirklich zu glauben, daß der Mann, der sie in seinen Armen hielt, König Huldins Sohn, die Gottesgeißel war. Er sah fragend von ihr auf jene Marterwerkzeuge, mit einem Ausdruck, als überlegte er, was er lieber wolle, sie besitzen oder sie foltern...

Die Szene wurde ein ums andre Mal wiederholt. Eugen Benda spürte ein zunehmendes Unbehagen, das er sich selbst kaum erklären konnte, bis es ihm plötzlich aufging, daß dieses Unbehagen nur auf Eifersucht beruhen konnte. Im selben Augenblick verwarf er den Gedanken wieder. Eifersucht — lächerlich! Was bedeutete sie für ihn? Wie war sie ihm erst noch gestern begegnet? Und wie in Athen? Von ihm aus konnte sie Star werden, wo und bei wem sie wollte — das ging ihn gar nichts an, das interessierte ihn nicht für eine griechische Drachme! Noch einmal kam Attila mit ihr auf dem Sattel herangestürmt. Benda fand die Szene einfach widerlich, drehte sich auf dem Absatz herum und ging. Eifersüchtig? Schon der Gedanke an Eifersucht war zum Lachen!

Erst als er sich so weit entfernt hatte, daß er nichts mehr von der Aufnahme hörte, fiel ihm ein Umstand auf: dieser Film wurde in einer Umgebung aufgenom-


Leicht und lustig
der TRACHTENSCHUH
MARKE SALAMANDER
Sandfarbe mit Grün
MODELL SALAMANDER
Grün mit Elfenbein
MODELL SALAMANDER
Blau mit Rot oder Blau mit Grau
MODELL SALAMANDER
Beige mit Braun
MODELL SALAMANDER
Schwarz mit Rot
MODELL SALAMANDER
Grün mit Rostbraun
MODELL SALAMANDER

men, die er bis aufs I-Tüpfelchen von einem anderen Film her kannte — von der Spule, die er in seiner Tasche hatte! Die Landschaft war dieselbe, die Einzelheiten dieser Landschaft waren dieselben. Er zog die vergilbte Spule aus der Tasche — ja, alles stimmte. Aber dann mußte doch — —

Der Nachmittag verstrich, ohne daß er es merkte. Er dachte und dachte, ohne es weiter zu bringen als zu unklaren Vermutungen, die er weder glauben noch verwerfen mochte. Das einzige klare Ergebnis seines Nachdenkens war, daß Helen von ihm aus mit wem immer auf dem Sattel entführt werden konnte!

Das Schweigen, das sich über die Umgebung gelegt hatte, weckte ihn aus seinen Gedanken. Er schien allein zu sein. Die Sonne sank. Es waren fünfzig Kilometer bis Szeged, also höchste Zeit, daß er sich auf den Weg machte, wenn er in einem Bett schlafen wollte! Und dennoch zögerte er, diesen Ort zu verlassen, an dem sich so eigentümliche Dinge zutrugen.

Plötzlich drang ein Laut an sein Ohr. Er kam nicht vom Aufnahmeplatz, der jetzt ganz verlassen dalag. Er kam vom Flußufer. Sollte man die Arbeit dort fortsetzen? Er warf einen Blick um sich und faßte einen raschen Entschluß. Hier gingen Dinge vor, die wichtiger zu sein schienen als der Schlaf einer Nacht! Er war fest entschlossen, sie zu erforschen.

Er wartete, bis es ganz dunkel geworden war, dann schlich er sich näher an die Stelle heran, von der die Geräusche kamen. Ganz gewiß war es dieselbe Stelle, von der man ihn ohne viel Federlesens vertrieben hatte. Auf Händen und Knien kriechend, pirschte er sich an den Punkt heran, von dem die Geräusche ausgingen. Auf halbem Wege merkte er, daß nicht nur Laute von dort kamen, er konnte auch einen matten Lichtschimmer sehen. Plötzlich erlosch dieser, und auch die Geräusche verstummten. Rasch legte sich Benda der Länge nach auf den Boden; vielleicht hatte man ihn trotz aller Vorsicht gehört. Allmählich flammten die Lichter wieder auf. Er wartete ein Weilchen und wollte dann weiterkriechen, als ein neuer Laut ihn zusammenzucken ließ. Aber er kam nicht aus derselben Richtung wie die anderen Geräusche — er kam von hinten! In seiner Verblüffung richtete er sich halb auf, um zu sehen, was das sein mochte. Im selben Augenblick hörte er eine Stimme seinen Namen flüstern. Zu sagen, daß sein Herz still stand, wäre zu viel gewesen — aber daß es nicht weit davon entfernt war, zu stocken, ist Tatsache.

„Benda! Niederlegen! Man kann Sie sehen!"

Und da er der Aufforderung nicht rasch genug nachkam, fühlte er, wie eine Hand sanft, aber unerbittlich seinen Arm umklammerte und ihn zu Boden zwang. Eine Erinnerung suchte sich aus seinem Unterbewußtsein heraufzuarbeiten: die Stimme! Diese Stimme glaubte er zu kennen! Aber das nächtliche Dunkel war undurchdringlich.

„Sagen Sie, wer Sie sind!" flüsterte er. „Sonst —"

„Wer ich bin? Gut Freund!" antwortete die Stimme, und er hörte, daß sie einen spöttischen Klang hatte. Wer hatte sich doch vor einiger Zeit auf dem Syntagmaplatz in Athen seinen Freund genannt?

„Sie!" murmelte er. „Was machen Sie hier? Ich glaubte, Sie wären verschwunden!"

„Bin ich auch", antwortete die Stimme mit demselben spöttischen Ton. „Aber wenn ich verschwinde, dann nie im Ernst — wenn es auch diesmal beinahe ernst geworden wäre!"

„Aber was machen Sie hier?"

„Das werden Sie zur gegebenen Zeit erfahren", antwortete die Stimme aus dem Dunkel.

„Aber — aber Sie stecken doch hinter dieser ganzen Filmaufnahme! Helen hat es mir gesagt! Was ist der Zweck der Übung?"

„Ich habe gesagt: zur gegebenen Zeit!" mahnte die Stimme.

Benda mußte an etwas anderes denken.

„Sie sind mein Feind!" sagte er erregt. „Überall stoße ich auf Sie, überall stellen Sie sich mir in den Weg! Erst kürzlich hat es sich herausgestellt, daß Sie mich mit Hilfe des Hotelbesitzers Simonides von der Fremdlingsherberge des Schlummers hierhergelockt haben! Er hat mir das Geld für die Reise gegeben und einen Brief, in dem stand, daß eine Zukunftsstellung mich erwartete! Und als ich herkam —"

„Ich bin nicht Ihr Feind! Und ich verspreche Ihnen, daß Sie Ihre Reise nicht zu bereuen haben werden!"

„Welche Garantie habe ich, daß Sie nicht lügen?"

„Sehen Sie sich um", bat die Stimme, „und sagen Sie mir, was Sie sehen!"

Ein schmaler Lichtstrahl wurde plötzlich aus der Dunkelheit geboren und fiel, von Philipp Collins Hand dirigiert, auf einen bestimmten Punkt. Benda sah etwas, das ihn noch mit größerem Staunen erfüllte als alles, was er bisher gesehen hatte: drei Meter von ihnen entfernt lagen zwei Männer in Uniform ausgestreckt im Grase. Wenn sein Auge ihn nicht täuschte, trugen sie ungarische Gendarmerieuniformen! Er fing das Leuchten von Zähnen auf, die sich in einem freundlichen Lächeln zeigten, dann erlosch die Taschenlampe.

„Ich verstehe gar nichts! Ich verstehe weniger als gar nichts!"

„Ich habe Ihnen die Erklärung zur gegebenen Zeit versprochen! Wären Sie in Athen aufrichtig gegen mich gewesen..."

„Aber was machen wir hier?"

„Wir warten, daß die Nacht zu Ende geht", war die Antwort, „und während wir das tun, hindert Sie nichts, daß Sie sich schlafen legen!"

Benda knurrte etwas zurück, wie daß er lieber sterben wolle. Aber die Stunden gingen langsam, nichts geschah, als daß der Professor und seine beiden Begleiter in regelmäßigen Zwischenräumen durch die Dunkelheit nach einem Punkte auslugten, von wo man noch immer leise Geräusche hörte. Nach einiger Zeit überwältigte ihn die Müdigkeit, und er schlummerte ein. Als er erwachte, war die Nacht so gut wie vorbei, das erste gespenstische Licht der Morgendämmerung schwebte um das Gestrüpp an der Uferböschung; in einiger Entfernung tauchte Attilas Holzstadt aus den Nebeln auf.

Benda dehnte zitternd seine Glieder. Der Professor, dessen Gesicht er erst jetzt erkennen konnte, lächelte ihm freundlich zu und reichte ihm eine Flasche mit Kognak. Man konnte nicht gerade behaupten, daß er wie ein Schurke aussah.

„Die Nachtwache ist vorbei", sagte er. „Nichts zu berichten!"

„Nichts zu berichten?" wiederholte Benda mechanisch. Er konnte sich nur schwer davon überzeugen, daß er nicht irgendeinen unwahrscheinlichen Traum weiterträumte.

„Nichts anderes, als daß die Luft rein ist! Und das ist ja ein sehr erfreulicher Gedanke!"

„Und was sollen wir tun, da die Luft rein ist?" fragte Benda verständnislos.

„Gar nichts", erwiderte der Professor. „Aber der Abwechslung halber werden wir es woanders tun!"

Er stand auf und winkte Benda, mitzukommen. Die beiden Gendarmen folgten ihnen auf dem Fuße. Benda sprach sie auf ungarisch an, aber sie schüttelten nur die Köpfe und deuteten auf den Professor.

„Ach, wenn ich so ungarisch sprechen könnte wie Sie!" seufzte Herr Collin. „Dann hätte sich alles erheblich leichter ordnen lassen!"

„Sie scheinen es auch ohne Kenntnis der magyarischen Sprache vortrefflich genug geordnet zu haben!" murrte Benda.

Der Professor wählte einen neuen Lagerplatz, von wo sie freien Ausblick hatten, ohne daß sie selbst gesehen wurden. Aus einem kleinen Paket bot er Wurst, Käse und Brot an und ließ die Schnapsflasche herumgehen. Während man diese schlichte Mahlzeit einnahm, ging die Sonne hinter der Theiß auf. Schon vor sechs rollten die ersten Autos mit dem technischen Personal heran, dann kamen in rascher Folge die anderen, und bereits um sieben Uhr waren die Aufnahmen in vollem Gange. Der Professor untersuchte von Zeit zu Zeit durch seinen Feldstecher die Zufahrtsstraße, aber erst gegen neun Uhr deutete er durch eine Geste an, daß die Zeit zu handeln gekommen sei. Benda bemühte sich umsonst zu erraten, worin dieses Handeln bestehen sollte. Er suchte sich vergeblich einzureden, daß der Professor etwas anderes sei als ein Illusionist, der ihm blauen Dunst vormachte, dessen Illusionsnummer aber versagen mußte, sobald sie mit der Wirklichkeit in Berührung kam.

Gerade als sie zu dem Platz kamen, wo die Autos parkten, rollte ein Motorrad mit einem vermummten Fahrer heran. Der Professor grüßte ihn mit einer Verbeugung, und die Gendarmen standen „habt acht". Er und Herr Collin wechselten ein paar Worte.

„Alles, worum ich Sie bitte, Herr Polizeikommissar", hörte Benda den Professor sagen, „ist, daß Sie dem Platz in meiner Gesellschaft einen Besuch abstatten! Alles übrige übernehme ich!"

Der Kommissar hatte Kappe und Brille abgenommen.

„Ein so bescheidenes Verlangen", sagte er lächelnd, kann natürlich nur auf eine Art beantwortet werden. Bitte zeigen Sie den Weg, Herr Professor!"

Der Platz vor Attilas Stadt war leer. Aber von der anderen Seite der Holzmauer drang ein verworrenes Gemurmel, das rhythmisch anstieg und fiel. Philipp und sein Begleiter traten durch das Tor der Palisade und sahen sich um. Benda glaubte nie etwas Grotesteres gesehen zu haben. Männer in braunen und blauen Overalls liefen zwischen Zelten aus roh gegerbten Häuten hin und her. Zwischen ihnen standen Scharen anderer Männer mit geschminkten Gesichtern, die sie verständnislos anstarrten, während sie elektrische Kabel ordneten und eigentümlich geformte Apparate aufstellten. Die Szene, die jetzt gedreht wurde, spielte im Zentrum der Zeltstadt, in dem Holzhaus, wo Attilas Vermählung gefeiert werden sollte. Eine Frage, die Philipp einem der technischen Mitarbeiter stellte, bekräftigte, daß eben diese Hochzeit jetzt stattfinden sollte. Der Mann, der die Auskunft gegeben, schien sie im selben Augenblick auch schon zu bereuen.

„Wer sind Sie?" fragte er in breitestem Weststaatenamerikanisch. „Und was haben Sie hier zu tun?"

„Wir kommen von der ungarischen Zensur!" antwortete Philipp barsch. „Hierzulande dürfen keine zweideutigen Bilder aufgenommen werden. Wir haben den Auftrag, uns zu überzeugen, daß alles mit rechten Dingen vor sich geht."

Er wies mit einer bedeutungsvollen Geste auf die Uniform der Gendarmen, und der Elektriker, der lange genug in Europa gewesen war, um zu wissen, daß ein Staat in diesem Weltteil viele Aufgaben hat, die man westlich von der Freiheitsstatue nicht kennt, griff sich mit einer linkischen Bewegung an die Mütze und machte Platz.

„Hier durch, Sir!" sagte er, „aber in dieser Scheune werden Sie schon nichts Pikantes zu sehen bekommen, oh no, Sir!"

Philipp drückte warnend den Arm des Kommissars, der von diesem seltsamen Dialog äußerst betroffen schien, und es gelang ihnen, eine Schwelle zu überschreiten, auf der viele Menschen sich drängten. Nun standen sie in der Halle des Hunnenkönigs. Mochte sie vor fünfzehnhundert Jahren einen seltsamen Anblick gewährt haben, so war dies heute wahrlich nicht weniger der Fall.

Ein rechteckiges Gemach, dessen schräge Decke von grotesk geschnitzten Holzsäulen getragen wurde, war fast seiner ganzen Länge nach von Trinktischen und Bänken ausgefüllt. An einem Ende befand sich eine Estrade, die Platz für zwei Personen bot. Auf diese Estrade waren die Scheinwerfer gerichtet, auf sie waren die Kameras eingestellt, und über ihr hing ein Mikrophon. Unten saßen die Gäste an den Tischen, und wenn diese Gäste schon zur Zeit des wirklichen Attila eine eigentümliche Gesellschaft gewesen waren, so ließen ihre Darsteller sich auch nicht spotten. Man sah berauschte Hunnenhäuptlinge, einige in Felle gehüllt, andere in Seidenstoffe, die Beute irgendeines Plünderungszuges nach China oder Indien waren. Man sah Mönche mit Tonsur, die gekommen waren, um jene wilden Söhne des Ostens zu bekehren, und die nun schreckgelähmt ihre Umgebung betrachteten. Man sah Römer mit gebieterischem Profil. Man sah Hellenen, auf der Flucht vor der Kultur hier gelandet, aus deren Augen Skepsis und blasierter Lebensüberdruß sprach. Man sah Gaukler und Musikanten, Zwerge und bucklige Hofnarren.

„Das macht aber alles einen ganz korrekten Eindruck", murmelte der Polizeikommissar, und Philipp antwortete:

„Es ist auch vollkommen korrekt. Ich selbst habe ja die genauen Szenenanweisungen geschrieben!"

„Das ist etwas anderes", meinte der Kommissar lächelnd. „Sie sind also Spezialist für Attila und seine Epoche?"

„Ich habe mich in letzter Zeit ein bißchen mit ihm beschäftigt. Alle Einzelheiten, die Sie hier sehen, stehen in der Reisebeschreibung des Konstantinopolitaners Prisco und anderen zeitgenössischen Dokumenten beschrieben."

Ein schriller Ruf drang aus dem anderen Ende des Saales:

„Probe von 89! Sie, Mr. Bird!"

Der Regisseur hatte dem jungen Benda immer den Eindruck einer überspannten Natur gemacht, aber noch nie hatte er ihn in einem solchen Zustand gesehen wie heute. Seine Augen leuchteten wie unter dem Einfluß eines Rausches, er schien nur mit Mühe seine Glieder beherrschen zu können. Bei den Worten des Aufnahmeleiters wandte er sich langsam von dem jungen Weib an seiner Seite ab und den Gästen im Saale zu. Er ließ den Blick von ihr zu ihnen wandern. Plötzlich richtete er sich auf seinem Thronsessel auf, und mit einem Ausdruck dämonischen Siegesstolzes rief er:

„Ihr, die Ihr Euch hier versammelt habt! Ihr saht meine Hoffnung auf den Sieg über das Abendland zuschanden werden! Ihr saht meine Hoffnung auf Honoria zerstieben! Aber an meiner Seite sitzt Ildico, Germaniens schönste Tochter. Kann ich das Abendland nicht anders erobern, so will ich es in ihr besitzen! Sie ist mein! Mein!"

(Fortsetzung folgt)



Zum guten Buch
die gute Mokri
Es gibt keine angenehmere Art der Konzentration. Spannende Handlung, gute Gedanken - und dazu das süß-milde Aroma der MOKRI - - wirklich ein Genuß!
LANDE MOKRI
mit Strophan - und ohne Mundstück
LANDE-SPEZIALITÄT
LANDE MOKRI SUPERB
W. LANDE G.M.B.H. DRESDEN
MOKRI SUPERB
3 1/3
HANNOVER
M 9/36

HERBERT KOCH:

Gespensterkegeln

Es war eine wilde Nacht, als der Schmiedegeselle Bernd Bovensiepen durch die Herrlichkeit Lembeck zog. Über den pechschwarzen Himmel war ein Gewitter hochgekommen, und hatte es die erste Zeit nur geblitzt und gedonnert, daß man meinen konnte, der jüngste Tag sei angebrochen, so hatte sich jetzt der Pladderregen eingefunden. Es goß und rauschte und klatschte wie mit Eimern aus der Finsternis heraus. Der Sturmwind schlug dem Wanderer den Regen in die dünne Jacke, und der Schlamm auf der Landstraße wurde so dick, daß der Schmiedegeselle Mühe hatte, weiterzukommen. Dabei konnte er die Hand nicht mehr vor Augen sehen, und er schalt sich einen Narren, daß er nicht in der Herberge in Dorsten geblieben war, anstatt hier durch die Gewitternacht zu laufen und sich durchregnen zu lassen wie einen Hund, den man von Haus und Hof gejagt hatte. Wenn nur irgendwo ein schützendes Dach zu finden wäre, eine Scheune oder ein Bauernhof, daß man seine Bleibe fände und nicht noch obendrein Angst zu haben brauchte, daß der Gottseibeiuns mit sieben geschwänzten Teufeln und Schwefelgestank und Modergeruch in die Quere käme, einem ehrlichen westfälischen Schmiedegesellen das Genick umzudrehen in dieser fürchterlichen Nacht.

So dachte der Schmiedegeselle Bernd Bovensiepen. Da tat es einen fürchterlichen Donnerschlag, daß er fast umgefallen wäre, und wie er so stolperte und sich wieder aufrichten wollte, da merkte er, wie der Boden unter ihm nachgab, und ehe er sich versah, da lag er in einem Graben voll Fallaub und Schlamm. und als er gerade fluchen wollte ob seines Ungeschicks, da faßte er an Mauerwerk und dachte, daß er nun aus seiner Unbill heraus wäre; denn wo eine Mauer ist, da ist auch wahrscheinlich ein Dach. So tastete er sich in der Dunkelheit an der Mauer entlang, bis er plötzlich an ein Tor kam. Das Tor ließ sich leicht öffnen, dann lachte ihm das Herz im Leibe, denn vor ihm flackerte ein Lämpchen über einer Haustür. Ein Gebäude war da, und Bernd Bovensiepen dachte sich, daß es eine einsame Fuhrmannskneipe sei, die er gefunden habe; und wenn er auch nur noch ein paar Pfennige Kölnisch Geld in der Tasche hatte, zu einem Schoppen Branntwein und einer Lagerstatt würde es noch langen. Morgen abend war er bei seiner Tante in Münster, dann war er aller Sorgen ledig.

Er hörte laute Stimmen aus dem Haus, doch als er in den Schankraum trat, da wunderte er sich, daß er keinen Menschen antraf. Es mußte wohl eine sehr alte Kneipe sein, denn die Balken waren krumm und niedrig und eine einzige elende Funzel brannte am Tresen. In allen Ecken und Kanten hatten die Spinnen ihr Gewebe gezogen. Es war verflucht ungemütlich und unheimlich in der elenden Bude. Das war ihm aber jetzt gleichgültig. Er war froh, aus dem Sturm und dem Regen heraus zu sein. Mit seinem Knotenstock schlug er gegen den Schanktisch. Er erschrak, wie hohl und leer der Ton durch den Raum klang. Aber als er fester schlug, da kam aus einem Nebenzimmer ein feister Wirt mit schwammigen Zügen und einem mürrischen Gesicht, und Bernd Bovensiepen dachte schon, daß er sich auf einige Unfreundlichkeiten gefaßt machen müsse. Der Wirt war jedoch sofort wie umgewandelt, liebedienerte ihn auf einen Stuhl unter der Funzel, fragte nach seinem Begehr, nahm ihm Hut und Stock ab, so daß der Schmiedegeselle sich vorkam wie ein feiner Herr und mit Schrecken an seine wenigen Stüber dachte. Bernd Bovensiepen bestellte sich ein Glas Branntwein und fragte sofort, ob er für die Nacht ein Unterkommen haben könnte. Der Wirt meinte, darüber ließe sich reden, goß ihm ein Schnapsglas voll, das eine Größe hatte wie ein rheinischer Humpen, redete noch allerhand von dem Wetter und von den schlechten Zeiten und von diesem und jenem, und daß er sich zunächst einmal stärken solle nach dem langen und nassen Weg, den er vermutlich gehabt habe. Wo er her komme, und wo er hin wolle, und was er für ein Gewerbe betriebe? Bernd Bovensiepen hielt es für richtiger, sich zunächst einmal nach dem Preis seines Branntweins zu erkundigen, als der Wirt ihm aber eine lächerlich geringe Summe nannte, da fiel es ihm wie ein Stein vom Herzen, und er dachte sich, daß die Herrlichkeit Lembeck ihren Namen zu Recht trüge, und daß er sich noch ein paar Gläser genehmigen könnte. Zu einem Stück Brot und einem Stück Wurst würde es auch noch langen.

Aus der Nebenstube ertönten plötzlich wieder Stimmen, der Wirt entschuldigte sich und verschwand, und als Bernd Bovensiepen sich so richtig in seinem Stuhl streckte und reckte und meinte, zum richtigen Wohlergehen fehlten nur noch ein paar trockene Kleider, da fiel ihm das Gekrächz und Gekreische aus der Gaststube auf, das höhnische Lachen und das dröhnende Sprechen Er dachte sich, daß es wohl eine ausgelassene und fröhliche Gesellschaft sei, die da ein Trinkgelage veranstalte, was ja auch weiter kein Wunder sei, bei den billigen Forderungen, die der Wirt stellte. Ihn sollte es weiter nicht stören, wenn sie hier die Nacht zum Tage machten. Er hörte auf den Sturmwind draußen und auf das Klatschen des Regens, der immer noch in derselben Stärke vom Himmel prasselte, trank an seinem Schnaps, der ihm vortrefflich mundete, und freute sich darauf, daß morgen abend die Reise ein Ende haben würde.

Da kam der Wirt in den Schankraum zurück, und nachdem er wieder einige überflüssige Worte verloren hatte, fragte er den Schmiedegesellen, ob er mit Glücksgütern reichlich gesegnet sei, oder ob er Wert darauf lege, einen Batzen Geld zu verdienen? Bernd Bovensiepen dachte, einen ganz gehörigen Griff getan zu haben, als er diese Kneipe gefunden hatte, vor Arbeit war er noch nie bange gewesen, und was wollte er mehr? Jetzt würde er seinen Branntwein und seine Lagerstatt und sein Butterbrot auch noch verdienen können, so daß sich der morgige Tag noch besser anlassen würde, als er gedacht hatte, und er sagte dem Wirt,

daß er selbstverständlich damit einverstanden wäre, aber wie die Arbeit denn aussehen solle?

Nebenan wäre eine vornehme und reiche Gesellschaft, sagte der Wirt, die regelmäßig an diesem Wochentag hier zusammenkäme, um die Kegeln zu schieben, und sich daran ergötze, die Pinne umzuwerfen. Aber der Kegeljunge sei ausgeblieben, wohl wahrscheinlich wegen des miserablen Wetters, und er hätte niemanden im Haus, der einspringen könnte. Er täte ihm einen großen Gefallen, wenn er Kegeljunge spielen würde diesen Abend. Sein Schade solle es nicht sein, und die Herren ließen gewöhnlich einen großen Batzen springen.

„Wenn's nicht mehr ist", sagte Bernd Bovensiepen und stand auf, „das will ich wohl gern machen." Der Wirt führte ihn in das Nebenzimmer; da saßen um einen langen Tisch lauter seltsame Gestalten, sie lachten und schrien und hatten große Humpen vor sich stehen; als er aber seinen „Guten Abend" bot, da sahen sie ihn an, und Bernd Bovensiepen vermeinte, noch nie so merkwürdige Gesichter gesehen zu haben. Es waren da welche, die hatten dicke Köpfe und lange Schnauzbärte im Gesicht, andere waren blaß und hager, und ihre Kleidung war noch mehr verschieden; die einen hatten Pluderhosen an und geschlitzte Joppen, die anderen ein Barett auf dem Kopf mit einer Feder daran, eine Krause um den Hals und noch mehr unsinniges Zeug, wie Bernd Bovensiepen es noch nie gesehen hatte. Aber Geld mußten sie haben, denn auf ihren Jacken baumelten dicke Ketten und goldene Medaillen, an den Fingern trugen sie Ringe mit blitzenden Steinen, und alle Schnallen waren verziert mit allem möglichen Tand.

„Das ist der Kegeljunge", sagte der Wirt plötzlich neben ihm, „der den Herren heute abend aushelfen will."

„Na, denn", brüllte die Gesellschaft los, „dann können wir ja endlich anfangen." Bernd Bovensiepen sah die lange Bahn hinunter und dachte, daß es ihn nichts anging, was der Herrgott für ein Volk hier herumlaufen ließ; wenn sie auch alle aussahen, als wenn sie mit des Teufels Schwiegermutter, als sie noch jung und schön war, einen Schottischen getanzt hätten, so würde er einen Batzen Geld dabei verdienen, und ein ehrliches Geschäft war es allemal Er ging also auf seinen Platz die Kegelbahn hinunter, suchte die Hölzer und die Kugeln zusammen und rief die Bahn entlang, welches Bild er aufstellen sollte. „Immer alle neun", rief ein breiter Mann, der vorne am Tisch saß und aussah wie ein Spaniole. Da hatte er ja allerhand aufzustellen, dachte Bernd Bovensiepen und machte sich fertig.

Die Burschen kegelten gut, die Kugeln sausten in die Pinne, daß Bernd Bovensiepen seine Knochen in acht nehmen mußte, und er hatte allerhand Arbeit, seine Bilder aufzustellen. Kaum standen die neun Kegeln, so kam von unten eine Kugel angespritzt, und die ganze Geschichte lag schon wieder zusammen Dabei erhob die Gesellschaft ein Gejohle und ein Geschrei; daß es seine Art hatte, und der dicke Wirt mußte Humpen an Humpen anschleppen, so soffen sie durch die Nacht und ohne Pause. Durch den Qualm aus ihren Tonpfeifen sah Bernd Bovensiepen, wie ihre Köpfe immer runder und geröteter wurden, und daß es eine ganz heillose Gesellschaft sei, für die er die Kegelpinne aufstellen mußte, so prahlten sie von Hängen und Halsabschneiden. Es würde Zeit, daß ihnen jemand einmal ins Gewissen redete, sonst gab er keinen Deut mehr für ihre Seligkeit. Er schwitzte bald aus allen Poren, und war er vor einer Stunde von außen naß geworden, so wurde er es jetzt von innen. Wenn er sich einmal verschnaufen wollte, so begannen sie einen Lärm und ein Geschimpfe, daß es ihm quer im Magen lag, aber er dachte an das Versprechen des Wirtes, und daß selbst die stärksten Männer einen solchen unsinnigen Betrieb auf die Dauer nicht aushalten würden.

Aber es wurde immer schlimmer. Der Tabaksqualm verdichtete sich, das Schreien und Fluchen wurde immer lauter und das Gesaufe wollte anscheinend überhaupt kein Ende nehmen. Und immer knallten sie die Kugel vor die Pinne, alle genau in die Gasse und mit einer Wucht, die er den Mageren und Dürren unter der Gesellschaft gar nicht zugetraut hatte. Er meinte, daß man doch eine große Meisterschaft erringen könne in der Kegelei. Sinnlos war ihm bloß das Spiel, das sie trieben, immer die Kugel in die Vollen zu jagen, hatte doch gar keinen Reiz und noch viel weniger einen Zweck.

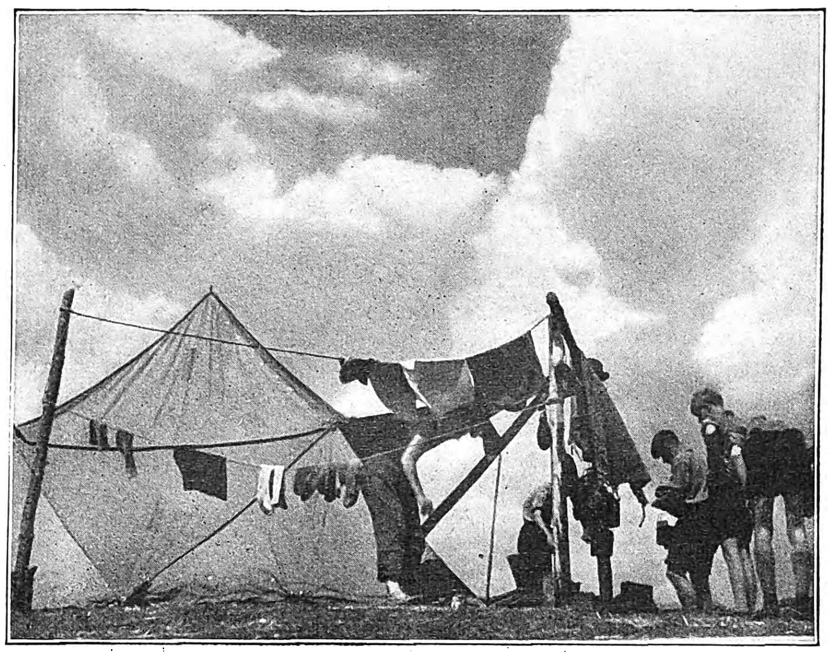
So mußte er sich sputen und schuften, daß es ihm schon bald über war und er sich nach seiner Ruhestatt sehnte. Immer noch hörte er den Regen klatschen und den Donner rollen, und fast wäre es ihm lieber gewesen, durch den Regen über die schlammige Landstraße zu laufen, als hier in der Stickluft einer anscheinend spinnigen Lästerbande Kegeljunge zu sein. Da hörte er plötzlich irgendwo eine Uhr schlagen, er zählte langsam mit — zehn — elf — zwölf! Mitternacht, — aber wie der letzte Schlag geschlagen hatte, da wurde der Lärm noch größer und der Krach noch schlimmer, und die Kugeln spritzten noch schärfer in die Pinne; aber wie er die Hölzer aufstellte, da wunderte er sich, wie diese immer leichter und schmaler und heller wurden und die Kugeln immer eckiger und kantiger, und wenn sie vorher mit harten Schlägen über die Bahn gekommen waren, so kollerten sie jetzt leer und hohl gegen die Pinne. Als er wieder einmal die Kegeln aufstellte, da bekam er einen furchtbaren Schreck, denn was er in der Hand hatte, war ein Knochen und als er eine Kugel in den Rücklauf warf, da war es ein Totenkopf, und die Haare standen ihm zu Berge, als plötzlich alle Pinne Knochen waren und die Bande mit Totenköpfen zwischen die Knochen warf Dazu wurde das Geschrei und das Toben immer wilder und fürchterlicher, und Bernd Bovensiepen meinte, daß es kein ehrliches Handwerk mehr sei, was er hier treibe, sondern daß er dem Beelzebub Beistand leiste. Als wieder ein Totenkopf die Bahn hinunterrollte und mit seinen leeren Augenhöhlen ihn angrinste und das Gebiß ihn anbleckte, als wollte es ihn verschlingen, da stellte er sich an die Wand und ließ Pinne und Kugeln, Knochen und Totenköpfe liegen, wo sie grade lagen.

Das Geschrei verstummte unten am Tisch. „Opstellen!", schrie einer aus der Gesellschaft. „Caramba, wirst du stellen auf!" schrie der Mann, der aussah wie ein Spanier.

„Ick dau nich mehr", sagte Bernd Bovensiepen.

Da wurde die Bande ganz wild Sie schimpfte und krakeelte, und als er sich standhaft weigerte, da sprang der Spanier auf und stampfte die Bahn herunter. „Wirrst du stellen auf, Hund verrdammter, oder ick schlagen dir tot!"

Bernd Bovensiepen meinte, daß es ihm jetzt ans Leder gehen werde, als der fette Spanier auf ihn zukam. Er sah sich nach einer Waffe um. Er hatte nichts aber er meinte, daß eine westfälische Schmiedemannsfaust immer noch gegen einen Spaniolen ankommen würde, und Angst hatte er in seinem Leben noch nicht ge-



kannt. Außerdem kam es ihm auf eine Schlägerei mehr oder weniger nicht an. Der Spanier hustete ihm seinen alkoholischen Atem ins Gesicht: „Caramba, wirrst du aufstellen oder nicht?"

Bernd Bovensiepen wurde trotzig: „Stell dine Pinne sülwst up, — ick dau nich mehr!" brüllte er ihn an.

Der Spanier holte zum Schlag aus, — nu geiht et loß, dachte Bernd Bovensiepen und wollte dem Spanier zuvorkommen. Aber so gut er gezielt hatte, sein Schlag ging mitten durch den Spanier durch, und die ganze Gesellschaft schlug ein Höllengelächter an; da merkte Bernd Bovensiepen, woran er war, und zu gleicher Zeit merkte er auch, daß der Spanier ihn jämmerlich verprügelte. Wie er sich auch wehrte, der fette Spaniol schien aus Luft zu sein, während er sich ducken und bücken mußte, um nicht ganz zu Schaden zu kommen, und immer mehr faßte ihn eine sinnlose Wut. Als er wieder einem Schlag ausweichen mußte, da sah er zu seinen Füßen einen Knochen liegen, er faßte ihn und schlug damit zu mit aller Kraft, die er aufbringen konnte Da schrie der Spanier auf, er spuckte Blut, und als Bernd Bovensiepen ihm noch einmal mit voller Wucht den Knochen auf den Däz sausen ließ, da sackte der Spaniole zusammen wie ein leerer Luftschlauch, rollte über die Bahn und blieb still liegen. In der Lästerbande gab es plötzlich einen wilden Tumult, die Brüder sprangen auf und stürzten von ihren Plätzen, aber ehe sie an der Tür waren, da warf Bernd Bovensiepen sich über sie und drosch mit seinem Knochen um sich, daß die Fetzen flogen. Aus dem Gelächter und Geprahle wurde ein Kreischen und Weheschreien, und die Bande flüchtete aus Fenster und Türen. Der letzte, den der Schmiedegeselle traf, war der dicke Wirt, der ins Zimmer gekommen war, um zu sehen, was denn eigentlich los sei. Und den Wirt traf er mitten ins Gesicht.

Da wurde es plötzlich anders um Bernd Bovensiepen, die Knochen sammelten sich, suchten sich zusammen, nahmen Formen an, und plötzlich standen eine ganze Reihe magerer, verhärmter Gestalten um ihn herum, die ihm die Hand schütteln wollten. „Wat is dat denn?", fragte der Schmiedegeselle erstaunt. „Wir danken dir", antwortete eine piepsige Stimme, „wir danken dir von Herzen. Die, für die du Kegeljunge gespielt hast, das waren die Wucherer und Leuteschinder und die Diener des Teufels gewesen, die hier in der Gegend gesessen haben seit allen Zeiten, und wir sind ihnen in die Krallen geraten und mußten ihnen dienen, bis sie eines Tages mit unseren eigenen Knochen gestraft würden. Das hast du heute abend getan, und wir danken dir von Herzen, und jetzt können wir endlich ruhig schlafen und brauchen nicht mehr jeden Montagabend für das Pack Kegel und Kugel zu sein."

Der Schmiedegeselle Bernd Bovensiepen stand starr. Das hatte er getan? Langsam verschwamm alles vor ihm, und als er sich über die Augen strich, da war es ihm, als wenn er wach würde. Plötzlich sah er den Vollmond am Himmel stehen und alle Sterne leuchten, und als er sich umsah, da saß er auf seiner Kirchhofbank, um ihn herum lagen die Gräber und standen die Kreuze, er sah die Mauer vor sich, die er in der Finsternis gefunden hatte, und durch das offene Tor leuchteten die Pfützen der Landstraße. Er untersuchte sich überall, fand seine wenigen Pfennige Kölnisch Geid und schüttelte den Kopf. Nachdem er sich wieder auf den Weg gemacht hatte, mußte er noch immer den Kopf schütteln.

„Das hat man davon", dachte er, „Schnaps habe ich getrunken, und einen ganzen Batzen Geld wollte ich verdienen. Statt dessen muß man sich mit Gespenstern herumschlagen, und zuletzt hat man nur auf einer Kirchhofbank im Mondschein geschlafen."

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Ultrakurzwellen trocknen Holz!

Verschiedene Versuche zeigten, daß man durch Ultrakurzwellen von 5—6 Meter Wellenlänge ganz ausgezeichnet Holz trocknen kann. Bei einem solchen Trocknen wird die Wärme gleichmäßig zugeführt, die inneren Schichten des Holzes sind wärmer als die äußeren. So wird eine oberflächliche Trocknung vermieden, und das Holz wirft sich weniger als bei Lufttrocknung. Die Versuche haben außerdem gezeigt, daß man für die gleiche Holztrocknung statt 25—40 Tage nur 30 Minuten braucht.

Auch Seifen haben Vitamine!

Nach einem englischen Patent von J. Wearham können auch Seifen Vitamine enthalten. Man setzt ihnen das sogenannte Ergosterin zu — eine chemische Verbindung, die auch in der Milch und in der menschlichen Haut enthalten ist —, das nach Bestrahlung mit ultraviolettem Licht in Vitamin D übergeht. Die so erhaltenen Seifen sollen beim Waschen auf die Haut eine sehr günstige Wirkung ausüben.

Ist die Glühbirne „luftleer"?

Nach Berechnungen des Nobelpreisträgers Prof. Irving Langmuir sind in einer gewöhnlichen Glühbirne von 12 Zentimeter Durchmesser bei normalem atmosphärischen Druck etwa 25 Sextillionen Luftmoleküle enthalten. Könnte jedes Luftmolekül auf magische Weise in einen Wassertropfen verwandelt werden, so würde die Gesamtheit der Tropfen einen 150 Meter tiefen See von der Flächengröße der Vereinigten Staaten ergeben.

Trotz der mit Hilfe der besten Luftpumpen erreichten „Luftleere" in den Glühbirnen sollen diese doch noch 250 Millionen Luftmoleküle enthalten. Umgerechnet in Wassertropfen würden diese einen Tennisplatz 1,5 Millimeter hoch bedecken.

Eisblöcke ersetzen Hebezeuge.

Verschiedentlich wurden in Amerika neue Verfahren mit Eisblöcken angewendet, um schwere Platten oder dicke Rohrleitungen zu verschieben. Man legte die Eisblöcke unter diese Gegenstände, die sich sonst schlecht mit Winden auf ihre Unterlagen setzen lassen. Nach dem Wegtauen des Eises lagen die Platten erschütterungsfrei an dem gewünschten Ort. Auf diese Weise wurden z. B. auch bei einer Brücke in Kalifornien die Träger auf ihre Auflage gesenkt. Man schob die Eisblöcke unter die Träger, und einen Tag später ruhten diese in richtiger Stellung auf ihren Widerlagern.

HANS DOMEYER:

Der Schuß im Walde

Wenn man, von Diebensthal kommend, zehn Minuten durch den Wald pirschte, der das Dorf mit seinen dunklen, hochstämmigen Tannen und Kiefern fest umklammerte, stieß man mit der Nase fast auf ein kleines Gehöft, das mit seinen spitzen Giebeln, inmitten einer Wiese wie ein verlassener Vorposten anmutend, gen Himmel lugte.

Traulich schimmerten die Herden der Sterne durch die nächtlichen Wolken, sorgsam bewacht vom ewig lächelnden Schäfer Mond.

Leise wisperten Bäume und Gräser und flüsterten sich Märchen in die gespitzten Ohren. Süß schlummerten die Blumen, vom Wind sanft gewiegt.

Nur drinnen im Gehöft, da polterten alle bösen Geister der Hölle. Wenigstens konnte man das annehmen, denn der Mordsspektakel entsprach just den Vorstellungen, die man sich von der Hölle machte.

Kindstaufe wurde dort gefeiert, die Taufe Peter Kreinsens, des Wiesenbauern kräftigen Stammhalters.

Das bei derartigen Gelegenheiten übliche Gelage hatte seinen Höhepunkt erreicht. Eben erzählte Onkel Jochen mit heldischer Gebärde von seinen ruhmreichen Abenteuern in allen Ländern der Erde, als der Wiesenbauer schreckensbleich in die Staatsstube stürzte.

„O je, o je!" rief er, die Hände klagend überm Kopf zusammenschlagend, „das Bier is' alle, das Bier is' alle!"

Das war nun freilich eine Nachricht, die den zahlreichen Gästen gewaltig in die Beine fuhr und ihre Mäuler lähmte.

Onkel Jochen, der schon einen in der Krone hatte, rappelte sich vom Stuhl auf und gröhlte, seine behaarten Pranken schwer auf den Tisch hämmernd:

„Wenn's weiter nöx is', öh, dann fahr i' persönlich mit dem Leiterwägelchen nach Diebensthal und hol' een neues Faß."

Die Gäste warfen dem wackeren Onkel bewundernde Blicke zu, der sich darob gewaltig in die Brust warf.

Nur der Wiesenbauer kratzte sich höchst bedenklich hinterm Ohr. Er hielt auch mit seinem Einwand nicht hinterm Berge.

„Jochen", meinte er bedächtig, „Jochen, du bist zu wacklig auf den Füßen. Ich werde das Bier lieber selbst — — — —"

Aber da kam der Wiesenbauer schön an. Beleidigt fuhr Jochen auf: „Nöx da, nöx da, das Bier hol' i'!"

Resigniert ließ der Bauer die Arme sinken und hatte schon ein „In Gottes Namen!" auf den Lippen, als ihm seine brave Ehehälfte zu Hilfe kam.

„Guter, alter Onkel Jochen, du wirst halt in der Nacht net allein durch den grauslichen Wald wollen, wo vor acht Jahren der Steuerbote ermordet wurde. Nimm ein paar Mann mit!"

Den Gästen fröstelte es bei der Erinnerung an den Mord.

Aber Jochen wurde fuchsteufelswild.

„Was", schrie er, „net allein soll i 's Bier holen gehen, wo i' mit diesen meinen Händen unten in Italien einem Löwen den Hals umgedreht? Dös leid i' net! Da spuck i' auf die bucklige Verwandtschaft, da — da — —."

Jochens Stimme schnappte förmlich über vor Empörung. Sollte die Feier kein unliebsames Ende nehmen, mußte man den rabiaten Onkel ziehen lassen.

Vor dem Tor, an dem sich alle Gäste versammelten, als gelte es, von einem lieben Toten Abschied zu nehmen, murmelte der Wiesenbauer dem Onkel ein gutes Dutzend inbrünstiger Gebete hinterher. „Herrgott! Laß ihn heil wiederkehren!"

Schummriger, als er sich selbst eingestand, torkelte Jochen dem Walde zu, beide Hände an der Deichsel des Leiterwagens. Hundert Meter, dann verschluckte ihn das gespenstische Dunkel der Bäume. Bei jedem Schritt knackten dürre Ästchen unter den Füßen. Die hinterlistigen Wurzeln, über die Jochen dauernd stolperte, hoben seine nun schon gedrückte Stimmung keineswegs.

Bereits als er die Nähe des Gehöfts noch tröstend im Rücken spürte, bereute er seine verdammte Großmäuligkeit, die ihn sicherlich einmal Kopf und Kragen

728

kostete, wie sein seliger Lehrer vor vielen Jahren behauptete.

Die unheimliche Stille dünkte Jochen ein großes Meer. Und je mehr er darin gleichsam ersoff, desto lauter erhob er seine Stimme, um sich Mut zu machen.

Dort, links von jenem Tümpel, ermordete man vor acht Jahren den armen Steuerboten. Sein ungerächter Geist sollte jetzt noch hier umgehen.

Jochen rann der Schweiß von der Stirn. Die Knie schlotterten ihm. Sein ganzer Mut war wie weggeblasen. „Lieber Gott", bat er, „nimm mich in deinen gütigen Schutz. I' will auch nie mehr lügen!"

Die Angst befreite Jochen fast von der Trunkenheit. Bleich, aber sonst wohlbehalten langte er in Diedensthal an.

Der Wirt vom Erbgericht, ein kleiner, kugelrunder Mann, winkte, während die Hausknechte das volle Faß aufluden, Jochen herein, um mit ihm einen guten Tropfen zu genehmigen.

Jochen ließ sich nicht lange nötigen, sondern tat dem Wirt tüchtig Bescheid. Erst, als sich die verräucherte Gaststube vor seinen Augen zu drehen begann, kam Jochen der Gedanke, mit seinem Faß heimwärts zu ziehen, so bannig ihm auch das Herz schlug.

Trübselig rülpste er dem Wirt ein Abschiedswort ins Gesicht und begab sich auf den Weg.

Beim Dorfschneider vorüberkommend, den er nicht ausstehen konnte, weil der noch besser log als er, kletterte er tolpatschig über den Zaun und pfropfte sich die Jackentaschen voll reifer Pflaumen.

Bald verschluckte ihn wieder der unheimliche Wald.

Der Wagen knarrte scheußlich. Das Bier kluckerte, als würden Katzen darin ersäuft.

Jochen schüttelte es. Verzagt plärrte er alle Lieder herunter, die ihm von der Schulzeit her noch einfielen. Manchen Vers sang er drei-, viermal.

Schon geraume Zeit schien es Jochen, der mit aufgeknöpfter Jacke durch den Wald eilte, als trabe ein Mensch hinter ihm drein. Hastiger stolperte er über die tückischen Wurzeln, sich ängstlich alle fünf Sekunden umsehend, ob nicht ein Dolch hinter seinem Rücken blitzte oder der finster gähnende Lauf einer gezückten Pistole.

Rechts tauchte wiederum der Tümpel auf. Jochen wagte gar nicht daran zu denken, was dort vor acht Jahren geschah.

Unversehens sträubten sich Jochen die Haare. Lehnte dort nicht, vom fahlen Mondlicht beschienen, ein Mann am Baum?

Entsetzt wich Jochen vom Weg ab und raste mit dem Wagen quer durch den Busch. Aber der Mann ließ nicht locker. Wenn Jochen seitwärts schielte, sah er, wie der ihn verfolgende Schatten des Räubers von Baum zu Baum huschte. Und der Teufelswald nahm kein Ende.

Vor Angst und Anstrengung dampfte Jochen am ganzen Körper. Er hielt einen Augenblick inne, um sich zu verschnaufen. Aber der Räuber gönnte ihm keine Ruhe. Unheimlich knackte es hinter ihm in den Büschen, kam näher und näher. Jochen stockte fast der Atem. Krampfhaft umklammerte er die Deichsel des Wagens und stob mit einem wilden Aufschrei durch den immer dichter werdenden Wald. Seine Kräfte ließen erschreckend nach. Bald mußte der Räuber ihn eingeholt haben. Er glaubte schon zu hören, wie hinter ihm der Kerl wollüstig mit den Zähnen katschte.

Da — ein Schuß. Der laute Knall donnerte Jochen in die Ohren. Ein gellender Angstschrei! Er ließ die Deichsel fahren und stürzte Hals über Kopf durch die Schonung, daß die Zweige ihm Gesicht und Hände blutig ritzten.

Der Schuß hätte ihn das Leben kosten können. Ein Glück, daß der Verbrecher schlecht schoß.

Gott sei Lob und Dank, der Wald lichtete sich, dort drüben grüßte das rettende Gehöft.

Jetzt erst gönnte sich Jochen eine kleine Rast. Ergrimmt dachte er daran, wie man ihn auslachen würde, wenn er ohne Bier und Wagen heimkehrte. Die Blamage hätte er sich gern erspart.

Die Jacke zuknöpfend, gewahrte er die Pflaumen in seinen Taschen. Hoppla, sollte es das gewesen sein, was beim Rennen so klang, als katsche hinter ihm der Räuber wollüstig mit den Zähnen. Jochen schämte sich.

Er schlich sich bebend in den Wald zurück, bereit, beim geringsten Laut auszureißen. Vorsichtig strich er durch die Büsche, sorgsam jedes Geräusch vermeidend. Wer beschreibt seine Freude, als er nach zehn Minuten unvermittelt auf den Leiterwagen stieß.

Mit einem Sprung war Jochen an der Deichsel, riß sie an sich und fegte wie ein Sturmwind zurück, ohne sich umzusehen. Er glaubte plötzlich Riesenkräfte zu haben, denn der Wagen zog sich federleicht.

Ha — an der letzten Wegbiegung kam ihm schon der Wiesenbauer mit seinen Leuten, ausgerüstet mit Knütteln und Laternen, entgegen. Die Sorge um das lange Ausbleiben des Onkels trieb die Bauern in den Wald.

Mit jubelndem Hallo wurde Jochen umringt, der sofort mit gewaltigem Stimmenaufwand von dem entsetzlichen Abenteuer berichtete, wobei er stolz auf die Wunden im Gesicht zeigte, die ihm der Räuber beim mörderischen Zweikampf beigebracht.

Der Wiesenbauer, froh, Jochen leiblich heil wieder zu haben, stieß plötzlich einen Schrei aus, daß alle entsetzt herumfuhren.

„He, Jochen, Mensch, wo is' denn das Bier?"

Jochen verschluckte den Satz, den er auf den Lippen hatte, und starrte auf den Bauern.

Der bog sich vor Lachen. „Das Bier ist ausgelaufen!" gluckste er, den wahren Sachverhalt ahnend.

Jochen, um keine Antwort verlegen, brüllte heiser:

„Da hat der Hund, der miserablige, das Faß getroffen. Das soll' er mir büßen, der Lumpenkerl."

Aber grinsend rief der Wiesenbauer:

„Und da hat der Kerl ausgerechnet den Spund aus dem Faß herausgeschossen? Jochen, Jochen, du lügst."

Jochen ging ein Licht auf. Die bösen Biergeister, erregt durch das Rumpeln des Fasses, hatten sich einen Weg ins Freie gesucht. „Wenn du mir net glaubst, Bauer, hol 's nächste Mal dein Bier allein!" knurrte Jochen erbost, steckte die Hände in die Taschen und trottete, verlegen seine Pflaumen essend, dem Gehöft zu.

Was übrig blieb

Deutschland hatte im Anfang des vorigen Jahrhunderts unter der Herrschaft Napoleons I. sehr zu leiden, und der Gewalttaten gab es viele. Im Jahre 1803 kam unter Anführung eines Obersten ein Kommando von hundert Franzosen in eine kleine Stadt in Pommern. Das Städtchen war schon vorher hart mitgenommen worden, und die neuen Gäste fanden nicht, was sie suchten. Sie verübten daher wüste Greuel und beraubten die Bürger bis aufs Hemd. Der Anführer stellte an den Magistrat die unerhörtesten Forderungen. So strichen in Jammer und Schrecken ein Tag und eine Nacht dahin. Am folgenden Morgen mußte das Kommando seinen Zug fortsetzen, aber noch einmal, um die Wünsche seiner Habsucht zu befriedigen und den bedrängten Magistrat recht ängstigen zu können, verfügte sich der Oberst auf das Rathaus. Dem Machtgebot und dem Kriegsunglück sich fügend, traten die Mitglieder des Magistrats dem Obersten voller Ehrfurcht entgegen; nur der Stadtnotar, den das Betragen der Feinde in tiefster Seele gekränkt hatte, blieb in einer Fensternische unbeweglich stehen. Er tat, als bemerke er den Obersten gar nicht, nahm einen Bogen Papier in die Hand, hielt ihn vor das Gesicht und gebärdete sich, als lese er sehr eifrig. Bald erblickte der Oberst den Notar. Empört darüber, daß er ihm nicht auch seinen Respekt in tiefster Demut erwies, schritt er auf ihn zu mit der Frage: „Herr, was lesen Sie da?"

„Ich übersehe", entgegnete der Notar, ohne aufzuschauen, „hier das Verzeichnis von dem, was die Herren Franzosen uns in der Stadt noch zurückgelassen haben."

„Nun denn, so lassen Sie sehen!" rief der Oberst; er nahm ihm den Bogen Papier aus der Hand, sah aber, daß derselbe leer war.

„Was soll es damit?" schrie er. „Hier steht ja nichts auf dem Papier!"

„Ja nun", erwiderte der Notar ganz gleichmütig, „ebensoviel haben die Franzosen uns armen Bürgern gelassen."

Wie ein gereizter Hahn ging der Oberst vor dem Notar auf und ab, dann verließ er fluchtartig den Raum, und die Truppe verschwand aus der Stadt.

Mißglückte Werbung

Auf dem Rittergute zu Kleinzschocher diente im Jahre 1804 ein stattlicher Schafknecht. Dies hatten die Werber eines in Leipzig stehenden Regiments in Erfahrung gebracht und versuchten auf verschiedene Art, durch Geld und andere Versprechungen den Mann für das Regiment zu gewinnen. Alles blieb jedoch vergeblich. Er zeigte keine Lust zum Soldatenstande, und die Bestürmungen der Werber hatten nur zur Folge, daß er vorsichtig wurde, um sich vor gewaltsamer Entführung zu schützen. Diese Vorsicht war sehr am Platze, denn er erfuhr, daß er in einer Nacht, wo die Schafe in Hürden auf dem Felde blieben, in seiner Schlafhütte, dem Schäferkarren mit zwei Rädern, überfallen und entführt werden sollte. Am Abend vor dem Überfall bat er einen kleinen buckligen Flickschneider, die Nacht bei den Schafen zu bleiben, und versprach ihm ein gutes Trinkgeld. Der Schneider tat, wie er gebeten wurde, und begab sich in den Karren. Mitternacht wurde es, da erschienen die Soldaten leise und verriegelten die Türe der Schlafhütte. Nun ging es Hals über Kopf mit dem Karren nach Leipzig. An der Hauptwache angekommen, öffnete man die Tür. Da fuhr aus dem entriegelten Karren schimpfend und polternd der bucklige Schneider heraus, und die von der Anstrengung schweißtriefenden Soldaten standen starr vor Staunen, statt des stattlichen Knechtes den Schneider vorzufinden. Da sie ihn für den Anstifter der Sache hielten, prügelten sie ihn auch noch obendrein weidlich durch. Der Schneider beschwerte sich zwar darüber, aber nach den Anschauungen damaliger Zeit behielt er seine Prügel, der Schafknecht seine Freiheit und die Werber das Nachsehen.

Königliche Münze

Gustav Adolf war bei seinem Kriegszug durch Deutschland nicht immer genügend bei Kasse, um seinen Offizieren und Mannschaften regelmäßig den ihnen zustehenden Sold auszahlen zu können. So geschah es, daß eines Tages einer seiner Hauptleute, der noch 600 Taler Kriegslöhnung zu beanspruchen hatte, von dem königlichen Feldherrn bei einer gegebenen Gelegenheit die Zahlung der Schuld verlangte. Der König ergrimmte sehr angesichts der schweren Zeiten, und in seinem Zorn fuhr er den Hauptmann an: „Was, 600 Taler soll ich Euch schulden? 600 Schläge könnt Ihr bekommen, dann seid Ihr hinreichend bezahlt!"

Der Hauptmann verschwand eiligst, wutentbrannt, aber bald war er wieder voll Humor und entschied sich, auch diese Sache witzig zu erledigen. Im nächsten Gasthaus ließ er sich ein köstliches Mahl servieren, dazu eine Kanne Wein; schließlich lud er alle übrigen Gäste zum Trinken ein, was reichlich bis tief in die Nacht hinein geschah. Zum Schluß sollte der Hauptmann die Zeche bezahlen, 300 Taler. Da schrie er den Wirt in gemachtem Zorn an: „Was, 300 Taler wollt Ihr haben? 300 Schläge könnt Ihr bekommen, fragt nur den König, ob das keine gültige Münze wäre!"

Am andern Morgen lief der empörte Wirt zu Gustav Adolf, um sich bei ihm über das Betragen und den Betrug des Hauptmanns zu beklagen. Der König ließ den Angeschuldigten kommen: ob das Soldatenart wäre, sich so zu benehmen und seine Schulden nicht zu bezahlen!

Doch der Hauptmann war nicht einzuschüchtern: „Majestät, ich habe dem Wirt königliche Münze angeboten. 300 Taler hatte er verlangt, 300 Schläge sollte er bekommen. Majestät haben mir gegenüber selbst dieses Zahlungsmittel eingeführt!"

Der witzige Offizier erhielt sein Geld und der Wirt seine Zeche. O. M.

HUMOR

„Frau Schummel, Sie haben ja ein wundervolles Kleid! Was hat das denn gekostet?"

„Das kann ich verstehen, daß es Ihnen auch so gut gefällt, mein Mann hat dafür über hundert Mark zahlen müssen."

„Über hundert Mark? Da sind wohl gleich die Kosten für den Zahlungsbefehl mit einbegriffen?"

*

„Und dann", schloß der Arzt die eingehende Untersuchung, „würden Sie sich vermutlich viel wohler fühlen, wenn Sie alle Ihre Zähne draußen hätten!"

„Das sowieso!" stimmte der Patient lebhaft zu, „die Gummiplatte hat von Anfang an nicht richtig gehalten!"

*

Hausfrau: „Fräulein Selma, ich wollte Ihnen nur sagen, daß mein Mann in seiner Zerstreutheit sie vielleicht mal küssen wird — hören Sie, ich habe das nicht gern!"

„Frau Kulicke, das kann ich vollkommen verstehen, daß Sie das nicht gern haben, denn Ihr Mann hat ja ein richtiges Schimpansengesicht!

*

„Ja, mein lieber Herr", sagte der Unternehmer, „unser Fabrikat ist derart, daß wir nur solche Leute als Reisende einstellen können, die auch in sonst völlig hoffnungslosen Fällen noch Erfolge haben. Können Sie nachweisen, daß Sie diese Fähigkeit besitzen?"

„Gewiß!" erwiderte der Bewerber stolz, — „hier sehen Sie z. B. ein Bild meiner Familie. Ich habe diese sieben Töchter sämtlich verheiratet!"



Herr Hinterhuber sieht zum erstenmal einen Föhn.

In die Redaktion der Kleinstadt-Zeitung kam wutschnaubend eine ältere Dame gestürzt. „Was fällt Ihnen ein", tobte sie, „die Verlobungsanzeige meiner Tochter unter ‚Angler-Nachrichten' zu bringen?"

„Ehe ich einziehe, Frau Häberl, wollte ich Ihnen noch sagen: Ich bin Dichter und benutze ein Pseudonym!"

„Aber bitt'schön, Herr Tintig! Solang' es nicht zuviel Strom verbraucht und mir meine Nachtruh' nicht stört, erlaub' ich meinen Mietern alle modernen Apparate!"

*

„Herr Pinsel, woran wollen Sie es denn erkennen, daß der Hund früher einmal einer Dame gehört hat?"

„Na, bald vor jedem Schaufenster bleibt er doch stehen!"

*

„Und nun komm, Hänschen!" rief die Mutter, „und gib der guten Tante einen Kuß!"

Hänschen besah sich die Tante kritisch. „Warum?" fragte er dann trotzig, „ich hab' doch gar nichts getan!"

*

„Gewiß, Frau Müller — die Windeln hier sind ein erstklassiges Erzeugnis! Ich versichere Sie: Ihr Kleines wird sie ein Leben lang tragen können!"

*

„Bitte schön, mein Herr, hier ist Ihr Mokka! Kommt direkt aus Brasilien!"

„Ach so — da also sind Sie so lange gewesen!"

*

Bullermann ist sehr reich, sehr dick und sehr protzig. Neulich hat er sich porträtieren lassen. „Na ja — das Bild ist ja ganz schön!" meinte er hinterher zu dem Maler. „Aber es ist natürlich viel zu klein! Können Sie mir nicht eine erstklassige Firma nennen, wo ich es vergrößern lassen kann?"

Schach-Beobachter

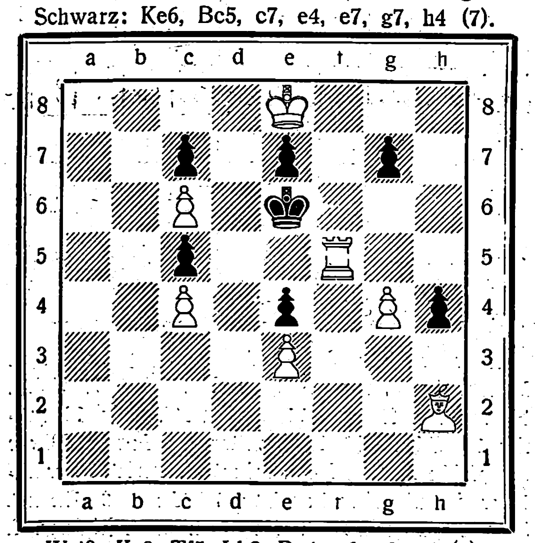
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Prof. Dr. E. Witte, Blankenburg

Schwarz: Ke6, Bc5, c7, e4, e7, g7, h4 (7).



Weiß: Ke8, Tf5, Lh2, Bc4, c6, e3, g4 (7).

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 7

Dreizüger von Willy Krakau, Berlin-Friedrichsfelde.

Weiß: Kh4, Db6, Tc1, Th5, La6, Lc7, Sg5, Be2, f3, f6, g3 (11).

Schwarz: Kd4, Lb8, Lf5, Sc4, Sc5, Ba3, d5, e3, f7 (9).

1. Sg5—e4, L×e4; 2. D×c5, K×c5; 3. T×c4‡
1. . . ., S×D; 2. Td1†, Sd3; 3. T×d3‡

Einige Löserurteile: „Ganz ausgezeichnete Mattbilder", H. F., M.-S.; „Eine wundervolle Nuß, der Kern von märchenhafter Schönheit", M. T., F.; „Eine ganz vorzügliche Leistung", A. K., H.; „Eine wertvolle Arbeit mit außergewöhnlichen Feinheiten", H. K., B.-N.; „Reich an schönen Abspielen", Dr. O. M., B.; „Sehr verführerisch, aber ideenreich", H. Sch., B.; „Ein wahres Meisterstück", E. K., G. usw.

Richtig gelöst: W. Noack, Hamburg; H. Fisch, Mülheim-Speldorf; A. Jülich, Enkenbach; M. Templin, Friedensstadt; P Antweiler, Köln-Merheim; L. Weber, Berlin-Tempelhof; Adele Berkhan, Herzberg (H.); O. Schnerr, Berlin-Lichtenberg; J. Diehl, Oberschmitten; A. Kreß, Berlin-Neukölln; O. Behncke, Cuxhaven; C. Weinrich, Syke; A. Kühnen, Hannover; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; G. Peipers, Eckardtsheim; Pfr. Klein, Setzingen; Dr. O. Münch, Bocholt; A. Diezemann, Herzberg (E.); H Schmidt, Bodheim; H. Zapf, Mannheim; E. Körner, Grünbach; Folge 6: F. Büttner, Fürth i. B.

Mannschaftskampf um die Deutsche Meisterschaft 1936

Schlußkampf: Berlin — Niedersachsen 6:2

Französische Verteidigung, gespielt in Berlin am 1. März 1936

Weiß: L. Rellstab, Berlin

Schwarz: Überhagen, Niedersachsen

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e6	13.	a2—a3	Sd7—c5
2.	d2—d4	d7—d5	14.	Sb5—d6	d4—d3
3.	Sb1—c3	Sg8—f6[1]	15.	Lf1×d3[8]	Sc5×d3†
4.	Lc1—g5	Lf8—e7[2]	16.	Dd2×d3	Da4×f4†
5.	e4—e5	Sf6—d7	17.	Kc1—b1	Kd8—e7[9]
6.	h2—h4[3]	c7—c5[4]	18.	Th1—f1	f7—f6
7.	Lg5×e7[5]	Dd8×e7	19.	Td1—e1	f6×e5
8.	Sc3—b5!	Ke8—d8[6]	20.	Sf3—g5	e5—e4
9.	f2—f4	c5×d4	21.	Dd3—c3	Df4×h4
10.	Dd1—d2	Sb8—c6	22.	Dc3—c5	Ke7—d7[10]
11.	Sg1—f3	De7—b4	23.	Tf1—f7†	Schwarz
12.	0—0—0	Db4—a4[7]			gibt auf[11]

[1] Im Weltmeisterschaftskampf Dr. Aljechin — Dr. Euwe 1935 spielte letzterer in der 5. Partie 3. . . ., Lb4 und erzielte damit Ausgleich.

[2] Besser dürfte nach den neuesten Forschungen 4. . . ., d5×e4 nebst Sb8—d7 sein, um mit dem Lf8 beliebige Bewegungsfreiheit zu haben.

[3] Dieser Zug stammt von Chatard und wurde von Aljechin in Mannheim 1914 in die Turnierpraxis eingeführt.

[4] Der Breyersche Zug. Vielleicht soll aber doch erst a7—a6 geschehen, um dem Sc3 das Feld b5 zu nehmen. Sehr gefährlich für Schwarz wäre, auf Gewinn eines Bauern zu spielen mittels 6. . . ., L×L; 7. h4×g5, D×g5; während 6. . . ., f7—f6 nach einer Partie Bogoljubow — Spielmann (Stockholm 1919) zu einer besseren Stellung für Weiß führt.

[5] Der Läufertausch ist erst nach h7—h6 üblich.

[6] Ein unschöner und unbefriedigender Zug. Es drohte aber Sc7† und Sd6†.

[7] Etwas besser dürfte der Damentausch sein.

[8] Weiß verzichtet auf Qualitätsgewinn mittels 15. S×f7† nebst 16. S×Th8 und geht dadurch den Verwicklungen 15. . . ., Dc4 nebst der Drohung Sb3† aus dem Wege.

[9] Natürlich nicht 17. . . ., Sc6×e5 wegen 18. Sf3×e5, D×f5; 19. Sd6×f7†!

[10] Es verbietet sich 22. . . ., D×Sg5 wegen 23. Sd6×e4†!

[11] Schwarz gab mit Recht die unhaltbare Stellung auf. Wenn 23. . . ., Sc6—e7, so 24. T×e7†, K×e7; 25. Sd6—f5†!

Eine ebenso gute Leistung wie lehrreicher Beitrag zu dem Kapitel: Erstürmung der unentwickelten Stellung.

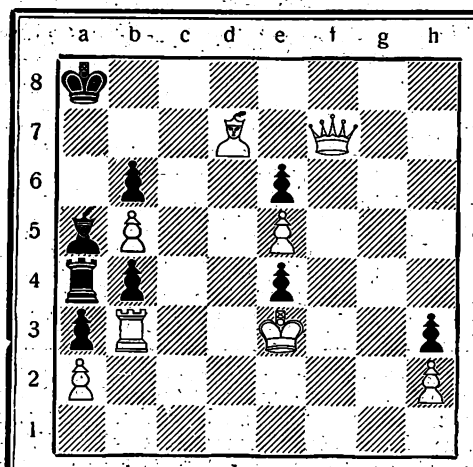
Kuriosität

Motto: Der Marathonläufer

(Urdruck)

Von Hans Herzhauser, Kaiserslautern

Schwarz: Ka8, Ta4, La5, Ba3, b4, b6, e4, e6, h3 (9).



Weiß: Ke3, Df7, Tb3, Ld7, Ba2, b5, e5, h2 (8).

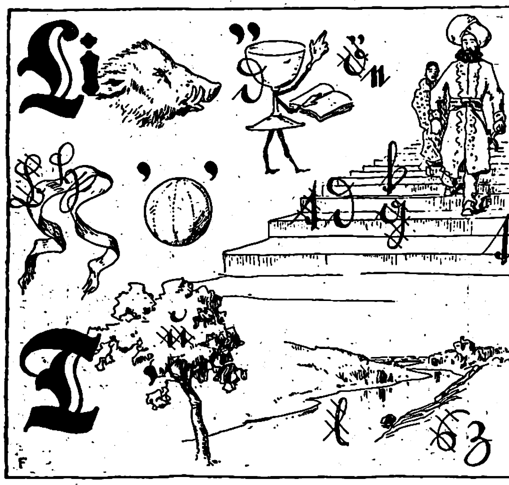
Weiß zieht und zwingt den Gegner, daß er ihn in 14 Zügen mattsetzt! Wodurch?

Lösung: Durch 1. Le8, Kb8; 2. Dd7, Ka8; 3. Lh5, Kb8; 4. Lg4, Ka8; 5. L×h3, Kb8; 6. Lg2 (Fesselung des Bauern e4!), Ka8; 7. Kd4, Kb8; 8. Te3 (Blockierung), Ka8; 9. Lh3, Kb8; 10. Lg4, Ka8; 11. Lh5, Kb8; 12. Le8, Ka8; 13. Dc8†, Ka7; 14. Lc6 (Verstellung), b4—b3 matt!

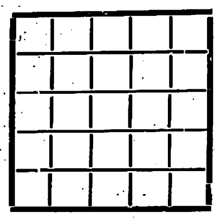
Ähnliche Kuriositäten und Kalauer sowie lustige Kurzpartien findet jeder Schachfreund in der „Brennessel", die überall für 30 Pf. erhältlich ist.

RÄTSEL

Bilderrätsel



Magisches Quadrat

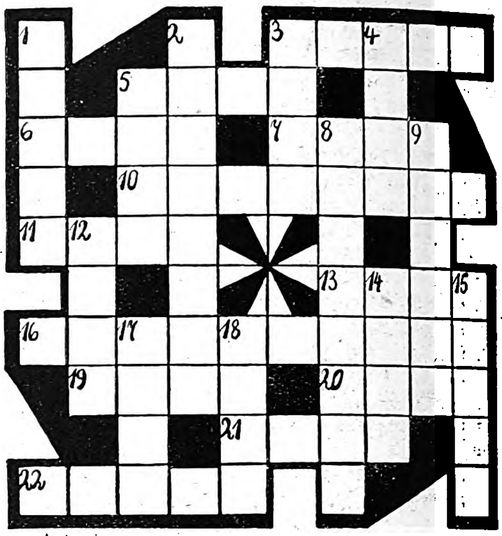


a a b d e e e e e i i k n n o r r s s s s t t t t Es sind fünfbuchstabige Wörter zu bilden, und zwar 1. Berg im böhmisch-bayerischen Walde, 2. Stadt in der Provinz Hannover, 3. Gewebeart, 4. obrigkeitliche Bekanntmachung, 5. nationalökonomischer Begriff.

Kapselrätsel

Großherzog, Indossament, Heilserum, Brosamen, Bromural, Mathematik, Gründonnerstag, Kessel, Korrigieren, Amundsen, Reisender, Dünaburg, Bestandteil, Bescherung, Gesandter, Fortbildungsschule, Schlammvulkane, Saalburg, Eisenbahnknotenpunkt, Agentur, Begonie, Erasmus, Haselmaus, Betonsäule, Kohlehydrate, Leichenschau, Aufbauarbeit, Mittagsonne; aus vorstehenden Wörtern ist je ein Hauptwort zu entnehmen, deren Anfangsbuchstaben einen Ausspruch aus Goethes Faust ergeben: ch = 1 Buchstabe.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 3. sagenhafter Berg im Orient, 5. römische Göttin, 6. letzte Ruhestätte, 7. Befehl, 10. deutscher Kanzler, 11. vertontes Gedicht, 13. Zugtier, 16. Schriftstück, 19 flanellartiges Gewebe, 20. alte europäische Münze, 21. Straßenbaumaterial, 22. männlicher Beruf. Senkrecht: 1. Stern, 2. Element, 3. Einfassungsrand, 4. Zugvogel, 5. Erfrischung, 8. Jahreinteilung, 9. schottische Insel (c = k), 12. Abgott, 14. Holzmaß, 15. Indogermane, 17. deutscher Kaisername, 18. Schachausdruck.

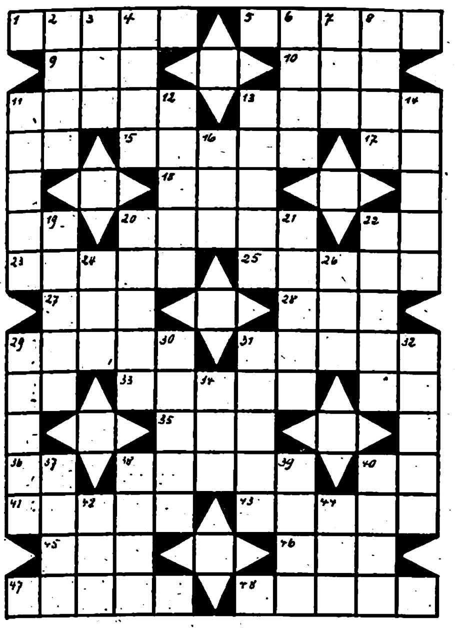
Schieberätsel

Flachs, Eritrea, Pausin, Binnensee, Zittergras, Apfelsine, Marktflecken, Pranner, Laufbahn, Siebengebirge, Razzia. Die Wörter sind so untereinanderzusetzen, daß zwei senkrechte Reihen, den Namen zweier deutscher Olympiasieger ergeben. (ch = ein Buchstabe.)

Was zieht sie vor?

Die Sängerin erntet Masse = „b"
Für ihrer Stimme Kunst;
Doch wirbt auch Blumenstrauß und „w"
Um ihre Frauengunst.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Oper von Puccini, 5. Erzählung, 9. Schlange, 10. geograph. Bezeichnung, 11. Weg, 13. Südfrucht, 15. fromme Gabe, 17. Nahrungsmittel, 18. japanische Münze, 20. Stadt im westlichen Polen, 22. musikal. Vorzeichen, 23. Metallfadenlampe, 25. Huftier, 27. Gebäude, 28. Zeitabschnitt, 29. größte Eile, 31. afrikanisches Gebirge, 33. Laubbaum, 35. englische Insel, 36. italien. Fluß, 38. kaufmännischer Begriff, 41. italien. Fluß, 43. afrikanischer Herrscher, 45. Nebenfluß der Donau, 46. Bodensenkung, 47. Rute, 48. afrikan. Kraut. — Senkrecht: 2. Musikinstrument, 3. französ. Münze, 4. berühmter Römer, 6. menschenfressender Riese, 7. Monat, 8. Sinnesorgan, 11. Musikstück, 12. englischer Sportplatz, 13. Wüstenfuchs, 14. deutsches Gebirge, 16. nordafrikan. Stadt, 19. Himmelsrichtung, 20. Schicksalsgöttin, 21. Kirschenart, 22. Berliner Bildhauer, 24. Farbe, 26. Merkzeichen, 29. Kopf, 30. Gefäß, 31. Vorfahren, 32. griech. Insel, 34. Gefährt, 37. franz. Fluß, 38. kleine Münze, 39. Spitze, 40. Festsaal, 42. Trinkstube, 44. Brennstoff.

Geographisches Silbenrätsel

Aus den Silben be berg bra cua dam di dor druf e e en gen gies gin gög in kob lenz nan ne ohr ror schach sen son tes sind 11 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, zwei deutsche Städte ergeben.

1 .... 5 .... 9 ....
2 .... 6 .... 10 ....
3 .... 7 .... 11 ....
4 .... 8 ....

Bedeutung der Wörter: 1. Stadt am Rhein, 2. Stadt in Thüringen, 3. Stadt in Holland, 4. Stadt in Frankreich, 5. asiatisches Reich, 6. Stadt in Hessen, 7. Stadt in Thüringen, 8. Eisenbahnknotenpunkt an der Fulda, 9. Staat in Südamerika, 10. Stadt am Bodensee, 11. Ort bei Augsburg.

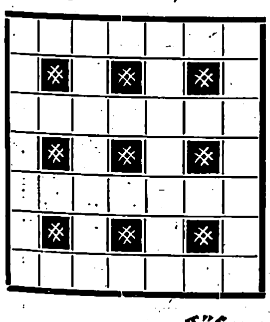
Füllrätsel

Die Buchstaben: a a a b c e e e f f g h i i i i i l l l m n n n n o p r r r r s s s t t t t x z z z werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. griech. Sagengestalt, 2. Stadtteil von Berlin, 3. Gestalt aus der Oper Tannhäuser, 4. Wasserbehälter, 5. Himmelskörper, 6. Spinne, 7. kleine Zange.

T	E						
	T	E					
		T	E				
			T	E			
				T	E		
					T	E	
						T	E

Verschmelzungsrätsel

Rebe — Erde = Gartenfrucht, Drina — Nei = Urbevölkerung Amerikas, Ino — Turm = myth. König von Alba, Mire — Tang = Auswanderer, Gin — Arie = brit. Kolonie in Afrika, Darm — Nab = Schmuckstück, Ale — Chor = Krankheit, Hub — Gram = deutsche Hafenstadt, Ern — Mitte = tropische Insekten, Trosse — Kai = griech. Redner, Inn — Sorge = Farbstoff, Eva — Rand = Wohnungsvorbau, Ute — Peer = Muse, Loge — Korn = Nachruf, Leim — Ei = Frauenname, Wale — Erda = nordamerikanischer Fluß, Kies — Nero = Indianerstamm, Bani — Grad = Stoffart. Die Wortpaare sind zu einem Wort der angegebenen Bedeutung zu verschmelzen. Richtig gelöst nennen die Anfangsbuchstaben eine Operette von Johann Strauß.



Viereckrätsel

Die Buchstaben: a a a a a a a e e e e i i k k k k l m m m r r r r s s u u u u u u y y z z z sind so in die Felder zu ordnen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. europ. Staatsoberhaupt, 2. chem. Säure, 3. Blätterpilz, 4. Mais.

Lösungen der Rätsel in Folge 11:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. ar, 3. Ob, 5. Farin, 7. Adele, 10. Lust, 12. Eger, 13. rot, 14. Troll, 17. Alt, 18. Eros, 20. Ala, 21. Brei, 22. Astarte, 25. Alp, 26. Ost, 28. Ballade, 33. Muse, 35. ais, 36. Nord, 39. Alt, 40. Busen, 42. Tee, 43. Pera, 45. Asti, 47. Egolf, 48. Chaos, 49. hl, 50. Ei. — Senkrecht: 1. Ars, 2. Ritt, 3. Odel, 4. Beg, 5. Flora, 6. Auto, 8. Lear, 9. Erker, 11. Pola, 13. Re, 15. Rat, 16. Lar, 19. Salbe, 21. Besen, 23. Spa, 24. Tod, 27. Tulpe, 29. lau, 30. List, 31. Ase, 32. Preis, 33. Ma, 34. Steg, 37. Otto, 38. de, 40. Ball, 41. Nahe, 44. roh, 46. Sai. ✱ Silbenrätsel: 1. Interim, 2. Vater, 3. Kater, 4. Lanzelot, 5. Sekunde, 6. Schreiberhau, 7. Wabe, 8. Wassermann, 9. Nadir, 10. Georg, 11. gefällt, 12. Danaiden, 13. Gesind, 14. Liebesapfel, 15. Celebes, 16. Bankrott, 17. Rede, 18. Dachau, 19. Egoist, 20. Deiche, 21. Biene, 22. Weltkrieg = Im Vaterlande schreibe, was dir gefällt: Da sind Liebesbande, da ist deine Welt. ✱ Kernworträtsel: 1. Zweihaender, 2. Apollinaris, 3. Unterwalden, 4. Beleidigung, 5. Erechtheion, 6. Ringelblume, 7. Fischerring, 8. Langobarden, 9. Okkultismus, 10. Exklamation, 11. Totalisator, 12. Extemporale = „Zauberflöte". ✱ Leiterrätsel: 1. Latein, 2. Salome, 3. Brenta, 4. Tahiti; Elisabeth, Annemarie. ✱ Kreuzworträtsel: Waagrecht: 3. Amt, 7. Oberst, 10. Reisig, 12. Deise, 13. Kuester, 14. Arm, 15. Neuß, 16. Ida, 17. Met, 18. Art, 19. See, 20. Ares, 22. Narr, 23. Nab, 24. Sol, 25. Neon, 28. Tula, 30. Sir, 31. Weg, 32. Tau, 33. ATG., 34. Liste, 35. Uso, 37. Naefels, 38. Habit, 40. Adrian, 41. adrett, 42. Ahn. — Senkrecht: 1. Soda, 2. Ebermannstadt, 3. at, 4. Trust, 5. Niederlausitz, 6. Agra, 8. Eimer, 9. Sen, 11. Stier, 13. Kurt, 17a. Tenor, 19. Salut, 21. San, 22. Not, 26. Eiger, 27. Heß, 29. Laube, 31. Wilna, 33. Anam, 34. lea, 36. Otto, 39. Ar, 41. an. ✱ Auszählrätsel. Die zu suchende Zahl ist 8. Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre. ✱ Silbenrätsel: 1. Makkaroni, 2. Idol, 3. Temperament, 4. Zement, 5. Amtswalter, 6. Namur, 7. Klagenfurt, 8. Urne, 9. Nansen, 10. Drina, 11. Sachsen, 12. Tataren, 13. Rowdy, 14. Ebenholz, 15. Filiale, 16. Teterow = Mit Zank und Streit kommt man nicht weit.

Prof. Dr. Römer
Direktor des Landwirtschaftlichen Instituts der Universität Halle

Pflanzen wandern über die Erde

Die Züchter verfolgen ihren Weg zurück

Eine deutsche Expedition ist soeben von den Höhen des Hindukusch in Zentralasien zurückgekehrt und hat von dort an 4000 Samenproben mitgebracht, die für Kreuzungsversuche der deutschen Züchtungsforscher wertvolle Dienste leisten werden. Prof. Dr. Römer, der Leiter des Landwirtschaftlichen Instituts der Universität Halle, würdigte die Bedeutung dieses neuen Weges der Züchtungsforschung in einem Vortrag beim Empfang der Expedition. D. Red.

Nicht die weiten Ebenen von Euphrat und Nil, von Indus, Ganges, Mississippi, La Plata, nicht die weiten Räume alter und ältester Kulturvölker sind die Heimat der Kulturpflanzen, sondern die Hochgebirge und Hochsteppen. Botanische und geographische Forschungen haben die früheren Auffassungen über die Entstehung der Kulturpflanzen und über deren Heimatgebiete wesentlich abgewandelt. Das rauhe, harte, rasch wechselnde Gebirgsklima formt und schafft durch natürliche Auslese die Ursprungsformen der Kulturpflanzen, ein Vorgang, der in den klimatisch günstigen Ebenen fruchtbarer Stromgebiete sich nicht vollzieht.

Die Urheimat der Kulturpflanzen.

Die Züchtungsforschung wird durch diese Wandlung der Auffassungen maßgeblich beeinflußt. Die Gesamtheit der in einer Pflanzenart enthaltenen Erbanlagen finden wir in deren Heimatgebieten. Diese sind die prähistorischen Vorratskammern und Fundorte des gesamten Bestandes an Erbanlagen einer Art, des Gesamtbestandes an „Genen". Die Wissenschaft bezeichnet diese Heimatgebiete daher als „Genzentren". Nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse sind 6—7 Genzentren zu unterscheiden. Sie liegen z. T. in der tropischen, z. T. in der subtropischen Zone, stets aber in Gebieten mit stärksten Klima- und Witterungsschwankungen und scharfen Temperaturgegensätzen auf engem Raum. So sind die Anden das Genzentrum für die Kartoffel, die mexikanischen Gebirge die Heimat von Mais, Tabak, Buschbohnen, die abessinischen Gebirge für Hafer, bestimmte Weizenformen, für Erbsen, Wicken und andere Hülsenfrüchte, Himalaja und Hindukusch für Weizen, Gerste, bestimmte Obstarten und Nüsse, die asiatischen Steppen für Luzerne und Kleearten. Jedes Hochgebirge besitzt auf engstem Raum starke Klimaunterschiede; mit je 1000 Meter Höhenunterschied steigt oder sinkt der Durchschnitt der Jahrestemperatur um 8—10 Grad, die Vegetationszeit nimmt mit größerer Höhe ab, die Niederschläge nehmen zu. Starke Kälte wechselt rasch mit hoher Wärme von kurzer Dauer. Es entstehen im Hochgebirgsklima durch scharfe natürliche Auslese „Klimarassen". Vielleicht tritt die Wirkung kosmischer Strahlung als ein Faktor, der Erbmutationen auslöst, hinzu.

Wandlungen während der Wanderschaft.

Bei der Abwanderung der im Entstehen begriffenen Kulturformen und der schon im Ursprungsgebiet fertig geformten Rassen ging Erbgut verloren, und zwar um so mehr, je mehr sich Klima und Boden änderten, je weiter die Völker wanderten. Bei Abwanderung in Trockengebieten gingen die feuchtigkeitsliebenden Formen verloren, die dürre-resistenten Rassen wurden entwickelt. Bei Abwanderung in feuchtere und kühlere Gebiete, z. B. beim Zug nach Nordeuropa, würden dagegen durch Klima und Boden winterharte, feuchtigkeitsliebende, langlebige Formen ausgelesen; alles andere, das dieser völlig veränderten Klimalage nicht zu widerstehen vermochte, starb ab. Inzwischen ging die natürliche Auslese der in Entstehung begriffenen Nutzpflanzen in den Ursprungsgebieten unentwegt durch die Jahrtausende weiter. Sofern die Ausgangsformen nicht durch die Kultur aus den Heimatgebieten verdrängt werden, setzt sich dieser Vorgang auch zur Zeit fort. Die deutschen, die europäischen Sorten von Kartoffeln, Tabak, Lein, Luzerne, Getreide, enthalten aber nur jenen Teil an Erbmasse, der zufällig in den erstmalig in Europa angebauten Rassen enthalten war. Am deutlichsten können wir dies für die Kartoffeln nachweisen, deren Einführung aus Südamerika in jüngste Zeit fällt und deren geschichtliche Daten genau bekannt sind.

„Verwandtenehe“ bringt wenig Fortschritt

Weil nun die deutschen und europäischen Kulturpflanzen verhältnismäßig eng verwandte Kreise darstellen im Vergleich zu der unendlichen Vielförmigkeit der Rassen, die sich in den Ursprungsgebieten entwickelt haben und dort vorhanden sind, hat die Kreuzung zwischen deutschen Gerstensorten z. B. keine wesentlichen Fortschritte gebracht. Die Anwendung der modernen Vererbungslehre, gekennzeichnet durch das heute allgemein bekannte Wort „Mendelismus“, mußte den praktischen Züchter oft enttäuschen, da zwar neue Sorten auf diesem Wege geschaffen werden konnten, diese aber keine erheblichen Fortschritte gegenüber den Elternsorten darstellen. Alleinige Ursache hierfür ist die nahe Verwandtschaft der deutschen Sorten unter sich. Werden diese jedoch mit Kultursorten anderer europäischer Länder gekreuzt, so sind die Kreuzungseltern schon weniger nahe verwandt, weniger ähnlich in ihrer Erbmasse und demzufolge die Erfolge einer Kreuzung etwas deutlicher. Die markantesten Fortschritte erhalten wir jedoch vielfach durch Einkreuzung amerikanischer und asiatischer Sorten. So sind z. B. die dringend benötigten Weizensorten mit bester Backqualität schöpferisch zu gestalten erst durch Einkreuzung unserer Sorten mit amerikanischen Qualitätssorten, frostunempfindliche Kartoffeln durch Einkreuzung von Kartoffelrassen aus den Anden, neue Gerstensorten, welche die Unannehmlichkeit der rauhen Grannen nicht mehr besitzen, sondern glatte Grannen aufweisen, durch Einkreuzung bestimmter amerikanischer Gersten, standfeste oder eiweißreiche Gersten durch Einkreuzung japanischer Gersten.

Deutsch-argentinischer Weizen.

Auf diesem Wege suchten die Züchtungsforscher jetzt dauernd nach neuen Varietäten. Der Züchter, dem es ja nicht auf neue wissenschaftliche Erkenntnisse, sondern neue wertvolle Kultursorten ankommt, wird an sich zunächst die Kulturrassen anderer Länder durchforschen und daraufhin, ob er hier wertvolles Ausgangsmaterial für die Einkreuzung erhält.

Durch einen lebhaften Austausch von Sämereien zwischen Züchtungsinstituten der ganzen Welt wurde manch wertvolle Erbeigenschaft gefunden, besonders rasch wachsende Sommerweizen oder sehr winterfeste Winterweizen, die Erbgut führen, das unseren Kultursorten fehlt, aber durch Kreuzung eingeführt werden kann. Schon die älteste, im Anbau befindliche Winterweizensorte, die der Anbaufläche nach die zweite Stelle einnimmt, ist aus einer Kreuzung hervorgegangen, die Amtsrat Rimpau, Langenstein, in den 80er Jahren mit einem argentinischen Weizen gemacht hat.

Nachschub aus der Urheimat.

Die Forschung muß jedoch vorausdenken und vorausforgen: So wertvoll uns ausländische, im Anbau befindliche Sorten sind, sie enthalten ebenso wie die deutschen und europäischen nicht mehr den ganzen ursprünglichen Bestand an Erbanlagen ihrer Art. Diese Summe der Gene können wir nur in den Ursprungsgebieten finden! Daher ist ihre Durchforschung unter agrarbotanischem Gesichtswinkel von großem Wert und weitragender Bedeutung für die Züchtung. Es handelt sich selbstverständlich nicht darum, dort neue Sorten zu holen und sie hier der Praxis zum Anbau zu übergeben; sie sind dazu völlig ungeeignet, denn diese Primitivsorten besitzen viele für den Anbau wertlose oder gar schädigende Eigenschaften. Vielmehr muß das z. B. durch die deutsche Hindukusch-Expedition gesammelte Material mehrjährig in den landwirtschaftlichen Instituten verschiedener Gegenden Deutschlands angebaut und darauf geprüft werden, welche besonders wertvolle Eigenschaft jede einzelne der 4000 mitgebrachten Samenproben in ihren Nachkommen aufweist. Dann werden die Sorten mit bestem Erbgut für die Einkreuzung und für die Schaffung neuer für Deutschland geeigneter Kultursorten genutzt.

Abgeblitzt

Der General Wrangel war Frauen gegenüber stets von vollendeter Höflichkeit, konnte aber, wenn er gereizt wurde, alle Kavaliersrücksichten vergessen und ausgesprochen grob werden. Einmal saß ihm bei einer Hoffestlichkeit eine Hofdame gegenüber, die zwar mit reichen körperlichen Reizen, nicht aber auch in gleichem Maße mit geistigen Gaben ausgestattet war, und ihn durch ihr unausgesetztes Sprechen zur Verzweiflung brachte. Als die Dame nun etwas besonders Geistvolles zu sagen glaubte, indem sie in einen aufgehobenen Löffel hineinschaute und ihn fragte, was das bedeute, während sie als Lösung dieses Rätsels das Wort „Silberblick“ erwartete, brüllte er „Löffelgans“ hinüber, sichtlich befriedigt, daß sie, errötend, nun endlich still wurde.

Je nachdem

Bismarck war in seinen jungen Jahren längere Zeit in Petersburg und hatte bei seiner Sprachbegabung auch estnisch gelernt. Als Reichskanzler war er einmal Gast der estländischen Adelsgenossenschaft und saß zwischen zwei den schönsten baltischen Komtessen bei Tisch. Diese machten in estnisch Bemerkungen über die berühmten drei Haare des Reichskanzlers, ohne zu ahnen, daß er sie verstand. Bismarck wandte sich mit dem liebenswürdigsten Lächeln zu seinen Tischnachbarinnen und sagte in seiner bestrickenden Art: „Wenn man so aussieht wie Sie, meine Damen, muß man Haare auf dem Kopf, wenn man so aussieht wie ich, Haare auf den Zähnen haben.“

ANEKDOTEN

Auch ein Modell.

Der Kirchenmaler Gebhard bat den Finanzminister Miquel um eine Staatsbeihilfe zum Ausmalen einer Düsseldorfer Kirche. Er hatte ihm versprochen, dafür seinen (Miquels) Kopf auf einem der Wandgemälde zu verewigen.

„Aber Meister", fragte Miquel, „wie wollen Sie denn meinen häßlichen Kopf auf einer biblischen Darstellung verwenden?"

„Als Pharisäer, Exzellenz", entgegnete Gebhard.

Die Bedingung.

Als Gottfried Keller noch erster Staatsschreiber des Kantons Zürich war, liebte er es, zuweilen sonntags nach Biel zu fahren, um sich an den berühmten Forellen und dem Roten gründlich zu laben. Eines Sonntags saß er wieder einmal in Biel in seinem geliebten Wirtshüsli und schwieg schon seit Stunden vor sich hin. Ein dicker Bäckermeister aus Bern, der Keller lange Zeit beobachtet hatte, und dem das schweigsame Wesen des Dichters mißfiel, nahm sich die Freiheit und grunzte mit der Umständlichkeit des Berners Keller an. Keller sah kaum auf und lispelte: „Was soll's denn?" Der Berner setzte sich nun einfach an den Tisch des Zürchers und fing großartige Erzählungen an. Er behauptete auch steif und fest, Keller müßte ein Glasermeister aus Zofingen sein. Aber Keller antwortete auf das Gerede überhaupt nicht. Plötzlich fragte da der feiste Bäcker: „Du, Glasermeister, darf ich dich zum Roten einladen?" Keller sah jetzt auf und sagte: „Meinetwegen, aber nur unter der Bedingung, wenn du dein Freßli hältst!" h. e.

Grob — aber herzerfrischend!

Wenn Brahms in einer Gesellschaft weilte, in der er sich nicht wohl fühlte, konnte es vorkommen, daß er seinen Hut nahm und die Gesellschaft verließ. Dabei wurde er einmal von der Gastgeberin überrascht und gefragt: „Nanu, Meister, Sie wollen schon wieder gehen?" „Ja", antwortete Brahms, „und wenn ich es etwa versäumt haben sollte, irgendeinen Ihrer verehrten Gäste zu beleidigen, so wollen Sie das bitte entschuldigen!"

Musik aus der Kaffeemühle.

Mozart wurde von seinem Freund Guardasoni gebeten, endlich mit der Ouvertüre zu Don Giovanni zu beginnen. Mozart entgegnete: „Ich kann heute nicht komponieren. Komm, laß uns einen Kaffee zusammen trinken!"

Mozart nahm die Kaffeemühle und begann den Kaffee zu mahlen. Plötzlich rief er: „Ich hab's. Diese Mühle enthält ja wunderbare Töne. Womit ich mich tagelang geplagt habe, das schaffte die Mühle in einigen Minuten." Hierauf schrieb er einige Motive nieder, die er in der Ouvertüre des Don Giovanni verwendete.

Nützliches Schafehüten.

Der Maler Leibl wurde vom Prinzregenten Luitpold zu einem Essen eingeladen. Während des Mahles wurde Leibl von seinem Tischnachbar in hochnäsigem Tone gefragt: „Man behauptet, Sie hätten eine unglückliche Jugend hinter sich. Sie sollen sogar Schafhirte gewesen sein?"

Leibl gab zur Antwort: „Das stimmt, Exzellenz! Diese Tätigkeit war aber für mich recht nützlich gewesen; denn ich kann seitdem jeden Schafskopf auf den ersten Blick erkennen, Exzellenz!"

H. Wilh. Lichtenberg.

Randbemerkungen Friedrichs des Großen

Friedrichs Randverfügungen sind berühmt, weil sie in ihrer knappen, sarkastischen Art wie der vollkommenste Ausdruck seines philosophischen Wesens erscheinen und sein tiefschürfendes Wissen in dem feinen versteckten Spott des Menschenkenners widerspiegeln, dem mit dem beißenden Lächeln im Mundwinkel zugleich die Träne des „einsam unter Larven“ Wandelnden im Auge glänzt:

Da hatten zwei Beamtenfrauen den König in einer Eingabe gebeten, zu entscheiden, welche von ihnen den höheren Rang habe. Friedrich schrieb: „Die größte Närrin geht voran.“

*

Ein General v. R., der um eine Präbende für eine seiner Töchter bat, erhielt zur Antwort: „Es sind 30 bis 40 Anwartschaften auf jede Stelle; er soll hübsch Jungens kriegen, die kann ich alle unterbringen, aber mit die Madams weiß ich nirgends hin.“

*

Auf das Gesuch eines Grafen Maruschka, Leutnant a. D., eine Bürgerliche heiraten zu dürfen, schrieb der König: „ich bekümre Mir nicht um seine amours.“

*

Die Witwe eines Feldkommissars reichte ein Unterstützungsgesuch ein; der König, der solche Beamte von vornherein als wenig ehrlich und bedacht, die Gelegenheit zu nutzen, ansah, schrieb: „Ich habe den Esel an die Krippe gebunden, warum hat er nicht gefressen?“

*

Als die Berliner Fuhrleute um Vergütung für ihre von den Russen weggenommenen Pferde einkamen, schrieb der vielgeplagte König auf die Eingabe: „Warum nicht auch, was er bei der Sündfluth gelitten. Wo seine Keller auch unter Wasser gestanden.“

*

Die Dominikaner in Schweidnitz wünschten einen Zuschuß, um ihre im Krieg arg verwüstete Kirche wiederherzustellen. „Patientia“, versetzte Friedrich. „Es sind so viele Städte abgebrannt, die den Vorzug vor einer Kirche haben.“

*

Ein Beamter, den die Beförderung eines jüngeren Hintermannes kränkte und der an sein rangmäßigeres Alter erinnern zu dürfen glaubte, bekam die Antwort: „Ich habe einen Haufen alter Maulesel im Stalle, die lange den Dienst machen, aber nicht, daß sie Stallmeister werden.“

*

Als ein Prediger namens Pels um eine Erhöhung seines Einkommens bat, erhielt er folgenden Bescheid: „Die apostelen Seindt nicht gewinn Süchtig gewesen Sie haben umb Sonst geprebigt, der Herr Pels hat keine apostolische Sehle und denket nicht das er alle güther in der Welt vohr nichts ansehen muß.“

*

Einem Obersten, der wegen einer eingebildeten Krankheit um seinen Abschied einkam, erwiderte Friedrich: „Mir geht es auch nicht immer wie ich es gern haben möchte, deswegen muß ich immer König bleiben. Rhabarber und Geduld wirken vortrefflich.“

*

Dem Hofprediger Cochius zu Potsdam, der um Versetzung an den Dom zu Berlin einkam, antwortete er: „Jesus Saget mein Reich ist nicht von dieser Welt. So müssen die Prediger auch denken, denn Predigen Sie Nach Ihrem Thodt im Dohm vom Neuen Jerusalem.“

*

Der König hatte beschlossen, die Stadtkirche in Potsdam ganz mit Arkaden einfassen zu lassen; darauf reichten die Geistlichen eine Bittschrift ein, daß die Kirche nicht noch mehr verdunkelt werden möchte, da es ohnehin an Licht fehle.

„Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“, schrieb Friedrich.

*

Zwei jüdische Kaufleute zu Breslau, sogenannte Schutzjuden, weil sie im Besitz eines General-Schutz-Privilegiums waren, kamen darum ein, sie bei den ihnen verliehenen christlichen Rechten schützen zu wollen. Der König schrieb: „was wegen ihres Handels ist, behalten sie. Aber daß sie ganze Fölkerschaften von Juden zu Breslau anbringen und ein gantzes Jerusalem draus machen wollen, das kann nicht seyndt.“

*

Sehr genau prüfte der mißtrauische und haushälterische König die Küchenrechnungen. So liegt folgende vor: „Die Extrakonsumtion bei der Kgl. Hofküche vom 9. XI. 84 beträgt Sa. 25 Thl. 10 Gr. 11/5 Pf.“ Darunter steht von Friedrichs Hand: „Gestohlen, denn ungefähr 100 Austern sind auf dem Tisch gewesen kosten 4 Thl. die Kuchen 2 Thl. Quappenleber 1 Thl. der Fisch 2 Thl. die Kuchen auf russisch 2 Thl. macht 11 Thl. das übrige gestohlen. Da ein Essen heut mehr gewesen, Häring und Erbsen, kann ein Thaler kosten, also was über 12 Thl. ist impertinent gestohlen. Friedrich.“

B. W.

DIE NSD
SCHAFFT SICH
FÜHRERNACH

Reichsorganisationsleiter
bei der Prüfung der Anwärter



Die Papiere und Unterlagen der einzelnen Anwärter werden geprüft.
In der Mitte, stehend: Gauleiter und Reichsstatthalter Mutschmann.



Reichsorganisationsleiter Dr. Ley,
der Schöpfer der Schulungsburgen Vogelsang, Sonthofen und Crössinsee, bei der Musterung.



Die Anwärter werden ohne Rücksicht auf Beruf
Sie kommen aus dem Korps der Politischen Leiter, der SA,



„Wir geben euch Ehre, Achtung und Aufstieg, auch ohne Examen."
Dr. Robert Ley spricht zu den Männern, die nach einjähriger straffer Schulung in den Führerstab der NSDAP. einberufen werden sollen.

AP.

HREN

VUCHS

r. Robert Ley

n Gau Sachsen



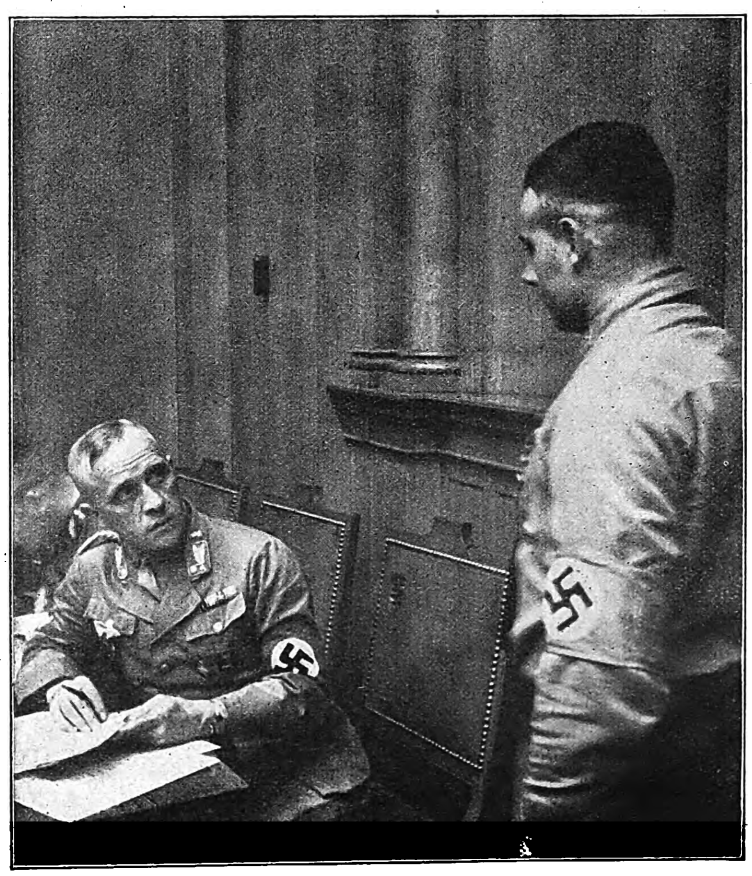
kunft ausgewählt.
, der Feldpolizei usw.



Mit jedem einzelnen spricht Reichsleiter Dr. Ley eindringliche Worte. Nur rassisch wertvolle und gesunde Männer wurden in die engere Wahl einbezogen.



In den letzten Wochen nahm Reichsorganisationsleiter Dr. Ley in allen Gauen persönlich die Prüfung der Anwärter vor, die aus allen Gliederungen der Partei herausgezogen und für spätere Führerstellen der NSDAP. geschult werden. In erster Linie erfolgt die menschliche Prüfung durch Dr. Ley selbst. Nur der wahrhafte Charakter ist zur Führung geeignet und berufen — die Erfahrungen der überwundenen Systemjahre haben uns dies bitter genug gelehrt. Der Leiter des Personalamtes, Pg. Marrenbach, prüft sodann die Personalien — Beruf und soziale Herkunft spielen jedoch bei der Auswahl keine ausschlaggebende Rolle.



Rechts:
SA.-Brigadeführer Dr. Streck vom Hauptamt für Volksgesundheit überprüft nach ärztlichen Gesichtspunkten die Anwärter auf ihre psychologische Eignung.

Sonderaufnahmen für den „I B." von Fritz Boegner.

»Erhebe dich, du deutsches Volk, und tue deine Pflicht! Keiner wird fehlen wollen, wenn es um Leben und Zukunft des deutschen Volkes geht!«

(Joseph Goebbels in seiner großen Wahlrede am 10. März 1936)

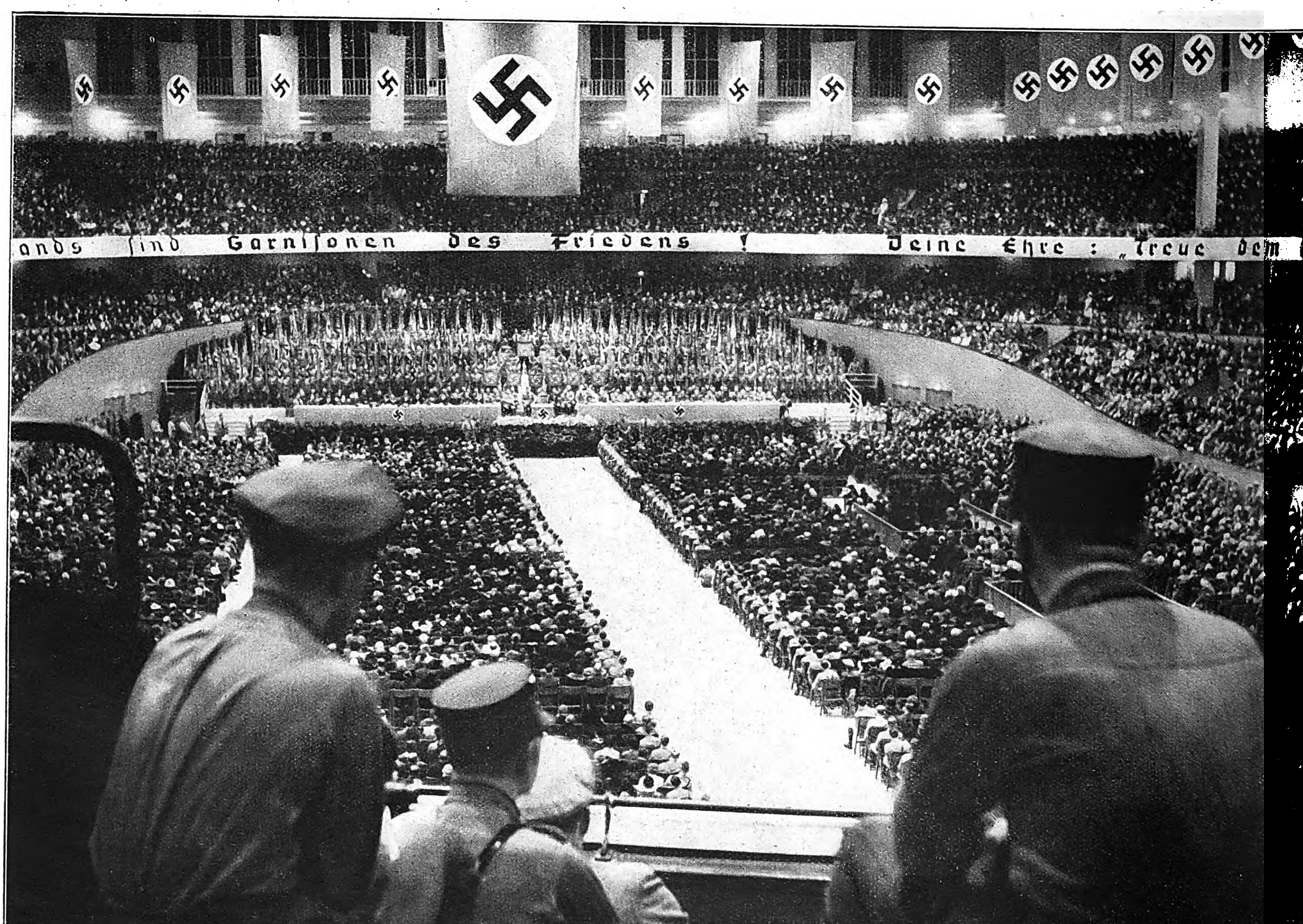




Die Riesenversammlung in der Deutschlandhalle mit über 230 Parallel-Versammlungen eröffnete den Wahlkampf

Starker, langanhaltender Beifall unterbrach immer wieder die Rede des Reichsministers Dr. Goebbels, der in der Deutschlandhalle mit der größten politischen Kundgebung, die die Reichshauptstadt je erlebt hat, den Wahlkampf eröffnete.

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale.



Ein Blick in die vollbesetzte Deutschlandhalle während der großen Rede von Reichsminister Dr. Goebbels.
Neben den Tausenden, die der Kundgebung beiwohnten, hörten Hunderttausende von deutschen Volksgenossen die Worte des Reichsministers und Gauleiters von Berlin am Rundfunk







Adolf Hitler während seiner großen Rede vor den 300 000 deutschen Männern und Frauen, die sich in der Hauptstadt der Bewegung am Abend des 14. März 1936 um ihn versammelten.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Sprecher von über 67 Millionen Menschen

Adolf Hitler spricht in der Hauptstadt der Bewegung vor 300000 deutschen Volksgenossen



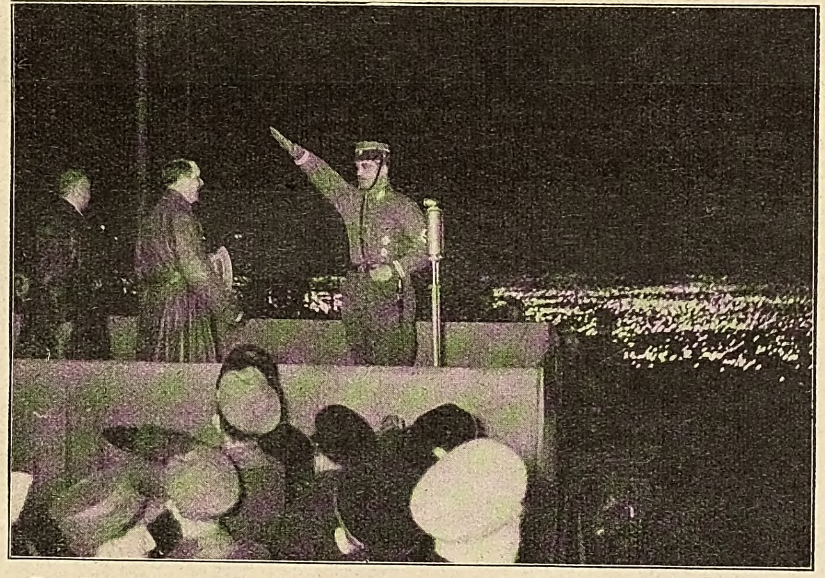
Während die in der Halle I der Ausstellungsgebäude zu München Versammelten der Rede des Führers lauschten, waren im Fackellicht davor und auf der benachbarten Theresienwiese Hunderttausende Zeugen dieser gewaltigen Kundgebung



In der Ausstellungshalle zu München am Abend des 14. März:
Adolf Hitler spricht! 300 000 sind auf die Theresienwiese und in die Ausstellungshallen gezogen, ihren Führer zu sehen und zu hören



Ein Bild von der Theresienwiese: Eine Gruppe aus der Menge der Hunderttausende, die das riesige Oval der Wiese füllten.



Der Führer und Gauleiter Adolf Wagner treten auf ein Podium über dem Fackelmeer der Wiese, und SA.-Brigadeführer Dziewas meldet dem Führer die angetretenen Formationen.



Der Führer Adolf Hitler im Licht von 200 000 Fackeln. Der Jubel und die Begeisterung von den auf der Theresienwiese Versammelten nehmen kein Ende.



Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (2) u. Bayer. Bildbericht-Fischer (3).

Links: Ein Blick über einen Teil des Fackelmeeres dieser gewaltigsten Kundgebung, die die Bevölkerung der Hauptstadt der Bewegung ihrem Führer Adolf Hitler als Beweis ihrer unverbrüchlichen Treue am Abend des 14. März 1936 veranstaltete.



„Wenn meine Vorgänger alle in all den Jahren so viel geleistet hätten wie ich in diesen letzten dreieinhalb Jahren, so stände ich gar nicht hier . . .“

Der Führer während seiner großen, immer und immer wieder von Beifallsstürmen unterbrochenen Friedensrede im Großzelt in Karlsruhe.

Aufnahmen für den „J. B.“ von Heinrich Hoffmann.



Adolf Hitler vor den 60 000 im Riesenzelt in Karlsruhe.





Hermann Göring auf seiner Wahlreise in Königsberg.

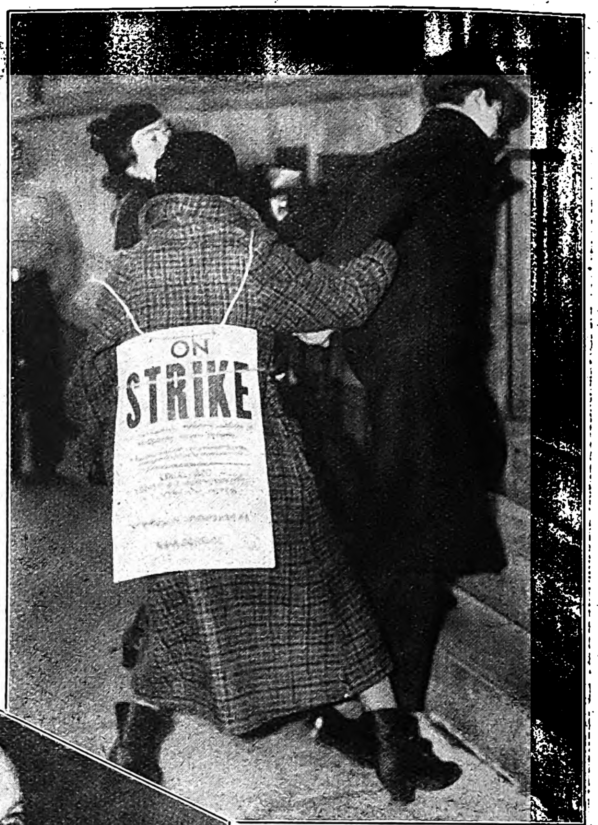
Vor einer ungezählten Hörerschaft sprach Hermann Göring über die Erfolge der nationalsozialistischen Regierung und bereitete im Osten Deutschlands das Bekenntnis zu Adolf Hitler vor, das am 29. März durch eine gewaltige Kundgebung des Volkswillens bezeugt werden wird.

Links: Ein Blick in die Schlageter-Halle in Königsberg während der Rede des Ministerpräsidenten Hermann Göring.

Streik in U.S.A.



Streikposten und Opfer des Streiks:
Ein Kirchenbesuch in Neuyork wird zur Verkehrskatastrophe. In den Streik sind u. a. auch alle Fahrstuhlführer getreten. Wer befördert die Kinderwagen in das 40. Stockwerk?



Mädchen machen Streikposten. Sehr energisch halten sie einen jungen Mann zurück, der sich an ihre Weisung, das Haus nicht zu betreten, nicht halten will.

Nach gescheiterten Schlichtungsverhandlungen zwischen der Streikleitung und dem Bürgermeister Neuyorks haben die Gewerkschaftsführer den „erbittertsten Gewerkschaftskampf in der Geschichte der amerikanischen Industrie" angesagt. Der Streik hat sich auf alle Angestellten der Hochhäuser, Hotels, Warenhäuser, Banken und Versicherungsgesellschaften ausgedehnt. Besonders den Banken, die sich zwar bereit erklärten, die Löhne zu erhöhen, sich aber weigerten, Gewerkschaftsmitglieder nichtorganisiertem Personal vorzuziehen, wurde erbitterte Fehde angesagt.



Die Streikleitung selbst muß Treppen steigen!
James J. Bambrick, der Präsident der Building Service Employs Union, und der Vizepräsident der International Union, George Scalise (links), bei ihrer nunmehr mit Treppensteigen verbundenen Arbeit.



Ein Mann, der entschlossen den Streik bricht.
Mr. Bellinger, der sich einen französischen Stahlhelm aufgesetzt und sich mit einem Gewehr bewaffnet hat, bringt den Aufzug seines Hauses in der Park Avenue in Gang.



Streikende Aufzugführer aus dem Centralparkbezirk in Neuyork.
In der ersten Aufwallung des Streiks verließen sie und mit ihnen 12 000 Liftführer ihre Posten. Im Bezirk der Wolkenkratzer war gerade dieser Streik besonders fühlbar.



Gewalttätigkeiten und Zerstörungswut waren an der Tagesordnung.
Das Bild zeigt einen Streikenden, der mit einem Papierkorb das Glasgehäuse eines Fahrstuhls zertrümmert.

Aufnahmen: Weltbild.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO. Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. IV. 35: 682476 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8.
[ABCDEF]



„Teile und herrsche“, so dachten die dunklen Drahtzieher des Zersetzungswerkes an Deutschland. Aber die Rechnung wurde ohne den Wirt gemacht. Das Volk besann sich unter der Führung Adolf Hitlers seiner selbst.

Ein Bild, das man im heutigen Deutschland Adolf Hitlers nicht mehr kennt.
Ein starkes Polizeiaufgebot zerstreut kommunistische Demonstranten gegen einen Reichsbanner-Aufmarsch in Berlin im Jahre 1931. Der Bruderkampf auf der Straße hatte Formen angenommen, die den damaligen Großstadtbildern das Gepräge gaben. Unverständlich schüttelt jeder Volksgenosse über diese früheren Zustände heute den Kopf.

Weltbild.



Reichstagswahl
Wahlkreis Berlin

Nr.	Partei	Nr.
1	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter-Partei (Hitlerbewegung) Dr. Goebbels – Graf zu Reventlow – Schuhmann – Dr. Fabricius	1
2	Sozialdemokratische Partei Deutschlands Crispien – Aufhäuser – Frau Bohm-Schuch – Litke	2
3	Kommunistische Partei Deutschlands Thälmann – Pieck – Torgler – Kayser	3
4	Deutsche Zentrumspartei Dr. Brüning – Dr. Krone – Schmitt – Bernoth	4
5	Deutschnationale Volkspartei Laverrenz – Berndt – Wischnövski – Koch	5
5a	Radikaler Mittelstand Mylius – Dr. Wörbelauer	5a
6a	Interessengemeinschaft der Kleinrentner und Inflationsgeschädigten Pitak – Steinski – Jochens – Bittkow	6a
7	Deutsche Volkspartei Dr. Mahler – Dr. Müller – Frau Haß – Müßer	7
8	Deutsche Staatspartei Dr. Schreiber – Colosser – Dr. Gorpel – Frau Beeraussen	8
9	Christlich-sozialer Volksdienst (Evangelische Bewegung) Hartwig – Frau Ulbrich – Lüthje – Kogelschatz	9
9a	Deutsch-hannoversche Partei Meyer – Prelle – Meier – Salker	9a
10	Reichspartei des deutschen Mittelstandes Mollath – Koch – Gröger – Heinicke	10
13	Deutsches Landvolk Dr. Pausick – Baecker	13
14	Volksrecht-Partei D. Dr. Graf Posadowsky-Wehner – Bauser – Brink – Mende	14
15	Gerechtigkeits-Bewegung-Meißner Meißner – Brandt	15
17	Sozial-Republikanische Partei Deutschlands (Hörsing-Bewegung für Arbeitsbeschaffung) Hörsing – Hauff – Dr. Hamburger – Krystek	17
18	Sozialistische Arbeiter-Partei Deutschlands Ledebour – Seydewitz – Dr. Zweiling – Dr. Sternberg	18
19	Polenliste Kwietniewski – Ladecki – Sierakowski – Stanieck	19
21	Freiwirtschaftliche Partei Deutschlands (F.P.D.) Partei für krisenfreie Volkswirtschaft Graske – Banzhaff – Last – Mix	21
25	Kampfgemeinschaft der Arbeiter und Bauern Müller – Wawrzinek – Hirschfeld – Rücker	25
26	Haus- und Landwirtepartei (Bund für Wirtschaftsreform) Staegemann – Borchert – Meinen – Sakulowski	26
27	Kleinrentner, Inflationsgeschädigte und Vorkriegsgeldbesitzer Beer – Sielmann – Hahn – Bangert	27
28	Deutsche Bauernpartei (National-Republikanische-Partei) Sohan – Wiß	28
29	Radikaldemokratische Partei Ende – Frau Brinckmann – Dr. Danielewicz – Frau Straßer	29
31	Enteigneter Mittelstand Krämer – Hellwig – Herfort	31
32	Handwerker, Handel- und Gewerbetreibende Richter – Röseler	32
33	Für Hindenburg und Papen (Nationalistische Kampfbewegung) Preukschat – Frau Langermann – Buja	33
35	Unitaristen Union Deutschlands (Einheitsbewegung aller Schaffenden) Kindt – Siebert – Willhain – Paritschke	35
36	Mittelstands-Partei (Unitaristen) Schacht – Kornetzki – Kauert	36

Es war zu schön, um wahr zu bleiben.
Stimmzettel zur zweiten Reichstagswahl am 6. November 1932

Zum 29. März 1936

Begraben Bruderhaß und Ränke
aus einer Zeit von tausend Jahr'!
Vorbei sind Hader und Gezänke
und Rechte, die der Schein gebar.

Der heiße Kampf war nicht vergebens
und in der Knechtschaft tiefen Qual
erkannten wir den Sinn des Lebens,
ward unser Wille hart wie Stahl.

Die Volksgemeinschaft ist errungen
und tot ist der Parteienstaat!
Wir künden es mit stolzen Zungen:
Nun herrscht der Geist der starken Tat!

Pidder Lüng

DER FÜHRER

BESEITIGTE
ENDGÜLTIG
DEN HADER
DER PARTEIEN
UND BEFREITE
UNS VON
KNECHTSCHAFT
UND NOT!

ER SCHUF UNS
EIN NEUES, STARKES
UND FREIES
DEUTSCHLAND
DAS SICH AM
29. MÄRZ 1936
GEEINIGT
UND GESCHLOSSEN
ZU SEINEM RETTER
BEKENNT!



„Es ist mein Wunsch, auch die großen Gegensätze im Völkerleben genau so wie im Innern des Landes nach den Gesichtspunkten des Rechts, der Billigkeit und damit der Vernunft zu lösen!"
(Der Führer in seiner großen Rede am 13. März 1936 in Karlsruhe.)

Nortz.



Deutschland von gestern:

Verhetzung erzeugte Bruderhaß, die Staatsführung war machtlos, Deutschland war nicht nur nach außen hin geknebelt, es lag auch innerhalb seiner Grenzen darnieder.
In der Reichshauptstadt, der Metropole der roten Herrschaft von gestern, prallten naturgemäß die Gegensätze in besonderem Ausmaße aufeinander. Vor den stilliegenden Fabriken und Werkstätten haben verhetzte Menschen Barrikaden errichtet. Überfallkommandos durchstreifen die trostlos daliegenden Straßen dieser vergangenen Zeit.

Phot. Weltbild



Im Deutschland Adolf Hitlers:

Ausgabe der ersten Spaten vor der Frankfurter Börse. Arbeit schafft Brot! Die Spaten warten auf ein Heer von Volksgenossen, die wieder Arbeit und Brot haben. Das Schreckgespenst der Arbeitslosigkeit ist in drei großen Arbeitsschlachten geschlagen und Deutschland ist das einzige Land der Welt, wo Hunger und Not durch neue, gewaltige Maßnahmen bezwungen wurden.
In riesenhaften Projekten wird durch den Führer Mann für Mann in die große Armee der arbeitenden Volksgenossen eingereiht. Was Adolf Hitler in vier Jahren zu erreichen versprach, hat sich in drei Jahren nahezu erfüllt.
Jeder junge Deutsche wird durch die Schule der Arbeit mit Schaufel und Spaten gehen, den Weg zu Volksgemeinschaft und Aufbauwillen.

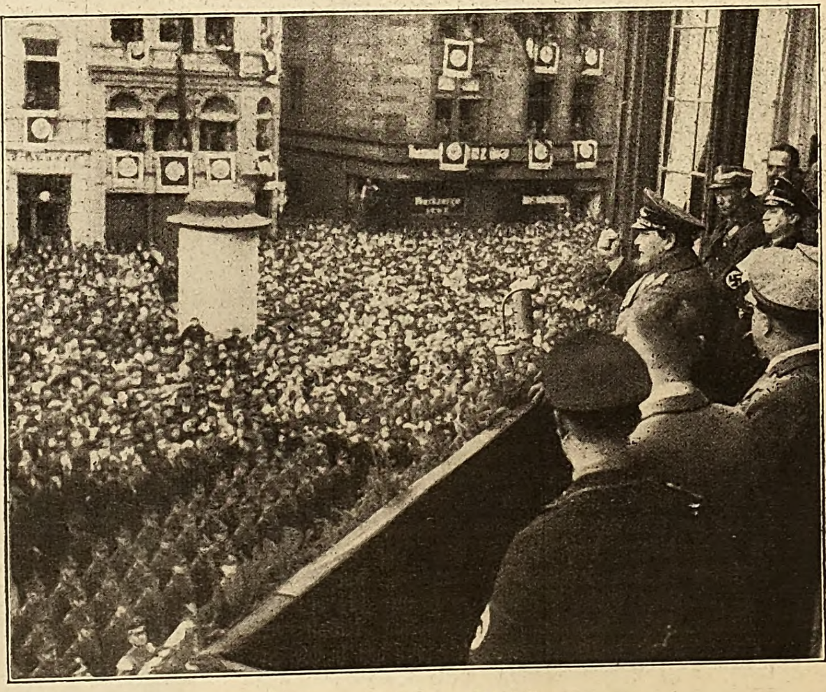
Presse-Bild-Zentrale.



Männer des Führers unterwegs:
Die Fahrt des Stellvertreters des Führers, Rudolf Heß, von Bonn nach Köln glich einer einzigen Triumphfahrt. Dieses Bild gibt ein beredtes Zeugnis vom einigen Willen der Nation.
Weltbild.



Rudolf Heß in Stuttgart.
Rudolf Heß auf der Fahrt durch die im Flaggenschmuck prangenden Straßen von Stuttgart. Die Begeisterung der Bevölkerung kannte keine Grenzen.
Weltbild.



Hermann Göring im Rheinland.
Nach seiner Ankunft in Köln hielt Ministerpräsident Göring eine packende Ansprache vom Balkon des Rathauses an die zu Zehntausenden zusammengeströmten Volksgenossen.
Weltbild

Aufnahme: Heinrich Hoffmann



Das Bild des großen Erlebens:
Zwei kleine Dithmarschen-Mädel, die bei der Weihe des Adolf-Hitler-Koogs, des großen Aufbauwerkes des nationalsozialistischen Deutschland an der schleswig-holsteinischen Westküste, sich zum Wagen des Führers durchdrängten, um ihm Blumen zu überreichen, durften zu ihm einsteigen und sich mit ihm photographieren lassen.

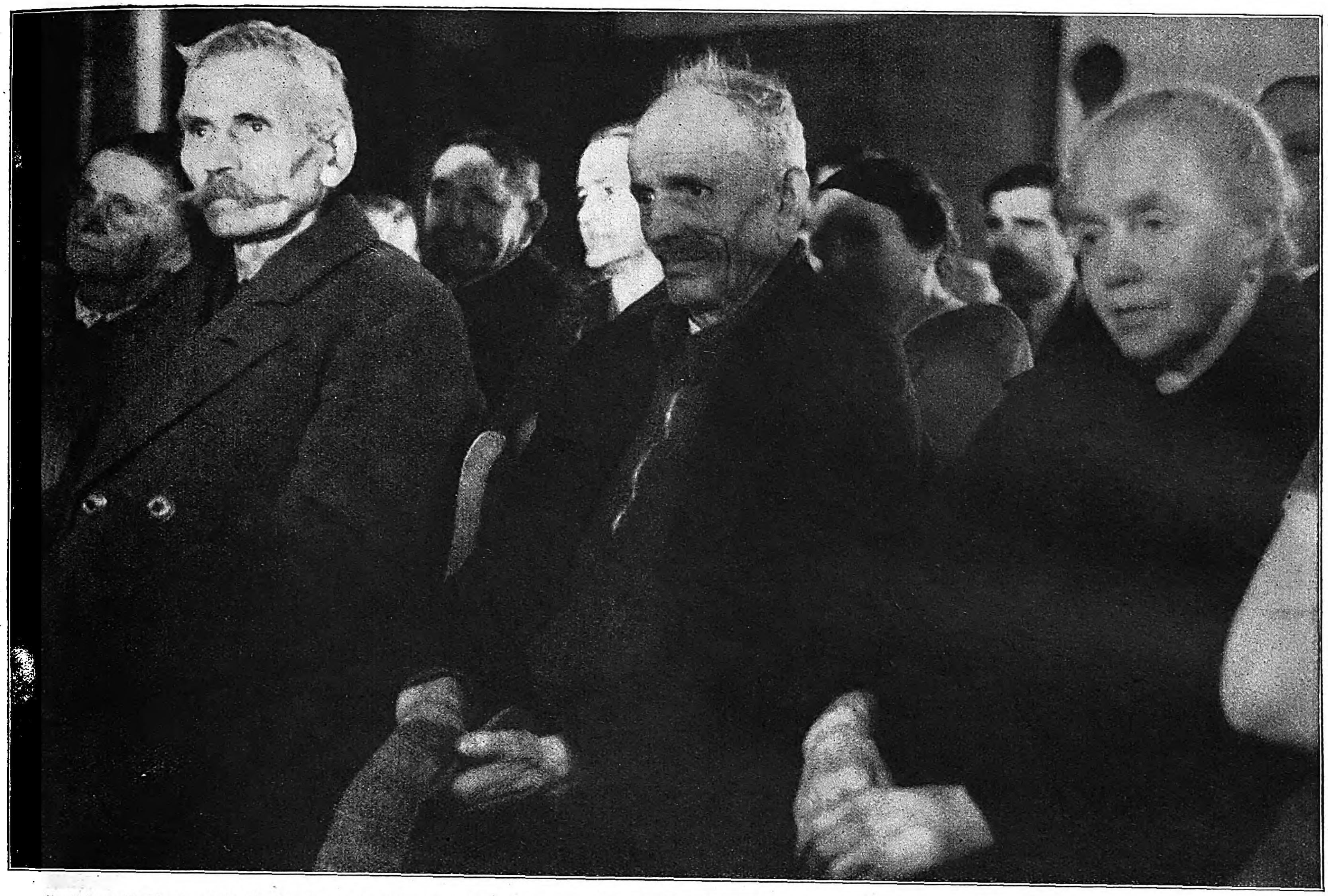
In seiner nächsten Folge beginnt der „Illustrierte Beobachter" mit dem neuen, ungewöhnlich spannenden Roman

„Neuland für Karsta"

von

Siegfried Bergengruen

Der bekannte Erzähler macht uns in seinem neuesten Werk mit einem Stück deutschen Bodens bekannt, das vor nicht langer Zeit erst dem Meere abgerungen und Adolf-Hitler-Koog benannt wurde. In harter, zäher Arbeit schuf hier der Geist des Dritten Reiches, der Geist des Friedens und des unermüdlichen Fleißes Neuland zu Siedlungszwecken. Das Leben aber auf diesem Stück neuer deutscher Erde ist kein geruhsames Nutznießen, sondern ein fast täglicher und manchmal schier aufreibender Kampf mit der gierigen Nordsee, die erbarmungslos ihre Opfer fordert und den Menschen das mühselig eroberte bißchen Land immer wieder zu entreißen versucht Und wie sich unsere Volksgenossen dort an der Wasserkante im stillen Heldentum des Alltags tapfer zu behaupten verstehen, das schildert in packender Handlung der neue Roman.



So tief greift die Kunst in die Seele des deutschen Menschen, und aus solchen Menschen wird sie geboren, ersteht alles Große und Schöne immer und immer wieder.



Doch nicht nur ernst ist das Volk. Die Cavallini, das glänzende Clown-Trio aus dem Zirkus Krone, macht Väter und Mütter, gehärtet in Not, mit der heiteren Jugend zu heiteren Kindern.

Nicht nur die materiellen, sondern die ideellen Güter sind ausschlaggebend für das Glück des einzelnen Volksgenossen wie für die Größe der Nation. Das ist die Erkenntnis, in der die Deutsche Arbeitsfront den deutschen Arbeiter in einem bewundernswerten Erziehungswerk den Weg führt vom „Proleten" zum „Menschen", und aus dieser Erkenntnis heraus stellen auch WHW. und NSV. ihrer materiellen Hilfeleistung die seelische Betreuung zur Seite. Aus jener unseligen Atmosphäre des Marxismus, in der die Lohnfrage das A und O des Daseins war, hat der Nationalsozialismus den deutschen Arbeiter herausgeführt in das neue Ethos der Arbeit. Aus der Sphäre des Schnapsglases und des politisierenden Hasses heraus hat der Nationalsozialismus den deutschen Arbeiter zu den Dichtern und Denkern, zu den Staatsmännern und Feldherren seines Volkes geführt, zu den Malern und Musikern, zu den großen Erfindern und Schöpfern der Wunderwerke der Technik wie zu den weitblickenden Führern der nationalen Wirtschaft.

WHW. und NSV. haben im ganzen Reiche ungezählte Tagesheime für Erwerbslose und Bedürftige eröffnet, um in ihnen denen, deren materielle Not sie zu lindern suchen, auch die notwendige geistige Nahrung zu geben. Und unsere Bilder zeigen, daß die seelische Betreuung derer, die noch keinen Arbeitsplatz gefunden haben, und der alten Männer und Frauen, die als Sozial- und Kleinrentner in dürftigen Verhältnissen leben, eine der schönsten und fruchtbarsten Aufgaben ist.



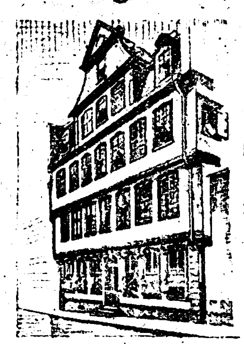
Und auch in der Ecke der „Schachmeister" sind unter der Obhut der NSV. des Alltags Sorgen vergessen.

Ein altes Duftrezept wieder gefunden



Die alte Stadt Frankfurt a. M. birgt ungezählte Kostbarkeiten aus ihrer glanzvollen Vergangenheit.

In Museen und Patrizierhäusern bewundern wir sie als Zeugen alter deutscher Kultur. Aber wie viele dieser Kostbarkeiten mögen noch in versteckten Winkeln ruhen, bis auch sie eines guten Tages dem jahrhundertlangen Dornröschenschlaf entrissen werden.



„Frankfurt stickt voller Merkwürdigkeiten" sagt Goethe in der Erinnerung an die engen Gassen seiner Vaterstadt, die ihm den Sinn für Romantik gaben.

Im Hause Mouson, der alten Frankfurter Firma edler Düfte und feiner Seifen, bei der schon die Mutter Goethes, „Frau Rat" gern kaufte, hat man ein altes Schriftstück gefunden. Nichts Bedeutendes, aber doch Wertvolles: Ein Rezept zur Herstellung eines wunderbaren Duftes — so rein, frisch und doch würzig, wie man ihn bisher nicht kannte. Es



ist der Duft nach „Englisch Lavendel" in der bekannten Eigenart dieser alten Mouson-Komposition:

Alt Englisch Lavendel Mouson

Dieser Duftbegriff hat Zeiten und Moden überdauert; er steht über allen Moderichtungen und wird in Jahrzehnten noch ebenso der Ausdruck feiner Lebenskultur sein, wie er es vor Jahrzehnten, ja, vor Jahrhunderten war.



Der anhaltend frische, köstliche und typische Duft „Alt Englisch Lavendel Mouson", bei jeder Gelegenheit, bei Gesellschaft und Tanz, bei Sport und auf Reisen wunderbar wohltuend empfunden, ist in den Alt Englisch Lavendel-Erzeugnissen von Mouson eingefangen, die in jedem guten Fachgeschäft erhältlich sind.



Alt Englisch Lavendel-Wasser. 1.—, 2.— u. 3.—
Alt Englisch Lavendel-Seife. —.45, —.90, 1.50
Alt Englisch Lavendel-Rasierseife im Napf. 2.75

Alt Englisch Lavendel-Rasierseife. —.90
Alt Englisch Lavendel-Brillantine. 1.25
Alt Englisch Lavendel-Fixateur. —.75

Alt Englisch Lavendel-Körperpuder. —.90, 1.50
Alt Englisch Lavendel-Badesalz. 1.50
Alt Englisch Lavendel-Sprudel-Bad. 6 Tabl. 2.—

E. V. VON RUDOLF:

Georg Ritter von Schönerer

Der Vater des politischen Antisemitismus

VON EINEM, DER IHN SELBST ERLEBT HAT

4. Fortsetzung.

Selbst in die Universität drangen Polizisten ein, obwohl der akademische Boden nach altem Brauch von Sicherheitswache nicht betreten werden durfte. Als die Studenten nach Abzug der Wache die Universität verlassen wollten, fanden sie diese von Wachleuten zu Fuß und zu Roß vollkommen umzingelt. Die Studenten, denen solcherart das Verlassen der Universität unmöglich gemacht wurde, suchten sich den Ausweg zu erzwingen und bombardierten die Wache mit Stühlen, Spucknäpfen, Gläsern und Tintenfässern. Der Rektor erwirkte später mit vieler Mühe das Zurückziehen der Wache.

Schließlich erkannte der Bürgermeister Wiens die wahre Stimmung des Volkes, eilte zum Grafen Badeni und erklärte ihm, daß er für die weitere Haltung der Wiener Bevölkerung nicht mehr bürgen könne.

Noch viel schlimmer wirkte sich die Kunde von der schändlichen Behandlung der deutschen Abgeordneten bei der Grazer Bevölkerung aus, also in der stets Schönerer getreuen, zweitgrößten Stadt Deutsch-Österreichs.

Fast die ganze Stadt war auf den Beinen, die Straßen überfüllt von einer unübersehbaren Menschenmenge. Nationale Lieder wurden gesungen, begeisternde Reden gehalten, brausende Hoch- und Heilrufe auf Schönerer und die anderen deutschen Abgeordneten ausgebracht.

Alles war in Erwartung der Wiener Meldungen. Als endlich die ersten Sonderausgaben des nationalen „Tagblattes“ erschienen, stieg die Aufregung und Unruhe der Massen aufs äußerste. Bürger, Arbeiter, Bauern aus der Umgebung der Stadt, Studenten, Frauen nicht ausgenommen, machten ihren Gefühlen in unzweideutigster Weise Luft. Es war eine Kundgebung von elementarer Kraft. Immer wieder wurde das Bismarcklied und die „Wacht am Rhein“ gesungen, — jung und alt, Mann und Frau, stimmten darin ein, Tücher wurden geschwenkt, Fäuste wurden erhoben, und wütende Pfuirufe auf Badeni und seine „moskowitische Wirtschaft“ im Parlament ausgestoßen. Schrille Pfiffe und Lärm von allen möglichen Instrumenten mischten sich darunter.

Nun erschien ein großes Wacheaufgebot, das mit Gelächter und Hohnrufen empfangen wurde. Unter Begleitung der Wache zog eine unübersehbare Menschenmenge vor das Denkmal Kaiser Josephs II., den ein Student in einer hinreißenden Rede als echten deutschen Volkskaiser pries. Unter tausendstimmigen Jubelrufen gelobte er im Namen seiner deutschen Brüder daß diese im Kampf gegen ihre Widersacher nie erlahmen würden.

Hierauf zog die Menge vor das Lokal des klerikalen „Volksblatts“ und ließ an ihm ihrer Wut über den Verrat der Deutschklerikalen und Christlichsozialen freien Lauf. In kürzester Zeit war das Lokal zerstört und seine Einrichtung gründlich demoliert. Die mitgezogene Polizei, welche mit größter Rücksichtslosigkeit vorging, war gegen die Angriffe der aufgebrachten Menge machtlos und mußte sich zum Schlusse sogar noch zurückziehen.

Jetzt brachte man Militär auf die Straßen, das sogleich mit aufgepflanztem Seitengewehr gegen die Demonstranten vorging. Schon bei diesem ersten Zusammenstoße gab es eine Unmenge Verwundeter. Auch die Regierungsgebäude mußten von einem dreifachen Kordon Militär gegen die anstürmende Bevölkerung geschützt werden.

Um 9 Uhr abends erschienen slowenische Dragoner unter dem Kommando eines judenstämmigen Rittmeisters von Knobloch. Dieser ritt an der Spitze seiner Reiter schneidige Attacken gegen die wehrlose Menge. Mit geschwungenem Säbel stürmte er vor, während er ununterbrochen brüllte:

„Haut's die Hunde nieder! Haut's die deutschen Hunde nieder!“

Dabei hieb er wahllos auf die Menge ein, selbst in Kaffeehaus-Eingänge und in Hausflure, wohin sich insbesondere Frauen und Kinder geflüchtet hatten, ließ er seinen schweren Säbel niedersausen. Aber kaum war die Menge vorne zurückgedrängt, so flutete sie aus allen Nebengassen hinter der Kavallerie wieder zusammen.

Nun wurde bosnische Infanterie, also wieder nichtdeutsches Militär, eingesetzt. Die Volksmenge empfing sie mit ohrenbetäubendem Johlen und Pfeifen und wich trotz der Aufforderung, sich zurückzuziehen, nicht vom Platze. Plötzlich erscholl ein scharfer Kommandoruf. Eine Salve wurde in die Menge abgegeben.

Zwei Tote und eine Menge Schwer- und Leichtverletzter waren das Ergebnis!

Die Erbitterung der Bevölkerung kannte keine Grenzen. Als sie, von maßloser Wut ergriffen, in immer bedrohlicherer Weise zum Aufstand überging, wurde das Militär wieder zurückgezogen. Mit vieler Mühe gelang es verschiedenen nationalen Führern, die Menge allmählich dazu zu bringen, sich zu zerstreuen.

Zwei Tage später wurden die Todesopfer unter ungeheurer Beteiligung der Bevölkerung zu Grabe getragen. Den Hochschülern und den Schülern der Mittelschulen war behördlicherseits jede Beteiligung am Leichenzug strengstens untersagt. Dieser Verordnung wurde keine Folge geleistet. Alle — aber auch ausnahmslos alle — kamen sie!

Hochnotpeinliche Untersuchung nachher. Relegationen erfolgten. An den Mittelschulen wurde klassenweise untersucht, wer sich an der verbotenen „Demonstration“ beteiligt habe. Alle meldeten sich. Da man nicht gut sämtliche Schüler aller Schulen entlassen konnte, geschah ihnen außer der Erteilung einer strengen Rüge oder einer Karzerstrafe nichts.

Viel schlimmer erging es den Reserveoffizieren, die dabei beteiligt waren: sie wurden ausnahmslos „kassiert“, das heißt ihres Offiziersgrades für verlustig erklärt. Diese Degradierung wurde aus Rachsucht seitens der maßgebenden Kreise auch bei Ausbruch des Weltkrieges, also selbst nach 17 Jahren, nicht rückgängig gemacht. Die Betroffenen, die dann alle schon in angesehenen Berufen standen, mußten also als „gemeine“ Soldaten einrücken und so den Krieg mitmachen!

In Salzburg wurde rechtzeitig bekannt, daß die salzburgischen Abgeordneten mit einem bestimmten Wiener Zuge ankommen würden.

Tausende demonstrierender Personen zogen vor die Landesregierung, immer wieder die „Wacht am Rhein“ und andere nationale Lieder singend. Unausgesetzte Rufe erschollen aus der Menge:

„Nieder Badeni!“

„Nieder mit der Regierung!“

„Nieder mit den Pfaffen!“

„Tod den Juden!“

„Heil Schönerer!“

Schließlich wurde die Landesregierung in solenner Weise ausgepfiffen, und dann zogen die Massen zum Staatsbahnhofe. Die alldeutschen und die übrigen deutschen Abgeordneten wurden nach ihrer Ankunft mit großer Begeisterung empfangen, während ein mitangekommener klerikaler Volksvertreter tätlich angegriffen wurde und sich schleunigst zur nächsten Polizeistation flüchten mußte. Ein anderer Deutschklerikaler aus Salzburg blieb wohlweislich im Zuge sitzen und entging nur dadurch einer wohlverdienten Tracht Prügel!

Im Deutschen Reiche wurde der elementare Existenzkampf der deutschösterreichischen Stammesgenossen selbstverständlich mit höchstem Interesse und wärmster Anteilnahme verfolgt.

Eine schmähliche Ausnahme machten nur die klerikalen Blätter der Zentrumspartei, welche durchweg für die das Deutschtum in Österreich verratenden Klerikalen und Christlichsozialen eintraten und völlig wahrheitswidrige Darstellungen der Ereignisse gaben.

So schrieb die „Germania“ wie zum Hohne ihres Namens:

„Aus den ausführlichen Berichten ergibt sich mit zweifelloser Gewißheit, daß die Mehrheitsparteien sich eine große Zurückhaltung auferlegten und sich erst dann an dem Getümmel beteiligten, als sie gewaltsam in dieses hineingerissen wurden. Die Deutschen, welche jahrhundertelang mit Recht in Österreich als die Hauptträger der Kultur und Gesittung galten, haben zu einem Großteil diesen Ruhmestitel verwirkt.“

Eine solche Stellungnahme von seiten einer reichsdeutschen Zeitung gegenüber dem verzweifelten Kampfe ihrer deutschen Brüder in Österreich erhielt bei Bekanntwerden dort wie überall die einzig richtige Antwort: „Pfui Teufel!“

Der Sturz des Ministeriums Badeni.

Am 28. November 1897, also zwei Tage nach jener berüchtigten Sitzung im Reichsrat, war der Kampf des deutschösterreichischen Volkes und seiner Abgeordneten gegen Krone, Regierung, Slawen und Klerikale entschieden.

Die Ereignisse in Wien und in fast allen anderen Orten, Gemeinden und Städten des deutschen Österreich und die dabei zutage getretene erbitterte Volksstimmung bewogen den Kaiser nach langem Zögern, endlich doch die Entlassung des Ministerpräsidenten Grafen Badeni und seiner übrigen deutschfeindlichen Minister zu verfügen.

Überall in den deutschen Ländern Österreichs hallte es vom Jubel über den so schwer errungenen Sieg wider, überall hörte man in jenen Tagen die angesammelten Mengen nationale Lieder singen, überall fanden begeisterte Kundgebungen für Schönerer und seine Getreuen statt.

So wurde am 12. Dezember ein großer deutscher Volkstag unter dem Vorsitze Schönerers abgehalten, der in einer zündenden Rede die sofortige Beseitigung der unseligen Sprachenverordnungen forderte. Damals wurde er von allen Seiten als der Retter und Schützer, als der aufrechte deutsche Mann gefeiert, dem die Einigkeit des deutschen Volkes und seiner Vertreter in diesem gewaltigen Abwehrkampfe zu verdanken sei!

So hatte Schönerer in der schlimmsten und gefährlichsten Stunde des deutschösterreichischen Volkes die Kampfreihen aufgerichtet und nach heldenmütigem Ringen die gemeinsame deutsche Sache zum Siege geführt!

Die von ihm ins Leben gerufene edle, bis ins innerste Mark aller Deutschen Österreichs gedrungene Volksbewegung hatte sich da noch einmal kraftvoll durchgesetzt.

Nicht lange nach Badenis Sturz wurden die für das österreichische Deutschtum so gefährlichen Sprachenverordnungen wieder aufgehoben.

Aber Schönerer konnte damals nur das Ärgste für die Ostmarkdeutschen verhindern. Die schwere Zersetzungskrise dauerte an. Der Kampf gegen das Deutschtum wurde aus einem bis dahin im wesentlichen von den Tschechen mit Unterstützung der Habsburger geführten Angriff im Laufe der Zeit zu einem allgemeinen Kampf aller nichtdeutschen Stämme gegen alles Deutsche.

Er war sozusagen ein Abbild des späteren gesamteuropäischen Kampfes gegen das gesamte Deutschtum, mit welchem das Ringen jener Zeit auch im engsten innerlichen Zusammenhange steht.

Los von Rom!

In jenem furchtbaren Ringen um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes in Österreich standen, wie schon erörtert, die Deutschklerikalen und die Christlichsozialen ganz ungerührt abseits, ja sie fielen, wo immer es ging, der deutschgesinnten Bevölkerung regelmäßig in den Rücken.

Da ertönte aus den Reihen der deutschen Studentenschaft, die von tiefem Ekel über den klerikalen Verrat an der deutschen Sache ergriffen worden war, zum erstenmal die nicht mißzuverstehende Kampfansage an Rom durch die Losung „Los von Rom!"

Das erlösende Wort war gesprochen. Es war die Antwort auf das unerhört deutschfeindliche Treiben der Römlinge deutschen Blutes!

Schönerer hat sich mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit und seines politischen Einflusses um diese mit plötzlicher Wucht hervortretende Bewegung angenommen.

Die „Los-von-Rom-Bewegung" hatte nichts gemeinsam mit der Abfallsbewegung der Freidenker und Sozialdemokraten oder sonst mit einer sogenannten Gottlosenbewegung, die nur das eine Ziel hat, gläubigen Menschen den sittlichen Halt zu rauben. Sie wollte nur die Deutschen aus den Fesseln einer deutschfeindlichen Kirche lösen und durch massenhafte Übertritte zur evangelischen Kirche den Anschluß an den protestantischen Norden fördern.

Mit diesem Schritt Schönerers kam der tiefe Zwiespalt zwischen seiner Alldeutschen Partei und den Christlichsozialen ganz besonders zum Ausdruck.

Wie unerhört undeutsch und nur-römisch diese Christlichsozialen und die Klerikalen überhaupt dachten, geht aus folgenden zwei Beispielen hervor, die sich aber auf eine beliebig hohe Zahl ergänzen ließen:

In einer klerikalen Zeitung wurde damals von der „Gefahr eines deutschgesinnten Klerus" gesprochen und vor ihr ganz besonders eindringlich gewarnt!

Eine andere führende christlichsoziale Zeitung wies die Forderung Schönerers nach „deutschen Priestern für deutsche Gemeinden" als „mut- und böswilligen Eingriff in die kirchliche Sphäre" in schroffster Weise ab!

Trotz anfänglicher außerordentlicher Erfolge kam die „Los-von-Rom-Bewegung" wegen der Ungunst der damaligen Zeiten nicht zum völligen Durchbruch: Um das Deutsche Volk religiös zu einigen, reichten die in diesem Sinne tätigen Kräfte nicht aus.

Schönerer, der selbst zum protestantischen Glauben übertrat, blieb dieser Bewegung allezeit treu. Er hat als Symbol seiner Teilnahme der evangelischen Gemeinde seines heimatlichen Waldviertels die kleine protestantische Kirche in Zwettl aus eigenen Mitteln erbaut!

Schönerers Kampf gegen das deutschfeindliche Wahlrecht.

Badeni und seine Sprachenverordnungen waren zwar hinweggefegt, der Staat blieb aber im Innersten erschüttert und konnte sich nicht mehr erholen. Der parlamentarische Apparat versagte mit der Zeit vollkommen, und die Regierung konnte nur mehr durch unausgesetzte Rechts- und Gesetzesbrüche mit Hilfe des berüchtigten Notstandsparagraphen 14 regieren. Das geschah durch Jahre hindurch, ohne daß das feige, servile, gekaufte und bestochene Parlament imstande war, die Staatsgrundgesetze irgendwie zu wahren.

Schönerer war wie immer auch damals das mahnende Gewissen dieser unfähigen Körperschaft und kämpfte unverdrossen für Recht und Gesetz. Vergeblich!

Als die Slawen mit ihren nationalen Ansprüchen immer brutaler wurden und die Regierung sich nicht mehr anders zu helfen wußte, griff sie zum letzten Hilfsmittel, zum allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht. Sie erfreute sich dabei der Unterstützung der Sozialdemokraten und Tschechen und selbstverständlich der tätigen Mithilfe aller Römlinge. Der Kampf um die deutschfeindliche Wahlreform im Jahre 1906 offenbarte die unüberbrückbare Kluft zwischen Schönerer und den anderen deutschen „Führern".

Um Schönerer hatte sich in den siebziger Jahren ein großer Kreis von Mitarbeitern und Mitkämpfern gebildet, die sich später alle wieder — und dies ist das tragische Verhängnis der nationalen Politik Österreichs — von ihm entfernten und dann als Gründer neuer Parteien ihn wie einen Todfeind bekämpften. Als sie sich von ihm lossagten, nahmen sie stets einen Teil seines bewährten Programms oder Fetzen davon als ihr eigenes Werk in das getrennte Lager mit.

Einer der Hauptgründe lag darin, daß Schönerer schon bald nach seinem ersten politischen Auftreten auch der Judenfrage zuleibe ging und die eigentlichen Träger der Korruption dort suchte, wo sie wirklich zu finden waren. Als er den nationalen Rassenantisemitismus mit unter die Sätze seines politischen Glaubensbekenntnisses aufnahm, da war er manchem von ihnen, wie ein führendes alldeutsches Blatt sarkastisch bemerkte, zu wenig politisch, zu rücksichtslos und den diplomatischen Strebern zu wenig schlau! So lange seine Bewegung im Anwachsen war, hängten sie sich an sein Rad, weil es damals bergauf ging. Sie taten eben das, was schon Shakespeares Narr dem vorsichtigen Freunde empfahl. Aber nach Schönerers Verurteilung und während der darauffolgenden langjährigen Verbannung — hui — wie sie da alle gleich losließen, wie sie einer nach dem anderen abschwenkten, wie sie die gestaute Strömung geschickt auf ihre Mühlen lenkten, wie sie mit Behagen in das so mächtige Feuer spuckten, an dem sie einst ihre politischen Suppen angewärmt hatten!

Neben der rassenantisemitischen Bewegung Schönerers lief eine Zeit lang der klerikal-konfessionelle Antisemitismus der Christlichsozialen. Im selben Maße, als diese ursprünglich auf den mittelständischen Wirtschaftskreisen der Städte fußende Bewegung sich auch unter der Landbevölkerung ausbreitete, verlor sie an Tiefe, was sie an Breite gewann. Der ursprüngliche Rassenantisemitismus wurde immer mehr verwässert, und die Bestürzung der Juden über sein anfängliches Anwachsen wich, als seine Ungefährlichkeit für das Judentum zutage trat. Die Christlichsozialen, die mit Hilfe des Antisemitismus ihre Machtstellung errungen hatten, versäumten zum Unheil des deutschen Volkes in Österreich, zur rechten Zeit das Gedankengut Schönerers in die Wirklichkeit umzusetzen.

Damals hatte der Antisemitismus alle Schichten der Bevölkerung ohne Unterschied der Stände ergriffen, weil man sah, daß er allen Feinden des Ostmarkvolkes so tief verhaßt war. Trotzdem wurde er nicht zum endgültigen Siege geführt, weil die dafür verantwortlichen Parteiführer im entscheidenden Augenblicke immer wieder vor jenen hochgestellten Kreisen zurückwichen, welche die Macht in Händen hielten und restlos dem Liberalismus huldigten. Nach deren Anschauung war ja jeder ein „Barbar", der mit Schönerer den Kampf für die Befreiung des deutschösterreichischen Volkes von jüdischer Korruption und Ausbeutung führte.

In der Folge bot die judenfreundliche Sozialdemokratie dem Judentum willkommene Stütze. Sie verdrängte die Christlichsozialen nach dem im Jahre 1910 erfolgten Tode Dr. Luegers immer mehr, nach dem Weltkriege sogar aus ihrer beherrschenden Stellung im Wiener Gemeinderate, von wo sie ihren Ausgang genommen hatten.

Längst schon war der konfessionelle Antisemitismus nur mehr ein wesenloses Schemen — bedrohlich und schreckhaft aber stand nach wie vor der unverändert gebliebene Rassenantisemitismus vor dem Judentum. Selbst heute noch ruht die starke antisemitische Einstellung des deutschen Volkes in Österreich auf der Grundlage, die Schönerer und seine Anhänger ihr einst gegeben haben.

Ein Getreuer Schönerers schildert im alldeutschen „Michel" anschaulich, wie der tapfere Mann das Opfer seiner Hochziele wurde, für die er mit leidenschaftlicher Rücksichtslosigkeit kämpfte, und denen er bis zuletzt treu blieb. Er war der Politiker der geraden Linie. Mittelweg, Waffenstillstand, Preisgabe und Kompromiß waren ihm fremd. Er betrieb nie Partei- und Mandatspolitik, sondern immer nur Volkspolitik. Daß er im Kampfe schließlich doch nicht durchdrang, ist eine schwere Anklage gegen das politisch unreif gewesene deutsche Volk Österreichs, und es ist eine noch schärfere Anklage gegen die von Schönerer abgefallenen „Führer". Es war nicht seine Schuld — es war sein Ruhm! Denn die Geschichte hat ihm recht gegeben!

Der Kaiser und seine Regierung wünschten im Jahre 1906 die Änderung des bestehenden Wahlrechtes, um die Deutschen aus ihrer beherrschenden Stellung in eine hoffnungslose Minderheit zu drücken. Sie hatten damals die Mehrheit im Reichsrat, wenn man die Deutschklerikalen, die Christlichsozialen und die deutschen Sozialdemokraten hinzuzählte; die aber stimmten stets gegen alle deutschen Belange.

Auf diesen Umstand bauten die Machthaber, denn wo sonst in aller Welt hat je ein Volk freiwillig auf die Führung im Staate verzichtet? Und noch dazu, wenn es, wie das deutsche Volk in Österreich, drei Viertel aller Steuern in diesem Staate zahlte und dessen ganze Kultur geschaffen hatte?

Die Deutschen Österreichs taten es im Jahre 1906 — nicht das Volk, sondern seine unfähigen, selbstsüchtigen und zum Teil auch bestechlichen Führer. Nicht umsonst sagte der damalige Ministerpräsident Beck zu einem widerspenstigen deutschen Abgeordneten, um ihn für die unselige Wahlreform zu gewinnen, mit verständnisinnigem Augenzwinkern:

„Die Regierung kann auch dankbar sein!"

Schönerer kämpfte bis zum letzten Augenblick gegen dieses verderbliche Wahlrecht. Er betonte immer wieder nachdrücklichst, wie ungleich ein „gleiches" Wahlrecht sei, das den massenhaften Analphabeten der nichtdeutschen Völker dasselbe Recht gibt wie einem deutschen Handwerker oder Grundbesitzer, er wies mit aller Beredsamkeit darauf hin, welche Riesengefahr für den Staat in der beabsichtigten „Demokratie" liege, er führte das berühmte Schillersche Wort an:

„Was ist Mehrheit? Mehrheit ist Unsinn! Verstand ist stets bei wenigen gewesen!"

Die „Führer" der anderen deutschen Parteien, die plötzlich ihr Herz für die Demokratie gefunden hatten, wußten nur zu gut, warum sie schließlich doch für diese unglückliche Wahlreform stimmten, die ihren ehrgeizigen und selbstsüchtigen Zwecken soweit entgegenkam!

Schönerer aber war immer ein überzeugter Gegner der Demokratie, ebenso wie er ein solcher des Liberalismus war. Denn seiner Meinung nach standen Demokratie und Liberalismus mit jedem völkischen Gedanken — vor allem mit dem Führergedanken — in unheilbarem Widerspruch.

„Nie hat die Masse etwas Schöpferisches geleistet!" rief er aus und zitierte das Wort des Dichters:

„So schaut doch hin in der Geschichte Leben:
Wo etwas Großes in der Welt geschehen,
Durch einen Mann ward es der Welt gegeben!"

„Alle Großtaten des deutschen Volkes sind auf den Führergedanken zurückzuführen", führte er weiter aus, „Hermann der Cherusker, Luther, Friedrich der Große, Goethe, Richard Wagner, Bismarck waren Führernaturen, mit ihnen bleibt ihr Werk und ihre Leistungen auf immer und untrennbar verbunden. Geschichte machen Männer, nicht Massen!"

Vergeblich sprach Schönerer, dessen Wirken selbst immer das einer Führernatur war, und der später einmal seinen unablässigen Kampf gegen jedes demokratische Wesen als „erlösende Tat" bezeichnete — vergeblich war sein Hinweis auf die zu erwartenden unabsehbaren Folgen für die Deutschen Österreichs.

Es war in den Wind gesprochen!

Da rief Schönerer den Verrätern an der deutschen Sache in furchtbarem Grimme donnernd zu:

„Wenn alles Korruption und Volksverrat liebt, wenn alles in schamloser Weise bereit ist, bei Tag und Nacht selbst mitzuhelfen, sein eigenes Volk auszuplündern und es um sein nationales Hab und Gut zu bringen, so haben wir nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, zu hassen diese hündischen Kreaturen, die ihrem Sack zuliebe die heiligsten Interessen des Volkes verraten und verkaufen und womöglich auch geschenkweise hintangeben!"

Die damaligen ehrenwerten deutschen Volksvertreter hatten auch dafür nur ein spöttisches Lächeln.

Die von der Regierung gewünschte Wahlordnung wurde außer von den Regierungsparteien auch mit den Stimmen eines großen Teiles der deutschen Parteien angenommen!

Über die Folgen dieser unheilvollen Haltung schrieb das vorerwähnte alldeutsche Blatt:

„Damals und noch Jahre danach erkannte das deutsche Volk nicht den Verrat. Ja, die Verräter durften noch sieben Jahre die „Früchte" ihres Parteischachers „genießen", sie konnten die Slawisierung der deutschen Gebiete im Norden, Süden und Osten mit ansehen, sie durften die deutschen Steuergelder slawischen Kulturzwecken zuführen helfen, und sie konnten in habsburgischer Hauspolitik machen. Sie wurden erst mit dem Zusammenbruch nach dem Weltkriege hinweggefegt, der zur Evidenz erwies, daß die deutschfeindliche Wiener Regierung mit dieser unglücklichen Wahlreform das Rückgrat des Staates Österreich als Bundesgenossen des Deutschen Reiches gebrochen hatte, ohne daß die deutschen Abgeordneten etwas dagegen zu tun den Mut aufbrachten.

Zu spät erkannten die Ostmarkdeutschen, daß Schönerer der einzige weitblickende Führer war, während die Politik derer, die sich aus eigensüchtigen Gründen von ihm losgesagt hatten, um habsburgische Regierungspolitik zu machen, kläglich zusammenbrach und das deutsche Volk fast zugrunde richtete."

Schönerer ist übrigens durch seine unerbittliche Gegnerschaft gegen Habsburg und den korrupten Habsburgerstaat auch zu manchen einflußreichen Kreisen im Deutschen Reiche in Gegensatz gekommen. Auch ihnen gegenüber hat er leider recht behalten müssen!

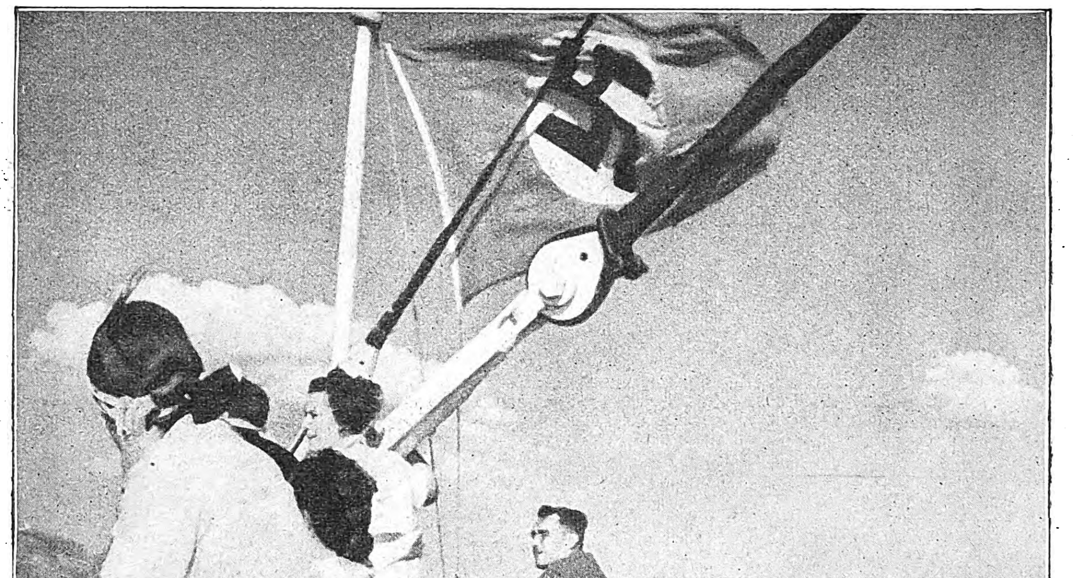
Fortsetzung folgt.


REEMTSMA
MISCHUNGSNR. 6
SORTE
R6 o/M
doppelt fermentiert
4 ₰
ERNTEN 31 BIS 33 + MUSTERCIGARETTEN + MISCHUNGSNUMMER R 6 o/M
REEMTSMA
SORTE
»R 6« o/M
H.F.&PH.F. REEMTSMA + CIGARETTENFABRIKEN + ALTONA-BAHRENFELD

Großfilm Attila

ROMAN VON FRANK HELLER

(10. Fortsetzung.)



Mit KdF.: Fahrt glücklicher Menschen in den Frühling.
Aufnahme: W. Bauer, Bremen.

Philipp beugte sich zum Kommissar vor. „Der Dialog ist nicht von mir! Der scheint mehr auf The Middle West berechnet, aber ich bin nicht sicher, ob er ins Schwarze trifft!"

„Ruhe!" brüllte eine heisere Stimme. „Achtung! Alles bereit für 98! This is Camera!"

Die Lampen flammten auf, eine Nummernplatte klappte vor der Kamera zusammen, Botschaften zwischen dem Aufnahmeraum und dem Tonmeister wurden gewechselt. Die Szene wurde gestoppt und nochmals begonnen. Attilas Augen glühten womöglich noch fieberheißer. Das junge Weib an seiner Seite war sehr bleich — oder sollte dies vielleicht eine Wirkung der Schminke und der Beleuchtung sein? Noch einmal wurde die Szene gestoppt und von vorn begonnen, erst in etwas höherer Tonlage, dann in tieferer. Kein Zweifel, auf die letztere Art machte sie sich besser. Noch ein Stopp, noch eine Nummernplatte, die vor der Aufnahmekamera zuklappte:

„Achtung! Ruhe! 89 d."

Die Lampen flammten auf, Attila zischte seine Worte hervor, als Drohung, halb gegen Ildico, halb gegen die Gäste gerichtet. Kamera und Mikrophon folgten seinen Bewegungen wie zwei buchführende Engel. Atemlose Stille.

In diesem Augenblick drängte sich Philipp an den Personen, die ihm im Wege standen, vorbei und trat in das Licht der Lampen.

Der Erfolg war überwältigend.

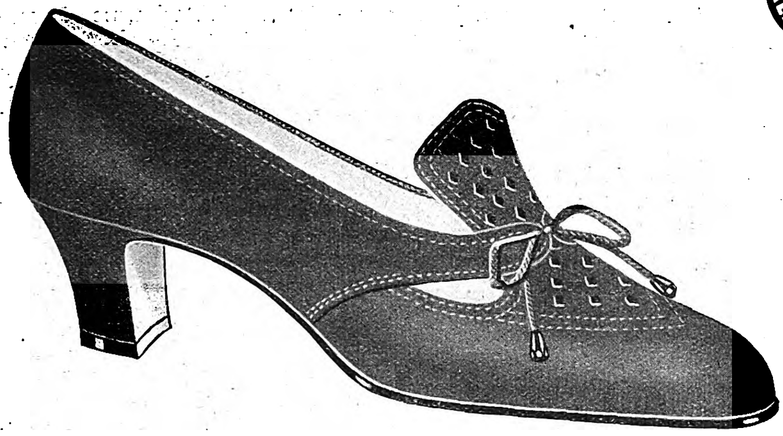
Mr. Bird blieb mitten im Satz stecken und sprang von seinem Thronsessel auf, nur um wieder zurückzusinken und Philipp wie einen Geist aus einer anderen Welt anzustarren. Der Regisseur, der die Aufnahme leitete, stieß ein Wutgebrüll aus, aber verstummte, als er sah, wer die Unterbrechung verursacht hatte. Die Gäste an dem Tisch, die alle von dem unbegreiflichen Verschwinden des „Professors" gehört hatten, sprangen auf, um besser zu sehen. Im Hintergrund des Saales starrte Mr. Duke wie gelähmt von Philipp auf seinen Oberregisseur, der, zusammengesunken, mit krampfhaft zuckendem Gesicht, auf seinem tierfellumhüllten Thron saß. Philipp wartete ein paar Sekunden, dann sagte er:

„Ja — ich bin es selbst, der hier steht, Mr. Bird! Sie haben kein Glück gehabt! Sie wissen nicht so gut mit dem Revolver umzugehen wie ihr berühmter Bruder — Madár Mihály!"

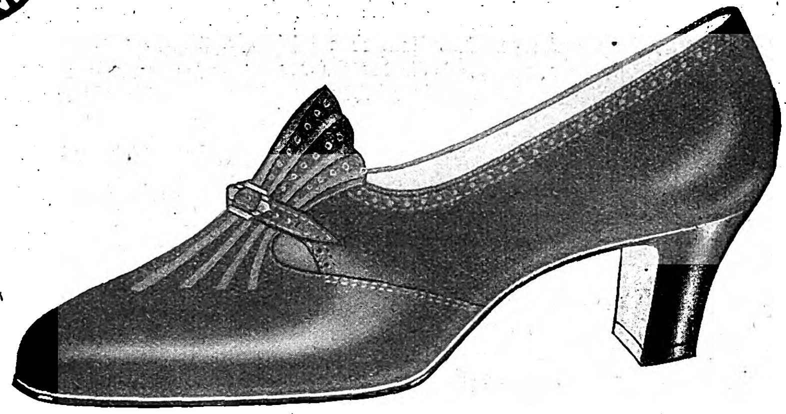
Solange Philipp sprach, herrschte Totenstille. Aber dann löste sich der Bann. Einige der Anwesenden schienen seine Worte und die Wirkung, die sie auf den Regisseur hatten, sofort zu erfassen, andere nicht, und diese suchten sich durch eifrige Fragen Klarheit zu verschaffen. Philipp beugte sich zu dem Polizeikommissar vor, der ihn mit stummem Staunen betrachtete, und flüsterte ihm etwas zu. Der ungarische Beamte gab eine Weisung, und seine Untergebenen bahnten sich mit den Ellbogen einen Weg zum Ausgang, gerade noch

Braune Schuhe

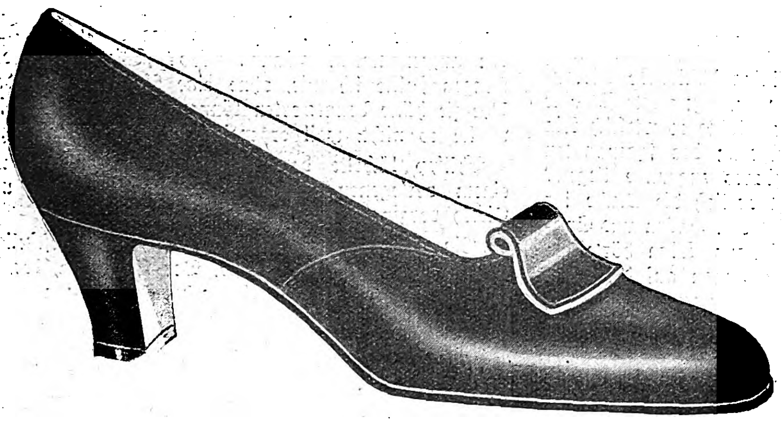
MARKE SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



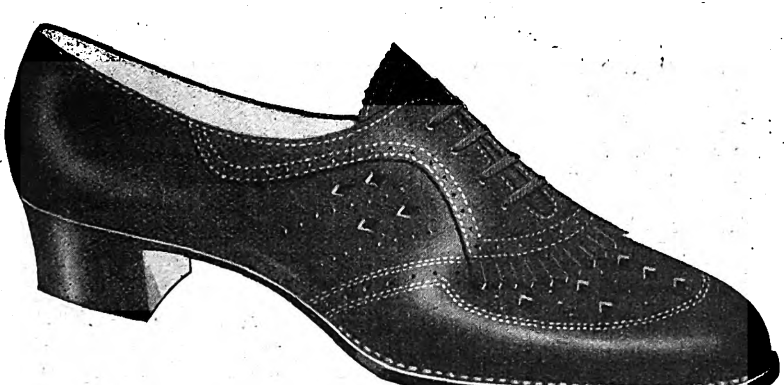
MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER

zur rechten Zeit, um einen schwarzhaarigen Mann mit schildpattgefaßten Augengläsern zu hindern, ins Freie zu verschwinden.

Zu jenen, auf die Herrn Collins Worte den tiefsten Eindruck gemacht hatten, gehörte das junge Weib an Mr. Birds Seite. Sie machte sich von ihrem Mitspieler, der noch immer mit dem Arm ihre Mitte umfaßte, mit einem Ausdruck los, als hätte sie einen Pestverseuchten neben sich. Er merkte es und suchte sie mit einer krampfhaften Geste wieder an sich zu ziehen. Plötzlich geschah etwas. Sie riß den Dolch, den sie in ihrer Eigenschaft als Ildico trug, aus der Scheide und stieß zu. Schrille Schreie der Zuschauer ertönten und ein dumpfes Stöhnen des Regisseurs. Seine Hände griffen noch einmal nach ihr, sein Gesicht verzerrte sich in einer schmerzlichen Grimasse. Dann sank er auf seinem Thronsessel zusammen, und die Halle des Hunnenkönigs verwandelte sich in ein brodelndes Chaos.

4.

Das Gerücht läuft schnell, auch wenn es keine Telegraphendrähte zur Verfügung hat. Einige Worte, von einem Lastwagenführer geflüstert, hatten sich bald in der ganzen Stadt Szeged verbreitet, von Kaufladen zu Kaufladen, von Weinstube zu Weinstube, von Haus zu Haus. Und so begab es sich, daß ein paar Stunden später ein altes, etwas klappriges Fordauto zum Aufnahmeplatz hinaufstößte und seinen einzigen Insassen, den Direktor des Museums in Szeged, dort ablieferte.

Der sanfte Mann der Wissenschaft riß bei dem Anblick, der sich ihm bot, die Augen auf: Horden von Autos auf einer Ebene, die durch zahllose Jahre keine anderen Gäste gesehen als den einen oder anderen Viehhirten und seine Herde. Eine Stadt aus Holz und Zelten, aus der Ebene hervorgewachsen, und eine wogende Volksmasse, die sich um einen Punkt am Flußufer scharte. Er eilte auf diesen Punkt zu, aber kam nicht weiter als bis zum Rande der Menschenmenge. Rings um ihn drängten sich Männer in der seltsamsten Aufmachung — einige in römischen Gewändern, andere in ungegerbten Fellen, wieder andere in den Arbeitskleidern des zwanzigsten Jahrhunderts. Er wandte sich an den Zunächststehenden, einen Kleinbürger aus Szeged, und bat ihn, zu sagen, was hier los sei.

„Das wissen Sie nicht, Herr Doktor?" sagte der Mann mit sichtlicher Erregung. „Man behauptet, daß sie Attilas Grab gefunden haben!"

„Ich hörte ein verworrenes Gerücht von etwas Derartigem in der Stadt und kam deshalb her! Aber ich kann nicht behaupten, daß ich mir viel von dem Ausflug erwartete. Wer hat denn diesmal Attilas Grab gefunden?"

„Es soll jemand von der amerikanischen Filmgesellschaft sein — ein Professor, sagt man —."

Der Museumsdirektor lachte auf.

„Ein Filmprofessor findet Attilas Grab mitten bei der Aufnahme eines Attilafilms! Einen besseren Reklametrick kann man sich schwer denken! Das gibt fünf Spalten in den amerikanischen Blättern! Bis der Schwindel übermorgen aufgedeckt wird!"

„Sie haben sicherlich recht, Herr Doktor", sagte ein Nachbar, „aber etwas muß doch dahinter stecken, sonst wäre der Kommissar Kosztolanyi nicht mit den Gendarmen hier. Sie können ihn dort drüben auf den Hügeln sehen!"

Ein Chauffeur beeilte sich, mit einem besseren Wissen zu glänzen.

„Der Kommissar ist nicht wegen Attilas Grab hier, sondern wegen des Mordes im Atelier!"

„Ein Mord im Atelier?" sagte der Gelehrte. „Also wenn dieser Film in Amerika nicht geht, dann weiß ich überhaupt nicht! Wer ist denn ermordet worden?"

„Einige sagen, daß Attila — der den Attila spielt — seine Gemahlin ermordet hat, andere wieder, daß die Königin Attila ermordete."

„Das letztere wäre historisch richtiger", murmelte der Museumsdirektor. „Aber man darf sich von den Leuten jenseits des Atlantik nicht allzu viel erwarten!"

In diesem Augenblick kam Unruhe in die Menge. Eine Bewegung verbreitete sich von ihrem Zentrum zur Peripherie: die Gendarmen begannen den Platz zu räumen. Sehr gegen ihren Willen ließ sich die Masse zurückdrängen. Der Museumsdirektor fing den Blick des Kommissars auf und erhielt freien Durchgang. Was würde er zu sehen bekommen? Er sah eine kleine Gruppe Menschen am Ufer der Theiß versammelt. Der Mittelpunkt des Kreises war jemand, den er zu erkennen glaubte — ein Herr mit schwarzem gestutztem Schnurrbart. Sowie dieser des Gelehrten ansichtig wurde, eilte er mit einem Begrüßungslächeln auf ihn zu:

„Das nenne ich eine Überraschung! Ich dachte gerade nach, wie ich Ihnen eine Botschaft zukommen lassen könnte, Herr Doktor, und nun erscheinen Sie genau in der richtigen Minute!"

Der Gelehrte lächelte ironisch.

„Das Wunder hat sich also begeben? Sie haben Attilas Grab gefunden?"

„Das möchte ich Sie eben bitten, nachzuprüfen! Sie erinnern sich doch, daß Sie es mir vor einiger Zeit versprochen haben?"

„Ich erinnere mich. Ich stehe Ihnen zur Verfügung!"

Der Museumsdirektor machte kein Hehl daraus, daß er das Ganze für einen großen Schwindel hielt und sich bei dem Gedanken, ihn aufzudecken, königlich amüsierte.

Der Kommissar kehrte zurück, nachdem er seine Gendarmen so postiert hatte, daß die Menge in angemessener Entfernung gehalten wurde.

Erst jetzt bemerkte der Museumsdirektor, daß ein Arm des Flusses trockengelegt war und man in seinem Bette eine tiefe Höhlung gegraben hatte. Ja, auf dem Grund dieser Höhlung waren bereits Spaten und Hacken in voller Tätigkeit, und am Ufer war ein Block aufgestellt. Wenn dies ein Schwindel war, so war er wenigstens sorgsam vorbereitet! Er richtete ein ironisches Kompliment an Herrn Collin, bekam aber keine Antwort. Philipp war ganz davon in Anspruch genommen, den Arbeitern Weisungen zu geben. Ein Strick mit zwei Hacken wurde von dem Block herabgelassen und an irgendeinem Gegenstand dort unten befestigt. Dann wurde die Winde in Gang gesetzt, von den Spaten und Hacken unterstützt. Erregte Rufe wurden laut:

„Jetzt! Jetzt!"

Trotz seines Mißtrauens konnte sich der Gelehrte nicht enthalten näherzutreten, um zu sehen, was da vorging. Er sah, daß die Hacken und Spaten mit Hilfe des Blockes eine schwere Truhe oder Kiste aus der Tiefe losgelöst hatten und daß man nun im Begriffe war, sie aus ihrem Schlammbett hochzuheben. Langsam, unendlich langsam stieg sie zum Tageslicht auf. Sie schien sich dagegen zu sträuben, sie schien an der Stätte bleiben zu wollen, wo sie so viele Jahrhunderte hindurch geruht. Aber es ging aufwärts, unerbittlich aufwärts, jetzt tauchte eine grünspanschillernde Metallplatte auf, von Schlamm überzogen, jetzt zeigte sich eine Seite der Truhe, jetzt noch eine. Sollte es wirklich kein Bluff sein? Sollte der Behauptung des sogenannten Professors irgend etwas Greifbares zugrunde liegen? Es sah unleugbar so aus. Jetzt verließ die Truhe ihr schlammiges Gefängnis und glitt, von Hacken und Spaten gelotst, auf das Flußbett hinaus. Man hörte ein leises Hurra, das verstummte, als man auf die Weisung des Professors mit neuen Instrumenten, Meißeln und Stemmeisen der Truhe zu Leibe ging... Aber weil man eine Truhe auf dem Grunde des Flusses gefunden hat, und weil dieser Fluß zufällig die Theiß ist, an deren Ufer Attila einstmals sein Lager aufschlug, brauchte ja deshalb diese Truhe noch nichts mit ihm zu tun zu haben! Vermutlich war sie altes Eisen und der Inhalt Steine. Natürlich war es so!... Die Meißel und Stemmeisen arbeiteten, kraftvoll geführt, ein erster Deckel war schon losgehämmert, und darunter kam eine neue Truhe zum Vorschein, ebenfalls von ansehnlichen Ausmaßen. Wie sagte doch die Legende? Zuerst eine Truhe aus Eisen, dann eine aus Silber, dann eine aus Gold... Was war dies?

Auch die innere Truhe hatte unter dem Druck des Stemmeisens nachgegeben, und der Anblick ihres Inhalts hatte plötzlich tiefe Stille in einer Menschenmasse verbreitet, die eben erst kaum zu halten gewesen war. Der Museumsdirektor stellte sich auf die Zehenspitzen, und so gelang es ihm endlich zu sehen, was diese plötzliche Andacht hervorgerufen hatte. Und bei diesem Anblick wurde auch er stumm.

Das waren keine Steine und kein altes Eisen. Was ihm da aus dem Inneren der Truhe entgegenleuchtete, war das, was man einstmals das Lösegeld eines Königs zu nennen pflegte, nicht mehr und nicht weniger — ja, oder das Grabgeschenk eines Königs. War dies Bluff, dann war Gold Bluff, dann waren Diamanten, Smaragde und Perlen Bluff! Denn solche Dinge füllten in buntem Gewühl die Truhe und warfen halb zögernd nach ihrer langen, langen Gefangenschaft das Sonnenlicht zurück. Nein, das war kein amerikanischer Bluff! Aber war das wirklich, wie der Professor gesagt hatte, der Schatz Attilas? Alle Anwesenden nahmen es für gegeben an, das ging aus den keuchenden Atemzügen hervor, die man hörte, aus den Blicken voll scheuer Ehrfurcht, die sich auf die Truhe richteten. Attilas Schatz! Jahrhunderte hindurch hatte jeder Bauer im Lande davon geträumt, ihn zu finden, und hier lag er nun ausgebreitet im hellen Tageslicht vor ihren Augen!

Was hatten dieses Gold und diese Steine nicht miterlebt, wenn sie echt waren! Sie waren von Hälsen und Armen gerissen worden, die kaum noch im Todeskrampf erstarrt waren, sie hatten andere Hälse und Arme geschmückt, im Fackelschein barbarischer Feste; sie hatten Städte in Flammen aufgehen, Länder verwüsten sehen, und sie hatten das letzte tolle Fest gesehen, da Germaniens schönste Tochter mit Asiens gelbem König ins Brautbett steigen sollte.

Der gelehrte Vorsteher des Museums rieb sich die Stirne. Was sollte er glauben? Er hatte sich noch kaum die Frage im Ernst gestellt, als er in ein Gelächter ausbrach. Attilas Schatz! Aber diese Vermutung brach ja unter ihrer eigenen Ungereimtheit zusammen! Er wollte es eben laut hinausrufen, als der Professor ihm zuvorkam.

„Ich höre an Ihrem Lachen", sagte dieser, „daß Sie meinen Fund schon klassifiziert haben! Das ist nicht Attilas Schatz!"

„Soweit haben Sie unbedingt recht", meinte der Gelehrte ironisch. „Aber was ist es denn? Vielleicht all der Schmuck, der den Stars der Gesellschaft gestohlen wurde? Wenn man den Zeitungsnotizen Glauben schenken darf, kommen ihnen ja im Laufe eines Jahres oder noch kürzerer Zeit ungefähr so viele Juwelen abhanden?"

Man hörte empörte Proteste von Joan Jarrolds und Miß Cicely. Philipp wartete, bis sie verklungen waren, um dann das Wort zu ergreifen.

„Ich bin einigen von Ihnen eine Erklärung schuldig, und ich weiß, daß manche von Ihnen der Ansicht sind, daß sie früher hätte erfolgen sollen — aber ich wollte warten, bis ich wirklich alle Karten auf den Tisch legen konnte. Von meinem Gesichtspunkt betrachtet, beginnt die Geschichte an einem Abend in Athen, an dem ich auf recht sonderbare Weise in den Besitz dieses sonderbaren Dokumentes kam — oder richtiger gesagt: des Originals zu diesem Dokument!" — Er zog eine Schachtel mit der Aufschrift „Ägyptische Zigaretten" aus der Tasche und ließ ihren Inhalt weitergehen.

„Wie Sie sehen, ist das nicht mehr und nicht weniger als eine Filmspule. Das Original dieser Spule war alt, vergilbt und gebrechlich. Es war vor vielen Jahren aufgenommen. Wann? Wo? Wie? Diese drei Fragen stellte ich mir, ohne eine Antwort zu finden. Der sie hätte beantworten können, ganz oder teilweise, wollte es nicht, weil er meine Motive verkannte.."

Philipp lächelte dem jungen Benda zu, der mit einem verlegenen Seitenblick antwortete. Joan und Cicely vergingen sichtlich vor Neugierde.

„Ein paar Anhaltspunkte ließen sich jedoch feststellen. Erstens das Alter der Spule. Der Fachmann, der sie kopierte, erklärte, sie sei sicher zehn Jahre alt, vermutlich aber zwölf bis fünfzehn. Zweitens der Ort, wo man sie aufgefunden hatte. Ich war in Griechenland in ihren Besitz gelangt, aber in diesem Lande konnte sie nicht aufgenommen sein. Denn die Szenen spielen am Ufer eines Flusses, und so große Flüsse mit soviel Wasser gibt es nicht in Griechenland.

Und nun die dritte Frage: Unter welchen Umständen war die Spule entstanden? Mein Freund, der Fachmann, machte mich auf einen Umstand aufmerksam, den ich schon selbst bemerkt hatte und der wirklich ganz eigentümlich war: der Film oder der Teil desselben, den man auf der Spule sah, war mit aller erdenklichen äußeren Ausstattung in Szene gesetzt, römische Gewänder, barbarische Trachten usw. Aber eines hatte man sich nicht geleistet: man hatte die Auftretenden nicht schminken lassen! Und doch ist dies bekanntlich eine absolute Notwendigkeit —." Herr Collin ließ den Blick über den Kreis der braun-, bronze-, und rotgeschminkten Gesichter gleiten. — „Also: einerseits große Auslagen für Kostüme, andererseits keinerlei Interesse für das Endresultat! Ein ganz eigentümlicher Widerspruch, für den ich keine Erklärung finden konnte!

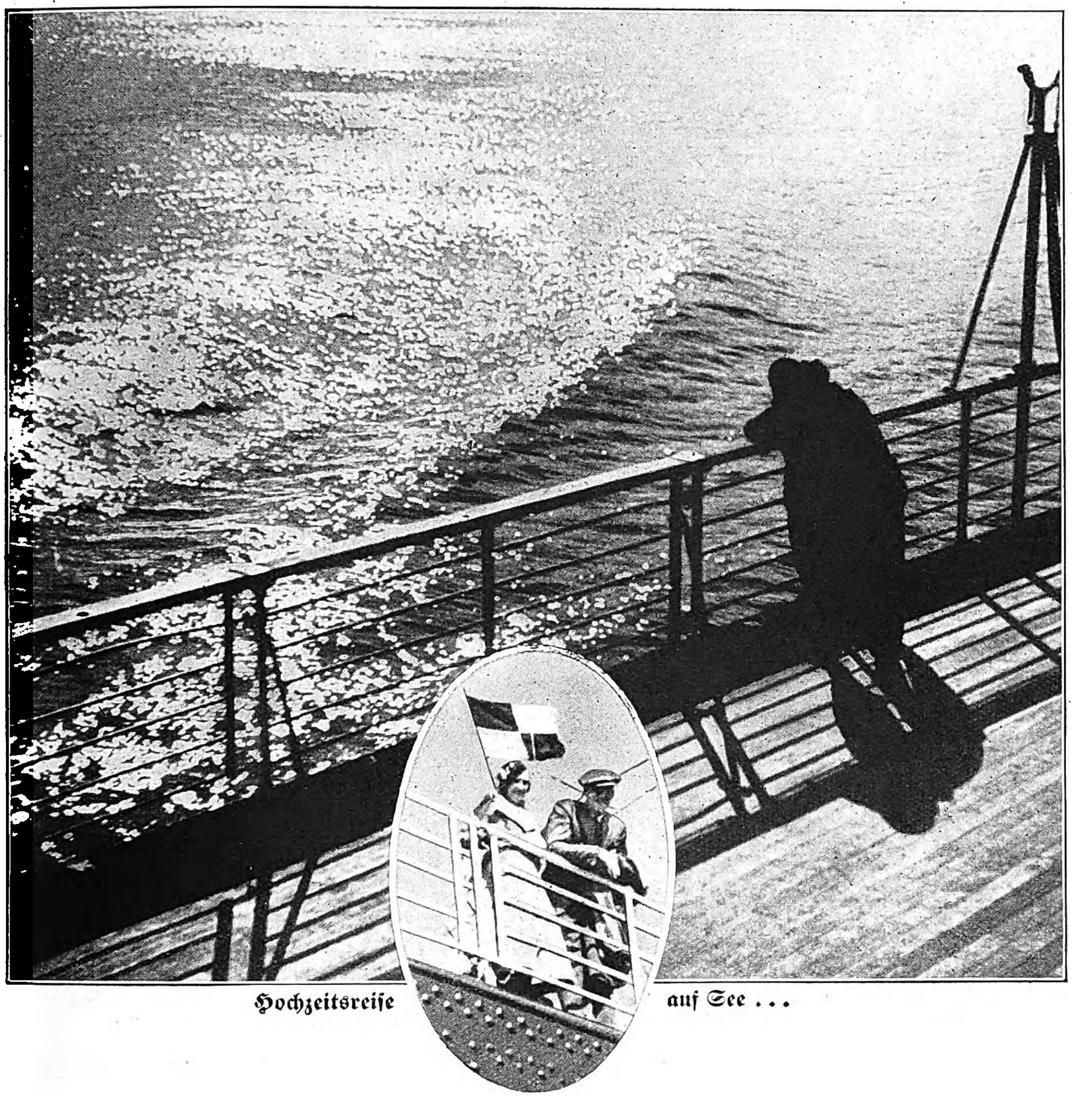
Was stellte der Film dar? Sie können es selbst sehen: Eine Schar Männer, in römischen Gewändern, graben an einem Flußufer unter der Aufsicht anderer Männer in barbarischen Trachten, sie werden von ihnen gepeitscht und starren sie mit ohnmächtigem Haß an. Die barbarisch gekleideten Männer stehen unter dem Befehl eines Mannes in derselben Tracht. Was sollte all dies bedeuten? Ich legte mir eine Theorie zurecht und beschloß, sie im Gedächtnis zu behalten. Bevor ich weitergehe, möchte ich Sie bitten, den Gesichtsausdruck des Befehlshabers der Barbaren zu betrachten. Wie der Photograph, der die Spule kopierte, sehr richtig bemerkte: Er ist so, daß er empfindliche Personen nachts wachhalten kann!"

Joan Jarrols und Miß Cicely prüften das erwähnte Gesicht und stießen gleichzeitig einen Seufzer des Entsetzens aus.

Hochzeitsreise auf See

Aus dem neuerschienenen
Hapag-Buch von der Seefahrt

Sind es wirklich nur die Paare, die im neugeschlossenen Bund in eine neue Gemeinsamkeit hinausfahren? Hochzeitsreise auf See – mag der Tag der Trauung lange zurückliegen, mögen die Alltagssorgen des Landdaseins Graues hineingetragen haben in den Ablauf eines einstmals in leuchtenden Farben ausgemalten Weges – mag die rauhe Hand der Wirklichkeit unerbittlich in das Traumideal einer Zweisamkeit eingegriffen haben – jede Reise auf See ist eine Hochzeitsreise.



Hochzeitsreise auf See . . .

Wer kennt nicht die Nöte der Frau,

die immer wieder ihr eigenes Reich, ihre eigene Liebe, ihre eigenen Wünsche den Anforderungen anpassen muß, die der Lebenskampf zu jeder Stunde an den Mann stellt?

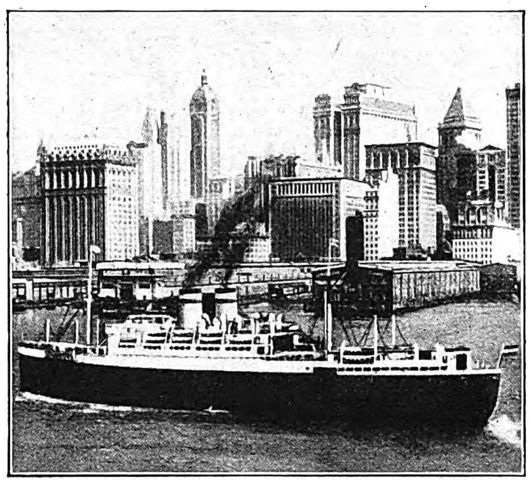
Auf See aber hat die Frau gewonnen.

– Die Tagessorgen fliegen über Bord. Denn – ist der Anker einmal gelichtet, wer kann dann noch den Mann aus der Weite und aus dem Zurückfinden zu den Idealen seiner Kindheit abrufen in die Werkstatt und ins Büro zu Sitzungen, Postbesprechungen, zu Kalkulationen und Bilanzen?

Auf See gibt es kein Soll, aber dafür ein doppeltes Haben. Frei und unbeschwert von den Sorgen des Alltags gibt sich der Mensch dem Rausch der Stunde hin und verbindet sich verjüngt mit den Sehnsüchten und den Zielen seiner Jugend.

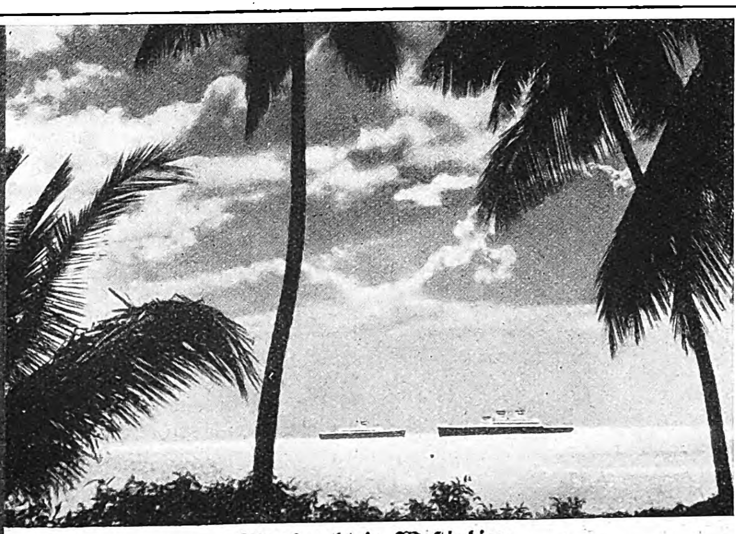
Und so liegt der hochzeitliche Glanz über jedem Gesicht an Bord, und Vergangenheit und Gegenwart vermählen sich zu neuem, starkem Glück.

Der Mittler aber ist die See. Um diese Erneuerung zu erleben, gilt es, die See zu erleben. Und so ist es die erste Voraussetzung einer Hochzeitsreise auf See, daß das Schiff, das euch glücklichen Meeren und erträumten Küsten entgegenbringt, euch das Erlebnis der See schenken kann. Es ist nicht wahr, daß das Erlebnis der See begraben liegt unter lauter Technik, unter bald sechsstelligen Brutto-register-Tonnen, unter Knotenzahlen, Schlingertanks, immer größeren, immer schnelleren, immer luxuriöser ausgestatteten „schwimmenden Hotels". Die modernen, seenahen Schiffe der Hapag beweisen, daß Erfahrung ein glückliches Mittel finden kann, und daß moderne Technik das Erleben nicht ersticken muß, sondern gerade



jenes unerschütterliche Gefühl von Sicherheit schafft, um sich unbeschwert und unbesorgt neuer Hoffnung, neuer Erfüllung hinzugeben.

Es reist sich gut mit den Schiffen der Hamburg-Amerika Linie



Mondnacht in Westindien

„Dann wies der Film noch einige Eigenheiten auf, die ebenso auffällig waren, gewisse seltsame Gerüste, die ich für Galgen hielt, und ein paar ähnliche Dinge.

Am selben Abend lernte ich zufällig die Mitglieder einer Filmgesellschaft kennen, die in Europa war, um einen historischen Film von wirklich kulturellem Wert zu drehen. Ich interessierte mich für sie alle, aber einer von ihnen erregte in ganz besonderer Weise meine Neugier, nämlich der Oberregisseur. Alles an ihm sagte mir, daß hier ein Mann war, wie man ihn nicht alle Tage trifft. Am nächsten Morgen sah ich ihn mit einem neugefundenen Freund. Das erhöhte nur noch mein Interesse für ihn — und seinen Bekanntenkreis!

An diesem Tage begab sich etwas Eigentümliches: man entdeckte, daß ein internationaler Finanzmann, dessen geschäftliche Transaktionen ganz Südosteuropa umfaßten, auf einer Luftreise nach Konstantinopel ums Leben gekommen war. Sein Flugzeug wurde im Ägäischen Meer aufgefunden, aber er und sein Pilot waren verschwunden. An und für sich war dies vielleicht nicht mehr als ein Unfall. Aber ich konnte nicht umhin, dieses Ereignis mit ein paar eigentümlichen Umständen in Verbindung zu bringen. Erstens stammte die Filmspule, die ich erwähnte, mit absoluter Sicherheit aus dem Besitz des erwähnten Finanzmannes. Zweitens wußte ich, daß am Tage seines Verschwindens ein kühner Einbruch in seine Wohnung verübt worden war. Der dritte und nicht am wenigsten merkwürdige Umstand war, daß der Regisseur der Filmgesellschaft, Mr. Bird, am gleichen Abend einen geheimen Besuch in der erwähnten Wohnung abstattete, um nach etwas zu suchen.

„Mr. Bird —."

„Ja, Mr. Bird! Ich war zufälligerweise selbst Zeuge dieses Besuches — wieso, tut ja nichts zur Sache! Als ich über alles, was ich wußte, nachdachte, kam mir eine Sache zum Bewußtsein, die mir vielleicht schon früher hätte auffallen sollen. Der verschwundene Finanzmann hieß Vogel. Mein Freund, der Regisseur, hieß Bird. Diese beiden Namen deuten in den zwei Sprachen, denen sie angehören, ein- und dasselbe. Nun gibt es ein gewisses Volk, das die eingefleischte Gewohnheit hat, die wir alle kennen, aber an die wir nicht immer denken: überall in der Welt hält es an seiner Religion fest, seinen Gebräuchen und seinen Namen. Wenn seine Mitglieder von einem Land in ein anderes übersiedeln, kommt es vor, daß sie ihre alten Namen unverändert behalten, aber es kommt auch vor, und zwar mindestens ebenso oft, daß sie sie wortgetreu in die Sprache des neuen Landes übersetzen: Herr Fuchs wird Monsieur Renard und Mr. Fox oder Herr Vogel wird Monsieur l'Oiseau oder L'oisel oder Mr. Bird! Daß Mr. Bird kein gebürtiger Amerikaner war, darüber war ich mir schon im klaren. Ich kaufte mir eine Filmzeitschrift und fand darin ein Bild von ihm in der Tracht des Landes, aus dem er stammen sollte. In einem deutsch-ungarischen Wörterbuch stellte ich fest, daß Vogel auf ungarisch Madàr heißt. Noch am selben Abend schickte ich ein Telegramm an einen guten Freund in Budapest. Dieses Telegramm lautete: Gab es vor zwölf oder vierzehn Jahren eine Familie namens Madàr, deren Mitglieder sich auf irgendeine Weise im Lande bemerkbar machten? Der eine muß mit dem Vornamen Edmund geheißen haben!" Herr Collin machte eine kurze Pause und sah, gleichsam um Entschuldigung bittend, die ungarischen Mitglieder des Kreises an. Ihre Gesichter hatten insgesamt einen unbeschreiblichen Ausdruck von düsterem Zorn angenommen. In den übrigen Gesichtern des Kreises malte sich nur eines: maßlose Spannung.

„Die Antwort auf mein Telegramm", fuhr Philipp fort, enthielt in Kürze folgendes: Es gab einmal in Budapest drei Brüder mit dem erwähnten Zunamen Madàr und mit den Vornamen (die die Ungarn ja immer hinter die Zunamen setzen) Kelemen, Oedön und Mihály, mit anderen Worten Klemens, Edmund und Michael. Kelemen war mit kaufmännischen Anlagen geboren und wurde geschäftlicher Vertreter eines der großen Güter in Ungarn. Edmunds Neigung galt dem Theater, er wurde Schauspieler und Regisseur an ein paar kleinen Bühnen in Budapest. Michael schließlich war Schriftsteller. Er trieb sich in den Cafés der ungarischen Hauptstadt herum, überelegant gekleidet, belästigte die Leute mit symbolischen Gedichten und gab sich narkotischen Rauschgiften hin. Allmählich kam das Jahr 1919 heran, Béla Kun und sein Anhang rissen die Macht in dem zwangsweise entwaffneten Lande an sich und ließen Asien auf das Herz Europas los. Klemens und Edmund Madár verließen das Land, wozu für den ersteren ein sehr triftiger Grund vorhanden war: er hatte nämlich das Gut, dessen Bevollmächtigter er war, bis auf das Letzte ausgeplündert und wünschte nicht, seine Reichtümer von Béla Kun „nationalisieren" zu lassen! Michael hingegen blieb in Ungarn und stürzte sich an der Seite der neuen Machthaber in den Kampf. Hier hatte er eine Chance, sich an jenen zu rächen, die ihn sein ganzes Leben lang über die Achsel angesehen, seine Kunst verachtet und ihn einen schlechten Asphaltpoeten genannt hatten! Er würde ihnen schon zeigen, daß er ein Dichter war, ein Dichter, der es verstand, Poesie mit etwas anderem als Tinte zu schreiben: wenn es darauf ankam — mit Blut! Er erhielt den Auftrag, ein paar der südlichen Provinzen unter das neue Regime zu zwingen. Über die Art, wie er diesen Auftrag ausführte, über die „persönliche" Abstrafung seiner Gegner kreisen noch heute Geschichten — Geschichten von nicht gerade erbaulicher Art. Einige Meilen entfernt stand die französische Orientarmee, die die Entwaffnung des Landes durchgeführt hatte und ließ ihn wüten. Dann kam der Umschwung, Béla Kun wurde gestürzt und flüchtete, aber viele seiner Unterbefehlshaber waren weniger flink als er und mußten für ihre Untaten mit dem Leben büßen. Unter ihnen war Madár Mihály, Michael Madár. Aber um nicht lebend seinen unversöhnlichen Feinden in die Hände zu fallen, zündete er ein Schloß bei Kiskunfelegyháza an der Theiß an und verbrannte dort mit seinen letzten Gefangenen.

Das war der Inhalt meines Telegramms. Daß die Herren Vogel und Edmund Bird in Wirklichkeit Kelemen und Edmund Madár waren, hielt ich nunmehr für sicher. Aber was bedeutete die Filmspule?

Ich ging noch einmal alle Eigentümlichkeiten der Spule durch, die ich schon erwähnt habe: der Stoff des Films, das Aussehen der Schauspieler, der Rahmen, in dem die Handlung sich abspielte — und baute dann langsam eine Theorie auf, die einem nüchtern denkenden Menschen vielleicht etwas phantastisch vorkommen mag — aber ich hatte es ja mit phantasievollen Menschen zu tun! Um meine Theorie zu erproben, machte ich noch am selben Tage der Leitung der Filmgesellschaft den Vorschlag, einen Attila-Film zu drehen.

Der Oberregisseur, Mr. Edmund Bird, verhielt sich zuerst unschlüssig. Erst als ich ihm mit Hilfe einer einfachen List einen Abzug von Herrn Vogels Filmspule in die Hände gespielt hatte, schlug er ein und stürzte sich mit wahrem Feuereifer in die Vorbereitungen für den neuen Film. In diesem Moment war eigentlich meine Vermutung bewiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. HANS BUCHNER, Gauamtsleiter,
Erster Geschäftsführer der Industrie- und Handelskammer zu München und der Bezirkswirtschaftskammer Bayern

Deutschlands wirtschaftlicher Wiederaufstieg

Als im Jahre 1918 die letzten deutschen Truppen als Nachhut des Heeres auf dem Rückmarsch die Rheinbrücken überschritten hatten, waren auch für die deutsche Wirtschaft die Tage der großen Rückzugsbewegung gekommen. Sie dauerte die ganzen Jahre hindurch bis zu dem Zeitpunkt, wo der Nationalsozialismus durch die Machtübernahme nicht nur den politischen, sondern auch den wirtschaftlichen Umschwung einleitete Heute, wo die deutschen Truppen wieder über die Rheinbrücken gezogen sind, befindet sich auch die deutsche Wirtschaft wieder auf dem Vormarsch Die große Wirtschaftswende, die wir in den letzten Jahren erlebt haben, verdanken wir dem Nationalsozialismus, der aus dem wirtschaftlichen Trümmerhaufen der Systemzeit ein neues, festgefügtes Gebäude langsam und stetig aufbaut.

Die politische Ohnmacht des Reiches nach dem Kriege zeigte sich auch in immer schwereren wirtschaftlichen Verfallserscheinungen Die Währung entwertete sich sprunghaft, die Sachwertpreise stiegen ebenso rasch, die Inflation vernichtete den größten Teil der beweglichen Vermögen. Mit der Stabilisierung begann die Zeit der Überschuldung des unbeweglichen Vermögens durch ausländisches Finanzkapital, die Deflation mit ihren Schrumpfungserscheinungen, Betriebsstillegungen, Massenarbeitslosigkeit, Elend und Hunger. Dazu kamen die politischen Schulden des Dawes- und Young-Plans, von deren Annahme die Systemregierungen sich eine Gesundung der Finanzen, Belebung der Wirtschaft, Beseitigung der Arbeitslosigkeit, Linderung der landwirtschaftlichen Notlage und Wiederherstellung ihrer Rentabilität erhofften. Diese Hoffnungen erfüllten sich nicht. Als der Young-Plan unterzeichnet wurde, hatte Deutschland über zwei Millionen Arbeitslose. Nach wenigen Jahren war deren Zahl auf sechs Millionen gestiegen Die Systemregierungen hofften ferner, durch Notverordnungen und Sparvorschläge eine Besserung zu erzielen und damit zur Senkung der Steuern, zur Hebung der Produktivität der Wirtschaft und zur Stärkung der Kreditwürdigkeit Deutschlands beizutragen Auch diese Hoffnungen erfüllten sich nicht Die Leistungen der Sozialversicherungen wurden gekürzt, die Steuersätze erhöht und neue Steuern eingeführt. Die Produktivität der Wirtschaft konnte nicht gehoben werden, die Arbeitslosenziffer wuchs immer mehr, ebenso stieg die Kurve der Zahlungseinstellungen und der Konkurse steil an. Die Kreditwürdigkeit Deutschlands wurde nicht gestärkt, sondern es kam zu der schlagartig durchgeführten Zurückziehung sämtlicher sofort kündbaren ausländischen Kredite, was zu einer Finanz- und Währungskrise von größtem Ausmaße führte

Die deutsche Volkswirtschaft hat in diesen ganzen Jahren keinen Aufstieg, sondern einen fortgesetzten Abstieg erlebt. Sie hatte wie alle anderen Wirtschaftsgebiete, die überwiegend weltwirtschaftlich eingestellt waren, immer schwerere Krisenjahre durchzumachen Die industrielle Weltproduktion schrumpfte ebenso wie der Welthandel zusammen, die Weltarbeitslosigkeit stieg bis über dreißig Millionen und mehr Gerade Deutschland, das hochentwickelte Industrieland, das seit Caprivi eine systematische Ausfuhrpolitik betrieben hatte, bekam diese Weltwirtschaftsschwierigkeiten mit besonderer Schwere zu spüren. Die im Zusammenhang mit der Weltwirtschaftskrise sich entwickelnde Raumwirtschaftsentwicklung und die Bestrebungen zur Selbstversorgung schufen neue Verhältnisse. Für Deutschland wurden diese





Schwierigkeiten noch verstärkt durch das politische Verschuldungs- und Tributproblem. Der Kreditbedarf von Industrie, Landwirtschaft, Handwerk und Gewerbe blieb dauernd unbefriedigt, offen blieben die Fragen der Arbeitslosigkeit, der inneren und äußeren Verschuldung, der öffentlichen wie der privaten, die Frage der Wert- und Preisbildung, der gesamten Zahlungs- und Handelsbilanz. Unbeantwortet blieben also alle Fragen, die der wirtschaftspolitische Kurs der Systemzeit heraufbeschworen hatte, die auch nur durch eine grundsätzliche Wandlung von innen her gelöst und beantwortet werden konnten.

Schon in den Jahren der Systemherrschaft war der Nationalsozialismus immer wieder mit seinem Aufbauprogramm hervorgetreten. Man hatte es aber achtlos oder mit sarkastischen Worten zur Seite geschoben. Man wollte auf seine wirtschafts- und sozialpolitischen Anschauungen ebensowenig hören wie auf seine praktischen Vorschläge zur Wirtschaftspolitik des Tages. Man wollte nichts hören von Einzelforderungen wie Wiederherstellung einer nationalen Wirtschaft, Rettung des Bauerntums, Notwendigkeit der Binnensiedlung, Abbau des Städtezustroms, Sicherung der Volksernährung, Förderung der Raumwirtschaft, Aufbau des Binnenmarktes usw. Man wollte nichts hören von den Zusammenhängen zwischen Arbeitsbeschaffung, Kapitalbeschaffung und Wirtschaftsbelebung, zwischen Kultur- und Siedlungsarbeiten, Binnenmarktbelebung und vermehrten Absatzmöglichkeiten aus öffentlicher Arbeitsbeschaffung und Produktionsfinanzierung, von den Zusammenhängen zwischen Arbeitsmarkt, Geldmarkt und Währungspolitik.

Wenn wir einen kurzen Rückblick auf den Weg werfen, den die deutsche Wirtschaft in den letzten drei Jahren im Vergleich zu den Jahren seit dem Kriege genommen hat, so sehen wir vor allem eines: Wir sehen, daß eine Konjunkturkrise durch einen Strukturumbau im Rahmen einer einzelnen Volkswirtschaft bekämpft werden kann und daß umgekehrt ein Strukturumbau innerhalb einer einzelnen Volkswirtschaft weitreichende konjunkturelle Veränderungen nach sich ziehen kann.

In diesen drei Jahren ist der Beweis für die organische Körperhaftigkeit unserer Volkswirtschaft erbracht worden.

Die Voraussetzungen dafür liegen in der Wesenheit der nationalsozialistischen Weltanschauung beschlossen. Sie ist eine Weltanschauung der Totalität, der engsten Beziehungsetzung zwischen dem Ganzen und seinen Teilen. Auch in anderen Ländern sind an sich große Anstrengungen gemacht worden, um eine konjunkturelle Belebung der Wirtschaft zu erzielen. Einzig und allein Deutschland war in der Lage, nicht nur einen Konjunkturumschwung herbeizuführen, sondern auch jedes Zurücksinken der Konjunkturkurve mit seinen Folgen völlig zu verhindern. Damit wurde aber auch klar, daß eine Wirtschaft, wenn sie mit lediglich wirtschaftlichen Mitteln arbeitet, nur unter der Voraussetzung günstiger wirtschaftlicher Konjunkturen gut arbeiten kann. Es wurde klar, daß man auf dem Gebiet der Wirtschaft nicht nur mit den ihr eigenen Mitteln große Erfolge erreichen kann, sondern daß es erforderlich, möglich und unter Umständen notwendig ist, mit nicht wirtschaftlichen, also politischen Mitteln den wirtschaftlichen Aufstieg einzuleiten und weiterzuführen. Deutschland hat den Beweis erbracht, daß die politische Mobilisierung einer Volksgemeinschaft auch die wirtschaftliche Mobilisierung nach sich zu ziehen in der Lage ist. Deutschland hat den Beweis erbracht, daß die Voraussetzung für den wirtschaftlichen Aufstieg die politische Geschlossenheit und der einheitliche nationale Wille ist, die Gesamtheit des Volkes hinter eine als richtig erkannte Weltanschauung zu stellen und diese kraftvoll und erfolgreich in die Tat umzusetzen.

Der Wirtschaftsaufbau, welcher sich in den letzten Jahren in Deutschland vollzog, war groß und umfassend. Mit an erster Stelle mußte die Wirtschaftspolitik der nationalsozialistischen Regierung der Bekämpfung und Verminderung der Arbeitslosigkeit ihr Hauptaugenmerk schenken. Die Maßnahmen des großen Angriffes gegen die Arbeitslosigkeit haben sich als geeignete Mittel erwiesen, den Beschäftigungsgrad auch jeweils im Winter vor dem von früher gewohnten Rückgang zu bewahren und darüber hinaus dauernd zu steigern. Besonders die Bauwirtschaft, die Kraftfahrzeugindustrie mit ihren Zubehörlieferanten, die Hausratindustrie usw. haben Hunderttausende von Arbeitskräften neu aufnehmen können. Der Bau der Reichsautobahnen, die übrigen Maßnahmen des Arbeitsbeschaffungsprogramms, wie Gewährung steuerlicher Vergünstigungen für Instandsetzungs- und Ergänzungsarbeiten, Steuerbefreiung für neu errichtete Kleinwohnungen und Eigenheime, vor allem aber die Wiederwehrhaftmachung usw. waren starke Antriebsmomente für die Belebung der Wirtschaft von seiten des Staates her, die darauf abzielten, die private wirtschaftliche Initiative so zu kräftigen, daß diese schließlich von sich aus das Schwungrad der Wirtschaft in Gang halten und mehr und mehr zu beschleunigen vermag. Der Staat bleibt als Auftraggeber, aber auch als Träger staatlicher Konjunkturpolitik auch zunächst noch ein entscheidender Faktor für die weitere Entwicklung des wirtschaftlichen Anstiegs. Damit kann und will er aber für eine dauernde Wiederbelebung der Wirtschaft auf die Wirksamkeit der privaten Unternehmerinitiative nicht nur nicht verzichten, sondern sie mehr und mehr in den Vordergrund rücken.

Der Tiefpunkt in der Entwicklung der Steuereingänge ist längst überwunden und für die verflossenen Etatjahre waren bei einer großen Anzahl von Steuern außerordentliche Mehreingänge gegenüber dem Voranschlag zu verzeichnen, was gleichfalls auf die wirtschaftliche Wiederbelebung in Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft schließen läßt. Die durch die Arbeitsbeschaffung ersparten Unterstützungsgelder konnten gleichfalls eingesetzt werden. Durch eine Reihe von gesetzgeberischen Maßnahmen war die Regierung bemüht, Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß der Kapitalmarkt immer mehr über eine ausreichende Aufnahmefähigkeit verfügte, die die Konsolidierung der Arbeitsbeschaffungswechsel ermöglichte.

Die noch vorhandenen Schwierigkeiten auf dem Gebiete der Ausfuhr werden

mehr und mehr abgebaut durch Beschränkungen der Einfuhr, mit der die staatliche Wirtschaftspolitik einen Ausgleich in der Devisenbilanz herbeizuführen bestrebt war. Damit im Zusammenhang steht das Problem des Geldtransfers und das Devisenproblem. Als oberster Grundsatz wurde für die deutsche Wirtschaft festgestellt, keine Verpflichtungen einzugehen, deren Einlösung nicht gewährleistet werden könne. Die Wareneinfuhr war deshalb so einzurichten, daß sie mit den Zahlungsmöglichkeiten in Übereinstimmung blieb. Deutschland beabsichtigt dabei, sich keineswegs vom Ausland abzuschließen, sondern ist bestrebt, mit aller Welt Handel zu treiben. Deshalb wird auch fernerhin der Qualitätsausfuhr besondere Pflege gewidmet. Gleichzeitig sieht sich Deutschland jedoch veranlaßt, seine Einfuhr mehr auf jene Länder hinzulenken, die von ihm Waren entgegenzunehmen gewillt sind. Der deutschen Ausfuhr wird auf diese Weise ein weites Feld der Betätigung erschlossen, da es in erster Linie ihrer Pionierarbeit bedarf, um neue Märkte in solchen Rohstoffländern zu gewinnen, die mit Deutschland in einen stärkeren Warenverkehr einzutreten und in größerem Umfang an uns Rohstoffe abzusetzen gesonnen sind. Die deutsche Wirtschaft hat mit Erfolg Anstrengungen gemacht, um mittels der Verrechnungsabkommen und der Kompensationsgeschäfte die Ausfuhr auszuweiten. Zudem ist überall festzustellen, daß die Unternehmerenergie im Aufspüren neuer Absatzwege im Ausland sich immer mehr gekräftigt hat.

Zusammenfassend darf bemerkt werden, daß von den großen Schwierigkeiten, die aus der Systemzeit herrühren, und die sich dem Wiedererstarken der Wirtschaft in den Weg gestellt haben, der größte Teil vom nationalsozialistischen Staat mit Energie beiseitegeräumt worden ist. Auch die übrigen Aufgaben werden, so darf nach den bereits erzielten Erfolgen der staatlichen Wirtschaftspolitik gehofft werden, mit der gleichen Energie aufgegriffen und zum Erfolg geführt werden. Voraussetzung für die weiteren Entwicklungsmöglichkeiten unserer Wirtschaft sind restloser Einsatz der Kräfte jedes einzelnen für die Gesamtheit. Der Nationalsozialismus, der vom Gemeinschaftsgeist tief durchdrungen ist, verlangt von jedem einzelnen und damit auch von jedem wirtschaftlich Tätigen eine besondere Einsatzbereitschaft, wo es gilt, dafür tätig zu sein, daß die deutsche Wirtschaft sich immer erfolgreicher und kräftiger entwickeln kann und damit für die deutsche Volksgemeinschaft ihrerseits wieder ihre ganzen Kräfte einzusetzen in der Lage ist.

ES WAR EINMAL

Anekdotisches von der Wahlurne

Paul und Pauline.

Das war damals, 1929 oder 1930. Paul und Pauline stritten sich. „Links?" fragte Pauline, und ihre Augen weiteten sich, „mein Vater hat gesagt, wir sollen rechts wählen."

„Links müssen wir wählen", sagte Paul, „nichts wie links."

„Rechts!" rief Pauline, und ein merkwürdiges Feuer glomm in ihren Augen auf, „ich wähle rechts."

Wo ist die Liebe? Wo ist die Harmonie der Seelen? Paul und Pauline zankten sich, Paul und Pauline erhitzten sich. Paul redete, gestikulierte, schrie, brüllte. Pauline preßte die Lippen aufeinander. Abends, fünf Minuten vor sechs, waren sie, nahezu erschöpft, an der Wahlurne. Paulines Hand zitterte, als sie den Stimmzettel in den Umschlag steckte. Auch Pauls Hand zitterte.

„Ich habe mich überwunden", flüsterte Pauline, als sie wieder auf der Straße waren, „ich habe links gewählt — deinetwegen!"

„Auch ich", sagte Paul, indes seltsame Gedanken durch sein Gehirn zogen, „auch ich habe mich dir zuliebe überwunden. Ich habe rechts gewählt."

Nachdem sie so die „Grundlage" für den neuen Reichstag gelegt hatten, gingen sie, innig umschlungen, nach Hause.

Der Kandidat.

Auch dies war 1929 oder 1930. Frau Neckefau ging zur Wahl. Frau Gumpf ging ebenfalls zur Wahl.

„Wen wählen Sie denn?" fragte Frau Neckefau.

„Dr. Held", sagte Frau Gumpf, „und niemanden anders."

„Aber wie ist so etwas möglich?" schlug Frau Neckefau die Hände über dem Kopf zusammen. „Bei der letzten Wahl haben Sie mich doch beschworen, auf keinen Fall den Dr. Held zu wählen!"

„Ganz recht", nickte Frau Gumpf, „aber wissen Sie denn nicht, daß er sich seinen Vollbart hat abnehmen lassen?"

Agitation.

Goltroff und Schönner waren in der SPD.-Wahlversammlung. Aber Schönner war zu spät gekommen. Der Referent hatte seine Rede bereits beendet.

„Worüber hat er denn gesprochen?" fragte Schönner.

„Weiß ich?" zuckte Goltroff die Achsel, „das hat er nicht gesagt."

SA.-Brigadeführer Dziewas, Stabsführer der Gruppe Hochland:

Der Kampf

Es ist schon oft darüber gesprochen und gestritten worden, worin denn die Aufgaben der SA. liegen. Der SA.-Mann selbst hat sich mit solchen Fragen niemals zu beschäftigen brauchen, er lebt und kämpft wie früher so auch jetzt unter der Parole: „Der Kampf geht weiter!“

Auf Befehl des Führers wurde die SA. gebildet als eine Garde der nationalsozialistischen Idee, deren Aufgaben in dem Rahmen liegen, wie sie der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter-Partei für alle Zukunft gestellt sind. Der Sturm-Abteilung der Partei – diesen Ehrennamen hat die SA. sich tausendfach verdient — sind die grundsätzlichen Aufgaben nicht nur für eine bestimmte Zeitdauer, sondern für alle Zeiten festgelegt, wie auch die Partei nach dem Willen des Führers das immerwährende Fundament eines freien Deutschen Volkes sein wird. Die erste Etappe des Kampfes war die Erringung der Macht im Staate, die zweite die Erkämpfung der Freiheit, die letzte und gewaltigste aber ist die Ausbildung und Erziehung der Volksgemeinschaft zu einer einzigen nationalsozialistischen Arbeitsgemeinschaft im Geiste Adolf Hitlers, die Erhaltung dieser Schicksalsgemeinschaft für ewige Zeiten. Wenn nun die Partei nur ein Mittel zum Zweck ist, so steht über allem: Deutschland! So kämpft die SA. als der starke Arm der Bewegung dafür, daß es der Partei stets erfolgreich gelingt, dem Deutschen Volke zu dienen

Es hat sich wohl mancher unserer Volksgenossen gewundert, mit welcher fanatischen Leidenschaft der SA.-Mann seinen Dienst tat und tut. Als in den Zeiten des größten Materialismus, kurz nach dem verhängnisvollen Zusammenbruch im Jahre 1918, der Führer seine SA. in der NSDAP. gründete, war es sein Wille, daß nur überzeugteste Nationalsozialisten dieser Sturm-Abteilung angehörten, denn nur von solchen Männern konnte er eine Lösung der Aufgaben erwarten, die in ihrem Innersten vom Wollen des Führers überzeugt waren, seinen kompromißlosen Weg und seine große Idee erkannt hatten. Zum Kampf für diese Idee, die Adolf Hitler in seinem Programm dem Deutschen Volke verkündete, konnte er nur unbedingt idealistische Männer brauchen, wollte er diesen Kampf erfolgreich bestehen. Für die volksfeindlichen Parteiführer und Verführer war dieses Unterfangen von Anfang an ein lächerliches Beginnen gewesen, denn man bildete sich ein, das Deutsche Volk zu einem materialistischen Denken und Handeln erzogen und ihm endgültig alle seine Ideale genommen zu haben. Man hielt es daher nicht für angebracht, von einem unbekannten Manne Notiz zu nehmen, und war überzeugt, ihn für alle Zeit auch dadurch zu erledigen, indem man seine treuen Gefolgsmänner als eine lächerliche Gesellschaft von bedauernswerten Phantasten hinstellte. Diese Probe, auf die der SA.-Mann schon in der ersten Zeit seines Kampfes gestellt wurde, war wohl mit die schwerste in seinem Leben, ihr konnte nur der Mann standhalten, der von dem tiefen Glauben an den Führer ganz beseelt war. In einer Zeit, als ein höherer Vertreter der Staatsgewalt dem Deutschen Volk die Parole geben wollte, daß der Fahneneid nur eine Idee wäre, sah der SA.-Mann im eigenen unbändigen Glauben nur seinen Führer, er folgte unbeirrbar der Hakenkreuzfahne, die für ihn das heilige Symbol einer neuen deutschen Freiheit war. So wuchs, aller öffentlichen Lächerlichkeit zum Trotz, sehr zum Entsetzen der gegnerischen Parteigrößen, langsam, aber sicher des Führers Gefolgschaft. Seine Idee erfaßte immer größere Kreise. Im Erkennen dieser Gefahr waren sich alle Gegner der nationalsozialistischen Weltanschauung darüber einig, daß der Mann mundtot gemacht werden müßte, der Deutschland aus der Sklaverei führen wollte, aus einem Zustand, der für die damaligen Machthaber die Existenzgrundlage war. So wurden aufgehetzte Volksgenossen aller Systemparteien aufgeboten, um die Versammlungen der NSDAP. zu sprengen, der erste Versuch sollte in einer Versammlung Adolf Hitlers erfolgen.

„Ihr werdet heute zum ersten Male auf Biegen und Brechen der Bewegung die Treue halten müssen. Keiner von uns verläßt den Saal, außer sie tragen uns als Tote hinaus!“

Dieser Führerbefehl an seine ersten Getreuen wurde zur Richtschnur für die SA. in allen kommenden Jahren. An diesem denkwürdigen Tag, dem 4. November 1921, wurde der SA. im Hofbräuhaus-Saal das Losungswort für die Zukunft gegeben, seit diesem Tage führt die damalige Ordnertruppe ihren Ehrennamen: SA.

In allen Jahren stellte die SA. die zuverlässige Einsatzbereitschaft überall dort, wo sie zur Erfüllung der Parteiaufgaben gebraucht wurde. Wo die Trommler der Idee Adolf Hitlers vom kommenden Dritten Reich predigten und immer neue Volksgenossen gewannen, wachte die SA. darüber, daß die Verkünder unserer Weltanschauung ungestört reden konnten. Der SA.-Mann nahm das in Versammlungen Gehörte auf und war in seiner Familie, in seinem Bekanntenkreis und unter allen Volksgenossen, ganz gleich wo er mit ihnen zusammenkam, in zäher Kleinarbeit der überzeugende Willensträger und -künder einer neuen Zeit.

Es war nun selbstverständlich, daß neben diesen Aufgaben eine ebenso wichtige andere erfüllt werden mußte. Wenn eine Volksgemeinschaft entstehen sollte, dann mußte sie ihren ersten und hervorragendsten Ausdruck finden in der Gemeinschaft der SA.-Männer selbst. Jede Gruppe von Nationalsozialisten, jede Schar SA., der Sturm bis hinauf zu der gesamten SA. Deutschlands mußte eine innerlich geschlossene Lebens-, Kampf- und Schicksalsgemeinschaft bilden. Diesem Zweck dienten der Dienst und die Kameradschaft innerhalb der SA. Die SA. bildete gewissermaßen eine große Familie, die zusammengeschweißt und erhalten wurde durch ein gemeinsames Wollen, durch die heilige Fahne und die restlose Hingabe an die Idee, zusammengekettet durch eine freiwillige Disziplin im Glauben an den Führer. So entstand für den SA.-Mann in seiner Organisation eine neue politische Heimat, außerhalb einer Welt von Gehässigkeiten, des Verrates und des Korruptionssumpfes der Systemzeit. Wenn SA.-Männer marschierten, so kündeten sie damit den Machtanspruch des Führers an, sie warben für die Idee Adolf Hitlers und bewiesen damit

geht weiter!

gleichzeitig ihren unbändigen Willen, Deutschland durch die nationalsozialistische Weltanschauung frei zu machen.

Im inneren SA.-Dienst erhielt der Mann die körperliche und geistige Ertüchtigung, welche nun einmal jeder Kämpfer notwendig hat. Sport und Spiel schufen gerade, kräftige Körper, in den Sturmlokalen wurde das Wissen vertieft, welches nötig war, um unseren Gegnern zu widerstehen und unaufgeklärte Volksgenossen zu überzeugen. Wie stark das nationalsozialistische Wollen in jedem SA.-Mann verwurzelt war, wie unbändig der Führerwille auch den letzten SA.-Mann beseelte, geht daraus hervor, daß viele Männer wegen ihres Glaubens von ihren eigenen Familien geächtet wurden und unzählige ihre Arbeitsstellen verloren. Diesen SA.-Männern erschien die persönliche Existenz, ja zeitweise die Familie unwichtig gegenüber ihrer freiwilligen Verpflichtung, am Aufbau eines nationalsozialistischen Vaterlandes mitzuarbeiten; denn sie wußten ja, daß das Wohl der Gesamtheit auf dem Spiele stand und verloren schien, wenn Adolf Hitler nicht siegen würde: Volk, Vaterland, Familie und Existenz! Bei allem Verlust gewann der SA.-Mann eine neue Heimat in einer Gemeinschaft Gleichgesinnter, die in treuer Kameradschaft ihr letztes Stück Brot und ihren letzten Pfennig miteinander teilten.

Durch ihr eisernes Zusammenhalten, das disziplinierte Auftreten und die restlose Hingabe warben die SA.-Männer neue Anhänger für die Bewegung, sie repräsentierten damit aber auch die Faust der NSDAP., die bereit war, jeden und alle zu zerschmettern, die da glaubten, durch brutale Gewalt den Siegeszug Adolf Hitlers aufhalten zu können. Es war dabei sehr irrig, anzunehmen, daß der SA.-Mann der Feind eines jeden andersdenkenden Volksgenossen war. Der Gegner sollte nicht nach marxistischer Manier dadurch erledigt werden, indem ihm der Schädel eingeschlagen wurde, die Kampfwaffe der SA. war in erster Linie ihre Überzeugung und das dauernde Bestreben, die durch Worte und Tat irregeführten Volksgenossen für die Idee Adolf Hitlers zu gewinnen. So sah der SA.-Mann in jedem Volksgenossen seinen Freund, den zu gewinnen und mitzureißen zu weiterem gemeinsamen Kampf der schönste Lohn für anstrengende Arbeit war. Ein Ausruhen gab es nie. Ob der SA.-Mann am Schraubstock stand oder Straßen fegte, ob er geistig arbeitete oder hinterm Pfluge einherging, ob er inmitten seiner Familie war oder geduldig auf sein Stempelgeld warten mußte, überall und immer befand er sich im SA.-Dienst, ungeduldig, ob er seine Pflichten als Nationalsozialist auch voll erfüllte. Und wenn er so oft vom Grab eines gefallenen Kamenraden kam, immer war er von der Parole begeistert: „Der Kampf geht weiter!“ Für den SA.-Mann war auch der Heldentod eines lieben Kameraden nicht das Zeichen zur klagenden Trauer, sondern eine heilige Mahnung, dem, der sein Letztes für die unbeugsame Kraft der nationalsozialistischen Weltanschauung hingegeben hatte, nachzueifern in ständiger Pflichterfüllung.

Es mag vielen aufgefallen sein, daß hinter einem verhältnismäßig jungen Sturmführer oft grauhaarige Männer marschierten, daß ein einfacher Handarbeiter oder ein armer Erwerbsloser kommandierte, während in den Reihen seiner Gefolgschaft u. a. ehemalige Offiziere und Angehörige „gehobener“ Stände marschierten. Diese für den noch nicht überzeugten Volksgenossen unverständliche Tatsache führte oft dazu, daß der SA.-Mann von Volksgenossen geächtet wurde, deren Gesellschaftskreis er früher angehörte. Der damals noch von der vermeintlichen Richtigkeit seiner Idee überzeugte Marxist wiederum konnte es gar nicht fassen, daß ein Arbeitskamerad oder Stempelgenosse Freundschaft mit einem „Bürger“ hielt, mit dem zu verkehren „der proletarische Stolz“ es einfach verbot. Auch dieser damals noch verirrte Volksgenosse wußte es nicht, daß beim SA.-Mann die proletarische Hülle längst gefallen war, er auf allen Klassenkampf und sogenannten Proletarierstolz pfiff, weil auch er seinen deutschen Stolz in der SA.-Kameradschaft gefunden hatte. Für den SA.-Mann war das Vaterland weder die Welt noch eine kleine abgeschlossene Gesellschaft. Seine Heimat war bereits ein nationalsozialistisches Deutschland. Führend in der SA. konnte ohne Rücksicht auf Herkunft oder Stand nur der werden, der sein nationalsozialistisches Wollen durch ständige pflichterfüllende Tat bewies.

Wie oft haben wir darüber gelacht, wenn uns auf den Stempelstellen von Marxisten verraten wurde, daß wir SA.-Männer nunmehr eine Zulage bekämen, nachdem „infolge höherer Zuwendungen der Industrie-Kapitäne“ eine bessere Bezahlung der SA. möglich geworden wäre. Der verhetzte Volksgenosse konnte es in seiner Verirrung nicht verstehen, daß der Kampf für die nationalsozialistische Idee nicht nach klingender Münze geführt wurde, sondern für einen Lohn, der weit höher und wertvoller war als alle Güter der Welt, nämlich für das Bewußtsein, eine heilige Pflicht zu erfüllen unter der Führung Adolf Hitlers.

Es war für den SA.-Mann immer ein erhebendes Gefühl, den Erfolg seiner Arbeit im ständigen Wachsen der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft zu sehen. Wenn die SA. auch dauernd im Dienste der Partei-Propaganda stand, so brachten die jeweiligen Wahlen eine erhöhte Wach- und Kampftätigkeit mit sich. Da mußte besonders gezeigt werden, daß die Partei sich auf die SA. verlassen konnte. Unbeirrt durch alle Lügen und das Geschrei der vielen Parteien ging der SA.-Mann seinen geraden Weg des Kampfes, der über kurz oder lang zum Siege führen mußte. Unvergessen blieben die Worte des Führers lange vor der Machtübernahme, daß er es nicht sagen könne, wann der Nationalsozialismus zur Macht käme, es könne bald sein, vielleicht auch erst in zwanzig und mehr Jahren, daß die Bewegung aber einmal die Geschicke Deutschlands lenken würde, das wisse er bestimmt. Während die Propheten des Marxismus immer weissagten, daß die Weltrevolution in allernächster Zeit ausbrechen würde, wußte es nach dem Führer jeder SA.-Mann, daß die Hakenkreuzfahne einmal doch über einem nationalsozialistischen Deutschland wehen würde. Für den SA.-Mann war nicht der Zeitpunkt der deutschen Revolution maßgebend, sondern der ständige Kampf darum nach dem Befehl des Führers.

Als im letzten Wahlkampf des Jahres 1932 sage und schreibe 29 Parteien gegen den

Nationalsozialismus zu Felde zogen, da wußte es der SA.-Mann besonders: Angefangen von den Roten, über die Deutschnationalen und Staatsparteiler, Zentrum und die Mieterpartei, über die Hausbesitzer und Gerechtigkeitsbewegung, von der Kampfgemeinschaft der Arbeiter und Bauern bis zur unitaristischen Mittelstandspartei waren sie alle doch nur einzelne Gruppen von eigensüchtigen Parteiorganisationen. Der aufgeklärte Teil des Deutschen Volkes aber marschierte und kämpfte unter dem Hakenkreuzbanner, in der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei

Die nationalsozialistische Revolution war für viele ein unerwartetes Wunder weil sie ohne jedes Blutvergießen und in strengster Disziplin durchgeführt wurde Jener, der erwartet hatte, daß insbesondere der SA.-Mann in gerecht erscheinender Empörung die Gelegenheit wahrnehmen würde, um sich an seinen Feinden zu rächen, sah sich getäuscht.

Wenn unsere Revolution unblutig verlief und gerade darin in der Geschichte sämtlicher Revolutionen der Völker ihresgleichen nicht findet, so lag das daran daß der SA.-Mann dazu erzogen war, nach dem Willen des Führers Volksgenossen in Geduld zu gewinnen und nicht totzuschlagen. Für jeden SA.-Mann war es die größte Freude, wenn er während der Revolution einem ehemaligen Gegner die Hand reichen konnte und ihn damit in die Reihen Adolf Hitlers führte.

Wie die nationalsozialistische Revolution nur eine Etappe im Kampfe des Führers war, so gab es nach ihr auch für den SA.-Mann kein Ausruhen. Der SA.-Geist, die in der SA. gepflegte Volksgemeinschaft, die enge Kameradschaft und die ständige Einsatzbereitschaft sollten und mußten nach dem Willen des Führers das ganze Deutsche Volk beseelen, um damit den ewigen Bestand der Deutschen Nation zu gewährleisten.

Als Kampforganisation der Partei und Willensträgerin der nationalsozialistischen Weltanschauung steht die SA. nach der Revolution weiter in ihrem einmal begonnenen Kampf. Ob im Braunhemd und SA.-Dienst der SA.-Mann weiter die nationalsozialistische Weltanschauung repräsentiert, oder ob er in Zivilberufen tätig ist, überall sorgt er dafür, daß im Laufe der Zeit überall jener SA.-Geist herrscht, der zur siegreichen Revolution führte, der auch für den Aufbau des Deutschen Volkes unbedingt erforderlich ist. In den Straßenbau-Stürmen an der Reichsautobahn, in bäuerlichen und Industriebetrieben, als Hand- oder Geistesarbeiter lebt der SA.-Mann in der nationalsozialistischen Pflichtauffassung und Weltanschauung als der Vertraute Adolf Hitlers.

Nach dem Willen des Führers soll das Deutsche Volk eine Gemeinschaft von wahren Nationalsozialisten werden. Die Erziehung und Festigung eines jeden Volksgenossen durch die Weltanschauung Adolf Hitlers ist der Partei übertragen, in der zur Lösung dieser Aufgabe die SA. hervorragend eingesetzt ist.

Wenn nun das Deutsche Volk am 29. März 1936 durch die Wahl seine Bereitschaft erklärt, dem Führer in unverbrüchlicher Treue zu folgen, so weiß es jeder SA.-Mann, daß der Volksgenosse in der Abgabe seines Stimmzettels nicht eine aufgezwungene Handlung sieht. Die Abstimmung ist für jeden Volksgenossen das freudige und stolze, freiwillige Bekenntnis zum Führer und zu seinem Werk. Wie der SA.-Mann in seiner vor der Machtübernahme abgegrenzten kameradschaftlichen Gemeinschaft in freudiger Freiwilligkeit seine Pflicht tat, so wird am 29. März ein ganzes Volk, beseelt durch den SA.-Geist, seiner Freude und seinem Stolz freiwillig Ausdruck geben, in einem freien und geeinten deutschen Vaterland zu leben!

Nach dieser Wahl aber auch gilt für jeden SA.-Mann die Parole wieder, welche der Führer schon seinen ersten SA.-Männern gestellt hatte: „Der Kampf geht weiter!" In der uneigennützigen Arbeit und im ehernen Marschtritt der braunen Kolonnen werden auch nach dieser Wahl die Männer der SA. marschieren in alter Begeisterung und gläubiger Treue zum Führer. Mit der SA. zusammen aber wird ein ganzes Volk weitermarschieren: Für ein glückliches, freies Deutschland in einer friedlichen Welt!

Adolf Hitler erfüllt das Sehnen der Frontsoldaten

Etwa zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem das ruhmreiche alte Feldheer im Westen nach schon dreijährigem blutigem Widerstand und Angriff abermals die alliierten Armeen von 28 Nationen, gegen die es im Kampf stand, aufhielt, den Rhein zu erreichen. Es hielt sie auf in Frankreich, es wehrte sie ab in den Alpen in der 10. Isonzoschlacht, es durchbrach die russische Front im Osten bei Tarnopol, es brachte den Ententeangriff in Mazedonien zum Scheitern, und es trat in den Abschnitt der großen Flandernschlachten ein.

Obwohl eingekesselt und eingekreist, täglich, ja stündlich überschüttet von phantastischen Massen vernichtenden Materials und nicht endenwollender Menschenströme, verharrend in einem höllischen Feuer, verblutend aus Millionen von Wunden und dabei ahnungslos bedroht von der hinterhältigen Aushöhlung seiner Heimat, für die es stritt, dachte keiner dieses wunderbaren Heeres daran, je einen Fußbreit zu wanken oder die Waffen zu strecken, sei es vor der Übermacht der Gegner, sei es aus Hunger, Durst, Kälte, Schmerz, Sorge oder anderer Not.

Nur tief erschüttert kann man heute im Buche der Geschichte lesen, daß zu derselben Zeit, als dies geschah, der französische Ministerpräsident Poincaré einen Friedensfühler seitens der belgischen Gräfin Merode und des belgischen Industriellen Coppée erhielt, der irrigerweise die deutsche Bereitschaft zur „bedingungslosen Rückgabe" Elsaß-Lothringens meldete, und daß derselbe Mann von Lenin und Trotzki die Nachricht in Empfang nehmen konnte, daß die zwei Anführer der bolschewistischen Weltgeißel glaubten, in Deutschland eine Revolution zustande zu bringen.

Ebenso gingen fast zwanzig schon ins Land seit der Zeit, als der heldische Dichter Walter Flex sein junges Leben auf der Insel Ösel opferte und der damalige

(Schluß auf Seite [illegible])

H U M O R

Besuch: „Was, Ingelein, alle diese schönen Sachen hat dir deine Mutti geschenkt, nicht wahr, sie hat ein goldenes Herz?“
Inge: „Jawohl, bis gestern, heute früh hat sie es in die Pfandleihe gebracht!“

*

„Fritzchen!“ schalt die ordnungsliebende Mutter, „wie oft hab' ich dir gesagt, du sollst kein Papier auf die Straße werfen! Sofort hebst du es jetzt wieder auf und wirfst es in den Vorgarten da!“

*

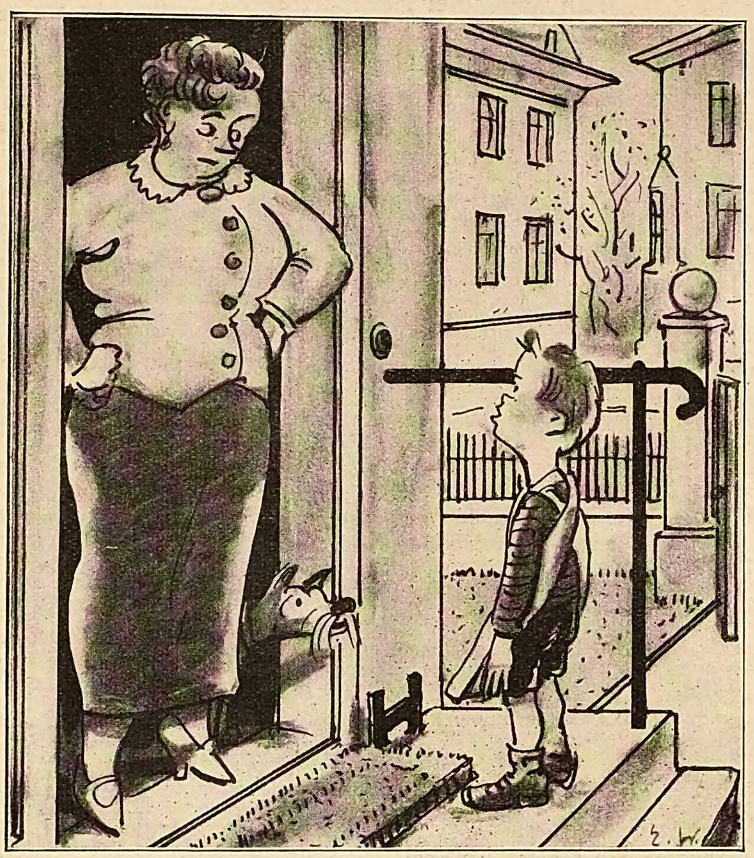
„Aber Annemarie!“ rief Herr Krause seiner sportlich gestählten Gattin in der Küche zu, „wo bleibst du denn heute mit den Pfannkuchen?!“
„Moment!“ rief Frau Krause zurück. „Ich hab' sie gerade eben herumgeworfen; aber sie sind noch nicht wieder von der Decke 'runtergekommen!“

*

„Na, Herr Hinterhuber, Ihr Handgelenkbruch ist ja, wie ich sehe, recht schön geheilt!“
„Mei — i woaß net, Herr Dokta! I bin net so ganz z'fried'n! Schaun S', bal i a Maß trinka will, nacha muaß i ollewei an Arm aufstütz'n!“

*

„Ach, Inge, ich hab' schon soviel von eurem entzückenden neuen Landhaus gehört! Ich würde es schrecklich gern einmal sehen!“
„Aber natürlich, Erika! Ich hab' ein paar sehr hübsche Photos davon; ich werde dir eines davon schenken!“



„Guten Tag. Ihr Junge hat mir zehn Pfennig gegeben, ich soll hierher kommen und seinen Lebertran für ihn nehmen!“

„Na“, fragte der Freund den Maler, „hast du kein Bild für die diesjährige Ausstellung eingereicht?“
„Nee. Wozu auch? Wenn die Jury in einer Stunde hundert Anträge prüfen muß, dann können sie die einzelnen Bilder ja unmöglich ansehen!“
„Wie sagst du? Überhaupt nicht ansehen? Mensch — du Idiot! Was für eine einmalige Gelegenheit hast du dir da entgehen lassen!“

*

Meier fühlt in der Konzertpause das Bedürfnis, sich zu unterhalten. „Die Akustik dieses Saales“ wendet er sich an seine Nachbarin, eine würdige alte Dame, „hat sich durch den neuerlichen Umbau stark verändert — finden Sie nicht auch?“
„Gewiß“, lächelte die alte Dame zutraulich, „aber ich bringe mir trotzdem nach wie vor immer mein eigenes Sitzkissen mit!“

*

„Wenn du dich nicht anständig benehmen kannst, Engelbert“, schalt Frau Feinmann ihren Sprößling empört, „dann benimm dich lieber gar nicht!“

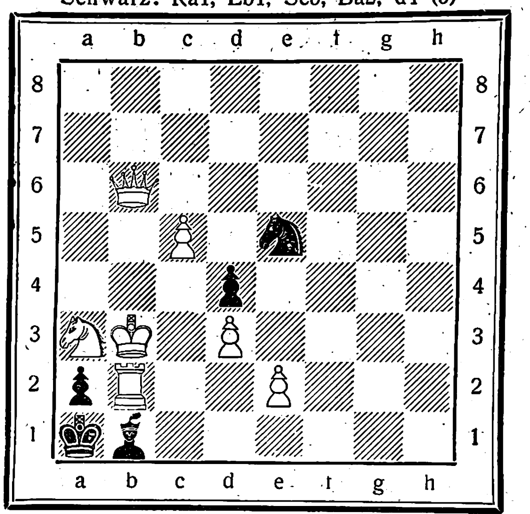
*

„Fritz!“ ruft die Nachbarsfrau, „nimm mir doch bitte hier dieses Päckchen mit in die Stadt und leg' es in einen Straßenbahnwagen!“
„In was für einen Straßenbahnwagen denn, Frau Schmidt?“ wundert sich Fritz.
„Ach — einerlei! In irgendeinen halt! Weißt du, es sind die Frühstücksbrote für meinen Mann, und er ist doch auf dem Fundbüro angestellt!“

Schachbeobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe
(Urdruck)
Von Wilhelm Haake, Wunstorf
Schwarz: Ka1, Lb1, Se5, Ba2, d4 (5)



Weiß: Kb3, Db6, Tb2, Sa3, Bc5, d3, e2 (7)
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 8

Dreizüger von J. Th. Breuer, Essen-Steele.
Weiß: Kf8, Te8, Ld8, Lg6, Se4, Sh2, Bc4, f2, h5 (9).
Schwarz: Kf4, Tb1, Tb7, La8, Bc7, h6 (6).
Schlüsselzug: 1. Te8—e6!

Richtig gelöst: H. Fisch, Mülheim(Ruhr)-Speldorf; O. Reinartz, Mü.-Gladbach; J. Diehl, Oberschmitten; M. Templin, Friedensstadt; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; H. Schmidt, Bodheim; P. Antweiler, Köln-Merheim; A. Neubert, Zwönitz; Ch. Ellrich, Spangenberg; Ch. Steffen, Stuttgart-Gablenberg; A. Roth, München; O. Hoffmann, Hamburg; A. Brückner, Stollberg; H. Zapf, Mannheim; L. Auheneder, Berlin; Dr. Gerling, Märkisch Friedland; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; O. Behncke, Cuxhaven; A. Diezemann, Herzberg (Elster); Dr. O. Münch, Bocholt; E. Körner, Grünbach; A. Klingenberg, Wunstorf; F. Stieler, Dortmund-Aplerbeck.

Einige Löserurteile: „Eine köstliche, großzügige Aufgabe“, M. B., D.-H.; „Sinnreich und schön“, H. Sch., B.; „Ein hübscher Dreier mit überraschenden Mattwendungen“, P. A., K.; „Außerordentlich reiche Varianten und Verführungen“, A. B., St.; „Großartiges Problem! Schwere Drohungen der schwarzen Türme mit kühner Meisterschaft erledigt“, H. Z., M.; „Ein technisch vollendetes Turm-Springer-Problem mit feinstem Schlüsselzug“, H. K., B.-N., usw.

Ein spanischer Fernpartie-Hereinfall

Weiß: Chalupetzky — Schwarz: Gießler

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5	7.	Lb5×c6	d7×c6
2.	Sg1—f3	Sb8—c6	8.	d4×e5	Sd6—f5
3.	Lf1—b5	Sg8—f6	9.	Tf1—d1	Lc8—d7
4.	0—0	Sf6×e4	10.	e5—e6[1]	f7×e6
5.	d2—d4	Lf8—e7	11.	Sf3—e5	Schwarz
6.	Dd1—e2	Se4—d6			gibt auf.[2]

[1] Noch stärker wie dieser taktische Vorstoß, der etwas verfrüht ist, wäre die Folge 10. g4, Sh6; 11. g5!, Sf5; 12. e6, f×e6; 13. Se5, Ld6; 14. Dh5†, g6; 15. S×g6 usw. mit überlegenem Spiel für Weiß.

[2] Durch die anscheinend starke Doppeldrohung 12. T×d7 und 12. Dh5†, g6; 13. S×g6 „fernschachblind“ geworden, gab Schwarz frühzeitig auf. Statt dessen könnte Schwarz durch eine hübsche Wendung ausgezeichnetes Spiel mit trefflichen Angriffschancen erlangen mit 11. ..., Ld6; 12. Dh5†, g6; 13. S×g6, Sg7; 14. Dh6, Sf5; 15. Dh3, Tg8; 16. D×h7, Tg7; 17. Dh5, Df6; 18. Sh4†, Ke7; 19. S×f5†, e×f5; 20. Te1†, Le6; der Entwicklungsvorsprung, die offene Turm- und Läuferlinien wiegen den verlorenen Bauern mehr als genug auf. Ein seltenes Vorkommnis in einer Fernpartie.

Damenopfer!

Weiß: Hans Müller, Wien — Schwarz: S. Fischer, Wien

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	Sg1—f3	Sb8—c6	6.	Lc1—g5	Sg8—e7?[2]
2.	c2—c4	e7—e5	7.	Sf3×d4![3]	Lg7×d4?[4]
3.	Sb1—c3	g7—g6[1]	8.	Dd1×d4!!	Sc6×d4
4.	d2—d4	e5×d4	9.	Sd5—f6†	Ke8—f8
5.	Sc3—d5	Lf8—g7	10.	Lg5—h6‡	

[1] Besser als die Fianchettierung des Läufers wäre, mit Sf6 in das englische Vierspringerspiel einzulenken.
[2] f7—f6 ist dem Textzug vorzuziehen.
[3] Die richtige Entgegnung.
[4] Damit geht die Partie in wenigen Zügen verloren.

Aus dem Brennessel-Schach

Sehr viele solcher Kurzpartien mit würziger Glossierung kann man in der „Brennessel“ finden.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5	6.	Dd1—f3	Dd8—e7
2.	Sg1—f3	Sg8—f6	7.	Sc3—d5	Se6—g5
3.	Lf1—c4	Sf6×e4	8.	Df3—e3	De7—d8
4.	Sb1—c3	Se4—c5	9.	Se5—c6‡	
5.	Sf3×e5	Sc5—e6			

Die satirische Zeitschrift „Die Brennessel“ ist überall für 30 Pf. zu erhalten.

Olympiawettbewerb für Probleme und Studien

Der Großdeutsche Schachbund verbindet mit dem Schacholympia in München folgenden Aufgabenwettbewerb:

1. Ein internationales Problemturnier in drei Abteilungen für Zwei-, Drei- und Vierzüger. Für jede Abteilung können aus allen Ländern von jedem Verfasser eine oder zwei Aufgaben eingereicht werden. Für jede der drei Abteilungen werden fünf Geldpreise von 1. RM. 250, 2. RM. 150, 3. RM. 100, 4. RM. 60, 5. RM. 40, ferner 5 Trostpreise von je RM. 20 gegeben.

Sämtliche 30 mit Preisen ausgezeichneten Probleme nehmen gleichzeitig an einem Länderwettbewerb teil, sofern der Verfasser ausdrücklich angibt, welchem Lande er angehört. Hierbei wird in jeder Abteilung der 1. Platz mit 10 Punkten, der 2. mit 9 Punkten usw. bewertet; die von einem Lande in allen Abteilungen zusammen erzielten Punkte entscheiden über die Reihenfolge. Für das beste Land wird eine Goldmedaille, für das zweite eine Silbermedaille, für das dritte eine Bronzemedaille gegeben.

2. Ein internationales Studienturnier, zu dem aus allen Ländern jeder Verfasser eine oder zwei Aufgaben mit der Forderung „Weiß gewinnt“ oder „Weiß hält unentschieden“ einreichen kann. Es werden die gleichen Preise wie in einer Abteilung des Problemturniers gegeben.

Preisrichter für das Problemturnier sind Dr. Ed. Birgfeld, Meißen, und Dr. A. Kraemer, Berlin. Für das Studienturnier werden die Preisrichter noch bekanntgegeben.

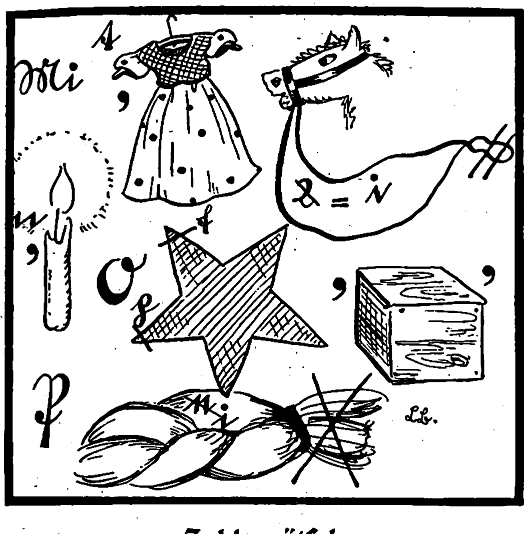
Bewerbungen für beide Turniere sind bis spätestens 1. Juli 1936 in je zwei Exemplaren, von denen nur eins den Namen des Verfassers enthalten darf, an die Geschäftsstelle des Großdeutschen Schachbundes, Berlin-Charlottenburg 2, Kantstraße 8, mit der Aufschrift „Olympiawettbewerb“ einzureichen. Die Verkündigung der Sieger erfolgt auf dem Schacholympia in München.

Die Preise werden nach einer Sperrfrist von zwei Monaten übersandt.

Der Bundesleiter:
In Vertretung: Post.

RÄTSEL

Bilderrätsel



Zahlenrätsel

1 12 9 5 10	=	Gestalt d. Nibelungensage
2 3 12 4 2 5 10	=	europ. Land
3 1 5 13 5 8 13	=	griech. Sagengestalt
4 14 10 11 14 10	=	europ. Hauptstadt
5 11 12 15	=	Stadt in Holland
6 14 15 5 14	=	Shakespearesche Dramengestalt
7 12 9 8 12 6	=	Raubtier
8 4 12 10 16 12	=	alter Waffenrock
9 12 6 10 5 4 5	=	kleiner Seekrebs
5 2 17 1 5	=	Laubbaum
10 12 17 16 5 10	=	Körperteil
11 2 6 2 9 5 10 3	=	Leiter

Die 1. Buchstaben von oben nach unten gelesen, ergeben eine der wichtigsten nationalsozialistischen Organisationen.

Silbenaussuchrätsel

Gewirke, Wolkenkratzer, Halensee, Verkeilung, Biene, Algebra, Menschentum, Mykele, Versonnenheit, Adern, Einmaleins, Befreiung, Eskimo, Deutschland, Helgoland, Midas, Auswirkung, Zuniga, Erbauer, Bearbeitung, Beiname, Motten, Ohrgehänge, Ladenschluß, Markensammler.

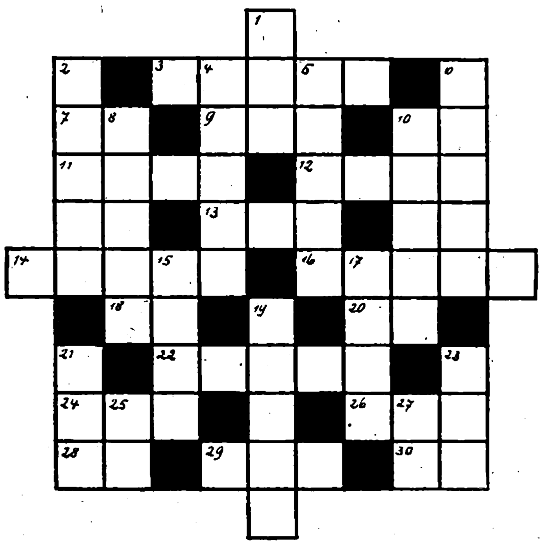
Jedem der vorstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen, die, ancinandergereiht, ein früheres Wort des Führers ergeben, das auch für den jetzigen Wahlkampf Geltung hat.

Silbenrätsel

Aus den Silben: an bahn bluntsch de dels der deu deu eh en ent se frau füh füh ge geh grön han hil kam land land leh li mar mer ner nie pä pfört pro rer rer rer rung schar schlag tik tot tung ver wal wald wie wörth sind 17 Wörter zu bilden. Jedem der Wörter sind drei Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, ein Motto für die Wahlen ergeben. (sch = 1 Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1. westdeutscher Höhenzug, 2. gewaltsame Fortschaffung, 3. treuer Anhänger, 4. Teil der Straße, 5. bayerisches Kloster, 6. Anspielung, 7. Schweizer Naturforscher, 8. wirtschaftliche Körperschaft, 9. deutscher Dichter, 10. Vorbereitungswissenschaft, 11. verbrecherische Handlung, 12. nordisches Land, 13. Männername. 14. Formationsbefehlshaber, 15. Erzieher, 16. Mitarbeiter, 17. männl. Beruf.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 3. böser Geist, 7. Auerochs, 9. Getränk, 10. französ. Artikel, 11. Teil des Hauses, 12. Lebewesen, 13. unbestimmter Artikel, 14. europ. Gebirge, 16. Tageszeit, 18. Fürwort, 20. Flächenmaß, 22. Teil von Afrika, 24. amerikan. Schriftsteller †, 26. Erholung, 28. Abkürzung f. Pferdekraft, 29. Stimmlage, 30. ägypt. Gott. — Senkrecht: 1. griech. Göttin, 2. Hunderasse, 4. europ. Hauptstadt, 5. Vulkan, 6. römische Hausgeister, 8. Pferd, 10. Körperorgan, 15. Feuerstätte, 17. Geldinstitut, 19. männl. Vorname, 21. Reichsstatthalter, 23. Papageienart, 25. latein. Knochen, 27. wie 7 waagrecht.

Rösselsprung

			wahr	die			
		spiel	heit	er	ist		
ist	er	heit	schwer	die	wahr	ten	gen
		nen			ia		
		tra			nen		
gen	nen	wahr	die	mehr	heit	zu	ist
		ist	zu	heit	viel		
			die	wahr			

Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6

1—2 Kümmernis, 1—4 Eisgetränk, 2—4 fromme Bitte, 3—4 asiat. Land, 3—6 italien. Fluß, 4—3 weibl. Vorname Abk., 5—1 Geldbehälter, 5—6 Viehfutter, 6—2 geograph. Begriff.

Silbenrätsel

Aus den Silben: an al ar ba bar ber ber ci da dat de de der di di e e ei el en en feld gel gent ha i in is ka lan leo lung men mo mus ne ni nie no ra rah re rha ri ri tei tel teln ten ti tie to ton ul sind 17 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstabe, von oben nach unten gelesen, einen zeitgemäßen Ausspruch ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Muse, 2. Haus (spanisch), 3. Radiozubehör, 4. selbstgefällig, 5. Gefäß aus feuerfestem Ton, 6. Stadt in Westfalen, 7. asiatisches Reich, 8. Frauenname, 9. Arzneipflanze, 10. Gemüseart, 11. Singstimme, 12. Stadt in der Rheinprovinz, 13. Seenadel, 14. Erbschaft, 15. letzter Erfüllungstag, 16. europäischer Staat, 17. musikalischer Leiter.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Schnell geholfen

Ernst hat verletzt die rechte Hand.
Damit er dennoch Einlaß fand,
Nahm er, zu drücken schnell das Wort,
Ganz einfach kopflos nun das Wort.

Lösungen der Rätsel in Folge 12:

Bilderrätsel: „Lieber das Schwert in der Hand, als die Kette am Fuß." * **Schieberätsel.** Franz Pfnuer, Christl Cranz. * **Magisches Quadrat.** 1. Offer, 2. Stade, 3. Satin, 4. Edikt, 5. Rente. * **Kapselrätsel.** Erz, Samen, Ilse, Rosa, Rom, Thema, Donner, Esse, Rigi, Mund, Eisen, Nab, Stand, Cher, Sand, Ort, Lamm, Aal, Note, Gent, Egon, Nas, Selma, Ton, Rat, Eiche, Bau, Tag. Es irrt der Mensch, solang er strebt * **Was zieht sie vor?** Jubel, Juwel. * **Kreuzworträtsel.** Waagrecht: 3. Sesam, 5. Luna, 6. Grab, 7. Ukas, 10. Bismarck, 11. Lied, 13. Esel, 16. Dokument, 19. Lama, 20. Deut, 21. Teer, 22. Pilot. Senkrecht: 1. Riegel, 2. Rubidium, 3. Saum, 4. Star, 5. Labe, 8. Kalender, 9. Skye, 12. Idol, 14. Ster, 15. Lette, 17. Karl, 18. matt. * **Kreuzworträtsel.** Waagrecht: 1. Tosca, 5. Roman, 9. Box, 10. Gau, 11. Route, 13. Feige, 15. Opfer, 17. Ei, 18. Sen, 20. Posen, 22. be, 23. Osram, 25. Kamel, 27. Tor, 28. Tag, 29. Hetze, 31. Atlas, 33. Eiche, 35. Man, 36. Po, 38. Debet, 41. Tiber, 43. Negus, 45. Sau, 46. Tal, 47. Gerte, 48. Sesam. — Senkrecht: 2. Oboe, 3. Sou, 4. Cato, 6. Oger, 7. Mai, 8. Auge, 11. Rondo, 12. Epsom, 13. Fenek, 14. Eifel, 16. Fes, 19. Osten, 20. Parze, 21. Ratte, 22. Begas, 24. rot, 26. Mal, 29. Haupt, 30. Eimer, 31. Ahnen, 32. Samos, 34. Cab, 37. Oise, 38. Deut, 39. Tete, 40. Aula, 42. Bar, 44. Gas. * **Geographisches Silbenrätsel:** 1. Koblenz, 2. Ohrdruf, 3. Edam, 4. Nantes, 5. Indien, 6. Gießen, 7. Sonneberg, 8. Bebra, 9. Ecuador, 10. Rorschach, 11. Göggingen = Koenigsberg — Brandenburg. * **Füllrätsel.** 1. Telemach, 2. Steglitz, 3. Biterolf, 4. Zisterne, 5. Fixstern, 6. Tarantel, 7. Pinzette. * **Verschmelzungsrätsel:** Erdbeere, Indianer, Numitor, Emigrant, Nigeria, Armband, Cholera, Hamburg, Termiten, Isokrates, Negrosin, Veranda, Euterpe, Nekrolog, Emilie, Delaware, Irokesen, Gabardin. Eine Nacht in Venedig. * **Viereckrätsel:** 1. Masaryk, 2. Salmiak, 3. Reizker, 4. Kukuruz.

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Wellenschlag tötet Riesentiere.

Die riesigen japanischen Tiefseekrabben mit Scheren, die ungefähr zwei Meter lang sind, haben eine so zarte Außenschale, daß sie im flachen Wasser von der geringsten Wellenbewegung zerbrochen würde. Auch das Skelett eines Tiefseefisches ist fast so dünn wie Papier. Die Tiere im ruhigen Wasser der Tiefsee brauchen natürlich keine so starken Schalen und Knochengerüste wie die an der bewegten Meeresoberfläche.

Steinbrüche werden „geröntgt".

Wie wissenschaftliche Beobachtungen von W. P. Kasanzew ergeben haben, lassen sich durch Röntgenstrahlen Risse, Fremdeinschlüsse usw. in Natursteinen rechtzeitig erkennen. Auf diese Weise ist es der steinverarbeitenden Industrie möglich, die richtige Auswahl der geeigneten Steine noch vor ihrer weiteren Verarbeitung zu treffen und viele Unkosten zu ersparen.

Radioaktivität des Bodens — Kropfursache?

Allgemein dürfte die Ansicht vorherrschen, daß der Kropf die Folge einer ungenügenden Zufuhr von Jod durch Luft, Wasser und Nahrung sei. Also eine Mangelkrankheit — ähnlich den Erkrankungen durch Vitaminmangel. Eine neue, sehr interessante Annahme über die Entstehung des Kropfes wird von Prof. J. Wagner-Jauregg mitgeteilt. Demnach sei die Ursache der Kropfseuche möglicherweise in der Radioaktivität des Bodens zu suchen. Messungen der vom Boden ausgehenden Strahlung sollen sich nach wissenschaftlichen Untersuchungen in ziemlicher Übereinstimmung mit der Kropfhäufigkeit in den untersuchten Orten befunden haben.

Festere Metalle durch Schallwellen!

Nach einem neuen Patent von V. Hertl läßt sich festeres Metall mit Hilfe der unhörbaren Ultraschallwellen herstellen. Die Teilchen des flüssigen Metalls, dem die verschiedensten Stoffe beigemengt sind, werden durch die schnellen Schwingungen des Schalles — 50 000mal in der Sekunde — durcheinandergewirbelt. Durch diese Wirbelung werden alle Teilchen gleichmäßig verteilt und können sich nicht an einzelnen Stellen zusammenballen. Die Folge ist ein feineres Gefüge und daher auch verbesserte Metalleigenschaften.

Gasleitungen werden elektrisch geheizt!

Strenger Frost gefährdet nicht nur Wasserleitungen und bringt sie zum Platzen, auch Gasleitungen können bersten, besonders an den Stellen, wo sich Ventile befinden. Dort setzt sich nämlich leicht der noch im Gas enthaltene Teer ab. Er erstarrt bei Kälte, dehnt sich dabei aus und bringt die Rohrwandung zum Zerreißen. Neuerdings ist man in Deutschland dazu übergegangen, durch sogenannte „Heizkabel" die gefährdeten Stellen solcher Gasleitungen zu erwärmen, um größeren Schaden zu verhüten. Auch Dampfleitungen, die man nur zeitweilig benutzt, werden auf diese Weise vor dem Einfrieren geschützt.

Luftfeuchtigkeit macht Gewichte schwerer.

In jahrelangen Untersuchungen wurde von Prof. K. T. Fischer eine ganze Reihe von Waagen auf ihre Empfindlichkeit und Genauigkeit untersucht. Mit den heutigen in der Chemie gebräuchlichen Präzisionswaagen kann man ja Gewichte bis zu einem millionstel Gramm herab messen! Natürlich ist eine Reihe von Vorsichtsmaßnahmen zu beachten, denn die geringsten Temperaturschwankungen können schon eine Änderung in der Gleichgewichtslage mit sich bringen. Ja, auch die Luftfeuchtigkeit spielt eine bedeutende Rolle! Können doch die von den winzigen Gewichten „aufgesaugten" Feuchtigkeitsmengen bis einhunderttausendstel Gramm betragen.

Fische als „schwimmende Kraftwerke".

Bekannt ist, daß Fische, wie der Zitteraal, der Zitterrochen und Zitterwelse „elektrische Organe" besitzen. Diese Organe sind meist aus Platten aufgebaut und können nach Reizung starke elektrische Ströme aussenden, die eine Spannung bis über 400 Volt erreichen. Einen interessanten Versuch konnte man kürzlich in einem Aquarium beobachten. Ein 1,80 Meter langer Zitteraal lieferte die für das regelmäßige Aufleuchten von zwei Neon-Glühlampen notwendige elektrische Energie. Dreimal täglich findet dieser Vorgang selbst in Gegenwart von Zuschauern statt. Durch Versuchsmessungen stellte man fest, daß der Zitteraal Gleichstrom aussendet, dessen Spannung zwischen 125 bis 200 Volt schwankt.

SOLDATEN SINGEN

Fernher kommt der Laut. Er ist plötzlich da. Man weiß nicht mehr, in welchem Augenblick der erste Ton das Gehör, das Bewußtsein erreichte. Nun ist er näher, lauter . . . Soldaten singen. Die Melodie löst sich aus dem Auf und Ab der Tonstärke, ein neuer Laut begleitet den Gesang — der Marschtritt. Wird stärker und stärker, wird der große Rhythmus, in dem sich das Lied schwingt, der gewaltige Grundakkord, aus dem es strömt, in den es mündet.

Da ist sie, die graue Kolonne! Aus den Straßen eilen die Menschen hinzu. Fenster fliegen auf. Straßenbahnen und Kraftwagen stehen still. Für Minuten hält der Verkehr den Atem an.

Da ist die graue Kolonne, tausend wie ein Mann. Eine Haltung, ein Schritt, ein Wille und ein Gehorsam, eine unzerstörbare Einheit. Nur die Züge der Gesichter unter dem Stahlhelm sind verschieden, aber man sieht diese Verschiedenheit erst, wenn man sie sucht. Der gleiche Geist erfüllt sie mit dem gleichen Ausdruck. Auch diese tausend Gesichter sind ein Gesicht: das Gesicht des Soldaten. Ein graustählernes, lebendiges Bildwerk ist diese Kolonne, gestaltet aus der Schöpferkraft des Heroismus'.

Sie singt. Aus der unbeugsamen Härte ihres Wesens, aus der unrührbaren Straffheit ihrer Form steigt ihre Seele im Lied. So einfach und kraftvoll wie ihr Marschtritt, so einfach und kraftvoll ist ihr Gesang. So einfach und kraftvoll wie ihr Denken und Handeln, so einfach und kraftvoll sind Wort und Melodie. Von Volk und Heimat singt sie, von Kampf und Freiheit, Kameradschaft und Liebe.

Männer, Frauen, Kinder stehen an der Straße, unter den Türen, an den offenen Fenstern; Männer, Frauen und Kinder marschieren mit. Der Gleichschritt der Kolonne reißt ihre Schritte an sich, der wuchtige Rhythmus ihrer Bewegung nimmt den Herzschlag, ihr stahlblanker Geist den Sinn aller gefangen. Soldaten marschieren in ihrem Volk, und es ist, als fiele der Alltag, der uns die höhere Berufung unseres Daseins im Mysterium vom ewigen Werden und Vergehen so leicht vergessen läßt, für Augenblicke von den Schultern — die Brust weitet sich, die Stirne wird frei. Aus Männern und Frauen werden heißbewegt Soldatenväter und Soldatenmütter, Soldatenbrüder und Soldatenbräute und aus den Kindern die Soldaten von morgen.

Die graue Kolonne ist die Kraft des Reiches, die Zuversicht der Nation. Sie marschiert Sie singt. In ihrem Gesang singt die Seele Deutschlands. In ihrem Lied schlägt des Volkes Herz. Aus ihrem Marschtritt und Gesang bricht das ungeheure Bild der Front des heldischen Krieges, bricht das heilige Antlitz des Vaterlands. In ihrem Marschtritt und Gesang hallt der Ruf der Fahne.

Die graue Kolonne ist das lebendige Mahnmal des ehernen Gesetzes, das über allem Dasein steht, das uns Deutschen durch vierzehn Jahre der Knechtschaft und Erniedrigung eingebrannt ist bis ins Mark: Ein Volk muß frei sein, um seine Nahrung zu finden, ein Volk muß kämpfen können, um frei zu sein, ein Volk muß sterben können, um zu siegen, denn der Sieg allein ist das Leben!

(Schluß zu Seite 476.)

Musketier Adolf Hitler, in der stündlichen Bereitschaft ein Gleiches zu tun, mit dem bayerischen Verdienstkreuz mit Schwertern für seine Tapferkeit ausgezeichnet wurde, als zur gleichen Zeit der Marxist Erzberger unter gleichzeitigem Angriff gegen die deutsche U-Boot-Waffe die Friedensentschließung des Reichstages bewirkte und damit der Parteienstaat geschaffen war. Das Leben unserer Nation war von da ab zersetzt, zerrissen und seine Stücke den geheimen Mächten der Zerstörung als billige Beute preisgegeben.

In dieser herrlichen wie furchtbaren, heldischen wie auch niederträchtigen, erhebenden und auch zerschmetternden Zeit grüßte der Hauptmann von Beerfelde, ein Frontsoldat des unbesiegten deutschen Feldheeres, durch Veröffentlichung eines Briefes in der vom Verlag J. F. Lehmann herausgegebenen Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung", das ferne ihm fremd gewordene Heimatheer.

Er grüßte es mit der ganzen Sehnsucht des deutschen, tapferen, opferbereiten Frontsoldaten, und er kleidete diese Sehnsucht in Worte, die nur aus dem Erlebnis des unerbittlichsten Kampfes und aus der Ahnung um die größten und letzten Dinge eines Volkes geboren werden konnten, gläubig, rein, treu und nichtachtend der Zeit, die darüber vergehen konnte, bis sein Sehnen in den Taten des damaligen Musketiers, 20 Jahre später, seine schönste Erfüllung fand.

Der Hauptmann schrieb:

„Wenn das deutsche Schwert nach blutigem Notwerk, zu dem es gezogen werden mußte, wieder in der Scheide ruhen darf, dann soll, dann muß auch daheim mit dem Frieden außen ein starker innerer Friede gewonnen werden."

„Viele ernste Männer sehen ja der Zeit nach dem Kriege als einer Zeit großer Schwierigkeiten und schwerer innerer Kämpfe mit Sorge entgegen. Und in der Tat türmen sich Aufgaben vor uns auf, die, wollen wir ihnen gerecht werden, unsere Kräfte nicht weniger anspannen werden als der heute noch tobende Waffenkampf."

„Wie wollen wir sie glücklich lösen? — Den Weg weist uns der Krieg und sein Erleben. Mit ihm ist vielen unter uns ein ganz neues Sehen der Dinge aufgegangen ..."

„Unser Vaterland ist ein anderes in vielfacher Richtung geworden: anders kehren wir heim, als wir einst auszogen, und andere werden uns empfangen, als die, von denen wir Abschied nahmen. Der opferschwere Kampf um Deutschlands Bestehen ..., das grauenvolle Erleben auf unzähligen Schlachtfeldern ... haben uns weit über die Engherzigkeit und Maßstäbe der Vergangenheit gehoben. Und wer draußen sein Leben hundertfach einsetzen mußte ..., der bringt aus dem Schützengraben einen unwiderstehlichen heiligen Mut und Schwung für das Neue und Starke, das überall durchbrechen will, mit."

„Und dieser flammende Geist ist's, der uns über alle Schwierigkeiten hinweg einen heroischen inneren Frieden bringen muß!"

„Was an Forderungen der neuen Zeit für jeden für uns kommen mag ..., wir sind ja ein einzig Volk von Brüdern geworden, die ganz aufeinander angewiesen und ganz für einander aufgeschlossen sind. Und wie wir draußen alles teilten und daheim für einander eintraten, so werden wir erst recht in der geretteten, und neugeschenkten Heimat zu jedem Liebes- und Dankopfer, zu jedem Dienst am Vaterlande bedingungslos bereit sein ..."

„Die Treue gegen die gefallenen Brüder, die Treue gegen uns selbst verlangt das: jedes Opfer! Und nur das Heil des Volkes! ... Laßt uns darauf einander die Hände reichen! Einst soll sich auf dieser tragfähigen Blutbrüdergemeinschaft in edelstem Wettstreit voller Kraft und Freudigkeit aufbauen in der Worte lichtester Deutung: Das nationale und soziale neue Deutschland."

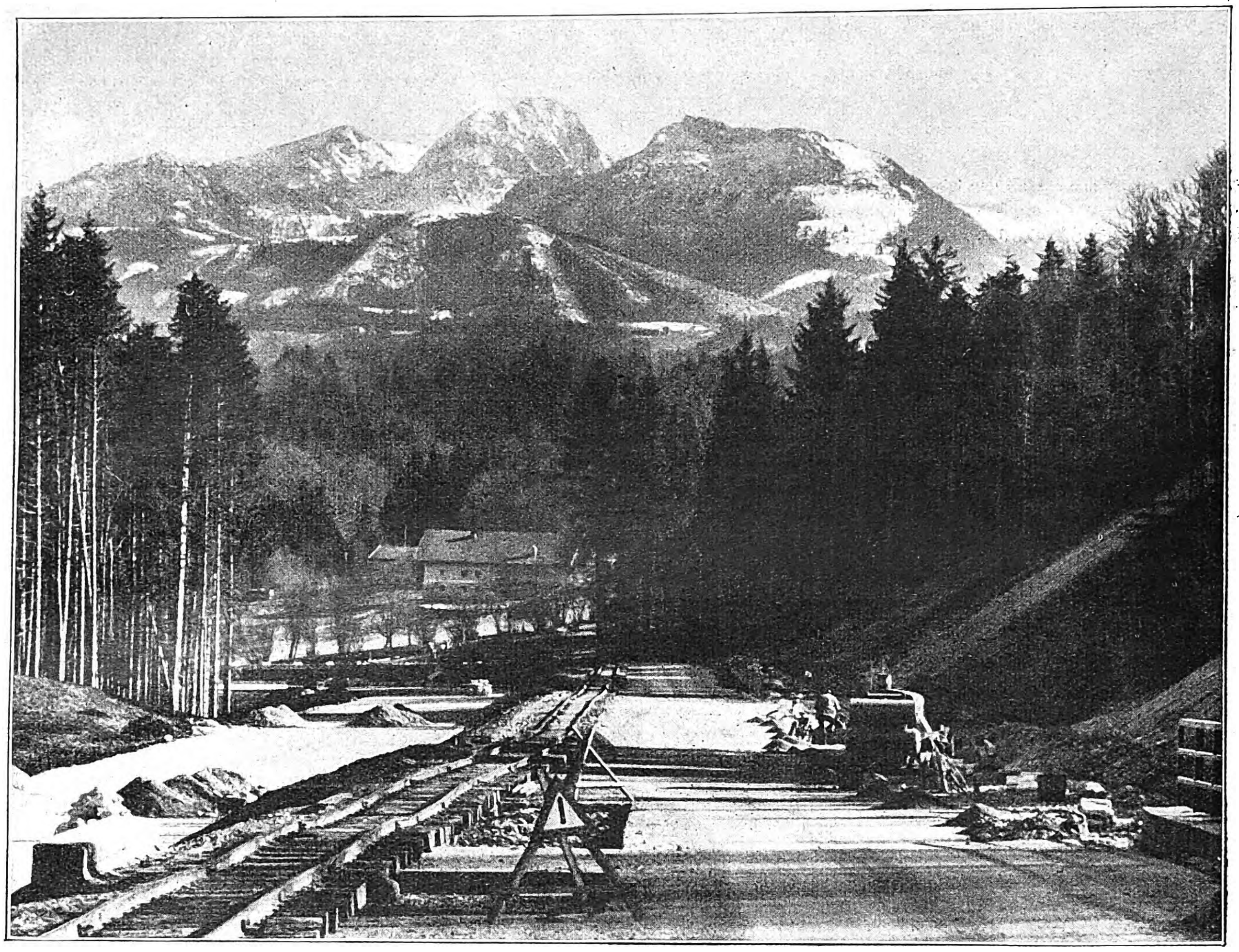
„So grüßen wir dich mitten in brüllenden Schlachtenwettern, treue, sturmbewährte Heimat!"

Mit solchen Worten grüßte der Soldat des Feldheeres im Juni 1917 das Heimatheer.

Bald 20 Jahre sind seit der Niederschrift dieser Worte in dem Schoß der deutschen Geschichte und in ein Dunkel versunken, von dem die Zukunft sagen wird, daß es ein Dunkel des Grauens und der Verzweiflung, ein Dunkel der Niedertracht, der Erbärmlichkeit und der Erbarmungslosigkeit, der Schmach wie der Schande, der wahnwitzigen Vernichtung überhaupt war. Dieselbe Geschichte aber wird künden, von einem einfachen Musketier, dem die Vorsehung das Augenlicht im Gaskampf erst nahm, um es ihm dafür doppelt wiederzugeben und ihm die Fackel der Erkenntnis ins Herz zu senken. Ein Frontsoldat, der durch dieses Dunkel als Seher und Künder tatvoll marschierte, unerbittlich gegen sich selbst, unerbittlich gegen die Hölle dieses Wahnsinns, als ein Führer unseres Volkes, zwanzig Jahre lang im aufreibendsten Kampfe durch Not und Tod ging bis zum heutigen Tage und in Zukunft. Daß er erfüllt hat das Sehnen und den Glauben des deutschen Frontkämpfers, die Hoffnung und das Vermächtnis der Millionen von Gefallenen, erfüllt in dem unbeugsamen Willen nach einem dauernden heroischen Frieden im Innern unseres Vaterlandes und darüber hinaus, nach einer Befriedung und gegenseitigen Achtung der Völker untereinander:

Dafür dankt ihm die ganze Deutsche Nation und dafür wird Zeuge sein am 29. März das ganze Deutsche Volk!

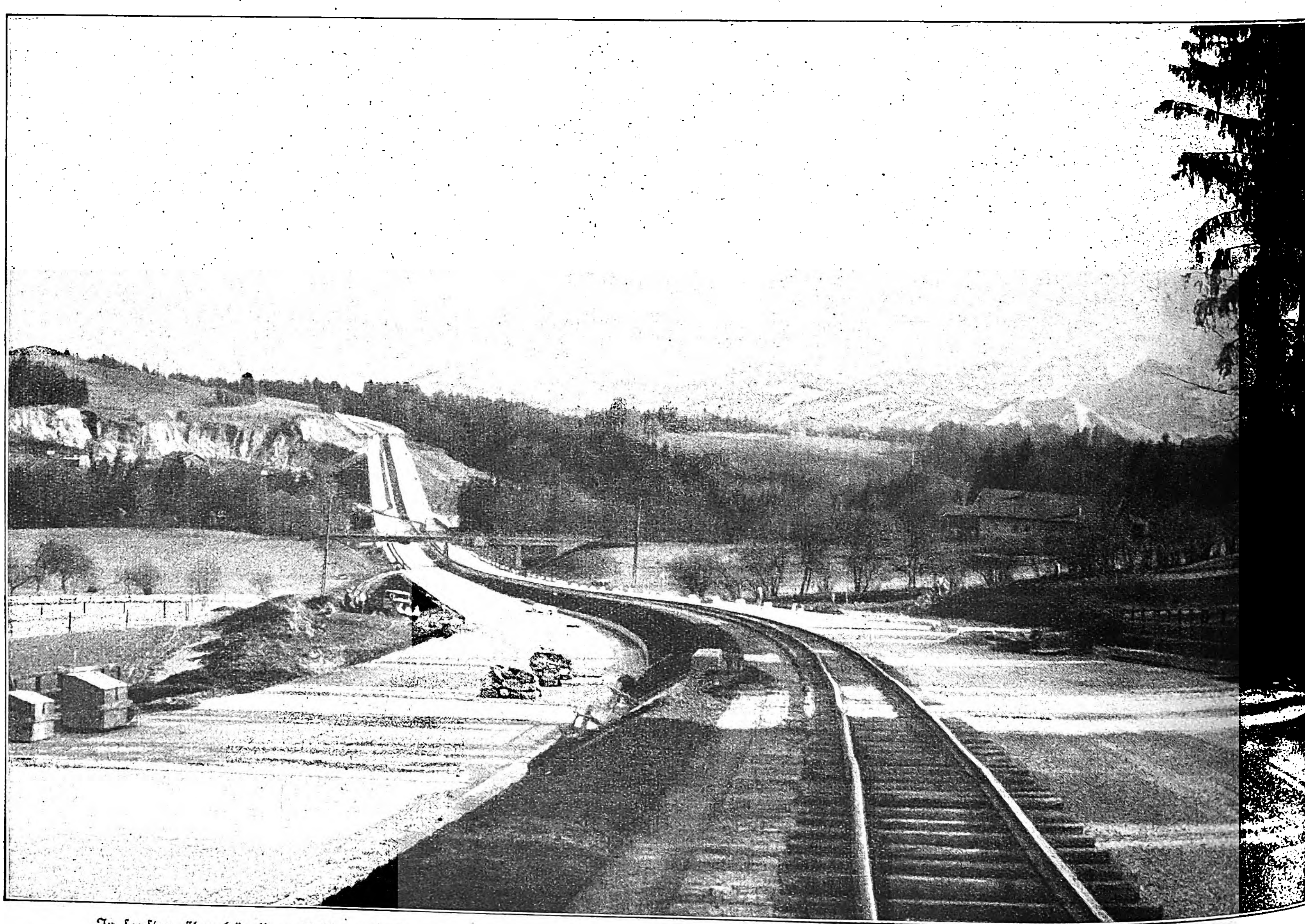
W. L. Diehl.



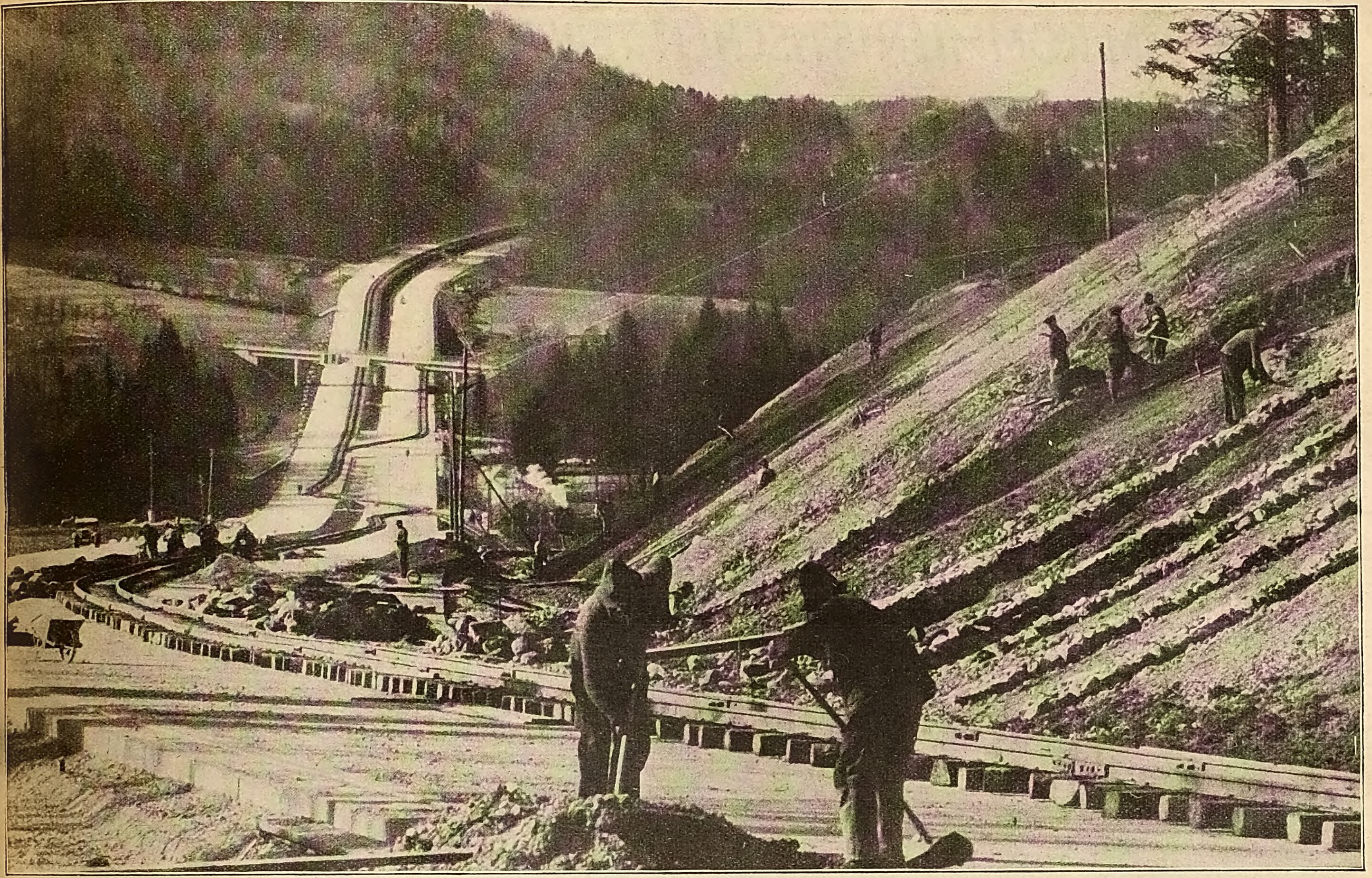
Die Reichsautobahn erschließt in Kürze eine der schönsten Gegenden Deutschlands

Ein herrlicher Blick auf das Wendelsteinmassiv
im Zuge der Reichsautobahn-Linienführung auf der Strecke München—Landesgrenze. Die Straße bekommt hier, am sogenannten Leitzachabstieg, ein Gefälle von etwa 4 %. Die Betondecken sind hier wie auch mit wenigen Ausnahmen auf dem ganzen Abschnitt bis Rosenheim fertig.

Aufnahmen: Hans Dietrich.



In sanften, über hügeliges Gelände hinführenden Kurven laufen die zwei breiten Betonbänder durch das landschaftlich zauberhafte oberbayerische Vorland. Im Hintergrund, noch schneebedeckt, Wendelstein und Kampenwand.



Viele fleißige Hände sind am Werk.
Die Aufnahme zeigt einen Blick vom Irschenberg-Anstieg. An der tiefsten Stelle der Senke wird die Leitzach überschritten. Rechts sind Arbeiten im Gange, die der Befestigung der Hänge dienen.



Wenige Minuten nach der Überquerung der berühmten Mangfallbrücke gelangt der Kraftfahrer zum Seehamer See. Im Hintergrund winken die Schlierseer Berge. Eine Reihe von Parkplätzen, die hier angelegt werden, gestatten Ruhe und Erholung.

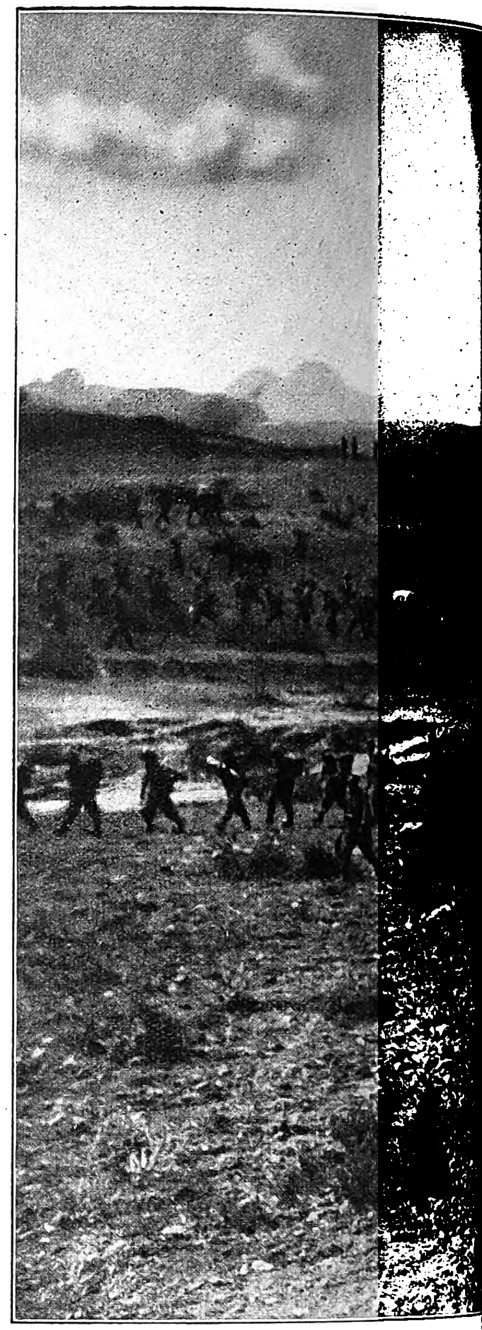
SPANIEN IM KOMMUNISTISCHEN TERROR:



Der rote Terror über Spanien.
Ein Augenblicksbild aus einer Straße Madrids. Unordnung und die Spuren erbitterter Kämpfe und notdürftiger Löscharbeiten in einer in Brand gesteckten Kirche machen einen trostlosen Eindruck.



Studenten der Madrider Universität streiken und grüßen zum Protest gegen den roten Terror mit dem Faschistengruß.
Aufnahmen: Weltbild.



DER VÖLKERBUND IN LONDON:





Der St.-James-Palast im Mittelpunkt der Weltberichterstattung: Gezückte Filmapparate auf dem Dach.
Weltbild.

Die Tat des Führers, die Deutschlands volle und endgültige Souveränität wiederherstellte, sowie das weitausschauende, wahrhaft völkerversöhnende Friedensangebot, das Adolf Hitler gleichzeitig Europa zum Geschenk machte, hat die Welt, soweit sie nicht dem Bolschewismus zum Opfer zu fallen droht, in höchstem Maße aufhorchen und neue Hoffnung fassen lassen.

Bild links: Die Volksmenge vor dem St.-James-Palast in London, in dem der Völkerbund tagt, das Friedensangebot Adolf Hitlers zu besprechen.
Associated Press.



Immer noch marschieren sie.
Italienische Truppen auf dem Vormarsch durch das weite Steppengebiet zwischen Amba Alagi und dem Aschangi-See.
Presse-Photo.



General Graziani nimmt den Vorbeimarsch der italienischen Division „Tevere" ab.
Weltbild.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

11. JAHRGANG / FOLGE 14 / DONNERSTAG, 2. APRIL 1936

IB Illustrierter Beobachter

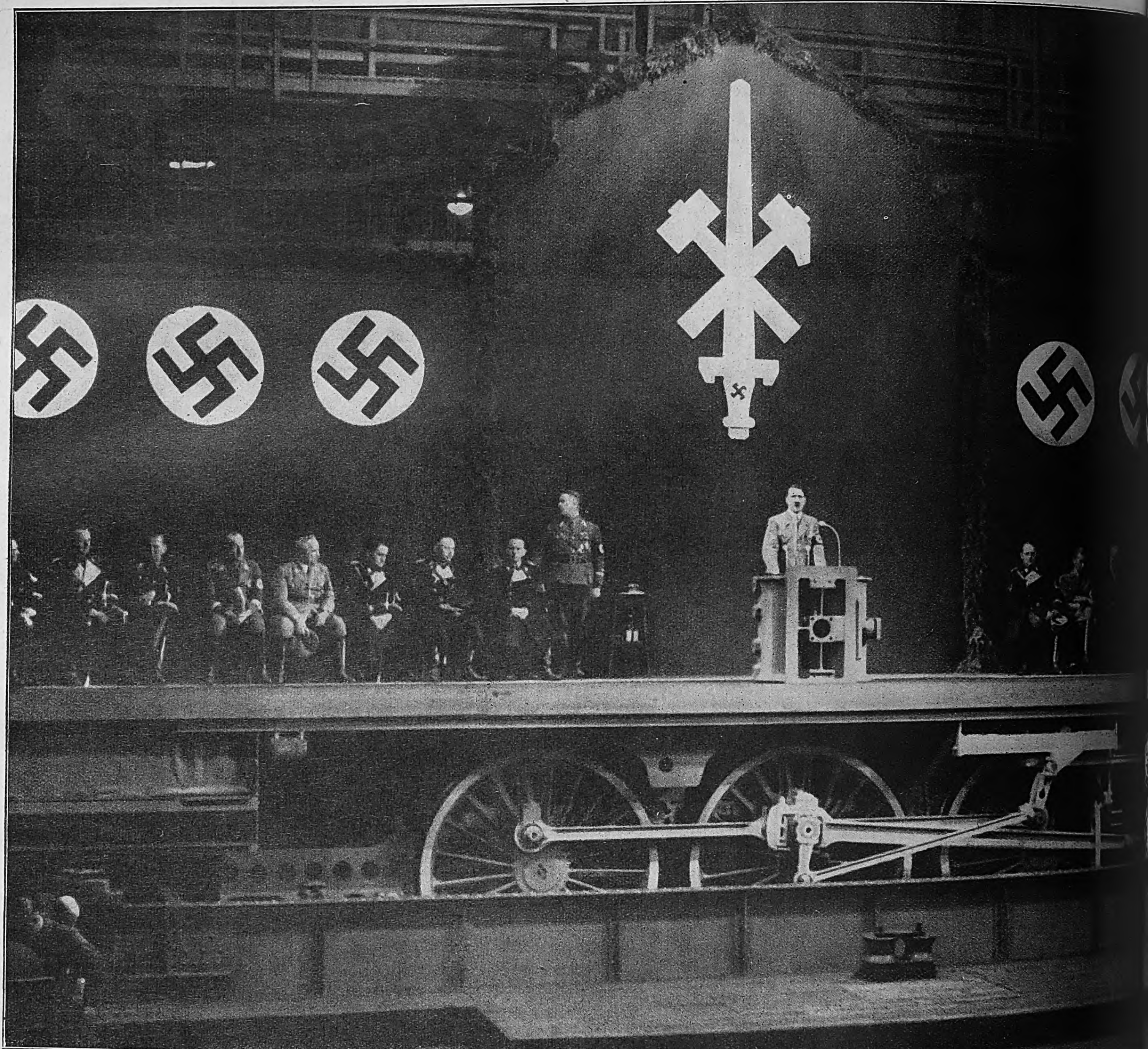
VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Ein Volk – ein Mann – Deutschland!

Unter rücksichtslosem Einsatz seiner Person stand Adolf Hitler an der Spitze der Wahlpropaganda: Der Führer auf einer seiner Reisen durch Deutschland vor der Wahl. Ein einiges, starkes, freies Deutschland bezeigte ihm einmütig und begeistert seine Dankbarkeit.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.



Der Friedensappell des Führers in der Waffenschmiede des Deutschen Reiches.

In der riesenhaften Montagehalle der Kruppwerke in Essen sprach Adolf Hitler zu seinen Arbeitern. Außer den dort versammelten 100 000 deutschen Arbeitern, die Augenzeugen dieses historischen Erlebnisses waren, hörte in Deutschland das ganze Volk im Gemeinschaftsempfang am Lautsprecher das Bekenntnis des Führers zu Ehre, Frieden und Arbeit.

Der Führer sprach – sein Volk antwortete

Der alte deutsche Traum wurde Wirklichkeit! Keine Trennung mehr in Parteien, in Klassen, in Stände, in Einzelstaaten, in Konfessionen, und keine Herrschaft vieler mehr, sondern: Ein Führer – ein Volk!



Ein großes Volk ist geeint und fühlt sich eins mit seinem Führer
Während der Minute Verkehrsstille, die am Nachmittag des 27. März in ganz Deutschland durchgeführt wurde, in den Straßen der Reichshauptstadt.



Die Läden sind geschlossen.
Die Gefolgschaft hört im Gemeinschaftsempfang die große Rede des Führers.



Die Sirenen heulen in ganz Deutschland:
Der Tankwart hält mitten in der Arbeit inne und bezeigt seine Verbundenheit mit dem Führer und seinen Volksgenossen.



Gemeinschaftsempfang in einem Berliner Schuhgeschäft.
So wie hier hat das ganze fleißige Deutschland die Arbeit in allen Betrieben ruhen lassen, um die historische Stunde zu erleben.



Eine Minute Verkehrsstille und Einkehr auf dem Potsdamer Platz in Berlin.
Aufnahmen: Weltbild (2) und Presse-Bild-Zentrale (3).



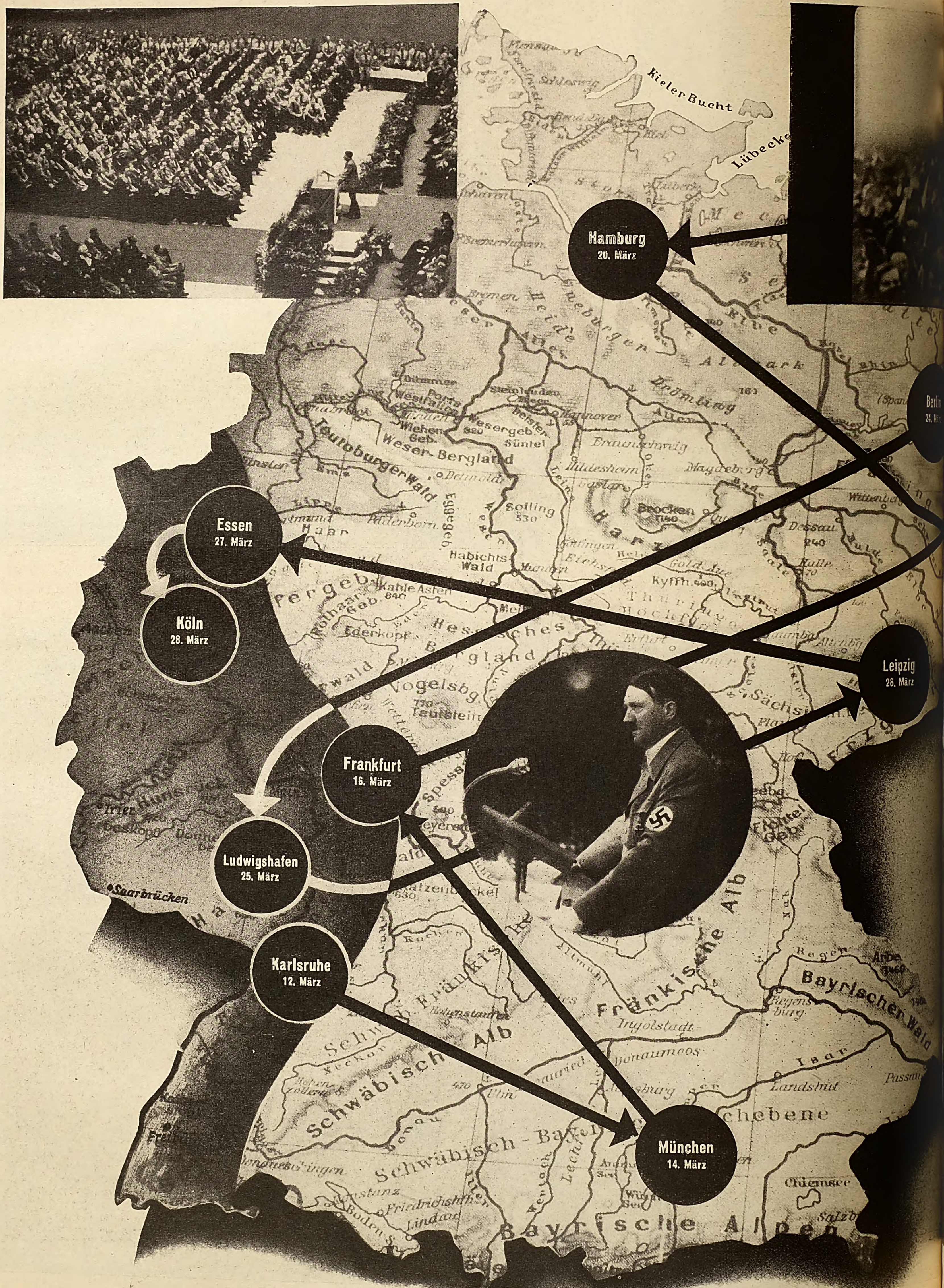
„Heißt Flagge!"
Unser Sonderberichterstatter ist an die Ostgrenze nach Passau geeilt, um dort an der Donau den Widerhall der Führerrede aus der Waffenschmiede des Deutschen Reiches einzufangen.



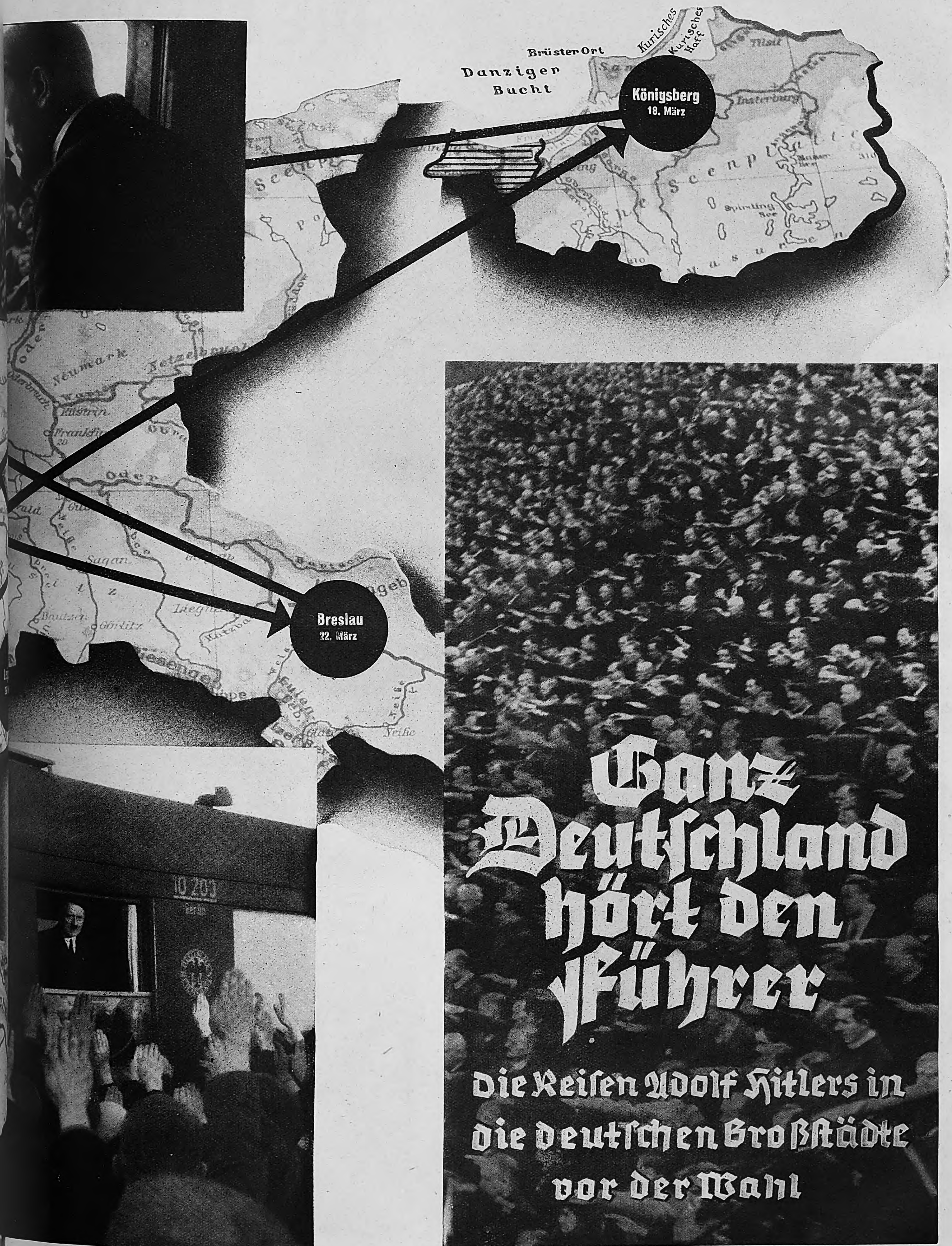
Kapitän und Mannschaft des Donau-Motorschiffs „Fugger", das wenige Stunden später auf die Reise nach Galatz am Schwarzen Meer auslief, erlebten an Deck die Worte Adolf Hitlers.



In allen Städten und Dörfern bot sich das gleiche Bild: Die Nation sang das Deutschlandlied wie aus einem Munde.
Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.



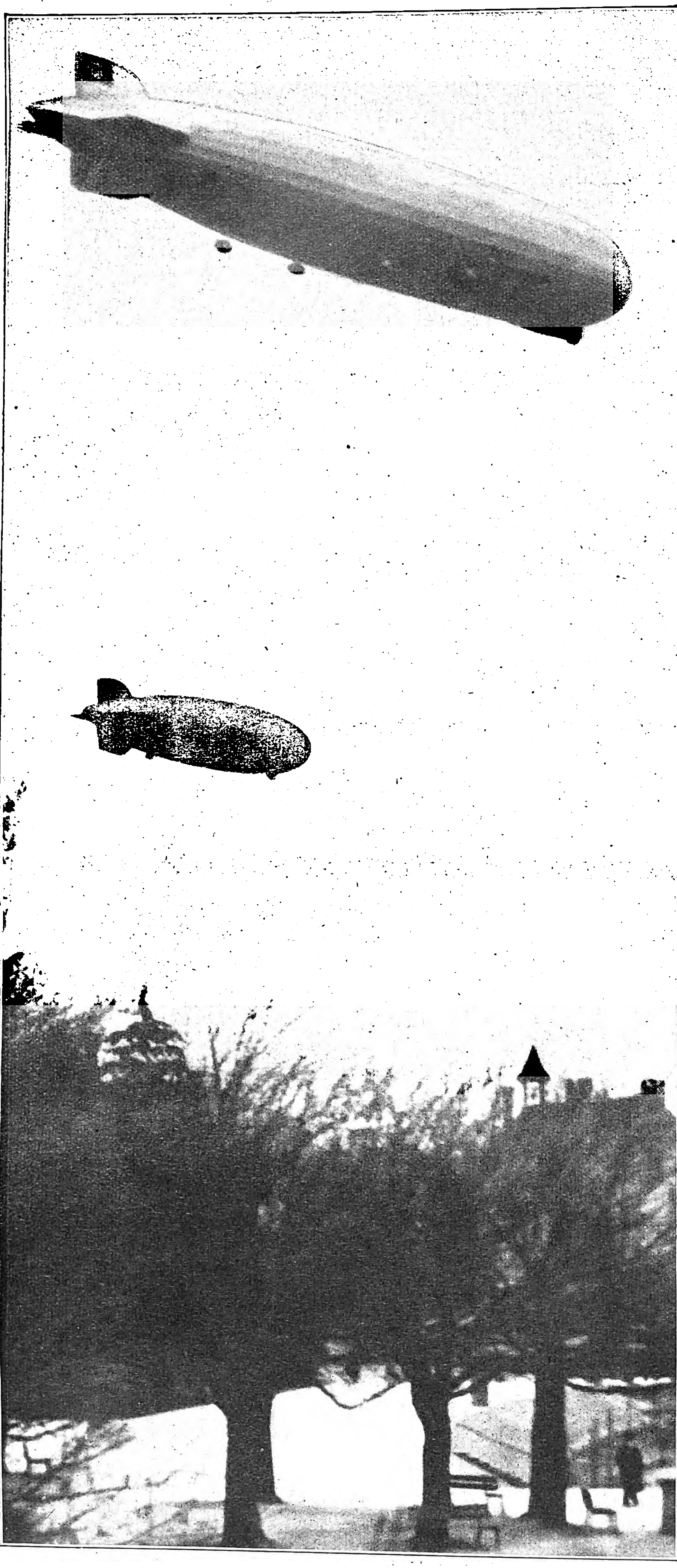
Hamburg
20. März
Berlin
Essen
27. März
Köln
28. März
Leipzig
26. März
Frankfurt
16. März
Ludwigshafen
25. März
Karlsruhe
12. März
München
14. März
Kieler Bucht
Lübeck
Schleswig
Teutoburgerwald
Weser-Bergland
Solling
530
Habichtswald
Brocken
1140
Harz
Vogelsberg
Saarbrücken
Schwäbische Alb
Fränkische Alb
Bayrischer Wald
Regensburg
Ingolstadt
Landshut
Passau
Chiemsee
Bayrische Alpen
Bodensee
Friedrichshafen
Lindau
Konstanz
Ulm
Magdeburg
Dessau
Halle
Wittenberg
Braunschweig
Hildesheim
Detmold
Paderborn
Süntel
Dümmer



Ganz Deutschland hört den Führer

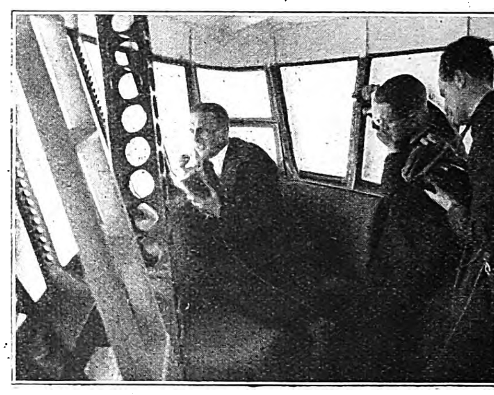
Die Reisen Adolf Hitlers in die deutschen Großstädte vor der Wahl

DIE BEIDEN ZEPPELINE über Deutschland

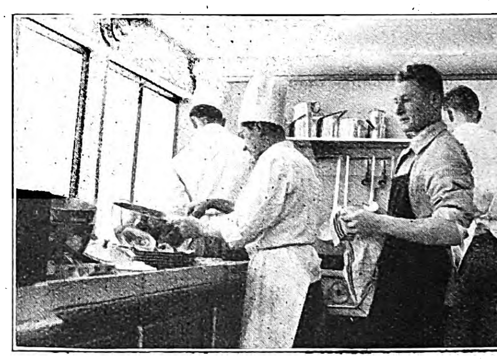


Die gemeinsame Fahrt von „Hindenburg“ und „Graf Zeppelin“.

In den Tagen des Wahlkampfes unternahmen das neue Luftschiff „Hindenburg“ und „Graf Zeppelin“ gemeinsame Fahrten mit Passagieren. Damit trafen sich zum ersten Male seit 17 Jahren wieder zwei deutsche Luftschiffe über deutschem Boden. Beide Luftschiffe landeten am Nachmittag glatt. Ein historischer Augenblick: Zwei deutsche Luftschiffe in ihrem Element, der alte „Graf Zeppelin“, das sichere und bewährte Schiff, das in 8 Jahren weit über 100 transozeanische Fahrten durchführte und durch seine einzigartige Leistung das Vertrauen zur deutschen Luftschiffahrt fest gründete, und „Hindenburg“, das stolzeste, modernste und größte Luftschiff, das die Zeppelinreederei in Friedrichshafen je baute, und auch berufen sein soll, als Sendbote des Friedens die Völker einander näherzubringen.



Rundfunkreportage.
Das Erlebnis der Fahrt wird den Hörern des Rundfunks in lebendigen Worten geschildert.



Ein Blick in die Küche des Luftschiffes.
Mit der modernsten Einrichtung wird hier durch gut geschultes Personal für das leibliche Wohl der Fluggäste Sorge getragen.



Ganz wie unten auf der Erde.
Der Gastraum erinnert an die Glasveranda eines alpinen Kurhotels.

„GRAF ZEPPELIN" und „HINDENBURG"



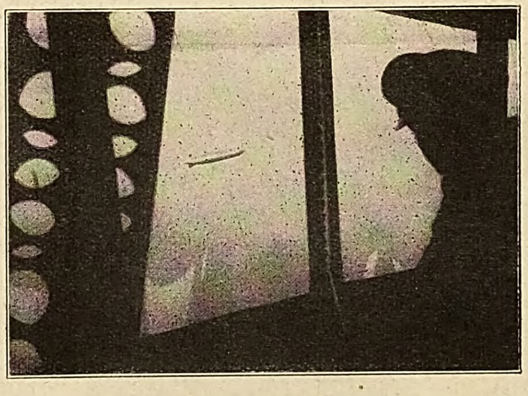
Man kann immer nur schauen.
Die unendliche Fernsicht wie im Flugzeug, und doch inmitten des Komforts eines Luxushotels.



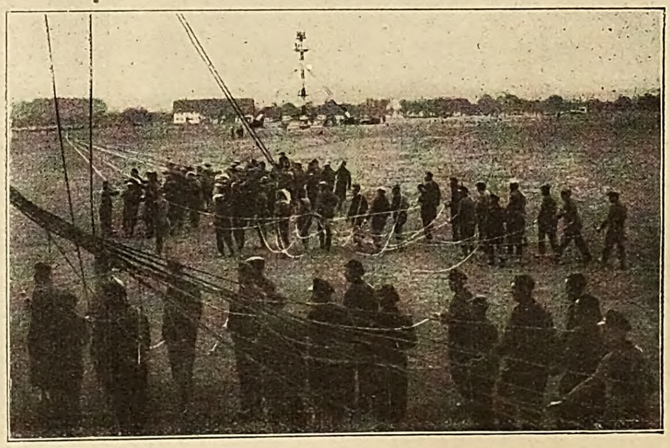
Der ältere Bruder.
lick vom „Hindenburg" auf den „Graf Zeppelin" während der Fahrt über dem Bodensee. Im Hintergrund die Alpen.



Begeisterung an Bord.
Von dem Eindruck der Fahrt überwältigt, stimmen die Fluggäste das „Deutschlandlied" an.



Brüder im Äther.
Mit dem Fernrohr sind vom „Hindenburg" aus bei der Begegnung in der Luft die Passagiere des „Graf Zeppelin" — und umgekehrt — zu erkennen.

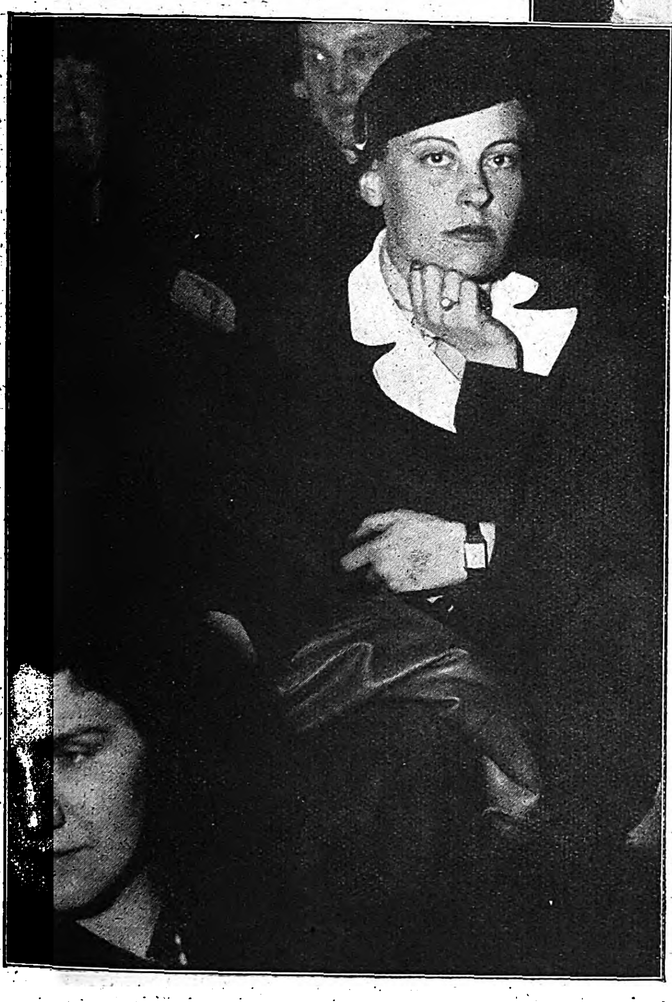


Die Haltemannschaft bei der Arbeit.
Im Hintergrund der fahrbare Ankermast für die Befestigung des Luftschiffes im Freien.

Die Berliner Schauspieler bei ihrer Nacht-Wahl-Versammlung im Theater des Volkes



Die Sprecher auf der Großwahlkundgebung im Theater des Volkes.
Von rechts nach links: Staatskommissar Hinkel; Eugen Klöpfer, der Vizepräsident der Reichstheaterkammer; Dr. Rainer Schlösser, der Präsident der Reichstheaterkammer.



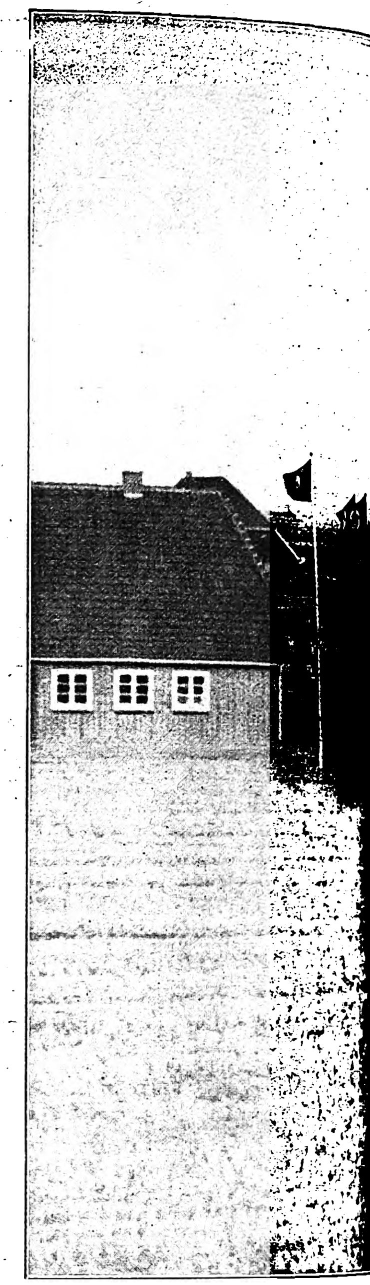
Schauspieler im Zuschauerraum
Marianne Hoppe im „zweiten Rang" während der Wahlkundgebung.

Nachtwahlversammlung im Theater des Volkes: 3000 Berliner Schauspieler haben sich versammelt und hören Staatskommissar Hinkel sagen: „. . . wir wären nie zum Sieg gekommen, hätten wir in unserem Führer nur den politischen Herzog, einen ausgezeichneten Staatsmann oder den gewaltigen Trommler von einst gehabt. Wir hatten das Glück, in bitterster Not und härtesten Tagen die Wirkung seiner künstlerischen Persönlichkeit zu erleben und dürfen heute feststellen, daß nunmehr, nach dreijähriger nationalsozialistischer Staatsführung das Wirken dieser Persönlichkeit zum Segen wurde . . ." Nichtendenwollender Beifall dankte den Rednern dieser Nacht.



Bild rechts: Berühmte und Unberühmte danken Eugen Klöpfer mit begeistertem Beifall.
In der ersten Reihe von rechts nach links: Gauleiter Frauenfeldt; Staatskommissar Hinkel und Dr. Rainer Schlösser.

Aufnahmen: Ernst Knoth.



Neuland für Karsta

ROMAN VON SIEGFRIED BERGENGRUEN

Gerade als das Fest seinen Höhepunkt erreicht hatte und Hans Goot, der hübsche kleine Referendar, den alle wegen seines fenstergläsernen Monokels verulkten, auf den Stuhl stieg, um — wie er sagte — endlich einmal eine echt hamburgische Grogrede vom Stapel zu lassen, schrillte im Flur das Telephon.

Frau Schlichting, Gastgeberin, Pensionsmama und Anstandswauwau in einer Person, rauschte, auch schon ziemlich echauffiert von all dem heißen Alkoholzeug, dem nicht abreißenden Gelächter der sie umtollenden Jugend und einem recht atemberaubenden Walzer, den sie ihrem ältesten Mieter, dem Herrn Studienrat Fabrizius, nicht gut hatte abschlagen können, hinaus, um den späten Anruf höchstpersönlich entgegenzunehmen.

„Meine Damen und Herren!" rief der fröhliche Referendar unbekümmert um das Geklingel des Telephons und das Verschwinden der ehrwürdigen Hausfrau. „Meine Damen und Herren, liebe Miteinwohner und Freunde! Wir feiern hier heute ein Fest von geradezu historischer Bedeutung! Genau heute vor einem Jahr geschah es, daß unsere innniggeliebte und allgemein verehrte Pensionsschwester Karsta Bojen ihren zierlichen Fuß zum erstenmal auf die Schwelle dieses wohlrenommierten Hauses setzte, um in unsere illustre Gemeinschaft als vollgültiges Mitglied . . ."

„Karsta, kommen Sie doch einen Augenblick heraus!" unterbrach ihn da mitleidslos und resolut die nicht ganz leise Stimme der Frau Schlichting, die plötzlich wieder in der Flurtür erschienen war. „Da ist ein Ferngespräch mit Voranmeldung für Sie! Ich kann nur nicht ganz genau verstehen, von wo . . .!"

Der Referendar verstummte sofort, es wurde überhaupt ziemlich still in dem kleinen Salon der Witwe Schlichting, und durch diese Stille hastete Karsta Bojen klopfenden Herzens zum Telephon.

„Ein Ferngespräch für mich . . .!?" — Sie konnte es sich einfach nicht vorstellen, wer sie um diese späte Stunde von außerhalb zu sprechen wünschte.

„Ja, hier ist Karsta Bojen! . . . Wer, wer ist dort? . . . Du, Maria? . . . Ja, um Gottes willen . . .!!"

Und dann hörten die atemlos lauschenden Pensionäre der Witwe Schlichting eine ganze Weile nichts. Erst nach einigen Minuten, als der Bericht der mit Maria angeredeten Person sich offensichtlich seinem Ende entgegenneigte, sagte Karsta ganz leise und mit einer seltsam ausgebrannten Stimme:

„Ja, Maria, ich komme! Natürlich komme ich, du Armes, Liebe! Morgen nachmittag bin ich bei dir . . .!"

Und dann legte Karsta den Hörer in die Gabel und ging, ohne sich auch nur noch mit einem Wort um die doch eigentlich nur ihr zu Ehren versammelte Gesellschaft zu kümmern, schnurstracks in ihr Zimmer. Deutlich hörte man, wie sie abschloß.

„Da muß etwas passiert sein!" flüsterte die Witwe Schlichting, und ihre Stimme zitterte vor Erregung. „Sie muß eine sehr böse Nachricht erhalten haben. Weiß jemand von euch, wer das ist, diese Maria . . .?"

Nein, niemand hatte eine Ahnung. Karsta hatte nie von einer Maria gesprochen. Wer weiß, was das für eine mysteriöse Angelegenheit sein mochte!

Jedenfalls gab Hans Goot es auf, seine Rede zu Ende zu sprechen, auch das so viel belachte Monokel war plötzlich verschwunden. Man saß zwar noch eine kleine Weile beisammen und versuchte tapfer einem ziemlich krampfhaften Referat des Studienrats Fabrizius über sein Lieblingsthema, die Bekämpfung der auch in den Elbgewässern immer mehr überhandnehmenden Wollhandkrabbe zu lauschen, aber als er gerade davon zu erzählen begann, daß man neuerdings elektrischen Starkstrom als Ausrottungsmittel gegen diese behaarten kleinen Ungetüme anzuwenden beabsichtige, da erhob sich Frau Schlichting entschlossen und erklärte, daß es allerhöchste Zeit sei, Kurs auf die Betten zu nehmen. Morgen sei auch ein Tag, und alle müßten frisch und ausgeschlafen auf dem Posten sein.

So ging man denn auseinander, und obgleich sie alle an der schmalen Tür vorüber mußten, hinter der Karsta Bojens Stübchen lag, wagte doch keiner anzuklopfen oder einen Gutenachtgruß zu rufen, wie sie es sonst fast allabendlich taten. Karsta war, ohne ein Wort zu sagen, verschwunden und hatte sich eingeschlossen. Also wollte sie allein und nicht gestört sein. Sie kannten alle solche Stimmungen und wußten sie kameradschaftlich zu respektieren.

Aber als die Witwe Schlichting nachher in der geräumigen, blitzsauberen Küche stand, um die Gläser auszuspülen, eine Arbeit, die sie immer persönlich besorgte, damit es nicht so viel Bruch gebe, da hörte sie plötzlich doch einen leichten, wohlbekannten Schritt den Korridor entlangkommen, und dann lehnte Karsta neben ihr und starrte in das strudelnde Spülwasser.

Die Witwe Schlichting hatte nur einen kurzen, prüfenden Blick auf ihren jüngsten Schützling geworfen, aber der genügte ihr, um sie endgültig davon zu überzeugen, daß jenes späte Ferngespräch nichts Gutes für das schlanke, blonde Mädchen gebracht haben konnte. Karsta war sehr bleich, ihre blauen, sonst stets strahlenden Augen, umschattet und verweint, und selbst der volle, lebensfrohe Mund war so fest zusammengepreßt, daß die Lippen wie schmale, farblose Striche erschienen.

Frau Schlichting hob ein Glas aus dem Becken, rieb es umständlich trocken und blank, hielt es dann prüfend gegen das elektrische Licht und stellte es schließlich fürsorglich zu den anderen auf den mit einem blaugewürfelten Wachstuch beschlagenen Küchentisch.

„Ja, ja, Mädel, es geht nicht immer alles so, wie man will und denkt im Leben", sagte sie mit einem Seufzer, als wüßte sie ganz genau, was Karsta bedrückte.

In Karstas Augen erschienen zwei Tränen und rollten langsam und unbehindert über die Wangen hinab.

„Ich muß morgen früh fort, Mutter Schlichting!" stieß sie leise hervor, und man merkte dem Tonfall ihrer Stimme an, daß es ihr nicht leicht wurde, diese Eröffnung zu machen.

„So?" erwiderte Frau Schlichting, als wäre sie keineswegs überrascht. „Und wo soll die Reise hingehen, mein Kind?"



Blick über das dem Meere entrissene Neuland mit den ersten Siedlungshäusern auf dem Adolf-Hitler-Koog am Tage der Einweihung durch den Führer.

Aufn.: Hoffmann.

„Nach Dithmarschen, nach dem Adolf-Hitler-Koog. Mein Bruder Herbert — — —"

Die alte Frau blickte erschreckt auf.

„Was ist mit ihm, Karsta?"

„Er ist — — ertrunken, Mutter Schlichting."

Frau Schlichting ließ das Glas, das sie gerade blankreiben wollte, augenblicklich in das Spülbecken zurückgleiten, drehte den Hahn zu, trocknete hastig ihre kleinen, verarbeiteten Altfrauenhände ab und wandte sich Karsta zu.

„Komm, Mädel", sagte sie, und ihre Stimme zitterte. „Wir setzen uns in mein Zimmer. Die Gläser haben auch noch bis morgen früh Zeit . . ."

Karsta hatte nichts dagegen, sie gingen in das Zimmer der Witwe Schlichting, das immer nach allerlei undefinierbaren Kräutern und Essenzen duftete und das in der Pension nur „die Kombüse" hieß, weil seine Wände über und über mit allerlei Trophäen behängt waren, wie sie weitgereiste Seefahrer ihren Angehörigen von allen Enden der Welt als Andenken mitbringen.

„Ertrunken? Das ist furchtbar! Wie ist denn das geschehen?"

„Ich weiß es nicht genau, Mutter Schlichting. Die Verständigung war ziemlich schlecht, oder vielleicht hatte meine Schwägerin Maria auch eine zu verweinte Stimme. Er ist wohl mit irgendeinem Fischer zusammen hinausgefahren, um beim Krabbenfang zu helfen, und dann sind sie in den Sturm geraten, der in den letzten Tagen auf der Nordsee wütete, und so ist es passiert . . ."

Frau Schlichting nickte.

„Ja, ja, die Nordsee. Der ‚blanke Hans' hat manch einen verschlungen und sich nicht darum gekümmert, ob er gut war oder böse, ob daheim jemand nach ihm bangte oder ob er allein in der Welt stand! Die Nordsee ist unberechenbar und grausam und fragt nicht nach den Wünschen der Menschen. Auch meinen Karl hat sie genommen . . .!"

Karsta blickte auf, noch nie hatte die alte Frau Schlichting vom Tode ihres Mannes gesprochen.

„Mutter Schlichting . . .?"

„Ja, Mädel. Hier dicht vor der Elbe ist es geschehen. Das Schiff kam aus China zurück, war fast ein Jahr unterwegs gewesen, und es sollte die letzte Fahrt sein, die mein Mann unternahm. Dann wollte er die Schifferei an den Nagel hängen, ein kleines Haus . . ."

Die Witwe Schlichting brach ab, ihr grauer Kopf neigte sich vor, ihre Schultern zuckten.

Karsta setzte sich dicht neben sie auf das verschossene rote Plüschsofa und legte ihren Arm um die alte Frau.

So saßen sie lange, ohne zu sprechen.

Schließlich sagte die Witwe Schlichting:

„Aber das ist ja so lange her und bald nicht mehr wahr. Und eine alte Frau wie ich sollte sich schämen, sich so gehen zu lassen. Deswegen spreche ich auch nie davon. Und nun, komm, erzähl' weiter . . ."

Karsta hob die runden Schultern und ließ sie wieder langsam sinken. Es lag viel Hilflosigkeit und Betrübnis in dieser kleinen Bewegung.

„Da ist nicht viel zu erzählen, Mutter Schlichting. Sie wissen doch, daß mein Bruder Herbert vor einem Jahr einen der vom Staat erbauten Höfe in dem neuangelegten Adolf-Hitler-Koog in Dithmarschen übernommen hat. Nun müssen wir sehen, daß wir den Hof der Familie erhalten, vor allem für meinen kleinen Neffen, der erst vierzehn Jahre alt ist. Darum werd' ich morgen hinfahren; denn meine Schwägerin Maria ist vollkommen mit den Nerven herunter. Sie hat auch sonst nie sehr viel für die Landwirtschaft übrig gehabt. Nun wird es sich ja zeigen, ob ich das schöne Geld seit drei Jahren umsonst in die landwirtschaftliche Schule nach Wandsbeck hinausgetragen habe, oder ob es sich doch ein bißchen gelohnt hat."

Die Witwe Schlichting sah Karsta bewundernd an:

„Du willst also mit anderen Worten den Hof deines Bruders übernehmen, bis dein Neffe so groß ist, daß er selbst das Erbe seines Vaters antreten kann?"

Karsta nickte.

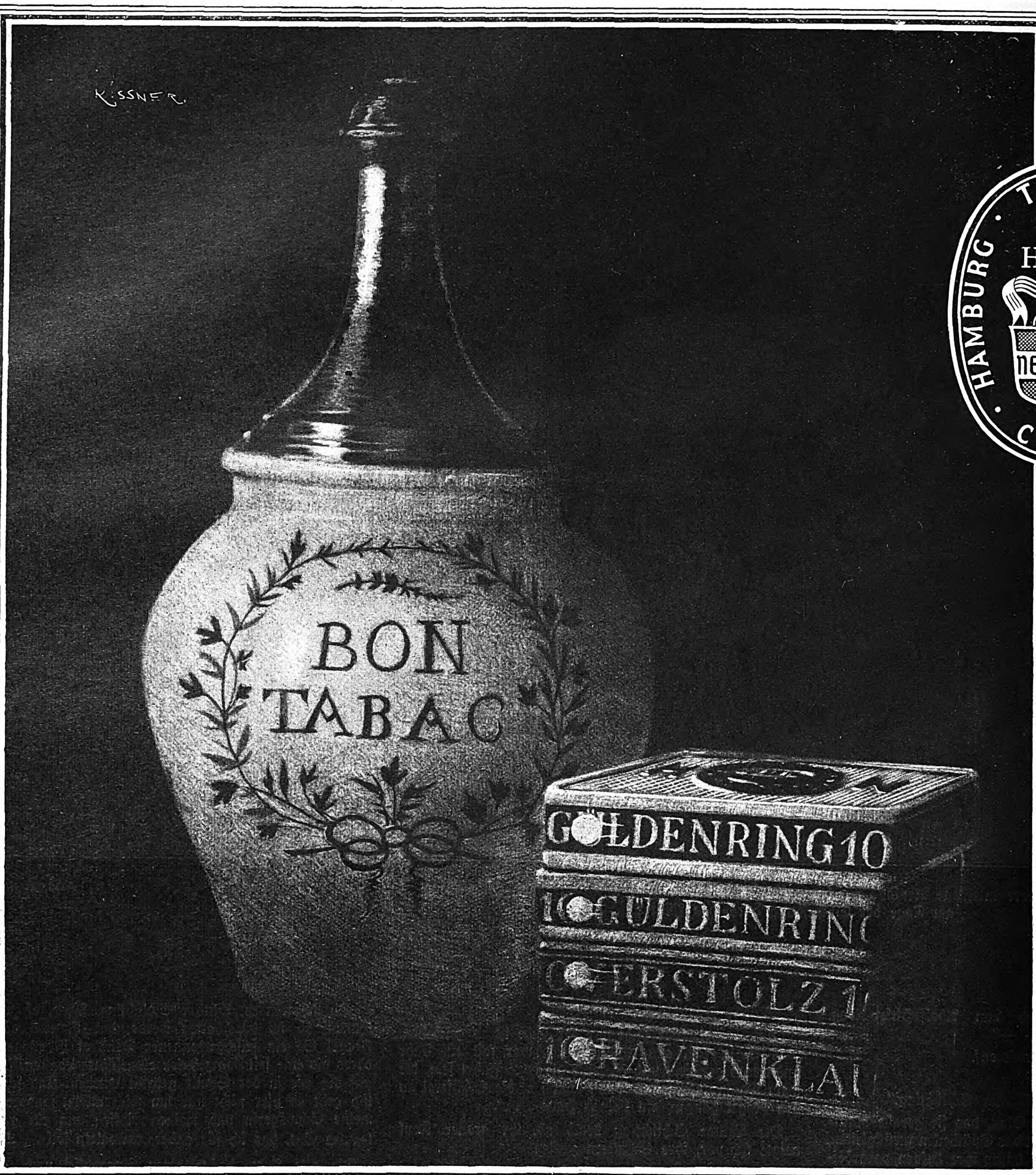
„Ja, ich will es, Mutter Schlichting. Aber, ob ich es können, ob ich durchhalten werde, das ist eine andere Frage! So ein frischgewonnener Deichhof ist etwas anderes als eine seit Jahrzehnten eingeführte Landwirtschaft, auf die wir in der Schule gebrillt wurden. Und schließlich geht es hier nicht nur um mich allein, sondern um meine Schwägerin und meinen Neffen, um ein anvertrautes Gut, das ich für andere verwalten soll . . .!"

Die alte Frau dachte einen Augenblick nach, dann nahm sie Karstas schlanke, kräftige Mädchenfigur in ihre müden, verarbeiteten Hände.

„Du hast recht, Karsta, es wird nicht leicht sein! Aber ich glaube, du bist auch nicht der Mensch, dich auf die Dauer nur mit leichten Dingen zu begnügen. Du wirst viele Fehler machen, das ist klar, aber du bist auch stark und jung genug, um diese Fehler wieder auszugleichen und an ihnen zu lernen wie du die Sache richtig anpacken mußt! Und schließlich werden sich auch Menschen finden, die dir raten und helfen können. Aber nimm dich in acht! Du bist ein hübsches Mädel, und nicht jeder, der freundlich zu dir tun wird, wird es auch wirklich gut mit dir meinen! — Und nun geh schlafen, du mußt morgen früh heraus, damit du beizeiten zum Zuge kommst. Ich werde dich wecken und dich noch zur Bahn bringen."

*

Karsta Bojen hatte einen guten Platz bekommen, nun saß sie am Fenster und blickte hinaus. Der Zug hielt oft, die kleinen roten Städte des Stormarner Landes wollten genau so berücksichtigt werden wie die langen, braunen Dörfer von Holstein. Meist waren es Bauern, die mit schweren, ölgetränkten Stiefeln hereinpolterten und das Abteil mit Tabaksqualm und lauten, landwirtschaftlichen Gesprächen erfüllten. Um die junge, städtisch aussehende Dame in dem enganliegenden, braunen Flauschmantel und dem kecken Baskenmützchen kümmerte sich niemand. Nun dröhnte eine Brücke unter den langsamer rollenden Rädern, das schnurgerade Band des Nordostseekanals durchschnitt silbern das flache Land, ein schmales, graues


KISSNER
BON
TABAC
GÜLDENRING 10
GÜLDENRIN
ERSTOLZ 1
RAVENKLAU

Kriegsschiff zog gemächlich und elegant, einen langen Schaumstreifen hinter sich lassend, seines Weges, einer zweiten Brücke zu, die spinnwebenzart und wie eine ferne, schöngeschwungene Fata Morgana im blauen Dunst des Horizontes stand.

Dahinten, irgendwo, hundert Kilometer weiter nach Nordosten, lag die Kieler Bucht, ließ die Ostsee ihre grünen Wogen schäumen und verschmolz sie in dieser schmalen, von verwegenen Menschenfäusten ausgehobenen Erdrinne mit den grauen Fluten ihrer räuberischen Schwester, der Nordsee. Von beiden bestürmt, dehnte sich das schleswig-holsteinische Land, ein schmales Streifchen Erde, aber von einem harten Menschenschlag besiedelt, der seit Jahrhunderten der stolzen Aufgabe verschworen war, den Pflug zu führen und der See Stück um Stück neues Land abzutrotzen, um wiederum Stück um Stück neuen Ackerboden für den Pflug zu gewinnen.

Im rauhesten, aber auch ertragreichsten Teil dieses meer- und stürmeumschlungenen Schleswig-Holsteiner Landes, in Dithmarschen, dessen Bauern sich heute noch rühmen, als einzige in der ganzen Welt immer frei und nie leibeigen gewesen zu sein, dessen Bauerngeschlechter stolzer sind als der älteste Adel, in Dithmarschen auf dem neuen Koog würde nun auch Karsta Bojen einen Arbeitsplatz finden und eine Aufgabe für ihre Kraft und ihren jungen Mut!

Ihre Lippen preßten sich hart aufeinander, ihre Augen wurden schmal und scharf, und plötzlich hatte sie in ihrem hübschen, rassigen Jungmädchengesicht genau denselben erdnahen und unbeugsamen Ausdruck wie die Bauern, die neben ihr saßen. Nicht umsonst war sie eine Bojen, nicht umsonst floß in ihren Adern das trotzige Blut jener Dithmarscher Männer und Frauen, die vor 500 Jahren bei Hemmingstädt, kaum 3000 an der Zahl, 30 000 dänische, holsteinische und friesische Fürsten, Edelinge und Landsknechte so furchtbar geschlagen hatten, daß nur wenige Hundert ihrer Feinde den heimischen Böden wiedersahen und für lange kein Gelüsten mehr verspürten, den Dithmarscher Bauern die Freiheit noch einmal streitig zu machen!

Gewiß, Karsta selbst war noch nicht viel in ihrer alten Heimat gewesen und fast eine Städterin geworden, aber die Sehnsucht nach den schweren Äckern und den saftigen Wiesen, nach den tückischen Mooren und den rauschenden Buchenwäldern, nach der donnernden See und den grünen Schutzwällen der Deiche lebte dennoch in ihrem Herzen unverändert weiter. Diese Sehnsucht hatte Karsta statt ins Büro in die landwirtschaftliche Schule getrieben, damit sie einmal, wie ihr älterer Bruder, zum Acker zurückkehren könnte, aus dem vor Jahrhunderten ihr Geschlecht erwachsen war.

Nun war der Bruder tot, in der Nordsee geblieben, wie Tausende von Dithmarschern im Laufe der Zeiten der Nordsee — die sie auch die Mordsee nannten — zum Opfer gefallen waren, wenn sie sich auf ihren kleinen Booten, allzu verwegen, weit aufs Meer hinaus wagten, oder wenn die Sturmflut kam, die Deiche zerbrachen und die See das Land samt den Menschen, die sich darauf angesiedelt hatten, wieder in ihre nasse, tödliche Umarmung nahm.

„St. Michaelisdonn!“ schrie draußen eine scharfe Stimme; der Zug hielt mit knarrenden Bremsen. Karsta fuhr aus ihren Träumen auf.

St. Michaelisdonn, hier mußte sie doch umsteigen!

„Wo hält der Zug nach Friedrichskoog III?“ fragte sie, mühsam ihre beiden schweren Koffer schleppend, den Beamten.

Er lächelte, ein bißchen mitleidig, wie ihr schien.

„Sie stehen gerade vor ihm, kleines Fräulein. Dieser Wagen hier ist „der Zug“ nach Friedrichskoog und Marne. Ein paar Güterwagen kommen allerdings noch dazu...“

Der Wagen, der den „Zug“ nach Friedrichskoog darstellte, war unwahrscheinlich hoch, ein wahres Urwelttier von Eisenbahnwagen.

„Gestatten Sie, mein Fräulein“, sagte eine fette Stimme hinter ihr, und gleichzeitig fühlte Karsta, wie ihr jemand die Koffer aus der Hand nahm. „Springen Sie man voraus! Ich wuchte Ihnen die Dinger schon hinterher!“

Karsta kletterte gehorsam die Stiege empor, sie wäre tatsächlich allein kaum imstande gewesen, die Koffer so hoch zu heben.

„Achtung, aufgepaßt!“ — Der erste Koffer schwankte hinter ihr her, und nun der andere. Und jetzt begann der dicke Mann, der ihr geholfen hatte, selbst in den Wagen zu klimmen.

„Ja, kleines Fräulein, hier ist man nicht in Hamburg oder Berlin, wo alles so schön bequem ist oder einem gleich die Träger zur Hand springen. Immerhin, Sie sehen, Kavaliere gibt es auch bei uns. Gestatten, Friedrichsen ist mein Name, Paul Friedrichsen, Inhaber der Friedrichsen-Sauerkohl-Fabrik in Friedrichskoog III. Wie ich zufällig gehört habe, wollen Sie ebenfalls dorthin...?“

Er verstaute ihre Koffer auf dem Gepäckbrett.

„Uff!“ sagte er und ließ sich auf die Bank fallen, daß es krachte. „Nun erzählen Sie mal, schönes Mädchen, was ausgerechnet Sie in der Einöde von Friedrichskoog wollen? Baden kann man jetzt im März doch eigentlich nicht...“

Karsta war sonst keineswegs der Mensch, jedem wildfremden Mann, der ihr einmal die Koffer getragen hatte, gleich Auskunft und Bescheid zu geben. Aber sie sagte sich, daß sie mit diesem dicken, schwitzenden Sauerkohlfabrikanten vermutlich in Friedrichskoog sowieso eines Tages zu tun haben würde, und da war es wahrscheinlich angebracht, von vornherein nicht die hochnäsige Großstädterin zu spielen.

„Nein“, sagte sie, „Sie haben vollkommen recht, Herr Friedrichsen, ich bin nicht zum Baden hierhergekommen. Ich bin die Schwester von Herbert Bojen vom Hitler-Koog. Er ist gestern ertrunken...“

Der dicke Mann wußte, was sich gehörte. Sein Gesicht nahm einen so betrübten Ausdruck an, als sei Herbert sein bester Freund gewesen.

„Aber, Fräulein Bojen“, stammelte er. „Aber, das habe ich ja noch gar nicht gehört! Allerdings, ich war seit vorgestern nicht mehr daheim...“

„Ja“, erwiderte Karsta, „meine Schwägerin hat auch noch bis gestern abend gehofft, daß das Boot sich doch noch einfinden würde . . . !“

Herr Friedrichsen wiegte das mächtige Haupt, seine roten Hängebacken schwabbten traurig.

„Der Herbert Bojen! So ein junger und fleißiger Mensch! Erst vor einer Woche habe ich mich mit ihm unterhalten. Ja, ja, man weiß oft selbst nicht, wie und wo einen der Tod erwartet!“

Und nach diesem weltschmerzlichen Ausfall in das nachdenkliche Gebiet der Philosophie und als ein Mensch, der sich doch eigentlich lieber über die Angelegenheiten des lebendigen Lebens unterhält, wandte er sich plötzlich wieder lebhaft und interessiert seiner jungen Mitreisenden zu.

„Und Sie, mein Fräulein, was werden Sie im Hitler-Koog unternehmen?“

Karsta Bojen straffte sich ein wenig, sie sah Herrn Friedrichsen fest und gerade in die Augen.

„Ich werde den Hof meines Bruders weiterführen, Herr Friedrichsen, was sonst!“

Er schlug die fetten Hände zusammen, daß es patschte.

„Sie?! Aber um Gottes willen, mein Fräulein, Sie sind ja noch ein Kind!“

Karsta war wütend.

„Sie irren, Herr Friedrichsen! Ich bin kein Kind! Ich bin kein Kind! Ich habe drei Jahre in Wandsbek Landwirtschaft gelernt!“

„Drei Jahre?!“ — Er schüttelte sich in einem lautlosen Gelächter. — „Drei Jahre, mein Fräulein!! Es gibt Leute, die seit über dreißig Jahren in Dithmarschen schuften und dennoch nicht wissen, wie sie ihren Hof bewirtschaften müssen! Und dazu noch in einem neuen Koog. In einer Erde, die überhaupt noch nicht erprobt ist! Eine Sünde ist es, daß man Sie mit Ihren zarten, feinen Händen überhaupt in diese Wildnis hineinläßt!“

Eine Reihe weiterer Leute wälzte sich in den Wagen. Herr Friedrichsen schien alle zu kennen und begrüßte sie geräuschvoll. Glücklicherweise war er so taktvoll, Karsta jetzt aus dem Spiel zu lassen und sogar die anderen Reisenden aus ihrem Abteil fernzuhalten. Das versöhnte sie wieder ein wenig mit seinem Unglauben gegen ihre Leistungsfähigkeit und die Kraft ihrer Jahre. Im übrigen war für die knapp zwanzig Fahrgäste, die nach dem Koog hinaus wollten, in dem einen Wagen Platz genug.

Die Lokomotive ruckte an, ein Läutwerk ertönte. Das Züglein, dessen Schienen der Einfachheit halber gleich auf dem Chausseedamm liefen, schnaufte bimmelnd durch das von tiefen Gräben und niedrigen Wällen in ungleiche Rechtecke zerschnittene Land. Auf einem Sturzacker saß ein Riesenschwarm Möwen und erhob sich, als das durchdringende Läuten des Züglein näher kam, mit schrillem Gekreisch wie eine große, flimmernde schneeweiße Wolke. Der Zug fuhr so langsam, daß sich die auf der Chaussee entlang radelnden Radfahrer oft mehrere Minuten lang mit den Reisenden der Eisenbahn unterhalten konnten.

Karsta sah hinaus, sie hatte ihre heiße Stirn an die Scheiben gelehnt. Die Worte des dicken Fabrikanten aus Friedrichskoog gingen ihr durch den Kopf.

„Es ist eine Sünde, daß man Sie in diese Wildnis überhaupt hineinläßt...!“

Eine Wildnis? Nun, eine Wildnis war es wohl nicht. Aber eine ziemliche Einöde auf alle Fälle. Grau und dunstig fiel die Dämmerung auf das nasse und graue Land. Hier und dort ein strohgedeckter Bauernhof, dann wieder nichts als Felder und Wiesen und Gräben und Felder. Kein Hügel, kaum ein Baum, von Wäldern schon gar nicht zu sprechen! Und Karsta liebte den Wald über alles, sehnte sich immer nach ihm, so lange sie denken konnte. Aber woher sollte es ausgerechnet hier auch Wälder geben? Das Land war erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit der Nordsee entrissen, und man hatte es dann gleich unter den Pflug genommen, denn man brauchte Brot und Viehfutter. Das bißchen Holz für den Gebäudebau holte man sich aus dem Geestland oder ließ es aus Kuxhaven mit dem Dampfer kommen. Hier würde es wohl in hundert Jahren noch keine Wälder geben!

Plötzlich, ohne daß Karsta es bemerkt hatte, war Friedrichsen wieder in das Abteil getreten.

Seine Stimme klang fast väterlich.

„Nicht traurig sein, kleines Fräulein! Ganz so schlimm, wie es jetzt in der Dämmerung aussieht, ist es hier nun auch wieder nicht. Der Frühling und der Sommer sind sogar wunderschön. Passen Sie auf, ich nehme Sie dann mal in meinem Wagen mit, und wir machen zusammen eine Spritztour nach Büsum. Dort gibt es Musik und Tanz und vergnügte Leute. Manchmal, wenn man nicht allzuverwöhnt ist, kann man sich sogar in Friedrichskoog ganz gut amüsieren. Im „Störtebecker“ beispielsweise ist fast jeden Samstag Tanz...“

In diesem Augenblick hielt der Zug, und das Läutewerk verstummte. Karsta streckte den Kopf zum Fenster hinaus und bemerkte sogleich ihre Schwägerin Maria, die blaß und entsetzlich abgehärmt dicht neben dem Wagen stand und die beiden Ausgänge beobachtete. An der Hand hielt sie einen stämmigen kleinen Jungen, der aufgeregt die langsam aussteigenden Passagiere musterte.

Herr Friedrichsen hatte unterdessen bereits die Koffer heruntergehoben, und sie stiegen gemeinsam aus.

„Also, leben Sie wohl, kleines Fräulein“, sagte er und tätschelte vertraulich ihre Hand. „Und wenn Sie's mal nicht aushalten vor Einsamkeit und Langeweile, dann kommen Sie einfach zu mir in die Fabrik. Dann zeige ich Ihnen, wie man Sauerkohl macht! Nun muß ich abschwirren, sonst hauen die Tolpatsche mir meine Bottiche, die ich aus Michaelisdonn mitgebracht habe, beim Ausladen in Klump!“

Frau Christine Bruhn, Wirtin des Gasthofs „Zum Störtebecker“, dessen geräumige Schankstuben gleichzeitig als Wartesäle des Bahnhofs Friedrichskoog III fungierten, saß mit dem Landjäger Klaas Sootje am Fenster ihrer Wirtschaft und blickte zu dem jenseits der Straße gelegenen Schulhaus hinüber, aus dem die Koogkinder soeben in bunten Scharen hervorzuströmen begannen.

Christine Bruhn war eine stattliche Frau, wenig mehr als dreißig Jahre alt, mit einem hübschen und frischen Jungmädchengesicht, braunem Haar, in das die Sonnenstrahlen rötliche Funken zauberten, und einem Körper, dem man es gewiß noch nicht ansah, daß sie bereits über ein halbes Jahrzehnt verheiratet gewesen war. Es gab einige Klatschmäuler, die nannten Christine Bruhn die „Lustige Witwe“ und behaupteten, daß die dralle Wirtin innerlich über den allzufrühen Tod ihres Mannes keineswegs so betrübt gewesen sei, wie sie nach außenhin tue, aber das war üble Verleumdung. Zwar war der selige Bruhn unzweifelhaft sein bester Gast, und die Abende, an denen er nüchtern ins Bett kam, zu zählen gewesen, aber trotzdem hatten sich die beiden recht gut verstanden, und wenn sich auch die Eheleute von Zeit zu Zeit ein wenig stürmisch die Meinung sagten, so war das noch lange kein Beweis für eine unglückliche Ehe.

Christine Bruhn vergaß es ihrem Manne nie, daß er seiner ganzen stolzen und habgierigen Sippe zum Trotz, die darauf drang, daß er eine reiche, landeingesessene Bauerntochter heiraten möge, dennoch sie, das arme Bahnbeamtenkind aus Marne, geheiratet und sie ihre ganze Ehe hindurch, ohne auch nur ein einziges Mal wankend zu werden, gegen alle Angriffe seiner Familie verteidigt hatte. So etwas verband mehr als die schönsten und kostbarsten Geschenke, wie sie die reichen Bauern in der Umgegend ihren Frauen zu machen pflegten, und wenn Christine Bruhn neben ihrem Mann in der Austa-Viktoria-Kooger Kirche saß, dann war sie auf ihr billiges kunstseidenes Fähnchen genau so stolz wie die Großbauernfrauen auf ihre schweren, pelzverbrämten Tuchkleider und fand ihr goldenes Kreuzchen, das ihr an einem dünnen Kettchen tagtäglich um den Hals hing, genau so kleidsam wie die anderen ihren protzigen, hundertjährigen Familienschmuck, der nur zum Gottesdienst und für besonders feierliche Anlässe angelegt werden durfte.

Denn das eine war gewiß: Der brave, alte „Störtebecker" war alles andere als eine Goldgrube, und eine Frau mit einer recht umfangreichen, klingenden Mitgift wäre wenigstens vom wirtschaftlichen Standpunkt für Peter Bruhns Fortkommen um vieles vorteilhafter gewesen als die kirchenmausarme Christine aus Marne, die — wie die Weiber im Koog zu erzählen wußten — ihrem jungen Gatten nicht viel mehr als drei Garnituren Bettwäsche mitgebracht hatte.

Dafür aber war die Christine ein Mädel wie Milch und Blut, mit Kräften, denen auch die schwerste Männerarbeit nicht zu sauer wurde, und einem Frohsinn, der selbst dem grämlichsten Gast ein Lächeln und ein Markstück für eine neue Lage Korn zu entlocken wußte. Und so ging, bis auf Peter Bruhns wachsende Vorliebe für die alkoholischen Getränke seines Hauses und den gelegentlichen, daraus resultierenden Zusammenstößen mit seiner temperamentvollen Gattin, alles verhältnismäßig gut, und wenn die beiden nicht ständig durch allerlei ziemlich beträchtliche Schulden bedrückt worden wären, die auf dem Haus und der Wirtschaft lasteten, so hätte man sie fast als glücklich bezeichnen können.

Da aber geschah das Furchtbare, diese Sache, von der man in allen Koogen um Marne noch lange erzählen wird, und die abergläubischen Leuten seinerzeit viel Stoff zu den umheimlichsten Kombinationen gegeben hat, da geschah es, daß Peter Bruhn eines Abends einfach verschwand. Kein Mensch wußte, wo er geblieben war.

Er machte sich am Abend um acht Uhr auf den Weg nach Friedrichskoog-Spitze, wohin er auf einen telephonischen Anruf der gerade dort tagenden Deichbau-Kommission bestellt worden war, um fünf Flaschen Jamaiko-Rum zu liefern, trank noch fünf steife Grogs zusammen mit den Herren und soll sich kurz nach zehn Uhr wieder heimwärts begeben haben, ohne indessen jemals wieder in Friedrichskoog oder sonstwo gesehen zu werden.

Nun war es natürlich ziemlich naheliegend, anzunehmen daß der gute Peter in seinem Grogtran statt nach links in der Richtung auf den Friedrichskoog, einfach nach rechts zur Nordsee abgebogen, den Deich überstiegen hatte und ins Watt hineinmarschiert war, bis die zurückströmende Flut ihn verschlang. Dem aber hielten der Deichvogt Pedderson und die Ingenieure von der Kommission entgegen, daß der Peter Bruhn alles andere als duhn gewesen sei, als er sich von ihnen trennte, und auch Christine, die doch ihren Peter kennen mußte, behauptete steif und fest, daß Bruhn beim sechsten Grog erst so richtig in Schuß und auf dem Damm sei, und daß gut zwanzig Gläser dazu gehörten, ihm allmählich den Verstand und den Orientierungssinn zu rauben.

Wie dem auch gewesen sein mochte, die Sache wurde vorderhand nicht aufgeklärt, obgleich man nicht nur in jener Nacht, nachdem Christine den Koog alarmiert hatte, sämtliche Gräben und Kanäle absuchte, sondern auch noch den ganzen nächsten Tag jeden Priel und jedes Watlloch an der Friedrichskooger Halbinsel aufs sorgfältigste durchstöberte.

Es gab damals viele Leute, und zu denen gehörte auch Christine selbst, die behaupteten, der Peter Bruhn sei einfach ermordet und irgendwo verscharrt worden. Aber da der Kriminalbeamte aus Marne dieses Gerede rundweg für Blödsinn erklärte, kam es zu keiner staatsanwaltschaftlichen Untersuchung, und die polizeilichen Akten zum Todesfall des Gastwirts Peter Bruhn umfaßten vorerst nicht viel mehr als einen kurzen Bericht des Kriminalassistenten und die Protokolle über die Vernehmungen der Ehefrau, der fünf Ingenieure und des Deichvogts Hinrich Pedderson, der ebenfalls an der Grog-Sitzung teilgenommen hatte.

Dieser allein hätte übrigens etwas hören können, wenn damals etwas zu hören gewesen wäre, denn er war in jener Nacht keine zehn Minuten nach Peter Bruhns Ausbruch ebenfalls aus der Ingenieurbaracke fortgegangen, um sich in sein nahes Häuschen zu begeben. Aber auch er hatte nicht das geringste vernommen, was im übrigen, selbst wenn Peter Bruhn wirklich aus irgendwelchen Gründen um Hilfe gerufen haben sollte, niemanden wundernahm, denn der Oktobersturm heulte und pfiff damals wie toll, und die Nordsee orgelte ihr bösestes Lied.

Dies alles erzählte Christine Bruhn dem neuen Landjäger Sootje, und ihre sonst so fröhlichen Augen wurden dunkel und umflort

„Wenn ich noch wüßte, daß er in der Nordsee umgekommen ist; wie jetzt der Herbert Bojen vom Adolf-Hitler-Koog beim Krabbenfischen, schön, ich würde die Zähne zusammenbeißen und mir sagen, du mußt es tragen wie die vielen Frauen, die ihre Männer, Söhne und Verlobten an die Nordsee verlieren. Aber so gar nichts wissen und immer von dem Gedanken besessen sein, daß er irgendeinem Verbrechen zum Opfer gefallen ist und daß sein Mörder womöglich ungestraft mitten unter uns lebt, das ist das Furchtbare, über das ich nie hinwegkommen werde . . .!"

Der Landjäger, ein strammes, untersetztes Mannsbild mit einem guten, sonnenverbrannten Gesicht, rotblondem Schnurrbart und stahlblauen Augen, blickte sie fragend an.

„Hatten Sie damals einen Verdacht gegen irgend jemand, Frau Christine?"

„Das ist es ja eben, Sootje, ich könnte mir einfach nicht vorstellen, wer zu so etwas fähig gewesen wäre. Und doch, und doch . . . ich habe das Gefühl, daß sich hinter dem Tode meines Mannes irgendein unheimliches Geheimnis verbirgt!"

Ein breiter Schatten fiel durch das Fenster, gleich darauf bimmelte die Glocke an der Flurtür, und die schwere Gestalt des Sauerkohlfabrikanten Friedrichsen schob sich in die Gaststube.

„Ei, ei, unsere schöne Wirtin und die hohe Polizei!" spottete er gutgelaunt und trat an den Schanktisch. „Immerhin, Sie haben Konkurrenz bekommen, Frau Christine. Die kleine Bojen, die Schwester des ertrunkenen Koogbauern, ist auch nicht von Pappe. Eine verdammt leckere Krabbe . . . !"

„Nun, dann halten Sie sich man 'ran, Herr Friedrichsen", erwiderte Christine Bruhn ungerührt und schenkte ihm wie alltäglich um diese Zeit einen doppelten Steinhäger ein. „Hoffentlich verbrennen Sie sich nur nicht die Finger. Die Kleine war schon ein paarmal hier bei mir, und ich hab' sie mir genau angesehen. Hübsche, junge Mädchen von dieser gesunden Sorte pflegen sich nicht allzulange mit älteren, dicken Herren aufzuhalten, sondern gehen lieber mit jungen, schlanken Burschen, die zu ihnen passen . . . !"

„Da haben Sie's, Herr Friedrichsen!" lachte der Landjäger nicht ohne Schadenfreude. „Wenn man erst einen Bauch hat, braucht man für den Spott nicht zu sorgen. Empfehle mich, Frau Christine. Und die Sache, die Sie mir vorhin erzählt haben, die lass' ich mir mal durch den Kopf gehen. Am Mittwoch bin ich in Marne, dann will ich mal auf dem Polizeiamt die Akten einsehen. Guten Tag, die Herrschaften . . . !"

Friedrichsen blickte dem schneidigen Landjäger nicht sehr freundlich nach.

„Was meinte der Mann für eine Sache?" knurrte er und leerte sein Glas auf einen Zug. „Wollt Ihr etwa die alte Geschichte mit Peter wieder aufrühren?"

Christine Bruhn zuckte die Achseln.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Auf alle Fälle kann es nichts schaden, wenn sich noch mal ein Mensch um die Sache bekümmert. Der alte Kriminalassistent aus Marne war sowieso viel zu lasch in den Dingen . . ."

„Und da meinen Sie, Christine, könnte man den neuen Landjäger noch einmal auf die gleiche Spur hetzen? Was soll das bezwecken? Die Toten sind tot, und kein Landjäger macht sie wieder lebendig! Das Leben aber gehört uns, und es ist nicht richtig, daß man den Verstorbenen in alle Ewigkeit nachtrauert!"

Christine schüttelte den Kopf.

„Ich trauere ihm nicht mehr nach, Herr Friedrichsen. Ich bin immer noch eine junge Frau und ich weiß auch, daß es niemals der Wunsch von Peter gewesen wäre, daß ich ein Leben lang seinetwegen jedem Vergnügen und jeder Freude aus dem Wege gehe. Aber Recht muß Recht bleiben, und wer Blut vergossen hat, dessen Blut soll auch vergossen werden. Ich will nicht, daß der Mörder meines Mannes frei und ungestraft in der Welt herumläuft! Und um mir dabei zu helfen, ist der neue Landjäger Klaas Sootje gerade der rechte Mann . . . !"

Friedrichsen kniff die Augen zusammen.

„Und auch sonst ein nicht zu verachtender Bursche, was? Sitzt mir ein bißchen zu häufig bei Ihnen herum, Christine, in letzter Zeit!"

Sie stemmte die Hände herausfordernd in die Hüften.

„Na, und wenn . . . ?! So oft wie Sie hockt er noch lange nicht hier, und im übrigen ist er deswegen wohl niemandem Rechenschaft schuldig!"

Der Fabrikant beugte sich über den Schanktisch, seine Stimme wurde leise und eindringlich.

„Er nicht, Christine, aber jemand anders! Es gibt jemand, der ältere und dringlichere Rechte auf Sie hat!"

Sie wurde bleich und gleich darauf feuerrot.

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Friedrichsen?"

„Nicht allzuviel, mein Kind! Sie wissen, daß ich Sie schon umworben habe, lange bevor mir der Peter ins Gehege kam und mir den leckeren Bissen vor der Nase wegschnappte. Gut, ich habe damals nichts gesagt, denn er war mein Freund. Und weil er mein Freund war, habe ich diese Freundschaft auch auf seine Frau übertragen und ihr nach seinem Tode gegen einfachen Schuldschein ohne Zinsen eine größere Summe geliehen, um den ‚Störtebecker' vor der Pleite zu retten, die sonst unabwendbar gekommen wäre. Aber ich meine, wenn ich schon keinen klingenden Vorteil für meine Hilfe fordere, ein bißchen Dankbarkeit und Entgegenkommen dürfte ich doch immerhin erwarten . . . !"

Frau Christine starrte ihn außer sich an, in ihren Augen flammten Zorn und Verachtung.

„Und wie sollen sich diese Dankbarkeit und dieses Entgegenkommen äußern, Herr Friedrichsen?"

Er näherte seinen Mund ihrem Gesicht, sein Atem ging heiß und schwer.

„Es kann doch nicht so schwer sein, einen Mann, der Ihnen nur Gutes getan hat. ein wenig liebzuhaben, Frau Christine. Kein anderer hätte Ihnen das Geld zu so günstigen Bedingungen . . . "

Seine Lippen berührten jetzt fast ihre Wange, da stieß sie ihn zurück.

„Pfui Teufel, Sie Lump!" zischte sie. „Daher also Ihre übergroße Teilnahme, als mein armer Mann verschwand, und Ihre so ungewöhnliche Bereitwilligkeit, mir die paar tausend Mark zu leihen! Und ich glaubte wirklich, es gäbe noch anständige, hilfsfreudige Menschen, die bereit sind, ihrem Nächsten aus reiner Selbstlosigkeit zu helfen! Und nun . . .", sie schlug die Hände vors Gesicht, „nun sollte das alles nichts sein als ein schmutziger Handel . . . !!"

Der Fabrikant machte ein beleidigtes Gesicht.

„Sie sprechen wie ein dummes Kind und nicht wie eine Frau, die das Leben kennt, Frau Christine. Seit Jahren umwerbe ich Sie in allen Ehren, ohne daß Sie das geringste bemerken wollen. Und schließlich, umsonst ist nicht einmal der Tod, geschweige denn ein geschäftliches Darlehen. Glauben Sie denn, ich lasse mich von Ihnen mein Leben lang zum Narren halten . . .?!"

Sie ließ die Hände sinken, ihre Lippen zuckten.

„Warum sagten Sie mir das alles nicht damals, als Sie mir das Geld anboten, Herr Friedrichsen? Ich hätte nicht daran gedacht, auch nur einen roten Heller von Ihnen zu nehmen. Und damit Sie's nur ein für allemal wissen: Das, was Sie hoffen und was Sie verlangen, wird niemals geschehen! Nie, nie!! Eher gehe ich in die Nordsee, als daß ich mich mit so einem Kerl . . . !"

Seine Faust fuhr krachend auf den Schanktisch und schlug ihren letzten Satz mitten durch. Seine Augen zogen sich zu schmalen, raubtierhaften Ritzen zusammen, und aus diesen Ritzen sprühten Haß, Gier und ohnmächtige Wut!

„Ist das die Art, mit seinen Gläubigern zu verhandeln, Frau Christine?! Aber jetzt ist auch meine Geduld am Ende! Ich kündige Ihnen das Darlehen. Wollen mal sehen, wer stärker ist. Sie mit Ihrer verkrachten Kneipe oder ich, Fabrikant Friedrichsen, mit Ihrem Schuldschein in der Tasche. Sie werden mich noch einmal auf den Knien um Verzeihung bitten, Frau Christine . . . !"

Er warf das Geld für den Schnaps auf den Schanktisch, eine Münze fiel klingend herab, rollte durch das ganze Gastzimmer und blieb irgendwo liegen. Ein Stuhl, der im Wege stand, störte seinen Fuß und flog polternd beiseite. Herr Friedrichsen stürzte hinaus.

Jedoch in der Tür stieß er mit jemand zusammen, ohne darauf zu achten, wer es war.

„Nanu, Herr Friedrichsen!" lachte eine helle, klangvolle Stimme. „So in Eile und in Gedanken? Sie machen ja ein Gesicht, als hätte Ihnen jemand Ihren Sauerkohl versalzen?!"

Er antwortete nicht, rannte hinaus, die Tür donnerte ins Schloß.

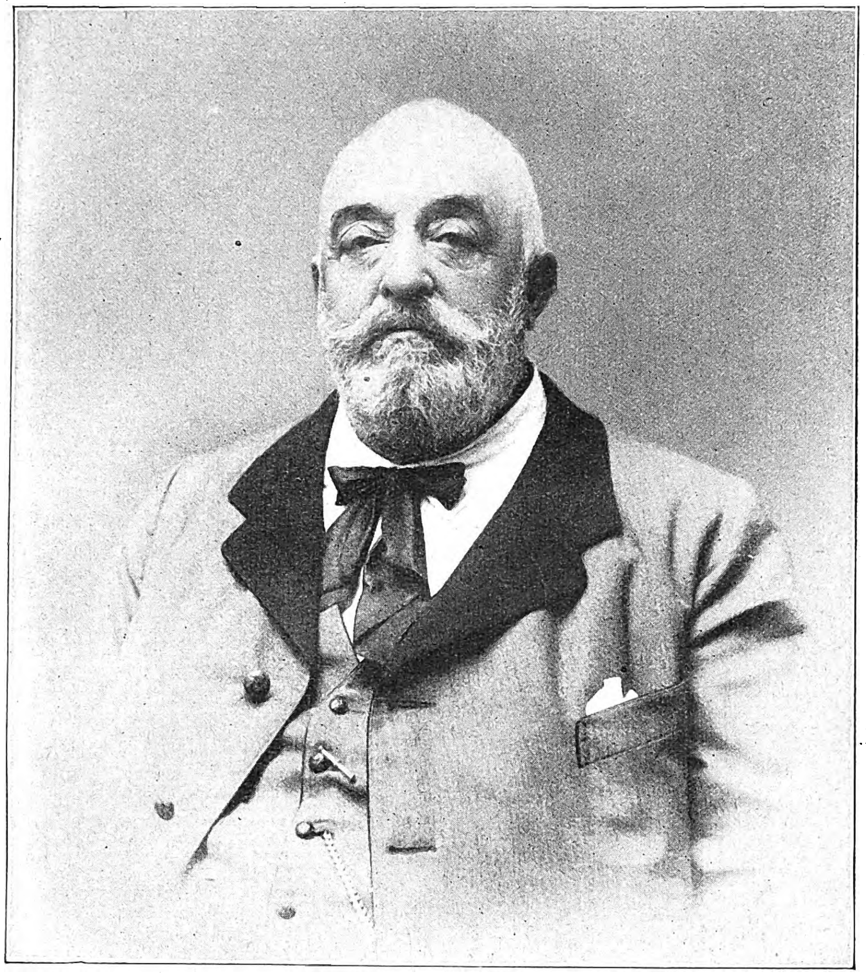
Karsta Bojen sah ihm immer noch lachend nach.

„Was hat er denn, der Brummbär?" fragte sie erstaunt Christine, die immer noch zitternd und regungslos hinter dem Schanktisch stand. „Aber Frau Bruhn, um Gottes willen, was ist denn passiert, Sie sind ja ganz blaß?!"

Christine war eine starke Frau, und sie wußte, daß eine Wirtin ihren Gästen gegenüber keine Gemütsbewegungen zur Schau tragen durfte. So versuchte sie sich auch dieses Mal zu einem Lächeln zu zwingen. Aber auch der stärkste Mensch erlebt Augenblicke, wo die Nerven sich weigern, mitzumachen, und einfach streiken. Und so wurde aus dem Lächeln nur ein verzerrter Mund, und plötzlich schossen der blonden Frau die hellen Tränen über die Wangen. Wie ein wildes Fieber schüttelte dieses jählings hervorbrechende, leidenschaftliche Weinen ihren großen und kräftigen Körper.

Karsta war einen Augenblick so verstört über diesen unerwarteten Ausbruch, daß sie hilflos stehenblieb und die schluchzende Frau entsetzt anstarrte. Aber dann siegten Mitgefühl und Hilfsbereitschaft, entschlossen lief sie um den Schanktisch herum und schloß Christine schwesterlich in die Arme.

(Fortsetzung folgt)



Die letzte Aufnahme von Ritter v. Schönerer.

E. V. VON RUDOLF:

Georg Ritter von Schönerer

Der Vater des politischen Antisemitismus

VON EINEM, DER IHN SELBST ERLEBT HAT

5. Fortsetzung.

Der Haßfeldzug gegen Schönerer und seine Angehörigen

Es ist bezeichnend, daß der Haß, mit dem die Regierungskreise und die gesamte jüdische Clique Schönerer verfolgten, sich auch auf seine Familie, ja auf jedes einzelne Mitglied derselben übertrug. Daß der große Kämpfer maßlose Beschimpfungen und Verhöhnungen ohne Zahl über sich ergehen lassen mußte, machte ihm wenig. Es war ihm sogar „eine Ehre, von den Judenzeitungen in den Kot gezerrt zu werden" — wußte er ja doch, daß seine reinen Hände und seine makellose Ehre über allen Verleumdungen standen

Mit tiefem Schmerz und Ingrimm aber erfüllte es ihn daß auch seine tapfere Frau, die alle Aufregungen seines aufreibenden Kampfes, alles Leid, das ihm widerfuhr, alle Enttäuschungen, die er erleben mußte, treu und verständnisvoll mit ihm trug, mit ihm auch alle Verunglimpfungen teilen mußte. Mit Bitterkeit mußte er immer wieder feststellen, daß es nicht nur für ihn keinerlei Ehrenschutz gab, sondern daß die haßerfüllten Schmähungen selbst vor Frau und Kindern nicht haltmachten

Trotzdem hat er sich durch diesen unaufhörlichen, nervenaufreibenden Haßfeldzug seiner Gegner aus allen Lagern nicht mürbe machen lassen. Er hat, wo immer er anständige Gegner traf, wiederholt selbst zur Waffe gegriffen und ist auch vor Gegnern, die man auf anständige Weise nicht packen konnte, nicht zurückgewichen.

Seine Kinder und Enkel sind ihm hierin in die Fußstapfen gefolgt.

Einer seiner Schwiegersöhne, ein österreichischer Offizier, der sich sonst nicht mit Politik befaßte, war gezwungen, mehr als ein halbes Hundert Säbel- und Pistolenduelle auszukämpfen, um sich gegen persönliche Angriffe und solche gegen Schönerer zu wehren. Wenn schon dieser nicht gerne sah, daß sein Schwiegersohn unter den Habsburgern als aktiver Offizier diente, so wirkte dieser für die schwarzgelben „patriotischen" Kreise als naher Verwandter des verhaßten Schönerer geradezu wie ein rotes Tuch.

Als eine große Reihe von Säbel-Zweikämpfen stets zugunsten des riesenstarken Offiziers in Verteidigung seiner Ehre ausgefallen war, erklärte man ihn durch ein Kommando zum Fechtlehrer, obwohl er eine dementsprechende Ausbildung nie erhalten hatte. Es bestand aber eine Bestimmung, welche den Militär-Fechtlehrern die Durchführung von Säbel-Zweikämpfen wegen ihrer angeblichen Überlegenheit untersagte. Man wollte also den Mann vor die Pistole zwingen, da er mit dem Säbel nicht unterzukriegen war.

Der erste, der ihn in vorbedachter Weise anrempelte, war ein jüdischer Oberleutnant, namens Weiß, der als vorzüglicher Pistolenschütze galt, und der an dem bis dahin unbesiegten Schwiegersohn Schönerers endlich „ein Exempel statuieren" wollte. Der Beleidiger wurde selbstverständlich gefordert, und zwar nach den vorher so gut ausgeklügelten Bestimmungen nicht auf Säbel, sondern zwangsweise auf Pistolen. Aber der jüdische Provokant und die hinter ihm stehenden Kreise hatten sich verrechnet: der erste Schuß aus der Pistole des Forderers streckte ihn tot zu Boden.

War bisher der stets günstige Ausgang der vielen Zweikämpfe, die Schönerers Schwiegersohn aufgezwungen wurden, aus begreiflichen Gründen möglichst totgeschwiegen worden, so ging diesmal ein empörtes Wehegeschrei durch den jüdischen Blätterwald:

„Ritualmord an einem Offizier!"

„Schönerers Schwiegersohn als Mörder eines jüdischen Offiziers!"

Man konnte freilich dem mutwillig Angegriffenen, der nur seine Ehre verteidigte, nichts anhaben, aber das allgemeine Wutgeheul der Judenpresse, das sich zwar unmittelbar gegen diesen, mittelbar aber selbstverständlich auch gegen den tiefverhaßten Schönerer selbst richtete, zeitigte im Laufe der Zeit eine ganz merkwürdige Wirkung.

Nach einer großen Anzahl weiterer erfolgreicher Zweikämpfe, in die der tapfere Offizier immer wieder von neuem gegen seinen Willen verwickelt wurde, taten



An Schöners Tisch:

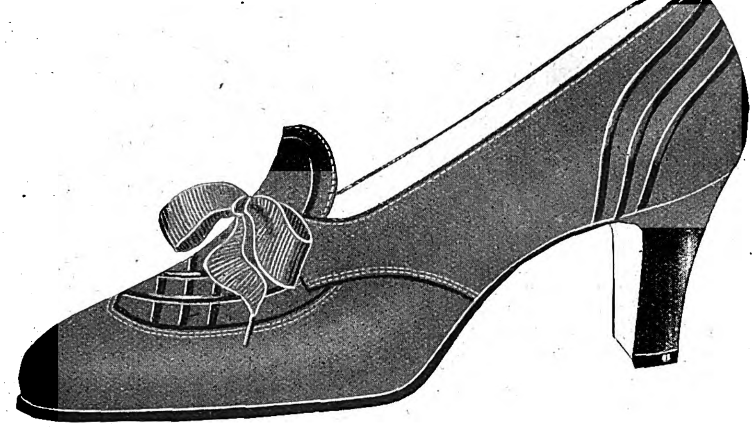
Von links nach rechts: Frau v. Schönerer, Frau Mizzi Wall, v. Schönerer, Georg v. Schönerer (Sohn), Frau v. Gschmeidler (eine Tante), Fritzi, Schönerers jüngste Tochter mit ihrem Gatten Ing. Wilhelm Rodler.

Blau Die Mode 1936

MARKE SALAMANDER



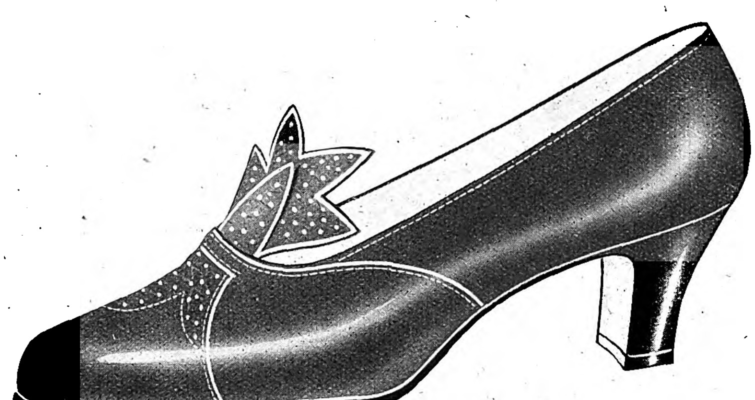
MODELL SALAMANDER



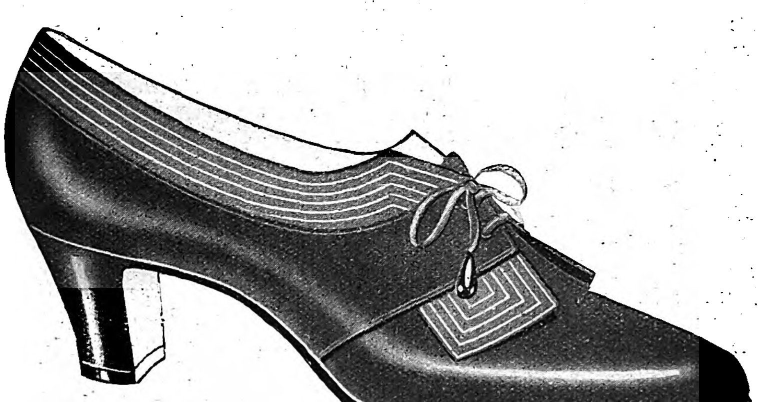
MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



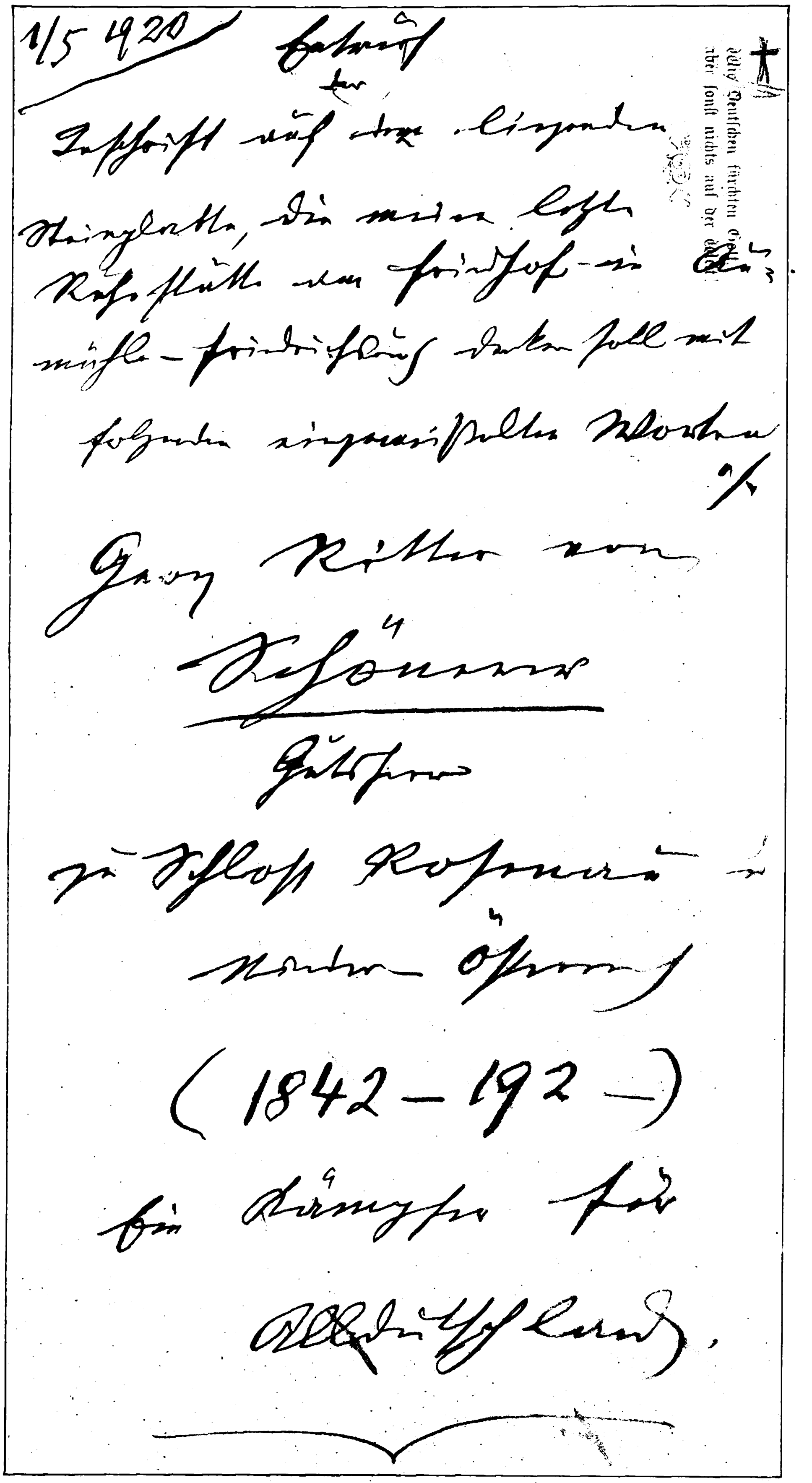
MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER



MODELL SALAMANDER


1/5 1920 Entwurf der Inschrift auf der liegenden Steinplatte, die meine letzte Ruhestätte am Friedhof in Rosenau-Friedrichsburg decken soll mit folgenden eingemeißelten Worten ./.

Georg Ritter von Schönerer

Gutsherr

zu Schloß Rosenau in Nieder-Österreich

(1842–192–)

ein Kämpfer für Alldeutschland.

Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt

Eigenhändiger Entwurf Schönerers für die Inschrift seiner späteren Grabplatte. Die offengelassene Zahl beim Sterbejahr hat das Schicksal mit einer 1 bestimmt.

sich eines Tages auf höhere Weisung an die hundert schießgewandte Offiziere zusammen, um den lästigen Mann mit einer Korporativ-Forderung auf Pistolen endlich einzuschüchtern und dadurch ein für allemal mundtot zu machen. Der aber machte ihnen einen unerwarteten Strich durch die Rechnung: er nahm mit größter Seelenruhe sämtliche hundert Forderungen an!

Große Verlegenheit und Betretenheit im gegnerischen Lager!

Es war vorauszusehen, daß der Angegriffene, selbst bei der augenscheinlichen Übermacht, sich seiner Haut mit der von ihm schon so oft bewiesenen Schneid und Kaltblütigkeit wehren werde. Da die beabsichtigte Wirkung also nicht zu erreichen und der Ausgang immerhin recht unsicher war, brachte man die ganze Angelegenheit vor den Kaiser, der mit einem Machtworte die Austragung aller hundert Forderungen verbot.

Von diesem Augenblicke an hatte der Offizier seine Ruhe. Man zog in Hinkunft vor, seine Familienverwandtschaft mit dem gefürchteten und gehaßten Antisemitenführer geflissentlich zu übersehen.

Damit endete dieser langjährige erbitterte Rachefeldzug gegen Schönerer und seinen Schwiegersohn.

Es ist dies nur ein einzelner Fall, herausgegriffen aus einer Reihe zahlloser offener oder heimtückischer Angriffe, gegen die sich der unerschrockene Mann und seine Angehörigen immer wieder haben wehren müssen. Sie sind dabei zu jeder Zeit, und was auch kam, aufrecht und tapfer geblieben!

Schönerer zieht sich vom politischen Leben zurück

„Wenig Dank ward Georg Ritter von Schönerer, diesem einzigartigen Manne, zuteil, und dies mag auch sein von steter Sorge um die Wohlfahrt seines Volkes erfülltes Leben verbittert haben", so klagte ein alldeutsches Blatt, als Schönerers Absicht, sich von seiner öffentlichen Tätigkeit zurückzuziehen, bekannt wurde.

Schönerers Briefe aus dieser Zeit spiegeln diese tiefe Verbitterung in jeder Zeile wider. So schreibt er einmal:

„Oft schon dachte ich mir in der letzten Zeit, was denn eigentlich den Zweck des Lebens bildet. Mein eigener Fall sagt, daß ich ein Menschenalter im Dienste unseres Volkstums eifrig tätig war und ein Vermögen für diese Sache geopfert habe, und der Erfolg – ?! Man sieht nur Undank, Bosheit, Lüge, Gemeinheit, Selbstsucht und Neid und muß unverdient Beschimpfungen erdulden, ohne Mittel zur Abwehr zu besitzen. Die letzten Monate im Reichsrat zeigten die Korruption in größter Blüte und einen Eigennutz, vor dem ich Abscheu und Ekel empfinde. Es wird lange dauern, bis eine gesundmachende Ernüchterung weitere Kreise ziehen wird."

Und in einem anderen Briefe:

„Wahrlich, wenn jeder dieselbe deutsche Gesinnung hätte wie Sie, dann würde man nicht so gleichgültig dem Niedergange unseres Volkes in Österreich zusehen. Wo sind die Zeiten, da weithin Begeisterung für die völkische Sache herrschte, und da man auch zu Opfern bereit war? Heute denkt beinahe jeder mehr oder minder an sein eigenes Ich in erster Linie, und die Futterkrippenpolitik hat erschreckende Fortschritte gemacht."

Schon vorher hatte Schönerer einmal in einer Versammlung, anspielend an die Dichterworte, gesagt:

„Ich werde gehen, aber die Wahrheit wird und muß siegen!"

Ja, Schönerer ist gegangen, aber sein Vermächtnis ist dem deutschen Ostmarkvolke geblieben: der strahlende Schild der Wahrheit, den er sein Leben lang mutig und unverzagt vielen Tausenden vorangetragen hat!

Wenige Tage vor Auflösung des österreichischen Abgeordnetenhauses im Jahre 1907 ließ Schönerer den Ministerpräsidenten und das Präsidium des Parlaments benachrichtigen, daß er seine letzte Rede als Abgeordneter halten und damit vom „Hohen Hause" für immer Abschied nehmen wolle.

Diese Kunde durchlief wie ein Lauffeuer das Reichsratsgebäude. Das Haus wies an jenem Tage einen Besuch auf, wie kaum jemals vorher. In dichten Scharen umstanden die Volksvertreter aller Nationen und Parteien den Platz Schönerers, und selbst eine Reihe von Ministern war unter den gespannt Lauschenden.

Was sie von Schönerer zu hören bekamen, war für sie nicht erfreulich. Er hielt mit der Regierung und den pflichtvergessenen Abgeordneten eine furchtbare Abrechnung. Mit größter Sachlichkeit, aber auch mit nicht mehr zu überbietender Offenheit und Schärfe hielt er ihnen ihre endlosen Verfassungsbrüche und Rechtsverletzungen vor und den unerhörten Mißbrauch, den sie mit dem Vertrauen des Volkes getrieben hatten.

Hochaufgerichtet und mit blitzenden Augen schloß er diese seine letzte Rede im „Hohen Hause". Wie Keulenschläge prasselten seine Schlußworte auf die Häupter der stumm und verlegen um ihn gescharten bisherigen „Kollegen":

„Gestatten Sie mir, meine Herren Kollegen von rechts und links, Ihnen zum Schluß noch folgendes zu sagen:

Nicht um alle Würden, die Habsburgs Krone zu vergeben hat, möchte ich vor euch so dastehen, wie ihr jetzt in dieser Stunde vor mir!"

So verließ Schönerer das „demokratische" österreichische Parlament, weil er „Demokrat" weder sein wollte noch konnte.

Schönerer dachte eben nicht, wie es die Politiker aller anderen Parteien und Parteigrüppchen stets taten, lediglich in „Wahlperioden", sondern, wie er sich selbst oft ausdrückte, „in Generationen", er dachte auf weite Sicht!

Sein Parteigenosse Franz Stein, den das Vertrauen Schönerers zum Wortführer der Alldeutschen gemacht hatte, schilderte nachher wiederholt in erschütternder Weise den Kampf dieses einen Mannes gegen alle, dieses kühnen, ungestümen Kämpfers, der, unbeirrt um die Meinung seiner Zeitgenossen, den Angriff gegen die Gesamtheit der Feinde des deutschen Volkes gewagt und durchgeführt hatte. Er war der Führer jener ungezählten Deutschen Österreichs, die seinem Ziel, dem Anschluß an das Deutsche Reich mit allen Fasern ihres Herzens zustrebten: denn die Vereinigung aller Deutschen hat er schon vom Beginn seiner politischen Laufbahn an gefordert und für die Zukunft vorausgesagt.

Bis zu seinem Lebensende blieb er ein glühender Verfechter eines starken, mächtigen Deutschen Reiches. Einer seiner letzten Aussprüche kurz vor seinem Tode war:


"4711"
Das ist
die rechte Gabe
zum
lebensfrohen Frühlingsfest!
Original-Flaschen
M. 1.35, 2.20, 3.30
Geschenk-Packungen
M. 1.50 bis 3.55
Holzkistel, 3 Flaschen
M. 4.-, 6.50, 9.75
KÖLNISCH WASSER
No 4711.
No 4711.
Echt Kölnisch Wasser
3638

„Wir wollen sein ein Bund von Kämpfern für des Deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit!"

Der unermüdliche Kämpfer hat aber auch sonst Wege eröffnet, die erst viel später wieder gewandelt werden sollten: er hat als erster erkannt, daß ein gesunder Bauernstand die Grundlage jedes Staatswesens und somit Träger der Nation ist. Er hat dabei aber auch immer wieder darauf hingewiesen, daß jedes einzelne Glied des Volkes zusammengehöre, daß Arbeiter, Bürger und Bauer eins sein müßten, soll die Zukunft des Volkes gesichert sein. Er hat die ungeheuren Gefahren aufgedeckt, die dem Volksganzen durch Judentum, Klerikalismus und Internationalismus drohen, und hat diese mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit und Ausdauer immer und überall bekämpft.

Wie anders könnte es heute um die deutsche Sache in Österreich stehen, wenn es den verräterischen, selbstsüchtigen und volksverderbenden Einflüssen seiner Gegner nicht gelungen wäre, die Durchführung seiner großartigen Ideen zu verhindern!

Nie hat Schönerer Erfolge in der sogenannten Tagespolitik gesucht, noch weniger irgendwelche persönliche Erfolge oder sonstige Ehrungen. Immer strebte er dem großen Ziele zu und wich nie, auch nicht im kleinsten Punkte, von seinen Grundsätzen ab. Nach dem Ausspruche seines alten Freundes Franz Stein gab es für ihn nie Kompromisse, er ging zeitlebens seinen steilen Dornenweg und warnte jeden, der sich ihm anschloß, daß wohl Opfer, aber keine persönlichen Vorteile in Aussicht stünden. Drum konnten auch so manche mit ihm nicht gleichen Schritt halten, sie sahen die Aussichtslosigkeit eines persönlichen Vorteiles und verschwanden in der „Regierungslaube". Schönerer aber war unerbittlich gegen Untreue. Das einzige, was er von seinen Freunden verlangte, war Reinhaltung der Grundsätze und persönlich reine Hände. Hatte er einmal einen als treuen Freund erprobt und erkannt, dann war er ihm ein ganzer Freund und blieb es bis zu seinem Lebensende!

Oft hört man die kritische Bemerkung, Schönerer habe trotz des gigantischen Kampfes, den er sein Leben lang gegen die Feinde des Deutschtums in Österreich geführt hatte, schließlich und endlich doch keinen durchschlagenden politischen Erfolg davongetragen. Demgegenüber stehen die Urteile zweier großer deutscher Männer: Johannes Scherr, der bedeutende Kulturhistoriker, sagt:

„Nicht der Erfolg ist Prüfstein geschichtlicher Charaktere, sondern das Recht, die Wahrheit und die Menschlichkeit."

Und der große deutsche Denker Friedrich Nietzsche schrieb einmal:

„Der Erfolg entscheidet nicht über die Größe einer Person, die Größe soll nicht vom Erfolg abhängen. Demosthenes hatte Größe, obgleich er keine Erfolge hatte."

Die Wiener Burschenschaft „Gothia", der er angehörte, übersandte ihm nach seinem Rücktritt folgende Verse, in welchen sie der Treue und Dankbarkeit weiter Volkskreise Ausdruck gab:

„Wir wollen treu behalten
In unsrer Liebe dich,
Wie immer mag gestalten
Der Ostmark Zukunft sich.

Dein Bild soll im Getümmel
Vor unsern Fahnen wehn,
Solang noch helle Sterne
Am deutschen Himmel stehn!"

Adolf Hitler über Schönerer und dessen Alldeutsche Bewegung in Österreich.

Adolf Hitler würdigt in seinem Werke „Mein Kampf" die Tätigkeit Schönerers und der von ihm begründeten Alldeutschen Bewegung Deutsch-Österreichs sowie die politischen Verhältnisse seiner Zeit an folgenden, den Seiten 102 und 107 entnommenen, besonders denkwürdigen Stellen:

„Aus dem Versuch, mit allen Mitteln das Deutschtum in der alten Monarchie auszurotten, erwuchs als Antwort die Alldeutsche Bewegung in Österreich. Mit den achtziger Jahren hatte der manchesterliche Liberalismus jüdischer Grundeinstellung auch in der Monarchie den Höhepunkt erreicht, wenn nicht schon überschritten. Die Reaktion dagegen kam jedoch, wie bei allem im alten Österreich, nicht in erster Linie aus sozialen Gesichtspunkten heraus, sondern aus nationalen. Der Selbsterhaltungstrieb zwang das Deutschtum, sich in schärfster Form zur Wehr zu setzen.

Nach dem Heldenkampf von 1870/71 wurde das deutsche Volk in der alten Ostmark vom Siegesrausche des Reiches mitgerissen und sah mit tiefer Ergriffenheit das Wiederauferstehen des Traumes der Väter zur herrlichsten Wirklichkeit.

Das Haus Habsburg ging aber mit letzter Entschlossenheit daran, das gefährliche Deutschtum der Doppelmonarchie, dessen innere Gesinnung nicht zweifelhaft sein konnte, langsam aber unerbittlich auszurotten.

Da brannte der Widerstand des zum Ende bestimmten Volkes empor in einer Art, wie die deutsche Geschichte der neuen Zeit dies noch nicht kannte. Zum ersten Male wurden national und patriotisch gesinnte Männer Rebellen. Rebellen gegen eine Art von Regierung, die ihrer Überzeugung nach zum Untergang des eigenen Volkstums führen mußte. Zum ersten Male in der neueren deutschen Geschichte schied sich der landläufige dynastische Patriotismus von nationaler Vaterlands- und Volksliebe. Es ist das Verdienst der Alldeutschen Bewegung Deutsch-Österreichs der neunziger Jahre gewesen, in klarer und eindeutiger Weise festgestellt zu haben, daß eine Staatsautorität nur dann das Recht hat, Achtung und Schutz zu verlangen, wenn sie den Belangen eines Volkstums entspricht, mindestens ihm Schaden nicht zufügt.

Die legale Staatsgewalt fußte damals auf dem deutschfeindlichen Boden des Parlamentes mit seinen nichtdeutschen Majoritäten und dem ebenso deutschfeindlichen Herrscherhaus. In diesen beiden Faktoren war die gesamte Staatsautorität verkörpert.

Die Anhänger des „legalen" Weges waren gegen jeden Widerstand, weil ein solcher mit legalen Mitteln nicht durchführbar war. Dieses aber würde das Ende des deutschen Volkes in der Monarchie mit zwingender Notwendigkeit — und zwar in kurzer Zeit — bedeutet haben. Tatsächlich ist das Deutschtum vor diesem Schicksal auch nur durch den Zusammenbruch dieses Staates allein gerettet worden.

Indem die Habsburger versuchten, mit allen Mitteln dem Deutschtum an den Leib zu rücken, griff die Alldeutsche Partei das „erhabene" Herrscherhaus selber, und zwar rücksichtslos, an. Sie hat zum erstenmal die Sonde an diesen faulen Staat gelegt und Hunderttausenden die Augen geöffnet. Es ist ihr Verdienst, den herrlichen Begriff der Vaterlandsliebe aus der Umarmung dieser traurigen Dynastie erlöst zu haben.

(Schluß folgt.)

Großfilm Attila

ROMAN VON FRANK HELLER

(12. Fortsetzung und Schluß.)

Ich hatte mich mit diesem theoretischen Sieg zufrieden geben können. Aber das ging über meine Kraft. Meine Theorie war so phantastisch, daß ich mir es nicht versagen konnte, sie in der grauen Welt der Wirklichkeit Tatsache werden zu sehen. Ich beschloß, mitzukommen und an den Aufnahmen teilzunehmen. Die ganze Gesellschaft reiste mit einem gemeinsamen Paß — und in diese Gesellschaft einbezogen war auch jener Freund von Mr. Bird, den er so plötzlich in Athen gefunden hatte. Er kam als technischer Arbeiter mit und war ein wenig verkleidet, aber ich habe in meinem Leben schon viele Verkleidungen gesehen. So unnatürlich dichtes und gleichmäßiges Haar wie das von Herrn Birds Freund hat niemand, der keine Perücke trägt! Ein so weißes, schönes Kinn hat kein erwachsener Mann, der nicht ganz kürzlich einen alten Vollbart geopfert hat. Genug — ich durchschaute seine Maske!

Wir kamen hier an, und alles ging glatt, bis Mr. Bird vor einigen Tagen plötzlich Verdacht zu schöpfen begann. Er hatte eine Sache bemerkt, die ihm als Fachmann schon längst hätte auffallen müssen. Die Filmspule, in deren Besitz ich ihn gebracht hatte, war neu, während die Spule, für die er sie hielt, fast fünfzehn Jahre alt war! Natürlich wußte er nicht, daß ich ihm die Spule in die Hände gespielt hatte, er wußte nur, daß ich vorgeschlagen hatte, diesen Film zu drehen — für den er sich erst entschloß, als er die Spule hatte. Er begann Fragen zu stellen, er begann zu spionieren. Vermutlich hatte er bemerkt, daß ich gewisse Untersuchungen des Geländes vornahm, um meine Vermutungen nachzuprüfen. Er fürchtete, daß ich ihm zuvorkommen könnte. Und eines Abends, als ich ihn und seinen Freund aus Athen auch bei diesem Tun überraschte, kam es zum Kampf. Sie waren zwei und außer sich vor Wut. Sie drängten mich an das Flußufer und gaben mir eine Salve, die mir den Garaus machen sollte. Meine Schmerzensschreie überzeugten sie, daß es tatsächlich so sei. Aber wie ich schon heute das Vergnügen hatte, zu bemerken: Mr. Bird weiß nicht so gut mit dem Revolver umzugehen wie sein Bruder Michael — ich kam mit einer Streifwunde und einer ziemlich anstrengenden Schwimmtour durch die Theiß davon!

Nun galt es, ihn in Sicherheit einzuwiegen. Ich hielt mich außerhalb der Stadt verborgen. Von meinem Versteck aus setzte ich mich mit der Polizei in Verbindung, die den Auftrag erhalten hatte, meinem Verschwinden nachzuforschen. Ich hatte die Freude, einen intelligenten, verständnisvollen Kommissar zu finden, dem ich unter dem Siegel der Verschwiegenheit einen Teil meines Geheimnisses anvertraute, und der mir zwei vortreffliche Gendarmen zur Verfügung stellte. Daß Mr. Bird und sein Freund jetzt alles aufbieten würden, um die Partie für sich zu retten, darüber war ich mir klar. Ich bewachte sie zwei ganze Nächte, um dies zu hindern. In der letzten Nacht leistete mir unser junger Freund hier Gesellschaft, der in ähnlicher Absicht hier weilte — und heute schlug ich zu! Aber was heute geschah, das haben Sie ja alle miterlebt! Ich brauche wohl nicht mehr zu sagen."

Ein einstimmiger Chor von Protesten erhob sich bei diesen Worten:

„Ich verstehe nichts!"

„Sie haben doch gar nicht gesagt, worin Ihre Theorie besteht, und was die Spule bedeutet?"

„Sie erzählen die spannendste Geschichte der Welt, und dann wollen Sie mitten drin aufhören! Schämen Sie sich!"

Herr Collin lächelte und fuhr fort:

„Wenn Mr. Bird meinen Vorschlag, einen Attilafilm zu drehen, annahm, so geschah es nicht ausschließ-

lich des Stoffes wegen, das werden Sie ja jetzt alle schon verstanden haben. Sondern um die Botschaft der Spule auszuführen. Worin bestand nun diese Botschaft? Die Handlung auf der Spule erinnerte nicht wenig an den Stoff, den ich eben vorgeschlagen hatte — Attilas Kampf gegen Rom. Aber die Schauspieler waren keine geschminkten Berufsschauspieler — sie waren gewöhnliche Menschen, die man kostümiert und gezwungen hatte, eine demütigende Rolle zu spielen. Die Landschaft schließlich wies gewisse Eigenheiten auf, wie zum Beispiel jene ungarischen Brunnen. Aber wenn man annahm, daß der Film einen Doppelsinn hatte, dann konnte man sich denken, daß diese landschaftlichen Besonderheiten eigens darin vorkamen, um jemandem, der den Ort wiederfinden sollte, als Kennzeichen zu dienen. Aber das Land, in dem er aufgenommen war, hatte nicht nur Attilas Kampf gegen Rom gesehen, sondern auch in viel späterer Zeit einen anderen Kampf zwischen Morgen- und Abendland, die Verheerungen Béla Kuns und Michael Madárs. Eben an den Ufern jener Theiß, wo Attila einstmals sein Lager hatte, war auch im Jahre 1919 das Betätigungsfeld Madár Mihálys. Von diesem Michael wußte ich, daß er von maßloser Eitelkeit besessen war und als ausgesprochen dekadenter Boulevardpoet galt, bevor seine große Zeit anbrach. Ich habe verschiedene Herren dieses Typs getroffen, und ich weiß, daß sie unter günstigen — oder wenn Sie wollen ungünstigen! — Verhältnissen ungefähr zu jeder erdenklichen Gemeinheit und Schlechtigkeit fähig sind, aber vor allem dazu neigen, verrückte Cäsaren im kleinen zu werden, „Künstler" desselben Schlages wie Kaligula und Nero. Darauf hatte ich meine Theorie von der Entstehung des Films aufgebaut, nämlich: daß der Filmstreifen von keinem anderen als Michael Madár aufgenommen war, als Denkmal seiner Taten! Die Tyrannen früherer Zeiten errichteten Triumphbogen mit Friesen, die ihre Kriegszüge schilderten. Was ist ein solcher Fries anderes als eine primitive Form des Films? Und warum sollte sich ein moderner Tyrann, der seine Taten zu verewigen wünscht, nicht der vervollkommneten Ausdrucksmittel seiner Zeit bedienen? Gewiß, ein Fries besteht lange, und eine Filmspule ist gebrechlicher als das meiste auf dieser Erde. Aber Triumphbogen zu errichten, braucht lange Zeit. Man riskiert, daß sie vom nächsten Triumphator niedergerissen werden — und man kann sie auch nicht mit der Post verschicken! Wer ihre Legende lesen will, muß sie an Ort und Stelle aufsuchen. Ein überspannter moderner Tyrann, der seine Herrschaft wanken sieht, der weiß, daß er keine Gnade zu erwarten hat — ein solcher Tyrann kann wenigstens die letzten Momente seiner Macht dazu benützen, sich dieses Denkmal aus Celluloid zu errichten! Das bin ich, Attilas Erbe im Kampf gegen das Abendland; meine Feinde brechen unter meinen Schlägen zusammen, während sie das Grab schaufeln, dessen Ort niemand wissen soll — bis auf den einen, der es versteht, die Botschaft des Films zu deuten, den ich gedichtet habe!

So, sagte ich mir, dachte Michael Madár in den letzten Tagen seiner Herrschaft. Darum nahm er den Film auf, den er dann an einen seiner Brüder gelangen ließ. Aber verfolgte er dabei nur diese eine Absicht? Gehört nicht zu der Legende von Attila, daß er mit einem Schatz von unermeßlichem Wert begraben wurde? Lag nicht eine versteckte Anspielung darauf in der Handlung des Films? Ich war dessen beinahe sicher, und unmittelbar nach meiner Ankunft begann ich Untersuchungen vorzunehmen, die ich mir hätte ersparen können. Mr. Bird, der sich auf heimatlichem Boden bewegte, hatte die Botschaft der Spule sofort auch in diesem Punkte verstanden! Was mich bis zuletzt beirrte, war, daß er die Kühnheit hatte, die Aufnahme des neuen Attila-Films gerade an die Stelle zu verlegen, wo der alte aufgenommen worden war, wo die ungeschminkten Schauspieler unter den Peitschenhieben der Aufseher gestöhnt hatten, während sie das Grab schaufelten, dessen Lage niemand ahnen sollte — außer dem, der die Botschaft der Spule zu lesen verstand. Nun wohl, so allmählich fand auch ich die Stelle und tatsächlich ist nichts leichter, wenn man sich einmal gewöhnt hat, richtig zu sehen. Sie liegt im Schnittpunkt zwischen zwei geraden Linien: eine von dem galgenähnlichen Brunnen am anderen Flußufer und eine andere von der Ruine des Wachturms. Gerade da hatten Mr. Bird und sein Freund einige Nächte hindurch versucht, sich zu dem Schatz hinunterzuwühlen, dessen Vorhandensein Mr. Bird geahnt hatte — und gerade da haben wir ihn auch jetzt gefunden! Einige von Ihnen, vielleicht die meisten, ließen sich durch den Ort und die Stimmung täuschen und hielten den Inhalt der Truhe für den wirklichen Attilaschatz. Mein hochgeschätzter Freund vom Museum in Szeged zeigte mir durch sein Lachen, daß er sich nicht täuschen ließ! Zur Zeit des seligen Attila gab es nämlich unter anderem auch keine Brillanten! Mein hochgeschätzter Freund, der Polizeikommissar, hat nun die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß diese Wertsachen den Familien der rechtmäßigen Besitzer wieder zugestellt werden — soweit dies möglich ist. Meine Damen und Herren, ich habe gesprochen!"

5.

Ein allgemeines Gemurmel erhob sich nach Philipps letzten Worten. Man schien Lust zu haben, ihm Beifall zu klatschen, und überbot sich in bewundernden Ausrufen. Jemand löste sich aus dem Gewühl und kam auf Philipp zu. Es war der junge Benda. Er reichte ihm stumm die Hand.

„Ich habe nur eines zu tun: Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie dermaßen verkennen konnte!"

„Es bedarf keiner Entschuldigung. Ich war selbst nahe daran, die Ursache Ihres Besuches in Herrn Vogels Wohnung zu verkennen. Jetzt ist sie mir so ziemlich klar!"

„Wirklich?"

„Mein Telegramm besagte ja, daß Klemens Madár, der später der internationale Finanzmann Vogel wurde, mit dem verdeutschten Namen in der Schweiz neutralisiert und mit einer geschäftlichen Tätigkeit, die sich über die ganze Levante erstreckte — daß dieser Klemens Madár seinerzeit eines der großen Güter in Ungarn verwaltete und im Jahre 1919 ins Ausland durchbrannte, nachdem er die Besitzer um alles gebracht hatte. Sie kamen, wie mir Ihr Hotelier sagte, mit einem Amerikadampfer nach Athen, aber Sie sind, wie es sich zeigt, ein gebürtiger Ungar. Es scheint mir ganz klar, daß Sie nach Amerika ausgewandert sind, daß Sie dort drüben von Madár Kelemens neuer glänzender Karriere gehört haben, und daß Sie nach Athen fuhren, um den Kampf gegen ihn aufzunehmen."

„Ich fuhr als Dampfergigolo nach Athen, Professor. Die Fahrkarte war zu teuer."

„Eine ausgezeichnete Beförderungsart für einen Mann mit festem Charakter! Und daß Sie ein solcher sind, geht ja daraus hervor, daß Sie auf einem so gefahrvollen Weg bei Herrn Vogel eindrangen, als er sich weigerte, Sie zu empfangen."

„Sie irren nicht."

„Den Grund Ihres heimlichen Besuches sehe ich darin, daß Sie sich irgendeine Waffe im Kampf gegen ihn verschaffen wollten — das eine oder andere Dokument, das seine Schuld gegen Sie oder Ihre Familie beweisen sollte. Irre ich?"

„Sie haben noch immer recht."

„Sie fanden kein solches Dokument. Alles, was Sie fanden, war die Filmspule, die den Anlaß zu unserer näheren Bekanntschaft gab. Daß es Ihnen nicht gelang, die Botschaft der Spule zu deuten, erhellt ja schon daraus, daß Sie nicht sofort hierher eilten. Aber daß Sie sie teilweise deuteten, ist wiederum dadurch bewiesen, daß Sie die Spule aus Herrn Vogels Wohnung mitnahmen, wo sie seit vielen, vielen Jahren vergessen lag. Herr Vogel ahnte nicht, was sie bedeutete. Der Bruder Edmund, dem er offenbar von Ihrer Existenz gesprochen hatte, war scharfsinniger. Er kam herauf, um sie zu holen — aber da war es zu spät, Sie hatten sie schon genommen. Darf ich fragen, wie Sie —?"

„Einer der Männer in den römischen Gewändern ist mein — war mein Vater. Das übrige können Sie sich vielleicht denken?"

„Ich bitte Sie vielmals um Entschuldigung — das hätte ich mir wirklich denken können! Vielleicht kann die Mitteilung, daß Herr Vogel arretiert ist, Sie meine Dummheit vergessen lassen?"

Zum erstenmal leuchtete es in den blauen Augen des jungen Benda auf.

„Vogel arretiert? Wann? Ich glaubte, er sei…"

„Lieber Freund, haben Sie wirklich einen Augenblick das Märchen von Herrn Vogels Flugzeugunfall geglaubt? Was ist leichter vorzutäuschen, wenn man das nötige Kleingeld hat und ohne Zeugen arbeiten kann? Herr Vogel — um den Namen beizubehalten — war in einer peinlichen Situation, als er hörte, daß sein berühmter Bruder mit seiner Filmgesellschaft in Athen eintreffen sollte. Er fand den Augenblick geeignet, einen vorgetäuschten Einbruch und einen Verschwindungsrummel zu inszenieren. Dann ließ er sich von seinem Bruder maskieren und eine neue Rolle zuteilen — das war ja Mr. Birds Fach! In der Eigenschaft eines sprachenkundigen Arbeitsleiters kam er mit hierher. Er half seinem Bruder bei den Nachforschungen nach Michaels Schatz. Er überfiel mich im Verein mit Edmund. Bei der großen Szene in Attilas Halle ließ ich ihn vom Kommissar verhaften. Aber — meinen Sie nicht, daß es an der Zeit wäre, sich nach dem Befinden Ihrer schönen Freundin zu erkundigen?"

Philipp brauchte nichts mehr zu sagen. Der junge Benda schoß nun mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles der Filmstadt zu. Philipp folgte ihm mit einem wohlgefälligen Blick, als er eine neue Stimme an seiner Seite hörte. Es war der Kommissar. Er hatte eben den Rapport eines Untergebenen entgegengenommen und gab ihn nun an Philipp weiter.

„Dem berühmten Regisseur geht es besser", sagte er. „Der Arzt hat festgestellt, daß es nur eine leichte Streifwunde, ein nervöser Schock und ein Kokainkollaps war! Die schöne junge Dame braucht sich keine Sorgen um ihn zu machen. Aber was in aller Welt hat sie dahin gebracht, das zu tun?"

„Man kann sich verschiedene Erklärungen denken", sagte Philipp mit leisem Lächeln. „Man kann sich denken, daß sie sich derart in ihre Rolle als Ildico eingelebt hat, daß sie zum Dolche griff. Das geschah freilich etwas früher als im Filmmanuskript vorgesehen ist — aber daran kann ja die Aufregung einer Anfängerin schuld sein. Man kann sich auch denken, daß ihr Partner seine Rolle als Liebhaber allzu naturgetreu gespielt hat — es soll ja manchmal vorkommen, daß Schauspieler kleine Fehler in dieser Richtung begehen! Aber ich frage mich, ob nicht vielleicht der Zuname der schönen Ildico die Lösung des Rätsels birgt. Marton kann ein englischer Name sein, aber er ist auch, soviel ich weiß, ein guter ungarischer Name. Es sollte mich nicht wundern, wenn aus Marton Ilona drüben in Amerika Helen Marton geworden wäre, so wie aus Benda Jenö Eugen Benda wurde. Ihr Angriff auf Bird erfolgte ja, als ich ihn mit seinem richtigen Namen ansprach."

Der Kommissar stieß einen Pfiff aus und sah Herrn Collin gedankenvoll an. Mr. Duke war auf sie zugekommen und hatte die letzten Sätze mit düster herabhängender Havannazigarre angehört

„Es würde mich schmerzen, wenn Sie bei dieser Sache einen Verlust haben sollten, Mr. Duke", sagte Philipp. „Ich trage ja eine gewisse Verantwortung dafür. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich keinen Kriminalprozeß gegen Mr. Bird zu führen gedenke. Aber wenn Sie ihn nicht mehr haben wollen, können Sie doch mit Leichtigkeit einen anderen Regisseur finden. Man kann doch wirklich sagen, daß für diesen Film eine gewisse Reklame gemacht worden ist — nicht wahr?"

„Das schon!" gab der Filmmagnat zu. „Sogar eine blendende Reklame! Eine, wie ich sagen möchte, hundertprozentige Reklame! Ganz wie Sie es mir vor ein paar Tagen versprochen haben! Ich muß schon sagen: was Sie auch sein mögen, ein Mann, der sein Wort hält, sind Sie! Ja, man kann keine bessere vorbereitende Reklame verlangen als die jetzige. Aber einen anderen Regisseur finden! Sagen Sie mir eines…" — er zögerte einen Augenblick und gab dann Vollgas —, „hätten Sie nicht Lust, die Regie zu übernehmen? Hol mich der Teufel, wenn ich — also, ich will wetten, daß Sie diese Sache zehnmal besser deichseln können als Bird — so wie Sie es bisher gedeichselt haben! Und ich kann Ihnen eine gute Gage versprechen, eine Gage, die jeden Mann der Wissenschaft locken kann, wenn Sie —"

„Davon bin ich überzeugt", sagte Philipp „Aber leider habe ich anderwärts zu tun Übrigens ist es etwas anderes, in der Wirklichkeit Regisseur zu spielen als vor den Aufnahmeapparaten. Aber seien Sie beruhigt — nach einem solchen Start haben Sie an jedem Finger einen Regisseur!".

Philipp unterbrach sich In seiner Nähe ertönte ein Laut, der lebhaft an das Zischen erinnerte, mit dem gereizte Raubtiere sich zu grüßen pflegen. Er drehte sich um und sah Benda herankommen, der Miß Helen begleitete Der Laut kam von einer anderen Seite, die offenbar alle Ereignisse des Vormittags als einen teuflisch geschickten Reklametrick für eine aufgeblasene Konkurrentin ansah. Joan und Cicely bombardierten die Darstellerin der Ildico mit Blicken, die besagten, daß sie von Rechts wegen ohne eine Sekunde Verzug vor einen Gerichtshof gestellt werden sollte. Aber selbst ihre Blicke konnten nur schwer irgend etwas an ihrer äußeren Erscheinung auszusetzen finden. Helens Augen leuchteten mit jener geheimnisvollen Glut, die man bei Darstellerinnen von Rollen wie der Jungfrau von Orleans vorfindet, und die nicht immer von Atropin herrührt. Ohne die beiden auch nur zu sehen, ging sie geradewegs auf Herrn Collin zu.

„Jenö — Eugen hat mir alles erzählt", sagte sie. „Ich habe nur ein Wort zu sagen — Dank!"

„Aber ich hätte doch fast Anlaß dazu gegeben, daß Sie —"

„Er ist ja unversehrt. Und so ist es natürlich am besten! Aber wenn es anders gekommen wäre — so hätte es auch nichts gemacht!"

Viele Fragen zitterten auf der Zunge des Kommissars, als er dieses vorbehaltlose Geständnis hörte, doch er schwieg. Mr. Duke hingegen ergriff das Wort:

„Ich weiß, daß es Mr. Bird war — seinen anderen Namen kann ich nicht aussprechen —, der Sie, Miß Helen, engagiert hat, die Idico zu spielen. Ich denke natürlich nicht daran, den Film mit ihm als Regisseur zu drehen, aber gedreht wird er! Und ich hoffe, ich rechne darauf, daß Sie —"

Sie unterbrach ihn.

„Sie sind sehr freundlich, Mr. Duke, und ich weiß, daß Sie es gut meinen. Aber Jenö — Eugen — und ich haben eben konstatiert, daß der Film nichts für uns — für mich — ist. Wir hatten jedes unseren Beruf, als wir uns in Athen trafen, und wir haben beschlossen, unsere Berufe gemeinsam wieder aufzunehmen!"

Der Filmmagnat sah so verwirrt aus, daß das ausgelassene Kichern, das bei diesen Worten von Miß Cicely zu hören war, möglicherweise seinem Gesichtsausdruck gelten konnte.

„Wir fahren heute abend nach Athen zurück", fuhr die einstige Idico fort. „Und ich hoffe, Sie nehmen es nicht übel, Mr. Duke!"

Philipp benutzte die Gelegenheit, ein Wort einzuwerfen.

„Wenn Sie nach Athen reisen, dann hoffe ich, daß ich mich anschließen darf. Ich habe in dieser Stadt einen Börsengewinn einzukassieren, den ich ausschließlich Herrn Eugen Benda zu danken habe — und da ich keine undankbare Natur bin, gedenke ich mit ihm fünfzig zu fünfzig zu teilen. Wie hoch er sich belaufen kann, weiß ich nicht, aber ich glaube, es wird ein ganzer Haufen Geld sein. Wenn es den Leuten aufgeht, daß Herr Clemens Vogel sein Verschwinden nur arrangiert hatte, um seine eigenen Aktien zu Schundpreisen aufzukaufen — wenn ihnen dies aufgeht und sie sich gleichzeitig darüber klar werden, daß der größte Teil der Wertpapiere, die bei seinem Einbruch in den eigenen Geldschrank verschwanden, noch vorhanden sind, dann glaube ich, daß die Aktiengesellschaft Ölgewinnung Dobrudscha, die Finanzierungsgesellschaft für den Nahen Osten und der Liquidierungsfonds des serbisch-magyarischen Großgrundbesitzes noch einer verhältnismäßig hellen Zukunft entgegengehen! Auf alle Fälle habe ich meinem Agenten in Athen den Auftrag gegeben, nach diesem meinem Glauben vorzugehen!"

Mr. Duke sah Philipp mit einem Blick an, der beinahe dem glich, mit dem die griechischen Popen ihre Leblingsheiligen betrachten.

„Sie sind ganz sicher, daß Sie keine Stelle bei der Gesellschaft haben wollen? Ich könnte sicherlich einen Posten für Sie on the Board finden mit, also sagen wir einmal . . "

„Danke, Mr. Duke, aber ich muß leider verzichten. Ich habe diese Angelegenheit mit Herrn Eugen Benda in Athen zu ordnen. Aber auf eines mache ich Sie im vorhinein aufmerksam, Benda!"

„Was denn?" Der junge Benda runzelte die Stirn. „Wer hat Ihnen überhaupt gesagt, daß ich anzunehmen gedenke?"

„Aber, aber, junger Mann, ich glaubte, wir hätten vorhin Freundschaft geschlossen? War es nicht Ihr Geld, mit dem Herr Vogel spekuliert hat? Sind Sie zu stolz, Geld anzunehmen, das Ihnen selbst gehört? Ich wollte nur sagen, wie groß oder klein der Betrag ausfällt, eine Summe muß ich abziehen, die Sie mir schuldig sind."

„Die ich Ihnen . . . ?"

„Ja, aber haben Sie keine Angst! Sie beträgt nur hundert Drachmen!"

Der junge Benda wurde plötzlich puterrot. Miß Helen, deren Augen an Philipp gehangen hatten wie die des Kindes am Märchenerzähler, bestürmte ihn plötzlich mit Fragen. Philipp fühlte eine Hand auf seiner Schulter, drehte sich um und sah das Gesicht seines gelehrten Freundes, des Museumsdirektors, vor sich. Er strahlte in knabenhafter Fröhlichkeit.

„Sagen Sie mir eines, geschätzter Kollege", bat er. „Wer sind Sie eigentlich? Ich habe Sie, seit ich herkam, in verschiedenen Rollen gesehen, aber noch bin ich mir nicht klar geworden, wer Sie sind!"

Philipp lächelte zurück, während er einen Fahrplan aufschlug, den er aus der Tasche gezogen hatte.

„Wer ich bin? Ich bin ein lebender Anachronismus, mein Freund, ich bin der letzte Ritter der blauen Blume der Romantik — wenn man davon absieht, daß Ihr schönes Land voller solcher Ritter ist! Außerdem bin ich ein vielbeschäftigter Mann, der mit dem Abendzug zurück muß, um einen Börsengewinn nicht zu versäumen — und um seine Studien über die Ursachen des ersten Unterganges der Kultur des Abendlandes wieder aufzunehmen."

Ende.

Andere Anschauung

Karl XII. von England hielt einst den Grundriß einer Festung in Händen, welche die Türken dem Kaiser in Ungarn weggenommen hatten. Dabei fand er auf dem unteren Rand der Karte folgende Worte: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen." Karl XII. erhob sich lächelnd, suchte einen Grundriß von Riga, der Hauptstadt von Livland, hervor und schrieb an den Rand: „Der Herr hat's gegeben, selbst der Satan soll es mir nicht wieder nehmen."

Musikalische Irrungen

In der A-dur-Sinfonie von Beethoven hat bekanntlich das Waldhorn im Scherzo eine tiefe, etwas merkwürdig klingende Solostelle zu blasen. Hans von Bülow, der diese Sinfonie einst in Dresden dirigierte, bekam am Ende der Aufführung den Besuch einer vornehmen Dame, die den Meister fragte:

„Sagen Sie mal, mein lieber Herr von Bülow, macht der Hornist das Solo im Scherzo eigentlich mit dem Munde?"

Bülow lächelte und meinte:

„Das will ich doch hoffen, meine Gnädigste."

RUDOLF VON ELMAYER-VESTENBRUGG:

Aus der Urgeschichte der Menschheit

Wann der Mensch zuerst auftrat, ist noch völlig im Dunkeln. Sicherlich aber war er seit jeher — im Gegensatz zu Darwin und anderen Abstammungslehren — eine Sonderart, ein Wesen für sich, in dessen Erbmasse der Aufstieg zum heutigen Menschen seit undenkbaren Zeiten schon verborgen lag. Edgar Dacqué hat die viel umstrittene Frage der Menschheitsentwicklung behandelt und reiche überzeugende Belege für seine Ableitungen beigebracht. Nach ihm stammt der Mensch nicht von den Tieren, etwa von den Affen ab, sondern entwickelte sich beim Aufstieg des Lebens aus den kosmischen Urzellen zusammen mit den Tieren als Sonderwesen, das allmählich die äußeren, kosmisch bedingten fisch=, amphibien=, reptilien= und schließlich affenähnlichen Tierformen von sich warf und am Ende der Tertiärzeit als der sogenannte Eiszeitmensch vor uns steht. Wir sehen ihn zwar, nach unseren heutigen Begriffen gemessen, noch als ein grobes und ungeschlachtes Wesen an, aber schon in jenen unermeßlich fernen Zeiten zeigt er sich so hochbegabt, daß eine noch viel längere Entwicklungsperiode vorausgesetzt werden muß: er ist imstande, sich nicht nur brauchbare und vorzüglich gearbeitete Werkzeuge zu schaffen, sondern auch künstlerische Werke hervorzubringen, deren Höhe wir an den prachtvollen naturwahren Bildern in den Höhlen der Tertiärzeit ermessen können.

Viele Forscher glauben in den sogenannten Eolithen, das sind Steine mit Absplitterungen oder Abnützungsspuren, menschliche Geräte aus der Morgenröte der Menschheit zu erkennen. Sichere Erzeugnisse ältester menschlicher Kultur treten erst in der Eiszeit auf: es sind grob und roh aus großen Feuersteinblöcken zugehauene Schlagwerkzeuge, sogenannte Faustkeile, die bei Chelles an der Marne in großen Mengen aufgedeckt wurden und diesem Zeitalter den Namen Chelléen gaben. Die dann Hunderttausende von Jahren später folgende Periode weist schon feiner bearbeitete Steingeräte auf und wird nach ihrem Hauptfundorte St. Acheul bei Amiens das Acheuléen genannt.

Der Faustkeil war im Gebiete des jetzigen Deutschland verhältnismäßig selten, dafür fanden sich in der Nähe von Weimar an altberühmten Fundplätzen die ältesten Geräte zum Schneiden, die von Kieseln und kleinen Feuersteinknollen abgeschlagen waren. Die Menschen, die damals in der Gegend von Weimar hausten, waren Jäger. Ihre Herdstellen werden von Kalkstellen gekennzeichnet, die vom Feuer mürbe gebrannt und von Ruß bedeckt sind. Ob die damaligen Menschen schon verstanden, das Feuer künstlich durch Reiben oder Schlagen zu erzeugen, oder ob ihnen nur das wilde Feuer zur Verfügung stand, ist uns nicht bekannt.

Die ungeheuerlichen kosmischen Ereignisse am Ausgange der Tertiärzeit, welche die Eiszeit bedingten, brachten in jenen Zeiträumen oft große Völkerverschiebungen mit sich. Auf diese Weise wurde auch die Erzeugung der Weimarer Feuersteinmesser, Schaber und Kratzer süd= und westwärts getragen, denn diese Werkzeuge wurden dann in späteren geologischen Schichten in einer Grotte bei Moustier in der Dordogne so massenhaft gefunden, daß dieser Kreis den Namen Mousterien erhielt. Schließlich waren die Menschen gezwungen, die Täler der Flüsse, wo sie ursprünglich hausten, zu verlassen; sie zogen sich in Höhlen oder unter vorspringende Felsdächer zurück, wo im vorigen Jahrhundert auch die ersten Funde menschlicher Überreste selbst gemacht wurden.

Von entscheidender Bedeutung für die Urgeschichte des Menschen waren die Funde zweier deutscher Forscher. Als im Jahre 1856 Steinarbeiter im Neandertal bei Düsseldorf Grotten und Höhlen freilegten, stießen sie auf die Überreste eines Menschen von außerordentlich rohem Körperbau. Vom Schädel ist nur die Decke erhalten; er hat mächtige Knochenwülste über den Augenhöhlen und weist, ebenso wie die anderen mitaufgefundenen Knochen, große Abweichungen von den heute lebenden Menschenrassen auf.

Fuhlrott und Schaafhausen erklärten diesen Fund für ein unzweifelhaftes Zeugnis des Eiszeitmenschen. Der berühmte Anatom Rudolf Virchow aber erklärte ihn rundweg als von einem Gichtkranken aus geschichtlicher Zeit stammend. Eine größere Autorität als Rudolf Virchow gab es damals nicht; seinem Urteile beugten sich alle Gelehrten, und so wurde die endgültige Erkenntnis vom ältesten Menschen um 40 Jahre

hinausgeschoben. Erst der Breslauer Anthropologe Klaatsch führte 1899 die Annahme Fuhlrotts und Schaafhausens zum Siege, und heute zweifelt kein Mensch mehr an der eiszeitlichen Herkunft der Skelettreste des sogenannten Neandertal-Menschen, die im Provinzial-Museum zu Bonn aufbewahrt werden. Aber erst einem anderen deutschen Forscher gelang die Entdeckung so zahlreicher einwandfreier Funde aus der diluvialen Eiszeit, daß diese völlig ausgestorbene Menschenart, der Homo neandertalensis oder Urmensch, auf geschlossenem Gebiete nachweisbar und damit der Zufall eines Einzelfundes ausgeschlossen wurde.

Otto Hauser hatte im Jahre 1907 bei dem Orte Le Moustier im Vezère-Flußtal mit seinen Ausgrabungen begonnen. Dort liegen fast senkrecht übereinander vier Felsschutzdächer an einer Bergterrasse, die einst Wohnstätten des Eiszeitmenschen waren. Im März 1908 stieß er bei der Ausgrabung der untersten Felsnische auf ein menschliches Skelett. Hauser war sich sofort klar über die Bedeutung des Höhlenfundes aus einer Erdschicht, die seit der Zeit, da die alten Menschen vor vielen Hunderttausenden oder Millionen von Jahren diese Grotte verließen, nie wieder berührt worden war. Es war das erstemal, daß aus einer völlig unberührten Schicht dieser so ungeheuer weit zurückliegenden Epoche genau datierbare Menschenknochen zutage traten. Nach der amtlichen Bescheinigung, daß das Skelett ganz ungestört in uralten Erdschichten liege, wurden die Knochen wieder bedeckt, um sie vor Eingriffen Dritter zu schützen, und erst dann vollends ausgegraben, als eine Sachverständigen-Kommission hervorragender deutscher Gelehrter erschien, um die Funde zu überprüfen. An der Spitze der Kommission stand Professor Klaatsch. Eine merkwürdige Fügung war es, daß unter den Gelehrten auch Geheimrat Virchow an der Hebung teilnahm, der Sohn des großen Rudolf Virchow, der ehedem das Vorhandensein einer besonderen Neandertal-Rasse hartnäckig verneint hatte! Auch der Inhaber des Lehrstuhles für Vorgeschichte an der Universität Berlin, Professor Kossinna, war dabei anwesend.

Otto Hauser berichtet in seinem Werke „Der Mensch vor 100 000 Jahren“ in anschaulicher Weise über die endgültige Hebung und Bergung des einzigartigen Fundes. Heiß brannte die Augustsonne auf die Gruppe gespannt wartender Gelehrten, keiner sprach ein Wort. Es war ein packender Augenblick, als Otto Hauser mit den Händen sacht die Erde abhob und das Schädeldach bloßlegte. Sorgfältig machte dann Professor Klaatsch Teil um Teil des Gesichtes frei: die Stirnregion mit den massiven Knochenwülsten über den Augen wurde sichtbar, dann die Augen- und Nasenregion; die Zähne des Oberkiefers zeigten sich, Prachtzähne in wunderbarer Erhaltung. Die Bezahnung des Unterkiefers hob sich vom Erdboden ab, die wohlerhaltenen Zähne saßen fest im Kiefer. Ein Fingerstrich unter dem Unterkiefer — er löste sich — er lag klar auf der Hand — ein Freudenruf des temperamentvollen großen Forschers, er umarmte Otto Hauser: „Wir haben's gefunden, es ist Neandertal in seiner ganzen furchtbaren Massigkeit!“

Es stellte sich heraus, daß der Tote ein Jüngling von 16 bis 18 Jahren war, als ihn seine Stammesgenossen an der Fundstätte begruben. Sein Gebiß zeigt merkwürdigerweise 33 Zähne, denn ein Milchzahn ist von dem herauswachsenden endgültigen Zahn noch nicht ausgestoßen; alle übrigen aber sind in voller, selten derber Pracht und Unverbrauchtheit erhalten. Der Kopf war nach rechts gewandt und auf den erhobenen rechten Arm gelegt, so daß die Wange den Ellbogen berührte. Ein Teil des Gesichtes und der rechte Ellbogen lagen auf flachen Feuersteinstücken, die offenbar die Weichteile gestützt hatten, und zu diesem Zweck sorgfältig ausgewählt und zugeschlagen waren. Andere Feuersteine rahmten das Gesicht ein. Der linke Arm lag gestreckt und bei der Hand fand man einen prachtvoll gearbeiteten mandelförmigen Faustkeil sowie einen runden Schaber, beide aus Feuerstein. Zahlreiche, zum Teil angebrannte Knochen vom Ur oder Auerochsen waren dem Toten als Wegzehrung mitgegeben: also eine Grabstätte aus fernster Urzeit mit unverkennbaren Zeichen absichtlicher Leichenbestattung!

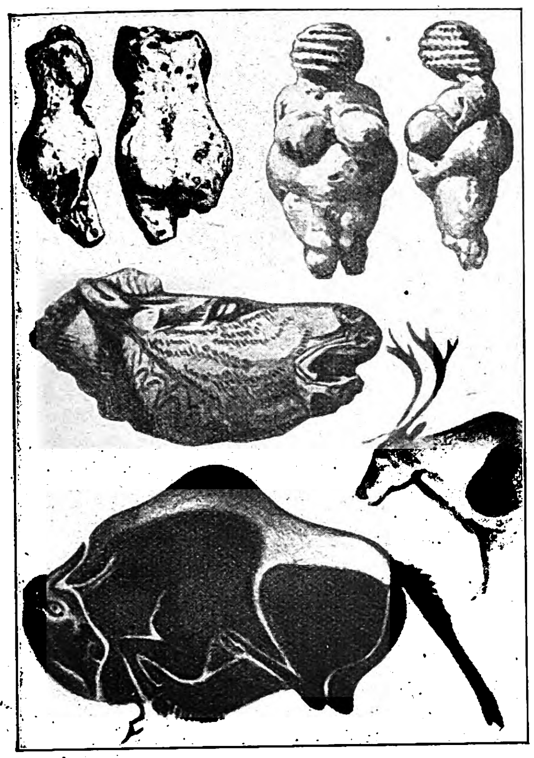
Bald nachher, im Jahre 1909, fand Otto Hauser in der Höhle von Combe Capelle ein zweites Skelett, den Homo aurignacensis, auf dessen Brust sowie bei den Händen und zwischen den Füßen sich verschiedene schmale Messer und Schaber aus der Aurignaczeit, der letzten Eiszeitperiode, fanden. Dieses Skelett erwies sich als ganz bedeutend jünger als das erstgefundene und war durch die Kalkwassertraufe, in der es gelegen hatte, wie im schönsten Konservierungsverfahren, glänzend erhalten.

Hauser bot beide Skelette dem Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin um den damals immerhin bedeutenden Betrag von 160 000 Mark zum Kaufe an; es wird dies verständlich, wenn man weiß, daß der Gelehrte seine jahrelangen und so erfolgreichen Ausgrabungsarbeiten ohne jede geldliche Unterstützung, also ganz aus eigenen Mitteln, vorzunehmen gezwungen war und dabei fast sein ganzes Vermögen aufgeopfert hatte. Generaldirektor Bode der Staatlichen Museen besah sich die kostbaren menschlichen Überreste, brachte dann in erstaunlich kurzer Zeit, nicht zuletzt durch die Opferwilligkeit weiter Kreise des deutschen Volkes, den verlangten Betrag auf und sicherte damit Deutschland den Besitz eines wissenschaftlichen Schatzes von einziger Art und unermeßlichem Wert.

Es ist leicht begreiflich, daß die beiden kostbaren Skelette aus der Urmenschenzeit, nämlich der Homo mousteriensis und der Homo aurignacensis, in den wissenschaftlichen Kreisen aller Länder ungeheures Aufsehen erregten und überall eine Berühmtheit erlangten, die noch heute im selben Maße anhält. Die Franzosen erkannten teils verärgert, teils seufzend, was ihnen damit entgangen war. Als Professor Schuchhardt, der damalige Leiter des Museums für Vor- und Frühgeschichte, einmal die paläontologischen Sammlungen in Toulouse besichtigte, sah er beim Durchwandern schon von weitem, daß im letzten Saale die Abgüsse der beiden im Berliner Museum im Original befindlichen Skelette der Urmenschen in einer großen Mittelvitrine aufgebaut waren. Schuchhardt wollte aus Rücksicht auf den anwesenden französischen Museumsdirektor Cartailhac von einer Besichtigung dieses Saales Abstand nehmen; dieser aber nahm ihn beim Arm und sagte: „Nun kommen Sie einmal her und lesen Sie diese Beischrift!“ Näher tretend las der deutsche Gelehrte die am Schrank angebrachte Aufschrift: „Diese beiden Skelette, gefunden 1908 und 1909 in der Dordogne, hat die deutsche Regierung für 200 000 Francs für das Berliner Museum angekauft. So sorgt man anderwärts für die Wissenschaft. Möchte man sich bei uns daran ein Beispiel nehmen!“

Nach dem Kriege hat Poincaré einmal unmittelbar an die Museumsleitung in Berlin schreiben lassen, daß in Frankreich ein außerordentliches Interesse für die beiden Skelette herrsche, und daran die Anfrage geknüpft, ob es nicht möglich sei, sie einmal für einige Zeit nach Paris zu schicken. Die Antwort des Museums lautete, daß die Skelette unter Aufwendung der größten Mühe und Behutsamkeit

aus dem alten Hause in das unmittelbar daneben gelegene neue Museumsgebäude, wo die Funde sich noch heute befinden, überführt werden mußten; bei einer Reise nach Paris würden sie dort vermutlich nur als Knochenhäufchen ankommen und in diesem Zustande den französischen Gelehrten nutzlos sein. Die Museumsleitung lud aber die französischen wissenschaftlichen Kreise in verbindlichen Worten ein, nach Berlin zu



Kunst der Eiszeit.
Links oben: „Venus von Brassempouy".
Rechts oben: „Venus von Willendorf".
Mitte: Knochenschnitzerei. — Unten: Höhlengemälde.
(Aus Hans Fischer: „In mondloser Zeit".)

kommen, wo ihnen alle Möglichkeiten eines eingehenden Studiums zur Verfügung stünden.

Das ist die bewegte Geschichte von der Auffindung und Erwerbung der beiden wertvollsten Skelette, welche die Welt kennt, und um deren Besitz das deutsche Volk von allen Ländern gleicherweise beneidet wird. Was allen ihren Gelehrten nicht gelungen war, vollbrachte wieder einmal ein deutscher Forscher, der mit seinen Funden erst die Erkenntnis und das Wissen vom Urmenschen ermöglichte. Meier-Böke preist in seiner „Urgeschichte des deutschen Volkes" Otto Hauser als den nach Esper und Fuhlrott dritten großen Deutschen, der den Mut hatte, dem erstarrten Altersstandpunkt von Kirche und Katheder hinsichtlich des Urmenschen entgegenzutreten. Otto Hauser nahm den Spaten zur Hand und grub mit deutscher Gründlichkeit auf französischem Boden, wobei er nicht nur unseren westlichen Nachbarn, sondern der ganzen Welt bewies, was deutsche Sachlichkeit und deutsches Wahrheitsempfinden vermögen.

Die Neandertaler, von denen der Homo mousteriensis ein Beispiel gibt, stellen nach Schwantes einen völlig abgestorbenen gewaltigen Zweig der Menschheit dar, der zum Kampfe mit der ihn ständig bedrohenden wilden Natur einer vergangenen Erdperiode schon aufs beste ausgerüstet war. Die scharfen Augen, die sich aus ihrer Schädelform ergeben, machten sie zu kühnen, erfolgreichen Jägern, aber auch sonst ermangelten sie nicht höherer geistiger Gaben: die liebevolle Sorge um ihre Toten zeigt, daß selbst diesen Menschen schon Gedanken innewohnten, die sie über die Nöte des täglichen Lebens hinwegtrugen und die ersten Anfänge einer Religion bedeuten.

Trotz ihres hohen Alters ist aber die Neandertal-Rasse nicht die älteste der uns bekannten ausgestorbenen Menschenformen. Beim Dorfe Mauer, südöstlich von Heidelberg, finden sich tiefe Gruben, die bis in Schichten aus dem Beginn des Eiszeitalters hinabführen. Dort wurde im Jahre 1907 ein Unterkiefer mit Zähnen gefunden, der zu den alleraltesten uns bekannten Knochenstücken eines Urmenschen zu rechnen und als Homo heidelbergensis in der Wissenschaft bekannt ist.

Die weit spätere letzte Eiszeitperiode, die sogenannte Aurignac-Zeit, legt durch die aus ihr stammenden großartigen Höhlenfunde Zeugnis von bedeutenden Kulturfortschritten des Urmenschen ab. Die Bearbeitung des Steines zeigt ganz besondere Vervollkommnungen; Steingeräte, wie Messer, Kratzer, Schaber, Sicheln, Bohrer und Spitzen, finden sich in Mengen, während der Faustkeil verschwunden ist. Auch Knoten, Elfenbein, Tierzähne und Geweihstücke werden zu Pfriemen, Pfeilspitzen und dergleichen, aber auch zu Zierstücken aller Art verarbeitet: der Mensch beginnt sich zu schmücken.

Die Kultur der Aurignac-Zeit, die nach Funden bei Aurignac ihren Namen erhalten hat, ist von allen anderen Formenkreisen vollständig abweichend, ebenso wie die Aurignac-Menschenrasse in keiner Weise mit der



Schädel des Neandertal-Menschen (Homo mousteriensis).
(Museum für Vor- u. Frühgeschichte, Berlin).

Neandertal=Rasse zusammenhängt. Wie schon berichtet, hat Otto Hauser, der glückliche Entdecker des Homo mousteriensis, auch ein sehr altes Skelett der Aurignac-Zeit, den Homo aurignacensis, gefunden. Der Tote, der unter dem Felsendach vom Combe Capelle aufgedeckt wurde, ruhte in Schlafstellung mit hochgezogenen Knien in einer künstlichen Vertiefung. Eine Menge Steingeräte und Tierknochen waren ihm beigegeben, und die beim Kopfe aufgefundenen Reste eines Halsschmuckes aus Schneckengehäusen lassen uns auf den Kunstsinn seiner Stammesverwandten aus der jüngeren Eiszeit schließen. Nach Professor Klaatsch, der auch bei der Hebung dieses Fundes anwesend war, steht der Aurignac=Mensch den heutigen Menschenrassen sehr nahe. Er und der gleichzeitig mit ihm lebende sogenannte Cro=Magnon=Mensch waren ungemein hoch gewachsen. Die Skelette der langschädeligen Germanen zeigen mit jenen der gleichfalls langschädeligen Aurignac=Menschen große Verwandtschaft.

In das Zeitalter des Menschen von Aurignac fällt die Geburt der Kunst. Die erstaunliche Höhe derselben zeigt sich vor allem in wunderbaren Höhlenzeichnungen, Knochenritzungen, Elfenbeinskulpturen, die überraschend naturgetreue Darstellungen von Menschen und Tieren jener Zeit aufweisen. Hanns Fischer sagt in seinem Werke „In mondloser Zeit“, dem beiliegende Abbildung entnommen ist, daß die Vorväter der europäischen Frühgermanen keineswegs kulturlose Horden waren, wie sie von den Leuten gern angesprochen werden, welche Kultur mit Zivilisation verwechseln. Die hier abgebildeten Beispiele beweisen es. Sie wurden in jener noch vor der Sintflut liegenden Zeitspanne geschaffen, die um viele Jahrhunderttausende, vielleicht um viele Jahrmillionen zurückliegt.

Schon die hier wiedergegebene Darstellung einer Eiszeitfrau, die berühmte „Venus von Brassempouy“ aus der Gascogner Grotte du Pape, ist vorzüglich gelungen. Rechts davon sieht man die unserem heutigen Schönheitsideal zwar nicht ganz entsprechende, aber nicht minder wertvolle „Venus von Willendorf“, die, aus Kalkstein gefertigt, 1908 im Löß von Willendorf in Niederösterreich aufgefunden wurde; dieser Löß ist, nebenbei gesagt, ein Ergebnis der erst nach der Eiszeit eingetretenen Sintflut und stammt von den Auflösungsresten des Mondvorgängers. Zweifellos kam es dem Künstler darauf an, nur die weibliche Fruchtbarkeit darzustellen; deswegen erscheinen auch Unterleib und Brüste besonders betont, während Gesicht und Hände ganz nebensächlich behandelt sind. Aus beiden figürlichen Darstellungen geht hervor, daß der Eiszeit=Künstler die Gestalt des menschlichen Körpers vortrefflich zu formen verstand, wie dies unter anderem auch die richtig ausgebildeten Knieteile beweisen. In der Mitte findet sich eine ausgezeichnete Knochenschnitzerei aus Frankreich, die einen Pferdekopf darstellt. Die beiden unteren Bilder sind Höhlenbilder, also Wandgemälde; das eine aus der Höhle von Pont de Gaume in der Dordogne gibt den Teil eines Renntieres, das andere aus der Höhle von Altamira bei Santander einen liegenden Bison wieder. Gerade das letzte Bild ist ganz hervorragend; der zurückgelegte Kopf und die ganze Darstellung erinnern geradezu an moderne Malerei.

Diese mannigfachen, auf uns gekommenen Schöpfungen des Urmenschen entstammen also sicherlich nicht den Händen „kulturloser Horden“; sie sind im Gegenteil das in seiner Art wunderbare und wertvolle Erbgut, das uns unsere in der Eiszeit lebenden nordischen Vorväter hinterlassen haben, und vermitteln uns die erstaunliche Kunde, daß diese schon in jenen urfernen Zeiten und trotz des schweren Lebenskampfes, den ihnen die übermächtigen Naturgewalten aufzwangen, künstlerisch zu schaffen verstanden.

Auf die lange Bank schieben!

Manche wollen diese Redensart auf den Umstand zurückführen, daß in den früheren Gerichtsstuben statt der Aktenschränke eine lange Bank vorhanden war, auf der die Klagen und Akten verwahrt wurden und oft lange Zeit ruhten. Mag eine solche Bank existiert haben oder nicht, so ist doch so viel sicher, daß die Redensart in den Gerichten ihren Ursprung fand.

Richter und Schöffen saßen in frühester Zeit auf Bänken. Es gab Schöffen- und Gerichtsbänke. Noch bei den Malefizgerichten der Landsknechte wurden neben dem Stuhl des Schultheißen und dem Tisch des Gerichtsschreibers Bänke für die Hauptleute und Fähnriche in einem Viereck aufgestellt. Daher auch die alte Redensart „vor die Bänke kommen“.

Wenn in den angeführten Beispielen das Wort Bank gleichbedeutend mit Gericht ist, so dürfte mit „langer Bank“ ein langwieriges Gerichtsverfahren gemeint sein. In einer alten Schrift heißt es darüber „— besunder so einer mit der Sach nit nachzukommen hat —“, d. h. wenn einer arm ist und dem Richter nicht mit Geld bestechen kann, so wird sein Prozeß in die Länge gezogen.

Die längste Bank fand sich wohl bei dem Reichskammergericht. Es war dort so weit gekommen, daß kein Prozeß mehr vorgenommen wurde, wenn nicht eine der beteiligten Parteien „sollicitierte“, d. h. persönlich die Wiederaufnahme betrieb. Da aber jährlich gegen 1000 „Sollicitationen“ eingingen und bei der geringen Anzahl der Richter doch nur etwa 100 Urteile gefällt wurden, so mußten die Parteien durch Bestechungen die Gunst der Richter zu gewinnen suchen. Bereits im Jahre 1620 schätzte man die Zahl der anhängigen Prozesse auf 50 000 und 1772, als Goethe in Wetzlar war, wuchs sie sogar auf 60 000. Goethe selbst erzählt von einem Rechtsstreit, der 188 Jahre gedauert hatte und bei dem am Ende keiner mehr da war, das Urteil einzulösen.

Wie die Verzögerung des Rechtsweges, so hat man später jede Verzögerung mit der Redensart „auf die lange Bank schieben“ bezeichnet.

JOACHIM LANGE:

Die Holzgeschichte

Unser alter Hauptlehrer und Kantor Grumkow hatte im Sommer seine Frau verloren und wollte, um seine letzten Jahre nicht allzu einsam verbringen zu müssen, zu einer in der Nachbarstadt verheirateten Tochter ziehen. Dies konnte er jedoch nicht, bevor nicht das hübsche Landhäuschen am Birkenweg, das er sich vor dem Kriege gebaut hatte, verkauft oder mindestens vermietet war. Er gab also eine Anzeige auf, in der alle Annehmlichkeiten von Haus und Ort in kurzen, aber gewählten Sätzen beschrieben waren, und schon nach einer halben Woche meldete sich eine Frau Subdirektor Kunke aus Berlin, die willens war, das Grundstück, wenn es ihr gefiele, käuflich zu erwerben. Diese Frau Subdirektor Kunke wiederum und ihr Mann wollten oder, wie sie schrieb, sollten die Stadt mit einem waldreichen Ort auf dem Lande vertauschen, der stark angegriffenen Gesundheit des Mannes, des Subdirektors i. R. Kunke, wegen. Die Dame verhehlte nicht, daß sie selbst lieber in Berlin geblieben wäre, denn wo man gelebt hat, soll man auch sterben; aber was, sehr geehrter Herr, tue man nicht der Gesundheit seines Gatten zuliebe? Und da ja Berlin nur eine Bahnstunde entfernt sei, so werde sie auch in Zukunft ihren Verkehr, wenn auch in eingeschränktem Maße, aufrechterhalten können, und sehe sie daher ihrer Übersiedlung aufs Land nicht ganz so düster entgegen. Im übrigen erwarte sie seine gefälligen Nachrichten.

Grumkow schrieb zurück, und eines schönen Vormittags im August kam sie angereist, eine noch recht gut erhaltene Dame mit Kneifer, die allgemein auffiel durch ihr hastiges Benehmen auf Bahnhof und Straße sowie wegen ihrer prächtigen Berliner Kleidung, rauschte durch Haus und Hof, war rasch begeistert, setzte stehenden Fußes den Kaufvertrag auf und schied schon wieder zu Mittag zufrieden von dem nicht minder zufriedenen Hauptlehrer und Kantor.

Anfang Oktober zogen Subdirektors mit einem mächtigen Möbelwagen, den die Kinder vom Morgen bis zum Abend andächtig umstanden, ein. Ihr Mädchen hatten sie sich aus Berlin mitgebracht; es hieß Wanda. Leider stellte sich nun heraus, daß die Frau Subdirektor die Wohnung damals allzu flüchtig besichtigt hatte: denn als ein prachtvoller Vier- oder Fünfloch-Gaskocher mit Bratröhre und Backofen ausgeladen wurde, ergab sich, daß gar kein Gas im Ort vorhanden war. Wie, kein Gas? Ja, liebe Leute, leben wir denn nicht in einem zivilisierten Land? Und die Dame wunderte sich sehr, wie so etwas nur eine Stunde von Berlin entfernt möglich sei; sie habe doch schon von Ferngasleitungen gelesen! Weiter erwies sich, daß es an einer Wasserleitung mangelte: diese lebensnotwendige Flüssigkeit mußte vielmehr mittels eines in der Küche befindlichen steuerähnlichen Hebels heraufgepumpt werden (was immerhin ein Fortschritt war, denn die meisten Häuser hatten nur Hofpumpen). Und schließlich bemerkte die Frau Subdirektor erst jetzt die soliden bunten Kachelöfen, während sie doch nichts anderes als Zentralheizung erwartet hatte. Sie sank vernichtend auf einen noch mit Tüchern umhängten Sessel und gab mit starken Worten zu verstehen, nie, niemals hätte sie das Haus gekauft, wären ihr diese unglaublichen Verhältnisse bekannt gewesen. Ihr Mann, der Subdirektor i. R. Kunke, verließ daraufhin den Trubel und führte seinen kränklichen Körper bis zum Abend spazieren, was allen recht angenehm war, denn er hatte bereits zwei Vasen umgeworfen. Was er eigentlich subdirigiert hatte, haben wir nie erfahren; Subdirektors hielten sich sehr zurück.

Einer der Ziehleute aus dem Ort, ein ebenso menschenfreundlicher wie praktischer Mensch namens Gericke, richtete die verzagte Berliner Dame wieder auf. Diese Verhältnisse, sagte er, seien hier ortsüblich, sogar das Hotel Lehmann habe noch Öfen. Und Ofenheizung, fuhr er fort, sei ja auch viel gesünder und gemütlicher und billiger als Zentralheizung, und auf Holzfeuer lasse sich ebenso gut, ja, noch besser kochen als auf Gas. Darauf erbot er sich, der Frau Subdirektor jede gewünschte Menge an Holz und Kohlen zu liefern, denn er habe neben seinem Hauptberuf als Stellmacher und seinem Amt als Gemeindebote auch eine Brennstoffhandlung und könne sie mit erstklassiger Ware bestens bedienen.

Die Dame schöpfte wieder Mut, und man einigte sich auf die Lieferung frei Keller von soundsoviel Zentner Kohle und soundsoviel Meter Holz, schönem Buchenholz, von dem der vielseitige Gericke, wie er erklärte, zufällig noch ein paar Meter im Jagen 17 zu stehen hatte. Und da er der Frau Subdirektor riet, mehr mit Holz als mit Kohle zu feuern — so sei es hier allgemein üblich, und so habe es auch der Herr Hauptlehrer und Kantor Grumkow gehalten, schon des niedrigeren Preises wegen — so lautete die Bestellung auf verhältnismäßig mehr Holz als Kohle. In der Küche wollte die Frau Subdirektor jedoch, um nicht allzusehr unter der Schmutzerei zu leiden, einen elektrischen Herd haben, der denn auch, als der Gaskocher günstig in der Kreisstadt verkauft war, sofort angeschafft wurde.

Für die ersten Tage half Herr Gericke mit einigen Säcken von seinem eigenem Holz aus, vorzüglichem Holz, das ganz ausgezeichnet brannte, dann fuhr er einen Wagen Briketts an und brachte auch das Holz, nachdem es in der Sägemühle geschnitten war, hieb es binnen wenigen Tagen mit zwei Mann klein und schichtete es im Keller auf. Ein gutherziger und hilfsbereiter Mensch; er erhielt auch sofort sein ganzes Geld.

Aber als man nun im Hause Kunke an die Benutzung des neuen Holzes ging, erwies es sich, daß dieses Holz nicht brannte. Ja, schlimmer als das: es dämpfte sogar, wenn man es auf brennende Kohlen legte, deren Glut und löschte sie schließlich ganz aus. Die Frau Subdirektor, nur mit den leicht zu handhabenden Griffen der Zentralheizung vertraut, stand vor einem Rätsel. Das Mädchen Wanda, das zwar aus Berlin stammte, der dort allgemein verbreiteten Helligkeit des Geistes jedoch in einem auffallenden Maße entriet, wußte nichts anderes, als nur immer mit dem Kopf zu schütteln, und der Herr Subdirektor wurde gar nicht erst gefragt. Der vielseitige Gericke wurde herbeibeordert, hatte aber leider gerade

so außerordentlich viel zu tun, daß er beim besten Willen nicht abkommen konnte. Schließlich gaben freundliche Nachbarn, durch das Mädchen Wanda von dem rätselhaften Vorfall unterrichtet, Aufklärung, nachdem sie das Holz besichtigt hatten. Das Holz, sagten sie, sei schon gut, es habe nur einen Fehler: es sei noch feucht, und deshalb brenne es nicht an. Holz müsse schon im Frühjahr eingefahren werden und dann den ganzen Sommer über zerkleinert draußen liegen, bis es richtig ausgetrocknet sei. Und die Frau Subdirektor möge sich vorsehen, daß ihr das nasse Holz im Keller nicht zu schimmeln anfange.

Die Frau Subdirektor sparte nicht mit erbitterten Worten über die zivilisatorischen Verhältnisse in einem Ort nur eine Bahnstunde von Berlin im allgemeinen und über den tüchtigen Herrn Gericke im besonderen. Aber die freundlichen Nachbarn wußten Rat: die Frau Subdirektor möge das Holz immer ein paar Tage vor Gebrauch in die Ofenröhren legen — Verzeihung: legen lassen; dann werde es schon, wenn nur ordentlich eingekachelt würde, einigermaßen austrocknen. Und nächstes Jahr solle die Frau Subdirektor gleich im Frühling kaufen und sich dazu am besten an Herrn Emil Döppke, Bergstraße 9, wenden, der neben seiner Hühnerfarm und Versicherungsagentur auch eine Holz- und Kohlenhandlung besitze — ein sehr reeller Mensch und, dies nebenbei, ein Vetter zweiten Grades von ihnen, den freundlichen Nachbarn.

Die Frau Subdirektor sah wieder heller und trug dem Mädchen Wanda auf, sämtliche Ofenröhren mit Holz zu füllen, dieses jeweils nach ein paar Tagen herauszunehmen und neues hineinzupacken. So werde man schon, wenn auch etwas umständlich, durch den ersten Landwinter kommen.

Als jedoch die Ofenröhren zum ersten Male mit der nassen Ware des Herrn Gericke ausgestopft waren, roch die ganze Wohnung derart durchdringend nach Holzstall, daß es schier nicht auszuhalten war für Leute mit einer gebildeten Nase. Selbst der Herr Subdirektor, der sonst kaum ein Wort sprach, wurde böse und sagte, ihm genüge der ärztlich verordnete Wald vollauf, und die Frau Subdirektor schrie, sie werde noch verrückt werden von dem Holz, und was denn die Damen ihrer drei Kränzchen denken sollten, wenn sie einmal aus Berlin zu Besuch kämen.

Also mußte das gesamte Holz wieder entfernt werden; nur im Zimmer des Mädchens Wanda, das im ersten Stock lag, durfte es bleiben. Eine Röhre werde auch genügen, wenn man sich erst richtig eingespielt habe, meinte die Frau Subdirektor. Und sie bedeutete dem Mädchen, tüchtig bei sich einzufeuern, damit das Holz in der Röhre schön schnell trockne, und alle Tage neues Holz hineinzulegen.

„Soll ich auch mit Holz feuern?" fragte das Mädchen Wanda in ihrer Unschuld

„Jetzt das erstemal natürlich nicht", belehrte die Frau Subdirektor sie, „wir haben doch gar kein trockenes Holz da. Aber vom zweiten Male ab können Sie auch Holz nehmen, damit der Ofen noch wärmer wird"

Und das Mädchen Wanda sagte Ja und feuerte tüchtig in ihrer Stube ein, damit das Holz in der Röhre schön schnell trocknen würde.

Ein paar Wochen vergingen, Subdirektors hatten sich inzwischen in ihrer neuen Wohnung eingelebt, und draußen wurde es immer winterlicher Eines Morgens im Anfang Dezember beim Kaffee — das heißt: es war schon 10 Uhr, Subdirektors frühstückten nie vor dieser Zeit — teilte die Frau Subdirektor ihrem Manne eine Wahrnehmung mit. Sie sagte: „Ich gehe schon tagelang mit einem Gefühl, ich weiß nicht wie, herum. Heute habe ich endlich entdeckt, was es ist: die Zimmer werden nicht warm! Findest du das nicht auch?"

Und der Herr Subdirektor bestätigte: „Ja, wenn du es meinst, Eleonore.."

„Zentralheizung ist eben doch besser", fuhr die Frau Subdirektor fort. „Es kann natürlich auch daran liegen, daß das Holz nicht recht trocken wird."

„Dann laß doch Wanda mehr Briketts nehmen!" wagte der Herr Subdirektor zu sagen.

„Briketts haben wir nicht genug", belehrte ihn seine Frau. „Wir haben doch damals viel mehr Holz als Kohlen genommen. Nachher bleibt uns das ganze Holz liegen. Aber ich werde Wanda fragen." Und sie drückte auf den Klingelknopf. „Wanda", sagte sie, nachdem das Mädchen eingetreten war, „wird eigentlich das Holz schön trocken in Ihrer Röhre?"

Und das Mädchen Wanda antwortete: „Doch, doch, das Holz werde immer sehr schön trocken."

„Und legen Sie auch jeden Tag neues ein?"

„Jeden Morgen, gnädige Frau. Und manchmal auch zweimal am Tag, so schön trocken wird es."

„Es ist gut, Wanda", sagte die gnädige Frau. Dann wandte sie sich wieder an ihren Mann: „Na also, es liegt eben an der Ofenheizung allgemein. Oder vielleicht kommt es auch daher, daß es in der Stadt immer ein paar Grad wärmer sein soll als auf dem Land? Wie denkst du darüber, Julius?"

Doch Julius dachte gar nichts darüber, und Subdirektors froren weiter.

Der Winter war schon so gut wie vorbei, da geschah es eines Tages, daß die Frau Subdirektor, um sich von dem Ordnungssinn Wandas zu überzeugen, in das Mädchenzimmer kam, das sie seit dem Einzug nicht wieder betreten hatte. Als sie die Tür öffnete, schlug ihr eine so glutende Hitze aus dem kleinen Raum entgegen, daß selbst sie, die verfrorene und hüstelnde Dame, eher Beklemmung als Annehmlichkeit von diesem tropischen Brodem empfand. „Wanda!" rief sie in die Küche hinunter. „Wanda —!" Und als das Mädchen eilfertig die Treppe heraufgetrampelt war: „Aber wie kommt denn das, Wanda? Ist denn der Ofen hier oben besser?"

„Ach, Sie meinen die Hitze?" sagte das Mädchen Wanda. „Ja, das wird wohl das Holz machen!"

„Das Holz? Wieso denn das Holz? Sie heizen doch unten auch mit Holz?"

„Ja. das hätte ich ja, gerne möchten wollen", entgegnete das Mädchen Wanda, „aber es ging ja leider nicht bis jetzt."

Die Frau Subdirektor setzte sich aufs Bett. „Ging nicht?"

„Ich hab's immer wieder versucht. gnädige Frau, aber geschafft hab' ich's nicht. Das Holz, das hat nie gereicht. Das Holz, was in der Röhre war, das hat man immer nur gerade gelangt, daß ich die nächste Ladung damit trocken bekam."

Diese Holzgeschichte hat das Mädchen Wanda in ihrer Unschuld dann selber im Dorf erzählt, und seitdem heißt es bei uns von einem Menschen, der eine Arbeit unternimmt, die sich selber auffrißt: „Der macht's so schlau wie Holzwanda" oder „So tüchtig wie Holzwanda".

ANEKDOTEN

Her mi de Piep.

Nach dem glücklichen, siegreichen Verlauf der Freiheitskriege hatte ein Graf Plessen den berühmten Feldmarschall Blücher eingeladen. Da dieser seinen Weg durch Teterow nehmen mußte, herrschte dort natürlich größte Freude, Ehrenpforten wurden errichtet und die Häuser geschmückt. Auch die hohe Obrigkeit, der Bürgermeister an der Spitze, prangte in vollem Wichs.

Als aber Stunde um Stunde verrinnt, ohne daß sich etwas rührt, werden die Stadtväter des Wartens müde. Nachtwächter Albrecht erhält den Befehl, sofort zu alarmieren, wenn der berühmte Gast komme!

Nach kaum zehn Minuten kommt ein offener Wagen gefahren, in dem zwei Herren sitzen. Der ältere der beiden raucht eine kurze Pfeife. Da mußte denn doch die Obrigkeit einschreiten! Der Nachtwächter tritt gravitätisch an den Wagen: „Bi de Schüns dörv nich rokt warden. Dat künn Füer geben. Her mit de Piep!"

Der alte Herr mit der Pfeife lacht. „Wen hett dat verbaden?"

„Der Herr Burmeister. Her mit de Piep!"

„Na, denn help dat nich!" Der alte Herr gibt die Pfeife ab, der Wagen fährt weiter. Der Nachtwächter betrachtet kopfschüttelnd die kostbare Pfeife. „Wo mag de oll Kirl bi de feine Piep kamen sien?"

Bald genug stellt sich heraus, von wem die schöne Pfeife stammt, und es herrscht allgemeines Entsetzen in Teterow. Auf einem Samtkissen wird sie dem Feldmarschall zurückgebracht.

„Nä", sagt der alte Blücher, „wat futsch is, dat is futsch!" Und die Pfeife erhielt einen Ehrenplatz im Rathaus zu Teterow.

Nach einem Jahr.

General Häseler war zeit seines Lebens ein Feind des Heiratens und ist selbst Junggeselle geblieben. Schon als Oberst gab er den Offizieren seines Regiments nur ungern den erforderlichen Urlaub für ihre Hochzeit. Er pflegte ihnen zu sagen, die Liebe halte ja doch nicht vor, und es entstünde nur Unheil daraus.

Einmal wollte ein junger Leutnant heiraten. Häseler sagte ihm, er solle nur noch ein Jahr warten, denn er sei viel zu jung und unerfahren, — wenn er nach einem Jahr noch zur Ehe entschlossen sei, so solle er wiederkommen, dann könnte die Heirat stattfinden.

Pünktlich nach einem Jahr meldete sich der Leutnant wieder, sagte, daß er nunmehr willens sei, die Ehe einzugehen und bat um seinen Urlaub.

Häseler erteilte den versprochenen Urlaub.

„Es wundert mich", sagte er, „und ich finde es sehr anerkennenswert, daß Ihre Liebe ein ganzes Jahr hindurch vorgehalten hat."

Der Leutnant, der seinen Urlaub in der Tasche hatte, entgegnete in strammer Haltung, aber lächelnd:

„Herr Oberst, — ich heirate eine andere."

Die Erlaubnis.

Ein preußischer Oberst hatte eine Zeitlang die Gewohnheit, vor seiner Kutsche einen Diener vorausreiten zu lassen, dem er das königliche Posthorn tragen ließ. Da das natürlich nicht statthaft war, beschwerte sich das Postamt bei Friedrich dem Großen. Sofort setzte sich der König hin und diktierte folgenden Brief an den Obersten:

„Mein lieber Oberst! Es ist Euch erlaubt, so viele Hörner zu tragen als Ihr wollt, nur kein Posthorn; denn das ist wider die Verordnung. Friedrich."

EHRICH KORDING:

KAVIAR

Wir saßen wieder einmal unten am Hafen in der „Kombüse", wie der alte Seemannskeller hieß. Jan war natürlich auch dabei, hatte wieder das große Wort, wie er das immer nach dem fünften Grog hatte. Vorher sagte er meist gar nichts, lud sozusagen erst auf. Dann aber legte er los, seine Beredsamkeit mit jedem weiteren Grog noch steigernd. Aber doch warf er auch dann immer wieder einen vorsichtig prüfenden Blick zu dem ausgestopften Krokodil empor, das schräg über uns faul unter den dunkelbraunen Deckenbalken hing. Mit diesem Krokodil war es so, daß es scheinbar immer mit zuhörte, wenn unter ihm an dem runden Tisch erzählt wurde. Nahm dann der Erzähler den Mund etwas reichlich voll, so glommen die großen, dunklen Augen des Reptils in grünem Licht auf. Log aber einer gar zu toll, dann glühten die Augen hell und falsch, während die schweren Lider unentwegt plinkerten, als riefen sie lautlos: Halt, stop, hör auf!

Ja, also da saßen wir nun. Draußen bullerte der herbstliche Nordwest und trieb das Wasser in den Hafen hinein. Es war schon dunkel. Wenn man sich hochreckte, konnte man durch den oberen Teil des kleinen, gegitterten Fensters drüben überm Wasser die gelben, roten und grünen Positionslampen der Schlepper, Barkassen und Dampfer dahinschweben sehen. Hin und wieder sprang mit einem Windstoß lautes Tuten in den niedrigen verräucherten Raum, das Quäken eines Hornes, das tiefe Brummen eines Überseers.

Das kannten wir aber alles seit Jahren, hörten es kaum noch, es gehörte dazu. Und obendrein hatten wir gerade wieder eine sehr interessante Unterhaltung. Einer hatte erwähnt, daß drüben vorhin ein Russe angelegt hätte, der auch einige große Fässer mit Kaviar ausladen wollte, die irgendwohin weiterverladen werden sollten. Na, so kam das Gespräch natürlich auf Kaviar. Wir waren der Ansicht, daß dieser Kaviar viel zu teuer wäre. Und Elbkaviar schmeckte auch gut! Man müßte nur vorher einige Grogs trinken, oder dazu. Oder doch wenigstens gleich hinterher.

„Nee!" sagte Jan, der schon einige Minuten lang geschwiegen hatte und das nicht länger ertragen konnte. „Nee, da wißt ihr eben nicht, wie echter russischer Kaviar auf Eis schmeckt, ihr Anfänger!"

Wieso Anfänger? Und wußte er denn das so gut, und woher denn?

„Ja, weiß ich auch!" Und Jan schlug zur Bekräftigung mit der Faust auf die eichene Tischplatte. Wenn Jan etwas so bekräftigte, dann stimmte es, und dann konnte Jan das auch beweisen. Das wußten wir, und darum sagte niemand etwas. Jetzt würde Jan etwas vom Stapel lassen. Er hatte schon den nötigen Dampf auf.

„Also", sagte er, legte sich zurück, streckte die langen Beine unter den Tisch und steckte die Hände in die Taschen, während seine kurze Pfeife in seinem linken Mundwinkel hing wie ein Großsegel bei Windstärke Null. Träumerisch schaute er zur Decke auf. „Also, paßt mal auf. Das war vor, na, ich weiß nicht mehr, wieviel Jahren, da hatten wir doch diesen verdammicht strengen Winter, wißt ihr noch?"

Wir nickten alle und dachten an irgendeinen strengen Winter. Jaja.

„Damals fuhr ich", erzählte Jan weiter, „auf solch kleinem Küstendampfer, solchem Schlickrutscher, der immer in den Watten rumkrebste, alle naslang auf dem Schlick festsaß, bei Hochwasser wieder flottkam, in jedem Herbst mindestens einmal irgendwo strandete und wieder abgeschleppt wurde. Na, ihr wißt ja wohl. Die alte Teekiste hieß „Irma", das weiß ich noch. Und in dem strengen Winter, bei ablandigem Wind, waren wir wieder mal irgendwo auf Grund geraten, mitten im Eis noch dazu. Na, da half schließlich alles nichts mehr, wir mußten die nächste Tide abwarten. Da kamen wir aber auch noch nicht flott, das Wasser stand durch den anhaltenden Ostwind zu niedrig. Am anderen Morgen ging ich denn mal um den Kahn herum, besah das Eis, peilte die Lage. Und da seh ich doch mitten in einer dicken Eisscholle einen riesengroßen Fisch sitzen, eingefroren, genau so, wie die Russen das auch wohl machen. Ein Fischlein, sag ich euch — sooo groß!" Und Jan breitete die langen Arme, so weit er konnte. Wir staunten. Tja, das war ein ganzes Ende, Donnerwetter! Wir nickten ehrfurchtsvoll.

Jan ließ uns staunen, fuhr dann fort: „Na, wir haben das Tierchen denn sauber rausgesägt, an Bord gebracht und dort erst mal fachmännisch langsam aufgetaut."

„Und dann lebte er wieder?" fragte einer eifrig, mit harmlosem Augenaufschlag.

Jan beantwortete diese Frage nicht. Darüber war er erhaben. Er trank seinen Grog aus, schaute flüchtig zum Krokodil empor, das mit dunklen Augen zuhörte, ließ sich ein neues Glas bringen und fuhr fort:

„Tja, und was meint ihr, was hatten wir da gefangen? Einen Stör, einen wunderbaren, genau zweihundertund — —." Jan unterbrach sich, schaute vorwurfsvoll zu dem mit grünglimmenden Augen hängenden Reptil auf und verbesserte sich rasch: „Ich wollte sagen, genau zweiundachtzig Pfund schwer. Ja, das war ein herrlicher Fang. Und das Schönste kommt noch! Als wir nachher das Tierchen öffneten, was meint ihr wohl, finden wir in seinem Leib?"

Jan schwieg und schaute uns mit seinen ehrlichen hellblauen Augen alle der Reihe nach erwartungsvoll an, genoß unsere fragenden Gesichter.

Nein, wir wußten wirklich nicht, was sie gefunden haben konnten. In einem ausgewachsenen Stör konnte man wohl manches finden, vor allem, wenn ein Mann wie Jan dabei war. Einer von uns meinte zwar etwas schüchtern:

„Vielleicht ne Buddel Rum, oder — —?"

Er schwieg aber nach diesem halben Versuch, den Jan mit verächtlichem Schweigen überhörte.

„Nee", sagte er dann, „das könnt ihr nicht wissen, weil ihr keine Kenner, keine Feinschmecker seid." Sehr überlegen sagte er das. Aber er hatte ja wohl schon allerhand Grogs getrunken. Dann wurde Jan so.

„Also, wir fanden in dem Stör — — gut fünfzehn Pfund prima, echten russischen Kaviar, jawohl!" Und nun haute er wieder auf den Tisch, kümmerte sich in seiner Begeisterung auch nicht mehr um die hellglühenden Augen des Krokodils. „Jawohl, so war es! Prost!"

„Aber wieso denn echt russischer Kaviar, wieso russischer?" fragte einer nun. Man mußte Jan doch zeigen, daß man nicht alles einfach so hinnahm. Kaviar, nun ja, aber echt russischer?

„Es war eben ein russischer Stör", antwortete Jan mit unerschütterlicher Seelenruhe. „Wer kann wissen, wie der dort ins Wattenmeer kam Solche Tiere schwimmen manchmal sehr weit. Oder wollt ihr vielleicht behaupten, das wäre nicht möglich, hm?"

Nein, das wollte natürlich niemand behaupten. Nun schon gar nicht.

„Ich weiß doch, wie russischer Kaviar schmeckt!" fügte Jan mit der Miene eines Lebemanns hinzu. „Und unser Stör also hatte davon fünfzehn Pfund im Bauch, sozusagen schön auf Eis und — —."

„Mild gesalzen?" fragte wieder einer scheinheilig dazwischen, mit unerschütterlicher Ruhe Jans mißtrauischen Blick ertragend.

„Nein, nicht gesalzen", belehrte Jan ihn nachsichtig. „Sag doch solche Dummheiten nicht. Aber — hatte ich das schon erzählt? — da wir zufällig einige Tage vorher eine kleine Kiste echt französischen Sekt aufgefischt hatten — — —."

„Auch 'n paar Kisten echte Importen, Jan?" fragte einer treuherzig.

Aber da wurde Jan ärgerlich und schlug wieder auf den Tisch, daß die Gläser tanzten. „Wenn ihr Affen mich hier anöden wollt, mir etwa nicht glaubt, dann haue ich ab!"

Und er stand auf, mit seinem Achtersteven den Stuhl umwerfend, während über ihm das Krokodil wie eine Filmdiva mit den falschglühenden Augen klimperte.

HUMOR

„Du, Egon! Ich schreibe gerade an Tante Eulalia und möchte mich nicht gern wiederholen. Was für eine ansteckende Krankheit hast du doch das letzte Mal gehabt, als sie uns besuchen wollte?"

*

„Herr Ober, verbrennen Sie Ihren Daumen nicht an der Suppe!"

„Keine Angst, lieber Herr, das bin ich schon so gewöhnt, außerdem ist sie ja nicht mehr so heiß."

*

„Guten Tag. Ich möchte gern Skatkarten."

„Ein Spiel also?"

„Nein — haben Sie nicht einzelne Karten? Ein paar Asse und die zwei besten Buben würden mir genügen!"

*

„Inhaftierter, Sie sind beobachtet worden, wie Sie mit einem großen Stein in der Hand vor dem Schaufenster eines Juwelierladens standen!"

„Jawohl, Herr Richter! Ich wollte gerade reingehen und den Stein schätzen lassen!"

*

„Stell' dir vor", kam der Maler entrüstet zu seinem Kollegen, „da sind so ein paar verdammte Idioten, die meine Technik angreifen!"

„Aber reg' dich doch nicht auf!" beschwichtigte der Kollege, „es gibt doch immerhin ungleich mehr Idioten, die es nicht tun!"



Kellner: „Aber, mein Herr, Sie haben ja gerade eben erst hier gespeist!"
Gast: „Verdammt — hick! Diese blödsinnigen Drehtüren!"

Sie: „Du bist wirklich ekelhaft! Nie ist dir etwas recht, was ich möchte!"

Er: „Na, schön — dann tu's halt, wenn dir soviel dran liegt!"

Sie: „Nun grade nicht! Das könnte dir so passen, immer deinen Willen durchzusetzen!"

*

Der Professor kommt zum Friseur: „Haarschneiden, bitte!"

„Aber, Herr Professor!" ereifert sich der Gehilfe, „wir haben Ihnen doch erst vor einer knappen halben Stunde das Haar geschnitten!"

„Oh —" sagt der Professor, „das tut mir leid. Dann hab' ich nur vergessen, es von meinem Merkblatt auszustreichen!"

*

„Sieh mal, Helga, da geht der pensionierte Kapitän Hendriks! Der nimmt jeden Tag seinen Sextanten mit zum Strand und mißt die geographische Länge und Breite!"

„Aber die ist doch vermutlich jeden Tag die gleiche?!"

„Er behauptet: nein. Die Sonne sei nicht mehr, was sie früher war, sagt er."

*

Der Gatte: „Ich muß dir sagen, daß meine Einnahmen in der letzten Zeit leider sehr zurückgegangen sind!"

Die Gattin: „Da wäre es doch sicher am klügsten, ich würde mir das neue Kleid gleich jetzt kaufen, ehe sie am Ende noch mehr zurückgehen, nicht wahr?"

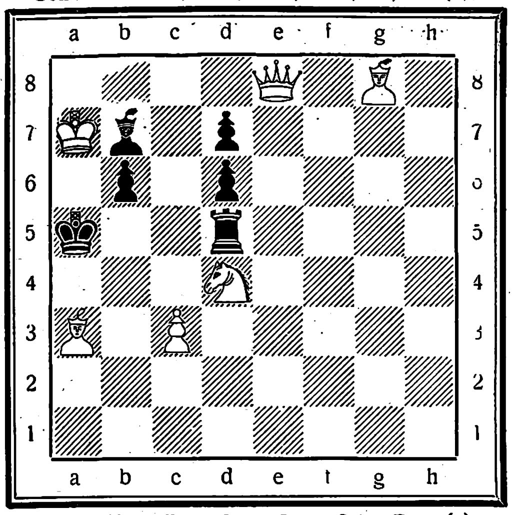
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von Bruno Meyer, Bremen

Schwarz: Ka5, Td5, Lb7, Bb6, d6, d7 (6).



Weiß: Ka7, De8, La3, Lg8, Sd4, Bc3 (6).
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 9

Dreizüger von Gerda Richter, Berlin
Weiß: Kh4, Te7, Sc6, Sh3, Bc4, d3, d6, e2, f4, g5 (10).
Schwarz: Kf5, Df6, Bd4, e3, g6, g7 (7).
1. d6—d7, D×g5; 2. S×g5, K×f4; 3. Tf7‡.
1. . . ., Dd6; 2. Tf7†, Ke6; 3. Sd8‡ usw.

Richtig gelöst: A. Neubert, Zwönitz; Templin, Friedensstadt; A. Roth, München; H. Fisch, Mülheim-Ruhr-Speldorf; O. Hoffmann, Hamburg; H. Dühmert, Berlin; P. Antweiler, Köln-Merheim; O. Schmitt, Aulendorf; J. Diehl, Oberschmitten; Chr. Steffen, Stuttgart-Gablenberg; Dr. Gerling, Märkisch-Friedland; G. Borkenstein, Oldenburg i. H.; Dr. R. Bungers, Itzehoe; H. Stadtmüller, Karlsruhe; Dr. H. Schelcher, Dresden; F. Stieler, Dortmund; A. Brückner, Stollberg; M. Wallner, Buchbach; P. Albrecht, Meerane; C. Ebert, Hamburg; Pfr. Klein, Setzingen; H. Schmidt, Bodheim; Dr. Münch, Bocholt; L. Hofmeister, H. Scharf, Oberviechtach; F. Büttner, Fürth i. B.; R. Hein, Strehlen; G. Wollerich, Cuxhaven; A. Diezemann, Herzberg (Elst.); E. Körner, Grünbach; H. Zapf, Mannheim; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; A. Neiger, Vijnita, Bukowina; G. Peipers, Eckardtsheim; B. Ranfft, Gelsenkirchen; K. Kleinebeckel, Köln-Klettenberg; C. Weinrich, Syke.

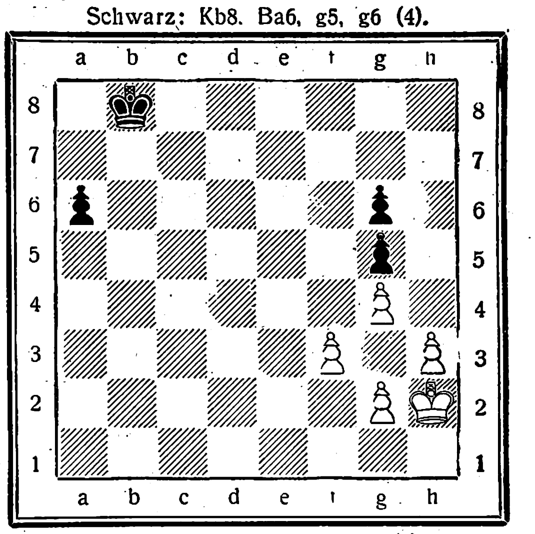
Einige Löserurteile: „Eine gut pointierte Aufgabe". A. R., M.; „Für die gehabte Mühe des Auffindens des geschickt versteckten Einleitungszuges wird man reichlich belohnt", P. A., K.-M.; „Fein erdacht", A. B., St. „Ein recht ansprechendes Problem mit mancherlei Verführungen". H. Z., M.; „Die doppelte Funktion des Schlüsselbauern ist ausgezeichnet". H. K., B.-N.

Ein ulkiges Intermezzo

Endspielstudie v. J. Berger

Da Weiß den feindlichen „Freibauern" a6 nicht aufhalten kann, muß es sein Bestreben sein, das interessante Endspiel auf eine andere Weise zu retten. Dies kann nur erreicht werden, indem sich der gefährdete König gleich einer Seidenraupe so mit den eigenen Bauern umspinnt, daß er im Augenblick, da die neu inkarnierte schwarze Königin auf al ihren ersten Schlachtruf ertönen läßt, „pattverschanzt" ist.

Schwarz: Kb8, Ba6, g5, g6 (4).



Weiß: Kh2, Bf3, g2, g4, h3 (5).
Weiß am Zuge erzwingt Remis. Wodurch?

Lösung:

Durch 1. f3—f4!, a6—a5 (auf 1. . . ., g5×f4? würde 2. h3—h4 nebst h5 folgen und Weiß gewinnen!); 2. f4×g5, a5—a4; 3. Kh2—g3, a4—a3; 4. Kg3—h4, a3—a2; 5. g2—g3! Verschmitzt lächelnd schlägt Weiß den Deckel zu und ist nach 5. . . . a2—a1D „Patt"!

Der neugierige Montenegriner

Vor dem Weltkriege kam einst ein k. u. k. Minensucher an die Gewässer weiland König Nikitas und ankerte in Bar. Kaum waren die Matrosen an Land gegangen, als auch schon eine Menge von Montenegrinern um sie herumstanden und die schönen Uniformen und das große Schiff bestaunten. Einer der hochgewachsenen Söhne der schwarzen Berge, der zum erstenmal in seinem Leben nach Bar heruntergestiegen war, der noch nie einen Kahn, geschweige denn ein Kriegsschiff gesehen hatte, fragte einen der Matrosen, ob sie auch noch größere Schiffe hätten.

„Haben wir", antwortete der Matrose voller Stolz: „Und sie sind hundertmal größer als das Schiffchen dort."

„Habt ihr viele davon?"

„Paar hundert! Wir haben Schiffe in Pola und in der Bucht von Cattaro, in Zadar und in Schibenik Und auch das ist erst die Hälfte. Die andere Hälfte ist in Übersee, in China, in Japan und auf dem Ozean."

Das machte dem Montenegriner sichtlich Eindruck.

„Aber", meinte er weiter, „kommen die auch mal alle zusammen?"

„Nein, niemals. Jedes hat seinen Hafen Nur wenn's Krieg gibt, dann kommen sie alle zusammen."

„Krieg? Wozu braucht ihr einen Krieg?" Dem Matrosen gefiel das Publikum; da konnte man sich ja mal richtig aufspielen.

„Ja, mein Lieber!" sagte er zu dem Montenegriner, „das ist doch ein bißchen anders, als du dir das so denkst. Kriege entstehen oft aus Kleinigkeiten. Also stell dir mal vor, daß irgendein Montenegriner einen von unseren Matrosen verprügelt. Was geschieht? Der läuft zu seinem Kommandanten und beklagt sich Der Kommandant meldet es dem Admiral und der Admiral meldet es dem Kaiser. Und was geschieht dann? Der Kaiser erklärt eben eurem Fürsten den Krieg!"

Mit einer unglaublich hoheitsvollen Miene schaute er den Sohn der schwarzen Berge an, meisterhaft seine innere Belustigung verbergend. Unzweifelhaft, das hatte Eindruck gemacht.

„Du meiner Seel'!", rief der Montenegriner aus. „Wegen so einer Geschichte?"

„Freilich! Was glaubst denn du?" Aber der Matrose hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da hatte der Montenegriner schon ausgeholt und klatsch, klatsch bekam der Aufschneider ein paar kräftige Ohrfeigen.

„So", meinte der Montenegriner befriedigt, „jetzt lauf zu deinem Kommandanten, und der soll es schleunigst dem Kaiser melden, daß er Krieg erklären muß. Sag ihm, daß der Marko aus Pipero einmal die ganze kaiserliche Flotte sehen möchte."



















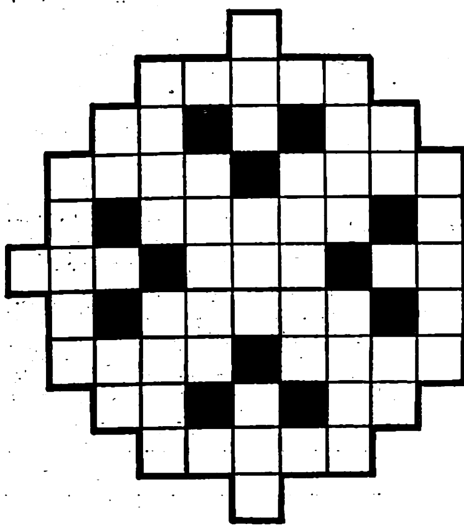




RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagrecht: Haube, Jemen, Pau, Kalb, Raps, Pud, Ilion, Janus, Amos, Ulk, Jahn, Po. Senkrecht: Gnu, Ra, Joker, Joch, Hus, Juli, Kaaba, Neuß, My, Span, Nahe, Blues, Ilm.



Vorstehende Wörter sind so in die Figur einzutragen, daß sich die Lösung eines Kreuzworträtsels ergibt.

Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6
7	8

1—2 Schnittlinie zweier Flächen, 1—8 Gefäß, 3—1 Sturm, 3—4 Amtskleid, 4—2 Kirsche, 4—6 Reptil, 5—2—3 Himmelskörper, 5 bis 6 Längenmaß, 6—7—2 Insekt, 6—8 Dreigewinn, 7—5 Schauspieler, 7—8 Geschoß, 8—7 See bei Rom.

Füllrätsel

S	T									
	S	T								
		S	T							
			S	T						
				S	T					
					S	T				
						S	T			
							S	T		
								S	T	
									S	T

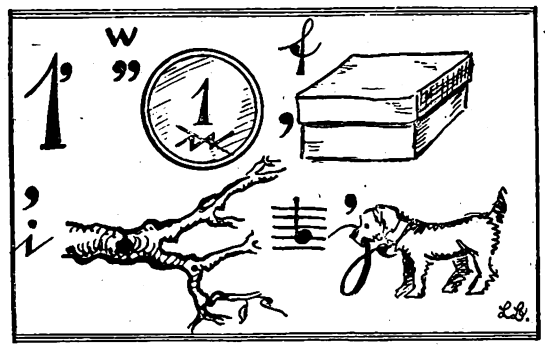
Folgende Buchstaben, a a a a a a a a a a a b b b ck d d d e e e e e e e e e e e e e e e e e g g h h h i i l l l l l m m m n n n n n o o o o p p p p p r r r r r r r r r r r r s s t t t u u u u u u u u v z sind so in die Felder einzusetzen, daß Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. Pilzart, 2. Landschaft in Spanien, 3. Dienststelle einer staatlichen Einrichtung, 4. Abführmittel, 5. Verkehrsweg, 6. übertragbare Krankheit, 7. Stadt in der Provinz Sachsen, 8. Stadt in Schleswig-Holstein, 9. Toilettenartikel, 10. Stadt in Oldenburg.

Ein Name

Von fünfundzwanzig Brüdern wir
Den elften und den letzten wählen.
Ein Dutzend fügen wir hinzu,
Die Musen sind alsdann zu zählen.

Die Augen auf! Die Herzen hoch!
Ihr seht ihn durch die Lüfte gleiten,
Um Deutschlands Wollen stolz und frei
Zu tragen in der Welten Weiten.

Bilderrätsel

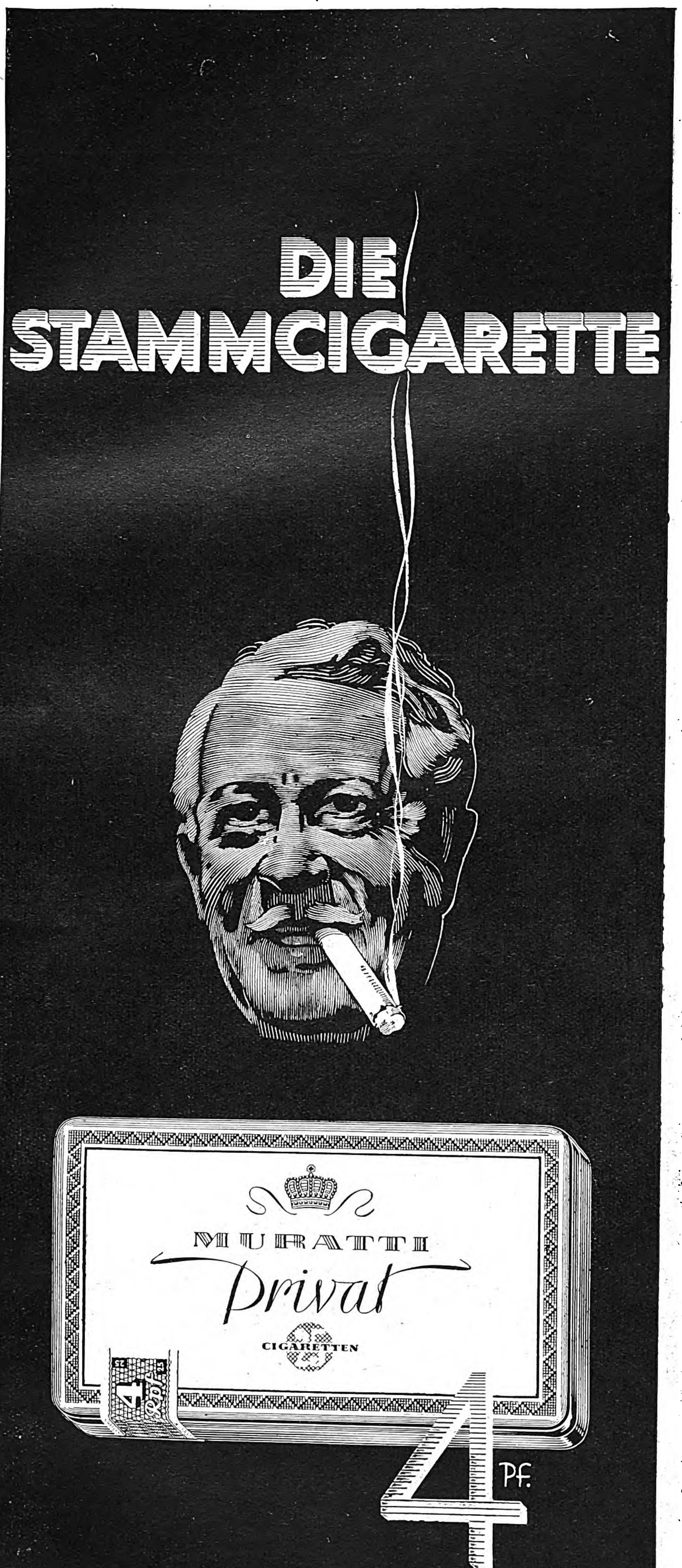


Veränderliches Herz

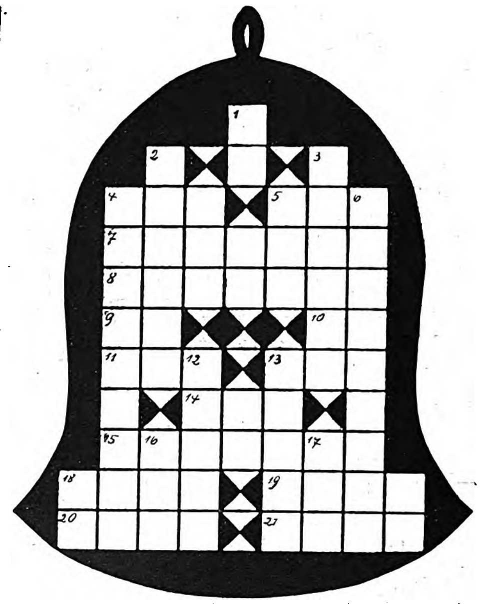
Gibt man ein „hartes" Herz der afrikanischen Stadt,
So heult verderbenbringend grauser Wettersturm. —
Doch wenn ein „weiches" Herz man ihr verliehen hat,
Wirkt es in Menschen, Pflanzen, selbst im kleinsten Wurm.

Rösselsprung

	su	die	früh	so	ber	ze	
halt	ling	still	die	gan	der	son	weht
so	ber	gen	flö	vor	welt	ü	grund
blüht	ich	liegt			mer	veil	nig
ü	land	hand	mir	tet	duft	im	sund
die	mein	luft	mernd	am	ge	hängt	chen
	schim	das	herz	die	tief	die	



Kreuzworträtsel



Waagrecht: 4. Artikel, 5. faulende Tierleiche, 7. Dickhäuter, 8. italien. Fürstengeschlecht, 9. Abkürzung f. Festmeter, 10. Nahrungsmittel, 11. Erfrischung, 13. Hausflur, 14. Bodensenkung, 15. Wissenschaftler, 18. erhaben, 19. Untugend, 20. keck, 21. weibl. Vorname.

Senkrecht: 1. italien. Fluß, 2. Wurstsorte, 3. männl. Haustier, 4. Tiroler Maler †, 6. bekannte Weinsorte (Franken), 12. Zugvogel, 13. Lob, 16. Bund, 17. Waffe. ch = 1 Buchstabe

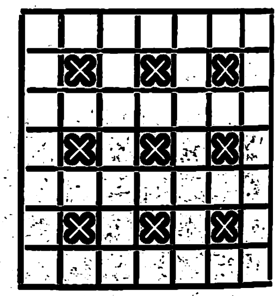
Silbenrätsel

Aus den Silben: ba be berg brunst burg cre der e e flie ge ge gen gli go gud han häu in in lan ne ne nie norm pe ran re ri rich run sa ser ster tags tann te tel tie ten ul ve wald, sind 17 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstabe, von oben nach unten gelesen, einen zeitgemäßen Spruch ergeben. Bedeutung der Wörter: 1. alter Soldat, 2. Stadt in Ostpreußen, 3. übertrieben (lateinisch), 4. Deutscher

1	7	13 ....
2	8	14 ....
3	9	15 ....
4	10	16 ....
5	11	17 ....
6	12	

Rundfunksender, 5. altdeutscher Frauenname, 6. flaches Land, 7. Singstimme, 8. Insekt, 9. Morgengewand (französisch), 10. Lebewesen, 11. Männername, 12. Oper von Richard Wagner, 13. Nahrungsmittel, 14. Bergrücken am Rhein, 15. inneres Empfinden, 16. Seidenstoff, 17. Turngerät.

Viereck

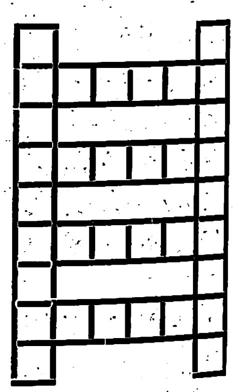


Die Buchstaben: a a d d e e e e e e e e e g h h i i i i l l l m n n n n o o o o o r r r r t t v sind so in die leeren Felder einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht dieselben Wörter entstehen: 1. Rheinnixe, 2. junges Militärpferd, 3. Chorkomponist geb. 1882, 4. deutscher Rechtsgelehrter (19. Jhrh.).

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Dassel, Verhalten, Bemerkung, Fenster, Rachen, kleben, Enver, Vergeben, geht, Termite, Diadem, Wiese, Lieber, Aguti, Ohnmacht, Genesung, Berlin, Gitter, Nervi, Maschine, Häcksel, Hals, Frischling, Säge, sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch Friedrich des Großen ergeben. ch = 1 Buchstabe.

Leiterrätsel



Die Buchstaben: a c d d e e e e f g g h i i i i k l l l n n n n o o o r r s s t u werden so in die Leiter eingesetzt, daß die Sprossen von oben nach unten ergeben: 1 deutscher Schriftsteller (19. Jhrh.), 2. gewerbl. Interessenvereinigung, 3 deutsche Stadt, 4. deutscher Operettenkomponist. Die beiden Holme ergeben von oben nach unten zwei Opern Richard Wagners.

Kapselrätsel

Obdachlos, Wenden, Gerechtigkeit, Beachtung, Expansion, Frostbeule, Schiller, Pflaster, Zehntausend, Kulmbach, Retorte, Schwalbe, Fastenzeit, Finsternis, Werdegang, Scharade, Verwilderung, Gewinnst, Kleider, Fledermaus. — In jedem der vorstehenden Wörter ist ein selbständiges Wort enthalten. Die Anfangsbuchstaben derselben ergeben eine alte Bauernregel.

Lösungen der Rätsel in Folge 13:

Bilderrätsel: Mitleid hilft nicht, opfern ist Pflicht. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Hugen, 2. Italien, 3. Theseus, 4. London, 5. Edam, 6. Romeo, 7. Jaguar, 8. Ulanka, 9. Garnele, 10. Eiche, 11. Nacken, 12. Dirigent. „Hitler-Jugend." ✱ **Silbenaussuchrätsel:** „Wir wollen keine Geschenke, sondern ein freies Deutschland, das wir zu erarbeiten gedenken." ✱ **Silbenrätsel:** 1. Niederwald, 2. Entführung, 3. Verehrer, 4. Gehbahn, 5. Frauenwörth, 6. Andeutung, 7. Bluntschli, 8. Handelskammer, 9. Wieland, 10. Propädeutik, 11. Totschlag, 12. Grönland, 13. Waldemar, 14. Scharführer, 15. Lehrer, 16. Gehilfe, 17. Pförtner. Der Führer gehört Deutschland, wie Deutschland dem Führer gehört. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 3. Satan, 7. Ur, 9. Tee, 10. la, 11. Dach, 12. Tier, 13. ein, 14. Alpen, 16. Abend 18. es, 20. Ar, 22. Sudan, 24. Poe, 26. Kur, 28. PS, 29. Alt, 30. Na. — Senkrecht: 1. Ale, 2. Pudel, 4. Athen, 5. Aetna, 6. Laren, 8. Rappe, 10. Leber, 15. Esse, 17. Bank, 19. Adolf, 21. Epp, 23. Ara, 25. os, 27. Ur. ✱ **Rösselsprung:** Die Wahrheit zu nennen, ist Spiel; Die Wahrheit erkennen, ist viel; Die Wahrheit zu sagen, ist schwer, Die Wahrheit ertragen ist mehr. ✱ **Silbenkreuz:** Sorge, Sorbet, Gebet, Tibet, Tiber, Betti, Tresor, Treber, Berge. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Erato, 2. Hacienda, 3. Rahmenantenne, 4. eitel, 5. Tiegel, 6. Datteln, 7. Indien, 8. Eleonore, 9. Arnika, 10 Rhabarber, 11. Bariton, 12 Elberfeld, 13. Idealismus 14. Teilung, 15. Ultimo, 16. Niederlande, 17. Dirigent. Ehret die Arbeit und achtet den Arbeiter. ✱ **Schnell geholfen:** Klinke Linke.

Wochenende an der Themse



Die Riesenstadt London entleert sich über Samstag und Sonntag. Die Ufer der Themse sind dann umsäumt von Menschen. Überfüllte Dampfer, Ruderboote, Paddel- und Motorboote drängen sich durch die Schleusen innerhalb des Stadtgebietes.



Zuschauer bei einem Fußballspiel: Die erste englische Division spielt. Die Menschenmenge bei wichtigen Spielen ist unübersehbar.



Da am Sonntag keine Sportveranstaltungen stattfinden, sind am Sonnabendnachmittag alle Sportplätze von Zuschauern belagert. Autos als Tribünen auf einem Kricketplatz.



Paddelboote mit Verdeck, eine Londoner Eigenart, die für den Wochenendausflug auf dem Wasser den Londonern als ideal erscheint.

Aufnahmen: Weltbild.



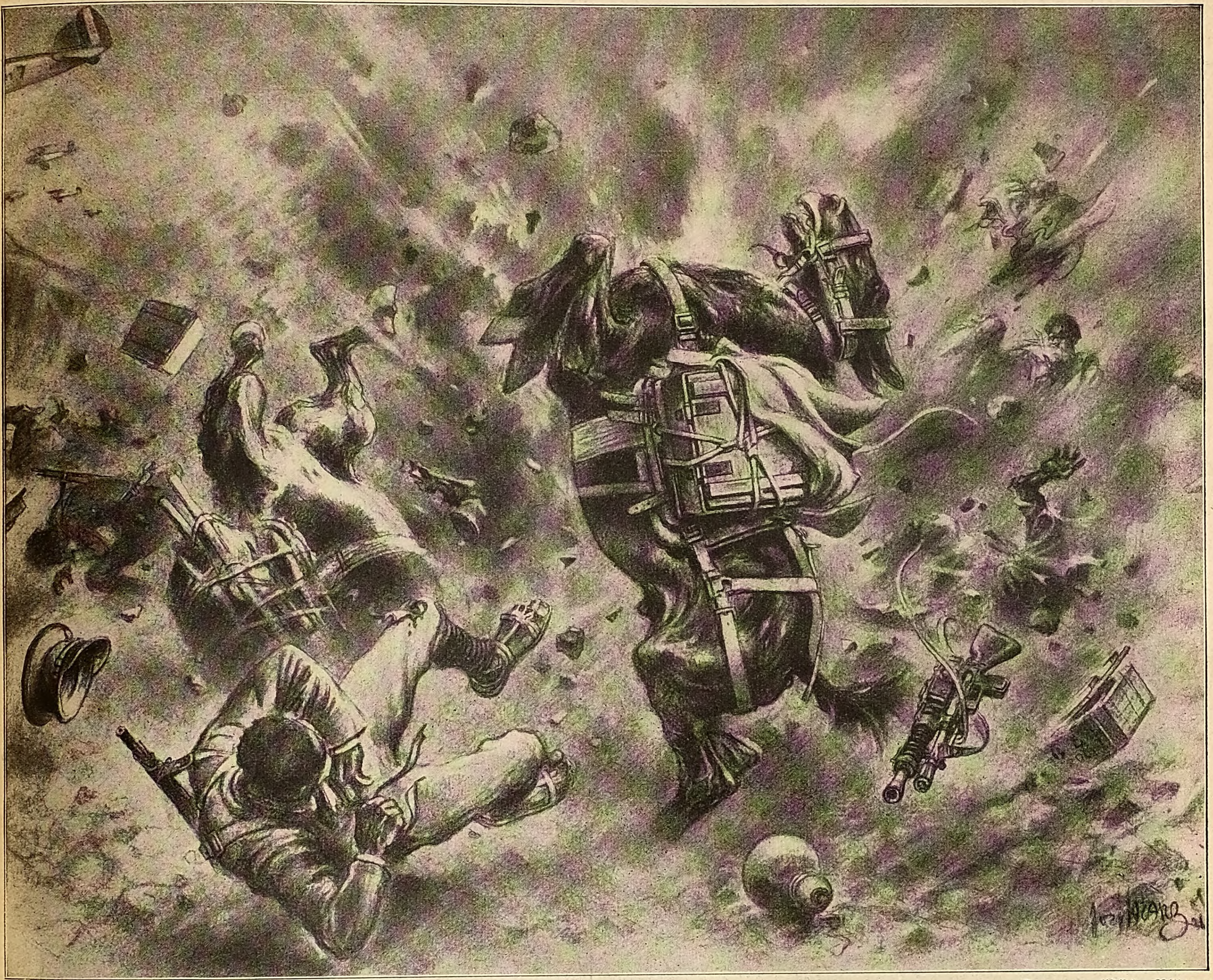
Für ein paar Erdnüsse leisten die „Jumbos" ein ganz schönes Stück Arbeit.
Der Elefant ist in Gefangenschaft ein sehr williges Tier, das für Dressurkunststücke leichter zu haben ist, als manch ein beweglicheres und kleineres Tier. Die Aufnahme stammt von der Morgenarbeit eines amerikanischen Zirkus.
Aufnahmen: Weltbild.



Frühling auf dem Kinderspielplatz.
Im Hydepark in London hat sich ein kleiner Polizist aufgestellt, der seinen Spielkameraden Ordnung im Verkehr beibringt.
Weltbild.



Stromlinie selbst für den Kinderwagen!
Auf dem englischen Flugplatz von Croydon. Dieser junge Erdenbewohner, der da befördert wird, scheint absolut modern zu sein: Er fliegt und fährt dann stolz in seinem Stromlinienwagen davon...



Das naturalistische Bild des Krieges: Bombentreffer in einer abessinischen Tragtier-Kolonne.

Die in Richtung auf die Takazza-Übergänge zurückflutende Armee des Ras Imrus wurde wiederholt von italienischen Flugzeugen bombardiert und unter MG.-Feuer genommen.



Bild links: Italienische Artillerie bei Selaclaca.

Um die abessinischen Verteidigungsnester wirksam bekämpfen zu können, mußten die italienischen Geschütze teilweise bis auf 100 m Entfernung an die abessinischen Stellungen herangebracht werden. Auf derart kurze Entfernungen wurden schließlich die Stellungen im direkten Schuß sturmreif gemacht. Die Möglichkeit, die Geschütze so nahe an die abessinischen Stellungen heranzubringen, ist ein Beweis für die Unzulänglichkeit der abessinischen Bewaffnung.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

11. JAHRGANG / FOLGE 15 / DONNERSTAG. 9. APRIL 1936

IB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Der Führer wählt.

Ein Blick in die Wahlzelle am Potsdamer Bahnhof, in der der Führer am historischen 29. März 1936 seiner Wahlpflicht genügte.

Aufnahme für den „J. B." von Heinrich Hoffmann.



Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler l
des 29. März . 1936 in der Reichskanzlei Ber
ergebnisse durchgeben.



Sonderaufnahmen für den „J B.“
von Heinrich Hoffmann.

Links: Reichspropagandaleiter Dr. Goebbels erstattet
dem Führer Meldung über die Wahlergebnisse.

Links vom Führer Stabschef Lutze, rechts Reichsleiter
Bouhler, Kapitän Baur, Reichsbildberichterstatter Hoff-
mann. Links hinter Dr. Goebbels: Reichsminister Kerrl,
Obergruppenführer Brückner und Reichsarbeitsminister
Seldte.



...sich am Abend
...über die Wahl-

Der große Sieg



Im Wahllokal Potsdamer Bahnhof, Berlin, am Morgen des 29. März. Der Führer hat seiner Wahlpflicht genügt und steckt sich die Plakette an. Hinter ihm Brigadeführer Schaub.



Rechts: Am Abend des Wahltages, an dem das deutsche Volk in der gewaltigsten Kundgebung der Geschichte einhellig dem Führer seine Gefolgschaft und sein Vertrauen bescheinigte, in der Reichskanzlei.

Von rechts nach links: Der Führer und Reichskanzler, Stabschef Lutze, Reichsleiter Bormann, Reichsleiter Bouhler (hinter ihm Obergruppenführer Brückner), Reichsminister Kerrl, Reichsminister Darré, Reichsminister Frick, der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, Flugkapitän Baur.



Die Vorbereitungen für die Osterfeier in Lüdge werden getroffen. Der Wagen mit den sieben großen Holzrädern, deren jedes einen alten Spruch eingeschnitzt trägt.

Aufnahmen: Weltrundschau.

Die Feuerräder von Lüdge

Ein alter westfälischer Osterbrauch

Noch werden in vielen deutschen Gauen die Freudenfeuer zu Ostern angezündet und, wie der glühende Sonnenball am Horizont, so rollen die Feuerräder von Lüdge zu Tal. Voll versteckter Symbolik, in tiefer Verbundenheit mit der Natur, sind sie ein letztes Erbe unserer Vorzeit, da die Göttin Ostara Licht und Fruchtbarkeit über das Land austeilte.

Am ersten Osterfeiertag ziehen die Einwohner der kleinen westfälischen Stadt Lüdge in langem Zuge zum Osterberg. Auf dem ersten Wagen liegen die sieben Räder, dann folgt auf einem zweiten Wagen das Stroh, mit dem die Räder ausgestopft werden. Die Zunft der Stellmacher und Wagner begleitet die Wagen bis zum Berg, wo sie die Räder und das Stroh ablädt. Vor allem die Jugend beteiligt sich nun eifrig am Ausstopfen und Umwinden der Räder, die jedes einen schönen Spruch eingeritzt tragen. Am Abend, wenn rings von den Höhen schon die Osterfeuer lohen, rollen nach dem feierlichen Vorspruch die sieben Räder zu Tal, in gewaltigen Sprüngen abwärts sausend. Das brennende Stroh



Große Bündel Stroh werd



Die Sonnenräder sind an ihrem Bestimmungsort hoch oben am Berg angelangt. Kräftige Männerarme sind nötig, die schweren Räder vom Wagen zu heben.

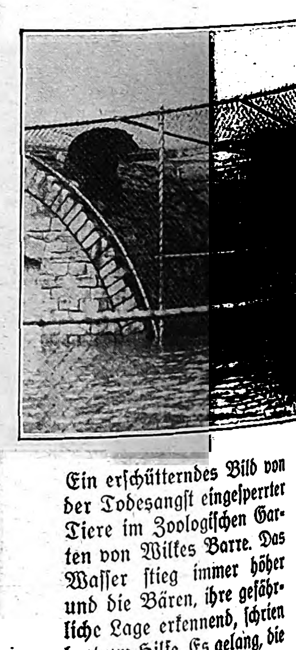
Menschen laufen um ihr Leben:

Die Flut kommt!

Bilder zu den Überschwemmungskatastrophen, die viele Städte Nordamerikas heimgesucht haben.







Ein erschütterndes Bild von der Todesangst eingesperrter Tiere im Zoologischen Garten von Wilkes Barre. Das Wasser stieg immer höher und die Bären, ihre gefährliche Lage erkennend, schrien laut um Hilfe. Es gelang, die bedrängten Tiere zu retten.

Die Einwohner der amerikanischen Stadt Johnstown laufen um ihr Leben.
Zu Fuß und in Automobilen wälzt sich eine dichte Menschenmenge nach Verbreitung der Nachricht, daß der Quehmahoning über die Ufer getreten sei, aus dem Stadtinnern.



Ein anderes Bild von der Panik in Johnstown: „Die Flut kommt!"

Aufnahmen: Associated Press.



Nach der Flut, die über Johnstown hinging: Ein Bild, das die Gewalt der Sturmwellen veranschaulicht.



Bild rechts: Ein Automobil ist steckengeblieben. Der Mann, der es gesteuert hatte, sucht Rettung in einem Boot, das bereits von Flüchtlingen besetzt ist.

Neuland für Karsta

ROMAN VON SIEGFRIED BERGENGRUEN



Dithmarschen-Mädel in der Melktracht.
Aufnahme: du Vinage.

(1. Fortsetzung.)

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Karsta Bojen bekommt die schreckliche Nachricht, daß ihr Bruder, der vor einem Jahre einen Hof im neuangelegten Adolf-Hitler-Koog übernommen hat, in der Nordsee ertrunken ist. Um nun das Gut ihrem erst vierzehnjährigen Neffen zu erhalten, fährt Karsta unverzüglich hin, wobei sie in ihrem Abteil einen dicken und allem Anschein nach recht gemütvollen Herrn namens Friedrichsen kennenlernt, der in ihrer neuen Heimat eine gutgehende Sauerkohlfabrik besitzt und seinen Geschäften voll Betriebsamkeit nachgeht. Sein Eifer beschränkt sich aber nicht nur auf rein kaufmännische Dinge, auch auf dem Gebiete der Liebe versucht er hartnäckig sein Glück, und zwar bei der Wirtin des Gasthofes „Zum Störtebecker", der jungen Witwe Christine Bruhn, nur allerdings mit denkbar negativem Erfolge. Darüber gerät er dermaßen in Wut, daß er der Angebeteten ein ihr gewährtes größeres Darlehen auf der Stelle kündigt, was die Witwe besonders schwer trifft, da ihre Schenke nicht gerade eine Goldgrube zu nennen ist. Jedoch nicht allein die Abfuhr, die der unglücklich Verliebte erhält, erbost ihn so, er ist sonderbarerweise auch darob ziemlich aufgebracht, daß Christine die fast schon vergessene Geschichte von dem rätselhaften Tode ihres Mannes wieder ans Tageslicht zerrt und fest entschlossen ist, mit Hilfe Klaas Sootjes, des neuen Landjägers, den ganzen Fall endlich aufzuklären. Ihr Mann nämlich verschwand vor einigen Jahren spurlos, und man munkelte damals sogar, daß er ermordet worden sei. Daß jetzt diese Angelegenheit wieder aufgerollt werden soll, behagt Friedrichsen nicht recht, wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil sich zwischen Christine und dem Landjäger etwas anzubahnen beginnt. Als Karsta die Wirtsstube betritt, findet sie dort die verzweifelt weinende Christine vor.

Sie müssen sich beruhigen, Frau Christine, es können jeden Augenblick Leute kommen, man hört schon das Geklingel vom Michaelisdonner Zug! Rufen Sie Ihre Magd, damit sie Sie hier vertritt, und gehen Sie selbst für ein paar Augenblicke in Ihre Wohnung. Ich weiß zwar nicht, worum es sich handelt, aber ich glaube, daß keine Sache so schlimm und verfahren ist, daß man nicht einen Ausweg daraus finden könnte!"

Und diese kleine schlanke Karsta Bojen aus Hamburg nahm die große starke Christine Bruhn, mit der sie bei ihren bisherigen Besuchen im „Störtebecker" knapp hundert Wörter gewechselt hatte, einfach unter den Arm und führte sie hinaus wie ein Kind. Und es schien fast, als ob dieses stämmige, kraftvolle Frauenwesen Christine sogar sehr glücklich darüber wäre, daß man sie jetzt so führte. Sie hatte einen Menschen bei sich, einen schwesterlichen und kameradschaftlichen Menschen, der gut zu ihr war, und der bedeutete schon allein fast eine Rettung, da er gerade in dem Augenblick zu ihr trat, wo sie geglaubt hatte, die ganze Welt ringsum bräche in einer einzigen Sturmflut von Schlechtigkeit, Gemeinheit und Schmutz zusammen und spüle auch das letzte schmale Stückchen festen Grundes unter ihr fort, auf dem sie sich mit so viel Kampf und Zähigkeit zu behaupten suchte.

Es dämmerte schon, als Karsta Bojen, ohne besonders auf den Weg zu achten, durch das Dorf ging und sich mit dem auseinanderzusetzen suchte, was ihr Christine Bruhn erzählt hatte. Da gab es Dinge, über die sie noch kaum nachgedacht hatte und mit denen sie in Hamburg auch nicht in Berührung gekommen war. Jene Dinge und Vorkommnisse, aus deren Summe und Verhältnis zueinander sich zumeist das Schicksal der Menschen gestaltete, zu Glück oder Verhängnis wurde, und die allemal in einer großen Einsamkeit wurzelten, wie sie aus der Verschlossenheit und Schwere der Seele wächst.

Überhaupt war auf Karsta Bojen etwas viel eingestürmt in diesen fünf Tagen ihrer Anwesenheit im Koog, und ihr im Grunde so überaus heiteres und lebensbejahendes Gemüt hatte alle Mühe, sich mit den zumeist düsteren und unfreundlichen Eindrücken auseinanderzusetzen, die hier an sie herangetragen wurden.

Sie dachte an den ersten Abend im Hause ihres verstorbenen Bruders. Die beiden Kinder, der vierzehnjährige Wolf und die siebenjährige Elli, waren zu Bett gebracht, und sie saß mit ihrer Schwägerin Maria allein in dem keineswegs sehr gemütlich eingerichteten Wohnzimmer, die unverkleidete elektrische Lampe blendete unbarmherzig, und sie sprachen über die Zukunft und was in der nächsten Zeit am notwendigsten geschehen müsse.

Die blasse, dunkelhaarige Maria mit dem schönen, ein wenig zu regelmäßigen Madonnengesicht hatte fast unbeweglich dagesessen, die Hände lagen hilflos und bleich auf dem schwarzen Grund des Trauerkleides, der Kopf war gesenkt, und das Ganze war ein nicht unschönes, aber doch unsagbar niederdrückendes und hoffnungsloses Bild, das Karsta irgendwie reizte.

Und dann waren die Worte gefallen, die Karsta endgültig aus der Fassung brachten.

„Wir müssen den Hof aufgeben", sagte Maria. „Wir können ihn niemals halten. Denn, wenn erst der Deichvogt Pedbersen merkt, daß wir nicht richtig wirtschaften können, dann wird er uns sowieso genommen. Darum gehe ich schon lieber gleich, bevor man mich hinaussetzt..."

Karsta sprang auf, sie konnte diese Stille, diese hoffnungslose Gelassenheit nicht mehr ertragen.

„Und Herbert?!" rief sie so laut, daß die Schwägerin erschreckt zusammenfuhr. „Hat Herbert sich darum Jahr um Jahr bemüht, Land zu bekommen, unserer Familie wieder einen Erbhof zu verschaffen und seinem Sohn eine Grundlage für seine Zukunft zu bereiten, damit alles, was er wollte und plante, fünf Tage nach seinem Tode zusammenfällt wie ein lächerliches Kartenhaus? Wir sind verpflichtet, deinem Jungen sein Erbe zu erhalten, verpflichtet, hörst du...!"

Maria sah unruhig und ängstlich die Schwägerin an, die sich zu guter Letzt auch noch eine Zigarette anzündete und wie ein Mann hin und her zu marschieren begann.

„Aber du weißt doch, daß ich so gut wie gar nichts von der Landwirtschaft verstehe. Wie willst du allein...?"

Karsta stieß den Rauch grimmig durch die weißen, gesunden Zähne.

„Wie, das wird sich schon zeigen, Maria! Das eine ist mir jedenfalls klar, daß es gehen muß! Und dieser Deichvogt, vor dem ihr hier alle einen solchen Höllenrespekt habt, wird auch nur ein Mannsbild sein wie alle anderen Mannsbilder auf dieser unvollkommenen Welt! Wenn ich hier erst ein wenig gesehen habe, was wirklich los ist, gehe ich zu ihm und spreche alles mit ihm durch!"

Maria schüttelte ungläubig den Kopf.

„Da kennst du den Hinrich Pedbersen schlecht, Karsta. Der läßt nichts mit sich durchsprechen. Der sagt einfach, so und so wird die Sache gemacht und damit basta. Schon die Männer hier im neuen Koog können nicht gegen ihn aufkommen. Dich als Frau aber wird er überhaupt nicht für voll nehmen!"

Karsta lachte hell.

„Es mag Menschen geben, für die es gut ist, wenn man ihnen jeden Schritt vorschreibt, Maria. Wahrscheinlich sind diese Jungbauern hier im Koog Leute, die durch die jahrelange Arbeitslosigkeit ein wenig die Initiative verloren haben, so daß sie der Vogt erst wieder ein bißchen auf den Trab bringen muß. Warte nur ein paar Jahre, dann wird er niemanden mehr etwas vorzuschreiben brauchen, und sie werden selbst wissen, was sie zu tun haben. Bei mir ist das etwas anderes.

Ich bin jetzt, da Herbert tot ist, die einzige hier im neuen Koog, die aus Dithmarschen stammt und niemals von anderen Menschen abhängig gewesen ist. Seit unsere Eltern starben, haben Herbert und ich uns immer auf eigene Faust durchgeschlagen, nie gestempelt, immer gearbeitet und dabei auch etwas gelernt. Und nun, da wir endlich auf unserem eigenen Hof sitzen, lassen wir uns auch keine Vorschriften machen, sondern nur beraten. Ja, guten Rat werden wir mit Dank anzunehmen wissen. Und wir bleiben hier, Maria, mögen uns auch zehntausend Vögte von hier fortgraulen wollen ...!"

Damit war dieses entscheidende Gespräch beendet gewesen, und Maria hatte sich gefügt. Vielleicht war es sogar ganz gut, daß sie so fügsam war. So konnte man hoffen, daß alles in Frieden und Harmonie weitergehen würde, denn zwei harte Köpfe passen schlecht zusammen.

Karsta Bojen blickte sich um. Das Dorf Friedrichskoog war plötzlich zu Ende, nur rechts zeigten sich in einiger Entfernung die Umrisse eines großen, kastenartigen Gebäudes mit einem Fabrikschornstein. Sie war also falsch gegangen und hatte, statt nach dem Hillerkoog abzubiegen, der links unmittelbar an Friedrichskoog III anschloß, die Richtung nach Friedrichskoog-Spitze genommen. Und da rechts war die Fabrik des dicken Herrn Friedrichsen, der alleinstehenden Frauen Geld lieh, um ihnen dann später nicht gerade sehr anständige Angebote zu machen.

Karst überlegte. Sollte sie umkehren? Nun, Maria würde nicht gleich annehmen, daß ihr ein Unglück zugestoßen sei, wenn sie nicht ganz pünktlich nach Hause kam und die paar Kleinigkeiten, die sie bei Christine Bruhn eingekauft hatte, erst ein wenig später heimbrachte. Sie hatte plötzlich eine starke und leidenschaftliche Sehnsucht, das Meer zu sehen, das dort vorne zwar deutlich wahrnehmbar, aber doch durch den Wall des Deiches verdeckt, die Spitze der kleinen Halbinsel umbrandete. Wenn sie diese Straße verfolgte, konnte sie in einer guten halben Stunde in Friedrichskoogspitze sein. Es war derselbe Weg, den Peter Bruhn, der Gatte Christinens, in jener Oktobernacht genommen hatte, als er den Ingenieuren den Rum in die Baracke brachte, ohne jemals wieder nach Friedrichskoog zurückzukehren.

Entschlossen machte sich Karsta auf den Weg. Sie hatte kräftige, dickbesohlte und wasserdichte Schuhe an, es kam also nicht so sehr darauf an, wenn sie zuweilen durch eine der vielen Wasserflächen platschte. Und es würde ihr bestimmt gut tun, sich einmal ordentlich auszulüften, und dabei über all die Dinge nachzudenken, die seit ihrer Abreise aus Hamburg von allen Seiten auf sie eingestürmt waren.

Nun ging es dicht an der Sauerkohlfabrik vorbei, das große Gebäude lag dunkel und tot da. Herr Friedrichsen war anscheinend nach der stürmischen Auseinandersetzung mit Christine nicht nach Hause gegangen, sondern ersäufte seinen Zorn in dem zweiten, kleineren Wirtshaus, das am anderen Ende des Dorfes auf der Grenze zwischen dem Friedrichskoog und dem Hillerkoog lag. Ob sie wohl einmal wegen Christine mit ihm sprechen sollte?

Sie konnte es sich nicht vorstellen, daß er die Kündigung des Darlehens wirklich ernst gemeint hatte. So schlecht und gehässig konnte doch ein Mensch nicht sein! Nun, vielleicht würde sie ihn durch Zufall einmal treffen und ihm ins Gewissen reden können.

Die Straße wurde sehr einsam, nur einmal begegnete sie einer Gruppe von Radfahrern, offenbar Deicharbeitern, die nach Hause fuhren. Endlos dehnte sich die braune Ebene der Felder und Wiesen, aber Karsta empfand diese Einsamkeit und Gleichförmigkeit jetzt nicht mehr so bedrückend wie an jenem Abend, als sie in der Klingelbahn von Michaelsdonn nach Friedrichskoog unterwegs gewesen war. Die fünf Tage ihres Hierseins hatten genügt, um die erste naturhafte Verbindung zwischen ihr und der Erde herzustellen Sie sah das Land nicht mehr nur als Landschaft, sie erlebte es jetzt vor allem als Acker, als Samenträger und Früchtespender, als kräfte- und säftetreibender Boden, der Leben und Zukunft barg.

Und noch etwas anderes war es, das ihr Herz schwingen und ihr Gemüt mit einer seltsam freudigen Stimmung glühen ließ. Seit gestern Nacht lag ein weicher Hauch in der Luft, noch nicht richtig warm, aber doch schon lenzhaft, erregend lenzhaft. Bald würde die Erde erwachen, das Wintergetreide saftig grün auf den Feldern leuchten, würden die Marschwiesen sich mit weißen und gelben Blumen schmücken, die Pflüge, Kultivatoren und Eggen knirschend die Schollen brechen, die Säleute mit langen, räumigen Schritten über die Äcker wandern und das Vieh nach langer, dumpfer Stallzeit mit freudigem Gebrüll ins Freie ziehen.

Auch für sie, Karsta Bojen, würde dann eine neue Zeit anbrechen, eine Zeit, in der sie arbeiten, ihre Kräfte verschwenden und beweisen würde, daß sie fähig war, im großen Kampf ums Dasein, obwohl sie nur eine Frau war, ihren Mann zu stehen. Sie freute sich auf diese nahe Zeit wie auf ein Fest, und ihre schmalen, sehnigen Hände schlossen sich zu kleinen, starken Fäusten, und ihr schöner Mund wurde schmal, und in ihre Augen kam ein entschlossenes Leuchten. Sie würde diesem Vogt Peddersen, vor dem sie alle einen so höllischen Respekt hatten, schon zeigen, daß sie nicht jemand war, den man einfach kommandieren konnte, sondern der wußte, was er wollte und wie er sein Ziel erreichte.

Sie durchschritt einige Bauernhöfe, die einsam und stolz mitten in der Ebene lagen, wie trotzige Festen anzusehen mit ihren steilen Dächern, den tiefen Grenzgräben und der starken Ummauerung, durch die gewölbte Tore Einlaß gewährten. Herber Stallduft wehte herüber, ein Knecht spielte ein sehnsüchtiges Lied auf dem Schifferklavier, Hunde schlugen an und bellten ihr noch lange nach. Ein wachsamer Friede und eine selbstbewußte Geborgenheit strömte von diesen Gehöften aus, so daß man Lust bekam, hineinzugehen und sich an dem wärmenden Feuerschein des Herdes niederzulassen.

Dann war die Ebene zu Ende, man hätte fast sagen können, mit Brettern vernagelt, denn die Straße stieß einfach gegen einen steil emporstrebenden Wall, der ihr quer vorgelagert war, und mußte sich damit abfinden, daß ihren verkehrsfördernden Aufgaben hier ein Schlußstein gesetzt wurde. Seltsam, dachte Karsta, eine Straße, die ein richtiges Ende hat! Bis hierher und nicht weiter! Sie hatte bisher angenommen, alle Landstraßen der Welt seien unendlich, eine sei immer die Fortsetzung der anderen, wie ein gewaltiges, in sich verschlungenes Labyrinth, wie das ewige Wunder der Gedanken, das auch ohne Anfang und Ende ist, in dem immer eine Idee aus der anderen entspringt.

Und es war eigenartig, diese Straße mit dem gebieterischen Abschluß des Deiches entsprach auf das seltsamste dem geheimnisvollen Urwesen des Landes, das sie durchlief, und der Menschen, die auf ihr entlangschritten. Man kannte hierzulande keine Kompromisse, keine schwächlichen Übergänge und keine weichlichen Abzweigungen. Alles hier war hart bis zur Grausamkeit, alles Leben wurde hier nur so weit anerkannt, als es sich als nutzbringend und gesund erwies, jedes Werk, und mochte es auch nur eine einfache Straße sein, erschütterte durch die Einfachheit der Linienführung und die Nüchternheit seiner unbedingten Zweckmäßigkeit.

In fast jeder anderen Gegend der weiten Welt hätte die Straße an dieser Stelle einen schöngeschwungenen Knick gemacht und wäre, sich fröhlich weiterschlängelnd durch das bunte Mosaik der Felder und Wiesen, irgendwo in einem Gehöft gemündet, wo sie sich mit einem anderen Pfad verschwistern konnte. Hier aber war früher einmal, als man den Schutzbau des Deiches beendet hatte, eine Linie auf einer alten Landkarte gezogen worden, vermutlich mit einem Lineal, und zwar die Linie von Friedrichskoog III bis zur äußersten, der Springflutgefahr am meisten ausgesetzten Spitze der Halbinsel. Dann waren die Bauern dieser Halbinsel geschlossen mit ihren Knechten ausgerückt und hatten stumm und wie besessen geschuftet, um die Linie auf der Landkarte so schnell wie möglich zu einer festen und unverwüstlichen Straße wachsen zu lassen. Denn jeder Tag, den man unnütz vertrödelte, war ein Verlust für den eigenen Hof, und jeder Pflasterstein, der nicht wie für alle Ewigkeit festgestampft saß, konnte bei der nächsten Überschwemmung den ganzen Bau gefährden.

Es war beschlossen, die Straße mußte gebaut werden,



Ein Bild des Friedens: Schafe weiden auf den Flächen des neugeschaffenen Adolf-Hitler-Koogs.

Aufnahme: du Vinage.

Beliebtheit muss verdient sein

Wohl in keinem anderen Lande ist der Raucher kritischer und anspruchsvoller als in Deutschland. Man sieht das an dem ständigen Wechsel, in dem immer wieder neue Cigarettenmarken auftauchen, nach einiger Zeit vergessen werden und verschwinden.

Wer mit kritischer Überlegung Atikah geraucht hat, weiß, daß es kein Zufall ist, daß über zehn Jahre lang ihr Anteil am Umsatz unaufhaltsam gestiegen ist: er weiß, daß aus ihrer eindrucksvollen Umsatzkurve sein Urteil und seine Anerkennung sprechen . . . sein Urteil über die stets gleichbleibende, hohe Qualität . . . seine Anerkennung ihres Vorbildes als reine, volle, rassige Orientcigarette und ihres rückhaltlosen Eintretens für die Pflege traditioneller Rauchkultur . . . Dadurch hat Atikah ihre Beliebtheit verdient!



Diese Kurven stellen den prozentualen Anteil der Atikah am Gesamtumsatz in 6 Pf.-Cigaretten dar.

Die stark gezeichnete Kurve zeigt die Jahresdurchschnitte, die schwache — die Vierteljahrsdurchschnitte.

AUSLESE
Cigaretten

ATIKAH 6 Pf.



Selbstverständlich OHNE Mundstück



Auf der Osterfahrt durch deutsches Land: Kurze Rast am Dorfbrunnen.
Aufnahme: Erich Bauer.

also baute man sie ohne Murren, wie man ohne Murren die Deiche in Ordnung hielt, die Gräben immer von neuem vertiefte und säuberte. Aber man tat keinen Handgriff und keinen Spatenstich zuviel, und man machte keinen verzierenden Schnörkel. Es lag Arbeit genug im und auf dem Land, man hatte keine Zeit, sich mit Nebensachen zu befassen.

Eben darum, weil hier die Straßen unvermittelt und mit einer fast schmerzhaften Geradheit gegen die mächtigen Schutzwälle der Deiche stoßen, und die Abflußgräben so breit sind, daß keiner sie zu überspringen vermag, weil dennoch nur an ganz vereinzelten Stellen, wo das Vieh hinübergetrieben werden muß, Brücken darüber führen, weil fast alle Bauernhäuser unter ihrem Steildach in engster Zusammendrängnis nicht nur die Wohnung, sondern auch den Stall und den Speicher beherbergen, weil die Menschen von nichts anderem besessen sind, als von Aussaat und Ernte, und weil man nur zwei Gefühle kennt, den Haß und die Liebe, — darum eben ist das Dithmarscher Land nicht jedermanns Land. So manchen, der sich aus dem mit tausenderlei Tand belasteten Leben der großen Städte oder dem weinfrohen, leichtbeschwingten Treiben der südlichen und westlichen Provinzen hierher verirrt hat, kommt ein Frieren an und eine seltsame Unsicherheit vor den unbestechlichen Blicken der Menschen, denen er hier begegnet. Er packt sehr bald seinen Koffer und reist in jene freundlicheren Gegenden zurück, wo angeblich alle Straßen nach Rom führen . . .

Karsta prüfte die steile Böschung des Deiches, dann schwang sie sich ohne Mühe über den Drahtzaun, der ihn vom Ende der Straße trennte, und kletterte hinauf. Dann war sie oben. Der Sturm griff nach ihr mit ungestümen Fäusten, und die Nordsee brüllte zu ihren Füßen, ein wildschäumender, grauvioletter Kessel voll von flüssigem Blei. Die Luft war scharf und salzig. Irgendwo schrien Möwen, ganz schrill und hoch. Am Himmel jagten düstere Wolkenfetzen.

„Das Meer!" schrie Karsta überwältigt und außer sich vor Freude über das große, wilde, einzige Meer.

Sie riß sich das Baskenmützchen vom Blondhaar, schon war der Sturm da und zerrte an ihren Locken. Ein wildes Entzücken flammte in ihr auf, glühendes Glück und starke Dankbarkeit.

Oh, es war keine Einöde, dieses Land, wie Friedrichsen behauptet hatte, dieses Land, mit dem sie jetzt ringen würde in heißem Kampf um Saat und Reife und Ernte. Reich war dieses Land trotz seiner herben Einsamkeit, trotz seines Mangels an Wäldern und Hügeln und schöngeschwungenen Bächen. Reich durch den Überfluß seiner Fruchtbarkeit, reich durch die kühle Strenge seiner wie mit dem Schwert gekerbten Konturen, reich durch das stündlich wechselnde, ergreifende Bild seiner Küste, reich durch das titanenhafte Lied der See, die an die Deiche brandete bei Tag und Nacht von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Karsta senkte den Kopf. Schmerz durchzuckte ihre Seele. Die See, bei deren Anblick sie aufjauchzte, war ja dieselbe See, die ihren Bruder gemordet, die Tausende von Seeleuten, Fischern und Strandbewohnern vernichtet hatte und vernichten würde. Oh, es war kein gutes Lied, das die Wogen sangen, es war ein räuberisches, tückisches, verderbendes Lied, eine Hymne vom Haß boshafter Dämonen. In diesem durcheinanderstrudelnden, gurgelnden, chaotischen Hexenkessel des sturmgepeitschten Meeres trieb irgendwo der Leichnam ihres Bruders . . .

Karsta Bojen wandte sich ab, ihr Gesicht war naß von Tränen, sie mochte jetzt das Meer nicht mehr sehen noch hören.

Aber nur einen Schritt vermochte sie zu tun, dann blieb sie wie angewurzelt stehen.

Vor ihr stand riesenhaft, unbeweglich, mit flatterndem Mantel, barhäuptig, ein Mensch und blickte sie an. Es war schon zu dunkel, um sein Gesicht in den Einzelheiten zu erkennen, aber so viel sah Karsta doch, daß es ein sehr männliches, vielleicht sogar hochmütiges Gesicht war, mit einer kühn vorspringenden Nase, einer hohen Stirn und einem harten, herrischen Mund. Das Haar des Mannes aber war blond und wurde vom Sturm gepeitscht wie das ihre.

Er merkte, daß sein plötzliches Erscheinen das Mädchen erschreckt hatte.

„Sie brauchen keine Angst zu haben, ich bin der Deichvogt!" sagte er langsam.

Karsta nickte und war überrascht, wie sie nun begreifen mußte, daß es Menschen gab, die sich von diesem Mann kommandieren ließen. Sie konnte sich vorstellen, daß er Augen hatte — wahrscheinlich blaugraue, ganz klare Augen, dachte sie und ärgerte sich über die sinkende Dunkelheit — gegen die es einfach keinen Widerspruch gab.

Ohne jede Notwendigkeit, aber wie unter einem inneren Zwang, sagte sie:

„Ich wollte Sie in diesen Tagen aufsuchen, Herr Peddersen. Ich bin Karsta Bojen . . ."

Er schwieg und starrte aufs Meer.

Dann wandte er sich ihr fast heftig zu.

„Ihr Bruder ist ertrunken. Tausendmal habe ich den neuen Koogleuten gesagt, daß sie bei Sturmgefahr nicht mit den Krabbenfischern hinausfahren sollen. Aber die Leute wissen ja immer alles besser!"

Sie blickte zornig zu ihm auf.

„Mein Bruder konnte mindestens ebenso gut segeln wie die Krabbenfischer, Herr Peddersen. Auf ihn brauchte sich Ihr Verbot also nicht zu beziehen!"

Er machte eine herrische Handbewegung, als löschte er ihre Worte aus.

„Sie haben mich natürlich falsch verstanden. Ich habe keinerlei Zweifel in die Seetüchtigkeit Ihres Bruders gesetzt. Wir haben uns übrigens ausgezeichnet verstanden. Wahrscheinlich war er überhaupt der einzige Mensch im neuen Koog, von dem ich Verständnis erwarten konnte. Wenn also einer seinen Tod bedauert, so bin ich das. Hat Ihnen Ihre Schwägerin erzählt, daß ich fünf Stunden mit dem großen Motorboot der Hafenverwaltung draußen im Sturm gekreuzt habe, um das verschollene Boot zu suchen . . .?"

Karsta schüttelte verwundert den Kopf.

„Maria hat mir kein Wort gesagt . . ."

„Nun ja, vielleicht weiß sie es nicht einmal, und es ist ja auch unwesentlich, da ich nichts gefunden habe."

Er blickte einen Augenblick düster vor sich hin und fuhr dann schnell fort.

„Sehen Sie, ich bin für diese Koogleute verantwortlich. Die meisten von ihnen haben Jahre eines elenden und menschenunwürdigen Lebens hinter sich. Sie sollen nun endlich wieder lernen, was es heißt, zu arbeiten und die Früchte der Arbeit zu genießen. Weil diese Menschen in der Zeit ihrer Erwerbslosigkeit unselbständig und unsicher geworden sind, muß ich sie vorläufig behandeln wie Kinder. Ich gebe bestimmte Richtlinien heraus — Sie werden das vielleicht als Herumkommandieren empfinden — und diese Richtlinien müssen, genau wie die Gesetze eines Staates, von allen Koogleuten befolgt werden, denn sie sind genau auf die Eigenheiten des Koogs zugeschnitten. Ich verbiete allen Koogleuten, bei Sturmgefahr zu fischen. Nicht aus Schikane, um den Leuten ein Vergnügen zu rauben! Sondern weil ich weiß, daß für einen seetüchtigen Fischer ein untüchtiger Passagier bei Sturmgefahr keinerlei Hilfe, sondern eine große Belastung und Störung bedeutet, und daß dadurch die Möglichkeit einer Katastrophe wächst. Wenn ein Fischer bei Sturmgefahr in See sticht, schön, das ist sein Beruf. Er muß tagtäglich damit rechnen, einmal im Sturm umzukommen. Die Koogleute aber haben nur die eine Aufgabe, für gute Ernten zu sorgen und ihr Besitztum für ihre Erben zu erhalten."



EINER NEUEN WELT ENTGEGEN

Wenige Tage sind im Leben eines Kindes so bedeutungsvoll wie der erste Schultag. Mit ihm beginnt eine ganz neue Welt: die Welt der Sorgen, der Arbeit und der Pflicht. Bisher bestand das Leben fast aus einem einzigen, langen Sonntag, doch nun, am ersten Schultag, zeigt es sich von einer anderen, einer ernsteren Seite.
Von Vater oder Mutter geleitet, geht es zum erstenmal in die Schule. Überall sind fremde Gesichter, überall neue Schultaschen, dazu die Schulbänke, die sehr streng aussehen. Das alles macht einen tiefen Eindruck. Die Tafel und das Pult sprechen, trotz ihrer Stummheit, sehr ernsthaft zu der Kinderseele. Mit gefalteten Händen sitzt das Kind davor und staunt.
Unvergeßlich wird der Augenblick sein, wo dem kleinen Abc-Schützen die Zuckertüte überreicht wird. Sie ist ein Zeichen. Sie enthält die ausgleichende süße Zehrung auf dem kommenden Weg der Arbeit und der Pflicht. Das Kind würde seine erste große Enttäuschung erleben, wenn es keine Zuckertüte bekäme, wenn die Mutter und der Vater aus der Schule gingen, ohne gerade an diesem ersten Schultag ein Zeichen der Liebe dazulassen.
Die Zuckertüte darf deshalb auch nicht am ersten Schultag fehlen! Und wer praktisch denkt, legt auch gleich Seife und Handbürste zu dem süßen Inhalt, damit das Kind vom ersten Schultag an begreifen lernt, daß Sauberkeit die Grundlage der Gesundheit ist. Aber auch Zahnbürste und eine Tube Chlorodont gehören dazu, denn das Kind muß vor allem lernen: Nach dem Naschen kommt das Zähneputzen! Jeder Lehrer, den man fragt, was er von diesem Rate hält, wird ihn gewiß befürworten.
Die Zahnbürste und Chlorodont sind ja keine Modesachen, sondern Dinge, die ein Mensch, der auf sich hält, der die Achtung seiner Mitmenschen erwartet, der weiterkommen will im Leben, unbedingt besitzen und gebrauchen muß. Denn mit der Zahnbürste und Chlorodont ist der Gedanke höchster Reinlichkeit verbunden. Zahnpflege mit Chlorodont, schon in frühesten Kindestagen begonnen, wird im Kinde das Verlangen nach Sauberkeit überhaupt wecken, und dieser Wunsch nach Sauberkeit wird ihm in allen Lebenslagen von größtem Nutzen sein. Jeder Lehrer hat saubere und gepflegte Kinder gern. Voller Hochachtung wird er von den Eltern solcher Kinder sprechen. Sehen wir nicht alle saubere, lachende Kinder mit schönen und gesunden Zähnen lieber als griesgrämige, von Zahnschmerzen geplagte Kinder mit schlechten Zähnen?
Erziehen Sie deshalb Ihr Kind so früh wie möglich zur regelmäßigen Zahnpflege mit Chlorodont. Sie erweisen damit Ihrem Kinde einen großen Dienst, und der Lehrer Ihres Kindes wird sich freuen, in Ihnen einen weitsichtigen und einsichtsvollen Menschen zu finden, mit dem er gern über das Wohl des Kindes beraten wird.

Zu Chlorodont darf man getrost Vertrauen haben

Sie stiegen nebeneinander hinab, es war jetzt fast völlig dunkel. Die Dächer der nahen Deichvogtei und einiger Baracken standen scharf und schwarz gegen den abendlichen Himmel.

„Ich verstehe jetzt, was Sie meinen", sagte Karsta leise und versonnen. „Es ist aber für einen Menschen, der von Jugend auf an ein selbständiges Leben und Handeln gewöhnt ist, nicht so einfach, sich ohne jeden Vorbehalt den Richtlinien eines anderen Menschen zu fügen und sich auch in seinen privaten Wünschen danach zu richten. Ich glaube, ich könnte das genau so wenig wie mein verstorbener Bruder!"

Sie standen jetzt wieder auf der Straße, deren schnurgerades Band sich hell vom Dunkel der umliegenden Felder abhob. Karsta konnte nicht mehr erkennen, was der Mann für ein Gesicht zu ihren Worten machte.

„Sie werden es lernen müssen, Karsta Bojen!" erwiderte er mit Bestimmtheit, aber ohne Schärfe. „Ich habe Ihnen das alles auch nur gesagt, weil Ihr Bruder mir einmal von Ihnen erzählte, und weil ich davon überzeugt bin, daß Sie sich gut in das Koogleben hineinfinden werden. Wir werden uns über alle diese Dinge noch unterhalten. Ich lasse jetzt die Wattgräben an der Ostseite des Hitlerkoogs säubern. Suchen Sie mich dort einmal auf, ich bin fast den ganzen Tag bei den Arbeitern. Dann können wir weiterreden . . ."

Sie streckte ihm die Hand hin.

„Ich werde bestimmt kommen, Herr Peddersen. Und ich — — danke Ihnen auch . . ."

„Sie danken mir? Wofür, Fräulein Bojen?"

„Weil Sie nach meinem ertrunkenen Bruder gesucht haben, obwohl es noch Sturm war, Herr Peddersen. Ich werde das nie vergessen . . .!"

Tief in Gedanken ging Karsta auf die Straße zurück. Plötzlich hörte sie eilige Schritte hinter sich und bemerkte, als sie sich umsah, ein schnell sich näherndes Licht. Sie hielt an und wartete. Gleich darauf holte ein junger Mann in Arbeitsdienstuniform sie ein, der eine elektrische Laterne trug.

„Benrath!" sagte er ziemlich außer Atem und klappte die Hacken zusammen. „Heinz Benrath, Feldmeister beim Arbeitsdienst. Herr Peddersen schickt mich, damit ich Sie nach Hause begleite. Es ist gleich Nacht, und Sie könnten den Weg verfehlen. Ich hoffe, meine Begleitung ist Ihnen recht . . ."

„Sie ist mir recht!" sagte Karsta lachend, und sie marschierten zusammen in die Dunkelheit hinein.

*

Der Landjäger Klaas Sootje war in Marne gewesen und hatte die polizeilichen Akten über das Verschwinden des Peter Bruhn durchgesehen. Viel Neues hatte er nicht entdeckt. Es war schon alles so, wie Christine es ihm erzählt hatte. Nur eine einzige, in den Protokollen ganz nebensächlich behandelte Angelegenheit war es, deren Beachtung ihm nicht ganz unwesentlich erschien. Da stand nämlich, daß eine Gruppe von Männern, die in der betreffenden Nacht bei Fackelschein die Gräben um Friedrichskoog abgesucht hatte, in der Nähe der Friedrichsenschen Sauerkohlfabrik auf freiem Felde auf eine gewisse Mila Splieth, eine alte Häuslerin vom Augusta-Viktoria-Koog, gestoßen sei, die ein seltsam verwirrtes Wesen zur Schau getragen habe

Irgend etwas gesehen haben wollte sie natürlich nicht, und als Grund für ihren nächtlichen Spaziergang hatte sie angegeben, daß sie nach gewissen heilkräftigen Wurzeln suche, die man nur nachts ausgraben dürfe, damit sie ihre Wirkung behalten. Obgleich in dem Protokoll weitergehend sogleich vermerkt wurde, daß nach Ansicht der Ortseingesessenen die alte Mila als unzurechnungsfähig zu betrachten sei und häufig derartige Gänge unternehme, was ihr im Verein mit ihren Besprechungs- und Heilkünsten den Spottnamen „die Deichhexe" eingetragen habe, fand Sootje, daß es sich vielleicht verlohnen könne, die Splieth noch einmal zu verhören.

Zuerst allerdings beschloß er, Christine Bruhn selbst und dann den Deichvogt Peddersen aufzusuchen, um beider Ansichten über diese merkwürdige „Deichhexe" zu hören.

Schon als er den „Störtebecker" betrat, merkte er, daß etwas mit Christine Bruhn nicht stimmte Sie begegnete ihm zwar genau so freundlich wie immer, aber als er ihr dann ziemlich ausführlich über seine Erhebungen in Marne zu berichten begann, fühlte er gleich heraus, daß sie nicht so richtig bei der Sache war. Das letztemal hatte er doch den Eindruck gehabt, daß sie völlig von der Idee, den Mörder ihres Gatten ausfindig zu machen, besessen sei.

Als sie schließlich sogar eine seiner Fragen überhörte und gedankenverloren an ihm vorbeistarrte, ohne ihm Bescheid zu geben, riß ihm die Geduld.

Er stellte sein Grogglas hart auf den Tisch.

„Mir scheint, Frau Bruhn, die ganze Geschichte interessiert Sie überhaupt nicht mehr. Haben Sie sich mittlerweile die Sache womöglich überlegt und wollen Sie auf eine weitere Verfolgung der Angelegenheit verzichten?"

Fast erschrocken wandte sie ihm wieder ihren Blick zu. Er sah jetzt, daß sie sehr blaß geworden war, und daß ihre Augen umschattet waren. Ihre Hände aber, die sonst ruhig im Schoß gelegen hatten, sofern sie nicht gerade mit einer Arbeit beschäftigt gewesen waren, strichen fahrig und nervös über die rotgeblümte Tischdecke.

Dann schüttelte sie langsam den Kopf.

„Sie irren, Herr Sootje. Die Sache mit dem Verschwinden meines Mannes interessiert mich genau so wie früher, aber ich fürchte, daß ich, noch bevor Sie mit Ihren Ermittlungen am Ende sind, nicht mehr in Friedrichskoog wohnen werde!"

Er sah sie verständnislos an.

„Was soll das heißen, Frau Christine? Wollen Sie verziehen?"

Sie lachte auf. Aber es war nicht das frohe, lebensbejahende Lachen von früher. Es war ein bitteres und sehr gequältes Lachen, das einem ins Herz schnitt.

„Die Dinge liegen nämlich so, daß ich den ‚Störtebecker' wahrscheinlich werde aufgeben müssen!"

Er begriff immer noch nicht.

„Ja, aber warum? Sie sagten mir doch noch vor einer Woche, Sie könnten über das Geschäft nicht klagen. Und nun plötzlich müssen Sie die Wirtschaft aufgeben?"

Sie stand auf, ging an den Schanktisch und goß sich, was sie sonst eigentlich nie tat, einen Kognak ein. Den trank sie aus, auf einen Zug, wie ein Mann. Dann griff sie, ohne zu überlegen, in ein Schubfach, holte daraus einen Brief hervor und warf ihn vor Sootje auf den Tisch.

„Das war damals!" sagte sie rauh und mit einem unguten Unterton. „Damals! Aber mittlerweile ist dieser Brief gekommen!"

Der Landjäger nahm den Brief und faltete ihn zögernd auseinander. Er trug den Geschäftskopf der Firma Paul Friedrichsen, Sauerkohlfabrik. Und da stand drin, daß, bezugnehmend auf ein gewisses Gespräch vom soundsovielten, Herr Friedrichsen sich zu seinem lebhaften Bedauern genötigt sehe, der Gastwirtin Frau Christine Bruhn das vor einigen Jahren gewährte Darlehen zu kündigen. Er hoffe, daß ihm der Betrag am Tage der Fälligkeit zwecks Vermeidung der Klage respektive Zwangsvollstreckung zur Verfügung stehen werde . . .

Sootje legte den Brief hin und betrachtete noch einen Augenblick die etwas zu selbstbewußte und klobige Unterschrift des Sauerkohlfabrikanten. Dann nickte er nachdenklich.

„Ach so, Frau Bruhn. Ich fange langsam an, verschiedenes zu begreifen. Und es gibt Ihrer Ansicht nach keine Möglichkeit, Herrn Friedrichsen zu einer Stundung oder zur Annahme von Teilzahlungen zu bewegen?"

Wieder lachte sie auf.

Es war ein gellendes Hohngelächter, wie es nur eine Seele ausstoßen konnte, die innerlich völlig ausgebrannt und verzagt war und an fast allem im Leben verzweifelte.

„O ja, es gibt eine Möglichkeit, Herr Sootje! Aber ich bin mir zu schade, diese Möglichkeit auszunützen. Dann schon lieber ehrlich untergehen, als sich verkaufen . . .!!!"

Nun stand auch er auf. Seine Augen flammten

„Frau Christine, was heißt das?"

Sie hob die Schultern.

„Nicht viel! Ich kann das Darlehen des großmütigen Herrn Friedrichsen noch hundert Jahre behalten und vielleicht noch etwas dazu bekommen, wenn ich es fertig kriege, ihm eine ‚gewisse Dankbarkeit und ein gewisses Entgegenkommen' zu erweisen So ist das, Herr Sootje!"

Er krampfte die Fäuste um die Stuhllehne, daß die Knöchel weiß aus den braunen Handrücken hervorsprangen.

„Er verlangt von Ihnen also, daß Sie seine Frau werden?"

„Vielleicht! Vielleicht auch nicht einmal das! Ich habe mich nicht über die näheren Umstände mit ihm unterhalten. In meinem Herzen ist kein Platz für einen Lumpen!"

Eine Stille wuchs auf, die nur von den Rangiergeräuschen auf dem nahen kleinen Güterbahnhof unterbrochen wurde. Vielleicht verlud dort Herr Friedrichsen gerade eine Ladung Sauerkohl nach Hamburg oder Kiel.

Sootje hatte den Kopf gesenkt, sein Atem ging schwer.

Sie sah ihn spöttisch an.

„Ja, sehen Sie, mein lieber Herr Landjäger, da steht auch Ihnen als Vertreter der Polizei der Verstand still! Und es kann mir auch niemand helfen, denn der einzige Ausweg wäre der, Herrn Friedrichsen die Summe auf den Tisch zu schmeißen und zu sagen, hier hast du dein Lumpengeld, und wenn du es noch jemals wagst, den ‚Störtebecker' zu betreten, dann werden die Hunde auf dich gehetzt! Aber ich bin nur eine arme Frau, und auch von meinen Freunden könnte kein einziger eine derartige Summe aufbringen und für einige Zeit entbehren. Also wird die Sache ihren Lauf nehmen, und niemand wird etwas daran ändern!"

Der Landjäger riß seine Hände von der Stuhllehne los und trat schnell zu Christine Bruhn Dicht vor ihr blieb er stehen.

„Es muß hier einen Ausweg geben, Frau Christine! Ich weiß zwar noch nicht wie und wo, aber ich werde ihn finden. Verlassen Sie sich darauf!"

Sie lächelte traurig.

„Es ist lieb von Ihnen, Sootje, daß Sie mich trösten wollen. Aber geben Sie sich keine Mühe. Ich weiß, daß Friedrichsen dem Buchstaben des Gesetzes nach im Recht ist und daß ihm jedes Gericht die Berechtigung zusprechen wird, das Geld bei mir zwangsweise einzutreiben! Da können auch Sie als Polizist nichts dagegen tun!"

„Ich spreche jetzt nicht als Polizist, Frau Christine. Ich spreche als Mensch zu Mensch. Als Freund, wenn Sie wollen. Und damit es zwischen uns keine Mißverständnisse gibt, will ich Ihnen sogar noch mehr sagen. Ich spreche so, weil ich Sie sehr gern habe, vom ersten Augenblick, seit ich Sie sah. Ich weiß noch nicht, was sich hier tun läßt. Aber irgend etwas werde ich tun verlassen Sie sich darauf. Sie müssen nur Geduld haben und mir vertrauen . . ."

Sie starrte ihn an, dann schüttelte sie den Kopf.

„Aber das ist ja nicht möglich, Sootje! Das ist ja nicht möglich . . !!"

Er verstand sie falsch.

„Ich werde es ermöglichen, Christine. Irgendwie ist alles möglich! Und in die Todesgeschichte Ihres Mannes bekommen wir vielleicht auch noch Klarheit, wenn wir uns 'ranhalten. Also auf Wiedersehen, Christine, und lassen Sie den Kopf nicht hängen . . .!"

Er eilte hinaus, als fürchtete er sich. noch länger zu bleiben. Sie sah, wie er am Fenster vorüberschritt. Zum erstenmal, seitdem sie ihn kannte, saß sein Tschako ein wenig schief. Und zum erstenmal hatte er vergessen zu bezahlen.

Fast zärtlich nahm sie sein Glas und trug es hinaus zum Abwaschen.

In ihrem Kopf rauschte es, und das Herz klopfte zum Zerspringen.

Der Sootje, der Klaas! Sie hatte ihn ja eigentlich auch immer sehr gern gehabt, seit er zufällig gerade an einem Abend in Friedrichskoog eingetroffen war, an dem Ball im „Störtebecker" war und er wohl oder übel an dem Fest teilnehmen mußte. Damals hatte er sie zum Tanz aufgefordert, zu einem Walzer, oh sie hatte es keineswegs vergessen, wie er sie in seinen harten Arm nahm und sie herumschwenkte, bis ihr fast die Sinne schwanden. Und nun . . .! Aber, nein, nein! Das war ja alles Unsinn, das konnte ja nicht möglich sein! Es gab keine Wunder auf dieser unerfreulichen Erde . . .

*

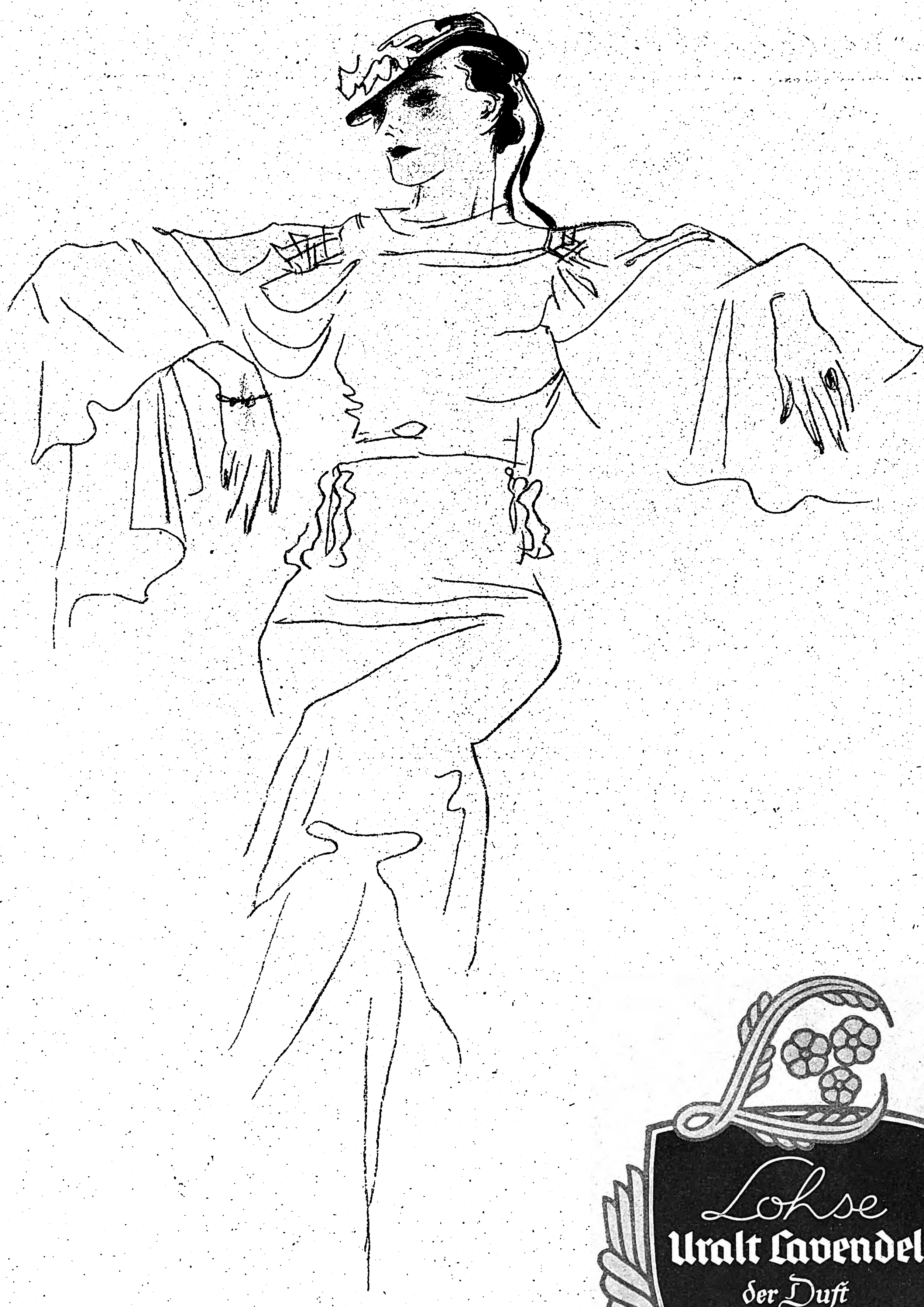
Mitten in der Nacht erwachte Karsta. Sie sah sich um, es war stockdunkel, der Sturm rüttelte am Fenster ihres Stübchens. Irgendwo in der Ferne grollte dumpfes Murren. Das war die Nordsee, die am Fuße der Deiche über dem Watt kochte. Schwere Stürme gingen jetzt, im März, über die See.

Aber wovon war sie erwacht?

Sie richtete sich auf, knipste das Licht an. Es war kurz nach vier. Sie lauschte. Und wieder hörte sie das Geräusch, das sie aus ihrem traumlosen Schlaf aufgescheucht hatte. Ein klagender, tiefer Laut zitterte vom anderen Ende des Hauses durch die Nacht! Am anderen Ende, da waren die Ställe, da standen auch die beiden gefleckten Marschkühe Mimi und Laura. Mit einem Schlage war Karsta hellwach und sprang mit einem mächtigen Satz aus dem Bett. Die Laura, natürlich! Sie hatte geglaubt, das Kalb würde erst in zwei, drei Tagen kommen, aber die Natur richtete sich nicht immer nach den Mutmaßungen der Menschen.

Blitzschnell streifte sie die Strümpfe über, schlüpfte in die Schuhe, fuhr in Rock und Pullover.

(Fortsetzung folgt)




Lohse
Uralt Lavendel
der Duft
nach Sauberkeit
und Frische
Uralt Lavendel
Lohse
Uralt Lavendel

E. V. VON RUDOLF:

Georg Ritter von Schönerer

Der Vater des politischen Antisemitismus

VON EINEM, DER IHN SELBST ERLEBT HAT

6. Fortsetzung und Schluß.

Daß man den Mut aufbrachte, im Parlament den Ruf „Hoch Hohenzollern!" auszustoßen, imponierte mir ebenso sehr, wie es mich freute. Daß man sich immer noch als bloß vorübergehend getrennten Bestandteil des Deutschen Reiches betrachtete und keinen Augenblick vergehen ließ, um dieses auch öffentlich zu bekunden, erweckte in mir freudige Zuversicht. Daß man in allen das Deutschtum betreffenden Fragen rücksichtslos Farbe bekannte und niemals sich zu Kompromissen herbeiließ, schien mir der einzige noch gangbare Weg zur Rettung unseres Volkes zu sein.

Schönerer hat das zwangsläufige Ende des österreichischen Staates richtiger und klarer erkannt als irgendein anderer. Würde man besonders im Reiche seine Warnungen vor der Habsburger Monarchie besser gehört haben, so wäre das Unglück des Weltkrieges Deutschlands gegen ganz Europa nie gekommen."

Schönerers letzte Lebensjahre

Nachdem Schönerer ein Menschenalter hindurch alle seine Kraft und seine hohen Fähigkeiten, ja selbst seine Freiheit freudig dem Ostmarkvolke geopfert hatte, zog er sich auf seine ländliche Besitzung, auf Schloß Rosenau im niederösterreichischen Waldviertel, zurück, um seine letzten Lebensjahre in der stillen Waldeinsamkeit zu verleben.

Sein Sinnen und Trachten aber blieb stets bei seinen Getreuen, und bei allen denkwürdigen Veranstaltungen und nationalen Anlässen erhob er seine mahnende und manchmal von seherischem Geist erfüllte Stimme. So schrieb er zur Einweihung des Jahn-Denkmals in Eger folgende prächtige Worte:

„Luther sagt: ‚Deutschland ist ein schöner weidlicher Hengst, der Futter und alles genug hat, was er bedarf — es fehlt ihm aber an einem Reiter.' So wie nun Jahn in stetem völkischem Pflichtbewußtsein ein deutsches Charakter-Vorbild war und ist und später Bismarck sich als musterhafter germanischer Reiter erwiesen hat, so wollen wir hoffen, daß nunmehr Alldeutschlands Reiter sich finden möge, der dann mit seinem Rosse verwachsen wie ein Fels alles Anstürmende zum Scheitern bringen wird."

Franz Stein berichtet, wie sich der alte Recke im Jahre 1913, anläßlich der Hundertjahrfeier der Völkerschlacht bei Leipzig, zum letzten Male in der Öffentlichkeit zeigte.

Gealtert zwar, aber aufrechten Ganges, betrat er unter endlosem Jubel die Rednertribüne im Wiener Sophiensaal. Ungewohnt des Sprechens in einem großen Raum, drang seine Stimme erst kaum vernehmbar durch den dicht gefüllten Saal, aber schon nach wenigen Sätzen wurde sie mächtiger. Der alte, früher so redegewaltige Kämpe, hatte sich zurückgefunden, und laut und klar kamen die Worte von seinen Lippen.

Helle Begeisterung erfaßte alle Anwesenden für den 71jährigen unvergleichlichen Vorkämpfer, der so oft im Parlamente der Schrecken aller Widersacher des deutschen Ostmarkvolkes gewesen war, und der nach einem Menschenleben voll schlimmster Erfahrungen und Enttäuschungen immer noch ungebeugt vor seinen ihm zujubelnden Freunden und Anhängern stand.

Wegen seines Einigungsgedankens hatte er gleich dem deutschen Turnvater Jahn bei Hof und Regierung als Vaterlandsverräter gegolten, gleich diesem wurde er verfolgt und in den Kerker geworfen.

Und doch war sein Geist ungebrochen. In unerschütterlicher Treue stand er immer noch zu seinem alten Bekenntnis, zu seinem unverbrüchlichen Glauben an des deutschen Volkes Wiedervereinigung im kommenden großen deutschen Vaterlande, in hinreißender Rede mahnte er zum treuen Festhalten und zur nie wankenden Ausdauer im Verfolgen der alldeutschen Hochziele, mahnte an seinen herrlichen Leitspruch: „Durch Reinheit zur Einheit!" und an sein einstens immer wieder gepredigtes Wort: „Ohne Juda, ohne Rom wird gebaut Alldeutschlands Dom!"

Es war das letztemal, daß Schönerer zu seinem Volke gesprochen hatte. Die Saat aber, die er sein Leben lang bis zu diesen letzten Worten säte, wird noch in fernen Geschlechtern des deutschösterreichischen Volkes weiterleben!

Wie Bismarck, an dem er mit so glühender Liebe und Verehrung gehangen hatte, ist auch er an seinem Lebensabend fern dem politischen Getriebe geblieben, dem er so lange Jahre seinen Stempel aufgedrückt, und aus dem er sich endlich angewidert und müde in die Stille seines ländlichen Besitzes zurückgezogen hat.

Aber auch in dieser weltfernen Zufluchtsstätte lebte er nur dem Gedanken für das Wohlergehen seines Volkes. Während der Jahre des Weltkrieges und nach dem Zusammenbruche lag schweres Bangen und tiefe Sorge um des deutschen Volkes Zukunft auf seinem Herzen. In den bisher unveröffentlichten Briefen an seine Parteigenossin und alte Freundin seines Hauses, Frau Marie Wall, gab er dieser bedrückten Stimmung immer wieder Ausdruck.

So am 12. Dezember 1914: „Das wird ein schlimmes Jahr werden. Mögen die großen Opfer nicht umsonst gebracht sein und möge Deutschland siegreich und erstarkt aus den fürchterlichen Kämpfen hervorgehen. Gestern hätte ich beinahe Tränen vergossen wegen des Verlustes der drei deutschen Kriegsschiffe!"

Am 23. Juli 1915: „Diese gewaltige Zeit findet bei uns ein kleines deutsches Geschlecht, welches in fortwährenden Loyalitätskundgebungen sozusagen erstirbt. Mögen doch bei Abschluß des Krieges endlich Männer erstehen, die den Ernst der Zeit begreifen und darnach im deutschvölkischen Sinne handeln."

Am 25. April 1917: „Der Inhalt von Bismarcks deutschem Reichshaus wird nun nach und nach mit jüdisch-römisch-sozialistischer Einrichtung versehen, und — was das Traurigste ist — die Früchte dieses gewaltigen Riesenkampfes werden den übergroßen Opfern nach keiner Richtung entsprechen. Trotz Hindenburg! Der deutsche Michel ist nicht mehr zu erwecken.

Und bei uns? Nicht einmal die deutsche Staatssprache!! Auf weitere, dem Deutschtum nicht freundliche Maßnahmen müssen wir gefaßt sein.

Wir Alldeutsche haben umsonst gearbeitet und Opfer gebracht. Es bleibt uns eben nur ein gutes deutsches Gewissen, um welches uns die ‚anderen' beneiden müßten, wenn sie es imstande wären.

Meine Menschenscheu nimmt stetig zu. Der Ehrliche hat das Lachen verlernt — die Kriegsgewinnler aber lachen Tag und Nacht!"

Stumm und unbewegt vernahm er im Jahre 1917 die Kunde, daß der junge Kaiser Karl ihm anläßlich seines 75jährigen Geburtsfestes den Adel wiedergegeben habe, den ihm vor 29 Jahren ein pflichtvergessener Gerichtshof gegen alles Recht und Gesetz genommen hatte. Dieses Ereignis berührte ihn ebensowenig wie das zwei Jahre später, als ihm die schwarz-rote Revolutionsregierung Österreichs nach dem Umsturze mit der Abschaffung des österreichischen Adels zum zweitenmal den Adel nahm.

Graf Sternberg, der einem uradeligen österreichischen Hause entstammte, ließ sich damals Visitkarten drucken, auf denen zu lesen stand:

Adalbert Graf von Sternberg
Geadelt unter Karl dem Großen,
Entadelt unter Karl Renner!

Karl Renner war nämlich damals sozialdemokratischer Staatssekretär und Unterzeichner des Schand-Friedensvertrages von St. Germain.

Schönerer war dabei dem Grafen Sternberg das



Die Grabstätte Schönerers auf dem Waldfriedhof Aumühle im Sachsenwald.

Vorbild: Nach dem Adelsverluste im Jahre 1888 hatte er sich Besuchskarten größten Formates mit folgendem Aufdruck anfertigen lassen:

Georg Ritter von Schönerer
Seines Adels verlustig erklärt
in Folge Urtheiles des Wiener
Landesgerichtes vom 5. Mai 1888.

Mit tiefem Mitgefühl gedenken alle Getreuen Schönerers der letzten Lebensjahre, durch die er, von einem unerbittlichen Schicksal immer wieder schwer getroffen, dahingehen mußte. Schlag auf Schlag kam über seinen umdüsterten Lebensabend, angefangen von jener Fahrt, die er 1913 mit seiner Frau, seiner treuen Lebens- und Leidensgefährtin, nach Friedrichsruh zu Bismarcks Grab gemacht hatte, und von der sie nicht mehr mit ihm heimkehren sollte. Nach kurzer Krankheit starb sie auf der Rückreise in Dresden, und er mußte sie dort bestatten. Dann erlebte er als 76jähriger alter Mann, daß wenige Wochen nach dem Zusammenbruche des Reiches im Jahre 1918 sein einziger Sohn in der Blüte seiner Jahre und dessen Gattin an einem Tage von einer tückischen Krankheit dahingerafft wurden.

Das Schlimmste für ihn aber war der Niederbruch des Deutschen Reiches, der Schöpfung seines großen Vorbildes Bismarck!

Wie unaussprechlich tief ihn dieser Schlag getroffen hatte, zeigte er durch die undurchdringliche Einsamkeit, in die er, der sonst so menschenfreundliche und mitteilsame, sich zurückzog, und durch die kargen Worte, die er von da an nur noch mit seinen engsten Vertrauten tauschte.

Im März 1919 richtete er an seine treue Anhängerin Frau Marie Wall das letzte eigenhändige Schreiben, denn sein immer schlimmer werdendes Augenleiden zwang ihn, hinfort alle seine Briefe zu diktieren:

„Ob in einem Menschenalter sich die Deutschen wieder deutsch aufgerafft haben werden? Man schämt sich beinahe, ein Deutscher zu sein! Die Judenherrschaft ist doch entsetzlich und ganz unnatürlich. Tolle Hunde werden gefangen und erledigt! Tolle Menschen nicht! Man könnte verrückt werden, wenn man sieht, wie alles Edle und Erhabene und dergleichen unter dem Beifall der ‚intelligenten' und der rohen Masse in den Kot gezogen wird und kein Ende dieses entsetzlichen Zustandes zu erspähen ist. Dazu das grinsende Gesicht der Wilsonschen englisch-amerikanischen Milliardärgestalten! Wahrlich, warum mußte man das erleben?!"



Die Grabplatte auf der letzten Ruhestätte Schönerers
im Waldfriedhof zu Aumühle bei Friedrichsruh im Sachsenwald.

Am 17. Juli 1919 diktierte er in tiefem Schmerz über die im Deutschen Reiche herrschenden Zustände folgende Zeilen:

„Leider, leider sind derzeit deutsche Worte selten geworden und deutsche Taten nur in einzelnen Fällen zu verzeichnen. Die Deutschen sind tief gesunken. Zermürbt durch die von ihnen großgezogenen Roten, Schwarzen und Gelben, die im Inneren so überaus zerstörend einwirken und ihr verderbliches Handwerk beinahe ungehindert fortbetreiben. Die Judenherrschaft ist erschreckend — und verzagt, beinahe hoffnungslos, blickt man besorgt in die Zukunft. Wenn es einem Großteil der Deutschen und ihrer Sippen nicht gelingt, die Nachkommen für reines deutsches Volkstum, das heißt, für deutsche Eigenart und Sitte, zu erziehen, dann sind wir ‚gewesen' und können von der Vergangenheit einmal sprechen, niemals aber einer besseren Zukunft entgegensehen. Und das alles geschieht innerhalb eines Volkskörpers, aus dem ein Bismarck hervorgegangen ist!

In jetziger Zeit hat es den Anschein, als ob große Männer nicht mehr geboren werden, so daß eine selbstbewußte völkische Erhebung kaum in Aussicht steht. Tatsächlich ist noch keine gesunde Volksbewegung in Erscheinung getreten. Nicht einmal gegen die Spartakisten wird unbarmherzige Rücksichtslosigkeit angewendet. Man könnte also sagen: ‚Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!'"

Und am 12. Oktober 1920:

„Es gehört wahrlich eine starke Natur dazu, all das zu ertragen, was einen persönlich bedrückt und was dem deutschen Volke widerfährt. Ich will gleich vorausschicken, daß sich bei mir nichts wesentlich geändert hat. Da ich nicht lesen kann und mir das Schreiben sehr schwer fällt, ist die dadurch bedingte Untätigkeit doppelt schwer zu ertragen. Dazu, außer den persönlichen Verstimmungen, noch die tieftraurigen Zustände in den deutschen Volkskreisen und das Gefühl, daß die stets steigende Verjudung eine immer weiter greifende Entdeutschung herbeiführen wird.

Ich selbst habe nur trübe Augenblicke in die Zukunft, und nur die Erinnerung an kampffrohe Tage in meinem Leben kann ab und zu eine kleine Hoffnung auf Besserung nicht ganz ausschalten."

Eine der letzten Freuden seines so freudlos gewordenen Lebens war die Errichtung des von ihm gestifteten Bismarck-Gedenksteines im Sachsenwalde, bei dessen Enthüllung er wegen seines Gesundheitszustandes zu seinem Leidwesen nicht anwesend sein konnte.

Unter dem 25. April 1921 diktierte er folgendes:

„Nachdem Franz Stein meinen Kranz am Grabe Bismarcks in Friedrichsruh niedergelegt hatte, fand sich in der Nähe, beim Bismarckturm in Aumühle, die fürstlich Bismarcksche Familie mit vielen Verwandten dort ein, und eine tausendköpfige Anzahl von bismarcktreuen Frauen und Männern aus Hamburg und Umgebung nahm an der Enthüllungsfeier unseres Gedenksteines teil. Wir alldeutschen Ostmärker waren würdig vertreten. Ich aber mußte es tief bedauern, daß ich nicht dabei sein konnte, denn das wäre ein würdiger Abschluß für mein bismarcktreues Leben und Wirken gewesen!"

Das war, wie er selbst sagte: „ein letzter Lichtpunkt" in der tiefen Nacht, in die er vom Schicksal gestellt worden war. Immer mehr senkte sich von da ab die Finsternis über sein schauensfrohes, lichtseliges Auge. Wie viele seiner Getreuen hätten mit Freuden seinen dunklen Weg erhellt, hätten ein Stück ihres Lebens dahingegeben, wenn sie damit diesen ihnen so teuren Mann noch einmal froh hätten machen können! Er mußte durch die dunkle Nacht — ganz allein hindurch!

Auch bei ihm bewahrheitete sich das unbegreiflich große Rätsel, durch das wir alle im Leben gehen müssen: Die Tapfersten und Besten haben am meisten zu tragen, müssen am tiefsten leiden, und nur der unverzagte Mut, der ihnen innewohnt, läßt sie diese Märtyrerkrone, die heiligste Krone der Menschheit, geduldig ertragen!

Schönerers politisches Vermächtnis an das deutsche Volk.

Am 30. Juli 1921, also gerade zwei Wochen vor seinem Tode, diktierte Schönerer an seine Parteigenossin Frau Marie Wall den letzten Brief. Es war gleichsam eine letzte Mahnung an das deutsche Volk, für das er gelebt, gekämpft und geblutet hatte:

„Wenn ich bedenke, daß der Staat, in dem wir leben, ein deutsches Gebilde ist, so hätte man füglich erwarten können, daß die Vertreter deutschen Volkstums denn doch die führende und maßgebende Rolle mit Bewußtsein durchführen würden. Dagegen ersehen wir mit Schrecken, daß das Judentum und der rote Terror der völkischen Entwicklung ernsthaft hindernd im Wege stehen, während die Deutschen nur schwachmütig von Fall zu Fall Stellung nehmen, ohne zielbewußte bismärckische Politik zu treiben.

Es ist wenig Ernst in bezug auf Betätigung germanischer Kraft zu verzeichnen, und wir sehen, daß man der Zurückdrängung des Deutschtums nicht nur nicht ernstlich und zielbewußt entgegentritt, sondern leider vielseitig diesen traurigen Tatsachen mit Gleichgültigkeit tatenlos zusieht.

Kaiser Friedrichs des Dritten auf das körperliche Befinden bezügliche Wort: ‚Lerne leiden, ohne zu klagen!' wird leider auf alle anderen Gebiete übertragen: Man klagt viel mehr über das Leiden, ohne gegebenenfalls den entsprechenden Abwehrmaßnahmen die Wege zu retten.

Es sind leider nur sehr wenig Anzeichen auf Besserung vorhanden. Manchmal schickt man sich zu einem Anlauf an, ohne den Gegnern zielbewußt entgegenzutreten.

Ich selbst hasse und verachte die volkstümliche Demokratie, die einer deutschfeindlichen Gestaltung die Bahn ebnet. Der deutsche Volksriese könnte auch heute noch mit entsprechender Verwertung der vorhandenen Volkskräfte eine deutsche Neugestaltung herbeiführen; doch beinahe jeder in dieser Beziehung in die Öffentlichkeit Tretende wird entweder mit Gleichmut hingenommen oder mit der Redensart: ‚Das ist jetzt nicht möglich!' abgetan.

So zum Beispiel wird die ‚schwarze Schmach' in öffentlichen Kundgebungen kaum berührt, und doch gibt es nichts Demütigenderes als diese schreckenerregende Tatsache. Ja wahrlich, deutsches Volk, du bist gefallen, und auch deine stolzen Eichen beginnen an Widerstandskraft zu verlieren.

Auch das römische Christentum trägt so manche Schuld an unserem völkischen Niedergange.

Die Geschichte wurde niemals von den Massen gestaltet, sondern von einzelnen großen Männern. Für die Jetztzeit scheinen solche noch nicht geboren zu sein.

Nach fünfzigjähriger Tätigkeit bedrückt mich dies alles in kaum zu beschreibender Weise, und ich kann durch anhaltendes körperliches Leiden mich nicht aufraffen, um zum mindesten zweckentsprechende Anregungen zu geben. Meine anhaltende Mattigkeit und mein Augenleiden verhindern mich von jeder nutzbringenden Tätigkeit."

Und als Beschluß dieses Vermächtnisses könnte jener mit fast seherischem Blick verfaßte Schlußsatz eines seiner letzten eigenhändig geschriebenen Briefe gelten: „Hoffentlich erlebst Du noch die Zeit, wo ein alldeutscher Reichsschmied das undeutsche Otterngezücht und die schwarzen Vögel verschwinden lassen wird!"

Schönerers Tod und Begräbnis in Bismarcks Sachsenwald.

Am Samstag, den 14. August 1921, hat Georg Ritter von Schönerer, der Schloßherr von Rosenau, seine müden Augen für immer geschlossen. Das Volk sagte, daß er an gebrochenem Herzen gestorben sei, da er sein heißgeliebtes Deutschland tief im Staube liegen sah, ohne Aussicht, daß es sich in absehbarer Zeit wieder würde erheben können.

Seine irdische Hülle wurde am 20. August, um 7 Uhr abends, in Rosenau in aller Stille beigesetzt.

Schönerer hatte als letzten Wunsch festgesetzt, so bald als möglich nach seinem Tode im Sachsenwalde, in Bismarcks Nähe, seine ewige Ruhe zu finden.

Als die ersten Boten des neuen jungen Frühlings ins Waldviertler Land kamen, trat Schönerer seine letzte Fahrt dorthin an, wohin er seit Bismarcks Tod alle Jahre bis zum Kriegsausbruche mit einer Schar treuer Gefolgsleute gewallt war, um den großen Reichsgründer noch im Tode zu ehren, ihm Dank zu sagen und Treue zu geloben.

Sonntag, den 26. März 1922 um 7 Uhr früh, erklangen die Glocken der Schloßkirche zu Rosenau zum Abschied für den toten Gutsherrn. Wie zu seinen Lebzeiten so oft, versammelten sich die Kinder der Umgebung im Schloßgarten, diesmal, um ihm schweigend und trauernd das letzte Geleite zu geben.

Unter Glockengeläute ging der Trauerzug durch die Stadt Zwettl zum Bahnhof. Überall stand die Bevölkerung dicht gedrängt in den Straßen, in welchen die mit Trauerflor umhüllten Laternen brannten.

Und so war auch die ganze weitere Fahrt durch Deutsch-Österreich ein letzter Triumphzug für Georg Ritter von Schönerer, den großen toten Kämpfer. In allen Städten, die der Zug berührte, waren nebst den nationalen Vereinigungen Hunderte und Tausende von Menschen gekommen, um Schönerer, den geliebten Führer des Ostmarkvolkes, noch einmal zu grüßen und seinen Sarg mit immer neuen Blumen und Kränzen zu schmücken.


ZU OSTERN
Neue Salamander
MARKE SALAMANDER

Am 29. März traf der Sarg Schönerers in Begleitung seines treuen Freundes Franz Stein in Friedrichsruh ein, von wo die Überführung nach Aumühle im Sachsenwald stattfand.

Der über und über mit Kränzen bedeckte Sarg wurde dort in einem Hain von Lorbeer und Blumen aufgebahrt, ganz nahe dem Bismarck-Gedenkstein, den Schönerer noch im Jahre 1921 dort hatte errichten lassen.

Am 1. April, am Geburtstage Bismarcks, legte über Schönerers ausdrücklichen Wunsch seine Familie am fürstlichen Grab die letzten Blumengaben des toten Ostmarkkämpfers nieder.

Um 4 Uhr nachmittags wurde unter ungeheurer Beteiligung aller seiner Freunde und Anhänger aus nah und fern der letzte Gang angetreten, der Weg zum Waldfriedhof im Sachsenwald.

Leise fielen Schneeflocken nieder, während Schönerers Familie und seine Freunde tief ergriffen das Grab umstanden, um von dem liebevollsten Vater, dem besten Freund und mutigsten Kämpfer für Alldeutschland den letzten Abschied zu nehmen.

Am offenen Grab hielt Pastor Giesecke eine tiefempfundene Rede, in welcher er unter anderem sagte:

„So sind wir denn ans Ziel gelangt! Ein letzter langer Weg ist vom Entschlafenen zurückgelegt worden — vom vergangenen Sonntagmorgen an, wo in seinem Heimatsort Tausende am Wege standen, um ihn, den großen Wohltäter, zum letztenmal zu grüßen. Ein weiter Weg war es von dort hierher, von Niederösterreich bis zum Sachsenwald, und es war für ihn ein letzter ruhmvoller Weg!

Nun ist er ans Ziel gelangt. Hier der Sachsenwald, der war das Ziel seiner Sehnsucht. Ob der Weg auch weit war, hier und nirgends sonst wollte er ruhen: in deutscher Erde unter dem Rauschen der Sachsenwaldtannen, fernab vom Getriebe der Welt, nur dem einen nahe, dem sein ganzes Herz gehörte, dem großen Deutschen, der hier im Sachsenwalde ruht, und an dessen Ruhestätte sein letzter Weg ihn nun vorübergeführt hat.

Zur Ruhe gekommen ist sein vielbewegtes Leben, zur Ruhe gekommen sein mannhaftes Herz, das mit unerschrockenem Mut allezeit für das eintrat, was er für recht erkannt hatte, zur Ruhe gekommen ist sein Kämpfen und Sorgen für seines Volkes Wohl und für das heilige Alldeutschland, zur Ruhe gekommen sind seine weitausschauenden Hoffnungen und Pläne, seine Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen, aber auch das viele Leid der letzten Jahre, als ihm seine teuersten Familienangehörigen jäh entrissen wurden.“

Nun ruht er, der Führer und Wegweiser der österreichischen Deutschen, der Bahnbrecher des alldeutschen Gedankens in der Ostmark, der nimmermüde Streiter für ein großes mächtiges Deutschland, im Sachsenwald. Sein letzter heißester Wunsch ist nun erfüllt: bei Bismarck zu ruhen, den er mit aller Glut seiner großen Seele liebte, als sein getreuer Gefolgsmann, der selbst nichts anderes sein wollte als: „Ein treuer deutscher Diener!“

Sein Grab bedeckt eine Marmorplatte mit jener Aufschrift, die er ein Jahr vor seinem Tode selbst bestimmt hatte; damals sendete er den Entwurf für die Grabinschrift an Franz Stein:

Georg Ritter von Schönerer
Gutsherr
Schloß Rosenau
Nieder-Österreich
1842 — 192..
Ein Kämpfer
für
Alldeutschland.

Er hatte es dem Schicksal überlassen, die letzte Ziffer, die sein Todesjahr bezeichnen sollte, auszufüllen. Es war keine hohe Ziffer, die das Schicksal ihm gönnte, — es war die „Eins“!

Er starb im 79. Lebensjahr.

Nachwort

Mit Georg Ritter von Schönerer war ein Mann dahingegangen, in dessen Brust die Liebe zu seinem deutschen Volke wie eine helle unversiegbare Flamme, wie ein leuchtendes Fanal brannte.

„Es ist hart“, schrieb eine alldeutsche Wiener Zeitung nach seinem Tode, „vom Leben Abschied nehmen zu müssen, wenn die Zukunft dessen, dem jeder Pulsschlag des Seins gehörte, mit tausend nächtigen Schleiern verhangen ist. Das Schicksal hat Schönerer diesen letzten bitteren Kelch nicht erspart! Er mußte gerade in jener unheilvollen Zeit sterben, da sich über das deutsche Volk die schweren Schatten eines düsteren Verhängnisses herabgesenkt hatten, da alles zerschellt am Boden lag, was seinem Leben Wert und höchster Inhalt gewesen war.“

„Schönerers Name gehört der Geschichte an, und nie wird sein Name verwelken, solange es Deutsche gibt. Er war der Mann, der seinem deutschösterreichischen Volke den goldenen Traum eines großen einigen Vaterlandes immer und immer wieder vor die Seele gezaubert hatte, eine Sehnsucht, die nie wieder vergehen kann und sich dereinst erfüllen wird. Seine Stimme wird als die eines Berufenen noch aus dem Grabe heraus vernommen werden, wenn die Stunde der Erfüllung gekommen sein wird.“

„Welches seltene Glück, welche stürmische Begeisterung hat dieser knorrige deutsche Mann in unserer Jugendzeit in unsere Herzen gegossen!“, erzählte ein Komotauer Gesinnungsgenosse nach Schönerers Hinscheiden. „Mit flammender Beredsamkeit wies er auf die Herrlichkeit unseres deutschen Volkstums, lehrte, wie wir uns liebevoll in die Eigenart unseres Volkes versenken können, wie wir aber auch in uns selbst hinabsteigen sollten, um alles, was an echtem deutschem Wesen in uns lebt und liebevoller Pflege würdig ist, heraufzuholen und zum Nutzen der Volksgemeinschaft zu entwickeln. Er hat uns volkstreu gemacht, uns zum heiligen Eide zusammengeschweißt: unser Volk zu lieben über alles in der Welt. und dieses Wort entströmte für uns eine mystische Kraft Er lehrte uns, daß Staaten vergehen, Völker aber leben, daß Patriotismus nie etwas anderes sei und heißen könne als heilige Volkstreue!“

Schöneres politisches Wirken hat einer seiner engsten Vertrauten in folgenden kurzen markanten Sätzen umschrieben:

„Sein Programm war vor allem der Kampf gegen die korrupten Habsburger. Er durchschaute dieses völlig dekadente Geschlecht, das deutschfeindlichste, das je aus deutschem Boden entsprossen ist, und das alle großen Gelegenheiten der Weltgeschichte stets nur für seine selbstsüchtigen Zwecke und immer gegen das deutsche Volk benutzte. Die alte Monarchie ist schließlich zerfallen, wie Schönerer es in seherischem

Geiste vorausgeahnt hat — sie ist zerfallen, weil die Habsburger weder mit noch ohne die Deutschen zu regieren verstanden.

Hat das deutsche Volk nicht letzten Endes den Weltkrieg verloren, weil es sich auf Treu und Glauben, auf Tod und Untergang mit den allezeit treulosen Habsburgern verband? Wer mit Schönerer im großen Deutschen Reiche die einzige Heimat der Ostmarkdeutschen erkannte und erstrebte, hat mit ihm in furchtbarster Weise recht behalten!

Mit tragischen Schauern, wie sie Kassandra einst empfunden haben mag, sah er das Unheil, das nur allzubald über Deutschland hereinbrechen sollte. Und so hat der Gram über Deutschlands brennende Schmach, wehrlos von jedem Nichtswürdigen begeifert zu werden und von jedem noch so mißratenen und moralisch tiefstehenden Volke ungestraft Fußtritte erdulden zu müssen, das Ende dieses Mannes beschleunigt.

Schönerers politisches Auftreten bedeutete das Ende der liberalistischen Ära in Österreich. In den Augen aller Liberalisten hatte er die Todsünde begangen, vor dem Ostmarkvolke die Fahne des Rassenantisemitismus zu entfalten. Darum suchte ihn die Judenpresse und die hinter ihr stehenden Kreise um jeden Preis zum Schweigen zu bringen. Es ist ihnen nicht gelungen, obwohl er ‚Einer gegen alle!' war!

Eine materialistische Geschichtsauffassung stand ihm weltenfern. Die großen Männer, die eine unerforschliche Vorsehung aus dem Volke emporwachsen läßt, waren für seine zu inbrünstiger Heldenverehrung hinneigende Art die treibenden Kräfte, die das Leben des Volkes, sein Glück und Heil, aber auch sein Elend und Verderben in ihren Händen tragen. Darum senkte er in die Herzen des deutschösterreichischen Volkes Ehrfurcht — Ehrfurcht vor allem Großen und Erhabenen, weil nach seiner Meinung ohne die Ehrfurcht, die Mutter der Begeisterung, eine sittliche Tat undenkbar ist."

Schönerers schon wiederholt erwähnte treue Parteigenossin Frau Marie Wall erzählt in schlichten Worten über sein echt deutsches, kerniges und aufrechtes inneres Wesen:

„Schönerer war seiner Einstellung nach sehr sozial, war er doch einer der ersten, die sich für eine Altersversorgung der Arbeiter einsetzten. Auch betonte er nie einen Unterschied zwischen akademisch Gebildeten und anderen. Er sah nur die Gesinnungstreue. Im Kreise schlichter Handwerker und all der jungen Leute, wie sie damals in den Turnvereinen beisammen waren, verkehrte er vielleicht herzlicher als in Studentenkreisen, an denen er oft so manches zu tadeln fand. So schrieb er mir einmal vor dem Kriege: ‚Was die heutige Studentenschaft betrifft, so ist es bezeichnend, daß auch nicht ein begeisterter Jüngling derzeit seine Stimme erhebt, um das blöde Gigerltum, das sich immer breiter macht, offen zu bekämpfen.'

Wohl war er durch und durch, was man eine Herrennatur nennt, stolz, aber nie hochmütig. Seinen Untergebenen gegenüber fürsorglich und wohlwollend und stets zu irgendeinem kleinen Scherzwort geneigt. Nur eines vertrug er nicht: Falschheit oder Lüge. Auch war er unnachsichtig streng in der pünktlichen und gewissenhaften Ausführung seiner immer sehr genau ausgedrückten Befehle und Anordnungen. Seiner Familie war er der liebevollste Hausvater — doch auch da forderte er Unterordnung nach seinem Willen und wahre vertrauensvolle Aufrichtigkeit. Wenn er die nicht immer fand, litt er schmerzlich darunter.

Leider hat Schönerer unter seinen nächsten Mitarbeitern viele bittere Enttäuschungen erleben müssen. Viele, auf die er baute und vertraute, stellten sich als ekle Schmarotzer heraus, weit entfernt vom Grundsatz: ‚Gemeinnutz geht vor Eigennutz!' Daß Schönerer dann immer kritischer wurde und sein Leitspruch: ‚Durch Reinheit zur Einheit!' den Kreis um ihn immer enger gestaltete, darf nicht wundernehmen. Auch da half ihm sein Humor darüber hinweg. So nannte er den Innengang in seinem Schloß, wo alle Ehrenurkunden, Ergebenheitskundgebungen, Gruppenbilder und Photographien aufgehängt waren, den ‚Friedhof der Abgefallenen'! Dies sagte er lachend, aber der schmerzliche Stachel saß ihm tief im Herzen. Er haßte und verachtete alles Gemeine und Gesinnungslumpige!"

Die hohen alten Bäume des Sachsenwaldes rauschen nunmehr über dem Grab des Mannes, der seinem Volke so viel gewesen ist.

Im deutschen Ostmarkvolke aber wird das Andenken seines großen Führers Georg Ritter von Schönerer weiterleben, so wie ihn Aurelius Polzer nach seinem Tode in dichterisch-schönen Worten zeichnete:

„Von Wichten begeifert, von Guten geehrt,
Mit Kraft und mit Tugend geziert und bewehrt,
Ein Herold der Wahrheit, ein Schirmer dem Recht,
Ein Freier, ein Herr, nur des Volkstums Knecht,
Ein Rufer, ein Kämpfer, ein Führer im Streit
Für Deutschlands Macht und Herrlichkeit,
Gen römische Tücke und jüdisches Gift
Und gegen der Halben entartete Trift,
Ein Mahner zur Treue, ein Mahner zur Pflicht,
Zu deutschem Wesen, rein und schlicht,
Ein Vorbild in dem, was er tat, was er sann,
Ein Ritter, ein Recke, ein deutscher Mann:
So sah'n wir ihn stark das Jahrhundert durchschreiten,
So dauert sein Denkmal im Wandel der Zeiten!"

Ende

Benutzte Literatur über Schönerer:

Herwig (Eduard Pichl): Georg Schönerer und die Entwicklung des Alldeutschtums in der Ostmark. Bis jetzt erschienen 4 Bände; 2 Schlußbände erscheinen noch. Auslieferung: Bergverlag Rother, München.

Franz Stein: Große Gedenkrede nach Schönerers Tod, gehalten 1921 in Wien. Diese Rede ist im nachfolgenden Werke des „Hammerverlag" enthalten.

Hammerverlag: Georg Ritter von Schönerer: Zu seinem Tode. 1930.

Graner: Der Kampf des Deutschtums in Österreich von 1526 bis zum Friedensdiktat von St. Germain. 1926.

Rob. Körber und Th. Pugel: Antisemitismus der Welt in Wort und Bild. 1935.

Sitzungsberichte über die Verhandlungen im österreichischen Abgeordnetenhaus.

Alle angeführten Briefstellen sind den bisher unveröffentlichten Briefen Schönerers an seine Parteigenossin Frau Marie Wall entnommen.

Die veröffentlichten Bilder stammen aus dem Besitz der Familie Schönerers, sowie aus dem von Frau Marie Wall und von Herrn Franz Stein.

FRANZ PRITZ:

Der Erste und der Zweite

Es ist in Amerika immer so gewesen: man muß zur Stelle sein!" erzählte Tex Quick in „Brushers Bar" am Hafen von Baltimore. „Ob es heißt: Gold in Alaska! — Silber in Arkansas! — oder wie jetzt: Öl am Rio Panuco! — laßt alles liegen, damit ihr rechtzeitig zur Stelle seid! Wer zu spät kommt, findet nur noch die verlassenen Bungalows seiner Vorgänger, die bereits zum nächsten ‚Rush' rasen."

Wir glaubten Tex Quick! Schon in jungen Jahren hatte er in den Tagen von Klondike die schweren Goldbeutel auf den Spieltisch geschleudert, war rechtzeitig auf den Diamantfeldern von Südafrika eingetroffen — bis ihm in den Silberminen von Mexiko eine Sprengladung beide Beine abriß.

Unser Barbestand reichte nicht für die Passage; wir mußten deshalb versuchen, eine Heuer zu bekommen.

Wir wandten uns diesmal an Shippingmaster Johnson, der jedoch unwillig abwinkte: „Ihr habt wohl den Rush im Kopf? Das mit der Braut in Tampico könnt ihr einem neugeborenen Schiffsjungen erzählen! Vor vier Wochen wollte kein Mensch nach dem Golf fahren. Da war es allen am Panuco zu heiß. Gab ja noch kein Öl! Ich habe keine Chance nach ..."

In diesem Moment hob mein Gefährte Schimanski, einer alterprobten Methode folgend, zwanzig Dollars vom Boden auf, die der Shippingmaster verloren haben mußte.

„Als was fahrt ihr eigentlich?" grunzte er. „In der Küche."

„So, hätte bald vergessen, auf der ‚Marathon' fehlt noch ein ‚Erster' und ein ‚Zweiter'. Will euch mal den Schein ausschreiben ..."

Schimanski überreichte ihm ein schmieriges Zeugnis, das ihm ein abgebrannter finnischer Schiffskoch für fünf Dollars aufgedrängt hatte.

Auf dem Wege zur „Marathon" fragte ich Schimanski eindringlich: „Es stimmt also, daß du Koch gelernt hast? Ich habe nämlich keinen Schimmer davon"

Mein Begleiter gab eine positive Antwort, und wir gingen am Kai die Reihe der vertäuten Schiffe entlang. Vor einem weißgestrichenen Passagierdampfer, der „Empreß of Africa", hielt ich an. „Weißt du was, wir gehen hier an Bord und sehen uns mal den Betrieb in der Küche an, damit wir dann auf der ‚Marathon' nicht mehr so unsicher sind!"

An Deck hielt ich einen Mann der Besatzung an und fragte ihn, ob wir den Chefkoch sprechen könnten.

„Um Himmelswillen nicht! Jetzt ist Dinnerzeit, außerdem fährt der Erste seit dreißig Jahren nach Afrika." — „Seit dreißig Jahren nach Afrika?" — „Na, ihr wißt doch: Afrika, du heißes Land, du hast mir das Gehirn verbrannt!" sagte der Mann und tippte auf die Stirn.

Eine Schiffsküche ist eng und heiß. Dazu dreißig Jahre Tropensonne auf den Kopf ...

Wir warfen nur einen Blick durch die Kombüsentür, da stürzte schon der Erste auf uns zu und schnaubte: „Auf euch Kaffern warte ich schon. Los, ran an die Arbeit, sonst schneide ich euch den Hals ab! Hängt eure Klamotten an den Nagel und los!" Er hielt ein Messer in der Hand und schielte blutrünstig nach unseren Hälsen.

Wir zogen unwillkürlich unsere Röcke aus. Der Erste hatte jedenfalls Leute vom Shippingmaster bestellt und dachte, wir seien seine neuen Gehilfen. Auf alle Fälle wollten wir mal mitmachen und sehen, was dabei zu lernen war.

Es war Dinnerzeit. Große Platten wurden garniert und durch ein Fenster in die Pantry geschoben, wo sie die Stewards zur weiteren Behandlung übernahmen.

„Ihr beiden macht das Eis fertig. Wenn es läuft, nagle ich euch mit den Ohren an die Wand!" versprach uns der Chef. Als die Kartoffeln seiner Ansicht nach zu weich geworden waren, heulte ein minutenlanger Fluch durch die Küche, der die Ehre der jungen Kongonegerinnen auf das furchtbarste anzweifelte. Das Personal schien diesen Ton gewohnt zu sein, es schien ihn sogar nicht ungern zu hören, denn nur, wenn der Chef in fremde, unverständliche afrikanische Sprachen abirrte, trafen ihn vorwurfsvolle Blicke.

„Wie lange soll es mit dem Eis noch dauern, du Menschenaffe!?" fuhr er Schimanski an.

„Das haben wir an Land immer so zubereitet", entgegnete dieser.

„An Land!" Der Chef verwandelte sich in ein Bündel zerreißender Nerven. „Also an Land hast du leprazerfressener Teufelsanbeter Eis machen gelernt? Wohl in einem Zulukaff mit drei Häusern? Ja, da wundere ich mich nicht, daß du eine Kokusnuß nicht von einem Ei unterscheiden kannst." Er holte zoologische Ausdrücke aus dem tiefsten Urwald und langte, nach wüsten Schmähungen aller Landbewohner, aus einem Spind eine dicke Flasche.

Schimanski stieß mich an: „Das Eis läuft!"

„Dann ab, das Wichtigste haben wir gesehen."

Der Chef nahm einen Zug aus seiner Flasche und drehte uns den Rücken. Wir griffen nach unseren Röcken und fegten über das Deck und die Laufplanke auf den Pier.

„Also, du machst auf der ‚Marathon' den Chef. Jetzt weißt du Bescheid und kannst loslegen wie dieser alte Afrikaner", sagte ich zu Schimanski.

Auf der „Marathon" meldeten wir uns beim Zahlmeister. „Ihr müßt gleich anfangen. Das Dinner hat sich verzögert, weil wir den ganzen Tag Passagiere übernommen haben", meinte er. „Eure Kammer ist hier im Gang, die letzte links."

„Verdammt schäbige Kammer für einen ersten und zweiten Koch", stellten wir fest, zogen weiße Jacken an und stülpten die Kochmützen über den Kopf.

Auf dem Weg zur Kombüse holte Schimanski noch einmal tief Luft. Wir bemerkten gleich, daß dort der Chef fehlte. Alles saß um einen kugelrunden Mann herum, der anscheinend Anekdoten erzählte.

„Los, ran an die Arbeit, ihr Kaffern, sonst schneide ich euch den Hals ab!" gröhlte Schimanski. Donnerkeil, konnte der Mann schreien! „Wenn es beim Dinner nicht klappt, nagle ich euch mit den Ohren an die Wand, ihr Menschenaffen!"

Über die Gesichter der Männer ging ein verdutztes Staunen. Der Kugelrunde kam auf uns zu und fragte: „Seid ihr aus dem Narrenhaus entlaufen, oder was ist los?"

Schimanski entfaltete alle Stimmittel: „Ich komme hier als erster Koch, du leprazerfressener Teufelsanbeter!" Gleichzeitig hielt er ihm den Schein vom Shippingmaster unter die Nase.

„Du mußt erst lesen lernen, mein Junge: hier steht, daß ihr als erster und zweiter Aufwäscher anmustern sollt", entgegnete der Teufelsanbeter. „Die habe ich nämlich angefordert. Der erste Koch hier bin ich!"

Teer und Federn, warum hatten wir den Wisch nicht genauer besehen! Der Shippingmaster sagte „Erster" und „Zweiter", weiter nichts. Aufwäscher sollte das heißen?

„Im übrigen, ich schätze die Ruhe. Leute mit Tropenkoller kann ich hier nicht gebrauchen. Geht hinüber zur ‚Empreß of Africa', da seid ihr am Platze!"

Wußten Sie das schon?

Im Jahre 1781 schätzte der Chevalier d'Elbee den jährlichen Schminkverbrauch in Frankreich auf zwei Millionen Töpfchen.

Hosenträger kamen erst im Jahre 1792 allgemein auf. Bis dahin waren sie nur bei Greisen und Kindern im Gebrauch.

Der Pariser Arzt Roussel wandte sich heftig gegen den Aufenthalt und das Ergehen der Frauen in freier Luft. Er nannte es unnütz, denn es schädige das Temperament und verwirre die Ideen.

Die Marquise von Pompadour ließ sich in ihrem Lustschloß Bellevue ein Treibhaus einrichten, das nur parfümierte Porzellanblumen enthielt.

Im 16. Jahrhundert war jedes Weib, das ein König von Spanien berührte, geheiligt und mußte ins Kloster gehen.

Das Wirtshaus „Zum weißen Schwan" in der Wiener Vorstadt Neulerchenfeld war eine der ersten und wenigen Gaststätten der alten Kaiserstadt, in denen 1807 geraucht werden durfte.

Ein Gutachten der spanischen Universität Salamanca erklärte im Jahre 1760 die Reinigung der durch Unrat beinahe ungangbar gewordenen Straßen von Madrid für gesundheitsschädlich.

Bei einem Turnier in Neuß a. Rh. erstickten im Jahre 1241 durch Staub und Hitze 60 Ritter.

Um das Jahr 1820 wurde das Walzertanzen in Frankreich von der katholischen Kirche mit der Verweigerung der Absolution bedroht.

Den Schülern in Oldenburg war 1704 strengstens verboten, außerhalb der Schule anders als Latein zu sprechen.

Nachdem 1791 in Frankreich die Ehescheidung als gesetzlich zulässig erklärt worden war, wurden im ersten Jahr bereits 6000 Ehen geschieden.

Damen der römischen Halbwelt färbten sich zur Kaiserzeit das Haar blau.

In Berlin wurden im 16. Jahrhundert 73 verschiedene Sorten einheimischer und fremder Biere ausgeschenkt.

Die Chinchillas oder Hasenmäuse werden in den Anden mit dem Blasrohr geschossen, um das kostbare Fell des 30 cm langen Tierchens mit dem 20 cm langen Schwanz nicht zu beschädigen.

Robert Elliot, der berühmte Schmied von Gretna Green, hatte nach seinen Aufzeichnungen von 1811—1838 nur 7744 junge Damen, die ihren Eltern weggelaufen waren, mit den Geliebten getraut.

Zu Luthers Zeiten gab es in Deutschland 2 645 000 Mönche und 200 000 Nonnen.

In Braunschweig war um die Mitte des 18. Jahrhunderts das Zahlenlotto an den Minister Feronce verpachtet. Wenn ein Spieler einen größeren Gewinn gemacht hatte, wurde er eingesperrt, falls er darauf drang, das Geld ausgezahlt zu bekommen.

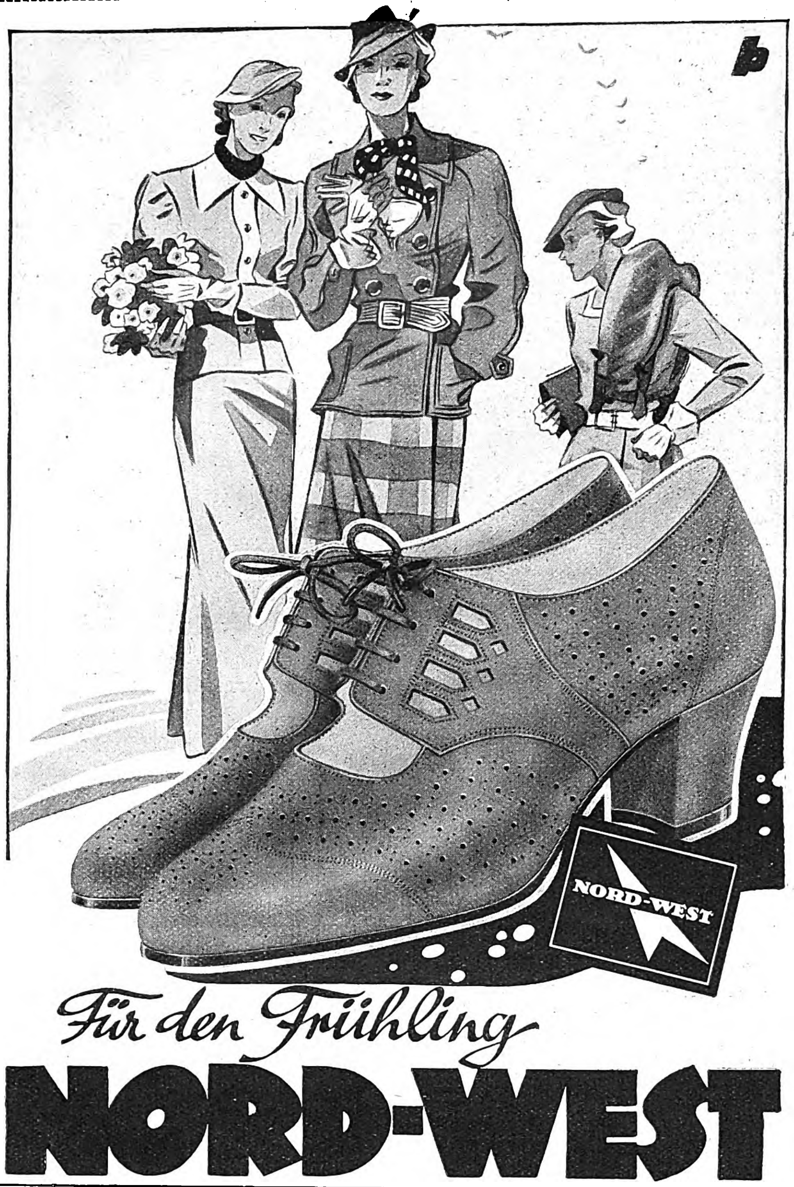
Das erste Preisrätsel in einer Zeitung erschien 1803 in einem Pariser Journal. Es erregte allgemeines Aufsehen und der Redaktion gingen 8774 Lösungen zu.

In Siebenhaars „Magazin für Staatsarzneikunde" von 1867 gibt der Mediziner Dr. Schneider ein Rezept zur Bereitung einer gesunden und schmackhaften Maikäfersuppe.

Henriette Hendel-Schuetz, geboren 1772, die einst gefeierte Tragödin und Darstellerin mimischer Attitüden, über die Wilhelm von Kügelgen und E. Th. Hoffmann ihre Glossen machten, wurde nach ihrem Abgang von der Bühne — Hebamme.

Eine japanische Braut liefert die erhaltenen Hochzeitsgeschenke ihren Eltern ab als eine kleine Entschädigung für die Mühe und Unkosten, die diese für ihre Erziehung gehabt haben.

Nach Ablauf von 70 Jahren würden die Mengen von Herzblut, die das Herz im Kreislauf gepumpt hat, einen Riesengasometer füllen.





ANEKDOTEN

Schlagfertig.

Im Lüneburgischen gab es einen höchst originellen, weithin bekannten Burschen, einen Pferdeknecht, der sich durch seinen Mutterwitz auszeichnete. Er kaute immer an einem Stück Priem und wurde daher Priemfritz genannt.

Eines Tages führte er auf der Landstraße ein Pferd seinem Dorfe zu, und zwar schlenderte er mit dem Gaul auf dem Fußweg dahin. Da kam der neue Landrat in seinem Wagen vorüber, ließ halten und sagte:

„Wissen Sie nicht, daß der Fußweg nur für Fußgänger da ist?"

Priemfritz sah den unbekannten Mann verwundert an und erwiderte: „Min Gaul und ich gehen ja och zu Fuß!"

Der Landrat, ein Neuling in seinem Amt und noch ohne Verständnis für bäuerische Art ärgerte sich und sagte in schneidendem Ton:

„Sie kennen mich offenbar noch nicht. Ich bin der neue Landrat."

„Da hebben Se 'n feinen Posten kregt", entgegnete Priemfritz, „den halten Se man fest!"

Die Bittschrift.

Vor Friedrich dem Großen erschien im Potsdamer Stadtschloß ein Bauer in Begleitung seines Weibes und überreichte eine Bittschrift. Friedrich fragte den Bauern:

„Hat Er sich mit seinem Gesuch schon an meine Kammer gewandt?"

„Jawohl, Majestät", erwiderte der Bauer, „aber die Herren haben von meiner Sache nichts wissen wollen."

„Dann werde ich Ihm wohl auch nicht helfen können", meinte der König.

Nun wollte die Bäuerin einen letzten Versuch machen und begann:

„Gnädigster Herr König ..."

„Sei still, Weib!" fuhr der Bauer sie an, „merkst du nicht, daß er mit seiner Kammer unter einer Decke steckt?"

Friedrich mußte lachen, nahm die Bittschrift entgegen und erfüllte den vorgetragenen Wunsch.

Wat söll di in!

Bei seinem Aufenthalt in Rostock trifft Blücher seinen 78jährigen Jugendfreund Nettelbladt, der ihn mit größter Ehrfurcht ‚Durchlaucht' anredet: „Nu segg mal blot, wat söll di in!" rief Marschall Vorwärts entrüstet, „ick meen, wi segg grad so, as wi ümmer saggt hebben!"

Höchste Diskretion.

Goethe wandelte als Staatsminister einst mit einem Bekannten gegen Abend durch den Park von Weimar, der ja zum großen Teil eine Schöpfung seiner eigenen phantasievollen Gartenkunst war. Die beiden Spaziergänger sahen am Ende vor sich einen ihnen wohlbekannten älteren Herrn, den Hofrat B., an der Seite eines jungen Mädchens dahinschlendern, und zwar hatte der Herr Hofrat in der Dämmerung auf höchst temperamentvolle Art seinen Arm um das junge Mädchen gelegt.

„Um Gotteswillen!" sagte Goethes Begleiter entsetzt, „sehen Sie doch, der Hofrat B. mit einem jungen Mädchen! ..."

„Ja", entgegnete Goethe ruhig, „ich sehe es wohl, aber ich glaube es nicht!"

Grenzen der Erkenntnis.

Von Jean Paul, dem herrlichen Humoristen der deutschen Romantik — seine verschlungenen Sätze sind Gipfel des sprachlichen Ausdrucks —, sind nur wenige Züge aus seinem privaten Leben anekdotisch überliefert. Eine der wenigen kleinen Geschichten, die man sich von ihm erzählte, entstand aus seiner sprichwörtlich schlechten wirtschaftlichen Lage.

Wenn der Termin für die Mietezahlung seiner Wohnung verstrichen war, gab es regelmäßig Auseinandersetzungen mit seinem Hauswirt. Der verstrichene Zeitpunkt, wenn man so sagen darf, war wieder einmal gekommen. Jean Paul saß an seinem Schreibtisch und arbeitete fieberhaft an der großen Konstruktion einer seiner Sätze, als der Hauswirt erschien:

„Sie haben Ihre Miete noch nicht bezahlt!"

Jean Paul, völlig abwesend: „Nein!"

„Haben Sie überhaupt die Absicht, sie zu bezahlen?"

Jean Paul, etwas in die Wirklichkeit erwachend: „Ja, selbstverständlich."

„Aber wann, wenn ich fragen darf?"

Jean Paul, nun völlig wach in der neuen Situation mit großem Pathos:

„Lieber Freund, Sie wissen, daß ich ein Dichter bin, vielleicht auch ein Seher; aber — ich bin kein Prophet!"

Gut zugehört.

Der englische Schriftsteller Chesterton, der, wenn es darauf ankam, noch nie um eine Äußerung verlegen war, besuchte einst einen Vortrag eines modernen englischen Philosophen, von dem man allgemein sagte, daß er von dem Gedankengut berühmter Vorgänger reichlich dreisten Gebrauch mache.

Der Vortragende hatte kaum begonnen, da tönte schon vernehmlich Chestertons Bemerkung durch den Saal: „Das ist ja von Locke!"

Nach ein paar weiteren Sätzen hörte man ihn wieder: „Das ist ja auch von Locke!"

Der Redner wurde sehr verwirrt, aber er fuhr fort. Doch weit kam er nicht, da hörte man schon wieder Chestertons Stimme: „Meiner Treu, das ist ja sogar von Bacon!"

Da unterbrach sich der Vortragende: „Wenn der Zwischenrufer nicht endlich Ruhe gibt, bin ich gezwungen, ihn hinauszuweisen zu lassen!"

Tief befriedigt rief Chesterton zurück! „Das ist zwar auch nicht ganz neu, aber Sie haben es wenigstens in eigenen Worten ausgedrückt!"

MANFRED HAUSMANN:

Taufe mit Vertikalbö

BERICHT EINER BALLONFAHRT

Geben Sie mal Ihr Köfferchen her, sagte der Führer. So, nun klettern Sie bitte mal rein! — Viel Platz war nicht in dem Korb. Jeder bekam seine Ecke zugewiesen, der Führer, der Begleiter und ich. Über uns schwebte leicht und gleichsam durchsichtig die große Märchenkugel. Das Netz lag wie ein zarter Schatten darüber. Der Ballonmeister nahm einen Sack nach dem anderen vom Korbrand ab. Dann kommandierte er: Achtung! Anlüften!

Die Haltemannschaft gab etwas nach.

Festhalten!

Achtung! — Anlüften! — Festhalten!

Beim dritten Male war der Ballon ausgewogen.

Wir bekamen neunzehn Sack Ballast mit.

Der Ballonmeister rief: Loslassen!

Die Mannschaft trat zurück. In demselben Augenblick riß der wohlbeleibte Mann, der abseits stand, mit einem Ruck an der Leine, sie löste sich vom Füllansatz ab und fiel herab. Er zog sie schnell zu sich hin. Der Füllansatz war nun offen, damit das Gas, wenn es sich im Laufe der Fahrt ausdehnte, die Möglichkeit hatte, zu entweichen. Ich konnte vom Korb aus in das dämmerhelle Innere des Ballons sehen. Ganz oben am Nordpol saß das Ventil, seitwärts herab zog sich, sozusagen bis zum Äquator, die geklebte Reißleine. Die rote Leine, die von der Spitze der Reißbahn durch den Ballon und den Füllansatz in den Korb herunterhing, war die Reißleine, die weiß und rot durchwirkte die Ventilleine.

Übrigens schwebten wir schon hoch über der Erde, fünfzig Meter vielleicht. Ich hatte es, nach oben starrend, gar nicht gemerkt. Die Haltemannschaft stand auf einem Haufen ein wenig zurück. Unter uns weidete unbekümmert eine Schafherde hin.

Wir stiegen und stiegen.

So, Kinder, sagte der Führer, jetzt wollen wir erst einmal aufräumen!

Die Säcke wurden in Trauben nach außen gehängt und das Gepäck so verstaut, daß es möglichst wenig im Wege war. Ich sah auf den Barographen: dreihundert Meter. Da hinten lag die Stadt Münster mit ihren Kirchtürmen im Rauch. Aber wenn man senkrecht hinabblickte, auf die Waldstücke und Landstraßen, auf die Gehöfte und den geraden Kanal, dann war da nicht die geringste Trübung. Die Luft nahm sich wie kristallklares Wasser aus. Wir schwammen darin, ohne uns, wie es schien, im mindesten zu bewegen. Es war so still um uns her.

Vierhundert Meter.

Das war es also! Fliegen, schweben, schwimmen, im Raume schwimmen. Dazu die Bewegungslosigkeit, die Stille, das Leichtsein. So fühlte es sich also an, wenn man im Luftballon flog. Wie tausendmal schöner war es doch als das dröhnende Auf und Ab bei einer Reise im Flugzeug.

Ich zitterte vor Glück.

Mit einem Male verwandelte sich alles. Die Landkarte unter uns trübte sich, es dampfte von allen Seiten lautlos heran, unter uns Dampf, ringsherum Dampf. Wir waren in den Wolken. Das Variometer zeigte an, daß wir mit zwei Metern in der Sekunde nach oben drangen. Mir kam es vor, als stünde der Ballon regungslos in der Nebeleinsamkeit. Wir würden, meinte ich, noch stundenlang so bleiben.

Hören Sie es? fragte der Führer.

Was?

Er beugte seinen Kopf über den Korbrand und horchte nach unten. Ich auch.

O ja.

Wir waren siebenhundert Meter hoch und eingehüllt in dicke Wolken, trotzdem hörten wir unten die Glocken läuten, ganz deutlich, wenn auch ein wenig erstickt vom Nebel. Jetzt rauschte ein Auto, ein Hund bellte, und jetzt krähte wahrhaftig ein Hahn.

Wie ein Schwimmer, nachdem er eine Weile durch die Tiefe geglitten ist, aus dem Wasser herauskommt und wieder das Licht um sich her hat, so tauchte unser Ballon jetzt aus den Wolken heraus. Es wurde heller und heller, mit einem Male hoben wir uns, die wir seit Tagen nur Regen und Feuchtigkeit kannten, in Sonne und flutende Himmelsbläue hinein. Es war das Wunderbarste, was ich je erlebt hatte.

Achthundert Meter.

Unter uns eine endlose, bis an die Horizonte reichende

Wolkenfläche, eine weiße Steppe mit Millionen winzigen Schattenbuckeln. In der Ferne waren an verschiedenen Stellen Nebelschleier senkrecht hochgeweht wie wilde Felsen.

Manchmal fuhren wir über ein schwarzes Loch hin.

Ich blickte scharf hinunter. Das Schwarze da unten war die Erde, dunkel und sonnenlos. Ich unterschied Waldstücke, eine Landstraße, einen Kanal

Wir schienen in der Richtung des Kanals zu fliegen. Wie heißt er eigentlich?

Das wird der Dortmund-Ems-Kanal sein.

Langsam schloß sich das Loch wieder. An einer anderen Stelle öffnete sich ein anderes.

Jetzt müssen Sie mal hersehen, sagte der Führer und zeigte an seiner Seite schräg nach unten. Da lag der Schatten des Ballons auf der duftigen Wolkenfläche, ein grauer Hauch, aber umspielt von einer unsagbar zarten Aureole in den Farben des Regenbogens, matt wie ein Pastell.

Wir zogen unsere Jacken und Pullover aus. Der Führer kletterte in den Ring und hängte alles dort oben auf, auch die Mäntel.

Was die senkrechten Wolken dahinten betrifft, sagte er unterm Arbeiten, diese hochgepusteten Schleier ... Sie sahen sie doch?

Natürlich, die da, nicht wahr?

Ja. Was die betrifft, so verkünden sie, daß wir heute allerlei vertikale Luftbewegung antreffen werden. Ach fassen Sie doch bitte mal in meine Rucksacktasche, ob da meine Sonnenbrand-Creme drin ist. Ja? Dann ist es gut.

Er kam wieder herunter und rieb sich das Gesicht ein.

Hier, nehmen Sie auch. Diese Sonnenstrahlen hält auch die kräftigste Haut nicht aus. Die Sache ist nämlich die: unter der Wolkendecke steht ziemlich kalte Luft, die seit acht Tagen keinen Sonnenstrahl gekriegt hat, feuchte Luft, schwere Luft. Hier oben ist hingegen die Luft heiß und leicht. Es herrscht also zwischen oben und unten eine Art von Spannung. — Nehmen Sie nur ordentlich. Vor allen Dingen auch den Nacken. Kommen Sie mal her! So! Hier auch! — Und jetzt sind also diese Löcher in die Wolkendecke gerissen. Da drängt die Spannung natürlich mit heftigen Strömungen zum Ausgleich. Die heiße Luft wird von unten her abgekühlt und fällt herab, und anderswo findet die Gegenbewegung statt. Immer in vertikaler Richtung. Daher der Name Vertikalbö. Manche Flieger sprechen von Luftlöchern, was ja Quatsch ist. — Möchte noch jemand Salbe haben? Na, dann kann ich sie ja wieder wegpacken. — Das ist ja selbstverständlich Quatsch. Die Luft hat ja keine Löcher. Aber wenn einer von einer Vertikalbö nach unten gerissen wird, daß ihm Hören und Sehen vergeht, da sieht das, weiß Gott, nicht viel anders aus, als wenn er tatsächlich in ein Loch fiele. So ist der Name aufgekommen. Eine richtige Vertikalbö ist jedenfalls die größte Schweinerei, die unsereinem zustoßen kann. Dagegen ist kein Kraut gewachsen ...

Wir stiegen noch immer, langsam. Erst als der Höhenmesser fünfzehnhundert Meter anzeigte, blieb die rote Säule des Variometers auf Null stehen. Der Ballon war im Gleichgewicht.

Die schimmernde Wolkensteppe, wehende Nebelsäulen, ein kleiner, runder Schatten, ein regenbogenfarbener Hauch darum herum, tiefste Einsamkeit, Totenstille. Ich stöhnte leise in mich hinein, so schön war es.

Den Deubel auch, sagte plötzlich der Führer, er muß ja getauft werden!

Wer zum ersten Male im Freiballon die Tausendmeter-Grenze überschreitet, ist gehalten, sich taufen zu lassen. In diesem Falle ich. So zauberte der Führer denn eine Flasche Sekt aus seinem Rucksack hervor und der Begleiter drei silberne, zusammenschiebbare Kelche. Ich sollte versuchen, den Kork der Sektflasche durch den Füllansatz ins Innere des Ballons zu schießen. Das brächte Glück. Aber als wir den Draht lösten, brach der morsche Kopf des Korkes ab. Ich versuchte, den Rest mit einem Korkzieher zu lockern. Bong! Da fuhr das Ding auch schon heraus und irgendwohin. Wir lachten und füllten den nachquellenden Schaum geschwind in die Kelche. Dann räusperte sich der Begleiter, der ein heimlicher Schöngeist war, und hielt eine anmutige Taufrede. Zum Schluß hoben wir die Kelche gegeneinander und fanden es furchtbar nett. Da fiel der Blick des Führers von ungefähr aufs Variometer: der Ballon sank mit mehr als drei Meter in der Sekunde. Das Äußerste, was das Variometer noch anzeigt, sind drei Sekundenmeter. Ein paar Schaufeln Sand nützten nichts. Die rote Säule rührte sich nicht von der Drei weg. Der erste Sandsack wurde ausgeschüttet. Keine Wirkung. Wir fielen weiter. Die Papierschnitzel, die der Begleiter hinausstreute, trillerten schnell hoch. Der zweite Sandsack folgte, der dritte, der vierte. Da kroch die Säule langsam nach oben, und als der fünfte Sack geschüttelt war, hob sie sich sogar ein wenig über den Nullpunkt hinaus. Wir stiegen wieder.

Fünf Sack auf einen Schlag, sagte der Führer, Himmel, verdammt noch einmal! Und der Hund fängt schon wieder an zu fallen!

Das Variometer sank auf zwei ... auf drei, da dampften auch schon die Wolken um uns herum.

Bloß aus Wolken 'raus, rief der Führer, sonst werden wir noch schwerer. Jeder einen Sack ausschütten! Los, schnell! — Nützt nichts! Noch einmal jeder einen Sack! — So, jetzt hat er sich gefangen. Wir steigen. Wollen Sie bitte den Sack noch zugeben! Erst mal nur halb. Na, den Rest auch. Gleich müssen wir aus den Wolken raus sein. Wir steigen mit zwei Sekundenmetern. Pfeffern Sie in Gottes Namen noch einen 'raus! Wieviel haben wir jetzt noch ... so, da ist die Sonne wieder ... wieviel haben wir noch?

Sechs, sagte ich. Aber was war denn eben los?

Mit sechs Sack soll man eigentlich landen.

Warum?

Die braucht man, um den fallenden Ballon über der Erde abzufangen und, wenn es nötig sein sollte, einen Sprung über irgendein Hindernis, eine Hochspannungsleitung, ein Haus, einen Fluß zu machen. Oder wollen wir weiterfliegen? Zwölfhundert Meter. Wir scheinen wieder im Gleichgewicht zu sein.

Natürlich entschieden wir uns für den Weiterflug.

Ja, und was war eben los?

Das will ich Ihnen sagen, antwortete der Führer. Während wir unser Sektgelage hielten, ist ein feiner Hochzirrusschleier vor die Sonne gezogen. Den kann man manchmal mit bloßem Auge überhaupt nicht wahrnehmen, so fein ist er. Aber er

genügt doch schon, um die Strahlungsintensität der Sonne zu vermindern. Sofort wird der Ballon schwerer und sinkt. Wäre ich gleich anfangs darauf aufmerksam geworden, dann hätte ich den Fall mit ein paar Schaufeln zum Stillstand bringen können. Aber wenn der Knabe erst einmal wegsackt, dann ist der Teufel los, besonders in den Wolken. Na, vorläufig haben wir's ja geschafft. Nun können wir es uns wieder gemütlich machen.

In diesem Augenblick faßte uns die Vertikalbö. Das Variometer ging mit gleichsam einem Ruck nach unten.

'raus, was 'raus will! rief der Führer.

Da schlug der Wolkendampf über uns zusammen.

'raus mit dem Dreck! Himmel, Herrgott, verdammt noch einmal! Schnell, schnell! 'raus!

Die rote Säule saß unten in der Ecke fest. Ich merkte, daß sich ein weicher Druck auf meine Ohren legte. Sonst nichts. Kein Windzug, kein Gefühl des Sinkens, nichts. Nun war kein Dampf mehr unter uns, sondern die Erde mit ihrer dunklen Buntheit. Sie kam schnell herauf, sie wurde so breit und groß! In meinen Ohren sauste es. Aber ich konnte immer noch nicht begreifen, daß wir fielen. Der Kanal. Ein paar Siedlungshäuser. Weiter links eine Stadt.

Alles 'raus, daß wir über die Starkstromleitung wegkommen!

Wir stürzten schräg auf die Häuser zu. Ich sah die Leitung nicht. In welches Dach werden wir hineinkrachen?

Weg da! Schleppseil abschneiden! Schneiden Sie doch den Sack ab, wenn Sie ihn nicht loskriegen! Nicht ausschütten, einfach abschneiden!

Ein Schnitt, das eine Ende des Schleppseils schlug hinunter. Noch ein Schnitt, zwei Säcke fuhren hinterher. Ich hörte sie unten dumpf aufknallen. Aus den Häusern liefen schreiende Menschen heraus. Wir waren schon drüber weg.

Eine Sekunde später tippte der Korb auf die Drähte einer elektrischen Leitung, die sofort anfing, wütend zu blitzen und zu funken.

Schadet nichts, ist nur eine Lichtleitung, sagte der Führer. Hat wie ein Sprungtuch gewirkt.

Dann rutschten wir ab und stießen am Rande eines Kornfeldes auf die Erde. Das Schleppseil hing hoch über der Leitung und drückte sie hinab. Aber die Drähte rissen nicht. Nur wenn das Seil sich bewegte, sprühten sie blaue Funken.

Soll ich reißen? fragte der Begleiter.

Noch nicht. Hier gibt's zuviel Flurschaden. Kappen Sie mal das Schleppseil.

Wir durften noch nicht aus dem Korb hinausklettern, weil der Ballon sonst wieder aufgestiegen wäre. Aber da langten auch schon die ersten Jungen an, glühend vor Begeisterung.

Bitte, Zigaretten weg! sagte der Führer. Das Schlepptau nicht berühren! Passen Sie mal auf, wir müssen den Ballon dort hinten auf die Viehweide schaffen. Wenn Sie den Korb mal ein bißchen anheben wollen. So. Und nun tragen Sie uns mal an dem Kornfeld entlang. Es geht ganz leicht, was?

Jo, jo!

Auf der Weide wurde der Ballon so gedreht, daß die Reißbahn dem Winde abgekehrt war. Dann ein paar kräftige Rucke an der Leine: die Kugel schrumpfte schnell ein. Wir zogen sie, aus dem Korb steigend, an den Netzstricken zur Seite, wo sie kläglich in sich zusammenfiel.

Der Seifenkrieg

Der stets geldbedürftige König Karl der Erste von England verfiel eines Tages auf den seltsamen Gedanken, zur Auffüllung seines Schatzes ein Seifen-Monopol einzuführen. Die Minister wurden angewiesen, den Plan auszuarbeiten, und schon bald wurde die neue Verordnung bekanntgemacht. Begründet wurde dem Lande gegenüber diese Einführung damit, daß die bisherigen Seifensieder zu schlechte Ware lieferten. Karl übertrug die Fabrikation des monopolisierten Artikels gegen angemessene Bezahlung einigen begüterten Edelleuten und verlieh ihnen zugleich die weitestgehenden Privilegien. Man kann sich die Entrüstung der in ihrem Gewerbe geschädigten früheren Fabrikanten vorstellen, doch wurde die Opposition bald allgemein, als sich ergab, daß die „Hofseife" die Wäsche verdarb und den Wäscherinnen die Finger zerfraß. Der König erkannte, daß die Sache doch nicht so ohne weiteres durchzuführen sei und ordnete deshalb pro forma eine Sachverständigenprüfung an. Die Wäscherin der Königin sollte entscheiden, welche Seife die bessere sei, die Bürger- oder die Monopolseife. Sie erklärte sich natürlich für die letztere. Aber damit beruhigten sich die Gegner nicht, zumal ermittelt wurde, daß die unparteiische Frau selber nicht einmal die gepriesene, sondern die alte Seife gebrauchte. Der Hof kam in eine schlimme Lage. Es entstand eine förmliche Waschfrauen-Revolte, wobei auch sämtliche Hausfrauen für die Bürgerseife energisch Partei ergriffen. Endlich mischte sich der Lordmayor von London in die Sache. Der Stadtrat beschloß in feierlicher Sitzung, im Rathaus selbst zwei große Waschtage anzuordnen, an denen sich die beiderseitigen Seifen nach Kräften geltendmachen und ihre Vorzüge in das rechte Licht stellen könnten. Die Weiber fanden sich in Scharen aus allen Stadtteilen ein und verursachten schließlich einen solchen Lärm, daß sich der löbliche Stadtrat und die edlen Ritter, die zwischen beiden Feldlagern zu Schiedsrichtern bestellt waren, gezwungen sahen, die Flucht zu ergreifen. Der erzürnte König ließ den Lordmayor zu sich kommen und machte ihm lebhafte Vorwürfe über den meuterischen Vorschub, den er seinen Feinden leistete, wogegen der Lordmayor frei und fest erklärte, daß sich nach seinem Dafürhalten die Gegner der Monopolseife im Recht befänden. Karl wollte sich aber nicht bewegen lassen, die fragliche Einführung zu widerrufen und erbitterte so das Volk immer mehr. Noch weitere falsche Maßnahmen auf anderen Gebieten führten schließlich zur Revolution, und mit dem Haupt des unglücklichen Königs fiel auch die Monopolseife. H. B.

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Beim Fernsehempfänger werden von einem Lichtpunkt in einer Sekunde 25 Bilder gezeichnet. Der Weg, den der Lichtpunkt auf dem Leuchtschirm zurücklegt, beträgt dabei etwa 2250 Meter. Das menschliche Auge vermag dieser Geschwindigkeit nicht zu folgen und empfindet daher die rasende Fortbewegung des Elektronenstrahls, der in jeder Sekunde eine Million Bildpunkte über die etwa 550 Quadratzentimeter große Fläche verteilt, als lückenlose Folge eines einzigen bewegten Bildes. Vorteil der Unzulänglichkeit unseres Auges!

*

Der Weg, den die Nadel auf einer 25-Zentimeter-Grammophonplatte zurücklegt, ist etwa doppelt so hoch wie die Höhe der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin. Eine Leiter, mit der man diese Höhe erreichen wollte, müßte mehr als tausend Sprossen haben. Die Nadel aber legt diesen langen Weg in etwa vier Minuten zurück! — Haben Sie über solche Dinge schon einmal nachgedacht?

*

Mit dem Auge können wir nur Lichtschwingungen von Rot bis Violett, d. h. kaum eine Oktave, aufnehmen; mit dem Ohr dagegen etwa zehn Oktaven Tonwellenschwingungen, von denen die tiefsten 16, die höchsten 20 000 in der Sekunde betragen. Diesen Vorsprung also hat der Rundfunk vor dem stummen Film. Andererseits ist im allgemeinen die geistige Auffassungsgabe der Menschen nur durch das Auge erheblich besser als durch das Ohr. So sorgt Allmutter Natur für gerechten Ausgleich unter den uns von ihr verliehenen Organen.

*

Die moderne Elektromusik bietet immer mehr bisher nichtgeahnte Möglichkeiten. So ist zum Beispiel, was sich die wenigsten klargemacht haben, der Tonumfang des Trautoniums erheblich größer als der einer großen Orgel. Umfaßt er doch sogar noch Frequenzen, die schon außerhalb des menschlichen Hörbereiches liegen, daher für unser Organ eigentlich nur noch theoretisch vorhanden sind

*

Auf dem Hapagdampfer „Hagen" ist die interessante Feststellung gemacht worden, daß es mit Hilfe der Bordpeilanlage möglich ist, Richtung und Bewegung von Sturmgebieten festzustellen. Diese Erscheinung beruht darauf, daß die Gewitter der Sturmgebiete mit ihren Entladungen elektrische Wellen erzeugen und ausstrahlen und dabei ähnlich wie drahtlose Sender wirken. Daß drahtlose Empfänger auf solche Entladungen ansprechen, ist ja bekannt. Mit Hilfe des gerichteten Empfanges, also des Peilers, läßt sich daher die eindeutige Richtung der Gewitterzonen und bei einiger Beobachtungszeit auch ihr Bewegungsverlauf feststellen. Damit hat der Funkpeiler außer seinem navigatorischen Zweck noch eine beachtenswerte meteorologische Aufgabe, indem er den Schiffen die Sturmgebiete erkennbar macht, so daß zur Sicherung des Seeverkehrs und zum Schutz der Bordgäste rechtzeitig vorbeugende Maßnahmen getroffen werden können.

*

Nur an nüchternen, darum um so furchtbareren Zahlen kann man sich klarmachen, welche Verheerungen der Dreißigjährige Krieg tatsächlich in Deutschland, das die meisten Schlachtfelder lieferte, anrichtete. Innerhalb der drei Jahrzehnte von 1618 bis 1648 sank die deutsche Bevölkerung zwischen den Landesgrenzen von rund sechzehn Millionen auf etwa vier Millionen. An diesem Maßstab gemessen, wurden das damalige Sachsen und Württemberg am schwersten betroffen. Sachsen büßte insgesamt 900 000 Menschen ein. In Württemberg verminderte sich die Einwohnerschaft von 400 000 auf 50 000 Seelen!

*

Die früheste Jugendzeit des Philosophen Johann Gottlieb Fichte, der u. a. die deutsche Jugend durch seine „Reden an die Deutsche Nation" zum Freiheitskampf begeisterte, ist im allgemeinen recht unbekannt. Nur wenige wissen heute wohl noch, daß er der Sohn eines armen Bandwirkers war, daß er mit seinem Vater am Webstuhl arbeitete und in der Freizeit Gänse hütete. Erst als ein preußischer Edelmann rein zufällig die Begabung des Knaben erkannte, wendete sich für diesen das Schicksal. Der großzügige Gönner ermöglichte Fichte den Besuch von Gymnasium und Universität. Damit begann der steile Aufstieg des großen Deutschen.

*

Jedermann weiß, daß die Farben Weiß und Schwarz sich als Leiter der Außentemperatur sehr verschieden verhalten. Darum tragen wir ja im Sommer vorwiegend weiße, im Winter meistens schwarze oder doch dunklere Kleidung. Welche praktischen Auswertungen sich bei entsprechender Anwendung von Schwarz und Weiß aber tatsächlich ergeben, das bewies ein kürzlich in der Südsee durchgeführter, ebenso einfacher wie interessanter Versuch: Man überzog die eine Schiffswand mit weißem, die andere mit schwarzem Anstrich. Dabei zeigte sich, daß bei gleicher Bestrahlung durch die Sonne die Temperatur hinter der schwarzen Wand um neun Grad Celsius höher war als hinter der weißen, und daß es bei der weißen Wand ungefähr doppelt so lange wie bei der schwarzen dauerte, bis diese ihre Höchsttemperatur erreichte.

*

Die Höhe gleichartiger Wolken ist sehr wesentlich von der Temperatur der den Erdball umgebenden Lufthülle abhängig, und zwar steigen die Wolken um so höher, je wärmer die sie tragende Luft ist. Ein treffliches Beispiel hierfür bilden die sogenannten Zirruswolken, die wir in unseren Breiten am häufigsten am friedlichen Sommer-Abendhimmel beobachten können. Für diese Wolken hat man am Äquator Höhen bis zu 16 000 Meter gemessen, während sie über Grönlands gewaltigen Eismassen schon in tausend Meter Höhe vorkommen.

„Man kann nie wissen, wozu etwas gut ist“ Dieser in den meisten Unglücksfällen ziemlich alberne Trost bewertete sich aber doch bei jenem Bauern in der Umgebung Lembergs, der gewiß mit Schrecken zusah, als plötzlich der Fußboden seiner zu ebener Erde gelegenen Wohnstube von einer Flüssigkeit — offenbar von einer unversehens emporbrechenden unterirdischen Quelle, zersplittert und in die Luft geschleudert wurde. Als es sich dann aber bei näherer Untersuchung herausstellte, daß es sich um eine besonders starke, darum auch besonders ergiebige Petroleumquelle handelte, werden sich Schrecken und Trauer des Bauern gewiß rasch in ebenso große Freude umgewandelt haben.

*

Das zuverlässigste Mittel, sich Kenntnis von der Beschaffenheit des Erdinnern zu verschaffen, um die in der Tiefe verborgenen Schätze zu heben, ist das Bohrloch. Leider ist die Anwendung dieses Mittels meistens recht kostspielig und technisch im Verhältnis zur Mächtigkeit der zu erforschenden Masse recht begrenzt. Wie tief man mit solchen Bohrlöchern aber doch schon gelangt ist, davon macht man sich selten eine richtige Vorstellung. Die nachstehende Tabelle kann darum recht aufschlußreich sein. Sie gibt die bisher tiefsten Bohrlöcher in Europa an. Bei einigen war auch die erhöhte Temperatur zu ermitteln. Bekanntlich nimmt die Wärme zu, je tiefer man in das Innere der Erde gelangt.

Tiefste Bohrlöcher in Europa:

Ort	Tiefe		Wärme	
Lübtheen (Mecklenburg)	1204	Meter	—	Grad Celsius
Lieth bei Altona	1338	„	—	„ „
Sperenberg bei Berlin	1372	„	49	„ „
Pont-à-Mousson (Lothringen)	1556	„	—	„ „
Brücken (Pfalz)	1597	„	—	„ „
Oldau bei Celle	1613	„	46	„ „
Schladebach bei Merseburg	1748	„	57,5	„ „
Paruschowitz bei Rybnik	2003	„	69,3	„ „
Schubin (Posen)	2150	„	73	„ „
Czuchow (Oberschlesien)	2240	„	83,4	„ „

Bei dieser Gelegenheit sei ein Hinweis auf das tiefste Bergwerk der Erde überhaupt gestattet. Das dürfte wohl die Robinson-Mine in Südafrika sein, deren unterste Sohle 2600 Meter unter der Erdoberfläche und immer noch 850 Meter unter dem Meeresspiegel liegt.

*

Ein Fachblatt für Brieftaubenzucht berichtet über folgende erstaunlichen Leistungen der kleinen geflügelten Reisenden: „In Berlin gibt es 60 000 Brieftauben. Die 2000 Liebhaber, die in der Reichshauptstadt den Brieftaubensport pflegen, sind in etwa hundert Vereinen zusammengeschlossen. Durch regelmäßige Fernflüge, die durch die „Großberliner Reisevereinigung“ durchgeführt werden, wird der Wert der Aufzucht unter Beweis gestellt. Erst kürzlich wurden 2000 Berliner Tauben bei Arnheim an der holländischen Grenze zum 500-Kilometer-Flug nach Berlin aufgelassen, und zwar vormittags um 6.10 Uhr. Der schnellste Flieger traf um 13.31 Uhr in einem Spandauer Schlag ein. Er hat die Strecke mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von siebzig Kilometer durchflogen. Einige Wochen vorher hatten Berliner Tauben bei einem 200-Kilometer-Flug bei besserem Wetter eine Stundengeschwindigkeit von 102 Kilometer erreicht.“

*

Von den Dingen, die man täglich gebraucht, weiß man gewöhnlich am wenigsten. Das ist schade, denn gerade hier gibt es allerlei Interessantes. Zum Beispiel: Wie alt ist eigentlich die Straßenbahn? Diese Frage ist schon deswegen gerade jetzt aktuell, weil kürzlich die älteste Straßenbahn der Welt ihre letzte Fahrt antrat. Ununterbrochen lief sie seit dem 1. Januar 1832 in Neuyork durch die Vierte und die Madison Avenue. Als der letzte Wagen sein Ziel erreicht hatte, wurde er auf der Endstation von alten Freunden mit dem Volkslied „Sie mag einmal bessere Tage gesehen haben“ (She may have seen better days) begrüßt.

*

Von der Beschaffenheit der Schiene hängt das ruhige Gleiten des Wagens ab. Das ist ohne weiteres klar. Darum ging man schon sehr bald von hölzernen zu eisernen Schienen über. Aber auch die Länge der Schiene ist hierbei wesentlich, da ja die Verbindungsstücke sich durch Stöße auf das Radgestell bemerkbar machen. So haben die ursprünglich neun Meter langen Eisenschienen in manchen Gegenden heute schon die beträchtliche Länge von sechsundsechzig Meter erreicht.

*

Lesen Sie gern gute Romane? — Gewiß doch. — Haben Sie sich aber schon einmal gefragt, wie lange es eigentlich Romanleser gibt, oder die Frage logischer gestellt: wie lange es schon Romane gibt? — Viel länger, als Sie vermutlich ahnen. Der älteste der Forschung jedenfalls bekannte Roman, von dem man noch Titel und Autor kennt und über dessen Inhalt sich auch so einiges durch die Jahrtausende zu uns herüber gerettet hat, ist die „Geschichte zweier Brüder“ des ägyptischen Dichters Enama, der ungefähr vor 3200 Jahren lebte. Hier können also bestimmt keine Erben mehr Honoraransprüche anmelden!

*

Es gibt tatsächlich einen Ofen, der jetzt schon über 250 Jahre ununterbrochen brennt. Das ist der Ofen einer keramischen Fabrik in Fulham-London. Im Jahre 1671 wurde er — natürlich noch mit Schwamm und Feuerstein — angezündet Seitdem sind seine Flammen niemals erloschen. Interessant wäre es nun, einmal zu berechnen, wieviel Material dieser Ofen in dieser Zeit verbraucht, wieviel er produziert und wieviel Wärmegrade er erzeugt hat. Man würde da zu phantastischen Zahlen gelangen.

*

Der längsten Lebensdauer dürfte sich wohl die chinesische Zeitung „Peking Bao“ rühmen. Als sie kürzlich nun doch aus politischen Gründen ihr Erscheinen einstellen mußte, zählte sie 1534 Jahrgänge. Ihre Gründung geht auf den chinesischen Erfinder der Buchdruckerkunst, auf den um das Jahr 400 unserer Zeitrechnung lebenden Su-Kung, zurück. Auch damit, daß sie seit dem Jahre 1800 täglich erschien, dürfte die „Peking Bao“ einen Weltrekord gehalten haben.

Hans Philipp Weitz.

Werner Granvil

„Kehrwieder"

Ein Zufall war es, der mich in jene Hafenecke führte, wo die zum Abwracken bestimmten Schiffe ihre letzten Tage verträumten. Wie Kirchhofsstille lag der Feierfriede des besonnten Ostertages über dem Hafenbecken, von dessen verschlammten Fluten, auf denen allerlei Unrat schwamm, ein Modergeruch aufstieg.

Da lagen sie: ein paar rostzerfressene Dampfer mit altmodisch hintenübergeneigten Masten und Schornsteinen und einige abgetakelte Segler.

Besonders eine Bark, ein altes Fahrzeug mit plattem Heck und einer Gallionsfigur in Gestalt einer Meerjungfer, fiel mir auf. Der Name „Kehrwieder" am Bug war kaum mehr zu entziffern.

Vielleicht war es gerade der für ein Schiff so bedeutungsvolle Name, der mich anzog und mich sinnend verweilen ließ.

Wie oft, wenn die Bark auf großer Fahrt gewesen war, möchte der Wunsch „kehr' wieder!" die Herzen jener Menschen bewegt haben, deren Männer, Söhne oder Verlobte dort an Bord fuhren.

Wenn die starräugige, jetzt schmutziggraue Gallionsfigur ein beseeltes Wesen wäre, was alles könnte sie wohl erzählen: von den grauen Wogen der Nordsee und dem Blau tropischer Meere; von den tückisch-unbeweglichen Wassern des Stillengürtels und den gischtgepeitschten Brechern Kap Horns, von Ankergründen an palmenumrauschten, sonnübergluteten südlichen Küsten und von nebelschweren, lärmdurchfluteten Welthäfen nördlicher Breiten.

Und eines Tages kehrtest du, alte Bark, dann zum letzten Male wieder, um nie mehr die sieben Meere zu furchen und die stolze Last deiner schimmernden Segelpyramiden zu tragen. Man wird dich abwracken, Planke um Planke; du darfst nicht zugrunde gehen im Kampf mit den Elementen, wie der Krieger auf dem Schlachtfeld, sondern ein unheroisches Sterben, Stück für Stück, wartet deiner! – –

„Ein gutes Schiff, Herr!" sagte neben mir eine Stimme. Sie gehörte einem alten Mann mit schütteren Haaren und lichtblauen Augen, der auf einem Poller am Kojenrand Platz nahm und sich bedächtig eine kurze Pfeife stopfte.

Unauffällig konnte ich ihn beobachten. Sein Gesicht war förmlich überzogen von einem Netzwerk von Runzeln; seine Hände waren breit und verarbeitet. Eines seiner Ohrläppchen war durchstochen und trug einen dünnen goldenen Ring.

Man brauchte ihn nur ansehen, und wußte, daß er ein alter Fahrensmann war.

Eine Stille stand zwischen uns. Der Alte paffte dicke Wolken in die Luft und blickte unbeweglich zur Bark hinüber. Ich trat an seine Seite und knüpfte ein Gespräch an seine Worte an: „Sie kennen die Bark?" Er nickte und spuckte heftig aus. „War über dreißig Jahre als Zimmermann an Bord, Herr. – Kommen Sie nur so – so zufällig hierher, meine ich; oder hatten Sie Bekannte an Bord?"

„Durch Zufall", gestand ich. „Die Bark fiel mir gleich auf. Sie hat ihrem Namen Ehre gemacht, denke ich; denn sie kam immer wieder, und mit ihr die Menschen, die sich ihr anvertraut hatten."

„Das steht auf einem andern Blatt", fiel mir der Alte hart in die Rede. „Es kommen wohl manchmal die Schiffe wieder; aber die Menschen nicht. Seh'n Sie, Herr; so war es auch mit der ‚Kehrwieder'. – Mein einziger Junge war einmal Erster an Bord; aber in einer Sturmnacht wurde er bei Kap Horn über die Seite gewaschen. – Ich habe selbst im Schiffsrat dafür gestimmt, daß Rettungsversuche unterblieben; denn wir hätten nur noch mehr Menschenleben aufs Spiel gesetzt. Und trotzdem – sie war, was man ein ‚gutes' Schiff nennt. Darum bin ich geblieben, und immer, wenn wir wieder einen Ersten an Bord bekamen, mußte ich daran denken, wie auch mein Junge als Vorgesetzter auf der Poop auf- und abgegangen war, und wie mir darum dies Schiff, und die Menschen darauf, immer mehr ans Herz wuchsen.

Von unserer letzten Reise will ich Ihnen noch erzählen. Wir kamen mit Kopra von Butaritari, und lange hielten uns die Stillten in den Klauen. Das Trinkwasser wurde knapp, und der Proviant verdarb. Eines Tages pickte uns ein Steamer auf und taute uns zum nächsten Hafen; aber da waren schon neun Mann unserer vierzehnköpfigen Besatzung an Beriberi gestorben, und der Rest lag, dem Tode nahe, in den Kojen. – Unsere alte ‚Kehrwieder' blieb auch diesmal nicht auf der See, aber neun Fahrensleute kehrten nicht wieder. – Mit dem Namen ist es eben so eine Sache, Herr. Meine Frau zum Beispiel stammt aus Friesland und heißt Engel mit dem Vornamen. Jawohl, Herr, der Name kommt häufig vor dort. Wenn Sie aber glauben, sie sei auch ein Engel an Güte und Friedfertigkeit, dann sind Sie verdeubelt auf dem Holzweg, denn sie kann ein richtiger Satan sein. – Nichts für ungut, Herr, daß ich Ihnen hier Familiengeschichten auftische, aber es sollte ja nur ein Beispiel sein."

Er erhob sich, tippte an die Mütze, unter der die weißen Haare hervorquollen, und entfernte sich wiegenden Ganges. Als er ein gutes Stück entfernt war, drehte er sich noch einmal um und rief: „Übermorgen wird die Bark zum Abschlachten an die Werft geholt. Wenn Sie es sehen wollen, seien Sie vormittags hier!" – –

Ich bin nicht gegangen; aber ich denke noch zuweilen an die „Kehrwieder", von der heute wohl nichts mehr da ist als vielleicht bei irgendeinem Kuriositätensammler die Gallionsfigur.

H U M O R

„Was sagen Sie, Marie? Die neuen Gäste von Nummer vierzehn haben sich schon wieder beschwert?! Ach — die finden auch jeden Tag was Frisches, um mich zu schikanieren!"

„Frisch ist nun eigentlich nicht der ganz richtige Ausdruck, Frau Direktor. Es sind nämlich wieder die Eier!"

*

„Sie wollen meine Tochter heiraten, junger Mann?" fragte der eifrige Geschäftsvermittler. „Da müssen Sie mir allerdings zunächst ein bißchen über Ihre finanzielle Lage erzählen."

„Oh — was das betrifft — ich habe Geld genug, um uns ein schönes Haus zu bauen und es ganz einzurichten!"

„So?! Dann setzen Sie sich, bitte. Ich glaube, ich weiß Ihnen eine bessere Anlage für Ihr Geld!"

*

„Also, ich bitte Sie inständig", beschwor der Erfinder des neuen Fallschirms vor dem Aufsteigen den Fallschirmpiloten, „tun Sie Ihr Bestes! Bedenken Sie: Wenn der Schirm sich nicht öffnet, bin ich ruiniert!"

*

Das reisende Fräulein bringt den Auskunfts-Schupo fast zur Verzweiflung. „Und der Kinnriemen, den Sie tragen", will sie schließlich wissen, „dient er dazu, Ihren Helm festzuhalten?"

„Nein", seufzt der Schupo. „Der ist da, damit der Unterkiefer vom vielen Antworten ausruhen kann!"



„Ach, Onkel, zieh' doch, bitte, heut abend deinen Frack an, wenn meine Freunde kommen! Dann könnte ich die Bilder auf deiner Weste erscheinen lassen, und du könntest gleichzeitig ansagen!"

„Bitte, sag' ‚ja', Elvira, und ich werde im siebten Himmel sein!"

„Was?! Also sechsmal bist du schon verlobt gewesen?!"

*

Der Schriftsteller konnte sein Glück noch nicht fassen. „Liebst du mich denn auch wirklich, Angelika?" zweifelte er.

„Du fragst noch?" erwiderte sie gekränkt, „— wo ich sogar schon beinahe drei Seiten von deiner Novelle gelesen habe!"

*

„Du hast dir doch hoffentlich die Hände gewaschen, Hänschen, ehe du zu der Einladung gegangen bist?"

„Ich hatte keine Zeit mehr, beide zu waschen, Mutti. Aber ich habe die andere immer in der Hosentasche behalten!"

*

„Minna! Ich hatte ja ganz vergessen, eine Marke auf den Brief zu kleben, den ich Ihnen eben mitgegeben habe! Sie haben ihn doch hoffentlich nicht so in den Kasten geworfen?"

„Doch, allerdings, Frau Kärglich! Ich dachte, Sie wollten sparen!"

*

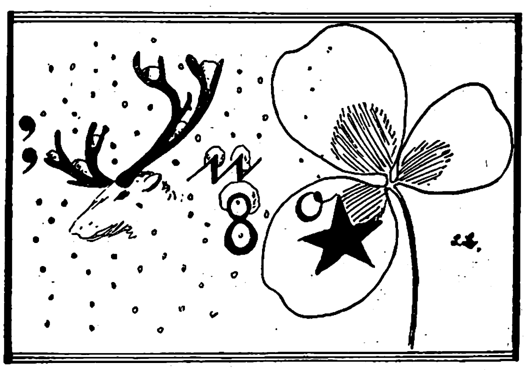
„Herr Direktor, könnte ich vielleicht heute nachmittag frei haben?"

„Oha, Bürschchen! Vermutlich, weil deine Großmutter . . "

„Jawohl, Herr Direktor. Sie versucht heute ihren ersten Fallschirmabsprung!"

RÄTSEL

Bilderrätsel



Rösselsprung

		fein	ber		
es	win	es	er	rei	und
dort	glück	ist	um	ü	ahnt
den	gen	blüht	ist	gen	ter
das	nicht	er	ent	ge	lern'
ja	lern'	nicht	es	wird's	sa
	dir			hier	

Kapselrätsel

Bedeckung, Werbetrommel, Arrestant, Schweinfurt, Misere, Malaien, Maladetta, Neidenburg, Kulmination, Monotheismus, Gedankenlesen, sanieren, Sinnestäuschung, Aschermittwoch, Etagere, Hadramaut, Tirana, Großherzog, Magenta, Magnesia, Gebrauchsmuster. Flecken, Feuersalamander, Diastase, Schurwald, Oratorium, Primadonna. Schenkelbruch, Annaberg, Diplomingenieur, Handelslehrer, Aberglaube, Differenzgeschäft, Abrasion, aus vorstehenden Wörtern ist je ein Hauptwort zu entnehmen, deren Anfangsbuchstaben einen Ausspruch Lessings ergeben ch = Buchstabe.

Silbenrätsel

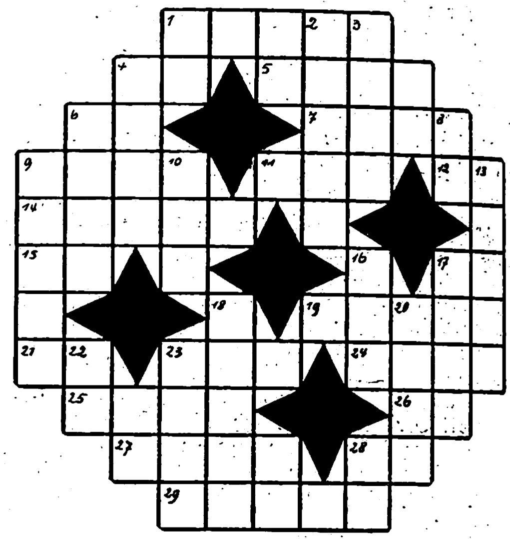
Aus den Silben: ben che de e fa fe fe fen for frosch hen her ho holz il in ke ko kom kunst laub le leit len ma man me me mer mer mut na nau ni pas rung schungs sei seil stau ste sten ster sti stung te te tut wil wil wit zeit sind 17 Wörter zu bilden. Jedem Wort ist eine Silbe (unabhängig von den gegebenen) zu entnehmen, die aneinandergereiht zwei Zeilen aus einem Ostergedicht von Trojan ergeben.

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Die Wörter bedeuten: 1. wertvolle Holzart, 2. „Wetterprophet“, 3. Stadt in England, 4. Verschanzungsanlage, 5. Führungszügel, 6. Gewebeart, 7. Übermut, 8. deutsch-englischer Maler, 9. Nebenfluß der Elbe, 10. Freundin Goethes, 11. Richtungsanzeiger, 12. Frauengemach, 13. deutsches Herrschergeschlecht, 14. Luftveränderung, 15. Zeit der Enthaltsamkeit, 16. Pflegestätte für Wissenschaft, 17. feierliche Erklärungen.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Stern 4. italien Fluß. 5. griech. Sagengestalt. 6 persönliches Fürwort. 7. Stadt in der Schweiz. 9 Kamelart. 11. Sinnesorgan. 12. Abkürzung für außer Dienst, 14. italien Geigenbauer, 15. Längenmaß 17. nat.-soz. Organisation. 19 Marderart. 21. Geliebte des Zeus. 23. Meeresbucht. 24 weibl. Vorname, 25. Gemälde. 26 Tierprodukt. 27. Himmels-



richtung, 28. Faultier, 29. Gefolge. — Senkrecht: 1. italien. Tonsilbe, 2. Laubbaum, 3. österreich. Schriftsteller, 4. Raubtier, 6. Erdaufschüttung. 8. ägypt Gott. 9. Diener, 10. griech. Göttin, 13 Hafen in Französ. Kamerun, 16. Windstoß. 17. Astrolog Wallensteins, 18. Streit, 20. Mus, 22 sibir. Strom. 23. Lebenssaft, 28. Spielkarte.

Unpünktlich

„Nicht fertig?“ — so zetert Frau Emma —
Ihr Mantel ist schon geknöpft.
„Eben vollend' ich die letzten — — —
Dann müssen zur Bahn wir geköpft“

Osterrösselsprung

	der	er	en	stern	
	len	o	rein	der	
lenz	stan	wie	al	den	ein
	das	bött	lan	da	
den	ist	läu	ju	in	und
ten	ger	her	glok	den	beln
	ken	stern	from	zen	
o	me			die	und

Silbenrätsel

Aus den Silben: ba ba ben bor bour burg damp den dol e e el en fer har holz i il ka ko la leip ler mak mo mund nar ni pfla pech ra rup se sieg ster tam te ti tion tis wies zar zig, sind 17 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben von oben nach unten nacheinander gelesen, ergeben einen Sinnspruch. Die Wörter be-

1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

deuten: 1. Deutscher Badeort, 2. Frauenname, 3. Stadt in Schlesien, 4. Unterhändler, 5. Götzenbild, 6. Trommelschläger, 7. Verkehrsmittel, 8. Wasservogel, 9. Musikinstrument, 10. deutsche Großstadt, 11. Edelholz, 12. Kaufhalle, 13. Vulkanausbruch, 14. Betäubung, 15. Stadt in der Rheinprovinz, 16. hautreizendes Mittel, 17. Stinkmarder.

Kapselrätsel

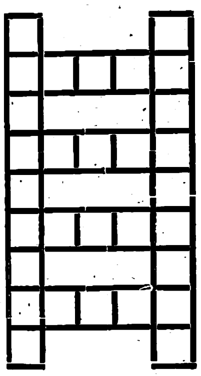
Aus den Wörtern: modern, Leistung Zeder, Gewahrsam, Narew, Kreisel, Feder, hervor, Knall, Lerche, Juwel, Detlef, Ernte sind je drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht ein türkisches Sprichwort ergeben.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Jungvolk, Gewissenswurm, Borddienst, Vasall, Eltern, Holofernes, Nuntius Mordnachweis, Schwachheit, Pachtangebot (ch = ein Buchstabe), Laufdecke, Merowinger, Steinschlag, Aorta, Gisela, Mastdarm sind je 3 aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht 2 Zeilen aus einem Gedicht von Emanuel Geibel ergeben.

Lösungen der Rätsel in Folge 14:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 2. Janus, 5. Po, 6. Kalb, 8. Zahn, 10. Ilion, 12. Pau, 13. Ulk, 14. Pud, 15. Jemen, 17. Amos, 19. Raps, 21. Haube; Senkrecht: 1. Gnu, 2. Juli, 3. Span, 4. Ra, 6. Kaaba, 7. Blues, 8. Joker, 9. Neuß, 11. Ilm, 15. Joch, 16. Nahe 18. My, 20. Hus. ✱ **Silbenkreuz:** Kante, Kanne, Orkan, Ornat, Natte, Natter, Meteor, Meter, Termite, Terne, Mime, Mine, Nemi. ✱ **Füllrätsel:** 1. Stoppelpilz, 2. Estramadura, 3. Postagentur, 4. Brustpulver, 5. Autostraße, 6. Genickstarre, 7. Halberstadt, 8. Neumuenster, 9. Haarbürste, 10. Delmenhorst. ✱ **Ein Name:** LZ 129. ✱ **Bilderrätsel:** Ein wenig Fasten ist gesund. ✱ **Veränderliches Herz:** Oran, Orkan, Organ. ✱ **Rösselsprung:** Die Ammer flötet tief im Grund, Der Frühling blüht mein Herz gesund. über die Augen halt ich die Hand, Schimmernd liegt vor mir das Land. So still, so sonnig hängt die Luft, über die ganze Welt weht Veilchenduft. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 4. das, 5. Aas, 7. Elefant, 8. Farnese, 9. rm, 10. Et, 11. Eis, 13. Ern, 14. Tal, 15. Geologe, 18. hehr, 19. Geiz, 20. frech, 21. Erna; Senkrecht: 1. Po, 2. Salami, 3. Ganser, 4. Defregger, 6. Steinwein, 12. Storch, 13. Eloge, 16. Ehe, 17. Ger. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Veteran, 2. Insterburg, 3. enorm, 4. Langenberg, 5. Gudrun, 6. Ebene, 7. Bariton, 8. Eintagsfliege, 9. Neglige, 10. Tiere, 11. Ulrich, 12. Tannhäuser, 13. Sago, 14. Niederwald, 15. Inbrunst, 16. Crepe, 17. Hantel. Viel geben tut's nicht, sondern gern geben. ✱ **Viereck:** 1. Lorelei, 2. Remonte, 3. Lendvat, 4. Ihering. ✱ **Kryptogramm:** Dassel, Verhalten, Bemerkung, Fenster, Rachen, kleben, Enver, Vergeben, geht, Termite, Diadem, Wiese, Lieder, Agutt, Ohnmacht, Genesung, Berlin, Gitter, Nervi, Maschine, Häcksel, Hals, Frischling; Säge. „Das halbe Menschenleben vergeht mit dem Wiedergutmachen erlittener Schicksalsschläge." ✱ **Leiterrätsel:** 1. Holtei, 2. Innung, 3. Goslar, 4. Lincke. „Rheingold — Siegfried." ✱ **Kapselrätsel.** Dach, Ende, Recht, Acht, Pan, Rost, Ill, Last, Tau, Ulm, Tor, Wal, Ast, Stern, Erde, Rad, Wild, Inn, Leid, Leder: „Der April tut, was er will."



Leiterrätsel

Die Buchstaben: a a a a b e e e e g g h h i l l n n n n o o o p p r s t t z sind so in die Leiter einzusetzen, daß die Sprossen von oben nach unten ergeben: 1. Bote Gottes, 2. Sitte, 3. Hauptstadt von franz. Tongking, 4. Schweizer Badeort. Die beiden Holme ergeben zwei deutsche Alpengipfel.

Füllrätsel

L	U						
	L	U					
		L	U				
			L	U			
				L	U		
					L	U	
						L	U

Die Buchstaben: a b c c d e e e e e f g h h h h h i i l l n n n o o o o p r r s s t t t t u u r z werden in die leeren Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. Verrenkung, 2. Wurmart, 3. Beerenstrauch, 4. Geländeeinschnitt, 5. Filmapparat, 6. Gebäudeteil, 7. Stadt auf Hawaii.

Schach-Beobachter

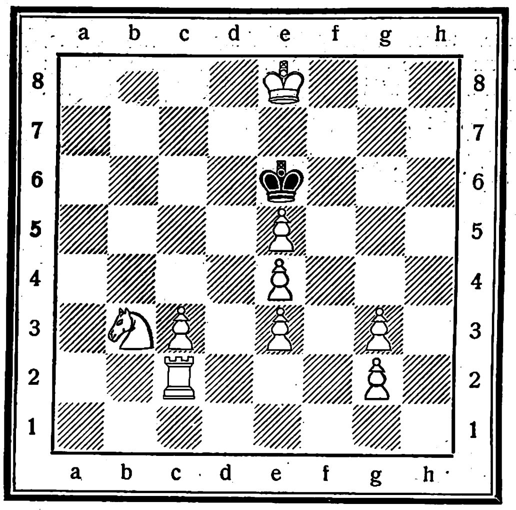
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Rudolf Holthaus, Havixbeck

Schwarz: Ke6 (1)



Weiß: Ke8, Tc2, Sb3; Bc3, e3, e4, e5, g2, g3 (9)

Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 10

Dreizüger von Joachim Müller, Gotha.

Weiß: Kh6, Da1. Te1, La7, Sb3, Bf3, h2 (7).

Schwarz: Kf4, Bc7, d3, e3, e4, f5, f6 (7).

1. Sd2, e×d2: 2. T×e4†, K×f3; 3. Dh1‡ usw.

Richtig gelöst: W. Petri, Plittershagen; A. Roth, München; E. Körner, Grünbach: O. Schmitt, Aulendorf; H. Fisch, Mülheim-Ruhr-Speldorf; L. Hofmeister und H. Scharff, Oberviechtach; A. Brückner, Stollberg; K. Kleinebeckel, Köln-Klettenberg; C. Weinrich, Syke; F. Stieler, Dortmund; M. Templin, Friedensstadt; P. Antweiler, Köln-Merheim; O. Hoffmann, Hamburg; F. Marschall, München; Dr. Münch, Bocholt; A. Neiger, Vijnita (Bukowina); G. Peipers, Eckardtsheim; H. Schütte, Rheine i. W.; O. Behncke, Cuxhaven; Pfr. Klein, Setzingen; W. Reisewitz. Berlin-Steglitz.

Einige Löserurteile: „Schöne Mattstellungen", W. P., P., „Elegantes Zusammenwirken aller weißen Figuren", A R., M.; „Hübsche Varianten", E. K., G.; „Schöne Opferkombination", O. Sch., A.; „Eine harte Nuß, aber der Kern von herrlichem Geschmack", A. B., St.; „Nur froher Opfermut siegt". M. T., F.: „Drei reizende Mattbilder krönen die Mühe", P. A., K.-K. usw.

Energischer Durchbruch

Nachfolgende Partie gibt einen Beweis für die Durchschlagkraft eines starken Zentrums.

Damenindisch. Gespielt als Fernpartie.

	Weiß: Rüster	Schwarz: Batik		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	Sg8—f6	12.	a3×b4	c3×b2
2.	c2—c4	e7—e6	13.	Lc1×b2	d7—d6
3.	Sb1—c3	Lf8—b4	14.	0—0	Sf6—d7
4.	e2—e3[1]	b7—b6	15.	f3—f4	f7—f6
5.	Lf1—d3	Lc8—b7	16.	e4—e5!![5]	f6×e5
6.	f2—f3	Sb8—c6	17.	f4×e5	Tf8×f1†[6]
7.	Sg1—e2	0—0	18.	Dd1×f1	d6×f5
8.	e3—e4[2]	e6—e5?[3]	19.	Df1—f5	g7—g6[7]
9.	d4—d5!	Sc6—d4	20.	Df5—e6†	Kg8—g7
10.	Se2×d4	e5×d4	21.	c4—c5!![8]	b6×c5
11.	a2—a3	d4×c3[4]	22.	b4×c5	aufgeg.[9]

[1] Die modernste Spielweise, vielleicht auch die beste. Lange Zeit wurde hier auch Dd1—c2 versucht, worauf Schwarz mit c7—c5 gutes Gegenspiel bekam.

[2] Weiß hat sich eine sehr starke Mitte aufgebaut. Ob Schwarz mit seiner strategischen Aufstellung gegen eine derartige Mitte erfolgreich ankämpfen kann, ist sehr fraglich.

[3] Damit kommt der Nachziehende dem Weißen entgegen. Der Textzug bringt die Mitte bedenklich ins Rollen.

[4] Besser war statt des Textzuges Lb4×c3, da die weiße Bauernstellung c3, c4, a3 weniger günstig für Weiß ist.

[5] Durchbruch im richtigen Moment. Die idealen Läufer nebst der übermächtigen Mitte bilden zusammen einen schwerwiegenden Angriffsfaktor.

[6] Nicht viel starker war hier d6×e5 statt des Textzuges, da darauf Dd1—h5, Sd7—f6, Tf1×f6, T×T, Ld3×h7†, Kg8—f8, b4—b5 mit Vernichtung gekommen wäre.

[7] Diese Lockerung des schwarzen Königsflügels wirkt sich verhängnisvoll aus. Sd7—f6 kam in Frage.

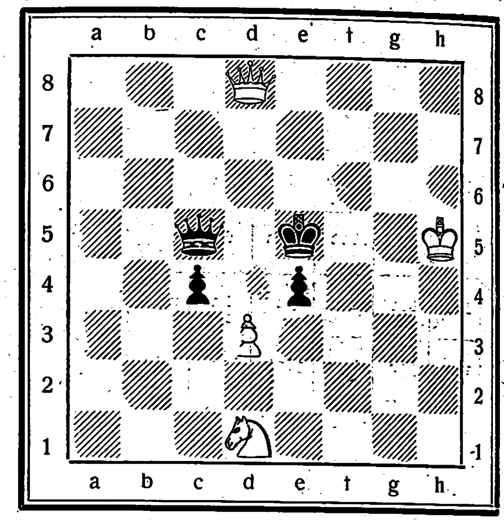
[8] Die Bauern können nun ungehindert vormarschieren, da der Springer d7 das Feld e5 überwachen muß.

[9] Schwarz gibt mit Recht auf, denn die Folge Lb7—c8; 23. c5—c6, Sd7—f6; 24. De6×e5, Lc8—f5; 25. L×L, g6×L; 26 Ta1—f1, Dd8—d6; 27. D×D, c7×D; 28. T×f5 führt schließlich auch zum Verlust.

Damenfang

Endspielstudie von Dr. Neustadt

Schwarz: Ke5. Dc5. Bc4. e4 (4)



Weiß: Kh5. Dd8, Sd1, Bd3 (4)

Weiß am Zuge gewinnt!

Der Lösungsverlauf dieser hübschen Studie zeichnet sich besonders durch die eleganten Wendungen sowie durch die Ökonomie der Mittel aus.

1. **d3—d4†** (Weglenkung der feindlichen Dame aus der 5. Reihe nebst Hineinlotsung in die Schräge!) Weshalb? Das zeigt die Folge!

1. . . ., Dc5×d4; 2. Dd8—e7†, Ke5—d5 (auf 2. . . ., Kf5 folgt 3. Df7†, Ke5 [falls 3. . . ., Df6(?), so 4. Se3†, Ke5; 5. Sg4 Familienschach]; 4. Dg7†, Kd5; 5. Sc3†, Kc5; 6. Da7† und gewinnt. Oder auf 2. . . ., Kf4(?); 3. Dg5†, Kf3; 4. Dg4‡!); **3. De7—d7†, Kd5—e5; 4. Dd7—g7†, Ke5—d5; 5. Sd1—c3†!, Kd5—c5; 6. Dg7—a7†** und D×D gewinnt.

Zieht Schwarz 3. . . ., Kc5, dann folgt derselbe Effekt von der rechten Seite aus, nämlich 4. Da7†, Kd5; 5. Se3†, Ke5; 6. Dg7† nebst Damengewinn!

Geist und Witz, diese glückliche Mischung, findet jeder Partie- und Problemfreund besonders gewürzt in der „Brennessel". Die satirische Zeitschrift „Die Brennessel" erscheint jeden Dienstag neu und ist überall für 30 Pfg. erhältlich

ALEXANDER MIRON:

Des Knaben Tobias Wunderfahrt

Eine heitere Autobahn-Geschichte

Diese tolle Geschichte passierte meinem Freund Tobias. dem Schriftsteller, als er sich unlängst studienhalber in Frankfurt a. M. aufhielt. Es war an dem Tage, da alle Zeitungen spaltenlange Meldungen über die Fertigstellung der Reichsautobahn Frankfurt—Heidelberg brachten.

Herrliche Vorfrühlingssonne strahlte über das Gesicht. Tobias spazierte mit langsamen, bedächtigen Schritten auf der Landstraße in der Nähe des neuen Flughafens, zwischen dampfenden Schrebergärten und Laubenkolonien, und sammelte — wie das die meisten Schriftsteller tun — Eindrücke zu einer neuen Novelle oder zu einem neuen Roman oder Skizze — kurzum: er machte einen Spaziergang. Er nennt so etwas „arbeiten", aber — nun, man soll nicht hetzen!...

Dies hat bisher mit der Inbetriebnahme eines Autobahnabschnittes kaum etwas zu tun, und Toby hätte von diesem Autobahnabschnitt als überzeugter Fußgänger lediglich Notiz genommen, wenn...

Ja. wenn!

Wie Toby so spazierte und „arbeitete", wurde er von einer eleganten Limousine eingeholt. Und siehe da: die Limousine hielt direkt neben ihm an. Toby schaute kaum zu dem Wagen, er dachte nur: Aha, Freundchen, du kennst den Weg nicht? Da kannst du ruhig weiterfahren, ich bin auch nicht von hier. Er konnte diesen Satz nicht ganz zu Ende denken — da erlebte Toby etwas.

Das Erlebnis war weiblichen Geschlechts, blond, hatte dunkle Augen, schwarze Baskenmütze, dünne feuerrote Lippen, war etwa zwanzig Jahre alt, saß ganz allein am Steuer und lächelte mit der Sonne um die Wette.

„Ich kann Sie ein Stück mitnehmen", sagte das blonde Glück, „Sie gehen in derselben Richtung, in der ich fahre!"

Hast du schon mal so was gehört? dachte Tobias. Er dachte auch sonst noch ein paar ungebührliche, verwegene Sätze, auf die Meister Casanova selbst stolz gewesen wäre. Er dachte bloß — in Wirklichkeit benahm er sich so manierlich, daß er selbst entsetzt darüber war. Er nahm den Hut ab, machte eine leichte Verbeugung und sagte vermöge seiner angeborenen Schlagfertigkeit: „Wie, bitte?"

Anstatt einer vernünftigen Antwort öffnete das Mädel den Wagenschlag: „Bitte, steigen Sie ein!"

Tobias stieß mit einer heroischen Anstrengung seine Schüchternheit beiseite und sagte: „Jawoll!"

Nun saß er neben ihr und starrte vor sich hin.

„Wo wollen Sie hin?" fragte sie mit silberner Stimme, indem sie den ersten Gang einschaltete.

„Ich? Nirgends...", gestand er

„Unsinn! Irgendwo müssen Sie doch hin. Sagen wir Heidelberg!"

„?????!"

„Ja — wegen der neuen Reichsautobahn..."

„Ja, richtig — die Reichsautobahn!" sagte der arme Tobias.

„Wissen Sie, da kann man Kilometer fressen!"

Hast du schon mal sowas gehört? dachte Toby wieder. Das Mädel ernährt sich mit Kilometern. Ob das für seinen Magen das Richtige ist? Und wie er so dasaß und sich über das Brett mit unzähligen Schaltern, Uhren, Tachometern usw. wunderte, sagte das Mädel: „So, jetzt sind wir auf der Reichsautobahn — jetzt halten Sie sich mal fest!"

„Wo?" fragte Toby erschrocken.

„Ach, Sie! Das ist nur so eine Redensart. Ich meine, jetzt gebe ich Gas!"

„Wem? Ach so, richtig — natürlich — geben Sie tüchtig!"

„So viel das Zeug hält?"

Toby nickte entschieden.

„Soll ich?" fragte noch das Mädel mit einer Spur von Unentschlossenheit in der Stimme

Doch fand Tobias in seiner wunderbaren Ahnungslosigkeit den Vorschlag billigenswert und nickte dreimal. Dabei dachte er, wieviele Tramps möchten jetzt diese Gelegenheit haben, so billig vom Fleck zu kommen. und er..., er, der sich nichts vorgenommen hatte! Und wie hübsch das Mädel und..., um Himmels willen!

„Schauen Sie schnell auf den Tachometer — siebzig haben wir drauf!" zwitscherte sie.

Ein großer Wagen wurde überholt!

Der zweite Wagen ..

Der dritte Wagen wurde überholt!

„Aufpassen — jetzt kommt eine Kraftprobe — achtzig haben wir drauf .., fünfundachtzig , neunzig ., sehen Sie den großen Sportwagen dort?..., den wollen wir..., fünfundneunzig.. überholen..."

Der Sportwagen wurde überholt, und dann — ob man es glaubt oder nicht — passierte das Tollste: ein Motorrad wurde überholt!

„Diese Motorradler..., sie bilden sich etwas auf ihre Geschwindigknit ein .. sogar einen Sturzhelm hatte der Kerl auf — haben Sie gesehen?"

„Nein, Toby hatte nichts gesehen. Er hatte die Augen zugemacht und auf den Tod gewartet. Als er die Augen wieder aufmachte, sah er, wie sich das Mädel krampfhaft am Steuer festhielt, die Lippen zusammengepreßt, die Augen halb geöffnet, das ganze Gesicht zum Zerplatzen gespannt. Der Wagen huschte an einem Schild vorbei: Darmstadt.

„Halt!" rief jetzt Toby. Sein Selbsterhaltungstrieb war wach geworden. „Halt, ich will aussteigen, und zwar sofort!"

Das Mädel fuhr in demselben Tempo weiter.

„Halt, ich will aussteigen — das ist Freiheitsberaubung — ich — zeige Sie..., Himmel! Ich zeige Sie bei der Staatsanwaltschaft an — halten Sie doch!..."

Das Mädel schwieg, es hörte nichts mehr — der Motor heulte, die Windschutzscheibe klirrte...

Toby schloß die Augen wieder zu. Als er sie wieder aufmachte, sah er Häuser und Menschen — ihm war es so, als ob der Wagen hielte. Das konnte aber nicht stimmen, denn der Tachometer zeigte fünfzig.

„Hier ist Heidelberg!" sagte sie voll Freude. „Jetzt gehen wir Kaffee trinken!"

„Ja — halten Sie mal...", sagte Toby apathisch.

Der Wagen hielt vor einem schönen Kaffehaus. Da war Musik drin und schöne Toiletten und fesche Servierdamen und eine im Verborgenen blühende Bar.

Toby war aber das alles gleichgültig — er war zerschlagen. Er stieg langsam aus und betastete sich ängstlich.

„Na, wie fahre ich?" fragte das Mädel glückstrahlend.

„Sehr schnell!" antwortete Toby bitter.

„Ich meine, fahre ich sicher?"

„Eigentlich ja, ich bin ja noch nicht tot..."

„Ich fahre also sicher!"

Toby nickte krankhaft.

„Habe ich mir gleich gedacht! Ich habe nämlich gestern meine Führerscheinprüfung bestanden und hatte mich nicht getraut, die erste Fahrt auf der Reichsautobahn allein zu machen. Ich bin Ihnen so dankbar, daß Sie mitgefahren sind, und wenn Sie wollen..."

„Nein, ich will nicht!" rief Toby erschrocken. „Jetzt fahre ich mit dem Zug nach Frankfurt zurück — leben Sie wohl, Madame!"

Es war bei Tobias der erste Energieausbruch seit seiner Kindheit. Er lief weg, während das blonde Mädel neben ihrem Wagen stand und Toby kopfschüttelnd nachschaute. Da brach sie in Lachen aus...

Währenddessen wanderte Toby mit echter Fußgänger-Behäbigkeit durch die Alleen nach dem Hauptbahnhof. Er kam sich wie nach einer schweren Arbeit vor — doch atmete er wieder regelmäßig. Sein Gehirn „arbeitete" wieder und — — —

Nanu: wie er so dahinging und „arbeitete", wurde Toby von einer eleganten Limousine eingeholt. Er schaute kaum zu dem Wagen, er konnte gerade irgendeinen angefangenen Satz zu Ende denken, da erlebte er... Siehe oben!

Absoluter Untertan

Der „Sonnenkönig" von Frankreich, Ludwig der Vierzehnte, war durchdrungen von seiner Stellung als absoluter Herrscher in seinem Königreich. Daß er der Staat sei, und jeder seiner Unteranen ihm bedingslos Gehorsam schulde, war für ihn ein selbstverständlicher Anspruch. Es konnte vorkommen, daß er dieses uneingeschränkte Machtgefühl sehr drastisch zum Ausdruck brachte.

Im Kreise seiner Höflinge hatte er seine absolute Herrschaft als Gottesgnadentum erläutert und als Abschluß ein Beispiel gebracht: „Die Könige haben ihre Macht von Gottes Gnaden und daher unumschränkte Gewalt. Wenn ich beispielsweise einem von Ihnen befehle, unverzüglich ins Wasser zu springen, haben Sie ohne Zögern zu gehorchen."

Schweigend erhob sich der Graf von Guise und schickte sich an, die Versammlung zu verlassen.

„Wohin gehen Sie?" rief ihm der König nach.

„Schwimmen lernen, Sire!" — und verschwand.

H. M.

Stille Bewunderung

VON RALPH URBAN

Frau Else stand bei der Haltestelle, wartete auf den Autobus und ärgerte sich.

„Schau dir einmal die hübsche Frau dort drüben an", hatte einer von den zwei Herren, die sich neben ihr unterhielten, zum andern gesagt und mit einer Bewegung des Kopfes nach einer Dame gedeutet, die eben die Straße überquerte.

„Ja", meinte der zweite sachverständig, „fabelhafte Frau!"

Frau Else biß sich auf die Lippen, sie konnte an jener Dame gar nichts Fabelhaftes finden. Was für einen komischen Geschmack die Männer nur haben. Sie sah doch auch gut aus, aber ihr schaute niemand nach, kein Männerblick richtete sich nach ihr, wenn sie auf der Straße ging. Frauen merken so etwas, ohne hinsehen zu müssen.

Der Autobus hielt, Frau Else stieg ein und suchte sich einen Platz. „Alt werde ich, alt werde ich", dachte sie, während sie mechanisch das Fahrgeld abzählte, „das ist die Erklärung!"

Sie versuchte sich damit zu trösten, daß sie ruhig alt werden konnte, weil sie einen Mann hatte, der gut zu ihr war und der sie nie verlassen würde. Aber trotzdem kroch die Erkenntnis an sie heran und berührte sie mit ihrem eiskalten Hauch. Nein, noch nicht, noch nicht — wehrte sich Frau Else und wie hilfesuchend glitt ihr Blick über die teilnahmslosen Menschen —, dann zuckte sie leicht zusammen. Ihr schräg gegenüber saß ein Herr mit grauen Schläfen, der sie mit ganz eigentümlichem Ausdruck in den Augen anstarrte. Frau Else sah rasch zur Seite, aber es entging ihr keine Bewegung ihres Gegenübers. Der Blick des Mannes war weder dreist noch begehrlich, eine stille abgeklärte Bewunderung lag darin, wie sie sich die Frauen gerne gefallen lassen. Und warum bewunderte der fremde Mann gerade sie, es saßen doch noch andere Damen im Wagen. Eine wohlige Wärme stieg in ihr auf, rötete leicht ihre Wangen und machte ihre Augen glänzend. Sie wurde ja noch gar nicht alt.

Es schien ihr, als würde der Herr drüben ein wenig lächeln, ehrerbietig und galant. Auch Frau Else lächelte, kaum merklich und fein, wie eben einer Dame unter solchen Umständen zu lächeln erlaubt ist. Dann sprang sie plötzlich auf, denn der Autobus bremste scharf ab und sie hätte beinahe darauf vergessen, daß sie am Ziel sei. Sie stieg aus, da kam auch schon ihr Mann auf sie zu, der sie verabredungsgemäß bei der Haltestelle erwartete.

„Ach, Peter", sagte sie strahlend, „wartest du schon lange?"

„Pünktlich bist du", antwortete der Mann und blickte sie von der Seite an. „Du siehst heute übrigens fabelhaft gut aus!"

Frau Else faßte ihren Mann unter und schmiegte sich an ihn, so daß sich ihre Wärme auch auf ihn übertrug und er plötzlich so fest ihren Arm drückte, wie dies schon seit Jahren nicht mehr der Fall gewesen war.

Jener Herr aber im Autobus fuhr noch um zwei Haltestellen weiter. Dann kam der Schaffner zu ihm und sagte: „So, jetzt müssen Sie aussteigen!" Damit faßte er ihn beim Arm und geleitete ihn behutsam zum Ausgang. Der Mann war nämlich blind.



Fiete Fischer:

Das Narrenschiff

Der Meisterschuß.

Eine amerikanische Sternwarte suchte einen Bürodiener. Mike Jones, ein gutmütiger Nigger mit einem Spatzenhirn, bewarb sich um den Posten und ward angenommen. Die Arbeit war leicht und bald getan, so daß er einen großen Teil des Tages im Beobachtungsraum zubringen und den Astronomen zuschauen konnte. Keiner vermochte so mit Leib und Seele zu glotzen wie Mike — mit Augen, Ohren, Mund und Nase schien er alles in sich aufzusaugen, ohne auch nur ein Jota zu verstehen. . .

Eines Abends stand der Leiter des Instituts an einem der Riesenfernrohre, schraubte daran herum und sah hindurch. In diesem Augenblick fiel draußen am nächtlichen Himmel eine Sternschnuppe.

Mike, der den Vorgang in ehrfürchtigem Schweigen verfolgt hatte, schnappte begeistert nach Luft, aus seinen treuen Augen sprach unverhohlene Bewunderung: „Das war ein Schuß!" rief er, „kaum zwei Sekunden haben Sie gezielt!" . . . .

Heimweg im Nebel.

Eine englische Wochenschrift veranstaltete einen Kurzgeschichten-Wettbewerb. Unter dem Kennwort „Londoner Nebel" sollten aus dem Leserkreis Skizzen eingesandt werden, die auf möglichst knappem Raum witzig und treffend jenen berüchtigten Zustand schilderten, der in London jeden Verkehr stilllegt und das Geschäftsleben ins Stocken bringt, wo jeder Straßenübergang Lebensgefahr bedeutet und Unfälle zu Haufen berichtet werden.

Der Erste Preis fiel auf die folgende „Halbminutengeschichte":

„Eines Morgens wurde ein Geschäftsmann in der City von einem seiner Angestellten angeklingelt:

‚Hallo, hier ist Sanders. — Guten Morgen, Mister Smith! Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich wegen des verflixten Nebels heute leider nicht ins Geschäft kommen kann. Ich bin von gestern noch nicht zu Hause angekommen.' . . ."

Wie du mir . . .

Nach stürmischer Fahrt saß Käptn Brattström in seiner Kajüte und machte die vorgeschriebenen Eintragungen ins Logbuch, die er mit dem lapidaren Vermerk „Steuermann betrunken" abschloß.

Zufällig geriet der Steuermann über das Buch und erhob wütend Einspruch gegen die ehrenrührige Notiz.

„Wollen Sie das sofort entfernen?!" brüllte er und hieb mit der Faust auf den Tisch.

„Keine Geschichten, Klas!" warnte der Alte, „und im übrigen: stimmt's, oder stimmt's nicht?"

Ein wüster Brummschädel, mit unwiderstehlichem Schlafbedürfnis gepaart, tat das seine, um den Steuermann klein beigeben zu lassen. Leicht schwankend, verschwand er, um sein Kopfweh auszulüften.

Aber Rache ist süß! . . .

Am nächsten Abend führte der Steuermann das Logbuch und schloß seinen Bericht mit den Worten: „Käptn nüchtern!"

Brattström las es — und explodierte im Nu! Er ward blau vor Wut, sein Schnurrbart begann sich zu sträuben.

Da legte ihm Klas leise die Hand auf die Schulter und fragte mit unverschämter Ruhe:

„Stimmt's, oder stimmt's nicht, Käptn?" . . .

Wie der Herr . . .

Fischer Krischan Ohlensteevels Ruf als Aufschneider und Erzähler hanebüchener Schwindelgeschichten war nicht zu überbieten. Als ihm schließlich kein Mensch mehr eine Silbe glaubte und man sogar seine Angaben über das Gewicht der gefangenen Fische anzweifelte, sah er sich zum Kauf einer Waage gezwungen, auf der er jeden Fang sofort in Gegenwart eines glaubwürdigen Zeugen wog.

Eines Tages lieh sich der Dorfarzt Krischans Waage, um ein Neugeborenes zu wiegen. Behutsam legte er das Würmchen darauf — die Skala zeigte — 47 Pfund!

Das Geheimnis.

In seinem Gartenhäuschen zu Dobersko in Montenegro saß der Bauer Sawow Jablan, hundertundvier Jahre alt, als man ihn fragte:

„Welchem Umstand glauben Sie Ihr hohes Alter und die unverwüstliche Gesundheit zu verdanken?"

„Als ich zur Welt kam", sagte Jablan nach kurzer Überlegung und zog schmunzelnd die Lammfellmütze vom kahlen Schädel, „waren die Bazillen noch nicht entdeckt. Ich meine, daß ich dadurch den jüngeren Leuten tüchtig voraus gewesen bin, die ja heute schon von klein auf darunter leiden müssen . . . ."

Ferner lief . . .

In der Ankündigung eines Kostümballs stand geschrieben, daß auf die gelungensten Adele-Sandrock-Masken Geldpreise gesetzt seien.

„Det Affentheata seh 'ck mir an!" brummte Adele, die es zufällig gelesen hatte, und nahm in strengstem Inkognito an der Veranstaltung teil.

Sie erhielt einen Trostpreis. . . .



Siedler im neuen Staat

Volksgenosse, wenn Du das Glück sehen willst, dann gehe hinaus vor die Steinmeere unserer Großstädte, wo deutsche Arbeiter siedeln, dort wird es Dir begegnen. Der Nationalsozialist lehnt es ab, dem Bettler aus Beruf Almosen zu geben, asoziale Elemente durch einen völlig falsch gerichteten Sozialismus noch zu hegen und zu pflegen. Dort aber, wo ihm unverschuldete Not entgegentritt, wo zum Verlangen und der Notwendigkeit der Hilfe mit den Mitteln der Allgemeinheit die tatkräftige Selbsthilfe, der persönliche Arbeits- und Aufbauwille der zu Betreuenden kommt, greift er zielbewußt nach den Ursachen der Not, macht aus Erwerbslosen neue Siedler, schafft Heimstätten, Arbeit und Brot.

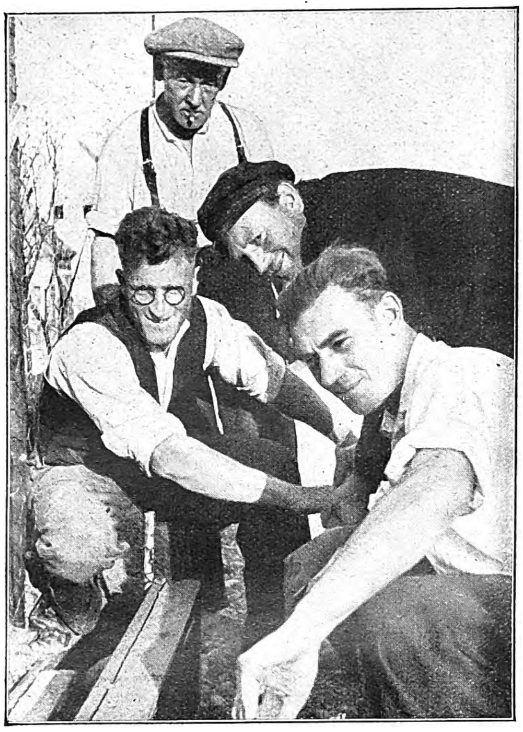
Daß er dem Buben wieder Ernährer sein kann durch seiner Hände Arbeit, daß der Bub selbst auf einem Stück Heimatboden wachsen wird und wieder eine Zukunft hat — das ist das Beglückendste in seinem Vaterglück!



In Sonne und Wind hängt die schneeweiße Wäsche, nicht mehr auf staubigen Böden oder in lichtlosen, rußigen Hinterhöfen.



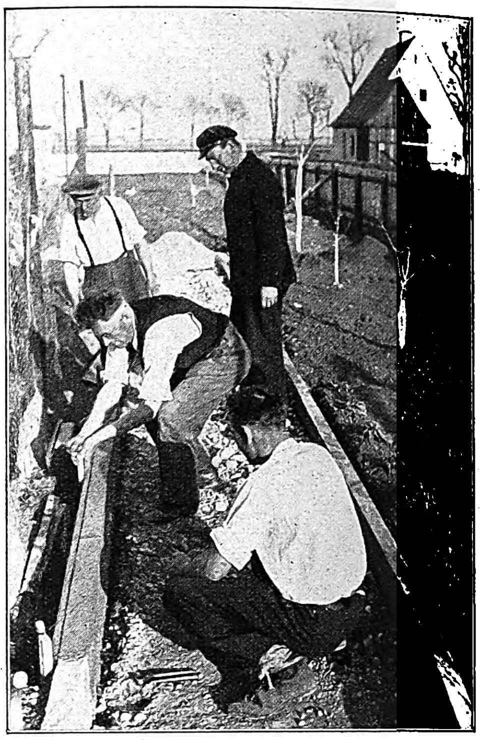
Bei der Bearbeitung des Gartenlandes werken alle Hände mit, und selbst Klein-Liesel ist eine wertvolle Hilfe.



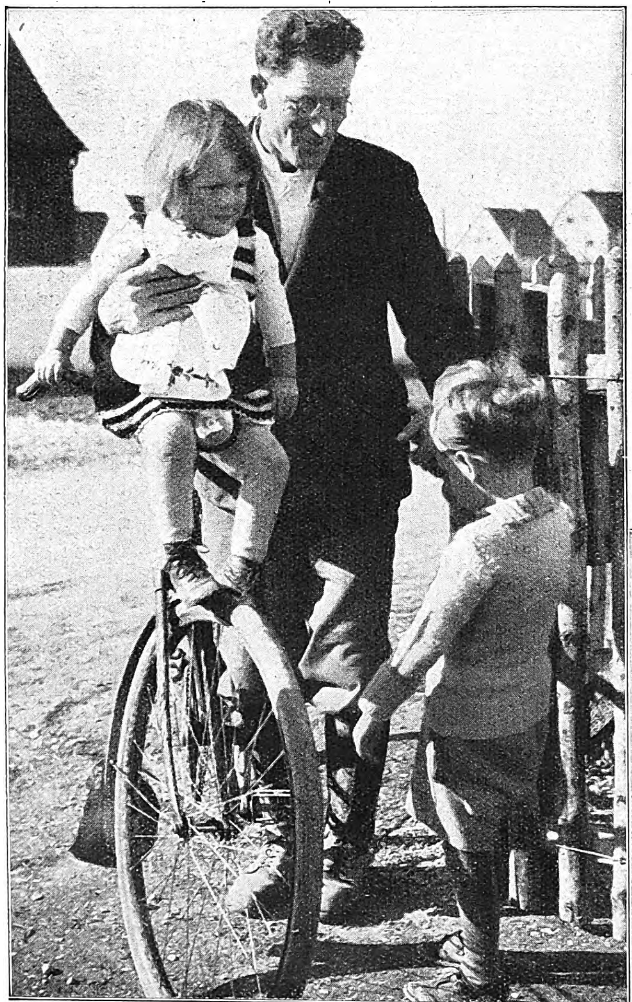
Aller Anfang ist schwer, aber was der eine nicht kann, kann der andere.



Aufmerksam verfolgen sie die Handgriffe und Erklärungen des obstbaumpflegekundigen Kameraden.



Sie helfen zusammen, eine Volksgemeinschaft im Kleinen, für alle Zukunft zusammengeschweißt.



Kommt der Vater nach Hause, laufen ihm die Kinder fröhlich entgegen, reiten auf dem Fahrrad, das der Kleinsiedlerfamilie Pferd und Auto ist.



Ein Stück Schwarzbrot und eine „Halbe“ sind im Kreise der Arbeitsgemeinschaft nach Fleiß und Mühe die rechte Labsal.

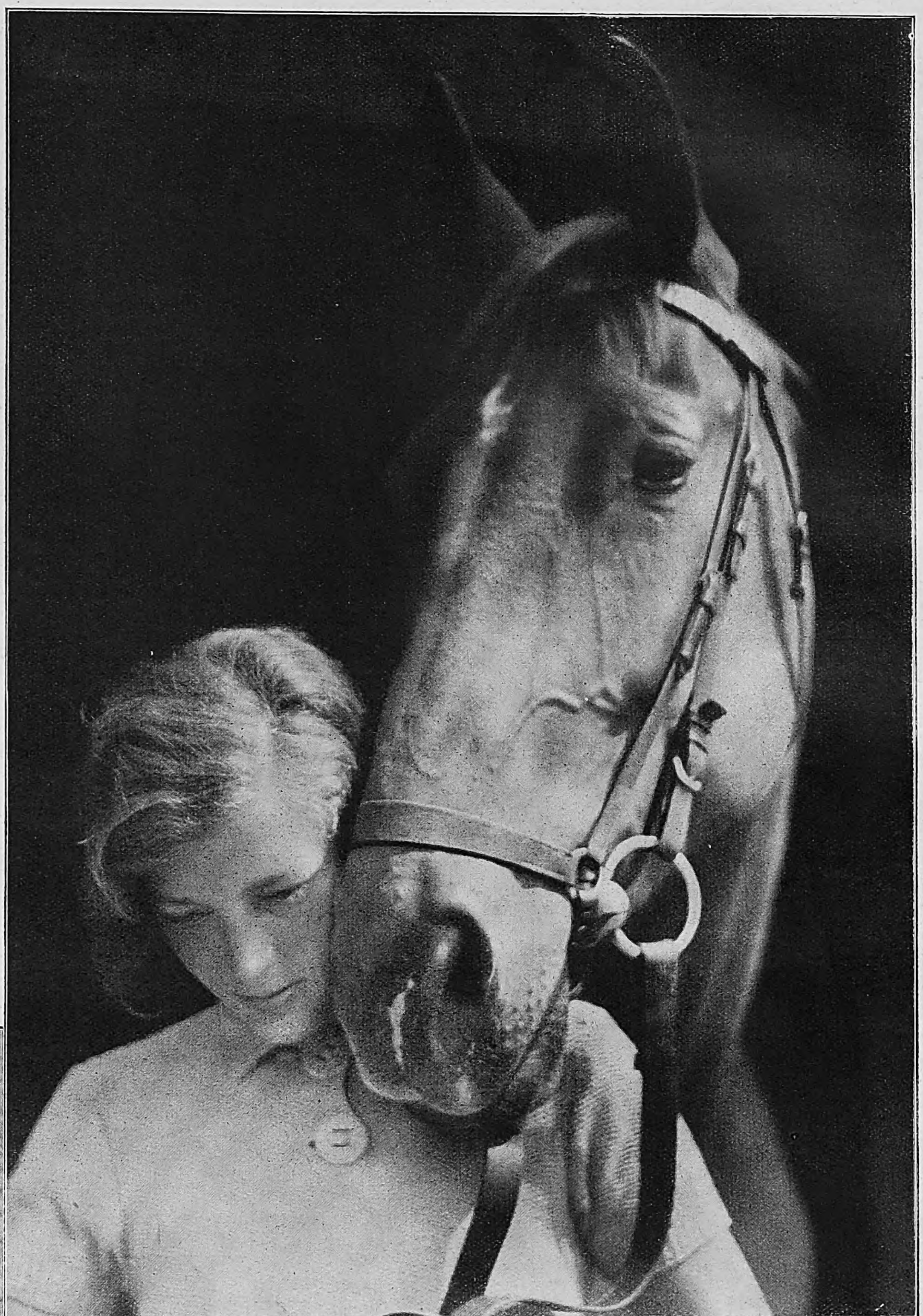
Eines dieser ungezählten Beispiele sehen wir in diesen Bildern aus der Reichskleinsiedlung „Am Hart“ im Norden Münchens. In je 3000 unbezahlten Arbeitsstunden, von der Erwerbslosenunterstützung ernährt, haben sich dort 300 Siedler in gemeinschaftlicher Arbeit auf dem zur Verfügung gestellten Boden aus kostenlosem Material Haus und Garten geschaffen . . . Nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Riesenwerk des nationalsozialistischen Aufbaues, wie groß aber gemessen an der ziellosen, zum Teil nur schädlichen Mildtätigkeit des vergangenen Systems.



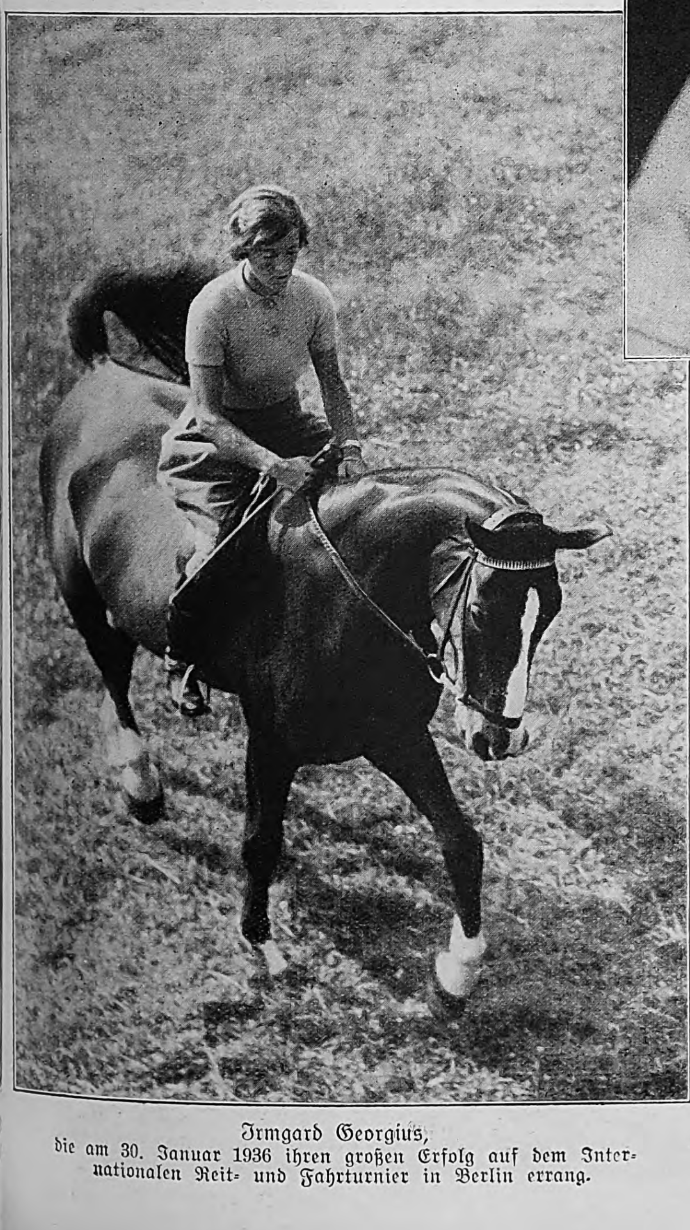
Erlöst aus der Trostlosigkeit enger grauer Winkel der Mietskaserne, sind sie beschenkt vom Staate Adolf Hitlers mit einem neuen Leben in Licht, Luft und Sonne, am Herzen der Natur — glückliche Mutter, glückliche Kinder!

Besuch bei einer deutschen Reiterin

Noch in aller Erinnerung ist der überraschende große Sieg, den Irmgard Georgius, die junge deutsche Reiterin, am 30. Januar vor den Augen des Führers in der Deutschlandhalle zu Berlin im „Freiherr-von-Lange-Preis“ erfocht. Seit 1931 arbeitet sie mit ihren Pferden ernsthaft auf Erfolg. Sie besucht im Sommer Turniere und reitet den Winter über ihre Pferde dressurmäßig. Neben ihren Springpferden reitet sie noch junge, rohe Pferde ein. Sie hat dann mit Erfolg an Springturnieren in Kassel, Wildungen, Duisburg, Regensburg, München und Elmsholm teilgenommen und im Jahre 1935 in Berlin, Köln und Krefeld erste Preise gewonnen.



Zwei gute Freunde.
Eine der erfolgreichsten Turnierreiterinnen, Irmgard Georgius, ist, wie es sich gehört, erfüllt von der Liebe zum Pferd. Mit 14 Jahren fing sie an, zu reiten. Im Laufe der Jahre hat sie sich 200 Preise auf Turnieren erritten.



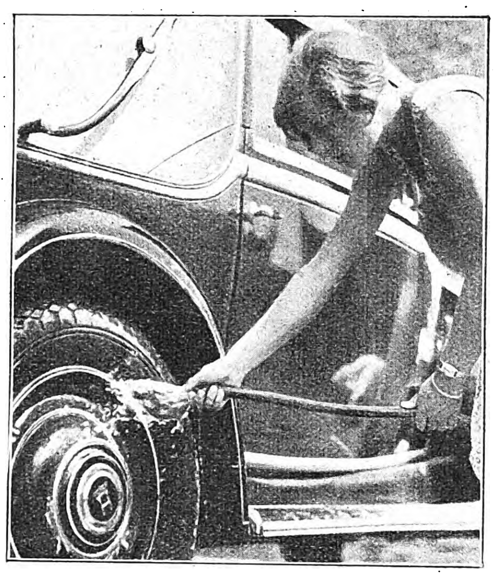
Irmgard Georgius,
die am 30. Januar 1936 ihren großen Erfolg auf dem Internationalen Reit- und Fahrturnier in Berlin errang.



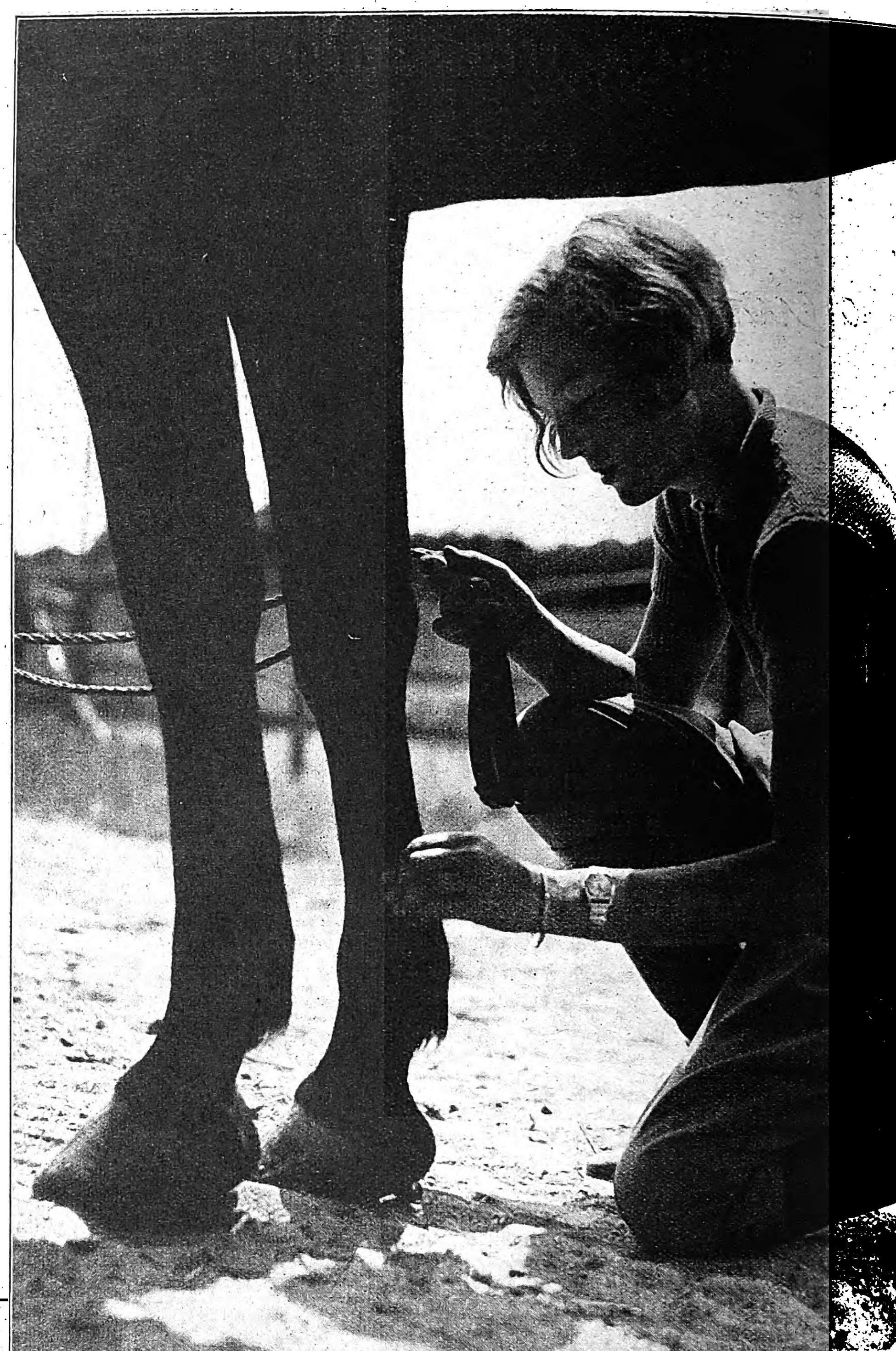
Ein anmutiges Bild der jungen Reiterin.
Für einen guten Sprung gibt sie dem Pferd die verdiente Belohnung.
Aufnahmen: Foto Kind.



Besuch bei einer deutschen Reiterin.
Irmgard Georgius,
die Siegerin vom großen Berliner Reitturnier, vor dem Schrank mit ihren Turnierpreisen.



Die Reiterin, die auch Automobil fährt, beim Wagenwaschen.

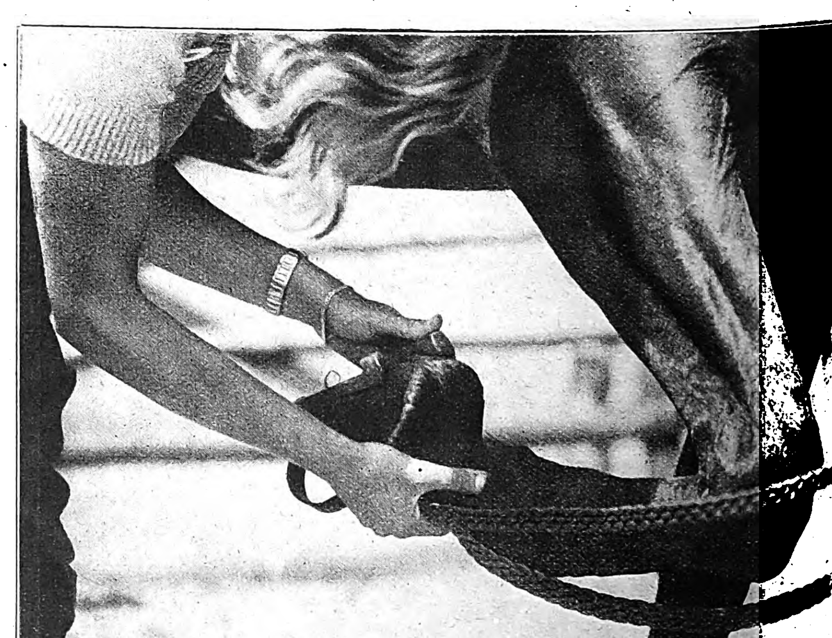


Mit Liebe und Sorgfalt wird das Wohlergehen des „Kameraden Pferd" verfolgt: Irmgard Georgius prüft auf der Reitbahn die Fesseln ihres Pferdes.

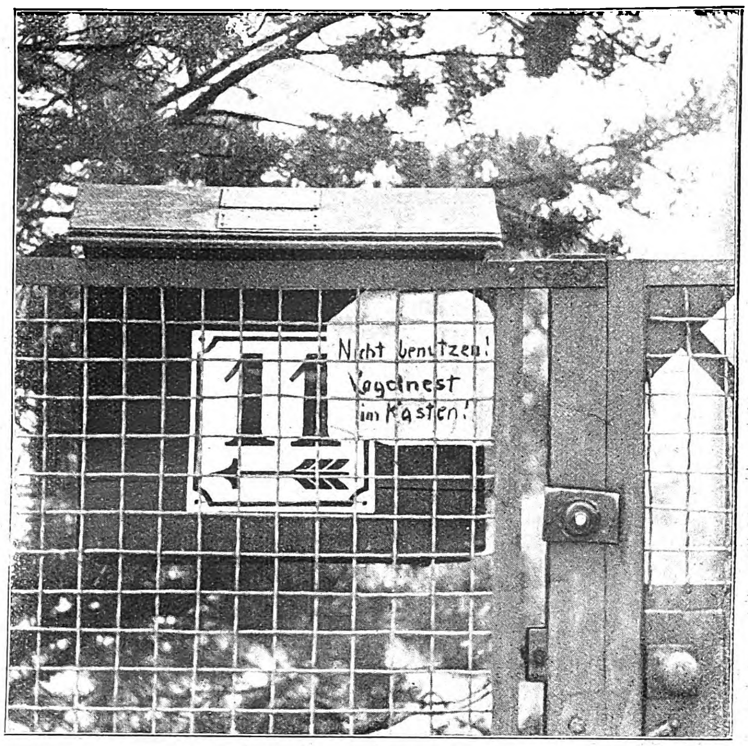
Aufnahmen: Foto Kind.



Eine schöne Aufnahme von Roß und Reiterin.
Das edle Pferd hat unter dieser ausgezeichneten jungen Reiterin manchen Sieg errungen.



Alles prüft Irmgard Georgius selbst:
Sie untersucht den Beschlag. Sachkundig und ohne Scheu unterzieht sie sich jeder Mühe.



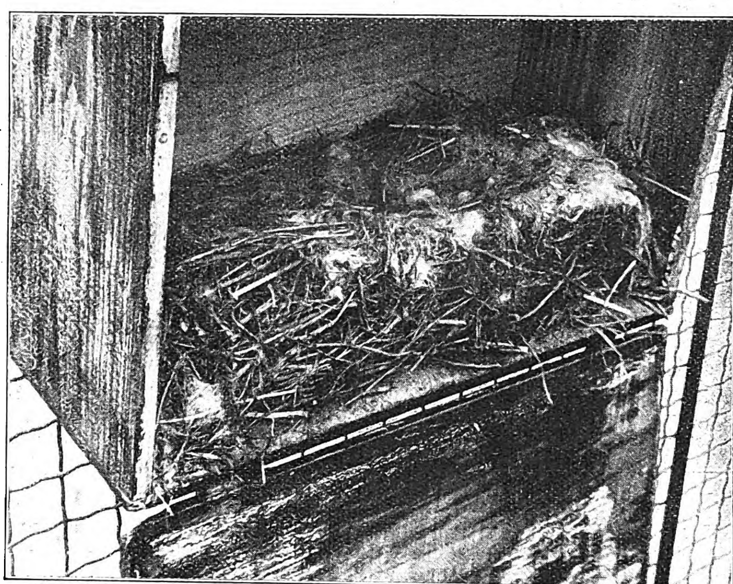
Eine Ostergeschichte: Das Vogelnest im Briefkasten

Aufnahmen: Scherz-Wauer.



Ein Meisenkind, einige Tage alt: Im Briefkasten aus dem Ei geschlüpft.

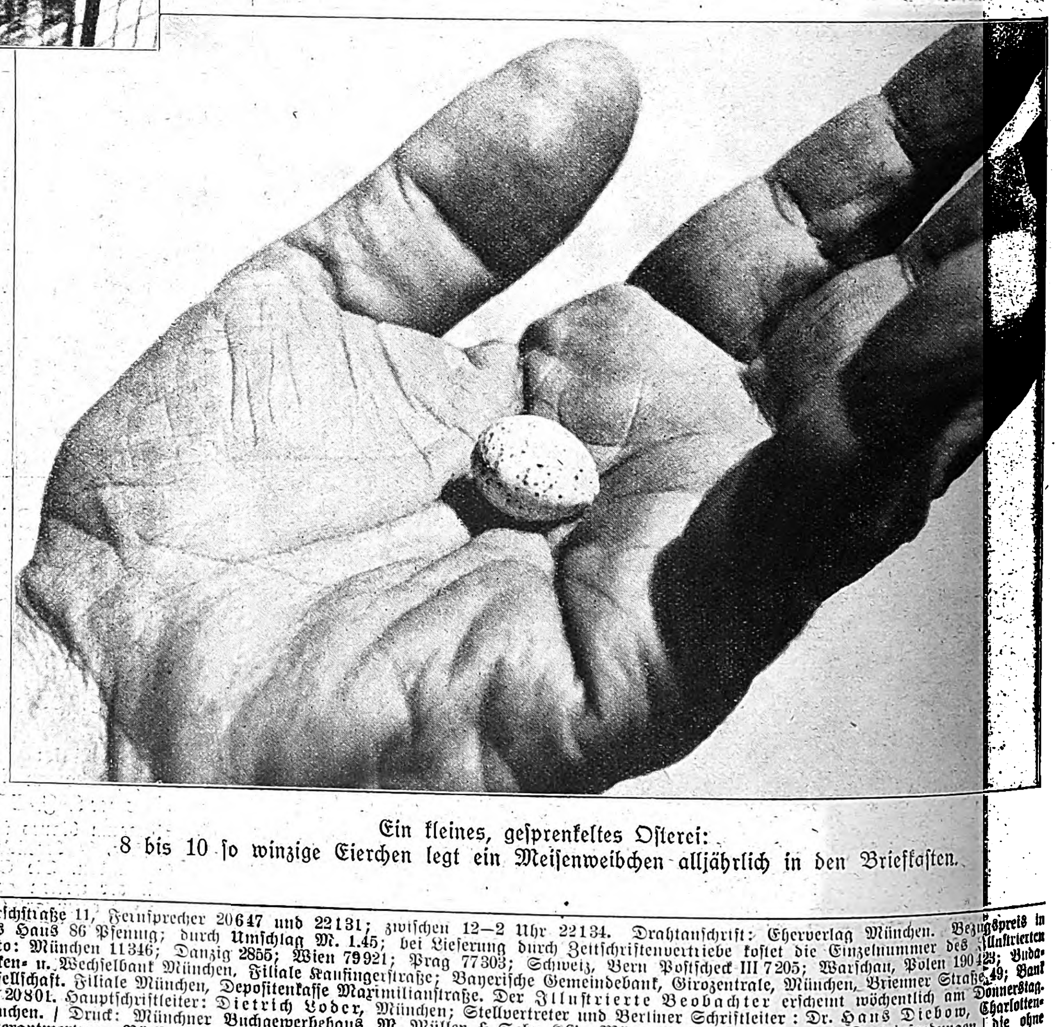
Man schreibt uns zu den Bildern: „Neben der Gartengittertür meines Grundstücks befindet sich ein großer Briefkasten, der in jedem Frühjahr seiner Bestimmung entzogen werden muß, da sich dann ein Meisenpärchen in ihm einquartiert. Um ihn oben zu öffnen, müßte eine breite Holzklappe aufgeschlagen werden. Das Meisenpärchen schlüpft aber unter der Klappe hindurch, wobei man sich wundern muß, daß es diese Art des Eingangs entdeckt hat. Bis über die Hälfte wird der Kasten von den kleinen Tieren mit dünnen Ästchen, Fasern und allerlei schmiegsamem Abfall angefüllt, den sie im Garten und auf der Straße finden. Obenauf betten sie eine weiche Wollschicht. Während das Männchen Wache hält, legt das Weibchen 8 bis 10 winzig kleine Eier in das Nest. Alljährlich kann ich die Familienaufzucht gut beobachten, da sich die ganze Rückwand meines Briefkastens aufklappen läßt. Das Meisenpaar gewöhnte sich sehr bald an diese ungefährliche Störung und nahm sie gleichmütig hin. Sie sind nicht allzu ängstlich. Beim geringsten Geräusch, das sie hören, öffnen später die jungen Vögel ihre Schnäbel, nur noch geöffnete Schlünde sind zu sehen. Eines Tages dann verschwindet die ganze Gesellschaft. Der Briefkasten wird wieder Briefkasten — bis im neuen Frühjahr erneut eine Sperre verhängt werden muß."



Das Frühjahr ist gekommen, und der Briefkasten, von dem hier die Rede ist, darf — wie in jedem Frühjahr — nicht mehr benützt werden: Eine Meisenfamilie hat in ihm genistet.



Die junge Brut im Briefkasten: Wenn sie Hunger hat, ist nichts zu sehen wie aufgerissene Schnäbel.



Ein kleines, gesprenkeltes Osterei: 8 bis 10 so winzige Eierchen legt ein Meisenweibchen alljährlich in den Briefkasten.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft. Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. 36: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8.
[ABCDEF]

Der Führer kommt!

Es gibt wohl keinen Staatsmann, der sein Land und sein Volk so genau und so gut kennt wie der Führer. Es sind Millionen von Kilometern, die der Führer in den Jahren des Kampfes und nachher kreuz und quer durch Deutschland zurückgelegt hat. Es mag wohl das Dreißig- und Vierzigfache des Umfanges des Erdballs sein.

Wie war es doch in den Kampfjahren? Oft sprach er an einem Tage in vier verschiedenen Gegenden Deutschlands. Mit Recht hat der Führer einmal von sich sagen können: „Ich liebe den Kraftwagen, denn er hat mir Deutschland erschlossen." Viele Nächte wurden im D-Zug verbracht, wenn das Wetter die Benutzung des Flugzeuges nicht gestattete und große Entfernungen zu überbrücken waren, denn jede Stunde war kostbar, jede Stunde mußte ausgenutzt werden.

Die schönsten Fahrten waren aber doch immer die im Auto. Brigadeführer Schreck, der seit vielen Jahren den Platz am Steuer des Führerwagens innehat, weiß davon am besten zu sagen. Bei diesen Fahrten im Kraftwagen durch Dorf und Stadt ergab sich in all den Jahren dieser so enge und herzliche Kontakt mit der gesamten deutschen Bevölkerung wie ihn nur ein wahrer Führer des Volkes haben kann.

(Aus dem Aufsatz von A. J. Berndt in der Sondernummer des „J. B.": „Adolf Hitler, ein Mann und sein Volk.")



Wo immer der Führer auf seinen Fahrten durch Stadt und Land erscheint, jubeln ihm seine Volksgenossen, jung und alt, arm und reich, begeistert zu. Und der Ausdruck ihrer Gesichter, in zahlreichen Bildern festgehalten, sagt deutlicher als alle Worte, mit welcher aufrichtigen, herzlichen Liebe Führer und Volk sich verbunden fühlen.



Dem Führerauto entgegen! Rasch ist in der kleinen Stadt bekanntgeworden, daß die Wagenkolonne des Führers im Anmarsch ist, und von allen Seiten strömen die Bewohner herbei, um Adolf Hitler jubelnd zu begrüßen



Rechts: Ein und dieselbe Freude bei allen — Großvater, Eltern und Enkel grüßen gemeinsam mit dem Deutschen Gruß den vorüberfahrenden Führer.

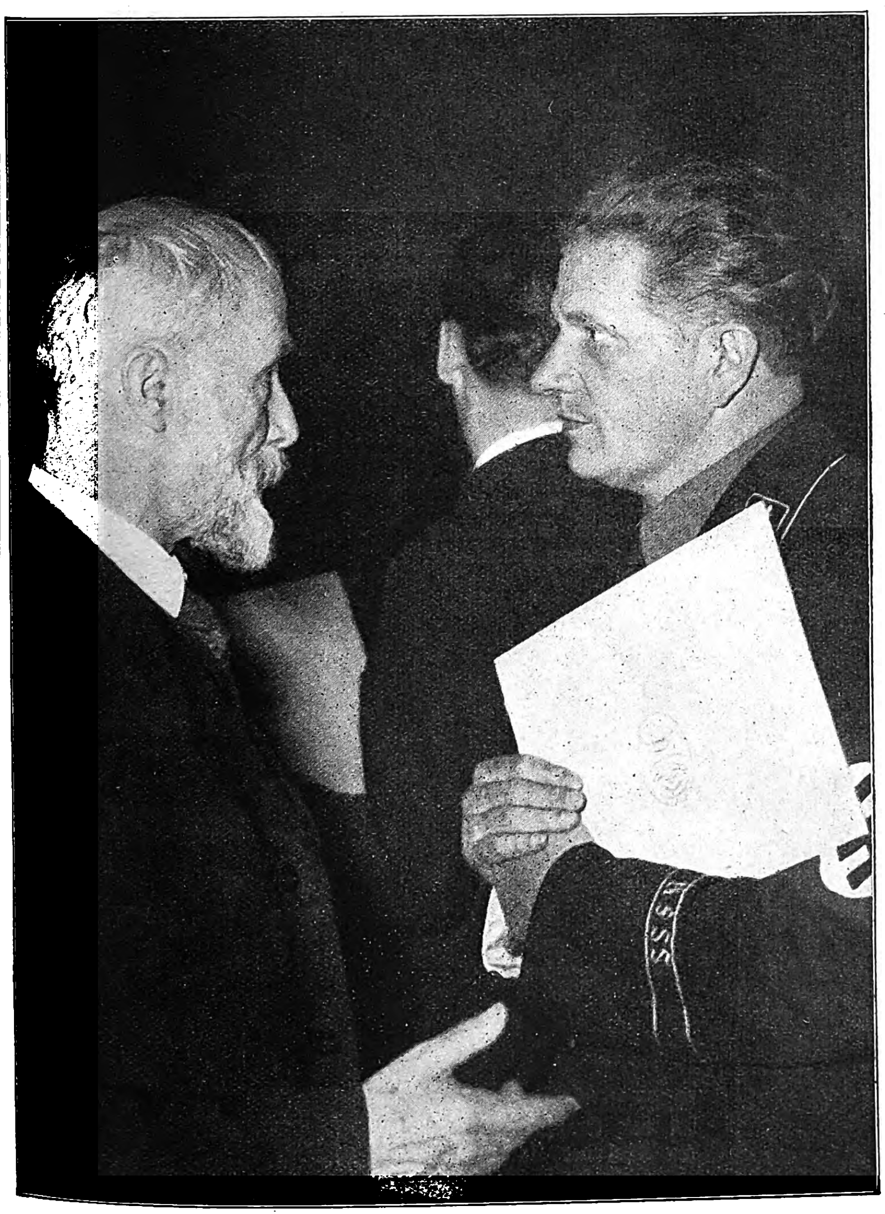


Reichsminister Dr. Goebbels, der Präsident des Kultursenats, im Gespräch mit Reichsjugendführer v. Schirach und Reichsleiter Bouhler. Rechts: Staatssekretär Funk vom Propagandaministerium.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann



Reichsleiter Amann, der Präsident der Reichspressekammer, Staatsrat Hanns Johst, der Präsident der Reichsschrifttumskammer, und Reichsleiter Bouhler bei der letzten Kultursenatstagung in Berlin.



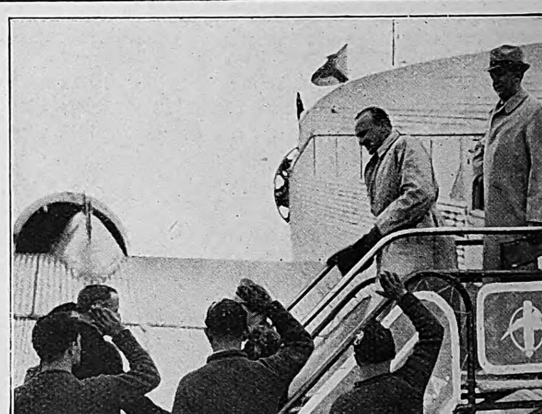
Der deutsche Kultursenat tagt.

In den ersten Tagen des April fand in Berlin die zweite Tagung des im Herbst des Vorjahres von Reichspropagandaminister Dr Goebbels gegründeten Kultursenates statt. Eine Reihe führender Persönlichkeiten von Partei und Staat und aus dem Kulturleben Deutschlands waren neu einberufen worden, um die Beziehungen zwischen der Arbeit aller Stellen und Stände zum Kulturschaffen des deutschen Volkes noch enger zu gestalten.

Links: Hanns Johst im Gespräch mit dem neueinberufenen Kultursenatsmitglied Emil Strauß.



Reichsminister Dr. Frank auf dem Kapitol in Rom: In seiner Begleitung befinden sich der Sekretär der königlich-italienischen Akademie, Marpicati, und der deutsche Botschafter in Rom. Hinter der Gruppe das antike Standbild Kaiser Marc Aurels.



Die Ankunft des Reichsministers Dr. Frank auf dem Flugplatz in Rom.



Links:
Reichsminister Dr. Frank während seiner Ansprache im Sala Borromini in Rom, wo sich neben der Deutschen Botschaft und Marconi die offiziellen Vertreter des italienischen Staats- und Geisteslebens eingefunden hatten.

Deutscher Minister-Besuch in Rom

Aufnahmen: Weltbild.



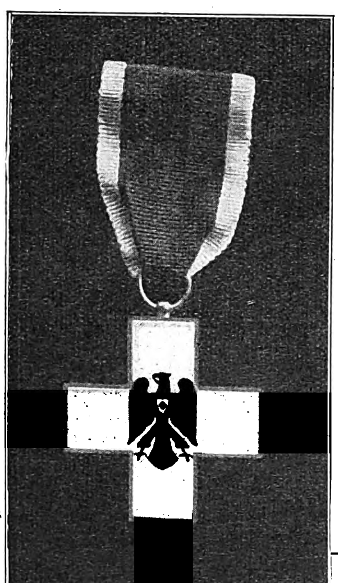
Reichsminister Dr. Frank bei der Kranzniederlegung am Mal des Unbekannten Soldaten in Rom.

Das große Bergsteiger-Problem des Jahres 1936:

Wird die neue HIMALAJA-Expedition die letzten 300 m bis zum Gipfel des

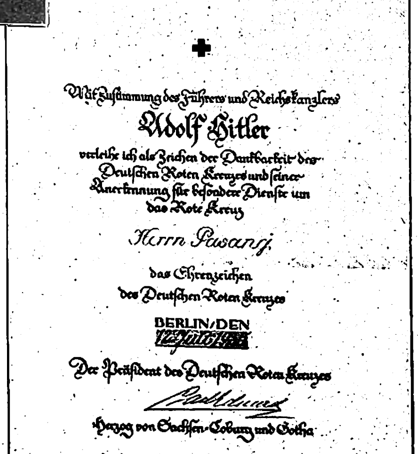


Paul Hartlmaier (rechts) im Gespräch mit dem englischen Expeditionsführer Ruttledges.



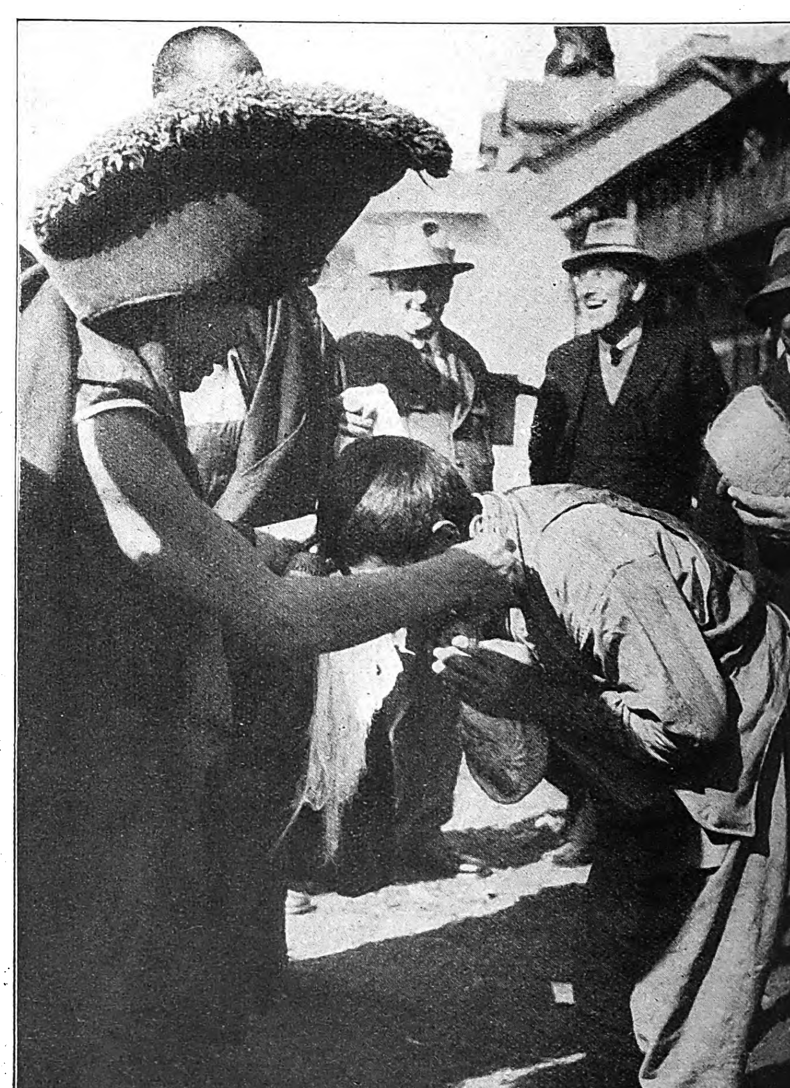
Das Ehrenzeichen des Deutschen Roten Kreuzes, das einigen Trägern der deutschen Nanga-Parbat-Expedition, die sich besonders ausgezeichnet hatten, verliehen wurde.

Der SA.-Mann, Bildberichterstatter Paul Hartlmaier, der sich in unserem Auftrage auf einer Kamerareise durch Indien befindet, traf in Darjeeling vor einigen Wochen mit der englischen Himalaja-Expedition zusammen, die unter Führung Ruttledges einen neuen Angriff auf den höchsten Berg der Erde, den Mount Everest beginnt. Ursprünglich war vor-



Mit Zustimmung des Führers und Reichskanzlers
Adolf Hitler
verleihe ich als Zeichen der Dankbarkeit des Deutschen Roten Kreuzes und seiner Anerkennung für besondere Dienste um das Rote Kreuz
Herrn Pasang
das Ehrenzeichen des Deutschen Roten Kreuzes
BERLIN, DEN
Der Präsident des Deutschen Roten Kreuzes
Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha

Die Verleihungsurkunde für den verdienten Träger Pasang.



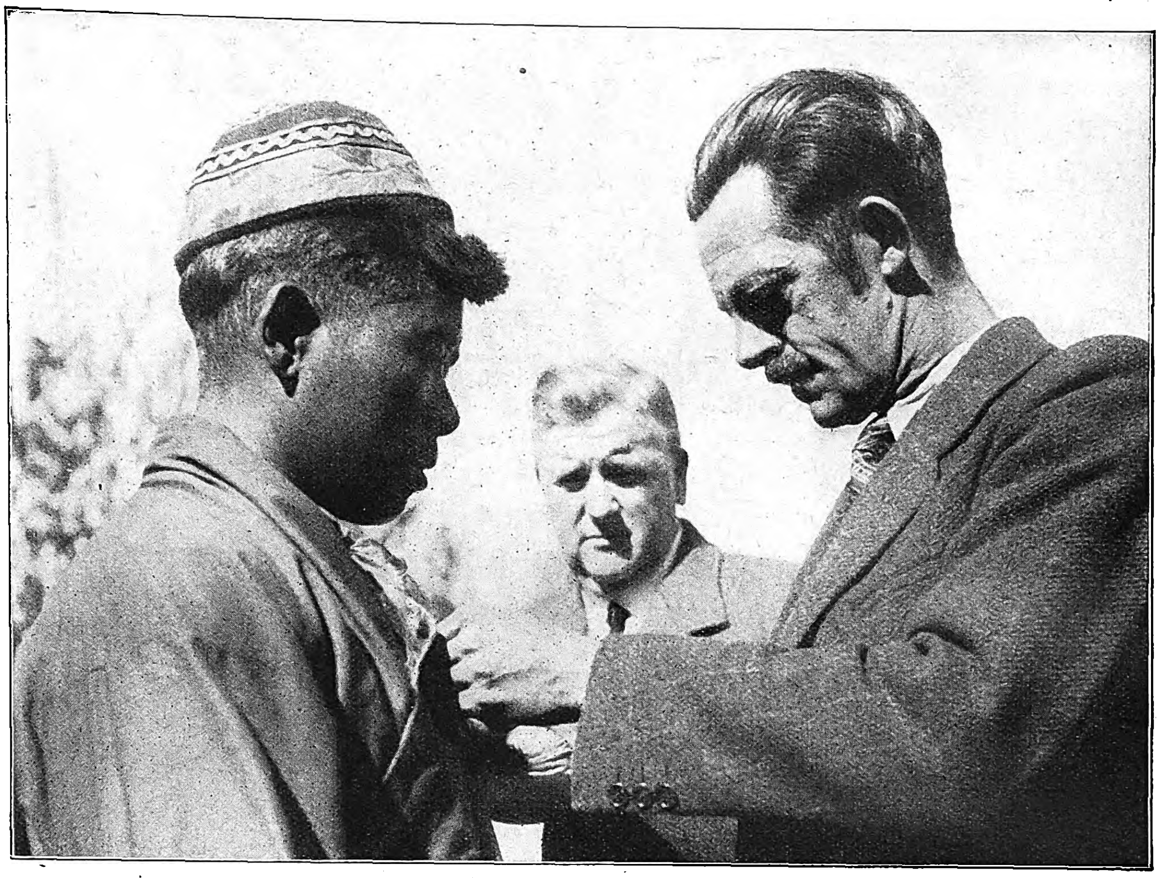
Von den Lamas erhalten die Träger ein rotes Band, das besondere Kraft verleihen soll.

Aufnahmen: Scherl-Bilderdienst.



Der deutsche Reiseberichterstatter Hartlmaier hält in Gegenwart der Teilnehmer an der englischen Everest-Expedition und der 50 Träger eine Ansprache.

Der höchste Punkt des Mount Everest, der bisher erreicht wurde, liegt etwa 8600 Meter hoch. Die neue englische Expedition rechnet für die letzte 300-Meter-Strecke 16 Stunden Auf- und Abstieg. In der außerordentlich verdünnten Luft braucht der Bergsteiger bei jedem Schritt bis zu 10 Atemzüge.



Hartlmaier heftet dem Träger Pasang das Kreuz an. Pasang hatte sich besonders beim Krankentransport Drechsels ausgezeichnet.

Mount Everest bezwingen?

gesehen, daß Ruttledges, mit dessen Expedition wieder so mancher Träger der Nanga-Parbat-Expedition aufbricht, dem Träger Pasang das Ehrenzeichen des Deutschen Roten Kreuzes überreichen sollte. Der Führer der Everest-Expedition aber trat nach Rücksprache mit dem deutschen Generalkonsul den ehrenvollen Auftrag an den Landsmann der Nanga-Parbat-Expedition ab. Mit Einverständnis des Führers wurden vier Träger der Nanga-Parbat-Expedition für ihre Verdienste mit dem Ehrenzeichen des Deutschen Roten Kreuzes geschmückt. Pasang bekam es nun feierlich überreicht. Dieser Träger gehört zu der Gruppe, die unter Aufbietung aller Kräfte durch ein von gewaltigen Lawinen gefährdetes Gebiet ins nächste Lager eilte, um für den erkrankten Drechsel Sauerstoff zu holen, um ihn wenige Stunden nach der anstrengenden Tour bergan zu bringen. Während früher die Lamas sich stets ablehnend gegen die Himalaja-Expeditionen stellten und sie als eine Herausforderung der Götter erklärten, gaben sie ihr nun sogar den Segen und bezeichnen dieses Jahr als besonders günstig, den Himalaja zu besteigen. Ruttledges erhielt nun vom Oberlama von Choon und vier weiteren hohen Lamas ein weißes Seidenband um den Hals gelegt. Das war das äußere Zeichen der Segnung. Ein gleiches Band bekamen auch die übrigen europäischen Expeditions-Teilnehmer. Die Ehrung, die damit verbunden war, mußte erwidert werden. Nach der Landessitte brachte nun ein Lama Ruttledges fünf weiße Bänder, auf die der Expeditionsleiter seine Hand legen mußte, worauf sie den fünf Lamas umgehängt wurden. Mit den buddhistischen Priestern war damit auch ihrer Religion Ehre angetan. Die Träger bekamen rote Bänder, die drei Tage zu Füßen Buddhas im Tempel gelegen waren und dadurch besondere Kraft bekommen hatten.



Die ausgezeichneten Träger der Nanga-Parbat-Expedition während der Ansprache ihres bewährten Führers Nursang.

Der Mann, der 3 Luftschiff-Katastrophen mitmachte

Von

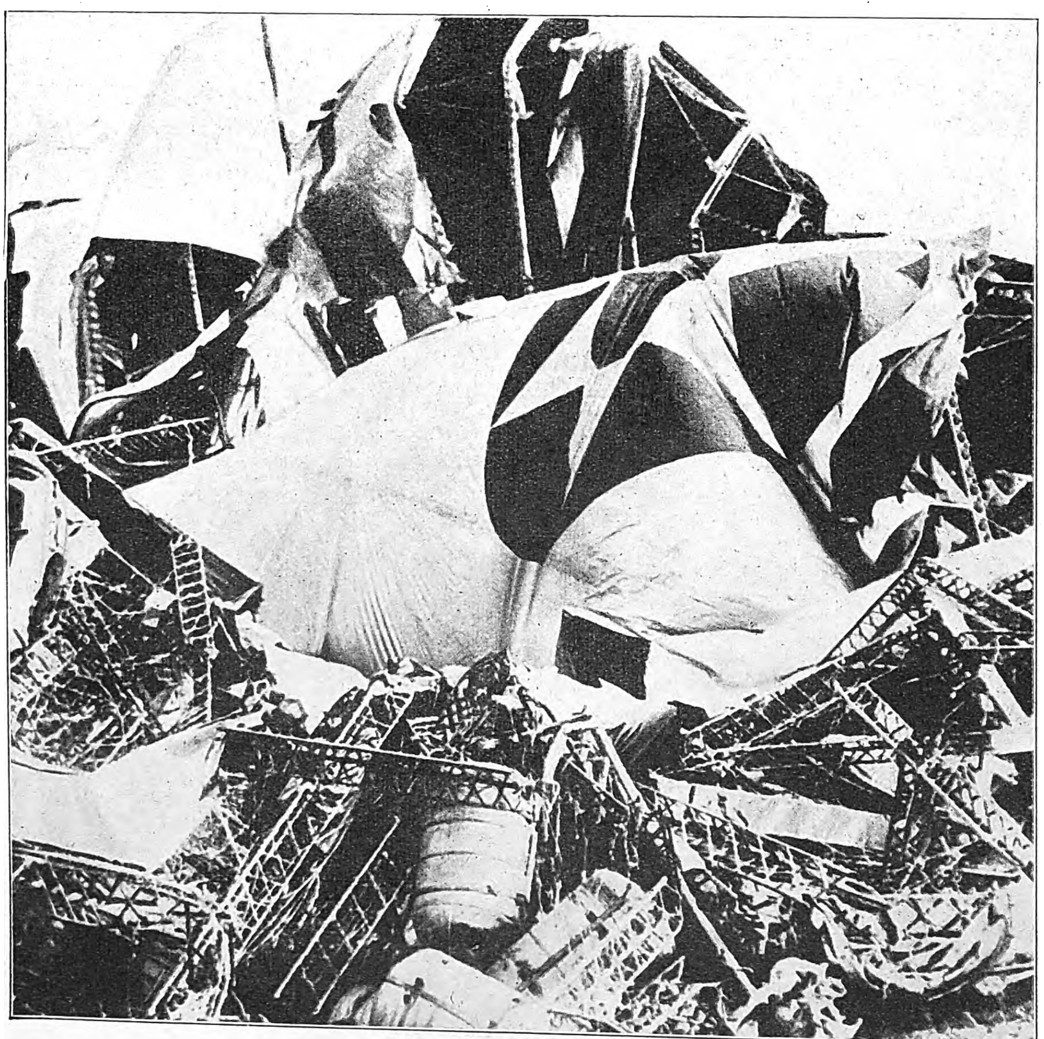
Lieutenant-Commander H. V. Wiley, United States Navy.

Die Geschichte der Luftschiffe vom Zeppelintyp in Amerika ist voll von faszinierenden Episoden. Sie verzeichnet Rückschläge, sie enthält wunderbare Leistungen, auf die wir stolz sein können, sie handelt von schweren Katastrophen, und sie zeugt von viel harter und erfolgreicher Arbeit. Sie ist erfüllt von Enttäuschungen und Ermutigungen und einigen verblüffenden Problemen, die ungelöst blieben, aber auch von solchen, die gelöst wurden. Da ich mit dieser Pionierarbeit zwölf Jahre lang eng verbunden war, ausgenommen in den zwei Jahren, in denen ich auf Schlachtschiffen und Kreuzern der Flotte Dienst versah, habe ich das Privileg gehabt, an dem Auf und Ab, den Enttäuschungen, den zu Erfolg verhelfenden Ermutigungen und den Bemühungen, die Nützlichkeit der Zeppeline zur Verwendung als Waffe in der Flotte und im kommerziellen Luftverkehr zu beweisen, teilzunehmen. Mein Kontakt mit diesen Dingen setzte zum ersten Male ein, als ich, dem Rufe des Marinedepartements im Jahre 1922 nach Offizieren für Luftschiffdienst folgend, unter vielen Anwärtern zur Marine-Luftflottenstation nach Lakehurst, New Jersey, im März 1923 abkommandiert wurde.

Zu der Zeit wurde gerade die „Shenandoah" gebaut. Ich befand mich damals in Gesellschaft von acht weiteren Offizieren, die dort mit einer Reihe von Offizieren mit Erfahrungen auf dem Gebiete der „Leichter-als-Luft"-Fahrzeuge zusammen die Kunst der Bedienung von Luftschiffen erlernen sollten. Schon im Jahre 1916 hatten die Vereinigten Staaten begonnen, sich für Zeppeline zu interessieren, und der Kongreß bewilligte den Bau solcher Luftschiffe. Auf Grund einer Vereinbarung sollte die Marine sich des Projekts annehmen und die Heeresleitung ständig über alle weiteren Entwicklungen unterrichten. Da hierzulande wenig über den Bau oder die Handhabung der Leviathane der Luft bekannt war, wurden Marineoffiziere ins Ausland entsandt, um daselbst Informationen einzuziehen und Pläne für den Bau amerikanischer Luftschiffe zu entwerfen. Kurz nach dem Waffenstillstand im Jahre 1919 faßte die Marine den Plan, ein Luftschiff zu bauen, eins im Ausland zu kaufen und ein oder zwei Luftschiffhallen zu bauen. Die Pläne für die ersten Luftschiffe von amerikanischem Bau basierten hauptsächlich auf dem deutschen Luftschiff L 49, das im Oktober 1917 fast intakt auf französischem Boden niederging, weil das Zuleitungswasser in den Motoren durch einen Flug in sehr großen Höhen gefroren und die Mannschaft von diesem Fluge stark erschöpft war. Allgemeine Ideen über den Bau erhielt man auch durch das Studium des Gerippes von L 33, das im Jahre 1916 in England gelandet war. Jedoch folgte man beim Bau der „Shenandoah" im allgemeinen dem



Der Kapitän der „Macon" wird interviewt. Kapitän H. V. Wiley (in der Mitte ohne Hut), der Verfasser unseres Tatsachenberichtes, wird von Pressevertretern und Neugierigen empfangen, nachdem er in der Nähe von San Franzisko mit der „Macon" ins Meer gestürzt war. Von 83 Mann der Besatzung ertranken zwei.



Die Trümmer des Luftschiffes „Shenandoah".
Die amerikanischen Versuchsfahrten mit Zeppelinluftschiffen zeitigten viele Unglücksfälle. Eine der größten Katastrophen ereignete sich mit der „Shenandoah" im September 1925. Das Luftschiff stürzte aus einer Höhe von 2300 m ab.



Die Katastrophe der „Shenandoah".
Das Luftschiff wurde in der Nähe eines Gewittersturmes in zwei Teile zerbrochen. Beim Absturz ließen 14 Mann der Besatzung ihr Leben.

Vorbild der L 49. nur daß man auf Grund weiterer Erfahrungen und Entwicklungen den Bug des Schiffes verstärkte, um das Schiff später am Ankermast befestigen zu können. Ferner veränderte man die „Flossen" des Riesenschiffes, die Ruder und die Motorengondeln und brachte noch einige andere Neuheiten in der Konstruktion an, wie z. B. einen zehn Meter langen Raum in der Mitte des Schiffes.

Die Luftbasis von Lakehurst war früher ein Heeresschießplatz für Ausprobierung von Geschützen und Munition gewesen, und da nach dem Kriege für den Platz keine Verwendung mehr vorhanden war wurde er von der Marine erworben. und zwar als Flugfeld und Platz für die Luftschiffhalle Zu der Zeit hatte der Architekt, der die Halle erbaute keine Kenntnis von den Einzelheiten, die in bezug auf die Unterbringung und Handhabung von Luftschiffen erwünscht gewesen wären Er baute also die Halle ganz einfach für den Zweck der Unterbringung von zwei Luftschiffen, deren Maße ihm natürlich bekannt waren. Der Bau ist groß und rechteckig. Die modernen Auffassungen über „Stromlinien" oder „Luftströmung" beim Bau von solchen Gebäuden, wie sie jetzt bei modernen Hallen beachtet werden, wurden damals nicht angewandt Beispielsweise wurde die Luftschiffhalle gerade auf dem höchsten Punkt des Geländes errichtet. Später fand man heraus, daß es viel wünschenswerter gewesen wäre, sie am tiefsten Punkte wenn möglich in einer kleinen Mulde zu errichten Auf diese Weise wurden Fehler begangen weil wir von den Problemen die uns bevorstanden, nichts wußten Im Jahre 1921 hatte der Bau der Halle begonnen, ferner auch die Produktion von Heliumgas zur Verwendung als Traggas Beides war von der Regierung in Angriff genommen worden

Eine Gruppe von acht Marineoffizieren und achtzehn Mann wurde nach England zur Ausbildung auf britischen Luftschiffen entsandt Sie sollte den Kern der Mannschaft der R 38 bilden. die dann die amerikanische ZR 2 werden sollte Die R 38 war ein Schiff nach vollkommen britischen Plänen und kostete zwei Millionen Dollar Unglücklicherweise konnte es den schweren Prüfungen die man ihm auferlegte. nicht standhalten und am 24 August 1921 zerbrach das Luftschiff in der Luft bei einem Probeflug Dobei ging ein Teil des britischen und amerikanischen Personals verloren

Inzwischen hatte der Bau von Teilen der „Shenandoah" auf den Marineflugzeugwerken in Philadelphia

(Fortsetzung auf Seite 606)



TRIER · MÜNCHEN · COELN · HAMBURG
H N
HAUS NEUERBURG

Auch abseits von den grossen Strassen bekommen Sie HAUS NEUERBURG Zigaretten immer frisch. Denn sie haben TROPEN-Packungen, die durch einen Verschluss-Streifen besonders abgedichtet sind. Infolgedessen bleibt dem Tabak Duft und Frische und Ihnen die Freude am Rauchen erhalten, wo immer Sie diese Zigaretten auch kaufen.

Haus Neuerburg
G·M·B·H

GÜLDEN RING

Mit Goldmundstück

4 Pfg

OVERSTOLZ 5 PF. *OHNE* MDST · RAVENKLAU 6 PF. *MIT* GOLDMDST.

Neuland für Karsta

ROMAN VON SIEGFRIED BERGENGRUEN

(2. Fortsetzung.)

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Karsta Bojen bekommt die schreckliche Nachricht, daß ihr Bruder, der vor einem Jahre einen Hof im neuangelegten Adolf-Hitler-Koog übernommen hat, in der Nordsee ertrunken ist. Um nun das Gut ihrem erst vierzehnjährigen Neffen zu erhalten, fährt Karsta unverzüglich hin, wobei sie in ihrem Abteil einen dicken und allem Anschein nach recht gemütvollen Herrn namens Friedrichsen kennenlernt, der in ihrer neuen Heimat eine gutgehende Sauerkohlfabrik besitzt und seinen Geschäften voll Betriebsamkeit nachgeht. Sein Eifer beschränkt sich aber nicht nur auf rein kaufmännische Dinge, auch auf dem Gebiete der Liebe versucht er hartnäckig sein Glück, und zwar bei der Wirtin des Gasthofes „Zum Störtebecker", der jungen Witwe Christine Bruhn, nur allerdings mit denkbar negativem Erfolge. Darüber gerät er dermaßen in Wut, daß er der Angebeteten ein ihr gewährtes größeres Darlehen auf der Stelle kündigt, was die Witwe besonders schwer trifft, da ihre Schenke nicht gerade eine Goldgrube zu nennen ist. Jedoch nicht allein die Abfuhr, die der unglücklich Verliebte erhält, erbost ihn so, er ist sonderbarerweise auch darob ziemlich aufgebracht, daß Christine die fast schon vergessene Geschichte von dem rätselhaften Tode ihres Mannes wieder ans Tageslicht zerrt und fest entschlossen ist, mit Hilfe Klaas Sootjes, des neuen Landjägers den ganzen Fall endlich aufzuklären. Ihr Mann nämlich verschwand vor einigen Jahren spurlos, und man munkelte damals sogar, daß er ermordet worden sei. Auch Karla kommt dieses Gerücht, das nicht verstummen will, bald zu Ohren, allein, so sehr sie an Christines Schicksal Anteil nimmt, die viele Arbeit auf dem Hofe rückt alles andere in den Hintergrund.

In der Diele stand Maria, blaß und mit großen, angstvollen Augen.

„Was ist denn los, Karsta?"

Karsta lachte, ein frohes, starkes Lachen.

„Koch einen starken Kaffee, Maria! Ich hole mir den Martin Bentzen von nebenan. Der hilft mir schon, wir haben es gestern miteinander besprochen. Die Laura bekommt ein Kalb!"

Und vorüber war sie an der erschrockenen Maria, zog den Lodenmantel im Laufen über und warf sich dem wilden Märzsturm draußen vergnügt in die Arme.

Keine sechs Minuten ging man bis zum nächsten Koogshof. Das Wasser spritzte unter ihren hastenden Füßen, dann stand sie am Haus von Martin Bentzen und pochte an das Fenster. Immer drei Klopfzeichen, so hatten sie es verabredet.

Schon wurde es im Haus lebendig. Licht flammte auf. Anne Bentzen, Martins kleine, rundliche Frau, erschien in der Türe. Wie ein Borsdorfer Apfel leuchtete ihr rotbackiges, schlafheißes Gesicht.

„Laufen Sie nur ruhig voraus, Fräulein Karsta, mein Mann kommt gleich nach...!"

Und dann war Karsta im Stall, das elektrische Licht brannte. Es war warm und roch nach Vieh, sie stand neben Laura und streichelte ihr über das feuchte, glatte Fell.

„Ruhig, Laura, ruhig! Ist ja gleich vorüber..."

Das Tier lag zitternd in seiner Box, zuweilen rannte ein krampfhaftes Zucken durch den ganzen, breiten Leib, dann brüllte es dumpf und klirrte unruhig mit der schweren Kette. Auch die Mimi nebenan war nervös, wendete immer wieder den mächtigen, schöngezeichneten Kopf mit den glänzenden, schwermütigen Kuhaugen nach der leidenden Schwester, als wüßte sie ganz genau, worum es hier ging. Ein neues Wesen sollte in die Welt, damit der große Kreislauf der Natur, das ewige Werden und Vergehen und Werden, keine Unterbrechung und keine Lücke erleide, damit eine Gattung sich weiterentwickelte, und wenn es auch nur das unvernünftige, kleine Geschlecht der Marschkühe war, die hier oben auf den feuchten, weiten Wiesen der Dithmarscher Kooglandschaft ihr saftiges Futter suchten und dafür ihren Betreuern, den Menschen, mit der fetten Milch ihrer prallen Euter dankten.

Alles erfüllt sein Werk in der Welt, jedes Wesen ist ein Rädchen im großen Getriebe des Alls, und wenn wir Menschen auch manchmal nicht ganz den Sinn alles Vorhandenseins begreifen, so ist das noch lange kein Beweis, daß irgend etwas nebensächlich oder gar überflüssig wäre.

Pantinen klapperten über den gepflasterten Hof, dann kam Martin Bentzen durch die Tür. Er war ein kräftiger, untersetzter Mann von vierzig Jahren, der mal irgendwo im Posenschen eine kleine Landwirtschaft besessen und dann, durch die Ungunst politischer Verwicklungen, Haus und Hof verloren hatte. Nun hatte er hier im Koog eine neue Heimat gefunden und ging mit ruhiger, harter Kraft daran, seiner runden, kleinen Frau und den halbwüchsigen Zwillingen ein warmes Nest und eine gute Zukunft zu bereiten.

Er kam gerade im rechten Augenblick, zehn Minuten später lag das kleine Kalb neben seiner erschöpften Mutter, wurde mit Stroh trocken gerieben und sachverständig von allen Seiten betrachtet.

„Ein Prachtkalb!" sagt Martin Bentzen und grinst vergnügt. „Ich habe immer gesagt, der Bulle vom Storchenbauern ist der beste in der ganzen Gegend. Das kleine Kreet wird noch mal, wenn es erst richtig ausgewachsen ist, Ihre beste Milchkuh werden!"

Sie löschten das Licht und gingen ins Haus, wo Maria mittlerweile den Kaffee bereitet hatte. Auch ein guter Rum war da, Karsta hatte ihn vor ein paar Tagen von Christine geholt. Nun saßen sie zu dritt um den Tisch, das Feuer prasselte im Ofen, es duftete nach Kaffee und Rum. Draußen begann es sachte zu dämmern.

Sie sprachen von diesem und jenem, wie das so die Leute auf dem Lande tun, die gleiche Sorgen und Interessen haben. Eigentlich unterhielten sich nur Karsta und Martin Bentzen, und Maria hörte still zu. Es tat ihr leid, daß sie nicht mitreden konnte, aber alle diese Dinge, die mit Landwirtschaft, Viehzucht und Gartenbau zusammenhingen, waren für sie böhmische Dörfer, so sehr sich auch Herbert bemüht hatte, ihr ein bißchen Verständnis dafür beizubringen. Vielleicht hätte sie ihn überhaupt nicht geheiratet, wenn sie damals geahnt hätte, daß er einmal mit seinen Plänen Ernst machen und wirklich zur Landwirtschaft übergehen würde.

Als sie sich kennenlernten, da war er gerade aus dem Felde heimgekehrt, ein braungebrannter, fabelhaft aussehender Bursche, schlank wie eine Tanne und mit genau so strahlenden, blauen Augen, wie sie auch Karsta hatte. Sie hatten sich gleich bis über die Ohren ineinander verliebt, so heirateten sie und zogen vorläufig zu seinem Vater nach Hamburg-Stellingen, wo der alte Bojen eine kleine Gärtnerei in Pacht hatte. Auch diese Gärtnerei war nicht so ganz nach Marias Geschmack gewesen, aber immerhin, damals wohnte man wenigstens in der Stadt, man konnte ins Kino gehen oder durch die Straßen bummeln, um die glänzenden Auslagen der Läden zu bewundern, und es gab Leihbibliotheken mit vielen Büchern, die von all den schönen, verlockenden Dingen da draußen in der großen Welt erzählten, nach denen sich ein etwas phantastisch veranlagtes, heißes Mädchenherz sehnte.

Dann war der Vater ziemlich plötzlich einem Schlaganfall erlegen, die Gärtnerei mußte aufgegeben werden, weil auf ihrem Platz ein Kaufhaus entstehen sollte, und Herbert hatte auf Grund seiner guten Schulbildung und eines Kurses, an dem er neben seiner Gärtnereiarbeit teilnahm, einen Posten in einem kaufmännischen Büro erhalten. Nebenher ging er allerdings weiter seinen landwirtschaftlichen und gartenbautechnischen Interessen nach, wälzte dicke Bücher über Agronomie und jagte jeder Chance nach, durch die er irgendwie zu einem eigenen Stückchen Land zu kommen hoffte. Seine größte Sehnsucht aber war es, sich einmal in Dithmarschen anzusiedeln, woher sein Geschlecht stammte und wo die Bojens einen guten Namen hatten, als eine der ältesten und geachtetsten Bauernfamilien des Landes.

Maria hatte diese seine Pläne eigentlich nie ganz ernst genommen, sie duldete sie wie eine etwas störende, aber ungefährliche Passion, genau so wie er ihre Vorliebe für Abenteuerfilme und Liebesromane duldete und nicht einmal böse wurde, wenn das Mittagessen manchmal zu spät auf den Tisch kam, weil sie noch unbedingt ein besonders spannendes Kapitel hatte zu Ende lesen wollen.

Und dann stand er eines Tages im Zimmer, zu einer ganz ungewohnten Zeit, in der er sonst im Büro war, seine Augen leuchteten wie im Fieber, und er riß den Jungen in die Höhe und schwenkte ihn wie toll durch die Luft.

„Wölfchen, du sollst Bauer werden, auf eigenem Grund und Boden, Erbhofbauer, wie es unsere Ahnen waren! Was sagst du dazu, mein Junge!!?"

Nun, der Junge sagte nicht viel dazu, aber Maria erschrak bis ins Herz. Die Aussprache, die es dann zwischen ihnen gab, zerschlug zwar die ganze unbändige Freude Herbert Bojens und wandelte seine Begeisterung in hellen Zorn, aber seinen Willen beugte sie nicht, und so zogen sie wenige Monate später nach dem Adolf-Hitler-Koog hinaus, wo Herbert Bojen eine eigene Hofstelle erhalten.

„Was den Garten angeht, den Sie sich anlegen wollen, Fräulein Karsta", sagte Martin Bentzen bedächtig und kratzte sich seinen Flachskopf, „so ist das alles nicht ganz so einfach, wie Sie vielleicht glauben. Der Koogboden, so wie wir ihn jetzt hier haben, kommt dafür noch lange nicht in Frage, der ist noch zu neu. Aber da gibt es eine andere Möglichkeit, und der Vogt wird wohl nichts dagegen haben, wenn wir die auswerten. Wir könnten ein Stück vom alten Deich, der hier durch unsere Höfe durchläuft und ja sowieso von den Arbeitsdienstleuten allmählich abgetragen werden soll, abstechen und die Deicherde als Gartenerde nehmen. Wenn wir uns jetzt, wo es zum Pflügen noch zu naß ist, daran

machen, dann können wir bis zum Beginn der Feldbestellungen noch ein gutes Stück schaffen ..."

Karsta blickte ihn aufmerksam an.

„Sie sagen immer ‚wir' Herr Bentzen! Wollen Sie sich denn auch einen Garten anlegen?"

„Nee, das nun vorläufig noch nicht. Aber ich meine, wir könnten Ihnen dabei ein wenig helfen, meine Frau und ich und die beiden Jungs, und wenn dann auch noch Frau Maria mitmachen wollte, würde es ganz schön vorangehen ..."

Karsta schüttelte entschieden den Kopf.

„Das geht auf keinen Fall, Herr Bentzen. Sie haben selbst auf Ihrem Hof genug zu tun, das kann ich nicht annehmen!"

Er lächelte.

„Nun, Sie werden es schon annehmen können, denn ich will es ja gar nicht umsonst machen. Sehen Sie, meine beiden Buben kommen in der Schule in einigen Fächern nicht so voran, wie es von Rechts wegen sein müßte. Sie sind nun mal nach mir geschlagen, ich war in der Schule auch nie ein großes Kirchenlicht, aber dafür geschickt in allen praktischen Dingen. Zu Ostern ist Versetzung, und da habe ich mir gedacht, vielleicht könnten Sie sich die Bengels ein paarmal in der Woche ein bißchen vorknöpfen und mit ihnen die Schularbeiten durchgehen. Die Lehrerin meint auch, wenn sie ein paar Nachhilfestunden erhielten, würde man sie noch in die letzte Klasse hinüberbekommen!"

Karsta überlegte sich die Sache keinen Augenblick.

„Aber natürlich, Herr Bentzen. Von Herzen gern. Schicken Sie Ihre Sprößlinge nur gleich morgen herüber. Garantieren allerdings, daß sie dann wirklich versetzt werden, kann ich natürlich nicht."

Maria hob das schmale Madonnengesicht, man sah es ihr an, daß sie unschlüssig war, ob sie sich in das Gespräch einmischen sollte.

„Die Karsta hat doch so viel zu tun, Herr Bentzen", sagte sie leise und stockend. „Vielleicht können wir die Angelegenheit anders regeln. Ich war mal früher, bevor ich heiratete, Erzieherin. Sie wissen ja, daß ich zu landwirtschaftlichen Arbeiten sowieso nicht viel tauge. Da ist es vielleicht das Vernünftigste, ich übernehme die Nachhilfestunden bei Ihren Jungens. Ich glaube sogar, daß mir das viel Freude machen würde ..."

Herr Bentzen war ziemlich überrascht. Er liebte Maria eigentlich nicht sehr, sie war ihm zu still und zu fein, eine richtige „Städtische". Alle im Koog waren sich darüber einig, daß sie nicht recht hierherpaßte. Aber daß sie jetzt ihre Schwägerin, die ihm und seiner Frau vom ersten Augenblick an gefallen hatte, entlasten wollte, das versöhnte ihn doch ein wenig.

„Fein, Frau Bojen!" sagte er und streckte ihr seine verarbeitete Hand hin, die sich anfühlte wie Eichenborke. „Sehen Sie zu, was Sie mit den Bengels anfangen können. Und wir beide", er wandte sich Karsta zu, „können mit der Planierung des Deiches gleich beginnen, sobald Sie mit dem Vogt gesprochen haben."

Obgleich an diesem Tage ein feiner Regen niederrieselte und es recht unfreundlich und kalt war, beschloß Karsta, zum Westdeich hinauszuwandern und Hinrich Peddersen aufzusuchen. Sie war sich jetzt ziemlich klar über die wirtschaftliche Lage des Hofes, außerdem wollte sie den Plan der Gartenanlage nicht auf die lange Bank schieben. Gleich nach Mittag marschierte sie los.

Als sie den Deich erklettert hatte, sah sie Peddersen inmitten einer kleinen Schar Männer, die im Watt arbeiteten. Es war jetzt Ebbe, nur am Horizont erinnerte ein grauer, dunstiger Streifen daran, daß dort die Nordsee lauerte und sich nach wenigen Stunden in neuer Flut auf das Land stürzen würde. Die Männer trugen hohe, bis über die Knie reichende Stiefel, waren mit schweren, breiten Schaufeln bewaffnet und schippten in einer der vielen Wasserrinnen, die das Watt allenthalben vom Strand zum Meer durchschnitten.

Der Vogt sah Karsta schon von weitem und kam ihr entgegen. Jetzt sah sie auch seine Augen, sie waren etwas dunkler, als sie es sich vorgestellt hatte, von einem starken, stählernen Blau. Nicht ganz so groß erschien er ihr jetzt, wie damals am Abend in Friedrichskoogspitze. Ein Mann wie alle anderen, kein Übermensch, aber immerhin wohl ein Mann, der wußte, was er wollte, seine Ziele mit einer fanatischen verbissenen Zähigkeit verfolgte und kein Hindernis anerkannte, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte.

Sie schüttelten sich die Hände, sie fühlte, daß er sie schnell und eindringlich musterte. Nun ja, er mochte damals auch nicht allzuviel von ihr gesehen haben!

„Nett von Ihnen, daß Sie gekommen sind, Fräulein Bojen. Und noch dazu bei einem solchen Wetter. Aber wenn Sie aus Zucker wären, hätten Sie ja wohl auch an jenem Abend unseres ersten zufälligen Zusammentreffens kaum Ihren einsamen Deichspaziergang gewagt!"

Sie gingen nebeneinander den Deich entlang, Karsta sah zu den arbeitenden Männern hinüber.

„Was wird dort eigentlich gemacht, Herr Peddersen? Es sieht fast aus, als wollten Sie das Meer abgraben."

Er blickte scharf über das Watt hin.

„Im Gegenteil, wir wollen das Meer noch weiter zurückdrängen! Über vierzig bis fünfzig Jahre wird auch hier ein neuer fruchtbarer Koog aus der Nordsee wachsen!"

„Über vierzig bis fünfzig Jahre?! So lange dauert das?"

„So lange und manchmal sogar noch länger. Glauben Sie, so ein Koog entsteht in ein paar Jahren? Allerdings, wenn man die Verhältnisse hier nicht kennt, könnte man wirklich auf die Idee kommen, wir bauten hier einfach Deiche ins Watt hinein, pumpten das Hinterland aus, und der Koog wäre fertig zum Besiedeln und Beackern!"

„Sie sind schon lange hier, Herr Peddersen?"

„Ziemlich lange. Seit etwa fünfzehn Jahren. Sie nennen mich hier ein wenig spöttisch den ‚Landmacher', weil ich von der Idee besessen bin, daß man im Laufe der Zeit noch viel mehr von dem Boden der Nordsee gewinnen könnte. Die neuen Kooge, die jetzt hier oben entstehen, sind hauptsächlich auf meine Anregung angelegt worden. Aber ich könnte natürlich nicht viel unternehmen, wenn nicht unsere Vorfahren seit Jahrhunderten großartige Vorarbeit geleistet hätten."

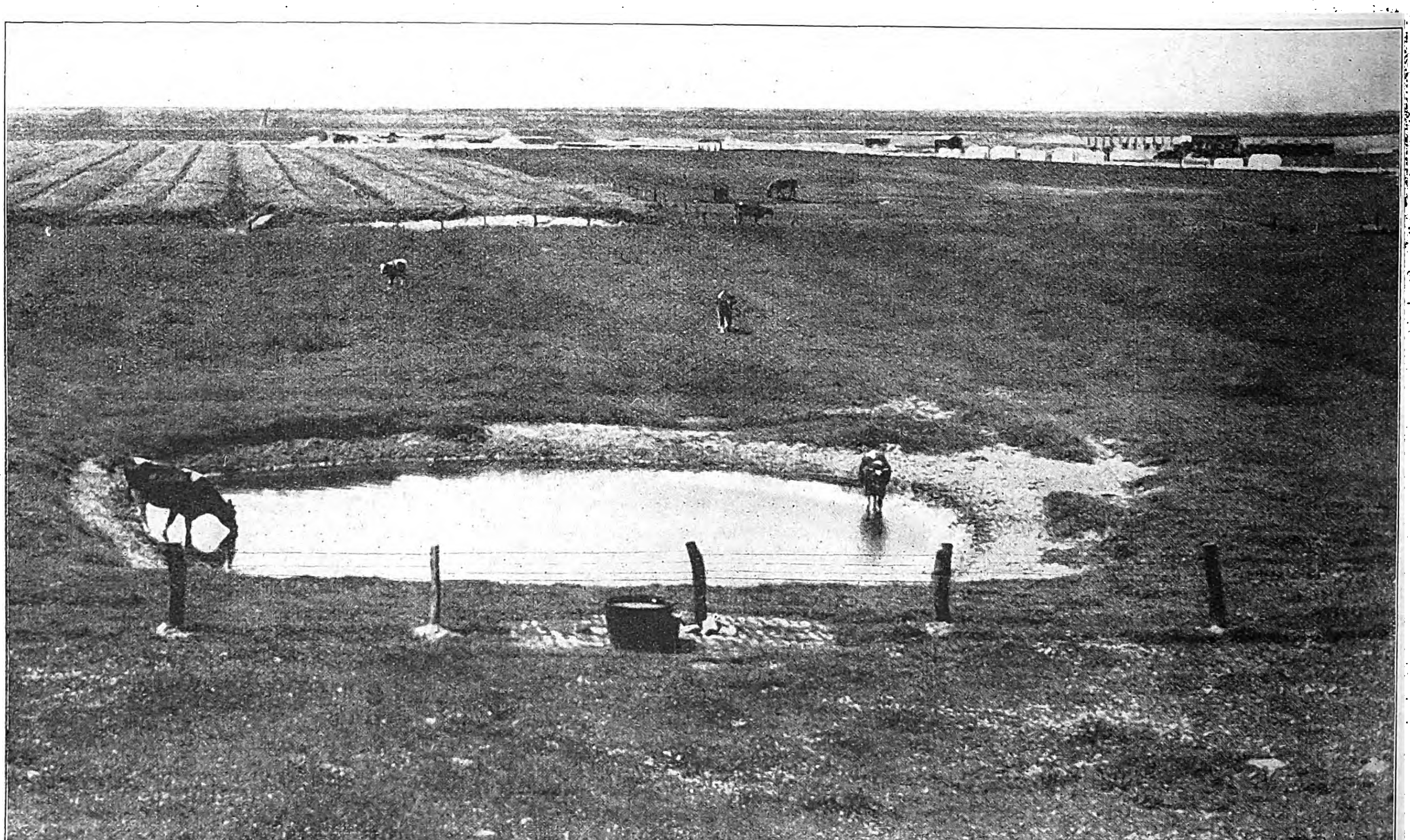
Karsta war ziemlich erstaunt über all das Neue, das sie jetzt hörte. Offen gestanden, hatte sie wirklich noch nicht viel darüber nachgedacht, wie so ein Koog geschaffen wurde.

„Unsere Vorfahren, Herr Peddersen, wieso ...?"

„Weil, so lange in Dithmarschen Bauern leben und sie lebten hier schon lange vor der Römerzeit, sie immer darauf bedacht gewesen sind, jede freie Stunde darauf zu verwenden, das Watt so zu bearbeiten, daß es eines Tages eingedeicht und besiedelt werden kann. Denn das Watt ist als Ackerland völlig ungeeignet, da sein Boden durch die ständige Bespülung mit Meerwasser viel zu viel Salpeter enthält, als daß darauf irgendwelche Getreidesorten gedeihen könnten. Es gilt hier also systematisch, in jahrzehntelanger unendlich geduldiger und mühsamer Vorarbeit, eine neue Bodenschicht zu gewinnen, die als Ackerkrume Verwendung finden kann."

„Und wie geschieht das?"

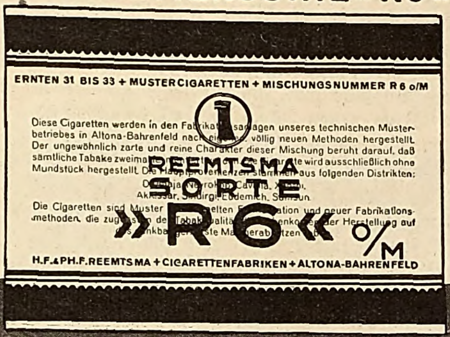
„Sie sehen dort unten die Gräben, die sich in der Flutrichtung vom Strand zum Meer durch das Watt ziehen und an deren einem meine Leute gerade arbeiten. Diese Gräben sind schon vor Jahrzehnten angelegt worden, immer in einem Abstand von etwa zehn Metern, sie füllen sich allmählich mit dem von der Flut angeschwemmten Schlick und werden von Zeit zu Zeit ausgeräumt, indem man die darin aufgehäuften Schlickmassen auf die zwischen den Grabenrinnen befindlichen, höher gelegenen Wattstreifen verteilt, so daß sich dort allmählich eine neue, überaus fruchtbare und fette Bodennarbe bildet, die nach und nach mit einer bestimmten Krautsorte bewächst und von uns Deichvorland genannt wird."



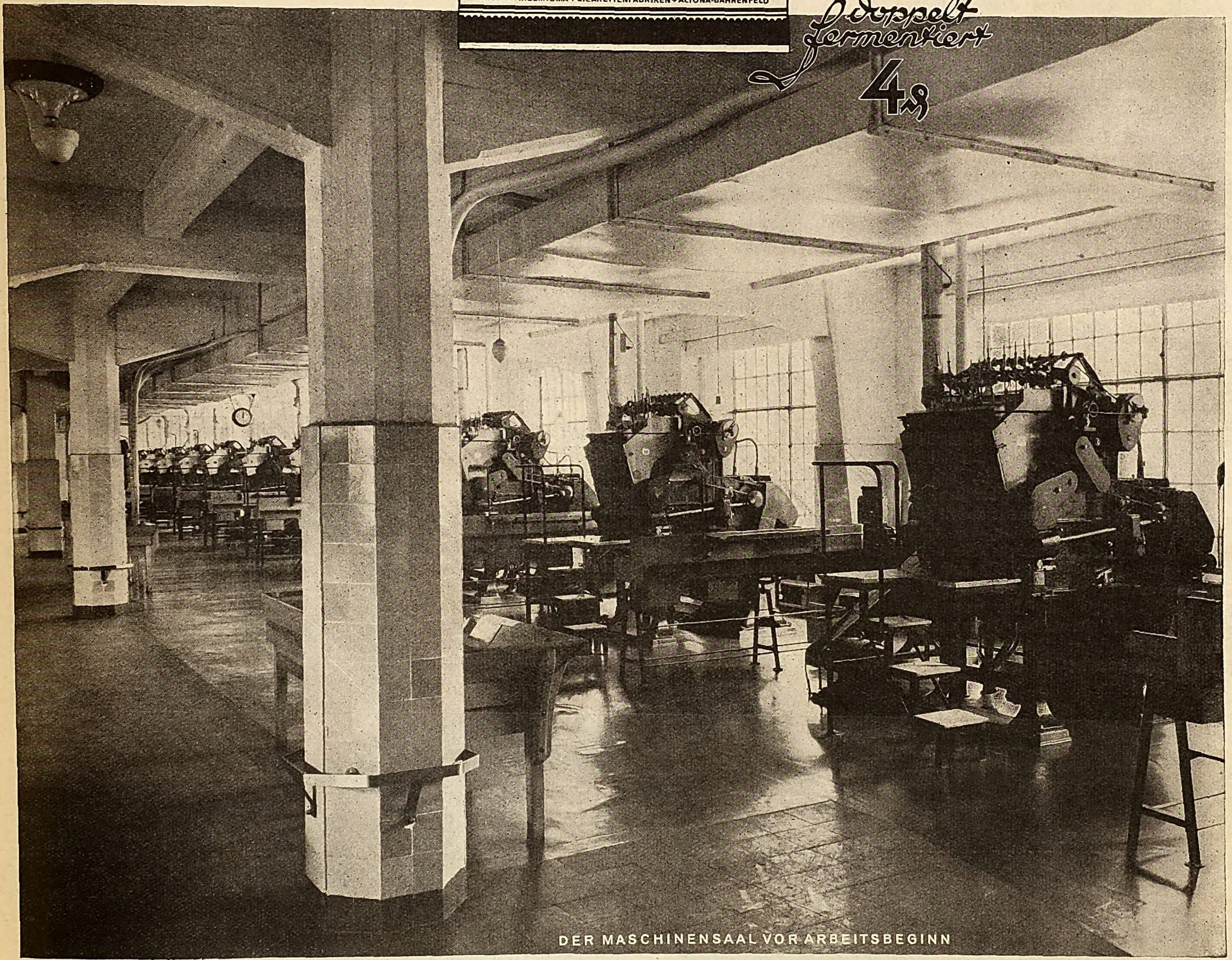
Nationalsozialistische Friedensarbeit: 5400 Morgen Land, das dem Meere entrissen wurde.
Blick über den Adolf-Hitler-Koog vom neuen Deich aus. Im Hintergrund im Bau befindliche Bauernhäuser.
Aufnahme: Max Löhrich.

Erfindergeist

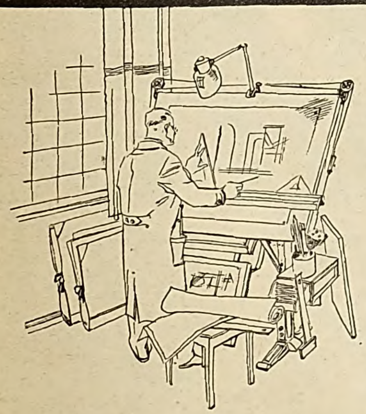
IN DEN MUSTERWERKSTÄTTEN DER CIGARETTENSORTE »R6« O/M



doppelt fermentiert 4 ₰



DER MASCHINENSAAL VOR ARBEITSBEGINN



Die große Zahl von Anfragen läßt erkennen, daß der Raucher ein großes Interesse an neuen Erfindungen besitzt und ein Recht darauf betont, zu erfahren, wie die von ihm als besonders gepflegt anerkannte Cigarette entstanden ist.

Tatsächlich haben im Verlauf des letzten Jahrzehntes zahlreiche sehr interessante Erfindungen zu einer völligen Umgestaltung der Tabakbehandlung und Fabrikationstechnik geführt.

Deshalb werden wir an dieser Stelle durch Photographien darlegen, welche Einrichtungen der nie rastende deutsche Erfindergeist für eine Welthöchstleistung der Cigarette geschaffen hat.

H.F. & PH.F. REEMTSMA
ALTONA-BAHRENFELD

Karstas Augen blitzten vor Interesse, sie vergaß das ungemütliche Wetter, gespannt blickte sie in die Runde. Plötzlich bemerkte sie eine große Schar mächtiger Gänse, die in einiger Entfernung zwischen den Gräben umherwatschelten.

„O, sehen Sie, dort, die vielen Gänse! Wie kommen die hierher?"

Er lächelte über ihren Eifer.

„Das sind friedliche Hausgänse, die Stammeltern der tausend und aber tausend Mastgänse, die hier im Sommer aufgezogen werden und das ganze Deichvorland bevölkern. Im Herbst werden sie dann an die meist um Hamburg gelegenen Mästereien verkauft, worauf sie nach gehöriger Nudelung als die berühmtesten Mastgänse, die Deutschland kennt, in den Handel gelangen. Fast jeder anwohnende Bauer hat hier im Deichvorland ein abgegrenztes Stück Weideland, auf dem er seine Gänse halten und großziehen und seine Wattschafe weiden lassen kann."

„Und wann ist dieses Vorland reif zur Beackerung?"

„Noch lange nicht, Fräulein Bojen, bis dahin ist es leider ein sehr weiter Weg! Ist das Vorland lange genug in der geschilderten Art kultiviert worden, so schreitet man zum Bau eines sogenannten Sommerdeichs, eines Damms, der das Land zwar gegen die Überspülung durch die regelmäßige Flutwelle schützt, aber noch nicht widerstandsfähig und hoch genug ist, um auch Sturm- und Springfluten zu trotzen. Das ist auch nicht notwendig, da in den durch das Aufwerfen von Sommerdeichen entstehenden Sommerkoogen nicht etwa schon Menschen siedeln, sondern nur Vieh weidet, das bei Sturmflutgefahr fortgetrieben werden kann."

„Dann war also auch der Adolf-Hitler-Koog, in dem wir jetzt wohnen, früher einmal so ein Sommerkoog, nicht wahr?"

Er nickte zustimmend.

„Zum größten Teil wenigstens. Nur dort ganz rechts, wo Sie den Deich ziemlich scharf ins Meer vorstoßen sehen, haben wir auch ein Stück Deichvorland dazugenommen, um uns die Kosten der Umwandlung des Sommerdeichs in einen regelrechten Sturmflutdeich zu sparen. Die Sache liegt nämlich so, daß die anwohnenden Bauern heute zwar in der Lage sind, das Watt in jahrzehntelanger, langsamer Arbeit selbständig zu einem Sommerkoog zu machen, daß ihnen aber sowohl Zeit wie Mittel und Arbeitskräfte dazu fehlen, einen Sturmflutdeich zu errichten. Da muß der Staat den Bauern zu Hilfe kommen, wie das jetzt bei der Anlage des Adolf-Hitler- und des Hermann-Göring-Koogs der Fall war. Da werden Ingenieure und Arbeitsmannschaft in großer Zahl gebraucht — an dem Deich, auf dem wir jetzt so sicher entlangspazieren, haben zweitausend Männer über ein Jahr geschuftet. Der Staat muß auch beträchtliche Kapitalien und technische Hilfsmittel zur Verfügung stellen und so in klugem Weitblick ein Werk vollenden, zu dessen Vorbereitung Jahrzehnte gehörten."

Karsta hatte atemlos gelauscht, jetzt sah sie bewundernd zu ihm auf.

„Ich beneide Sie um Ihre Arbeit, Herr Peddersen! Ich kann mir vorstellen, daß es für einen Mann keine schönere Aufgabe gibt, als für seine Heimat auf friedlichem Wege neues Acker- und Siedelungsland zu erkämpfen und damit vielen Volksgenossen Haus, Hof und Erwerb zu schenken. Es ist sicherlich kein Spott, wenn die Leute Sie den ‚Landmacher' nennen."

Er wehrte ab, doch sah sie, daß er sich über ihre Worte freute. Aber jeder Mensch freut sich, wenn ein anderer Verständnis und Liebe für seinen Beruf zeigt.

„Machen Sie mich nicht eitel, Fräulein Bojen. Ich bin nicht gewöhnt, Anerkennung zu hören. Zwölf Jahre habe ich allein mit aller Energie darum kämpfen müssen, den Bau dieses Deiches, auf dem wir jetzt stehen, durchzusetzen, und ich habe immer wieder den Vorwurf gehört, daß ich nur aus eigensüchtigen Motiven handle. Und die Leute, die jetzt hier unten im Adolf-Hitler-Koog siedeln, wünschen mich auch im stillen zum Teufel, weil sie meistens nicht verstehen, was ich anordne und von ihnen verlange. Viel Freude und Dank tauscht man jedenfalls nicht ein, wenn man die Menschen aus ihrem spießbürgerlichen Trott zu bringen und sie auf neue Wege zu stoßen versucht!"

Sie waren an der großen Schleuse angelangt, durch die die Krabbenfischer aus dem kleinen Friedrichskooger Hafen durch den Deich ins offene Meer gelangen, und stiegen nun langsam zum Koog hinab. Der Regen hatte nachgelassen, zuweilen blinzelte sogar die Sonne durch die sich teilenden Wolken und tauchte die schmucken, braunroten Häuschen der neuen Höfe in ein warmes, freundliches Licht.

Karsta erzählte von ihren Plänen mit dem Bojenhof, er gab ihr kurz und sicher Bescheid, und schließlich eröffnete sie ihm auch ihre Absichten für den Garten.

Er machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Ein Experiment, Fräulein Bojen! Sehr leicht möglich, daß der Martin Bentzen recht hat, und daß die Erde vom alten Deich gut für einen Garten zu verwenden ist. Es kann auch das Gegenteil der Fall sein. Deshalb möchte ich Ihnen empfehlen, vorläufig nur ein möglichst kleines Stück in Bearbeitung zu nehmen. Dann haben Sie wenigstens nicht allzuviel Arbeit umsonst getan. Ich werde morgen bei Ihnen vorbeikommen, dann können wir uns einmal zusammen ansehen, welches Stück am geeignetsten für eine Gartenanlage ist."

Eine helle Freude sprühte in Karsta auf, daß ihr Wunsch nun doch in Erfüllung gehen sollte. Ein Hof ohne Garten wäre ihr wie ein Fest ohne Musik vorgekommen! Das Schönste fehlte. Sie begriff die anderen Koogleute nicht, die sich damit begnügten, ihre Äcker zu bestellen, und gar nicht daran dachten, die braune Einförmigkeit ihrer Anwesen durch ein paar bunte Blumen zu beleben. O, sie wollte es wunderschön machen rings um das Häuschen, das Herz sollte einem lachen, wenn man es nur von weitem sah!

Hinrich Peddersen begleitete sie bis zu dem schmalen Feldweg, der zum Bojenhof abzweigte.

An der Kreuzung stand der kleine Wolf und lief ihnen aufgeregt entgegen.

„Fein, Tante Karsta, daß du schon kommst! Wir haben nur auf dich gewartet, und die beiden Bentzen-Jungens sind auch schon da. Wir wollen das neue Kälbchen taufen, das gestern nacht angekommen ist, und da mußt du dabei sein. Wir möchten es Kleopatra nennen, nach der ägyptischen Königin, weißt du, aber Mutti meint, es sei kein Kuhname. Vielleicht weißt du etwas Besseres ...!?"

Der Vogt lachte herzlich und fuhr Wolf über den blonden wirren Schopf.

„Also, Fräulein Bojen, eilen Sie zur Taufe, und hoffentlich finden Sie einen recht schönen Namen. Morgen früh komme ich zu Ihnen, um nach dem Garten zu sehen. Vielleicht sagen Sie auch Martin Bentzen Bescheid."

Sie verabschiedeten sich, und er ging mit starken, langen Schritten in der Richtung zum Krabbenfischer-Hafen davon.

Karsta und Wolf blickten ihm nach.

Dann sagte der Junge leise:

„Er war ja heute so freundlich, Tante Karsta, und gar nicht böse!"

Karsta lächelte.

„Aber, Wölfchen, warum sollte er denn böse sein?"

„Weil alle Menschen im Koog sagen, er sei böse. Und alle Kinder haben vor ihm Angst!"

Karsta nahm den Jungen an der Hand und ging mit ihm zum Hof zurück.

„Du brauchst keine Angst vor dem Vogt zu haben, Wolf. Menschen, die ernst aussehen, sind noch lange nicht böse, sondern sie haben Sorgen, und darum soll man doppelt nett zu ihnen sein."

Dann tauften sie das neue Kalb, dem die kleine Elli ein knallrotes Band um den Hals gebunden hatte, in Anwesenheit der beiden Bentzen-Jungens auf den schönen Namen „Oda".



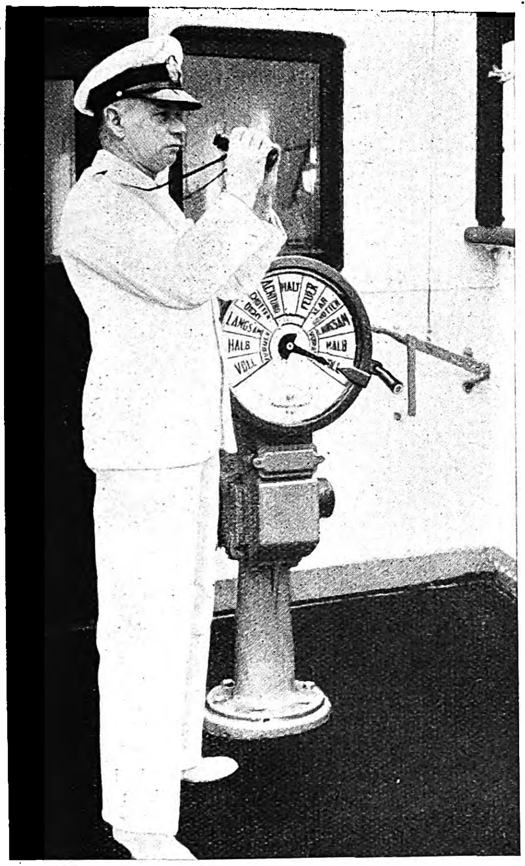
Das Hirtenhaus vor Erding in Oberbayern.
Vor 800 Jahren erbaut, beherbergt es noch heute wie im 12. Jahrhundert Bauern. Vor kurzer Zeit wurde das Haus dem Denkmalsschutz unterstellt.
Aufnahme: Hansmann.

Zu dem neuerschienenen „Hapag-Buch von der Seefahrt"

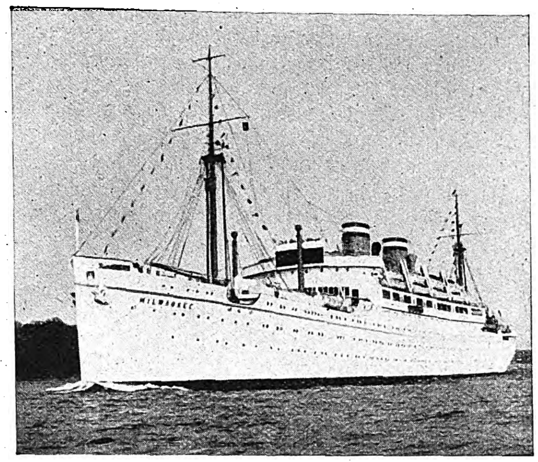
„Sie sorgen und wachen für alle"

Männer, nicht Schiffe allein, sind der Stolz der Hamburg-Amerika Linie. Männern von unübertroffener Seemannschaft die Passagiere der Hapag anzuvertrauen, das ist der höchste Ruhm, den sie erstrebt.

Harte Kampfjahre haben unter der Hapagflagge eine Auslese von Offizier und Mann zusammengeschweißt, die weiß, daß ihre Ehre die Ehre der Linie ist, und daß das Ehrenschild der Linie heißt: „Sicherheit und Wohlergehen der Passagiere"



Kapitän Artur Jost
Der Sekundaner wurde Koch und „dicker Junge" auf dem Schoner „Helene" aus Oldersum, sah als Vollmatrose Asien, Afrika, Australien (und die Heilsarmee), fuhr viermal vor dem Mast um Kap Horn. Im Weltkrieg Feldflieger, ging er dann wieder zur Hapag zurück und reiste als erster Offizier dreimal mit dem Weltreiseschiff „Resolute" um die Welt. Heute steht er als Kapitän auf der Brücke der „Milwaukee".



M. S. „Milwaukee",
das seenahe Erholungsschiff der Hamburg-Amerika Linie. Sorgenfrei sollte man es nennen. Auf sicherem deutschen Boden, frei von den einschränkenden Bedingungen der üblichen Auslandsreisen, führt Dich die „Milwaukee" sicher Deinem Traumland entgegen. Es reist sich gut mit den Schiffen der Hamburg-Amerika Linie.

Wenn der Hapag-Passagier heute unter Seefahrt Abenteuer ohne Gefahr, Erlebnis ohne Entbehrungen verstehen darf, und wenn wir aus den Träumen unserer Kindheit heraus neue Kontinente furchtlos entdecken dürfen — so sind es Offizier und Mann auf der Brücke, an der Maschine und an Deck, die das ermöglichen. „Sie sorgen und wachen für alle."

Matrose
Einer von den 360 Mann Besatzung der „Milwaukee", die in unermüdlicher Fürsorge und treuester Pflichterfüllung um das Wohl der Hapag-Reisenden bemüht sind. Sein Bild steht hier für alle.



Wer kennt da wohl Sorgen auf See! Nirgends liegt es so nahe, „die Sorgen im wahrsten Sinne des Wortes über Bord zu werfen", schreibt G. Schröder im „Hapag-Buch von der Seefahrt".

Wo gibt es wohl sonst ein Leben, das uns so frei macht und eine solche Zuflucht bietet vor dem, was man die „aufgeregte Zeit" nennt!

Legt einmal die „Milwaukee", das Erholungsschiff der Hamburg-Amerika Linie, vom Kai ab, dann läßt Du alle Sorgen hinter Dir. Schon ein Meter freies Wasser macht Dich unerreichbar für den Ansturm des Alltags. Jetzt kannst Du Dich ungehemmt der Erfüllung Deines Traumes von der Seefahrt hingeben.

Grünblau ist das Nordmeer. Die Menschen, die Du liebst, sind Dir zutiefst verbunden. Ein klein wenig Heimweh



Offiziere beim Sonneschießen
Alle Wachoffiziere der Hamburg-Amerika Linie besitzen das Kapitänspatent für große Fahrt.

spürst Du — gerade genug, um der Schönheit Deines Lebens bewußt zu sein. Die Mitternachtssonne schlägt Dich in ihren Bann. Schluchten norwegischer Fjorde bringen Dir die herbe Verschlossenheit nordischer Landschaft nahe. Und dann taucht, fast schon an der Grenze des ewigen Eises, Island auf, die erste kühne Eroberung der Nordmänner auf ihren Entdeckerzügen nach der neuen Welt: Island, die Insel der Heldenlieder und Sagen.

Die Hapag erfüllt Deinen Traum von der Seefahrt



Abend auf Island

Und dann kam der Frühling wirklich! Nicht mit Brausen wie im Gebirge, wo das Schmelzwasser in ungestümen Gießbächen von den Felsen niederdonnert, und auch nicht mit der berauschenden Pracht glühender Farben und süßer Düfte wie im Süden. Nein, hier ging ein herber, starker Frühling gemächlichen Schrittes über das braune Land, mit wenig Sonne und viel warmem Regen. Aber wo er die atmende Erde anrührte, da begann ihr fruchtbares Braun seidengrün zu schimmern, da erwachten kleine Blumen zu einem winzigen, genügsamen Leben und dehnte die Wintersaat ihre schon im Herbst vorgekeimten Triebe.

In der Luft aber lag ein ganz einzigartiger Hauch. Man konnte es nicht Duft nennen — Düfte sind weich und verlocken zu Träumen — und das, was hier mit den Winden zog, war aufreizend und voll verborgener Kräfte, war eine Mischung des feuchtsalzigen Atems der See und des starken Ruchs der unter den Pflugscharen aufklaffenden Erde, war ein bitterer Dunst aus den gärenden Schlickfeldern des Watts, verbunden mit dem scharfen Dung- und Viehbrodem aus den offenen Ställen.

„Es stinkt nach Frühling", sagte Martin Bentzen ohne Sentimentalität, als er einmal den Kopf von der Arbeit hob und mit der breiten Nase in der Luft herumschnupperte. „Und es stinkt gut, sage ich euch! Es kann ein fruchtbares Jahr geben . . .!"

Im übrigen aber wurde nicht viel gesprochen bei der Arbeit, die sich nach der ziemlich geruhsamen Winterzeit nun mehrte und die Koogleute zwang, vom ersten Morgengrauen bis zum letzten Abendleuchten in den Sielen zu bleiben.

Es ist etwas anderes, wenn so ein Bauernhof seit etlichen Jahrhunderten inmitten der Felder steht, selbstbewußt und behäbig, und jedes Fleckchen Acker ringsum ist genau erprobt, und man weiß sowohl im Herbst wie im Frühling ganz genau, dort werden wir Kartoffeln legen und hier Klee säen, und dieses Feld an der Chaussee ist gut für Rüben, und drüben am Kanal gedeiht am besten der Weizen. Man weiß, so muß es gemacht werden und nicht anders, weil das Gesetz der Erde und der Fruchtfolge es verlangt, ein lebendiges, ewiges Gesetz, an dem nur Wirrköpfe zu rütteln wagen, um dann von der unerbittlichen, großen Mutter Natur bald darüber belehrt zu werden, daß es gewisse Dinge gibt, die unumstößlich sind und bleiben.

Anders aber auf so einem Neuland, wo die Erde noch jung und gewissermaßen mit sich selbst und ihren Bestandteilen noch nicht ganz im klaren ist, wo alles noch irgendwie in sich gärt und quillt und der Boden erst daran gewöhnt werden muß, daß nicht mehr das salzige Meer, sondern der süße Regen ihn befeuchten wird, und daß er seine Kräfte nicht aus dem beizenden, salzigen Salpeter, der jedes früchtetragende Wachstum zerfrißt und zerstört, sondern aus den wundertätigen Strahlen der leuchtenden Sonne zu ziehen haben wird, um seine Aufgaben an der irdischen Zukunft zu erfüllen.

So gibt es auf den neuen Kooghöfen kein Arbeiten in vorgeschriebenen Bahnen, sondern ein rastloses Tasten und Versuchen und Wagen und Bangen, ob es gelingen würde, die Saat ins Kraut, das Kraut in die Blüte, die Blüte zur Frucht und die Frucht in die Reife zu treiben.

Es gibt Leute, die haben so etwas wie eine „leichte Hand". Diese Leute sind in ihrer Art kleine Zauberer der Pflanzenbetreuung und der Viehpflege. Hier nehmen sie eine halbverdorrte Staude, die der Nachbar aufgegeben und fortgeworfen hat, und stecken sie in ihren eigenen Garten. Und siehe da, plötzlich beginnt sie zu treiben und zu wachsen und zu blühen und ist eine leuchtende Freude für jeden, der vorübergeht. Dort heben sie ein kleines Vogelkind auf, das, von den stärkeren Brüdern verdrängt, aus dem elterlichen Nest gefallen ist und nun fast erfroren und halbtot im taukalten Grase zuckt, und auch dieses armselige, kleine Wesen plustert sich, erwachend in der warmen Höhlung ihrer Hände, öffnet die Augen und beschließt, den Kampf ums Leben noch einmal zu beginnen.

Menschen, die mit diesen leichten, lebenserhaltenden Händen begabt sind, haben sogar auf dem Koogneuland den sicheren Instinkt, was man wagen darf und was nicht.

Auch Karsta Bojen war so ein Mensch mit dem feinen Ohr für die Stimmen der Tiefe, mit dem sicheren Gefühl für die Dinge des Lebens und den leichten Händen, wenn es galt, irgendein Wesen zu behüten und zu betreuen.

Der Gartenboden war fertig planiert, manchen Tropfen Schweiß hatte es gekostet und mehr als eine Blase war an Karstas Händen brennend aufgesprungen, bis man darangehen konnte, die Beete abzustechen, die ersten Pflänzchen zu setzen und den Blumensamen in die Rabatten rund um das Haus zu verstreuen. Karsta versenkte ihre ganze Liebe und ihren ganzen Glauben mit diesen unscheinbaren Körnchen und zarten Wurzeln zusammen in die Erde. Es war das erste, was sie in ihrem neuen Reich säte und pflanzte, Wolf und Elli standen mit glänzenden Kinderaugen dabei und sahen zu, sogar Maria riß sich ein paarmal von ihrer Hausarbeit los und half der fleißigen Schwägerin im Garten. Karsta dachte bei sich: Wenn dieses erste Werk gedeiht, das meine Hände hier beginnen, dann muß auch alles andere zum Guten ausgehen und eines Tages zu einem schönen Ziel gelangen . . .

Draußen auf den Feldern sprangen die Schollen auf und öffneten sich zu schnurgeraden Furchen, Haubenlerchen und Spatzen und ein paar verfrühte Stare spazierten hinter den Pflügen her und sammelten die ersten verschlafenen Engerlinge und Regenwürmer für ihren verfressenen Hunger. Und manchmal gab es sogar einen lärmenden Zank mit den Spatzen.

Karsta hörte den tschilpenden Lärm hinter ihrem Rücken, aber sie sah sich nicht um, ihre Blicke gingen am Rücken des braunen, breiten Pferdes voraus über das Land, und ihre Hände umkrampften die glatten Griffe des Pfluges. Keine kleine Sache für ein Paar schmale Frauenhände! Nun hatte sie zwar keine Blasen mehr auf der Haut, die waren längst zu lederharten Schwielen geworden, aber die Arme waren am Abend doch sehr lahm, der Rücken schmerzte und eine Mattigkeit lastete über den Augen, als gäbe es überhaupt nichts Schöneres auf der Welt als Schlafen, Schlafen und wieder Schlafen.

Fast jeden Nachmittag kam Martin Bentzen mit seinen räumigen, weitausgreifenden Schritten über die Äcker gestakt, kleine weiße Wölkchen perlten aus seiner kurzen Pfeife in die Luft. Dann sah er dem tapferen Mädchen ein bißchen bei der Arbeit zu. Und endlich nimmt er ihr ohne viel Worte den Pflug und die Leine und die Peitsche aus den Händen, machte eine kleine Kopfbewegung zu seinem Hof und sagte so ganz nebenbei:

„Gehen Sie man hinüber, Fräulein Karsta. Die Aenne kommt wieder mal mit ihren Nähsachen nicht zurecht, die beiden Lausebengels reißen alles kurz und klein. Helfen Sie ihr ein bißchen, unterdessen pflüg' ich hier schon ein paar Streifen weiter . . ."

Karsta schämte sich zwar ein wenig, denn sie wußte genau, daß die Näharbeit nur ein Vorwand war, um sie ein bißchen vom Pflug fortzubringen, aber dann ging sie doch zu der runden, rotbackigen Frau Aenne und sitzt ein Stündchen bei ihr auf der Ofenbank. Sie half Socken stopfen und Hosenböden flicken und ausgerissene Hemdärmel einsetzen und was es sonst noch so gab, wenn eine vierköpfige Familie betreut werden mußte.

Aber nicht nur mit den Bentzens stand sie sich gut. Auf der anderen Seite, dem neuen Deich zu, grenzte noch ein Hof an das Bojensche Gehöft, der äußerste Hof an dieser Ecke überhaupt. Der gehörte einem ehemaligen schlesischen Grubenarbeiter namens Kunowsky. Die beiden Kunowsky waren nicht sehr beliebt im Koog. Der Mann war ein finsterer, gebückter, schwarzhaariger Mensch, es sah aus, als hätte sich der Kohlenstaub für alle Ewigkeit in seiner fahlen Haut eingenistet. Und alles, was er sprach, klang so, als bemühte er sich, irgend jemand persönlich zu beleidigen oder anzuklagen. Seine Frau aber, die Irma, war so spindeldürr, hakennasig und eckig, daß irgendein Witzbold ihr den Namen „die Vogelscheuche" beigelegt hatte. Dieser Namen lief nun neben ihr her wie ein allzutreuer Hund und ließ sich nicht abschütteln.

Eines Tages nun, gerade als Karsta Bojen und die Bentzens damit beschäftigt waren, die Deicherde zu einem Garten auszubreiten, kam der große, magere, verwahrloste Friedel, der einzige Junge des Kunowskyschen Ehepaars, ganz außer Atem und gehetzt die Straße entlang und schrie, seine Mutter sei von der Bodentreppe gefallen und liege nun da wie tot.

Martin Bentzen sah kaum von der Arbeit auf, nickte nur und sagte mit der ihm eigenen Selbstverständlichkeit:

„Fräulein Karsta wird mit dir 'rüberkommen, Friedel. Die versteht das am besten, mit den Menschen umzugehen, wenn ihnen nicht gut ist."

Karsta ging und hatte nicht einmal Zeit, sich noch lange über Martin Bentzens seltsame Worte zu wundern. Nachher war die Frau glücklicherweise doch nicht tot, sondern nur mit einer schweren Ohnmacht, dem Schreck und einigen schmerzhaften Beulen und Quetschungen davongekommen. Aber da Ignaz Kunowsky selbst nicht zu Hause war und erst mit dem Abendzug aus St. Michaelisdonn zurückerwartet wurde, blieb sie bei der leise stöhnenden Hofbesitzerin, machte ihr kühlende Umschläge und schickte den Friedel zu Christine Bruhn nach Friedrichskoog III, die immer allerlei Medikamente und Hausmittelchen für alle vorkommenden Fälle zur Hand hatte, damit er ein schmerzstillendes und beruhigendes Pulver holte.

Als auch dieses Pulver seine Wirkung getan hatte, konnte Karsta sogar ein wenig mit der ehemaligen Bergmannsfrau plaudern. Und sie hörte viel Schweres aus dem Dasein dieser Menschen, deren bisherige Welt zwischen Kohlenhalden und Fördertürmen in ewigem Ruß und Staub und Schmutz gelegen hatte, die nichts anderes kannten als die Furcht um das Leben des ewig unter Tage werkenden Ernährers und deren Verdienst dennoch kaum ausreichte, um das notwendige Schmalz zur Stulle zu kaufen.

„Und hier, wie gefällt es Ihnen hier?" fragte Karsta mit Wärme und schüttelte die zerdrückten Kissen der mageren, bleichen Frau Kunowsky bequemer auf.

Die Frau hob die knochigen Schultern, ihre verarbeiteten Hände machten eine unbestimmte Gebärde.

„Och, Fräulein Bojen. Es ist hier wohl recht schön. So das freie Land, und das große Meer, und das eigene Häuschen und die Äcker, die dazu gehören. Aber sehen Sie, wenn man im Kohlenrevier geboren ist und sein ganzes Leben unter Kumpels verbracht hat, dann kommt man trotz allem nicht mehr davon los. Das ist schlimm und klingt auch undankbar, aber daran läßt sich nichts ändern. Die Menschen hier im neuen Koog und drüben in den Marschdörfern, sind alle so seltsam frei und unbeschwert. Und wir glauben immer noch den scharfen Kohlenstaub zu atmen und leiden noch immer die Angst vor Schlagwetterkatastrophen und Aussperrung."

„Auch das Meer hat seine großen Gefahren!" sagte Karsta leise und dachte an Herbert.

Die Frau begriff sogleich.

„Ja, ja, ich weiß, Fräulein Bojen. Sie meinen Ihren armen Bruder. Aber ich finde, es ist nicht so schlimm, draußen im Sturm und in den Wellen umzukommen, wie unter Tage von den giftigen Gasen überfallen und erstickt zu werden. Wir aus dem Kohlenrevier haben alle diese Schwere im Gemüt, sogar in den Augen unseres Friedels sitzt schon dieses verbissene Wissen um verhängnisvolle Dinge!"

Man konnte nicht behaupten, daß dieses Gespräch sehr erhebend und ermutigend gewesen wäre für Karsta, aber es brachte ihr doch wieder einen Menschen ihrer neuen Heimat näher und erinnerte sie daran, wie gut sie selbst es hatte, daß sie, unbeschwert und ungehemmt von den dunklen Schatten einer elenden Vergangenheit, an ihre Arbeit gehen durfte. Und sie beschloß, sich nun etwas öfter um die harte, verhärmte Frau Kunowsky zu kümmern, um ihr wenigstens nach bestem Vermögen von ihrem eigenen Frohsinn und ihrem eigenen Überschuß an Lebenskraft abzugeben.

Schon am nächsten Tag hatte sie eine große Freude.

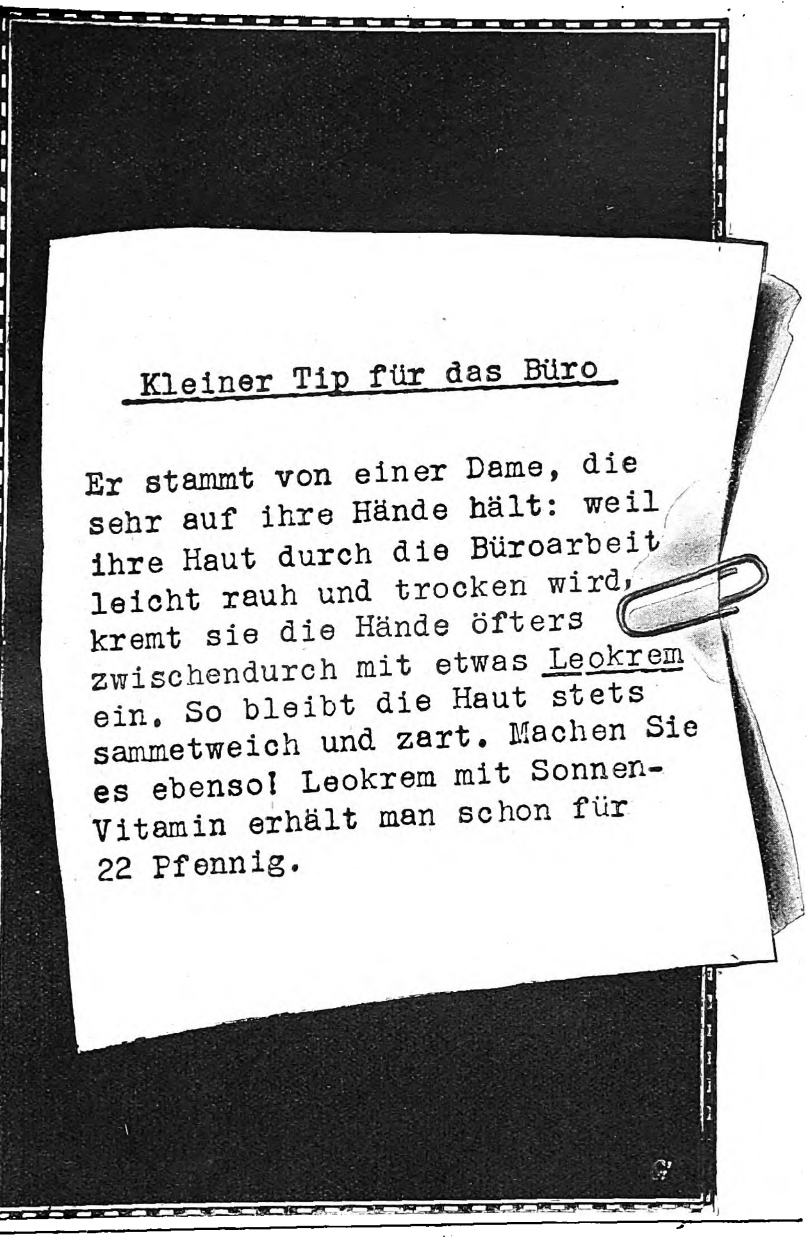
Der lange, schlacksige Friedel erschien wieder auf dem Bojenhof und trug ein zugedecktes Körbchen am Arm. Und in diesem Körbchen lag eine stattliche Kaninchenhäsin, die allem Anschein nach bald einen mehrköpfigen Familienzuwachs haben würde. Das war ein kleines Geschenk von Ignaz Kunowsky für Karsta Bojen, weil sie seine Frau so freundlich betreut hatte. Er hoffe, daß sie recht bald wieder zu einer Tasse Kaffee herüberkommen werde. Karsta versprach es gern und nahm strahlend die kleine Kaninchenmama in die Arme. Die Kinder sprangen jubelnd um sie herum, und es gab auf dem Bojenhof große Freude über den langohrigen Familienzuwachs.

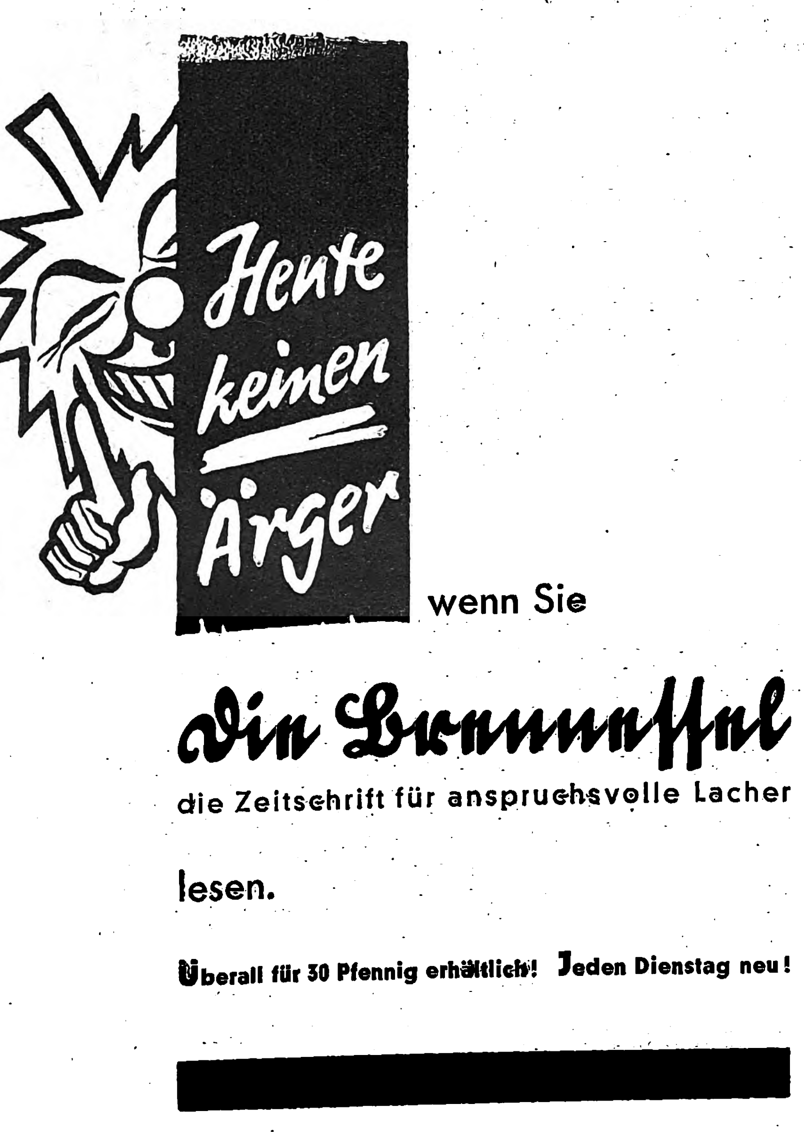
Die Zugvögel strichen über den Koog, mehrere Tage lang hintereinander schwangen ihre heiseren, hohen Schreie mit kurzen Unterbrechungen vom West- zum Ostdeich, und das Pfeifen ihrer sausenden Schwingen war lauter als der Wind. Karsta sah ihnen nach, ihr Herz ging schwer, eine unbekannte Sehnsucht schlug in ihrem Blut. In diesen Tagen war sie nachdenklicher und ernster als sonst, sie dachte viel an Hamburg und ihre Freunde in der Pension Schlichting. Sie wurde unruhig bei dem Gedanken, daß auch über sie eines Tages etwas kommen könne, das stärker sein würde als die haltenden Bande der Arbeit, der Pflicht und des Hofes. Aber sie wagte nicht zu Ende zu denken, was die stärkste aller Gewalten und Sehnsüchte und der mächtigste aller Triebe im Leben eines Menschen in Wirklichkeit sei . . .

Einmal war Markttag in Marnekoog und Karsta fuhr mit Wolf in einem kleinen, hohen Wagen, vor den man den braven braunen Otto gespannt hatte, hinüber, um einige Einkäufe zu machen. Marnekoog lag auf dem halben Weg nach Marne, man sparte die Zeit und das Geld einer Reise nach der Stadt, wenn man diese regelmäßigen Markttage ausnützte. Und für den Jungen war das bunte Treiben zwischen den langen Wagen- und Budenreihen jedesmal ein einziges Abenteuer und Fest!

(Fortsetzung folgt)


MARKE SALAMANDER
Zum Frühling
Der neue Schuh von
SALAMANDER





(Fortsetzung von Seite 597)

begonnen; Teile wurden nach Lakehurst geschickt, und der Bau des Luftschiffes begann. Bei meiner Ankunft zu Beginn des Jahres 1923 war die Metallkonstruktion fast fertiggestellt, sogar ein Teil der Hülle war schon angebracht.

Sofort nach der Ankunft wurden die Offiziere mit der Untersuchung von gewissen Problemen beauftragt, nach deren Durchführung sie den anderen Offizieren Instruktionen über ihr Spezialwissen erteilen sollten. Die Untersuchungen wurden so gewissenhaft wie möglich durchgeführt.

Die Kenntnisse aller Beteiligten wurden hierdurch erweitert. Meine Spezialität war das Anbringen der Schiffe am Ankermast und das Heraus- und Hereinbringen der Schiffe in die Halle. Unser einziger wirklich erfahrener Instrukteur war Kapitän Anton Heinen, ein früherer Versuchspilot für die Zeppelin-Gesellschaft, der uns täglich Unterricht gab. Praktische Erfahrungen erwarben wir durch Frei- und Fesselballons, und danach in sogenannten „blimps" oder Kleinluftschiffen. Mein erster Flug fand in einem gekappten Fesselballon statt, der dann also zu einem Freiballon wurde. Er dauerte etwa zwei Stunden. Der Ballon zerriß in einer Höhe von ungefähr 10 Meter, und wir hatten eine sehr üble Landung; aber nachdem wir uns wieder aufgerafft hatten, waren wir begeisterter denn je und brannten auf weitere, interessantere Erfahrungen.

Die Arbeit an der „Shenandoah" ging während des Sommers rasch vorwärts. Ein Gefühl großen Stolzes und der Erhebung bemächtigte sich unser, als an einem Augusttage im Jahre 1923 die Stützen, auf denen das Schiff ruhte, entfernt wurden, Ballast abgeworfen wurde und die USS. „Shenandoah", Flottenluftschiff Nr. I, zur Luft geboren wurde. Um das Schiff waren Leute verteilt, die von verschiedenen Seiten aus die Halteseile hielten, und das Schiff hob den Bug leicht; es schien zu zittern, als ob es sich von den Fesseln, die es an der Erde festhielten, befreien wollte, und dann erhob sich langsam das majestätische Schiff in seiner ganzen Länge bis zu einer Höhe von einem Meter, und in dieser Höhe wurde es, völlig ausbalanciert, von der Haltemannschaft gehalten. Nun wurden die letzten Stützen fortgenommen, und unter dem Befehl eines Offiziers der Bodenmannschaft „ging" dann das Schiff durch den Hangar zu der freien Stelle, die zur Fertigstellung des Luftriesen ausersehen worden war.

Am 4. September 1923 erlebte dann das äußerst geschäftige Lakehurst das Schauspiel des ersten Fluges. Der amerikanische Stolz darauf, daß man diesen neuen und eigenartigen, aber zauberhaft schönen Vogel der Lüfte gebaut und zum Fliegen gebracht hatte, war groß. Alles schien ausgezeichnet zu klappen, und der erfahrene Luftschiffer Kapitän Heinen war des Lobes voll über die ungeübte amerikanische Besatzung. Seine Instruktionen und unser Studium und Drill hatten eine Mannschaft ergeben, in die wir ein gut Teil Vertrauen setzten. Der Erfolg unseres neuen Wagnisses auf dem Gebiete der modernen Wissenschaft schien gesichert. Der dritte Flug war für diesen amerikanischen „Gelbschnabel" sehr kühn. Er führte bis nach St. Louis, über 1600 km weg, wo die Nationalen Flugzeugrennen um den Pulitzer-Preis abgehalten wurden. Die Landung ging, selbst mit einer ungeübten Landemannschaft, die noch nie ein Luftschiff gesehen hatte, erfolgreich vonstatten und bewies, daß um dieses neue Vehikel gar kein so großes Geheimnis schwebte, wie man angenommen hatte.

Der Fortschritt in der Enwicklung der Ideen, die wir zur Förderung der Verwendung von Zeppelinen in unserem Lande gemacht hatten, war schnell. Wir nahmen den Faden auf, den die Deutschen vor mehreren Jahren hatten fallen lassen müssen, und vor uns lagen viele Pläne, die wir erproben sollten. Gleich zu Anfang erkannten wir, daß, wenn die Verwendung von Luftschiffen für militärische und kommerzielle Zwecke sich weiter ausdehnen sollte, es notwendig war, von den großen Landemannschaften und den manuellen Methoden bei der Behandlung von Luftschiffen auf dem Boden, die wir von Deutschland übernommen hatten, abzukommen. Ein Commander und ich waren als Ankermast-Offiziere bestimmt, und einer von uns hatte immer die Landemannschaft zu befehligen. Erst beim vierten Fluge hatte ich das Privilegium, an Bord zu sein, und wegen meiner Bestimmung als Ankermast-Offizier machte ich naturgemäß nur wenige Flüge mit der „Shenandoah". Es war jedoch interessant, die Bodenmannschaft zu drillen und die Methoden der Anbringung am Ankermast weiter zu vervollkommnen.

An einem Novemberabend hatten wir den ersten Unfall. Das Schiff war gelandet, und wir hofften auf eine Flaute, während der wir das Schiff in die Halle einbringen konnten. Der Wind wurde jedoch stärker. Die am Abend herausgekommenen Wetterkarten deuteten auf das Herannahen noch schlechteren Wetters. Wir mußten daher das Beste tun, was unter diesen Umständen getan werden konnte. Nach Verstärkung der Haltemannschaften durch alle nur verfügbaren Leute und nach Anbringung von besonderen Haltegriffen und allen möglichen anderen Vorbereitungen brachten wir das Schiff mit dem Bug zuerst zur Tür der Halle hin. Als ungefähr die erste Hälfte des Schiffes in der Halle war, drückte trotz aller unserer Bemühungen, dies zu verhindern, eine Vertikalbö das Schiff achtern zu Boden. Die hintere Motorengondel stieß hart auf den Boden auf, und die Versteifungen, die diese mit dem Schiffsrumpf verbanden, zerbrachen. Das Schiff hatte sich also buchstäblich auf die Motorengondel „gesetzt". Obwohl wir das Schiff mit nur geringem Schaden einbrachten, lernten wir doch aus dieser Erfahrung sehr viel. In der Tat wuchs unsere Erfahrung so schnell, und wir lernten auch so schnell hinzu, daß wir schon dachten, wir hätten sehr, sehr viel über das neue faszinierende Projekt gelernt. Beim Weiterlernen erfuhren wir aber bald, wie wenig wir eigentlich wußten und konnten.

Zu gleicher Zeit mit der Lösung der Verankerungsprobleme versuchten wir nun auch bald das Schiff an einem hohen Ankermast anzubringen, der nach dem Muster der britischen Erfindungen auf diesem Gebiete gestaltet war. Bis zum Januar 1924 hatten wir umfangreiche Versuche mit dem Schiff am Mast unternommen. Wir beließen es da zwei oder drei Tage lang und „ritten" sozusagen auf dem Sturm, um weitere Erfahrungen zu sammeln. Natürlich wußten wir, daß wir nur wenig bewegtes Wetter zu erwarten hatten. Eines Tages mußten wir aber erfahren, daß wir uns in unseren Erwartungen bezüglich des Wetters gründlich geirrt hatten. Als ich mich nämlich um 7 Uhr abends dem Ankermast näherte, um um 8 Uhr auf Wache zu gehen, sah ich im Lichte des Scheinwerfers an der Spitze des Mastes nur noch ein paar Fetzen der Schiffshülle im Regen und Sturm herumflattern. Ich erhielt die Meldung, daß das Schiff nur wenige Minuten vor meiner Ankunft durch eine mit einer Geschwindigkeit von 100 Stundenkilometer daherrasende Bö vom Ankermast losgerissen worden und unmittelbar darauf im Nebel und Regen verschwunden war. Wir glaubten und erwarteten damals, daß das Schiff, vielleicht

schwer beschädigt, wenige Meilen vom Flugfeld entfernt, abstürzen würde und schickten sofort Streifen mit Automobilen auf die Suche nach dem Schiff. Die Funkstationen wurden aufgefordert, alle Leute, die das Schiff sehen würden, durch Rundfunk zu einem Telephonat mit uns zu veranlassen, damit wir wußten, wo das Schiff hingeflogen war. Wir erhielten tatsächlich einige sehr magere Berichte von aufgeregten Personen und durch Zeitungsdienste, aber innerhalb einer Stunde erhielt unsere Radiostation im Flughafen eine Radiomeldung direkt von Bord des losgerissenen Schiffes, die zu unserer Beruhigung lautete, das Schiff halte sich erfolgreich im Sturm. Der Radiooperateur an Bord hatte nämlich gerade zu der Zeit als das Schiff sich losriß, seine Apparate untersucht und war nicht sendebereit. Nach fieberhafter Arbeit an seinen Apparaten gelang es ihm dann etwa nach einer Stunde, mit der Heimatstation in Verbindung zu treten. Von da ab wurde die Verbindung ständig aufrechterhalten. Mit großem Mut und Geschick gelang es dann dem an Bord befindlichen Kapitän Heinen und seinen siebzehn Offizieren und Mannschaften, das Schiff aus dem Sturmzentrum herauszumanövrieren, und um drei Uhr morgens des nächsten Tages landete das beschädigte Schiff bei uns Das obere Ruder war zerstört und der Bug war herausgerissen worden, wobei die drei vordersten Gaszellen verlorengegangen waren.

Das wieder ausgebesserte Schiff setzte dann seine Flüge erfolgreich fort. Die Krönung seiner Laufbahn war die ruhmreiche 22-Tage-Fahrt über den Kontinent und die Westküste entlang, wobei die Ankermasten in Fort Worth (Texas), San Diego (Kalifornien) und Tacoma (Washington) benutzt wurden. Nach ihrer Rückkehr in den Heimathafen am 26. Oktober 1924 fand die „Shenandoah" in der Halle einen Gefährten, die ZR 3, die spätere „Los Angeles" vor, die gerade eine Woche vorher aus Deutschland eingetroffen war. Das Luftschiff-Projekt lebte und gedieh also in den Vereinigten Staaten!

Wegen Mangels an staatlichen Mitteln war kein genügender Heliumgasvorrat zur Füllung beider Schiffe vorhanden. Man ließ also das in der „Shenandoah" befindliche Gas heraus und füllte damit die „Los Angeles". Im Juli 1925 wurde aber die „Los Angeles" außer Dienst gestellt und die „Shenandoah" wieder fahrbereit gemacht. Es wurden sehr häufig Ankerungsversuche am Ankermast des Marineflugzeugmutterschiffes „Patoka" unternommen, um die Verwendungsbereitschaft für die Flotte zu erhöhen. Später führte dann die „Shenandoah" Erkundungsflüge für die Flotte aus.

Zu Beginn des Septembers 1925 verließ dann die „Shenandoah" ihren Hafen zu einem ausgedehnten Fluge nach dem Mittelwesten, um sich dem Volke einmal zu zeigen und der Besatzung Gelegenheit zu Übungen auf Überlandflügen zu geben. Bei diesem Fluge sollte auch der von dem Automobilmagnaten Mr. Henry Ford in der Nähe von Detroit (Michigan) aus eigenen Mitteln errichtete, private Ankermast angeflogen und ausprobiert werden. Ich wurde nach Detroit entsandt, um als „Verankerungsoffizier" zu fungieren. Dort erfuhr ich die niederschmetternde Nachricht von der Vernichtung der „Shenandoah". Das Schiff war durch heftige vertikale Luftströmungen in der Nähe eines Gewittersturms in zwei Teile zerbrochen worden. Der nach Art eines Bleistiftes geformte Rumpf war nicht stark genug gewesen, der Beanspruchung zu widerstehen. Auch war die Geschwindigkeit des Schiffes selbst angesichts der rechtzeitigen Warnung vor dem herannahenden Sturm nicht groß genug gewesen, um diesem zu entgehen Die Lehren, die wir aus dieser Katastrophe mit dem schmerzlichen Verlust von vierzehn Menschenleben zogen, waren in der Hauptsache folgende: Notwendigkeit eines neuen Konstruktionstyps, der stark genug sein würde, fast allen dynamischen Gewalten zu widerstehen; Notwendigkeit vollständigerer Wetternachrichten und Verbindungen mit dem Luftschiff; Notwendigkeit höherer Geschwindigkeit und zuverlässigerer Motoren; bessere Ausbildung unsrer Offiziere in der vollständigeren Kenntnis der Wetterlage durch visuelle Beobachtungen.

Ein Marineuntersuchungsgericht unter dem Vorsitz eines hervorragenden Admirals führte mehrere Wochen hindurch eine gründliche Untersuchung der Katastrophe durch, wobei sowohl die allgemeine als auch die technische Seite des Unglücks untersucht wurde. Die ausgedehnten technischen Informationen, die bei den Verhandlungen zutage traten, und die durch sachverständige Zeugen herangebracht wurden, wurden von uns allen sehr eifrig studiert. Sie haben außerordentlich dazu beigetragen, unsre Kenntnisse von der Konstruktion und der Handhabung von Zeppelinen zu erweitern. Die Untersuchung führte auch dazu, eine Reihe von sensationellen und unbegründeten Ansichten über das Schiff und seine Handhabung zu entkräften und spornte uns zum weiteren Studium und zur Untersuchung dahingehend an, Schiffe nach neuen Plänen zu bauen und unser erstes Fahrzeug, das die vom Grafen Zeppelin in so glänzender Weise erdachte neue Kunst der Luftfahrt verkörperte, durch ein neues zu ersetzen.

Nach dem Verlust der „Shenandoah" im Jahre 1925 und während einer weiteren Aufspeicherung von Heliumgas wurde die aus Deutschland stammende „Los Angeles" gründlich überholt und für die besonderen Verhältnisse, die die Technik der Heliumgasverwendung notwendig machte, hergerichtet. Ungefähr die Hälfte der goldblattdünnen Gaszellenhäute wurde durch schwerere, gummierte und brauchbarere Stoffzellen ersetzt. Die ganze Metallkonstruktion wurde gefirnißt zum Schutz gegen Zersetzung. Ein Wasserkondensator wurde bei den Motoren angebracht zwecks Kondensierung der in den Auspuffgasen enthaltenen Feuchtigkeit Auf diese Weise blieb das Luftschiff dauernd im Gleichgewicht; denn durch die eingebauten Apparate gewann man pro hundert Kilogramm verbrauchten Betriebsstoff jedes Mal hundert Kilogramm Wasser. Auf diese Weise brauchte man das teuere Heliumgas nie abzulassen In der Tat war die „Los Angeles" einmal beinahe ein Jahr hintereinander in Betrieb, ohne daß jemals Helium abgelassen zu werden brauchte.

Ich wurde zur „Los Angeles" bei ihrer Ankunft im Jahre 1924 abkommandiert und versah Dienst in mehreren Eigenschaften, einschließlich der Stellung eines kommandierenden Offiziers, bis ich im Jahre 1930 wieder zur See ging. Ich habe während dieser Jahre fast jeden Flug mit diesem Schiff mitgemacht Die „Los Angeles" diente uns als eine Art Luftlaboratorium zur Ausprobierung vieler Ideen, die uns nahegelegt wurden, und außerdem noch als Schulschiff, in welcher Eigenschaft es sich als außerordentlich nützlich erwies Wir probierten den hohen Ankermast in dem Fordschen Luftschiffhafen in Michigan aus, machten Versuche für Radiopeilungen mit fast sämtlichen Stationen an der atlantischen Küste, führten ausgedehnte aerodynamische Ver-

suche mit komplizierten Apparaten aus, gelangten durch Versuche zu brauchbaren, niederen Ankermasten mit Zubehör, versuchten uns auch in mechanischen Methoden bei der Hereinbringung des Luftschiffes in die Halle, wodurch die sonst übliche große Bodenmannschaft auf ein paar Leute zusammenschmolz landeten auf dem Deck eines Flugzeugmutterschiffes auf hoher See, machten verschiedene Male am Luftschiffmast der USS „Patoka" fest, vervollkommneten unsere Einrichtungen zur Festmachung und zum Starten von Flugzeugen von Bord des Luftschiffes u dgl. wichtige Dinge mehr. Bei jedem Flug wurden zahlreiche Experimente durchgeführt, jedoch war die Versuchsarbeit nicht unsere einzige Mission. Wir leisteten auch praktische Arbeit, indem wir nach vermißten Flugzeugen und Jachten auf See suchten, an Luftvorführungen teilnahmen und nach Bermuda, Porto Rico, Panama, Texas, Florida und fast über jeden Staat östlich des Mississippi Flüge machten. Jene Jahre waren nicht ohne gelegentliche aufregende Vorfälle und sogar vielleicht gefährliche Ereignisse, aber unser gutes Schiff widerstand all dem, ohne jemals beschädigt zu werden. Einmal erbrachte das Schiff einen außerordentlich bemerkenswerten Beweis seiner Widerstandskraft Durch ein plötzliches Umschlagen des Windes vollführte unser Luftschiff während es am Ankermast befestigt war, einen regulären „Looping the Loop". Das Heck des Schiffes hob sich bis zu einem Winkel von 85 Grad, also fast senkrecht in die Höhe, drehte dann an der Spitze herum und stieg dann auf der anderen Seite des Mastes wieder herunter, bis es wieder in eine horizontale Lage kam. Dabei wurde nur ganz geringer Schaden durch das Durcheinanderfallen von Gegenständen angerichtet, und sicherlich ist kein Luftschiff der Welt jemals für einen solchen „Versuch" gebaut worden wie diesen unfreiwilligen!

Die bei diesen Flügen und Versuchen gewonnene Erfahrung und Ausbildung versah uns mit wertvollem Tatsachenmaterial und ergab für neue Luftschiffe der Flotte gut geübte Mannschaften. Im Jahre 1930 ging ich auf ein Schlachtschiff zurück, um dort wieder seemännische Erfahrungen zu sammeln, die für einen Luftschiffoffizier, der ein Aufklärungsluftschiff der Flotte kommandiert, außerordentlich wichtig und notwendig sind Im Jahre 1931 kehrte ich dann wieder als Assistent des Lieutenant-Commanders an Bord des neuen Luftschiffes „Akron" zurück. Der Bau dieses Schiffes hatte im November 1929 begonnen, und Versuchsflüge hatten im September 1931 eingesetzt. Die „Akron" war beinahe zweimal so groß als der „Graf Zeppelin" und wies mehrere neue Besonderheiten auf, die das Ergebnis unserer Studien und Versuche in früheren Jahren waren Die „Akron" hatte beispielsweise zehn Gaszellen mit einem Gesamtvolumen von ca. 2 150 000 cbm, wobei die größte Gaszelle halb so viel Fassungsvermögen hatte wie sämtliche Gaszellen der „Los Angeles" zusammen Da das Schiff für Verwendung von Heliumgas eingerichtet war, konnte man die Motoren innerhalb des Schiffskörpers anbringen, wobei die Propeller durch Verlängerung der Kurbelwellen selbstverständlich außerhalb des Schiffskörpers, aber in nicht allzugroßer Entfernung arbeiteten. Diese Anbringung gestattete es, die Propellernaben drehbar zu gestalten, so daß sie in einer horizontalen Ebene in Bewegung gesetzt werden konnten und dadurch das Schiff beim Start nach oben und bei der Landung nach unten trieben. Die Konstruktion des Schiffsrumpfes war auch beträchtlich verbessert und viel kräftiger. Es wurden deutsche Maybach-Motoren benutzt. Die Gaszellen bestanden aus einem mit der Maschine hergestellten Fabrikat, auf das eine Schicht von gelatineartigem Klebstoff aufgelegt war, um die Zellen dicht zu machen. Das bedeutete eine große Verbesserung gegenüber der alten handwerklich hergestellten „Goldblättchenhaut". Als weitere Neuerung war ein vierundzwanzig Quadratmeter großer Raum zur Unterbringung von Flugzeugen im Luftschiff enthalten.

Die zehn von der Baufirma in Aussicht genommenen Probeflüge waren schnell absolviert, und am 27. Oktober 1931 wurde das Schiff in Lakehurst offiziell als Marineluftfahrzeug in Dienst gestellt. Die Feierlichkeiten bei der Indienststellung wurden über ganz Amerika durch Rundfunk verbreitet.

Unter den Teilnehmern an der Feier befand sich u. a. der Marineminister und Konteradmiral W A. Moffett, der „Vater" der Luftschiffe in Amerika und gleichzeitig Chef des Bureaus für Aeronautik. Nach dem Einbau weiteren notwendigen Ausrüstungsmaterials und anderer Instrumente machte am 2. November 1931 das Luftschiff seinen ersten Flug. An Bord befanden sich 109 Personen einschließlich 35 Vertretern der Presse und des Rundfunks, 8 Offizieren des Marineministeriums u. a. m. Es wurde ein Schauflug über die Hauptstädte des Ostens der Union gemacht. Über Washington stieß die „Los Angeles" zu der „Akron" und „hängte sich an", dann fuhren die beiden Luftschiffe miteinander weiter. Der Flug war in der Tat eine Demonstration für die Entwicklung des Zeppelinprojektes in Amerika seitens der Flotte. – Am folgenden Morgen landete das Schiff in Lakehurst und alles Personal das entbehrt werden konnte wurde an Bord genommen Man wollte ursprünglich über 300 Personen an Bord nehmen um die Tragfähigkeit des Schiffes zu beweisen Jedoch standen nur 207 Personen zur Verfügung, und mit diesen an Bord wurde eine Kreuzfahrt an der atlantischen Küste entlang einschließlich Neuyork durchgeführt Unter weiteren Flügen wurde beispielsweise am Waffenstillstandstag ein Flug nach Pittsburg in Pennsylvanien und Städten in Ohio und Neuyork gemacht. Bei diesem Flug herrschte größtenteils dichter Nebel, und viel gebirgiges Gelände wurde überflogen Ein Versuchsflug über die Neuenglandstaaten folgte Der Start zu diesem Fluge erfolgte durch eine Nebelschicht von beinahe 300 Meter. Weiterhin wurden verschiedene Flüge zur Ausprobierung des Brennstoffverbrauchs, der Wasserregenerierung, der Navigierung u dgl. mehr durchgeführt Am 15. Dezember 1931 wurde ein Flug nach New Orleans begonnen. Auf dieser Reise befand sich das Schiff in der Nähe eines starken Sturms im Golf von Mexiko und geriet dabei in schwere Regenfälle, heftige Gewitter und Stürme, und zwar während einer einzigen Nacht. Das Schiff handhabte sich ausgezeichnet bei rauhem Wetter, und der Rückflug wurde in Richtung nach Norden entlang dem Mississippital gemacht um aus der Sturmzone herauszugelangen Bis Weihnachten hatten wir 325 Flugstunden hinter uns, die die ausgezeichneten Eigenschaften des Schiffes erwiesen hatten, das, da es ja viel größer als irgendein anderes früheres Luftschiff war, der Gegenstand vieler Mutmaßungen gewesen war In der Luft reagierte unser Schiff auf die Stöße oder „Wellen" im Vergleich zu den kleineren Luftschiffen so ungefähr, wie sich ein Fährboot gegenüber einem Passagierdampfer verhält Auch die mechanischen Einrichtungen zur Handhabung des Schiffes beim Hereinbringen in die Halle, wie z. B ein niedriger Mast auf einer Eisenbahnschiene und ein langer Ankerbalken unter dem Achterdeck, an dem Drahtseile befestigt wurden, um die seitliche Bewegung des Schiffes zu verhindern, wurden erfolgreich ausprobiert. Es besteht die Auffassung, daß ein Luftschiff von solcher

Größe in einer Halle selbst bei etwas böigem Wind durch Menschenkraft allein nicht sicher eingebracht werden kann. Mit Stolz erlebten wir daher die Tatsache, daß dieses Riesenschiff selbst bei ziemlich heftigen Bodenwinden mit Hilfe von ungefähr nur 50 Leuten glatt in die Halle eingebracht werden konnte.

Unsere Pläne für den Januar 1932 sahen mehrere wichtige Flüge vor, darunter mehrere Versuchsflüge und eine Aufklärungsaufgabe für die Flotte, schließlich auch eine Verankerung auf der USS. „Patoka". Alle diese Experimente wurden laut Plan und mit Erfolg durchgeführt. Die Aufklärungsaufgabe gab uns die erste Gelegenheit, den Wert unseres Luftschiffes für die Flotte zu beweisen. Wir starteten eines Abends bei Sturm und flogen mehrere Stunden lang in Regen und Schnee blind, wobei mehrere Tonnen Eis auf dem Schiffskörper abgelagert wurden, jedoch meistens auf den Höhen- und Seitensteuern. Gegen Morgen waren wir wieder in gutem Wetter und starteten seewärts von der Küste aus zu unserer Suche. Der erste Tag war erfolglos, obwohl wir durch Radiopeilungen erfuhren, daß wir den „Feind" hätten finden können. wenn uns die Suche durch Radiopeilungen gestattet worden wäre. Da uns jedoch dieser Vorteil nicht zugute kommen sollte, führten wir unseren Flug weiter nach einem vorausbestimmten Plane aus. Am folgenden Tage sichteten wir die „feindlichen Streitkräfte", und zwar um Meilen entfernt von der Position, wo wir sie vermutet hatten. Bei diesem Flug waren wir 62 Stunden unterwegs und legten über 4800 km zurück.

Bei unserem Ankerungsversuch an Bord der USS. „Patoka" gab es eine Überraschung, als das Schiff, das zuviel Auftrieb hatte, plötzlich wieder hochging, und zwar in dem Augenblick, als die Verankerung hergestellt war. Ein Mann hatte nämlich vergessen, das Schiff an dem Ankermast festzumachen, ehe das Halteseil losgeworfen wurde. Jedoch dirigierten wir unser Schiff wieder über die „Patoka" in etwa 200 Meter Höhe und ließen Taue herab, an denen unser Verankerungsseil und anderes Gerät, das bei unserem plötzlichen Wiederaufsteigen an Bord zurückblieb, wieder aufgehißt wurde.

Im Februar 1932 begannen wir mit der Installation der Flugzeuglandeapparate, und am 22. Februar stieß dem Schiff ein ernsthafter Unfall zu, als wir versuchten, es achtern voraus bei starkem Wind aus der Halle zu bringen. Wir besaßen nämlich eine Kreisschiene für unser mechanisches Geschirr nur an einem Ende der Halle. Daher war es notwendig, das Schiff mit dem Heck zuerst gegen den Wind aus der Halle zu bringen. Obwohl der Wind, als das Schiff aus der Halle herausgebracht wurde, nur mäßig war, übte doch eine plötzliche Bö von 45 Stundenkilometern genug Druck auf die das Heck haltenden Drahtseile aus, so daß eines der Verbindungsteile am Rumpf des Schiffes, an dem das Drahtseil angebracht war, herausgerissen wurde. Dadurch wurde das ganze Achterteil des Schiffes befreit, stieg auf und nieder oder bewegte sich seitwärts mit dem Winde. Dabei war der Bug noch immer am Mast verankert. Der Angelpunkt des Schiffes befand sich also während des Hin- und Herschwingens daselbst, und wenn nun genügend Ballast abgeworfen worden wäre, um das Achterteil höher zu bringen, wäre der Schaden gering gewesen. So aber ging das Hinterteil des Schiffes auf den Boden nieder, wobei man ein übles Geräusch von zerbrechenden Gerippeteilen vernahm. Dabei hatte das Hinterteil einen Bogen von ungefähr 140 Grad beschrieben. Der Hauptring des Schiffsgerüstes über dem Punkte, wo das Schiff auf der Boden aufstieß, war zerbrochen. Dadurch war es unmöglich, achtern das dort befindliche Geschirr und die Haltedrahtseile zu verwenden, und wir wurden nun gezwungen, wieder auf die alten Methoden der manuellen Behandlung des Schiffes beim Zurückbringen in die Halle zurückzugreifen.

Dies war eine sehr kitzlige Aufgabe, denn das Achterteil des Schiffes war schwer beschädigt und der Wind sehr kräftig und böig. Nach einigen weiteren Vorbereitungen gelang es uns jedoch, das Schiff wieder in die Halle längsseits der „Los Angeles" hineinzumanövrieren, ohne dabei das letztere Schiff oder die Wände der Halle zu berühren. Das war nicht einfach, denn der Raum, der uns zur Verfügung stand, war nur sehr klein. Die Ausbesserungsarbeiten an dem Schiff dauerten zwei Monate und kosteten beinahe 100 000 Dollar. Durch darauffolgende Untersuchungen, einschließlich Windkanal-Experimenten an Modellen, erhielten wir weitere Kenntnisse in bezug auf die Gewalten, die bei Winden von achtern her in die Erscheinung treten, und die wir bisher nicht gekannt hatten. Auf diese Weise bahnt ein Unglück den Weg zum Fortschritt! Im April und im Anfang Mai probten wir weiter unser Flugzeuggeschirr aus, stellten Übungen mit unserem „Spionenkorb", einer besonderen Gondel zur Beobachtung unterhalb der Wolken, an und vollführten weitere Versuche während verschiedener Flüge. Am 8. Mai verließen wir bei Sonnenaufgang Lakehurst zu einem Fluge an die Küste des Stillen Ozeans. In Sunnyvale hatte man mit der Errichtung einer Luftschiffhalle begonnen. Ein niedriger Mast befand sich auf dem Flugfelde, und wir hofften auf Übungen mit der Flotte, die in kalifornischen Häfen stationiert lag. Zwei Flugzeuge und achtzig Personen befanden sich für diesen Flug von 5500 km über den Kontinent an Bord. Um Helium zu sparen, hatten wir die Absicht, die Rocky Mountains in verhältnismäßig niedriger Höhe bei El Paso in Texas zu überqueren. Als wir uns am nächsten Abend San Antonio in Texas näherten, gerieten wir in Gewitterstürme. Während der ganzen Nacht flogen wir weiter in deren Nähe. Einer von diesen Gewitterstürmen war der heftigste und ausgedehnteste, den ich je erlebt habe. Wir entdeckten ein Luftweg-Feuerzeichen und blieben während der ganzen Nacht mit diesem in Kontakt, wobei wir unsere Position je nach der Entwicklung der Stürme um uns herum nur um wenige Meilen änderten. Wir hatten dabei keine besonderen Sorgen, außer unserer Navigation, denn in dieser unbewohnten Gegend gab es nur wenige Landmarken, nach denen wir unsere Position bestimmen konnten. Deshalb behielten wir den „Flugleuchtturm" dauernd im Auge. Jedoch hatten die Leute auf der Erde um uns große Sorge und, wie wir später erfuhren, waren verschiedentlich schnell Landemannschaften formiert worden, die uns bei einer evtl. Notlandung Hilfe leisten sollten. Eigenartig war bei dieser Lage, daß wir, obwohl wir in direkter Verbindung mit Washington durch Hochfrequenzradio standen, mit den nahegelegenen Radiostationen nicht in Verbindung treten konnten, und zwar wegen heftiger statischer Störungen. Bei Tagesanbruch näherten wir uns dann dem Passe, durch den wir über die hohen Berge fliegen wollten, fanden aber die Umgebung voller Wolken, die bis tief auf den Boden herabhingen. Wir steuerten dann ungefähr 240 km weiter südlich, um einen anderen Paß für die Überfliegung zu finden, fanden dort aber dieselben Verhältnisse vor. Wir kehrten daraufhin zu der ursprünglichen Eingangsstelle zurück und entdeckten, daß wir uns ungefähr bis auf 30 km den Bergspitzen nähern konnten, die den Eingang des Passes bildeten, und zwar ohne von den Wolken „verschluckt" zu werden.

(Fortsetzung folgt)

KILIAN KOLL:

Ein Pferd kehrt heim

Im nördlichen Chiemgau, gleich weitab vom See wie vom Inn und damit entlegen von allen Orten, wo die Fremden hinkommen, sehen die Großbauern auf Abstand von ihren Nachbarn und vom nächsten Dorf. Prächtig stemmen ihre farbig getünchten Höfe sich in die dicken Mauern — zuweilen sind Wohnhaus, Stall und Scheuer so zusammengefügt, daß der Sitz wie ein Herrenschloß mit unzähligen Fenstern anmutet, besonders wenn er sich meist auf halbem Hang oder ganz einsam auf der Höhe erhebt.

Die wundersamste Fügung mag einem dieser Höfe geschehen sein, als sein Geschlecht im Kriege ausstarb und kurz darauf wieder lebendig wurde, so daß man heute keine Lücke mehr findet, es sei denn im milden Gedächtnis an zwei Tote.

Die Räderer Bauern hielten sich seit undenkbaren Zeiten auf diesem gleichen Fleck. Es mag jetzt an die sechzig Jahre her sein, daß einer von ihnen schon im Jünglingsalter durch den Tod seines Vaters, der beim Brunnengraben verunglückte, zum Jungbauer wurde — in einem Lebensalter mithin, in dem seinesgleichen noch auf lange Zeit daheim als Knechte dienen. Der Hof war ihm noch nicht übergeben, den Buchstaben gemäß stand ihm die Altbäuerin vor, aber der junge Räderer war tüchtig und stark und schaffte seine Sach, besonders mit Vieh und Pferd eignete ihm eine glückliche Hand. Den beiden jüngeren Brüdern behagte indessen die Wirtschaft daheim nicht mehr, der eine wanderte aus, der andere blieb bei den Soldaten. Der Jungbauer also trieb es recht geschwollen, und die Mädchen drehten sich nach ihm den Hals ab. Er meinte, zum Heiraten sei er noch viel zu jung, zum Lieben aber nicht. Da widerfuhr es ihm, daß er sich mit der Tochter eines Gütlers einließ; sie war ein wohlgewachsenes Mädchen, dessen Vater als viertgeborener Bauernsohn ein mühseliges Leben hatte, sonst aber galt er als ein rechtschaffener Mann, und anderes als ihre Armut ließ sich an ihnen nicht aussetzen. Das Mädchen war dem jungen Räderer um einige Jahre voraus. Er in seinem Hochmut erklärte, für das Kind werde er zahlen, aber eine Frau ohne Geld und gar eine ältere nähme er nicht, und sie hätte sich eben nicht mit ihm einlassen mögen! Das ward den Bauern in der Umgebung und im Kirchdorf zu bunt, sie schickten den Pfarrer zu ihm und verlangten, daß er zu seinem Fleisch und Blut stünde.

In der Furcht, er werde bei seiner anmaßenden Art noch in Raufhändeln umkommen, wußte die Altbäuerin ihren Sohn umzustimmen und überschrieb ihm am Hochzeitstag den Hof. Daß die junge Frau keine drei Monate später einen Buben zur Welt brachte, darin sah niemand die geringste Schande. Sie schaffte mit rührigen Armen, ließ sich nicht verdrängen und nicht scheel ansehen, und der Räderer fügte sich in sein Geschick, als er im Lauf der Jahre merkte, daß er es arg viel schlechter hätte treffen können. Fünf Kinder gebar sie ihm, von denen eins früh starb. Ein paar Jahre vor dem Krieg kam ein großes Unheil über den Hof: eine kleine Tochter patschte über die Furt des niedrigen, rasch strömenden Flusses, strauchelte auf den scharfen Steinen und wurde in klaffende Tiefe abgetrieben; sie klammerte sich an ihren zweitgeborenen Bruder, der sie zu halten versuchte, und beide ertranken. Jetzt begann der Räderer sich über die Lebensjahre seiner Frau zu giften, zwei Kinder genügten ihm nicht, und die Alternde konnte ihm keinesmehr schenken, so sehr sie sich danach sehnte. Der Älteste und eine Tochter blieben am gesunden Leben, aber in dem Bauern setzte die Unzufriedenheit sich wieder fest — und niemand kann sagen, ob das auf die Dauer gut gegangen wäre.

Da kam eines Tages der Gemeindediener auf seinem wackligen Fahrrad über die Feldwege im Talgrund gefahren, wo er den Bauern und dessen Sohn beim Grummetschneiden fand; nur einundzwanzig Jahre Unterschied waren zwischen den beiden, was auf dem Land aber nicht gar so selten vorkommt. „Krieg ist, Räderer. Einrücken mußt", rief er ihm schon von weitem zu. Dem Bauern blieben noch zwei Tage, die er fast ohne Schlaf verbrachte, es war die Erntezeit eines knackend trockenen Sommers.

Er besaß außer einem prächtigen Stall voll Kühen und Ochsen auch zwei Pferde, eine alte Mutterstute und einen Rappen namens Hansl, den er mit eigner Hand gezogen hatte und den er besonders liebte. Der Hansl war ein starker Gaul, ebenso tauglich für den Pflug wie für den Milchwagen und geradezu mit Verstand begabt, was sich namentlich dann zeigte, wenn der Bauer auf Lichtmeß für zwei oder drei Tage nach Traunstein oder Rosenheim fuhr, um sein altes Gesinde fortzubringen und neues zu dingen. Daraus machen sie dort eine ausdauernde Festlichkeit, und in diesem Jahr und dem vorigen lag der Räderer bei der Heimfahrt beidemal hinten im Stroh und schnarchte, während vorn auf dem Bock ein Knecht oder

eine Magd saßen, die nur recht ungefähr mit dem Weg Bescheid wußten. Der Hansl brachte die Fuhr allemal durch Nacht und Nebel heimzu. Von diesem Tier sich trennen zu müssen, kam dem Räderer beinah schwerer an als der Abschied von Hof und Weib und Kind, und er ließ sich nicht ausreden, daß der Hansl um das Niewieder wußte.

Der Bauer wurde Kanonier bei der leichten Artillerie und kam gut über die ersten Feldzugsmonate. Dann schrieb ihm sein Weib, daß sie nun auch den Hansl für den Krieg habe hergeben müssen, und wie sie mit der alten Stute ihre Mühe habe, die ganze Arbeit zu tun. Kam der Räderer nun auf Urlaub, so war ihm der Hof fast verleidet, so sehr dachte er an den Rappen zurück, den seine Erinnerung mit einer menschenähnlichen Seele ausstattete. Wo mochte der Hansl geblieben sein? Dem Räderer kam nicht aus dem Sinn, was er in Rußland gesehen hatte: wie die sonnenüberloderte Straße der Gewaltmärsche zu beiden Seiten alle zehn oder zwanzig Schritt flankiert war von regungslos stehenden Pferden, die weder Sattel noch Zaumzeug trugen und fast so aussahen, als seien sie von den Wiesen und Feldern neugierig herbeigekommen, um die vorbeimarschierenden Heersäulen zu betrachten. Doch daß die meisten von ihnen mit dem Kopf gegen die Truppe standen, war die letzte erkennbare Lebensregung der unglücklichen Tiere. Selbst wer nichts mit Pferden zu tun hat, weiß doch, daß sie im Stehen schlafen — und diese starben im Stehen. Sie starben beiderseits der Straße zu vielen Hunderten — keines von ihnen war verwundet, keines krank, keins verhungerte — sie waren nur buchstäblich zu Tode erschöpft und standen in grenzenloser Traurigkeit leblos, den Kopf tief auf die Erde gesenkt, oft duftete eine saftige Wiese vor ihren Nüstern, sie merkten nichts mehr davon und konnten auch nicht mehr fressen. Die Bauern unter den Soldaten konnten diesen Anblick zuweilen nicht mehr ertragen, dann traten sie ohne Befehl aus dem Glied und gaben dem verlorenen Tier einen Gnadenschuß hinters Ohr, um dessen Qual abzukürzen. Solch ein klägliches Ende, daran mußte der Räderer immer denken, habe vielleicht auch sein Hansl genommen, von dem man nie wieder etwas gehört. Dem Hof war nach langwierigen Eingaben ein struppiger Kosakengaul zugewiesen worden, der wohl mit unglaubhafter Genügsamkeit seine Arbeit leistete, aber den Menschen unvertraut blieb, und außerdem bissig war. Im Feld sah der Räderer sich nach jedem Rappen um und um, aber wie sollte er unter Millionen von Kriegspferden gerade das seinige wieder finden, obwohl er dachte, den Hansl werde er gewiß herauskennen.

Der Krieg zog sich in die Länge; die Batterie, in der der Bauer diente, kämpfte bald auf diesem, bald auf jenem Schauplatz. Mit der Zeit vergaß er sein Pferd. Er hatte auch Wichtigeres zu bedenken: da zogen sie ihm im vierten Kriegssommer seinen achtzehnjährigen Sohn ein und wollten den Buben auf eine dringende Eingabe nur bis nach der Ernte wieder heimlassen. Der feldgraue Bauer befand sich damals in Galizien, wo eine Offensive den letzten Widerstand der Russen zerbrach, deutsche und österreichische Regimenter nahmen gleichermaßen an ihr teil. Es wird gesagt, daß der gute Soldat an nichts denken solle als an den Feind; der Räderer war gewiß kein schlechter Kämpfer und polkte doch an dem Abend, als sie in Tarnopol eingerückt waren, zum zweiten Male mit seinem Wachtmeister eine Eingabe zurecht, daß man den einzigen Buben nicht einziehen dürfe, wenn der Vater im Feld stünde. In der eroberten Stadt herrschte ein Gewirr und Gewimmel von Soldaten aller Länder und Sprachen, handelnde Juden liefen dazwischen und boten Ware feil. Der Räderer saß mit seinem Wachtmeister an einem schmutzigen Tisch, den sie sich hinausgestellt hatten, und dachte an nichts als an seinen Sohn, den er unbedingt freibekommen wollte. Da schrie er plötzlich auf und sprang mitten zwischen die Pferde einer österreichischen Munitionskolonne, die sich in dem Gewühl der Straße festgefahren hatte. Der Rappe, den er da umhalste, war sein Hansl, und das kläglich abgetriebene Tier erkannte den einstigen Herrn: es schnellte auf, als sei es unvermutet wieder zu Kräften gekommen, wieherte laut und drängte sich an den Bauern, es tänzelte und scharrte freudig und gab auf jede ihm mögliche Weise sein zitterndes Glück zu erkennen, ja, vielleicht hoffte es, jetzt sei die Zeit des Abschindens zu Ende, und es werde wieder in den heimatlichen Stall geführt. Die Soldaten liefen zu Haufen herbei, das Ereignis bestaunend In diesem Augenblick aber bekam die Kolonne wieder Luft und zog mit unerbittlichem Befehl an. Der Räderer lief neben seinem Hansl her und sprach auf den Fahrer ein; sie ver-

standen sich leicht, denn jener war ein Bursch aus Südtirol, sie sprachen also fast dieselbe Mundart. Dies sei sein Gaul von daheim, erklärte der Räderer halb weinend, halb lachend, er sei aus dem Chiemgau, und der Kamerad möge ihm um einen Gotteslohn helfen, den Gaul auszutauschen, wenn möglich ohne daß die Offiziere es merkten. Die aber hatten schon von dem seltsamen Wiederfinden gehört, Landsleute auch sie, freimütige Männer des gemeinsamen bajuwarischen Blutes, sie wollten dem Landsmann gern behilflich sein; vielleicht dachten sie auch daran, daß der Rappe nun bald genug zerschunden sei, und man konnte ihn möglicherweise sogar mit Vorteil tauschen. Das alles besprach man im Fahren und Reiten in die sinkende Nacht hinein, wobei der Räderer seine Faust in die Mähne des Hansl grub. Niemand konnte ihm Bescheid geben, wie das Pferd zu den Österreichern gekommen war, es hatte eben wie Geschütz und Geschoß und Wagen und jeglicher Kriegsbedarf hergegeben werden müssen, als Österreich Not litt. Als jene in einem nicht allzu entfernten Dorf Quartier machten, waren sie mit dem Räderer schon handelseinig: er sollte noch in der Nacht mit einem Gaul seiner Batterie, aber einem guten, wiederkommen. Eilig entschwand der Feldgraue in die Nacht und kam nach Tarnopol, wo er seine liebe Not hatte, Wachtmeister und Oberleutnant zu bestimmen, daß sie ihm ein sauberes Roß herausrückten. Mit diesem trabte er endlich gegen Mitternacht davon, allein er verirrte sich in dem wirren unbekannten Gelände, das er nie bei Tag gesehen, und erst zwei Tage später fand er abgezehrt und vergrämt zu seiner Batterie zurück, ohne den Hansl und dafür das Herz voll Verstörung. Keiner hatte sich vom andern einen Truppenteil gemerkt, und so sehr der Kanonier in den nächsten Wochen die Augen aus dem Kopf heraushing, sobald österreichischer Munitionstrain daherkam, den Hansl fand er nicht wieder — und sah ihn auch in diesem Leben nicht mehr. Denn ein paar Monate darauf schlug eine schwere Granate im Westen den Unterstand zusammen, in dem der Räderer mit seinem Wachtmeister und noch ein paar Kameraden schlief — und dort schlummern sie denn bis in den Jüngsten Tag.

Nachdem die schlimme Botschaft zu ihr gekommen, legte die Witwe des Räderer ein Tuch um die Schultern und wanderte aufs Bezirkskommando, um unverzüglich ihren Sohn freizubekommen, der zwar schon bei der Truppe im Felde war, aber noch nicht im Feuer gewesen. Sie fand verständige Fürsprache. Auf die Nachricht vom Soldatentode seines Vaters wurde der achtzehnjährige Junge bis zur Erledigung der unvermeidlichen Formalitäten seiner Entlassung, die erst vom bayerischen König gnadenhalber verfügt werden mußte, zur Bagage seines Regiments getan, wo ihm nach menschlichem Ermessen nichts geschehen konnte. Allein der Himmel hatte es anders beschlossen: ohne je einen Schuß abgefeuert und kaum einen solchen gehört zu haben, geriet der junge Räderer in einen nächtlichen Fliegerüberfall und fand mit mehreren andern den Tod, letzter Manneserbe eines seit Alters blühenden Bauerngeschlechtes, das mit ihm erlosch. Zweimal binnen wenigen Wochen beweinte der Rädererhof seinen Herrn, und wie es schien zum letztenmal.

Indessen lebte der Rappe Hansl immer noch. Der junge Tiroler, der ihn im Train führte, und der in jener galizischen Nacht vergeblich auf die Wiederkehr seines unbekannten Landsmannes aus dem Chiemgau — der war doch von dort her, wenn man sich recht erinnerte? — gewartet hatte, nahm sich des Pferdes nach Möglichkeit an. Es mußte eine gute Seele in dem Tier stecken, das mit so offenbarer Freude nach dreijähriger Trennung seinen Herrn erkannt hatte. Hinfort erhielt der Hansl etwas besser zu fressen als seine übrigen vierbeinigen Gefährten, und er spürte die Fürsorge ganz genau, auch wenn er nicht dafür danke sagen konnte. Nach dem Ende des russischen Feldzugs wurden diese Österreicher in ihre eigne Heimat gelegt und versorgten die Front in den südlichen Alpen mit immer neuer Munition. Die Pferde hatten es dort etwas weniger schlimm als in den früheren Jahren, sie blieben am Ort, leisteten einen geregelten Dienst und wurden von ihren Fahrern auf Almen hinaufgetrieben, wo sie tagelang weideten. Der Rappe, der einst dem Räderer gehörte, war nun auch schon ein älteres Tier, verbraucht und müde durch die überschweren Jahre. Den übrigen Pferden erging es auch nicht besser, und man fragte sie nicht, ob sie noch konnten oder mochten.

Als sich die Kolonne im hier kaum beginnenden Herbst in einem entlegenen Tal befand, gerieten die ersten Truppen in Auflösung, und nach wenigen Tagen wurde allen klar, daß der Untergang da war: Verrat und Zügellosigkeit breiteten sich aus, ein wirrer Strom entlaufener Regimenter schwemmte zum Brenner hinauf, wilde Gerüchte erfüllten auch die festesten Gemüter mit Unruhe. Als dann endlich sogar die Regimenter der eingesessenen Tiroler Schützen und der Kaiserjäger aus ihren Bergnestern herabstiegen, die letzten, die gehalten hatten, strängten auch die Fahrer jener Kolonne ihre Gäule aus und machten sich in wilder Angst davon. Der junge Tiroler nahm den Hansl unter sich, der immer noch sein bestes Pferd war. Was blieb den Burschen übrig, als so

schnell wie möglich heimzureiten? Sie waren keine Fahnenflüchtigen; bevor sie sich auf die Flucht begaben, sank ihre Fahne. Nun wollte Hansls Reiter nichts anderes, als auf den Hof seines Vaters bei Kaltern am Etsch gelangen und dort wieder Bauernsohn sein wie vordem. Als er aber, dem grausam verworrenen Zug des sich nach vier ruhmvollen Jahren kläglich auflösenden Heeres entgegenreitend, bis nahe an Bozen kam, erfuhr er, die Welschen seien schon dort und brächten alles gefangen weg, was ihnen in die Hände gerate. Landsleute rieten ihm, über die Alpen zu fliehen wie das ganze Heer, da doch nun in wenigen Wochen der Friede geschlossen sein und jedem die ungefährdete Rückkehr freistehen werde. So wendete der junge Bursch sein Pferd und würgte sich Schritt für Schritt mit den freudlosen Massen der Flüchtenden den Paß hinauf, ohne Halt, tagelang ohne Nahrung und Schlaf, im Nacken die erbarmungslos nachdrängenden Sieger. In Innsbruck hofften der Hansl und sein Reiter Quartier zu finden, allein sie bekamen nur wie die Hunderttausende der andern eine kärgliche Verpflegung, nächtigten auf nacktem Feld und zogen ratlos den Strom hinab, bis sich die Massen zerteilten und in ihre Heimat abzurinnen begannen. Hier am Rande des Chiemgaues war es, wo der Bursch aus dem verlorenen Tirol auf den Einfall kam, ob es nicht doch möglich sei, jenem reichsdeutschen Kameraden seinen alten Rappen zurückzubringen, er wußte zwar weder Namen noch Ort und überhaupt nichts Genaues, aber vielleicht fragte man sich durch und hatte Glück und fand Zuflucht für ein paar Wochen, bis der Weg in die Heimat wieder ungefährdet frei wurde. So schloß er sich dem Rückzug reichsdeutscher Regimenter an, kam ins Bayerische und gelangte nach Rosenheim, wo er Verpflegung erbat. Im Reich, hatte er gemeint, werde die Zucht und Ordnung unverändert sein wie je. Doch darin irrte er sich; man bedeutete ihm auf den Ämtern, die Läger seien geplündert und man wisse nicht einmal, woher man die deutschen Heimkehrer verpflegen solle, er als Österreicher habe hier aber schon gar nichts verloren, und er möge nur wieder über die Grenze verschwinden. Den Tiroler grimmte der ungute Empfang nach so vielen Jahren der Gemeinsamkeit, und obwohl ihn hungerte zum Umsinken, stieg er zornig auf seinen Rappen, um den Rat zu befolgen.

Das Pferd aber, sonst willenlos gehorchend, mochte nicht War es von Kräften gekommen und konnte nicht mehr? Einerlei, er mußte zurück. Der Hansl gebärdete sich unverständig, er bockte unter dem rohen Zügelgriff, brach zur Seite und trabte mit seltsamer Frische in einer fremden Richtung an, um sogleich störrisch die Beine in den Boden zu stemmen, sobald er anders gezwungen werden sollte. Nun fiel dem Tiroler ein, es sei vielleicht gar nicht gescheit, wieder am Inn entlang zu reiten, dessen Straßen auf Wochen noch von dem regellosen Heerzug verstopft sein mußten. In der Absicht, übers Salzburgische nach Österreich zu kommen, ließ er dem Gaul seinen Willen. Die Straße, auf der er ritt, erwies sich zudem als noch nicht von den heimkehrenden Kriegsfluten ausgelaugt, Bauern nahmen ihn und das Pferd zur Nacht auf, nachdem sie ihn zuvor mißtrauisch ausgeforscht. Von einem Einheimischen, der in Galizien sein Pferd wiedergesehen hatte, wußten sie allerdings nichts. So geriet der Tiroler am nächsten Tag an den Chiemsee. In seiner Verlassenheit und Heimatlosigkeit hatte der Irrfahrende kein Auge für das neblige, bleifarbene Licht des Wassers und der fernen Gebirgsränder, wohl ritt er aufmerksam durch die reichen Dörfer, an denen er keine Spur der Kriegsnot bemerkte. Mit einem Male begann der Gaul zu tänzeln und zu traben und bog, den Zügel mißachtend, von der Landstraße auf einen Bauernweg, der nur etwas breiter war als ein Feldweg. Hier wiederholte sich vergeblicher Zwang und störrische, breitbeinig hingestemmte Auflehnung. Dem Soldaten dämmerte, daß das Pferd vielleicht einer eingeschworenen Richtung folgte, zur Probe wendete er und bemühte sich vorsichtig, den Hals des Rappen klopfend, diesen zu beruhigen und ihn wieder auf die Straße zurückzubekommen. Als er endlich die Zügel freigab, setzte der Hansl mit hocherhobenem Kopf, spielenden Ohren und freudig wiehernd seinen eigenwilligen Weg fort, und nun überließ der Soldat sich auf mehrere Stunden der Führung des Tiers, neugierig, wohin es ihn bringen werde. Es trug ihn über die Holzbrücken eines zahllos gewundenen Flußlaufes, hügelauf und hügelab, durch Wälder und reiches Ackerland, an einsam liegenden großen Gehöften vorbei, und verriet durch sein ganzes Gehaben Sicherheit und Wiedererkennen. Am frühen Nachmittag hastete es schnaubend und prustend einen steilen Hang hinauf, auf dessen Höhe ein Bauerngehöft thronte wie ein kleines Schloß. Hier blieb es stehen und verkündete, an allen Flanken zitternd, unter Wiehern seine endliche Heimkehr.

Was ist noch zu sagen? Der Bauer und sein Sohn waren im Krieg geblieben, das Pferd kam wieder. Die Bäuerin war ein altes, vergrämtes Weib geworden. Sie nahm den Tiroler einstweilen als Knecht ins Haus, da sie den Heimatlosen doch nicht sofort wieder wegschicken konnte. Er erwies sich als umsichtig und wußte mit allen Arbeiten Bescheid; man merkte ihm an, daß er kein geborener Knecht war und mehr tat als das, was ihm angewiesen wurde. Der Tochter, die den reichen Hof erben sollte, fehlte es an Freiern nicht, aber obwohl sie in den Jahren war, wo man sich entscheiden mußte, wies sie einen nach dem andern ab. Die alte Bäuerin spürte es, und endlich ging sie zu ihm, stand lange wortlos im Stall, wo er die Kühe melkte. Er meinte schon, sie werde ihm jetzt sagen, es sei Zeit, daß er ginge. Aber sie fragte ihn, ob er hier der Herr sein möge. Ja, sagte er, das wolle er gern.

Der Rappe Hansl steht noch heute im Stall, blind, fett und für Arbeit nicht mehr tauglich, aber „im goldenen Korn bis an den Bauch" und mit einem silbernen Schildchen an seinem Geschirr, darauf ist das Wort geschrieben: Kriegskamerad.

Sechs Kinder leben auf dem Hof, der sich anschickt, die Überfülle des gesunden Blutes wieder wie vordem zu treiben. Der Bauer selbst steht heute etwa in demselben Alter wie sein Vorgänger, als der damals in den Krieg zog. Ein harter, zerarbeiteter Mann, der genau so spricht und genau so aussieht wie alle Bauern dieser Gegend. Niemand nennt ihn anders als den Räderer, auch dies ist üblich dort, wenn ein Auswärtiger in die Wirtschaft einheiratet. Nur die Behörde wehrt sich noch gegen das, was das Leben selber bestätigte, und schreibt an ihn: genannt Räderer.

Schach-Beobachter

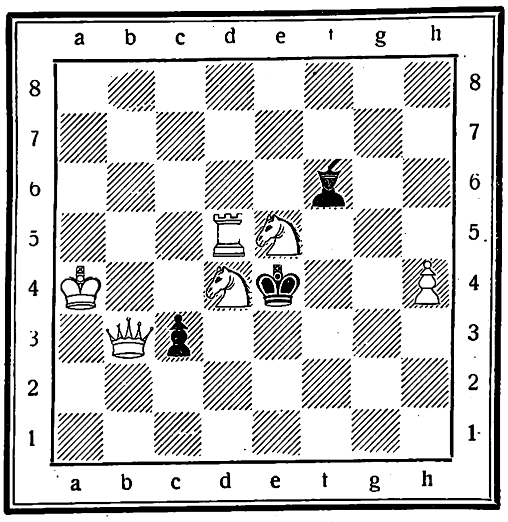
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/III

Aufgabe

(Urdruck)

Von K. F. Olszewski. München

Schwarz: Ke4. Lf6. Bc3 (3)



Weiß: Ka4. Db3. Td5. Sd4. Se5. Bh4 (6)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 11

Vierzüger von E. Radzuweit. Berlin

Weiß: Kf7. Dd2. Lf8. Sd8. Sf6 (5).

Schwarz: Kf5. Tc8. Lh4. Sg1. Sh3. Bb3. c4. c5. c7. e5. g5 g6. h5 (13).

1. Se6, T×f8†; 2. K×f8. K×f6: 3. Sg7 nebst 4. Dd8‡ usw. Einige Löser fanden folgende Nebenlösung: 1. De3!, Sf2; 2. Sg8!. e5—e4; 3. Lg7!, nebst 4. Sh6 oder Se7‡!

In der Aufgabe Folge 13 wünscht der Komponist die weiße Dame von b6 nach c8 und den weißen Bauern von c5 nach c4 versetzt.

Fernpartie Hereinfall

Damengambit

Weiß: Norén			Schwarz: Borg
1. d2—d4	d7—d5	8. b2—b3	Sg8—f6
2. c2—c4	e7—e6	9. e2—e3	Lc8—d7
3. Sb1—c3[1]	c7—c5	10. Dd1×d4[3]	Sb8—c6
4. c4×d5	e6×d5	11. Dd4×b6[4]	Lf8—b4†
5. d4×c5[2]	d5—d4!	12. Lc1—d2	Lb4×d2†
6. Sc3—a4	b7—b5	13. Ke1×d2	Sf6—e4†
7. c×b6 e. p.	a7×b6	14. Kd2—e2[5]	Ld7—g4†[6]

[1] Wichtiger und etwas besser ist Sf3.

[2] Dieses von Schwarz angebotene Bauernopfer sollte Weiß nicht annehmen. Besser wäre 5. g3 nebst 6. Lg2.

[3] Auf 10. e×d4 folgt Lb4†; 11. Ld2. De7†; 12. Le2. Se4 13. Sf3. L×a4: 14 b3×a4. L×d2†: 15. S×d2. Sc3 Schwarz gewinnt.

[4] An dieser Bauernspeise ist kein Segen. Besser wäre 11. Db2 gewesen, worauf nicht 11. ... Lb4† geschieht (wegen der Folge 12 Ld2. L×d2†; 13. D×d2. Se4: 14. Db2. De7: 15. a3, 0—0; 16. S×b6), sondern 11. ... Se4!

[5] Auf 14. Ke1 folgt 14 .... Df6!

[6] Auf diesen Keulenschlag, dem das Matt im nächsten Zuge durch Dd2† folgt, gab Weiß auf.

Königsangriff

Damengambit

In dem kürzlich in Wien beendeten gemischten Meisterturnier siegte Ernst Grünfeld knapp vor dem jungen talentierten Podhorzer, von dem wir nun eine Partie, die mit dem Schönheitspreis ausgezeichnet werden dürfte, folgen lassen.

Weiß: Podhorzer			Schwarz: Keller
1. d2—d4	Sg8—f6	15. Td1—g1	a7—a5
2. Sg1—f3	e7—e6	16. h3—h4	Lf6—e7
3. c2—c4	d7—d5	17. Sf3—e5	Lc8—d7
4. Sb1—c3	Lf8—b4	18. g4—g5	h6—h5
5. c4×d5	e6×d5	19. g5—g6!	f7—f6
6. Lc1—g5	0—0	20. Se5—f7	Dd8—c8
7. e2—e3	Lb4—e7[1]	21. Sf7—h6†[4]	Kg8—h8[5]
8. Dd1—c2	c7—c6	22. Dc2—e2	Ld7—g4
9. Lg5×f6	Le7×f6	23. Tg1×g4[6]	h5×g4
10. Lf1—d3	h7—h6	24. Ld3—f5	g7×h6[7]
11. h2—h3![2]	Tf8—e8	25. g6—g7†	Kh8×g7
12. 0—0—0	Sb8—d7	26. De2×g4†	Kg7—h8
13. Kc1—b1	Sd7—f8	27. Lf5×c8	Schwarz gibt auf[8]
14. g2—g4	b7—b5[3]		

[1] Dieser Rückzug bedeutet Zeitverlust.

[2] Weiß will einen Rochadeangriff inscenieren. Nun ist der Läufertausch gegen den Sf6 und der Bauernzug h3 zu verstehen.

[3] Der weiße Angriff wird sehr gefährlich, während der schwarze verpufft.

[4] Ausgezeichnet gespielt! Ein hübsches Springeropfer, das allerdings nicht angenommen werden darf, wie die Folge zeigt.

[5] Auf 21. ... g7×h6 folgt g6—g7!

[6] Sehr hübsch gespielt und auch stärker wie etwa 23. Sh6×g4.

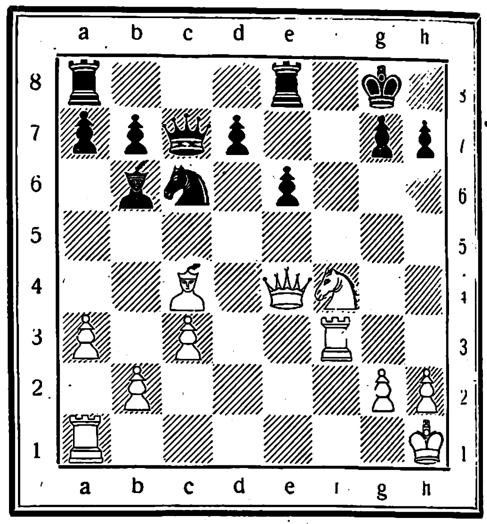
[7] Falls die Dame wegzieht, folgt ein Mattangriff

[8] Da weiterer Widerstand aussichtslos erscheint, gab Schwarz auf.

Falle

In einer in München gespielten freien Partie kam es zu folgender Stellung:

Schwarz: N. N. Kg8. Dc7. Ta8. Te8. Lb6. Sc6. Ba7 b7. d7. e6. g7. h7 (12)



Weiß, Jobe, München

Kh1, De4. Ta1. Tf3, Lc4, Sf4. Ba3. b2. c3. g2. h2 (11)

Weiß am Zuge spielte psychologisch Ta1—d1. Prompt kam vom Gegner der erwartete Zug 1. ..., d7—d5, womit Schwarz durch die Gabel eine Figur gewinnen will. 2. Td1×d5! „Ein Turmopfer! Das ist — mir — immer angenehm und wohlgefällig“ sprach Schwarz und schnappte den fetten Bissen. 2. ..., e6×Td5! Es folgte aber eine böse Überraschung: 3. L×d5†, Kg8—h8; 4. De4×h7†!!, K×Dh7: 5. Tf3—h3† Matt.

HUMOR

„Ja, ja, Herr Huber! Von dem Wein, den wir da trinken, habe ich zwölf Flaschen seit 1910 in meinem Keller liegen, und bis heute hab' ich noch keine davon angebrochen!"

„Das kann ich Ihnen lebhaft nachfühlen, Herr Müller!"

*

Der Maler führte den Kritiker in seinem Atelier umher. „Ja, ja," meinte er dabei scherzend, „nichts ist gefährlicher für unsereinen als eine leere Leinwand!"

„Wieso?" widersprach der Kritiker. „Ich habe im Gegenteil immer den Eindruck, daß die Leinwand an sich das harmloseste Zeug ist — solange sie von Ihresgleichen nicht angegriffen wird!"

*

„Um Gotteswillen, Edgar! Ich bin mit dem Wagen gegen den Gartenzaun unserer Gastgeber gefahren. Schau nur, er ist ganz zertrümmert!"

„Aber das macht doch nichts, Inge! Sie sagen ja ohnehin dauernd, wir sollten ganz so tun, als ob wir zu Hause wären!"

*

„Ich hoffe", sagte die Hausfrau liebenswürdig zu dem Herrn, der sich als einziges männliches Wesen zufällig in ihre Kaffeegesellschaft verirrt hatte, „Sie fühlen sich hier nicht gar zu sehr außer Ihrem Element!"

„Aber im Gegenteil!" versicherte der Gast lebhaft. „Wo es sich um Kaffee-handelt, bin ich ein richtiges altes Weib!"



Frau Schulze: „Feines Trockenwetter heute für uns beide — was?!"

Ein Schotte kam zu seiner Braut. „Ich wollte dir heute eigentlich ein paar feine Süßigkeiten kaufen", sagte er, „aber ich hatte kein Geld bei mir!"

„Immerhin war es reizend von dir, daran zu denken!" lächelte die Braut zärtlich.

„Oh denken —", wurde der Schotte eifrig, „denken tu' ich sehr oft daran!"

*

„Angeklagter, der Verkehrsschutzmann bezeugt, daß Sie Ihren linken Arm ausgestreckt, aber gleichzeitig Ihren Wagen nach rechts umgelenkt hätten, wodurch dann auch das Unglück geschehen sei! Was können Sie dagegen vorbringen?"

„Ich bin Linkshänder, Herr Richter!"

*

„Wie bewährt sich eigentlich Ihr neuer Sicherheitsapparat gegen Einbrecher, Herr Kühn?"

„Fabelhaft, sag' ich Ihnen! Sobald ein Einbrecher auf irgendeinem Wege mein Haus betritt, verschließt eine komplizierte elektrische Vorrichtung automatisch meine Schlafzimmertür."

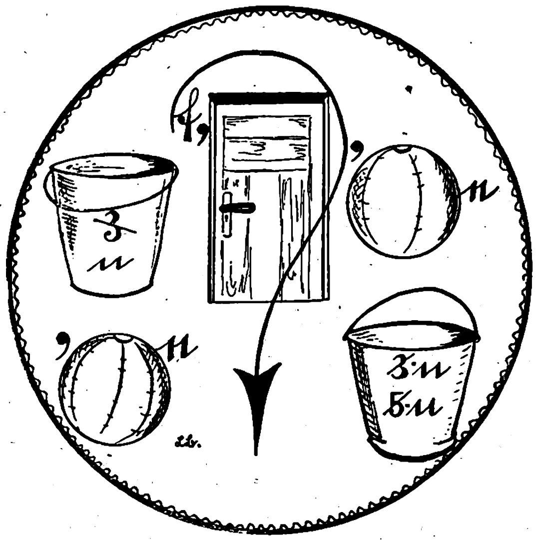
*

„Ach du Schreck!" rief die Kundin entsetzt, als sie sich mit dem neuesten Frühjahrsmodell im Spiegel beschaute, „wie eine Vogelscheuche seh' ich ja in diesem Hut aus!"

„Aber, gnädige Frau", sagte die Modistin pikiert, „eine Vogelscheuche, die eines von unseren Modellen aufhätte, wäre keine Vogelscheuche mehr!"

RÄTSEL

Bilderrätsel



Silbenrätsel

Aus den Silben: a ad beck ber bi bri cre cren des di do do do el ell en erb ern eu eu gen hof im ing is ke ko le li li li li lieb lin lu ma mau me mi mi mi mor nan ne ne nel net nim o o od pi ra ral ri ru ry sir te tel tel ti ting tur we wer sind 21 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen ein persisches Sprichwort ergeben. ck = ein Buchstabe.

1 .... 12 ....
2 .... 13 ....
3 .... 14 ....
4 .... 15 ....
5 .... 16 ....
6 .... 17 ....
7 .... 18 ....
8 .... 19 ....
9 .... 20 ....
10 .... 21 ....
11 ....

1. deutscher Dichter † 1909, 2. Strohblume, 3. Monatsname für August, 4. Nagetier, 5. sagenhaftes Goldland, 6. erster deutscher Roman in lateinischer Sprache 11. Jahrh., 7. Ort am Gardasee, 8. Ort in Bayern, 9. Tochter des Ödipus, 10. Stadt in Holland, 11. griech. Bühnendichter, 12. Schmetterling, 13. vornehme Römerin, 14. Halbedelstein, 15. Gemahlin des Orpheus, 16. Verteidiger von Kolberg, 17. kleiner Vogel, 18. Gestalt aus Schillers Jungfrau von Orleans, 19. nationalsozialistischer bäuerlicher Begriff, 20. Gewürz, 21. musikal. Begriff.

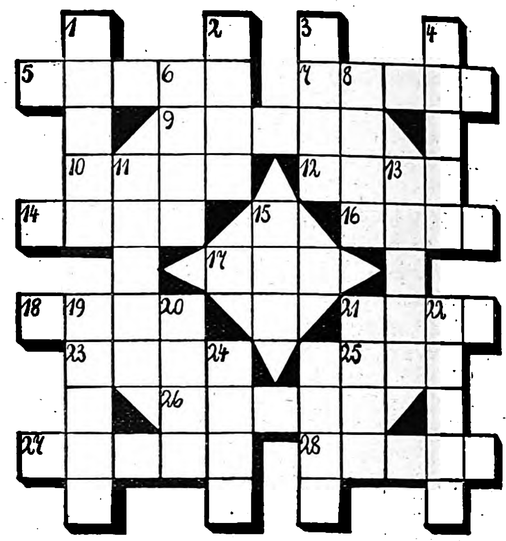
Füllrätsel

			S	T				
		S			T			
	S					T		
S								T
	S					T		
		S			T			
			S	T				

Die Buchstaben a a a a a a a a a b c c e e e e e f f f h h h i i i k l l l m n o r r r s s t t u w sind in die leeren Felder einzusetzen, daß waagrecht Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. Gestalt aus den „Lustigen Weibern", 2. Dichterin des 10. Jahrh., 3. Sudanneger, 4. klassischer Komponist, 5. Fremdwort für Teller, 6. Kästchen, 7. fürstlicher Stall.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 5. musikalisches Werk, 7. chem. Element, 9. Baumfrucht, 10. Abgabe, 12. Klebstoff, 14. europäische Meerenge, 16. Gesichtsteil, 17. europäische Insel, 18. poetischer Ausdruck für ein Schmuckstück, 21. Spielkarte, 23. südd. Fluß, 25. Gebetsschluß, 26. Ortsveränderung, 27. schwed. Frauenname, 28. Wassertiere.



Senkrecht: 1. römische Göttin, 2. Hunderasse, 3. nord. Männername, 4. Hauptstadt des Burgunderreichs, 6. gerichtliche Versteigerung, 8. Hirschart, 11. Säugetier, 13. Versfuß, 15. dalmatinische Hafenstadt, 19. westdeutsches Gebirge, 20. Landgut, 21. Vorahnung, 22. junges Pferd, 24. Gestell, 25. nord. Götter. ch = ein Buchstabe.

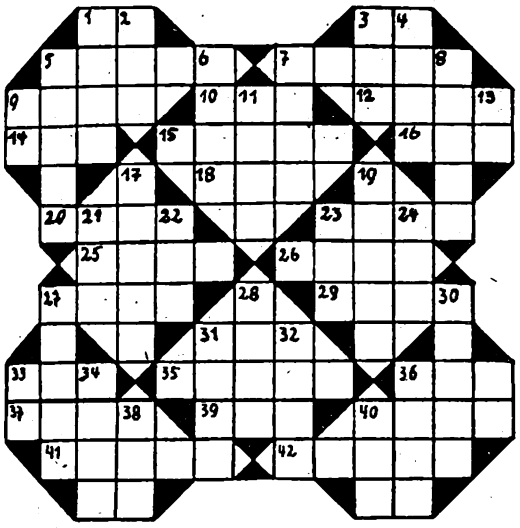
Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6

1—2 Nebenfluß des Rheins, 1—3 Hafendamm, 1—4 Faulendes, 2—3—5 Gemüsepflanze, 3—4 bearbeitete Tierhaut, 5—6 Turnerabteilung, 6—2—3 Gehilfe.

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Himmelsrichtung, 3. Spielkarte, 5. Grasfläche, 7. Obstsorte, 9. oxydierte Eisenschicht, 10. griechischer Buchstabe, 12. Traubensaft, 14. nordischer Gott, 15. Erdteil, 16. Kurzform für Beate, 18. Fluß zum Mittelmeer, 20. römischer Kaiser, 23 Körnerfrucht, 25 Elbezufluß, 26 Mädchen im Volksmund, 27. ehemals bevorzugter Stand, 29. Pelzart, 31. chemisches Element, 33. Gedichtart, 35. europ. Hauptstadt, 36. Männername, 37. Überbleibsel, 39. Abkürzung für Kompanie, 40. nordischer Hirsch, 41 englische Stadt am Bristol-Kanal, 42. jugoslaw. Münze.

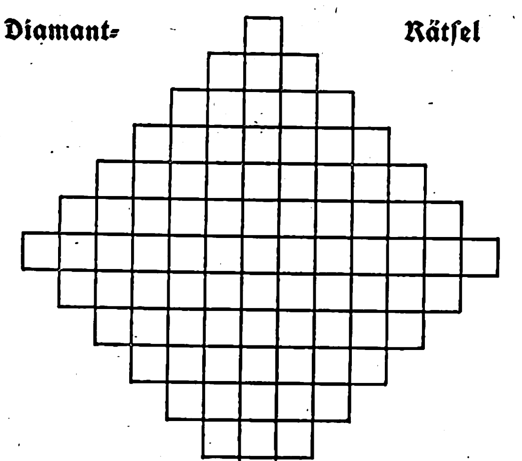


Senkrecht: 1. menschliches Organ, 2. Himmelsrichtung, 3. Körperteil, 4. Geck, 5. Blume (Mehrzahl), 6. Tierwohnung, 7. Raubtier, 8. Stadt in Ostfriesland, 9. Zeichen für Radium, 11. Lebewesen, 13. Abkürzung für Tandal, 17. chemisches Element, 19. altes Musikinstrument, 21. juristisches Beweismittel, 22. Schmiermittel, 23. afrikanischer Herrschertitel, 24. Frauenname, 27. amerikanisches Gebirge, 28. Papageienart, 30. gegerbte Tierhaut, 31. Gewässer, 32. Sumpf, Moor, 34. Untergattung der Pferde, 36. Reitersoldat, 38. Zeitabschnitt, 40. Vorsilbe.

Rösselsprung

		zu	ist	soll	uns		
schwer	es	sich	das	ge	schwer	gung	tre
kei	ed	ben	es	er	le	tat	zu
se	sei	sinn			denk	leich	re
ler	ner	ein	wer	ben	wohl	neh	nimmt
	wis	und	tro	men	gibt	ter	
	jan	schä	der	gu	men	wer	

Diamant-Rätsel



Die Buchstaben: a a a a a a a a b b b b c c d d d d e e e e e e e e f g h h h i i i i i i i k k l l l m n n n n n n n n o o o o o p p r r r r r r r r r s s s t t t t t u u u u v sind in die Felder einzusetzen. Die waagrechten Reihen ergeben: 1. franz. Kurort, 2. Täuschungsversuch, 3. Dialekt, 4. Staat der USA., 5. ital Söldnerführer, 6 Vagabund, 7. deutsche Stadt, 8. Vergütung, 9 Gewerbetreibender, 10. Staat in Brasilien, 11 Wild. Die mittlere Waagrechte und Senkrechte ergeben das gleiche Wort.

Zahlenrätsel

1 9 6 7 5 8	deutscher Sagenheld
2 3 1 9 4 10 11 12 10	Heldentum
3 13 9 10	Heldengedicht
4 8 3 7 6	Vorbild
5 7 12 11 14 12 1 15	deutsche Stadt
6 9 16 4	german. Gott
7 13 13 3 6 6	Aufruf
5 4 16 3	Göttin des Sieges
8 3 15 3 5	Waffe

Die ersten Buchstaben von oben nach unten gelesen ergeben ein vielgenanntes deutsches Land.

Lösungen der Rätsel in Folge 15:

Bilderrätsel: Weihnacht im Schnee, Ostern im Klee. ✱ **Rösselsprung:** Das Glück, kein Reiter wird's erjagen, Es ist nicht dort, es ist nicht hier: Lern' überwinden, lern' entsagen, Und ungeahnt erblüht es dir Th. Fontane. ✱ **Kapselrätsel:** Deck, Erbe, Nest, Wein, Iser, Late, Lade, Eid, Ulm, Not, Dank, Niere, Inn, Eher, Tag, Drama, Iran, Erz, Gent, Agnes, Brauch, Ecke, Man, Ast, Chur, Tor, Don, Enkel, Nab, Genie Ehre, Berg, Enz, Nas. Der Wille und nicht die Gabe macht den Geber. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Ebenholz, 2. Laubfrosch, 3. Manchester, 4. Festung, 5. Leitseil, 6. Kunstseide, 7. Mutwillen, 8. Herkomer, 9. Ilmenau, 10. Willemer, 11. Kompas, 12. Kemenate, 13. Hohenstaufen, 14. Witterung, 15. Fastenzeit, 16. Forschungsinstitut, 17. Manifeste. „O frohes Fest, sei uns willkommen, willkommen, Auferstehungsfest." ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Deneb, 4. Po, 5. Aias, 6. du, 7. Chur, 9. Lama, 11. Ohr, 12. a. D., 14. Amati. 15. km, 17. SA., 19. Zobel, 21. Jo, 23. Bai, 24. Erna, 25. Bild, 26. Et, 27. Sued, 28. Ai, 29. Troß. Senkrecht: 1. Do, 2. Eiche, 3. Bahr, 4. Puma, 6. Damm, 8. Ra, 9. Lakai, 10. Ate, 13. Tuala, 16. Boe, 17. Seni, 18. Hader, 20. Brei, 22. Ob, 23. Blut, 28. As. ✱ **Unpünktlich:** Zeilen, eilen ✱ **Osterrösselsprung:** Ostern. Die Glocken läuten das Ostern ein In allen Enden und Landen. Und fromme Herzen jubeln darein· Der Lenz ist wieder erstanden. Böttger. ✱ **Leiterrätsel:** 1. Engel, 2. Ethos, 3. Hanoi, 4. Ragaz „Nebelhorn — Alpspitze." ✱ **Silbenrätsel:** 1. Wiesbaden, 2. Ella, 3. Ratibor, 4. Makler, 5. Idol, 6. Tambour, 7. Dampfer, 8. Ente, 9 Mundharmonika, 10. Leipzig, 11. Ebenholz, 12. Bazar, 13 Eruption, 14. Narkose, 15. Siegburg, 16. Pechpflaster, 17. Iltis. ch = 1 Buchstabe. — „Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht. ✱ **Füllrätsel:** 1. Luxation, 2. Blutegel, 3. Holunder, 4. Schlucht, 5. Zeitlupe, 6. Hausflur, 7. Honolulu. ✱ **Kapselrätsel:** Modern, Leistung, Zeder, Gewahrsam, Narew, Kreisel, Feder, hervor, Knall, Lerche, Juwel, Detlef, Ernte. = „Der ist der wahre Weise, der von aller Welt lernt." ✱ **Kryptogramm:** Jung wird das Alte fern und nah — Wacht auf, der Ostertag ist da.



Alle Vögel sind schon da ...

Wenn in den letzten grauen Wintertagen die Winkel der ziehenden Saatgänse am Himmel erscheinen, die Heere trompetender Kraniche über uns dahin nach Norden ziehen, dann werden sie in Stadt und Land überall als erste Anzeichen des nahenden Frühlings freudig begrüßt, der nun nicht lange mehr auf sich warten läßt. Wenig später folgen dann auch die Lerchen und Stare, Kiebitze und Schnepfen, Ringeltauben und Drosseln, bis zu den Schwalben, dem Kuckuck und dem Pfingstvogel Pirol, die so ziemlich die letzten Nachzügler aus dem großen Heerhaufen der gefiederten Sänger sind. Es ist uns fast schon zur Selbstverständlichkeit geworden, dieses Eintreffen der Zugvögel in der Heimat, wenn die Natur sich anschickt, ihre Lebenskräfte neu zu entfalten, diese Rückkehr in einer bestimmten Reihenfolge, deren offensichtliche Gesetzmäßigkeit wir kaum noch als Besonderheit empfinden. Das wäre vielmehr bei einem Abweichen von dieser Regel der Fall, wie es bisweilen vorkommt. Was aber der Grund dafür ist, daß die verschiedenen Vogelarten aus den gleichen Winterquartieren zu ganz verschiedenen Zeiten abziehen, wie es möglich ist, daß Vögel aus fernen Gegenden kommend einen festen Ankunftstermin bei uns Jahre hindurch einhalten, offensichtlich unabhängig von Witterung und Nahrung, die sich ja in den Winterungsgebieten nicht ändern, das machen wir uns nur selten noch klar.

Erst vor wenigen Jahren hat man aus der Erkenntnis der nur sehr geringen Abhängigkeit des Zugbeginns vom Wetter den naheliegenden Schluß gezogen, daß er im Frühling wie im Herbst durch Einflüsse hervorgerufen wird, die im Körper der Zugvögel selbst zu suchen sind. Das kann man gut an gefangen gehaltenen Sängern beobachten, die zur Zugzeit regelmäßig unruhig werden und oft stundenlang, besonders nachts, wie von Sinnen flattern und toben. Noch so sorgsame Pflege kann das plötzliche Erwachen dieses Triebes, zu wandern oder überhaupt sich andauernde Bewegung zu verschaffen, im Vogel zur Zugszeit nicht unterdrücken. Er handelt dann wie unter einem Zwang, dessen Zweck und Ziel ihm niemals zum Bewußtsein kommt, dessen Ergebnis er unter normalen Verhältnissen aber als Heimkehr ins Brutgebiet empfindet. Dieser Trieb ist solange in ihm rege, wie die Flugdauer der Art in der Freiheit gewöhnlich ist, bei Überwinterern aus den Tropen also länger als bei solchen aus den Mittelmeerländern. Er führt die Vögel dadurch sicher wieder in ihr altes Brutgebiet zurück, daß er nach einer bestimmten Zeit, die der Entfernung des Winterquartiers und ihrer Flugschnelligkeit entspricht, einfach erlischt. Dann „weiß" der Vogel, natürlich nicht in unserem Sinne, daß er wieder daheim ist; aber er hat nicht mehr das Bedürfnis, weiterzuwandern, und er bleibt, wo er ist. Die ungeheuer feine Abstimmung dieser Vorgänge im Vogelkörper sorgt dafür, daß das in den meisten Fällen auch die Gegend ist, in welcher der Vogel aufwuchs.

Ob die Entfernung zwischen dem Winterquartier und dem Brutgebiet der Vögel nun sehr groß ist oder nur klein, ob die Witterung die Reise begünstigte oder erschwerte, in der Heimat schon Frühling ist mit Wärme und Nahrung oder noch Eis und Schnee liegen — viele Vogelarten halten sich so genau an bestimmte Ankunftstermine, als wenn sie einen Kalender bei sich trügen. Manche Bauernregeln wissen davon zu berichten: „Mariä Geburt (8. Sept.) ziehen die Schwalben furt; Mariä Verkündigung (25. März) kommen sie wiederumb", heißt es von unseren gefiederten Hausgenossen. Von der Lerche wird erwartet, daß sie nicht vor Anfang Februar singt: „So lang die Lerche vor Lichtmeß (2. Febr.) singt, solange ihr nachher kein Lied gelingt", denn sonst kommt die Kälte noch hinterdrein. Der Nachzügler Kuckuck trifft gewöhnlich in der zweiten Aprilhälfte bei uns ein: „Wann de kuckuck räupt ter rechten tit, räupt he vertein dage vor Sünt Vit (St. Vitalis, 28. April)." Freilich, auf den Tag genau stimmt solche Rechnung nur höchst selten; man muß schon einen Spielraum mit einem frühesten und spätesten Datum annehmen, der um so größer ist, je früher der Vogel zurückkommt. In nördlicheren Ländern ist er überdies kleiner als in südlicheren. So beträgt er z. B. in Dänemark für den Star 47 Tage, für die Schwalben 20, für den Kuckuck nur 13, und für die Nachtigall gar nur 11 Tage. In Österreich ist der Spielraum für die Schwalben doppelt so groß und für den Kuckuck noch größer. Ganz ungenau sind aber die Angaben über die bei uns so verbreiteten Stare und Amseln, die in den letzten Jahren in immer stärkerem Maße vom Lande bzw. aus dem Walde in die Städte gezogen sind, wo es ihnen dank der vielen Futteranlagen nicht schwer fällt, auch den längsten Winter zu überdauern. Schon einige Stunden Vorfrühlingssonne können sie veranlassen, ihr Lied zu üben und uns die schöne Jahreszeit vorzutäuschen, von der wir dann oft noch recht weit entfernt sind. Eine sichere Gewähr, richtige Frühlingsboten zu sein, bietet uns erst das Erscheinen der Störche, der heiligen Vögel unserer Ahnen, der Singdrosseln, die wie Amsel und Star dem Zuge in die Stadt gefolgt sind, und der beiden Rotschwanzarten, für die das nervöse Knicksen und Schwanzzittern so bezeichnend ist.

Überall werden die Frühlingskünder freudig begrüßt, besonders auf dem Lande, wo ihnen früher oft ein förmlicher Empfang bereitet wurde. Der westfälische Bauer ging mit seiner Familie den erwarteten Schwalben am 25. März bis ans Hoftor entgegen; er öffnete ihnen an diesem Tage feierlich die Scheunen und die Fenster der Ställe. In Hessen zeigte der Turmwächter einst durch Blasen auf dem Horn die Ankunft der Schwalben an, und die Rückkehr des Storchs, Adebars, d. h. des „Glücksbringers", ist allenthalben auch jetzt noch ein frohes Ereignis für das ganze Dorf. Es war früher auch sehr verbreitet üblich, von der Wiederkehr der Vögel auf die Witterung der nächsten Zeit und damit auf die Wiederaufnahme der Landarbeit zu schließen. Das Eintreffen der Lerchen zeigte an, daß andauerndes Winterwetter nicht mehr zu befürchten war. Die Steinschmätzer verkündeten im Frühling die Säezeit, wie sie im Herbst durch ihren Wegzug auch deren Ende wiesen, und die heimgekehrten Rauchschwalben galten als die sichersten Vorboten, daß nun die Frostnächte vorbei waren.

Wenn alle diese Regeln und Gebräuche in unserer Zeit auch nur noch beschränkten und örtlich begrenzten Wert haben, so erweisen sie sich doch oft genug als zutreffend. So legen sie Zeugnis ab von der scharfen und kritischen Beobachtungsgabe unserer Vorfahren, die aus enger Naturverbundenheit viele Kenntnisse schöpften, deren Nutzen uns heute trotz völlig veränderter Verhältnisse noch durchaus einleuchtet und in mancher Weise zugute kommt.

Joachim Steinbacher.

In den Oasen der Sahara:

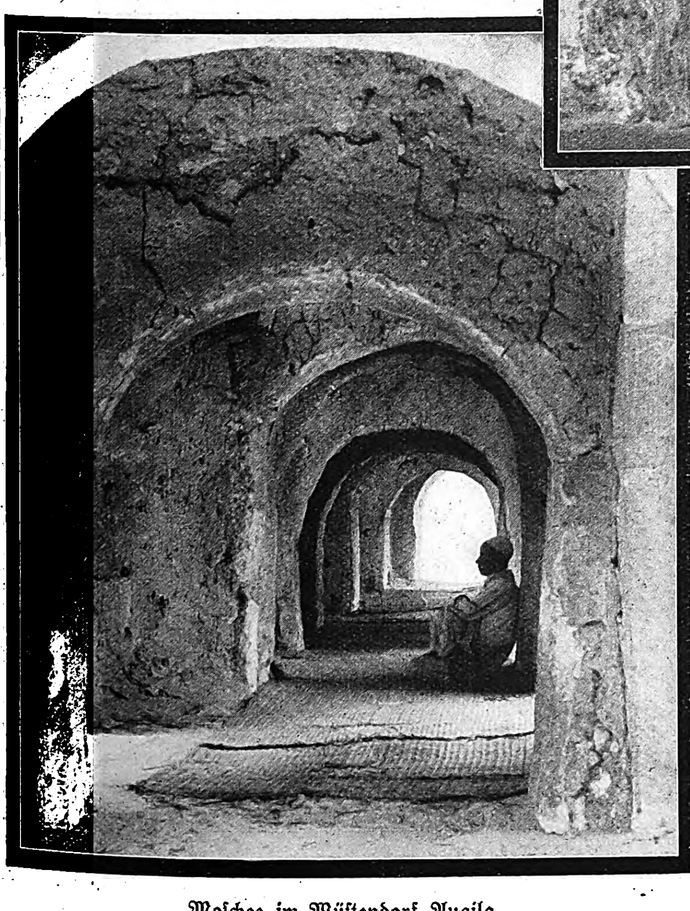
1 Wächter 0 Einwohner im Speicherdorf

In der nördlichen Sahara gibt es Dörfer, die außer einem einzelnen Wächter, der in einer primitiven Hütte wohnt, keinen Einwohner beherbergen. Nur zur Zeit der Ernte wird es hier lebendig. Von weither kommen die schwerbeladenen Kamel-Karawanen, um Datteln, Oliven, Getreide und andere Früchte zu bringen, die von den Wüstenbewohnern in den seltsamen Speicherbauten eingelagert werden. Von Zeit zu Zeit nur herrscht dann wieder Leben in diesen Gassen, wenn die Vorräte zum Verkauf oder Verbrauch wieder abgeholt werden.

Aufnahmen: Akademia-Bilderdienst.



Eine Gasse in Cabao.
Die Gassen sind absichtlich eng gebaut, damit die Sonne möglichst wenig Zugang hat und die Vorräte kühl gelagert werden können.



Moschee im Wüstendorf Augila.
In den Gewölbegängen herrscht selbst bei stärkstem Sonnenbrand angenehme Kühle.



Vor der Heimkehr.
Geduldig liegen die Kamele, von ihren Lasten befreit, vor den Speichern und warten, bis die Karawane wieder heimwärts zieht.



Die Feuerkreuzler.
Anläßlich der letzten Wahlen marschierte die Partei in ihren einzelnen Gliederungen geschlossen durch Paris.

Französische Anti-bolschewisten



Selbsthilfe gegen die Sowjetfreundschaft.
Als die Pariser Stadtverwaltung die Allee de la Madeleine in Leningradstraße umtaufte, entfernten die jungen Faschisten der „Solidarité Française" das neue Straßenschild.

Jeunesse Patriote, Croix de Feu, Solidarité Française

Die Abwehrkräfte, die das französische Volk gegen den bolschewistischen Terror mobilisiert, sind in folgenden drei französischen Verbänden gesammelt:

„La Jeunesse Patriote" oder „Mouvement Nationale Populaire" („Vaterländische Jugend" oder „Nationale Völkische Bewegung"), „Le Croix de Feu" (die „Feuerkreuzler") und „La Solidarité Française" („Französische Einigkeit").

Die „Mouvement Nationale Populaire" zählt bereits an die 350 000 Mitglieder. In diesen vaterländischen Verbänden sind alle sozialen Klassen vertreten und ihre Ziele streben nach der Vernichtung der bolschewistischen Machtgelüste, denen die Regierung in Frankreich freie Hand läßt. In den Gesellschaftsräumen dieser Verbände werden die Requisiten der roten Völkerseuche, Beutestücke aus den Straßenkämpfen, gesammelt. Auf einer schwarzumflorten Fahne der „Jeunesse Patriote" stehen einige Namen mit dem Zusatz: „Ermordet"!



Antwort der Faschisten an die Bolschewisten.
Über kommunistischen Zeitungen, der Sowjetfahne und der Büste Lenins steht nur das eine Wort von Rabelais: Merde! (Dreck.)



Die Abzeichen der nationalen Bewegung „La Jeunesse Patriote" bestehen aus Baskenmütze, schwarzer Krawatte mit dem eingewebten Zeichen und der Pfeife mit den Insignien J. P.



Der Präsident der „Solidarité Française", Jean Renaud,
erweckt am Grabe des Unbekannten Soldaten aufs neue die Heilige Flamme.



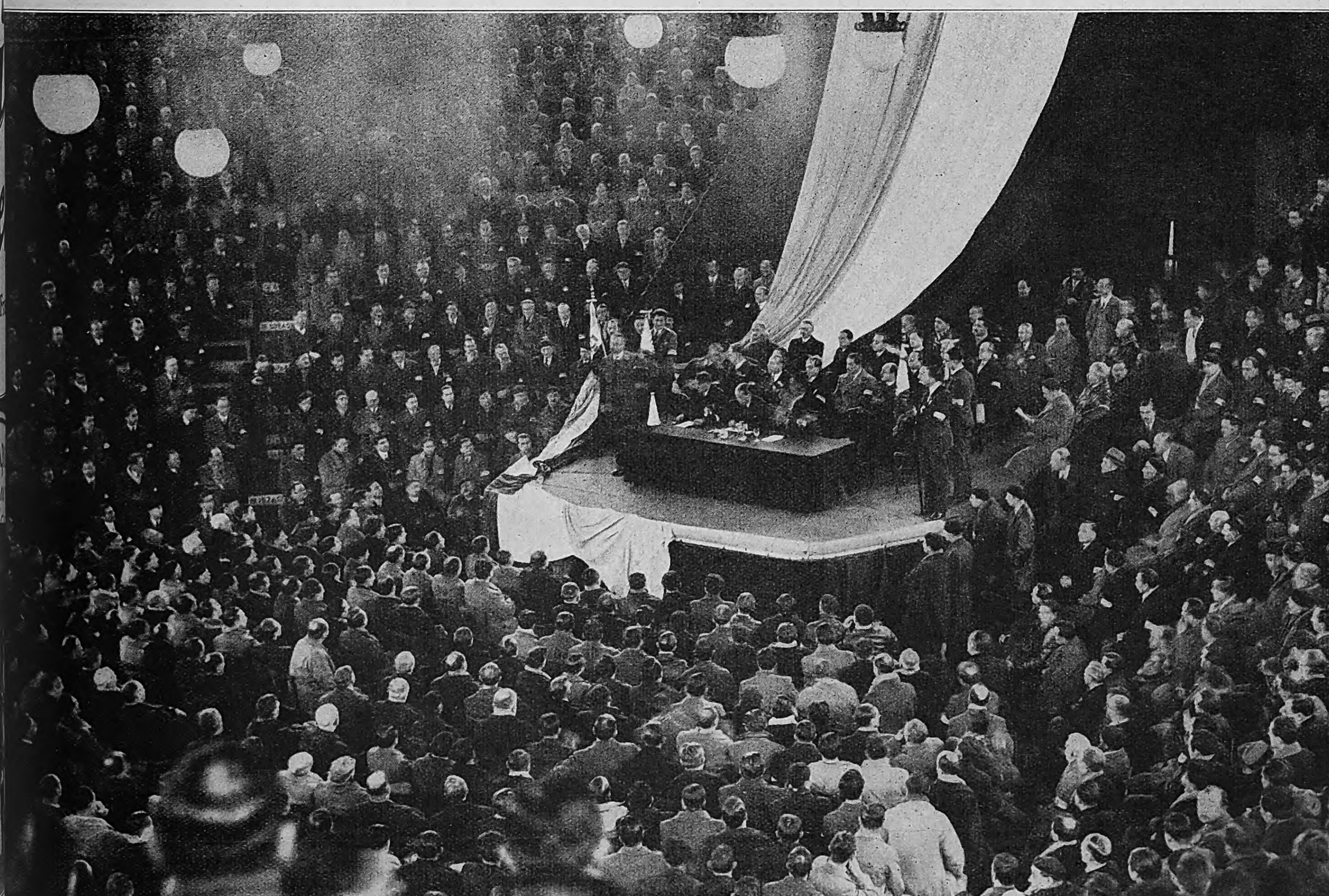
Das Gründungslokal der „Solidarité Française".
Es dient als Museum für Beweisstücke, die das unglaubliche Wühlen der bolschewistischen Propaganda zeigen.



Die „Nationalen Freiwilligen",
die Abteilung der jungen Feuerkreuzler, grüßen ihren Oberst de la Roque.
Aufnahmen: L. Fritz.



Der Zusammenkunftsraum der „Jeunesse Patriote".
Er enthält auch die Beutestücke aus dem Kampf mit den bolschewistischen Umstürzlern.



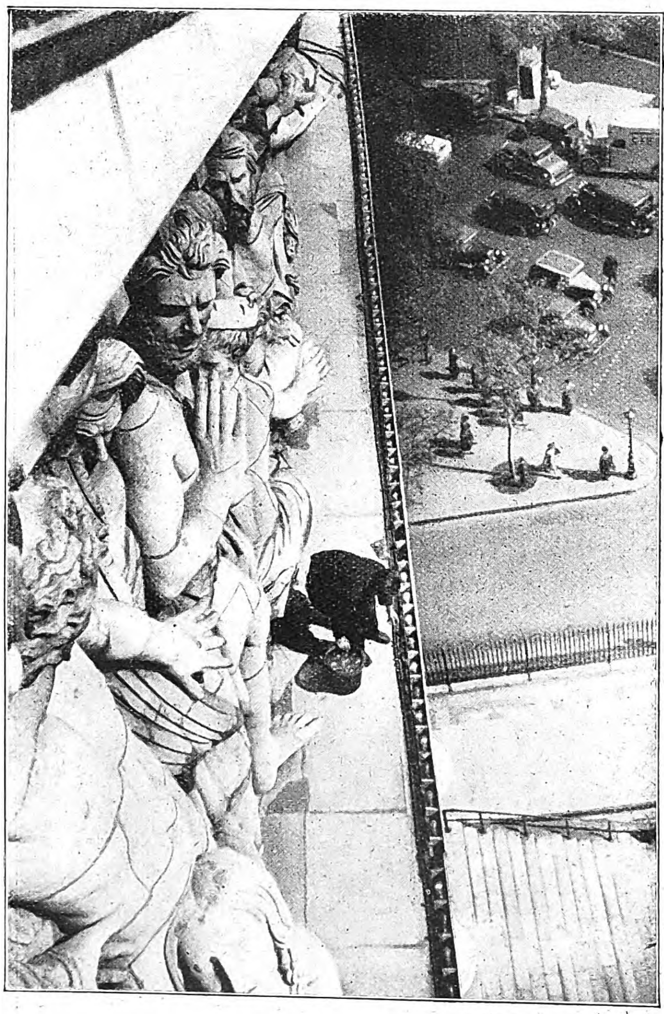
Eine Versammlung der Feuerkreuzler in Amiens.
An diesem Tage strömten der Bewegung viele neue Anhänger zu. In der Mitte des Präsidententisches der bekannte Oberst de la Roque.

Achtung! Nur für Schwindelfreie!

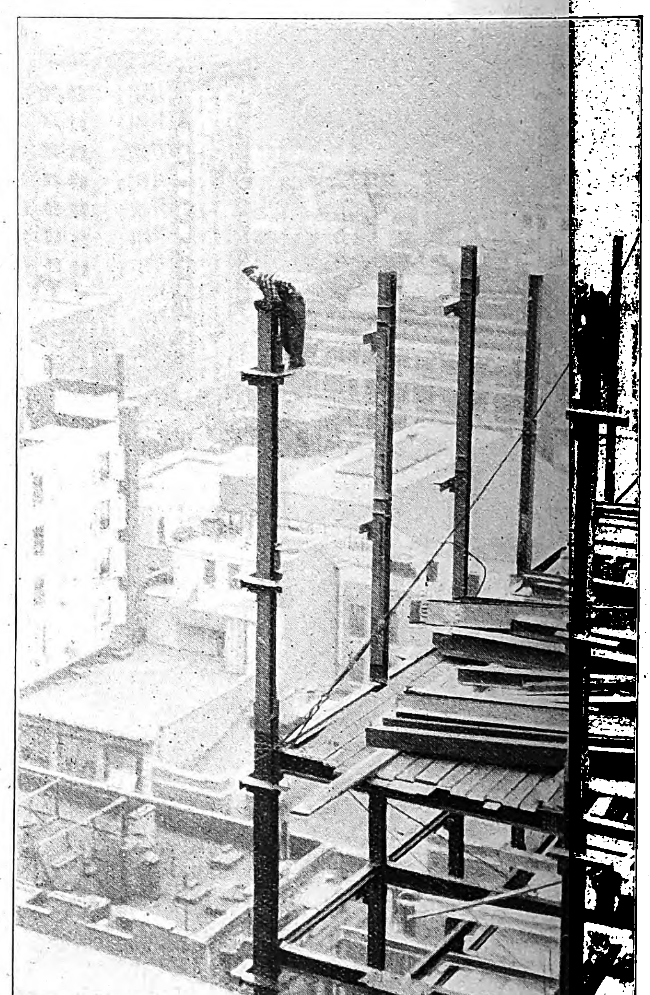


Wenn es Ihnen bei Betrachtung dieser Aufnahme nicht gruselt, sind Sie schwindelfrei.

Wir sehen Neuyorker Arbeiter, die während einer Arbeitspause in 240 Meter Höhe auf einem freiliegenden Eisenträger ihr Schläfchen halten.



Links:
Auch der Mann, der auf der Kirche Madeleine in Paris die Lampen unterhalb des Giebels auswechselt, darf nicht plötzlich von Schwindelgefühlen überrascht werden.



Rechts:
Sie lachen auch noch..!
Bauarbeiter an einem Wolkenkratzerbau in Neuyork, die es offenbar schon verlernt haben, bei ihrer Arbeit an die Gefahr des Abstürzens zu denken.

Aufnahmen: Weltbild.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft. Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. 36: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8
[ABCDEF]



Rudolf Heß in Urlaub

Der „I. B." bringt als einzige Zeitung diese Bilder seines Sonderberichterstatters von dem Erholungsurlaub des Stellvertreters des Führers, Reichsminister Heß, in den Allgäuer Bergen.

Links: Rudolf Heß und der nationalsozialistische Schriftsteller Pidder Lüng, Schriftleiter am „I. B.", Pg. Bernd Lembeck.

Unten: Besichtigung der im Bau begriffenen Ordensburg der NSDAP. in Sonthofen (Allgäu)
Rechts neben Rudolf Heß der Erbauer dieser einen von den drei Ordensburgen der NSDAP., Architekt Giesler. Die Ordensburgen der NSDAP. dienen der Schulung des Führernachwuchses der NSDAP. Links: die Mutter von Rudolf Heß, die aus Alexandrien zu einem Besuch ihres Sohnes nach Deutschland gekommen ist.





Diesen herrlichen Blick auf schönste deutsche Landschaft werden die „Ritter" der Ordensburg Sonthofen während ihres dortigen Aufenthalts haben.



Modell der Ordensburg, an dem der Erbauer dem Stellvertreter des Führers die Anlage erläutert.

Aufnahmen: F. Boegner.

Bild rechts:
Die Köche vom Neubau werden Rudolf Heß vorgestellt.

Alle vier sind alte SA.-Männer und haben in der Kampfzeit als politische Soldaten für die Idee des Führers geworben. Heute arbeiten sie praktisch in einem Betrieb, der eine Frucht des von ihnen miterrungenen Sieges der Bewegung ist.

Die kurzen Tage der Rast und Erholung, die den führenden Männern der Bewegung gegeben sind, werden sehr häufig durch die unumgängliche Erledigung der notwendigsten laufenden Arbeiten unterbrochen. Der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, der am 26. April d. J. seinen 42. Geburtstag feiert, verbringt seine Tage der Erholung und Ausspannung am liebsten in der Zurückgezogenheit der bayerischen Alpenwelt, wo er durch Sport und Ruhe neue Kraft schöpft für die Aufgaben seines Amtes. — Während







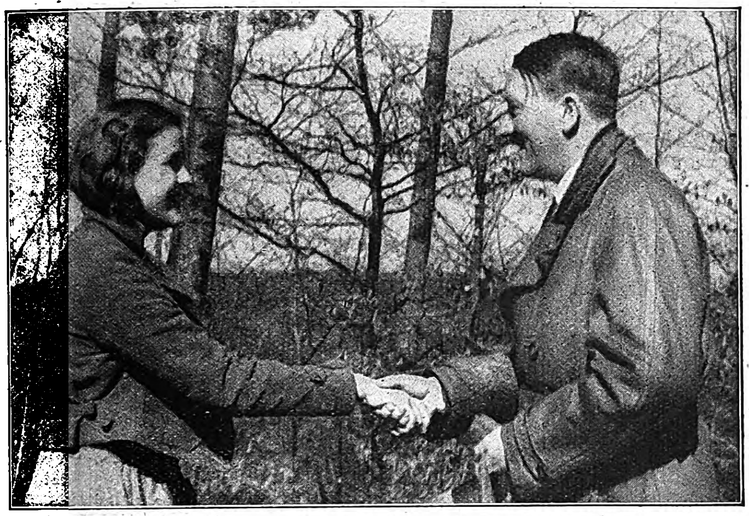
Erholung beim Scharfschießen:
Eine wirkliche Ablenkung und Erholung bietet Rudolf Heß das Scheibenschießen auf weite Entfernung. Das Bild zeigt ihn in Erwartung des Schießergebnisses. Links neben ihm: Dr. Gerl, ein alter Nazi der Gegend.

der Tage seines Urlaubs in Hindelang im Allgäu benutzte der Stellvertreter des Führers auch die Gelegenheit, die wenige Kilometer entfernte im Bau begriffene Ordensburg der NSDAP. in Sonthofen zu besichtigen. Sonthofen ist die dritte der drei großen Ordensburgen, in denen der Führernachwuchs der nationalsozialistischen Bewegung ausgebildet und herangezogen wird. Über die große Burg Vogelsang in der Eifel bringt die Sondernummer des „I. B." zum Geburtstag des Führers einen ausführlichen Bildbericht. Die zweite Burg, Crössinsee in Pommern, wird am 24. April vom Führer selbst geweiht. Reichsorganisationsleiter Dr. Ley weilte in den letzten Tagen schon zur Vorbereitung in Crössinsee (siehe auch unsern Bildbericht auf Seite 661 dieser Folge).

Links:
Ein fröhlicher Besuch.
Maskierte Dorfjugend bei Rudolf Heß.

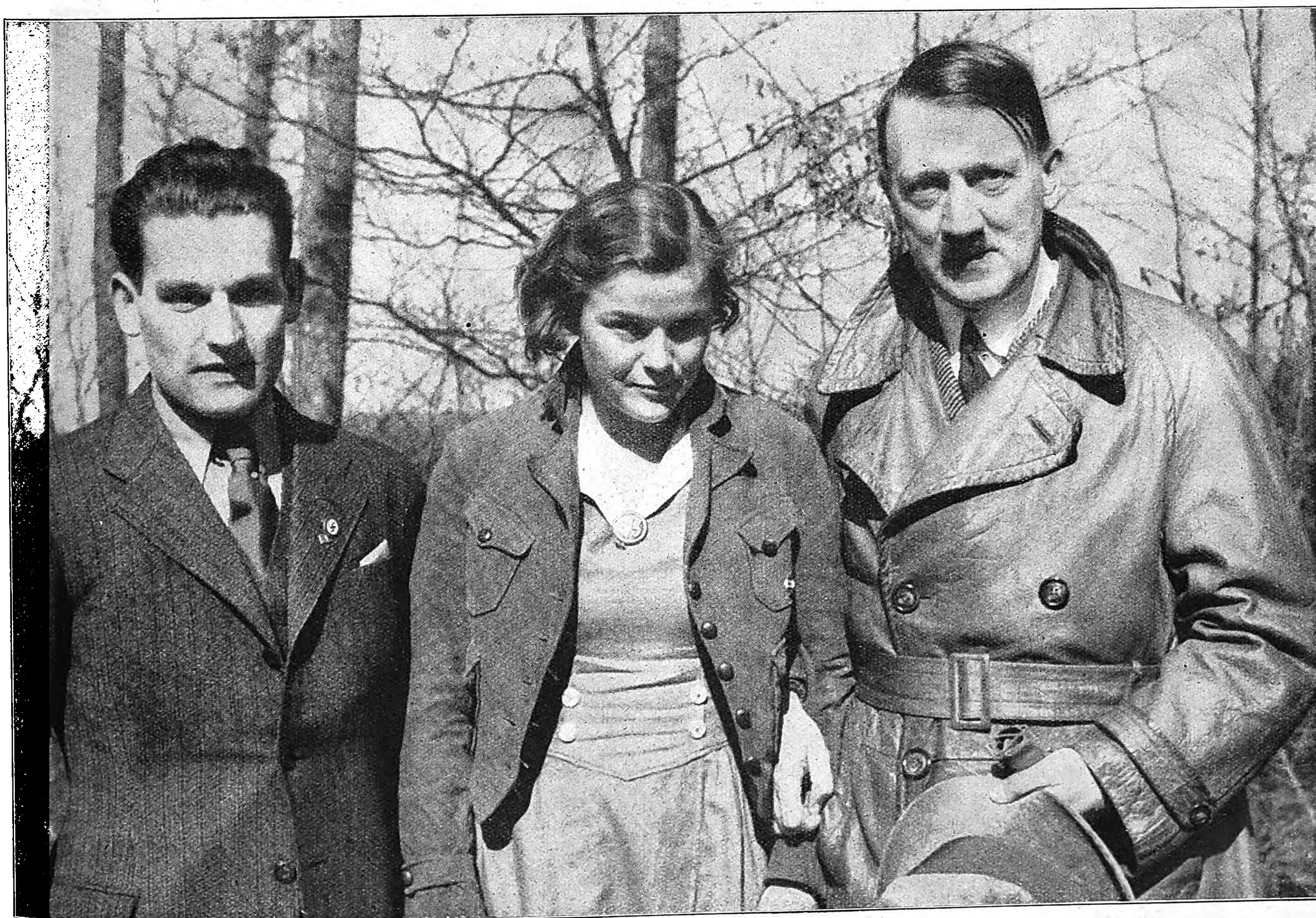
Abseits der großen Dinge

Eine kleine Alltagsgeschichte aus hundert Begebenheiten ähnlicher Art beweist die herzliche Verbundenheit von Führer und Volk: Ein Geschwisterpaar im Rheinland erfuhr, daß die Wagenkolonne Adolf Hitlers ihren Heimatort passiert hatte. Rasch





entschlossen jagen die beiden auf ihrem Motorrad nach. Aber gerade als sie in Höhe des Führerwagens angelangt sind und ihren Gruß entbieten wollen, geht ihnen der Brennstoff aus. Glück im Unglück: Der Führer bemerkt den Vorfall, läßt halten, begrüßt herzlich das Geschwisterpaar



und läßt sie während kurzer gemeinsamer Rast aus den Reservetanks seiner Wagen Benzin fassen zur Weiterfahrt.

Eine Bildseite aus dem großen Sonderheft des „JB.":
„Adolf Hitler, ein Mann und sein Volk".



Von den Ufern schallen immer wieder Grüße herüber.
Der Führer auf der Brücke des Rheindampfers.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Rechts und links stehen auf hohen Ufern die malerischen Schlösser und Ruinen des Rheinlaufs.

Des Führers Fahrt auf dem Rhein

Ostern 1936



Die Pfalz bei Caub wird passiert.



Adolf Hitler und sein alter Fahrer und Begleiter Brigadeführer Schreck studieren auf der Karte den Weg.





Oben und links: Vor Antritt seiner Rheinfahrt stattete der Führer in Mülheim a. d. Ruhr dem greisen Geheimrat Kirdorf in dessen Hause einen Besuch ab, um ihm zu seinem 89. Geburtstag zu beglückwünschen.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

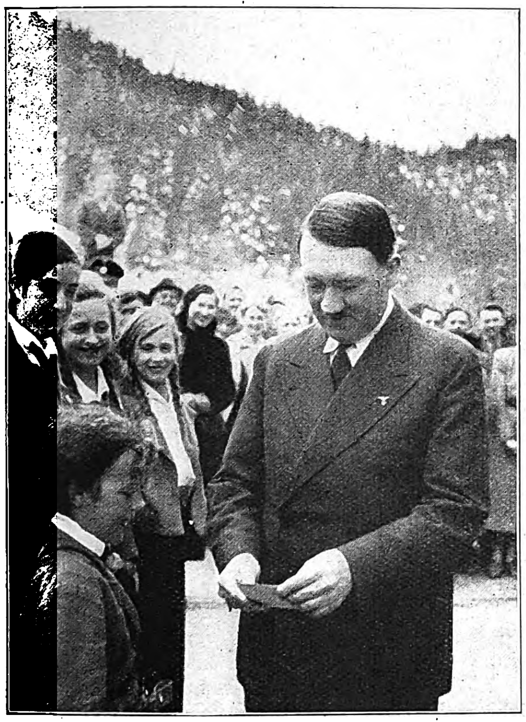
lichen Empfang. Anschließend an diese Besuche unternahm Adolf Hitler auf dem Dampfer „Preußen" eine Fahrt rheinaufwärts. Die Nachricht von seinem Kommen hatte sich rasch überall verbreitet, und allenthalben sammelten sich an den Ufern und auf zahllosen Booten auf dem Rhein die Menschen, um dem Führer ihren Gruß zu entbieten.



Kaffeestunde im Hause des Geheimrats Kirdorf.



Auf der Fahrt nach Berchtesgaden zum Obersalzberg:
Volksgenossen, die von der Anfahrt des Führers erfahren haben, stellen sich ihm auf der Reichsautobahn in den Weg, ihn zu begrüßen.





Adolf HITLER auf der Fahrt zum Obersalzberg

In Berchtesgaden:
Ein kleines Mädel überreicht dem Führer eine selbstgezeichnete Postkarte und wird dafür gelobt und bedankt.

Aufnahmen für den „I. B." von Heinrich Hoffmann.



Rechts: Frühlingssträuße werden von Kindern ihrem geliebten Führer in den Wagen gereicht. Der Mitfahrer (rechts) hält schon eine Menge frischer Blumen in der Hand.

Der Mann, der 3 Luftschiff-Katastrophen mitmachte

Von

Lieutenant-Commander H. V. Wiley, United States Navy.

1. Fortsetzung.

Wir warteten auf eine Besserung der Wetterlage. Sie erfolgte aber nicht. Wir befanden uns 3200 km von Lakehurst entfernt und hatten bis zu unserem Bestimmungsort weniger als 1600 km zurückzulegen. Auch hatten wir durch die Verzögerung unseres Fluges soviel Brennstoff verbraucht, daß wir nach Lakehurst nicht zurückkehren konnten. Wir hatten nun zwei Alternativen: entweder konnten wir eine Notlandung auf einem Flugplatz für Flugzeuge machen, und dort versuchen, Brennstoff aufzunehmen, oder aber wir konnten den Flug durch den Paß, der etwa 9 km breit war, versuchen und ungefähr 100 km weiter blindfliegen bis zu einer Stelle, wo die Wolkenschichten nicht mehr so dicht waren. Der Kapitän wählte entschlossen die letztere Alternative.

Wir navigierten mit größtmöglicher Genauigkeit, da wir nach ungefähr 45 km Fluges unseren Kurs um ungefähr 40 Grad ändern mußten, um um einen hohen Berg herumzugelangen. Es war denn auch eine Erlösung für uns, als wir nach ungefähr einer Stunde die Erde durch ein Loch in den Wolken sehen konnten und entdeckten, daß unsere geschätzte Position sich von unserer tatsächlichen nur um $1^1/_2$ km unterschied!

Nun flogen wir bei verbesserten Sichtverhältnissen weiter, jedoch waren unsere Sorgen noch nicht vorüber. Als wir uns bei Sonnenuntergang El Paso näherten, gerieten wir in einen Sandsturm. Wir hatten einen Sandsturm noch nie gesehen und wußten auch gar nicht, was ein Sandsturm eigentlich bedeutete.

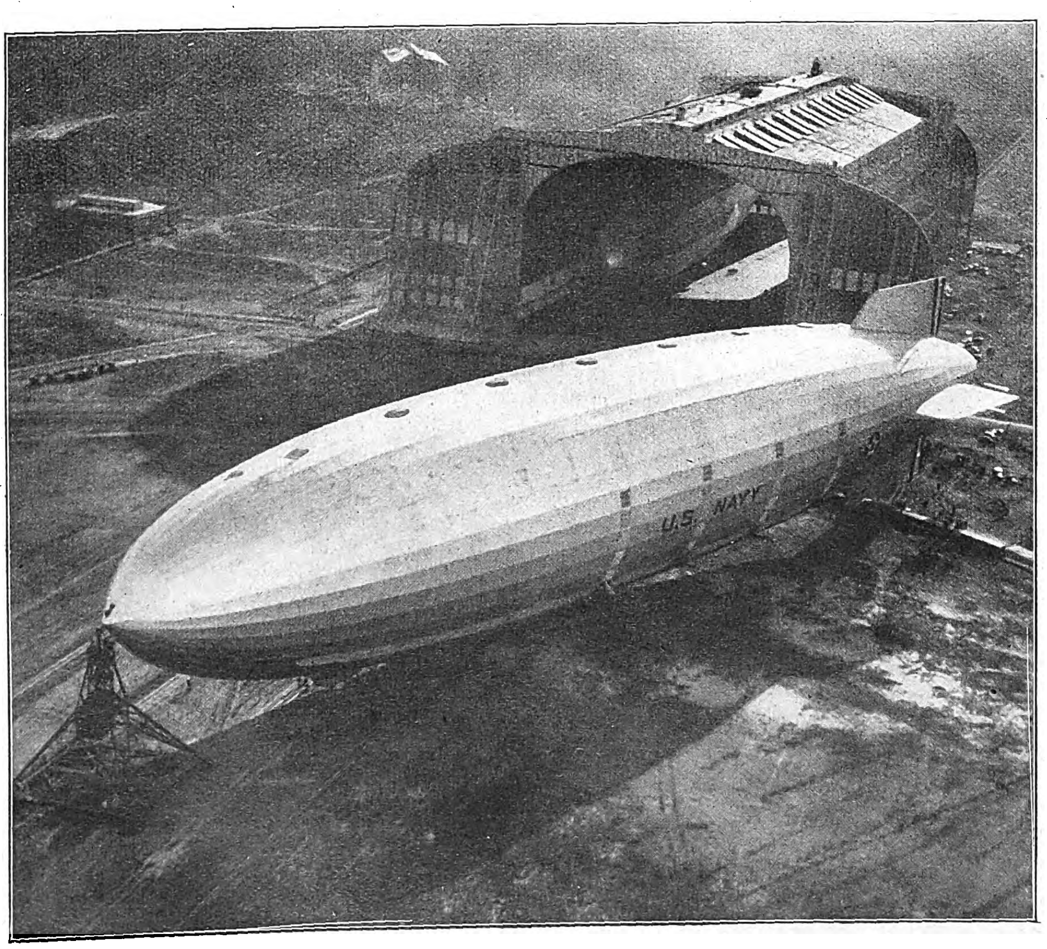
Nach zwei Stunden Fluges in sehr stürmischem Wetter, bei dem uns Wolken feinen Sandes umtosten und wir hin und her geworfen wurden, erspähten wir die beleuchtete Flugzeugroute auf der Erde und wandten uns westwärts. Es war beschlossen worden, in San Diego zu landen und dort vor dem Weiterfluge nach Sunnyvale Brennstoff aufzunehmen, jedoch war bei unserer Ankunft daselbst der Boden mit einer dicken Nebelschicht von ungefähr 500 Meter bedeckt. Eine Landung konnte daher nicht versucht werden, bis der Nebel sich verzogen hatte, und nach Empfang der Meldung, daß die Wolken zerrissen, versuchten wir näher zu fliegen. Der erste Versuch zum Heruntergehen war nicht erfolgreich, weil die untrainierte Bodenmannschaft versagte. Während wir uns zu einem zweiten Versuch anschickten, hatte sich unter der heißen Sonne das Gelände erwärmt und es herrschte Windstille. Schließlich wurde das Verankerungsseil abgeworfen und festgemacht.

Aber das Schiff erhielt wegen der Erwärmung des Heliumgases mehr Auftrieb. Die veraltete Maschine an der Winde des Mastes konnte uns nicht halten, und obwohl wir ständig Gas abbliesen, stiegen wir langsam, aber stetig, bis das Verankerungsseil abriß. Unglücklicherweise wurden zwei Mann, die eine Gier-Leine festhielten, mit dem Schiff emporgezogen und stürzten später tödlich ab. Den dritten Mann konnten wir nach zweistündigem Bemühen endlich an Bord des Schiffes holen.

Die Landung wurde dann bei Sonnenuntergang unter besseren Wetterbedingungen ausgeführt, und wir setzten am nächsten Tage den Flug nach Sunnyvale fort.

Dann wurden mehrere Flüge an der Küste entlang gemacht, und schließlich durften wir am 1. Juni an einer Aufklärungsaufgabe gegen einen Teil der Flotte teilnehmen. Unsere Leistung bei dieser Aufgabe überstieg unsere besten Hoffnungen und wir waren auf unseren Erfolg stolz. Wir mußten ein sehr großes Gebiet auf See absuchen und entdeckten schließlich den Gegenstand unserer Suche 21 Stunden nach unserem Start, und zwar ungefähr zur selben Zeit wie ein Dutzend Wasserfahrzeuge, die ihre Häfen zwei Tage vor uns verlassen hatten.

Am 11. Juni starteten wir nach Lakehurst. An jenem Abend machten wir bei der Durchfahrt zwischen zwei 3000 m. hohen Bergspitzen über einem verlassenen Tal wieder die Bekanntschaft heftiger Winde, wie sie eben bei solchen Gebirgspässen auftreten. Im Verlauf der Nacht befanden wir uns über Einöden bei einer Temperatur von ungefähr 95 Grad Fahrenheit, und da wir von See her gekommen waren, wo eine Temperatur von 50 Grad herrschte, war das Schiff sehr schwer. Wir waren daher genötigt, 5000 kg Brennstoff abzuwerfen, um die Höhe zu erreichen, in der wir den Paß bewältigen konnten. Da wir einen Propeller bei dem Fluge verloren hatten, konnten wir nicht volle Fahrt machen und hatten keinen vollen dynamischen Hub. Da wir am nächsten Morgen bei Tageslicht noch einen weiteren schwierigen Gebirgspaß in Texas zu durchfliegen hatten, wurden zur Erleichterung des Schiffes die beiden Flugzeuge abgelassen und sie mußten die 3200 km nach Lakehurst zurück auf



Das amerikanische Marineluftschiff „Akron“ wird aus der Halle in Lakehurst dirigiert und am Ankermast befestigt. In der Halle: „Los Angeles“.

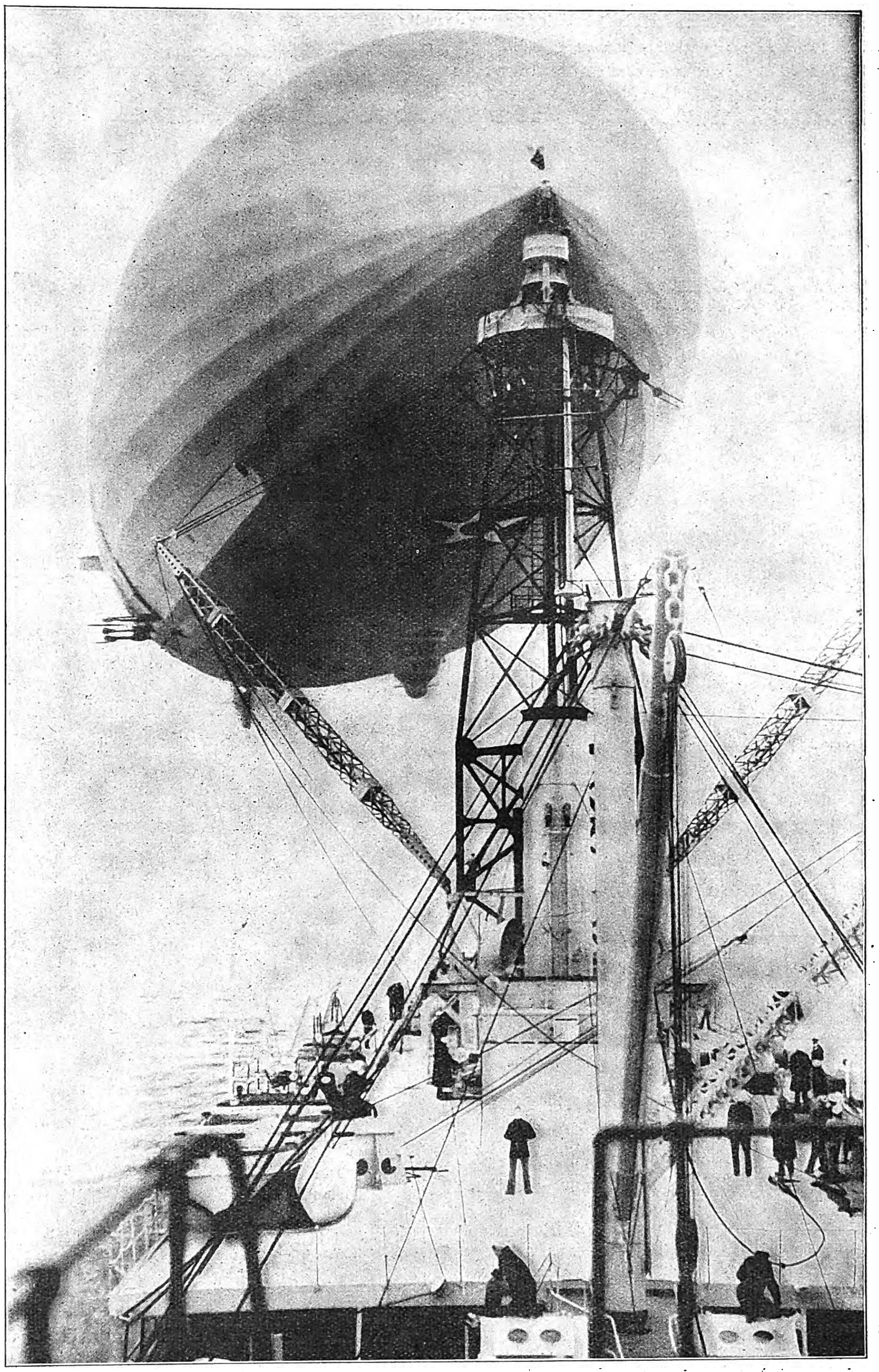
eigene Faust und gut Glück fliegen. Der Flug über die Einöden bestand aus einer Reihe dauernder und heftiger Stöße. Der Rest des Fluges war bis auf starke Gegenwinde ereignislos.

Wir landeten, da aus Lakehurst Sturm gemeldet wurde und unser Brennstoff zur Neige ging, in Parris Island, Süd-Karolina. Dort war der Flugplatz mit Wasser bedeckt und am Ankermast „ritten" wir dann während der ganzen Nacht in heftigem Regen und Windsturm. Am nächsten Morgen starteten wir und nach Aufstieg über böige Wolkenschichten setzten wir unseren Flug nach Lakehurst mit starkem, günstigem Wind fort. Die Landung daselbst erfolgte am Abend bei zeitweiligem Nebel. Wir waren 38 Tage lang fort gewesen, hatten ungefähr 28 000 km zurückgelegt, wobei wir uns über 300 Stunden in der Luft befanden. Am Ende des Monats Juni wurden unsere Operationen wieder fortgesetzt, wobei wir viele Pläne im Sinne hatten.

Wir führten verschiedene Aufgaben aus, gerieten in Gewitterstürme und andere Arten schweren Wetters beim Herannahen des Winters.

Am 3. Januar 1933 wurde Commander A. H. Dresel, der seit dem Juni das Kommando geführt hatte, von Commander F. C. Mc. Cord abgelöst. Zu gleicher Zeit wurden mehrere Offiziere und ein Drittel der Mannschaft zur Dienstleistung mit den Mannschaften der „Macon" detachiert.

An jenem Abend setzte ein anstrengendes Programm von Operationen ein. Die „Akron" flog nach Miami in Florida. Nach der Landung in Miami, die am nächsten Tage erfolgte, wurde ein Flug rund um die Insel Cuba gemacht und wir erfreuten uns an dem tropischen Wetter daselbst bis zu unserer Rückkehr nach Lakehurst am 11. Januar. An diesem Tage mußten wir wieder an dem niedrigen Mast Winde bis zu 80 Stundenkilometer ertragen. In Anbetracht des Januar-Winterwetters flogen wir außerordentlich viel und trafen dabei auf alle möglichen Wetterverhältnisse. Z. B. flogen wir einmal im Nebel 12 Stunden lang über den Erie-See,



Das amerikanische Luftschiff „Akron", wenige Tage vor seiner Zerstörung, am Ankermast der „Patoka".



Der Kampf ums Leben.
Ein Soldat der Landemannschaft wurde von der „Akron" mit hochgerissen. Die Aufnahme machte ein kaltblütiger Insasse der „Akron" in 1500 Meter Höhe.

wobei sich auf dem Schiffskörper hin und wieder Eisschichten bildeten.

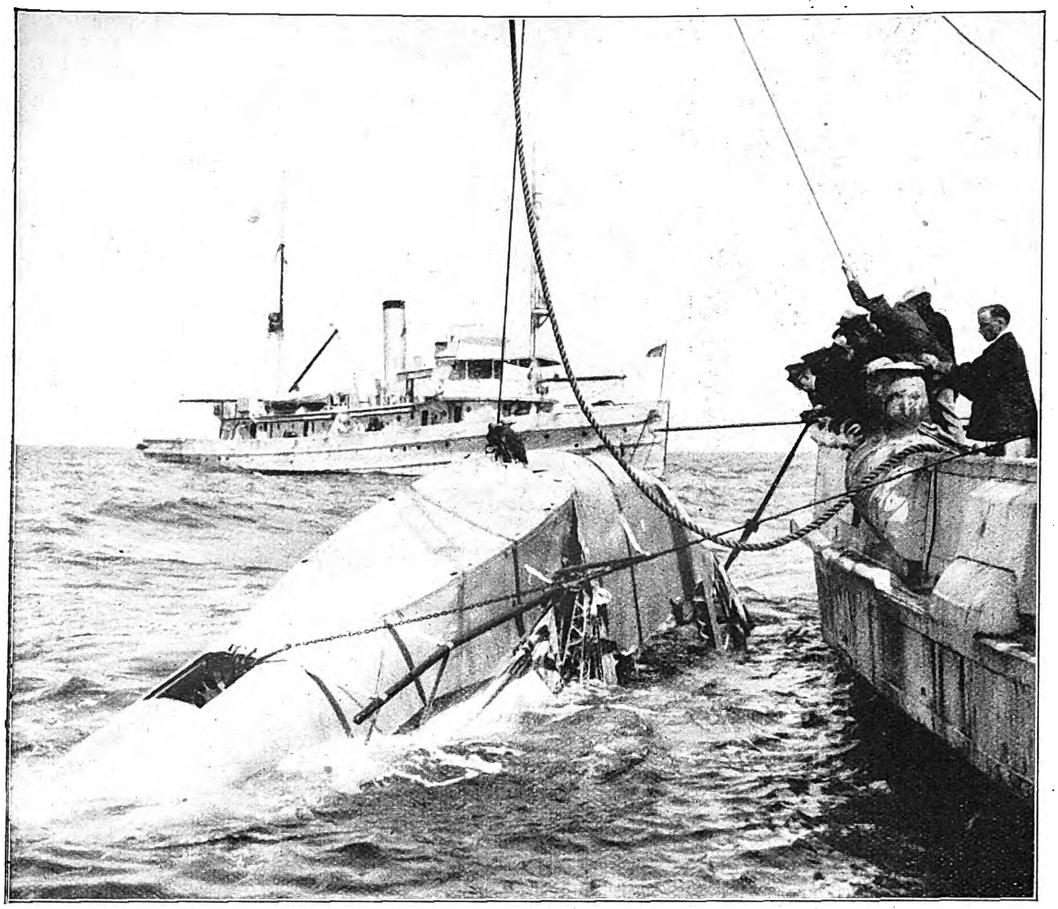
Während des März 1933 nahmen wir u. a. an den Feierlichkeiten zum Amtsantritt des Präsidenten Roosevelt teil. Am 8. März wurde ein zweiter Flug nach Miami unternommen.

In der darauffolgenden Woche flog die „Akron" zum Panama-Kanal. Dabei verließ ich unser Luftschiff aus der Luft im Flugzeug und machte eine Landung. Nach Besichtigung des Geländes zwecks Errichtung von Ankermasten kehrte ich dann wieder an Bord der „Akron" mittels Flugzeug zurück. Nach Rückkehr nach Florida am nächsten Tage machten wir einen Non-Stop-Flug von 24 Stunden vor unserer erneuten Landung. Andere Flüge in der Gegend folgten. Schließlich landeten wir am 24. März, diesmal mit einer beträchtlichen Menge Schnee auf dem Schiffskörper, wieder in Lakehurst, nachdem wir uns keine 24 Stunden vorher in dem tropischen Klima Floridas aufgehalten hatten. Bis zum Ende März hatten wir 421,5 Flugstunden während der drei ersten Monate des Jahres zurückgelegt.

Am 3. April 1933 starteten wir um 7.28 Uhr abends von Lakehurst mit 73 Personen an Bord zu einem Fluge, von dem nur drei Mann wieder zurückkehrten.

Nach Aufstieg durch Nebelschichten flogen wir westwärts und sichteten bald die Erde unter uns nach Erreichung des Endes der Wolkendecke. Nach Überfliegung von Philadelphia wandten wir uns nach Süden, sichteten aber bald Blitzschläge in jener Richtung. Daraufhin wurde der Kurs nach Osten verlegt, auch nach Nordosten, wobei die Erde durch Regen und Wolken unseren Blicken entzogen war. Schließlich blitzte es überall um uns her. Verschiedene Kurse wurden ausprobiert, um aus dem Sturmgebiet herauszugelangen, jedoch schienen wir kurz nach Mitternacht dem Zentrum des Sturmes nahe zu sein. Die Luft wurde plötzlich sehr stürmisch und der Höhenrudermann berichtete, daß wir schnell fielen.

Ich befehligte daraufhin die Handhabung des Höhensteuerrades und ließ Ballast vorn und mittschiffs abwerfen. Dadurch brachten wir das Schiff wieder zurück auf eine Höhe von 500 m, nachdem wir bereits bis auf 250 m gefallen waren. Genau eine Minute später traf uns ein zweiter wirbelartiger Luftstrom, aber zu



Nach der Katastrophe:
Die Führergondel des amerikanischen Zeppelin-Luftschiffes „Akron" wird geborgen.

dieser Zeit hatte der erste Leutnant an Bord bereits auf seinem Posten bei dem Ballastbrett Stellung genommen und der Captain beobachtete dauernd den Höhenrudermann und die Instrumente.

Ich ging auf Posten beim Steuerbordfenster, nahe dem Rudergänger Ich beobachtete dabei, daß Ballast abgeworfen wurde, und wußte, obwohl ich den Höhenmesser nicht sehen konnte, daß wir wieder heftig heruntergedrückt wurden, diesmal mit dem Bug nach oben gerichtet. Der Absturz ging weiter, bis das Achterteil das Wasser berührte und das untere Ruder weggerissen wurde.

Ich hatte gar nicht bemerkt, daß das Schiff auf Wasser geschlagen war. Ich fragte daher nach der Höhe, in der wir uns befanden, und erhielt die Meldung: „100 m". Wie ich aber nun aus dem Fenster heraussah, bemerkte ich schon, wie das Wasser auf mich zustürzte.

Wir wußten, daß wir verloren waren, jedoch ertönte kein Ausruf und niemand machte auch nur die geringste Miene oder Bewegung, seinen Posten zu verlassen. Alle Befehle wurden dabei mit gewöhnlicher Stimmstärke erteilt und die Disziplin an Bord war hervorragend.

Der Führerraum des Luftschiffes schlug auf das Wasser klatschend auf und schon stürzte auch bereits das Wasser durch die Fenster in den Raum hinein und riß mir buchstäblich die Füße unter dem Körper fort.

Ich glaube, das Wasser hat mich dabei aus dem Fenster herausgespült, und ich blieb absichtlich unter Wasser, solange wie ich konnte, um unter dem Schiff fortzukommen. Als ich nun schließlich wieder hochkam, streckte ich meinen Arm in die Höhe, um festzustellen, ob sich das Schiff noch über mir befand oder ob ich die glatte Wasseroberfläche erreicht hatte.

Ich stellte fest, daß das Schiff nicht mehr über mir war, konnte aber durch meinen Arm nicht genau feststellen, wann ich eigentlich die Wasseroberfläche erreichte, weil die See sehr rauh und bewegt war und es regnete. Ich hatte meinen schweren Fliegerrock an und durch die Luft in dem Rock wurde ich gewissermaßen aufgeblasen. Beim Umhersehen erkannte ich in dem Lichte eines Blitzschlages die Köpfe mehrerer anderer Leute, die im Wasser schwammen, und sah auch die „Akron" auf dem Wasser schaukeln.

Das Schiff war achtern und am Bug zerbrochen und bis zu einem Drittel bereits unter Wasser getaucht Bei dem schweren Sturm trieb das Schiff schnell von mir fort.

Ich dachte, daß der Wind von Nordosten kam, legte mich daher auf den Rücken gegen die Windrichtung und begann nach dem Land hin zu schwimmen, in der Hoffnung, daß es nicht weit entfernt sein würde, denn das Wasser war sehr kalt. (38 Grad Fahrenheit.) Erst später erfuhr ich, daß der Wind sich nach Nordwesten gedreht hatte.

Nach einigen Minuten entdeckte ich ein kleines Brett, an dem ich mich festklammerte, und das mich mit über Wasser hielt. Die See war so rauh, daß ich das Brett mehrere Male verlor. Schließlich sah ich die Lichter eines herannahenden Dampfers und schwamm, nachdem ich mich ungefähr eine Stunde im Wasser treibend gehalten hatte, längsseits.

Schließlich wurde ich an Bord gezogen. Es war der deutsche Tankdampfer „Phoebus". Die Offiziere hatten verschiedentlich Schreie gehört. Der Kapitän stoppte daraufhin das Schiff ab und ließ Rettungsboote herunter.

An Bord diktierte ich dann ein kurzes Funktelegramm, in dem ich um Hilfe bat und wurde schließlich ins Bett gesteckt, um wieder warm zu werden Durch das Schwimmen in dem eisigen Wasser schüttelte ich mich vor Kälte so stark, daß ich mir einbildete, das ganze Schiff müßte von diesem Schütteln erschüttert werden Bald aber hatte ich mich wieder erholt und war wieder auf den Beinen, um bei dem Rettungswerk zu helfen.

Drei Leute waren inzwischen aufgefischt worden, von denen jedoch einer an Erschöpfung starb. Bei Tagesanbruch erschienen verschiedene Schiffe auf der Bildfläche, und meine Wenigkeit und die beiden anderen einzigen Überlebenden wurden auf einen Zerstörer gebracht, der mich mit dreißig Knoten Geschwindigkeit nach Newyork brachte Dort wurde ich im Marinehospital bis zum folgenden Morgen untergebracht, worauf ich in einem Marineflugzeug nach Washington flog, um dem Marineministerium sofort Bericht zu erstatten.

Dort trat sofort ein Marineuntersuchungsgericht zusammen, dessen Sitzungen ich als der Hauptzeuge zwei Wochen lang beiwohnte, und schließlich erfolgte eine lange Untersuchung durch einen Ausschuß des Kongresses. Diese Untersuchung erstreckte sich über die ganze Entwicklungsgeschichte der Luftschiffe in Amerika und schließlich sprachen sich 8 von den 10 Mitgliedern des Ausschusses in einem zusammenfassenden Bericht dafür aus, daß die Flotte in der Beibehaltung, Entwicklung und Handhabung von Luftschiffen fortfahren sollte. Danach begab ich mich nach Akron in Ohio zum Dienst bei Versuchsflügen des neuen Luftschiffes „Macon", denn ich war schon vor dem Verlust der „Akron" durch Befehl zum Mitglied der Versuchskommission ernannt worden.

Im Juni desselben Jahres tat ich dann auf meine eigenen Bitten hin Dienst an Bord eines leichten Kreuzers, und zwar als Navigations-Offizier.

Nach dem Verlust der „Akron" am 4 April 1933 näherte sich das Schwesterschiff „Macon" seiner Fertigstellung auf der Werft der Goodyear-Zeppelin-Corporation in Akron, Ohio.

Der erste Probeflug dieses neuen Luftschiffes fand am 13. April 1933 statt. Bei diesem Fluge traten die geringfügigen Abänderungen, die an diesem Schiff auf Grund der auf der „Akron" gewonnenen Erfahrungen vorgenommen waren, sofort in die Erscheinung. Zweifellos war die „Macon" wesentlich verbessert, schneller, führte weniger totes Gewicht und ließ sich auch ein wenig besser handhaben. Die Hauben über den Düsenöffnungen auf dem Rücken des Schiffes waren verkleinert worden, die Ausleger für die Propeller hatte man nach dem Stromlinien-Prinzip hergestellt, die Kühler der Motoren hatten auf dem Schiffskörper die Form einer „Warze" angenommen, die Gleichgewichtsruder waren kleiner und weiterhin hatte man andere Verbesserungen in bezug auf Stromlinien und Luftwiderstand angebracht, so daß zur Erreichung einer bestimmten Geschwindigkeit weniger Pferdekräfte erforderlich waren.

Weniger als drei Wochen nach meinem letzten Fluge auf der „Akron" befand ich mich bereits wieder in der Luft beim zweiten Probeflug der „Macon" am 23. April. Mein Gestellungsbefehl als Mitglied der Versuchskommission an Bord der „Macon" war schon im März ausgestellt worden. Auf der „Macon" fand ich alle meine früheren Schiffskameraden, die mit mir zusammen auf der „Akron" geübt oder gedient hatten, vor. Die der Versuchskommission angehörenden Offiziere hatten bei den Probefahrten darauf zu achten, daß das Schiff alle in dem Kontrakt für dessen Abnahme vorgesehenen Proben durchführte. Nach dem zweiten Probeflug brauchten wir etwa drei Wochen, um gewissen Einrichtungen des Schiffes den „letzten Schliff" zu geben und schon am 15. Mai stiegen wir zum dritten Probeflug auf. Alles funktionierte ausgezeichnet und die Baufirma bemühte sich daraufhin, alle noch nicht erledigten Aufgaben schleunigst zu erfüllen. Schließlich wurde der letzte Probeflug von 48 Stunden am 12. Juni begonnen. Bei diesem Fluge legten wir 4 Stunden mit voller Fahrt zurück, nachdem wir vorher bereits 20 Stunden mit ziemlich hoher Geschwindigkeit gelaufen waren. Am 23. Juni wurde das Schiff abgenommen und in einem Flug von 8 Stunden in Lakehurst abgeliefert. Bei diesem Fluge war ich nicht anwesend, denn ich legte die Fahrt über den Kontinent mit der Eisenbahn zurück und begab mich am 24. Juni 1933 an Bord des leichten Kreuzers „Cincinnati", wo ich als Navigationsoffizier Dienst machte.

Während der Monate Juli, August und September wurden nur einige kurze Flüge gemacht, weil man in Lakehurst alle Hände voll zu tun hatte, um das Luftschiff als Kriegsfahrzeug auszurüsten, was von der Herstellerfirma noch nicht erfolgt war. Ferner wurden auch noch einige Änderungen angebracht, die sich als wünschenswert herausstellten. Nun wurden Vorbereitungen für den Start nach der neuen Basis an der Küste des Stillen Ozeans getroffen, denn es war wünschenswert, den Flug im Herbst zu machen, wo auf einer geraumen Strecke des Flugweges keine so häufigen Gewitterstürme auftraten wie im Sommer.

Am 12. Oktober verließ die „Macon" Lakehurst zum Fluge nach Sunnyvale und mit Ausnahme von Gewitterstürmen im westlichen Texas, bei denen sehr stürmische Luftverhältnisse für einige Stunden eintraten, verlief die Reise ziemlich ereignislos Wir landeten in Sunnyvale am 15. Oktober. Die Daten dieses Fluges sind mit denen des historischen Ablieferungsfluges der „Los Angeles" von Friedrichshafen in Deutschland nach Lakehurst, der genau vor 9 Jahren stattgefunden hatte, fast parallel Am 27 Oktober, dem „Flottentag", folgte ein Flug über verschiedene kalifornische Städte, während dessen von Bord aus Rundfunksendungen an verschiedene ganz Amerika umfassende Radiostationen durchgeführt wurden

Im November bezog die „Macon" wieder ihren Posten als Marineaufklärungsschiff und nahm an einer dreitägigen Flottenübung teil Obwohl das Schiff bei dieser Gelegenheit eine ganze Reihe von wertvollen Meldungen über den Kontakt mit aufzusuchenden Fahrzeugen abgab, wurde es nach dem Übungsplan für gewiß erklärt, daß die feindlichen Streitkräfte das Schiff vernichtet haben würden und so erklärte denn auch die Übungsleitung die „Macon" als vernichtet Wenn nun auch die Tatsache, daß das Schiff „vernichtet" worden war, in den Zeitungen überall berichtet wurde, so kamen doch nur wenige Informationen über die Zahl der Aufklärungskreuzer und anderer Wasserfahrzeuge, die bei ähnlichen Aufgaben „versenkt" worden waren, heraus. Wir erfuhren auch, daß der Feind die Zerstörung der „Macon" als eines seiner Hauptkampfziele betrachtet hatte, weil das Luftschiff als die wichtigste Informationsquelle für ihren eigenen Flottenverband galt, denn die „Macon" konnte in wenigen Stunden mehr über die feindliche Flotte erfahren, als eine ganze Anzahl von Aufklärungswasserflugzeugen in vielen Stunden

(Fortsetzung folgt)

Neuland für Karsta

ROMAN VON SIEGFRIED BERGENGRUEN

(3. Fortsetzung.)

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Karsta Bojen bekommt die schreckliche Nachricht, daß ihr Bruder, der vor einem Jahre einen Hof im neuangelegten Adolf-Hitler-Koog übernommen hat, in der Nordsee ertrunken ist. Um nun das Gut ihrem erst vierzehnjährigen Neffen zu erhalten, fährt Karsta unverzüglich hin, wobei sie in ihrem Abteil einen dicken und allem Anschein nach recht gemütvollen Herrn namens Friedrichsen kennenlernt, der in ihrer neuen Heimat eine gutgehende Sauerkohlfabrik besitzt und seinen Geschäften voll Betriebsamkeit nachgeht. Sein Eifer beschränkt sich aber nicht nur auf rein kaufmännische Dinge, auch auf dem Gebiet der Liebe versucht er hartnäckig sein Glück, und zwar bei der Wirtin des Gasthofes „Zum Störtebecker", der jungen Witwe Christine Bruhn, nur allerdings mit denkbar negativem Erfolge. Darüber gerät er dermaßen in Wut, daß er der Angebeteten ein ihr gewährtes größeres Darlehen auf der Stelle kündigt, was die Witwe besonders schwer trifft, da ihre Schenke nicht gerade eine Goldgrube zu nennen ist. Jedoch nicht allein die Abfuhr, die der unglücklich Verliebte erhält, erbost ihn so, er ist sonderbarerweise auch darob ziemlich aufgebracht, daß Christine die fast schon vergessene Geschichte von dem rätselhaften Tode ihres Mannes wieder ans Tageslicht zerrt und fest entschlossen ist, mit Hilfe Klaas Sootjes, des neuen Landjägers den ganzen Fall endlich aufzuklären. Ihr Mann nämlich verschwand vor einigen Jahren spurlos, und man munkelte damals sogar, daß er ermordet worden sei. Auch Karsta kommt dieses Gerücht, das nicht verstummen will, bald zu Ohren, allein, so sehr sie an Christines Schicksal Anteil nimmt, die viele Arbeit auf dem Hofe rückt alles andere in den Hintergrund, und außerdem heißt es, den Nachbarsleuten, vor allem dem früheren Grubenarbeiter Kunowsky, der sich in vielem hier schwer tut, manche Sorge tragen zu helfen. Tausenderlei Dinge sind es, die Karsta voll und ganz in Anspruch nehmen, dies gibt es zu regeln und jenes zu veranlassen, und eines Tages muß sie nach Marnekoog zum Markt fahren, um einige Einkäufe zu machen.

Als Karsta nach Erledigung aller ihrer Geschäfte wieder den Wagen besteigen und nach Hause fahren wollte, hörte sie eine bekannte Stimme ihren Namen rufen. Sie blickte sich überrascht um und bemerkte den dicken Friedrichsen, der aufgeregt winkte. Sie war nicht besonders erbaut von dieser Begegnung, aber vielleicht konnte sie bei dieser Gelegenheit gleich ein paar ernste Worte über Christine mit ihm sprechen.

Friedrichsen kam heran, man begrüßte sich, und Wolf erhielt von dem Fabrikanten eine dicke, feuerrot verpackte Zuckerstange.

„Lange nicht gesehen, Fräulein Bojen, wie?"

„Das stimmt, Herr Friedrichsen. Man sieht Sie kaum noch, da Sie ja nicht mehr in den Störtebecker kommen."

Er blinzelte sie mißtrauisch an.

„Soll das ein Vorwurf sein, Fräulein Bojen?"

Sie sah ihm gerade in die Augen.

„Vielleicht, Herr Friedrichsen. Allzu nett haben Sie sich ja nicht benommen."

Sein Gesicht rötete sich. Man wußte nicht, ob es unterdrückte Wut oder Verlegenheit war.

„Seit wann sind Sie Christinens Anwalt?"

„Ist man gleich Anwalt, wenn man mit einem gequälten, von Not bedrängten Menschen Mitleid hat?!"

Er lachte rauh auf.

„Mit mir hat niemand Mitleid, Fräulein Karsta!"

„Ihnen will und kann ja wohl auch niemand Ihre



Eine der schönsten Aufnahmen des Jahres: Blick auf das Kielwasser eines Dampfers.

Aufnahme: P. Cornelius.



Photostudie: Kirschblüten am Oberrhein.
Aufnahme: H. Nordhoff

Existenz nehmen, Herr Friedrichsen. Sie sind ein wohlhabender und starker Mann. Christine dagegen . . "

Er war sichtlich in Erregung, sein Atem ging schwer.

„Christine könnte genau so gut und sicher dastehen, wie ich, wenn sie nicht so störrisch wäre!"

Karsta lächelte in sich hinein

„Nennen Sie das störrisch wenn ein Herz sich nicht kommandieren läßt, Herr Friedrichsen?! Ich hätte Sie für einen besseren Menschenkenner gehalten!"

Er blieb stehen und packte sie hart am Arm.

„Aber bei diesem uniformierten Affen, dem Sootje, da läßt sich das Herz kommandieren, was?!"

Karsta machte eine kleine. unwillige Bewegung, da ließ er sie sogleich los Und dann sagte sie spöttisch:

„Eifersüchtig. Herr Friedrichsen?!"

Er wandte sich ab, riß ein farbiges Tuch aus der Rocktasche und betupfte sich nervös die Stirn.

Dann sprach er ein wenig ruhiger weiter.

„Vielleicht bin ich wirklich eifersüchtig. Fräulein Karsta?! Ich glaube nicht einmal daß es Unrecht ist eifersüchtig zu sein, wenn man einen anderen Menschen gern hat Seit Jahren kämpfe ich um Christine. und nun . nun. da ich fast am Ziel zu sein glaubte kommt mir dieser Bursche dazwischen. und schlägt aus purem Mutwillen alles in Stücke Wenn er noch etwas wäre. etwas darstellen würde, schön. ich könnte Christine verstehen Aber er ist doch nichts weiter als ein kleiner Beamter, als ein schäbiger Polizist . !! Da bleibt einem doch kein anderer Ausweg. als zu Zwangsmitteln zu greifen! Wenn die Christine nicht im guten die Meine werden will schön. so werde ich ein bißchen nachhelfen Zur Versteigerung des Hofes wird sie es bestimmt nicht kommen lassen, da gibt sie bestimmt vorher klein bei . . .!"

„Und Sie glauben, Herr Friedrichsen, daß aus einer solchen erzwungenen Verbindung zwischen zwei Menschen etwas Gutes und Gesundes entstehen könnte? Heißt es nicht, wer Haß sät, wird Haß ernten . . .?!"

Er schüttelte seinen eigensinnigen, dicken Kopf.

„Sie kennen den Menschenschlag hier. noch nicht genug, Fräulein Bojen. Wir leben und handeln hier nur nach dem Sprichwort ‚Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!' Christine Bruhn sperrt sich mit Händen und Füßen dagegen. die Meine zu werden. weil sie sich urplötzlich in diesen Landjäger verknallt hat. Gut, ich werde sie darum in eine Lage bringen wo sie die Not ans Fenster klopfen hört Dann wollen wir sehen, ob sie nicht zur Vernunft kommt, ihre Verliebtheit zum Teufel jagt und es vorzieht, ein eigenes gesichertes Dach über dem Kopf zu behalten anstatt mit einem kleinen Habenichts, der heute hier und morgen dort stationiert ist, zu vagabundieren!"

Sie gingen langsam die Budenreihen entlang. aber Karsta achtete nicht auf ihre Umgebung Sie war verwirrt und traurig, weil sie keinen Ausweg sah für die blonde Christine Bruhns. der sie doch so gern geholfen hätte. und weil sie andererseits begriff, daß dieser dicke, große Mensch hier neben ihr wirklich so etwas wie eine Leidenschaft für die Gastwirtin empfand und sich von dieser Leidenschaft zu Handlungen hinreißen ließ die zwar. vom allgemein gültigen menschlichen Standpunkt betrachtet. keineswegs als schön und lobenswert bezeichnet werden durften. die aber andererseits vielleicht wirklich seiner ureigensten, wenn auch sehr brutalen Gesinnung entsprachen Man konnte die Menschen hier draußen zwischen den zwei Meeren nicht mit dem gleichen Maß messen. wie in den Städten und jenen Gebieten, wo schon die Natur gemäßigter ausgeglichener und abgeklärter war als hier Man mußte bedenken, daß in Dithmarschen Härte. Trotz und Gewalttat in Liebe und Haß seit Jahrhunderten gegolten hatten; daß man so ein Geschlecht gewonnen und erhalten hatte, das allen Widerständen unbeugsam standzuhalten vermochte.

Da gab es dann Menschen wie Hinrich Peddersen, der seinen ganzen glühenden Fanatismus im Koogbau verschwendete, wie Christine Bruhn. die lieber ihre ganze Wirtschaft zum Teufel gehen lassen wollte, als sich mit Friedrichsen in Ruhe und Freundschaft zu einigen, oder wie diesen dicken Sauerkohlfabrikanten selbst, der glaubte, einem Frauenherzen mit Bedrückung und Gewalt die Leidenschaft der Liebe einimpfen zu können!

Es war gut, wenn Menschen dieses Schlages und dieser Art an einem Strang zogen zu gemeinsamem Werk, denn was sie dann schafften. wurde groß und stark und ragte unverrückbar über alle Zeiten Wehe aber, wenn sie sich bekämpften, wenn die alten, bösen dithmarschen Instinkte von Blutrache und Urfehde in ihrem Unterbewußtsein zu flackern begannen und ihre Sinne sich von aller Vernunft und menschlicher Einsicht entfernten Dann gab es Tränen und Scherben und viel Herzeleid. das niemand zu wenden vermochte es sei denn. daß vielleicht eine große Tat leidenschaftlicher Nächstenliebe dazwischentreten und die wilden, unbändigen Triebe zu Boden zwingen würde

Karsta erwachte aus ihren Gedanken Sie stand neben einigen Gärtnereiautos, die mit frischem Weißkohl der nächst Weizen beliebtesten dithmarscher Anbaupflanze, befrachtet waren. Friedrichsen unterhielt sich mit den Verkäufern über die Preise des Jahres.

Plötzlich wandte er sich nach Karsta um.

„Na, und Sie, Fräulein Bojen? Haben Sie Ihren Kohl schon gekauft?"

„Ich?" — Sie schüttelte den Kopf. — „Sie wissen doch, daß Vogt Peddersen fast bei Strafe untersagt hat, etwas anderes als Hafer zu bauen. Vor ein bis zwei Jahren soll kein Gedanke daran sein, mit dem Kohlbau zu beginnen. Nur etwas Futterbohnen darf ich an einer besonders günstigen Ecke stecken . ."

Friedrichsen nahm sie ein wenig bei Seite.

„Unter uns gesagt, Fräulein Karsta. und bei allem Respekt vor den Erfahrungen Peddersens, aber das mit dem Kohl ist meiner Ansicht nach Unsinn! Ich weiß. daß im Hermann-Göring-Koog schon im vorigen Jahr auf drei Höfen Weißkohl gebaut worden ist und zwar mit bestem Erfolg. Peddersen ist viel zu verrannt und zu stur in seinen Ideen. Es stimmt, daß der Haferbau im Neuland überhaupt kein Risiko bietet, aber ein Mensch mit etwas Unternehmungsgeist nimmt dieses Risiko doch gern in Kauf, wenn er bei Erfolg plötzlich um Riesenschritte vorwärts kommt . . .!"

Karsta blickte zweifelnd zu den Wagen mit den Tausenden und aber Tausenden kleiner, graugrüner Kohlpflänzchen hinüber

„Ich bekomme den größten Krach mit Peddersen, Herr Friedrichsen! Er versteht keinen Spaß, wenn man sich ihm widersetzt Ganz abgesehen davon, daß es bisher überhaupt noch niemand gewagt hat, seinen Anweisungen zuwiderzuhandeln. Wenn ich Ihren Rat befolgen würde, wäre das ja schon fast eine Rebellion"

Er lachte

„Und wenn schon, Fräulein Karsta! Schließlich sind Sie die Herrin vom Bojenhof und nicht Herr Peddersen. Sie brauchen ja nicht gleich Ihr ganzes Land mit Kohlpflanzen zu bestücken, wie die meisten unserer alteingesessenen Bauern hier in der Gegend Ein Fünftel genügt vollkommen Wenn dann das Zeug im Herbst gut geraten ist. nehme ich es Ihnen in Bausch und Bogen ab. Sie haben keinerlei Sorgen mit dem Verkauf und Abtransport wie beim Getreide. und vor allem — ich zahle bar!"

Noch eine ganze Weile sträubte sich Karsta Aber dann siegte doch der alte dithmarscher Trotz da sie hier offenbar etwas nur deswegen lassen sollte, weil jemand es verboten hatte Und wenn der Kohl nun wirklich gedieh. oho dann war sie ein gewaltiges Stück weiter als die anderen, und sogar der stolze und sehr selbstbewußte Herr Peddersen mußte dann zugeben daß nur derjenige Erfolg zu haben pflegt der auch den Mut hat, zu wagen Und was im Hermann-Göring-Koog gebaut werden konnte, mußte doch eigentlich auch im Adolf-Hitler-Koog gedeihen

Entschlossen ging sie mit Friedrichsen zu den Wagen zurück und bestellte sich eine Lieferung von einer Kohlsorte, die ihr der Fabrikant besonders empfahl. Dann fuhr sie klopfenden Herzens nach Hause Sehr wohl war ihr nicht in ihrer Haut wenn sie an Peddersens Gesicht dachte Aber schließlich hatte Friedrichsen recht: der Hof unterstand ja immerhin ihr und nicht diesem eigensinnigen Vogt Martin Bentzen würde Augen ma-

chen. Sie mußte übrigens noch hinüber und ihn um seine Hilfe beim Pflanzen bitten. Mit Maria allein schaffte sie es gewiß nicht...

*

Weit draußen, wo der alte Friedrichskooger Deich einen Knick macht, um sich mit dem Deichbau vom Augusta-Viktoria-Koog zu verschmelzen, kurz, in einer sehr abgelegenen und nur zur Erntezeit etwas häufiger besuchten Ecke, lag die Kate der alten Miela Splieth. Es war eine der ältesten Hütten in der ganzen Gegend, offenbar hatten in früheren Zeiten Schäfer dort gehaust, bis die Äcker dicht an den Deich vorgetrieben und die Weiden näher an den Strand der Nordsee, ins Deichvorland verlegt wurden.

Damit hatte wohl auch die alte schilfgedeckte Kate ihre Bedeutung verloren, sie wurde immer windschiefer und baufälliger, und kein Mensch kümmerte sich darum. Nur die Jungens vom Augusta-Viktoria-Koog verlegten ihre Entdeckungsfahrten und Indianerspiele gelegentlich hierher. Diese Buben waren es auch, die eines Tages in heller Aufregung und mit großem Hallo die Neuigkeit heimbrachten, die alte Schäferkate sei wieder bewohnt. Eine Hexe wohne darin. Ein großes Feuer habe auf dem offenen Herd gelodert, an dem ein altes, buckeliges, erschreckend aussehendes Weib mit allerlei seltsamen Geräten hantierte. Als die Buben ahnungslos die Kate betraten, drehte sie sich um und scheuchte sie mit Krächzen und Besenschwingen ins Freie...!

Der Vogt vom Augusta-Viktoria-Koog war ein besonnener Mann, den auch die tollsten Spukgeschichten nicht so leicht aus der Ruhe bringen konnten. Er hörte sich die Erzählung der Koogbuben an, wiegte ein paar mal seinen Glatzkopf und sagte dann: schön, er werde den Fall gelegentlich untersuchen. Zwei Wochen später hatte er zufällig in der Nähe der Schäferhütte zu tun und schaute nach. Da hatte sich wahrhaftig ein altes, buckeliges Weiblein in der Kate eingerichtet, aber er fand sie gar nicht so hexenhaft, sondern einfach armselig und heruntergekommen und überaus dankbar, weil sie bisher noch niemand aus ihrem Schlupfwinkel verjagt hatte.

Und da er ein Mann war, der nur dort Härte und Unbeugsamkeit zeigte, wo das im allgemeinen oder in seinem persönlichen Interesse notwendig schien, so sah er vorderhand auch keinen Grund, dagegen einzuschreiten, daß die alte, wunderliche Landstreicherin in der Schäferkate wohnen blieb. Die Kate gehörte dem Fiskus, ein kleiner Zins an die Gemeinde mußte also entrichtet werden, dann hatte alles seine Ordnung. Bei der geringsten Klage oder dem kleinsten Verstoß gegen die bestehenden Gesetze allerdings mußte Frau Miela Splieth, geb. Rumpelmayer, wie sie sich mit einigen vergilbten Papieren auswies, unweigerlich und ohne Gnade hinausfliegen.

Die Alte schlug die gichtkrummen Hände zusammen und schwor bei allen Heiligen, daß sie nur im Sinn habe, ihren Mitmenschen so viel Gutes zu bringen, wie nur möglich. Sie kenne alle heilkräftigen Kräuter und verstehe uralte dithmarscher Rezepte zu brauen, mit denen man das Fieber bei den Menschen ebenso zu heilen vermöge wie die Klauenseuche beim Großvieh und den Rotlauf bei den Säuen. O, sie werde sich schon nützlich machen und keinem Menschen ein Leid antun!

Der Vogt rückte an seiner Mütze, knurrte etwas in seinen Seehundsbart und ging hinaus. Das mit den Kräutern gefiel ihm nicht, aber er gedachte bei sich: es ist besser, sie versteht sich auf das Tränkebrauen als auf das Hühnerstehlen, und schließlich muß jeder Mensch irgendein Werk in der Welt vollbringen.

Sieben Tage später wußten alle Koogbauern im weiten Umkreis von der seltsamen alten Frau in der Kate am Deichknick und von ihren geheimnisvollen Künsten. Und da die Jungens, die sich rühmten, sie als erste entdeckt zu haben, sie schon einmal als Hexe bezeichnet hatten, so blieb man bei diesem Namen und nannte sie fürderhin weder die alte Miela noch Frau Splieth, geb Rumpelmayer, wie es sich doch von rechtswegen gehört hätte, sondern einfach „die Deichhexe" vom Augusta-Viktoria-Koog.

Vielleicht war es gerade dieser unheimliche Beiname, der dafür sorgte, daß die Geschäfte der Alten in der Schäferkate recht gut gingen, besser als wenn es nur einfach geheißen hätte, die Miela Splieth wisse mit ein paar heilkräftigen Kräutern Bescheid!

Zu dieser seltsamen Miela Splieth nun begab sich der Landjäger Klaas Sootje an einem sonnigen Frühlingsmorgen, als die Stare — nicht mehr vereinzelte Vorreiter, sondern schon große, grünschillernd uniformierte Heere — in dunklen Schwärmen auf der Suche nach Nahrung durch das junge Gras marschierten. Weit dehnte sich das braune Land der Kooge, schnurgerade fielen frischgebrochene Ackerfurchen bis an den fernen Horizont, gelbliche Rauchfahnen kräuselten dünn aus steilfirstigen Bauerngehöften in die kühle, helle Luft. Ein großer, gefleckter Hund umkreiste kläffend eine Herde Wattschafe am Deichhang. Trillernd stiegen Lerchen in den weißblauen Himmel.

Die schweren, genagelten Schuhe des Gendarms knirschten vergnügt im harten Grund des Deichweges. Und er dachte, so seltsam es klingen mag, bei diesem doch durchaus dienstlichen Gang eigentlich wenig an die Deichhexe und was er von ihr in Erfahrung bringen würde. Seine Gedanken beschäftigten sich fast unablässig mit einer gewissen großen, blonden Frau im „Störtebecker" in Friedrichskoog III. und damit, wie ihr wohl am besten zu helfen wäre, damit sie den Fängen dieses widerlichen dicken Sauerkohlfabrikanten entginge.

Aber nun stand er dicht vor der Kate, und es war höchste Zeit für eine strenge, amtliche Miene. Er öffnete die schief in den Angeln hängende Tür und betrat die Hütte.

Die Kate bestand aus einem einzigen Raum, und der wurde fast zu einem Viertel von einer mächtigen, offe- Herdstelle aus Feldsteinen eingenommen, auf der ein müdes Torffeuer schwelte. Eine Esse gab es nicht, der Rauch entwich widerwillig und langsam durch eine Öffnung unter dem Dach. Auch Fenster waren nicht vorhanden. Wenn man sich nach dem Licht des Tages sehnte, mußte man die Tür öffnen. Im übrigen diente die Herdflamme als einziges Beleuchtungsmittel.

Weiter hinten in dem halbdunklen Raum schienen sich eine zerlumpte Lagerstatt und ein paar große truhenartige Kisten zu befinden. Neben der Herdstelle standen ein rohgezimmerter, wurmstichiger Tisch und drei niedrige Schemel. Auf einem dieser Schemel saß die alte Miela Splicth und stampfte in einem großen Messingmörser irgendein scharfriechendes Kraut Weder eine Katze noch eine Eule oder doch wenigstens ein Rabe befanden sich in ihrer Nähe, um ihr das übliche „hexenmäßige" Aussehen zu verleihen. Sootje war nach allem, was er von dieser geheimnisvollen Greisin gehört hatte, ziemlich enttäuscht.

Sie erwiderte seinen Gruß ohne Befangenheit und ließ sich in ihrer Arbeit nicht stören. Nur an dem schnellen, forschenden Seitenblick ihrer wässerigen Äuglein erkannte er, daß sie gespannt darauf war, was er von ihr wollte.

Er setzte sich auf einen Schemel und stopfte gemächlich seine Pfeife. Als er fertig war, griff sie wortlos nach einem Kienspan, zündete ihn an und reichte ihn ihm hinüber. Er nahm ihn stumm und setzte die Pfeife in Brand.

„Wie geht das Geschäft, Mutter Splieth?" fragte er, um das Gespräch zu beginnen.

Sie hob den grauen Kopf und sah ihn an.

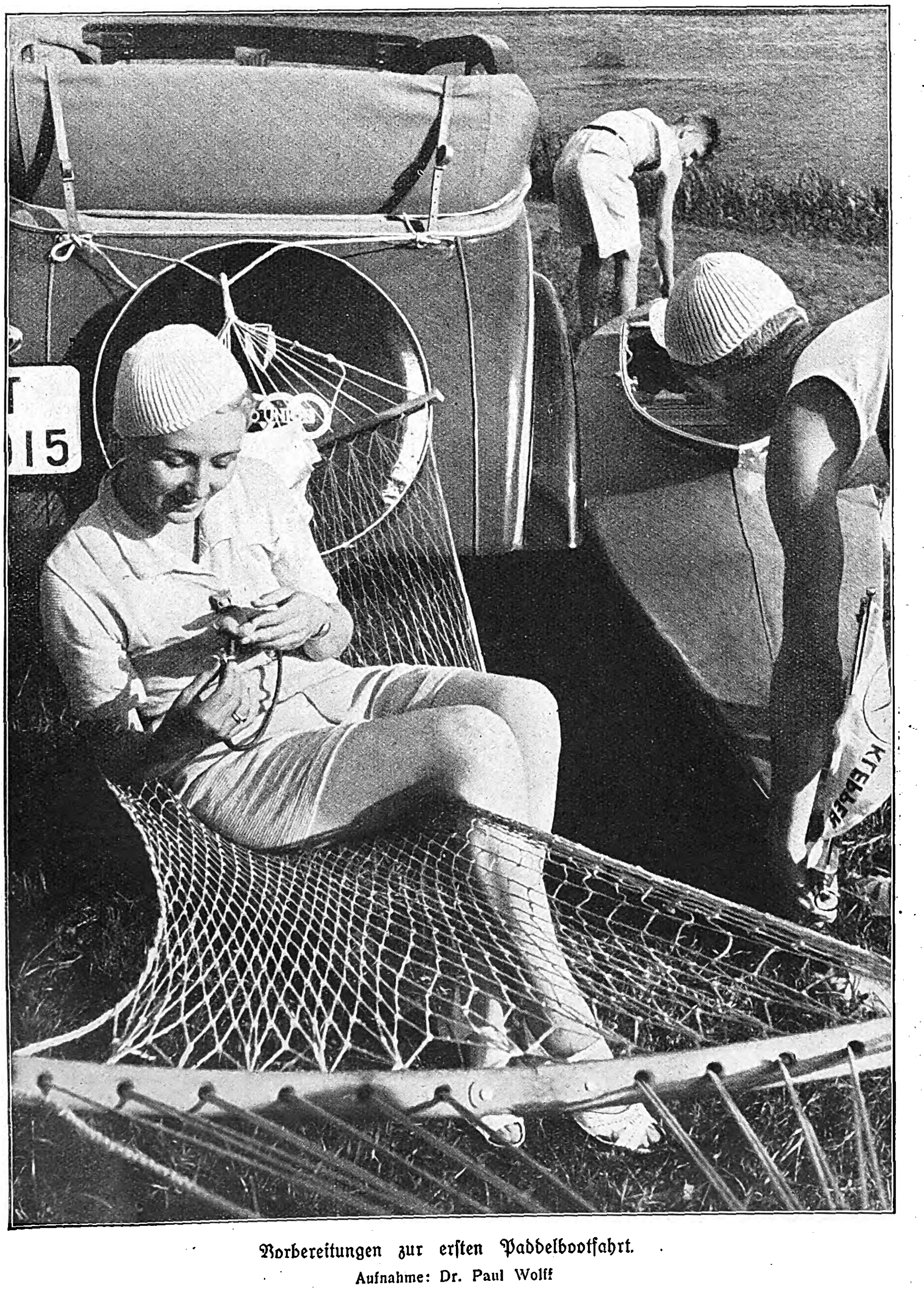
Dann kicherte sie in sich hinein.

„Es kommt darauf an, wie Sie das meinen, Herr Landjäger!" gab sie zurück und ihre Augen waren nun nicht forschend, sondern fast lauernd.

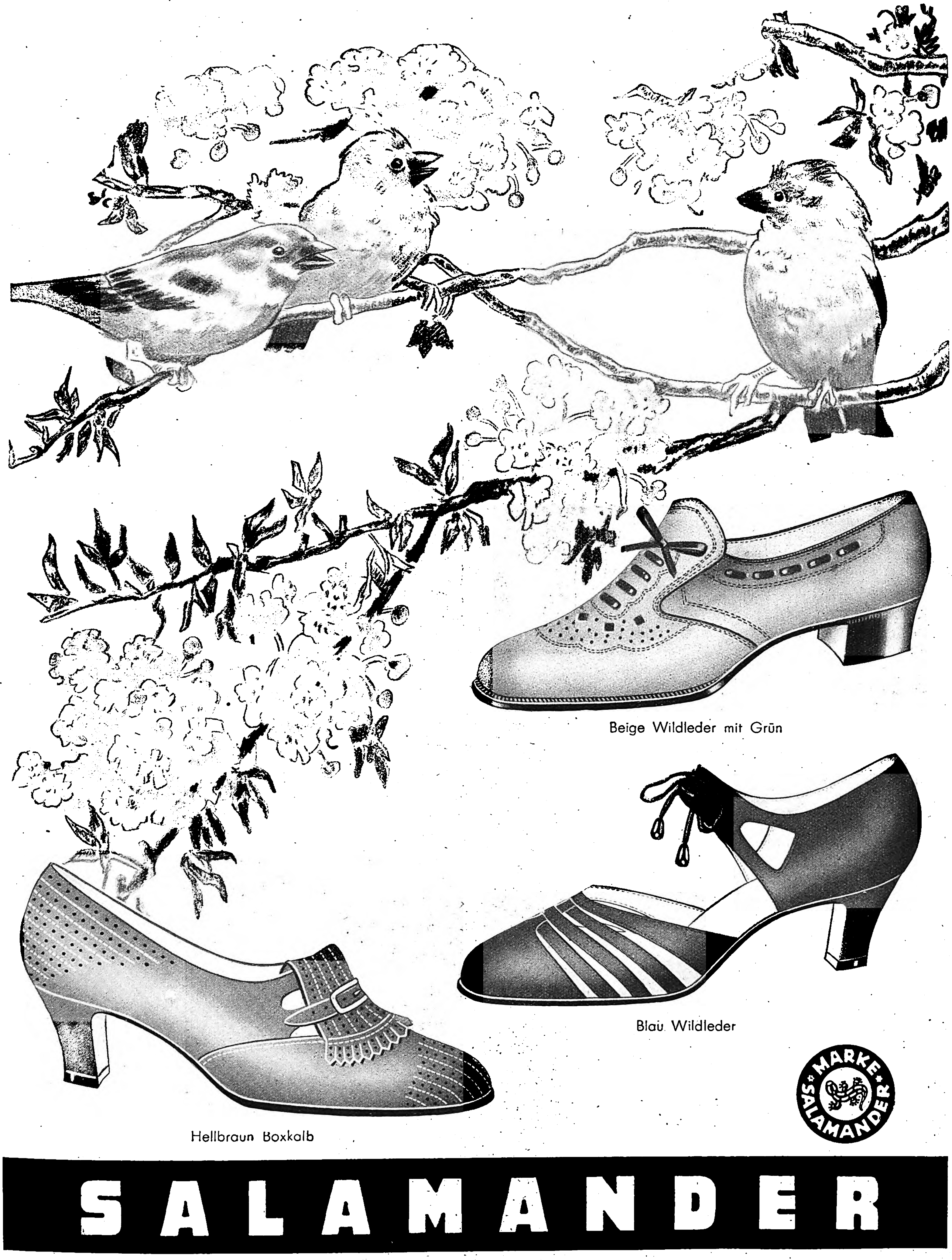
Er begriff, daß sie mißtrauisch war.

Er schüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht hier, um Ihnen Schwierigkeiten zu machen. Von mir aus heilen Sie Menschen und Tiere nach Herzenslust, und wenn die Frauen und die Mädels aus den Koogen so dumm sind, daß sie an übernatürliche Fähigkeiten der Mutter Splieth glauben, so ist das ihre Sache!" (Fortsetzung auf Seite 646)



Vorbereitungen zur ersten Paddelbootfahrt.
Aufnahme: Dr. Paul Wolff



Beige Wildleder mit Grün
Blau Wildleder
MARKE SALAMANDER
Hellbraun Boxkalb
SALAMANDER

und Meister

(Fortsetzung von Seite 642)

Sie wandte sich beruhigt wieder ihrem Mörser zu.

„Das Geschäft geht nicht schlecht für einen Menschen, der Schlimmeres in seinem Leben gesehen hat, als ein Dach über dem Kopf und ein brennendes Feuer auf dem Herd und ein paar gekochte Fische im Topf, Herr Landjäger. Es ist nicht schön, sich auf den Landstraßen herumtreiben zu müssen, wenn man an die Siebzig kommt…"

„So alt sind Sie…?!"

„So alt und vielleicht noch älter, wer kann das so genau wissen. Man wird nicht jünger, wenn man viel in das Leben anderer hineingeschaut hat und selbst kein Leben mehr lebt. Aber man wird auch nicht dümmer davon, manchmal erdrückt einen fast das allzugroße Wissen um all die Dinge, die immer wiederkehren und bei aller scheinbaren Verschiedenartigkeit doch immer die gleichen sind. Alles läuft über die Liebe in den Tod. Jedes Verbrechen und jede Wohltat hat irgendwo und irgendwie ihren eigensüchtigen Grund. Jede Leidenschaft endet mit einer Enttäuschung. Und die Leute wollen nicht hören, was ihnen wirklich bevorsteht, sondern, was sie sich wünschen. Und daran glauben sie…"

Der Landjäger blickte sie verwundert an.

„Sie stammen nicht aus bäuerlichem Stande, Mutter Splieth?"

Sie kicherte in sich hinein.

„Ist es nicht sehr gleichgültig, Herr Landjäger, was man ist und woher man stammt? Selbst wenn ich wirklich einmal aus etwas besserem Stand gekommen wäre, so wäre ich heute doch nichts anderes als eine alte verkommene „Hexe", die sich armselig mit Kräutersammeln ernährt. Wichtig ist ja nicht, was man ist oder woher man kommt! Wichtig ist, was man aus sich gemacht hat…!"

Sootje nahm langsam und nachdenklich den Tschako ab und stellte ihn auf den Tisch. Er vergaß, daß er der Deichhexe gegenübersaß, er hatte nur die Empfindung, daß er sich hier mit einem weisen, alten Menschen unterhielt.

„Sie sagten vorhin, jede Leidenschaft sei Enttäuschung. Dann ist es mit der Liebe also auch so…?"

Die Alte stellte den Mörser hart auf den Herd. Dann stand sie auf und humpelte in eine entfernte Ecke, aus der sie mit einer irdenen Schale voll winziger, getrockneter Blüten zurückkehrte. Sie schüttete einen Teil dieser getrockneten Blüten in den Mörser.

Eine ganze Weile machte sie sich damit zu schaffen, die Blüten und die zerstampften Kräuter im Mörser miteinander zu vermischen. Der herbe, starke Geruch in der Hütte wurde schärfer. Es schien, als hätte sie die letzte Frage des Gendarmen überhaupt nicht gehört. Erst nach einer geraumen Weile wandte sie sich ihm wieder zu. Ihr zerknittertes, faltiges Altweibergesicht war hart und abweisend.

„Ich bin nicht so dumm, zu glauben, Herr Landjäger, daß Sie nur hierher gekommen sind, um mich über Liebe und Leidenschaft auszufragen. Sie sind wegen etwas anderem hier, und es würde gut sein, wenn Sie damit anfingen. Damit Sie aber nicht glauben, daß die „Deichhexe" eine unfreundliche Frau ist, will ich Ihnen trotzdem sagen, was ich über die Liebe denke, die Euch junge Menschen immer so lebhaft beschäftigt. Erstens ist die Liebe nur selten eine wirkliche Leidenschaft, und darum kann sie auch nur selten wirklich enttäuscht werden. Und sonst ist Liebe meistens nicht viel mehr als der Versuch, dem anderen Teil das zuzumuten, was er selbst von uns erwartet. Vielleicht verstehen Sie das und vielleicht auch nicht. Die meisten verstehen es nicht… Nun sagen Sie, was Sie wirklich von mir wollen."

Und der Landjäger Sootje fragte ganz sachlich, aber aus guten Gründen nicht mit der seiner Stimme oft eigentümlichen dienstlichen Schärfe:

„Was wissen Sie über das Verschwinden des Peter Bruhn?"

Es wurde einen kleinen Augenblick ganz still in der Kate. Nicht einmal das Torffeuer knisterte. Die alte Miela Splieth stand regungslos und starrte in dieses lautlose Feuer, als seien ihre Gedanken bei irgendetwas Fernem, das weit, weit in der Vergangenheit zurücklag.

Schließlich flüsterte sie:

„Wie kommen Sie darauf, daß ich etwas darüber wissen soll?"

Für Klaas Sootje hatte die sichtbare Wandlung im Wesen der Alten genügt, um ihn augenblicklich aus seiner philosophischen Nachdenklichkeit wieder in die rauhe Wirklichkeit seines harten Berufes zurückzurufen. Er beobachtete sie scharf.

„Weil ich erfahren habe, daß man Sie in der Oktobernacht, als Peter Bruhn ums Leben kam, in der Nähe der — Mordstelle angetroffen hat!"

Sie fuhr herum, ihr graugelbes Gesicht war verzerrt, nun wirklich eine fast hexenhaft häßliche Maske der Angst oder des Hasses, ihr zahnloser Unterkiefer zitterte.

„Aber er ist doch gar nicht ermordet worden!"

Klaas Sootje erhob sich, wie ein Riese stand er neben der winzigen, buckeligen Greisin, und noch riesenhafter geisterte sein Schatten über die verräucherten Wände der Kate.

„Das werden Sie erst beweisen müssen, Frau Splieth! Ich für meine Person bin davon überzeugt, daß es ein Mord war!"

Sie sank zusammen und kauerte sich neben der Herdstelle auf den Boden.

Er mußte sich tief niederbücken, um ihre hastigen, abgerissenen Worte zu verstehen.

„Man hat ihn also gefunden! Ich habe gleich gesagt, daß er eines Tages gefunden werden wird…!"

Dem Polizeibeamten schlug das Herz bis zum Halse.

„Wem haben Sie das gesagt, Frau Splieth? Dem Mörder?"

Sie achtete überhaupt nicht mehr auf seine Fragen, in ihre Augen war ein starrer, abwesender Blick gekommen, fieberhafte Schauer schüttelten ihren mageren, abgezehrten Körper.

„Ich habe gleich gesagt, daß es nicht recht ist, einen Christenmenschen ohne ehrliches Begräbnis einzuscharren. Sünde ist es, hab' ich gesagt, und alle Sünde rächt sich schon auf Erden! Aber nun, da man ihn gefunden hat, ist alles gut. Er wird ein Kreuz bekommen, und der Pfarrer wird ihn einsegnen, und die bösen Geister werden von uns allen weichen. Die bösen Geister…"

Ihre Stimme war immer leiser geworden, nun brach sie mitten im Satz ab und verstummte. Sootje erschrak denn er befürchtete einen Schlaganfall. Er tastete aufgeregt nach ihrem Puls und fühlte endlich ein leises, kaum merkliches Klopfen. Aber immerhin, sie lebte, und das war für den Fortgang der Untersuchung das Wichtigste.

Vorsichtig nahm er die Ohnmächtige auf die Arme und trug sie zur Lagerstatt. Noch im Laufe des Tages mußte ein Arzt her und die Alte untersuchen. Dann mußte überwacht werden, wen sie in den nächsten Tagen besuchte. Es würde dann vermutlich nicht schwer sein, herauszufinden, wem sie gesagt haben wollte, daß es nicht recht sei, den Toten ohne christliches Begräbnis einzuscharren. Herauszubekommen, wer vermutlich noch mehr von dem Ende des armen Peter Bruhn wußte und wer der Mörder des Verschollenen war . . .!

Der Landjäger Klaas Sootje verließ schnell die Hütte der Deichhexe und schritt eilig in der Richtung auf Friedrichskoog-Spitze davon, wo er sein Fahrrad im Hause des Koogvogts Peddersen untergestellt hatte.

*

Vorahnungen täuschen nicht immer . . .!

Gerade, als die letzten Kohlpflanzen gesetzt wurden, und die Dämmerung sich bereits in blauen Schleiern vom Meer her über die Schutzwälle der Deiche in das Innere des Landes hineinzutasten begann, bemerkte Karsta, die gebückt im Acker kniete und die Stecklinge in kleine, mit einem Pflock vorgebohrte Löcher einpflanzte, wie sich ihr zwei derbe Wasserstiefel näherten. Erstaunt blickte sie empor.

Vor ihr stand Vogt Peddersen, zwei harte Falten sprangen von seiner Nasenwurzel steil über die Stirn.

Er sah sie an, seine Augen waren böse.

„Sind Sie wahnsinnig geworden?" knurrte er und schlug mit seinem eisenbeschlagenen Krückstock wütend gegen einen Stein. „Wer in drei Teufels Namen hat Ihnen erlaubt, hier im Neuland Kohl zu pflanzen und dazu noch in solchen Mengen?!"

Karsta war einen kleinen Augenblick ziemlich erschreckt. Aber dann glühte auch ihr Trotz auf. Sie erhob sich langsam, strich sich die erdige Schürze mit den erdigen Händen glatt und blickte dem Vogt ins Gesicht.

„Ich selbst habe es mir erlaubt, Herr Peddersen, wenn Sie nichts dagegen haben! Ich, Karsta Bojen, die ich bis zur Mündigkeitserklärung meines Neffen Wolfgang hier mit der Wirtschaftsführung betraut bin. Es lohnt sich nicht mehr, darüber zu reden. Die Pflänzchen sind gesetzt, daran läßt sich nichts ändern. Ob es eine Dummheit war oder nicht, das kann allein die Zukunft erweisen!"

Er maß sie mit einem einzigen, zornigen Blick vom Kopf bis zu den Füßen.

„Kommen Sie, die anderen brauchen nicht jedes Wort zu hören, das wir hier sprechen!"

Sie gingen ein Stückchen auf den Hof zu, aus dessen Küchenfenstern schon eine Lampe schimmerte. Rauch stieg senkrecht aus dem Schornstein in den abendlichen Himmel. Maria bereitete das Abendbrot.

Karsta blieb stehen.

„Wir sind jetzt weit genug vom Schuß, glaub ich. Außerdem muß ich heute unbedingt mit dem Pflanzen fertig werden. Bitte, sagen Sie, was Sie sagen wollen!"

Er stieß die Fäuste grimmig in die Taschen seiner ledernen Hose und pflanzte sich breitbeinig vor ihr auf.

„Wer hat Ihnen dazu geraten, den Kohl zu pflanzen? Denn allein wären Sie doch niemals auf den Unsinn gekommen!"

Sie warf den Kopf in den Nacken.

„Glauben Sie wirklich, daß ich die Verantwortung für meine Handlungen auf andere Menschen abwälze, Vogt Peddersen? Was ich tue und bestimme, verantworte ich selbst! Niemand hat mir geraten. Als ich das letztemal in Marnekoog auf dem Markt war, sah ich die Autos mit den Pflänzchen und kam selbst auf den Gedanken. Im Hermann-Göring-Koog . . ."

Er machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ich weiß, dort ist in einigen Höfen bereits im vorigen Jahr Kohl geerntet worden. Das war aber etwas ganz anderes. Ein Teil des Göring-Koogs ist Altland, das nur zur Abrundung des Kooggebietes dazu genommen wurde. Es bestand natürlich keine Veranlassung, den Leuten, die in dieser Ecke auf altem Boden siedelten, die Anpflanzungen von Kohl zu verbieten!"

Das war ja eine nette Bescherung! Karsta war wütend. Auf sich. Aber noch mehr auf den Vogt, weil er in einem so überlegenen Ton mit ihr sprach, und überhaupt, weil er alles besser verstand und besser wußte als andere Leute. Wer konnte wissen, ob der Kohl nicht vielleicht trotz allem gedeihen würde? Das Experiment konnte scheitern, aber doch wohl auch gelingen. Auf alle Fälle hatte ihr niemand etwas zu verbieten oder zu befehlen!

Und das sagte sie ihm denn auch mit aller Erregung.

Peddersen zog die Mundwinkel ein wenig herab.

„Machen Sie sich nicht lächerlich, Fräulein Bojen! Es dreht sich hier im Augenblick weder um Befehle noch um Verbote. Es dreht sich hier um das Prinzip der Disziplin und der Ordnung im Koog. Ich habe Ihnen das schon einmal ziemlich genau auseinandergesetzt. Nach allen Erfahrungen über die Fruchtfolge auf dem Neuland der Kooge ist es sehr unwahrscheinlich, daß Ihr Kohl wirklich gedeiht. Ich würde mich über den Erfolg für sie freuen. Aber es dreht sich hier nicht um Sie und nicht um mich, das müssen Sie begreifen. Es dreht sich um die Allgemeinheit, um die Koog-Gemeinschaft. Wenn die Leute sehen, Sie pflanzen gegen die Verordnung, was Ihnen gefällt, so werden sie sich sagen: was der Karsta Bojen recht ist, ist uns billig! Und dann werden die einen auf ihren eigenen dummen Kopf hin Kartoffeln pflanzen, obgleich im ganzen Kooggebiet keine Kartoffel gedeiht, und die anderen werden Weizen zu säen beginnen, obgleich der Boden noch jedes Weizenkorn binnen weniger Wochen auslaugt. Es würde zu einer großen Mißernte kommen, und der ganze Koog ginge zum Teufel. Wir können hier nur dann wirklich zu etwas kommen, wenn wir alle am selben Strang ziehen, und alle die gleichen, längst erprobten und sicheren Grundsätze verfolgen. Wir können es uns nicht leisten, Experimente zu machen, dazu sind wir alle zu sehr am Anfang und zu arm. Eine Mißernte aber kann die Zukunft und den Bestand eines ganzen Hofes in Gefahr bringen!"

Karsta verstand jetzt sehr gut, was er meinte. Sie schämte sich sogar ein wenig, aber sie wäre keine echte Bojen gewesen, wenn sie es auch eingestanden hätte.

„Und nun, bitte, was soll jetzt geschehen?" fragte sie etwas patzig.

Er sah mit einem scharfen, kühlen Blick über die Felder hin.

Dann erwiderte er ruhig.

„Es gibt natürlich nur eines: Sie stellen morgen die Kinder an und lassen die ganzen Pflanzen wieder ausreißen. Und nachher säen Sie Hafer. Eine andere Lösung gibt es nicht!"

Karsta starrte ihn sprachlos an.

„Ich soll die Pflänzchen — ausreißen lassen? Was ich selbst mit meinen eigenen Händen gepflanzt habe, soll ich vernichten? Ist das Ihr Ernst, Herr Peddersen, ist das wirklich Ihr Ernst . .?!"

In seinem schmalen, harten Gesicht zuckte keine Unruhe.

„Das ist wirklich mein Ernst, Fräulein Bojen! Gerade das! Wenn einer eine Dummheit gemacht hat — und Sie haben doch längst eingesehen, daß es eine Dummheit war, — dann muß man auch den Mut haben, sie wieder gutzumachen!"

Sie schüttelte den Kopf, ihre Augen sprühten

„Ob es eine Dummheit war, Herr Peddersen, das werden Sie mir erst im Herbst zu beweisen haben, und bis dahin ist es noch lange hin. Was Sie da von Prinzipien und von Disziplin sagten, das leuchtet mir schon ein, und ich hätte es wahrscheinlich Ihnen zu Liebe wirklich unterlassen, diese unglückseligen Kohlpflanzen zu stecken, wenn ich vorher mit Ihnen darüber gesprochen hätte. Aber nun, wo die Pflänzchen mal in der Erde sind, sollen sie auch darin wachsen, und wenn dabei zehnmal Ihre vielgerühmte männliche Ordnung und Disziplin zum Teufel geht. Hier geht es jetzt um etwas Mütterliches. Was einmal gepflanzt ist, soll man nicht ausreißen, sondern gedeihen lassen."

Über Peddersens Gesicht glitt ein fast trauriger Schatten.

„Wenn Sie das so sagen in Ihrem Zorn, Fräulein Bojen, dann klingt es fast schön. Es könnte einem fast imponieren, sofern es sich um Dinge drehte, die zu verteidigen sich für eine Frau wirklich verlohnt. Aber hier, Karsta Bojen, handelt es sich wirklich um eine rein männliche Sache, in die Sie nur durch Zufall hineingeraten sind, ohne dabei Ihr weibliches Wesen aufgeben zu können. Darum sollten gerade Sie, als ein Mensch, der verständiger und gebildeter ist als die meisten anderen Koogleute, sich der Führung eines Mannes anvertrauen und nicht immer den Querkopf spielen, der irgendwelche imaginären Frauenideale zu verteidigen und durchzufechten hat."

Das Mädchen sah ihn unsicher und fragend an.

Peddersen sprach weiter:

„Bedenken Sie, Karsta Bojen: Auch das kleinste Boot kommt gegen den Sturm auf, wenn ein guter Steuermann auf der Ruderbank sitzt. Und selbst das größte, wetterfesteste Schiff geht elend zugrunde, wenn nicht jemand auf der Kommandobrücke steht, der es gelernt hat, allen Gefahren mit Klugheit und Umsicht zu begegnen . . . !"

Karsta war viel zu erregt, um auf den warmen, herzlichen Unterton zu achten, der in seiner Stimme leise mitschwang. Sie hatte das Gefühl, daß er sie demütigen wollte, und das genügte ihr.

Sie lachte ihm ins Gesicht.

„Sie werden lyrisch, Herr Peddersen, und ergehen sich in Gleichnissen! Karsta Bojen als kleines Boot, das der gute Steuermann Peddersen durch die Stürme bringen möchte! Nur scheint mir, daß der brave Schiffer Peddersen zu viele Boote gleichzeitig zu steuern übernommen hat und daher die verschiedenen Ziele der einzelnen Fahrzeuge nicht mehr ganz zu unterscheiden vermag. Da ist es vielleicht doch besser, wenn sich das kleine Boot Karsta vorläufig noch allein durch die Wellen schlägt. Bisher ist es ganz gut dabei gefahren . . . !"

Ohne sich noch länger um ihn zu kümmern, schritt sie zurück zu ihrem Arbeitsplatz im Feld und versenkte zärtlich die Würzelchen der letzten Kohlpflanzen in der abendfeuchten, lockeren Erde.

*

Herr Friedrichsen saß in dem geräumigen Büro seiner Fabrik, Berge von Papieren, Abrechnungen, Kalkulationen, Lieferscheinen und Geschäftsbriefen türmten sich auf dem großen Schreibtisch rings um ihn her, Ordner lagen auf dem Fußboden verstreut, und auch auf den weitläufigen Regalen sah es nicht gerade so aus, als ob dort eine sachverständige, ordnende Hand waltete.

In der Tat, Herr Friedrichsen, der große Mann von Friedrichskoog III, war in ziemlicher Bedrängnis. Vor einer Woche hatte seinen alten Bürochef, Kassierer und Buchhalter in einer Person, den kleinen, spindeldürren, quittengelben und doch eigentlich immer ziemlich vergnügten Jochen Zillich der Wagen des Marner Krankenhauses abgeholt, und jetzt schon saß der Herr Fabrikbesitzer so in der Tinte, daß er nicht aus noch ein wußte.

Gestern hatte er an Karsta Bojen geschrieben und sie gebeten, den kranken Zillich wenigstens ein paar Stunden täglich zu vertreten. Nun wartete Herr Friedrichsen, das Karsta als rettender Engel in seinem Büro erscheinen sollte.

Der Fabrikant war zwar ein Bulle an Kräften und ein Arbeitstier wie kein zweites, wenn er drunten mit aufgekrempelten Hemdärmeln zwischen seinen Leuten an den Sauerkohlbottichen werkte, und er war auch ein ganz gerissener Fuchs in allen geschäftlichen Dingen, aber wenn er einen Brief schreiben oder Rechnungsbücher überprüfen oder gar Steuererklärungen ausfüllen sollte, dann versagte er vollkommen und war hilflos wie ein Kind.

Friedrichsen hatte mit der Oberin des Marner Krankenhauses telephoniert, aber einen Bescheid erhalten, der weder Fisch noch Fleisch war. Man könne noch gar nicht absehen, wann der Patient das Krankenhaus verlassen dürfe. Dazu müsse man bedenken, daß der Herr Zillich keiner der Jüngsten mehr sei und daß daher auch das Herz nicht mehr ganz nach Wunsch funktioniere . . . !

Herr Friedrichsen hatte den Hörer in die Gabel geworfen und erstmals gotteslästerlich geflucht. Nun saß er wütend und mißgelaunt an seinem Schreibtisch und wartete auf Karsta Bojen, die — wenn sie seiner Aufforderung folgte — in der nächsten halben Stunde zu einer Besprechung der ihr zugedachten Aufgabe erscheinen mußte.

Da klopfte es kurz und energisch an die Tür.

Friedrichsen blickte auf.

„Herrrein!" rief er und war ein wenig verwundert, daß Karsta Bojen so energisch geklopft haben sollte. Ihr Auftreten war doch sonst wenig geräuschvoll.

Die Tür ging auf, und herein kam niemand anders als der Landgendarm Klaas Sootje. Im Tschako, mit umgeschnalltem Koppel stand er da, sehr schneidig und proper, das Lederzeug glänzte und die Knöpfe waren blitzblank.

Er legte die behandschuhte Hand wortlos an den Tschakorand, zog die Tür ins Schloß und kam näher.

Herr Friedrichsen war einen Augenblick sprachlos

War dieser Sootje denn von Sinnen? Wußte er nicht, daß sie Rivalen waren, daß er hier einem Menschen gegenübertrat, der ihn schlimmer haßte als die Sünde? Und er kam so mir nichts dir nichts herauf, klopfte an, trat ein, salutierte und tat, als wäre alles in bester Ordnung.

Herr Friedrichsen erhob sich schwerfällig, er hatte etwas von einem gereizten Bären an sich. Seine kleinen Augen funkelten tückisch und hätten den Landjäger Sootje unfehlbar getötet, wenn ihnen diese mörderische Fähigkeit eigen gewesen wäre. Sein Atem ging so schwer, als müßte er ersticken.

Der Landjäger hielt den Blick des Fabrikanten aus, und eine Minute standen sie sich so Auge in Auge gegenüber, zwei unversöhnliche Feinde, zwei haßerfüllte Männer, deren jeder vom anderen dachte: „Du Schuft, ich möchte dich umbringen!"

Aber Klaas Sootje war viel zu sehr disziplinierter deutscher Beamter, als daß er sich jemals im Dienst zu einer unüberlegten Tat hätte hinreißen lassen. Gewiß, es zuckte auch ihm in den Fäusten, das Blut brauste brennend in den Schläfen, und die Zähne knirschten aufeinander, als sollten sie ein Stück Stahl zermalmen, aber der Verstand blieb kühl und überlegen.

So brach Sootje das eisige, spannungsgeladene Schweigen:

„Ich komme dienstlich zu Ihnen, Herr Friedrichsen!" stieß er heiser hervor, und er betonte das Wort „dienstlich" so stark, daß sogar der Fabrikant wieder ein wenig zu sich fand.

Herr Friedrichsen machte eine fast bedauernde Handbewegung, aber dieses Bedauern war gewißlich nicht darauf gemünzt, daß er seinen Besuch so wenig freundlich empfangen hatte, sondern weil er das als guter Staatsbürger zugeben mußte, daß in solchen Fällen alle persönlichen Angelegenheiten zu schweigen hätten. Er zwang sich sogar dazu, auf einen leeren Sessel auf der anderen Seite des Schreibtisches zu weisen.

Aber Sootje nahm den Sessel nicht, er trat nur einen kleinen Schritt näher und räusperte sich.

Dann sagte er ganz ruhig und sachlich, als säße er daheim in seiner kleinen Polizeistube:

„Ich brauche einige Auskünfte von Ihnen, Herr Friedrichsen. Welche Beziehungen haben Sie zu der alten Kräutersammlerin Miela Splieth, die draußen in der Deichkate vom Augusta-Viktoria-Koog wohnt?"

Wurde der Herr Friedrichsen um eine Schattierung blasser?! Man konnte es in dem etwas düsteren Zimmer nicht genau unterscheiden, es konnte auch draußen eine Wolke an der Sonne vorübergezogen sein.

Auf alle Fälle antwortete Friedrichsen nicht gleich.

Aber, als er dann antwortete, schwang in seiner Stimme auch nicht ein Funke von Unruhe.

„Ich spreche nicht gern darüber, Herr Sootje. Es handelt sich dabei um Dinge, die ich lieber für mich behalten möchte...!"

Der Polizeibeamte starrte den Fabrikanten ziemlich entgeistert an. So etwas war ihm in seiner langjährigen Praxis noch nicht vorgekommen! Da gab dieser Mann auf Anhieb ganz offen und kalt zu, daß er zu der Miela Splieth etwas geheimnisvolle Beziehungen hatte, und sagte dabei im gleichen Atemzuge, obwohl er doch wissen mußte, daß es hier um die Aufklärung eines Mordes ging, daß er diese Dinge lieber für sich behalten wolle.

Gewaltsam zwang sich Sootje zur Ruhe.

„Es tut mir leid, Herr Friedrichsen, wenn ich Ihren Wünschen nicht nachkommen kann. Wenn Sie mir gegenüber nicht aussagen wollen, werden Sie es beim Kriminalkommissar in St. Michaelsdonn bestimmt tun müssen!"

Friedrichsen lenkte sogleich ein.

„Danke, danke, ich wußte nicht, daß Sie der Geschichte eine derartige Bedeutung beimessen. Ich selbst halte die Alte für den harmlosesten Menschen von der Welt!"

„Das werden die Untersuchungen erweisen. Also, bitte, wollen Sie sich äußern?"

(Fortsetzung folgt)

Verlangt überall den „Illustrierten Beobachter"

RALPH URBAN:

Zwischenfall in Monte Carlo

„Julius, das Leben ist ein Hochgenuß", sagte der junge Mann zu sich selbst und betrat mit dem blasiertesten Gesicht der Welt das Kasino von Monte Carlo. Als er seinen Paß vorwies, kniff der Angestellte leicht ein Auge zu, denn der Jüngling hatte gerade erst am Vortag jenes Alter erreicht, das zum Eintritt ins Kasino berechtigt.

Also entrichtete Julius seine zehn Franken und begab sich in das Innere des Märchenschlosses. Die Reise nach Monte verdankte er der großartigen Regung eines Onkels, der ihm anläßlich seines Geburtstages ein Rundreisebillett und sehr knappes Kleingeld bewilligte, auf daß er nicht in Versuchung komme, dem Spielteufel zu verfallen.

Der junge Mann schlenderte durch die Säle und trat schließlich an einen Roulettetisch heran. Da er selbst nicht spielen konnte, setzte er im Geist mit jenem Mann, hinter dessen Sitzplatz er gerade stand. Vor diesem Herrn lag ein Haufen Jetons, er schien ganz groß im Gewinst zu sein. Noch beim letzten Spiel hatte er bedeutende Summen eingestrichen, aber schon beim ersten, an dem sich Julius still beteiligte, verlor er. Und von nun an verlor der Mann unausgesetzt; mit jedem Mal, da der Jüngling hinter ihm im Geiste mitsetzte, wurde der Haufen Jetons kleiner und kleiner. Plötzlich kam Julius die Erkenntnis, daß er diesem Spieler Unglück brachte. Anstatt aber Gewissensbisse zu fühlen, weidete er sich an seiner teuflischen Macht. Der Mann mußte etwas von den schlechten Instinkten hinter seinem Rücken gespürt haben, denn auf einmal drehte er sich halb herum, sah Julius starr an und sprach: „Ich glaube, verehrter Jüngling, Sie sind ein Klabautermann!"

Nach dem nächsten Spiel befand sich kein einziger Jeton mehr in seinem Besitz. Der Herr zog ein Taschentuch, wischte den Schweiß aus der Stirn, erhob sich brüsk und verließ den Spieltisch. Dem dämonischen Jüngling fiel es auf, daß sein stiller Partner ganz fahl im Gesicht geworden war. Aufmerksam verfolgte er ihn mit den Blicken. Der Mann begab sich in eine Ecke des Saals, kehrte dem Ganzen den Rücken, griff in die Tasche und brachte eine kleine Schachtel zum Vorschein. Julius sah nun genau, wie er die Schachtel öffnete. Und wann öffnet ein Spieler, der alles verloren hat, eine kleine Schachtel? Wenn er sich vergiften will! Kaum schoß dieser Gedanke dem jungen Mann durch den Kopf, stieß er auch schon die Umstehenden zur Seite und jagte wild jener Ecke zu. Wenige Schritte nur trennten ihn von dem Unglücklichen, als dieser aus der hohlen Hand ein weißes Pulver aufleckte.

„Er hat sich vergiftet", brüllte Julius und schlug dem Selbstmörder die Schachtel aus der Hand. Im nächsten Augenblick umringten den Todeskandidaten bereits einige Angestellte und Detektive des Kasinos, ergriffen ihn und schleppten ihn nach dem Ausgang. Ein unbeschreiblicher Tumult entstand im Saal. Die Spieler waren von ihren Sitzen gesprungen, Frauen überkreischten die Stimmen der Croupiers, die mit ihrer stoischen Ruhe die erregten Gemüter beruhigen und den Zwischenfall übergehen wollten.

Der Selbstmörder schlug wüst um sich, hustete, krächzte und wurde blau im Gesicht. Entweder hatte er sich verschluckt oder es handelte sich um ein augenblicklich wirkendes Gift. Schließlich packten ihn vier Männer bei Händen und Füßen und trugen ihn hinaus.

Der junge Mann schritt gesenkten Hauptes nach der Klinik, wohin das Opfer seiner Teufelei in einem Kraftwagen gebracht worden war. Dort angekommen, arbeitete sich Julius bis zum Wartezimmer neben dem Operationssaal vor. In schlechtem Französisch sprach er einen Herrn in weißem Mantel an, der eben von dort herauskam, und erkundigte sich nach dem Befinden des Patienten.

„Ach so, Sie sind wohl ein Verwandter von jenem Herrn", meinte der Arzt. „Der Arme kam erst zu Wort, nachdem wir ihm den Magen ausgepumpt hatten. Peinliche Sache! Der Mann leidet nämlich an Sodbrennen und hat im Kasino nur ein wenig Natron zu sich genommen. Irgend so ein Rindvieh erlaubte sich da einen ganz schlechten Witz und alarmierte das Kasino. Wenn Sie ein wenig warten wollen, der Herr wird gleich herauskommen."

Der junge Herr wartete nicht.

MITTEILUNGEN DER SCHRIFTLEITUNG

In der 4. Fortsetzung der Aufsatzreihe „Georg Ritter von Schönerer", Seite 463 der Folge 13 des „I. B.", schreibt sich der in der vorletzten Zeile der ersten Spalte irrtümlicherweise mit K geschriebene Name von Cnobloch mit C, was hiermit berichtigt wird.

In Folge 14, S. 536, des „Illustrierten Beobachters" brachten wir ein Bild von der Rekordfahrt Hans Stuck auf der Reichsautobahnstrecke Frankfurt a. M. — Heidelberg. Der dabei gebrachte Bildtext trifft insoferne nicht zu, da der unter dem Bild genannte Generaldirektor Hof nicht Generaldirektor der Auto-Union, sondern der Reichsautobahnstraßen-G. m. b. H. ist. Ein Herr des Vorstandes der Auto-Union ist auf dem Bild nicht sichtbar.

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Die Erde ändert ihre Umdrehungsgeschwindigkeit!

Im Juni 1934 beobachtete man an den in der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt zu Berlin gehenden Quarzuhren eine auffallende Erhöhung ihrer Gänge um 0,004 s. Die Gänge dieser Uhren aber waren gegen die astronomisch bestimmte Zeit festgelegt. Nach zahlreichen Kontrollen steht nun fest, daß die erwähnte Schwankung nicht auf die Quarzuhren, sondern auf eine Veränderung der astronomischen Tageslänge zurückzuführen ist. Es ist also eine Veränderung der Erdumdrehungsgeschwindigkeit anzunehmen.

Das Leben unter Druck.

Wir wissen, daß in einer Wassertiefe von 1000 Meter ein Druck von 100 Atmosphären herrscht. In den größten Tiefen bis hinab zu 10 000 Meter werden allein durch den riesigen Druck ungewöhnliche Lebensbedingungen geschaffen. Prof. Ebbecke hat jüngst mit seinen Mitarbeitern den Einfluß hoher Drucke auf Lebewesen und deren Organe studiert. Hiernach wirkt ein Druck von 100—200 Atmosphären auf die untersuchten Wassertiere (Wasserflöhe, Quallen) stark belebend, während ein Druck von etwa 500 Atm. lähmend wirkt. Bei langandauerndem, hohem Druck tritt Scheintod ein. Der Forscher konnte auch ein nach der Präparation stillgelegtes Froschherz durch einen kurzdauernden Druckstoß wieder zum Schlagen bringen.

Das „Schlafzentrum".

Nach neuesten Forschungen existiert im Gehirn von Mensch und Tier ein „Schlafzentrum". Von hier aus soll der Schlaf gesteuert werden. So gelang es z. B., durch künstliche Erregung von Hirnteilen den Schlaf willkürlich herbeizuführen. Es ist noch nicht bestimmt, ob auch von anderen Stellen her Schlaf hervorgerufen werden kann. Jedenfalls sind schon seit längerer Zeit Ermüdungsgifte nachgewiesen, die die Schlafsteuerung chemisch erregen.

Der lebende Wiesenboden.

Eine ebenso eigenartige als interessante Untersuchung machte der Breslauer Gelehrte Frenzel. Nach einer besonderen Methode stellte er die Anzahl der tierischen Organismen fest, die in verschiedenen Wiesenböden leben. So leben z. B. im Boden einer versumpften Wiese von 54 800 bis 88 900 Individuen pro Quadratmeter je nach Jahreszeit und Art dieses Wiesenbodens. Dabei sind die mikroskopischen Wesen noch nicht mitgerechnet. Das macht pro Morgen 137 000 000 bis 222 000 000 Tiere. Der scheinbar tote Wiesenboden ist also von flutendem Leben erfüllt.

Elektrizität aus Wind.

Die alten Windräder erstehen wieder! Allerdings in etwas anderer Form und anderen Ausmaßen. So wird in der Nähe Berlins nach modernsten Gesichtspunkten ein Windkraftwerk gebaut, dessen 60 Meter hoher Mast vier Flügel mit einer Spannweite von ebenfalls 60 Meter trägt. Die gewonnene Elektrizität wird zunächst in Akkumulatoren gespeichert und dann dem Verbraucher zugeführt. Die Stromerzeugungskosten sollen nur ein bis zwei Pfennig pro Kilowattstunde betragen.

Der Mensch wird älter!

Unmittelbar vor dem Kriege erreichten 30 Prozent aller Männer das siebzigste und zehn Prozent das achtzigste Lebensjahr. Heute werden fast 42 Prozent siebzig und etwa sechzehn Prozent achtzig Jahre alt. Bei den Frauen liegen die Zahlen noch höher.

Das photographische Bild auf Aluminium.

Neuerdings ist es gelungen, auf oxydiertem Aluminium lichtempfindliche Schichten aufzubringen und so gewissermaßen eine photographische Platte aus Aluminium herzustellen. Die Belichtung und Verarbeitung einer derartigen Platte erfolgt prinzipiell nicht anders als bei der üblichen Glasplatte. Dieses sog. Seo-Photoverfahren weist eine Anzahl von Vorzügen, wie Lichtbeständigkeit, Wetter- und Seewasserbeständigkeit, Härte und Verschleißfestigkeit, Feuerbeständigkeit usw., auf und wird bei der Herstellung von Schildern, Skalen, Zifferblättern, Landkarten, Plänen, Postkarten, kunstgewerblichen und Gebrauchsgegenständen angewandt.

Was sehen Ameisen?

Wir sind heute über das Sehvermögen der Tiere weitaus noch nicht genau orientiert. Der Forscher Grabensberger beschäftigte sich in jüngster Zeit mit dem Sehvermögen der Ameisen. Er konnte zeigen, daß die Ameise Helligkeitsunterschiede wohl zu unterscheiden vermag und besonders auf Grau reagiert. Das Tier kann nach kurzer Zeit ein bestimmtes Grau aus einer Serie von Grauabstufungen auswählen. Der Helligkeitssinn der Tiere ist nicht ganz so gut wie der des Menschen.

Schlangengift als Heilmittel.

Vor wenigen Jahren wurde festgestellt, daß das Gift der Kobra in bestimmten Dosen eine stark schmerzstillende Wirkung ausübt. Neuerdings scheint Schlangengift auch günstig bei der Bekämpfung des Krebses sowie bei der Behandlung von Rheumatismus, Ischias und Nervenschmerzen zu wirken.

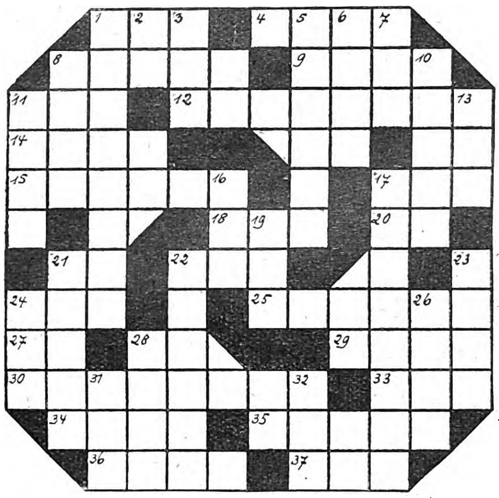
Körpertemperatur unter kosmischen Einflüssen?

Es ist bekannt, daß die Körpertemperatur des Menschen rhythmische Tagesschwankungen aufweist. Man glaubte bisher mehr an einen Einfluß der Lebensweise als an „kosmische" Einwirkungen. De Rudder und Petersen konnten die Temperaturschwankungen aber auch bei völlig ausgeglichener Lebensweise, wie sie sich bei Säuglingen leicht erreichen läßt, feststellen, und sie glauben, daß die Tagesperiodik der Körpertemperatur beim Menschen kosmisch bedingt wird. Dies erscheint um so wahrscheinlicher, als auch die kosmischen Elemente, wie Belichtung, Luftfeuchtigkeit, Strahlung usw., einen deutlichen Tagesrhythmus aufweisen. Dr. Walter Orth.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. heftiger Zorn, 4. Götzenbild, 8. österreichische Provinz, 9. heiliger Stier, 12. Kamelart, 14. Storchvogel, 15. Staat der USA, 17. Haustier, 18. Gebirge in Kleinasien, 20. Abkürzung für deutsche Münze, 22. Papagei, 24. Nebenfluß der Drau, 25. Vergeltung 27. Auerochs, 29. Geschmacksart, Kunstrichtung, 30. Brustpanzer, 33. Fluß in Bayern, 34. Kampfmittel, 35. Frauengemach, 36. Stadt in Ungarn,



37. Nebenfluß der Donau. — Senkrecht: 1. nordgermanischer Volksstamm, 2. Auerochs, 3. Lebensende, 5. südwestafrikanisches Land, 6. Singspiel. 7. Teil des Auges, 8. Blasinstrument, 10. Wind, 11. griech. Göttin, 13. Wild, 16. engl. Titel, 17. Teil von Jugoslawien, 19. Artikel, 21. Marschall von Napoleon I, 22. Arzneipflanze, 23. Tierfell, 24. Tierlaut, 26. photographischer Begriff, 28. weibl. Vorname, 31. selten, 33. Raubfisch.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a a ak aus bar be brach chen de der der di dieb dir dorff e ei en ez ge gel in ju ko kra la mag man men mo mou muf na ne ne ne nen nest pu ral ran re schet si te ti um vi vo wi zug sind 17 Wörter zu bilden. Jedem Wort sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch Beethovens ergeben. (st und ch sind 1 Buchstabe). Die Wörter bedeuten: 1. polnischer Nationaltanz, 2. islamitischer Richter, 3. Vogelschädling, 4. Fleischbeigabe, 5. militärischer Rang, 6. Schönheitsmittel, 7. deutsche Industriestadt, 8. Handstulpe, 9. Salatpflanze, 10. chem. Grundstoff, 11. deutscher Schriftsteller, 12. Stadt in Spanien, 13. Asiate, 14. Teil des ital. Somalilandes, 15. Wohnungsveränderung, 16. deutscher Lyriker, 17. Frühlingsblumen.

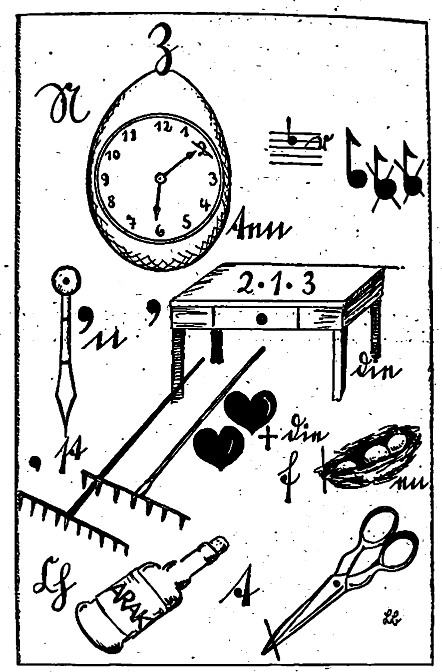
1 .... 10 ....
2 .... 11 ....
3 .... 12 ....
4 .... 13 ....
5 .... 14 ....
6 .... 15 ....
7 .... 16 ....
8 .... 17 ....
9 ....

Silbenkreuz

1	2
3	4
5	6

1—2 Wortteil, 3—1 Waschmittel, 3—4 Schmuckgegenstand, 3—6 Baumwollgewebe, 5—2 Motte, 5—4 Gefäß, 5—6 Raubtier.

Bilderrätsel



Zahlenrätsel

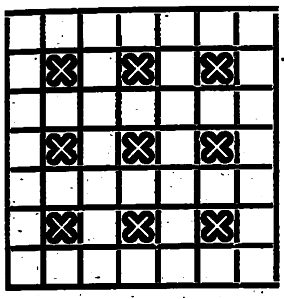
1	10	5	3	11		Rüge
9	10	12	5			Körperteil
3	4	13	7	12		Farbstoff
4	6	5	3	12		Auszeichnung
5	4	1	1	3	6	Teil des Eies
3	6	7	8	9		männl. Vorname
6	4	13	1			Teil des Ofens
7	11	1	7	13		kleines Raubtier
8	9	4	6	10	11	Kirchengesang
9	3	8	9	1		Raubfisch

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so daß Wörter der nebenstehenden Bedeutung entstehen. Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines Ostgotenkönigs.

Kapselrätsel

Heilserum, Dünaburg, Bandoneon, Bakterien, Aspirant, Anilin, Großherzog, Mirabeau, Kabarett, Koloradokäfer, Kulmbach, Gesandter, Funkstelle, Fesselballon, Feingehalt, Annaberg, Sardine, Madura, Reisender, Rollfilme, Genußmittel, Reichssender, Isolde, Osiris, Aschersleben, Schandau, Firmament, Kirschlorbeer, Bakkarat, Hohensalza, Mitternachtssonne, Kaleidoskop, Marseille, Ochsenfurt, Atonie, Pferderennen, Paratyphus, Schneidemühl, Kreidefelsen. Aus vorstehenden Wörtern ist je ein Hauptwort zu entnehmen, deren Anfangsbuchstaben einen Ausspruch Schillers ergeben.

Viereck

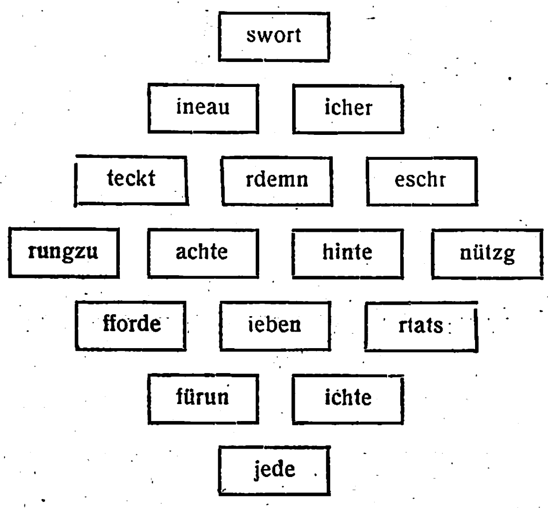


Die Buchstaben: a a a a d d e e e e e e e h h i i l l l m m n n o o o o p p r r r r s s s t u u sind so in die leeren Felder zu ordnen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. Alpenpaß, 2. Fremdwort für Unglück, 3. griech. Sagengestalt, 4. deutsches Meer.

Verschmelzungsrätsel

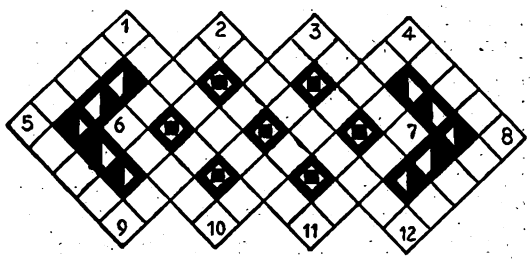
Iden — Ada = griech. Sagengestalt, Bande — Tor = Naturerscheinung, Asti — None = Musikstück, Pore — Tim = Zigarrensorte, Latte — Chor = Frauenname, Noah — Emir = Zusammenklang, Nero — Kies = nordamerikanischer Indianerstamm, Kreta — SOS = griech. Philosoph, Ibis — Rute = römischer Kaiser, Mehl — Rein = Pelztier, Lache — Rang = Stadt in Rußland, Nona — List = Blattzinn, Basra — Aden = spanischer Tanz, Ache — Ines = Stadt in Thüringen, Korn — Loge = Nachruf, Erl — Ischl = deutscher Dichter, Erwin — Band = alkoholisches Getränk, Dei — Esche = Reptil, Flur — Daun = Turngerät, Nisam — Alt = Schutzgegenstand. Die Wortpaare sind zu einem Wort der angegebenen Bedeutung zu verschmelzen. Richtig gelöst ergeben die Anfangsbuchstaben ein Wort von Pascal.

Mosaikrätsel



Sind die Mosaiksteinchen richtig geordnet, die Wörter sinngemäß abgeteilt, so ergibt sich ein Ausspruch Nietzsches.

Rätselflies



1—11 geistige Trägheit, 2—12 Symbol der Ehe (Mehrzahl), 3—7 Überlandfahrt, 4—8 Kniegeige, 5—9 arabischer Gruß, 6—10 Betriebsstörung beim Auto, 5—1 Umschlagtuch, 6—2 Schriftgrad in der Druckerei, 9—3 Städtchen im südlichen Westerwald, 10—4 Maikäferlarve, 11—7 Erträgnis des Bauern, 12—8 Frauenname.

Zahlenrätsel

1	11	3	9	2	11			Sundainsel
2	12	7	2	9	13	11	1	schlechte Eigenschaft
3	8	4	2					Vergeltung
4	2	3	14	6	15	2	3	germanisches Volk
5	8	16	14	6				Nadelholz
2	3	12	5	3	2	8		italien. Kolonie
6	15	8	9	10	8	13		Ärgernis
7	2	17	14	2	3	18		Speisenzutat
8	13	1						deutsches Gebirge
10	2	13	8	17	8	3	2	Fluß in Nordamerika
2	16	18	2	9	5	2	3	Steuerungsscheibe
9	8	9	15	12	9	7		Stadt in China

Die ersten und letzten Buchstaben von oben nach unten gelesen, ergeben zwei bekannte Namen aus dem bayerischen Gebirge. ch = 1 Buchstabe.

Lösungen der Rätsel in Folge 16:

Bilderrätsel. Einer für alle, alle für einen. ✱ **Füllrätsel.** 1. Falstaff, 2. Roswitha, 3. Aschanti, 4. Schubert, 5. Assiette, 6. Kassette, 7. Marstall ✱ **Silbenrätsel.** 1. Liliencron, 2. Immortelle, 3. Erating, 4. Biber, 5. Eldorado, 6. Ruodlieb, 7. Sirmione, 8 Ellmau, 9. Ismene, 10. Nimwegen, 11. Euripides, 12. Admiral, 13. Lucretia, 14. Turmalin, 15. Eurydike, 16. Nettelbeck, 17 Kolibri, 18. Lionel, 19 Erbhof, 20. Ingwer, 21. Dominante. „Lieber seine alten Kleider flicken als neue borgen." ✱ **Kreuzworträtsel.** Waagrecht: 5. Largo, 7. Xenon, 9. Apfel, 10. Zins, 12. Leim. 14. Belt, 16. Nase, 17. Man, 18. Reif, 21. Ober, 23. Isar, 25. Amen, 26. Reise, 27 Selma, 28. Enten. Senkrecht: 1. Parze, 2. Mops, 3. Axel, 4. Worms, 6. Gant, 8. Elen, 11. Iltis, 13. Jambe, 15. Bar, 19. Eifel, 20. Farm, 21. Omen, 22 Enter, 24. Real, 25. Asien. ✱ **Silbenkreuz.** Mosel, Mole, Moder, Sellerie, Leder, Riege, Geselle. ✱ **Kreuzworträtsel.** Waagrecht: 1. NO. 3. As, 5. Rasen, 7. Birne, 9. Rost, 10 Eta, 12. Most, 14. Ase, 15. Asien, 16. Bea, 18. Ter, 20. Nero, 23. Reis, 25. Iser, 26. Maid, 27. Adel, 29. Seal, 31. Bor, 33. Ode, 35. Paris, 36. Udo, 37. Rest, 39. Eie, 40 Elen, 41. Neath, 42. Dinar. Senkrecht: 1. Nase, 2. Ost, 3. Arm, 4. Snob, 5. Rosen, 6. Nest, 7. Baer, 8. Esens, 9. Ra, 11. Tier, 13. Ta, 17. Arsen, 19. Leier, 21. Eid, 22. Oel, 23. Nas. 24. Ida, 27. Anden, 28. Lori, 30 Leder, 31. Bach, 32. Ried, 34. Esel, 36. Ulan, 38. Tag, 40. ent. ✱ **Zahlenrätsel.** 1. Roland, 2. Heroismus, 3. Epos, 4. Ideal, 5. Naumburg, 6. Loki, 7. Appell, 8. Nike, 9. Degen. „Rheinland." ✱ **Rösselsprung.** Ein edler Sinn erleichtert uns das Leben, Und guter Regung soll sich keiner schämen. Wer Wohltat nimmt, denk: es sei schwer zu geben: Wer gibt, der wisse, es ist schwer zu nehmen. Trojan.

Diamanträtsel

L
PAU
FINTE
MUNDART
LOUISIANA
KONDOTTIERE
LANDSTREICHER
BRANDENBURG
PROVISION
BAECKER
BAHIA
REH
R

Schach-Beobachter

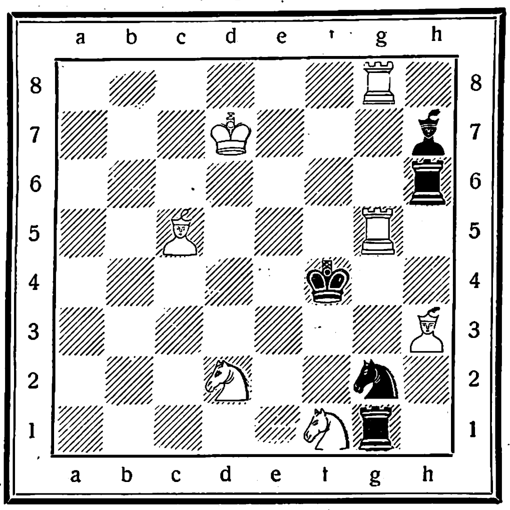
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Paul Hoy, Schweinsburg-Pleiße

Schwarz: Kf4, Tg1, Th6, Lh7, Sg2 (5)



Weiß: Kd7, Tg5, Tg8, Lc5, Lh3, Sd2 Sf1 (7)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 12

Vierzüger von Prof. Dr. E. Witte, Blankenburg

Weiß: Ke8, Tf5, Lh2, Bc4, c6, e3, g4 (7)
Schwarz: Ke6, Bc5, c7, e4, e7, g7, h4 (7)

1. Tf5—f7, g7—g6; 2. g4—g5, h4—h3; 3. Tf4, Ke5; 4. Tf6≠.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; A. Brückner, Stollberg; H. Fisch, Mülheim-Ruhr-Speldorf; A. Neiger, Vijnite (Rumänien); K. H. Kugelmann, Frankfurt; M. Templin, Friedensstadt; J. Diehl, Oberschmitten; C. Weinrich, Syke; F. Stieler, Dortmund-Aplerbeck; F. Nellen, Leverkusen; P. Antweiler, Köln-Merheim; A. Kühnen, Hannover; A. Neubert, Zwönitz; Pfr. Klein, Setzingen; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; J. Herwig, Gotha; O. Hoffmann, Hamburg; A. Klingenberg, Wunstorf.

Einige Löserurteile: „Listige Ausnützung des Zugzwangs" Dr. M.. B.; „Ein prächtiges Problem mit einfachen Mitteln" C. W., S.; „Eine ebenso schwierige, wie tief erdachte Neubearbeitung des indischen Problems" F. N., L.; „Sauber und klar angelegt, ergeben sich schöne Mattbilder" P. A., K.-M.; „Dieses Problem bietet hohen ästhetischen Genuß" A. K., W. usw.

Entscheidendes Turmopfer

Gespielt im Hamburger Turnier 1935

Weiß: Rodatz Schwarz: Reinhardt

Damenindische Verteidigung

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	Sg8—f6	9.	Ld2×c3	Sf6—e4!
2.	Sg1—f3	b7—b6[1]	10.	Dd1—c2	f7—f5
3.	c2—c4	e7—e6	11.	0—0[5]	Tf8—f6
4.	Sb1—c3[2]	Lc8—b7	12.	Sf3—d2	Tf6—h6!![6]
5.	e2—e3	Lf8—b4![3]	13.	Ld3×e4	f5×e4
6.	Lc1—d2	0—0	14.	g2—g3[7]	Dd8—g5
7.	Lf1—d3	d7—d6	15.	f2—f4[8]	e4×f3 e. p.
8.	a2—a3[4]	Lb4×c3	16.	Ta—e1	Th6×h2
			17.	Kg1×h2	Dg5—h5†

aufgegeben. Auf Kh2—g1 folgt f3—f2†, und wenn der Turm auf f2 schlägt setzt die Dame auf h1 matt. Schlägt aber der König auf f2, so setzt die Dame auf h2 matt.

[1] Damit will Schwarz die sogenannte damenindische Verteidigung spielen, eine moderne Spielweise, in der der Punkt e4 und d5 vom Nachziehenden mittels dem „indischen Läufer" b7 als Angriffsziel betrachtet wird.

[2] Weiß hat nicht die richtige strategische Einstellung zur Partie, sonst wäre hier statt des Textzuges Dd1—c2! geschehen, um e2—e4 im nächsten Zuge zu drohen.

[3] Gegen den Punkt e4 gerichtet. Bereits jetzt hat Schwarz sein Ziel erreicht, denn e4 gehört ihm vollständig.

[4] Noch einmal war hier Gelegenheit zu Dc2 unter günstigen Umständen gegeben. Weiß hätte dann wahrscheinlich d6—d5 erzwungen, worauf der Anziehende mit seiner Stellung zufrieden sein konnte.

[5] Besser wäre die große Rochade gewesen, um einen Königsangriff einzuleiten.

[6] Zu spät ist es für Weiß, seinem Gegner den Punkt e4 streitig zu machen. Durch einen feinen Königsangriff nützt Schwarz die strategisch überlegene Stellung aus.

[7] Ein Fehler wäre Sd2×e4, da nach Dd8—h4 der Springer verloren ist.

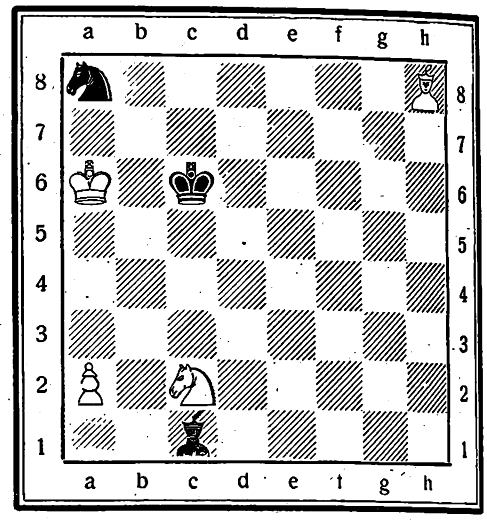
[8] Wieder war Sd2×e4 falsch wegen Dg5—g6, f2—f3, d6—d5 und der Se4 ist verloren.

Ein unglückliches Pferdchen

Ein Endspiel von H. Rinck, Barcelona

Dem Figurenmaterial nach sollte Schwarz eigentlich Remis halten können. Aber die ungünstige Stellung des schwarzen Pferdchens ermöglicht eine interessante Gewinnführung für Weiß.

Schwarz: Kc6, Lc1, Sa8 (3)



Weiß: Ka6, Lh8, Sc2, Ba2 (4)

Weiß am Zuge gewinnt!

Wodurch?

Lösung: Durch 1. Sc2—b4†, Kc6—d7 (auf Kc5? folgt 2. Sd3† und auf 1 . . ., Kc7 gewinnt 2. Ka7, Sb6; 3. Le5†!, schließlich auf 1 . . ., Kd6; 2. Kb7, Sc7; 3. Sf3 nebst 4. Le5†); 2. Ka6—b7, Sa8—c7; 3. Sb4—d3!, Lc1—a3; 4. Sd3—e5†, Kd7—d6 (oder 4 . . ., Kd8; 5. Lf6†, Le7! 6. Sc6†!); 5. Se5—c4† und gewinnt.

Aus dem „Brennessel-Schach"

In jeder „Brennessel" kann man solche Kurzpartien mit würziger Glossierung finden.

Gewonnen von Jobe, München.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lc4, Sf6; 4. 0—0, Lc5; 5. d4, L×d4 (e×d4!); 6. S×d4, S×d4; 7. Lg5, h6; 8. Lh4, g5; 9. f4!, g×f4; 10. T×f4!, e×f4; 11. D×d4, 0—0; 12. L×f6, De8; 13. Lh8! Aufg.

Die satirische Zeitschrift „Die Brennessel" ist überall für 30 Pf. zu erhalten.

HUMOR

„Aber Sie bewahren sich doch sicher von jedem Roman, den Sie schreiben, ein Exemplar auf, Herr Doktor?"

„Gewiß, mein Fräulein — von einigen sogar Tausende!"

*

„Was hast du eigentlich für einen Wagen?"

„Einen Vierundzwanziger."

„Was?! Vierundzwanzig PS?!"

„Nee. Vierundzwanzig Monatsraten!"

*

„Also, Sie sind die Braut meines Neffen, liebes Fräulein? Nehmen Sie doch Platz und lassen Sie uns ein wenig plaudern. Ich habe schon so viel von Ihnen gehört!"

„Aber Sie haben es doch hoffentlich nicht geglaubt, gnädige Frau?!"

*

Ein Schotte war in einer Londoner Speisewirtschaft. „Na", fragte er nach dem Bezahlen den Kellner, „kommen eigentlich viele Schotten in Ihr Lokal?"

„Nein", erwiderte der Kellner, „wir können nicht klagen!"

*

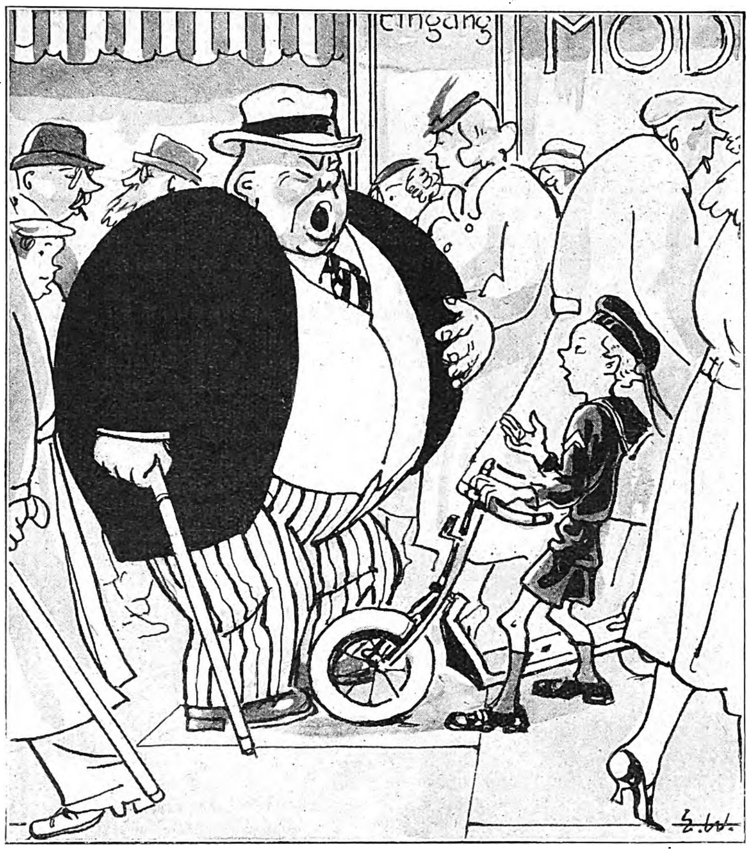
„Haben Sie irgend etwas zu Ihren Gunsten zu sagen, Inhaftierter?"

„Jawohl, Herr Wachtmeister: Ich finde, daß die Polizisten in dieser Stadt geradezu reizende Leute sind!"

*

„Nicht wahr, gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl ist doch Konsul?!"

„Konsul?! — Cäsar war bloß Konsul. Mein Mann ist General-Konsul."



„Zum Donnerwetter, du Lausebengel, konntest du mich denn nicht sehen?!"

„Doch, aber es war nirgends Platz zum Ausweichen!"

„Junger Mann!" schnaubte der Skatpartner, „mir brauchen Sie keine Lehren zu geben! Ich habe Skat gespielt, ehe Sie überhaupt geboren waren!"

„Aber seitdem wohl nicht mehr?" erkundigte sich der junge Mann freundlich.

*

„Otto, ich sage dir, schon monatelang habe ich eine fabelhafte Idee im Kopfe."

„Dann wird es aber Zeit, daß du damit 'rauskommst, denn ihr muß es da allein doch mit der Zeit zu langweilig werden."

*

„Nun, Schwester, wie geht's dem Patienten in Nummer 15?"

„Nicht so besonders, Herr Doktor. Als ich eben bei ihm war, versuchte er gerade, seine Fiebertabelle auf der Schreibmaschine zu spielen."

*

„Warum ist eigentlich in jedem Blumentopf unten ein Loch?"

„Das ist doch klar, Mensch: Für den Fall, daß mal jemand den Samen verkehrtrum 'reinlegt!"

*

Fremder: „Sie werden entschuldigen, erreiche ich den Zug nach Posemuckel noch?"

Einheimischer: „Das kann ich Ihnen auch nicht sagen, das liegt ganz an Ihnen, wie Sie laufen. Der Zug ist nämlich bereits vor einer Viertelstunde abgefahren."

*

Schotte zu seinem Sohn: „Wie oft hab' ich's dir schon gesagt, du sollst das Dichten sein lassen! Du machst deiner Vaterstadt dadurch nur unnötige Denkmalausgaben!"

BARTHOLD BLUNCK:

DER HAI

Das Meer lag in glitzernder Unendlichkeit da. Gleichförmig träge plätscherten kleine Brandungswellen gegen den Strand bis hinauf zu den Füßen der am Ufer stehenden Männer, die mit südländisch lebhaften Gebärden auf das Wasser wiesen und das Wiedererscheinen der Menschenhaie besprachen. Wenige hundert Meter von der Küste entfernt spielten die unwillkommenen Gäste im Wasser oder jagten Schwärme kleinerer Fische. Die Zuschauer waren fast alle Bewohner des nahe gelegenen Dorfes. Sie machten wichtige Gesichter und hatten ein wohliges Gruseln, da sie selber das Meer nicht befuhren und die Ungeheuer vom sicheren Land aus betrachten konnten. Zwischen ihnen, mit gelegentlichen heimlichen Seitenblicken bedacht, stand der Fischer Rainer mit seinem Sohn Hermann, beide breitschulterige blonde Männer, höher an Wuchs als die kleinen Brasilianer und Caboclos. Der ältere Fischer blickte ruhig auf die weite sonnenbeschienene Fläche, die von den spitzen dreieckigen Flossen der Riesenfische in langsamem Dahingleiten durchschnitten wurde, und sagte endlich, da er merkte, daß alle auf seine Meinung warteten, die Haifische könnten der Küstenfischerei nicht gefährlich werden, solange man sie nicht jage. Nein, er habe keine Furcht. Mit heimlichem Stolz sah er auf Hermann, nahm das zum Trocknen aufgespannte Netz vom Gestell und ging allein zur nahen Hütte, während der Junge den Erzählungen des alten Pedro, eines invaliden Matrosen, zuhörte, der früher oft auf Haifischjagd gegangen war.

Fischer Rainer stammte aus einer alten friesischen Fischerfamilie. Vor etwa zwanzig Jahren, bald nach seiner Verheiratung, hatte sein unruhiges Blut ihn hinausgetrieben. Die Arbeit auf den Kaffeeplantagen Brasiliens hatte ihm jedoch nicht behagt. Eines Tages hatte er sich entschlossen zur Küste aufgemacht, um mit seinem inzwischen herangewachsenen Sohn sein Brot in altgewohnter Weise zu verdienen. Zwar mußte er mit einem kleinen, billig erworbenen Kahn anfangen, aber bald konnte er mit einer flachen Segeljolle weiter hinausfahren und reichere Fänge heimbringen. Da die Rainers anspruchslos waren, konnten sie von dem Erlös der im nahen Ort verkauften Fische ein bescheidenes, geruhsames Leben führen.

Zu den Kunden Rainers gehörte auch ein ehemaliger deutscher Pflanzer Borchert, der mit Siedeln mehr Glück gehabt hatte als der Fischer, und in der näheren Umgebung des Dorfes ein schönes Anwesen besaß. Borchert war gelernter Schmied, ein baumstarker Mann von über sechs Fuß Größe. Er konnte von seinem in ehrlicher Arbeit, aber wohl auch mit einigem Glück verdientem Gelde gut leben, doch lag ihm Beschäftigungslosigkeit nicht. Daher hatte er sich, sehr gegen den Willen seiner Frau, eine kleine Dorfschmiede eingerichtet, in der er, um etwas zu tun zu haben, seiner alten Tätigkeit oblag und meist Kunstschmiedearbeiten für sich anfertigte, daneben aber auch kleine Reparaturen für die Dorfbewohner ausführte. Der Verkehr der Familien war selten, aber freundschaftlich, obschon die gutmütige, etwas beschränkte Frau Borchert mit der gegenseitigen Neigung Hermanns und ihrer einzigen Tochter Anna nicht einverstanden war, da nach ihrem verschrobenen Sinn eine mögliche Verbindung zwischen dem einfachen Fischersohn und ihrem dereinst mit Glücksgütern reicher gesegnetem Kinde nicht günstig war. Sie wollte mit ihrer Anna „höher hinaus". Zwar dachte der alte Borchert vernünftiger als seine Frau, aber um keinen Streit aufkommen zu lassen, trafen die jungen Leute sich nur abends heimlich am Dorfrande. Ja, und es dünkte sie reizvoller, hinter dem Rücken der Alten ihre kargen Stunden des Beisammenseins genießen zu können.

Das ruhige Leben im Orte wurde eines Tages jäh gestört durch die Schreckensnachricht, daß der Fischer Rainer an einem stürmischen Morgen nicht wieder heimgekehrt war. Hermann, der während der Nacht zuvor gefischt und daher den Vater nicht begleitet hatte, fuhr sofort mit dem kleinen Kahn auf das inzwischen beruhigte Meer hinaus, konnte zwar die kieloben treibende Jolle bergen, aber trotz des Beistandes einer ihm zur Hilfe geeilten Zollbarkasse wurde der Leichnam des Vaters nicht gefunden. Bald entstand unter den Leuten das Gerücht, ein Hai habe das leichte Boot zum Kentern gebracht, denn Rainer hatte schon ganz anderen Stürmen getrotzt. Hermann suchte traurig an der Wand der Jolle nach Beschädigungen von Schlägen, fand aber keine. Er konnte sich anfangs das furchtbare Bild nicht ausmalen, daß sein Vater den Haien zum Opfer gefallen sei, aber auf seinen einsamen Fahrten kam er ins Grübeln, und allmählich nistete sich der Gedanke bei ihm ein, die Raubfische, die er und sein Vater früher bei ihrem gelegentlichen Erscheinen immer vorsichtig gemieden hatten, könnten doch den Tod des Vaters verschuldet haben. Seine Mutter, die zuerst laut den Tod ihres Mannes beklagt hatte, war mit einem Male stumpf und wunderlich geworden; Hermann fand sie oft, wenn er nach Hause kam, wie abwesend am Herde sitzen. Sie sprach kaum mehr und wiederholte immer nur die Worte „die Haie, die Haie", dann schüttelte sie sich vor Grauen, zog ihren dünnen Wollschal fester um die Schultern und versank wieder in Gedanken, aus denen keine teilnehmende Frage sie aufstören konnte. Die Verzweiflung seiner Mutter und die eigenen dunklen Überlegungen hatten in ihm, trotz der Bitten Annas, die mit Schrecken davon hörte, den wahnwitzigen Vorsatz reifen lassen, den Tod des Vaters an den Tieren zu rächen.

Er war ganz erfüllt von der Idee und schien darüber sein Mädchen zu vergessen.

Nächtens sah er immer die unheimlichen dunklen Rückenflossen der Haie, die in langsamem Umkreisen ihrer Beute kleine Fische zusammenjagten, um sie dann in

Massen zu verschlingen. Eines Abends begab er sich zu dem alten Pedro, der ihm von seinen Jagden erzählen sollte. Pedro lebte bei seiner verwitweten Schwiegertochter von einer kleinen Rente, die ihm die Schiffsgesellschaft ausbezahlte; ihm war bei stürmischem Wetter von einer herunterkommenden Rahe das linke Bein gebrochen und später schlecht verheilt, so daß es steif geblieben war und er seinen Beruf nicht mehr ausüben konnte. Der Alte pflegte bei seinen Erzählungen meist gewaltig zu übertreiben, aber als er nun sah, wie finster und entschlossen der junge Fischer war, und da ihn selber das Abenteuer reizte, berichtete er sehr sachlich und gab Hermann gute Ratschläge. Der Menschenhai, sagte er, habe eine Länge von zwanzig bis dreißig Fuß, griffe den Menschen indessen nur an, wenn er gereizt oder gejagt werde. Er beschrieb die Harpunen, die früher zum Fang verwendet wurden, gab die Länge der Leinen an und riet, vorne im Boot eine Plattform einzubauen, von der der Abwurf gemacht werden könne. Auch gab er genaue Anweisung für das Zurechtlegen der Leinen; der Bootsrand müsse zu diesem Zwecke mit Eisen beschlagen werden, damit die von dem getroffenen Tier blitzschnell herabgezogene Leine das Holz nicht in Brand setze. Außerdem sei, um das Boot unter allen Umständen schwimmfähig zu erhalten, außenbords genügend Kork anzubringen. Schwierig sei vor allem, mit der Harpune durch die zähe, feste Haut des Hais zu dringen; es gäbe nur unter der großen Rückenflosse einen grauen Strich, dort könne das Eisen, wenn es mit großer Kraft geschleudert würde, eindringen. Hermann hörte dem Alten mit gespannter Aufmerksamkeit zu und begab sich tags darauf zum Schmied Borchert, der als wagemutiger Jagdliebhaber sofort Feuer und Flamme für den Plan war und versprach, in wenigen Tagen einige Harpunen fertigzustellen sowie die Einbauten in das Boot zu machen. Nachdem er Verschwiegenheit zugesagt hatte, begab er sich sogleich an die Arbeit.

An einem Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, kam Borchert mit dem alten Pedro zu Hermann an den Strand, das Boot wurde ins Wasser geschoben und das kleine Segel gesetzt, denn die Haie waren ziemlich weit hinaus aufs Meer gezogen. Die Jolle machte bei gutem Landwind schnelle Fahrt, und als sie in den Bereich der Tiere gelangt waren, wurde das Segel gefiert, der Mast herausgenommen und ins Boot gelegt, um es dadurch wendiger zu machen. Pedro nahm das Steuer, und Borchert ruderte nach seinen Anweisungen. In diesem Augenblick tauchte dicht hinter dem Heck ein riesiger Hai auf, der langsam vorüberschwamm, aber plötzlich die Richtung änderte; dabei sahen die Männer den weit geöffneten, mit scharfen Zähnen bewehrten, schrecklichen Rachen und die tückischen Augen. Es war ein furchtbares Tier und Entsetzen packte sie, denn der Anblick konnte wirklich Männer zittern machen. Pedro fand zuerst seine Sicherheit wieder; er wendete das Boot, und Hermann begab sich nun schweigend und mit zusammengebissenen Zähnen an den Bug, stellte sich auf die eingebaute Plattform, ergriff eine Harpune, wog sie in der Hand zum Wurf aus und wartete. Der Alte steuerte so, daß sie das nächste Tier von der Seite anliefen. Hermann atmete tief, warf die Harpune und — fehlte. Seine Hand war unsicher gewesen; er zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen und rief Borchert mit heiserer Stimme zu, den nächsten Wurf zu wagen. Seit Beginn der Jagd befanden sich die Männer in ungeheurer Aufregung; sie flüsterten sich keuchend gegenseitig Ratschläge und Anweisungen zu. Der Schmied ging nun nach vorn, und als er die Gelegenheit für gekommen glaubte, warf er mit aller Wucht die Harpune. Im gleichen Augenblick wurde das Boot mit Wasser überschüttet, eine riesige Schwanzflosse schlug die Wellen und verschwand, wild schäumende Wirbel hinterlassend. Die Leine hing schlaff über Bord und als sie eingezogen wurde, sahen die Männer, daß die eiserne Spitze der Harpune stark verbogen war; sie hatte zwar den Hai getroffen, war aber nicht durch die Haut gedrungen.

Da die Brise auffrischte und die Erregung der Männer ein ruhiges Handeln ausschloß, setzten sie wieder Segel und fuhren heim.

Borchert mußte, wohl um sich vor Frau und Tochter etwas herauszustreichen, daheim von dem Erlebnis berichtet haben, denn abends kam Anna zur Hütte und beschwor Hermann, den sie schon seit einigen Tagen nicht mehr gesehen hatte, unter Tränen, von seinem Vorhaben abzustehen. Der Junge blieb jedoch verbissen wortkarg und lehnte auch, trotz ihrer flehentlichen Bitten, irgendwelche Zusagen ab, versprach indessen, ihrem Vater nichts von einer neuen Jagd am nächsten Morgen, die er sich fest vorgenommen hatte, zu sagen. In der Frühe aber, als der Schmied und Pedro bei ihm am Boot erschienen, erklärten sie, ihn nicht im Stich lassen zu wollen.

An diesem Tag waren die Haie dem Ufer viel näher, und es war merkwürdig, daß die Tiere diesmal das Boot umschwärmten, als wollten sie es wie eine Beute einkreisen. Pedro wurde ängstlich, er ließ daher in seichteres Wasser rudern. Die Haie blieben zurück, nur ein ungeheures Tier hielt sich hartnäckig in ihrer Nähe. Endlich stellte Hermann sich, trotz der Warnung Pedros, mit der Harpune am Bug auf. Unablässig umkreiste der Hai das Boot, immer näher kam er heran, bis er in gleicher Höhe mit dem Fahrzeug schwamm. Jetzt war die günstige Gelegenheit gekommen: alle Kraft zusammennehmend, schleuderte Hermann das Geschoß, und diesmal hatte er die rechte Stelle getroffen. Aber im selben Augenblick erhielt das leichte Boot einen so fürchterlichen Schlag, daß es beinahe gekentert wäre. Gleich darauf wurde es mit ungeheurer Geschwindigkeit aufs Meer hinausgezogen, denn die Leine hatte nicht klar gelegen, sie verwickelte sich und saß nach kurzem Ablauf fest. In rasender Geschwindigkeit flog das Boot hin und her; viel Wasser kam über und floß auch durch die eingedrückten Planken herein. „Kappen!", befahl Pedro. Hermann ergriff das Beil und durchschlug damit die Leine. Durch das plötzliche Nachlassen der Geschwindigkeit lief das Boot ganz voll Wasser; der Rand war fast in gleicher Höhe mit dem Meere und nur der Korkgürtel hielt es schwimmend.

„Der Hai kommt wieder", schrie der Alte; er ergriff die zweite Harpune, die anderen packten Ruder, um wenigstens eine Waffe zu haben. In wildem Ansturm nahte der Hai, brausende Gischt aufwirbelnd. Aber wie durch ein Wunder tauchte er, nur wenige Meter von dem Bug entfernt. „Das war die Rettung", rief Pedro, und sofort begannen alle, Wasser auszuschöpfen und überflüssige Gegenstände über Bord zu werfen.

Borchert wandte sich dem Lande zu, um die Entfernung festzustellen. Da sah er zu seinem Entsetzen Anna, die gerade den Kahn flott gemacht hatte und mit aller Kraft zu ihnen hinausruderte. Während die Männer beim Schöpfen unablässig das Wasser rings umher beobachteten, erblickten sie in einiger Entfernung wieder zwei Haie, die mit großer Schnelligkeit auf sie zukamen. Obgleich Anna mit höchster Anspannung ruderte und in wenigen Minuten bei ihnen sein konnte, sahen sie, daß die Haie sie eher als das Mädchen erreichen würden. Die Untiere schwammen aber in engem Bogen um die Jolle herum. Durch ununterbrochenes Schlagen der Ruder auf das Wasser hielten Borchert und Hermann die Räuber vom Boot ab, bis das tapfere



Mädchen die Schiffbrüchigen erreicht hatte. Der kleine Kahn faßte gerade alle vier, er lag aber sehr tief, und ein schwacher Schlag oder Stoß eines Haies hätte ihn mit Leichtigkeit umgeworfen. Glücklicherweise schwammen die Tiere aufs Meer hinaus; die schlimmste Gefahr war gebannt. Hermann konnte noch die Jolle festmachen, um sie in Schlepp zu nehmen, und gänzlich erschöpft erreichten sie das rettende Ufer. Dort brach Anna nach den übermenschlichen Anstrengungen bewußtlos zusammen. Ihr Vater trug sie zur nahen Fischerhütte, Hermann folgte ihm.

Frau Rainer fuhr auf, als sie die Männer in wassertriefender Kleidung hereinkommen sah. Als sie auch Anna in durchnäßten Kleidern wie leblos auf den Armen ihres Vaters erblickte, schien sie aus ihrer Geistesabwesenheit aufzuwachen. Kopfschüttelnd betrachtete sie einen Augenblick lang ihren Sohn, dann gab sie kurz dem Schmied Anweisung, Anna auf ein Lager zu betten, das Feuer anzufachen und Wasser für einen stärkenden Tee, den sie sogleich bereitstellte, aufzusetzen. Sie selber legte feuchte Tücher auf Annas Stirn und begab sich in ein Nebengemach, um eigenes trockenes Zeug zum Wechseln für das Mädchen herauszusuchen.

Während der Schmied am Herde hantierte, beugte Hermann sich über das blasse Gesicht Annas. Nie war es ihm so schön erschienen. Borchert hatte das Feuer zu lustigem Prasseln gebracht und den Wasserkessel in den Haken gehängt. Nun wandte er sich, um nach Anna zu sehen. Aber er hemmte seinen Schritt im gleichen Augenblick, denn er sah, wie das Mädchen mit glücklich-schmerzhaftem Lächeln den Arm hob und ihn um Hermanns Hals schlang.

Pedro rief nach ihnen, er mühte sich vergeblich, den Kahn auf den Strand zu ziehen. Schweigend gingen Borchert und Hermann hinaus, um ihm zu helfen. Sie verrichteten wortlos die Arbeit und kehrten zur Hütte zurück. Während Pedro eilig hinauf ins Dorf humpelte, hemmte der Schmied seinen Schritt und sagte nach einigem Räuspern zu Hermann, der ein glückliches Gesicht hatte und zur Hütte drängte: „Junge, so etwas dürfen wir den Frauen nicht wieder antun. Du solltest deine Mutter wieder froh machen. Und geh nur jetzt zu Anna, ich will inzwischen nach Haus und alles in die Reihe bringen.“

Draußen, fern auf dem Wasser, zogen weiter die Haie ihre Kreise. Das Meer lag wieder in glitzernder Unendlichkeit da. —

Der Zweikampf

Von Ralph Urban

„Junge, Junge“, sagte eines Abends der Boxer Meßmer zu dem schlanken Jüngling Papier, da sie zufällig an der alten Tafelrunde wieder einmal zusammentrafen. „Laß die Hände von dem Mädchen. Wenn ich dich nochmals mit Karla sehe, dann dresche ich dir ins Profil, daß du glaubst, die Welt geht unter!“

„So stark bist du wieder auch nicht, du häßliches Nilpferd“, entgegnete der gekränkte Papier, worauf Meßmer über den Tisch griff, um die Sache an Ort und Stelle zu bereinigen. Die gemeinschaftlichen Freunde wirkten beschwichtigend, indem sie zwischen dem Boxer und seinem Rivalen einen Damm aufbauten.

„So geht das nicht, Kinder“, sagte Herr Wilde, der als Meister im Jiu-Jitsu ein gewisses Ansehen genoß. „Kämpft die Geschichte anständig aus, wie es unter Ehrenmännern der Brauch ist.“

„Ich bin bereit!“ erklärte Meßmer und legte herausfordernd die mächtigen Fäuste auf den Tisch.

„Unter gewissen Voraussetzungen bin ich es auch“, meinte Papier. „Natürlich bin ich klar im Nachteil, da Meßmer hundertachtzig Pfund gegen meine hundertvierzig wiegt und außerdem Anwärter auf den Meistertitel im Schwergewicht ist, während ich nur als Amateur gewertet werden kann. Ich verlange daher eine Vorgabe.“

„Meinetwegen lasse ich mir eine Hand zurückbinden“, höhnte Meßmer.

„Das ist gar nicht notwendig“, sagte Papier. „Ich will nur die ersten drei Schläge voraus haben. Ist Meßmer nach dem dritten Hieb noch kampffähig, so mag er mir drei versetzen. Und bin ich dann nicht k.o., bin ich Sieger, und Meßmer hat Karla aus dem Weg zu gehen. Andernfalls trete ich zurück.“

„Ha, ha, ha, einverstanden —“, gröhlte der Meisterboxer.

„Schön“, wandte sich Papier nun direkt an den Gegner. „Aber du darfst erst zurückschlagen nachdem der dritte Hieb von mir gesessen hat.“

„Ehrensache!“

Unter großem Hallo aller Anwesenden wurden die Bedingungen genau festgelegt. Wilde, der Meister im Jiu-Jitsu, mußte das Amt des Unparteiischen übernehmen, alle andern bürgten mit für die genaue Einhaltung der Kampfregeln.

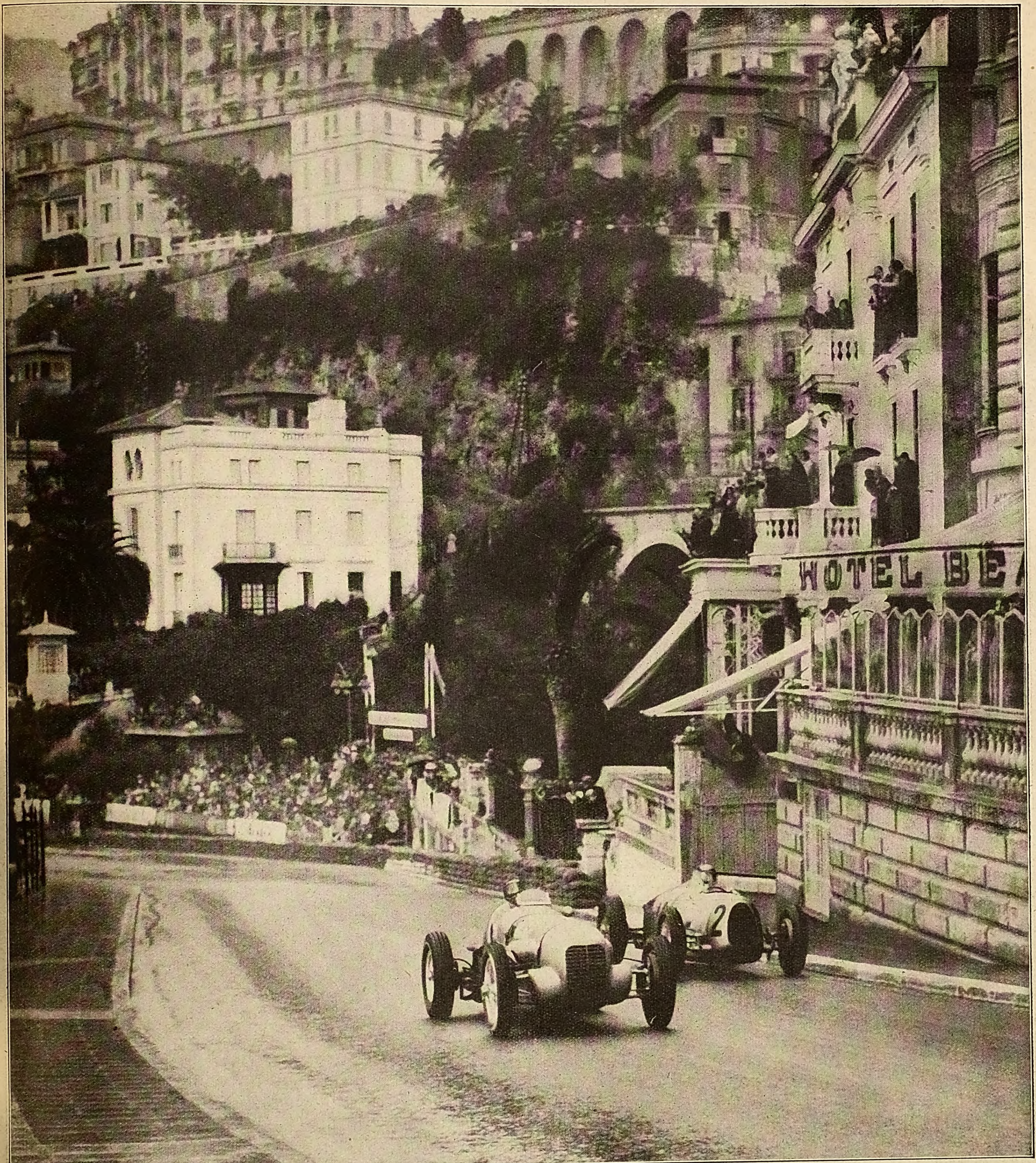
Bald darauf standen die beiden Gegner im Klubzimmer mit Boxhandschuhen an den Händen und mit entblößtem Oberkörper einander gegenüber.

„Also los!“ rief der Schiedsrichter, worauf Meßmer die Arme auf dem Rücken verschränkte und gesenkten Hauptes die graue Zukunft erwartete. Papier trat bis zur Tür zurück, nahm mit ganz kurzen Schritten einen rasenden Anlauf und drosch im Vorbeisausen dem Feind aufs Kinn, daß es dumpf dröhnte. Durch den Körper des Meisterboxers lief das Zittern eines Baumes, dessen Stamm den wuchtigen Streich des Beiles empfängt. Er hielt aber still, nur seine Augen rollten in schrecklicher Wut.

Wieder ging der schlanke Jüngling bis ganz zur Tür, wippte einige Male auf den Fußspitzen, verwandelte seine Rechte in ein Schwungrad, schoß wie ein Pfeil durch die Luft und landete im Flug mit der Faust im Angesicht des Gegners. Meßmers Kinnladen knarrten eine Zeitlang wie eine nicht geölte Tür, während seine Augen heftig schielten. Dann entrang sich seiner mächtigen Brust ein gequältes Stöhnen. „Warte nur, du Knochen“, kam es mühsam hervor, „jetzt komme bald ich daran!“

„Für heute habe ich genug“, erklärte lächelnd Papier und streifte den Boxhandschuh ab. „Ich verzichte auf den dritten Schlag, und an dich kommt erst die Reihe, bis du ihn abbekommen hast. Also praktisch nie.“ Sprach's und ging unter dem Gewieher der Kameraden ab, während der Meisterboxer vor Grimm leise in sich hineinschluchzte.

Der Unparteiische aber strich sich im Bewußtsein seines schweren Amtes nachdenklich das Kinn und suchte in dieser unvollkommenen Lösung nach einem gerechten Ausweg. Daher ging er zu dem Zankapfel und trug dem Mädchen den Fall vor. Karla dachte eine Weile scharf nach, dann siegte in ihr das weibliche Gerechtigkeitsgefühl: Sie entschied sich nämlich für den Unparteiischen, den Meister im Jiu-Jitsu

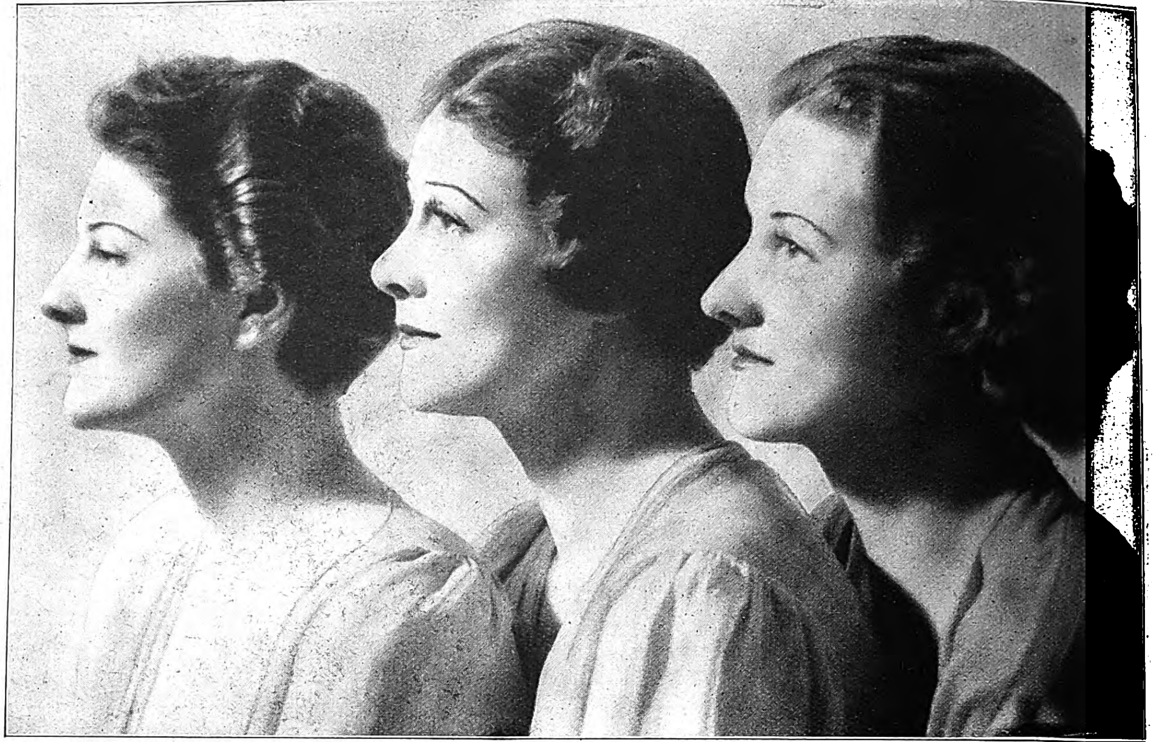


Motoren donnern durch Monte Carlo — das erste große Automobilrennen dieses Jahres, das mit einem überwältigenden deutschen Sieg endete.
Aufnahme: Presse-Photo.

...und ihr Erfolg: Im Preis von Monaco siegt Deutschland überlegen.

Die Automobil-Rennsaison des Jahres 1936 hat soeben in Monte Carlo begonnen und einen eindrucksvollen Sieg der deutschen Wagen gebracht: Caracciola auf Mercedes-Benz siegte, Varzi und Stuck auf Auto-Union belegten den zweiten und dritten Platz, und erst als Vierter konnte Nuvolari auf dem neu konstruierten Alfa-Romeo einpassieren. Besonders erschwert wurde das diesjährige Monte-Carlo-Rennen durch starken Regen und nicht zuletzt auch durch die großen Ölpfützen, die ein beschädigt ins Rennen geschickter Wagen auf der ganzen Rennstrecke hinterließ, und die zahlreiche schwere Stürze und Zusammenstöße veranlaßten.

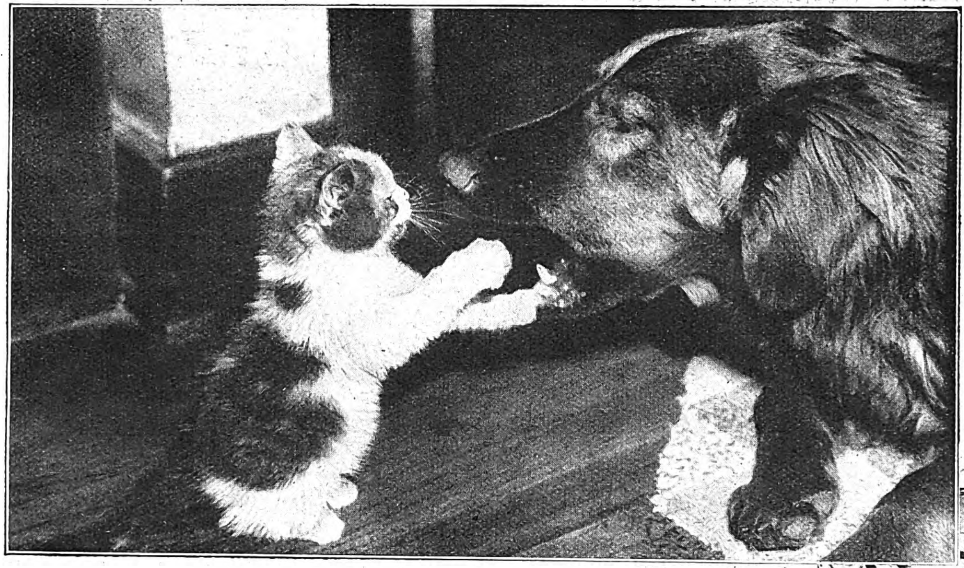
Amerikanischer Frühling im Auge der Kamera



Wer von diesen jungen Damen ist die Mutter der beiden übrigen?

Das Bild stellt den amerikanischen Bühnenstar und Radioliebling Irene Rich mit ihren beiden Töchtern dar. Wir wollen Ihnen verraten, daß die Mutter sich in der Mitte befindet.

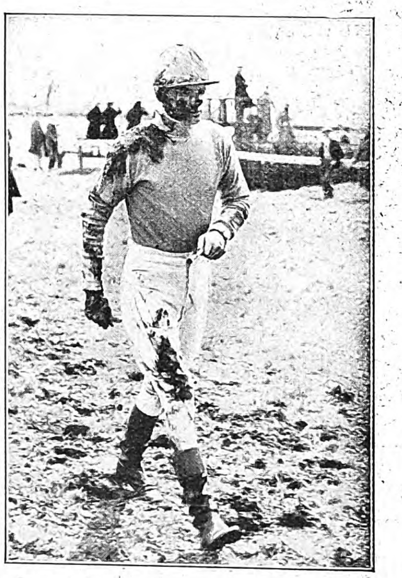
Aufnahmen:
Weltbild (4), Presse-Photo (1).



Freundschaft zwischen „Hund und Katz"!

Dieser gutmütige Hund läßt sich von dem jungen Kätzchen sogar ausgiebig auf der Nase herumtanzen.





Alles muß kunterbunt durcheinander photographiert werden.

Links die schöne Trägerin eines noch schöneren Kleides, rechts der vom Pech verfolgte Herrenreiter nach einem Sturz.



Ein offizielles „Frühlingsbild" mit dem Kapitol in Washington als Hintergrund.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. 36: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8
[ABCDEF]



„Wir möchten gratulieren!“

KLEINE GEBURTSTAGSGÄSTE BEIM FÜHRER

Der kleinste Gratulant war das Kindchen des Reichsinnenministers Dr. Frick, und Freude liegt auf dem Antlitz des Führers.



Stabschef Lutze mit Frau und Kindern — eine deutsche Familie —, stolz und glücklich, dem Führer ihre Wünsche darbringen zu dürfen.

Das Herz des ganzen Volkes flog am 20. April dem Führer zu. Ganz Deutschland hielt am Geburtstage Adolf Hitlers seine Hand, ganz Deutschland sah ihm im Geiste ins Auge mit den heißesten Wünschen, die man für einen Menschen empfinden kann in dem Wissen, daß von seiner Gesundheit und Kraft das Schicksal des Volkes getragen wird, daß auf seinen Schultern der ganzen Nation Ehre, Frieden und Wohlfahrt ruhen.

Es würde Bände füllen, wäre fast unmöglich, über alle Einzelerscheinungen, Besuche, Briefe und Geschenke zu berichten, in denen sich an diesem Tage die unverbrüchliche Liebe und Treue unserer deutschen Volksgenossen inner- und außerhalb der Gren-



Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Die kleine Nichte des preußischen Ministerpräsidenten und Oberbefehlshabers der Luftwaffe, Generalobersten Göring, ist mit Onkel und Tante willkommener Gast.



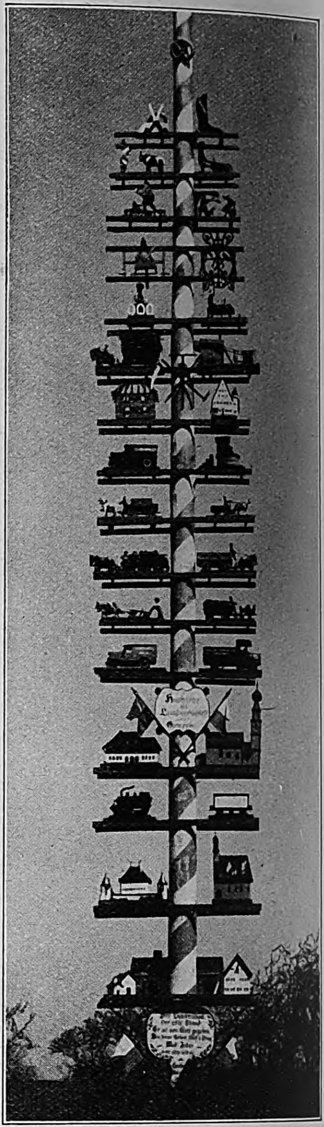
Mai-Ausflug am deutschen Rhein.
Hoch über dem „Deutschen Eck" im freigewordenen Koblenz.
Aufnahme: Weltbild.



Ein Riese von 40 Meter Höhe:

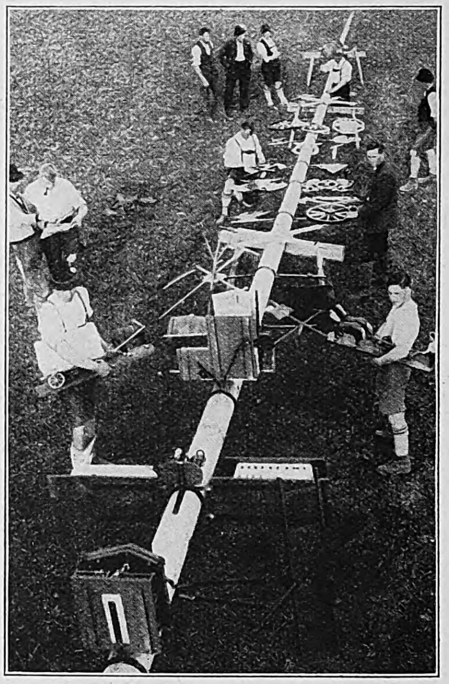
Der Maibaum wird aufgestellt

Eine schöne alte Sitte, die besonders in der vorbildlichen Volksgemeinschaft des Dritten Reiches ihre Bedeutung hat, ist die Aufstellung des Maibaumes in den Dörfern und Marktflecken im Süden des Reiches. Schon lange vor der Aufstellung werden die Zunftzeichen in den Mußestunden hergestellt, wobei der edle Wettstreit in bezug auf das beste Kunstwerk lange Zeit das Gespräch des Dorfes ist An einem Sonntag im Mai des Jahres versammelt sich die Jugend um den Maibaum und schwingt bis in die späten Abendstunden hinein bei der Blasmusik das Tanzbein



Der aufgestellte Maibaum in seiner ganzen Pracht mit den Symbolen der ehrsamen Arbeit.

Aufnahmen: Wißmann.



Links: Am Tage vor der Aufstellung werden die Zunftzeichen probeweise angebracht, wozu alle Berufe des Dorfes ihr kleines Kunstwerk beisteuern.



Einholung und Aufstellung des Maibaumes. Voran die Musikkapelle, flankieren die Burschen und Mädel des Trachtenvereins den festlich bekränzten Maibaum, der sechsspännig ins Dorf gefahren wird. Die Aufstellung des 40 Meter hohen Riesen kostet viel Schweiß, aber die Freude nachher und die winkende „Maß" lohnen die schwere Arbeit.



Wenn alle Zunftzeichen bis auf die letzten zwei unteren befestigt sind, wird der Maibaum bis zu 3 Meter Höhe eingeseift. Über dieses glatte Stück muß der „Wettbewerbler" unter dem Beifall der andern klettern und das letzte Zeichen befestigen. Einige „Maß" sind der Lohn für diese akrobatische Leistung.




Die schwerste menschliche Arbeit: Bergmänner vor Ort.
In einer Tiefe bis zu 1200 Meter und bei einer Wärme von nicht selten 35 Grad arbeitet der Kumpel im Bütt. Unser Bildberichterstatter erzählt uns zu den Aufnahmen: Es ist nur möglich, liegend oder kauernd bis vor Ort vorzudringen, da sich der Kohlenflöz, der je nach dem „Gebirge" (der Gesteinschicht) senkrecht, waagerecht oder schräg verläuft, bis zu 40 cm verengt. Links ein Kumpel im Kohlenstreb, rechts ein Hauer vor Gestein, der gefährlichsten Arbeit des Bergmannes.

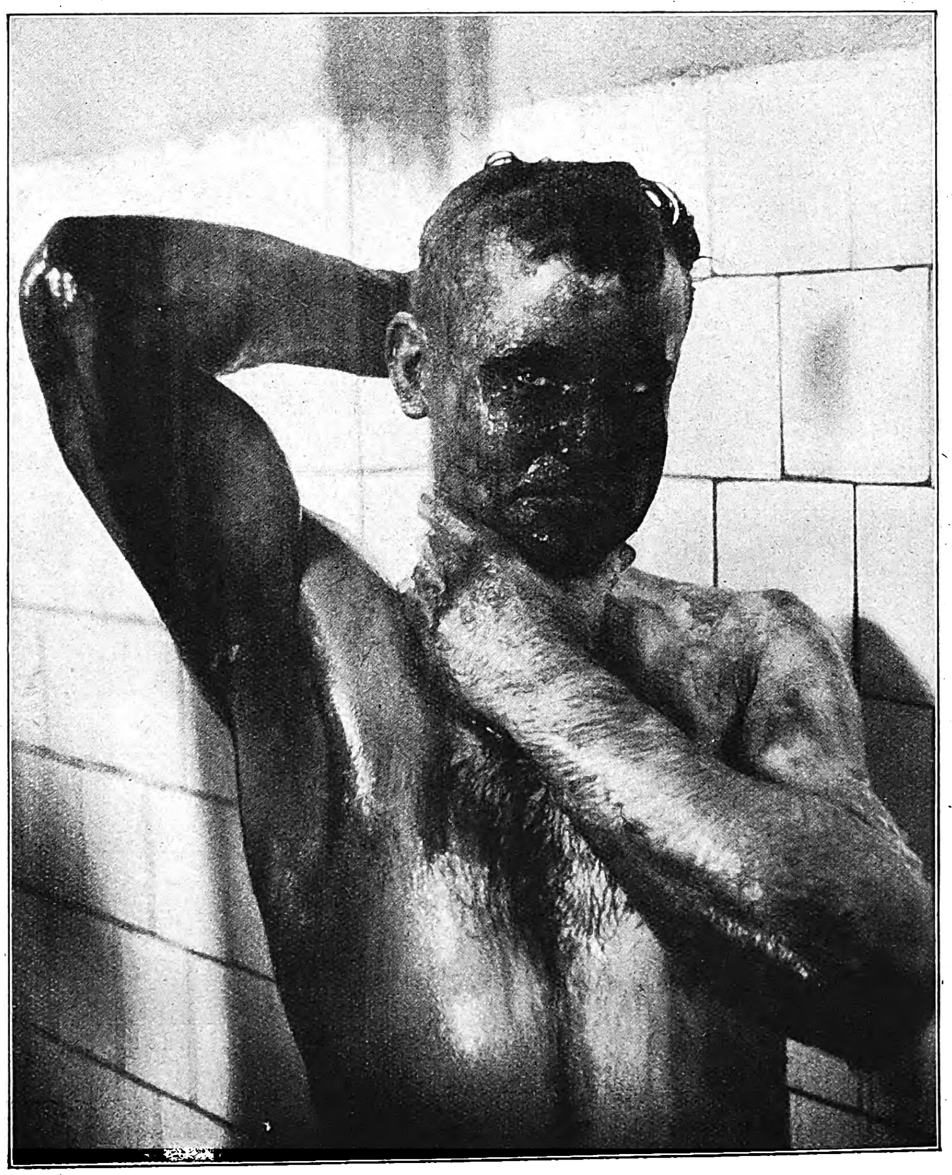
Über Tag

ERST DER KUMPEL SPÜRT, WAS LUFT UND SONNE BEDEUTEN

Sonderaufnahmen aus dem Ruhrgebiet für den J.B.: Bayer. Bildbericht-Fischer.

Unter Tag — das ist Arbeit in Nacht und Hitze, in Schweiß und schmierigem Kohlenstaub, der in die Poren bringt, in tückischem Gesteinstaub, der die Lungen versteinert. Kauernd treibt der Hauer einen Querschlag vor, um neue Kohlenflöze zu erschließen. Der Mann liegt festgepreßt, wie eingekeilt, je nach dem Raum, den die Gesteinschicht läßt. Es dröhnt um ihn, und wenn gesprengt wird, ist die Hölle los, mit keinem Lärm über der Erde vergleichbar.

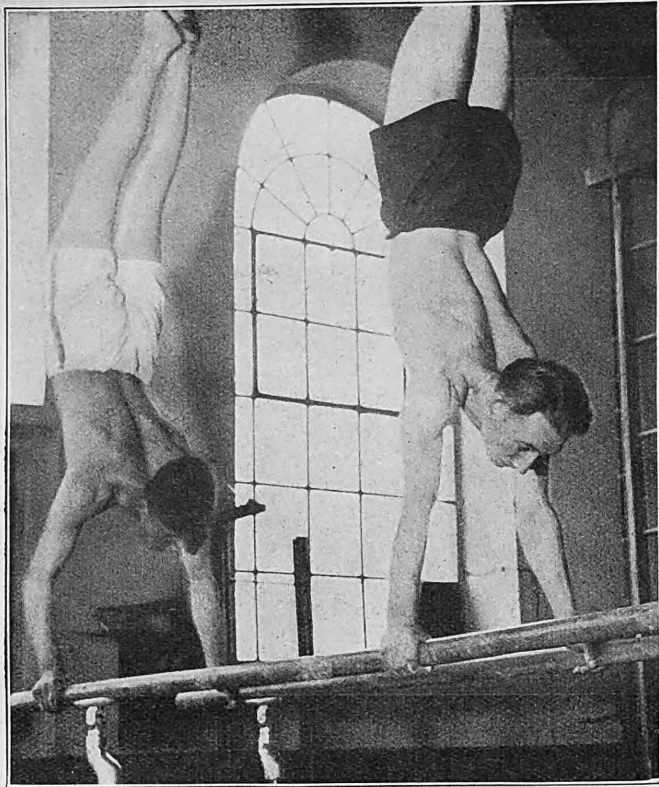
Über Tag — das ist Luft, reine, gesunde Luft, die das Atmen zum Genuß macht, das ist Sonne, die wärmt und Farben herbeizaubert. Diesen Helden der Arbeit muß jeder Volksgenosse Dank wissen. Wer einmal im Bütt war, denkt zeitlebens bei jedem Stück Kohle an den Kumpel unter Tag. Die Arbeitsfront bemüht sich unablässig, den Werktag und die Feierstunden des Kumpels sicherer und angenehmer zu gestalten; und wenn einer es verdient, so ist es wahrlich er.



Rechts:
Aus dem Bütt unter die Brause.
Der Kumpel, der durch die anstrengende Arbeit in großer Hitze und in kohlenstaubgeschwängerter Luft bis zur Unkenntlichkeit geschwärzt wird, hat eine wahre Leidenschaft zu Wasser und Seife. Gleich nach der Schicht geht es in die Waschkaue und unter die Dusche.



Nach acht Stunden Arbeit
und Fahrt aus dem Förderkorb ans Tageslicht. Lachend geht es heim zur Familie.



Turnen, Sport und Spiel in Luft und Licht — danach sehnt sich der Jungbergmann unter Tage.

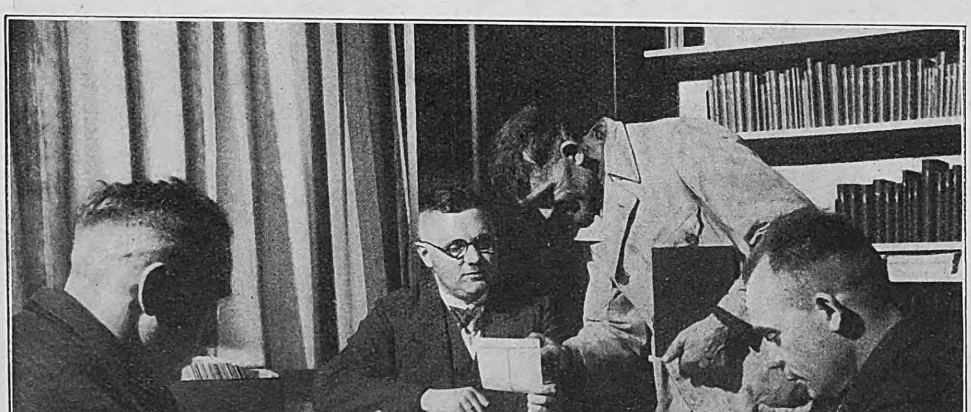
In der Zeche gibt es eine eigene Turnhalle, und eigene Sportlehrer widmen sich der sportfreudigen jungen Mannschaft. Neben jeder Zeche ist ein Fußballplatz angelegt. Die Kumpels setzen einen Ehrgeiz darein, die besten Mannschaften zu stellen. Der Deutsche Meister „Schalke 04" setzt sich aus ehemaligen Kumpels zusammen. Unser Bild rechts zeigt die Fußballmannschaft der Zeche Karolinenglück auf dem Weg von der Waschkaue zum Sportplatz.



*

Unten: Der Bergmann ist ein fleißiger Leser.

Die Bücherei der Zeche liefert ihm den Lesestoff. Er hat eine große Wahl; die schwere Kost wird im allgemeinen bevorzugt.





Der Brieftaubensport ist im Ruhrgebiet zu Hause.

Fast jeder Kumpel hat Brieftauben und hütet seine wertvollen und nicht selten prämiierten Lieblinge. Unser Berichterstatter mußte ohne Blitzlicht arbeiten, da die Tauben sonst Sinnesstörungen davontragen.

CROESSINSEE

Zur gleichen Stunde, während der Führer aus den Händen des Reichsorganisationsleiters die Ordensburg Croessinsee übernahm, stiegen in der Eifel auf der Ordensburg Vogelsang und im Allgäu auf der Burg Sonthofen die Fahnen am Mast empor: Die drei Ordensburgen des Dritten Reiches erhielten ihre Weihe.





Der historische Tag in Croessinsee.

Reichsminister Dr. Frick, Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und Reichsleiter Amann begleiten den Führer auf dem Rundgang durch die Burg.

In der Nähe eines kleinen pommerschen Städtchens, das vor kurzer Zeit auf sein sechshundertjähriges Bestehen zurückblicken konnte, Falkenberg, entstand eine Burg: Eine der drei Ordensburgen der NSDAP., deren Bestimmung es ist, dem politischen Führernachwuchs des neuen Deutschland Hort und Erziehungsstätte zu sein. Die drei Ordensburgen werden die deutschen Schulungshallen, in denen der Glaube an Deutschland und das unvergängliche Werk Adolf Hitlers für alle Zukunft in die Herzen der neuen Kämpfer gesenkt werden wird. Vor der großen Rede des Führers an seine achthundert hier versammelten Kreisleiter sprach Dr. Ley, der die drei Ordensburgen in dieser historischen Stunde in Croessinsee als ein Geschenk der in der Arbeitsfront zusammengeschlossenen Arbeiter, Handwerker und Unternehmer dem Führer zur Verfügung stellte.

Links:
Blick auf den großen Hof der Ordensburg Croessinsee mit dem wuchtigen Wachturm.

An Hand der Karte

Prellzonen heute – und morgen?

An Hand der Karte lassen sich die Züge und Winkelzüge der Weltpolitik deutlicher zeigen als mit dem zufälligen Stoff täglicher Meldungen, die uns aus London, Tokio, Moskau oder Neuyork erreichen. Wie die Völker gegen ihre Grenzen drücken, wie von den Militärs strategische Bahnen vorgetrieben werden, wo das soziale Elend seine Standquartiere aufschlägt, wie der Luftverkehr ein neues Netzwerk der Macht über den Erdball legt — alles dies muß mit dem Auge wahrgenommen werden, um sich fester einzuprägen.

Ein Engländer, ein Sowjetkommissar und ein japanischer Oberst kamen in einem schwachen Augenblick überein, die Karten voreinander aufzudecken. Sie schlugen alle drei die Weltkarte auf. Sie sahen sich einen Augenblick schmunzelnd an. Ach ja, wir können uns nichts mehr vormachen! Und alle drei, anstatt mit dem Finger auf einen Punkt zu tippen, legten gleich ihre Handfläche auf einen ganzen Raum.

Der Engländer setzte die Hand mit dem Gelenk auf den Suezkanal, derart, daß sein Ringfinger nach Indien zeigte. Der Sowjetkommissar bedeckte die Mongolei und rückte dann mit der geballten Faust noch ein Stück nach Nordwest- und Nordostchina und gegen die Mandschurei vor. Der Japaner trommelte nervös auf dem chinesischen Festland und fuhr dann unbestimmt über den Stillen Ozean nach Süden.

Schnell ließ jeder die Hand wieder verschwinden.

Sie hatten die Räume ihrer Sorge und ihres Ehrgeizes gezeigt. Es sind die Prellzonen der großen Politik. Man soll doch nicht meinen, zwischen Metz und Straßburg, in der zementierten Zone der französischen Angst, läge heute die Gefahr für den Frieden, oder in Südtirol wüchsen neue Feldherrnstäbe am frischen Holz, oder vor Helgoland zögen sich Gewitter zusammen. Der Friede ist dort in Frage gestellt, wo große Mächte schon seit Jahrzehnten aufeinanderstoßen, die mit Waren und ihrem Rohstoffhunger vorwärts wollen.

Im östlichen Mittelmeer, in Ostasien und im Stillen Ozean prellen die ruhelosen Kräfte zusammen.

In einer Reihe von Aufsätzen werden wir vielgenannte und unzureichend erkannte Stoßkräfte der Weltpolitik aufzeigen, denen wir mit dem Interesse eines erneuerten Weltvolkes folgen.

Es ist gut, sich um diese Prellzonen zu kümmern. Sie sind wichtiger als vieles, was uns in Europa beschäftigt.

Wie ein Bienenkorb summt Japan vom Gewirr seiner tätigen Menschen, die in den Spinnereien, vor den glühenden Hochöfen, unter den Hafenkränen mit billigen Stundenlöhnen und unverwischbarem Lächeln den Vorsprung von Liverpool, Essen, Hamburg und Neuyork einholen wollen. Wie Bienenschwärme ziehen ganze Sippen auf das große Festland hinüber, in die Südsee hinunter.

In der Mandschurei marschierten sie 1932 als Soldaten und sitzen sie heute als Eisenbahnbeamte, Ingenieure, Vorarbeiter und Bankbeamte, in Nordchina stehen sie wieder unter Gewehr, auf Sumatra, Borneo, Java, Celebes, unter holländischer Flagge, machen sie gute Geschäfte, in Australien kaufen sie Wolle, in Indien Baumwolle en gros, und auch nach Vorderasien schicken sie hin und wieder ihre Militärs, und in China, besonders da, wo England sitzt, und noch mehr, wo die Sowjets dreist sind, treten sie gerne geräuschlos auf. 900 000 japanische Wiegen füllen sich Jahr für Jahr. Lauter summt der japanische Bienenkorb. Wohin sollen die neuen Schwärme? Die Heimat-Inseln sind eng. Die Bauernhöfe schrumpfen immer mehr ein. Tokio zählt schon 6 Millionen Menschen — ein Fraß für feindliche Bomber. Wohin soll Japan? Wer gibt ihm den Weg frei? Es will aufs asiatische Festland, es will südwärts in das Inselreich des Pazifik.

Der Ringfinger des Engländers zeigt auf der Weltkarte nach Indien. Das ist das Kronjuwel seines Reiches, die hohe Schule seiner Herrscherkunst über andere Rassen, Fürsten und Stämme. Ginge Indien verloren, so wäre mehr als ein Land verloren, und wenn auch noch die unerschlossenen Schätze Kanadas trösteten und Südafrika, Australien, Ägypten, Sudan und Ostafrika ihm blieben und die Treue Neuseelands bis ans Ende seiner Tage dauern würde — der Stolz der Weltherrschaft wäre gebrochen.

Indien muß gehalten werden. Es wird aber nicht nur in Indien an den Küsten und in den Grenzgebieten des Nordens und Nordwestens gehalten von den „Bengali"-Gestalten und durch die neuen Flugzeuge der Royal Air Force, der Königlichen Luftmacht, die jetzt neben den Maschinengewehren und Bombengehängen auch große Lautsprecher unter dem Rumpf tragen, durch die sie — bei abgestellten Motoren über den Eingeborenen-Ortschaften dahingleitend — ihre Warnungen zur Erde rufen. Indien muß nach allen Himmelsrichtungen durch Vorposten und Feldwachen und Etappenlinien gedeckt



PRELLZONEN DER GROSSEN POLITIK

England, Sowjetrußland und Japan haben ihre Hände auf die Räume ihrer Sorge und ihres Ehrgeizes gedeckt. Die Hand des Engländers ruht auf dem Suezkanal, und der Ringfinger zeigt nach Indien. Sowjetrußland hat die Faust auf der Mongolei und rückt sie noch ein Stück nach Nordwest- und Nordostchina und gegen die Mandschurei vor. Japan greift auf das chinesische Festland und über den Stillen Ozean.

Zeichnung und Montage von Ziegfeld.

werden. Von Singapore am Südzipfel Hinterindiens bis nach Gibraltar reicht dieses Postensystem. Am schärfsten bedroht jetzt im Mittelmeer!

Hier liegt die zweite Prellzone. Hier hat sich England nach dem Krieg besonders eifrig umgetan. Es saß von West nach Ost in Gibraltar, Malta, Alexandrien, Cypern. Es setzte sich neu als Mandatsherr nach Palästina und Transjordanien, es sicherte sich den Irak mit Ölfeldern und dem Golf von Persien, es verständigte sich mit Arabien. Seine Kriegsschiffe dürfen heute im Hafen Piräus vor Athen und auf Kreta vor Anker gehen. Seine Fluglinie geht von London über den Balkan mitten durch diesen Raum hindurch nach Indien, von dort nach Australien und Neuseeland, wöchentlich beflogen.

Häfen, Landeplätze, Ölfelder und Leitungen erheben diese Zone zu einer Bastion, hinter der Indien in Ruhe verwaltet werden kann.

In diese Bastion drang Italien. Eine kleine Expedition nach Abessinien im alten sparsamen Kolonialstile Lord Kitcheners, Lord Napiers oder Wißmanns hätte vielleicht von London aus geduldet werden können, aber fast eine halbe Million Mann in Abessinien und in Libyen und auf die italienischen Inseln des Dodekanes, vor der Nase Kretas, zusammenzuballen, und nicht nur von Abessinien, sondern auch vom „Mare nostro“, von „unserem Meer“, vom italienisch-römischen Mittelmeer, zu sprechen, wie Mussolini es tat, und freundlichst darauf aufmerksam zu machen, daß man mit italienischen Bomben Malta in einen Aschenkasten verwandeln könne, das griff dem Engländer ans Portepee, das traf keine Nebensache mehr, das ging aufs Ganze. Auf sein Ganzes, das er zusammengebaut hatte. Der Engländer war verprellt.

Er gab Malta als Flottenstütze auf und baute sich ins östliche Mittelmeer-Dreieck: Alexandria, Haifa, Cypern, Athen. Und wartet — auf eine italienische Dummheit. Wahrscheinlich vergebens.

Und die dritte Prellzone, die weiträumigste. Die Sowjets haben den Raum ihrer Herrschaft über den Umfang von 1914 schon erheblich erweitert. Ihr Druck in Asien ist nachhaltig, und wenn ihre große begehrliche Liebe dem großen China gilt, so stoßen sie dabei seit Jahren mit Japan und England zusammen.

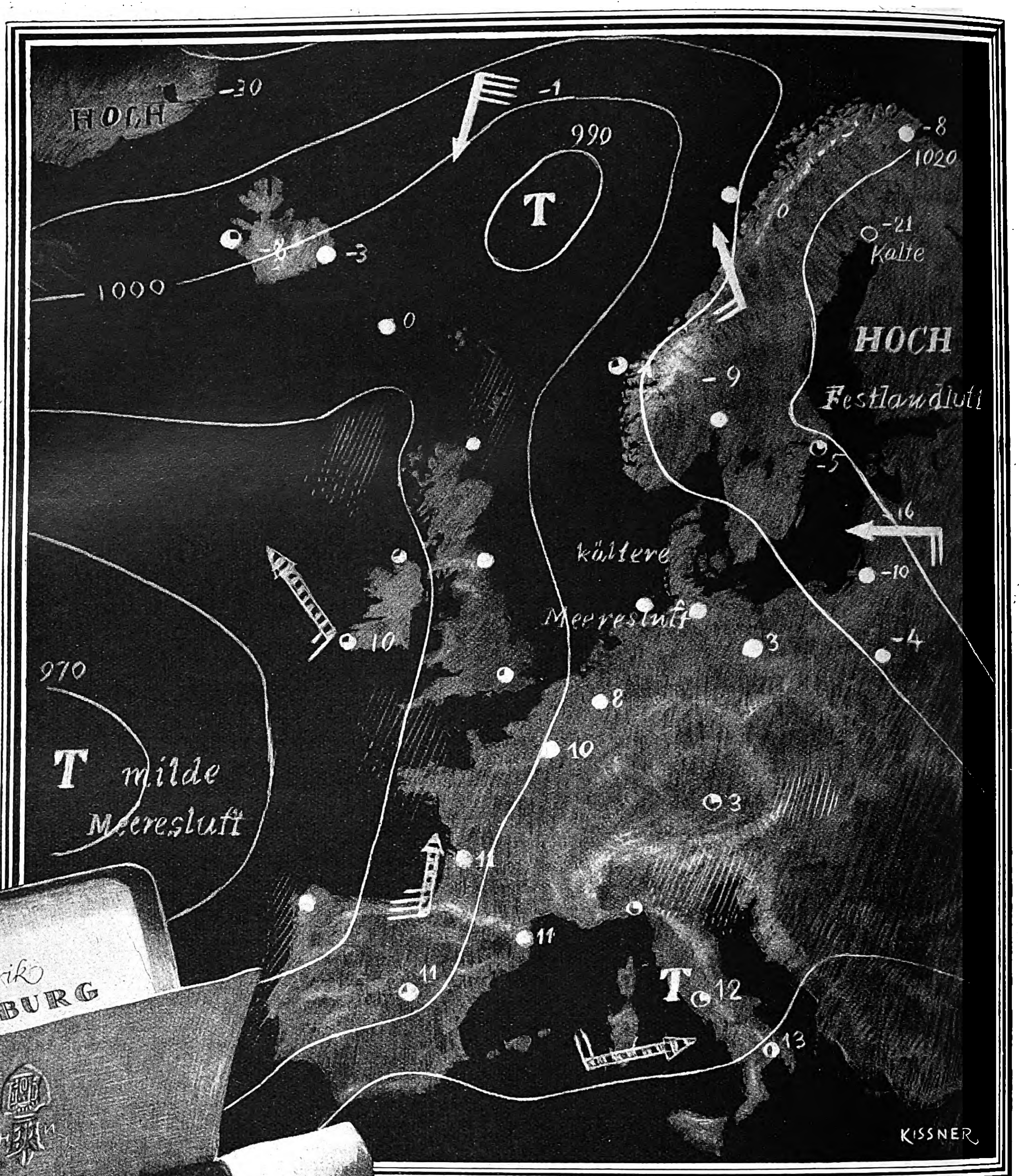
Vorspringender Punkt: Sappenkopf gegen Japan, Flugplatz und U-Boot-Hafen Wladiwostok. Den Amur herauf und Ussuri entlang die Kette von Forts und Militärstationen, die Mandschukuo in die Klammer nehmen. Gewaltiges Einflußgebiet: die Mongolei, eine Art „Sowjetdominium“ gegen das „Japan-Dominium“ Mandschukuo — die Spannung verdichtet sich in der äußeren Mongolei —, weiter nach Westen zu Ostturkestan, oder wie die Chinesen es nennen, ohne es noch wirklich zu besitzen, Hsin-Kiang. Das ist eine breite Gürtelzone um ein Riesenreich und steht als Drohung hinter der Nordkanzel Tibets, vor den Hochtälern Indiens.

Man kennt von dieser Ostfront der Sowjets den Namen des Generals Blücher, dem mehrere Armeekorps mit eigenen Heereswerkstätten unterstellt sind und der 150 000 Reservisten in seinen Grenzbezirken als Siedler auf eigene Scholle setzte, mit besonderen Besitzrechten, die das Privateigentum anerkennen. Man kennt den Verlauf der strategischen Bahnen und Flugstrecken durch diesen Gürtel und sieht die Abstecherbahnen, die von der Turksib-Bahn sich in den Rand des alten China-Besitzes hineinfressen. Man weiß, daß rote Generalstäbler und Berater bei den Mongolen und turkestanischen Völkern sich wie zu Hause fühlen oder Herren im Hause sind.

Die Sowjets arbeiten mit vorgeschobenen Posten genau so wie Japan. Immer wieder durchbrechen Abteilungen die Grenzen, mongolische und mandschurische Truppen leben im ständigen Kleinkrieg. Es ist so, als ob zwei Boxer in den ersten Gängen sich auf ihre Stärke abtasten wollten. Aber sie kämpfen nicht zwischen den Seilen eines begrenzten Geländes, sie holen zu Schlägen aus, mit denen sie China gewinnen wollen, den gewaltigsten Volksraum der Erde.

Blicken wir auf diese Prellzonen: sie sind es, in denen die anspruchsvollsten Mächte ihren Besitz zu halten oder zu mehren suchen. Und bedenken wir, daß hinter jedem Entschluß, der in Europa gefaßt wird, immer die Sorge um diese gefährlichen Außenbezirke steht!

Hans Schwarz van Berk.


HOCH
990
T
1000
1020
Kalte
HOCH
Festlandluft
kältere
Meeresluft
970
T milde
Meeresluft
T
KISSNER


H N
Zigarettenfabrik
HAUS NEUERBURG
GÜLDENRING

Der Mann, der 3 Luftschiff-Katastrophen mitmachte

(2. Fortsetzung und Schluß.)

Von

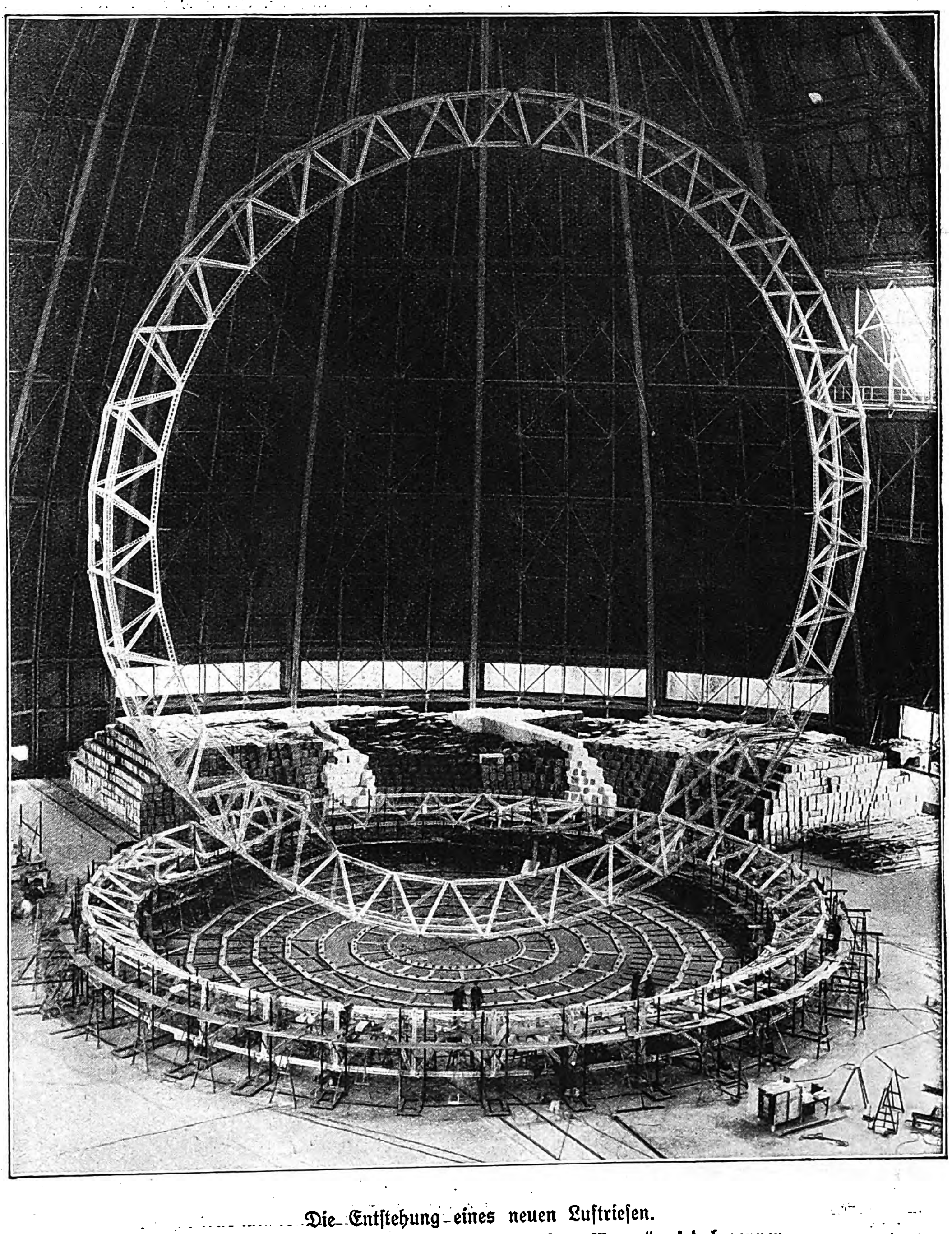
Lieutenant-Commander H. V. Wiley, United States Navy.

Im Januar wurde eine ähnliche Flottenübung durchgeführt, und zwar mit ausgezeichneten Ergebnissen, besonders weil die Flugzeuge, die unser Schiff mitführte, ausgiebig eingesetzt wurden. Verschiedene „Kontaktberichte" wurden dabei erstattet und der Flottenleitung übergeben. Wiederum erstreckten sich die Übungen nur auf ein kleines Gebiet, und es war daher unvermeidlich, daß die „Macon" unerwarteterweise feindlichen Streitkräften bei der Erfüllung ihrer Aufgaben zu nahe kommen würde. Sie wurde daher auch wiederum von der Übungsleitung als „versenkt" erklärt, aber erst, nachdem sie dem eigenen Flottenchef wichtige Informationen gegeben hatte.

Im folgenden Monat wurde die Beteiligung des Luftschiffes an einer Flottenübung dadurch abgekürzt, daß ein heftiger Sturm einsetzte, der die Rückkehr des Schiffes zu seiner Basis notwendig machte. Die dreitägigen Übungen im April liefen zugunsten des Luftschiffes aus, das bei dieser Gelegenheit gute Arbeit leistete und die Verwendung seiner mitgeführten Flugzeuge noch weiter ausdehnte. Im letzten Teil des Monats April flog die „Macon" von Sunnyvale über den Kontinent nach Miami in Florida. Dabei machte das westliche Texas seinem Rufe für schreckliches Flugwetter Ehre, und im Verlauf einer stürmischen Fahrtperiode wurde das Schiff so heftig hin- und hergeworfen, daß zwei Stützen eines Hauptringes innerhalb der „Flossen" beschädigt wurden. Diese wurden wieder versteift und nach der Ankunft in Miami repariert. Der Flug dauerte nur 54 Stunden.

Am Ankermast in Miami mußten wir tropische Regenfälle und Windstürme über uns ergehen lassen. Daraufhin wurden zwei Übungen mit der Flotte im Karibischen Meer durchgeführt. Bei einer dieser Übungen gelang es dem Luftschiff allein, sehr wichtige Informationen über den Feind abzugeben. Natürlich werden solche Nachrichten nicht ebenso schnell bekannt wie die Entscheidung des Schiedsrichters der Übungen über die Vernichtung des Schiffes. Die Flotte begab sich dann nach Neuyork, und die „Macon" kehrte innerhalb 51 Stunden nach Sunnyvale zurück, wo sie am 18. Mai eintraf. Wiederum hatten wir über West-Texas und den gebirgigen Einöden stürmische Fahrt. Beim Schreiben dieser Zeilen lese ich soeben in der Morgenpresse, daß ein Marineflieger bei einem transkontinentalen Fluge in derselben Gegend in einen Sandsturm geriet und seine Zuflucht zum Fallschirm nehmen mußte.

Am 10. Juli 1934 traf ich in Sunnyvale ein, und am 11. Juli löste ich Commander Dresel als Kommandant der „Macon" ab. Commander Dresel blieb Befehlshaber der Luftbasis. Am folgenden Morgen starteten wir zu einem 34-Stunden-Fluge, der Übungen mit dem Anbringen von Flugzeugen gewidmet war, ferner auch Versuchen über Radioverbindungen. Während



Die Entstehung eines neuen Luftriesen.
Der Bau des amerikanischen Zeppelinluftschiffes „Macon" wird begonnen. Die ersten Ringe sind montiert.

dieses Fluges ergab sich für mich eine Gelegenheit, mich von dem Zustand der Schiffsausrüstung und der Tüchtigkeit des Schiffes als Einheit der Flotte zu überzeugen, und ich entschloß mich zu einem Übungsplan, um das Schiff und die Mannschaft so gut auszubilden, daß wir für die Flottenleitung bei jeder uns gestellten Aufgabe wirksam in die Erscheinung treten konnten. Die Flotte sollte nach Kalifornien im November zurückkehren, und so gab uns das die Gelegenheit zu mehrmonatigen Übungen. Wir hatten uns dabei eine Menge Pläne vorgenommen, wie z. B. die Verwendung von Flugzeugen als Aufklärungswaffe, den Gebrauch der besonderen Gondel zur Beobachtung unterhalb der Wolkenschicht, Verbesserungen in bezug auf unsere Navigation, Versuche mit einem neuen Radiodetektor und andere Experimente bezüglich Aufklärungsaufgaben.

Fast unmittelbar darauf ergab sich eine Lage, die uns eine ungewöhnliche Gelegenheit bot, unseren Wert als Überseeaufklärungs-Fahrzeug über lange Strecken zu beweisen. Präsident Roosevelt befand sich auf dem Kreuzer „Houston" auf der Fahrt vom Panamakanal nach Hawai, und wir entschlossen uns, diesen Kreuzer mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln „abzufangen". Dabei benutzten wir als Informationen über die Fahrt der „Houston" nur Zeitungsnachrichten, hatten also im Grunde genommen ungefähr dasselbe Material zur Verfügung, das der Nachrichtendienst uns in Kriegszeiten hätte liefern können. Wir flogen am 18. Juli ab und stellten bereits 25 Stunden später durch unsere an Bord befindlichen Flugzeuge den Kontakt mit der „Houston" etwa 2700 km südlich von San Franzisko bei regnerischem, böigem Wetter her. Es war dies ein sehr bemerkenswerter Beweis dafür, wie schnell ein Luftschiff ein großes Ozeangebiet absuchen und für den Flottenchef, dem die Verteidigung der Küste untersteht, wichtige Informationen bekommen kann. Nach Zurücklegung von über 12 000 km innerhalb 20 Tagen setzten wir dann unser anstrengendes Programm im nächsten Monat fort, montierten Geschütze, übten die Besatzungen ein, probierten unseren „Spionenkorb" aus, ließen unsere Flugzeuge in noch weiteren Entfernungen von unserem Mutterschiff Übungen durchführen, machten eine Probeverankerung an dem fahrbaren Mast in der Nähe von San Diego, vollführten einen Flug über die nordwestliche Pazifische Küste und vervollkommneten unsere Verankerungseinrichtungen in Sunnyvale, so daß es uns schließlich gelang, innerhalb 45 Minuten aus der Halle oder in die Halle zu gelangen. Während dieses Monats August flogen wir 12 000 km. Im September führten wir ein ähnliches Programm durch. Die Flüge schlossen u a ein: die Suche nach einer vermißten Jacht, Aufsuchen von Handelsschiffen, die als verloren gemeldet wurden, und dergleichen nützliche Dinge mehr. Dieser „Routine"-Dienst wurde im Oktober fortgesetzt. Es war zwar nur Arbeit und kein Vergnügen, aber die Ergebnisse lagen klar auf der Hand. Wir hatten jetzt die Sicherheit, daß unsere Flugzeuge auf Entfernungen von über 150 km wieder glatt und sicher zum Luftschiff zurückgelangten, hatten uns in der Navigation vervollkommnet, auch Übungen in der Nachrichtengebung und im Nachrichtenempfang durchgeführt und die Mannschaft am Geschütz genügend gedrillt. Alles das gab uns das Gefühl, daß wir jetzt ein richtiger „Luftkreuzer" waren und jederzeit unseren Posten als Einheit der Flotte einnehmen konnten. Innerhalb vier Monaten hatten wir 43 000 km zurückgelegt. Im November sollte die gesamte amerikanische Flotte in Kalifornien eintreffen, und wir erhielten den Befehl, bei der Annäherung der Flotte an die Küste an einer Aufgabe teilzunehmen. Wir lösten diese Aufgabe sehr erfolgreich und waren imstande, für unseren Admiral sehr schnell alle strategischen Hauptziele des Feindes herauszufinden und konnten uns auch vor dem „Versenktwerden" bewahren. Wir führten dabei mit 4 Flugzeugen Aufklärungsaufgaben durch und freuten uns sehr über das Signal „Gut gemacht", das wir nach dem Abschluß der Übungen von dem Oberbefehlshaber der Flotte erhielten. Außer diesen Flottenübungen führten wir bei verschiedenen Flottenaufgaben noch Routineflüge durch und gerieten dabei in alle Arten von Seewetter. Dabei wurden wir in die Geheimnisse des Fliegens im Nebel eingeweiht und konnten im Nebel sowohl starten als auch wieder zu unserer Basis zurückkehren.

Im Dezember nahmen wir nach einer Admiralinspektion an Bord, genau wie bei den übrigen Schiffen der Flotte, an einer neuen Flottenübung teil und vollführten auch dabei wertvolle Aufklärungsarbeit für unseren Admiral. Am zweiten Nachmittag der Übung erhielten wir die Nachricht, daß zwei Flugzeuge vom leichten Kreuzer „Cincinnati" auf dem Wasser gelandet waren, und zwar ungefähr 250 km westlich. Die Flugzeuge hatten keinen Brennstoff mehr. Wir machten nun große Fahrt und setzten nach Ankunft in der Nähe der uns angegebenen Position an jeder Seite zwei Flugzeuge ab. Schon nach einer Stunde kamen die beiden auf Wasser niedergegangenen Flugzeuge in Sicht. Wir kreisten nun in der Nähe, bis herannahende Kreuzer die beiden Flugzeuge aufnahmen. Wir hätten aber ebensogut im Notfalle selbst die Piloten retten können.

Im Januar 1935 beteiligte sich die „Macon" bei jeder Gelegenheit an Flottenübungen, und obwohl es bei diesen Gelegenheiten keine besonders wichtigen Aufklärungsaufgaben gab, wurde doch eine Reihe von besonderen Versuchen durchgeführt, die von Wert für die Verwendbarkeit eines Zeppelins in Zusammenarbeit mit der Flotte waren.

Eines der interessantesten Projekte war die Entwicklung eines neuen Typs von Radiorichtungsuchern. Hatte man dieses Instrument einmal auf eine Station gerichtet, zeigte es durch visuelle Methoden an, sobald wir von unserem Kurs auf die Station zu abwichen Man konnte also das Instrument auch an Stelle eines Kompasses benutzen. Seine Genauigkeit war, selbst über große Entfernungen hin, ganz erstaunlich. Zweifellos wird dieses Instrument bald allgemein bei Flügen über den Ozean verwendet werden. Es gab auch noch eine ganze Reihe anderer interessanter „Pionier-Aufgaben", die uns in der Luft beschäftigten und über die wir nach Rückkehr zur Erde eifrig nachdachten

Am 11. Februar verließen wir unsere Station an einem regnerischen Frühmorgen, um einige Versuche im Flottenverband durchzuführen. Uns wurden bald nach unserem Abflug vier Flugzeuge an Bord zugeteilt, die wir alle den ganzen Tag lang bei Aufklärungsarbeiten verwendeten. Dabei behielten wir die Flotteneinheiten im Auge und blieben selbst außer Sicht. Während der Nacht und auch am nächsten Morgen hatte die Flotte mit heftigen Winden zu kämpfen. Der „Macon" aber machte der Wind nichts aus, sie flog ganz ruhig, weil nämlich der Wind auf See niemals so stürmisch wie über Land ist, da der Einfluß von Gebäuden, Hügeln usw. fortfällt. Am zweiten Nachmittag war unsere Aufgabe erledigt, und wir legten den Kurs auf unsere Heimatstation. Wir ließen alle Maschinen laufen, um noch zu landen, ehe die Sichtverhältnisse zu schlecht würden, da nämlich gegen Mittag bei unserer Heimatstation Regen eingesetzt hatte. Wir gerieten auf unserer Fahrt in ein oder zwei Regenböen, aber im allgemeinen war mildes Wetter, als wir ungefähr drei Meilen see-



Die Überlebenden der Besatzung des amerikanischen Zeppelin-Luftschiffes „Macon" landen in San Franzisko.

wärts, um 5 Uhr nachmittags des 12. Februar 1935, den Leuchtturm von Point Sur passierten.

Unmittelbar nach Passieren des Leuchtturms muß dem Achtersteven des Schiffes ein Unfall zugestoßen sein, denn obwohl eine Anzahl von Offizieren bezeugten, daß eine Windbö das Schiff traf, hatte ich den Eindruck, daß eine sehr plötzlich einsetzende auftreibende Gewalt, die viel stärker und unvermittelter auftrat als irgendeine Bö, die ich je erlebt habe, das Achterteil des Schiffes hob und das Schiff nach Steuerbord drehte. Die Leute bei den Höhen- und Richtungsstationen versuchten nun, wieder die Kontrolle über das Schiff zu gewinnen, doch wurden ihnen die Steuerräder aus den Händen gerissen. Unmittelbar darauf begann das Schiff sich nach Backbord zu wenden, die Spitze nach oben zu richten und aufzusteigen. Nun kam schnell ein telefonischer Bericht von achtern, daß der Gaszelle Nr. 1 etwas zugestoßen war, die direkt in dem Bereich der Ruder lag.

Nun wurden die Maschinen gedrosselt, um den Aufstieg zu verlangsamen und die Beanspruchung des Achterteils zu verringern, das nach meiner Annahme beschädigt sein mußte. Das Achterteil wurde aber immer schwerer, und trotz Ballastabwerfens erreichte der Neigungswinkel 25 Grad. Nun wurde aller Ballast und aller entbehrliche Brennstoff achtern und mittschiffs so schnell wie möglich abgeworfen, und zwar geschah dies von einigen intelligenten Mitgliedern der Besatzung, die sich in diesen Schiffsteilen befanden, ehe sie von dem Führerraum ausdrücklich Befehl erhielten. Wir bliesen auch aus den vornliegenden Gaszellen Gas ab, weil wir glaubten, daß wir durch ein Schwerermachen des Bugs das Schiff wieder in eine horizontale Lage bringen und damit wieder volle Kontrolle über die „Macon“ erlangen könnten. Inzwischen gab ich den Befehl, einen SOS-Funkspruch auszusenden. Zu diesem Zeitpunkt hoffte ich noch immer, wieder Kontrolle über das Schiff zu gewinnen und es sicher heimzubringen. Ich wollte aber die Absendung des SOS-Rufes nicht so lange verzögern, bis es vielleicht zu spät war. Die Verbindung mit der Flotte war sofort hergestellt. Wir konnten der Flotte unseren genauen Standort nicht mitteilen, da wir unmittelbar nach dem Unfall in niedrige Wolken aufgestiegen waren. Die Flotte peilte unseren Standort durch Radio auf Grund unseres SOS-Rufes.

Ein- oder zweimal schien es so, als ob wir mit unseren Bemühungen, das Schiff wieder auszubalancieren, Erfolg haben würden, und die Maschinen machten wieder schnellere Fahrt zwecks Wiedergewinnung der dynamischen Kontrolle über das Schiff. Bei beträchtlicher Geschwindigkeit kann man nämlich mit einem großen Luftschiff auch fliegen, wenn dasselbe nur 20 Tonnen schwer ist. Das Achterteil der „Macon“ sackte jedoch jedesmal wieder ab, und nachdem ich die Meldung erhielt, daß drei Gaszellen achtern entleert waren, das obere Ruder abgerissen worden war und die Versteifungen brachen, war es klar, daß es physisch unmöglich geworden war, das Schiff noch weiter in der Luft zu halten. Wir bemühten uns nun, die vier mitgeführten Flugzeuge abzulassen, jedoch gelang dies nicht wegen der schrägen Stellung des Schiffes. Die Besatzung arbeitete ruhig und wahrhaft heroisch. Pneumatische Rettungsringe wurden angelegt und die Gummirettungsflöße zum Aussetzen vorbereitet. Indem wir nun die Maschinen einmal auf der einen und wieder auf der anderen Seite arbeiten ließen, bemühten wir uns, das Schiff auf die Wasseroberfläche hinunterzusteuern, um eine Landung im Nebel auf den hohen Bergen längs der Küste zu vermeiden. Da ich in der Nähe einige schwere Kreuzer gesichtet hatte, hegte ich die Hoffnung, das Schiff in deren Nähe auf Wasser zu setzen.

Von ungefähr 500 Meter Höhe sichteten wir die Wasseroberfläche und ließen Leuchtbojen fallen, damit die Schiffe unseren Spuren folgen konnten. Bei Annäherung an die Wasseroberfläche hörten wir mit dem Abwerfen von Leuchtbojen auf, wegen der Explosionsgefahr, die nach dem Aufschlagen auf dem Wasser durch das herumschwimmende Benzin entstehen konnte. Die Mechaniker verharrten in ihren abgeschlossenen Maschinenräumen innerhalb des Schiffes auf ihren Posten und beantworteten weiter alle Signale. Ich ließ sie wissen, daß sie bei dem Signal zum Rückwärts-Gang dem Befehl schnell folgen, die Motoren dann stoppen und das Schiff verlassen sollten. Es ist bezeichnend für die Pflichterfüllung dieser Leute, daß die beiden einzigen Logbücher zweier Maschinenräume, die geborgen werden konnten, diesen Befehl verzeichnen. Bei Erreichung einer Höhe von ungefähr 200 Metern gab ich den Befehl: „Alles rückwärts“, um zu verhindern, daß das Schiff beim Aufschlagen auf das Wasser zu viel Fahrt hatte. Nun wurde durch Befehl der Führerraum geräumt, und im selben Augenblick fühlte ich auch deutlich, wie das Achterteil auf das Wasser aufschlug. Der Bug folgte schnell darauf. Nachdem ich mich versichert hatte, daß alles den Führerraum verlassen hatte, stieg ich in ein Fenster und sprang ungefähr von einer Höhe von 3 Metern über der Wasseroberfläche ab, um noch unter dem Schiffskörper vorzukommen, ehe das Schiff beim Niedergehen auf mich selbst fiel. Es war genau 5.40 Uhr nachmittags, 35 Minuten nach dem Unfall!

Zum zweiten Male innerhalb zweier Jahre schwamm ich nun in der See an einem Luftschiffwrack entlang. Als ich wieder zur Oberfläche kam, schwamm ich auf ein Gummirettungsfloß zu, von denen sich eine Anzahl im Wasser befand. Um diese Zeit wurde es allmählich dunkel und neblig. Ich sammelte fünf Rettungsflöße um mich herum, verteilte die Leute auf diese und wies die Besatzungen der Flöße an, dicht bei dem Schiff zu bleiben, um noch Leute der Besatzung aufzunehmen, von denen einige sich auf dem Rücken des Schiffes, andere noch im Bug befanden.

Die „Macon“ sank dann langsam mit dem Achterteil zuerst, und der hohe Seegang zertrümmerte die Streben des Schiffsgerüstes beim Sinken. Dabei befand sich der Bug des Schiffes noch klar vom Wasser, und das letzte Viertel des Schiffes versank in vertikaler Richtung.

Inzwischen hatten wir die Lichter herannahender Schiffe gesichtet. Sie schwärmten in Linie aus und suchten dabei das Wasser mit ihren Scheinwerfern ab. Gerade als die Nase des Schiffes verschwand, brach in seinem Bug ein Feuer aus, das wahrscheinlich durch eine unserer offenen Leuchtbojen verursacht worden war. Ein herannahendes Rettungsfahrzeug richtete aus einer Entfernung von mehreren Meilen seinen Scheinwerfer auf das versinkende Schiff, so daß wir den Vorgang klar beobachten konnten.

Bald erschienen drei leichte Kreuzer auf der Bildfläche, deren Rettungsboote uns schnell auffischten. Ich wurde an Bord des Kreuzers „Concord“ genommen. Jedes der Rettungsschiffe gab die Namen der Überlebenden an die Station Sunnyvale durch Radio ab, und um 9 Uhr stand durch einen Vergleich mit unserer Flugliste in Sunnyvale fest, daß von 83 Mann der Besatzung nur zwei vermißt wurden. Am folgenden Morgen erreichten die Kreuzer San Franzisko, und wir waren bald wieder in Sunnyvale, das 60 km davon entfernt liegt, zurück. Am nächsten Tage trat ein Marinegerichtshof zusammen, dessen Sitzungen ich zwei Wochen lang beiwohnte. Ich war auch bei den Zeugenvernehmungen und versuchte, mir aus den Aussagen den genauen Zeitpunkt des Eintritts des Unfalls und dessen Gründe klarzumachen. Das Untersuchungsergebnis wurde nicht öffentlich bekanntgegeben. Ich selbst bin nicht in der Lage, zu einer endgültigen und abschließenden Auffassung in bezug auf das Einsetzen des Unfalls zu gelangen. Ich hege beträchtlichen Zweifel bezüglich jeder von mehreren und möglichen Ursachen, jedoch lege ich einigen dieser möglichen Ursachen mehr Gewicht bei als anderen.

Ich glaube, daß, wenn wir noch ein Schiff hätten, die ganze Besatzung wieder mit mir zusammen an Bord gehen würde. Unser Vertrauen auf die Entwicklung dieser, dem Geiste des Grafen Zeppelin entstandenen Erfindung ist unerschüttert. Wir empfinden den Verlust unseres Schiffes sehr stark, besonders, da es den Anschein hatte, daß unsere kürzlich durchgeführten Operationen von einem Erfolg begleitet waren, der auf die endgültige Verwendung des Zeppelins als einer Waffe der Flotte hindeutete. Für dieses Ziel hatten wir alle lange gearbeitet. Nun wird es einen Rückschlag geben. Deutschland wird mit der kommerziellen Entwicklung fortschreiten, und seine Flagge wird die Meere umspannen, Handel und Wandel beleben und die Grenzen der ihm befreundeten Völker sich näherrücken. Vielleicht sind wir in zwei oder drei Jahren wieder in der Lage, noch einmal von vorn anzufangen. Wir haben wundervolle Fortschritte gemacht und werden nicht zugeben, daß wir in ihnen nicht fortfahren und Erfolg haben können. Schließlich hat alle Pionierarbeit Rückschläge zu verzeichnen, und Beharrlichkeit wird uns dazu verhelfen, unsere Aufgaben zu lösen.



Wiley sagt aus ...
Lieutenant-Commander H. V. Wiley (links), der kommandierende Offizier des verunglückten Luftschiffes „Macon“, wird im Hafen von San Franzisko an Bord d. U. S. S. „Tennessee“ von dem Marinegerichtshof als Zeuge vernommen.


Mit Nivea in Luft und Sonne
FÜR HAUS UND SPORT
NIVEA CREME
ZUR HAUTPFLEGE
Sie bräunen besser und Ihr Aussehen wird sportlich
Ihre Haut wird geschmeidig und trocknet nicht aus
Sie schützen die Haut und wehren dem Sonnenbrand
So ist's richtig: gut abtrocknen, mit Nivea-Creme oder Nivea-Öl gründlich einreiben und dann in die Sonne. Sie wehren so dem Sonnenbrand und bekommen – weil Nivea durch ihren Gehalt an Euzerit tief in die Haut eindringt – eine nachhaltige, natürlich-schöne Hautbräunung. Ihre Erholung wird dadurch auch für andere so recht erfreulich sichtbar.
FÜR HAUS UND SPORT NIVEA CREME ZUR HAUTPFLEGE
Nivea Nußöl
NIVEA-CREME: Dosen 15, 24, 54 Pf. und RM 1.–, Tuben 40 und 60 Pf. / NIVEA-ÖL: 35 Pf. bis RM 1.20

Neuland für Karsta

ROMAN VON SIEGFRIED BERGENGRUEN

(4. Fortsetzung.)

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Karsta Bojen bekommt die schreckliche Nachricht, daß ihr Bruder, der vor einem Jahre einen Hof im neuangelegten Adolf-Hitler-Koog übernommen hat, in der Nordsee ertrunken ist. Um nun das Gut ihrem erst vierzehnjährigen Neffe.. zu erhalten, fährt Karsta unverzüglich hin, wobei sie in ihrem Abteil einen dicken und allem Anschein nach recht gemütvollen Herrn namens Friedrichsen kennenlernt, der in ihrer neuen Heimat eine gutgehende Sauerkohlfabrik besitzt und seinen Geschäften voll Betriebsamkeit nachgeht. Sein Eifer beschränkt sich aber nicht nu. auf rein kaufmännische Dinge, auch auf dem Gebiet der Liebe versucht er hartnäckig sein Glück, und zwar bei der Wirtin des Gasthofes „Zum Störtebecker", der jungen Witwe Christine Bruhn, nur allerdings mit denkbar negativem Erfolge. Darüber gerät er dermaßen in Wut, daß er der Angebetenen ein ihr gewährtes größeres Darlehen auf der Stelle kündigt, was die Witwe besonders schwer trifft, da ihre Schenke nicht gerade eine Goldgrube zu nennen ist. Jedoch nicht allein die Abfuhr, die der unglückliche Verliebte erhält, erbost ihn so, er ist sonderbarerweise auch darob ziemlich aufgebracht, daß Christine die fast schon vergessene Geschichte von dem rätselhaften Tode ihres Mannes wieder ans Tageslicht zerrt und fest entschlossen ist, mit Hilfe Klaas Sootjes, des neuen Landjägers, den ganzen Fall endlich aufzuklären. Ihr Mann nämlich verschwand vor einigen Jahren spurlos, und man munkelte damals sogar, daß er ermordet worden sei. Auch Karsta kommt dieses Gerücht, das nicht verstummen will, bald zu Ohren, allein, so sehr sie an Christines Schicksal Anteil nimmt, die viele Arbeit auf dem Hofe und nicht zuletzt so kleine Zwistigkeiten mit dem Deichvogt Peddersen über das, was gepflanzt und was nicht gepflanzt werden darf, rücken alles andere in den Hintergrund. Außerdem heißt es, den Nachbarsleuten, vor allem dem früheren Grubenarbeiter Kunowsky, der sich in vielem hier schwer tut, manche Sorge tragen zu helfen. Dazu kommt noch, daß sie bei dem Sauerkohlfabrikanten den erkrankten Buchhalter vertreten soll, und Friedrichsen erwartet sie daheim schon ungeduldig. Da aber tritt statt ihr Klaas Sootje, der Landjäger, ins Zimmer und wünscht von ihm einige Auskünfte über seine seltsamen Beziehungen zu der alten Kräutersammlerin Miela Splieth, die etwas Genaueres über das Verschwinden des Peter Bruhn zu wissen scheint, doch damit nicht herausrücken will.

Ja, aber unter einer Bedingung. Ich verlange von Ihnen, Herr Sootje, daß Sie das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, niemanden — außer Ihren dienstlichen Vorgesetzten natürlich — wissen lassen. Es handelt sich schließlich um meine Existenz!"

Sootje nickte knapp.

„Alles, was wir hier besprechen, bleibt so lange Dienstgeheimnis, bis eine vorgesetzte Behörde anders darüber bestimmt. Das ist übrigens selbstverständlich, Herr Friedrichsen!"

„Schön, das genügt mir. Ihre vorgesetzte Behörde wird von meinem Bericht bestimmt keinen Gebrauch in der Öffentlichkeit machen, selbst wenn die alte Deichhexe neben ihren verschiedenen anderen Mätzchen einen Giftmord auf dem Gewissen haben sollte. Die Geschichte liegt jetzt etliche Jahre zurück . . ."

„Oktober vor drei Jahren, nicht wahr?"

„Das kann schon möglich sein. Die Alte hat Ihnen also schon von sich aus etwas erzählt, obgleich sie mir damals zehn Eide schwor, für ewig reinen Mund halten zu wollen!"

„Es gibt Augenblicke, in denen selbst eine Miela Splieth zu reden beginnt, Herr Friedrichsen!"

„Scheint so. Man kann sich eben auf niemand verlassen! Also im Herbst vor drei Jahren kam die Miela Splieth eines Abends hierher auf den Fabrikhof und verlangte mich zu sprechen. Der Jochen Zillich, mein Buchhalter — Sie kennen ihn ja auch, er liegt jetzt leider im Marner Krankenhaus, und kein Mensch weiß, was ihm fehlt! — also Zillich versuchte sie auf jede Weise abzuwimmeln, aber die Alte erklärte steif und fest, mir etwas sagen zu müssen, was nur ich ganz allein hören dürfe!"

„Das ist mir durchaus nicht verständlich!"

„Als ich die Frau hier im Büro hatte, war mir ja auch alles klar, und ich ärgerte mich, daß ich sie so lange hatte warten lassen. Na, und dann kam sie mit ihrem Angebot . ."

Sootje sah dem Fabrikanten gespannt ins Gesicht.

„Mit welchem Angebot, Herr Friedrichsen?"

„Nun mit dem Angebot, um das es sich bei der ganzen Angelegenheit dreht! Sie hatte im Deichvorland ein kümmelartiges Kraut gefunden und festgestellt, daß dieses Kraut in die Sauerkohlbottiche während der Säurezeit hineingetan, dem ganzen Kohl einen besonders würzigen Geschmack verleiht. Sie werden vielleicht bemerkt haben, daß auf meinen Firmenbottichen nicht einfach mein Name steht, sondern noch der Zusatz „Sauerkraut nach Friedrichskooger Geheimrezepten". Diese Rezepte habe ich von der Alten für gutes Geld erworben. Bisher hat davon niemand etwas gewußt außer ihr und mir. Aber wenn Sie es wünschen und es Ihnen für Ihre Erhebungen notwendig erscheint, bin ich natürlich bereit, auch Ihnen . ."

Der Landjäger wurde dunkelrot vor Zorn.

Ganz dicht trat er an Friedrichsen heran, seine Fäuste waren geballt.

„Ihre Geheimrezepte für Sauerkohl interessieren mich in keiner Weise, Herr Friedrichsen. Ich glaube, es ist jetzt genug Komödie gespielt worden! Nicht über diese Beziehungen zu Frau Splieht wollte ich etwas wissen! Mich interessiert einzig und allein, wo Peter Bruhn begraben liegt und wie er ums Leben gekommen ist . . .!"

Sootje hatte sehr laut gesprochen, man sah ihm an, daß jetzt nicht mit ihm zu spaßen war.

Friedrichsen wich zwar einen Schritt zurück, aber er legte keinerlei Unsicherheit an den Tag Im Gegenteil, je mehr der Landjäger von seiner Erregung übermannt wurde, um so ruhiger und überlegener wurde der Fabrikant.

„Es liegt hier also offenbar ein Mißverständnis vor, Herr Sootje. Sie wollten etwas über den Tod des Peter Bruhn wissen und verdächtigen in diesem Zusammenhang irgendwie die alte Splieth, und ich faßte Ihre Fragen nach der Deichhexe natürlich nur so auf, wie das in meinem Fall möglich war. Was aber die Sache mit Peter Bruhn betrifft, so kann ich Ihnen leider nicht das Geringste sagen . . ."

Sootje spielte seinen letzten Trumpf aus, aber er merkte schon fast im voraus, daß es ein Fehlschlag sein würde.

„Warum lügen Sie, Herr Friedrichsen?! Die alte Splieth hat längst gestanden, daß Sie beide gemeinsam den Peter Bruhn hier irgendwo zwischen der Fabrik und dem Breiten Priel verscharrt haben . . .!"

Über das breite Gesicht des Fabrikanten lief ein Lächeln, — ein kaltes, fast grausames Lächeln, das schadenfrohe Lächeln eines Mannes, der wußte, daß er seinen Gegner bezwungen hatte.

„Die alte Splieth ist irrsinnig, Herr Sootje Trotzdem bin ich natürlich jederzeit bereit, mich ihr gegenüberstellen zu lassen. Ich bin wirklich sehr gespannt, ob sie sich unterstehen wird, auch Auge in Auge mit mir zu wiederholen, daß ich dabei gewesen bin, als der arme Peter Bruhn unter die Erde gebracht wurde. Ich fürchte, daß Ihre Hauptzeugin, sofern sie nicht endgültig umnachtet und für eine Anstalt reif ist, ihre Aussagen dann doch dahin revidieren wird, daß ich entweder nichts von Peter Bruhn weiß, oder aber, daß sie überhaupt alles nur so erfunden hat, um sich bei Ihnen interessant und lieb Kind zu machen. Und dann" — seine Augen hefteten sich stechend und fast herausfordernd auf den Landgendarmen: — „Und dann gibt es natürlich noch eine dritte Lösung. Nämlich, daß auch die alte Splieth völlig unschuldig ist, und daß das Ganze nichts weiter als ein kleiner, gehässiger Versuchsballon des Herrn Landjäger Sootje war, um mich hereinzulegen. Dann allerdings muß ich . . ."

Er wollte „kondolieren" sagen, aber er konnte sich das Wort sparen. Sootje hatte sich auf dem Absatz umgedreht, die Tür aufgerissen und war davongestürmt. Man hörte noch seine schweren, genagelten Stiefel auf der hölzernen Stiege klappern.

Friedrichsen trat ans Fenster und sah lächelnd, daß der Landjäger drunten auf dem Hof sich auf sein Rad schwang und wütend in die Pedale trat.

Der Fabrikant blickte ihm nachdenklich nach, strich dann mit der flachen, fleischigen Hand langsam und erleichtert über Augen, Stirn und Kopf.

Da fiel ihm erst auf, daß Karsta Bojen nicht gekommen war. Eigentlich war es nicht des Mädchens Art, nicht einmal einen Bescheid zu geben. Merkwürdig!

Noch merkwürdiger wäre es Herrn Friedrichsen erschienen, wenn er geahnt hätte, daß Karsta jetzt — erst wenige hundert Meter von der Fabrik entfernt — eilig heimlief.

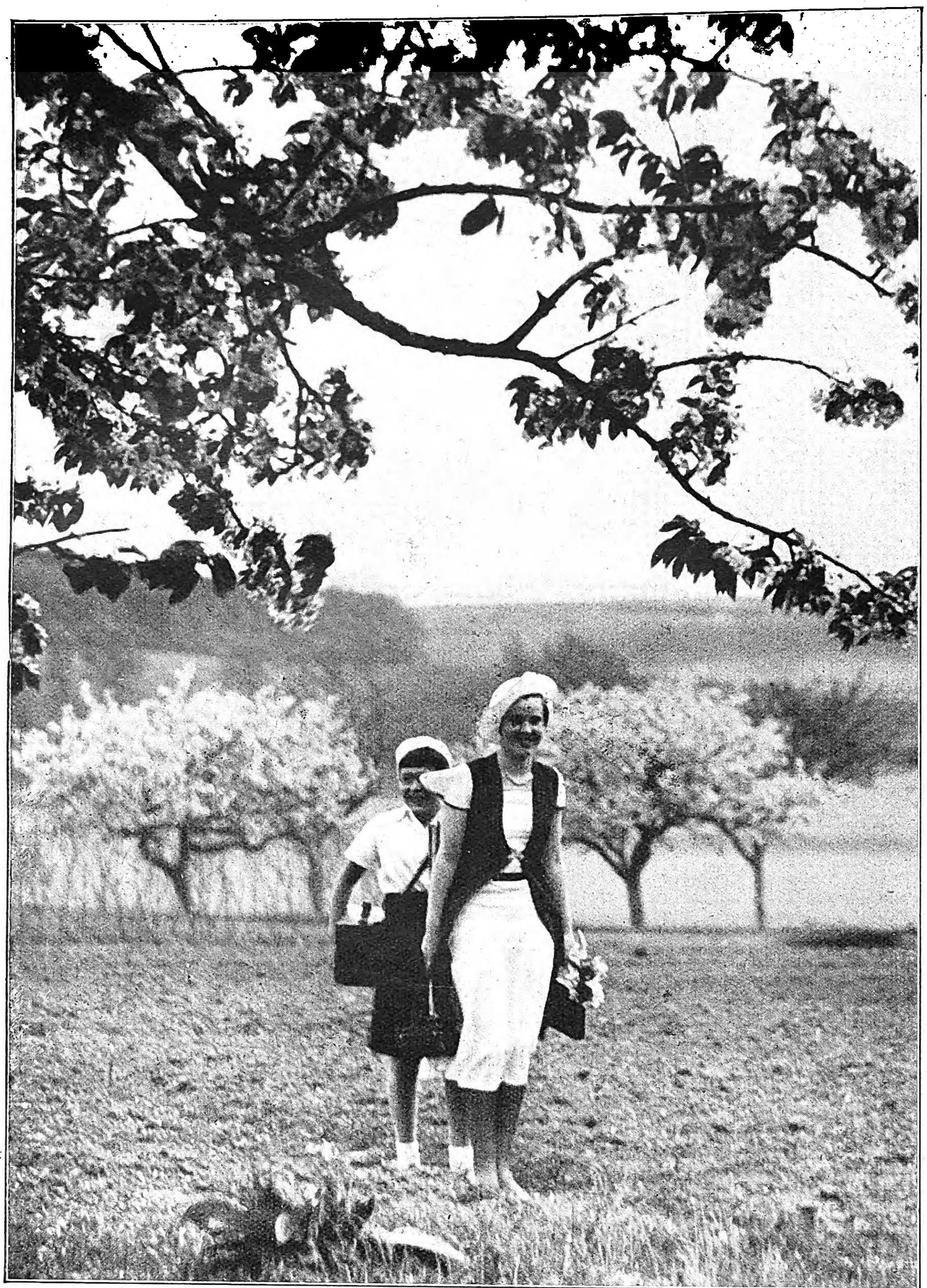
*

Einige Tage, nachdem Karsta wegen der Kohlpflanzungen jenes abendliche Gespräch mit dem Vogt Peddersen gehabt hatte, erschien ein Mann auf dem Bojenhof, der Feldmeister des Arbeitsdienstes Benrath, den Karsta schon fast vergessen hatte. Derselbe ein bißchen ulkige, galante Benrath, der sie seinerzeit von Friedrichskoog-Spitze mit seiner Blendlaterne durch Nacht und Nebel nach Hause gebracht hatte, damit ihr nicht womöglich das gleiche Los widerführe wie beispielsweise dem armen Peter Bruhn, nach dessen verschollener Leiche der Landgendarm Klaas Sootje noch vergeblich suchte.

Es war kurz vor Feierabend, als Heinz Benrath an die Tür des Bojenhauses klopfte. Wolf lief Karsta entgegen, um ihr zu sagen, daß Besuch gekommen sei.

„Arbeitsdienst, Feldmeister, glaub' ich!"

Er frage nach „Tante Karsta" und unterhalte sich mit Mutti, und Elli reite bei ihm auf den Knieen.



Wanderung ins blühende deutsche Land.
Aufnahme: Kind.

Als Karsta in die Wohnung trat, sprang Benrath auf und schlug dröhnend seine Hacken zusammen. Aber Karsta erkannte, daß er bei aller Schneidigkeit und Forschheit doch eine leise Unsicherheit und Befangenheit nur mühsam zu unterdrücken vermochte. Irgend etwas bedrückte ihn, und er wußte noch nicht recht, wie er es los werden sollte.

Man aß zusammen Abendbrot, es gab Bratkartoffeln und Schinken mit Spiegeleiern aus „eigenem Stall". Auch die herrliche Butter zu den Stullen und die Milch waren eigene Erzeugnisse, wie Karsta stolz berichtete. Mittlerweile sei noch ein Kälbchen angekommen. Diesesmal sei die Kuh Mimi die glückliche Mutter. Der Bulle vom Storchenbauer scheine wirklich ein Mordskerl zu sein. Das neue Kalb sei von Wolf und Elli auf den schönen Namen „Bubi" getauft worden.

Es erwies sich im Lauf der weiteren Unterhaltung, daß dieser Heinz Benrath ein sehr netter und amüsanter Mensch war. Er hatte Hoch- und Tiefbau zu studieren angefangen, aber dann, als es mit den Studiengeldern nicht mehr so ganz klappte, hatte er es vorgezogen, zwischendurch einmal eine Zeitlang zum Arbeitsdienst zu gehen. Und da er von klein auf für Deich- und Schleusenbau, für Landgewinnung und Küstenregulierungen schwärmte, hatte er sich hierher nach dem abgelegenen Friedrichskoog III gemeldet. Zwei Jahre saß er nun schon hier und half dem Vogt Peddersen, zusammen mit einer Gruppe Kameraden beim „Landmachen".

„Eine ganz tolle Sache!" erklärte er begeistert, und seine Augen leuchteten. „Aber man muß Nerven und Geduld haben, denn die Nordsee läßt sich nicht beschwatzen. Gerade für diese langsame, unendliche Geduld erfordernde, systematische Kleinarbeit ist Peddersen der rechte Mann. Überhaupt ein ganzer Kerl, ein Prachtkerl . . . !"

Karsta zog die Brauen ein wenig in die Höhe.

„Meinen Sie nicht, daß Ihr Lob von der „unendlichen Geduld" Peddersens etwas übertrieben ist, Herr Benrath? Ich habe andere Erfahrungen mit ihm gemacht!"

Benrath wurde ein wenig rot, wie immer, wenn er einer Frau widersprechen mußte. Aber er ließ seinen Vorgesetzten nicht im Stich.

„Viele glauben, daß der Vogt ungeduldig und hart und vielleicht sogar ungerecht ist?", sagte er zögernd. „Aber die Leute tun ihm Unrecht. Wo es wirklich darauf ankommt, kann er so geduldig sein, und im Grunde seines Herzens ist er weicher und bescheidener als für sein persönliches Fortkommen gut ist. Wenn es mit rechten Dingen zuginge und er so rücksichtslos die Ellenbogen zu gebrauchen verstünde wie manche anderen Leute, so säße er heute ganz wo anders!"

Karsta lachte.

„Na, na Herr Benrath! Sie gehen ja mächtig ins Zeug. Im übrigen habe ich ja nichts gegen Herrn Peddersen. Nur seine Art paßt mir nicht. Ich lasse mich nicht schulmeistern wie ein kleines dummes Gänschen, nur weil Herr Peddersen zufällig dies und jenes etwas besser und gründlicher weiß als ich. Da ist beispielsweise diese lächerliche Kohlgeschichte . . ."

Benrath blickte Karsta gerade an.

„Verzeihen Sie, Fräulein Bojen, aber die Sache mit dem Kohl hätten Sie nicht machen dürfen. Noch weiß glücklicherweise kaum ein Mensch von der Geschichte, denn der Martin Bentzen ist von Natur maulfaul und verschwiegen wie ein Grab. Aber, wenn die anderen Koogleute merken, daß Sie Kohl gepflanzt haben und daß Peddersen es duldet, werden sie alle Kohl setzen wollen! Und das wäre Wahnsinn!"

Karsta sprang auf und warf ihre Serviette erregt auf den Tisch. Sie begriff jetzt, worauf Heinz Benrath hinaus wollte.

„Jetzt kommen Sie mir wahrscheinlich auch noch mit dieser unmöglichen Zumutung, daß ich die Pflanzen ausreißen und vernichten soll, ja?!"

Benrath zuckte die Achseln.

„Wenn Sie sich nicht freiwillig dazu entschließen wollen, werden es meine Leute eines Tages dienstlich tun müssen. Ich verstehe nicht, warum Sie nicht Vernunft annehmen wollen, Fräulein Bojen?!"

Karsta wurde blaß, ihre großen Augen flackerten.

„Und das nennen Sie freies Besitzrecht, dafür zahlen wir unsere Höfe mit den Erträgen unserer Arbeit allmählich ab, damit dann einfach irgendein Herr Peddersen oder seine Beauftragten hergehen und das, was wir gepflanzt haben, ausreißen?! Wenn das so bei Euch im Koog ist, dann pfeife ich darauf, noch länger im Bojenhof die Wirtschaft zu besorgen. Dann soll Herr Peddersen hier einen seiner Anbeter hinsetzen, die ihm auf Befehl aus der Hand fressen und zu jeder seiner Verordnungen, gleichgültig ob sie klug oder falsch ist, Hurra und Bravo schreien . . . !"

Benrath erhob sich. Man sah ihm an, daß ihm der Ausbruch des Mädchens sehr peinlich war.

Karsta Bojen hätte — bei allem Temperament — wohl nicht so unbeherrscht gesprochen, wenn sie nicht an diesem Nachmittag durch ein aufregendes Erlebnis in Friedrichsens Fabrik recht aus der Fassung gebracht worden wäre.

„Sie dürfen sich nicht so aufregen, Fräulein Bojen, das ist ja die ganze Geschichte nicht wert! Als ich zum Arbeitsdienst kam, habe ich auch mal Dinge einstecken müssen, die mir gegen den Strich gingen und die gar nicht meinen damaligen Auffassungen von der persönlichen Freiheit des Mannes entsprachen. Allmählich erkennt man dann, daß diese persönliche Freiheit nur so weit nützlich und angebracht ist, als sie sich den Interessen der Gemeinschaft eingliedert. Wer eigenwillig aus der Reihe tanzt, bringt das Ganze in Gefahr!"

Karsta schüttelte den Kopf.

„Es dreht sich hier gar nicht darum, daß ich aus der Reihe tanzen will, Herr Benrath. Ich habe längst eingesehen, daß es besser ist, wenn hier auf dem neuen Land noch kein Kohl gepflanzt wird! Aber ich sträube mich dagegen, daß die frischgesetzten kleinen Pflanzen einfach ausgerissen und fortgeworfen werden sollen."

Plötzlich flatterte ein spitzbübisches Lächeln über Benraths hübsches, braunes Jungmännergesicht.

„Ich habe eine Idee, Fräulein Bojen! Eine glänzende Idee sogar, Sie werden staunen!"

„Also, bitte, schießen Sie los!"

„Hören Sie zu. Es ist verboten, daß die Felder mit Kohl bepflanzt werden. Peddersen hat aber niemals etwas davon gesagt, daß man die Gräben, die Straßenränder, die Grenzlinien der Höfe oder die Zäune nicht mit Kohlpflanzen garnieren darf! Das werden Sie jetzt mit Ihren Kohlpflänzchen tun! Dann ist der Kohl des Anstoßes vom Acker herunter, und Sie können dort in Gottes Namen Hafer säen, wie es sich auf dem Neuland gehört. Gleichzeitig aber haben Sie Ihre geliebten Pflänzchen gerettet und können seelenruhig zusehen, ob sie gedeihen oder nicht!"

Karsta fühlte sich durch den Vorschlag Benraths irgendwie überrumpelt und noch mehr aus dem Gleichgewicht gebracht. Aber als schließlich sogar Maria bat, sie solle diese leidige Kohlgeschichte in der von Benrath vorgeschlagenen Weise zu Ende bringen, gab sie schließlich, wenn auch sehr widerstrebend, nach. Dann müßte sie sogar darüber lachen, als sie sich vorstellte, was für Augen Peddersen wohl machen würde, wenn er zum erstenmal diesen seltsamen Kohlschmuck an der Straße, den Gräben und an den Grenzmarken des Bojenhofes zu Gesicht bekäme. Und sie hoffte, daß er sich über diesen Streich ärgern würde . . .

Übrigens kam am Abend auch die Sache mit den Gänsen, die später viel zum allgemeinen Gesprächsstoff im ganzen Kooggebiet beitragen sollte, zur Sprache.

Karsta hatte genau so wie die meisten anderen Leute im Koog eine stattliche Anzahl Brutgänse im Stall auf den Eiern sitzen und sich, gemeinsam mit den anderen Koogbauern, einen großen Weideplatz im Deichvorland für die erwarteten Gänsefamilien gesichert. Friedel Kunowsky, der das erste Jahr aus der Schule war, sollte tags das Hüten übernehmen und nachts von einem alten Mann abgelöst werden, der in einem Hof am Norddeich mit durchgefüttert wurde und zu keiner schweren Arbeit mehr nütze war.

Bei den Verhandlungen über dieses Weideland und die Hüterfrage war Karsta ein Gedanke gekommen, den sie jetzt Benrath unterbreitete. Im allgemeinen war es

Farbig und lustig *der* TRACHTENSCHUH



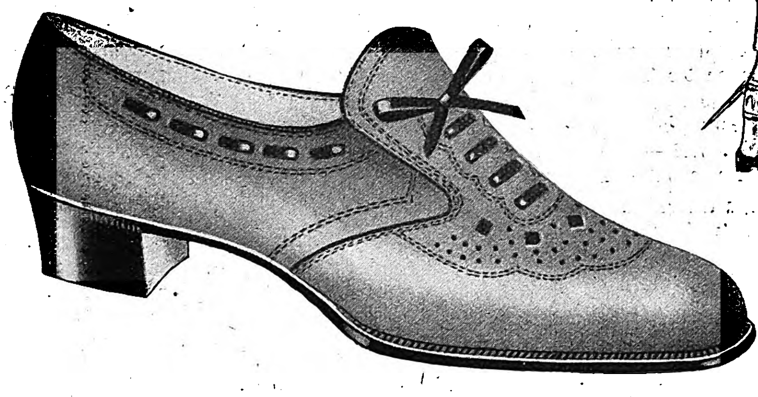


Gelbbraun mit Hellbraun
MODELL SALAMANDER

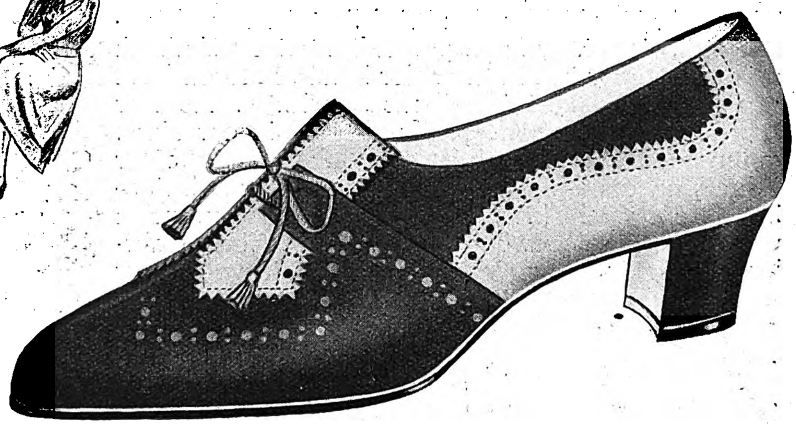


Grau mit Blau
MODELL SALAMANDER



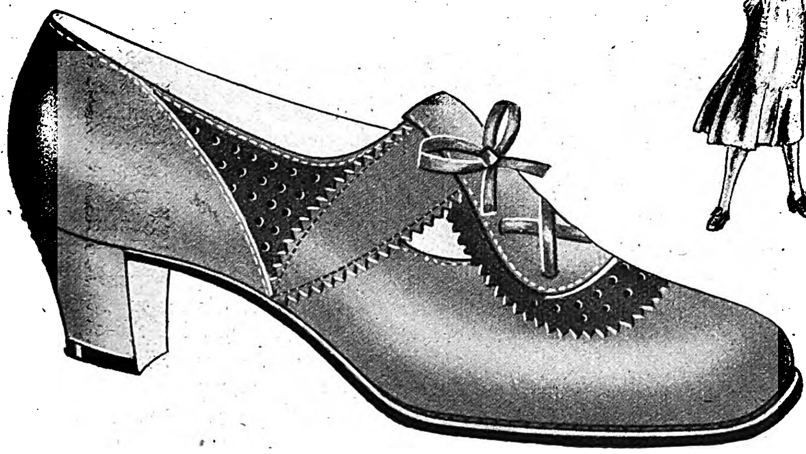


Sandfarbe mit Grün
MODELL SALAMANDER



Braun mit Beige
MODELL SALAMANDER





Beige mit Rot
MODELL SALAMANDER



Blau mit Rot
MODELL SALAMANDER

bisher in allen Koogen üblich gewesen, die Gänse im Herbst in Bausch und Bogen an irgendeine Hamburger Gänsemästerei zu verkaufen und sich mit den Engrospreisen zu begnügen, die die Hamburger Händler für das wohlschmeckende Federvieh bezahlten.

Was aber jene Leute in Hamburg konnten, sollte man doch eigentlich auch hier fertigbringen! Es müßte doch nicht so schwer sein, auch im Adolf-Hitler-Koog eine richtige Gänsemästerei einzurichten, um dann im Spätherbst die rund und fett genudelten Tiere für fast den doppelten Preis an die Geflügelschlachtereien und Markthallen der umliegenden Städte zu verkaufen!

Benrath hörte Karstas Ausführungen interessiert zu.

„Aber wie und wo wollen Sie die Mästerei einrichten, Fräulein Bojen? Die Sache lohnt sich wohl nur, wenn Sie schon anfangs einige hundert Tiere zum Nudeln an einen Ort zusammenbringen, wo sie ständig überwacht und sorgsam gepflegt werden. Wenn jeder seine paar Gänse selbst mästen will, kommt sowieso nichts Gescheites dabei heraus. Hier im Koog ist aber jedes Fleckchen Erde restlos eingeteilt, und ich wette, daß kein einziger Koogbauer — Sie übrigens nicht ausgeschlossen — sich damit einverstanden erklären würde, ein Stück seines Bodens für eine großangelegte Mästerei zur Verfügung zu stellen!"

So genau hatte Karsta noch nicht überlegt. Benrath hatte recht, einen Platz brauchte man, einen möglichst großen Platz, um Bewegungsfreiheit zu haben und alles möglichst bequem und erweiterungsfähig anlegen zu können. Und ein Platz nahe dem Wasser müßte es wohl auch sein...

Plötzlich sagte Maria in ihrer leisen, schüchternen Art:

„Aber im Deichvorland, wo ja die Gänse sowieso weiden sollen, ist doch eigentlich Raum genug! Kann man denn dort im Herbst nicht einen Platz abteilen?"

Karsta blickte auf. Ihre Wangen glühten vor Eifer.

„Natürlich, Mariechen! Du bist ein Genie! Das ist immer so, daß man auf die zunächstliegenden Dinge zuletzt kommt."

Aber Benrath schüttelte den Kopf.

„An sich ist der Gedanke von Frau Maria nicht dumm. Aber Sie vergessen, daß um jene Zeit bereits starke Stürme herrschen und die Nordsee bis an den Flutdeich herantreiben. Wo würden dann die schweren, genudelten Mastgänse samt ihren Ställen bleiben?"

Karsta dachte nach. Eine kleine, scharfe Falte stand zwischen ihren dunkelblonden Brauen. Und dann plötzlich hob sie den Kopf. Ihr Mund wurde schmal und fast hart, wie immer, wenn sie um einen Entschluß rang.

„Das ist doch alles furchtbar einfach, Kinder!" sagte sie rasch und bestimmt. „Man muß eben einen Sommerdeich bauen. Einen hübschen, kleinen Sommerdeich, gerade hoch genug, um den Auslauf unserer künftigen Mastgänse zu schützen. Wozu seid ihr Herren vom Arbeitsdienst eigentlich hier, wenn nicht um uns Koogleuten zu helfen? Herr Peddersen wird euch gern und gut ein paar Wochen entbehren können!"

Benrath sah erst Karsta an und dann Maria. Schließlich begann er zu lachen.

„Eine Schwägerin haben Sie, Frau Bojen, alle Hochachtung! Ideen und Energie hat sie wie ein Mann. Manchmal erinnert sie fast an Peddersen. Der geht auch so an die Dinge 'ran, wenn er sich in etwas festgebissen hat, nur daß er es nicht mit soviel Temperament tut wie Fräulein Karsta." — Und sich wieder Karsta zuwendend: „Ich verstehe überhaupt nicht, warum Sie beide — ich meine der Vogt und Sie — sich immer zanken müssen. Ich kenne keine zwei anderen Leute im Koog, die so gut zusammenpassen würden wie Sie beide...!"

Karsta wurde ein bißchen rot.

Dann sagte sie schnell:

„Lassen Sie doch den Unfinn, Herr Benrath. Ich und der Vogt zusammenpassen!? Das wäre ja lächerlich! Wo zwei so harte Schädel zusammenkommen, da gibt es nichts als Mord und Totschlag. Und Sie werden wohl zugeben müssen, daß das nicht gerade eine günstige Voraussetzung für Zusammenarbeit oder gar Freundschaft wäre."

Mord und Totschlag! Da war ihr wieder das Erlebnis vom Nachmittag eingefallen. Karsta erhob sich und reichte Benrath die Hand.

„Herr Benrath, Sie müssen mich jetzt entschuldigen. Ich habe Christine Bruhn versprochen, nach dem Abendessen auf ein paar Minuten bei ihr vorbeizukommen. Leisten Sie meiner Schwägerin ruhig noch ein bißchen Gesellschaft. sie hat's einsam genug. Wenn Sie wollen, dürfen Sie uns in den nächsten Tagen bei der Verpflanzung des Kohls helfen. Und wegen des Sommerdeichs und unserer Mästerei klopfen Sie 'mal bei Ihrem gestrengen Herrn Peddersen auf den Busch. Vielleicht läßt er sich erweichen?"

Als Karsta den „Störtebecker" betrat, war das große Gastzimmer fast völlig mit Bauern aus der Umgegend gefüllt, die in der gegenüberliegenden Schule irgendeine Gemeindeversammlung abgehalten hatten. Alle Lampen brannten, Zigarren- und Pfeifenrauch erfüllte die Luft mit blaugrauen Schwaden, Bierdunst wehte durch das Lokal. Christine Bruhn stand hinter dem Schanktisch und schenkte aus. Ihre beiden Mädels hatten alle Hände voll zu tun, um die lauten Wünsche der Gäste zu befriedigen.

„Soll ich helfen?" fragte Karsta und trat zu Christine.

Aber die schüttelte den Kopf und wies in das zweite, kleinere Zimmer, in dem nur wenige Tische besetzt waren. In einer Ecke saß der Landjäger Sootje bei dem hierzulande unvermeidlichen Grog.

„Setzen Sie sich ein bißchen zu Sootje", flüsterte die Wirtin ihr zu. „Er braucht es heute, daß man sich um ihn kümmert. Wenn der Rummel erst etwas nachläßt, komme ich auch zu euch!"

Karsta ging und setzte sich etwas verlegen zu Klaas Sootje.

„Vergnügt sehen Sie nicht gerade aus!" stellte sie fest. „Haben Sie dienstlich irgendwelchen Ärger?"

Der Landjäger nickte grimmig.

„Dienstlich und außerdienstlich, Fräulein Bojen!"

Bald waren Karsta und der Polizeibeamte allein in der kleinen Gaststube.

Vom Schankraum klang Sprechen und Gläserklirren herüber.

„Herr Sootje, ich war heute nachmittag zu Friedrichsen bestellt — er hat Büroarbeit für mich —", begann Karsta zaghaft und zögernd ihre Beichte.

Dann erzählte sie, wie der Zufall sie zur Zeugin der Auseinandersetzung des Landjägers mit dem dicken Fabrikanten gemacht hatte, wie sie sich hinter der Tür als Lauscherin fühlte, und wie sie es doch nicht fertigbrachte, fortzugehen, ehe Sootje davonrannte. Aber, nachher zu Friedrichsen hineinzugehen, als ob nichts gewesen wäre, das war ihr auch unmöglich. So war sie froh, dann wenigstens ungesehen zu entkommen.

„Daß einem so das Dienstgeheimnis zum Teufel gehen kann!“ knurrte der Landjäger und beschwor Karsta, zu niemanden — auch Christine gegenüber nicht — von dem zu sprechen, was sie in der Sauerkrautfabrik gehört hatte. Eben, um sie zum Stillschweigen vor Dritten zu bewegen, hielt er es für richtig, dem Mädchen, das nun doch einmal von dem Mordverdacht gegen Friedrichsen wußte, den Zusammenhang zu erklären.

So kam der Landgendarm Klaas Sootje dazu, vor Karsta Bojen seinem bedrängten Herzen Luft zu machen. Er erzählte ihr von seinem Besuch bei der alten Miela Splieth und was sie gesagt hatte, bevor sie in Ohnmacht fiel.

„Und auch diese Ohnmacht scheint nichts als eine gemeine Komödie gewesen zu sein!“ berichtete er weiter. „Denn als wir wenige Stunden später mit dem Arzt aus Marne, der sofort in seinem Auto herübergekommen war, hinausfuhren, war die Hütte leer und der alte Vogel ausgeflogen! Kein Mensch hat sie seither gesehen, obgleich ich alle Schulzenämter, Vogteien und Polizeistellen in der ganzen Umgegend davon verständigt habe, daß sie sofort aufzugreifen und hierherzubringen ist!“

„Ist es denn nicht möglich, daß sie sich hier in der Nähe irgendwo verborgen hält? Freunde wird sie doch durch ihre Heilkunde bestimmt gewonnen haben!“

„Natürlich ist das möglich, Fräulein Bojen. Aber ich kann doch nicht alle Gehöfte durchsuchen, nur weil diese verdammte Deichhexe verschwunden ist. Erstens ist das nicht erlaubt und zweitens würden mir die Leute ins Gesicht lachen!“

„Und was haben Sie unternommen?“

„Eine Riesendummheit habe ich gemacht, Fräulein Bojen, die ich mir zeit meines Lebens nicht verzeihen werde! Sie haben es ja mit angehört. Nachdem nun bombenfest stand, daß die Splieth fort war, habe ich drüben im Augusta-Viktoria-Koog und hier in Friedrichskoog III überall herumgeforscht, auf welchen Gehöften die Alte gelegentlich Besuche zu machen pflegte. Da stellte es sich denn heraus, daß die Splieth eigentlich überhaupt nicht ausging, sondern meistens alle ihre „Kunden“ bei sich empfing, und daß so ziemlich der einzige, den sie in gewissen Abständen durch ihren Besuch beehrte, unser vielgeliebter Herr Friedrichsen war ... !“

Karsta hörte aufmerksam und sehr ernst zu.

„Ich war zuerst sehr überrascht“, sprach Sootje weiter, „als ich von dieser seltenen Freundschaft vernahm. Dann aber machte ich mir eine kleine Kombination zurecht. Die alte Splieth wurde in der Mordnacht — und für mich steht jetzt bombenfest, daß Bruhn ermordet wurde! — von einigen Leuten gleich hinter dem großen Schuppen der Sauerkohlfabrik am Breiten Priel gesehen. Andererseits wurde sie gerade um jene Zeit verhältnismäßig häufig bei Friedrichsen gesehen. Was liegt also näher als die Versuchung, daß Peter Bruhn auf seinem Rückweg aus Friedrichskoog-Spitze noch bei seinem Freunde Friedrichsen einkehrte, dort ermordet wurde und schließlich von Friedrichsen und der alten Splieth, die vermutlich Zeugin dieser Vorgänge war, irgendwo hinter dem Fabrikschuppen verscharrt wurde. Aber, wie gesagt, noch ist nichts bewiesen. Und deshalb müssen Sie unbedingt über die Sache schweigen, Fräulein Bojen!“

Karsta war bei dieser Schilderung sehr blaß geworden.

„Obgleich das alles sehr klar und einfach klingt, Herr Sootje, ich kann es trotzdem nicht glauben. Ich kann und will es nicht glauben, daß Friedrichsen ein Mörder ist! Außerdem war er, wie mir Christine selbst erzählt hat, mit Peter Bruhn seit Jahren gut befreundet. Wo bleibt da also ein auch nur im entferntesten stichhaltiges Motiv für ein so furchtbares Verbrechen?!“

Sootje lachte hart auf.

„Ihre gute Meinung von den Leuten in Ehren, Fräulein Bojen! Auch mir ging es früher häufig so, wenn ich irgend jemand verhaften mußte oder auf der Anklagebank sitzen sah, daß ich mir sagte, dieser Mensch könne unmöglich eine solche Bestie sein, wie es der Staatsanwalt behauptete. Nachher kamen dann Dinge zutage, die noch schlimmer waren, als der Staatsanwalt angenommen hatte. Nein, nein, mit dem Glauben an die Menschen und dem angeblich in jedem steckenden guten Kern kommt man nicht weit ... !“

Er nahm einen nachdenklichen Schluck aus seinem Glas und fuhr dann fort.

„Im übrigen liegt im Falle Friedrichsen das Motiv klarer auf der Hand, als Sie vielleicht glauben. Er liebt Christine, wie er ihr selbst noch vor kurzem eingestanden hat, bereits seit vielen Jahren. Da kam Peter Bruhn und schnappte sie ihm gewissermaßen vor der Nase fort! Nach außen spielte er nun weiter den guten Freund, in Wirklichkeit aber beobachtete er lediglich, wie die Ehe ausgehen und ob sich nicht doch noch eine Gelegenheit bieten würde, Christine für sich zu gewinnen. Und als er dann sah, daß keinerlei Aussicht bestand, daß die Ehe über kurz oder lang von selbst auseinandergehen würde, beschloß er eben ein bißchen nachzuhelfen. Und die Gelegenheit dazu bot sich ihm in jener Nacht, als Peter Bruhn verschwand. Kein Mensch konnte darauf kommen, daß er vielleicht auf seinem Heimweg bei Nacht und Nebel noch einmal bei seinem „Freunde“ Friedrichsen einkehren würde! Kein Mensch wäre auch daraufgekommen, wenn nicht die alte Miela Splieth sich trotz all ihrer Gerissenheit doch in einigen Punkten verplappert hätte . . .!“

„Trotzdem glaube ich nicht, daß er ein Mörder ist!“

„Als ich feststellte, daß die alte Splieth verschwunden und vorläufig auch nicht aufzufinden war, ließ ich mich dazu verleiten, einfach in die Höhle des Löwen zu gehen und Friedrichsen zu stellen. Da hat er mich einfach ausgelacht und den klügsten Schachzug gemacht, den er überhaupt tun konnte. Er forderte mich nämlich auf, ihn der Splieth gegenüberzustellen. Das aber war unmöglich, da die Splieth überhaupt nicht mehr da ist. Und so mußte ich mit langer Nase abziehen; der Friedrichsen ist ...“

Christine kam herein und setzte sich zu den beiden an den Tisch.

„Immer Friedrichsen!“ seufzte sie leise und legte ihre Hand auf Karstas Arm. „Sehen Sie, jetzt reut es mich fast, daß ich Sootje veranlaßt habe, die Sache noch einmal aufzunehmen. Besser ist dadurch nichts geworden, aber vieles ist jetzt schlimmer. Wenn Friedrichsen dahinterkommt, wird sein Haß nur noch verstärkt werden, und nichts wird ihn mehr davon abhalten können, daß er mir das Dach über dem Kopf wegversteigern läßt und mich brotlos macht ...“

Karsta blickte einen Augenblick vor sich hin und sagte dann zögernd:

„Ich muß Ihnen etwas erzählen, Christine. Ich habe heute früh einen Brief von Friedrichsen erhalten. Aus diesem sehr harmlosen Anlaß sprach ich eben mit Herrn Sootje über Friedrichsen ..."

„So??!" Christines Gesicht war gespannt und aufs heftigste erregt. „Und was steht in diesem Brief, Karsta?"

„Er schreibt mir, daß sein alter Buchhalter erkrankt sei und daß er mich bäte, bis zu dessen Wiederkehr aus dem Marner Krankenhaus wenigstens einige Stunden in der Woche zu ihm zu kommen, um ihm in seinem Büro zu helfen ..."

„Und Sie werden annehmen?"

Karsta blickte an den beiden vorbei durch das Fenster in die Nacht hinaus. Sterne flimmerten am fernen, dunklen Himmel, und darunter wiegten sich die kaum belaubten Baumwipfel fast schemenhaft im Wind.

Ja, wenn sie die Arbeit bei Friedrichsen annähme, überlegte Karsta, dann würde sich vielleicht ein Weg finden ... Und sie war entschlossen, Christine zu helfen.

„Ich wollte erst ablehnen", sagte sie versonnen. „Aber dann habe ich mich entschlossen, doch zu ihm zu gehen. Ein bißchen mehr Geld kann man immer gebrauchen. Wenn ich ein paar Wochen hindurch zwei Stunden weniger schlafe, so wird mich das nicht umbringen. Und vielleicht läßt sich auf diesem Wege auch all das Böse vermeiden, das er Christine zugedacht hat. Ja, schon für dieses ‚Vielleicht' ist es meine Pflicht, zu ihm zu gehen."

Einen Augenblick war es ganz still am Tisch. Dann stand Sootje, der alle Mühe hatte, seine Rührung über Karstas anständige Hilfsbereitschaft zu verbergen, scheinbar ungehalten auf und stieß den Stuhl laut zurück.

„Verzeihen Sie, Fräulein Bojen, aber daß Sie für den Kerl arbeiten wollen, das ist zu hoch für meinen Verstand!"

Er verließ polternd das Zimmer, man hörte, wie die Tür des Schankraumes mit einem vernehmlichen Knall ins Schloß flog.

Als er fort war, legte Christine ihren Arm um Karstas Schultern.

„Sie ahnen nicht, wie dankbar ich Ihnen bin, Karsta, daß Sie bei Friedrichsen für mich eintreten wollen. Vielleicht gelingt es Ihnen, ihn noch zur Vernunft zu bringen."

Karsta nickte nachdenklich.

„Vielleicht, Christine. Aber das wird wohl schwerer sein, als wir glauben. Da müßten schon sehr schwerwiegende Dinge dazwischenkommen, um einen Starrkopf wie Friedrichsen umzustimmen. Aber versuchen will ich es auf jeden Fall!"

„Ich freue mich ja so, daß ich Sie habe, Karsta Ich habe, so lange ich hier im Koog bin, nie eine richtige Freundin gehabt. Und nun sind Sie gekommen und haben mich verstanden vom ersten Augenblick. Wollen wir in Zukunft du zueinander sagen, Karsta?"

Karsta hob ihr Glas, ihre blauen Augen strahlten Christine an:

„Auf du und du, Christine! Und hoffentlich brauche ich nicht allzu lange zu warten, bis ich auf der Hochzeit meiner neuen Freundin tanzen darf. Das würde die größte Freude sein, die ihr mir machen könnt ..."

Sie küßten sich und leerten ihre Gläser bis auf den Grund.

*

Der Sommer kam über die Koogleute wie ein glühendes Fest!

Heiße Sonnenbrände wiegten sich wie große Messingschalen tagaus tagein auf der See und strahlten ihr sattes grelles Licht bis tief ins Land. Rotbraun leuchtete das Watt, von kreischenden Scharen hungriger Möven überwimmelt. Silbern blitzten die Kanäle, Priele und Gräben, golden wogte das Korn, tiefgrün schimmerten Deiche und Vorland im Schmuck des wuchernden Krautes, hartgelb standen Sumpfdotterblumen und Löwenzahn an den weißen, staubigen Straßen, und darüber wölbte sich ein so unwahrscheinlich blauer Himmel, daß die an Regen, Wolken und Sturm gewöhnten Bauern dieses große, seidige Leuchten anfangs kaum zu fassen vermochten.

So war es denn kein Wunder, daß die wenigen berauschend hellen Monate auch bei den Menschen irgendwie eine Wesensveränderung bewirkten, daß sie ihnen manches von ihrer ackergebundenen Schwere nahmen und sie um vieles leichter, beschwingter und froher machten, als der steifste Grog in den grauen Jahreszeiten es tun konnte. O ja, es war schön, in der Sonne zu arbeiten und zu fühlen, wie sich die Haut unter ihren Strahlen bräunte, und es war herrlich und einzigartig, wenn die Ebbe erwachte, der Flut durch die weite pfützenreiche Wüste der Watten nachzuhetzen, es war eine einzige wilde Lust, den nackten Körper dem Gischt der Brandung entgegenzuwerfen und sich, umjauchzt von den schrillen, spitzen Schreien der Möven, von den nie rastenden Wogen tragen zu lassen; und es war wie ein tiefer, märchenhafter Rausch, hoch oben auf dem Kamm des Deiches zu liegen und in die Unendlichkeit des Äthers zu träumen, während große, silberne Wolkenballen langsam, wie überlastete Frachtkähne, mit dem warmen Winde segelten ...

Karstas Haut schimmerte wie dunkelbrauner Sammet, und die weichen Wellen ihres Haares leuchteten wie mattes Gold um die schöngeschwungenen Rundungen der Stirn und des Nackens. Stark und sicher schritt sie über ihr Land, mit nichts angetan als mit einem Badetrikot und einem waschleinenen Fähnchen darüber. Ihre Glieder waren elastisch geworden wie edelster Stahl, und ihre Bewegungen berückten durch die fast königliche Harmonie ihrer ausgeglichenen Schönheit. Sogar ihr Nachbar Martin Bentzen, der doch eigentlich nie mehr sagte, als dringend notwendig war, bemerkte jetzt eines Tages den immer reifer werdenden Liebreiz dieses blühenden Mädchenwesens und schüttelte bewundernd den runden Kopf.

„Alle Wetter, Karstachen, wenn man nicht schon ein oller Knopp und Familienvater wäre, so könnte man sich vom Fleck weg in Sie verlieben! Sie werden ja hübscher von Tag zu Tag!"

Karsta sah von ihrer Arbeit auf und lachte ihm in das gute, erhitzte Gesicht.

„Nanu, Herr Bentzen, von der Seite kenne ich Sie ja gar nicht? Aber ihr Männer seid, wie es scheint, alle im geheimsten Winkel eures Herzens Schwerenöter!"

(Fortsetzung folgt)

Anekdotisches aus dem alten Handwerk

Die Bäcker.

Bäckergesellen mußten von jeher früher aus den Federn als andere Handwerksburschen. Dies besagt der alte Vers:

> Frühe, eh' der Himmel grauet,
> morgens, wenn die Erde tauet,
> müssen Bäcker wachen,
> Brot und Semmeln machen.
> Dieses wär ein' feine Kunst,
> hätten sie nur Korn umsunst.

Der Nürnberger Pastetenbäcker Hans Schneider ist der Erfinder der „lebenden Pastete". Das war um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Damals waren bei großen Festgelagen riesige Pasteten als Schaugericht beliebt. Für die Prunktafel eines reichen elsässischen Grafen hatte sich Hans Schneider eine besondere Überraschung ausgedacht: er hatte zwei Tauben in der großen Pastete versteckt, die beim Anschneiden des kunstvollen Backgebäudes herausflogen und um die Gäste herumschwirrten. Diese Neuheit machte alsbald Schule. Eine wunderbare Pastete, die eine ganze Burg mit allen Einzelheiten darstellte, wurde Anno 1568 bei der Hochzeit des Pfalzgrafen bei Rhein mit der Herzogin Renata von Lothringen in München aufgetragen. Als man das Kunstwerk vorsichtig anschnitt, entstieg ihm ein schöngeputzter Zwerg, der dann auf der Festtafel herumspazierte und Lieder sang.

In einem riesigen Backofen buk der Dresdener Bäckermeister Zacharias Wohlaus im Jahre 1730 bei dem großen „Campiment" zu Zeithain einen großen „Striez", d. h. einen Riesenkuchen Dazu hatte er 18 Scheffel Maismehl, 1½ Tonnen Hefe, 326 Kannen Milch, 3600 Eier und 3 Pfund Muskatblumen verbraucht. Die Zuckermenge ist nicht angegeben. Ein Flugblatt von 1680 unterrichtet uns von einem Wettstreit der Metzger und Bäcker, wer von beiden die längste Bratwurst oder den längsten Zopfwecken machen könne. Der Kupferstich zeigt beide Gewerbe eifrig bei der Arbeit, wobei die Bäcker einen Backofen für „endlosen" Betrieb aufgebaut haben. Simplizius Simplizissimus ist zum Schiedsrichter bestellt. Dafür sollte er ein Stück Wecken, zweimal so lang wie sein Pilgerstab, und ein Stück Wurst erhalten, welches ihm „nicht nur dreymal umbs Maul, sondern wol neunmal umb den Bauch, und endlich gar hinein ging".

Die Metzger.

Riesige Würste führten mancherorts die Metzgerzünfte bei ihren großen Faschingsumzügen mit sich, so in Nürnberg, Königsberg, Zittau usw. Die Bratwurst der Nürnberger Metzger war im Jahre 1568 658 Ellen lang und wog 514 Pfund. Sie wurde weit in den Schatten gestellt von der Riesenwurst, die die Königsberger Fleischhauer 1601 mit sich führten: diese hatte eine Länge von 1005 Ellen und ein Gewicht von 900 Pfund. Dazu waren 81 Schinken, 18¼ Pfund Pfeffer und 1½ Scheffel Salz verbraucht worden. Auf Stangen gerollt wurde die Wurst von einer großen Zahl von Meistern der Zunft durch die Straßen getragen.

Die Schuhmacher.

Hans Sachs war nicht nur ein vielbeschäftigter Meister der Schuhmacherzunft in Nürnberg, er hat bekanntlich auch gedichtet — und zwar im ganzen 6263 Komödien, Tragödien, Fabeln, Schwänke, Lieder und Meistergesänge (deren allein 4275). Seine Spruchgedichte füllten allein 17 Bände. Allein der hochlöbliche Rat der Reichsstadt Nürnberg sah ihn lieber bei seinen Leisten, da er in seinen Gedichten seine Begeisterung für Luther und seine Lehre zum Ausdruck brachte, und mahnte ihn in einem amtlichen Schreiben: „Reime machen sei seines Amtes nicht, gebühre ihm auch nicht. Darum sei eines ehrbaren Raths ernster Befehl, das er seines Handwerks und Schuhmachens warte, sich auch in Zukunft enthalte, solche Büchlein oder Reime ausgehen zu lassen. Ein ehrbarer Rat würde sonst seiner Notdurft nach gegen ihn handeln." Drei Jahre hielt sich Hans Sachs an diesen Befehl.

Kunstdrechsler.

Wir finden noch heute in Museen und Sammlungen gelegentlich Miniaturkunstwerke von Kunstdrechslern, die unser Staunen erregen. Ein solcher Künstler war der aus Kärnten gebürtige Leo Pronner, der von 1600 an in Nürnberg wirkte und dort 1630 starb. Unter anderem hat er aus Elfenbein ein Nähpult von Haselnußgröße angefertigt, in welchem sich alles befand, was dazu gehörte, z. B. vier Klöppel zum Spitzenwirken. Auf einen Kirschkern gravierte er in Hochrelief in sauberster Ausarbeitung die Hauptstände in acht Köpfen mit Einfassungen, vom Kaiser bis zum Bauern, jeder an der Kopfbedeckung kenntlich. Dazu zwei Zeilen: „anno domini 1609" und „Gott ist wunderlich in seinen Gaben". Ferner befand sich darauf noch ein Stern und das Nürnberger Wappen mit der Inschrift „soli Deo gloria" sowie sein Name. Doch nicht genug damit. Der Kern ließ sich öffnen, und im Innern fanden sich „gar viele Stücke an Hausrat und Handwerkszeug, die doch nicht viel über die Hälfte solches ausfüllten" Nach Pronner machte in Nürnberg besonders der Kunstdrechsler Lorenz Zick von sich reden, der besonders durch seine „Kontrafektarbeiten" Bewunderung erregte. Darunter versteht man aus einem Stück Elfenbein ausgearbeitete, meist eiförmige hohle Körper, in denen sich 8 bis 16 Stücke befinden, von denen das eine immer in dem anderen steckt. Sie sind durchbrochen gearbeitet, so daß man alle Teile sehen kann.



Vom Bier.

Einem älteren Bierbrauerstich ist der folgende Vers beigegeben:

Den Ochsen gibt das Wasser Kraft,
den Musen Bier und Rebensaft:
Drum Brüder! trinket Bier und Wein!
Wer möchte wohl ein Rindvieh sein?

Der berüchtigte „Kater" oder Katzenjammer, dessen man sich erfreut, wenn man am abendlichen Stammtisch des Guten zu viel getan, dürfte seinen Ursprung von einem Bier haben, das in Stade gebraut wurde und „Kater" hieß. Heinrich Knaust sagt in seinem 1575 in neuer Auflage erschienenen Buch über das Bier, diese Sorte heiße deshalb Kater, „weil es die Menschen morgens kratzet wie ein Kater, so man sein zu viel getrunken".

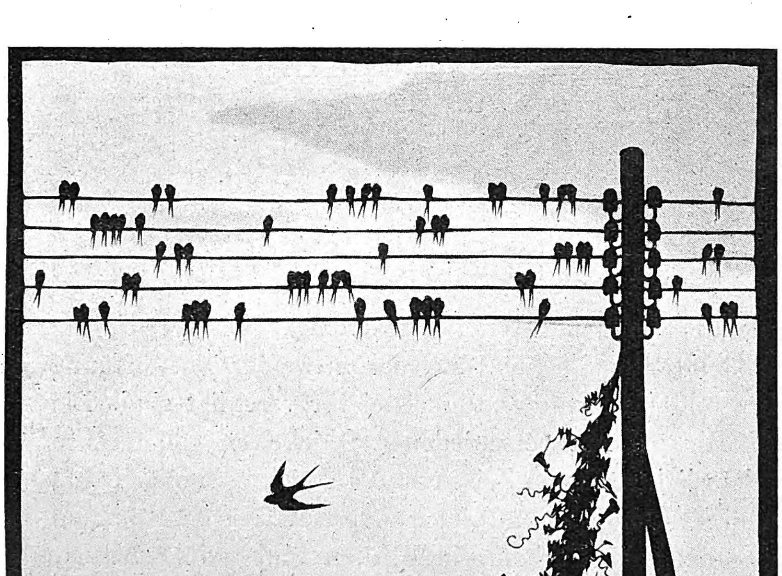
Maschine und Mensch.

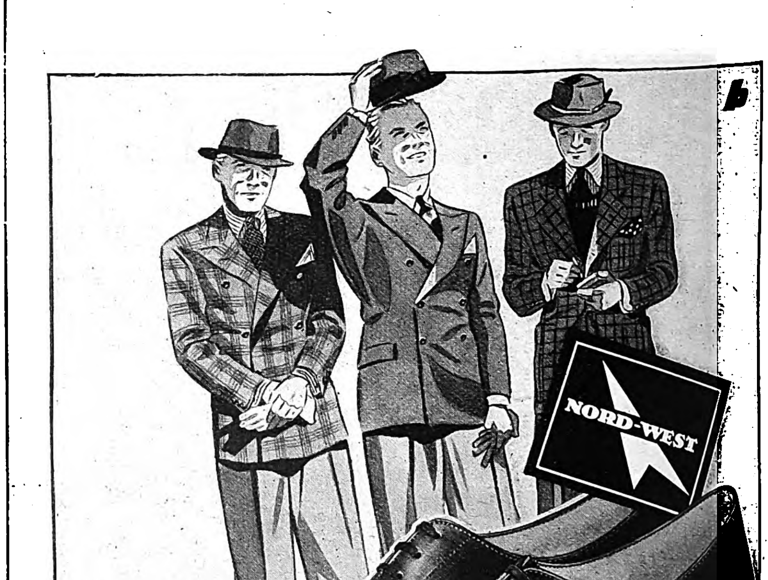
Das Problem „Mensch und Maschine" machte sich schon sehr früh im handwerklichen Betriebe geltend. Die Zünfte wachten streng darüber, daß keiner ihrer Angehörigen sich zum eigenen Vorteil einer Erfindung bediente, die eine größere Arbeitsleistung ermöglichte, es sei denn, daß er sie allen Zunftgenossen zugänglich machte. Als im Jahre 1397 die Kölner Nadelmacher ihre Zunftordnung erhielten, ließen sie die Benutzung von Maschinen zum schnelleren Schlagen der Öhre der Nähnadeln oder zum schnelleren Pressen der Köpfe der Stecknadeln verbieten. Daher führten sich maschinelle Vorrichtungen nur langsam ein, so auch später der Bandwirker- und der Strumpfwirkerstuhl, „durch welche viel Leute... von ihrem Brot vertrieben werden, dieweilen durch diese compendia ein Mensch so viel als in dem anderen Weg zehn oder zwölf, arbeiten können". Am 23. Juni 1686 veröffentlichten die Kölner „Nouvellen" die folgende Verfügung: „Vor einigen Tagen hat ein hochweiser Rath allhier ein von Ihro Kayserl. Majest. allergnädigst außgelassenes Mandat öffentlich publiciren und affigiren lassen: Daß alle, bey den Possamentierern höchst-schädliche eingeschlichene Mühl-Stühle oder so genannte compendiöse Stühle abgeschafft, auch derer darauff fabricirte Waren, wie zu Frankfurt, Nürnberg, Augspurg, Hanau und andern Reichs- und Handels-Städten schon vor einigen Monaten publiciert worden, confiscabel erkannt. Nicht weniger deren Einfuhr und Verkauffung hinführo ernstlich verboten seyn und bleiben sollen."

Das älteste Handwerk.

Im Jahre 1751 erschienen zwei anonyme Gedichte, die die Streitfrage zum Thema hatten, welches das älteste Handwerk sei. Humorvoll wird hier geschildert, wie Vertreter eines jeden Gewerbes die Gründe dafür vorbringen, warum gerade das ihre als das älteste angesehen werden müsse: Schneider, Kürschner, Fleischer, Schuster, Gärtner — ein jeder macht seine Ansprüche geltend, zuletzt mit überzeugenden Gründen der Friseur:

Die Eva nahm die Hand, und fing an zu frißiren,
gleich, da sie ihren Mann im Buschelkopfe fand.
Daher entstande auch das Haaraccomodiren,
das ist und bleibt gewiß das ältste mit Bestand.





Das zweite Gedicht bringt dann ebenso schön gereimt „Zwölf Hoher Schulen Spruch" zu diesem Streit. Der Anspruch der Peruquiers wird anerkannt, und zwar nicht ohne Wahlbeeinflussung, nämlich durch „ein gutes Wort der Weiber":

> Adam hat seine Frau vors erste ausgekämmet,
> Gekräuselt und frißirt, die Haare aufgebrannt.
> Wer will das Gegentheil ganz unumstößlich bringen?
> Usw.

Wir müssen uns dazu vergegenwärtigen, daß um 1600 die Glanzzeit der Peruquiers begann. Die Epoche der großen Staatsperücken erreichte um 1700 ihren Höhepunkt. In Deutschland begann das Gewerbe der Perückenmacher um die Mitte des 17. Jahrhunderts, und zwar in Nürnberg. Es ist also in Wahrheit eines der jüngsten. v. Kl.

Die Arbeit in Sprüchen.

Arbeitsschweiß an den Händen hat mehr Ehre als ein goldener Ring am Finger.
Altdeutscher Spruch.

Drei Ding machen einen guten Meister: Wissen, Können und Wollen.
Altdeutscher Spruch.

Wie der Himmel sich mit Sternen schmückt, so leuchtet Deutschland hervor durch seine freien Künste, wird geehrt wegen seiner mechanischen Kenntnisse und zeichnet sich aus durch vielerlei Gewerbe, deren wir uns billig rühmen.
Konrad Kyeser, 1405.

Von Arbeit stirbet kein Mensch; aber von ledig und müßig gehen kommen die Leute um Leib und Leben Denn der Mensch ist zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Fliegen. Martin Luther.

Allem Leben, allem Tun, aller Kunst muß Handwerk vorausgehen, das nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen. Goethe.

Der weltgeschichtliche Ruhm des deutschen Volkes ist seine Arbeitskraft und Arbeitslust... Wir haben alle Ursache, die Ehre der Arbeit zu preisen; denn sie ist zugleich die Ehre unseres Volkstums. W. H. Riehl, 1862.

Alle Großen waren große Arbeiter, unermüdlich nicht nur im Erfinden, sondern auch im Verwerfen, Sichten, Umgestalten, Ordnen. Friedrich Nietzsche.

Die böse Sieben von Quesnitz

In dem bei Weißenfels gelegenen Dorfe Quesnitz lebte in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Wirtin, die zwar gutmütig und gegen jedermann freundlich war, jedoch, wenn sie gereizt wurde, sogleich überaus heftig zu werden und von Scheltworten bald zu Tätlichkeiten überzugehen pflegte. Es waren Fälle bekannt, in denen die erzürnte Frau den von ihr Gemaßregelten ganze Bündel von Haaren ausgerissen und mehrere Rippen gebrochen hatte. Sie galt daher für die gefährlichste Frau in der ganzen Umgegend und führte im Volksmund den Beinamen „Die böse Sieben von Quesnitz".

Die Wirtin war in jungen Jahren schon Witwe geworden und verwaltete als solche ihre Wirtschaft ganz ordnungsgemäß, war auch im Verkehr mit Leuten, die ihre Eigentümlichkeit kannten und ihr Verhalten danach richteten, stets entgegenkommend und gefällig. Sie hatte sogar Proben von echter Herzensgüte und Wohltätigkeit abgelegt. Nur durfte man sie, wollte man mit ihr auf gutem Fuß leben, nicht reizen und auch den üblen Beinamen in ihrer Gegenwart nicht aussprechen.

Eines Tages nun war der Herzog von Sachsen-Eisenach, da er auf einer Reise nach Leipzig von einem Unwetter überrascht wurde, genötigt, in dem Dorfe Quesnitz zu übernachten. Er selbst fand gastliche Aufnahme auf dem Rittersitz des Herrn von Bothfeld, während seine Dienerschaft nebst mehreren Kammerhusaren im Wirtshaus einquartiert und von der Wirtin freundlich empfangen wurden. Als die Wirtin sich anschickte, die Pferde der Kammerhusaren zu führen, wollte sich einer der Husaren, der als Spaßvogel galt, einen Scherz mit ihr erlauben und bat sie deshalb, den Hafer auch wirklich den Pferden zu geben und nicht etwa selbst zu verzehren, da sie doch dafür bekannt sei, daß sie alles fresse, was ihr zu nahe komme. Die Antwort der Wirtin bestand in einer fürchterlichen Ohrfeige, die den Kammerhusaren zu Boden warf. Die Kameraden bogen sich vor Lachen. Wütend sprang der Gemaßregelte auf und wollte sich auf die Wirtin stürzen. Da erhielt er aber von dieser einen so kräftigen Fußtritt, daß er abermals am Boden lag. Wutschnaubend brüllte er: „Verfluchte böse Sieben von Quesnitz!"

Die Kameraden des gezüchtigten Husaren erkannten jetzt den Ernst der Lage und sprangen helfend bei. Die aufs höchste erzürnte Wirtin jedoch ergriff eine in der Nähe stehende Dunggabel und rückte den Husaren damit zu Leibe. Diese flüchteten zunächst ins Haus, kehrten aber mit ihren Säbeln bewaffnet zurück und drangen gemeinschaftlich auf die wütende Wirtin ein. Dabei wurde der Tumult so stark, daß einige Zuschauer in die Kirche eilten und die Sturmglocke zogen. Nach wenigen Minuten schon erschien der Herzog in Begleitung des Herrn von Bothfeld.

Die zürnende Wirtin hatte inzwischen mit ihrer Dunggabel sämtliche acht Kammerhusaren in Schach gehalten. Dem Befehl des Herzogs, die Rauferei einzustellen, bot sie standhaft Trotz. Immer wütender drang sie auf die bewaffneten Husaren ein. Da beschloß man auf den Rat des Herrn von Bothfeld, die rabiate Frau mit List zu überwältigen.

Man gab den bedrängten Husaren einige Winke, die auch rasch verstanden wurden. Sie zogen sich, der wütenden Frau immer noch unentwegt wehrend, in das Haus zurück. Mit geschwungener Dunggabel drang die Wirtin triumphierend den Zurückweichenden nach — und konnte so in den Hausflur eingesperrt werden.

Der Herzog ließ den Kammerhusaren, der durch seinen ungeschickten Scherz den schimpflichen Streit veranlaßt hatte, nach Eisenach zurückbringen und vier Wochen bei Wasser und Brot einsperren. Die tapfere Wirtin aber sprach er wegen ihres so mutigen Verhaltens bei der Wahrung ihrer Ehre und ihres Hausrechtes von aller Strafe und Verantwortung frei, ermahnte sie jedoch ernstlich, sich künftig in ihrer Selbsthilfe mehr zu mäßigen.

Die mutige Wirtin starb in hohem Alter im Jahre 1780...

Franz Böcklin.

Wußten Sie das schon?

Für ganz Tibet wird nur eine einzige Zeitung in tibetanischer Sprache hergestellt. Sie erscheint in 50 Exemplaren. Darum lohnt es sich nicht, sie zu drucken. Sie wird von einem primitiven Vervielfältigungsapparat hergestellt und an die obersten Lamas verteilt, die die einzigen im Lande sind, die lesen können. Die Lamas berufen Versammlungen ein und lesen dann den Erschienenen die Zeitungen vor.

*

Im Jahre 1932 wurden in Indien 1 600 000 Menschen durch Stiche giftiger Insekten getötet.

*

In Neapel werden Fingerhüte aus Lava benutzt.

*

Die Väter der modernen Skier waren eine Art Schneeschuh von verschiedener Form, die von flachen Holzstücken abgelöst wurden. In Norwegen hat man vor kurzem Teile eines Skis gefunden, dessen Form stark an die heutige Form erinnert und dessen Alter man auf etwa 2500 Jahre schätzt. Interessant ist, daß es in der nordischen Mythologie eine Skigöttin namens Skade gibt, auch ein Skigott Ull kommt darin vor.

*

Ein Hummer legt zwischen 50 000 und 75 000 Eier, die zehn Monate zu ihrer Entwicklung brauchen. Während dieser Zeit trägt der Hummer sie an seiner Unterseite mit sich herum.

*

Der Körper des erwachsenen Menschen setzt sich aus etwa 30 Billionen Zellen zusammen. Würde man diese aneinanderreihen, dann entstünde ein Zellenband, das man fünfmal um die Erde legen könnte.

*

Die Halsschlagader des Menschen, ein kaum bleistiftstarker Strang, ist so stark, daß auch der Dampfdruck einer Lokomotive von 15 Atmosphären sie nicht zum Platzen bringen könnte.

*

Der Oberschenkelknochen eines Menschen kann ruhig mit 1500 Kilogramm belastet werden; das ist die gleiche Last, wie sie ein mittleres Fahrstuhlseil auszuhalten hat.

R. H. K.

THEODOR HEINZ KÖHLER:

In fünfzehn Jahren...

Seit Tagen lag eine fast unerträgliche Hitze über der großen Stadt. Als es Abend wurde, wollten wir ihr wenigstens auf ein paar Stunden entfliehen. Wir waren fünf Jungen im Alter von etwa sechzehn bis siebzehn Jahren, die am Schloßteichufer entlang bummelten und munter miteinander plauderten.

Es war eine warme Sommernacht, und es wollte nicht recht dunkel werden. Ruhig und glatt lag der Teich, und die Lichter spiegelten sich darin. Und wie das so bei Jungen ist, schmiedeten wir Pläne für die Zukunft.

„In mindestens fünfzehn Jahren", meinte Heiner, ein langer Junge, den wir seiner Lebendigkeit wegen besonders gut leiden mochten, „will ich heraus sein aus dieser Steinwüste!"

Wir anderen fanden das selbstverständlich, aber er fuhr fort: „Da habe ich irgendwo in einer schönen Gegend ein Landhaus. Wißt ihr, so'n sauberes weißes, das von einer tüchtigen Hausfrau verwaltet wird!"

„Etwa der blonden Margot?" warf einer ein. Aber Heiner antwortete nicht darauf. „Es muß mitten im Walde stehen, mit Aussicht auf das Tal. Und ringsherum werde ich einen hohen Zaun errichten lassen mit Schildern: ‚Privatbesitz, Zutritt verboten!' Und meine kleinen Kinder werden auf der Wiese vor dem Hause herumtollen dürfen . . ."

Einige hüstelten wegen der Kinder.

„. . . und natürlich werde ich längst nicht mehr zu arbeiten brauchen, nein . . ."

Als Heiner geendet hatte, sprachen die anderen. Gerd wollte nach Südamerika, und ich weiß heute nicht mehr, was die übrigen in fünfzehn Jahren alles sein wollten, denn mich fesselte der Teich, über den lautlos Boote hinwegglitten, die am Heck kleine Lämpchen mit sich führten, deren Schein über das Wasser zu uns herüberglitzerte.

Im Herbst verzogen meine Eltern in eine andere Stadt, von dieser wieder woanders hin, und ich sah meine Vaterstadt Jahre hindurch nicht mehr.

Als ich etwa fünfzehn Jahre nach jener Sommernacht den Hauptbahnhof meiner Heimatstadt verließ und die alten vertrauten Straßen und Plätze wiedersah, wurde ich sofort an Heiner erinnert. Ich erkundigte mich nach seinem Wohnort und erfuhr, daß er noch hier wohnte.

Am späten Nachmittag suchte ich ihn auf. Es war eine Straße, in der einfache, ehrsame Leute wohnen, und an seiner Tür stand schlicht: „Heinrich Kasten", sonst nichts. Ich klingelte mehrfach, aber es wurde mir nicht geöffnet. Ich befragte mich im Hause, und man sagte mir, daß er gegen Abend stets in seinem Garten sei, den man mir auch näher bezeichnete.

Ich fuhr weit hinaus in die Vorstadt, mußte dann noch ein Stück laufen und kam in eine hübsche Schrebergartenkolonie, mit versteckten Lauben unter grünbeblätterten Obstbäumen, wie sie so oft am Rande der großen Städte zu finden sind. Es war wiederum ein bescheidener Garten, daran sein Name stand. Ich trat ein und fand Heiner in seiner Gartenlaube. Er saß an einem kleinen, wackeligen Tisch und aß ein Butterbrot, und vor ihm stand ein Topf Kaffee. Als er mich bemerkte, erhob er sich und starrte mich lange fassungslos an. Dann erst erkannte er mich, und wir schüttelten uns herzlich die Hände. Ich mußte mich niedersetzen. Heiner gab mir Kaffee und von seinem Brot. Er war noch genau so kameradschaftlich wie früher, seine Lebendigkeit hatte sich gelegt. Sein Wesen schien mir stiller und reifer, und sein Haar begann trotz seiner Jugend schon zu ergrauen. In seinem Gesicht lagen tiefe Falten.

Dann erzählte er mir, stockend und oft verweilend, aus seinem Leben, von dem ich nichts wußte. Von der Schule war er in die Lehre gekommen. Als er damit fertig geworden war, durfte er noch zwei Jahre arbeiten. Dann wurde er erwerbslos, und Hunger und Not stellten sich ein.

„Ich bin froh, daß ich jetzt wenigstens wieder Arbeit habe", sagte er, „vor einem halben Jahr stellte man mich wieder ein."

Er blickte vor sich auf die Tischplatte, in die allerlei Kerben eingeschnitten waren.

„Da habe ich auch dieses Gärtchen erworben, und es ist nun meine ganze Freude. Nach der Arbeit gehe ich hinaus, halte es instand, und spät am Abend erst kehre ich in die Stadt zurück! . . . Du glaubst gar nicht, wie glücklich ich hier draußen bin!" setzte er hinzu und schaute mich an. Ich bemerkte, daß über seinem müden Gesicht ein leichter Glanz lag.

Wir sprachen nicht mehr viel an jenem Abend. Er war so warm wie der vor fünfzehn Jahren, und ich mußte daran denken. Versonnen saßen wir nebeneinander auf der Bank vor der Laube, und unsere Blicke lagen auf dem kleinen Stück gepflegten Gartenlandes.

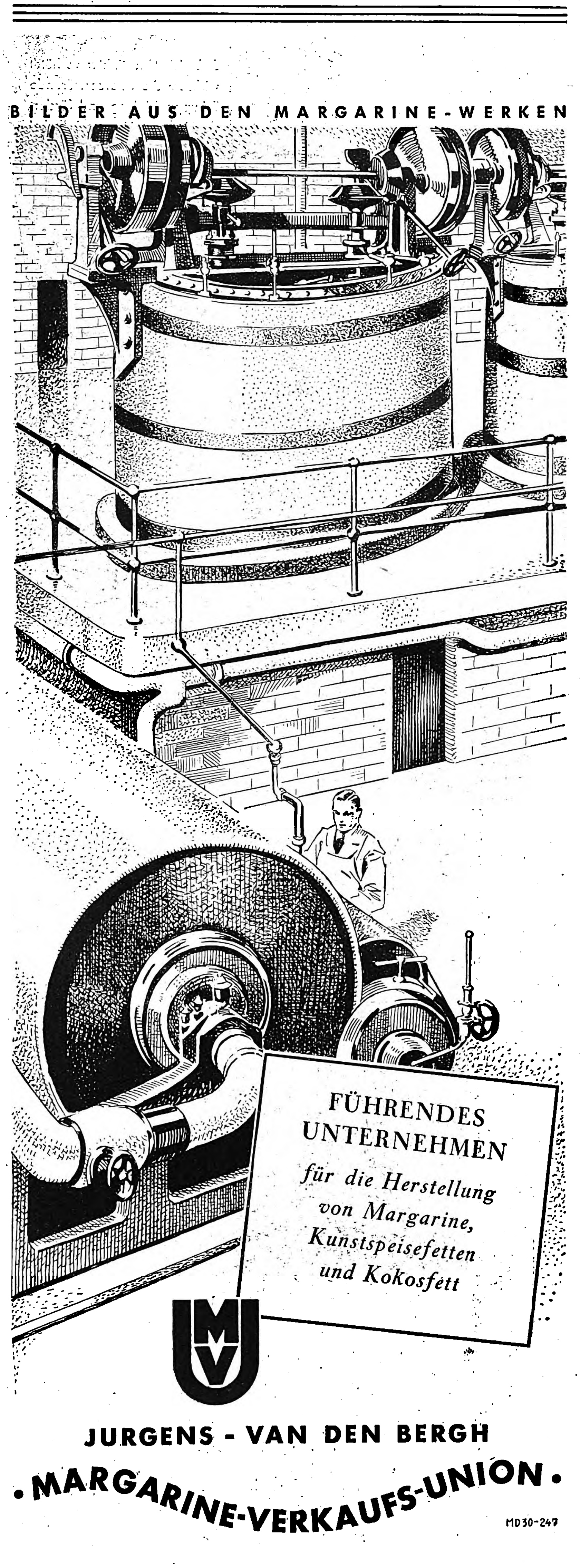
Ich freute mich, daß es wenigstens wieder so weit mit Heiner gekommen war . . . und überdies, so gefiel er mir viel besser.

Vom alten Blücher

Blücher war jeder Federfuchserei abhold, er liebte es, seine Briefe kurz, aber in einem ganz eigenartigen Stil und einer nicht weniger eigenartigen Orthographie abzufassen.

Ein Vater hatte an Blücher einen Brief folgenden Inhalts geschickt: „Lieber Feldmarschall! Mein Sohn ist im 19. Regiment, der 2. Kompanie, hat seit Jahr und Tag nichts geschrieben und auf meinen letzten Brief nicht geantwortet. Lebt er noch und ist er ein guter Soldat, Feldmarschall, dann bitte ich um ein paar Zeilen; lebt er nicht mehr oder ist er ein feiger Kerl, dann, Feldmarschall, bloß die Worte: Euer Sohn ist oder war ein schlechter Soldat!"

Blücher schrieb zurück: „Eier Sohn früßt wie ein Schweinetrescher und ist einer unserer besten Jungen!"

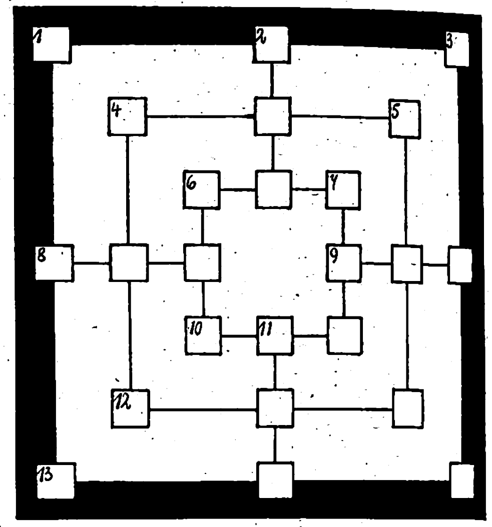


RÄTSEL

Mühlenbretträtsel.

(Nachdruck verboten)

Waagrecht: 1. geographischer Begriff, 4. lateinisch: bete, 6. Fluß in Nordfrankreich, 8. Frauenname, 9. nord. Gottheit, 10. Tugend, 12. Hirschart, 13. persönliches Fürwort. — Senkrecht: 1. abgekürzter Männername, 2. Papageienart, 3. Nebenfluß der Donau, 4. Dichtungsart, 5. Stadt in der Tschechoslowakei, 6. Stadt im Iran, 7. Titel, 11. abgekürzter Männername (ch = ein Buchstabe).



Umstellungsrätsel.

Islam, Nagel, Sachse, Tilsit, Irade, Nisam, Aspik, Tadel, Ideal, Snob, Stand, Kante, Iglau, Namur, Tulpe, Gelse, Ernst, Osmane, Zwist, Sesam, Renegat, Staub, Arena, Chile, Halde, Siegel. Jedes der vorstehenden Wörter ist durch Entnahme eines Buchstabens und Umstellung der restlichen Buchstaben in ein Wort anderer Bedeutung zu verwandeln. Richtig gelöst ergeben die entnommenen Buchstaben ein Zitat Shakespeares.

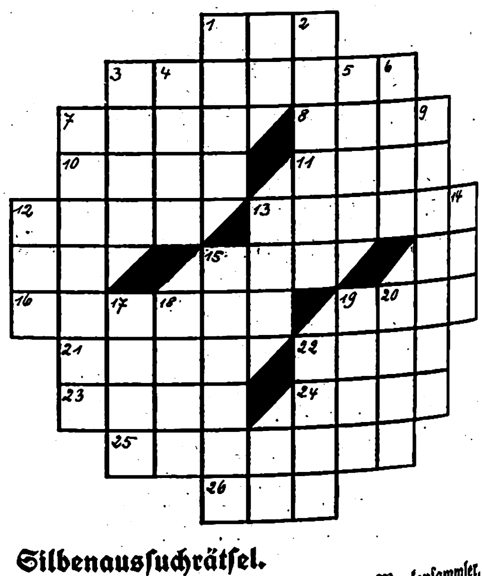
Silbenrätsel.

Aus den Silben: ben bi bir bor chel dam dam dar des di din dith do dom e ei en en erz es flu ga ge ge gen gen geis ghe hä heim her hi hin ho in in lam lern lin lin mar nai o ra reut ro rot rue sa schen se so stan ta tar ter the ti to tran tre u ven vi za zol werden 21 Wörter gebildet, deren 1. und 3 Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch ergeben. 1. Stadt in Ostafrika, 2. Pommersche Insel, 3. Stadt am Rhein; 4. Hafenstadt in Ostafrika, 5. Krankheit, 6. Stadt in Holland, 7 Gesellschaftsinsel, 8. italien. Hafenstadt, 9 Stadt in Württemberg, 10. indische Tiefebene, 11. Schweizer Hochtal, 12 Verzeichnis, 13. Stadt in Griechenland, 14. Kurort an der Riviera, 15. deutsches Grenzgebirge, 16. Stadt in Württemberg, 17. Waldvogel, 18 Preuß. Landstrich in Süddeutschland, 19. Stadt in Holland, 20. Stadt in Oberitalien, 21. Holsteinische Landschaft.

1	8	15 ....
2	9	16 ....
3	10	17 ....
4	11	18 ....
5	12	19 ....
6	13	20 ....
7	14	21 ....

Kreuzworträtsel.

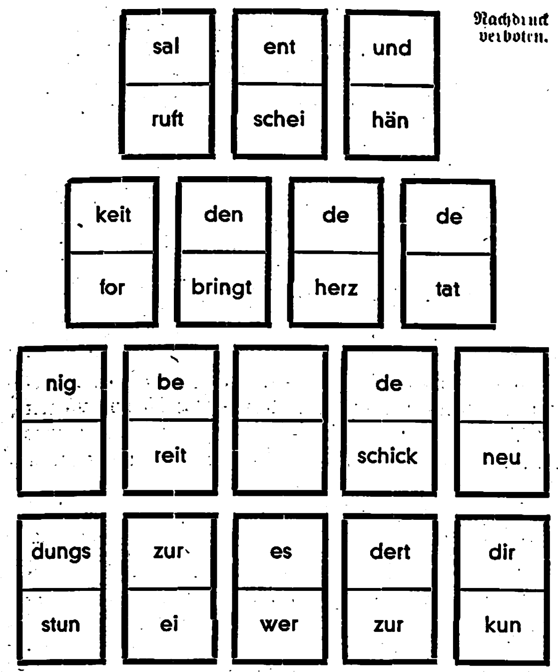
Waagrecht: 1. Erfrischung, 3. deutscher Admiral †, 7. Stadt am Gardasee, 8. griech. Gott, 10. Verlangen, 11. kleiner Schiffsraum (i = j), 12. Amtskleid, 13. mittelalterlicher Verwaltungsbezirk, 15. engl. Insel, 16. Fisch, 19. Lied, 21. Metallbolzen, 22. Flachs, 23. Nebenfluß der Elbe, 24. Gefäß, 25. altgriech. Behörde, 26. Europäer. — Senkrecht: 1. Nahrungsmittel, 2. Hilfsgeistlicher, 3. gehörlos, 4. weibl. Vorname, 5. Futterbehälter, 6. abstrakter Begriff, 7. Angehöriger eines Slawenstammes, 9. Seekampfmittel, 12. europ. Hauptstadt, 13. Bestandteil niederländischer Namen, 14. Knäuel, 15. Tiroler Luftkurort, 17. europ. Hauptstadt, 18. inhaltlos, 19. Zeitraum, 20. Schmuckgegenstand, 22. optisches Instrument.



Silbenaussuchrätsel.

Yvonne, Befürwortung, Rautendelein, Zuniga, Werdenfels, Markensammler, Dadaist, Verein, Weide, Butterbrot, Spitzweg.

Jedem der vorstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Sinnspruch ergeben.



Nachdruck verboten.

Domino-Rätsel.

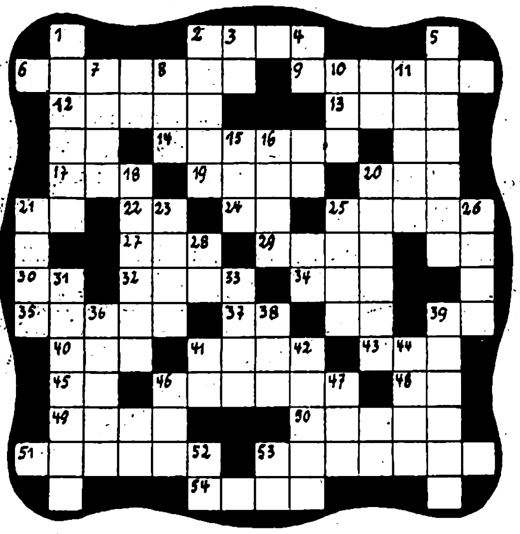
Die Dominosteine sind in Form eines symbolischen Zeichens so zu ordnen, daß die letzte Strophe eines Gedichts von Pidder Lüng entsteht.

Kryptogramm.

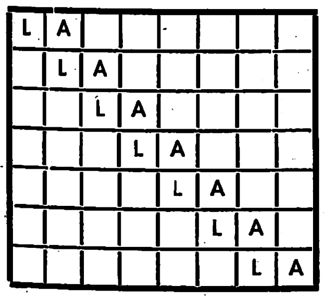
Aus den Wörtern: Karwendel, Zeiger, Traber, Norwegen, Speise, Geste, Hetze, Gemahl, Zeichen, Meiningen, Volte, Weckglas, Rücken, Irrlicht, lavieren, Detlev, Bierwagen, Geschirr, Tender, Basrelief, Geschlecht sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch Friedrichs des Großen ergeben. ch = 1 Buchstabe.

Kreuzworträtsel.

Waagrecht: 2. menschliches Organ, 6. Stadt in Sachsen, 9. etwas Einzigartiges, 12. europäisches Gebirge, 13. deutscher Strom, 14. chem. Element, 17. Lebensbund, 19. Rheinzufluß, 20. griech. Buchstabe, 21. Vorsilbe in Fremdwörtern, 22. Initialen einer deutschen Zeitschrift, 24. ägyptischer Sonnengott, 25. Nebenfluß der Rhone, 27. Nebenfluß der Donau, 29. Gegenteil von trocken, 30. Himmelsrichtung, 32. Metall, 34. Getränk, 35. Obstsorte, 37. Parteigliederung, 40. Beschädigung an Schiffen, 41. vornehme Rücksichtnahme, 43. slawische Bezeichnung für Kaiser, 45. Abkürzung für „außer Dienst", 46. Männername, 48. Abkürzung für Nummer, 49. englische Stadt an der Straße von Dover, 50. Obstsorte, 51. bestimmter Zeitpunkt, 53. Stadt in Vorpommern, 54. Liebesgott.



Senkrecht: 1. Fleischspeise, 2. Fluß in Siam, 3. Vorsilbe, 4. Fürwort, 5. preußische Landschaft, 7. Elentier, 8. hinweisendes Fürwort, 10. Stadt an der mongolischen Westgrenze, 11. Gliederband, 15. Tonart, 16. asiatisches Tafelland, 18. Stadt in Hannover, 21. Frauenname, 23. Tanzvergnügen, 25. Nebenfluß der Elbe, 26. moralischer Begriff, 28. Zeichen für Beryllium, 31. Stadt in der Rheinprovinz, 33. Nebenfluß der Donau, 36. elastischer Stahlstreifen, 38. Sportgerät, 39. Freiheitsstrafe, 42. Berg in Palästina, 44. wie 21 senkrecht, 46. mohammedanischer Titel, 47. afrikanischer Strom, 52. Zeichen für Natrium, 53. Frage. ck = 1 Buchstabe.



Füllrätsel.

Die Buchstaben: a a a a b b c d d e e e g h i i i i k l l l l m m n n n n o o p p r r s t t t v werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. wohlriechender Strauch, 2. Gartenblume, 3. ostasiatische Sänfte, 4. Reitersäbel, 5. Form eines Nahrungsmittels, 6. Mongolenherrscher, 7. spanisches Schleiertuch.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 17.

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Wut, 4. Idol, 8. Tirol, 9. Apis, 12. Dromedar, 14. Ibis, 15. Kansas, 17. Kuh, 18. Ida, 20. RM., 22. Ara, 24. Mur, 25. Strafe, 27. Ur, 29. Stil, 30. Harnisch, 33. Ilz, 34. Tank, 35. Harem, 36. Raab, 37. Inn. Senkrecht: 1. Wikinger, 2. Ur, 3. Tod, 5. Damara, 6. Oper, 7. Lid, 8. Tuba, 10. Samum, 11. Nike, 13. Reh, 16. Sir, 17. Kroatien, 19. das, 21. Murat, 22. Arnika, 23. Pelz, 24. muh, 26. Film, 28. Anna, 31. rar, 32. Hai. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Krakowiak, 2. Mufti, 3. Nestdieb, 4. Remoulade, 5. General, 6. Puder, 7. Barmen, 8. Manschette, 9. Endivie, 10. Magnesium, 11. Brachvogel, 12. Aranjuez, 13. Inder, 14. Benadir, 15. Auszug, 16. Eichendorff, 17. Anemonen, Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen. ✱ **Silbenkreuz:** Silbe, Persil, Perle, Perkal, Schabe, Schale, Schakal. ✱ **Bilderrätsel:** Nur in Zeiten der Not zeigen sich die starken Herzen und die festen Charaktere (Hitler). ✱ **Zahlenrätsel:** Tadel, Hand, Eosin, Orden, Dotter, Erich, Rost, Iltis, Choral, Hecht. Theoderich. ✱ **Kapselrätsel:** Ilse, Nab, Don, Erle, Iran, Nil, Erz, Rabe, Bar, Rad, Ulm, Sand, Tell, Selb, Inge, Nabe, Din, Dur, Eisen, Ilm, Nuß, Ende, Sold, Sir, Cher, Hand, Irma, Chlor, Kar, Salz, Acht, Leid, Seil, Senf, Ton, Erde, Rat, Neid, Eid. In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne. ✱ **Viereck:** 1. Simplon, 2. Malheur, 3. Laertes, 4. Nordsee. ✱ **Verschmelzungsrätsel:** Danaide, Abendrot, Sonatine, Importe, Charlotte, Harmonie, Irokesen, Sokrates, Tiberius; Hermelin, Archangel, Stanniol, Sarabande, Eisenach, Nekrolog, Schiller, Weinbrand, Eidechse, Rundlauf, Talisman. Das Ich ist hassenswert. ✱ **Mosaikrätsel:** Ich erachte jedes Wort für unnütz geschrieben, hinter dem nicht eine Aufforderung zur Tat steckt. ✱ **Rätselfries:** 1—11 Lethargie, 2—12 Trauringe, 3—7 Reise, 4—8 Gamba, 5—9 Salem, 6—10 Panne, 5—1 Schal, 6—2 Petit, 9—3 Montabaur, 10—4 Engerling, 11—7 Ernte, 12—8 Erika. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Borneo, 2. Eigenlob, 3. Rache, 4. Cherusker, 5. Taxus, 6. Eritrea, 7. Skandal, 8. Gewürz, 9. Alb, 10. Delaware, 11. Exzenter, 12. Nanking. Berchtesgaden — Obersalzberg.

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Winterschläfer ohne Schlaf.

Nach den Arbeiten des Forschers Nitschke ist für den Eintritt des Winterschlafes bei Tieren eine Unterfunktion der Schilddrüse neben der Abnahme der ultravioletten Strahlen im Sonnenlicht verantwortlich zu machen. Diese Strahlen aktivieren bekanntlich im Organismus das unentbehrliche Vitamin D, das im Herbst und Winter infolge Mangels an diesen Strahlen ungenügend gebildet wird. Durch Verabreichung von Vitamin D an Igel konnte Nitschke den Winterschlaf dieser Tiere unterbinden.

Vulkanausbrüche unter 450 Atmosphären.

Zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen und Beobachtungen haben ergeben, daß die bei Vulkanausbrüchen mitgerissenen Gase unter einem Druck von 450 Atmosphären stehen! Dies ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß im Erdmittelpunkt ein Druck von 4 890 000 Atmosphären herrschen soll, wie die jüngst von G. E. Marsh angestellten Berechnungen gezeigt haben Dieser Druck würde einer Belastung von rund fünf Millionen Kilogramm je Quadratzentimeter Fläche entsprechen.

Riesige Mengen Chinin gegen Malaria.

Offizielle Berichte über die furchtbare Malariaepidemie 1934/35 in Ceylon, der in sieben Monaten 80 000 Menschen zum Opfer fielen, liegen jetzt vor. Neben den vorhandenen 38 Hospitälern waren 80 „Dispensaries“, 22 neue Krankenhäuser und 690 Behandlungsstellen errichtet. Zur Bekämpfung der Seuche wurden insgesamt 15 400 kg Chinin verteilt! Vorzüglich fanden auch Präparate der deutschen chemischen Industrie Verwendung.

Licht als Gift.

Das Licht ist für die Existenz von Mensch, Tier und Pflanze unerläßlich. Die Bakterien allerdings sind alle mehr oder weniger lichtempfindlich. Bei manchen Arten wirkt das Licht geradezu als Gift. Bei Bestrahlung mit grellem Sonnenlicht sterben manche Bakterienkulturen innerhalb kürzester Zeit ab. Man fand, daß die ultravioletten Strahlen des Lichtes den Tod herbeiführen. So gelingt es, Trinkwasser durch Bestrahlung mit diesen Strahlen zu entkeimen.

Die Stadt ohne Schornsteine.

Ein merkwürdiges Bild bietet der Ort Mason City im amerikanischen Bundesstaat Oregon. Er entstand erst jetzt durch den Bau einer großen Wasserkraftanlage am „Grand Coulee“ und zählt 8000 Einwohner. Die Häuser dort sind alle ohne Schornsteine, da man elektrisch heizt, kocht, bäckt usw. Besondere Kamine zum Abzug der verbrauchten Feuergase sind daher unnötig.

Ein „schlafender“ Kurort gesucht!

Die heilende Wirkung des Schlafes ist seit langem bekannt. Erst in der letzten Zeit jedoch findet der Naturzeitschlaf in der ärztlichen Praxis Verwendung. In einer Fachzeitschrift wird gefordert, einen Schlafkurort zu errichten, wo die Kranken unter ärztlicher Anleitung allein durch naturgemäßen Schlaf behandelt werden. Geeignet ist ein Ort, der neben guter Luft und gutem Wasser absolute Ruhe nach 18½ Uhr gewährleistet.

Eine „Glucke“ findet verlorenes Radium.

Die winzigen Radiummengen, die bei der Krankenbehandlung verwendet werden, können leicht verlorengehen. Neuerdings spürt man solchen in Verlust geratenen Teilchen durch ein Instrument nach, das die Bezeichnung „Radio-Henne“ bekam. Sie gibt den Lagerungsort von Radium durch Gluck-Töne bekannt, die um so lauter und schneller werden, je mehr man sich der Fundstelle nähert. Das neuartige Instrument ist eine Abzweigung des in wissenschaftlichen Kreisen bekannten Geiger-Zählrohres.

Schach-Beobachter

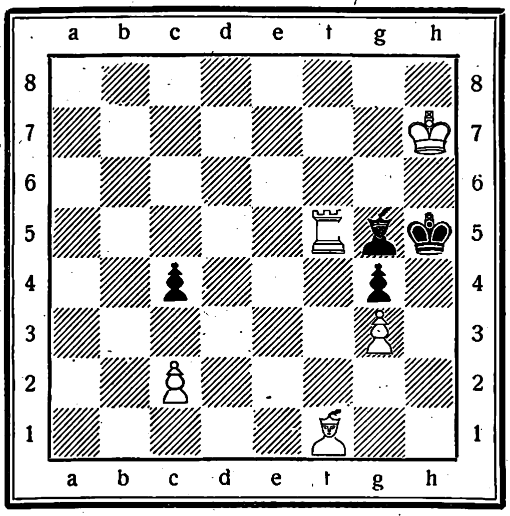
Zuschriften an Josef Benzinger. München. Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Hans Backer, Sornhüll

Schwarz: Kh5, Lg5, Bc4, g4 (4).



Weiß: Kh7, Tf5, Lf1, Bc2, g3 (5).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 13

Dreizüger von Wilh. Haake, Wunstorf.

Weiß: Kb3, Dc8, Tb2, Sa3, Bc4, d3, e2 (7).

Schwarz: Ka1, Lb1, Se5, Ba2, d4 (5).

1. Dc8—e6, S belieb.; 2. D×S, Lc2+; 3. S×c2‡ usw.

Richtig gelöst: H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; J. Herwig, Gotha; Dr. O. Münch, Bocholt; W. Noack, Hamburg; J. Diehl, Oberschmitten; O. Schmitt, Aulendorf; A. Neiger, Vijnite-Bukowina; H. Schmidt, Rodheim; L. Hofmeister, A. Heinz, Oberviechtach; Oberst M. von Baligand, München; O. Hoffmann, Hamburg; O. Behncke, Cuxhaven; H. Krause, Alsfeld; H. Müller, Hausbruch.

Einige Löserurteile: „Die Idee des Abfangens des Springers zwecks Herbeiführung des tödlichen Zugzwanges ist köstlich.“ H. K., B.-N.; „Der Versuch mir in die Finger sprang: Wie wär's mit einem Springerfang?“ F. M., M. usw.

Königsflügelangriff

Französisch

Gespielt in dem Meisterschaftsturnier 1936 in Helsingfors

Weiß: Breider		Schwarz: Syvänen	
1. e2—e4	e7—e6	15. h4—h5	Kg8—h8?[6]
2. d2—d4	d7—d5	16. Th1—h3!	Ta8—c8
3. Sb1—c3	Sg8—f6	17. Kc1—b1	a7—a6[7]
4. Lc1—g5	d5×e4[1]	18. Sf3—h4!	Sd7—c5[8]
5. Sc3×e4	Lf8—e7[2]	19. Se4×c5	Tc8×c5
6. Lg5×f6[3]	Le7×f6	20. Sh4—g6†![9]	f7×g6
7. Sg1—f3	Sb8—d7	21. h5×g6	Le7×g5
8. Lf1—d3	0—0	22. Th3×h7†	Kh8—g8
9. Dd1—e2	c7—c5	23. De2—h5	Lg5—h6
10. 0—0—0![4]	c5×d4	24. Th7×h6![10]	g7×h6
11. g2—g4!	e6—e5	25. Dh5×h6	Dd8—e7
12. g4—g5	Lf6—e7	26. g6—g7!	Tf8—a8
13. h2—h4	b7—b6[5]	27. Ld3—g6!	Schwarz gibt auf[11]
14. Td1—g1	Lc8—b7		

[1] Diese Fortsetzung ist gut spielbar.

[2] Um diesem Läufer freie Zugswahl zu lassen, ist hier 5. . . ., Sb8—d7 vorzuziehen.

[3] Ausnahmsweise kann sich hier ohne Nachteil der schwarze Felder gehende weiße Läufer gegen den Springer tauschen, weil Weiß schnell zum Angriff kommt.

[4] Weiß bietet einen Bauern an und gibt das Zentrum auf, um einen scharfen Königsflügelangriff zu bewerkstelligen.

[5] In der Partie Richter-Nielsen (Bad Niendorf 1934) geschah 13. . . ., Da5. Aber auch mit diesem Zuge konnte Schwarz den weißen Angriff nicht aufhalten, denn es droht nach 14. Kb1, 15. Sf6†!

[6] Etwas besser wäre 15. . . . Tc8.

[7] Der Entlastungsversuch 17. . . ., Sc5 ist dem Textzug vorzuziehen.

[8] Zu spät! Es folgt bereits im nächsten Zuge durch den stark stehenden Springer h4 eine hübsche Opferwendung.

[9] Ein elegantes und korrektes Springeropfer.

[10] Die schwarze Stellung ist sturmreif.

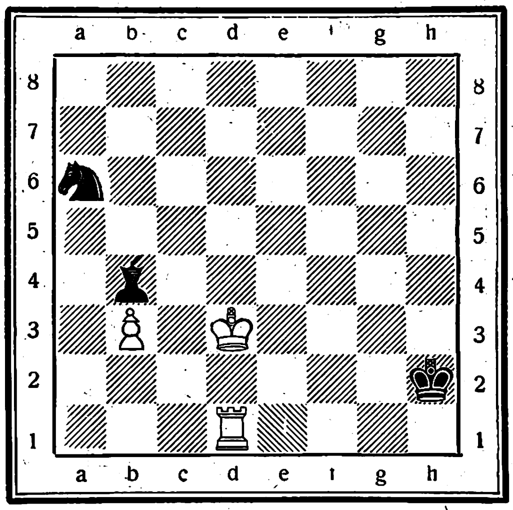
[11] Schwarz gab mit Recht auf, denn nach 27. . . ., D×g7 folgt 28. Lh7†!

Ein vorbildlicher Königsflügelangriff!

Endspiel

Von H. Rey, Saragossa

Schwarz: Kh2, Lb4, Sa6 (3).



Weiß: Kd3, Td1, Bb3 (3).

Weiß am Zuge gewinnt. Wodurch?

Lösung:

Durch 1. Kd3—c4, Lb4—f8 (ein etwaiger schwarzer Königszug verliert sofort durch Kb5 eine Figur); 2. Td1—d8, Lf8—g7; 3. Td8—e8! (verhindert sowohl 3. . . ., Le5 als auch 3. . . ., Sc7), 3. . . ., Kh2—h3; 4. Te8—e7, Lg7—b2!; 5. Kc4—b5, Sa6—b8; 6. Kb5—b6 (droht b3—b4—b5 mit völliger Einsperrung des Pferdchens), 6. . . ., Lb2—a3; 7. Te7—a7!, La3—b2; 8. Ta7—f7, Lb2—a3; 9. Kb6—b7, La3—d6; 10. Tf7—g7!, Kh3—h4; 11. Tg7—g6, Ld6—e5; 12. Kb7—c8, Kh4—h5; 13. Tg6—b6, Kh5—g5; 14. Tb6×b8, Le5×Tb8; 15. Kc8×Lb8 und Weiß gewinnt. Eine sehr feine Endspielstudie Reys, der ein Schüler des bekannten Meisters H. Rink, Barcelona, ist.

Vor 125 Jahren flog der Schneider von Ulm

Ende April 1811 hatte der Ulmer Schneidermeister Ludwig Albrecht Berblinger eine großartige Ankündigung erscheinen lassen, daß er demnächst in seiner Vaterstadt vor aller Öffentlichkeit einen Flugversuch mit selbstkonstruierten Schwingenflügeln unternehmen werde Da wenige Wochen später der König in Ulm weilte, wurde der Versuch für den 30. Mai angesetzt. Auf der Stadtmauer über der Donau war ein Holzgerüst errichtet worden, dessen Plattform etwa 20 Meter über dem Wasser lag. In prächtiger Purpurkleidung ritt Berblinger durch die Straßen Ulms zum Fluggerüst, wo der König mit seinem Gefolge und eine nach Tausenden zählende Menschenmenge harrten. Als Berblinger auf dem Gerüst stand und schon die Flügel umgeschnallt hatte, bat er plötzlich die schon ungeduldige Menge um Entschuldigung, daß er heute nicht fliegen könne, da er noch etwas an den Flügeln verbessern müsse Murrend ging die Menge auseinander. Der König ließ Berblinger ein Geldgeschenk überreichen und verließ Ulm. Am folgenden Tag, dem 31. Mai, sollte der Flugversuch stattfinden. Berblinger sprang unter Trompetengeschmetter vom Gerüst in die Luft, schwebte auch einen Augenblick, dann aber brach der linke Flügel, und der kühne Flieger stürzte zum Gelächter der Zuschauer in die kalte Flut, aus der ihn Schiffer retteten Hals über Kopf verließ Berblinger seine Vaterstadt, in die er erst nach Jahren zurückkehrte.

Aus erhalten gebliebenen Skizzen wissen wir, daß seine Flügel denen des Schweizer Uhrmachers Degen, der in Wien Flugversuche machte, allerdings mit einem Ballon und einem Flügelpaar, ähnlich nachgebaut, aber in ihrer Konstruktion vereinfacht waren. Einen zweiten Flugversuch hat Berblinger später nicht mehr unternommen.

Er wurde 1770 zu Ulm geboren, kam früh ins Waisenhaus und wurde hier für den Schneiderberuf bestimmt; seiner Veranlagung nach wäre Berblinger lieber Mechaniker oder etwas ähnliches geworden, denn er hat nicht nur Schlitten, sondern auch künstliche Beine, Bruchbänder u. a. erfunden und angefertigt. Viele Jahre nach seiner übereilten Flucht aus Ulm, durch die er sich dem Gespött der Menge entzog, kehrte Berblinger in seine Heimat zurück, faßte aber keinen rechten Fuß mehr. Verarmt, überschuldet und vergessen ist er 1829 schon im Spital gestorben.

Auf zahlreichen Flugblättern hat man Berblingers Flugversuch mehr oder weniger richtig oder phantasiereich dargestellt. Richtig sieht man das Ereignis auf einer später in Ulm angebrachten Gedenktafel.

Außer dieser Erinnerungstafel haben aber mehrere Literaten dafür gesorgt, daß Berblingers Flugversuch nicht in Vergessenheit gerät. Am lebendigsten hat wohl der Dichter Ingenieur Max von Eyth 1906 das Geschehen in seinem Roman „Der Schneider von Ulm“ geschildert.

Gilbert W. Feldhaus.

H U M O R

Quick ist ein junger Rechtsanwalt, der seine erste Verteidigungsrede zu halten hat.
„Wie lang, glauben Sie, soll ich meine Rede gestalten?“ fragt er einen älteren Berufskameraden.
„Sie sollten mindestens eine Stunde reden“, rät er.
„Aber warum so lange?“ ist Quick erstaunt.
„Je länger Sie sprechen, desto später wird Ihr Klient bestraft.“

*

Der Lehrer stellt Fritzchen folgende Aufgabe:
„Jemand kauft für 3736 Mark Waren und bezahlt die Hälfte in bar. Wieviel bleibt er schuldig?“
Meint Fritzchen: „Die andere Hälfte, Herr Lehrer.“

*

„Fräulein Kleber, was Sie für wundervolle blaue Augen haben!“
„Ja, mein Lieber, die habe ich geerbt!“
„Von Ihrer Frau Mutter?“
„Nein, von meinem Vater, der war Berufsboxer!“

*

Schlagerkomponist: „Herr Direktor, sind Sie einmal ehrlich, was halten Sie von meinen letzten Schlagern?“
„Wirklich großartig, darüber komme ich gar nicht hinweg, Sie sind noch so ein junger Mann und schon so alte Melodien!“

*

„Ach, Frau Spitzig, ich bin so bekümmert, daß unser Junge so gar keine Fortschritte in der Schule macht! Ich kann mir das gar nicht erklären!“
„Ja, das ist auch wirklich sonderbar, Frau Müller — wo Ihr Mann doch so gescheit ist und der Junge Ihnen eigentlich sonst nicht im geringsten gleicht!“



Zwei langjährige Mitarbeiter des „Stadtanzeigers“ hören gleichzeitig den ersten Kuckuck schreien.

Eines Tages sagt die kleine Erna zu ihrem Bruder:
„Wenn ich einmal groß bin, dann heirate ich den Erich.“
„Na, abwarten, mein Kind“, meint da der schon etwas ältere Bruder. „Zum Heiraten gehören immer zwei.“
„Na schön“, meint Erna und ist ein wenig zornig. „Dann werd' ich eben den Peter noch dazu nehmen.“

*

Wanda hat ihrer Freundin Vera einen Liebesbrief gezeigt.
„Was ist denn dein Zukünftiger?“ fragt Vera.
„Das weiß ich selbst noch nicht, mein jetziger ist Bäckermeister!“

*

„Na, alter Freund, du hast da aber eine sehr reichliche Mahlzeit vor dir stehen! Ich denke, der Arzt hat dir ganz strenge Diät verordnet?“
„Reg' dich nur nicht auf — meine Diät hab' ich schon gegessen! Aber jetzt eß' ich zu Mittag!“

*

Der Professor kam in ein Wäschegeschäft. „Ich möchte ein Taschentuch!“ sagte er. „Ein großes! Es müssen acht Knoten hineingehen. Oder — halt, warten Sie! — waren es nun nicht doch elf? . . .“

*

„Und überhaupt —“, trumpfte die streitsüchtige Braut auf, „noch nie, seit wir uns kennen, hast du irgend etwas getan, daß ich mich mal so richtig hätte amüsieren können! Höchstens, daß du mir im Anfang deine Photographie geschenkt hast!“

Werner Granville Schmidt:

„Kap Horn“

In Jaspers Hafenkneipe lernte ich ihn zufällig kennen. Wie er heißt, weiß ich heute noch nicht; der Wirt jedenfalls begrüßte ihn mit einem jovialen „'n Abend, ‚Kap Horn!'“

„Kap Horn“, oder, weiß der Kuckuck, wie sein wahrer Name sein mag, nahm am Nebentisch Platz.

Unauffällig musterte ich ihn, als er in seinem dampfenden Grog stökerte und sich dann aus einem Gummibeutel die kurze Pfeife stopfte. Sein etwas schwammiges Gesicht war von einem Netzwerk blauer Äderchen durchzogen; seinen feuchtschimmernden Äuglein konnten auch die borstigen Brauen nicht den Ausdruck des Gutherzigen, Gemütlichen nehmen; sein schneeweißer Kinnbart verlieh diesem Charakterkopf einen Anstrich von Würde.

Auch ohne daß er den Beinamen „Kap Horn“ führte, hatte ich ihn für einen alten Fahrensmann gehalten.

Beim zweiten Grog kamen wir in ein Gespräch über's Wetter, wohl weil gerade eine Regenbö gegen die Scheiben prasselte. Sinnig nahm der Alte die Pfeife aus dem Mund und sagte: „Es brist auf, Draußen auf See haben sie jetzt auch eine gehörige Mütze voll Wind.“

„Das glaub' ich!“, stimmte ich zu. „Sie wissen wohl auch ein Lied davon zu singen, wie es bei solchem Wetter auf See aussieht?“

„I bet your life!“ bekräftigte er und nahm einige Züge aus der Pfeife. „Ich brauche, denk' ich, nur ein Wort zu sagen. Kap Horn!“

„Sie kennen Kap Horn?“

„Wie meine Westentasche, Herr, und das ist die reine Wahrheit!“

Also darum hatten sie ihn hier am Hafen „Kap Horn“ getauft! Der alte Salzwassermann mußte noch ein wenig aus der Schule plaudern; denn sie werden ja immer seltener, die „Zigeuner vom Kap Horn“, wie Rudyard Kipling die Segelschiffsleute einmal genannt hat.

„Was war denn so Ihr eindrucksvollstes Erlebnis während Ihrer Fahrenszeit?“, spann ich die Unterhaltung weiter. Er blickte einen Augenblick versonnen in sein Grogglas. „Well — ich denke die Meuterei auf der ‚Maux Queen', und wie ich als einzigster Überlebender davonkam.“ Ich bat um die Erlaubnis, ihm vorher, so zur Anfeuchtung der Lippen, noch einen Grog bestellen zu dürfen. Er klopfte mir wohlwollend

die Schulter. „Junger Mann, Sie sind all right; oder, wie der Yankee zu sagen pflegt, o. ke. Eher daß ich mich kielholen laß, sag ich lieber ja und trinke noch einen zur Gesellschaft mit. — Aber nun sollen Sie die Geschichte hören, und es ist eine verdammt wunderliche, wie Sie nachher selbst zugestehen werden. — Übrigens: Glauben Sie an den Klabautermann und den Fliegenden Holländer?"

Er blickte mich ernsthaft prüfend unter borstigen Brauen an, und ich war einen Moment wirklich im Zweifel, was ich antworten sollte So alte Fahrensleute sind ja oft recht abergläubisch, und man kann sie beleidigen, wenn man an dem Vorhandensein ihrer Spukgestalten zweifelt. Vorsichtig entgegnete ich: „Erzählen Sie nur! Es gibt immer noch Dinge zwischen Himmel und Erde, die unsere Schulweisheit sich nicht träumen läßt."

Er zwinkerte mir listig zu. „Also Sie glauben nicht daran! — Ich nämlich auch nicht, Herr: Mit solchen Bumännergeschichten macht man wohl Kinder bange; aber man erzählt sie nicht beim Grog. Haben Sie also keine Angst, daß ich Ihnen irgendeinen Schnickschnack aufbinde. — Tja — was wollt' ich eigentlich noch erzählen?"

Seine wässerigen Äuglein blickten plötzlich ganz hilflos. „Von der Meuterei auf der ‚Maux Queen', glaub' ich", half ich ihm auf die Sprünge.

„You said it!, wie der Engelschmann zu sagen pflegt. Die ‚Maux Queen' war nämlich ein englischer Dreimaster, und wir waren nach den Fidschi-Inseln bestimmt. In der Südsee wurde uns der Proviant und das Wasser schlecht. Das Salzfleisch war zuletzt pechschwarz und stank zehn Meilen gegen den Wind; das Hartbrot war so voll Würmer, daß es glatt die Wände hochkroch, wenn man es nicht festhielt, und das Trinkwasser war so dick, daß ein Löffel d'rin steh'n konnte. — wir forderten unseren Kapitän auf, eine Insel anzulaufen und frischen Proviant einzunehmen; aber er war zu geizig und wollte an uns sparen Da brach eines Tages die helle Meuterei aus. Die Mannschaft — alles Abschaum der Menschheit, Herr — schlug den Kapitän und die Steuerleute nieder und bemächtigte sich des Schiffes. Ich hatte den Kapitän vorher zu warnen versucht, weil ich die Meuterei belauscht hatte; aber der Koch, der auch mit den Meuterern im Bunde war, steckte ihnen rechtzeitig ein Licht auf über meine Absichten. Nun schworen mir natürlich alle blutigste Rache. Sie legten mich in Eisen und sperrten mich ins Kabelgatt ein. — Warum sie mich nicht auch gleich niederschlugen, denken Sie wohl, Herr? Sie hatten mit mir einen Extraspaß vor, wie sie mir andeuteten: nämlich, sie wollten mich an der Großrahe aufknüpfen. Erst aber wollten sie einmal die nächstbeste Insel anlaufen und Ausschau nach frischem Wasser halten. Bald hatten sie

BIOX-ULTRA
DIE SPARSAME SCHÄUMENDE SAUERSTOFF- ZAHNPASTA

Völlig umsonst
erhalten Sie 1 Jahr lang die Neuesten Quelle-Nachrichten, ferner hunderte von prächtigen Stoffmustern und Wolle-Proben.

Schreiben Sie noch heute, viele hunderttausende deutscher Familien sind dankbare Käufer der Quelle.

Versandhaus **Quelle** G.m.b.H. Fürth Bayern A 34

Wäsche, Wolle, Webwaren, Kurzwaren, Haushalt- und Geschenk-Artikel

---



Bezugsquellen weist nach
Paul Stelzmann, Wirkwaren-Fabriken A.G. Limbach/Sachsen
Telefon 3844/3546

Wer den NS.-Funk liest, ist immer dabei!
Der „NS.-Funk"
die größte nationalsozialistische Rundfunkzeitschrift!

Diana Luftgewehre Luftpistolen

Herrlich ist dieser schöne Sport für Jung u. Alt. Gefahrlos, kein Rauch, kein Knall, treffsicher. Leicht zu handhaben. Waffenscheinfrei. Überall verwendbar. Billige Munition. Diana sind gute Übungsgewehre. Prosp. kostenlos
Dianawerk Rastatt 1

Fortissimo des Frühlings:
WIESBADENER MAI-WOCHEN
TENNISTURNIER
MOTORSPORTKÄMPFE
REIT- U. SPRINGTURNIER
MUSIKFESTE
FESTVORSTELLUNGEN IM DEUTSCHEN THEATER

RM 15.60 billiger! Gelegenheitskauf!

Nur solange Vorrat reicht! Ganghofers Ausgewählte Werke. Orig.-Ausgabe, 10 Bände: Schloß Hubertus – Martinsklause – Klosterjäger – Mann im Salz – Dorfapostel – Ochsenkrieg – Gottesleben – Der Hohe Schein – Das Neue Wesen – Waldrausch. Elegant in blauem Leinen mit Goldpressung gebunden, blütenweißes Papier, zus. 4500 Seiten. Wir liefern alle 10 Bände – nur wenn zusammen bezogen – statt bisher RM 45.– zu nur RM 29.40 ohne Anzahlung u. ohne Nachn. geg. 6 Monatsraten à RM 5.–. Bei Nichtgefallen Rücknahme binnen 8 Tagen! Erfüllungsort Stuttgart. Eigentumsrecht vorbeh. Prosp. kostenl.
Fackelverlag Stuttgart-W 86

Heuschnupfen auch mit – **Asthma**? dann verlangen Sie in Apoth. das sehr bewährte **Klixol**. Prospekt grat. d. **M. Klix**, Labor., Nürnberg A52

Gute Schiesserfolge erzielen Sie mit einer der aus schweren nationalen und internationalen Wettkämpfen siegreicher **WALTHER KLEINKALIBER-BÜCHSEN**. Zu beziehen durch Waffenhändler. Prospekt von CARL WALTHER Waffenfabrik ZELLA-MEHLIS/THÜR. 32

Stottern u.a. nerv. Hemmungen nur Angst. Ausk. frei. Hausdörfer, Breslau 16 Z

In 3 Tagen **Nichtraucher** für immer. Prospekt frei. E. Conert, Hamburg 21 J.B.

Bevorzugt bei Einkäufen unsere Inserenten

FOTO Etwas für Sie! Auf Abzahlung für nur 1.– die Woche od. 5.– monatl. liefere ich Ihnen diese Foto-Ausrüstung 6x9: 1 Rollfilmkamera Opt. 6,3, bis 1/100 Sek. 1 Ledertasche. 1 Film u. Anltg. zs. nur 29.75. Lieferung sofort. Bestellen Sie noch Heute: Rücknahme
Jakobeit Deutsches Foto Versandhaus Berlin-Lankwitz B 4

Grauer Star ohne Operation heilbar. Dr. Kuschels Institut für Reform-Medizin, Hagen i.W. 204. Auskunft kostenlos!



Prismen, keine Spiegel im gekuppelten Entfernungsmesser
WELTUR 4,5 × 6 cm
Sucherbild und Scharfeinstellung in einem einzigen Blickfenster.
Mit 2,9 Optik von RM 125.– an
Verlangen Sie bitte Prospekt Nr. 151
WAURICH & WEBER VORM. WELTA-KAMERA-WERKE, FREITAL-DRESDEN

Kaufe preiswert — ab 2,50 — ab 8,75 — ab 6,25
Musikinstrumente spez. Handharmonikas von RM. 4,40 ab. Über 1 Million Kunden, nur von der 30000 Dankschreiben. Musikinstr.-Harmonika-Fabrik **Meinel & Herold** Klingenthal Nº 323. Versand nur an Private. Katalog umsonst.

Schlank und bis 10 Kilo leichter. Prämiert mit gold. Medaille. Diskr. Aufklärung kostenlos. H. Goth, Nürnberg S-S 67

Krampfadern können jetzt ohne Einspritzungen und Operationen mit Erfolg behandelt werden. Die Wissenschaft hat Krampfadern und Hämorrhoiden als Venenkrankheit erkannt, die durch Hormontherapie wirksam zu bekämpfen sind. Das Hormonpräparat hiefür heißt **OKAVENA**. Es ist in den Apotheken erhältlich, und zwar Okavena grün für Männer, Okavena rot für Frauen. 100 Tabl. 6.75. Wo nicht erhältlich, gibt Auskunft nebst Illustr. Broschüre u. veranlaßt Zusendg. HORMO-PHARMA Berlin SW 48, Altejakobstr.

Migua Zelte — fordern Sie kostenlos Katalog — **Migua** Blankenburg-Harz 61

Haenel-Luftgewehre „Sportmodell 33 und 33 Junior"
Die idealen Sport- u. Übungswaffen. Lieferung durch alle Fachgeschäfte. Interessante Druckschriften durch: **C. G. Haenel, SUHL 101** Waffen- u. Fahrradfabrik, gegr. 1840

M. 32.- Katal. gratis. K. Müller, Ulm, Donaust. 10

Katalog über **Zauber-Kunst** gratis. Janos Bartl Hamburg 36/0

Anzug-Stoffe billig
Ab RM 7.80 erhalten Sie bei uns schön. Anzugstoff aus reinem Kammgarn. Muster an Private kostenlos hin u. zurück ohne Kaufzwg. Aachener Tuchversand Reiners, Aachen 101

Stottern Wirkl. Hilfe! Prosp. frei! Institut Näckel, Berlin-Ch. 4

Über 1 Million Kunden — **Chromatische Harmonikas** sowie alle anderen Modelle von RM. 4.40 ab liefert preiswert nur an Private die Musikinstr.-Harmonika-Fabrik **Meinel & Herold** Klingenthal Nº 324. Liste E umsonst. Günstige Ratenzahlungen

---

FIMAX-FALTBOOTE schon ab M. 96.– kompl. Teilzahlg. Katal. frei! MAX FISCHBACH, München, Nymphenburger Straße 106/G

WEST-ELECTRIC



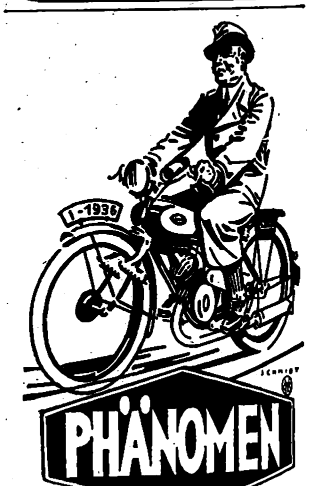
Immer und überall die besten
Schnell: — in 10 Minuten herrliche, dauerhafte Locken und Wellen durch elektromagnet. Pressung.
Sicher: — Schneidet, bricht, brennt u. verfärbt das Haar nicht.
Praktisch in der Handhabung. Leicht und komfortabel im Gebrauch — kein leichtverderblicher Gummi.
Die einzig. garantiert. Unverwüstlich. Absolute Zufriedenheit oder sofortige Rückzahlung. WEST-ELECTRIC, Abt. 36 Berlin W 8, Kronenstraße 60.

WEST-ELECTRIC Haar-Weller für Langes Haar und Bubikopf
4 Weller RM. 1.— Zu haben in einschlägigen Geschäften. Vor Nachahmungen wird gewarnt.

---

500 Kleiderstoffmuster gratis u. portofrei.
Prachtauswahl, neueste Muster, vorzügliche Qualitäten, vorteilhafte Preise. Unzählige Anerkennungen. Tägl. Nachbestellungen. Postkarte genügt.
Gebr. Wirth, Münchberg-384 i.B. Mech. Weberei und Großversand

---



PHÄNOMEN DAS MUSTERGÜLTIGE KRAFTFAHRRAD
Verlangen Sie Prospekt JB. 290
PHÄNOMEN-WERKE GUSTAV HILLER ZITTAU

Goldene Medaille London u. Paris 1935 der Beweis, dass auch Ihre **Sommersprossen** u. Hautunreinigkeiten durch Dr. Druckreys **Drula Bleichwachs** restlos beseitigt werden (M. 2.25 fco). Chem. Labor. Dr. Druckrey, Quedlinburg 16

Lest **DIE BRENNESSEL** DIE ZEITSCHRIFT DES ANSPRUCHSVOLLEN LACHERS

Fugger Kirsch Die beliebte Likörmarke

Bei Regen – Kälte – Wind: Für Mann, Frau und Kind
Formamint Formamint Formamint
Schutz vor Ansteckung

denn auch ein kleines Eiland gesichtet, wo sie vor Anker gingen. Mir löften sie die Fesseln; denn sie wollten alle an Land, um die Insel zu durchstreifen; ich aber sollte derweile das Essen kochen. Daß ich ihnen entwischte, brauchten sie nicht zu befürchten; denn sie nahmen beide Boote mit; an Schwimmen war aber nicht zu denken, weil die Bucht, wo wir vor Anker gegangen waren, förmlich von Haien wimmelte.

Sie können sich wohl vorstellen, Herr, mit welchen Gefühlen ich die Erbsensuppe mit Salzfleisch für die Kerle kochte. — Wenn ich Gift im Besitz gehabt hätte — — na, Schwamm d'rüber. — Im Geist sah ich mich schon an der Rahenock hin- und herpendeln, und ich hätte für mein Leben keinen blutigen Cent mehr gegeben; denn diese Burschen hatten ja kein Herz im Leib. Denken Sie doch nur einmal nach, Herr: zwingen mich, für meine Henker noch Erbsensuppe zu kochen! Sowie die Erbsensuppe gar war, sollte ich im Want die Flagge heißen, als Zeichen, daß das Essen fertig sei.

Sowie die Erbsen weich waren — oder wenigstens so, daß sie nicht mehr knackten, wenn man draufbiß —, trat ich aus der Kombüse an Deck, um die Flagge zu heißen. — Und nun stellen Sie sich meine Verblüffung vor, Herr: soviel ich auch gucke, ich sehe nichts als Wasser; nichts als Südsee. Ich rieb mir die Augen; ich kniff mir den Arm; aber ich träumte weder, noch narrte mich ein Wahngebilde. Die Insel war einfach futsch — weg — verschwunden. — Damals war ich platt; heute kann ich Ihnen das Geschehnis wissenschaftlich begründen. Diese Inseln entstehen manchmal über Nacht durch ein Seebeben; sie wachsen plötzlich aus dem Ozean hervor, um ebenso unerwartet, manchmal schon nach kurzer Zeit, oft erst nach Jahren, wieder in die Tiefe zu sinken. Auf solch einer Insel waren die Meuterer gelandet, und während ich ahnungslos meine Erbsensuppen kochte, war die Insel mit Mann und Maus wieder untergetaucht in die Südsee. Tja, ein Wunder, nicht wahr, Herr? — Den Mittag verdrückte ich einen doppelten Schlag Erbsensuppe, obwohl, wie gesagt, das Salzfleisch nicht mehr ganz einwandfrei war. — Was ich dann begann? Weil ich allein den Anker nicht hieven konnte, slippte ich einfach die Kette, setzte einige Segel, stellte mich ans Ruder und hielt Kurs auf die Fidschi-Inseln. Eines Tages langte ich glücklich vor Vanua-Levu an. Die Begeisterung können Sie sich wohl vorstellen, als mein Schicksal bekannt wurde. Mein Bild war in allen Zeitungen veröffentlicht. Sie erinnern sich nicht, es gesehen zu haben? — Tja, unsere Zeit ist zu schnellebig. — Good-bye, sir; es wird Zeit für mich zur Koje."

Er leerte sein Glas, setzte die Mütze auf und schwägelte zur Tür hinaus. Hinter ihm wehte förmlich ein Schweif von Salzluft und Meeresromantik.

„Wie lange hat der olle Seebär denn wohl gefahren?" fragte ich den Wirt, als ich zahlte.

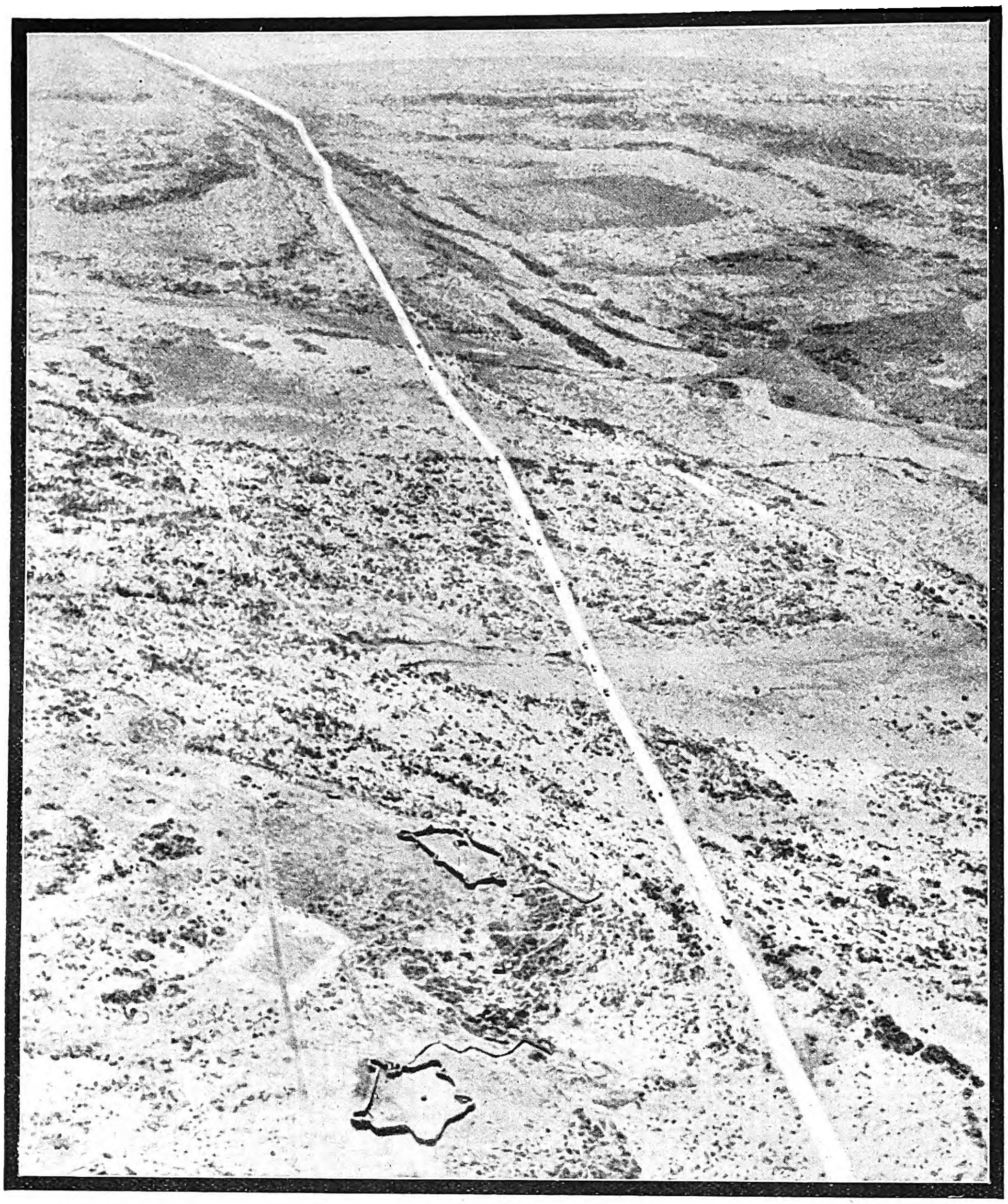
„Das kann ich Ihnen beinahe auf die Minute sagen", grinste der. „Genau vier Stunden; nämlich von Cuxhaven bis Helgoland und zurück. Das war seine erste Seereise und blieb auch seine letzte; denn er wurde dabei so seekrank, daß ihn keine zehn Pferde wieder auf ein Schiffsdeck brachten."

„Aber er beteuerte doch so ehrlich, daß er Kap Horn wie seine Westentasche kannte — und warum hat er den Beinamen ‚Kap Horn'?"

„Weil er bald zwanzig Jahre lang Hausknecht in der Hafenkneipe ‚Kap Horn' war. Nee, alles, was recht ist: das ‚Kap Horn' kennt er gründlich."

Flieger

Der Verfasser des Bildberichtes, Hauptmann a. D. Fischer von Poturzyn, Pressechef der Junkerswerke, hatte Gelegenheit, auf Einladung des italienischen Luftministeriums die abessinische Nordfront zu besuchen. Nach seiner Rück-





Unser Mitarbeiter neben Oberst Amantea, dem Führer des 14. Geschwaders in Makalle

Die Geisteshaltung des neuen Italien kommt in der Luftwaffe ganz besonders zum Ausdruck. Der Verfasser hat über ein Dutzend von Bombenflugzeugen gesehen, die voll von Maschinengewehrtreffern waren und wohl nur unter Verlusten ihrer Besatzung heimkehren konnten. Das von den meisten Treffern übersäte Flugzeug des 14. Sturmes (Stormo) auf dem vorgeschobenen Posten von Makalle ist das des hier abgebildeten Oberst Amantea.

Aufnahmen: Fischer von Poturzyn.

Das Luftbild zeigt die Straße von Makalle zum Amba Alagi, der durch die Gefechte vom Februar erkämpft wurde.

Die Straßenbauten sind trotz der unglaublichen Schnelligkeit ihrer Herstellung durch ständige Verbesserung durchaus „europäisch“ geworden und werden ein bleibendes Denkmal dieses Kolonialkrieges sein. Bitumindecken und große Straßengräben sichern ihre Fahrbarkeit auch während der Regenzeit. Die Arbeiter werden für ein halbes Jahr verpflichtet und können dann entweder bleiben oder zurückkehren. Ihr Tagelohn beträgt etwa 25 Lire, also das Doppelte von dem in der Heimat. Durch ihr sparsames Leben fließen ihren Familien in Italien große Geldmittel zu. Mussolini hat somit einen Teil der Arbeitsbeschaffung für die italienische Nation von Europa nach Afrika verlegt!



Rechts: Bombenangriff gegen eine von Truppen besetzte abessinische Ortschaft.

Die italienische Luftwaffe wendet die Bombenangriffe gegen Orte nur selten an, schon deshalb, um die Stimmung der Bevölkerung desjenigen Landes, in dessen Besitz Italien nach dem Kriege zweifelsohne gelangen wird, möglichst zu berücksichtigen. Das Hauptkampfmittel der Luftwaffe sind die 2½ kg schweren „Spezzolis“, d. h. Fliegermäuse, die gegen die Truppen angewendet werden — manchmal 7000 Stück an einem Tage. Das Abwerfen von schweren Bomben ist bei der Armut der Ziele verhältnismäßig selten.

Bei den Februar-Schlachten ist es zur Anwendung von Brandbomben in großem Stile gekommen, durch die längs des Takazze-Flusses der ausgetrocknete Wald in einem Streifen von 30 km Länge in Brand gesteckt wurde, um den Abessiniern den Rückzug abzuschneiden. Die Verluste des Gegners waren dadurch so gewaltig, daß mit Flammenwerfern die Leichen verbrannt werden mußten, um eine Pestgefahr zu vermeiden.

über der Nordfront

kehr wurde er in Rom von Mussolini empfangen. Der ‚Völkische Beobachter' veröffentlichte unlängst seine Berichte über diesen Flug.



Eine wichtige Fliegermeldung: Oberst Amantea mit seinen Offizieren.

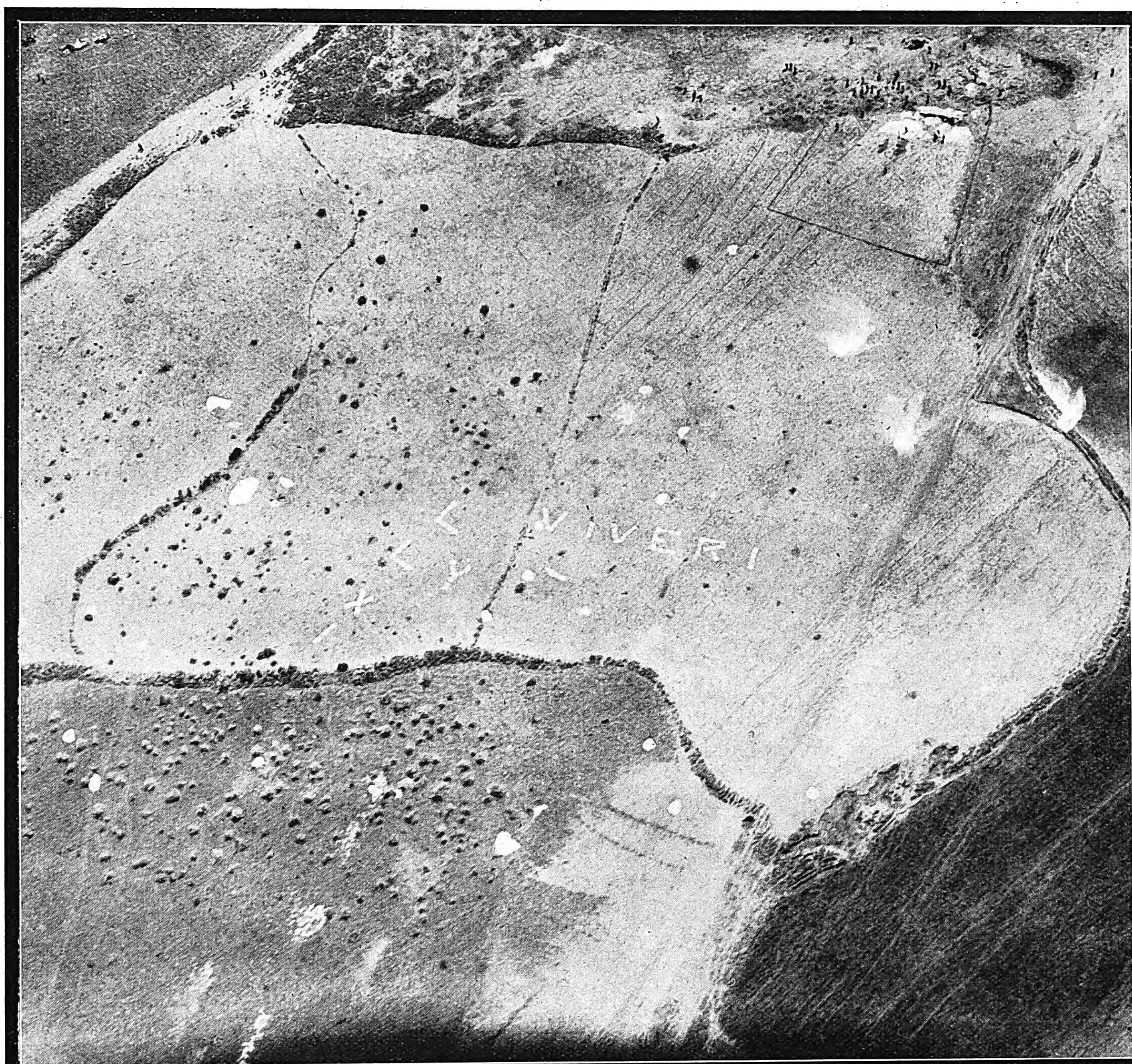
Zu den Bildern rechts: „Bringt Lebensmittel!"

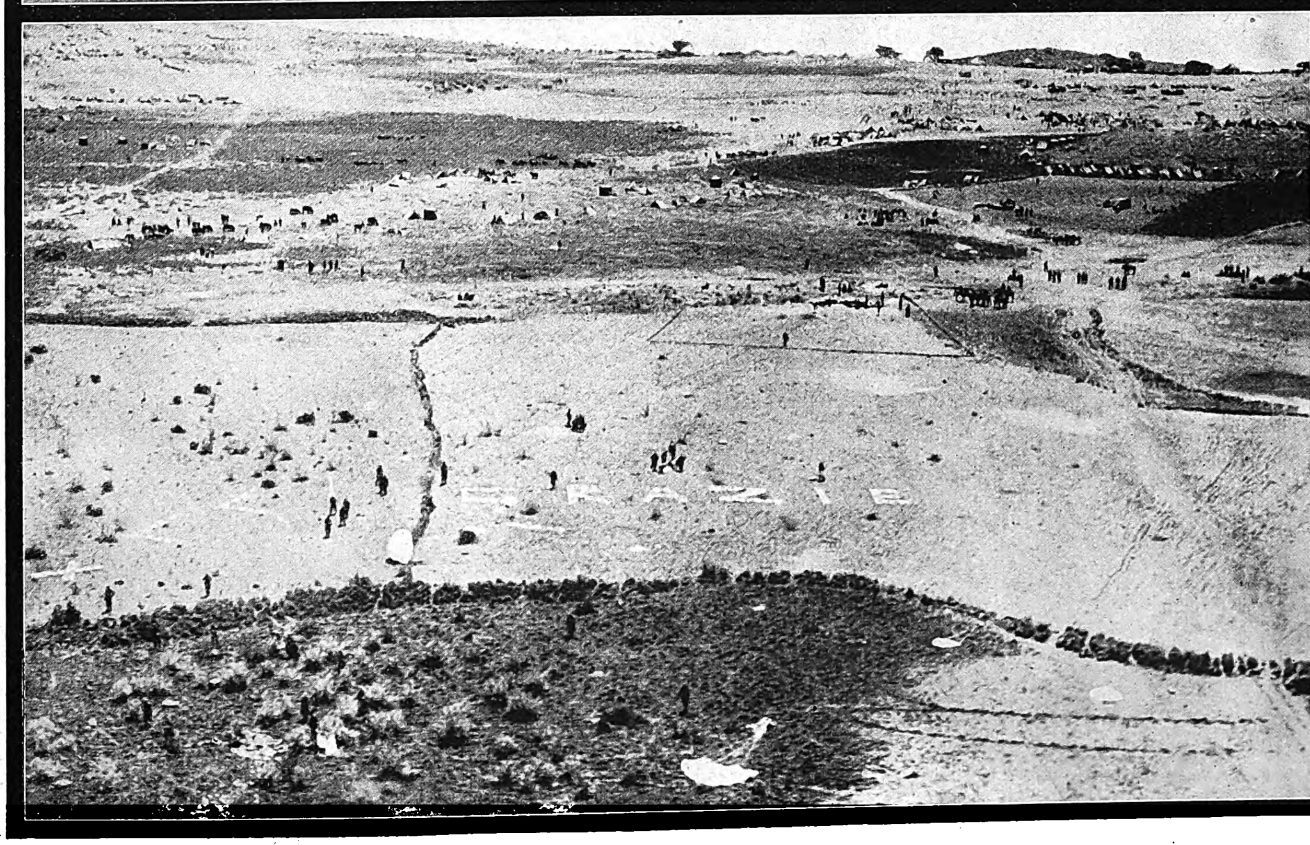
Die Luftwaffe hat im abessinischen Kolonialkrieg die Durchführung des strategischen Planes von Marschall Badoglio ermöglicht, indem sie durch ihre Transporttätigkeit die Versorgung der vorgehenden Truppen auch so lange sicherstellte, bis der Straßenbau in die entsprechende Linie weitergeführt werden konnte.

Durch die vorhandenen Bombenflugzeuge ist es ohne weiteres möglich, am Tage 200 Tonnen und mehr an Munition, Ausrüstung, Trank und Nahrung heranzufliegen. Die Truppe legt weiße Tücher in Buchstabenform aus und meldet damit, was sie braucht.

Das Wort „Viveri" heißt „Lebensmittel" und die Buchstaben darunter geben geschlüsselt die notwendige Menge an. Für den Abwurf bedienen sich die Italiener zweier von Fallschirmen getragenen Säcke für 20 und 50 kg Gewicht oder zeppelinartiger Metalltorpedos mit vier unten befindlichen Metallbeinchen und oben angeschnallten Fallschirmen, berechnet für 200 kg. In diese Metalltorpedos werden wie in einen Koffer in Konservenbehältern Wasser, Zwieback und Fleisch, Gewehrpatronen und alles, was man sonst braucht, eingepackt. Wie aus dem Bilde ersichtlich, gibt die Truppe durch Rauchbomben den Bodenwind an, so daß die Flieger den Abwurf zielen können.

Ist die Versorgung erfolgt, so sind die Truppen höflich genug, die Tücher umzulegen und durch das Wort „grazie" den Fliegern ihren Dank mitzuteilen. Diese Luftversorgung hat einzig und allein die planmäßige Durchführung des Vormarsches ermöglicht.





Der „Gott von Harlem"

EIN AMERIKANISCHER NEGER LÄSST SICH ALS MESSIAS FEIERN

Man soll den Negern von Harlem das Vergnügen gönnen, einen aus ihrer Mitte, einen reichlich geschäftstüchtigen, reichlich gepflegten schwarzen Gentleman mit göttlichen Würden auszustatten. Solange sie Freude daran haben und er selber Geschmack daran findet, ist gar nichts dagegen einzuwenden — vorausgesetzt, daß sie unter sich bleiben. „Father Divine", wie seine Gläubigen ihn nennen, hat es im Neuyorker Negerviertel zu etwas gebracht. Er besitzt zahlreiche Geschäftsläden und Wohnhäuser, ja, er verfügt sogar über einen eigenen Automobilpark. Sein Büro in einem dreistöckigen Hause ist seine „Geschäftsstelle auf Erden". Niemand weiß, ob er die Gelder durch Spekulation oder Schenkung erhielt. Aber er ist großzügig und verteilt viel an Arme. Eine ganze Straßenzeile hat er zu Herbergen eingerichtet. Sich selbst deshalb als Gottheit zu bezeichnen, wäre gewiß nicht nötig, aber vielleicht ist das so bei Negern. Wir wissen das nicht so genau. Gefährlich und mehr als geschmacklos dagegen ist es entschieden, daß auch weiße Amerikaner sich seiner Sekte verschreiben. Und man wird es gewiß auch drüben als äußerst peinlich empfinden.



Der geschäftstüchtige „Messias" von Harlem, dem Neuyorker Negerviertel, ist das Haupt einer großen amerikanischen Sekte, zu deren Mitgliedern nicht nur Schwarze zählen. In seinem Büro sieht man neben Schwarzen auch eine weiße Frau als Sekretärin — —, was wir nicht begreifen.

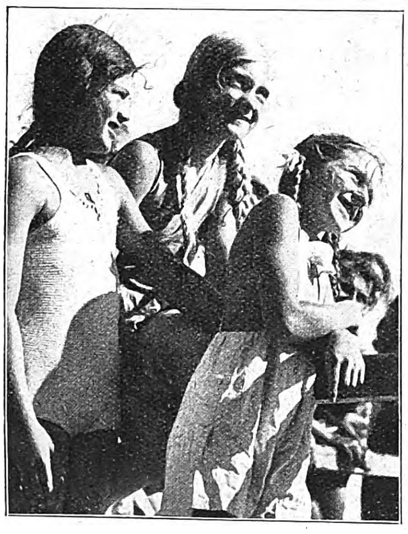


„Father Divine" — göttlicher Vater — so wird der schwarze „Gott von Harlem" von seinen Anhängern genannt. Die Sekte hat sich ihre Symbole kühn beim Christentum „geborgt". Eine der Glaubensformeln lautet: „Father Divine ist das Licht der Welt". Schmunzelnd betrachtet der „göttliche" Neger in Gesellschaft seiner Frau ein Gemälde, das ihn darstellt, wie er von den Bergen herniedersteigt, um die „gläubige" (weiße!) Menschheit zu segnen.



Frühlingssymphonie...

Aufn.: Grimm.

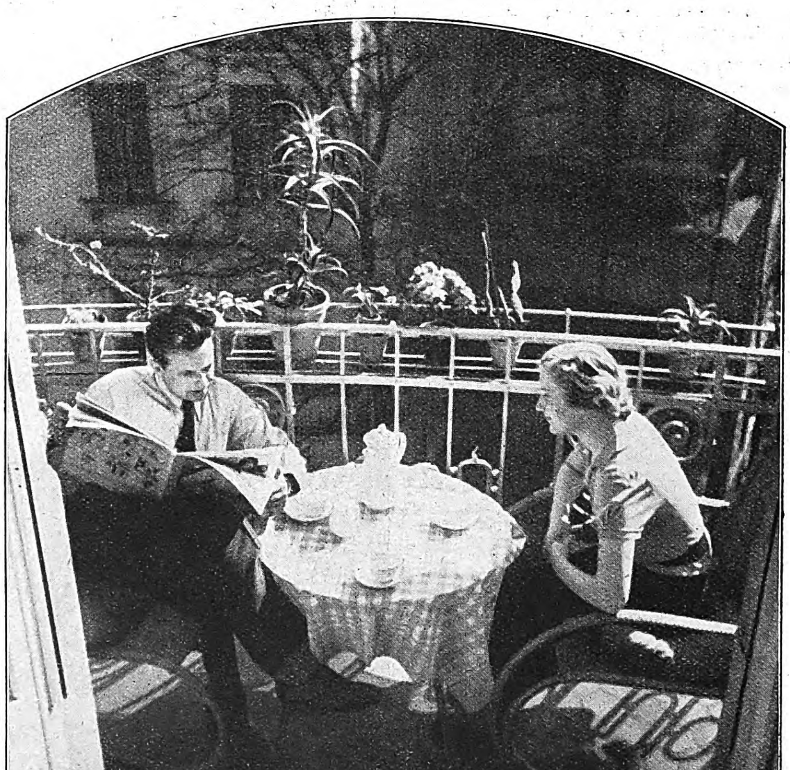


Die Sonne meint es wieder gut.

Aufn.: Erika Schmauß.

Maienzauber

In den Blüten weich geborgen,
will ich irgendwo am Rain
einmal frei von allen Sorgen
sonnentrunken selig sein.



Alle Alltagslast vergessen,
wo mich Träume zart umwehn,
und was ich als Kind besessen,
will ich wirklich wiedersehn.

Reiner Minne Zauberhände
schließen mir die Augen zu,
und es flüstert ohne Ende:
Du und ich und ich und Du...

Und als ob hier Elfen seien,
raunt es leise, wunderbar:
Halte, Herz, den Glanz des Maien
für das ganze lange Jahr...



Blütentraum.

Aufn.: Grimm.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO. Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft. Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. 36: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8
[ABCDEF]

SIEGER IM REICHSBERUFSWETTKAMPF wird Student!

Programm

der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.

Das Programm der Deutschen Arbeiterpartei ist ein Zeit-Programm. Die Führer lehnen es ab, nach Erreichung der im Programm aufgestellten Ziele neue aufzustellen, nur zu dem Zweck, um durch künstlich gesteigerte Unzufriedenheit der Massen das Fortbestehen der Partei zu ermöglichen.

1. Wir fordern den Zusammenschluß aller Deutschen auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker zu einem Groß-Deutschland.

2. Wir fordern die Gleichberechtigung des ... den anderen Nationen, Aufhebung der ... Zwecke. Abschaffung des Bodenzinses und St. Germain. ...spekulation*.

3. Wir fordern ... den rücksichtslosen Kampf gegen diejenigen, die durch ... das Gemeininteresse schädigen. Gemeine Volksverbrecher, Wucher, Schieber usw. sind mit dem Tode zu bestrafen, ohne Rücksicht auf Konfession und Rasse.

19. Wir fordern Ersatz für das der materialistischen Weltordnung dienende römische Recht durch ein deutsches Gemeinrecht.

20. Um jedem fähigen und fleißigen Deutschen das Erreichen höherer Bildung und damit das Einrücken in führende Stellung zu ermöglichen, hat der Staat für einen gründlichen Ausbau unseres gesamten Volksbildungswesens Sorge zu tragen. Die Lehrpläne aller Bildungsanstalten sind den Erfordernissen des praktischen Lebens anzupassen. Das Erfassen des Staatsgedankens muß bereits mit dem Beginn des Verständnisses durch die Schule (Staatsbürgerkunde) erzielt werden. Wir fordern die Ausbildung besonders veranlagter Kinder armer Eltern ohne Rücksicht auf deren Stand oder Beruf auf Staatskosten.

21. Der Staat hat für die Hebung der Volksgesundheit zu sorgen durch den Schutz der Mutter und des Kindes, durch Verbot der Jugendarbeit, durch Herbeiführung der körperlichen Ertüchtigung mittels gesetzlicher Festlegung einer Turn- und Sportpflicht, durch größte Unterstützung aller sich mit körperlicher Jugend-Ausbildung beschäftigenden Vereine.

22. Wir fordern die Abschaffung der ... einer Volksheeres ...

Die Idee des Führers...

EINES DER 38 STIPENDIEN FÜR REICHSSIEGER IM REICHS-BERUFSWETTKAMPF

Zimmermiete	monatl. 20.-	jährl. 240.-
Lebensunterhalt	monatl. 50.-	jährl. 600.-
Wäsche, Licht usw.	monatl. 10.-	jährl. 120.-
Semestergeld im Semester 100.-		jährl. 200.-
Einmalige Ausrüstung		50.-
Hochschulbeitrag		10.-
Schülerausweis		5.-
Lehrmittelkosten	monatl. 5.-	jährl. 60.-
		Mk. 1285.-

...wird heute Wirklichkeit.

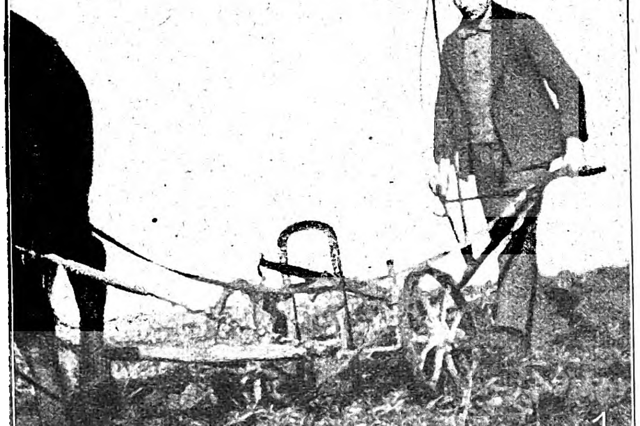
Punkt 20 des Programms der NSDAP. sagt: „Wir fordern die Ausbildung besonders veranlagter Kinder armer Eltern ohne Rücksicht auf deren Stand oder Beruf auf Staatskosten."

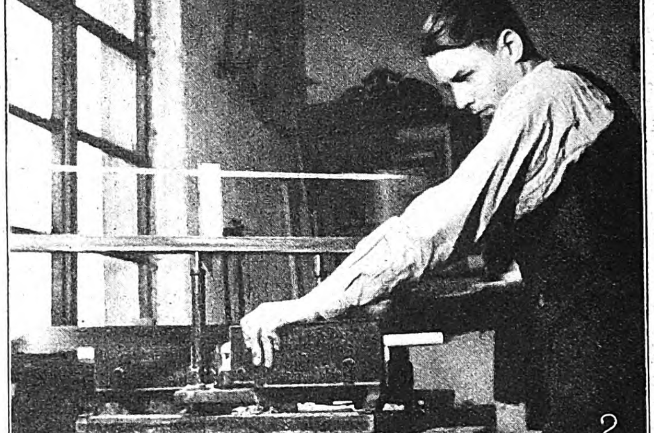
Ein Beispiel für viele, wie die Verwirklichung erfolgt:

Im Jahre 1938 wird der Sohn eines Kleinbauern in Mainfranken, der Jungarbeiter Wilhelm Bockelt, die Staatsschule für Handwerk und angewandte Kunst in Weimar besuchen. Dem Vater des Jungen wäre es nie möglich gewesen, seinen Sohn auf eine Kunstschule zu schicken. Wilhelm, der älteste Sohn, muß in einer Möbelfabrik seinen Lebensunterhalt als Schreiner verdienen. Nach der Arbeit hilft er meist seinen Eltern bei der Landarbeit.

Schon im frühen Kindesalter bekam Wilhelm die ganze Härte des Lebens zu spüren. Frühzeitig stand er mitten im Kampf ums tägliche Brot und ist so wie tausende und aber tausende deutscher Jungen der Nachkriegsgeneration vom Schicksal hart und zäh wie Stahl geschmiedet worden. Als 1935 der Berufswettkampf eröffnet wurde, befand sich auch Bockelt unter der Million deutscher Jungarbeiter, die um die beste Leistung kämpften. Er wurde Reichssieger.

Neben dem Diplom bekam er ein Stipendium für einen Jahresbesuch der Staatsschule für Handwerk und angewandte Kunst in Weimar. Inzwischen hat sich Bockelt freiwillig zur Ableistung seiner Dienstzeit beim Arbeitsdienst und bei der Wehrmacht gemeldet.









Kleinbauernsohn, Tischlergeselle und Sieger im Reichsberufswettkampf

1. Nach der Arbeit hilft Wilhelm Bockelt meist seinen Eltern bei der Landarbeit. **2.** Bockelt ist Geselle in einer Möbelfabrik in Hofheim in Unterfranken. Sein Vater, ein Kleinbauer im nahen Neckertshausen, muß eine 8köpfige Familie ernähren. **3.** Jede freie Stunde benützt Wilhelm Bockelt mit eiserner Energie zu seiner Fortbildung. **4.** Reichssieger W. Bockelt mit seinem Meister.

Aufnahmen: Wilhelm Kreutzer.


URKUNDE

ZWEITER REICHSBERUFSWETTKAMPF DER DEUTSCHEN JUGEND 1935

Wilhelm Bockelt, Neckertshausen

ist im Wettstreit gegen eine Million Arbeitskameraden in den Vorkämpfen und in dem Saarbrücker Endkampf vom 2[illegible]. - 27. April

REICHSSIEGER

geworden

HEIL HITLER!

Die Urkunde eines der Sieger im Reichsberufswettkampf.



Lichtbildstudie zum Muttertag von A. Grimm.

Meiner Mutter Hände

Am Tag, da ich von dir geboren ward,
da waren deine lieben Hände, Mutter,
noch nicht hart . . .

Sie lagen oft so weich und wundertief
auf meiner kindermüden Stirne, Mutter,
wenn ich schlief . . .

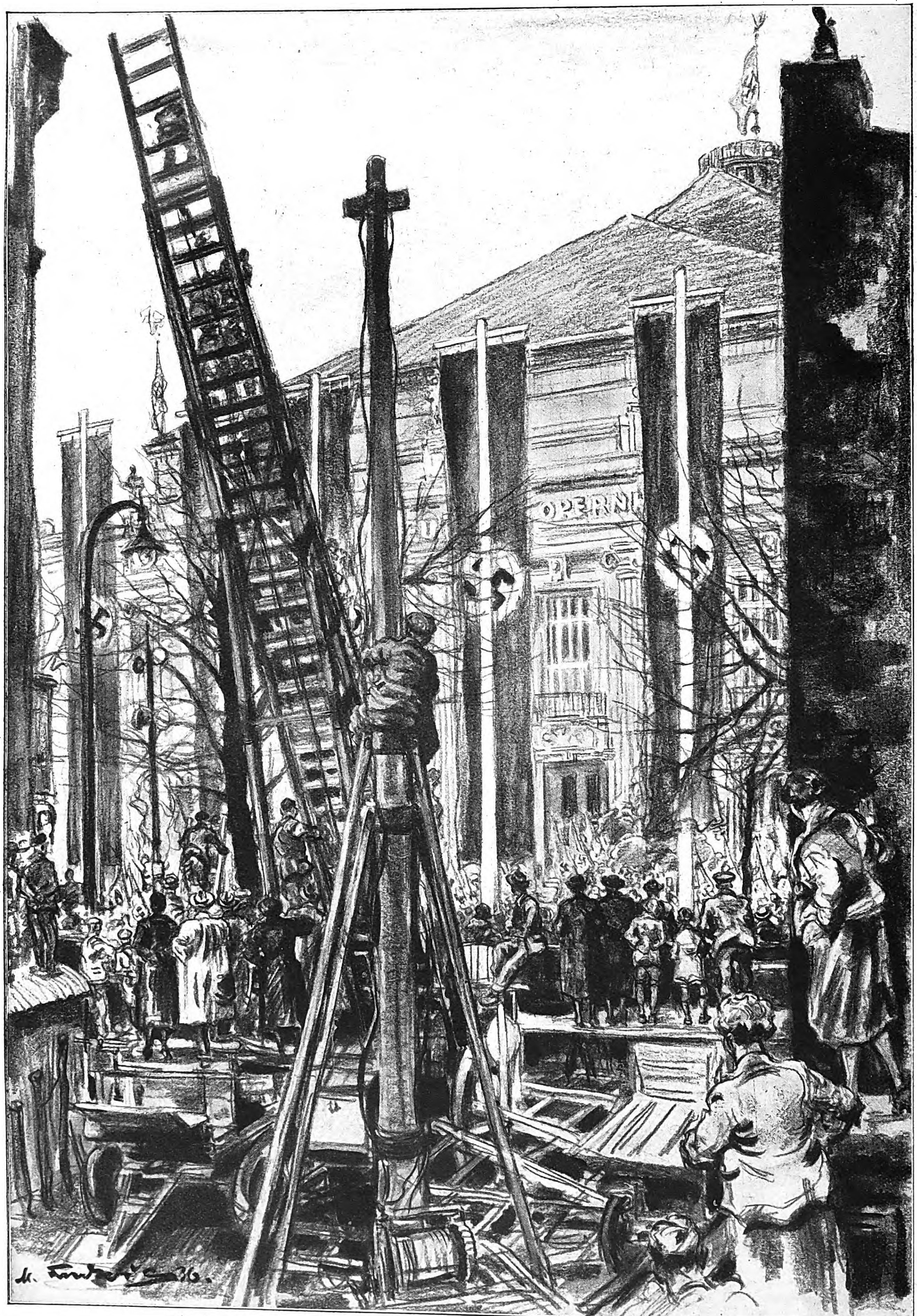
Und wie ich wuchs, grub ich die Runen ein
in deine Hände, die wie Opferschalen
schön und rein . . .

Nichts nahmen sie und gaben immer mehr,
und mußten sie bis zu den Sternen greifen:
sie holten alles für mich her . . .

Pidder Lüng

5 Zeichner

sehen den 1. Mai



Vor dem Deutschen Opernhaus während der Fest-Sitzung der Reichskulturkammer.
„Wir wollen unsern Führer sehen!"
Zeichnung von Max Ludwig.

Ganz Deutschland war Zeuge dieses Tages der Freude. Nicht nur in den Hauptstädten, sondern in allen Gauen bis in die letzten Ortschaften hinein fanden sich die schaffenden Menschen zusammen, um kostbare Stunden wahrhafter Volksgemeinschaft zu feiern. Überall waren unsere leuchtenden Fahnen aufgezogen, überall ragten die bunten Maibäume in den Frühlingshimmel, überall hob ein Musizieren und Singen an, und wir alle reichten uns die Hände, wir, Kameraden, wir ...

Unvergeßlich haben sich uns die vielfältigen, unerhörten Erlebnisse des Freudentages eines freien Volkes eingeprägt. Hoch über den kleinen Begebenheiten stehen die Feierstunden mit dem Führer. Adolf Hitler sprach zur deutschen Jugend und zur schaffenden deutschen Nation. Durch Gemeinschaftsempfänge wurden wir im Osten und Westen und Norden und Süden des Vaterlandes nahezu unmittelbare Teilnehmer dieses neuen Bekenntnisses unzerreißbarer Volksgemeinschaft. In einem feierlichen Staatsakt bekundeten 67 Millionen deutscher Menschen unverbrüchliche Verbundenheit der Nation mit der Reichsregierung.

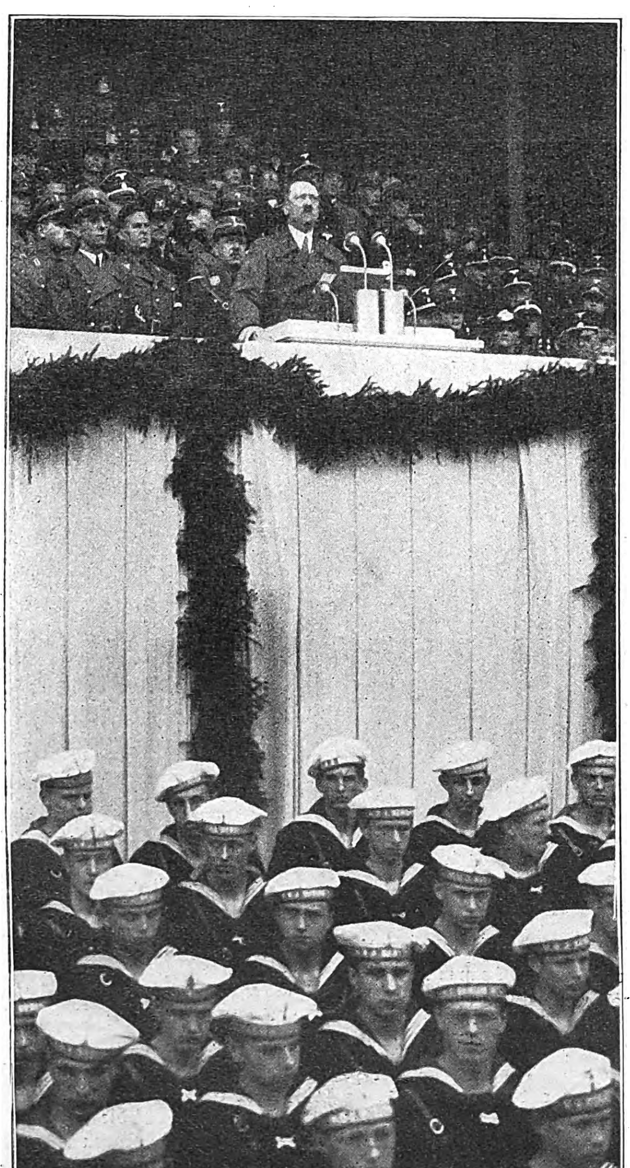


Hitler-Jugend und Jungvolk im Poststadion.
„Der Führer kommt!"
Zeichnung von Heinz Raebiger.

Fünf Zeichner des „Illustrierten Beobachters" haben ihr großes Erlebnis mit dem Griffel festgehalten. Es ist verständlich, daß nur winzige Teilausschnitte widerspiegeln können, was sich ringsum an erhebenden Ereignissen entrollte. Aber gerade in zwangloser Aneinanderreihung wollen die Zeichnungen versuchen, die Erinnerung aufzufrischen. An Ort und Stelle aus der unmittelbaren Stimmung heraus, unvorbereitet und im Banne und Zwange des mitreißenden Geschehens sind die Schöpfungen unserer Zeichner entstanden.

DAS NEUE DEUTSCHLAND



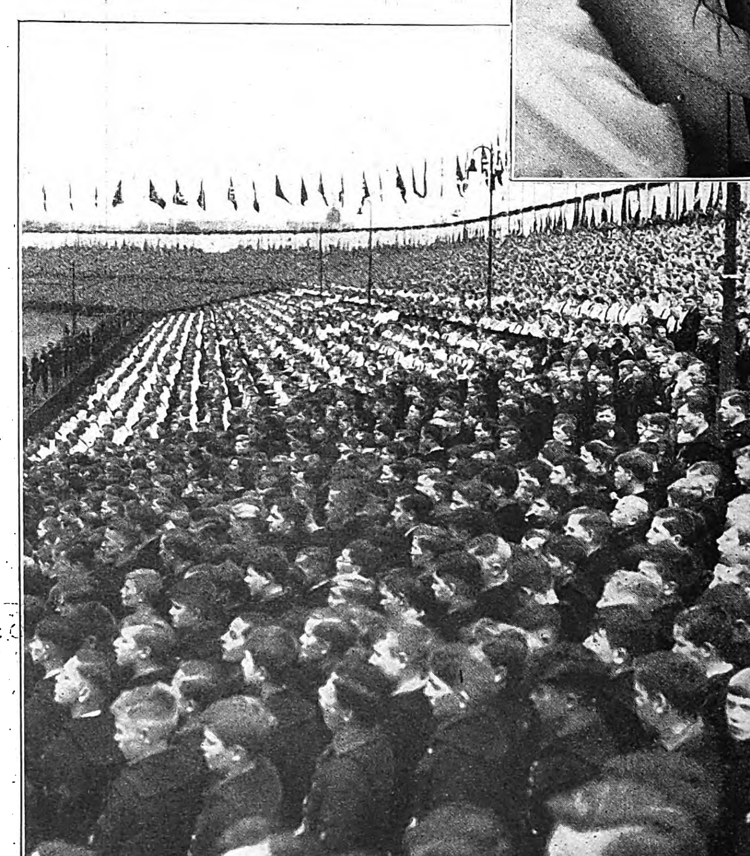


Der Führer spricht zu 80 000 Jungen und Mädeln, die im Berliner Poststadion aufmarschiert waren.

Der Staatsakt im Lustgarten

Um 1/2 12 Uhr war der Aufmarsch der zwei Millionen schaffender Menschen der Reichshauptstadt zu beiden Seiten der acht Kilometer langen Triumphstraße vom Deutschen Opernhaus bis zum Lustgarten beendet. Diese Straße (links im Bild) fuhr der Führer im Wagen stehend nach der Festsitzung der Reichskulturkammer zum Staatsakt im Lustgarten. Der 40 Meter hohe Maibaum aus dem Warndt prangt im Festschmuck. Hinter den Tribünen erheben sich Fahnengruppen. Vor dem Alten Museum steht das Rednerpult des Führers.





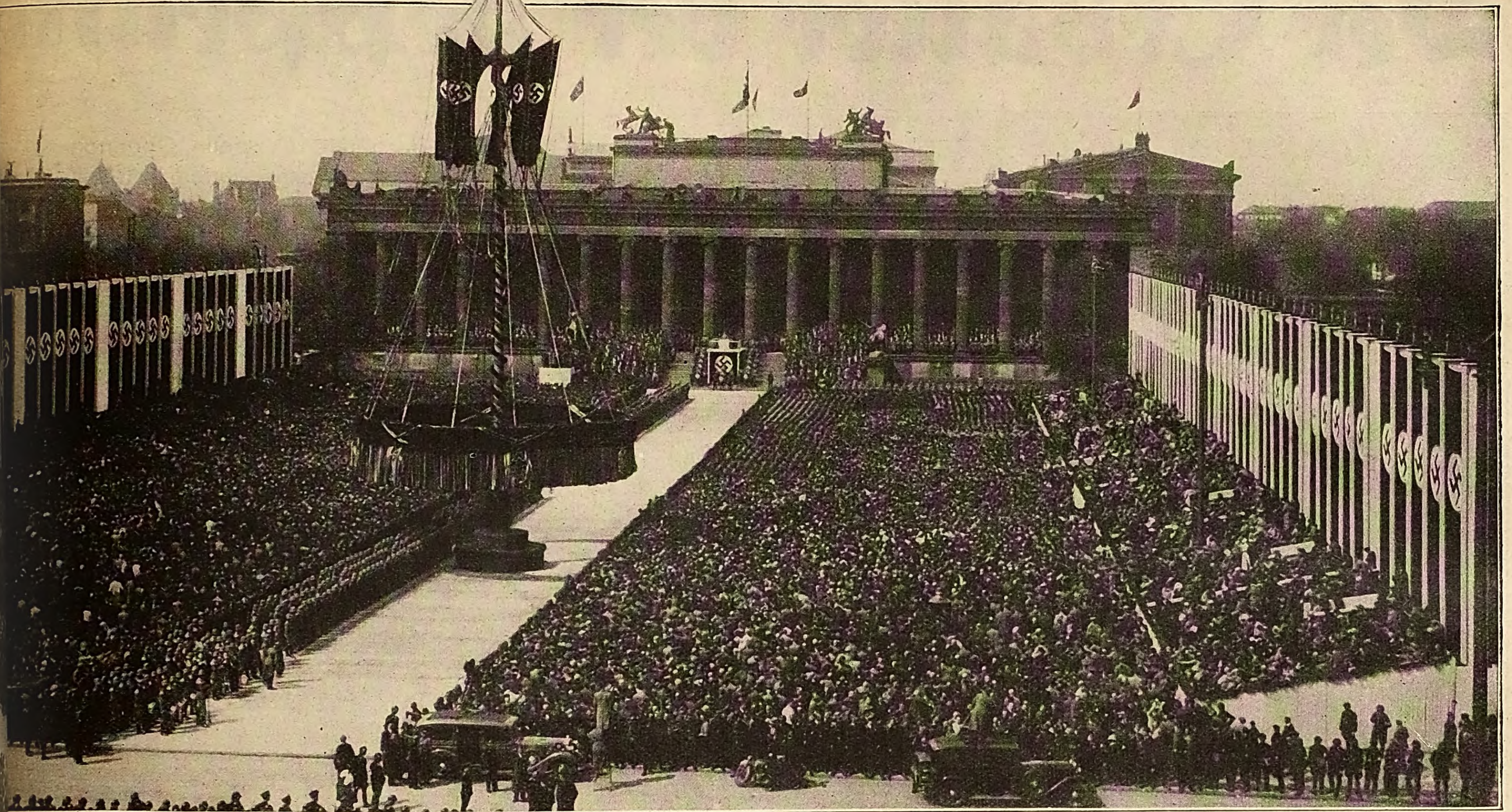
HJ. und BDM. und Schüler der Groß-Berliner Schulen auf den Tribünen des Poststadions während der großen Jugendkundgebung.

Der Empfang der Ar-
beiterdelegierten
„Hause des Reichs
sidenten".

Der Führer begrüßt ein
bayerischen Arbeiter.

Der große Feiertag wu
durch den Morgengruß und da
Wecken der Wehrmacht einge-
leitet. Bereits am frühen Mor-
gen marschierten dann die Ko-
lonnen der HJ. und des BDM.
sowie Schüler der Groß-Ber-
liner Schulen zum Poststadion,
wo um 8.30 Uhr die groß
Jugendkundgebung durch de
Reichsjugendführer Baldur vo
Schirach eröffnet wurde. Na
Dr. Goebbels sprach der F
rer zu den aufmarschie
80 000 Jungen und Mä
Mit dem gemeinsamen Ge
des Liedes „Vorwärts,
wärts!" fand die Jugendku
gebung ihren Abschluß.
Von 10.30 Uhr bis 11.30 Uhr
fand im Deutschen Opernhaus in
Charlottenburg eine Festsitzung
der Reichskulturkammer statt.

FEIERT DEN ERSTEN MAI

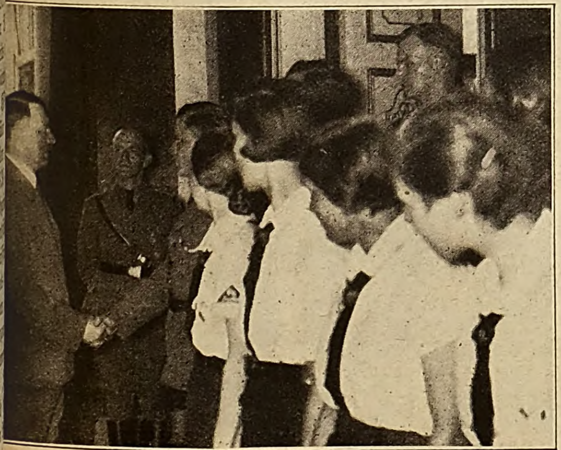




Während der Festsitzung der Reichskulturkammer im Deutschen Opernhaus zu Berlin.

Der Präsident, Reichsminister Dr. Goebbels, verkündete nach einer Ansprache den Buch- und Filmpreis 1936.

Gegen 10 Uhr begann der Aufmarsch im Lustgarten und auf der acht Kilometer langen Triumphstraße. Um 12.30 Uhr leiteten Fanfaren den Staatsakt im Lustgarten ein. Überall im Reiche fanden Parallelkundgebungen mit Gemeinschaftsempfängen statt. Nach der Eröffnungsansprache von Reichsminister Dr. Goebbels sprach der Führer zum deutschen Volke.



Die Reichssieger und Reichssiegerinnen des Reichsberufswettkampfes werden dem Führer vorgestellt.

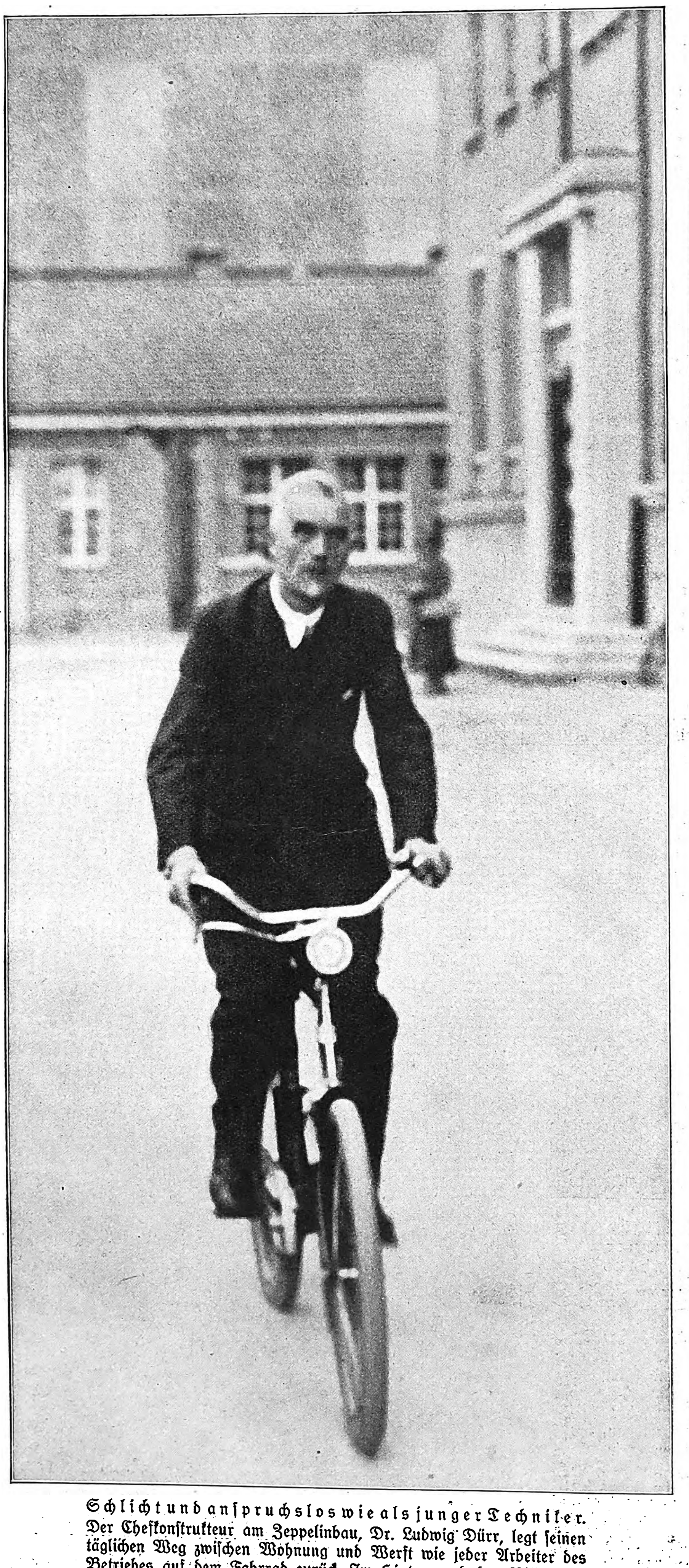


Nach dem Staatsakt im Lustgarten.

Sonderaufnahmen für den „I.B." von Heinrich Hoffmann

Der Erbauer der Zeppeline

Der alte Mitarbeiter des Grafen Zeppelin, Oberingenieur Dr. Ludwig Dürr, Chefkonstrukteur am Luftschiffbau Zeppelin Friedrichshafen, empfing unseren Sonderberichterstatter zu einer längeren Unterredung.



Schlicht und anspruchslos wie als junger Techniker.
Der Chefkonstrukteur am Zeppelinbau, Dr. Ludwig Dürr, legt seinen täglichen Weg zwischen Wohnung und Werft wie jeder Arbeiter des Betriebes auf dem Fahrrad zurück. Im Hintergrund des Bildes die Verwaltungs- und (rechts) Werftgebäude des Luftschiffbaus Zeppelin.



Graf Ferdinand v. Zeppelin und Ludwig Dürr, damals technischer Leiter der Werft, im Kriegsjahr 1914.
Archivbild Luftschiffbau Zeppelin.

Wenn man heute nach den großen Erfolgen der deutschen Zeppelin-Luftschiffahrt nach dem Manne fragt, der die kühnen Pläne des alten Grafen Zeppelin bis zur heutigen Reife entwickelte, so steht man einem einfachen, schlichten, deutschen Menschen gegenüber, dem Schwaben Dr. Dürr. Schon in jungen Jahren, es war kurz nach seinem 20. Lebensjahre, begeisterte sich der junge Techniker, der an der höheren Maschinenbau-Schule Eßlingen studierte, für das Werk des Grafen Zeppelin. Das erste Luftschiff, das Kober gebaut hatte, war eben fertig, als Graf Zeppelin den jungen Techniker Dürr aufnahm. Echterdingen und Göppingen, die schwarzen Schatten im Luftschiffbau, erlebte Dr. Dürr als Höhensteuermann. Sie spornten diesen jungen Menschen an, weiterzubauen und weiterzuentwickeln. Im Jahre 1909, als die Zeppelinwerft gegründet wurde, übernahm er die technische Leitung der Werft. Ein Heer von Schiffen hat er bis zum heutigen Tage gebaut, immer neue Erfahrungen auswertend. Das Luftschiff „Hindenburg", das größte, das jemals gebaut wurde, ist bisher sein letztes Werk. Mit Chefkonstrukteur Ehrle und einer Schar von Spezialingenieuren und Technikern arbeitet er Tag für Tag an der Weiterentwicklung der deutschen Zeppelinluftfahrt.

Dr. Dürr ist, wie wir schon sagten, immer noch der einfache Mensch geblieben, der nur sein Werk kennt. Mit dem Fahrrad fährt er täglich von seinem Heim zur Werft. Seine große



Am Sonntag gehört er seiner Familie.
Dr. Ludwig Dürr, dessen Tage sonst nur der Arbeit an seinem Lebenswerk gehören, ist Sonntags nichts als Familienvater.



Die Habsburger Unterlippe

EIN SCHULBEISPIEL DER VERERBUNG

Aufnahmen: Weltbilderdienst.

Kaiser Karl V.
(1500—1558).
Bei ihm ist die „Progenie“ — die Eigenschaft, Kiefer und Unterlippe vorzuschieben — am ausgeprägtesten.



Rechts:
Kaiser Ferdinand I.
(1503—1564),
der jüngere Bruder Kaiser Karls V. Auch bei ihm ist die „Habsburger Lippe“ deutlich zu sehen. Er ist der Ahnherr der österreichischen Habsburger.



Kaiser Leopold I.
(1640—1705).
Die Unterlippe hat der Maler zweifellos verschönert; wie mag sie in Wirklichkeit gewesen sein!

Durch Hunderte von Jahren werden Familienähnlichkeiten vererbt. Nicht jeder Sproß in der Geschlechterfolge bringt sie äußerlich sichtbar zur Erscheinung, aber er trägt sie in seiner Erbmasse weiter, und plötzlich, nach Generationen vielleicht erst, ist das besondere Merkmal wieder da. Sehr auffällig hat sich ein solches Vererbungsmerkmal bei den Habsburgern und bei den mit Habsburg versippten Bourbonen erhalten: die hängende Unterlippe. Veranlaßt wird sie durch die eigenartige vorstehende Kieferbildung, die „Progenie“, die bei Familien mit starker Inzucht häufiger wiederkehrt.



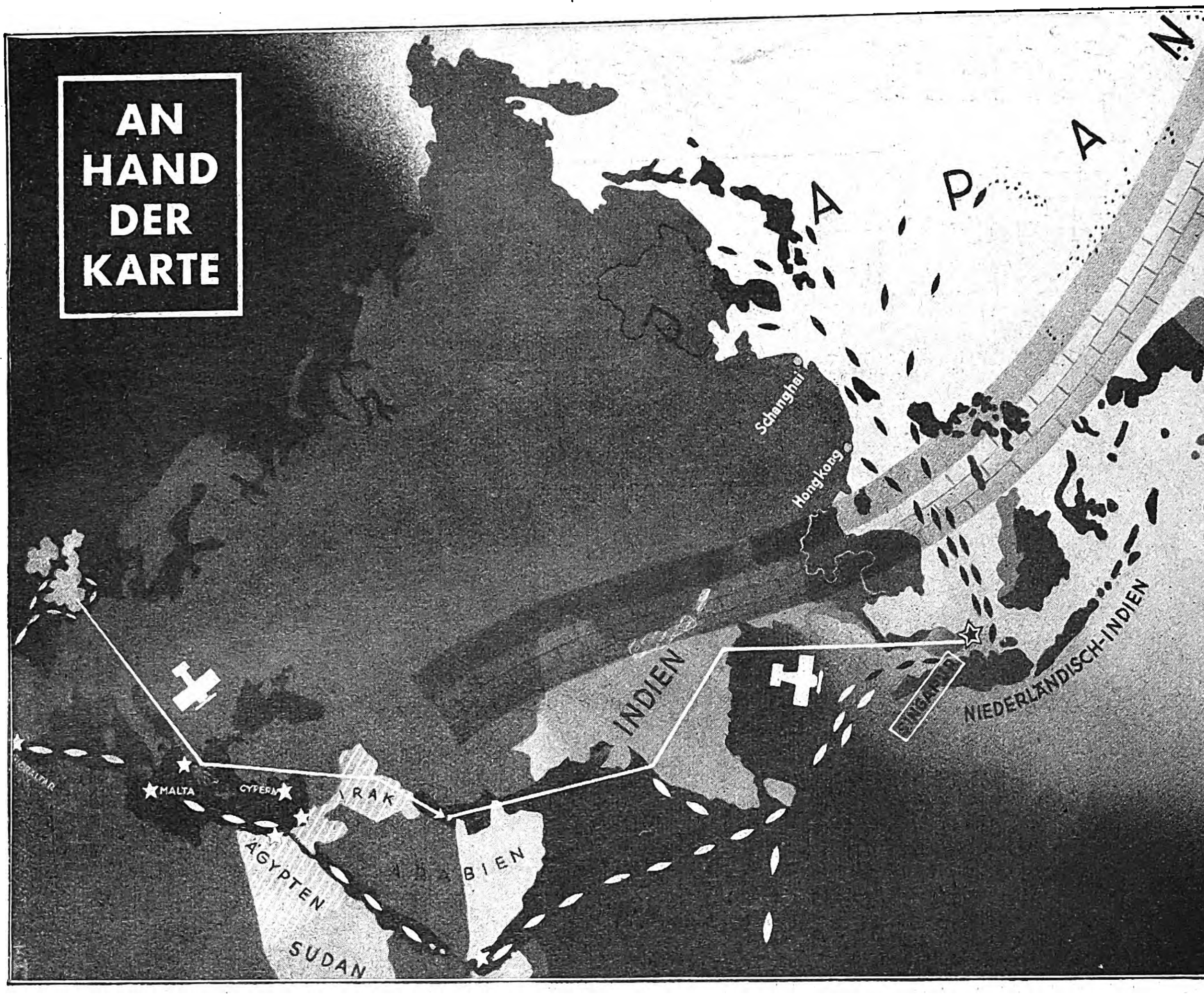
Kaiser Maximilian
(1459—1519)
mit seinem Sohne Philipp (1478—1506) und seinen Enkeln Ferdinand (1503—1564) und Karl (1500—1558). Schon der sechsjährige spätere Kaiser Karl zeigt die Progenie!



Karl II. von Spanien
(1665—1700)
Nachkomme Karls V., letzter Habsburger auf dem spanischen Thron.

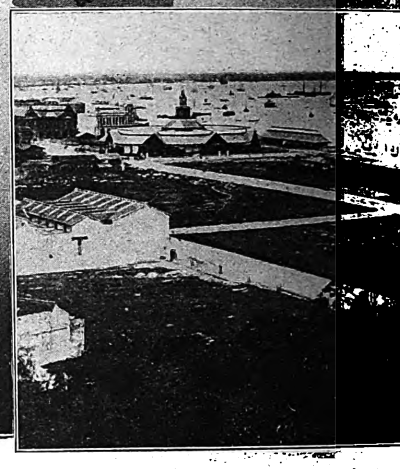


Hier auch bei den Bourbonen dasselbe Merkmal
Alfons XIII., Exkönig von Spanien, Nachkomme Karls IV.



7000 Schiffe laufen jährlich den Hafen von Singapur an.

Zeichnung von Ziegfeld, Aufnahme Atlantic.



Hafen von Singapur.

Prellstein Singapur

Wir setzen mit dem heutigen Aufsatz die in Folge 18 des „J. B." begonnene Artikelreihe „An Hand der Karte" fort. In diesen Aufsätzen zeigen wir Züge und Winkelzüge der Weltpolitik, denen wir als ein erneuertes Weltvolk heute mit gesteigertem Interesse folgen.

Für etwa drei Milliarden Mark Waren schwimmen täglich in den Gewässern, deren Wacht Singapur übernommen hat. 7000 Schiffe laufen jährlich diesen heißen Hafen an, und über seine Kräne und Kasematten gehen die Verkehrsmaschinen nach Australien und Neuseeland hinunter, die von London über Bagdad und Indien hinweg den Kurierdienst des Weltreiches versehen.

Singapur, „das Löwennest", erreicht man auf dem Luftweg von London aus in acht Tagen. Aber es liegt London ganz nahe am Herzen. Es ist wenig von seiner Bedeutung gesagt, wenn man es nur „ein zweites Gibraltar" nennt, denn es hat viel mehr zu decken als jene Durchfahrt. Jeder Engländer weiß es genau so einzuschätzen wie den Wert des Suezkanals. Singapur ist ein Prellstein erster Klasse an einer Straße, die eine Weltschleuse darstellt.

Singapur nennt jeder, der über den Fernen Osten spricht. Es ist in unseren ungewissen Tagen, da niemand weiß, welchen Kämpfen, Abenteuern und Rivalitäten China und die Südsee entgegengehen, eine Siegfriedstellung der englischen Machtpolitik.

Denn Singapur deckt nicht nur das englische Geschäft in seinem östlichen Vorfeld, es ist nicht nur der Rückhalt für Hongkong und Schanghai, es sichert das holländische Inselbesitztum und stellt den Flankenschutz für Australien und Neuseeland. Vor allem aber ist es der Schlagbaum für jeden, der Gelüste verspürt, sich Indien von Osten her zu nähern.

Rechtzeitig genug haben die Engländer diesen Punkt in seiner Bedeutung erkannt. Sir Raffles erwarb ihn 1817 mit einem guten Stück der malaiischen Halbinsel. Aber erst in unseren Tagen ist dieser Punkt in seinem ganzen Wert erschlossen worden. 1921 wurde sein Ausbau zur Festung beschlossen, zweimal glaubte eine Arbeiterregierung in London, auf diesen „militärischen Luxus", verzichten zu können, aber schließlich hat die Zähigkeit der alten Kolonialkenner und Marineleute gesiegt.

Singapur ist heute ein Hafen von Klasse. Er stellt sich in seiner Größe unmittelbar hinter London, Liverpool und Hongkong. Eine ordentliche Stange Geld ist hineingesteckt worden, über eine halbe Milliarde — auch deutsches Geld, denn eines der gewaltigsten Docks ist von uns auf Reparationskonto geliefert worden. Ganze Dörfer wurden serienweise umgelegt, um für die eingebauten Langrohrbatterien (Reichweite 30 Kilometer) freies Schußfeld zu schaffen. Vier Fluggeschwader mit Maschinen vom besonderen „Typ Singapur" sind hier stationiert worden. Das Geschwader 205 unternahm im letzten Jahr einen Flug bis Ceylon. Aber drei Kilometer vor der Stadt ist außerdem ein Flugplatz für Landmaschinen mit so festem Untergrund angelegt worden, daß die stärksten Tropenregen ihn nicht wegwaschen können. Mehr noch als mit ihren Kasematten und Kasernen hält diese Festung mit ihren Werften und Werkstätten die Wacht im Fernen Osten. Eine Flotte, die hier in kritischen Zeiten zusammengezogen würde, braucht ihre beschädigten Schiffe nicht auf weite Einzelreise nach Hause zu schicken, eins der Docks kann zwei der größten Schlachtschiffe zugleich aufnehmen und von einem mobilen Arbeiterstamm überholen lassen. Auch an Öl und Kohlen fehlt es nicht, denn von Borneo läßt sich beides mühelos heranholen, wenn die großen Tanks leer sein sollten. Diese Festung ist sozusagen militärisch autark. Sie kann sich selber helfen. (Schluß auf Seite 726.)

(Schluß von Seite 724.)

Was hält dieser Prellstein unter den heißen Monsunwinden? Er hält die einzige wirklich fahrbare Seestraße zwischen Sumatra und der Halbinsel, und diese Wasserbahn ist mit Minen und artilleristisch gut zu decken. Die anderen Durchgänge zwischen den holländischen Inseln und Australien kommen für militärische Durchbrüche nicht in Frage, weil sie voller Untiefen und Riffe stecken.

Singapur hält also mehr als die Malakka-Straße, es hält den ganzen weißen Besitz im Pazifik. Darum hat sich auch Neuseeland an seinem Ausbau mit allerhand Mitteln beteiligt, darum ist es selbstverständlich, daß Holland sich auf den englischen Admiral verlassen muß, der jeweils in Singapur kommandiert, und daß die holländischen Einheiten im Ernstfall mit den britischen zusammengehen würden. Man hat vor einiger Zeit etwas zuviel Aufhebens von einem „bedrohten" Singapur gemacht. Auch in der französischen Presse war davon die Rede, daß an der schlanksten Stelle der Halbinsel, bei Kra, ein Durchstich mühelos zu graben wäre, und wenn Japan dahinterstünde . . . Japan bestreitet solche Absichten.

England ist zudem viel zu raumpolitisch erzogen, um sich nicht rechtzeitig zu decken. Genau an der Südspitze des englischen Birma in Victoria Point ist ein Flughafen stationiert, und über der Insel St. Matthew vor der erträumten Westeinfahrt eines solchen Kanals weht ebenso längst der Union Jack.

Es war auch davon die Rede, daß nach dem Ausscheiden Japans aus der Flottenkonferenz jemand von Hongkong nach London mit einem Plan gestartet sei, nach welchem dieser Hafen militärisch ausgebaut werden solle. Es erscheint nicht sehr sicher, daß es dazu kommen wird, jedenfalls ist Singapur zuverlässiger in den Raum gelagert als Hongkong, denn wenn die Amerikaner militärisch auf die Philippinen verzichten, würde jene gedachte Festung Hongkong sehr in der Luft hängen.

1934 fand eine sehr seltsame Konferenz in Singapur statt. Auf einem Schlachtschiff, das ständig von Barkassen umkreist wurde, saßen die vier Admiräle der britischen Streitkräfte beisammen und berieten sich. Allerhand Vermutungen sind über diese schwimmende Tagung angestellt worden. Es hieß, daß man sich schlüssig geworden sei, etwas zu tun, um den Ausfall des amerikanischen Philippinenbesitzes militärisch wettzumachen. Man wolle die Bismarck-Mandatsinseln, die 1919 Australien zugesprochen wurden, ebenso Nauru ausbauen und die Franzosen veranlassen, die Marquesas-Inseln zu befestigen. Die japanischen Mandatsinseln sollten „eingekorkt" werden. Es kann wohl sein, jedenfalls gibt es heute im Pazifischen Ozean eine ganze Menge von Inseln, die kein Europäer betreten darf, vor allen Dingen nicht mit der Kamera.

Singapur ist mehr als ein Hafen und mehr als eine gespickte Festung. Es ist ein politischer Magnet; denn wenn irgendwo die Idee des Größeren Britanniens sichtbar wird, sich wirklich niederschlägt, so ist es hier. Dieser eine Punkt hält Australien und Neuseeland und Indien zusammen, er verschafft England eine Art stiller Schutzherrschaft über das französische Indochina und die holländischen Besitzungen.

Ist er ganz und gar unerschütterlich? Singapur wimmelt von Chinesen. 1915 brach ein Sepoy-Aufstand aus, drei Tage lang war die Stadt in den Händen der Farbigen. Japanische und französische Kriegsschiffe feuerten ihn mit ihren Batterien nieder. Die holländischen Gouverneure auf ihren Inseln wissen, daß fremde Propagandisten unter den Eingeborenen wühlen und die stärksten Erfolge bei den Mischlingen haben. Es waren vorwiegend Mulatten, die den Putsch auf dem Kriegsschiff „Sieben Provinzen" organisierten. Es wird also darauf ankommen, ob die Weißen in dieser wichtigen Zone ihre Herrschaft nicht nur mit der Medizin von Vickers und Schneider-Creuzot bestreiten, sondern die fremde Rasse innerlich in der Hand behalten oder gewinnen.

Denn jeder strategische Punkt in der Welt ist mehr als ein militärisches Rechenexempel. Wenn die Ideen und Triebe der Völker nicht mehr gelenkt werden können, wird auch die beste Waffe dem Herrschenden aus der Hand gewunden. Hans Schwarz van Berk.

Neuland für Karsta

ROMAN VON SIEGFRIED BERGENGRUEN

(5. Fortsetzung.)

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Karsta Bojen bekommt die schreckliche Nachricht, daß ihr Bruder, der vor einem Jahre in Dithmarschen einen Hof übernommen hat, in der Nordsee ertrunken ist. Um nun das Gut ihrem erst vierzehnjährigen Neffen zu erhalten, fährt Karsta unverzüglich hin, wobei sie in ihrem Abteil einen dicken und allem Anschein nach recht gemütvollen Herrn namens Friedrichsen kennenlernt, der in ihrer neuen Heimat eine gutgehende Sauerkohlfabrik besitzt und seinen Geschäften voll Betriebsamkeit nachgeht. Sein Eifer beschränkt sich aber nicht nur auf rein kaufmännische Dinge, auch auf dem Gebiet der Liebe versucht er hartnäckig sein Glück, und zwar bei der Wirtin des Gasthofes „Zum Störtebecker", der jungen Witwe Christine Bruhn, nur allerdings mit denkbar negativem Erfolge. Darüber gerät er dermaßen in Wut, daß er der Angebeteten ein ihr gewährtes größeres Darlehen auf der Stelle kündigt, was die Witwe besonders schwer trifft, da ihre Schenke nicht gerade eine Goldgrube zu nennen ist. Jedoch nicht allein die Abfuhr, die der unglückliche Verliebte erhält, erbost ihn so, er ist sonderbarerweise auch darob ziemlich aufgebracht, daß Christine die fast schon vergessene Geschichte von dem rätselhaften Tode ihres Mannes wieder ans Tageslicht zerrt und fest entschlossen ist, mit Hilfe Klaas Sooljes, des neuen Landjägers, den ganzen Fall endlich aufzuklären. Ihr Mann nämlich verschwand vor einigen Jahren spurlos, und man munkelte damals sogar, daß er ermordet worden sei. Auch Karsta kommt dieses Gerücht, das nicht verstummen will, bald zu Ohren, allein, so sehr sie an Christines Schicksal Anteil nimmt, die viele Arbeit auf dem Hofe und nicht zuletzt so kleine Mißverständnisse zwischen ihr und dem Deichvogt Peddersen über das, was gepflanzt und was nicht gepflanzt werden darf, rücken alles andere in den Hintergrund. Außerdem heißt es, den Nachbarsleuten, vor allem dem früheren Grubenarbeiter Kunowsky, der sich in vielem hier schwer tut, manche Sorge tragen zu helfen. Dazu kommt noch, daß sie bei dem Sauerkohlfabrikanten den erkrankten Buchhalter vertreten soll, welches Angebot sie schon deshalb anzunehmen gewillt ist, um dort für Christine ein gutes Wort einzulegen und Friedrichsen zu bewegen, von seinem Vorhaben abzustehen. Trotz der vielseitigen und angestrengten Tätigkeit aber blüht Karsta immer mehr auf, und einmal kann ihr Anrainer, der alte Bentzen, es sich nicht versagen, ihr darob sehr lebhaft seine Bewunderung auszudrücken.

Auch Maria war irgendwie anders geworden in den letzten Wochen, ihre krankhafte Blässe hatte sich verloren, sie arbeitete manchmal halbtagelang in dem kleinen Garten, dessen buntes Blumenband sich von Woche zu Woche leuchtender um das Bojenhaus schlang. O ja, es war eine großartige Idee von Karsta gewesen, diesen Garten anzulegen, das mußte man sagen, jeden Sonntag kamen ein paar Koogsiedler, um das kleine Wunder anzustaunen und sich erklären zu lassen, wie es entstanden war.

Außen, am niedrigen Zaun entlang, stand eine hohe, grellbunte Wand von Stockrosen und Staudenmohn und Sonnenblumen. Dann kam eine langsam aufwuchernde Hecke von Flieder und Jasmin, die aber wohl frühestens in zwei bis drei Jahren ihren eigentlichen Zweck, nämlich Haus und Garten ein wenig den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen, erfüllen würde. Im Inneren des Gartens befindet sich die schön ausgerichtete Reihe der Gemüsebeete. Da gab es knallrote Radieschen und schneeweiße, eiszapfige Rettige, süße Karotten und scharfduftende Tomatenstauden, deren Früchte sich langsam zu färben begannen: auch ein Gemüsebeet war da, und Erbsen und Bohnen und Blumenkohl, und in einer besonders geschützten Sonnenecke hatte Martin Bentzen an einem Tage, als Karsta geschäftlich nach St. Michaelisdonn verreisen mußte, sogar ein kleines Mistbeet angelegt!

Das war mal eine Überraschung, Karsta merkte es schon dem aufgeregten Getuschel der Kinder an, daß irgend etwas Besonderes in der Luft lag. Aber erst am Abend, als sie von einem Rundgang über die Felder heimkam, und Elli, die wahre Folterqualen ausstand, sie zum zehnten Male daran erinnerte, daß sie doch noch gar nicht im Garten gewesen sei, stieß sie auf die neue Errungenschaft.

Martin Bentzen hatte das Mistbeet wirklich wunderhübsch hergerichtet und in nichts gespart. Heimlich hatte er sich die Maße beschafft und dann abends zusammen mit den beiden Buben den Kasten gezimmert und das große dreiteilige Fenster gekittet. Auch eine herrliche Strohdecke war da zum Schutz gegen Frost und Kälte, aber für diese unumgänglich notwendige Einrichtung trug Ignaz Kunowsky die alleinige Verantwortung. Als Martin ihm einmal erzählt hatte, daß er für Karsta das Mistbeet baue, hatte Ignaz sich sogleich bereiterklärt, die Strohmatte zuzusteuern. Er verstand sich von klein auf auf derartige Arbeiten.

Ach ja, Karsta war eigentlich sehr gerührt gewesen, als sie das alles sah, und fand, daß sie es eigentlich gar nicht verdient hatte, daß alle Leute gerade zu ihr so nett waren. Zum Schluß hatte sie sogar ein bißchen geweint vor lauter Freude, und da war dem Martin Bentzen so ungemütlich geworden, daß er sich sogleich drückte, als er es sah.

Dieser Garten nun mit allem Drum und Dran war ganz allmählich das Reich Marias geworden, das war ganz von selbst gekommen, denn je mehr die hochsommerliche Arbeit auf den Äckern anwuchs, um so weniger konnte sich Karsta um den Garten kümmern. Und da hatte sich Maria eines Tages ein Herz gefaßt und war mit einer langen, alten Schürze und einem breitrandigen Strohhut bewaffnet einfach hinausgegangen und hatte sich am ersten besten Beet niedergekniet, um das unglaublich schnell aufwuchernde Unkraut zu jäten. Rücken und Knie schmerzten einem wohl von dem gebückten Dahocken, aber es war hernach doch ein fast stolzes Gefühl, als das Beet endlich blitzsauber

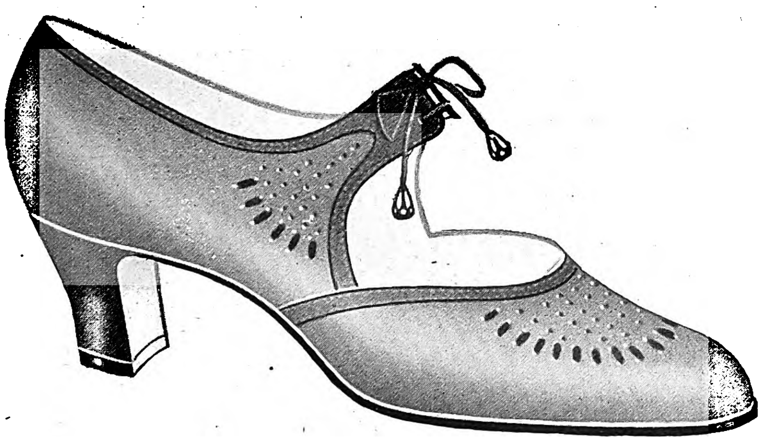




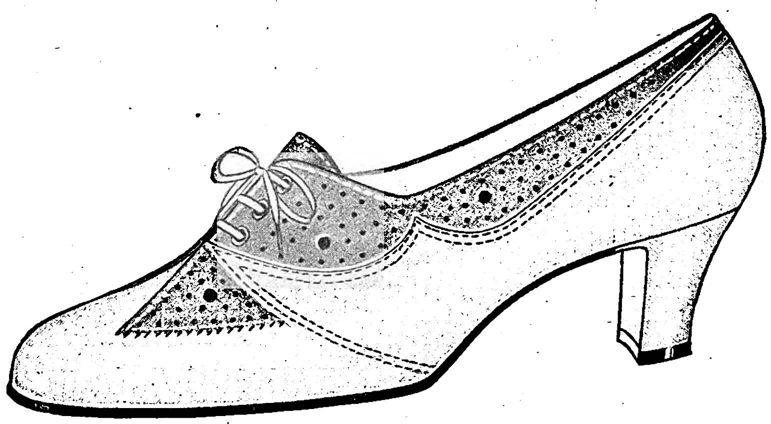
beige Chevreau
MODELL SALAMANDER



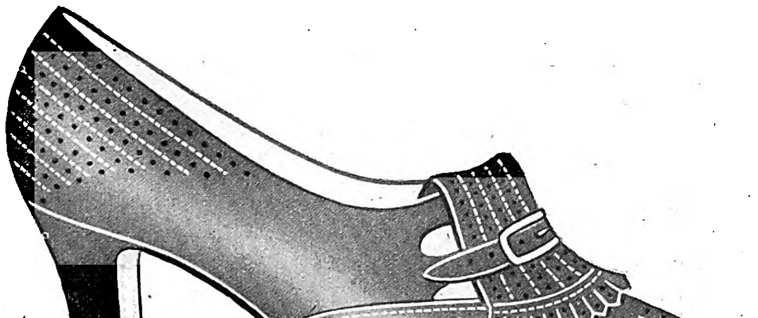
beige Wildleder
MODELL SALAMANDER



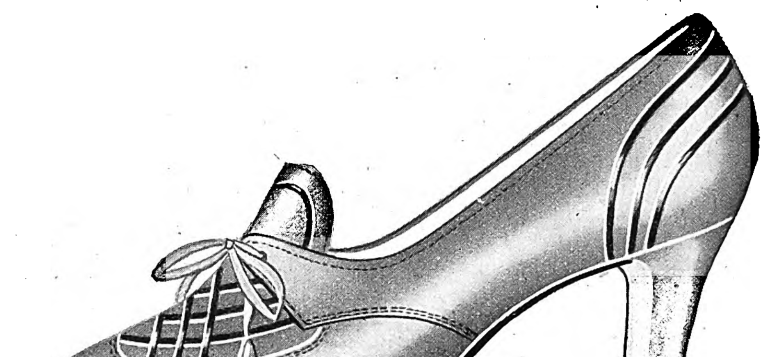
sandfarbig Wildleder
MODELL SALAMANDER



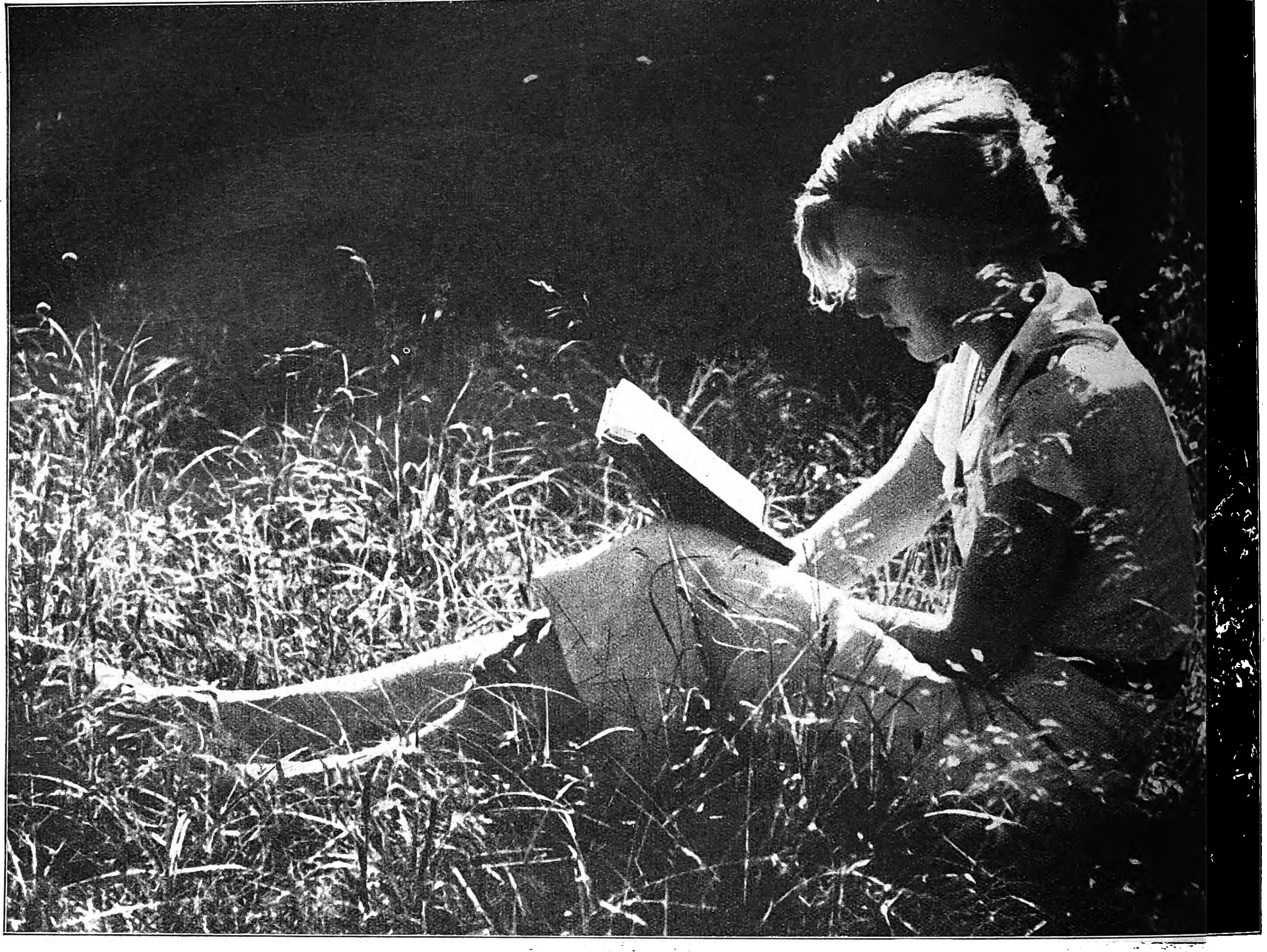
beige Chevreau mit Wildleder
MODELL SALAMANDER



sandfarbig Wildleder
MODELL SALAMANDER



beige Chevreau
MODELL SALAMANDER



Eine Sommerstudie: Stille Stunde im Garten.
Aufnahme: Dr. Bloem.

dalag und die drei schnurgeraden Reihen des erst kurz zuvor aufgegangenen blutjungen Karottenkrautes ihre seidengrünen Büschelchen so völlig unbeengt der Sonne entgegenrecken durften.

Nachher hatte Maria einen richtigen schwesterlichen Kuß bekommen, als Karsta sah, was ihre Schwägerin geschafft hatte. Sogar der Feldmeister Benrath, der zufällig mal auf einen Sprung hereinsah, mußte zugeben, daß kein gelernter Gärtner es besser hätte machen können. Und so ging seit jenem Tage ein Umschwung in Marias Wesen vor, ganz langsam zwar und nur für scharfe Beobachter in seinen einzelnen Etappen bemerkbar, aber immerhin doch so nachhaltig, daß sie im Sommer außer der ganzen Hausarbeit den Garten und die Betreuung der geradezu unheimlich schnell wachsenden Kaninchenfamilie und der draußen im Deichvorland weidenden Gänse allmählich völlig selbstständig übernehmen konnte.

Das schönste daran war, daß sie sich selbst sehr glücklich fühlte in diesem sich von Woche zu Woche erweiternden Kreise ihrer mannigfachen Pflichten und daß sie es dabei nicht einmal versäumte, die Schularbeiten der beiden Bentzenbuben getreulich zu überwachen.

Wie sich doch ein Mensch ändern kann!, dachte Karsta manchmal und schüttelte fast ungläubig den Kopf, wenn sie abends sah, was die zarte Maria tagsüber so alles geschafft hatte. So furchtbar es war, daß Herbert Bojen hatte umkommen müssen, aber für seine Frau Maria gab es einen Wendepunkt, an dem es sich entschied, ob sie ein völlig toter und ausgebrannter Mensch werden oder doch noch den Weg ins tätige Leben finden würde. Und dann kam der große, harte Alltag mit seinem unerbittlichen Muß und der Sorge um die Zukunft der Kinder und vielleicht auch ein ganz klein wenig Trotz, sich nicht völlig von der tüchtigen, rastlosen Schwägerin in den Schatten stellen zu lassen, und bewirkte, daß Maria Schritt für Schritt an Dinge Anschluß bekam, denen sie früher geflissentlich aus dem Wege ging. Zum Lesen ihrer Romane kam sie jetzt nur sonntags oder wenn es regnete.

An einem Tag um die Mitte des Sommers war Maria gegen Abend im Deichvorland gewesen, um nach den Gänsen zu sehen und dem alten Janusch at, der die Nachtwache übernahm, einige Verhaltungsmaßregeln für den großen Gänserich „Alois" zu geben, der sich irgendwo in den glitschigen Wattgräben einen Fuß vertreten hatte. Hernach war sie zusammen mit dem Hüter Friedel heimgegangen und hatte sich auch noch ein Viertelstündchen im Kunowskyschen Hof aufgehalten, weil ihr der lange Ignaz einige von ihm erdachte Neuerungen in der Kaninchenpflege zeigen wollte. So düster und einsilbig dieser verrußte ehemalige Kumpel auch war, wenn es sich um seine Kaninchen handelte, war er aufopfernd und sorgsam wie ein Vater, fast jeder Rooghof beherbergte schon ein paar Stammhalter aus seiner kräftigen, langohrigen Zucht.

Man weiß ja, wie das so ist, wenn abends nach Feierabend auf dem Lande ein paar Nachbarn beieinander stehen, das läßt sich meistens nicht so einfach im Handumdrehen abmachen, da läßt man sich Zeit und bespricht in Ruhe und Breite alles, was eben zu besprechen ist. Jedenfalls blinzelte der Vollmond bereits mit einem silbernen Rändchen über die dunkle Schutzwehr des Deiches, als Maria schließlich nach Hause lief und mit Besorgnis daran dachte, daß Karsta und die Kinder auf die Abendsuppe warten würden. Um den Weg abzukürzen, ging sie statt auf der Straße, die einen großen Bogen machte, einfach an einem der zahlreichen, breiten Entwässerungsgräben entlang, der ziemlich gradlinig vom Kunowskyschen Gehöft zum Bojen-Hof lief.

Da hielt sie mitten in ihrem hastigen Gang inne, denn sie hatte neben sich im Kanal ein leises platschendes Geräusch gehört. Eine Wasserratte, dachte sie im ersten Augenblick angeekelt und wollte weiterlaufen. Aber nun vernahm sie neben dem Platschen noch einen anderen Ton, ein dünnes, verzweifeltes Fiepen und Winseln, schon halb erstickt, aber darum nicht weniger eindringlich und mitleiderregend.

Maria trat dicht an den sumpfigen Rand des Grabens und versuchte das Tier zu erblicken An ihrer Seite war es bestimmt nicht, aber nun sah sie im unsicheren Schein des Mondes, wie sich die Wasserfläche an der gegenüberliegenden Böschung kräuselte und seine Ringe über ihre blanke, glatte Haut laufen ließ. Nun schien das dort offensichtlich mit dem Tode ringende Tier auch sie bemerkt zu haben, denn das Winseln wurde lauter und schriller und das Platschen verstärkte sich zu einem heftigen Kampfe letzter Verzweiflung.

Ohne Zweifel, da drüben lag ein kleiner Hund im Wasser, irgend jemand mußte ihn hineingeworfen haben, um ihn zu ertränken, und das arme Tierchen konnte sich nicht die steile Böschung hinaufarbeiten, um dem nassen Tode zu entrinnen.

Nur einen Augenblick zögerte Maria, dann setzte sie sich mit mutigem Entschluß in das taufeuchte Gras, streifte Schuhe und Strümpfe von den feinen, schlanken Beinen, schürzte den Rock so hoch es ging und watete entschlossen in den moorigen Graben, um an das andere Ufer zu gelangen.

Sie wußte, daß das Wasser dieser Gräben alles andere als sauber war, daß es von Wasserratten und allem möglichen Sumpfgetier wimmelte, und sie wußte auch, daß sie diese kleine Rettungsaktion aus Angst vor all diesen unerfreulichen Begleiterscheinungen noch vor einem halben Jahr nicht unternommen hätte. Aber seitdem sich ihre Hände daran gewöhnt hatten, Brennesseln und andere scharfe Kräuter aus den Beeten zu rupfen, seitdem sie nicht einmal mehr erschrak, wenn bei den Gartenarbeiten ein aufgescheuchter Frosch über ihre nackten Füße glitt, seitdem Regenwürmer und Engerlinge sie schon gar nicht mehr aus dem Gleichgewicht zu bringen vermochten — seitdem hatte auch die unheimliche, undurchdringliche Tiefe der Abzugsgräben ein wenig an Schrecken verloren, so daß sie es wagte, dem in seiner Todesangst klagenden Tier zu Hilfe zu eilen.

Mit zwei, drei tastenden Schritten durchquerte sie den Graben, tief sanken ihre Füße in den glitschrigen Schlick des Grundes, schon war ihr leichtes Kleid durchnäßt, und dann sah sie das kleine, dunkle zappelnde Hundebündel dicht vor sich Kaum, daß es noch den Kopf emporzuhalten vermochte, während die breiten, noch völlig unbeholfenen Tatzen immer müder das Wasser traten Sie griff nach dem Hündchen und merkte nun auch, warum das Tier sich nicht zu retten vermochte. Man hatte ihm, um es zu ertränken, an einer Schnur einen Stein um den Hals gebunden, aber diese Schnur war

entweder überhaupt zu lang gewesen, oder sie hatte sich einige Wicklungen von dem in der Nässe glatt gewordenen Stein abgelöst, so daß der Hund noch gerade seinen Kopf über den Wasserspiegel zu erheben vermochte.

Maria nahm den Hund in die eine Hand und hob mit der anderen den Stein aus dem Graben So ging sie zurück an ihr Ufer, ganz still lagen Stein und Hund in ihren Händen. fast fürchtete sie schon, der kleine Gesell sei doch noch im letzten Augenblick erstickt. Aber als dann die Schlinge mit einiger Mühe vom Halse des Hundes gelöst war und sie ihn mit ihrer Schürze ein wenig trocken gerieben hatte, zeigte es sich, daß er doch noch Leben in seinem wolligen Körperchen beherbergte. Das erste, was er in seinem wiedergewonnenen Dasein unternahm, war, daß er Maria dankbar und unaufhörlich die Hände leckte.

So kam es, daß Maria an diesem Abend zwar sehr verspätet, dafür aber nicht allein im Bojenhof eintraf, und die Tatsache, daß sie einen Hund heimbrachte, genügte vollauf, um nicht nur die ungewärmte Abendsuppe, sondern auch die Besorgnisse, die Karsta um den Verbleib der Schwägerin gehegt hatte, sogleich vergessen zu lassen. Man beschloß einstimmig, daß der Hund unter allen Umständen dableiben solle und in Zukunft, sobald sich seine jugendlichen Kräfte hinlänglich entwickelt haben würden, die Überwachung des Bojenhofes zu übernehmen habe. Und sie gaben ihm, da Karsta mit Kennermiene feststellte, daß er bestimmt einmal ein großer und starker Hund, vermutlich ein Wolfshund oder etwas ähnliches werden würde, den stolzen und einschüchternden Namen — Hektor!

Als der Sommer gerade so lange im Land war, daß die Koogleute sich an seine mannigfachen Herrlichkeiten zu gewöhnen begannen und die kalten Tage vergaßen, lief die Nachricht von Hof zu Hof, Vogt Peddersen habe nach Rücksprache mit seiner vorgesetzten Behörde durchgesetzt, daß im westlichen Deichvorland ein kleiner Sommerkoog für die Einrichtung einer Gänsemästerei angelegt werden dürfe.

Heinz Benrath kam ziemlich atemlos auf seinem Rade im Bojenhof angesaust, um Karsta und Maria diese Glücksbotschaft zu bringen.

„Gesperrt hat er sich zu Anfang mit Händen und Füßen", erzählte er vergnügt. „Bestimmt steckt da doch wieder allein diese verdammte, querköpfige Karsta Bojen dahinter, knurrte er immer wieder, wenn ich von der Sache anfing Schließlich konnte er sich aber doch nicht der Einsicht verschließen, daß, gleichgültig, wer die Sache ausgeheckt haben mochte, die ganze Angelegenheit für die Koogleute von großem Nutzen werden könne. Gänsegroßmästerei! Klingt das nicht ausgezeichnet?!"

Karsta muß sich auf eine Bank setzen, so überrascht war sie über diese Neuigkeit.

„Und wann fangen Sie an, den Sommerdeich zu bauen?" fragte sie ganz leise.

„Morgen, Fräulein Karsta, morgen schon!" rief Benrath und strahlte über sein ganzes, frisches Jungengesicht. „Peddersen ist heute schon den ganzen Nachmittag dabei, die Grenzen abzustecken. Allerdings die Koogleute werden mithelfen müssen, wir haben schon zuviel damit zu tun, oben bei Friedrichskoogspitze das große, neue Schutzwehr zu errichten Zwanzig Mann mindestens müssen von den Koogleuten täglich gestellt werden. Das ist jetzt im Sommer und zur Erntezeit eine ziemliche Belastung ..."

Karsta dachte einen Augenblick nach.

„Und wer wird den Koogbauern diese Notwendigkeit klarmachen?"

„Ich, Fräulein Karsta, wer sonst. Ich wollte gerade mit der Tour beginnen. Die Verpflichtungsliste steckt schon hier in meiner Uniformtasche."

Karsta stand auf von ihrer Bank.

„Ich glaube, es ist besser, ich übernehme diesen Rundgang, Herr Benrath. Ich hab' mir die Sache in den Kopf gesetzt, es ist also auch meine Pflicht, sie bis zum Schluß durchzukämpfen. Vielleicht ist Bentzen so nett und begleitet mich. Die Leute haben viel Vertrauen zu ihm, und sein Wort wiegt doppelt, weil er so wenig spricht. Was er dann aber sagt, hat Hand und Fuß. Sie können unterdessen Maria Gesellschaft leisten, sie ist im Garten und pflückt Bohnen."

So machten sich Karsta und Martin Bentzen auf den Weg, um mit den Koogleuten über den Sommerdeich zu reden. Die Bittschrift an den Koogvogt, im Deichvorland ein bestimmtes Stück Land für die Mästerei abzugrenzen, hatten sie zwar ausnahmslos unterzeichnet, aber das war schon eine ganze Weile her, und damals dachte noch kein Mensch daran, daß der Deich nur mit Hilfe der Koogbauern selbst errichtet werden könne.

Karsta Bojen und Martin Bentzen marschierten durch das sonnenüberflammte, reifende Koogland, die blitzenden Bänder der Entwässerungsgräben liefen silbern neben ihnen her. Kiebitze gaukelten in halsbrecherischen Loopings über einem feuchten Stück Moor, rotbraun standen die klobigen Würfel der Kooghöfe zwischen den leise wogenden Rechtecken der Felder. Es war ihr Land, durch das sie marschierten, ihre neue Heimat, der sie sich verschrieben hatten mit Leib und Seele, ein kleines, fruchtbares, zukunftsfrohes Reich der Arbeit und des schöpferischen Aufbaus. Und der Weg, den sie jetzt machen wollen, galt einem guten Kampf für ein neues Werk, dessen Vollendung noch im Schoße der kommenden Wochen schlummerte.

„Es ist seltsam", sagte Karsta, und ihre hellen, scharfen Augen streiften weit über die Ebene bis an den Rand der fernen, schnurgeraden Deichlinie, „es ist seltsam, wie man so ein Fleckchen Erde liebgewinnen kann mit allen Fasern des Herzens und des Blutes. Alles, was früher war, ist versunken und ausgelöscht, und nur die Gegenwart ist da mit ihren Forderungen und Pflichten und Freuden und Leiden. Ich weiß nicht, ob Sie es ebenso empfinden, Herr Bentzen, aber manchmal habe ich das ganze starke Gefühl, daß es eigentlich ein sehr großes Glück ist, so als erster auf einem Stück Neuland zu siedeln, kommenden Geschlechtern den Boden zu bereiten."

Martin Bentzen blickte kurz auf, dann ließ er seine Augen gleich wieder aufmerksam und prüfend auf dem reifenden Getreide ruhen, das an der Straße im Sommerwind wogte.

„Es wird schon so sein, wie Sie sagen, Fräulein Karsta, aber ihr jungen Menschen seht das vielleicht alles etwas anders an als wir älteren, die wir schon bald ein Leben hinter uns haben und nun noch einmal von vorn anfangen. Und der Unterschied zwischen euch Jungen und uns Älteren ist wohl hauptsächlich der, daß ihr alle Dinge mit euren Zukunftsträumen in die Reihe bringen möchtet und dadurch leicht abschweift von dem Nächstliegenden, während wir gewöhnlich nur auf das blicken, was uns dicht vor Augen steht, was uns nah und greifbar ist, weil wir nüchterner geworden sind und keine Zeit mehr haben für ferne Luftschlösser."

Karsta sah ihn ein wenig enttäuscht von der Seite an.

„Dann ist es Ihrer Ansicht nach also eigentlich gar nicht einmal recht, sich mit diesen über unsere Gegenwart hinausreichenden Dingen zu beschäftigen, den Blick in die Zukunft zu richten und Ideen aufzugreifen, deren praktische Erfüllung ja doch erst unsere Kinder und Kindeskinder erleben werden?"

Bentzen schüttelte den runden, strohblonden Kopf.

„Recht schon, Fräulein Karsta, recht schon. Muß ja Menschen geben, die nicht nur am Alltag kleben, sondern die Menschen und die Welt vorwärtstreiben in eine neue, bessere Zeit. Und die ihre Mitmenschen manchmal ahnen lassen, daß es noch etwas anderes gibt über der elenden Schufterei des Tages, dem Bangen um das tägliche Brot und all den kleinlichen Sehnsüchten und Wünschen.

Aber wir kleinen Alltagsmenschen sollen froh sein, wenn wir nur das schaffen, was uns die Pflicht des Tages auferlegt, und wenn wir soviel hinter uns bringen, daß unsere Kinder einmal eine sichere Lebensgrundlage besitzen. Die große Masse der Menschen wird nie anders werden. Sie wird sich an die Scholle klammern, auf der sie lebt. Und das ist gut so, denn Arbeit kann nur dann gedeihen, wenn sie, ohne rechts und links zu sehen, geleistet wird."

„Aber wir jungen Menschen brauchen doch gerade euch Ältere, eure Erfahrung und eure geschulte Kraft, um die Ziele zu erreichen, die wir uns gesteckt haben!" rief Karsta fast ungeduldig. „Dieser Koog, dieses ganze Land ist doch auch in jahrhundertelanger, unermüdlicher Arbeit gerade dadurch der Nordsee entrissen worden, weil junge und gereifte und alte Menschen sich in der Verwirklichung einer großen, in fernste Zukunft weisenden Idee vereinigt haben."

Martin Bentzen lächelte ein wenig, und in seinem gutmütigen, lederbraunen Gesicht zeigte sich eine Unmenge dünner, wie mit einem sehr scharfen Messer in die Haut gekerbter Fältchen.

„Natürlich war das so, Fräulein Karsta! Und wenn ich sage, wir Älteren klammern uns an die Scholle und hab'n im großen ganzen ein Genüge daran, so meine ich noch lange nicht, daß wir den Ideen unserer Führer und den Ideen der Jugend feindlich gegenüberstehen. Aber man soll nicht erwarten, daß wir Alten mit Hurra und Hussa uns auf Dinge stürzen, die der Jugend viel näherliegen als uns. Wenn wir sehen, daß ihre Idee für die Zukunft und Entwicklung des Ganzen von Nutzen sind, werden wir ohne viele Worte schon mitmachen."

Karsta sann einen Augenblick nach, sie wollte das Gespräch noch weiterspinnen, aber da erreichten sie bereits den ersten Hof, den sie besuchen wollten. Sie wandte sich Martin Bentzen mit einer schnellen Bewegung zu und reckte ihm ihre schmale, in Arbeit hart gewordene Hand hin.

„Sie haben recht, Vater Bentzen. Es wäre nicht gut, wenn die Jungen in ihrem Übereifer und in ihrer Leidenschaftlichkeit mit dem Kopf durch die Wand dürften. Aber manchmal ist es doch ein bißchen schwer, bremsen zu müssen, wenn die Fahrt gerade so herrlich schnell gehen könnte, nur weil die Alten finden, in der Bedachtsamkeit liege mehr Sicherheit. Wenn ich mir aber dann überlege, wieviel Dummheiten ich allein gemacht hätte, wenn Sie mich nicht manchmal von irgendwelchen überspannten Himmelsflügen zur Erde zurückgebracht hätten, dann muß ich schon zugeben, es ist besser so — wie es ist."

Der Bauer Bentzen nahm die Hand des Mädchens Karsta und drückte sie kräftig. Und dann brummte er leise und fast entschuldigend:

„Soviel wie heute habe ich wohl mein Lebtag nicht gesprochen. Aber es schadet vielleicht nichts, daß ich Ihnen das alles mal gesagt habe. Die jungen Leute im Koog halten alle viel von Ihnen. Und es ist besser, man spricht einmal über etwas Wichtiges, das im Grunde genommen alle angeht.

(Fortsetzung folgt)

STREIFZUG durch die WÜSTE

Der Sonderberichterstatter des „J.B." für den Kriegsschauplatz in Abessinien auf italienischer Seite, Roland E. Strunk, sandte uns folgende fesselnde Schilderung:

AFRIKA TANZT

Die Gasse verengte sich. Im Mondlicht standen die fensterlosen Mauern dieser stummen Häuser wie übereinandergetürmte Bastionen. Schief gegeneinander gelehnt, wie von Riesenfäusten in einer Fieberlaune aus triefendem Lehm geformt und in der Backstube des Mittags gehärtet, hängen diese Mauerschächte vornüber, manchmal durchbrochen von klaffenden Rissen, rohen Ornamenten, schweren Türen, die der Eingang zu geheimnisvollen Kavernen scheinen.

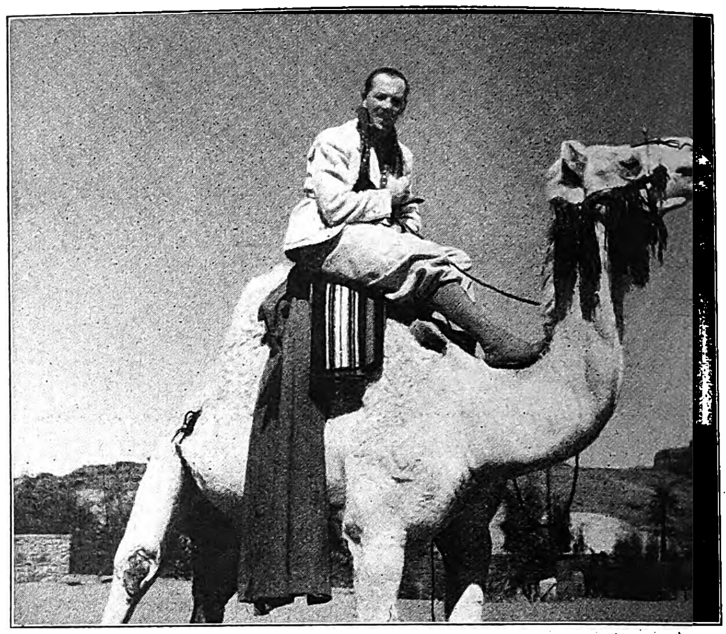
Näher klangen die Trommeln.

Die Mauer zerriß an einer Seite des Weges. Sie öffnete sich auf die lichtüberflutete Weite eines mohamedanischen Friedhofes. Starr, eigenartig in der rohen, kunstlosen Ornamentik seiner namenlosen Gräber lag dieser Totenhof, wie eine natürliche Fortsetzung der Sahara, die hier die Stadt erreichte. Wie Stalaktiten starrten die Grabsteine empor, je einer zu Häupten und zu Füßen der Toten, die von Ost nach West gerichtet lagen, namenlos, ausgelöscht — so wie das Gesetz des Todes es im Orient will.

Dann schloß sich die Gasse wieder, und im Licht schaukelnder Laternen sprang ein Tor aus dem Dunkel eines



Stundenlang flogen wir über Libyens erhaben einsame Felswüsten . . .
Aufn.: Strunk.



Unser Berichterstatter Roland Strunk auf dem Reitdromedar.

Aufn.: Strunk.

Platzes, der wie der Vorhof eines Gefängnisses schien. Im Viereck dieses Hofes fing sich der Schall dumpfer Trommeln mit schmerzlichem Echo. Diese Trommeln rasselten in einer fremdartigen Rhythmik, die etwas Drohendes, Geheimnisvolles und zugleich Lockendes hatte. Ihr Schall war wie das Signal mystischer Gottesdienste, obszöner Feiern zu Füßen verbotener Altäre, die sich im Dunkel verbargen wie finstere Spinnen. Zwischendurch gellte der Schrei einer Flöte, eines Dudelsacks, darüber aber schlossen sich immer wieder die dunklen Wellen der Trommeln.

Der italienische Hauptmann wartete vor dem Tore, zwei riesige Neger, fast nackt, mit breiten, flammgelben Turbans, hielten Laternen hoch. Im Innern des Hauses schwoll der Lärm der Musik.

Wir gingen eine rohe Treppe hoch. Sie endete im Licht des Mondes auf einer Terrasse, die zu allen Seiten von einer getünchten Mauer abgeschlossen war. An der Längswand standen, eng gedrängt wie scheue Tiere, die Etries, die Tänzerinnen von Gadames. Unförmig schienen sie vorerst in ihren breiten, bunten Röcken, in ihren billigen, blusenartigen Überwürfen, behangen mit dem Jahrmarkttand afrikanischer Basare, nur die dunklen Arme waren frei, mit rasselnden Armreifen, die im Lichte schillerten. Ihre schwarzen, vollen Gesichter waren wie Masken, aus denen Augen und Zähne leuchteten. Sie regten sich kaum, sahen mit einer kindlichen Neugier nach uns, aber in ihrer Stellung lag eine Spannung verborgen, der kaum verhaltene Rhythmus der Musik, die nun immer lauter, immer mahnender in ihre Muskeln schlug wie eine wilde Aufforderung zum Tanze.

An einer Kurzseite der Mauer saßen mit gekreuzten Beinen die Musikanten, drei mumienhafte Neger, vertrocknete, faltige Gesichter mit langen, affenartigen Händen, die, flach über die Trommelhäute gelegt, mit wirbelnden Fingern den Rhythmus schlugen. Ein halbes Dutzend Haussaneger standen dahinter, sie spielten die „tehellalin" und die „ghaita", Saiteninstrumente, flötenartige Hörner und Tuben. In der gegenüberliegenden Ecke dieser bühnenartigen Terrasse saßen zwei schwarze Greisinnen über Kohlenbecken und bereiteten den schweren, übersüßen Tee der Sahara.

Die Neger stellten ihre Laternen auf die Brüstung der Treppe. Wir setzten uns darunter, man hatte grobgewebte, bunte Sitzteppiche, diese einfachen und doch so stilvollen Zeltteppiche der Tuaregs, vorbereitet. Die Etries ließen keine unserer Bewegungen aus den Augen, die jüngeren flüsterten kichernd untereinander. Ihre dunklen Gesichter standen wie ein bronzener Fries längs dieser leeren Mauer.

Ein trillernder Schrei, tierisch und herausfordernd, riß die Gruppe der Frauen aus ihrer Unbeweglichkeit. In einer enggeschlossenen Reihe bewegten sie sich vorwärts, Hüfte an Hüfte, die von Silberreifen klirrenden Arme langsam über den Köpfen schwenkend mit flatternden Händen. Sie tanzten mit kleinen, kaum merklichen Schritten auf den flachen, nackten Sohlen ihrer Füße, deren lautlose Beweglichkeit ebenfalls an das gleitende Schreiten eines Urtieres erinnerte.

Wellenförmige Bewegungen liefen über die Körper der Tanzenden, bewegten die schweren Kleider.

Die Musik, dieser primitive Hintergrund des Tanzes, war eine hartnäckige, fast eintönige Wiederholung dreier Flötentöne, eigenartig aufreizend in der Fremdheit des Motivs. Die Trommeln trugen den Rhythmus, unterstützt von ruckartigen Schulterbewegungen der Tamboure. Dunkel schien diese Musik, gedrückt wie unter ewigem Joch, eine Anklage gegen die Welt des Lichtes. Und Musik und Tanz schienen eins zu sein, Resignation und Schmerz. Die Reihe der Etries löste sich in Paare, die — immer noch mit denselben gleitenden Schritten, fast schwebend — aufeinander zuschritten, sich lösten und wieder vereinten. Dann schwang sich eine Stimme über die Trommeln, das gellende Falsett eines der Neger. Es war wie ein Befehl, der die Bewegungen der Etries antrieb, der diese Frauen zu einer Ekstase trieb, die ihre Augen belebte und ihre Zungen löste.

Die Etries schwangen zimbalartige Blechkakasis über den Köpfen, lange Schreie begleiteten nun ihren Tanz, der sich allmählich in Tempo und Ausdruck steigerte. Was bisher nun fast wie ein feierliches, religiöses Wandeln um eine imaginäre Götzenfigur angemutet hatte, wurde nun zum Bacchanal.

Eine ältere Etrie löste sich aus der Reihe der Mädchen. Auf einem Platz festgebannt, warf sie ihre Hüften mit heftigen Rucken seitwärts. Ihr Gesicht wurde starr wie in hypnotischer Trance, allmählich übernahm der ganze Körper die Bewegung der Hüften. Dazu sang sie mit schriller Stimme kurze, fragende Verse, die von den nun im Kreis tanzenden Frauen im monotonen Diskant beantwortet wurden.

Die Musik schwoll zu einem ohrenbetäubenden Lärm. Die Trommeln rasselten unter den rasenden Fingern der Musikanten, auf der Längswand bewegten sich grotesk und übergroß die Schatten der Tänzerinnen. Diese Schatten waren das Merkwürdigste in diesem Hof. Sie wirkten wie der Tanz verdammter Seelen, aus der Unendlichkeit dieser Nacht projiziert und nun gebannt in diesem Mauerviereck am Rande der toten Stadt.

Schweiß perlte über die schwarzen Masken der Tänzerinnen. Die Gruppe strömte einen moschusartigen Geruch aus, der Boden der Terrasse zitterte unter dem Stampfen der Füße. Sie sangen nun unterbrochen, mit zitternden Nüstern, narkotisch erweiterten Augen. Sie wirbelten, vermengt mit den rasenden Schatten, wie irr im scharfen Licht der Laternen, gepeitscht von den Schlägen der Bakallals, vom Schrei der Flöten.

Ich stieg, an den Teeweibern vorbeigehend, einige Stufen hoch, die im Schatten der Ecke lagen. Sie führten auf das Dach des Hauses. Unter mir tobte es weiter, wilder und ungezügelter.

Losgelöst aus dem blendenden Schein der Azethylenlampen, sah ich nun im samtenen Dunkel der Nacht die Sterne, das dunkle Rund der Oasen, das schwache Schimmern der toten Stadt. Unter mir lag der Terrassenhof wie ein heimlicher Sklavenmarkt, zwischen dessen nackten Wänden, bewacht von den regungslosen Negern, die Weiber in einer urwüchsigen Pantomime den Tanz der hoffnungslosen Sehnsucht nach Freiheit und Sonne tanzten.

Der italienische Hauptmann war mir gefolgt. Wir standen nebeneinander an der Brüstung dieses Daches, das wie eine lärmerfüllte Insel in dem Schweigen der Nacht stand. Wir sahen hinein in diese Welt, so fern von all dem, was für uns gewohnt und verständlich war. Hunderte leerer Meilen im weiten Umkreis Sand, verbrannter Fels und tödliches Schweigen! Nur dieser Hof, der wie ein kalkweißer Krater sein Licht aufwärts schoß, getragen von den Synkopen der Darbukatrommeln.

„Sind Sie schon lange hier, Capitano? Sehnen Sie sich nicht heim — Urlaub in Rom ... oder Garnison in Tripolis — in Ihre Welt?"

Der Italiener stützte die Ellbogen auf die Mauer und legte das Kinn auf seine Hände.

„Ich bin hier so etwas wie ein Forscher geworden", sagte er, „aus Neugierde, um diesen Geheimnissen, die auch Sie empfinden, näher zu kommen. Es ist so, als lebte man mitten im Friedhof gestorbener Welten. Man stößt mit dem Fuß Staub und Schutt weg und findet Rätsel. Alles ist anders hier — jede Stunde enthüllt neue Dinge. Der Morgen ist anders als die Nacht, das Licht verändert diese vergessene Welt hier wie das Gesicht eines rätselhaften Wesens, das uns mit toten Augen ansieht, und je länger man sucht, desto mehr verfällt man der Magie dieses Platzes. Es wird alles anders werden, Touristen werden kommen, wir haben Straßen gebaut und Hotels, man wird hierher kommen mit Lärm und Photoapparaten, mit Picknickkörben und Autos. Es ist gut so — vielleicht — man muß die Zivilisation marschieren lassen —, aber es ist schade. Man wird etwas entheiligen ... was, ich kann es nicht sagen! Man wird die Seele dieser Oase töten mit Grammophonen und Benzindämpfen!"

Wir schwiegen.

Lautlos drehten sich die Sterne. Unten im Hof schwiegen die Flöten, nur die Trommeln rührten sich, eintönig und erregend. Die Tänzerinnen kauerten längs der Mauer und das Licht der Lampen glitzerte in den billigen Behängen auf ihren Brüsten und Knöcheln.

Eschab, die jüngste Tänzerin, brachte Tee mit Nüssen. Ihre Handflächen waren blutrot mit Hennah gefärbt, auf ihrer Stirne trug sie das Zeichen der „Hamran", der Sklavenkaste.

Der Hauptmann sprach von dieser Stadt da unter uns, von ihren Geheimnissen, ihrer Geschichte. Von den Tuaregs, die ihre schwarzen Zelte rings um die Mauern Gadames' bauten, von den Berbern und Haussanegern, den Beni F'dalets, die in den Katakomben des Tingeshinbezirks wohnen und von den Ommejaden stammen, von den Tätowierungen, der Magie des Islams, den geheimnisvollen Zeichen an den ewig dunklen Toren der unterirdischen Stadt. Wenn er schwieg, klangen die Trommeln, leise und fiebernd.

Die Stunden rannen in den Schoß der Nacht.

Mit dem ersten opalenen Schein des Tages kam ein flüsternder Wind aus der Wüste. Ein perlgrauer Lichtfächer spielte im Osten und umrahmte die dunklen Umrisse der Felskegel, die fern am Rande der Hamada wie riesige Schuttkegel aus Anthrazit standen. Als die Palmwipfel das Licht in ihre Kronen nahmen, erwachten die Dächer von Gadames, diese verbotene Welt der Frauen. Ein Muezzin rief zum Morgengebet, seine Stimme schwang, als trüge sie das Licht auf seinen Schwingen.

AUF DEM FLUG ZUM KRIEGSSCHAUPLATZ

In allem, was den Stunden in der Oasenstadt Gadames folgte, in diesem atemlosen Flug von über sechstausend Kilometer, erscheint mir der Tag als die letzte ruhige Station auf meinem Weg nach dem ostafrikanischen Kriegsschauplatz. Es mag dies damit zusammenhängen, daß man so weltenweit entfernt war von dem, was man gewohnt, von Politik und Krieg, vom Lärm Europas. Diese Totenstadt im Herzen der Sahara, unberührt vom Atem der Zeit, erstarrt und verweht im Moder der Jahrhunderte, hatte eben nichts mehr gemein mit unserer Welt, und sie nahm mich, so wie ein Grab uns empfängt — vollkommen, schweigend und trennend von allem, was uns erfüllt und gewohnt.

Im frühen Morgenlicht schwebten wir noch einmal wie Abschied nehmend über der Dächerstadt. Auf den engen Gevierten der Plattformen standen die Scharen der Frauen, die dunklen Gesichter uns entgegengehoben wie in Anbetung eines lichtgeborenen Fabelwesens, dessen Schatten ihren Schlaf gestreift hatte. Der zackige Block dieser Stadt lag inmitten der erwachenden Oasen. Hell blitzten die Rinnsale der Kanäle und Wassergräben aus dem satten Grün der Gärten. Dann kam die

reglose Hamada, tödlich leer, reglos und im scharfen Licht der schrägen Morgensonne erfüllt von den regelmäßigen Wellenschatten der gelben Sanddünen.

Wir flogen längs der algerischen Grenze. Ausgetrocknete Waddis wälzten ihre toten Sandbette, erfüllt von titanischem Geröll, in die Unendlichkeit der westlichen Wüsten. Die Karte zeigte auf dieser sechshundert Kilometer langen Strecke drei Karawanenwege. Sie führten alle nach Fort Flatters, so als wäre dieses Fort die einzige Siedlung dort weit hinter einem von silbernen Luftspiegelungen erfüllten Horizont. Eintönig zog unter uns die Wüste weg. Meile für Meile, Stunden um Stunden dasselbe Bild, nur wechselnd im Licht der rasch steigenden Sonne.

Zur Linken lag, in Formation und Farbe gänzlich verschieden, vierhundert Kilometer tief und ebenso lang, ein Idehan; unerforschtes, völlig wasserloses Dünengebiet, Wüste im wahrsten Sinne des Wortes, Sandwelle hinter Sandwelle so weit unser Auge aus tausend Meter Höhe reichte, verschwindend in einem von roter Hitze verdunkelten Horizont. Kein Karawanenweg schneidet diese Idehans, nicht einmal Vögel streichen über dieses Meer des Todes. Es gab Menschen, die — aus Neugier oder Wissensdurst — die Idehans betraten, mühsam sich vorwärtsschleppten mit ausgesuchten Karawanentieren. Wassermangel bedeutet in diesen Wüsten, in denen die Luft zwischen Morgen und Nacht kocht und nachts eisige Kälte herrscht, den Tod in dreißig Stunden. Solange braucht es erfahrungsgemäß, bis der Gluthauch dem Körper den letzten Tropfen Feuchtigkeit entzieht. Dann erblinden zuerst die Augen, in deren verbrennenden Kugeln das Augenwasser schwindet. Der Tod kommt dann rasch und begleitet von irrsinnigen Wahngebilden. Gestalten tauchen auf aus Fata Morganen, die liebliche Seenlandschaften zeigen, Stimmen ertönen, Truggebilde locken den strauchelnden Fuß von Düne zu Düne, bis — umschattet von den Schwingen des Todes — der willenlose, entkräftete Körper hineinsinkt in den gierigen Boden, überweht von den Sandwellen der ewigen Glutwinde. Es gibt Menschen, die mit den letzten Kräften zurückfanden an die Ränder der Idehans und irgendeiner Nomadengruppe in den Weg kamen. Sie erzählten von „dort". Ich sprach — es sind keine zehn Tage seither vergangen — einen französischen Flieger, der soeben, ergraut und hohlwangig, nach dreitägigem Irren von seinem zersplitterten Flugzeug aus Arabern in die Hände lief, Menschen, die er trotz Betasten und Sprache für Trugbilder hielt, denn er war während der letzten zwölf Stunden seiner sinnlosen Flucht vor dem Tode hunderten derartiger Spukgestalten begegnet, hatte ihnen zugewinkt, mit versagender Stimme um Hilfe gerufen, um nach dem letzten schwankenden Lauf zu erkennen, daß es abermals nur Trugbilder gewesen.

Hinter dem Idehan stieg der Wüstenboden. Im Süden standen die schwarzen Ketten kahler Schuttgebirge. Wir flogen durch die Tanezgruft, von welcher Pierre Benoit in seinem berühmten Roman Atlantide erzählt, über diesem erbarmungslosen Felstal, an dessen südlichem Ausgang die Spahifestung Gat liegt.

Um die Mittagsstunde landeten wir auf einer zitternden Sandtafel. Tuaregs auch hier, einige Offiziere, ein paar Wellblechhütten, im Hintergrund das weiße Fort, Mauern, Wälle, Sandsäcke, ein zinnengekrönter Beobachtungsturm, ein dunkles Festungstor, dahinter der weite, zerglühte Hof mit Schießscharten und schattenlosen Winkeln, in denen Meharikamele lagen.

Wir aßen in der Messe der Offiziere. Hermetisch verschlossene Fensterläden, durch deren Ritzen schmale Streifen glühenden Lichtes schossen. Diese Festung liegt auf der Wasserscheide zwischen Mittelmeer und dem Nigerfluß, im Westen dehnt sich endlos das Tassili auf französischem Gebiet, manchmal kommen die Offiziere aus Fort Charlet zu Besuch geritten, sonst fängt man sich Nachricht aus dem Äther ein, von atmosphärischen Störungen knallender Lautsprecher krächzt Tanzmusik aus Paris oder Tripolis in den dunklen Raum.

Ich kletterte auf den Mauern des Forts herum. Reglose Tuaregposten standen auf den Brustwehren und sahen mich hinter ihren Gesichtstüchern mit starren Augen an. An der Innenmauer stand in lateinischen und arabischen Lettern:

Die nocteque vigilat

und sonst sah es so aus wie in einem Fremdenlegionärsfort eines Hollywoodfilms. Draußen blendete die Wüste.

Und plötzlich erinnerte ich mich, in einem Baedeker gelesen zu haben, unweit Gat schlafe ein Deutscher den ewigen Schlaf. Ich ging hinunter in die Messe, wo die anderen möglichst reglos in den Liegesesseln lagen und das Gesicht in die elektrischen Ventilatoren hielten, und fragte.

Jawohl, sagte man, das stimme schon. Da gäbe es ein Grab, Tadaramant heiße die Tuaregsiedlung. Es sei gar nicht weit, zehn Minuten Trab auf einem guten Mehari, aber es lohne sich kaum.

Ich meinte, es lohne sich für mich, und sie gaben mir einen schwarzen Unteroffizier, der führte mich vor das Tor, zwei Mehari mit bunten Sätteln und Troddeln an silbernen Kopfgestellen, lagen wiederkäuend in der prallen Sonne; ein Tuareg zog mir die Schuhe und Strümpfe aus, denn man führt Reitkamele, indem man die Halskante des Tieres zwischen die große und die vierte Zehe nimmt, und dann mußte ich mich krampfhaft am Sattelkreuz festhalten, denn wenn ein Mehari aufsteht, gibt's zweimal einen Ruck, der den Stärksten aus dem Sattel wirft, wenn man nicht darauf gefaßt ist.

Und dann trabten wir los, schwankend, still und mit unhörbaren Hufen.

Wir kreuzten die Oase von Gat, ein halbes Dutzend verbrannter Palmen; ritten eine Wanderdüne empor, rutschten auf der anderen Seite wieder hinunter, ein heißer Wind fauchte über ein weißgeglühtes Kamelgerippe, dann kamen einige Tuareghütten, zwei schwarze Zelte, eine Lehmmauer und übergangslos, fast aus dem Boden schießend, hinter einer neuen Sanddüne, das Dorf Tadaramant mit Dattelpalmen, einer kalkweißen Moscheenkuppel, kaum höher als die Hütten ringsum, und am Rande dieser Siedlung, von der keine Karte spricht, das Grab des Deutschen.

Der Tuareg blieb neben den beiden Reittieren, die zufrieden brummend in die Knie gingen, und ich ging ans Grab heran. Drei, vier nackte Negerkinder mit Blähbäuchen glotzten erstaunt auf den Weißen und liefen dann in den Schutz der Hütten.

„Erwin von Bary
geboren in München im Jahre 1846
gestorben Oktober 1877."

So stand auf einem niedrigen Stein. Das Grab ist halbeingestürzt, der Wind hat etwas Sand darübergeweht.

Wenn ich mich recht erinnere, schreibt der Baedeker, Erwin von Bary sei als Forscher einer Tropenkrankheit zum Opfer gefallen.

Ich sah mich um, sah hinüber nach dem kleinen Berberdorf, in dem Bary starb. In einer dieser Hütten hatte er einsam ausgelitten. Es wird sich wohl wenig verändert haben seit damals. Es ändert sich nichts in der Wüste, nur die Menschen kommen und gehen, werden geboren und sterben, der große Wind bleibt und der Sand, die knorrigen Palmen und die steinige Hamada ringsum.

Man kann nicht viel machen an solchen Wüstengräbern, man kann keine Blumen auf den verwehten Hügel legen. Man steht eine Weile und schaut auf diese einsame Ruhestätte und dann grüßt man still und geht wieder den großen Karawanenweg des Lebens, an dessen Ende dieselbe große Stille wartet — irgendwo . . .

Wir flogen nach der großen Mittagshitze an diesem Tage weiter. Gat war unser südlichster Punkt, nun nahmen wir Kurs scharf Ost. Wir mußten gleich nach dem Start klettern, denn in unserem Weg hoben sich wie steile Uferränder die kohlenschwarzen, zerklüfteten Hänge der Tanezgruft zweitausend Meter in den glühenden Himmel. Wir flogen über diese Mondlandschaft hin, der Bodenwind schmiß die Maschine wie ein Stück Papier herum, dann kam wieder „Idehan", die Araber nennen diese Hölle das Teufelsland, und so sah es auch aus.

Stunden um Stunden — gleichförmig und tot unter uns — Sand, Gestein und Düne, vom Wind in groteske Formen geblasen, in Sandschlangen, die sich meilenweit in unberührten Linien durch gerippte Wellen wanden, strahlend weiß oder hellgelb, manchmal durchbrochen von ziegelroten Staubformationen. Die Horizonte heißer, ockergelber Dunst. Wir haben uns auf dieser Strecke ein wenig verfranzt, wie das im Fliegerjargon heißt, der Wind trug uns wohl aus dem Kurs, und wir suchten vergeblich nach der Oase Murzuk, die von den Italienern den tröstlichen Namen „Paris der Wüste" erhielt. Als die Sonne wie eine riesige Orange den Horizont berührte, schlugen wir Haken und hielten aus unseren Zeißgläsern Ausschau nach einer Spur Grün. Man sieht solche Dinger, wie Oasen oder Wüstenforts, nur schwerlich, es ist als verdaute die Wüste all diese Dinge in ihrem heißen Magen mit Sand und Staub vermischt, und die Karten, nach denen man in der Sahara fliegt, sind wenig genau. Versetzungen von dreißig Kilometer sind unbedeutend. Im Dämmern fanden wir eine Palmengruppe — aber es war nicht Murzuk, es gab keinen Landeplatz und kein Fort, und wir schlugen einen neuen Haken, denn Hauptmann Maddalena meinte, Murzuk müsse nun südlich von uns liegen — und das letzte Licht drohte zu schwinden. Wir flogen in dem fahlen Perlgrau, das rubine Ränder hatte und rasch sich in Nacht verwandeln wollte, dann sahen wir spielzeughaft eine kleine Karawane unter uns durch das Sandmeer kriechen, und da Karawanen abends bestimmte Ziele haben, nahmen wir neuen Kurs und gaben Vollgas. Dann stand im Schleier des sterbenden Lichtes eine winzige Flamme vor uns mit einer schwachen, schwarzen Rauchfahne, und wir wußten, daß es das Signal der Murzukoffiziere war, und flogen darauf zu. Es stimmte!

Wir landeten auf einer holperigen Sandtafel, die sich Flugplatz Murzuk nannte, auch hier standen Spahioffiziere mit weiten Araberhosen und ein Armeeauto mit breiten Wüstenpneus, die Scheinwerfer des Wagens warfen breite Lichtbalken in die Nacht, aus der, plötzlich und wie aus dem Dunkel gelöst, ein neues Festungstor sprang mit dunkelgesichtigen Wachtposten und einer italienischen Flagge über den Zinnen. Wir schliefen diese Nacht in engen heißen Betten — in den Zimmern der Offiziere und vor meinem Fenster stand heiß und totenstill die Wüstennacht. Hunde bellten im nahen Dorf, Esel schrien, und der regelmäßige Schritt der Nachtposten auf dem Glacis knirschte bis der Morgen dämmerte.

Der schwerste Teil des Fluges war hinter uns, nun ging's wieder nordwärts, dem Meere zu, in Gebiete, wo die italienische Autowege ihr dunkles Band als Wegweiser wanden und die Siedlungen sich mehrten. Wir hatten einen neuen Passagier, den Oberst Moccia, der an diesem Tag sein achtzehntes Jubiläum im Kolonialdienst feierte, einen kleinen, sonnverbrannten Mann, der sieben Araberdialekte sprach und die Sahara kannte vom Steilrand der Goldküste bis hinüber ans Rote Meer.

Wir hatten Zwischenlandungen in Sebha und Hon, wo Italien funkelnagelneue Festungen gebaut hat, und nachmittags sahen wir vor uns das erste Grün, die Küstenoasen der Sirtica mit Olivenpflanzungen und Kolonien, mit Kornfeldern, Mandelgärten und Apfelsinenhainen. Dann kam endlich blau und erfrischend das Meer, wir flogen kaum fünf Meter über dem glatten Spiegel dieser kobaltenen See, trafen nördlich Agedabia die Küste der Cyrenaika, der östlichen Provinz Libyens, um die Italien noch vor einigen Jahren mit den Senoussis blutig raufen mußte, und landeten nach einer Begrüßungsschleife über der Stadt Bengasi, fast vor den Fenstern des Gouvernementspalastes, den uns die Gastfreundschaftlichkeit Marschall Balbos als Quartier zur Verfügung gestellt hatte.

Nach dem großen Schweigen der Sahara, in dem man Zeit und Raum vergaß, schlug nun wieder das Eiltempo des Spezialberichterstatters über mich und riß mich in den Strom der Zeit, dessen Tempo die großen Ereignisse diktierten.

Die breiten Straßen Bengasis wimmelten von Soldaten in Tropenhelmen, frischen Transporten aus Italien, neuen Motorbrigaden, und man erinnerte sich, daß man nahe der libysch-ägyptischen Grenze war, die sich mit tausend Kilometer Stacheldraht quer durch die Wüste sperrte, Trennungslinie zwischen den streng abgeschlossenen, ängstlich gehüteten Aufmarschräumen der englischen und italienischen Militärzonen.

Vom Marschall war ein Telegramm da, er sagte sich für den nächsten Tag an, und wir sollten ihn in Derna treffen, weiter östlich an der Küste, wohin er mit seinem Savoiaflugzeug kommen wollte. Es gab Spannungen an der Grenze, man hatte einen italienischen Leutnant mit einer Patrouille auf englischem Gebiet hopp genommen und auch sonst stimmte es nicht ganz.

Im Palast, dessen kühle, schattige Räume von prachtvoll gekleideten Garden, eritreischen Kawassen in blutroten Dolmans und von befrackten Lakaien wimmelten, machte man alles zum Empfang bereit, an den Marmortreppen standen Spahis mit gezogenen Krummsäbeln wie Statuen.

Man fuhr mich am nächsten Morgen in einem Wagen des Marschalls nach Derna. Der Weg ging längs der Steilküste durch Oasen und neuangelegte Kolonien mit hellen Kolonistenhäusern, und zwischen den frischen Gärten blitzte das Meer.

Es war Sonntag, die Glocken der Kampanilen in den Kolonistendörfern läuteten auf den neuangelegten Marktplätzen der Kolonien, zwischen Fasciogebäude, Post-

amt, Pfarrei und Schule standen in Feiertagskleidern die Menschen, und es sah aus wie in Apulien oder in der römischen Campagna, nur neuer, moderner und reinlicher. Auf den Autostraßen fuhren zweirädrige Eselkarren, und die Zügel führten Schwarzhemden, Gewehr und Tornister über der Schulter. Es waren Bauern, die zum faschistischen Sonntagsexerzieren fuhren, zur Ausbildung. Auch die Balilla, die Jugendformationen, marschierten, bestaunt von den Araberkindern, die übrigens auch schon in faschistischen Organisationen formiert sind und fleißig Gleichschritt und Parademarsch üben.

Wir fuhren auf diesen prachtvollen Asphaltstraßen, die Italiens Spezialität sind, durch steilrandige Waddis, tiefgeschnittene Felstäler mit riesigen Höhlen und haushohen Granitblöcken, und mein Begleiter erzählte mir, hier habe man den letzten verzweifelten Widerstand der Senoussis mit Handgranaten und Bajonett ersticken müssen. Wir kletterten bewaldete Gebirge empor auf wundervoll gepflegten Serpentinen und sahen von oben weit ins Land hinein, das so gänzlich anders ist als Tripolis, waldig und bergig, fast an Balkanlandschaften erinnernd. Ewig blau wölbt sich darüber der Mittelmeerhimmel, und im klaren Licht dieser Sonne sieht man plötzlich in den lieblichen Tälern dieser Cyrenaika die Marmortrümmer einer schon sagenhaften griechischen Provinz, die sich hier längs der ganzen Küste zwischen Bengasi und Derna mit ihren Tempeln und Heiligtümern, mit Stadien, Foren und Nekropolen gedehnt hatte.

Da stehen sie, die Marmorsäulen der Apollotempel, der Heiligtümer Dianas und Artemis'. In blendender Weiße wachsen sie fast aus dem Gischt der Brandung, die mit ihren letzten, leisen Wellen die Pforten gestürzter Heiligtümer spült.

Wie endlose Galerien muten diese Totenstädte Griechenlands, die Nekropolen der lieblichen Kolonien von Cirene, Apolonia und Tolemaide an, mit ihren in den Fels gehauenen Grabhöhlen, die nun dunkel und leer hinunterblicken in das Rund der Ausgrabungen, auf die wieder ans Licht gehobenen weiten Städte mit ihren herrlichen Thermen und Kaldarien, den mosaikgeschmückten Palestren der altgriechischen Sportplätze.

Im Vorbeirasen habe ich auch diese Ruinen besucht, saß hoch oben im Amphitheater Cirenes und beneidete eine Generation, die in diesem Rahmen marmorner Schönheit die Dramen des Sophokles hören konnte mit dem blauen Himmel als Decke und dem Blick über das weite Meer.

Der Islam ritt über die erste Kolonie Griechenlands und ließ die Trümmer der Tempel hinter den Hufen seiner Heere.

Wir fuhren durch Barce und sahen auf dem Marktplatz die motorisierte Brigade der Division Trento beim Gottesdienst. Der italienische Geistliche segnete die Truppen und sagte ihnen in seiner Predigt, ihr Krieg wäre gut, und Gott, Kirche und Vaterland erwarten von ihnen die Niederkämpfung der gottlosen Sklavenhändler in Addis Abeba.

Wir fuhren weiter nach Derna, wo man schon an der Grenze der verbotenen Militärzone ist.

Im Hause des Vizegouverneurs traf ich Marschall Balbo Er war eben, aus Giarabub kommend, mit dem Oberstkommandierenden der Grenztruppen gelandet.

Er war seit dem Morgen, persönlich am Steuer seiner Maschine, ein paar hundert Kilometer geflogen, hatte zwei Konferenzen hinter sich, hatte eben mit seinem Boxtrainer, der ihn begleitete, vier Runden gekämpft — die Boxhandschuhe lagen auf dem Tisch des Vizegouverneurs — und kam nun frisch und die ganze Umgebung mit der Lebhaftigkeit seiner Person ansteckend zu uns herunter.

„Hat Ihnen der Rundflug gefallen? Morgen fliegen Sie mit mir nach Tripolis zurück — wir fliegen einen Meter über der See —, da sieht man Fische! An der Grenze ist es ziemlich gespannt, die Engländer machen Dummheiten! Buona sera — Generale! (er meinte den General Pinto, der eben eintrat). Also nun wollen wir essen — ich habe für nachher im arabischen Theater sagen lassen, daß wir kommen, man spielt ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht — das wird Ihnen gefallen und überdies ist es interessant, denn es spielen nur Männer, alles Araber, auch die Frauenrollen, und die Schauspieler sind Beamte, Arbeiter und Angestellte, wissen Sie, es ist dopo lavoro — wie sagen Sie in Deutschland? — Kraft durch Freude!"

Beim Essen erzählte der Marschall eine Menge von seinem bekannten Amerikaflug. Es ist bezeichnend, daß die Besatzung seines eigenen Großflugzeuges heute noch dieselbe ist wie während dieses großen Sprunges über den Atlantik.

Und dann gingen wir ins Theater, es waren nur Araber im Zuschauerraum, und auf der Bühne gab's eine Sache mit einem Sultan, der einen riesigen Bart hatte, und einem armen Fischer, der des Sultans Lieblingssklavin aus dem Bosporus gefischt hatte. Der „Sultan" war ein Hafenarbeiter und der „Fischer" war ein arabischer Advokat und die „Lieblingssklavin" war Mechaniker in einem Elektrizitätswerk. In einer Ecke machte man arabische Musik, die Zuschauer klatschten mitten in der Szene und waren von kindlicher Genügsamkeit. Am Schluß erhoben sich mit dem gesamten Auditorium der Sultan, der Fischer die Lieblingssklavin und was sonst noch auf der Bühne stand, und der Sultan rief:

„Il Duce, Excellenca Benito Mussolini eja eja eja alala!
Sua Excellenca Mareshallio Italo Balbo eja eja eja alala!"

Alles hob die Hand zum faschistischen Gruß.

Marschall Balbo freute sich wie ein großer Junge, draußen war eine wundersam linde Nacht, wir gingen langsam durch die Basare, vorbei an den unzähligen Kaffeehäusern, in deren offenen Türen die Araber saßen und ihre Wasserpfeife rauchten, und dann fuhren wir, ein wenig benommen von diesem Tag mit fast tausend Kilometer Flug aus dem Innern der Sahara nach dem Mittelmeer, nach Bengasi zurück in den Gouverneurspalast, wo mich ein ganz breites, wunderbar weiches Bett mit einem riesigen Moskitonetz erwartete. Es konnte mir in dieser Nacht nichts geschehen, denn an der Treppe standen immer noch die Palastwachen mit gezogenem Krummschwert und vor dem Tore standen zwei andere dunkelhäutige Riesen mit Turban und goldgestickten Jacken.

Am nächsten Morgen flog ich — der Marschall am Steuer seiner Savoia Marchetti — nach Tripolis, zehn Stunden später saß ich in einem Hydroplan der Ala Litoria unterwegs nach Rhodos via Rom—Brindisi—Athen. In den libyschen Grenzraum hatte ich nicht herein dürfen, da ist es so streng, daß man durchfahrenden Touristen die Autos mit großen Tüchern verhängt, damit sie nicht sehen können, was draußen geschieht. Und das hätte sich für mich nicht ausgezahlt!

GRAF CARL V. KLINCKOWSTROEM:

„Monsieur Magdebourg“

Zum 11. Mai 1936, dem 250. Todestag von Otto von Guericke

Im Jahre 1706 schrieb Herr Desnoues, Professor der Anatomie in Boulogne, von der „pneumatischen Maschine des Herrn Magdebourg, die man Herrn Boyle zuschreibt“. Diese merkwürdige Notiz hat einen deutschen Biographen Otto von Guerickes, Heinrich Hollenberg, im Jahre 1788 zu einer bissigen Bemerkung über die Zuverlässigkeit romanischer Gelehrter und zu dem ironischen Lob veranlaßt, daß Prof. Desnoues den „Monsieur Magdebourg“ wenigstens nicht als Franzosen reklamiert habe.

Es ist allerdings ein starkes Stück, daß anno 1706 ein Mann der Wissenschaft eine so grobe Unkenntnis verraten konnte. Denn Otto von Guerickes Name hatte schon zu seinen Lebzeiten (1602—1686) mit Recht Weltruf erlangt. Er gehört — neben Evangelista Torricelli und Robert Boyle — zu den Vätern der Experimentalphysik, die im 17. Jahrhundert endgültig mit der scholastischen Wortweisheit aufräumten und alle wissenschaftliche Erkenntnis auf die Erfahrung gegründet wissen wollten. „Was durch das Experiment oder die sinnliche Wahrnehmung gezeigt wird, ist allen auch noch so wahrscheinlichen und schönen Vernunftschlüssen vorzuziehen“, sagt Guericke in seinem 1672 erschienenen grundlegenden Werke „Experimenta Nova (ut vocantur) Magdeburgica de Vacuo Spatio“.

Die „Magdeburgischen Halbkugeln“ sind zu dem einprägsamen Schlagwort geworden, das auch im Ohre des Herrn Prof. Desnoues noch nachgeklungen haben mag. Denn jene Halbkugeln aus Kupfer waren es, mit denen Guericke seinen berühmt gewordenen Versuch ausführte: zwölf Pferde vermochten diese Halbkugeln nicht auseinanderzureißen, wenn sie aneinandergefügt und luftleer gepumpt wurden, während das bloße Öffnen des Ventils sie von selbst auseinanderfallen ließ. Dieser eindrucksvolle Versuch, der jedem Laien die gewaltige Kraft des Luftdrucks anschaulich machte, ist von Guericke nicht, wie man zu lesen pflegt, im Jahre 1654 auf dem Reichstag zu Regensburg vorgeführt worden, sondern erst drei Jahre später in Magdeburg. Was er in Regensburg vor den versammelten Fürsten, Diplomaten und Gelehrten zeigen konnte, war aber immerhin aufsehenerregend genug, schon durch die völlige Neuartigkeit der Experimente. Guericke ist der erste, der ein Vakuum, einen luftleeren Raum, experimentell hergestellt hat. Dies erzielte er durch die von ihm erfundene Luftpumpe. Um 1650 begann er seine Versuche mit den denkbar einfachsten Mitteln: mit kleinen wassergefüllten Fässern und einer Handfeuerspritze, mit der er diese Fässer leerpumpte. Da diese sich nicht als hinreichend luftdicht erwiesen, ersetzte er sie bald durch Kupferhohlkugeln, die aber zuerst, da die Wände zu dünn waren, durch den äußeren Luftdruck zusammengedrückt wurden. Mit einer stärkeren Kupferkugel gelangen ihm nun die Experimente nach Wunsch, insbesondere, nachdem er die Ansatzstelle von Pumpe und Gefäß hydraulisch dichtzumachen gelernt hatte.

Auch an einem anderen Versuch konnte Guericke nicht minder wirkungsvoll die Kraft des äußeren Luftdrucks zeigen: eine größere Anzahl kräftiger Männer mußte mittels eines Seiles den Kolben eines großen Pumpenstiefels hochziehen. Wurde nun der Zylinderraum unter dem Kolben leergepumpt, so wurde der Kolben gewaltsam durch die Außenluft in den Zylinderraum zurückgetrieben, und die haltenden Männer wurden durch den Ruck zu Boden gerissen. Dieser Versuch



hat auch deshalb seine besondere Bedeutung erlangt, weil das Vakuum unter dem Kolben der entscheidende Ausgangspunkt für die spätere Entwicklung der Dampfmaschine wurde: der in den Zylinder eingebrachte Dampf, der die Luft durch ein Ventil austreibt, kühlt sich im Zylinder wieder ab, kondensiert sich zu einer geringen Wassermenge und hinterläßt den Zylinderraum luftleer, so daß der Kolben durch den Druck der Außenluft wieder in den Zylinder hineingepreßt wird.

Im Jahre 1658 gelang Guericke auch die zahlenmäßige Bestimmung der Größe des Luftdrucks mit Hilfe seines Wasserbarometers. Er stellte fest, daß eine Luftsäule denselben Druck ausübt wie eine 19 Magdeburgische Ellen (10 m) hohe Wassersäule von gleicher Grundfläche. Zugleich entdeckte er den Zusammenhang zwischen den Schwankungen der Wassersäule und Witterungsänderungen. So konstruierte Guericke sein „Wettermännchen": eine aus Holz geschnitzte Figur, die, in der Flüssigkeitssäule angebracht, die Schwankungen dieser Säule mitmachte und an einer am Rohr angebrachten Skala verfolgen ließ. Guericke hat seine Mitbürger einmal sehr in Staunen gesetzt, als er richtig einen Sturm voraussagte, den ihm sein Barometer ankündigte.

Die letzte und handlichste Ausführung seiner Luftpumpe mit Dreifuß, von welcher noch drei Exemplare bis auf unsere Zeit gekommen sind, hat Guericke um 1662 gebaut, und zwar in äußerer Anlehnung an die Konstruktion des englischen Physikers Robert Boyle, der auf die erste Veröffentlichung über Guerickes Erfindung durch Caspar Schott (1657) hin sich alsbald um die Verbesserung der Luftpumpe bemühte und viele Versuche damit anstellte.

Weniger aufsehenerregend, aber nicht minder bedeutungsvoll und umwälzend in ihren Auswirkungen war eine weitere Erfindung Guerickes: die Elektrisiermaschine. Das war eine Schwefelkugel von Kinderkopfgröße, die Guericke drehbar auf einer eisernen Achse befestigt hatte. Rieb man diese Kugel mit der trockenen Hand, so zeigte sich im Dunkeln ein Aufleuchten, ja richtige elektrische Funken, die aber erst Leibniz beobachtete, als ihm Guericke 1671 ein Exemplar der Schwefelkugel zusandte. Guericke hat erstmalig die Anziehung und darauffolgende Abstoßung von Flaumfedern an der geriebenen Schwefelkugel beobachtet und erkannt, daß ein elektrisierter Körper sowohl unelektrische anzieht, wie er selbst von ihnen angezogen wird; er stellte ferner die entladende Wirkung der Flamme fest sowie die Leitfähigkeit eines Leinenfadens und die Influenzwirkung, d. h. die Tatsache, daß ein Körper schon elektrisch wird, wenn man ihn der geriebenen Schwefelkugel nur nähert.

Mit diesen bahnbrechenden wissenschaftlichen Arbeiten hat sich aber die Tätigkeit Guerickes nicht erschöpft. Er ist in die Geschichte eingegangen als der tapfere Verteidiger seiner Vaterstadt gegen Tilly und hat in seinem Hauptberuf als Jurist, als Bürgermeister von Magdeburg und als Diplomat nicht minder Hervorragendes geleistet. 1626 war Guericke nach vollendeten juristischen und wissenschaftlichen Universitätsstudien in seine Heimatstadt zurückgekehrt und leitete als Ratsherr und Ingenieur, neben dem schwedischen Kommandanten von Falckenberg, die Verteidigung der belagerten Stadt. Da das schwedische Entsatzheer nicht rechtzeitig eintraf, konnte Tilly die Stadt überrumpeln und von Grund auf zerstören, wobei auch Guericke alle seine Habe einbüßte. Er trat darauf zunächst als Ingenieur in schwedische Dienste und widmete sich dann dem Wiederaufbau von Magdeburg, übernahm für den Rat der Stadt mehrfach mehr oder weniger erfolgreiche diplomatische Missionen — so zu den Friedenskongressen in Osnabrück und Münster, 1646 und 1648, und nach Wien im Jahre 1660 — und wurde 1646 Bürgermeister. Ende 1665 wurde ihm vom Kaiser der erbliche Adel verliehen als äußeres Zeichen der Anerkennung seiner vielfachen Verdienste. In späteren Jahren konnte er sich mit mehr Muße seinen physikalischen Versuchen widmen. Dem Ratskollegium gehörte er noch bis 1678 an. Anfang 1681 ging er, als die Pest drohte, zu seinem Sohne, dem kurbrandenburgischen Residenten, nach Hamburg, wo er am 11. Mai 1686 nach kurzer Krankheit starb. Er wurde zunächst provisorisch in der Hamburger Nikolaikirche beigesetzt, später in die von seinem Enkel angelegte Familiengruft überführt. Als 1806 die Franzosen Hamburg besetzten, wurde die Kirche des Nikolaistifts in ein Lazarett verwandelt und zu diesem Zweck wurden eiligst alle Grüfte beseitigt, darunter auch die Guerickes. Seine Gebeine sind damals zusammen mit anderen vor die Stadt gefahren und auf den Anger geworfen worden. So haben also die Überreste dieses großen Deutschen keine bleibende Stätte gefunden, aber sein Andenken bleibt unvergänglich.

ERHARD RUHLE:

Die Notlüge

Emil kam aus der Schule heim. Unter der Tür stieß er auf seine Mutter.
Wohin, Mutter?
Einkaufen, Emil. Zu Bertitz und zu Jänicke. Kannst mitkommen!
Emil warf den Ranzen in die Vorsaalecke und hakte bei der Mutter ein.

Man rechnete das Viertel zur Vorstadt, obwohl in seinen Straßenzügen ein Verkehr blühte, der nach Vesper dem Treiben in der Innenstadt nichts nachgab. Das lag einmal an der breiten Ausfallstraße, die nach Süden lief, zum anderen an dem Dutzend von nüchternen, kahlfensterigen Ziegelkästen, die sich hier wie auf stille Verabredung hin dicht umeinander gesetzt hatten: Großbuchbindereien mit zugigen Torlöchern, die Kraftwagen und Arbeiter verschluckten und in dicken Trauben wieder ausschütteten.

Männer in blauen Kitteln lehnten an den Mauern, schwatzten und rauchten. Es war Mittagspause.

Halt, Mutter, sagte Emil, immer erst links und dann rechts gucken. So, komm schnell, jetzt können wir hinübergehen. Der Junge war ein kleiner besorgter Ritter, und die Mutter wußte sich in guter Hut.

Vor dem Schaufenster des Fleischers Jänicke standen Menschen; aber sie scherten sich nicht um die Würste und Speckseiten. Sie blickten vielmehr neugierig und mitleidig, wie es schien, auf den Bürgersteig. Ein Bursche hockte vor einem der Abzuglöcher, die in gewissen Abständen in die Bürgersteigkante eingelassen sind und die Straßenschlamm und Regen ableiten.

Miez, Miez, lockte der junge Mann, Miez, komm heraus, Miez!
Die Fleischersfrau stand breit und behäbig in der Ladentür.
Was gibt es denn?
Eine Katze ist in das Abflußloch gekrochen, Frau Seidel. Sie wollen zu mir?
Ja, lassen Sie, es eilt nicht so. Gib die Hand, Emil!
Er wird von Tag zu Tag größer, der Emil. Wenn es der Vater erlebt hätte!
Ja. Wie sagten Sie, Frau Jänicke, eine Katze?
Ja. Sie hat sich darin versteckt, und nun kommt sie nicht wieder heraus.
Wem gehört sie denn?
Das weiß ich nicht.
Da ist ja Blut. Ist die Katze verwundet?
Emil hat in der Menge einen Klassenbruder entdeckt, den Otto Holtmann.
Frau Seidel fragt ihn, ob er schon lange hier stehe und was es gebe.

Ja. Eine Katze sei quer über die Straße gesprungen und von einem Radfahrer angerempelt worden. Er wird ihr mit dem Pedal die Nase aufgerissen haben ... Sie hat sich vor Schreck durch das Loch gequetscht und kann jetzt nicht wieder heraus.

Frau Seidel erhebt ihre Stimme: und da stehen so viele herum und helfen nicht?

Wie? fragt einer, es ist ja bloß eine Katze, regen Sie sich nicht auf wegen so eines dreckigen Katers!

Es ist bloß eine Katze, Mann? Was soll das heißen? Es ist wohl kein Geschöpf, he? Es hat wohl nicht Blut und Atem wie... wie der Mensch? Wenn deine Mutter krank liegt, dann sagst du auch: es ist ja bloß meine Mutter? Seht doch den Grobian!

Frau Seidel, nehmen Sie es nicht so ernst, beschwichtigte die Jänicke.

Wo werde ich. So ein Lümmel ist mir nicht wichtig. Bloß eine Katze, ha!

Sie tippt sich an die Schläfe und sagt: Emil, lauf nach Hause! Den Feuerhaken aus der Küche! Mit dem Haken kriegen wir den Deckel hoch. Nein, bleib, ich werde selber springen. Hier, halte den Korb und gib acht!

Die gute Frau sollte selber acht geben. Sie läuft schaukelnd über die Straße und denkt nur an die Katze.

Ein Wächter der Ordnung naht und will die Menge zerstreuen.

Moment, Herr Wachtmeister, ruft der Mann vor dem Abflußloch. Er fuchtelt mit einer Brotrinde.

Vielleicht ist die Katze hinuntergefallen?

Unsinn, ich sehe sie sitzen. Wir werden sie gleich haben, Herr Wachtmeister. Eine Frau holt einen Feuerhaken.

Bis dahin gehen Sie gefälligst von der Fahrbahn herunter!

Aber dann geschieht es, jäh, unerwartet.. Bremsen kreischen. Ein Junge schreit: Mutter, Mutter!

Es ist Emil. Die Leute werfen die Köpfe herum. Etliche Weiber jammern. Sie wagen nicht aufzublicken. Ein Kraftwagen steht schief über der Straße, und vor den Kotflügeln liegt eine regungslose Gestalt. Ein Eisenstock hängt in ihrer verkrampften Hand.

Mann, schnell, es ist ein Unglück geschehen, schreit die Fleischersfrau.

Gehen Sie alle auf den Bürgersteig! brüllt der Polizist. Emil kniet neben der Mutter. Mein Gott, wie konnte sie auch so blind über die Straße rennen! Und alles das einer Katze zuliebe. Aus Mitleid in den Tod!

Still. Der Fleischer kommt. Er ist kräftig, und der Schutzmann hilft ihm. Sie tragen die Frau in den Laden.

Ganz ruhig jetzt, mein Junge, sagt der Fleischer und keucht vor Anstrengung. Sieh, deine Mutter blutet nicht. Es ist ihr gewiß nicht viel geschehen. Der Fahrer hat gut gebremst. Ein höllischer Schreck, eine kleine Ohnmacht. Sie wird bald zu sich kommen.

Emil dreht die Mütze und sieht verstört auf das bleiche Gesicht.

Wie ist das mit dem Krankenwagen?

Ja, er muß gleich da sein, meint Frau Jänicke. Sie ist resolut. Sie hat sofort angerufen. Das Krankenhaus ist gut in solchen Fällen. Es kann ja auch ernstlich sein, eine innere Verletzung und so. Im Krankenhaus verstehen sie das besser. Da kann man ohne Sorge sein.

(Fortsetzung auf Seite 741.)

HUMOR

„Habe ich jetzt den richtigen Gesichtsausdruck?"
„Jawohl, meine Dame, sehr gut sogar, so sehen Sie ganz natürlich aus!"
„Dann tun Sie doch bitte schnell knipsen, es strengt nämlich sonst so mein Gesicht an."

*

„Frau Pietsch, mein Mann denkt stets an mich, auch bei der Arbeit."
„Den Eindruck hatte ich auch, als ich ihn heute auf dem Hofe Teppiche klopfen sah."

*

Kripp sammelt Münzen.
„Was ist das älteste Stück deiner Sammlung?" fragt sein Freund Schröder.
„Ein römischer Denar vom Jahre 157 v. Chr."
„Donnerwetter", staunt Schröder, „stimmt denn das auch?"
Kripp lächelt überlegen:
„Natürlich, es steht sogar drauf."

*

Mutter: „Aber Willi! — Du darfst doch deinen Großvater nicht verspotten! — Graue Haare muß man achten und ehren! Das weißt du doch!"
Willi: „Ja — das kann ich doch aber nicht. — Großvater hat ja gar kein einziges Haar mehr."

*

Drollig trifft seinen Freund Rübsam und ist über dessen sonderbaren Gesichtsausdruck so verwundert, daß er fragt:
„Was hast du, lieber Freund, hat sich etwas Unangenehmes ereignet?"
Rübsam schaut Drollig an und sagt:
„Meine Braut hat unsere Verlobung gelöst. Sie gab mir soeben den Ring zurück. Ich kann und kann nicht begreifen ..."
„Lieber Rübsam", sucht Drollig zu trösten, „mach dir nichts daraus und nimm es nicht tragisch."
„Ja, ja", versucht Rübsam zu lächeln, „aber bedenke doch, ich hab' ihr ja nie einen Ring geschenkt."

*

Senfgeber ist auf einer Hochgebirgswanderung in eine Gletscherspalte gefallen.
Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich von seinem Schrecken erholt hat.
„Na schön", sagt er dann, „hier spielt wenigstens keiner das Lied von den Regentropfen."

Hühnerklee besichtigt die Glocken des Frankfurter Doms.
Der Führer zeigt ihm die Vesperglocke, die Sturmglocke, die Feuerglocke und die Armesünderglocke.
Hühnerklee betrachtet alles sehr genau, ist aber nicht restlos befriedigt:
„Na und", meint er schließlich, „welche ist nun das vielgenannte Bratwurstglöckchen?"



„Wird der Zug auch bestimmt lange genug halten, daß meine Tante einsteigen kann?"

„Herr Doktor! Bitte, kommen Sie schnell! Mein Mann hat unter der Zunge die Temperatur gemessen, und sie ist 'runtergegangen!"
„Aber dann ist ja alles in Ordnung."
„Nein, nein! Sie ist vollständig 'runtergegangen — ich meine: er hat sie verschluckt!"

„Frau Meier und Frau Müller sind doch Freundinnen, nicht wahr?"
„Ich glaube wohl. Wenigstens waren sie vorige Woche böse miteinander!"

*

„Herrgott, Wastl!" ruft der Loisl wütend zurück, als sie gemeinsam einen schwierigen Aufstieg machen, „was ziagst denn allweil am Seil?! I versteh' dein Signal net!"
„Hupp ...!" sagt der Loisl, „i geb' ja gar koa Signal ... hupp! ... — i hab' bloß an Radi 'gessen!"

*

Leisegang kommt zur Trauung seiner Bekannten in die Kirche. „Sind Sie ein Freund der Braut oder des Bräutigams?" fragt ihn der Küster, der nach diesem Gesichtspunkt die Plätze in den Bänken des Mittelschiffs anweist.
„Nee — lassen Sie man!" wehrt Leisegang ab. „Ich will lieber keine Partei ergreifen! Ich bleib' hier stehen!"

*

Auf einem englischen Rennplatz umstand die staunende Menge einen Schotten, der so üppig gewesen war, auf ein Pferd zu wetten, verloren hatte und sich jetzt ganz verzweifelt gebärdete. „Aber Mann!" tröstete ihn ein Engländer, nachdem er den genauen Sachverhalt erfahren hatte, „so beruhigen Sie sich doch! Was ist denn schon dabei, wenn Sie einen einzigen Schilling verloren haben!"
„Das sagen Sie so!" jammerte der Schotte. „Aber ich bin mit neun anderen daran beteiligt, und die werden jetzt mich verantwortlich machen!"

*

„Hast du noch immer keinen Fisch für unser Abendbrot gefangen, Herbert?"
„Nein! Es ist zum Verrücktwerden! Jetzt sitz' ich schon fast zwölf Stunden hier!"
„Hab' noch ein bißchen Geduld, Liebling! Schließlich — solange die Fische im Wasser bleiben, sind sie ja auch noch frisch!"

*

„Tante — ‚Zytomierz' ist aber ein komisches Wort! Warum hast du denn das so gern?"
„Ich verstehe gar nicht, was du meinst, Lieschen?"
„Na — Vater hat doch gesagt, du hättest immer so gern das letzte Wort. Und da hab' ich es im Lexikon für dich aufgeschlagen!"

(Schluß von Seite 739.)

Die Ladenglocke schlägt an. Ein Bursche tritt ein. Er hält ein Bündel in beiden Händen. Es ist die Katze.

Sie lebt noch, sagt er, aber sie ist übel zugerichtet. Er dämpft seine Stimme, als er die blasse Frau auf dem Sofa liegen sieht. Für die Katze braucht er ein wenig Wasser. Die Meisterin nimmt ihn mit in die Küche.

Minuten später hält das Krankenauto vorm Haus. Frau Seidel ist noch nicht wieder zu sich gekommen. Die Männer packen sie mit sicheren Griffen und heben sie auf eine Bahre. Die Fleischersfrau flüstert ihnen ein paar Worte zu. Und dann sagen die Männer zu Emil: du kannst mitfahren.

*

Es ist eine Gehirnerschütterung. Kein Rippenbruch, keine Blutung sonst. Es lief noch glimpflich ab. In acht Tagen wird man Frau Seidel entlassen können.

Emil sitzt am Bettrand und ist froh, daß die Mutter die Augen wieder offen hat. Sie lächelt sogar und steckt eine zerknirschte Miene auf, als wolle sie sagen: nicht zanken, Emil! Ich weiß, du hast mir hundertmal gepredigt: Augen auf! Jaja, aber es ist nun geschehen. Sieh, ich sorgte mich um die Katze. Das arme Tier!

Und dann fragt sie leise und mühselig: Emil, hat man die Katze herausgeholt?

Ja, Mutter, ein Mann hat sie im Fleischerladen verbunden. Aber du sollst nicht sprechen!

Die Mutter wehrt ab: und sie wird leben? Wohin ist sie gekommen?

In die Tierklinik, Mutter. Jetzt aber sei still!

Emil ist beinahe grob wie ein herzhafter Arzt. Die Mutter möchte herzlich gerne mehr wissen. Nun, am andern Tag rennt der Sohn in die Tierklinik und forscht nach der Katze.

Gehörte sie dir, mein Junge? fragt ein Mann und streicht über seine braune Lederschürze.

Nein, aber . . .

Ja, sie war leider nicht zu retten. Wir haben sie töten müssen.

Emil erschrickt und weiß nicht, wie er es der Mutter beibringen soll. Er grübelt bis zum Mittwoch. Da ist Besuchstag im Krankenhaus.

Die Mutter strahlt, als Emil eintritt. Sie hat viele Fragen auf der Zunge. Ob er sich nicht fürchte, so allein in der Wohnung. Ob er immer zurecht zur Schule komme. Und wie er es mit dem Essen mache.

Jeden Tag Rühreier, Mutter. Und heute hatte mich Frau Barthel zum Mittagessen aufgefordert. Es gab Linsen. Mit Rauchfleisch, Mutter.

Ja, das ißt der Junge gern.

Und Staub gewischt habe er auch schon einmal, aber gründlich. Selbstverständlich reinige er stets das Eßgeschirr.

Nimmst du warmes Wasser dazu?

Ja, Mutter!

Sei vorsichtig mit dem Gas!

Und dann: ob Emil noch etwas über die Katze erfahren habe?

Ja, sagt Emil und steht auf. Er tritt ans Fenster. Er geht im Zimmer auf und ab, als wolle er sich ein wenig Bewegung verschaffen.

Ja, Mutter, ich war vorgestern in der Tierklinik.

Ach, das ist lieb von dir, Emil, komm her!

Nein, er winkt mit der Hand ab. Er wagt nicht, seine Mutter anzusehen.

Es sei doch keine große Arbeit gewesen. Nicht der Rede wert!

Nun ja, einer von den Ärzten sagte mir, daß die Katze gesund würde. Jawohl! Sie hat gute Pflege. Und die Wunden würden schnell heilen.

Ach, das ist gut, das ist schön. Wie mich das freut, seufzt die Mutter. Vielleicht könnten wir das Tier zu uns nehmen?

Ich weiß nicht, Mutter. Vielleicht. Ich werde fragen. Und wenn man uns die Katze nicht gibt, Mutter, dann werden wir uns eine kaufen, gelt? Das wäre ein Hausgenosse, Mutter, wie?

Ja, Emil, wir wollen darüber sprechen, wenn ich wieder zu Hause bin.

Und das wird übermorgen sein.

Ja, mein großer Junge!

Auf der Spur der Vorzeit

Bei den in den letzten beiden Jahren in den Gegenden von Eichstätt, Kelheim, Regensburg, Amberg, Lichtenfels und der fränkischen Schweiz durchgeführten Grabungen wurden mehr als hundert von sog. „Freilandsiedlungen" der urzeitlichen Menschen nachgewiesen. In der Nähe von Obertrubach in der Fränkischen Schweiz wurden künstlich angelegte Wohngruben, Feuerstellen verschiedener Art, sog. „Steinschlägerplätze" mit Sitz- und Ambossteinen, Tisch- und Arbeitssteinen, Opfersteinen, Holzkohlenresten u. a. m. freigelegt. Daneben fand man eine Anzahl von Steinwerkzeugen, Handspitzen, Rundschaber, Bogenschaber, Spitzschaber, Kratzer, Stichel und Sägen. Die Funde dürften aus der mittleren Steinzeit stammen.

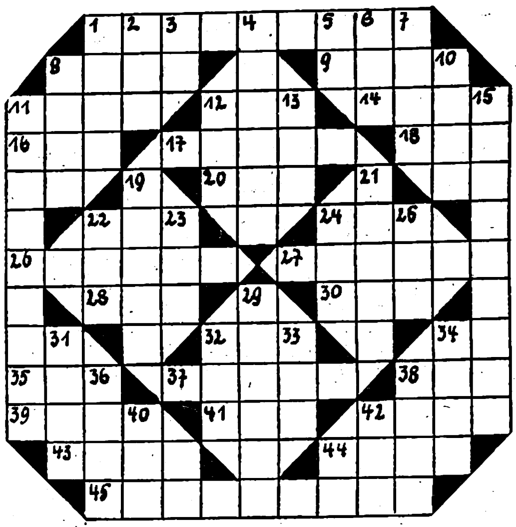
„Taucher" in der Luft

Es ist bekannt, daß der menschliche Organismus durch das Aufsteigen in größere Höhen stark beansprucht wird. Die Ursachen sind im raschen Druck- und Temperaturwechsel sowie im veränderten Luft- und daher auch Sauerstoffdruck zu suchen. In einer Höhe von 12 000 Meter herrscht z. B. der nur ganz kurzzeitig erträgliche Druck von einer viertel Atmosphäre. Für den zukünftigen Stratosphären- und Höhenflieger hat nun Dr. Klanke einen „Taucheranzug" für die Luft gebaut. Dieser besteht aus einer der menschlichen Körperform nachgebildeten Gummihülle, die vom Piloten angelegt wird. Diese wird auf einen Überdruck von einer halben Atmosphäre aufgepumpt und durch einen Kompressor dauernd mit Atem- und Schutzluft versorgt. Der Pilot ist also mit einer Lufthülle umgeben, die ihn gleichsam in geringere Höhen versetzt.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Stadt in Niederösterreich, 8. Schatulle, 9. leeres Zimmer, 11. Blume, 12. Teil des Baumes, 14. Fischfett, 16. Lebensgemeinschaft, 17. chemischer Grundstoff, 18. Niederschlag, 20. Abkürzung für mitteleuropäisches Reisebüro, 22. selten, 24. Papageienart, 26. Standbild, 27. schmale Bodensenkung, 28. griechische Göttin, 30. hervorragende Eigenschaft, 32. Wild, 35. ungekocht, 37. Künstler, 38. englische Anrede, 39. durchsichtige Masse, 41. spanischer Küstenfluß, 42. geometrischer Begriff, 43. ungebunden, 44. Gärstoff, 45. sinnbildliche äußere Förmlichkeit. —



Senkrecht: 1. Kleinwild, 2. Gedichtart, 3. Zeichen für Helium, 4. Unkraut, 5. Fürwort, 6. Titel, 7. starkes Band, 8. Entgelt, 10. Fluß in Frankreich, 11. Stadt in Schleswig, 12. Teil des menschlichen Körpers, 13. Fluß zum Mittelmeer, 15. Stadt in Bayern, 19. Nagetier, 21. Unverlobte, 22. Schiffsteil, 23 Straße (franz.), 24. wie 12 senkrecht, 25. deutscher Liederkomponist †, 29. Edelgas, 31. Männername, 32. abessinischer Herrschertitel, 33. nordische Göttin, 34. Ende (italienisch), 36. Gebirge in Norddeutschland, 38. Landschaft in Frankreich, 40. Gewässer, 42. rumänische Münze.

Geheimschrifträtsel

15 7 4 4 / 1 7 2 / 9 7 4 12 16 6 / 12 8 16 6 / 7 5 15 13 12 / 14 3 2 4 8 9 9 5 / 12 3 / 8 12 5 / 8 6 9 / 9 7 6 2 / 9 3 7 10 18 8 16 6 / 13 18 12 / 9 13 4 / 10 18 13 11 17 5.

An Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, die aneinandergereiht ein Zitat Pestalozzis ergeben.

Schlüsselwörter:

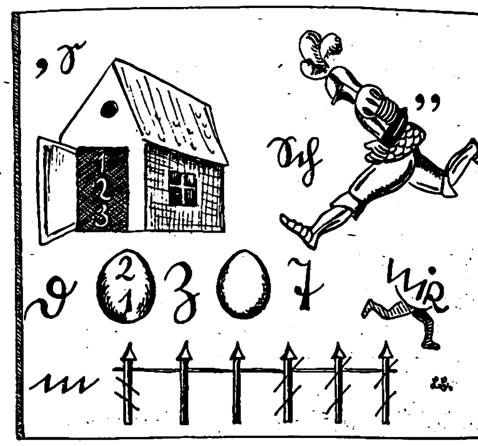
1 2 3 4 5 6 7 8 9 = norwegische Stadt,
10 11 12 5 13 14 = Name schwedischer Könige,
15 13 16 6 6 3 18 1 7 2 = strauchartiges Nadelholz,
17 13 6 8 13 = brasilianischer Staat.

Füllrätsel

D	E						
	D	E					
		D	E				
			D	E			
				D	E		
					D	E	
						D	E

Die Buchstaben: a a a a a c c d e e e e e h h i i i k l l l l l m n n n n o o o r r r r r s s s t z werden so in die leeren Felder gesetzt, daß waagrecht Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. Teil des Wagens, 2. weibl. Vorname, 3. engl. Richter, 4. span. Dramatiker 17. Jhrh. 5. Sitz der Regierung, 6. Zeiteinteilung, 7. Sommerfrische im Harz.

Bilderrätsel



Silbenrätsel

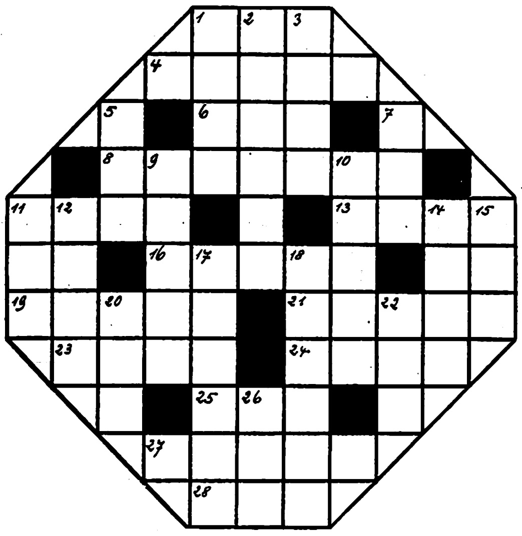
Aus den Silben: a be de den den em er ge gie ka le lo me me me mem mu no o o ron se se sen te thu tsche tü va ve, sind 12 Wörter zu bilden, deren vorletzte und erste Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen alten deutschen Sinnspruch ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. deutsche Sagengestalt, 2. Oper von Weber, 3. sagenhafte nordische Insel, 4. terroristische Geheimpolizei, 5. deutsches Kriegsschiff, 6 Gartengerät, 7. Ostasiate, 8. Papierbehälter, 9. Vorstellungssystem, 10. Feigling, 11. weiblicher Ahn, 12. Bodenarten.

1 .... 7 ....
2 .... 8 ....
3 .... 9 ....
4 .... 10 ....
5 .... 11 ....
6 .... 12 ....

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Spaß, 4. Farbe, 6. Uhu, 8. Stadt im nördlichen Schleswig, 11. griech. Gott, 13. Herrscher Perus, 16. Gewicht, 19. Tierkörperteil, 21. deutsche Stadt, 23. rumänische Münzen, 24. starker Strick, 25. Erfrischung, 27. Asiat, 28. geograph. Begriff. Senk-



recht: 1. Metall, 2. österreich. Feldherr im 7jährigen Krieg, 3. großes Holzgefäß, 5. griech. Göttin, 7. Nebenfluß der Donau, 9. Himmelsrichtung, 10. Fabelwesen, 11. römischer Gruß, 12. Verbrechen, 14. deutscher Hafen, 15. Vorfahre, 17. geograph. Begriff, 18. Baumwollgewebe, 20. Zeitbegriff, 22. engl. Titel, 26. weibl. Vorname.

Wirrwarr

ftefitz med guckel ud mi fofchs fwirt nerufde ud lahezen ni gemen tah fchi nedi milhem molweukt tibs ud rifche lanile.

Aus obigen Buchstabengruppen sind sinngemäße Wörter zu bilden, die, fortlaufend gelesen, einen Ausspruch Ovids ergeben.

Zerlegerätsel

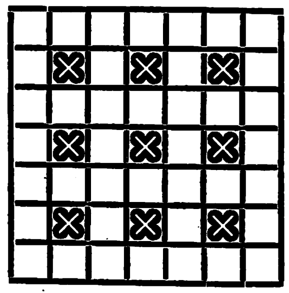
Das Wort aus der „Edda": „Ganz unglücklich ist niemand" ist derart in einzelne Wörter zu zerlegen, daß sämtliche Buchstaben restlos verwendet werden. Die Wörter bedeuten: 1. Figur aus der „Carmen", 2. Schmarotzerpflanzen, 3. deutscher Komponist, 4. asiatisches Land, 5. Artikel.

Silbenrätsel

Aus den Silben: ar au bee cha chel da den dent di dis do drei drei dron e er eu eu ga ge ge hu i ku la land lau le lei li lo lu lum ma mis ne ne ni nik nor pad po re re rhe rho ri si so spitz sta ster sum taet ti to to tus u u wer wich wolf sind 22 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von Goethe ergeben. ch ist 1 Buchstabe. 1. Sagengestalt, 2. ungarischer Weinort, 3. französischer Fluß, 4. Schiff, 5. Magyarenfürst, 6. Frucht, 7. Blütenstrauch, 8. Rassenhygiene, 9. deutscher Dichter, 10. stiller Landsitz, 11. Stadt in Schleswig, 12. Ansehen, 13. Ostgotenkönig, 14. Samoainsel, 15. englische Stadt, 16. Gestalt aus Wagners Holländer, 17. italienischer Sternforscher, 18. Gemahlin Napoleons III., 19. Hut, 20. Stadt in Oberitalien, 21. Sagengestalt, 22. Freidenker.

1 .... 12 ....
2 .... 13 ....
3 .... 14 ....
4 .... 15 ....
5 .... 16 ....
6 .... 17 ....
7 .... 18 ....
8 .... 19 ....
9 .... 20 ....
10 .... 21 ....
11 .... 22 ....

Viereck



Die Buchstaben a a a a a a b h h h h h i i l m m n n n n n n o o o o o o r r r r r r s s s u u sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. Gehalt, 2. Dickhäuter, 3. Raute, 4. kleiner Wasserlauf.

Lösungen der Rätsel in Folge 18:

Mühlenbretträtsel: Waagrecht: 1. Tal, 4. ora, 6. Bar, 8. Ida, 9. Ase, 10. Mut, 12. Elch, 13. mich. — Senkrecht: 1. Tim, 2. Ara, 3. Lech, 4. Ode, 5. Asch, 6. Bam, 7. Rat, 11. Uli. ✱ **Umstellungsrätsel:** Salm (i), Lage (n), Asche (s), Iltis (t), Erdo (i), Siam (n), Apis (k), Lade (t), Leda (i), Von (s). Sand (t). Tank (e), Gaul (i), Raum (n), Pult (e), Lese (g), Nest (r), Samen (o), Witz (s), Same (s), Garten (e), Tuba (s), Erna (a), Heil (c), Leda (h). Sigel (e). = Instinkt ist eine große Sache. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Nairobi, 2. Usedom, 3. Ruedesheim, 4. Daressalam, 5. Influenza, 6. Edam, 7. Tahiti, 8. Otranto, 9. Reutlingen, 10. Hindostan, 11. Engadin, 12. Inventar, 13. Theben, 14. Bordighera, 15. Erzgebirge, 16. Geislingen, 17. Eichelhäher, 18 Hohenzollern, 19. Rotterdam, 20. Treviso, 21. Dithmarschen. „Nur die Torheit begehrt, die Erfahrung verzichtet." ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Bad. 3. Tirpitz, 7. Salo, 8. Ares, 10. Lust, 11. Koje, 12. Robe, 13. Vogtei, 15. Man, 16. Merlan, 19. Arie, 21. Niet, 22. Lein, 23. Eger, 24. Urne, 25. Areopag, 26. Ire. — Senkrecht: 1. Brot, 2. Diakon, 3. taub, 4. Ilse, 5. Trog, 6. Zeit, 7. Slowene, 9. Seemine, 12. Rom, 13. van, 14. Ile, 15 Matrei, 17. Riga, 18. leer, 19. Aera, 20. Ring, 22. Lupe. ✱ **Silbenaussuchrätsel:** Von Worten zu Werken ist ein weiter Weg. ✱ **Domino-Rätsel:** Die Steine sind in Hakenkreuzform zu ordnen. Es ergibt sich die letzte Strophe des Gedichts „Mahnruf": Neues Werden bringt dir Kunde! Schicksal ruft zur Einigkeit, fordert zur Entscheidungsstunde Herz und Hände tatbereit! ✱ **Kryptogramm:** Karwendel, Zeiger, Traber, Norwegen, Speise, Geste, Hetze, Gemahl, Zeichen, Meiningen. Volte, Weckglas, Rücken, Irrlicht, lavieren, Detlev, Bierwagen, Geschirr, Tender, Basrelief, Geschlecht. „Wenige, aber weise Gesetze machen ein Volk glücklich; viele verwirren das Recht." ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 2. Mund, 6. Dresden, 9. Unikum, 12. Alpen, 13. Oder, 14. Radium, 17. Ehe, 19. Murg, 20. Eta, 21. an, 22. J. B., 24. Ra, 25. Isere, 27. Nab, 29. naß, 30. N. O., 32. Blei, 34. Tee, 35 Apfel, 37 S. S., 40. Leck, 41. Takt, 43. Zar, 45. a. D., 46. Adrian, 48. Nr., 49. Deal, 50. Birne, 51. Termin, 53. Wolgast, 54. Amor. — Senkrecht: 1. Braten, 2. Menam, 3. un, 4. Du, 5. Kurmark, 7. Elch, 8. der, 10. Rom, 11. Kette, 15. Dur, 16. Iran, 18. Einbeck, 21. Anna, 23. Ball, 25. Eser, 26 Ehre, 28. Be, 31. Opladen, 33. Isar, 36. Feder, 38. Ski, 39. Arrest, 42. Tabor, 46. Alt, 47. Nil, 52. Na, 53. wo. ✱ **Füllrätsel:** 1. Lavendel, 2. Gladiole, 3. Palankin, 4. Pallasch, 5. Brotlaib, 6. Tamerlan, 7. Mantilla.

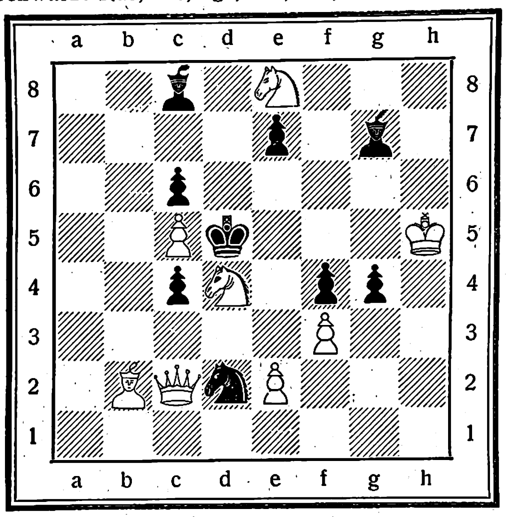
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger. München. Bayerstr. 99/II

Aufgabe
(Urdruck)

Von Georg E v e r s, Mülheim-Ruhr.

Schwarz: Kd5, Lc8, Lg7, Sd2, Bc4, c6, e7, f4, g4 (9).



Weiß: Kh5, Dc2, Lb2, Sd4, Se8, Bc5, e2, f3 (8).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 14

Dreizüger von Bruno M e y e r, Bremen.
Weiß: Ka7. De8, La3, Lg8, Sd4, Bc3 (6)
Schwarz: Ka5, Td5, Lb7, Bb6, d6, d7 (6)
1. De8—h5! T×h5; 2. Lb4†, Ka4; 3. Lb3‡.
1. . . ., Ka4; 2. Dd1†, K×a3; 3. Db3‡ usw.

Richtig gelöst: A. Roth, München; H. Fisch, Mülheim-Ruhr-Speldorf; H Petschelt, Lauenburg; O. Hoffmann, Hamburg; O. Behncke, Cuxhaven; A. Diezemann, Herzberg (El.); W. Noack, Hamburg; F. Oergel, Bln.-Charlottenburg; Stieler, Dortmund-Aplerbeck; J. Herwig, Gotha; E. von On, Reutlingen; G. Wollerich, Cuxhaven; A. Hinrichs, Naumburg-Saale; J. Diehl, Oberschmitten; C. Weinrich, Syke; Dr. W. Gritscher, Saarlautern; H. Stadtmüller, Karlsruhe; Th. Menke, Hamm; R. Heir., Strehlen; F. Büttner, Fürth i. B.; R. Kugelmann, Frankf.-Main; P. Antweiler, Köln-Merheim; F. Stachelroth, Bln.-Lankwitz; L. Hofmeister, H. Scharff, Oberviechtach; A. Neiger, Vijnita-Bukovina; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; Pfr. Klein, Setzingen; H. Krause, Alsfeld; G. Peipers, Eckardtsheim.

Einige Löserurteile: „Eine selten gut komponierte Aufgabe und zugleich eine schöne Idee" A. R., M.; „Ein feines Damenopfer" W. N., H.; „Eine schöne Aufgabe mit hübschen Variationen" Dr. G., S.; „Ein kühner Handstreich der Dame" F. St., B.-L.; „Ein hervorragendes Rand- und Schnittpunkt-Problem mit seltenem Schlüssel" H. K., B.-N. usw.

Hartnäckiger Stellungskampf

Gespielt im Olympia-Ausscheidungsturnier Stadtprozelten

Weiß: Zollner. — Schwarz: Schmitt Ludwig

Damenbauernspiel

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	Sg8—f6	20.	Ld2—c3	f7—f5
2.	Sg1—f3	e7—e6	21.	Tf1—e1	g7—g5![9]
3.	c2—c4	Lf8—b4†[1]	22.	Sf4—h3	f5—f4
4.	Sb1—d2[2]	d7—d5	23.	g3×f4	g5×f4
5.	a2—a3!	Lb4—e7[3]	24.	Dd1—d2	Le7—h4!
6.	g2—g3	0—0	25.	Te1—f1	Dd7—f5
7.	Lf1—g2	b7—b6	26.	e2—e3	f4×e3
8.	0—0	Lc8—b7	27.	Dd2×e3	Df5—g6
9.	c4×d5![4]	e6×d5	28.	Kg1—h1	Ta8—e8[10]
10.	Sf3—e5	c7—c5	29.	De3—d2	Kg8—h8
11.	Sd2—f3	Sb8—c6	30.	Tf1—g1	Lb7—c8?[11]
12.	Se5×c6!	Lb7×c6	31.	Sh3—f4!	Dg6—f5
13.	Sf3—e5	Lc6—b7[5]	32.	Sf4×d5![12]	Sh6—g8
14.	Lc1—e3	Dd8—c8	33.	Sd5—e3	Df5—f4
15.	Ta—c1	Dc8—e6	34.	Se3×c4	D×D
16.	Se5—d3![6]	Sf6—g4	35.	Sc4×D	Lh4—f2
17.	Le3—d2!!	c5—c4![7]	36.	d4—d5†	Sg8—f6
18.	Sd3—f4	De6—d7	37.	Sd2—e4	Te8×Se4
19.	f2—f3	Sg4—h6![8]	38.	f3×e4	aufgeg.

[1] Schwarz will schnell seinen Königsflügel entwikkeln, büßt aber später mit dem Rückzug des Läufers ein Tempo ein, so daß diese Spielweise wohl nicht zu den besten gehören dürfte.

[2] Gewöhnlich wird hier Lc1—d2 gespielt.

[3] Ein Tausch auf d2 ist nicht zu empfehlen, da der schwarze Königsläufer eine der wertvollsten Waffen des Nachziehenden ist.

[4] Sehr wichtig und stark. Das Nehmen auf d5 mit einer Figur wäre jetzt nicht gut wegen Dd1—c2 und Schwarz könnte e2—e4 nicht verhindern.

[5] Der Textzug ist besser, als er aussieht. Die schwarze Dame bekommt bessere Felder.

[6] Ein weitberechneter scheinbarer Rückzug. Der Springer soll auf f4 landen.

[7] Falsch gewesen wäre das Bauernopfer mit c5×d4 anzunehmen, denn die Folge 18. Tc1—c7, Ta8—b8, Sd3—f4, De6—d6, Tc7×b7, Tb8×b7, Sf4×d5 ist unangenehm für Schwarz.

[8] Gut gespielt. Schwarz will den weißen Plan, e2—e4 durchzusetzen, mit f7—f5 verhindern.

[9] Ausgezeichnet. Nachdem e4 unterbunden ist, kommt der Nachziehende plötzlich zu einem gefährlichen Königsangriff.

[10] Schwarz hat die Initiative ergriffen und auch die bessere Stellung erreicht, trotzdem ist es sehr schwer, dies in irgendeinen materiellen Vorteil umzusetzen, da das weiße Spiel immer noch große Dynamik enthält.

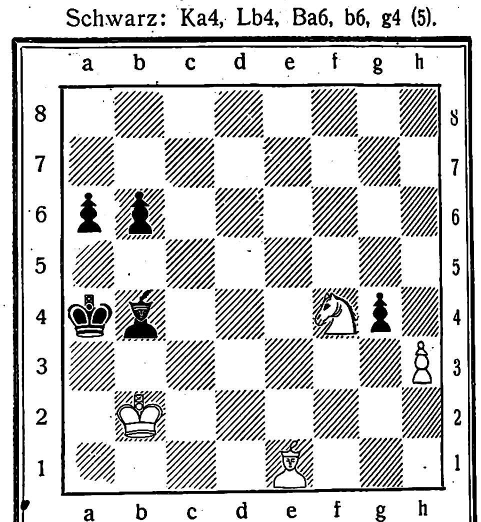
[11] So natürlich der Textzug aussieht, es ist trotzdem der Verlustzug. Die verborgene Kraft des weißen Spiels kommt jetzt zum Vorschein. Besser war Sh6—f5.

[12] Damit bricht das schwarze Spiel schlagartig zusammen. Was durch planmäßiges Spiel nicht zu erreichen war, ist jetzt durch einen Fehlzug des Gegners gelungen, Weiß hat das feindliche Zentrum zertrümmert. Wenn der Springer auf d5 genommen wird, so verspeist Weiß den Springer auf h6.

Überraschende Spielführung

In der folgenden Endspielstellung, die von S. K o z l o w s k i, Warschau, stammt, überrascht die effektvolle Spielführung.

Schwarz: Ka4, Lb4, Ba6, b6, g4 (5).



Weiß: Kb2, Le1, Sf4, Bh3 (4).

Weiß am Zuge gewinnt! W o d u r c h?

L ö s u n g: Durch 1. Le1×b4, g4×h3 (Auf 1. . . ., K×b4; gewinnt 2. h4! leicht); 2. Lb4—e7!, h3—h2; 3. Sf4—e2, h2—h1 D; 4. Se2—c3†, Ka4—a5; 5. Kb2—b3! Nun kann Schwarz das auf b4 drohende Matt nur durch Preisgabe der Dame abwehren.

Wie entstanden diese Redensarten?

Unterm Wusche!

Was man „unterm Wusche" tut, macht man möglichst rasch und heimlich, um dabei unbemerkt zu bleiben Wusch ist eine früher namentlich in Mitteldeutschland gebräuchliche Form für Wisch.

In der Redensart „unterm Wusche" ist jener Strohwisch gemeint, welcher in früheren Jahrhunderten auf dem Marktplatz einer Stadt aufgesteckt wurde zum Zeichen, daß der Einkauf nur den Einwohnern der Stadt erlaubt sei. Fremde, Höker und Wiederverkäufer aller Art durften, solange der Wisch aufgesteckt war, nichts einkaufen. In einer Leipziger Verordnung vom Jahre 1464 wird bekanntgemacht, daß weder ein Bürger noch ein Fremder Getreide kaufen soll, zum Wiederverkauf aufzuschütten, „die weile der wusch sticket — erst wene der wusch nedder gelegit ist, mag yderman kauffen —". Im Jahre 1449 führten die Tuchmacher von Mittweida Klage, indem sie ausführten, daß sie daheim einen freien Markt hätten, während ihnen das in Rochlitz „geweret ist, die weile der wusch stecket —".

Nach den Stadtordnungen von Gera hatte der Marktmeister alle Markttage einen Strohwisch auf den Röhrkasten des Marktbrunnens zu stecken. Auch hier war freier Handel erst gestattet, „so balden der wisch vom roerkasten geworffen ist —"!

An die Stelle des Wisches trat später oft eine Fahne. So heißt es im Kulmbacher Stadtrecht: „— bis die auf dem Markt aufgesteckte Fahne hinweggetan ist, oder, wie man sagt: der Wisch geworfen ist, sollen gemeine der Stadt den ersten Kauf haben —".

Wer unerlaubterweise „unter dem Wusche" — unter dem noch aufrecht stehenden Strohwisch — etwas kaufen wollte, mußte rasch und heimlich verfahren. So hat sich die Redensart „unterm Wusche" erhalten für jedes schnell und unbemerkt getätigte Geschäft.

Vom Hundertsten ins Tausendste kommen!

Die verschiedensten Dichter und Philosophen bedienten sich dieser Redensart. Kant sagt: „Die Einbildungskraft geht vom Hundertsten ins Tausendste." Lessing: „Das Hundertste ins Tausendste schwätzen." In Immermanns „Münchhausen" liest man „Aus dem Hundertsten ins Tausendste verfallen."

Man deutete sich diese Redensart dahin, daß sie ausdrücken sollte „so vielerlei reden, daß man nicht nur auf hundert, sondern sogar auf tausend Dinge zu sprechen komme!" Ursprünglich aber hieß es: „Das Hundert in das Tausend werfen!" Agricola sagt: „Wer hundert zu tausend wirft, und rechnet mit dazwischen die andern hundert, als zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, hundert und alsdann tausend, der macht's also, daß niemand weiß, was er rechnet oder redet. Darumb wird dis wort gebrauchet wider die, welche viel gewesch machen und sagen viel, sie aber bald wissen nicht, wo es angefangen hat und wo sichs endet."

Ausgehen wie das Hornberger Schießen!

So bezeichnet man eine Angelegenheit, die trotz vielen Lärms ohne Erfolg ausgeht. Es handelt sich dabei um eine Scherzrede, wobei eine Art Schildbürger den Mittelpunkt bilden. Zu Hornberg im Badischen war auf Johanni 1667 ein großes Schießen angesagt. Die Jahre vorher war viel guter Wein gewachsen. Nach der Chronik war der Krug von 5 Liter um wenige Kreuzer zu haben. Als man nun während des Festes vier Stunden lang geschossen hatte, war das Zündkraut zu Ende, so daß ein weiteres Schießen unmöglich war. Der gute Wein mochte die Schuld tragen, daß noch keiner der Schützen die Scheibe getroffen hatte. Und so war auch kein Schützenkönig da. Die Schützen traten in geheimer Sitzung zusammen, um zu beschließen, was jetzt zu tun sei. Man kam überein, den Scheibenanzeiger zu beauftragen, daß er ausmessen sollte, wie nah und wie weit jeder Schütze an der Scheibe vorbeigeschossen habe. Derjenige, der mit seinem Schuß der Scheibe am nächsten gekommen sei, sollte König werden. Da aber die Kugeln in der Luft keine Spuren hinterlassen hatten, konnte der Scheibenanzeiger die verlangten Messungen nicht vornehmen, und die braven Hornberger mußten ohne Schützenkönig nach Hause ziehen.

Durch die Blume!

Spricht man „durch die Blume", dann will man eine Sache verhüllt erzählen und durch Anspielungen nur einzelnen verständlich reden. Schon Luther sagt: „So meinen sie, eine Sache zu blümeln und wollen damit die Leute schmähen."

Auch der Satiriker auf der Kanzel, Sancta Clara, sagt: „Gott sieht nicht nur das Wahre, sondern auch das Verblümte!"

Das Wort stammt von der symbolischen Bedeutung, mit der manche Blumen umgeben werden. Da gilt die Rose allgemein als Blume der Liebe. Andere Blumen führen gleich den Namen ihres Symbols: Vergißmeinnicht — Männertreue usw.! Die Blumensprache war im Mittelalter und in der galanten Zeit des Rokoko sehr verbreitet. Darunter verstand man die Kunst, sich durch Blumen, die nach einer geheimen Bedeutung geordnet und zusammengesteckt waren, verständlich zu machen. Diese Blumensprache wird noch heute im Orient viel angewandt, man nennt sie dort Sesam.

Hunde tragen!

Wer „Hunde tragen" soll, dem wird eine harte Strafe angedroht. Diese Redensart stammt aus dem frühen Mittelalter. Damals war es für Edelleute, welche den Landfrieden gebrochen hatten, eine übliche Strafe, vor ihrer Hinrichtung einen Hund bis an die Grenzen des Gaues zu tragen. So mußten beispielsweise aufrührerische Meißner Edelleute den Hund bis Bautzen tragen, dem seinerzeitigen Grenzort zwischen der Mark Meißen und der Lausitz.

ANEKDOTEN

Dem westfälischen Bauern sagt man einen besonders starren Sinn zu, daß er aber auch Mund und Herz auf dem rechten Fleck hat, möge folgende Anekdote beweisen. So wollte ein westfälischer Bauer einen Freund in Berlin besuchen. Auf der Straße fragt er einen vorübergehenden Berliner:

„Wie komme ich zu der ...-Straße?"

Der Berliner überlegt einen Augenblick, dann sagt er:

„Sie können hier in den Autobus einsteigen und vom ....-Platz mit der Straßenbahn weiter fahren. Wenn Sie aber jetzt eine Minute geradeaus gehen und dann mit der Untergrundbahn fahren, sparen Sie drei Minuten!"

Der Bauer sah den Mann an, lächelte und fragte:

„Und was mache ich mit den drei Minuten?"

*

Es war in der Zeit des Siebenjährigen Krieges, als eine Schwadron österreichischer Kavalleristen an einem Felde vorbeiritt, auf dem ein Landmann arbeitete, ohne sich um die Soldaten zu kümmern. Einer rief nun dem Bauern zu:

„Immer schön fleißig, damit wir im nächsten Jahre, wenn wir wiederkommen, auch etwas von deiner Mühe haben!"

Schlagfertig entgegnete der Bauer:

„Das gebe ich euch von Herzen, ich säe nämlich Hanf, aus dem man Stricke macht!"

*

Ein neuer Amtshauptmann will seinen Bezirken einen kleinen Besuch abstatten, um sie so kennenzulernen. Da es gutes Wetter ist, beschließt er, zu Fuß durch das sauerländische Westfalen zu pilgern. Gegen Abend ist er bemüht, ein kleines Städtchen zu erreichen. Doch mit dem Weg hapert es. Wo muß er hergehen? Da kommt ein alter Bauer vorbei.

„Sagen Sie mal, wo geht der Weg nach B...?"

Der alte Westfale ist es gewohnt, zu jedem „Du" zu sagen, und so lautet die Antwort:

„Nach B...? Da mußt du hier durch das Tal und dann über den Berg laufen!"

„Wissen Sie auch, wer ich bin? Ich bin der Amtshauptmann!"

„Und wenn du der Kaiser von China bist, nach B... mußt du von hier aus immer durch das Tal und dann über den Berg!"

Der Bauer sprach's und ging seinen Weg weiter.

*

Der berühmte Maler, Altmeister Gebhardt, ging in seinen Sommerferien immer auf das Land. So kam er in einem Sommer wieder in das Dorf, in dem er den vorigen Sommer verbracht hatte. Es entwickelte sich folgendes Gespräch zwischen der Bäuerin und dem Maler: „Sie haben im vorigen Jahr so ein schönes Bild von dem Fritz gemalt, da war so viel Farbe drauf. Können Sie nicht dieses Jahr wieder eins malen?"

„Gern, wenn Ihnen das Bild gefallen hat!"

„Das ja nicht, aber die Fliegen bleiben so hübsch dran kleben!"

*

Bei einer kleinen Fußwanderung über Land trifft Gebhardt einige Landarbeiter, die im Grase liegen und Mittagsrast halten. Rasch zieht der Meister ein Skizzenbuch heraus und fängt an zu zeichnen. Doch der Mann, auf den es Gebhardt besonders abgesehen hat, ist im Begriff, einen kleinen Schlaf zu tun. Gebhardt ruft ihm zu:

„Bleiben Sie noch einige Minuten wach und lassen Sie sich zeichnen. Wenn ich fertig bin, bekommen Sie eine Mark!"

Das Modell guckt zu dem Maler rüber und meint:

„Hier haben Sie einen Taler, nun lassen Sie mich in Ruhe!"



MIT SONDERKOMMANDO BETRAUT

Der Generalsekretär der Faschistischen Partei, Starace, hat Auftrag von dem italienischen Regierungschef, die Truppenbewegungen auf dem abessinischen Kriegsschauplatz zu überwachen. Bei seinem Eintreffen in Gondar, der einstigen Hauptstadt von Abessinien, wurde er von den unterworfenen Einwohnern empfangen. Im Hintergrund die Ruinen des alten, berühmten Kaiserpalastes von Gondar.

DIE KAMERA SIEHT MEHR ALS WIR



„STOSSTRUPP HITLER VON 1923" IN STETTIN

Angehörige des historischen Stoßtrupps besichtigen den Stettiner Hafen. Den alten Kampfgenossen wurde beim Marsch durch die Straßen Stettins ein begeisterter Empfang zuteil.



AGYPTENS NEUER KÖNIG FARUK I.

Der erst 16jährige Herrscher hat als Prinz seine Erziehung in London genossen. Bis zu seiner Großjährigkeit, die er nach ägyptischer Rechtsauffassung im August 1937 erlangt, werden die Geschicke des Landes von einem Regentschaftsrat überwacht.

Aufnahmen:
Weltbild (3), Associated Press (2).



LAVAL UNTER DEN WÄHLERN

Mit dem Stimmschein in der Hand begibt sich Pierre Laval, heute Senator des Departements Seine, das eine starke Zunahme an Kommunisten zu verzeichnen hatte, zur Wahlurne.



VERSCHOLLEN GEWESEN UND WIEDER AUFGEFUNDEN

Der deutsche Gesandte v. Stohrer in Ägypten war von einem Automobilausflug in die Wüste nicht zurückgekehrt. Niemand konnte sich sein Verschwinden erklären, denn v. Stohrer, ein routinierter Wüstenfahrer, hatte schon oft Sandstürme und Autopannen bei solchen Fahrten glücklich überstanden. Zwölf Bomber der britischen Luftstreitkräfte suchten nach dem Vermißten. Die Fliegeroffiziere Mac Worth und Richardson entdeckten ihn schließlich und brachten ihn wohlbehalten zurück. v. Stohrer (××) und sein Mechaniker (×).

Jagd nach dem

VON DEN DEUTSCHEN FORSCHUNGEN ÜBER DIE WINDVERHÄLTNISSE ISLANDS,



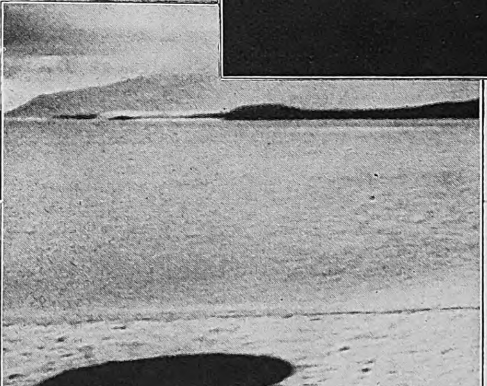
Der Ausreißer!
Ein Windmeßballon deutscher Forscher auf Island, der mit wertvollsten Instrumenten im Korb durch eine plötzlich auftretende Bö vom Sturm entführt wurde. Die Gondel birgt die Meßinstrumente, aus denen man Windstärke, Temperatur, Ballonhöhe in Kurven aufgezeichnet abliest.



Eine junge isländische Bäuerin sieht zum ersten Male einen Ballon. Sie weiß in der Einsamkeit des inneren Island nicht, wie bald regelmäßig Flugzeuge ihre Motoren in Islands Stille dröhnen lassen werden.



Die leuchtende Silberkugel hat sich erhoben; der Wind hat das Fesselseil zerrissen, und der Ballon droht ins Meer zu treiben. Über der Küste schlägt der Wind — typisch für Island — um und treibt den Ballon nordwestwärts ins Land.



Der Wind jagt den Ballon über Islands Gletscherwüsten. Schemenhaft folgt ihm sein Schatten über das wellige Land.



Links: Die Verfolger im Auto fahren oft ohne Weg einfach durch die flachen Flüsse immer dem Ballon nach.

Ziehen Sie auf einem Globus die kürzeste Verbindungsgerade zwischen Berlin und Chikago!

Sie geht über Island und Südgrönland. In allernächster Zukunft wird Island Stützpunkt für die im Entstehen begriffene transatlantische Fluglinie sein.

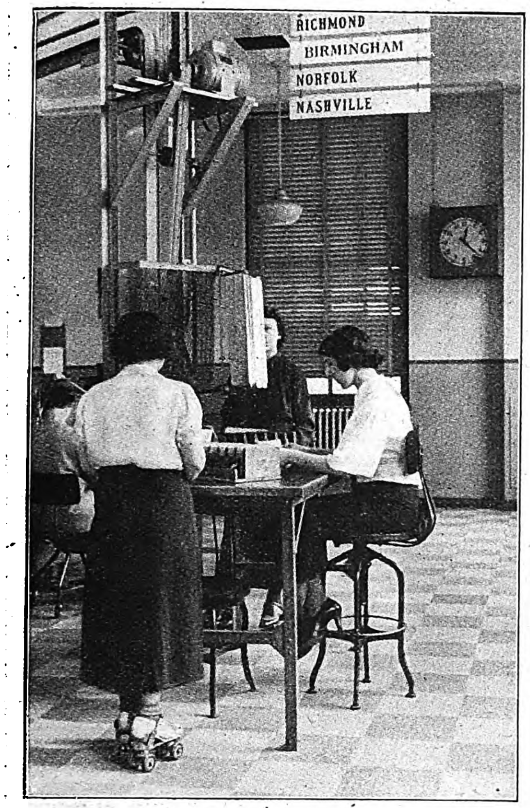
Für alle Flugzeugführer ist die genaue Kenntnis der Wettergestaltung und der Windverhältnisse auf der Flugstrecke von entscheidender Wichtigkeit für die Sicherheit des Fluges. Darum werden die zu überfliegenden Gebiete von den Sachverständigen aufs eifrigste untersucht.

Bis zu 2000 Meter Höhe werden Richtung und Stärke des Windes festgestellt und die Voraussetzungen der Entstehung und Veränderung geprüft. Bei diesen Untersuchungen riß eine plötzlich auftretende Bö den zu diesen Untersuchungen verwendeten Fesselballon mit.

Um den wertvollen Ballon und die im

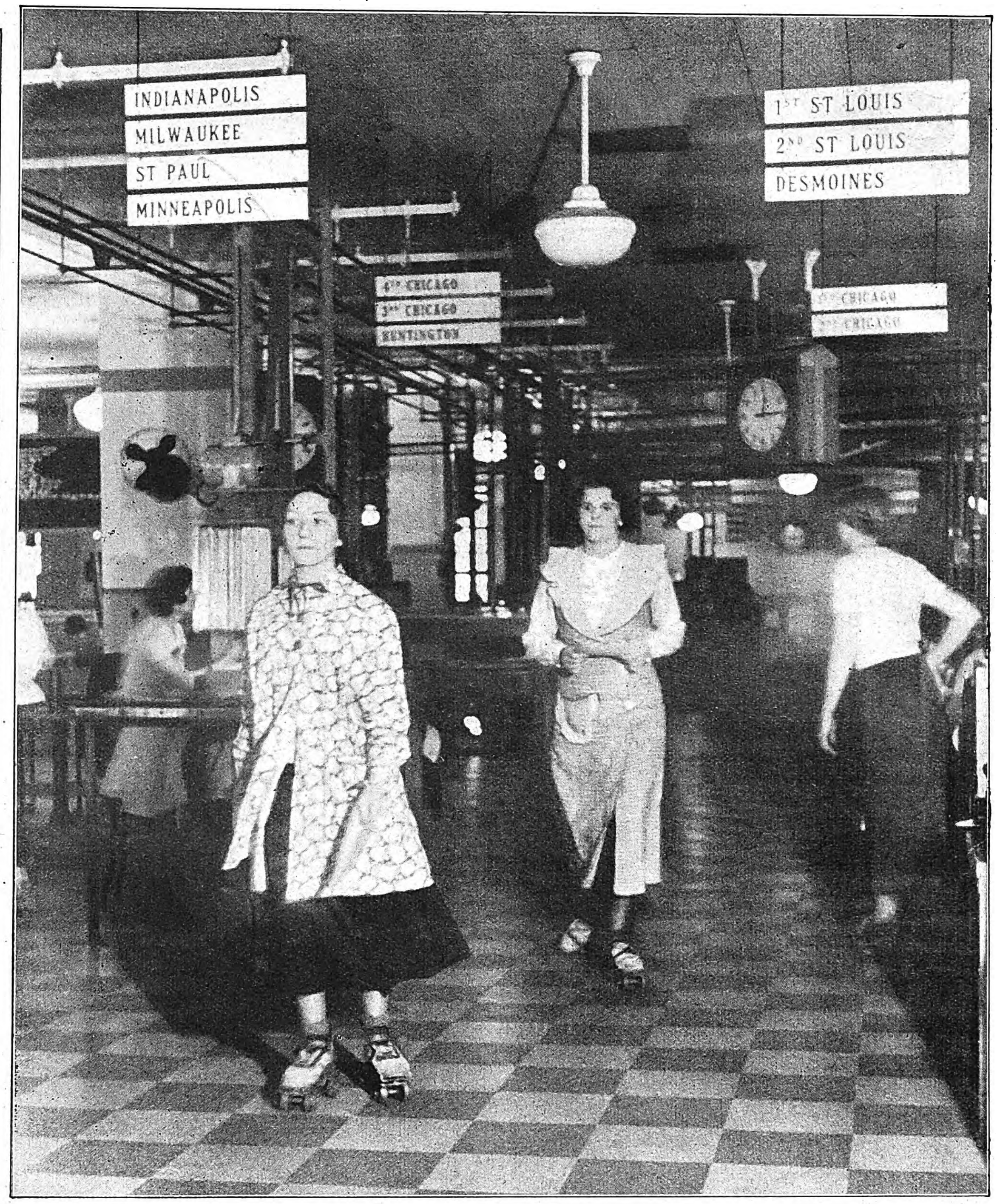
Dienst auf Rollschuhen

KINDERSPIELZEUG WIRD BERUFSGERÄT

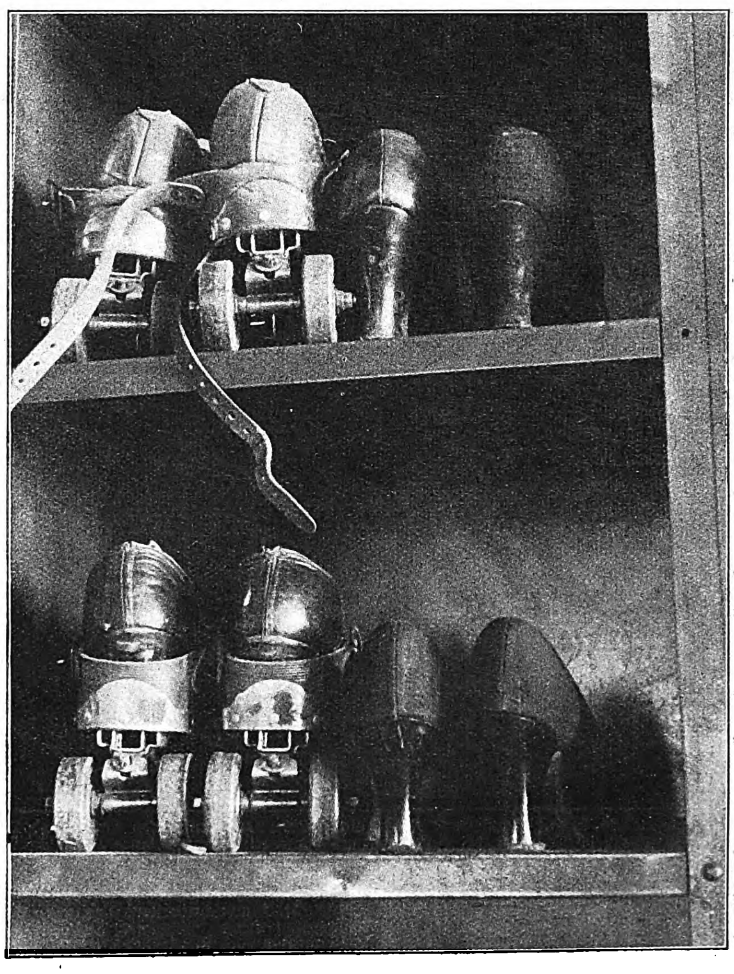


Auf Rollschuhen durch die Arbeitssäle.
Die Telegramm-Verteilerinnen einer großen amerikanischen Telegraphengesellschaft sind mit Rollschuhen ausgerüstet, um die weitläufigen Räume mit größerer Schnelligkeit durchqueren zu können.

Die Rohrpost im Hause ist eine Selbstverständlichkeit bei modernen Großbetrieben. Wenn dagegen Nachrichten durch die Riesenräume eines einzigen Stockwerks an hundert verschiedene Plätze verteilt werden sollen, wie es im Betrieb einer großen amerikanischen Nachrichtenagentur der Fall ist, so kann der Rollschuh als zweckmäßiges Beförderungsmittel gelten. Jede Sekunde ist kostbar; ungeduldig warten bereits die Schriftleitungen in den fernsten Staaten. Das Fräulein auf Rollschuhen weiß, wie sehr es auf höchste Geschwindigkeit ankommt.



Auch der kleinste Zeitgewinn ist von Bedeutung.
Depeschen werden von der Einlaufstelle an die Beamtinnen der verschiedenen Stationen verteilt.



Aufnahmen: Associated Press.

Nach der Arbeit.
In den Garderobenschränken der Verteilerinnen stehen Rollschuhe — ein ungewöhnliches Bild

Einmal noch mit einem „blauen Auge" davongekommen



Das ging noch einmal gerade gut ab! Etwas mehr Pech, und der Stier hätte den Espada auf die Hörner genommen!

Unzählig sind die Zwischenfälle, bei denen es noch eben glimpflich abgeht. Jeder hat einmal in Sekunden höchster Gefahr geschwebt und — ist heil herausgekommen. Selten aber nur gelingen der Kamera solche Aufnahmen.



Dieser Bergsteiger kann von Glück sagen, daß er aus nur sieben Meter Höhe in tiefen Schnee stürzte. Er kam mit dem bloßen Schrecken davon.



Im Kreis: Das Kraftrad überschlägt sich — der Fahrer bleibt unversehrt.

Aufnahmen: Scherls Bilderdienst.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft. Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. 36: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8.
[ABCDEF]

Aethiopia — italiana!

La guerra è finita!

(Abessinien ist italienisch!
Der Krieg ist zu Ende!)

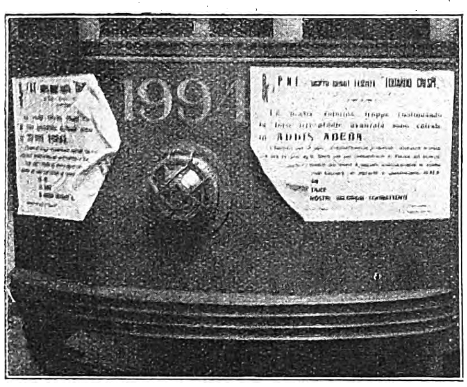
Mussolini am 5. Mai 1936

In allen Städten Italiens fieberhafte Erregung: Die Nachricht von der Einnahme Addis Abebas ist bekannt geworden. Für ein großes Volk ist ein großes und schweres Unternehmen, das wie kaum ein anderes mit unerhörten Opfern und Verlusten durchgeführt worden ist, glücklich zu Ende gebracht worden. Auf dem Balkon des Palazzo Venetia in Rom konnte Mussolini am Abend des 5. Mai laut verkünden: „Der Krieg ist zu Ende!" Das Jubeln und die Freude der Tausende, die zum größten Teil Verwandte oder Freunde bei der Armee in Afrika haben, die an diesem Abend diese Worte hörten, hallte durch ganz Italien und währte die Nacht hindurch.

Aufnahmen: Weltbild.



Die Bevölkerung Roms im Siegestaumel.
Wie in allen Städten Italiens, kannte auch in Rom die Freude und die Begeisterung keine Grenzen. Das Bild gibt einen Eindruck von der Stimmung in den Straßen der Hauptstadt.



Die Siegesbotschaft ist an den Straßenbahnwagen angebracht worden. Sie schließt mit der Aufforderung, dem König, dem Duce und den tapferen Kämpfern ein „vibrante e potentissimo Alala" auszubringen.

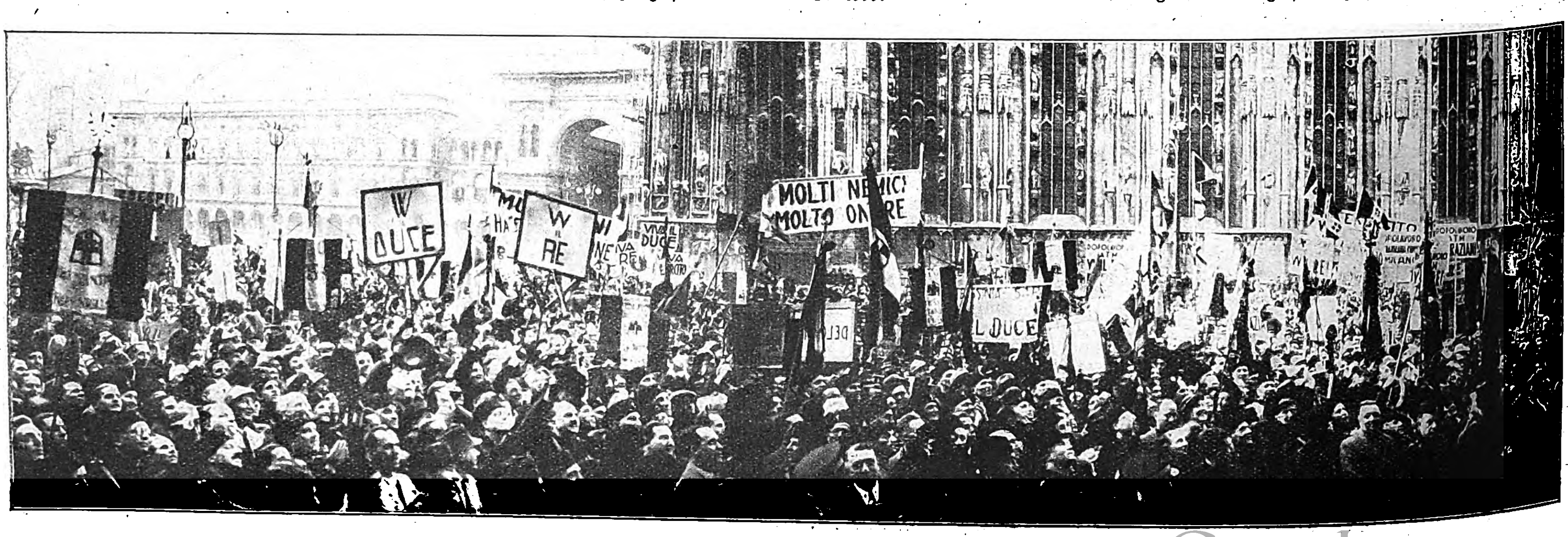


Fahnen und Spruchbänder in Mailand.
Unübersehbare Menschenmengen feiern zu nächtlicher Stunde den Sieg der italienischen Waffen. Auf den Schildern immer wieder W = die Abkürzung für Evviva — Es lebe!

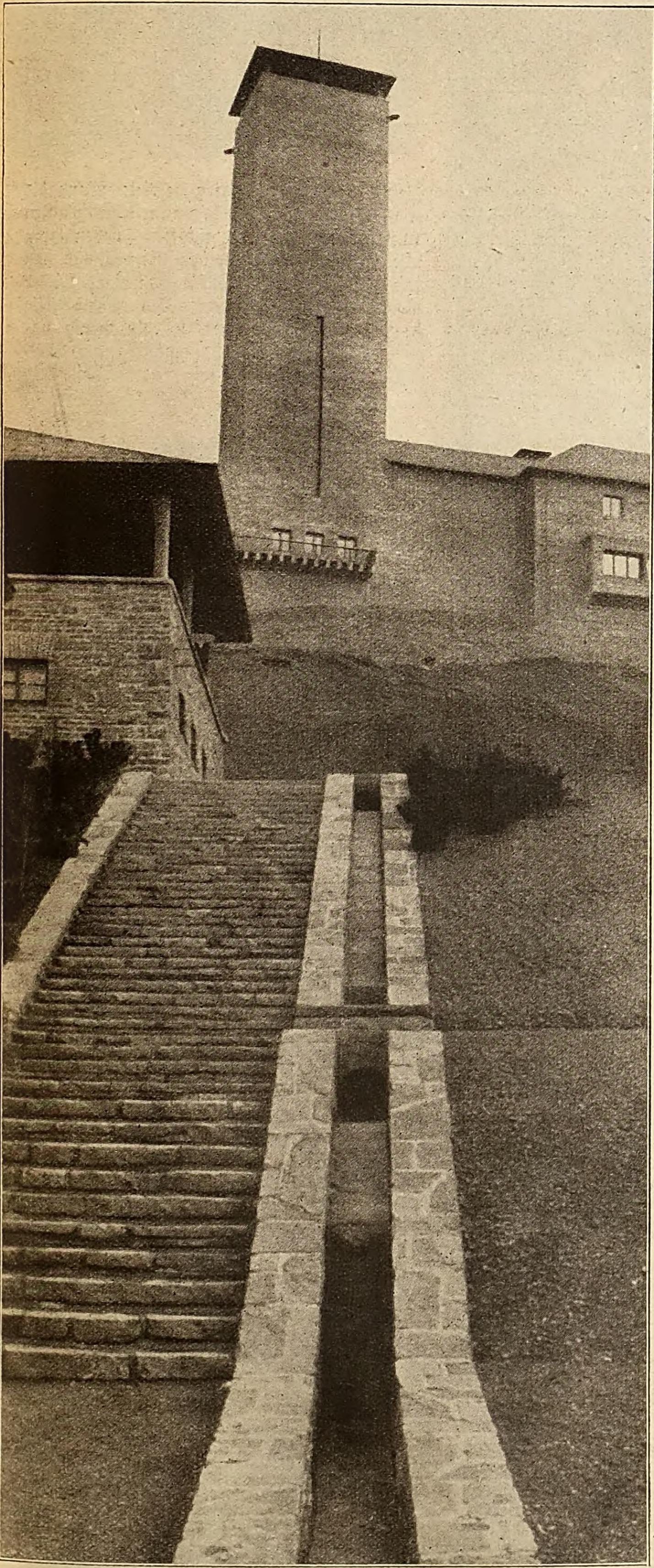


Siegesfreude in Rom:
Die Begeisterten zogen auch vor den Quirinalspalast, in dem der König residiert. Er ist oben auf den Balkon getreten und nimmt die Huldigungen entgegen.

Unten:
Die Wogen der Begeisterung vor dem Mailänder Dom.



zum Flughafen Stralsund. In Hamburg erwarten uns schon in der Howaldt-Werft Betriebsführer, Gefolgschaft und Ehrengäste zum feierlichen Akt der Kiellegung zweier KdF.-Dampfer. Als Dr. Ley spricht, leuchten die Augen der Arbeiter, denn sie sehen hier, wie Wort und Tat zur Synthese werden. Wer von den Veteranen unter diesen Menschen der Arbeit hätte es sich je erträumt, daß ihre Wünsche, deren Erfüllung ihnen früher immer nur versprochen wurde, doch noch zu ihren Lebzeiten verwirklicht werden? Von Hamburg aus trägt uns in der Nachmittagsstunde das Flugzeug nach Bonn am Rhein. Hier harrt wieder eine große Menschenmenge der Grundsteinlegung des Erweiterungsbaues des Erholungsheimes der DAF. Am andern Morgen in der Frühe knattern die Motoren unserer Kraftwagen durch die stille, romantische Gegend der Eifelberge. Wir sind auf dem Wege zur Ordensburg Vogelsang, wo Dr. Ley die feierliche Eröffnung des Lehrbetriebes dieser Burg vornehmen wird. 500 kerndeutsche Männer, alle gleich ausgerichtet in Geist und Haltung, sind angetreten: die ersten Junker der Burg!



Die Ordensburg Vogelsang in der Eifel.

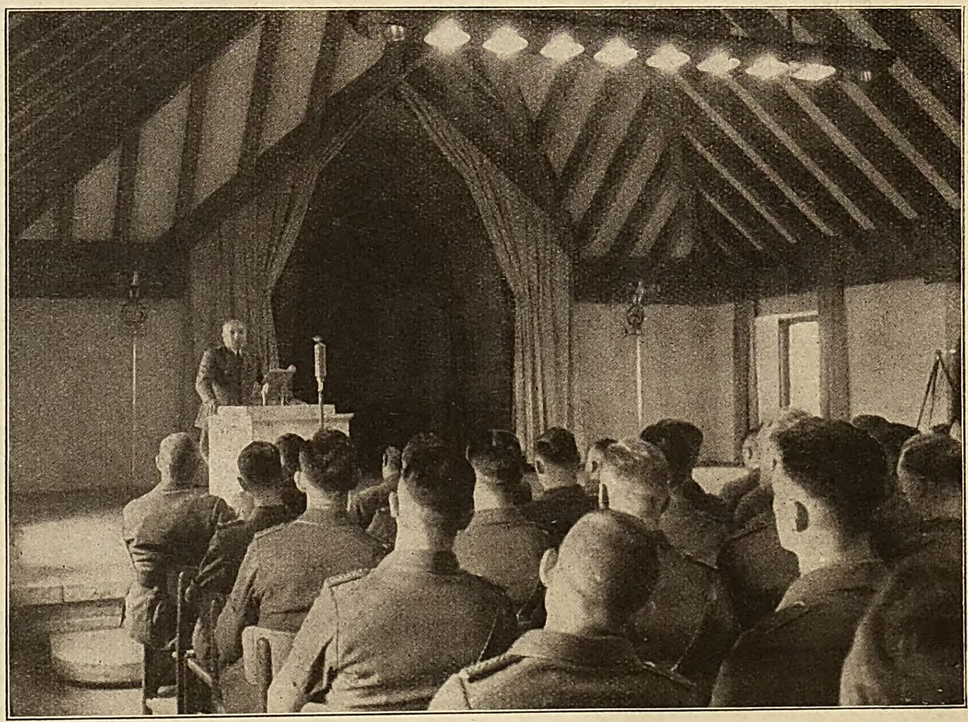
Nach der Kiellegung in Hamburg begab sich Dr. Ley am gleichen Tage im Flugzeug ins Rheinland, um den Lehrbetrieb auf der Ordensburg Vogelsang zu eröffnen. 500 Parteigenossen, die in dreijähriger Schulung zu einem Orden zusammengeschweißt werden, sind hier aus allen deutschen Gauen nach Maßgabe strengster Auslese vereinigt.

Sonderaufnahmen für den „J.B". von Fritz Boegner.



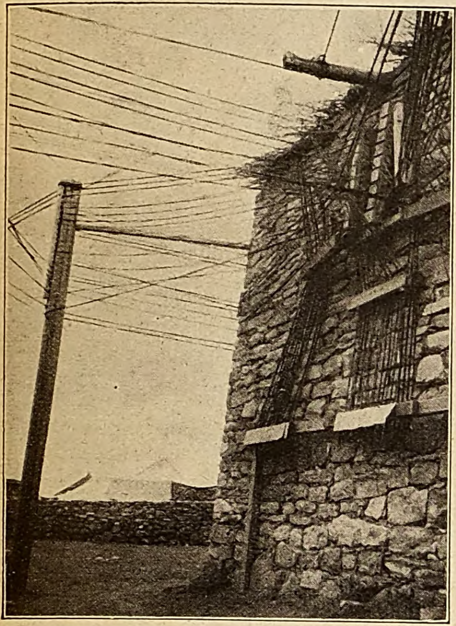
Bei der feierlichen Grundsteinlegung zum Erweiterungsbau des neuen DAF.-Erholungsheimes in Königswinter a. Rh.

Dr. Ley besichtigt die Schulungsteilnehmer des bisherigen, nun zum Erholungsheim umgewandelten Schulungsheimes.



Dr. Ley während seiner Begrüßungsansprache an die 500 Männer des ersten Lehrganges auf der Ordensburg Vogelsang.

Diese Parteigenossen bilden nach schweren Eignungsprüfungen das Nachwuchskorps der Politischen Leiter, das neue Führertum Deutschlands.



Die Nerven des Hauptquartiers von Enda Jesus

In einem zerschossenen Tukul auf den Höhen von Makalle münden die Telephondrähte der vorgeschobenen Brigaden. Von hier aus gehen auch die Drahtberichte der Korrespondenten nach der Marine-Radiostation in Asmara, um von dort aus nach Europa weitergeleitet zu werden.



Ein Teilnehmer an den letzten Kämpfen, in denen er eine Kopfverletzung davontrug, kurz vor dem Abtransport zur Küste.

Aufnahmen: Roland Strunk

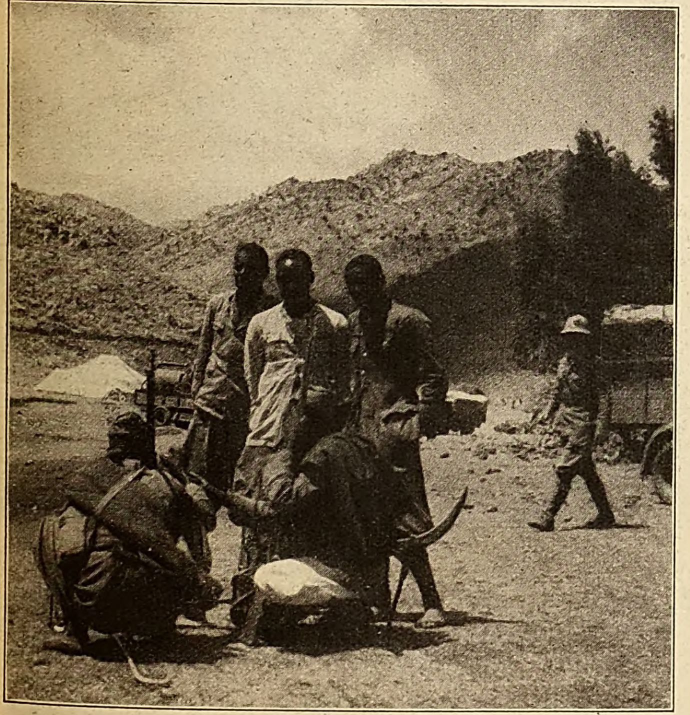
wie sie. Wir Knaben der neunziger Jahre wußten noch nichts von Flugzeugen, sonst hätten wir eben angenommen, wir flögen als stolze Piloten über diesem Feld des Grauens.

Gestern mußte ich unwillkürlich an meine Bleisoldaten denken. Wir flogen über dem Schlachtfeld vor dem Mekanpaß und zogen niedrige Kreise über der Rückzugsstraße der Negusarmee in der Richtung auf Dessy.

Und da zeigte es sich, daß meine bleiernen Pferde damals in den neunziger Jahren gar nicht so unnatürlich dagelegen hatten. Unter uns — auf den Felshängen und in den grünen Tälern südlich des Atschangisees — hatte der krachende, zermaimende Tod aus der Luft hineingeschlagen in dicke Haufen von Menschen und Tieren, die zusammengedrängt in den Engtälern dieser gewaltigen Gebirgslandschaft vor diesem unerbittlichen Tod fliehen wollten, der rastlos, hartnäckig, mit brüllenden Motoren und eilenden, donnernden Schatten über ihnen war.

Da lagen sie nun zwischen schwarzen zackigen Sprengtrichtern und verfärbten, zersplitterten Felsen, eckig, starr und hingestreut,

(Schluß auf Seite 777)



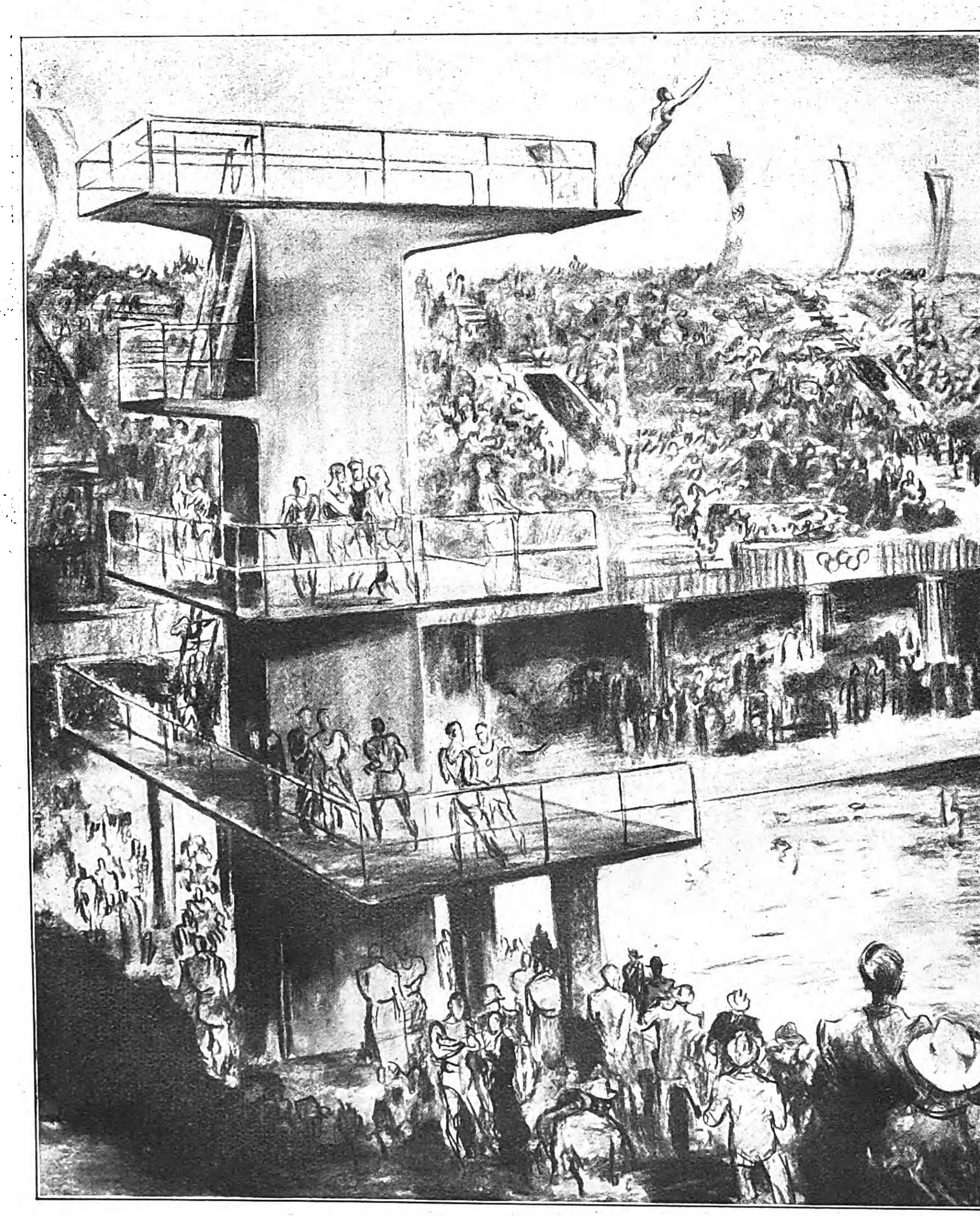
Gefangene Abessinier aus den Kämpfen am Atschangisee vor ihrem Verhör durch den Stab des Eritrea-Korps.



Die ersten Verwundeten aus den Kämpfen am Mekanpaß, dem Schauplatz des letzten verzweifelten Angriffs der Negusgarden.

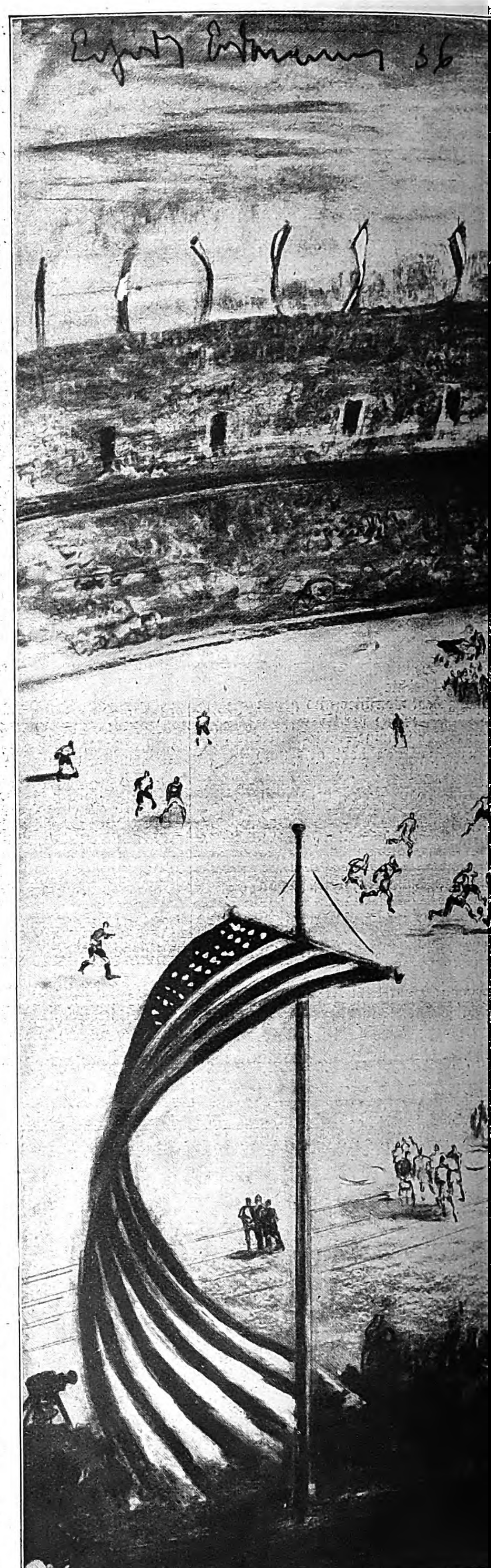
Noch 80 Tage...

. . . UND DIE HIER GEGEBENEN VISIONEN UNSERES ZEICHNERS SIND WIRKLICHKEIT



In dem modernsten Schwimmstadion der Welt.

Hier spielen sich wahre Großkämpfe ab. Japans, Amerikas und Europas Schwimmer kämpfen um die Vorherrschaft in ihrer Sportart. Technisch mustergültig ist der Sprungturm angelegt, der drei Plattformen in drei, fünf und zehn Meter Höhe über dem Wasserspiegel aufweist.



Eines der bedeutendsten Ereignisse:

Das weite Rund ist von den Flaggen der teilnehmenden Nationen umgeben. — Vor dem Tunnel an der Westseite, durch den der feierliche Einmarsch stattgefunden haben wird, wird die Flagge mit den fünf olympischen Ringen wehen.

Berlin hat sein Gesicht geändert. Aus der Reichshauptstadt mit ihren großartigen Bauten, ihren Museen, Theatern und Parks, aus dem Berlin, in dem aber auch Millionen fleißige Hände täglich werken, ist für Wochen eine Feststadt geworden. Der Zeitpunkt der Eröffnung der Olympischen Spiele ist gekommen. Seit Jahren schon hat man diesen Augenblick ersehnt. Hat geplant, gearbeitet, hat geschaffen. Draußen im Grunewald wuchs nach dem Willen des Führers die größte und schönste Sportanlage der Welt; das Beste sollte für die sportlich tüchtigste Jugend der Völker gerade gut genug sein. Gigantisch die Bauten in ihrem Ausmaße schön und überwältigend ihr Anblick, zweckmäßig und sportgerecht ihre Anlage.

Nun zieht sich aus dem Herzen der Stadt, vom Rathaus aus, am Schloß vorbei, die Linden entlang durch das Brandenburger Tor, nach Charlottenburg bis zum Kaiserdamm und der Heerstraße eine



Das Fußball-Endspiel im Olympischen Stadion.

Die Lücke in dem Riesenwall der Zuschauerränge gibt den Blick frei auf die große Festwiese und das Aufmarschgelände, das 400 000 Teilnehmer und Zuschauer faßt. Im Hintergrund rechts der 65 Meter hohe Glockenturm, in dem die gewaltige Olympiaglocke hängt.

Via triumphalis', mit frischem Grün und Flaggen geschmückt, den ausländischen Athleten und den Zehntausenden ihrer Landsleute aus aller Welt, die ihren Kampf verfolgen wollen, zum Gruß. Deutschland ist bereit, Berlin ist gerüstet. Laßt die Flagge mit den fünf olympischen Ringen am Maste emporsteigen! Fanfaren klingen auf. Zündet das olympische Feuer an! Ehern ruft die olympische Glocke die Jugend zum friedlichen Streit. Olympia beginne!

Und dann sind wir mitten im Kampf. Stehen als einer von den Hunderttausend im Riesenoval des Stadions und schauen hinunter auf die Handvoll Läufer, die unten im Innenraum die Aschenbahn umrunden. Es geht nicht nur darum, der Beste der Welt zu sein, Olympiasieger, es geht auch um die Ehre der Nation, denn die Kraft des Volkes soll sich zeigen im sportlichen Siege. Wir bangen um unseren Landsmann, wir feuern ihn an, wie die anderen den ihrigen. Bis die Spannung sich dann löst in der letzten Runde, bis einer leichtflüssig dem Ziel zustrebt und ... siegt. Hat es der unsrige geschafft, wir jubeln; war es der Gegner: neidlos begrüßen wir den Sieg des Besseren.

Zeichnungen: Erhardt Erdmann.

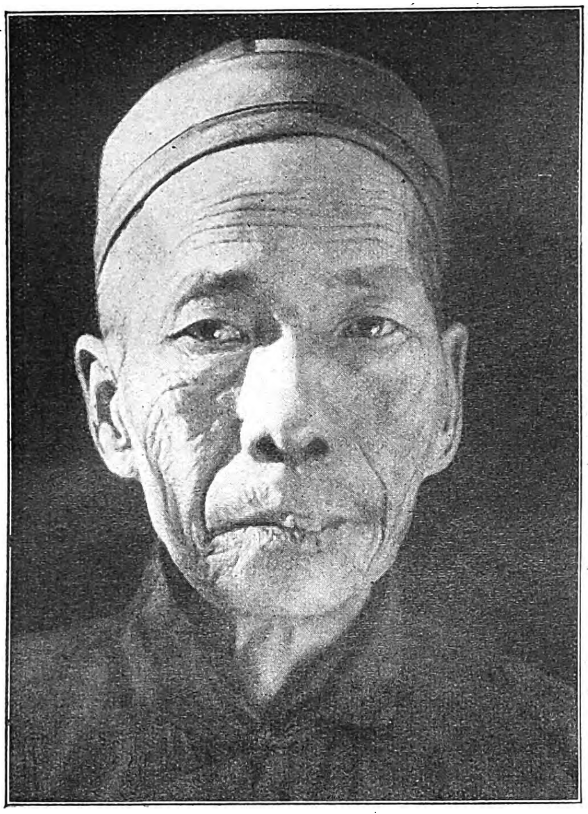


Berlin im Zeichen der Olympischen Spiele.

Überall an den Hauptverkehrspunkten sind Olympia-Kioske eingerichtet worden, in denen Auskunft in allen Sprachen der Welt erteilt wird.

Familie

DIE STAMMTAFEL DER CHINESISCHEN SIPPE

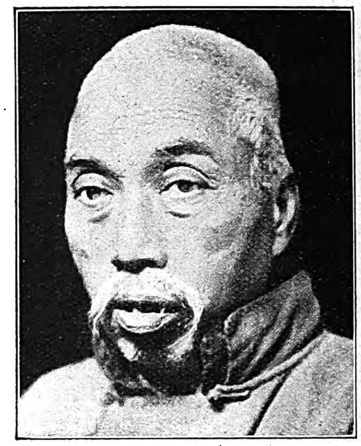




Das Oberhaupt der Familie Wong

Er ist Gelehrter, sein Ruf geht weit über die Grenzen seiner Heimatprovinz... sein Leben besteht nur mehr aus Pflichten seiner zahlreichen Familie gegenüber. Die schlechten Zeiten haben dieser Familie sehr zugesetzt — vor allem aber ist es das Neue, mit dem sich der alte Herr nicht mehr befreunden kann.

Neben ihm „Mutter Wong" — wie sie in dem kleinen Städtchen heißt — als Frau des ältesten Ahnen und Oberhauptes der Familie. Sie ist im Gegensatz zu ihrem Manne durchaus modern eingestellt und hat dies auch oftmals bewiesen, wenn es zwischen ihm und dem einzigen Sohn zu Meinungsdifferenzen kam...



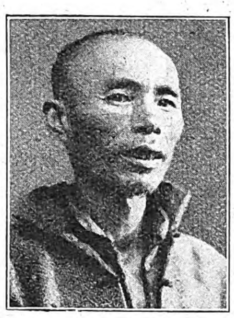


Der 1. Bruder des Familienoberhauptes

Um ihn ranken sich sehr viele Legenden... sicher ist, daß er General war und einst unter Yüan-Tschi-Kai, dem ersten Präsidenten Chinas, eine große Rolle spielte! Aber das ist lange her! Heute ist er ein stiller Privatmann, der seine ganze Zeit strategischen Plänen widmet... neben ihm seine Frau mit ihrem Enkelkind; — der dicke prächtige Junge ist Sicherheit für den Bestand der Sippe...







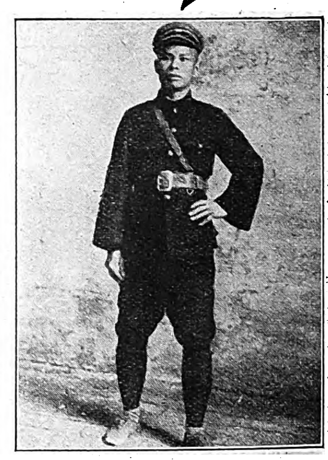
Der einzige Sohn Tsai-Wong:

Er hat bereits in Europa studiert und viele neue Ideen mitgebracht, die ihn sehr in Gegensatz zu den Traditionen der Familie bringen. Aber angestammtes Sippengefühl hat ihn dennoch immer wieder sich unterordnen lassen. — Seine Frau ist in einer Missionsschule erzogen, spricht sehr gut englisch und ist eine treue Gefährtin ihres Mannes, ohne den tiefen Respekt zu vergessen, den sie der Familie ihres Gatten entgegenbringt.



Die Tochter: Frau eines Räubers

Wong hat alles aufgeboten, um dem Schwiegersohn ein bürgerliches Dasein zu ermöglichen. Es war umsonst; er verschwand doch immer wieder in das freie Leben der Berge. Als er aber Agent der roten Sowjets wurde, verbot ihm Wong das Haus! Seine Frau kehrte, als ihr Mann von ihr fortzog, wieder ins Vaterhaus zurück. Dort führt sie das freudlose Leben jener Frauen, die ihren Mann verloren haben. Obwohl er noch lebt! Aber sein Name darf von den Eltern nicht genannt werden.





Selbstverständlich mußte der Sohn Militär werden

Er fängt aber als gemeiner Soldat an, der später zur Kriegsakademie in Nanking kommt. Der Vater will es so... das Gesetz verbietet, sich gegen den Willen der Eltern zu stellen. Und außerdem ist zu wenig Geld im Hause, um gleich die Offizierslaufbahn zu eröffnen. — Frau Meufa Wong, die junge Soldatenfrau, greift tüchtig in der Wirtschaft zu, und seitdem sie einen Sohn geboren, gilt ihr die Liebe der Familie.



Rechts: Der kleine Fu-tsai-Wong, genannt „Tutu", ist ein ernstes Kind, das gern den Großen zuhört. Er ist der Abgott der Großmutter, die in ihm den heranwachsenden Ahn sieht.

China pflegt schon seit vielen Jahrtausenden sorgfältig die Tradition der Familien. In seinem lebenden Familienoberhaupte verehrt jeder Chinese seine verstorbenen Ahnen — jede Familie hat ihren Stammsitz, meist kleine Häuser in der Provinz oder Straßenhöfe in der Stadt, deren Grundsteinlegung oftmals an derselben Stelle vor 1000 Jahren von einem Ahn vorgenommen wurde.

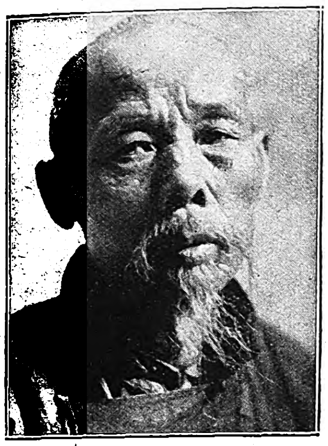
Das Oberhaupt der Familie hat unumschränkte Gewalt; jedes Familienmitglied hat sich seinem Spruch zu beugen. Er ist verpflichtet, für das Fortkommen der jungen Generation zu sorgen und Studium oder Existenz zu ermöglichen. Leidet eines der Familienmitglieder im Leben Schiffbruch, ist ihm der Platz am Tische seiner Erb-



Die kleine Yülan ist der Liebling aller. Selbst der „letzte Ahn" freut sich, wenn Yülan einmal zu Besuch kommt. Sie liebt ihre Puppen, die Großmutter so lebendig zu nähen weiß — Yülan ist sehr modern und trägt bereits ganz moderne Schühchen, worauf sie sehr stolz ist.

Wong in China

WONG GEWÄHRT EINEN EINBLICK IN DAS FAMILIENLEBEN IM FERNEN OSTEN



Der 2. Bruder

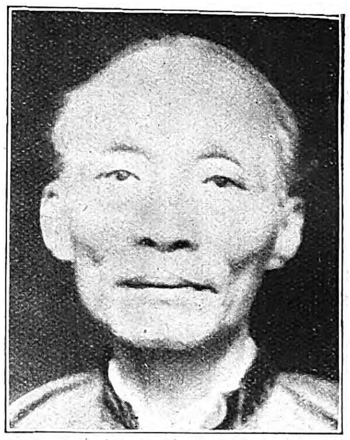
Er heißt nur „Der Fischer aus dem Süden" — denn schon in jungen Jahren wanderte er aus und gründete in der Nähe von Tung-Kun am Perlfluß sein Heim, erwarb Fischereirechte und lebt nun seit Jahrzehnten dort. Sobald aber sein Bruder ihm Botschaft zukommen läßt, zieht er nach Norden, in das Haus seiner Erbsippe, um teilzunehmen an dem Familienrat.





Der 3. Bruder

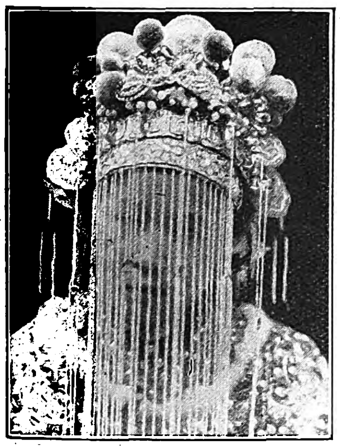
Herr Kay-Wong ist ein angesehener Kaufmann und gleichzeitig auch Bürgermeister eines kleinen Städtchens. Er gilt als der reichste der Brüder, was er jedoch nicht gern zugibt. Denn in der chinesischen Erbsippe heißt es: „Alle für einen, einer für alle!" — deshalb gehört sein Reichtum gleichzeitig auch der ganzen Familie, ihm fällt es meist zu, für die jüngere Generation zu sorgen, soweit Geldmittel in Frage kommen. Seine Frau, eine würdige Dame, ist auf der einen Seite gelähmt. Das geschah, als sie von dem Tode ihres Sohnes erfuhr. Sie nahm sofort die junge Schwiegertochter mit ihren Kindern ins Haus — glücklich, wenigstens mit den Kleinen das Leid zu vergessen.





Der 4. Bruder

Tsay-Wong, ein hoher Regierungsbeamter und — wie man sich erzählt — angehender Minister, ist dennoch der einzige, den die Götter nicht liebten. Er hat keine Kinder! — Das ist für den Chinesen der schwerste Schlag. Tsay-Wong ist der Typ des Opiumrauchers — das Gift hat ihn zerstört, und so wird die Linie des 4. Bruders des lebenden Ahnen aussterben müssen. Frau Tsay-Wong ist Christin geworden und lehrt in einem Heim für junge Mädchen. Ihr selbst sind ja Kinder versagt geblieben, und so beschäftigt sie sich mit einigen westlichen Wissenschaften und gilt als hochgebildete Dame. Seltsamerweise unterliegt sie doch noch alten Gewohnheiten, wie z. B. der Ansicht, daß alle Gebildeten in China eine Brille tragen müssen, die — keine Gläser enthält!



Auch dieses Bild fand sich im Familienalbum! Es zeigt die junge Frau Meufa Wong (siehe Bild links daneben) in dem traditionellen Hochzeitsstaat, den vor ihr alle Frauen der Wongs getragen haben und nach ihr noch tragen werden.

Starb
bei einem
Eisenbahn-
Unglück



Die Schwiegertochter Wong mit ihren Kindern

Ihr Mann kam bei einem Eisenbahnunglück ums Leben. Aber für sie ist gesorgt, denn ihr und ihren Kindern gehört der Platz an der Tafel der Sippe Wong!

Aufnahmen: L. Fritz.

Zur Familie Wong gehören

auch, obwohl sie nicht blutsverwandt sind, die alten Diener



Spricht man von der Familie der Wong, dann darf man keinesfalls jener Diener vergessen, die in dem Hause alt geworden sind und deren Väter schon dort gedient haben.



Das gleiche gilt von dem Märchenerzähler im Hause des „letzten lebenden Ahnen". Generationen hat er seine schönen Märchen erzählt. Er lehrt die Kinder auch Drachen steigen.

sippe im Familienhause gesichert, der er durch Blut und Namen angehört. An hohen Festtagen versammeln sich alle Familienmitglieder um das Oberhaupt, dann werden alle aktuellen und Familienfragen erörtert und erledigt. Standes- oder Klassenunterschiede gibt es nicht, der Räuber sitzt ebenso am Familientisch wie der Minister, der Bauer neben dem Gelehrten — im Kreise der Familie sind alle Glieder willkommen.

Jedes Sippenhaus kennzeichnet das Glückstier, das die erste Ahnentafel aufweist. Wenn die Familie versammelt ist, werden große Gewänder aus Papier vor dem Erbhause aufgehängt — das soll bedeuten, Zank und Hader bleiben draußen — sie alle tragen das eine Gewand ihrer Familie.

Das sind gewiß recht schöne und schätzenswerte Eigenschaften bei dem uns gedanklich sonst so fernen Volke der Chinesen. Sein Ahnenkult verliert seine Unverständlichkeit für uns. Die Ehrfurcht der Kinder vor den Eltern hat hier eine Inbrunst und Zärtlichkeit, die Staunen verdient. Von rassischer Erkenntnis ist diese Pflege der Familientradition freilich nicht verursacht: sie wurzelt vielmehr im Religiösen, mag auch instinktgeboren sein — — gleichviel: Die Vorteile, die das ganze Volk der Chinesen durch diese Hochschätzung der Familie erfährt, sind unermeßlich

Hier ruhen Kräfte. die über alle Zerrissenheit der großen Nation hinaus doch ein einigendes Band bilden.

HAMBURG · TRIER · MÜNCHEN · COELN

H N

HAUS NEUERBURG



Ein weiterer Fortschritt!

Nachdem die Vorratspackung für 50 Stück OVERSTOLZ so grossen Anklang gefunden hat, werden wir jetzt auch unsere 4 Pf.-Zigarette GÜLDENRING in 50 Stück-Dosen mit einem ständig wirksamen Frischhalte-Verschluss liefern. Diese neue Verpackung bietet der Zigarette einen noch weiterreichenden Schutz als der abziehbare Dichtungsstreifen an den TROPEN-Packungen für 10 oder 25 Stück; denn ein festsitzender Gummiring gestattet es, die neue 50 Stück-Dose immer wieder abzudichten, bis ihr die letzte Zigarette entnommen ist. Das heraushängende Band dient nur zum Abheben des Deckels.

GÜLDENRING

4 Pfennig
Mit Goldmundstück

jetzt auch in 50 Stück-Dosen mit einem *ständig wirksamen* Frischhalte-Verschluss.

Haus Neuerburg
G·M·B·H

Neuland für Karsta

ROMAN VON SIEGFRIED BERGENGRUEN

(6. Fortsetzung.)

Daß die älteren Leute alle ein wenig schwerfällig dachten, das merkte Karsta bald, als sie sich anschickte, den letzten Kampf um ihren Sommerkoog für die Gänsemästerei durchzufechten. Sie wollten ihn alle haben, denn daß er ihnen Vorteile bringen konnte, das begriffen sie ohne weiteres. Aber neben dem Überfluß an Arbeit, den jeder Kooghof gerade in dieser ersten Zeit brachte, da man noch schwer mit dem jungen Ackerboden zu ringen hatte und niemand genau wußte, wie er sich entwickeln würde, auch noch Leute für einen neuen Deichbau zu stellen, das schien den Bauern doch ein wenig zuviel verlangt.

„Sehen Sie, Fräuleinchen", sagte der große, breitschulterige Fritz Giese, ein wahrer Hüne, dem während der Systemzeit sein schöner Hof in Pommern wegen irgendwelcher Steuerrückstände mitleidlos über den Kopf weg und unter den Füßen fort versteigert worden war. „Sehen Sie, das mit der Mästerei ist ja alles ganz gut und schön. Aber wie stellen Sie sich das vor? Sobald die Ernte unter Dach und Fach ist, müssen wir mit der Drainage beginnen. Sie wissen, was das gerade hier heißt, eine Höllenplackerei ist das, wo ich jede Faust brauche, um auch nur einigermaßen zu Rande zu kommen. Und bei Ihnen und bei Martin Bentzen und bei allen anderen wird es genau so sein. Wie sollen wir da unsere Zeit noch für einen Deichbau opfern? Warten wir doch lieber noch ein paar Jährchen ab, wenn hier alles in etwas ruhigeren Bahnen läuft, dann wird es eine Kleinigkeit sein, gelegentlich am Deichbau mitzuarbeiten."

Karsta widersprach erregt.

„Ich verstehe alles, was Sie da an Einwänden vorbringen, Herr Giese. Aber in ein paar Jahren ist der Arbeitsdienst vielleicht nicht mehr für diese Sache verfügbar, es soll Peddersen schon jetzt alle Mühe gekostet haben, durchzusetzen, daß wir einen Teil der Arbeitsdienstleute zugeteilt erhalten. Soll nun alles daran scheitern, weil wir es nicht fertig bekommen, einmal in der Woche statt auf unseren Höfen am Deichbau mitzuarbeiten? Auch dieser Deich ist schließlich nur für uns selbst da und für niemand anderes!"

Eine kleine Stille wehte durch die geräumige Diele des Giesehauses, in der dieses Gespräch stattfand. Eine ziemlich peinliche Stille, aus der man deutlich herausfühlte, daß der Bauer Giese nur deswegen keine weitere Antwort gab, weil er Karsta keine Zusage geben wollte.

Karsta sah von einem zum andern, und endlich fiel ihr Blick auf Willy Giese, des Bauern zwanzigjährigen Sohn. Der Bursch war nicht viel kleiner als sein mächtiger Vater, aber er hatte noch nicht jene Härte in Gesichtszügen und Worten, die dem Alten allmählich eigen geworden war.

Vor ihrem fast flehenden und sehr eindringlichen Blick wurde der junge Mensch irgendwie angerührt und mitgerissen: er stellte sich auf ihre Seite.

Er erhob sich ein wenig linkisch:

„Ich meine, Vater, Fräulein Bojen hat vielleicht doch recht mit dem Arbeitsdienst. Allein schaffen wir den Deich nie im Leben, und was den einen wöchentlichen Arbeitstag angeht, den mache ich für uns schon mit. Wenn ich täglich noch eine Stunde früher aufstehe, hole ich den Zeitverlust hier für den Hof ohne große Mühe ein."

Der Alte wollte wütend auffahren. Aber bevor er noch etwas sagen konnte, nahm Martin Bentzen das Wort.

„Also, Giese", sagte er beschwichtigend, „laß doch den Kindern den Spaß. An zuviel Arbeit ist noch kein Mensch gestorben, und im Grunde genommen gefällt dir der Plan mit der Mästerei doch gerade so gut wie uns. Und schlecht wird es auch nicht gerade klingen, wenn man eines Tages hört, die Neusiedler vom Hitler-Koog haben es als einzige in ganz Dithmarschen fertiggebracht, sich eine eigene große Gänsemästerei einzurichten, wie man sie sonst nur im Hamburgischen hat. Also setze deinen Namen unter die Liste. Du brauchst ja selbst keinen kleinen Finger zu rühren, der Willy macht das schon für dich. ."

Der Bauer Giese biß sich auf die Lippen, er war schon ein wenig unschlüssig, das sah jedes Kind. Da fühlte er plötzlich ein paar schmale Frauenhände auf seinem Arm, und eine weiche, einschmeichelnde Stimme sagte bittend:

„Lieber Herr Giese, bitte, bitte, lassen Sie uns nicht im Stich! Wenn ich den Sommerkoog nicht durchsetze, sind wir beim Vogt Peddersen ein für allemal abgemeldet und erledigt! Wir müssen die Mästerei bauen, gerade, um ihm zu imponieren!"

Gieses buschige Augenbrauen zuckten empor, einen forschenden Blick warf er aus seinen grauen, harten Augen auf das Mädchen an seiner Seite. Ein verteufelt hübsches Mädchen und, wie man überall sagte, die tüchtigste Frau im ganzen Koog. Und das mit dem Vogt hatte auch seine Richtigkeit. Es konnte nichts schaden, wenn man dem zeigte, daß die Koogleute Unternehmungsgeist hatten und nicht erst bei jeder Kleinigkeit der Anregung des Herrn Vogtes bedurften.

Er lachte auf und schlug Karsta mit der breiten, schwieligen Arbeitshand auf die Schulter wie einem Mann.

„Her mit dem Wisch!" knurrte er dann und griff zur Feder. „Der Vogt Peddersen soll sehen, was für Kerle wir sind und daß wir uns nicht lumpen lassen! Und früher aufstehen, mein Junge, ist natürlich Quatsch! Wenn wir uns ein bißchen ranhalten, kommen wir auch so zurecht. Hier, Fräulein Bojen, haben Sie Ihren Zettel. In der nächsten Woche komme ich mal bei Ihnen vorbei, um mir auch mal Ihren Garten anzusehen. Soll ja ein wahres Wunderding sein, erzählen die Thießens!"

Als die Koogleute sahen, daß der alte Starrkopf Giese unterschrieben hatte, und Martin Bentzen, und Ignatz Kunowsky und Karsta Bojen und der Siedler Thießen dazu, da wollte keiner sich blamieren und aus der Reihe tanzen. Am nächsten Tage brachte Heinz Benrath die fertige, ein wenig fleckig gewordene Unterschrift nach Friedrichskoogspitze und legte sie dem Vogt auf den Tisch.

Hinrich Peddersen blickte von seiner Arbeit auf und sah dem Feldmeister scharf ins Gesicht.

„Donnerwetter, das ist allerhand!" brummte er. „Wie haben Sie das eigentlich geschafft, Benrath? Ich war fest davon überzeugt, daß Ihnen mindestens die Hälfte der Bauern einen Korb geben würde!"

Benrath lachte vergnügt.

„Mir hätten sie höchstwahrscheinlich auch Körbe gegeben, Herr Peddersen. Aber einem hübschen Mädchen gegenüber sind sogar die Bauern vom Hitlerkoog nicht so unhöflich, ‚Nein' zu sagen."

Der Vogt stand auf, seine Faust krachte auf den Tisch.

„Also, Karsta Bojen ist selbst herumgegangen? Tüchtige Deern, das muß man schon sagen! Und ein Dickschädel! Aber sie imponiert mir trotzdem. Wenn die es trotz aller ihrer Dummheiten nicht schafft, schafft es kein Mensch!"

„Sie schafft es bestimmt, Herr Peddersen, darauf können Sie sich verlassen. Und nun, meine ich, könnte der gestrenge Vogt vielleicht endlich Gnade für Recht ergehen lassen und die wegen jener etwas lächerlichen Kohlpflanzungsgeschichte abgebrochenen diplomatischen Beziehungen zum Bojenhof wieder aufnehmen. Schließlich..."

Der Vogt blitzte den Feldmeister mißtrauisch an.

„Schließlich? Was — schließlich, Herr Benrath??"

„O, nichts Besonderes. Ich wollte nur sagen: schließlich haben Sie sich doch beide eigentlich recht gut verstanden!"

„Die Karsta und ich?"

„Ja, die Karsta und Sie, Herr Peddersen. Wenigstens erinnere ich mich, vor jenem Konflikt von beiden Seiten ähnliches gehört zu haben. Damals war ein gewisser Herr Peddersen — wenn ich mich mal so banal ausdrücken darf — sogar sehr entzückt von Fräulein Karsta Bojen!"

Der Vogt machte einen Augenblick ein Gesicht, als wollte er Benrath morden. Dann plötzlich begann er zu lachen. Er lachte lange und laut. Aber es war ein gutes und frohes Lachen.

„Sie sind ein Filou, Benrath, das steht fest! Aber schließlich haben Sie recht, daß es nicht meine Aufgabe ist, mich mit den Koogleuten zu verkrachen, sondern mich nach Möglichkeit mit ihnen zu vertragen. Und vielleicht bietet sich draußen beim Deichbau einmal Gelegenheit, auch Fräulein Bojen von diesem meinem Standpunkt zu überzeugen. Aber wenn diese starrköpfige Krabbe auch dann doch bockt, dann hole sie ein für allemal der Teufel."

Der Deichbau wurde begonnen, und zwar mit einem wahren Feuereifer! Von Friedrichskoog III wurden Kleinbahnmaschinen herübertransportiert und Loren und Feldlokomotiven. Aus Cuxhaven, von der Oberelbe, liefen Dampfer im Krabbenfischerhafen ein und brachten Ladungen von Steinen und Holz. Spaten fraßen sich in den kleiigen Boden, Spitzhacken rissen das Erdreich auf, Rammböcke schlugen donnernd Pfahl an Pfahl in die nasse Tiefe, Faschinen durchzogen als Gerippe den aufwachsenden Damm, Rasenstücke legten sich wie eine junge, grüne Haut von außen her an den gedrungenen Leib des neuen Sommerdeiches

An diesem Deich werkten Schulter an Schulter die Kolonnen des Arbeitsdienstes neben den Bauern vom Koog, eine lebendige Mauer zukunftsbejahender Energie und mutsprühenden Willens. Da sah man den langen Kunowsky mit wuchtigen Fäustgriffen die Loren mit Steinen befrachten. Da stand der mächtige Fritz Giese und hieb die gewaltige Kraft seiner Arme spitzhackenbewehrt in den einstigen Meeresboden. Da stemmte der junge, gedrungene Thießen vom Nordhof hochgeschichtete Karren voll Sand bis auf die Höhe des langsam wachsenden Deiches.

Aber auch die Jüngsten waren dabei und fanden etwas zu tun für ihre reifenden Kräfte, die Bentzenbuben und der kleine Wolf Bojen, der dünne, schlacksige Friedel Kunowsky, und wie sie alle hießen, die blonden und dunklen Wuschelköpfe, denen einst das Glück und die Zukunft des Koogs anvertraut sein würde, und die weiterschaffen würden auf den Spuren derer, die ihnen den Weg bereitet hatten.

Es war ein großes Schaffen da draußen im Deichvorland des Adolf-Hitler-Koogs, und während noch der größere Teil der Bauern und des Arbeitsdienstes mit der Aufschichtung des Deiches beschäftigt waren, gingen wiederum andere daran, die Ställe für die Mastgänse zu richten, und einen kleinen Teich für gelegentliche Badeausflüge der schmackhaften Martinsvögel anzulegen. Auch drei Leute von der am Hafen gelegenen kleinen Krabbenfischersiedlung Westerstrand hatten sich für den Bau des Sommerdeichs gemeldet, wortkarge, schwere Menschen mit wetterzerrissenen Gesichtern, die ihre Gänse ebenfalls der künftigen Mastanstalt des Hitler-Koogs anvertrauen wollten.

Heinz Benrath, der darauf brannte, einmal mit ihnen zum Fang hinauszufahren auf die graue, unruhige Nordsee, suchte und fand das Vertrauen des ältesten von ihnen, eines breitknochigen, grauhaarigen Mannes mit schmalen Augen und verkniffenem Mund. Dessen Sohn war im Frühjahr zusammen mit Herbert Bojen auf See geblieben, seitdem hatte der alte Hein Gronkamp einen seltsam verlorenen Blick in den grauen Augen und tat alles, was er angriff, mit einer solchen fanatischen Rastlosigkeit, daß man ihm anmerkte, daß er mit seiner Arbeit irgend etwas betäuben wollte, das in seiner Seele wurmte und fraß.

Heinz Benrath sah das wilde Schanzen des Mannes, er richtete es ein, daß er neben ihm arbeitete, und die frische Art des jungen Feldmeisters bewirkte, daß er sich ganz allmählich auf Gespräche einließ. Aus den kurzen, von seiten des Fischers eigentlich nur geknurrten Gesprächen wurde dann jene Freundschaft zwischen dem jungen Arbeitsdienst-Feldmeister Benrath und dem alten Krabbenfischer Gronkamp, der das schöne Lied von den „Fischern vom Westerstrand" zu verdanken ist, das heute jedes Kind rings um den Friedrichskoog und Hitler-Koog bis hinunter nach Marne kennt und singt.

Die Sache kam nämlich so, daß eines Tages Maria Bojen mit Benrath zusammen zum Gronkampschen Häuschen am Westerstrand hinauspilgerte, um Krabben einzukaufen, da man sie von den Fischern selbst am frischesten und schönsten erhielt.

Wenn das nun noch die alte Maria gewesen wäre, die kaum den Mund auftat, wenn sie mit fremden Leuten zusammenkam, dann wären die drei vermutlich wieder auseinandergegangen, ohne daß diese kleine Zusammenkunft auch nur die geringste Auswirkung gezeitigt hätte. Aber Maria war eine durchaus neue Maria mit manchmal erstaunlich lebendigen Gedanken geworden, und da sie wußte, daß Benrath für sein Leben gern einmal mit dem alten Gronkamp zum Krabbenfischen hinausfahren würde, und da sie zuweilen auch selbst Sehnsucht danach hatte, das Meer zu erleben, das ihr den Mann geraubt hatte, so beschloß sie noch das Ihre dazu zu tun, um sich und Benrath zur Erfüllung ihres gemeinsamen Wunsches zu verhelfen.

Sie trafen Gronkamp gerade beim Frühstück an, er saß auf dem Rand seines Bootes, ein großes Netz, an dem er gerade geflickt hatte, vor sich, und verzehrte bedächtig die Vorräte, die er sich zu seiner Arbeit am Krabbenfischerhafen mitgebracht hatte. Und als sie dann eine kleine Weile nebeneinander gesessen hatten, während der herbe Teerduft der Boote und der süßliche Schlickgeruch vom Wasser sie umstrich, faßte sich Maria ein Herz und trug dem alten Fischer ihre Bitte vor.

Der schnitt langsam mit seinem Taschenmesser große Würfel aus Brot und Speck und schob sie ebenso bedächtig in den Mund, man konnte also vorderhand nicht erkennen, wie er Marias Frage aufnahm, ja, ob er sie überhaupt gehört hatte.

Dann hob er plötzlich wie witternd den grauen Kopf und starrte an den beiden vorüber aufs ferne Meer hinaus.

„Ihr Mann ist auch draußen geblieben, damals ... Wollen Sie deshalb mit mir fahren?"

Maria war so erschüttert, daß er sogleich ihre geheimsten Gedanken durchschaut hatte, daß sie kaum zu antworten vermochte:

„Ja", sagte sie schließlich sehr leise. „Ja, Vater Gronkamp, deswegen ..."

Wieder verging eine geraume Zeit, aber eine Zeit, in der das Brot und der Speck von den klobigen Händen des Alten unberührt blieben.

Und immer noch starrte er hinaus auf die See.

Und dann brummte er, als ginge ihn das alles nichts an:

„Wenn die Sache so steht, dann ist es gut. Übermorgen früh können Sie beide mit. Machen nur kurze Fahrt, sind abends wieder zurück. Fahren bei Sonnenaufgang von Friedrichskoog-Hafen los"

Und so fuhren sie wirklich.

Das Wetter meinte es gut mit ihnen, nur wenige graue Wolken trieben am Himmel, eine leichte Westbrise blähte das braune, vielfach geflickte Segel. Sie waren vier an Bord. Der alte Gronkamp, die junge Frau seines „gebliebenen" Sohnes, die ihm jetzt beim Fischen half, Maria und Benrath. Keines von ihnen sprach ein unnützes Wort, sie gaben sich die Hand, stiegen ins Boot und fuhren durch das Schleusenwerk der Friedrichskooger Hafenanlage an der Fischersiedlung Westerstrand vorbei ins offene Meer hinaus. Gerade, als die erste mächtige Nordseewoge das kleine Schiff wie zu froher, spielerischer Begrüßung auf ihren zischenden Kamm hob, stieg die Sonne hinter ihnen aus den Nebelbänken des Marschlandes und tauchte die See in Purpur und Gold.

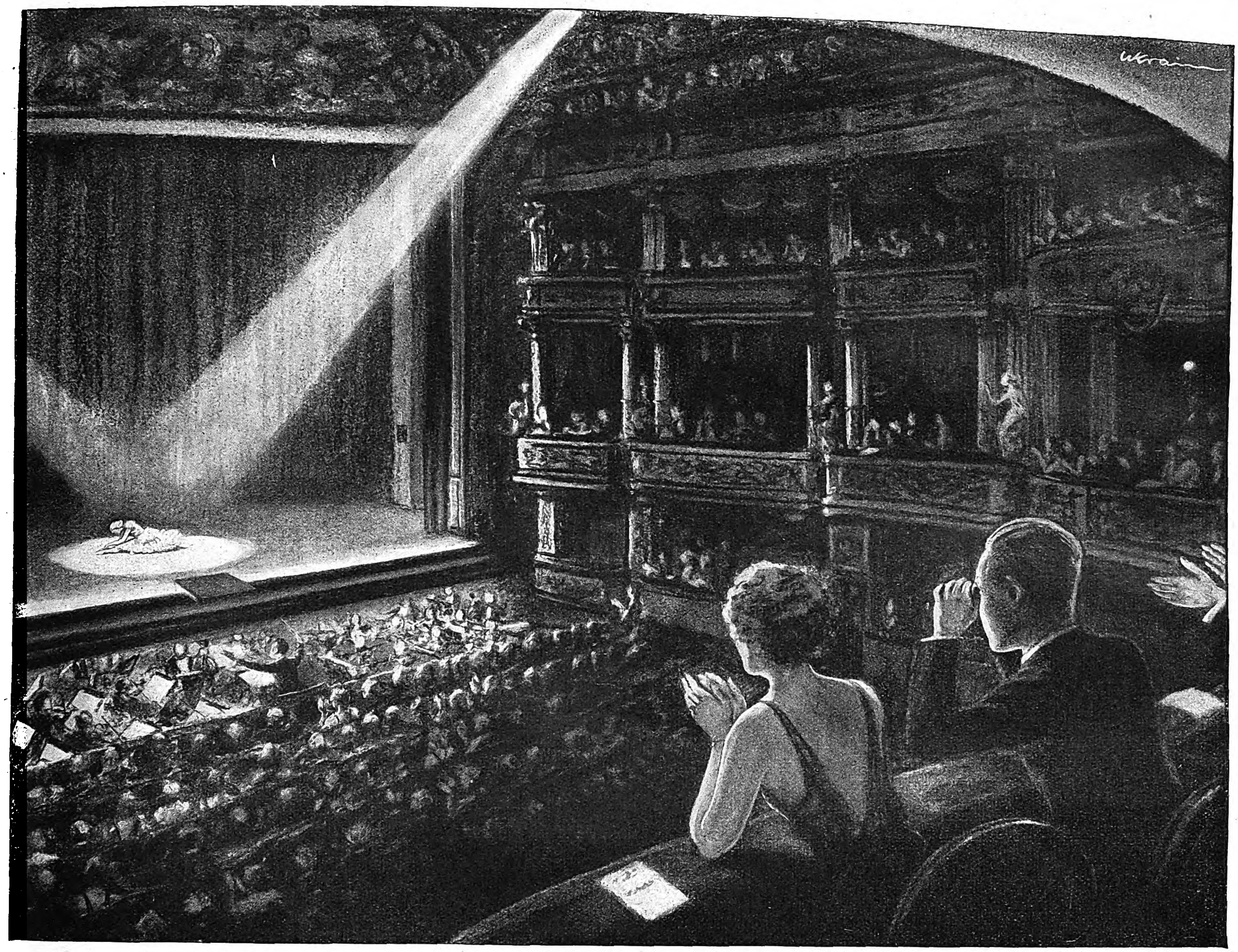
Es war eine herrliche Fahrt! Andere Boote holten sie ein, die schmalen, engmaschigen Krabbennetze wurden geworfen, immer von zwei Kähnen in die Mitte genommen und auf ihren schweren Rollen über den Meeresboden geschleift. Und wenn sie dann hochgewunden wurden, hingen alle Maschen voll zappelnder Krabben, die durch die Eisenrollen erschreckt emporgeschnellt waren, um sich vor diesen unbekannten Ungetümen in Sicherheit zu bringen Aber es war eine trügerische Sicherheit, die Sicherheit der Netze, in denen sie sich verfingen, und die sie nicht mehr losließen, bis oben im Boot Menschenhände sie befreiten, um sie einer noch schlimmeren Bestimmung entgegenzufahren.

Maria saß neben Benrath. Sie saßen sehr eng nebeneinander, denn es war wenig Platz im Boot Aber gerade dieses nahe Beieinander war schön, man hatte die geheime Empfindung, durch die leise Berührung der Körper alles doppelt zu fühlen. Das wiegende Auf und Nieder des Bootes, den brennenden Glanz der steigenden Sonne, den herben Atem des mit Tangduft und Salzkristallen beladenen Windes, die spitzen wilden Schreie der sie umflatternden Möven ..

Immer kleiner und ferner wurde das Land, nun sah man nur noch das graue Blechdach der Krabbenverwertungsanstalt am Hafen, dahinter den spitzen Kirchturm vom Kronprinzen-Koog und irgendwo westlich eine ihnen bisher unbekannt gebliebene Windmühle, deren Flügel in der jungen Sonne glänzten wie gehämmertes Silber. Je weiter sie sich vom Land entfernten, um so mehr frischte der Wind auf, um so



Die Eiskunstläuferin auf dem Motorrad.
Maxie Herber, die deutsche Olympia-Siegerin.
Aufnahme: H. F. Engel.



Beliebtheit muss verdient sein

Beliebtheit, die ihre Entstehung einem Sensationsbedürfnis oder Zufälligkeiten, einem Verlangen nach Abwechslung oder einer Modelaune verdankt, ist wie eine Seifenblase: sie steigt auf, schillert einen Augenblick und vergeht in nichts . . .

Nur die Beliebtheit wird sich behaupten, die durch Fleiss und Können, durch dauerndes Streben nach Verbesserung und Vervollkommnung errungen wurde . . . die auf wirklichen Werten beruht . . .

Vor über 10 Jahren wurde die Atikah geschaffen. In all diesen Jahren, in denen in ständigem Wechsel Cigarettenmarken auftauchten, bald vergessen wurden und wieder verschwanden, wurde und blieb gerade Atikah die meistgerauchte 6 Pf.-Cigarette.

Atikah hat ihre Beliebtheit verdient: durch ihre hervorragende, stets gleichbleibende Qualität, durch ihr Vorbild als reine, rassige Orientcigarette, durch ihr rückhaltloses Eintreten für die Pflege traditioneller Rauchkultur . . .

AUSLESE
Cigaretten

ATIKAH 6 Pf.



Selbstverständlich OHNE Mundstück

mutwilliger schlugen die Wogen gegen die Bordwand, warfen das kleine Schiff auf und ab, wenn das Segel sich blähte.

Maria mußte erschauernd daran denken, wie es damals gewesen sein mochte, als ihr Herbert hier vor Monaten mit dem jungen Gronkamp in genau so einer Nußschale hinausgesegelt war. Damals hatte sie Nacht umgeben und keine Sonne, da wehte der Sturm und kein fröhlicher Wind, da bäumten sich die Wogen haushoch empor und trieben kein so freundliches Spiel wie jetzt.

Gegen Abend, als der Fang beendet war und die Krabben in große Bastkörbe verpackt am Grund des Bootes ruhten, setzten sich auch Gronkamp und seine Schwiegertochter auf die Ruderbänke nieder, während der abflauende Wind die kleine Flottille langsam wieder der Küste zutrieb. Das Meer sah jetzt aus wie ein tiefviolettes Sammettuch mit silbernen Arabesken, rostrot standen die Segel gegen den dunstblauen Horizont.

Maria neigte den Kopf vor so viel Schönheit und sagte ganz leise zu Benrath:

„Jetzt müßte man singen können! Ein Lied von Fischern und vom Meer, ein Lied von Arbeit und Tod. Aber ich weiß kein Lied, das in dieses Boot und in diesen Abend paßt. Es ist besser, man schweigt . . ."

Später, als die Küste ganz nah war mit dem mächtigen Wall ihrer Deiche, und als das Land sie wieder in seinen Bann zog, begannen sie alle fast gleichzeitig zu sprechen, als wären sie alle bestrebt, die seltsame Stimmung los zu werden, die sie den ganzen Tag und besonders am Abend verzaubert hatte.

Ganz von selbst kam das Gespräch auf Sturmflut und Deichbruch und auf die geruhsame Sicherheit, die man heute im Schutze der Deiche im Koog genießt.

Das Boot war mittlerweile im Hafen eingelaufen, Beamte der Krabbenverwertungsgesellschaft kamen mit Laternen, um die Körbe mit den Krabben entgegenzunehmen und zu wiegen.

Benrath und Maria fanden kaum Gelegenheit, sich bei dem alten Gronkamp für die Fahrt zu bedanken.

Am nächsten Morgen aber fand Maria einen Brief auf dem Küchentisch, den in aller Frühe ein zum Deichbau fahrender Arbeitsdienstmann abgegeben hatte. Der Brief war von Benrath.

„Maria, Sie sagten gestern, es müßte ein Lied geben von Fischern und vom Meer, von Arbeit und Tod, das man auf solchen Fahrten singen könnte. Ihre Worte haben mich nicht losgelassen, ich bin die ganze Nacht wach geblieben und habe daran gedacht. Und jetzt habe ich ein Lied gefunden. Ich lege es diesen Zeilen bei, es ist Ihnen und dem alten Gronkamp gewidmet. Vielleicht findet sich einmal jemand, der eine Melodie dazu findet."

Maria wurde ganz rot vor Freude, sie ließ den Brief sinken und nahm das zweite Blatt:

Wir sind die Fischer vom Westerstrand,
Wir lieben die See und hassen das Land,
Und unsere Heimat ist unser Boot
Von Morgenrot zu Morgenrot!
Stoßt ab, Kameraden ahoi!

Wir kennen die Flaute und meistern die Bö,
Wir zwingen die rollende, grollende See,
Und fürchten uns nicht vor Sturm und vor Not
Von Morgenrot zu Morgenrot!
Die Segel hoch und ahoi!

Wir werfen die Netze in eisiger Nacht
Und liegen dann still auf einsamer Wacht.
Daheim warten Weiber und Kinder auf Brot
Von Morgenrot zu Morgenrot!
Drum Netze gesetzt und ahoi!

Und bricht einmal doch der ächzende Mast,
Nun wohl, Kameraden, nun halten wir Rast,
Und schlafen für ewig in unserem Boot
Von Morgenrot zu Morgenrot,
Bis einer uns weckt mit — ahoi!

*

Zweimal in der Woche, meist am Dienstag und Donnerstag nach Feierabend, und manchmal auch am Sonntag ging Karsta in die Sauerkohlfabrik, um in Friedrichsens Büro zu arbeiten. Es war natürlich nur das Allerwichtigste, was sie dort zu erledigen vermochte, und für die Kleinarbeit war die Tochter eines Lehrers aus Marnekoog angenommen worden, aber immerhin die Fabrikkorrespondenz lief wieder, die Steuerabrechnungen blieben nicht liegen und die Bücher wurden wenigstens notdürftig geführt.

Den Fabrikanten Friedrichsen selbst sah Karsta nur flüchtig, sie sprachen nur das Allerwichtigste miteinander, und Karsta hatte das Gefühl, daß der dicke Mann es auf jede Art und Weise zu vermeiden trachtete, mit ihr allein im Zimmer zu sein. Fürchtete er, daß sie ihn etwas Peinliches fragen würde oder glaubte er, daß sie es darauf absah, ihn noch einmal Christinens wegen zur Rede zu stellen? Jedenfalls tat sie mit Absicht auch ihrerseits nichts dazu, um eine Aussprache herbeizuführen.

Und dann kam es eines Tages doch dazu.

Als Karsta an ihrem Schreibtisch im Büro saß und die Post durchsah, fiel ihr ein ziemlich schmieriger Briefumschlag auf, der den Poststempel von Marne trug. Es war zwar auf den ersten Blick ein Brief wie alle anderen, aber Karsta hatte von vornherein das erregende Gefühl, daß irgend etwas Unangenehmes darin stecken müsse. Sollte sie ihn überhaupt nicht öffnen und Friedrichsen auf den Tisch legen? Aber er hatte sie doch ein für allemal darum gebeten, die ganze Post durchzusehen, gleichgültig, ob es sich rein äußerlich um Geschäftsbriefe handle oder nicht.

„Die bäuerlichen Kohllieferanten haben sowieso keine Geschäftskuverts", hatte er ihr erklärt. „Und private Briefe schreibt mir niemand. Also kümmern Sie sich nicht darum, wie die Briefe aussehen, es kann sich immer nur um Geschäftspost handeln!"

Mit spitzen Fingern legte Karsta den Brief vor sich hin, griff nach dem Papiermesser und schnitt ihn auf.

Dann zog sie den darin enthaltenen, unordentlich zusammengefalteten Zettel heraus und strich ihn glatt.

Darauf standen nur acht Worte:

„Mörder! Auch du entgehst der gerechten Rache nicht!"

Als Karsta dies las, erschrak sie bis ins Herz! Ganz starr saß sie ein paar Minuten auf ihrem Sessel und blickte die Worte an. Böse Worte waren es, von einer bösen Hand geschrieben. Man sah es den Schriftzügen förmlich an, wie ihr Schreiber vor Haß gezittert haben mußte, als er sie aus seiner breiten Feder fließen ließ.

„Mörder! Mörder . . ."

Ein kalter Schauer kroch Karsta über den Rücken, sie überlegte, was sie jetzt tun müsse. Vernichten, das wäre das beste, vernichten, bevor Friedrichsen diesen widerlichen Wisch in die Hände bekam.

Und wenn er doch ein Mörder war, wie Sootje immerhin annahm?

Drei Wochen arbeitete sie nun schon hier im Büro, ohne dem Geheimnis, das auf diesen Räumen, dem Fabrikanten Friedrichsen und der verschwundenen Deichhexe lastete, auch nur um einen Schritt nähergekommen zu sein! Und jedesmal, wenn sie Christine traf, sah sie an ihren forschenden, angstvollen Augen, daß sie allein von ihr die Lösung aller Rätsel und die Rettung erhoffte.

Ach ja, Sootje hatte schon recht gehabt, als er sie davor warnte, die Arbeit bei Friedrichsen zu übernehmen. Nun wußte sie überhaupt nicht mehr aus noch ein und hatte auch niemanden, den sie um Rat bitten konnte.

Ein Geräusch an der Tür ließ sie auffahren.

Sie blickte sich um. Friedrichsen stand hinter ihr.

Sie griff nach dem Brief, um ihn in der Hand zusammenzuknüllen und irgendwie zu verstecken.

Aber er hatte ihn bereits gesehen.

Er trat an den Tisch und riß ihr den Papierfetzen aus der Hand.

Und las . . .

Er wurde nicht, wie sie erwartet hatte, totenbleich, sondern rot, dunkelrot, von einem fast ins Bläuliche spielenden Rot, so daß Karsta entsetzt aufsprang, da sie befürchtete, daß er sogleich von einem Schlaganfall getroffen werden würde.

Aber er bekam keinen Schlaganfall.

Er starrte nur einen Augenblick wie gelähmt auf die Zeilen und ließ dann den Brief einfach fallen. Reglos stand er da, mit der noch halboffenen Hand, die soeben den Zettel gehalten hatte. Ein erschreckender Anblick. Und das Schlimmste war, daß seine Augen ganz gläsern und tot erschienen.

„Wie bei einem großen, aufgedunsenen, toten Fisch!" dachte Karsta erschauernd. „Es ist schrecklich, daß mir dieser Vergleich gerade in diesem Augenblick einfällt. Aber es sieht wirklich so aus. Die Augen eines toten Fisches . ."

Dann sagte er, und seine Stimme klang ganz heiser und ausgebrannt:

„Glauben Sie das auch — — was in diesem anonymen Brief steht?"

Sie dachte nach, dann schüttelte sie den Kopf.

„Dann wäre ich nicht hier, Herr Friedrichsen!"

„Und jetzt, nach dem Brief . . ?"

Wieder dachte sie ein wenig nach, sie mußte nachdenken, um die auf sie einstürmenden Empfindungen wenigstens notdürftig in Ordnung zu bringen, obgleich sie wußte, daß sie ihn durch ihr Schweigen auf die Folter spannte.

„Daß solche Briefe überhaupt kommen, daran sind Sie allerdings selbst schuld, Herr Friedrichsen!"

Er starrte sie an, als begriffe er ihre Worte nicht. Dann ging er taumelig zu seinem Tisch und ließ sich schwer in den Sessel fallen. Das weiße Licht der Schreibtischlampe fiel grell auf sein breites Gesicht, das vor Erregung zuckte.

Und dann flüsterte er kaum vernehmlich, es war schon fast ein Lallen:

„Also, ich habe Schuld . . .?"

Karsta stellte sich ihm gegenüber an der anderen Seite des Tisches auf und sah ihn gerade und offen an.

„Ja, Sie haben Schuld, Herr Friedrichsen! Es gibt Geheimnisse, die Sie zu jeder Stunde zu entwirren wahrscheinlich imstande sind, aber Sie wollen es nicht. Und Sie treiben Ihre Verstocktheit so weit, daß Sie auch noch Christine ins Unglück stürzen. Ist es da ein Wunder, daß Ihre Mitmenschen von Ihnen das Schlimmste annehmen . . ?"

Die bläuliche, beängstigende Röte wich langsam aus seinem Gesicht. Auch schwand die Erregung und Spannung aus seinen Zügen. Plötzlich sah er ganz schlaff und alt aus.

„Der Stein ist im Rollen", sagte er tonlos und ohne jede innere Teilnahme. „Niemand kann ihn aufhalten. Ich hätte vielleicht alles rückgängig gemacht, damals nach unserem Gespräch auf dem Marktplatz in Marnekoog, weil ich einsah, daß Sie vielleicht doch recht haben. Denn Sie sind ein guter Mensch. Und so ganz anders als die meisten hier. Aber dann erschien plötzlich dieser Bluthund, der Sootje, bei mir und schleuderte mir seinen Verdacht ins Gesicht. Und er ist doch der Liebhaber Christinens, der mich unschädlich machen und aus dem Wege räumen will. Und als ich erkannte, daß sie mich auf diese feige, gemeine Art verderben will, da beschloß ich, alles so laufen zu lassen, wie es nun einmal ins Rollen gekommen ist. Nun sollte es gerade hart auf hart gehen, nun sollte es sich endgültig zeigen, ob ich der Stärkere bin oder sie, nun sollte sie fühlen, daß mich nicht einmal die Furcht vor dem Mordverdacht abhalten konnte, meine Pläne rücksichtslos durchzuführen. So ist das, Fräulein Bojen . . ."

Ein langes Schweigen trat ein.

Das einzige Geräusch vollführte ein großer Nachtfalter, der durch das offene Fenster hereingetaumelt war und nun in grotesken, trunkenen Stößen gegen das heiße Glas der Schreibtischlampe anrannte.

Da sagte Karsta leise und traurig:

„Ich verstehe euch alle nicht. Auch ich habe schließlich einen dithmarschen Dickkopf. Aber wenn es sich um Menschenschicksale handelte, dann würde selbst ich nachgeben. Dieser Kampf, diese endlose innere Gegnerschaft, in der ihr euch immer mehr verstrickt und verliert, wohin sollen sie führen? Ich verstehe euch wirklich nicht . . ."

Da lachte Friedrichsen auf.

Ein schlechtes, boshaftes, haßwütiges Lachen.

„Ich will Ihnen sagen, Fräulein Bojen, wohin das führen wird. In einen Abgrund, in einen Untergang! Aber wenn es soweit ist, werde ich wenigstens nicht allein untergehen, sondern die anderen mit mir reißen! Und es ist gut, daß Sie das alles nicht verstehen können, Fräulein Bojen . . ."

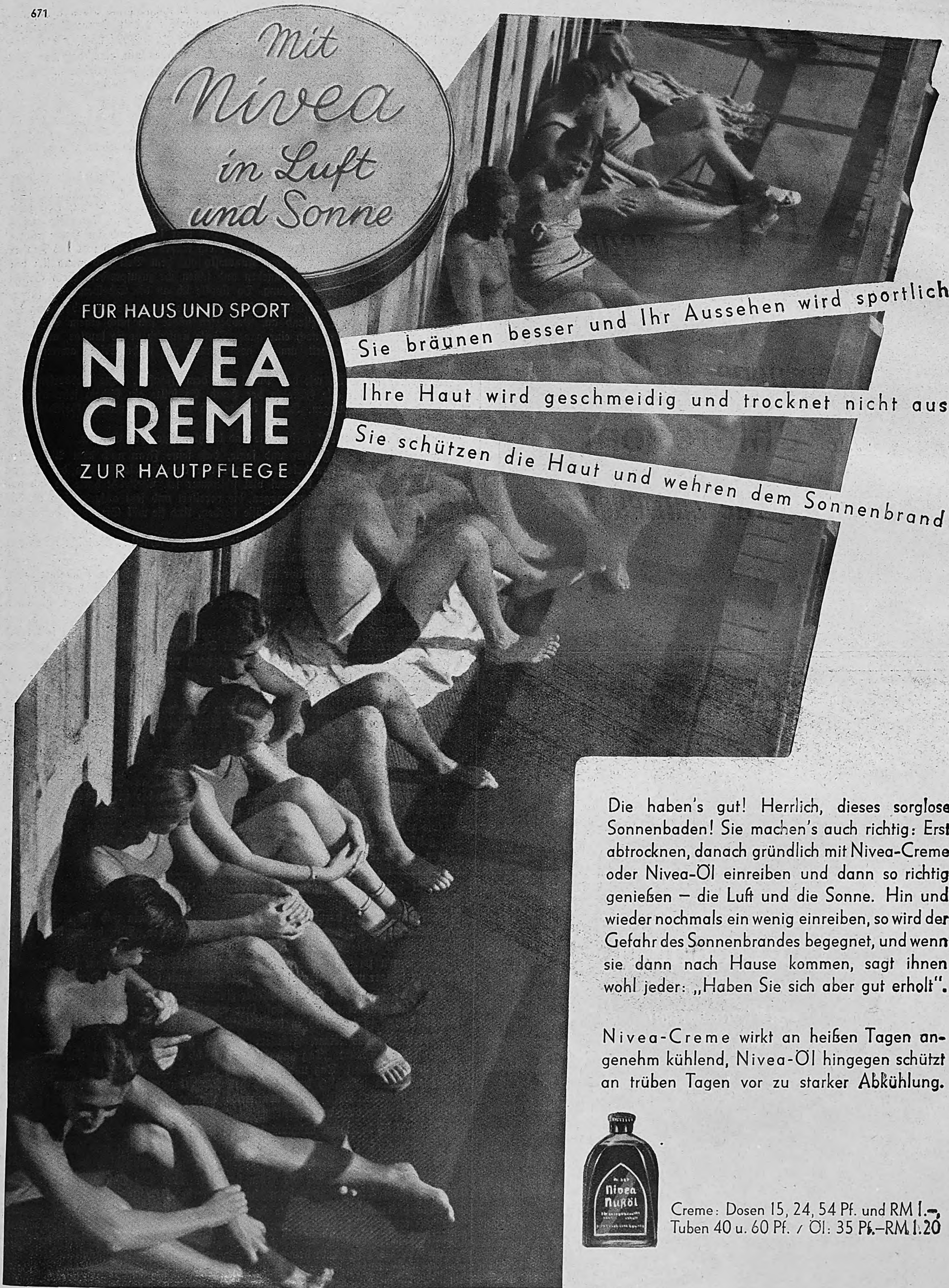
Ohne Gruß ging Karsta aus dem Büro und tastete sich die dunkle Stiege hinunter. Ohne rechts und links zu blicken, schritt sie über den schlecht erleuchteten Fabrikhof dem Tore zu. Am Tor stand eine dunkle Gestalt und trat ihr in den Weg.

Sie sah erschreckt auf. Aber sie beruhigte sich sogleich wieder, als sie das schmale, kantige Gesicht erkannte.

Es war der Vogt Peddersen.

Seltsam, daß sie in diesem Augenblick gar nicht daran dachte, daß auch sie beide irgendwie Gegner waren. Wie nebensächlich erschien das alles im Vergleich zu den Dingen, die sie droben im Büro des Fabrikanten Friedrichsen durchlebt hatte.

Wortlos reichte sie Peddersen die Hand.


Mit Nivea in Luft und Sonne
FÜR HAUS UND SPORT
NIVEA CREME
ZUR HAUTPFLEGE
Sie bräunen besser und Ihr Aussehen wird sportlich
Ihre Haut wird geschmeidig und trocknet nicht aus
Sie schützen die Haut und wehren dem Sonnenbrand
Die haben's gut! Herrlich, dieses sorglose Sonnenbaden! Sie machen's auch richtig: Erst abtrocknen, danach gründlich mit Nivea-Creme oder Nivea-Öl einreiben und dann so richtig genießen – die Luft und die Sonne. Hin und wieder nochmals ein wenig einreiben, so wird der Gefahr des Sonnenbrandes begegnet, und wenn sie dann nach Hause kommen, sagt ihnen wohl jeder: „Haben Sie sich aber gut erholt".
Nivea-Creme wirkt an heißen Tagen angenehm kühlend, Nivea-Öl hingegen schützt an trüben Tagen vor zu starker Abkühlung.
Nivea Nußöl
Creme: Dosen 15, 24, 54 Pf. und RM 1.–, Tuben 40 u. 60 Pf. / Öl: 35 Pf.–RM 1.20



„Ich habe Sie erwartet, Fräulein Karsta", sagte er langsam und bedrückt. „Wenn Sie nicht bald heruntergekommen wären, hätte ich Sie geholt. Ignaz Kunowskys Frau liegt im Sterben ..."

„Um Gottes willen ...", flüsterte Karsta. Nun gab es nur eins, daß dort ein Mensch im Sterben lag, dem sie vielleicht die letzte Stunde noch erleichtern konnte. „Kommen Sie, Peddersen. Das ist ja furchtbar..."

Sie schritten nebeneinander in den Abend hinein.

„Ich hätte den Friedel nach Ihnen geschickt", erzählte der Vogt. „Aber der ist gerade heute länger im Vorland geblieben und noch nicht vom Gänsehüten zurück. Wahrscheinlich hat sich Thießen mal verspätet. Und da kam ich selber. Sie verlangt immer nach Ihnen ..."

„Wie ist denn das gekommen?" fragte Karsta, und etwas Heißes würgte in ihrer Kehle.

„Niemand weiß es. Ich kam gegen Abend zufällig am Hof vorbei, weil mich ein Bauer aus Augusta-Viktoria-Koog gebeten hatte, mit Ignaz Kunowsky wegen eines Kaninchenpaares zu verhandeln. Der Hof war leer, auch im Hause rührte sich nichts. Nur in der Schlafkammer flackerte ein trübes Licht. Ich trat ans Fenster und blickte hinein. Da lag die Irma Kunowsky auf dem Bett und wand sich vor Schmerzen. Und der Ignaz saß daneben und schien ihr zuzusprechen. Sein Gesicht war völlig verstört vor Verzweiflung. Da klopfte ich an die Scheiben ..."

Ein großer schwarzer Dorfköter schoß wütend aus einem Hoftor und sprang die beiden späten Wanderer bellend an. Peddersen bückte sich nach einem Stein, da entwich er knurrend. Aber noch eine ganze Weile umstrich er sie lautlos, als suchte er eine günstige Gelegenheit, um sie noch einmal mit mehr Erfolg angreifen zu können.

„Wie ein böser Geist, wie der Pudel aus dem ‚Faust'", sagte Peddersen, und behielt den Stein für alle Fälle in der Hand. Es sollte ein Scherz sein, aber es klang bitter und gezwungen. Karsta konnte sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren.

„Und was war weiter?" forschte sie und beschleunigte ihre Schritte.

„Kunowsky kam ans Fenster und sagte, daß seine Frau nach dem Abendessen genau dieselben Schmerzen bekommen habe wie damals, als sie von der Treppe gefallen war. Nur daß es diesmal viel schlimmer sei. Vielleicht hatte sie sich damals eine innere Verletzung zugezogen, die vereitert und jetzt aufgebrochen ist. Sie quält sich furchtbar und meint, sie müsse sterben. Und sie will Sie noch einmal, bevor es zu Ende geht, sprechen ..."

„Man muß doch einen Arzt holen!" sagte Karsta schnell. „Vielleicht ist es gar nicht so schlimm und man kann die Frau doch noch retten!"

„Ich habe bereits beim Doktor in Marne angerufen", erwiderte Peddersen ruhig. „Er wird in spätestens einer Stunde hier sein. Aber ich glaube nicht, daß da noch etwas zu machen ist. Solch Gesicht wie die Irma haben nur Menschen, die schon vom Tode gezeichnet sind ..."

Das letzte Stück des Weges legten sie schweigend zurück. Karsta ging sofort ins Krankenzimmer. Die Lampe war mit einem Tuch abgeblendet. Ignaz saß regungslos auf dem Bettrand. Die Kranke lag jetzt ganz ruhig

Als Karsta das Gesicht der Bäuerin sah, erschrak sie. Peddersen hatte recht gehabt. Diese Frau war eine Sterbende.

Ignaz ging leise hinaus. Karsta schob den Arm unter den Rücken der Kranken und rückte sie vorsichtig zurecht. Als sie den Arm wieder hervorziehen wollte, merkte sie an einer leisen Bewegung, daß die Frau weiter in ihrem Arm liegen wollte. Da setzte sie sich neben das Bett und ließ den Arm unter den Schultern Irma Kunowskys ruhen.

Plötzlich öffnete die Frau die Augen und sah Karsta an Es war ein flehender, durchdringender, leidenschaftlicher Blick, so daß Karsta bis ins Innerste erschüttert wurde und die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht laut aufzuweinen.

„Sie werden sich ein bißchen um die beiden kümmern... wenn ich nicht mehr bin, gelt?" flüsterte die Sterbende. „Mein Mann ist so unbeholfen in allen Hausdingen. Und der Junge, der Friedel ...", sie brach ab, und große schwere Tränen rollten über ihre grauen, abgezehrten Wangen.

Karsta beugte sich tief über die Frau, ein überströmendes Mitleid wogte in ihr auf.

„Sie können ganz beruhigt sein, Frau Kunowsky, Maria und ich werden jeden Tag herüberkommen und hier nach dem Rechten sehen. Wir haben doch immer gute Nachbarschaft gehalten. ."

„Sie waren immer freundlich zu uns", fuhr die Frau mühsam fort, und ihre knochigen Finger umspannten Karstas freie Hand mit schwachem Druck.

Sie schloß die Augen und lag wieder einige Minuten regungslos da. Dann richtete sie sich mit einem Ruck auf, ihre Augen wurden starr und angstvoll, sie wandte den Kopf lauschend in der Richtung zum Fenster.

„Hören Sie das Meer, Fräulein Karsta? Hören Sie es...?" stammelte sie außer sich vor Furcht. „Tag und Nacht höre ich das Grollen des Meeres, wie es an den Deich klopft. Tag und Nacht bin ich die Angst nicht los geworden, daß sich die Wogen schließlich doch durch den Deich hindurchfressen und uns alle verschlingen werden! Diese ewige donnernde Unruhe, die darauf aus ist, das Land und die Menschen zu verderben!"

Karsta strich der Frau beschwichtigend über das Haar.

„Beruhigen Sie sich, Frau Kunowsky. Die Deiche sind fest und stark, das Meer kann sie niemals durchbrechen. Auch Sie hätten sich allmählich daran gewöhnt."

„Sie sind so gut", sagte die Frau dankbar. „Und Sie sind so stark. Nur weil ich weiß, daß Sie hier sind, kann ich ruhig sterben".

Man hörte polternde Schritte draußen, dann stürzte der Friedel ins Zimmer. Er war totenblaß, seine schwarzen Augen blickten verstört auf die sterbende Mutter. Hinter dem Jungen in der Tür stand Ignaz, noch nie hatte Karsta das Gesicht eines Mannes gesehen, in dem eine so verzweifelte Hoffnungslosigkeit bebte

„Kommt", flüsterte die Bäuerin, man merkte ihr an, daß es ihr immer schwerer wurde, zu sprechen. „Kommt doch ... Ich habe mit ihr gesprochen .. Sie wird sich um euch kümmern, wenn ... wenn .. ich nicht .. mehr ..."

Ihr Kopf sank schwer und kraftlos auf Karstas Arm zurück ein leichter Seufzer quoll tief aus ihrer schmalen, müden Brust auf, dann hatte Irma Kunowsky alle Arbeit und alle Sorge und alle Schmerzen für ewig überwunden.

(Fortsetzung folgt)

EHRICH KÖRDING:

Die neuen Freunde

Als wir Obermaat Mops kennenlernten, war es späte Nacht und unten in der Hafengegend, an einer Litfaßsäule. Dort schrie und randalierte Mops und versuchte vergebens, an der runden Wand der Säule hinaufzuklettern. „Ihr Affen!" schrie er wütend, „wollt ihr nun endlich das Fallreep 'runterlassen?!"

Es kostete uns sehr viel Worte, ihm zu erklären, daß dies hier kein Schiff wäre. Breitbeinig stand er da und gab sich Mühe, uns prüfend anzublicken. Schließlich ließ er sich mitlotsen und geriet dann langsam in einen wahren Taumel von Dankbarkeit. Wir hätten ihn gerettet, denn nie wäre er dort hinten allein wieder flottgekommen! Ja, und das wollten wir denn man gleich begießen. Und in dem Grogkeller, den wir dann aufsuchten, trafen wir noch drei Kameraden von ihm, drei Obermaate.

Als wir den Keller verließen, duzten wir uns mit den vier Obermaaten, waren uns herzlich zugetan und gingen nun zusammen weiter, um diese neue und schöne Freundschaft noch würdig zu feiern.

Unsere Formation war die Dwarslinie, und manch bewundernder Blick traf uns. Hin und wieder liefen wir eine Hafenkneipe an, um zu bunkern, so daß unsere Unternehmungslust bald unter mehreren Atmosphären Druck stand.

Schließlich landeten wir, nachdem wir die enge Einfahrt genau ausgemacht hatten, in einem bekannten Kellerlokal, wo unser Erscheinen freudige Erregung hervorrief. Das Schifferklavier wurde gleich an unseren Tisch geholt und wir wurden sehr lustig. Wir sangen, von den anderen Gästen unterstützt, das Seeräuberlied, das Torpedobootslied und andere. So stieg die allgemeine Stimmung immer höher. Die Obermaate fanden das Lokal ganz groß — aber so! Und wir stellten wieder einmal fest, daß wir prachtvoll zusammen paßten und nun weitergehen könnten. Der Abschied von den Gästen war laut und herzlich. Es muß dort nachher recht still gewesen sein.

Wir aber kamen irgendwie in eine dunkle, verdächtige Gasse und beschlossen, hier lieber mit Sicherung zu fahren. Zwei unserer Zivilisten gingen erst mal eine Schleichpatrouille. Als sie jedoch nicht zurückkamen, folgten wir und mußten sie dann aus einer winzigen Kellerkneipe herausholen. Sie entschuldigten sich damit, daß man sie hinterlistigerweise hineingelockt hätte. Sie wurden nun als unzuverlässig von je einem Obermaaten längsseit genommen. Mops und Werner waren inzwischen kühn vorgestoßen und meldeten einen starken Trupp feindlicher Mülleimer. Ein überraschend ausgeführter Angriff führte dann polternd zu einem glatten Sieg. Bei einem zu stürmischen Torpedoangriff auf einen besonders schweren Eimer verschwand allerdings Obermaat Fritz krachend mit seinem Opfer in einem Kellereingang. Er war aber zum Glück mehr beschmutzt als beschädigt und konnte bald die Reise mit uns fortsetzen.

Inzwischen hatte Obermaat Mops sich von einer Laterne ein daran hängendes Schild geholt, als Andenken. Er hatte es in plötzlichem Ansprung genommen und war sehr stolz. Es stand auch etwas darauf geschrieben, und zwar: Frisch gestrichen! Und dementsprechend sah auch Mops aus. Er wurde, mangels Benzin, in der nächsten Kneipe unter Genever gesetzt. Nach einiger Zeit sah er wieder gebrauchsfähig aus und dankte uns sehr.

Später hielten wir dann auf irgendeinem Marktplatz Kriegsrat. Max, einer von uns Zivilisten, wollte Umschau halten und bestieg dazu Obermaat Werner. Aber gerade, als er von dort oben den Kurs angeben wollte, verlor er den Halt und knallte wuchtig mit dem Achtersteven auf das Pflaster herab. Eine sofort bei ihm vorgenommene Bodenbesichtigung ergab dann, daß zwar einige Nieten gelockert, der Mann aber noch manövrierfähig war und im Verband bleiben konnte. Nur Obermaat Werner meinte, der Kerl müßte ins Dock, er würde sicher bald leckspringen. Auf alle Fälle liefen wir einen Nothafen an und flößten Max einige Grogs ein.

Wir gingen bald erneut in See. Unterwegs gestand mir Obermaat Mops, daß er Blutsbrüderschaft mit mir schließen wollte, und ob ich etwas dagegen hätte. Nein, im Gegenteil. Er hakte mich ein und fragte, was ich denn so wäre. Das Wort Schriftsteller machte ihn betroffen. Aber dann umarmte er mich und meinte mit vor Mitgefühl und Alkohol tränenden Augen, das schade gar nichts. Mit ihm wäre auch erst nichts losgewesen, und ich sollte nur den Mut nicht verlieren, und ob er etwas für mich tun könnte. Vor allem aber müßten wir jetzt zusammen einen trinken. Wir drückten uns stumm die Hände und waren gerührt.

Dann saßen wir in einem großen Lokal, wo die Musik ein gedämpftes Lied spielte. Die Tränen kamen uns, und wir sangen dann voller Schwermut das ergreifende Lied von der toten Seemannsbraut, was aber, als wir die neunte Strophe anfingen, die Musik und die Tänzer aus dem Konzept brachte. Ein vornehm tuender Herr fragte uns schonend, ob wir nicht eine kleine Pause einlegen möchten. Da schrie Obermaat Fritz erzürnt, daß unser Gesang wohl schöner wäre als seine Musik, und dann brüllten wir das Lied von der Honolulu-Bar, so daß alle zuhörten und die Mädchen uns glitzernde Blicke zuwarfen. — Aber dann mußten wir Obermaat Mops suchen und fanden ihn in einer Box, von zahlreichen Mädchen umgeben, denen er seine Liebe beschwor. Wir zerstörten das Idyll und nahmen Mops ins Schlepptau. Er schwor, uns das nie zu verzeihen.

Inzwischen war es draußen schon hell geworden, und die Spatzen lärmten, Wagen fuhren. Wir saßen vor einem Kaffee, tranken einen letzten Grog und ahnten nahendes Abschiedsweh. In unser Schweigen klang das Schluchzen von Mops, der uns gebrochen und trostlos seine durchaus verneinende Lebensanschauung kundtat. Dann wollte er einschlafen, und wir hatten die größte Mühe, ihn wach zu halten und zu trösten.

Nachher verabschiedeten wir uns unten am Hafen. Es war sehr rührend und dauerte lange. Immer wieder kehrten wir um und fielen uns in die Arme Als wir uns schließlich getrennt hatten und die vier Obermaate gingen, winkten wir, bis sie, seltsame Kurven beschreibend, auf der Landungsbrücke verschwanden.

RUDOLF v. ELMAYER-VESTENBRUGG:

Vom Wunder

Instinkt, vom lateinischen Wort „instinctus", „Anreiz" ist nach dem Urteile der Wissenschaft jenes Verhalten der Tiere und Menschen, bei dem sich das Individuum der Zweckmäßigkeit seiner Handlung gar nicht bewußt wird. Die Instinkte fördern das Erreichen lebensnotwendiger Ziele, wie Vermehrung, Wachstum, Lebenserhaltung, und die Natur bedient sich dabei so sinnvoller und vollkommener Einrichtungen, daß sie an Sicherheit und Zweckmäßigkeit alles vom menschlichen Intellekt Geschaffene übertreffen Manche Tierarten sind in ihren Sinnesempfindungen, in ihrer Orientierungs- und Wahrnehmungsgabe den Menschen weit überlegen, so daß man schon vermutet hat, die Tiere besäßen Sinne die dem Menschen fehlen. Es ist also wohl eines der interessantesten und verwickeltsten Probleme, das die Natur hier darbietet, denn in ihm spiegelt sich das Rätsel des Lebens in einer seiner sonderbarsten und am wenigsten erforschten Formen wider. Zu seiner Erklärung sind schon die verschiedensten Hypothesen aufgestellt worden, aber keine von ihnen konnte die Gesamtheit der Beobachtungstatsachen irgendwie einheitlich zusammenfassen.

Beim tierischen Werkzeuggebrauch findet man zum Beispiel neben dem Instinkt noch eine Reihe sehr verwickelter erfahrungsmäßiger und einsichtiger Leistungen, die selbst von manchem Forscher als intelligent, das heißt als verstandesmäßig bezeichnet werden. Hans Wolfgang Behm bringt in seiner „Schöpfung des Menschen" folgende merkwürdige Beispiele: In Ceylon, im Kongogebiete und in Brasilien leben sogenannte Weberameisen, die ihre Nester aus Baumblättern zusammenkleben. Den Klebstoff dazu liefern ihnen seltsamerweise ihre eigenen Larven. Die Ameise packt eine Larve und hält sie gegen ein Blatt, auf dem sie aus ihren Oberkieferdrüsen sogleich einen rasch eintrocknenden Spinnstoff ausscheidet; hierauf wird das Blatt mit Hilfe der Larve gegen ein anderes gezogen, das nun mit dem ersten zusammenklebt. Die Larve wird hier also als lebendes Werkzeug verwendet. Sind die zu vereinigenden Blätter zu weit voneinander entfernt, so daß die auf dem einen Blatte stehende Ameise allein die Larve nicht gegen das andere Blatt andrücken kann, so erhält sie Unterstützung von einer Arbeitsgenossin: sie wird von dieser um die Körpermitte erfaßt und solcherart samt der immer noch festgehaltenen Larve wiederum als Werkzeug benutzt. Ein anderes wunderbares Beispiel von Werkzeuggebrauch bietet die Sandwespe. Mit einer Sicherheit, über die kein Chirurg und kein Anatom verfügt, lähmt sie durch einen Stich eine Raupe und legt in deren Körper ein Ei. Hierauf schleppt sie die Raupe in ein Loch und schüttet dieses mit Sand und Erde zu. Dabei beobachtete einmal ein Forscher, wie eine solche Wespe ein Steinchen herbeiholte und damit den Sand um die Öffnung zusammenstampfte. Das Seltsamste aber war, daß das Steinchen dreimal zum selben Zweck immer wieder von neuem aufgenommen wurde: um neuen Sand herbeizuschaffen, hatte es die Wespe während der dazu benötigten Zeit jeweils liegen gelassen. Wiederum ein anderes Beispiel konnte J. Powers an einem Tintenfisch beobachten, der in einem Aquarium eine Steckmuschel belauerte Als die Muschel einmal die Schalen öffnete, schob der Tintenfisch rasch einen Stein zwischen die Schalenteile und konnte sodann das wehrlos gemachte Opfer in aller Bequemlichkeit verzehren Dieser ganz merkwürdige Werkzeuggebrauch bei Tieren läßt sich offenbar nicht ausschließlich auf nur rein instinktmäßiges Handeln zurückführen, und doch ist es nicht möglich, irgendwo die Grenze zu ziehen, wo eine Instinkthandlung möglicherweise in eine höhere Verstandesleistung übergeht.

Ganz wunderbar ist die Fähigkeit mancher Tiere, sich leicht und unfehlbar auf weiteste Entfernungen zu orientieren. So kehren Brieftauben mit unbeirrbarer Sicherheit in ihren manchmal viele hundert Kilometer entfernten Schlag zurück, und Zugvögel fliegen Tag und Nacht in gerader Richtung über Land und Meer einem bestimmten Ziele zu, das sie aber wegen der Schwäche ihrer Sehkraft und wegen der Rundung der Erde nicht wahrnehmen können. Sie werden einzig von der Notwendigkeit getrieben, als Nahrung jene Insekten aufzutreiben, die sie beim Herannahen des Winters in unseren Gegenden nicht mehr finden. Diese erstaunliche Orientierungsfähigkeit führen manche Forscher auf reinen Instinkt, manche auf einen „besonderen Sinn" zurück; aber weder die eine noch die andere Ansicht löst das Rätsel.

Der französische Forscher Georges Lakhovsky führt nun in seinem Werke „Le Secret de la Vie" im einzelnen aus, daß das Orientierungsvermögen der meisten Tiere mit Strahlungsenergien zusammenhängt, welche diese Tiere in sehr kurzen Wellenlängen aussenden bzw. empfangen. Er erinnert an die Tatsache, daß die Brieftauben nach ihrem Aufsteigen erst eine gewisse Anzahl von Kreisen beschreiben, worauf sie befähigt sind, selbst in der Nacht unverzüglich die gerade Richtung nach ihrer noch so weit entfernten Heimat einzuschlagen. Dieselben Flugmanöver kann man bei den Zugvögeln beobachten. Nun konnte der genannte Forscher im Jahre 1924 bei der Rundfunkstation Paterna, unweit von Valencia in Spanien, feststellen, daß während des Betriebes des Senders der Orientierungssinn der Tauben unter dem Einfluß der elektromagnetischen Wellen völlig versagte. Solange die Sendung dauerte, vermochte sich keine der aufgelassenen Brieftauben zu orientieren, aber wenige Minuten nach Beendigung der Sendung nahmen sie ausnahmslos ohne Zögern die genaue Richtung nach ihrem Heimatsschlage auf. Im Jahre 1926 wurden diese Beobachtungen von deutschen Technikern bestätigt. Sie wählten eine Sendestation, die gerade zwischen dem Abflugsort und dem Zielpunkt der Brieftauben lag; die Station befand sich also genau auf der „Vogelflugstrecke" welche die Tauben durchfliegen mußten Es wurde nun beobachtet, daß die Vögel, sobald sie in die Nähe der Station gelangten, von ihrer Flugrichtung abwichen, die Richtung verloren und diese erst dann wieder fanden, wenn die Kreise, die sie zogen, sie aus

des Instinkts

dem Bereich des intensiven elektromagnetischen Feldes in der Umgebung der Stationsantenne herausführten. Lakhovsky erklärt sich diese ansonsten unbegreifliche Tatsache aus der elektromagnetischen Induktion auf die Orientierungsorgane der Tauben. Er glaubt aber auch, daß fliegende Nachttiere, wie Uhus, Eulen, Fledermäuse u. a., durch Wellen angezogen werden, welche die ihnen zur Nahrung dienenden Insekten aussenden. Die übliche Annahme, daß zum Beispiel die Fledermaus vermöge ihres Gehör- und Geruchsinnes mit so großer Sicherheit ihre Beute finde, kann jedenfalls für das Gebiet einer Großstadt nicht gelten. Und doch beobachtete der Forscher in Paris häufig von seinem Balkon aus, daß selbst an belebten Sonntagsabenden die Fledermäuse mitten im Getöse einer riesigen Menschenmenge und im Lärm Tausender von Automobilen, die außerdem noch mit ihren Auspuffgasen die Luft verseuchten, erfolgreich auf ihre Jagd flogen. Unter solchen Umständen kann wohl sicherlich weder Gehör noch Geruch die Fledermäuse zu den Insekten ziehen. Und doch schnappen sie Maikäfer, Nachtschmetterlinge, Schnaken usw. mit der gleichen Leichtigkeit wie in der ländlichen Stille.

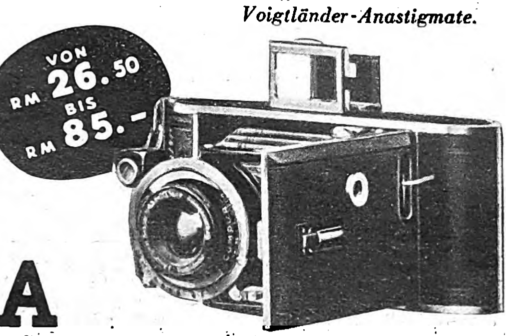
Ein anderes höchst merkwürdiges Beispiel von zielbewußter Orientierung zeigen die Lemminge, eine Art von Feldmäusen, die in den skandinavischen Ländern heimisch sind. Ihre sonderbaren Wanderungen schildert der berühmte schwedische Naturforscher Linné. Bei Annäherung großer Kälte, doch manchmal auch ohne jeglichen sichtbaren Grund, verlassen die Lemminge die hohe norwegische Gebirgskette, ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort, und unternehmen eine große Wanderung nach dem Meer. Die wandernde Menge, aus Myriaden von Tieren bestehend, trottet in schnurgerader Linie durch alle Hindernisse hindurch, ohne sich jemals von ihrem Ziel abbringen zu lassen. Ein Lemming wandert hinter dem anderen her, und so erzeugen sie auf dem Wege parallellaufende, zwei Finger tiefe, geradlinige Furchen. Alles, was ihren Weg behindert, Gräser und Wurzeln, fressen sie auf. Nichts kann sie von ihrer Richtung abbringen. Stellt sich ihnen ein Mensch entgegen, so gleiten sie zwischen seinen Beinen hindurch. Treffen sie einen Heuschober an, so zernagen sie ihn und gehen mitten hindurch; ist es ein Fels, so beschreiben sie einen Halbkreis um ihn herum und nehmen auf der anderen Seite ihre geradlinige Richtung wieder auf. Liegt ein See auf ihrem Weg, wird er in gerader Linie durchschwommen, so breit er auch sein mag. Liegt mitten im Wasser ein Boot auf ihrer Bewegungslinie, so klettern sie darüber hinweg, um sich dann auf der anderen Seite wieder ins Wasser zu stürzen. Ein reißender Strom hält sie auch nicht auf, und sollten sie alle darin umkommen. So laufen sie viele Tage und Nächte unermüdlich weiter, bis sie endlich unter Einhaltung immer derselben schnurgeraden Richtung ans Meer in irgendeine Bucht kommen, wo eben zur selben Zeit massenhaft Scharen von Fischen angelangt sind. Will man nun behaupten, so fragt Lakhovsky, daß diese Lemminge auf ihrem geradlinigen Weg durch Gehör oder Geruch geleitet wurden? Aus allen Richtungen kommen Geräusche und Gerüche, die sie wahrnehmen. Ist es da nicht einfacher anzunehmen, daß die Lemminge, obwohl sie sich sonst nur von Wurzeln und Körnern nähren, manchmal das Bedürfnis haben, kleine Fische zu fressen, und daß sie sich deshalb an die See begeben, angezogen von den geheimnisvollen Strahlungen, welche diese Scharen von Fischen aussenden?

Andererseits ist es bekannt, daß die Johanneswürmchen, die Mikroorganismen des verwesenden Fleisches, die Leuchtkäfer und auch viele Meerestiere leuchtende „Radiationen“, wie sie Lakhovsky nennt, aussenden, so daß man auch annehmen kann, daß gewisse Tiere imstande sind, Wellen zu senden, die wir nicht wahrnehmen, deren Auswirkungen aber oft ganz erstaunlich sind. Die Sende- und Empfangsorgane, die hierbei eine besondere Rolle spielen, sind noch unerforscht; vielleicht sind es die drei eigentümlichen halbkreisförmigen Kanäle im Ohr mancher Tiere, oder bei den Insekten die Fühler, die mit den Antennen der radioelektrischen Stationen auffallende Ähnlichkeit haben.

Dies würde vielleicht die wunderbaren Beobachtungen des berühmten französischen Insektenforschers Fabre erklären, die er in seinem Werke „Les Moeurs des Insectes“ niedergelegt hat. Kurz nachdem ein Weibchen eines Nachtpfauenauges aus der Puppe ausgeschlüpft war, bemerkte Fabre zu seinem Erstaunen, daß bei Einbruch der Nacht ganze Scharen von männlichen Nachtpfauenaugen in das Zimmer geflogen kamen. Das läßt nach Lakhovsky vermuten, daß das Weibchen mit irgendeinem zur Nachtzeit wirkenden Agens gela..en war. Fabre stellte dabei ausdrücklich fest, daß diese Gattung des „Großen Pfauenauges“ in seiner Gegend ansonsten fast unauffindbar ist, daß also die Männchen von sehr weit hergekommen sein mußten. Der Schall, das Licht oder der Geruchsinn konnten hier keine Rolle spielen, denn die Männchen flogen trotz der hohen Bäume, welche das Haus umgaben, und trotz einer Menge verschiedener Gerüche, die vom Gelehrten absichtlich umhergestreut worden waren, Nacht für Nacht immer unmittelbar der Drahtglocke zu, unter der das Weibchen saß. Außerdem kamen die Schmetterlinge stets mit der Windrichtung angeflogen; wären sie durch den Geruchsinn geleitet worden, hätten sie gegen den Wind fliegen müssen, um in die Ausströmungen des betreffenden Geruchs zu gelangen Mit dem am Tag fliegenden Eichenspanner, der in der Umgebung von Fabres Wohnsitz ebensowenig heimisch ist wie das Nachtpfauenauge, gelang das gleiche Experiment. Dabei machte aber der Gelehrte folgende merkwürdige Entdeckung: Er setzte an einem Morgen das Weibchen unter der Drahtglocke auf einen kleinen Eichenzweig, wo es unbeweglich, wie tot, viele Stunden im Blattwerk sitzen blieb und dieses mit seinen Ausdünstungen sozusagen sättigte Als die Zeit kam, in der sich die männlichen Besucher einzustellen pflegten, nahm Fabre den Zweig weg und legte ihn auf einen Stuhl unweit des offenen







Fensters. Die Männchen erschienen, flogen aber nicht zum Weibchen, das auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers gut sichtbar unter seiner Drahtglocke saß sondern suchten und suchten und landeten endlich ausgerechnet auf dem Zweig. Mit zitternden Flügeln ließen sie sich auf dem Blattwerk nieder, untersuchten es oben und unten, rückten es von seinem Platz weg, bis der leichte Zweig zu Boden fiel; aber auch dort setzten sie ihre Untersuchungen unermüdlich fort. Fabre ist nun der Meinung, daß ein besonderer, von unserem sehr verschiedener Geruchsinn den Tierchen eigen sei; Lakhovsky aber weist mit Recht darauf hin, daß die winzigen materiellen Partikelchen, welche den Geruchsinn reizen, unmöglich auf so große Entfernungen hin den Schmetterlingen den Weg zum Weibchen weisen konnten; es müßten vielmehr den weiblichen Eierstöcken mikroorganische Zellen entströmen, die auf Wellen von bestimmter Länge schwingen und den Fortpflanzungstrieb reizen.

Gleicherweise finden vermutlich auch die als „Totengräber" bekannten Insekten — aber immer erst 8—10 Tage nach dem Tod eines Tieres — den Weg zu der dann schon in Verwesung übergegangenen Tierleiche, die sie als Nahrung für ihre kommende Generation eingraben. Auch hier sind es wahrscheinlich Mikroorganismen, und zwar die bei der Verwesung entstehenden, welche auf Wellen bestimmter Länge schwingen und damit selbst auf große Entfernungen die Totengräber beeinflussen.

Wenn nun auch der tierische Instinkt im allgemeinen eine gewisse Beständigkeit zeigt, so tritt doch manchmal seine Wandelbarkeit in Form eines Widerstreites zwischen Instinkt und sogenannter Wahlhandlung auf. Prof. Dr. Demoll berichtet da zum Beispiel in seinem Werke „Instinkt und Entwicklung" von einer Henne, die einmal Hühner ausgebrütet hatte und der man dann später Enteneier unterlegte. Die ausgeschlüpften Entlein strebten natürlich alsbald dem nahen Teiche zu. Die Glucke geriet dabei in größte Aufregung und versuchte ihre Kindlein mit allen Mitteln vom Wasser fernzuhalten. Vergebens. Schließlich fand sich die Henne mit der Tatsache ab, daß ihre Jungen andere Sitten haben, als die ihr bis dahin bekannten. Sie saß also ergeben am Teichrand und wartete, bis es ihrer aus der Art geschlagenen Brut beliebte, wieder ans Land zu steigen. Als sie nachher abermals Enteneier bebrütete und auch in diesem Falle die ausgeschlüpften Entchen sich ihrem Elemente zuwandten, wurde dies von der Mutter schon ohne besondere Aufregung hingenommen. Einmal wurden aber der Henne wieder richtige Hühnereier unterlegt. Als die ausschlüpfenden Küken keine Anstalten machten, sich nach dem Teich zu begeben, versuchte nun die Glucke ihrer Brut das moderne Benehmen beizubringen und stieß sie ins Wasser! Hier wurde also der Instinkt durch eine aus der Gewohnheit erwachsene Wahlhandlung geändert.

Demoll weist aber auch sonst noch auf Grund vieler Beispiele auf Änderungen im Instinktleben hin, die als Entwicklungsstadien des Instinkts, gleichlaufend mit der stammesgeschichtlichen Entwicklung des Individuums, zu bewerten sind. Es sind dies unter anderem auch die Fälle der sogenannten Symbiose, des Zusammenlebens höherer Organismen mit niederen. So benützt der Einsiedlerkrebs mit Vorliebe leere Schneckenschalen als dauernden Wohnort. Er kriecht mit seinem Hinterleib in das Schneckengehäuse und schleppt es überall mit sich herum. Auf seinem sonderbaren Wohnhaus pflegt er als Wächter und Beschützer wehrhafte Tiere von pflanzenähnlicher Form anzusiedeln, die ihrerseits wieder ihren Vorteil darin finden, daß sie an den Mahlzeiten des Krebses teilnehmen können. Dafür schützen diese Tiere, Adamsien genannt, ihren Hausherrn, indem sie bei drohender Gefahr ihre mit Nesselzellen bewehrten Acontienfäden ausschleudern, vor deren ätzender Schärfe selbst die übermächtigsten Feinde erschrocken zurückweichen. Wird dem Einsiedlerkrebs mit zunehmender Größe seine Wohnung zu klein, so sucht er sich eine geräumigere Schneckenschale, nimmt dabei aber alle seine Wächter mit, die sich von ihm ohne weiteres abheben und auf das neue Gehäuse aufsetzen lassen. Unter anderen Umständen ist ein Abheben dieser Adamsien weder mit Gewalt noch mit Güte zu erreichen. Ein weiteres wunderbares Beispiel liefert der Tintenfisch, dessen Leuchtorgan wie ein modernes Beleuchtungsgerät aus Linse, Reflektor und Lichtquelle besteht. Der Leuchtmasse liegt aber ein ganz raffiniertes Zusammenleben zugrunde, bei welchem Leuchtbakterien dem Wirt ihr Licht leihen, der es nach Belieben ein- und auszuschalten vermag. Diese Pilze ordnen sich also völlig dem Entwicklungsgang des Tintenfisches ein, der sich aber manchmal, in Augenblicken der Gefahr, dafür wenig dankbar erweist. So wie er nämlich bei Tag seine Tintenflüssigkeit ausspritzt, um sich hinter der schwarzen Wolke in Sicherheit zu bringen, so stößt er in Dunkelheit etwas von seiner Leuchtpilz-Masse aus, um sich hinter diesem leuchtenden Schleier seinem Verfolger zu entziehen.

Schließlich gibt es noch zahlreiche Insekten, die im Verein mit gewissen Pflanzen eine besondere Art von Instinkt, nämlich die sogenannte „fremddienliche Zweckmäßigkeit" zum Ausdruck bringen. Sie legen in diese Pflanzen ihre Eier, um die sich dann „Gallen" bilden. Wie das Haus gebaut wird, hängt nicht allein von der Pflanze ab: den Bauplan liefern Insekt und Pflanze gemeinsam. Ein und dieselbe Pflanze läßt für verschiedene Gäste ganz verschieden gebaute „Gallen" entstehen. Demoll sagt über diese seltsame Gemeinschaft: „Das Insekt bestellt für seine Nachkommen bei einer Pflanze eine Wohnung. Diese wird ganz nach den Bedürfnissen des Gastes besonders errichtet, es wird dem Gast jederzeit die nötige Nahrung geboten, es wird vom Wirt alles getan, um den Gast vor Feinden zu schützen, so daß er ruhig gedeihen kann, und schließlich wird vom Wirt angeordnet, daß die Türen sich von selbst öffnen, und zwar genau in dem Augenblick, in dem der Gast abzureisen wünscht. Dabei zahlt der Gast dem Wirt keinen Heller, der Wirt tut dies alles ohne Lohn — dem selbstsüchtigen Gast zuliebe, sich selbst aber zum Schaden." Gerade in dieser unbegreiflichen Tatsache der Gallenbildung tritt uns das schlichte Wunder des Instinktes in Verbindung mit der Entwicklung eindringlich entgegen.

Immer wieder wird man dazu gedrängt, das Wesen des „Hellseherischen", des Instinktes und der Entwicklung zu ergründen; dies aber ist nach Demoll gleichbedeutend mit der Frage nach dem Wesen des Lebens selbst. Eine Antwort hierauf ist uns versagt. Wir können nur annehmen, daß ein überindividuelles, also kosmisches Seelisches besteht, das sich in den Einzelwesen verzweigt; — daß durch dieses Wurzeln des Einzelwesens im Urgeist jene wunderbare Kraft geschaffen wird, die den Tieren den Werkzeuggebrauch lehrt, die der Grabwespe den Stachel richtig lenkt, die den Vögeln und Schmetterlingen, den Lemmingen und Totengräbern einen Sende- und Empfangsapparat für geheimnisvolle Strahlungen verleiht, die den Tintenfischen ihre Leuchtmasse verschafft und den Parasiten sagt, wie sie die Pflanze veranlassen können, ihnen in den Galläpfeln ein nahrungsreiches und sicheres Haus zu bauen. Auch hier ist das Leben eingespannt im ewigen Kreis des Alls. Im kleinen und großen schwingt derselbe Rhythmus: es ist jener geheimnisvoll erhabene Urgeist, der immer und überall das irdische Geschehen eng verbunden mit dem Kosmos hält.

Gräber in Ostafrika

(Schluß von Seite 759)

hineingehämmert in den Boden von furchtbaren Gewalten — schwefelgelb und scheckig — mit starren, hölzern wirkenden Beinen, die schräg in den Himmel ragten. Und neben diesen abessinischen Pferden, die so ganz anders aussehen als unsere Pferde, die so sehr meinen Bleipferden glichen, lagen die Khakisoldaten des Negus — Hunderte — kilometerweit. Tragische Spur einer geschlagenen Armee.

Manchmal drückte der Pilot die Maschine, dann zogen wir nur wenige Meter über diesem Leichenfelde weg und scheuchten die Schwärme der Raubvögel hoch, die hier Totengräber spielen. Schwerfällig mit sattem Flügelschlag hoben sich die Tiere, kreisten ein wenig und fielen dann wieder mit der grausamen Hartnäckigkeit dieses Raubzeuges zum Fraß nieder. Vor uns, am Horizont oder scharf abgehoben vom Abendhimmel, drehte sich eine andere Wolke Vögel in ruhigen Spiralen als lebendes Denkmal, als Wegweiser zu anderen Hekatomben an der Straße gegen Dessy.

Da war ein Bach. Der zog sich, in der Abendsonne blitzend, quer über die Hochebene hinter Quoram. Die Karte nannte ihn Mai Ciana Beri und seine Ufer schienen ein wenig versumpft. Ein paar Tukuls standen an diesem Bach. Man sah in diese Tukuls hinein wie in kariöse Zähne, — einen Augenblick nur, solange als unser Schatten darüber wegglitt. Zwischen diesen Tukuls blitzte etwas. Wir wurden neugierig und gingen tiefer.

Es war ein Örlikongeschütz. Es stand neben einem Sprengtrichter, halb umgelegt, und ringsum lagen, umgelegt von der Gewalt der Bombe, zerknickt und grotesk verbogen, Khakisoldaten. Ihre dunklen Gesichter blickten in den Himmel zu uns empor und einer hielt den Arm, aus dem Gelenk gedreht und mit gespreizten Fingern in den Himmel als wehrte er uns ab. Und quer über den Bach lagen sie haufenweise, manche so, als löschten sie in gebeugter Haltung einen endlosen Durst aus diesem zerschlagenen Bachbett, das die Kadaver einiger Pferde stauten.

Wir fanden welche weitab von diesem Rückzugsweg, hoch oben einsam liegend in den Felsen des Abi Gofra. Das waren welche, die die panikartige Flucht wegab geführt hatte, hinauf in die Steilhänge, in der Hoffnung, hier zu retten, was noch zu retten übrig blieb. Vielleicht hatten sie auch — in diesem hartnäckigen verbissenen Angriffswollen, der diese Abessinier auszeichnet — von hier aus wütend aus ihren französischen und belgischen Gewehren auf die Riesenvögel geschossen, die im Tal den Tod warfen, und waren entdeckt worden, entdeckt und ausgelöscht. Vielleicht auch waren unter der barmherzigen Decke der afrikanischen Nacht einige nach Süden gewandert im schwachen Schein der Sterne, sicher, nun gerettet zu sein, und waren hineingelaufen in die lauernden Schatten einiger hundert blutdürstiger Azebo-Galla, die aus der Nacht heranschnellten wie Panther und niederrissen, was abessinische Schamas oder Khaki trug.

Es spielen sich Dramen ab in diesen Felsen Südtigrais, durch die in den Nächten des 4., 5. und 6 April der geschlagene Kaiser, nur begleitet von wenigen Bewaffneten, floh, verfolgt von diesen Gallas, die gereizt durch die brutale Behandlung seitens der Heerführer des Negus nun Rache suchten.



Marschall Badoglio, mit dessen Stab unser Sonderberichterstatter in Addis Abeba einrückte. Rechts: Ras Gugsa. Presse-Photo.

So flogen wir über diesem endlosen Leichenfeld, diesem einzigartigen Schlachtenfriedhof, auf dem nun die vorgeschobenen Truppen des italienischen Heeres lagern oder Gallabanden vorwärtsspüren.

Das ist das ungeheure Grab der Negusarmee!

Abends, nach diesem Flug, sah ich die anderen Gräber — die italienischen. Unser Lager lehnt sich an den Steilhügel des Galianoforts, an dessen Südhang — keine hundert Meter von meinem Zelt — das Armeekommando den Friedhof für die Toten der Schlacht am Amba Aradam, für die Gefallenen der Kämpfe im Gabat-Tal, graben ließ. So wie ich das neue Italien kenne mit seinen monumentalen Bauten, seinem faschistisch-imperialistischen Stil, den es bewußt in die entferntesten Winkel seiner Kolonien trägt, wird dieser kleine Friedhof eines Tages mit einem gewaltigen Kriegerdenkmal über die weiten Ebenen von Enda Jesus blicken. Heute faucht der ewige Wind dieser Ebene um einige Dutzend Holzkreuze, die die Namen der toten Soldaten und Schwarzhemden tragen.

Man muß inmitten dieser Gräber gestanden haben, um zu verstehen, daß es nicht immer großer Monumente bedarf, um der Ruhestätte gefallener Kämpfer jene Weihe zu geben, deren tote Soldaten würdig sind. Das würdigste Denkmal für diese Soldatengräber ist der Riesenfels des Amba Aradam, um den diese Männer kämpften, in dessen Felsenklüften sie fielen.

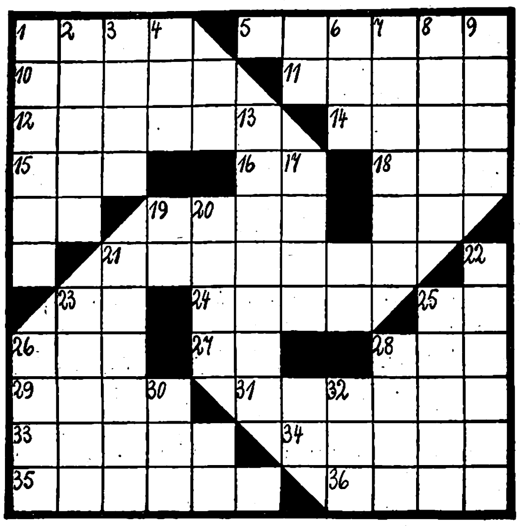
Kameraden haben die Gräber mit kleinen Steinen eingefriedet, haben aus Tigraistein Fasciozeichen gehauen und dazwischen gelegt. Über die Holzkreuze recken die Geschütze des Galianoforts ihre Mündungen, und weit hinaus ins eroberte Land geht der Blick von dieser Stätte. Die Telephondrähte von den vorgeschobenen Brigaden strecken sich quer darüber. Sie sangen mit metallischem Ton.

Drüben im Lager, über das die rasche afrikanische Dämmerung fiel, sangen die Askari, und die Abendröte stand wie eine Riesenfackel am westlichen Himmel. Ihr Abglanz umstrahlte die Kreuze.

RÄTSEL

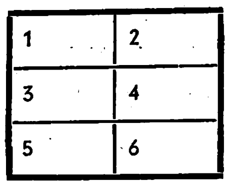
Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Frauenname, 5. Ränke, 10. Sumpfvogel, 11. Gebirgsstock Arabiens, 12. Beschäftigung, 14. Geflügel, 15. Getränk, 16. ägyptische Gottheit, 18. Organ, 19. sagenhafte Schale, 21. Name deutscher Herrscher, 24. musikalisches Werk, 26. Nationalökonom, 27. frz. Verneinung, 28. Raubfisch, 29. weltbekannte Inschrift, 31. Normannenfürst, 33. kleiner Seefisch, 34. japanisches Kolonialland, 35. Alpenhirt,



36. festliche Veranstaltung. Senkrecht: 1. gezogener Wechsel, 2. orientalischer Wohnraum, 3. deutscher Strom, 4. alkoholisches Getränk, 6. Windstoß, 7. Männername, 8. Fluß der Vergessenheit, 9. männl. Haustier, 13. Pelzjäger, 17. Arzneipflanze, 20. Generalfeldmarschall des 19. Jahrhunderts, 21. Tiroler Märchendichtung, 22. Krankenhaus, 23. Schnittlinie zweier Flächen, 25. Stadt am Jadebusen, 26. Spalt, 28. Göttermutter der Griechen, 30. süddeutscher Fluß, 32. abgekürzter engl. Männername.

Silbenkreuz



1—2 Planet, 2—6 Waffe, 3—2 Insektenlarve, 3—4 Gegenteil von fett, 5—2 Vortrag, 5—3—6 Stadt am Rhein, 5—4 deutscher Komponist, 5—6 Nebenfluß der Donau.

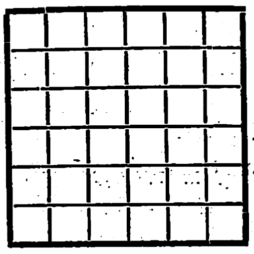
Silbenrätsel

Aus den Silben: a an au ber bet dam di ei ei ei ek en fahrt ge gelb grat gru hi i ka ke me mi mu ne ner neun nu nus pek ra rück schiff sis sor ta ten ti tri u zen sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben fortlaufend gelesen einen Ausspruch aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. russischer Männername, 2. Teil des Eies, 3. asiatischer Fluß, 4. Wasserfahrzeug, 5. griechische Göttin, 6. eine der Gesellschaftsinseln, 7. orientalisches Getränk, 8. Tierprodukt. 9. aalartiger Fisch, 10. Luftschiffführer, 11. Art des Verkehrswesens, 12. österreichischer Dialektdichter, 13. Teil des Knochenbaues, 14. Verwandter, 15. Planet, 16. Stadt in Jugoslawien.

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 .... 16 ....

Magisches Quadrat



a a c c e e e e e e e h h h i i i i k k l l l l m m n n n o o s s s s s 1. Witzbold, 2. Wissenschaft, 3. griech. Sonnengott, 4. Stadt in Frankreich, 5. franz.: Löwin, 6. Küchengerät.

Mosaikrätsel

ENA BLE GLA NDA NVE UGE

RLO WAS ORE ENZ REN

HTE HWE

NBL ERD TIS NAC TFU

LTU ICK DER SEC GEB IBT

Die Steinchen richtig geordnet, ergeben einen Ausspruch aus Goethes „Faust".

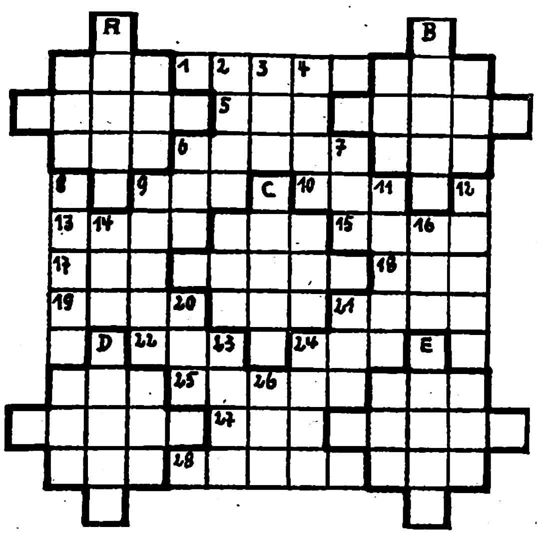
Zahlenrätsel

1.	1 3 6 7 5	deutsches Land
2.	2 7 8 7 5 9 1 4 2 8	Stadt in Bayern
3.	3 5 3 10 11 12	Mediziner
4.	4 5 10 7 2 9 1 7 2 8	Alpengipfel
5.	5 3 10 2 13 4 12	chem. Grundstoff
6.	3 4 10 11 12 11 1 13 14	Fahrzeug
7.	4 9 7 6 11 12	Ostseeinsel

Die ersten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen einer jedem Nationalsozialisten bekannten Stadt.

Kreuzworträtsel mit magischen Sternen

Magische Sterne: A 1. Abkürzung für Tara, 2. afrikanischer Titel, 3. Amtstracht, 4. Nebenfluß der Weichsel, 5. Abkürzung für Réaumur; B 1. Münzzeichen, 2. Bad in Hessen-Nassau, 3. Männername, 4. vorderster Teil des Schiffes, 5. wie A 5; C 1. wie A 5, 2. Fürwort, 3. Auffahrt für Wagen, 4. Bad in Belgien, 5. Abkürzung für Eilzug; D 1. Abkürzung für Liter, 2. Zeitabschnitt, 3. Aufbewahrungsraum, 4. Wurfspieß, 5. wie A 5; E 1. Zeichen für Sauerstoff, 2. Teil des Baumes, 3. Männername. 4. Gebirgseinschnitt, 5. wie A 5.



Waagrecht: 1. Herbstblume, 5. Schmiermittel, 6. Ausführungsgänge der Schweißdrüsen, 9. Hauseingang, 10. Verneinung, 13. Stufenschlüssel, 15. italienische Münze, 17. Strom in Afrika, 18. römischer Sonnengott, 19. Kletterpflanze, 21. Stadt in Frankreich, 22. Abkürzung für Reichsheimstättengesetz, 24. Fluß in England, 25. Männername, 27. verwesende Tierleiche, 28. Teil des Bootes. — Senkrecht: 2. Mundkrankheit, 3. spanischer Küstenfluß, 4. Elchtier, 6. Erdachse, 7. wie, 17. waagrecht, 8. Frauenname, 9. alte Münze, 11. Metall, 12. chemisches Element, 14. Gebirgszug in Marokko, 16. Farbe, 20 Eule, 21. japanische Münze, 23. Farbe, 24. menschliches Organ, 26. Erfrischung.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a a bi bres chan ci dar de di e e en ess flis gen gen gen gon gu i in lin lin list lon me nai ni noerd on pe ra rei rie ro sa stra stüm ti til u sind 13 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch von

1 .... 7 ....

2 .... 8 ....

3 .... 9 ....

4 .... 10 ....

5 .... 11 ....

6 .... 12 ....

.... 13 ....

Nietzsche ergeben. 1. Stadt in Württemberg, 2. schlechte Arbeit, 3. Landjägertruppe, 4. Land in Asien, 5. Stadt in Italien, 6. Stadt in Georgien, 7. Stadt in Bayern, 8. Bund, 9. Stadt in Dalmatien, 10 Muster, 11. Träumer, 12. Stadt in Ostafrika, 13. Gewürzpflanze.

Füllrätsel

G	E						
	G	E					
		G	E				
			G	E			
				G	E		
					G	E	
						G	E

Die Buchstaben a a a a b b b b c d e e e e e g h i i i k l l l l l m m n n o r r r r s t t u u u sind so in die leeren Felder zu setzen, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. männliches Wild, 2. eßbarer Pilz, 3. franz. Kolonie, 4. Rauferei, 5. Münzbegriff, 6. Wurm, 7. franz. Festung.

Rösselsprung

glück	quält	es	re	mei	sie	sten	ichte
hat	ha	ist	weil	groß	den	ste	fort
was	un	le	das	de	mei	be	ha
ben	ein	an	so	hat	ben	wäh	latt
kein	de	im	nen	nen	das	die	glück
glück	und	ehlt	an	schoß	das	was	rend
			th	th			

Lösungen der Rätsel in Folge 19:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Hohenberg, 8. Lade, 9. Raum, 11. Rose, 12. Ast, 14. Tran, 16. Ehe, 17. Arsen, 18. Tau, 20. MER, 22. rar, 24. Ara, 26. Statue, 27. Graben, 28. Ate, 30. Mut, 32. Reh, 35. roh, 37 Maler, 38. Str, 39. Glas, 41. Sil, 42. lang, 43. frei, 44. Hefe, 45. Zeremonie. — Senkrecht: 1. Hase, 2. Ode, 3. he, 4. Nessel, 5. er, 6. Rat, 7. Gurt, 8. Lohn, 10. Maas, 11. Rendsburg, 12. Arm, 13. Ter, 15. Nürnberg, 19. Ratte, 21. Braut, 22. Raa, 23. rue, 24. Arm, 25. Abt, 29. Helium, 31. Rolf, 32. Nas, 33. Hel, 34. Fine, 36. Harz, 38. Safe, 40. See, 42. Lei. ✱ **Geheimschrifträtsel:** Wenn der Mensch sich etwas vornimmt, so ist ihm mehr möglich, als man glaubt. Schlüsselwörter: Drontheim, Gustav, Wachholder, Bahia. ✱ **Füllrätsel:** 1. Deichsel. 2. Adelheid, 3. Alderman. 4. Calderon, 5. Residenz, 6 Kalender, 7. Osterode. ✱ **Bilderrätsel:** Eins, zwei, drei, im Sauseschritt läuft die Zeit, wir laufen mit. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Genoveva, 2. Oberon, 3 Thule, 4. Tscheka, 5. Emden, 6. Sense, 7. Siamese, 8. Tüte, 9 Ideologie, 10. Memme, 11. Mume, 12. Erden. „Volkes Stimme, Gottes Stimme." ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1 Nil, 4. braun, 6. Auf, 8. Tondern, 11 Ares, 13. Inka, 16. Tonne, 19. Euter, 21. Essen, 23. Bant, 24. Seil, 25 Eis, 27. Inder, 28. Tal. Senkrecht: 1. Uran, 2. Laudon, 3. Kufe, 5. Ate, 7. Inn, 9. Osten, 10. Riese, 11. Aoe 12. Raub, 14. Kiel, 15. Ahn, 17. Orient, 18. Nessel, 20 Tag, 22. Sir, 26. Ida. ✱ **Wirrwarr:** „Sitzest dem Glueck du im Schoß, wirst Freunde du zaehlen in Menge, Hat sich dein Himmel umwoelkt, bist du sicher allein." ✱ **Zerlegerätsel:** Zuniga. 2. Misteln, 3. Gluck, 4. China, 5. den. ✱ **Silbenrätsel:** 1 Werwolf, 2. Erlau, 3. Rhone, 4. Dreimaster, 5. Arpad, 6. Stachelbeere, 7. Rhododendron, 8. Eugenik, 9. Chamisso, 10. Tuskulum, 11. Husum, 12. Autorität, 13. Totila, 14. Upolu, 15. Norwich, 16. Daland, 17. Galilei, 18 Eugenie, 19 Dreispitz, 20. Udine, 21. Lorelei, 22. Dissident „Wer das Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit." Goethe. ✱ **Viereck:** 1. Honorar, 2. Nashorn, 3. Rhombus, 4. Rinnsal

HANNS LERCH:

Rufnummer 263951

Kriminalrat Dr. Egloff mußte den Untersuchungsgefangenen Kirsten immer wieder ansehen. In dem eingefallenen, abgemagerten Gesicht standen ein paar müde blaue Augen, die geradezu vor Pein aufschrien, wenn er immer wieder betonte: „Ich bin unschuldig ... !"

Egloff musterte den Anzug Kirstens. Er war nach Maß gearbeitet. Selbstbinder und Schuhwerk verrieten Geschmack. 26 Jahre alt war nun der ganze Junge vor ihm und hatte doch einen Mord auf dem Gewissen ...

Der Kriminalrat lehnte sich zurück. „Kirsten, auch dem Herrn Untersuchungsrichter haben Sie immer nur die eine Antwort gegeben, Sie seien unschuldig!"

„Ich bin es doch auch, und wenn noch so viel gegen mich spricht." Die müden blauen Augen schrien abermals peinvoll.

„Ich soll mich mit Ihrer Sache nochmals befassen", fuhr Egloff fort und blickte zum Fenster hinaus .. „Wie war es doch? Die Vermieterin Haber fand gegen 22 Uhr am Donnerstag den ermordeten Kaufmann Harry Förster tot am Schreibtisch. Der Revolver wurde zu seinen Füßen auf dem Teppich gefunden. Das Geschoß, das den Tod Försters etwa gegen 9 Uhr verursacht hat, stammte aus der Waffe ... Übrigens besaßen Sie ein höllisch altes Schießeisen, Kirsten ... !"

„Ich habe nie in meinem Leben einen Revolver besessen. Ich bin unschuldig."

„Kirsten", blitzte der Kriminalrat den Untersuchungsgefangenen an, „man fand in Ihrer Wohnung Briefe, in denen dieser Förster Ihnen drohte, Ihrer Braut wichtige Mitteilungen über Ihr Vorleben zu machen, ja sich sogar erbot, ihr einige recht ..., nun sagen wir einmal eigenartige Lichtbildaufnahmen zu schicken .... Sie wissen ja, von Ihnen und einem Fräulein Lotte Crucius ..."

„Das ist richtig, Herr Kriminalrat."

„Sehen Sie, Kirsten", fuhr Egloff fort, „Sie sind nun gerade 26 Jahre alt geworden. Sie haben Ihren Eltern viel Geld gekostet. Nicht nutzlos!", beschwichtigte der Kriminalrat eine gequälte Bewegung Kirstens, „in der Schule, in der Berufsschule, in der Lehre und auch als Kaufmannsgehilfe haben Sie sich überall untadelig geführt. Sie galten als hochbefähigt. Da kamen Sie eines Tages aus Ihrer Kleinstadt nach Berlin. Und jetzt machen Sie Ihren alten Eltern diesen unerträglichen Kummer ... !"

„Ich bin unschuldig, Herr Kriminalrat!"

Egloff überhörte den Ruf von tiefster Qual. „Sie gerieten in der Hauptstadt in leichtlebige Kreise, Sie hatten beim Pferderennen mehrere Male Glück und gewannen größere Summen. : Und dann kam diese kleine blonde Fliege, die Crucius . . ., vielleicht als erste Frau, die Sie überhaupt wirklich kennenlernten ..., und vorbei war's ..."

„Ich habe von Lotte fortgefunden", sagte Kirsten dumpf.

„War das ein Kunststück, Kirsten? Sie lernten die Tochter Ihres Chefs kennen .... Die fand Gefallen an Ihnen, der alte Herr hatte Sie auch gern. So kam es zur Verlobung, die Zukunft war gesichert. Alle Welt beneidet Sie Glückspilz ..."

„Maria ....“, stöhnte der Untersuchungsgefangene.

Abermals schien Dr. Egloff die Worte kaum zu hören. „Dann trat jener Förster mit Briefen, die Sie an die Crucius geschrieben hatten, heran, Bilder von Ihnen und dem Mädel besaß er auch ...“

„Er war ein Erpresser“, fuhr Kirsten auf.

„Mag sein! Doch war es nicht tapferer und besser, sich mit Ihrer Braut und Ihrem künftigen Schwiegervater offen auszusprechen und Förster anzuzeigen . . . . ? Eine Dummheit läßt sich nie durch eine größere gutmachen! So aber wußten Sie nicht aus und ein. Sie wollten mit Förster verhandeln. Sie gerieten außer Rand und Band! Vielleicht hat auch er Sie bedroht, was nicht nachzuweisen ist, ein unüberlegter Griff, ein Zucken der Hand und die Tragödie war da!“

„Ich bin unschuldig!“ schrie Kirsten in tiefstem Jammer und in grenzenloser Not.

Dr. Egloff sah lange in dieses vor Schmerz zuckende abgemagerte Gesicht.

„Sie behaupten also nach wie vor, den Schuß auf Förster nicht abgegeben zu haben?“

„Nein. Als ich in Försters Zimmer trat, fand ich ihn tot am Schreibtisch ...“

„Und die Briefe an die Crucius und die Lichtbilder, die man in Ihrer Brieftasche fand und die Förster in seinem Schreibtischfach liegen hatte ... Die händigte er Ihnen wohl so ohne weiteres aus ...? Sähe ihm gar nicht ähnlich!“

Stockend sagte Kirsten: „Das Schreibtischfach stand auf. Ich habe die Briefe und Bilder an mich genommen und wollte wieder gehen ...“

„Und dann sah Sie Försters Wirtin im Vorflur, und das andere fand sich! Weshalb haben Sie die Wirtsfrau nicht gerufen und zur Polizei geschickt?“

„Ich weiß es nicht ... Ich bin unschuldig!“

„Wie Sie wollen“, warf Egloff hin und drückte auf einen Klingelknopf. Der Wärter erschien und der Untersuchungsgefangene Rolf Kirsten wurde abgeführt.

Egloff sah ihm nach, dann erhob er sich vom Stuhl und schritt lange und nachdenklich im Zimmer auf und ab. Hier lag entweder grenzenlose Verstocktheit oder wirklich .... Unschuld vor. Der Untersuchungsrichter hatte an Verstocktheit geglaubt, als er Egloff den Fall zu nochmaliger Nachforschung übergab und hinzugefügt: „Diesmal werden Sie wohl mit Ihrem Glauben an das Gute in jedem Menschen keinen Erfolg haben, Egloff. Beweis reiht sich an Beweis ... Ein geradezu klassischer Fall!“

Der Kriminalrat hatte nichts geantwortet, er kannte aus der langen Reihe seiner Berufsjahre zur Genüge, was er von solchen klassischen Fällen zu halten hatte.

„Hier hilft es nichts“, murmelte Egloff und griff nach Mantel und Hut. Dann rief er einen Wagen an. „Wenn nicht ein Wunder geschieht“, spann er den Gedanken während der Fahrt fort, „ist Kirsten geliefert . . .“ Doch gab es nicht solche Wunder, oft winzigste Gegenstände, die ein Leben retteten ... ? Die Witwe Haber kannte den Kriminalrat bereits von den ersten Ermittlungen her. Sie schmolz vor Freundlichkeit. Egloff überhörte ihr Zetern von diesem armen ermordeten Herrn Förster und daß das ausgerechnet in ihrer Wohnung geschehen sei ... Sie sei eine anständige Frau und diesem Mörder müsse der Kopf kürzer gemacht werden . . .

Er trat in das Zimmer, in dem Förster gewohnt hatte, er blickte abermals über die mäßige Eleganz der Möbel. Am Vertiko blieb er einen Atemzug lang stehen. „Stand hier nicht das Bild eines jungen Mädchens?“, fragte er die Haber. Die Vermieterin schüttelte den Kopf.

„Dann war es dieses Bild“, meinte Egloff und zeigte auf den Schreibtisch. „Nun, Förster und die Crucius waren befreundet, wie hätte der Tote sonst zu den Briefen Kirstens kommen sollen . . . Nicht viel wert, diese Crucius, ebensowenig wie dieser Förster“, dachte er weiter.

Die Haber stand noch immer im Türrahmen.

„Hat Herr Förster Schwermut gezeigt oder sich mit seiner Freundin heftig gezankt, Frau Haber . ?“

„Ganz im Gegenteil“, ließ die Vermieterin ihr Mundwerk los. „Die beiden waren doch ein Herz und eine Seele und wollten zusammen verreisen. Sie hatten sich beide so gefreut ...“ Die Haber schluchzte ordentlich und suchte nach dem Schürzenzipfel.

„Hat Herr Förster an diesem Abend noch einen Besuch gehabt . . .?“

„Nein, ganz ausgeschlossen! Da hätte ich es hören müssen. Ich sitze doch immer in der Küche und merke genau, wer ein- und ausgeht . . .“

„Gut, Frau Haber, lassen Sie mich allein!“

Egloff ließ sich in den Schreibsessel fallen. Da stand der Fernsprechapparat, daneben ihm lag das Fernsprechbuch, hier eine Schreibunterlage mit grünem Löschpapier ... Das war alles ...! Egloff trat zum halboffenen Fenster. Das Zimmer lag im Hochparterre, unten lag ein kleiner Vorgarten ... Spuren? Daß jemand zum Fenster eingestiegen sein könnte ...!? Spuren hatte er bereits bei seinem ersten Hiersein vergebens gesucht. Wetter und Regengüsse mußten sie unterdessen vollends verwischt haben. Mißmutig kehrte der Kriminalrat an den Schreibtisch zurück. Ohne Willen griff er nach dem Fernsprechbuch. Auf dem Deckel stand flüchtig geschrieben eine Rufnummer . . . 26 39 51 Egloff holte aus der Brieftasche eine Schriftprobe des Toten ... Nein, der hatte die Ziffern hart und steif gemalt, diese Zahlen rührten von einer Hand, die viel zu schreiben hatte.

Die Hand Egloffs zuckte nach dem Hörer. Eine gleichgültige Frauenstimme teilte ihm auf seine Frage um Auskunft mit, daß die Rufnummer 26 39 51 die von Lange & Co., Buchmacher, Kantstraße 26, sei.

Egloff nahm das Fernsprechbuch und tat es in seine Aktentasche. Ein Gedanke zuckte durch ihn.

Auf der Straße rief er dem Fahrer zu: „Nach Kantstraße 26!“

In den Geschäftsräumen von Lange & Co schien Dr. Egloff zunächst übereifrig in Sportzeitungen und Rennberichte vertieft. Ab und zu äugte er zu den Schreibtischen hinter der Barriere. Dort saßen zwei Maschinenschreiberinnen. Nein, die Crucius war nicht dabei. Der ältere beleibte Herr mit dünnem Haar war der Inhaber und wurde als Herr Lange angeredet und der andere mit dem Spitzbart wohl sein Teilhaber. Sonst hockte nur noch ein ältlicher dürrer Buchhalter auf seinem Bock. Halt, ein Platz war leer und blieb leer, obwohl Egloff schon eine Viertelstunde lang hier saß. Der Kriminalrat ging auf Herrn Lange zu, zog die Brieftasche und spielte mit einem Geldschein.

„Sie wünschen?“ fragte höflich der Buchmacher.

Egloff tat aufgeregt. „Ach Gott, ich bin so furchbar vergeßlich ... Da hat mir

Ihr junger Mann einen Tip, morgen für das Rennen in Cannes gegeben und ich habe ihn vergessen . . ."

„Sie meinen Herrn Siegemund", fragte Lange.

„Seinen Namen weiß ich nicht."

„Tja", meinte der Buchmacher, Herr Siegemund ist leider erkrankt.

„Aber ich muß den Tip haben . . . Kann man ihn anrufen?"

Lange verneinte.

„Wollen Sie mir die Anschrift geben . . . Ich mache mir gern die Mühe, ich weiß, das Pferd gewinnt hoch."

Lächelnd schrieb der Buchmacher dem älteren sonderbaren Herrn, der fast schwor, sofort wieder zu kommen und eine Wette aufzunehmen, die Worte: „Paul Siegemund, Oststraße 36 II, bei Frau Köhler" auf einen Zettel.

Die Oststraße lag weit draußen, hohe schmucklose Häuser machten sie zu einem lichtlosen Schacht. Als Egloff vor der Flurtür stand, fragte er sich, ob er da einem Phantom nachjage. Doch da hatte er schon geklingelt, Frau Köhler, dicklich, alt und unfreundlich, stand in der Tür. Ob er Herrn Siegemund sprechen dürfe, fragte der Kriminalrat, er sei ein guter Kunde von Lange & Co. und brauche einen Tip für ein Pferderennen, den nur Herr Siegemund wisse.

„Kommen Sie!" rief barsch die Frau und klopfte mit der Faust gegen eine Glastür.

„Herein", rief eine Stimme. Egloff sah einen schwarzhaarigen älteren Mann, der offenbar Fieber hatte, in einem Lehnstuhl. Die Augen glänzten viel zu stark und lagen tief in den Höhlen.

„Sie wünschen?" fragte Siegemund unsicher.

Egloff sprach mit großem Wortaufwand, vielleicht kenne ihn der Herr Siegemund gar nicht, es handle sich jedenfalls um einen Tip für das morgige Rennen in Cannes . . . Ob Achill, Persepone oder Frauenlob mehr zu empfehlen sei . . .

Siegemund tat, als ob er nachdenken müsse. Egloffs Augen wanderten durch das Zimmer. Da, auf dem Schrank stand ein Bild, das er kannte, jawohl, das er sehr gut kannte, ein Bild der Crucius.

„Nehmen Sie sich nur Zeit", sagte Egloff sanft zu Siegemund. „Das Denken fällt Ihnen schwer. Mir das Sitzen", fügte er hinzu. „Rheuma . . . Er erhob sich und humpelte auf den Schrank zu, machte eine ungeschickte Bewegung, das Bild fiel auf die Diele, das Glas zersplitterte, der Rahmen barst. „Vielmals Entschuldigung!" stotterte Egloff und kam auf Siegemund mit dem Bild in der Hand zu . . . Auf der Rückseite las er: „Meinem Harry . . . Lotte!"

„Den Rahmen und das Glas werden Sie bezahlen", schimpfte Siegemund, „ebenso die Tips." Egloff hielt schon die Brieftasche in der Hand und nickte. „Aber bitte aufschreiben", bat er unsicher, „ich bin so vergeßlich."

Siegemund griff nach Papier und Bleistift und schrieb. „Also Cannes am 31. 5. . . . Achill . . . am 29. 6. Methusalem . . . Hier die Tips und die Daten, dazu der Rahmen, sagen wir 10 Mark . . ."

„Danke", sagte der Kriminalrat und zahlte gern, denn es war ihm schwer genug gefallen, bei Lange & Co. zwei Renntage herauszufinden, die sämtliche in der Rufnummer enthaltene Zahlen aufwiesen.

Er erhob sich. „Ich soll Sie übrigens von Herrn Förster grüßen", meinte er im Fortgehen.

Siegemund zuckte zusammen. „Von Herrn Förster . . .?"

„Ich traf ihn. Vor einer Stunde, bei Lange & Co. . . ."

Siegemund kniff die Lippen zusammen.

„Er ist böse auf Sie, wegen des Bildes von Lotte."

Siegemunds Augen wurden starr.

„Woher wissen Sie das?"

„Von Ihrem Vornamen, Herr Siegemund. Sie heißen Paul . . . Der ermordete Förster, der Geliebte der Crucius jedoch . . . Harry . . ."

„Der Ermordete . . .", fuhr Siegemund auf . . . „Ja, man hat doch den Täter!"

„Vorhin wußten Sie nichts, daß Förster ermordet ist . . . Ja, ja", sagte Egloff mild, „der Täter ist verhaftet, aber die Lotte Crucius auch, sie kannte den Revolver, sie . . ."

„Herr", brüllte Siegemund, „was erlauben Sie sich!"

„Ach, gar nichts", meinte Egloff, „ich fand lediglich in der Wohnung des Förster ein Fernsprechbuch und eine Rufnummer 26 39 51 darauf gekritzelt . . ." Er sah den Zettel an, den ihm Siegemund gegeben hatte . . . Merkwürdig, wie die Zahlen sich ähnlich sehen . . ."

Siegemund erhob sich aus den Kissen . . .

Seine Augen wurden starr, er sank zusammen und schluchzte auf.

„Wenn man aus Eifersucht einen anderen Menschen niedergeschossen hat, muß man sich der Polizei stellen, Siegemund . . .", sagte Egloff ganz ruhig. „Ein Dritter darf dabei nicht noch ums Leben kommen . . ."

„Jawohl", tobte Siegemund los, „er hat mir das Mädel genommen und da habe ich ihm sein Leben genommen . . ."

Egloff ging zur Tür, die Vermieterin hatte gelauscht und fuhr hoch.

„Gut", sagte Egloff kalt zu ihr, „Sie haben wohl alles mit angehört, Frau Köhler. Sie werden das aussagen müssen. Hier ist mein Ausweis . . . Kriminalpolizei . . . Rufen Sie das Polizeipräsidium an und bestellen Sie zwei Beamte, hier ist meine Karte und mein Name!"

Die Frau ging, Minuten verrannen, wie sie endloser und qualvoller nicht sein konnten. Dann schrillte die Flurglocke und Männerstimmen wurden laut.

Als Rolf Kirsten entlassen wurde, drückte ihm Egloff die Hand und meinte: „Sie sehen also, daß sechs unscheinbare Ziffern ein Menschenleben retten können . . . Und was werden Sie tun, Kirsten?"

„Zu Maria gehen und ihr alles sagen und zeigen . . .!"

„Und wenn Sie Ihnen den Laufpaß gibt?"

„Dann hat sie mich nicht liebgehabt!"

Und Maria hatte Rolf Kirsten trotz alledem lieb!

ANEKDOTEN

Authentisches Zeugnis

In einem privaten Gesellschaftskreis zu Weimar las Goethe aus seinem noch unvollendeten Epos „Hermann und Dorothea" einige Teile vor. An einer Stelle wurde er von seiner eigenen Dichtung so gepackt, daß ihm Tränen in die Augen traten und ein Schluchzen ihn am Weiterlesen verhinderte. Goethe trocknete sich die Augen und wandte sich dann entschuldigend an die Zuhörer:

„So schmilzt man über seinen eigenen Kohlen!"

Der Vorfall wurde in Weimar bald bekannt, und eine glühende Verehrerin des Dichters wandte sich an eine Dame, die der Vorlesung beigewohnt hatte, mit der Frage nach dem genauen Wortlaut von Goethes entschuldigender Bemerkung. Sie erhielt die frappierende Antwort:

„Wenn ich den Meister recht verstanden habe, so sagte er: ‚So weint man über seinen eigenen Kohl!'"

Zwei Fliegen mit einer Klappe

Als Sandy MacTovish in den Tennisklub eintrat, erklärte ihm der Balljunge, es sei üblich, auf den Bällen den Namen des Eigentümers anzubringen für den Fall, daß doch einmal ein Ball abhanden käme und von fremden Spielern gefunden würde.

„Sehr schön", sagte der Schotte, „dann schreiben Sie also meinen Namen auf diesen Ball."

Der Junge tat es.

„Setzen Sie auch gleich ‚Dr. med.' dahinter — ich bin nämlich Arzt..." Auch dies geschah.

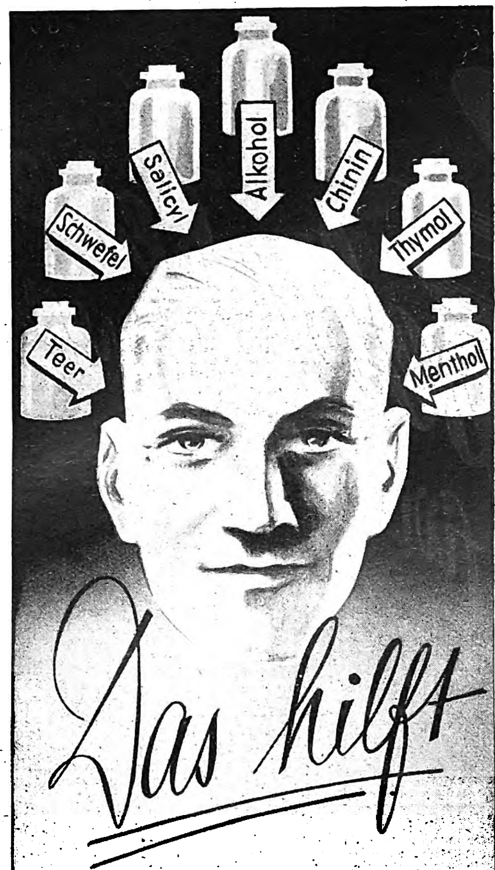
„Übrigens — da wäre noch eine Kleinigkeit zu ergänzen...", fuhr Sandy fort, „unter den Titel schreiben Sie bitte noch: Sprechzeit von 10 bis 12 und 5 bis 7..."

Noch ein Schotte

Nachdem an einem Vormittag nicht weniger als acht Geschäftsreisende vorgesprochen hatten und jeder mit einem Riesenwortschwall von Anpreisungen, wild gestikulierend, über ihn hergefallen war, packte den Schotten die Wut:

„Ich verbitte mir Ihre fortgesetzten Belästigungen!" schrie er den achten an, „ich kaufe nicht, und wenn Sie sich auf den Kopf stellen! Meine Ruhe will ich haben! Seit Wochen reißt die Klingelei nicht ab — ich verstehe nicht, wie ausgerechnet ich dazu komme, tagtäglich Dutzende von Vertretern empfangen zu dürfen!"

„Das kann ich Ihnen erklären", sagte der Reisende und zog eine zerlesene Broschüre aus der Brusttasche. „Ich bin regelmäßiger Besucher der ‚Abendschule für Geschäftsreisende' in der Norway Street. In diesem ‚Lehrbüchlein des Erfolgs', das die Schule herausgibt, sind Sie mit Namen und Adresse aufgeführt als ‚Übung 6: Besuch beim hoffnungslosen Fall'..."



Das hilft

bei **Kopfjucken, Schuppen und Haarausfall!**

Alpecin – wegen seiner 7 wichtigen, besonders wirksamen Aufbau- und Schutzstoffe – wissenschaftlich begründet und erprobt!

Flasche RM 1.50
Doppelfl. nur RM 2.50

Bitte verlangen Sie die kostenlose Alpecin-Broschüre von Dr. August Wolff, Chem. Fabrik Bielefeld

Alpecin
Das fachärztliche Haarpflegemittel

---

39 Mk. billiger! nur 3.– monatl.

Meyers Kleines Konversationslexikon nach dem neuesten Stand, in 9. Aufl. inf. Großherstellg. nur **30** RM. (statt **69** RM. f. d. vorher. Auflage). 3 dicke Lexikonbde., 72000 Stichwört. m. 4270 Abb. u. 2525 S. Wir liefern alle 3 Bde. sof. ohne Anz. u. ohne Nachn. geg. 10 Monatsraten à 3 RM. ab nächstem Monatserst. b. pünktl. Einhalt. Erfüllungsort Stuttg. Eigentumsrecht vorbehalt. **Prosp. kostenlos. Fackelverlag** Abtlg. Reisebuchhandlung **Stuttgart-N 132**

Rücksendungsrecht bei Nichtgefallen innerhalb 14 Tagen

Moderne Taschen- und Armbanduhren
mit Garantieschein. Bei Nichtgefallen Umtausch od. Geld zurück

Nr. 3. Herrentaschenuhr m. geprüftem, 36stündig. Ankerwerk, vernickelt . M **2,10**
Nr 4. Versilberter Ovalbügel, vergoldeter Rand . . . . . M. **2,30**
Nr. 5. Besseres Werk, flache Form . M. **3,20**
Nr. 6. Sprungdeckel-Uhr, 3 Deckel, vergoldet **4,50**
Nr. 6b. Dto., m. besserem Werk . . . . M. **6,90**
Nr. 8. Armbanduhr mit Lederriemen . M. **2,60**
Nr. 85. Dto., kleines Form., bess. Werk. **4,20**
Nr. 99. Dto., Golddoublé 5 Jahre Garantie für Gehäuse Für Damen, mit Ripsband . . M. **6,25**
Dto., für Herren, mit Lederband. M. **7,50**
Nickelkette . M. –,20
Doppelkette, vergoldet, M. –,50. Kapsel –,20.
Wecker, gutes Messingwerk, M. 1,80. Versand geg. Nachn. Katalog gratis. Jahresums. üb. 20000 Uhren

Fritz Heinecke Braunschweig 96

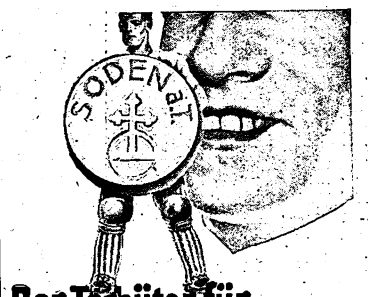


Immer auf dem Posten sein!
Wer kann sich's leisten, im Kampf um's Dasein abzutreten, wenn Abspannung zur Unzeit heranschleicht? Eins aber kann sich in solchen Fällen jeder leisten: zwei Tabletten, die den „toten Punkt" überwinden:

Kola DALLMANN macht Müde mobil
STANDARDISIERT
aus trockenen Nüssen RM 0.90 • aus frischen Nüssen RM 1.20 • mit Lecithin RM 1.35

M. 32.- Katal. gratis
K. Müller, Ulm, Donaust. 10

Stottern ist nerv. Klemmung. Befreie Dich selbst! **Arno Gräser, Gotha**



Der Torhüter für Stimme und Gesundheit
Müssen Sie sich nicht manchmal beim Sprechen mit einem kleinen „Räusper", mit einem kleinen „Kunsthusten", die Stimme frei machen? Was da dem Luftdurchlaß im Wege ist, sind Schlacken, die aus Schleim und Staub gebildet werden. Helfen Sie dem Kehlkopf bei der Reinigung, indem Sie die echten „Sodener Mineralpastillen" im Munde zergehen lassen. Diese werden aus dem Natursalz der Heilquellen in Bad Soden am Taunus (dem bekannten Heilbad für Katarrhe, Asthma und Herz) gewonnen, die nicht umsonst einen so guten Ruf im Kampf gegen die Krankheiten der Atmungsorgane genießen. **Zu haben in allen Apotheken und Drogerien zum Preise von 90 Pfennig, mit Menthol 1.— Mark. Brunnenverwaltung Bad Soden a. T.**

echte Sodener Mineral-Pastillen

1936 billige Preise!
Die beliebten Vaterland-Räder von **RM. 29⁵⁰** an
Mit Stoßdämpfer kleiner Mehrpr. Dyn. Beleuchtg. v. M. 4.- an. Katalog kostenlos
Tägl. Dankschreiben u. Nachbestell.
Friedr. Herfeld Söhne
Neuenrade i. Westf. Nr. 127

Marquardt boote begeistern alle. Gratis-Prospekt
MARQUARDT-Faltbootwerft
Heilbronn a. N. 75

Anzug-Stoffe billig
Ab RM **7⁸⁰** erhalten Sie bei uns schön. Anzugstoff aus reinem Kammgarn. Muster an Private kostenlos hin u. zurück ohne Kaufzwg.
Aachener Tuchversand Reiners, Aachen 101

Unsere 3 besten!
3 x 1/2 Kilo unserer besten Kaffeesorten. Und doch preiswert. Für die Freunde einer guten Tasse Kaffee!
1 1/2 Kg. R.M. 7.65
Zusendung frisch geröstet am Tage der Bestellung. Nachnahme ohne Nebenkosten Preisliste kostenlos.
Seidentopf Großrösterei Bremen- K 130

Beneidenswert
sind Frauen, die an den kritischen Tagen nicht an Depressionen leiden. Auch Sie können zu diesen gehören. Die sehr saugfähige *„Samu samtweich"* gibt immer das Gefühl der Sicherheit. Dank der abgeflachten Enden trägt sie auch bei leichter Kleidung nicht auf, sie läßt sich mühelos wechseln und leicht vernichten. Eine Probebinde in neutraler Pakkung kostenlos von der Paul Hartmann A.G., Heidenheim 3 a. Brz.

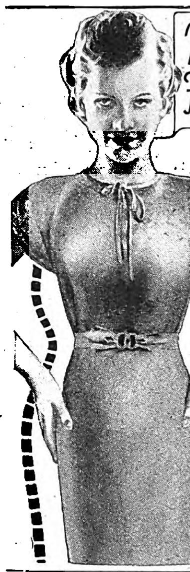
Kaufe preiswert ab 2,50
ab 8,75 · ab 6,25
Musikinstrumente spez. Handharmonikas von RM. 4.40 ab
Über 1 Million Kunden · nur von der · 30000 Dankschreiben
Musikinstr.-Harmonika-**Fabrik**
Meinel & Herold Klingenthal Nº 323
Versand nur an Private Katalog umsonst

Sommer-Sprossen u. unreiner Teint vergeht. Prämiert mit gold. Medaille. Diskr. Aufklärung kostenlos. H. Goth, Nürnberg S: A 67

Grauer Star ohne Operation heilbar
Dr. Kuschels Institut für Reform-Medizin, Hagen i. W. 204
Auskunft kostenlos

Photo
Ansichtssendung. Photo-Tausch. Fernberatung. Teilzahlung. Gratis-Katalog B 40, 320 Seiten. Gelegenheitsliste
Der Photo-Porst Nürnberg-A. NW 40
Der Welt größtes Photo-Spezial-Haus.

Verlangen Sie umsonst **389** Wollmuster und **216** Stoffmuster und 1 Jahr lang kostenlos die Neuesten Quelle Nachrichten von Deutschlands größtem Wolle-Versandhaus **Quelle** Fürth/Bay. 34



Mein Körper darf keine Fettablagestelle sein!

Speisen dienen beim Menschen unmittelbar dem Aufbau und der Kräftezufuhr. Was dafür nicht gebraucht wird, soll der Körper ausscheiden. Oft tut er es nicht, sondern speichert störende Fettmassen. Der geniale Universitätsprofessor Dr. med. Hans Much hat in gründlichen Versuchen ein Spezialpräparat entwickelt, das die Verdauungsarbeit des Darmes in gesunde Bahnen lenkt und damit der anormalen Fettlagerung entgegenwirkt. Dieses Spezialpräparat ist unter d. Namen

Dragees **„Neunzehn"**

in letzter Zeit allgemein bekannt geworden. **Ein reines Naturprodukt. Preis: Packung 40 Stück 1.50 RM., 150 Stück 4.20 RM.**
Zu haben in allen Apotheken.

Haftreiter's Kräuterkuren geg.
Kropf
Basedow
unschädlich, vollständig giftfrei, ohne Jod. Tausende v. Erfolgsberichten! — **Bei Nichterfolg Geld zurück.** Verlangen Sie kostenl. Auskunft und Brosch. ü. Kropf- u. Basedow-Leiden und Erfolge Nr. U 165
Friedr. Haftreiter Gauting bei München



RASCHE HILFE FÜR JHRE KRANKE HAUT

Leiden Sie an unreiner Haut, Ausschlag, Pickel usw., dann versuchen Sie es einmal mit dem DDD.-Hautmittel. Sie werden feststellen, daß Ihnen dieses Mittel schon bei der ersten Anwendung Erleichterung bringt. Die DDD.-Lösung erfaßt die unter der Haut liegenden Krankheitskeime und vernichtet sie. DDD wird auch bei Ekzemen, Flechten, Schuppenflechten, Hautjucken usw. mit Erfolg angewendet. Die neue DDD.-Sparpackung kostet nur RM. 1.50 und ist in allen Apoth. erh. Schreiben Sie um kostenfr. Probefl. an DDD.-Laboratorium, Abt. 13, Berlin W 62, Kleiststr. 34

DAS D.D.D. HAUTMITTEL BRINGT SOFORTIGE LINDERUNG

H U M O R

„Also, i sag' Eahna, Frau Stamperl, der Herr Professor, bei dem wo i als Zugeherin bin, der spricht Eahna perfekt Chinesisch, Arabisch, Griechisch und Persisch!"
„Ja — sowas, Frau Pamperl! Woher wissen S' denn dös?"
„Mei — i hab' halt g'red't mit eahm!"

*

„Meine Dame, diesen Hut müßten Sie unbedingt kaufen, darin sehen Sie gleich um zwanzig Jahre jünger aus!"
„Wirklich? Aber ich bin doch erst neunzehn Jahre alt!"

*

„Weshalb hast du mir denn diesen jungen Mann, mit dem du eben getanzt hast, nicht vorgestellt?"
„Ich konnte ja nicht, Liebster — ich hab' seinen Namen vergessen!"
„So! Und wieso redest du ihn dann mit ‚Liebling' an?"
„Aber ich hab's dir doch grade gesagt, Liebster: Ich hab' seinen Namen vergessen!"

*

„Nun, ihr Kinderchen, was spielt ihr denn eigentlich?" fragt der Onkel.
„Menschenfresser!"
„So? — Na, und spielst du denn gar nicht mit, Fritzchen? — Du stehst ja so teilnahmslos beiseite?"
„Ich bin schon gefressen worden!"

*

„Hat der Professor sich eigentlich während seines langen Urlaubs gut von seinem Gemütsleiden erholt?"
„Ach — keine Spur! Kaum war er auf dem Dampfer, mit dem er um die Welt fahren wollte, da wußte er plötzlich nicht mehr, was er auf dieser Reise eigentlich hatte vergessen wollen. Und die ganzen sechs Monate ist es ihm trotz aller Anstrengungen nicht eingefallen!"



„Du, Arthur, schau doch mal, ob der Theddy noch am Baum festgebunden ist! Mir scheint, ich höre ihn über die neuen Beete laufen."
„Ja — er ist zwar noch festgebunden, aber — —"

Zeichnung: Erich Wilke †

„Ach, Herr Zangerl, was für eine Unmenge winziger Rädchen Sie da überall herumliegen haben! Wozu sind die eigentlich?"
„Wenn ich das nur selber wüßte, Herr Meier! Jedesmal, wenn ich eine Uhr repariere, bleibt mir eine ganze Handvoll von dem Zeug übrig!"

*

„Also, Lehmann, wo ist in einem Musikzug der richtige Platz für den Paukenschläger?"
„Unmittelbar hinter der Pauke, Herr Unteroffizier!"

*

Unteroffizier Schulze gibt den jungen Rekruten Reitunterricht:
„Müller! — Sie rutschen da auf Ihrem Gaul herum wie 'n Stückchen Butter auf 'ner warmen Kartoffel!"

*

„Ich habe ein Drama geschrieben!"
„Ist es denn sehr traurig?"
„Das kann ich wohl sagen. Alle, denen ich es vorgelesen habe, waren sehr niedergeschlagen!"

*

Schabbel kam ins Lokal: „Kellner, haben Sie wirklich echte Schildkrötensuppe? Ich habe noch nie welche gegessen!"
Sagte der Kellner: „Dann haben wir sie!"

*

Tante Lotte sah zum ersten Male in ihrem Leben „Wilhelm Tell" von Schiller.
„Nein", sagte Tante Lotte enttäuscht, „das hätte ich diesem Schiller aber nie zugetraut. Der hat ja die ganzen Aussprüche aus den Silbenrätseln zusammengestellt und ein Drama daraus gemacht!"

Schachbeobachter

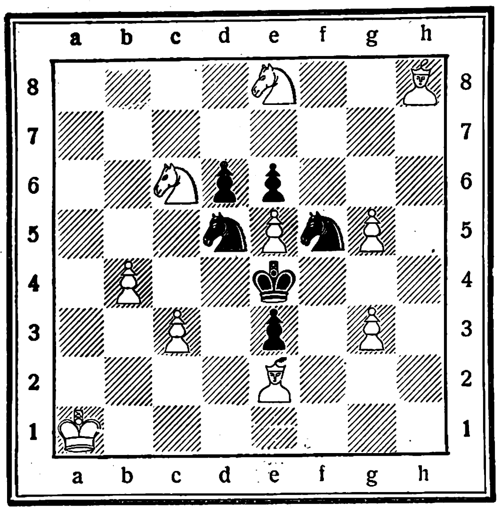
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck).

Von Hans Dieter Steinhoff, Leobschütz.

Schwarz: Ke4, Sd5, Sf5, Bd6, e6, e3 (6)



Weiß: Ka1, Le2, Lh8, Sc6, Se8, Bb4, c3, e5, g3, g5 (10).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 15

Vierzüger von Rudolf Holthaus, Havixbeck

Weiß. Ke8. Tc2, Sb3, Bc3, e3, e4, e5, g2, g3 (9).

Schwarz: Ke6 (1).

1. Sc1, K×e5; 2. Ke7, K×e4; 3. Ke6, K×e3; 4. Te2‡.

Richtig gelöst: H. Fisch, Mülheim-Ruhr-Speldorf; A. Roth, München; W. Petri, Plittershagen; W. Noack, Hamburg; Dr. Münch, Bocholt; E. Raps, Regensburg; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; F. Stachelroth, Bln.-Lankwitz; J. Diehl, Oberschmitten; E. Brüggmann, Frankfurt a. M., A. Diezemann, Herzberg-E.; J. Herwig, Gotha; Th. Menke, Hamm; E. Zimmermann, Bln.-Zehlendorf; H. Schmidt, Rodheim; A. Hinrichs, Naumburg a. d. Saale; M. Templin, Friedensstadt; Ch. Steffen, Stuttgart-Gablenberg; W. Rodenbusch, Duisburg-Meiderich; R Hein, Strehlen; F. Büttner, Fürth i. B.; K. Kugelmann Ffm.; L. Hofmeister, H. Scharff, Oberviechtach; A. Neiger, Vijnita-Bukowina; P. Antweiler, Köln-Merheim; O. Hoffmann, Hamburg; G. Peipers, Eckardtsheim; K. Krausenecker, Schleißheim; C. Weinrich, Syke; C. Ebert, Hamburg; Adele Berkhan, Herzberg a. H.; G. Wolerich, Cuxhaven; G. Bonneberger, Füssen; Ch Elrich, Spangenberg; Pf. Klein, Setzingen; K. Holzapfel, Nürnberg-Eibach; F. Büttner, Fürth i. B.; G. Bonneberger Füssen; F. Stieler, Dortmund-Aplerbeck.

Einige Löserurteile: „Eine fein kombinierte Zugzwangaufgabe" A. R., M.; „Sehr nett, wie sich die Drillingsbauern opfern" W. P. P.; „Ein fein ausgedachter Einleitungszug" W. N., H.; „Eine originelle und feine Sache" E. R., R.; „Jeder Zug ein energischer Schlag" M. B.. D.-H.; „Herrlich, wie der Feind den Weg freimacht und in die elegante Falle geht" M. T., F.; usw.

Eine Zertrümmerungspartie

Abgelehntes Damengambit, gespielt in der letzten Runde in Margate 1936

Weiß: Lundin (Schweden).

Schwarz: Reilly (Irland).

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	d7—d5	14.	Sc3×d5	Le7—d8
2.	c2—c4	e7—e6	15.	De2—e4	Sa6—c7[2]
3.	Sb1—c3	Sg8—f6	16.	Sd5—f4	Sc7—e6
4.	Sg1—f3	Lf8—e7	17.	Sf4×e6	f7×e6
5.	e2—e3	0—0	18.	Tf1—d1	Se8—c7
6.	Lf1—d3	b7—b6	19.	Lc1—g5[3]	h7—h6[4]
7.	0—0	d5×c4	20.	Lg5×h6!	g7×h6
8.	Ld3×c4	Lc8—a6[1]	21.	De4—g6†	Kg8—h8
9.	Lc4×a6	Sb8×a6	22.	Dg6×h6†	Kh8—g8
10.	Dd1—e2	Dd8—c8	23.	Dh6—g6†	Kg8—h8
11.	e3—e4	c7—c5	24.	Sf3—g5!	Ld8×g5
12.	d4—d5!	e6×d5	25.	Td1—d3!	Schwarz
13.	e4—e5	Sf6—e8			gibt auf[5]

[1] Wohl gelingt es Schwarz den weißen Läufer zu beseitigen; doch dieses Manöver beschleunigt nur den weißen Aufmarsch Eine nicht empfehlenswerte Eröffnungsbehandlung.

[2] Nun sind alle schwarzen Figuren in qualvoller Enge versammelt. Die weiße Angriffsflut brandet unaufhaltsam heran.

[3] Der „orthodoxe" Läufer greift entscheidend ein.

[4] Hierauf kann Weiß die Partie durch eine hübsche Opferwendung beenden.

[5] Gegen Td3—h3† hat Schwarz, trotz 2 Figuren mehr, keine Parade, weshalb er mit Recht aufgab. E. J. D.

Erstürmung der Königsstellung

Abgelehntes Damengambit in tschechischer Verteidigung, gespielt im Premier-Res.-Turnier, Margate 1936

Weiß: van Seters. Schwarz: Illingworth.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	d7—d5	13.	Tf1—d1	Dd8—c7
2.	c2—c4	c7—c6	14.	Dc1—c3!	Tf8—d8
3.	Sg1—f3	Sg8—f6	15.	Ta1—c1	c6—c5[1]
4.	Sb1—d2	Lc8—f5	16.	d4×c5	Le7×c5
5.	g2—g3	e7—e6	17.	Sf3—e5	Le4×g2[2]
6.	Lf1—g2	Lf8—e7	18.	Se4—g4!	Lc5×f2†[3]
7.	0—0	Sf6—e4	19.	Kg1×g2	Dc7—c6†
8.	Sd2×e4	Lf5×e4	20.	Kg2—h3	Lf2—c5
9.	b2—b3	0—0	21.	Sg4×f6†	g7×f6
10.	Lc1—b2	d5×c4	22.	Td1×d8†	Ta8×d8
11.	b3×c4	Sb8—d7	23.	Dc3×f6	Schwarz
12.	Dd1—c1	Sd7—f6			gibt auf[4]

[1] Weiß hat sich eine mächtige Angriffsstellung aufgebaut, doch Schwarz ahnt die ihm drohenden Gefahren noch nicht, macht den im Damengambit üblichen befreienden Vorstoß des c-Bauern, was aber hier nicht gut ist, da er dem Weißen das entscheidende Angriffstempo gibt.

[2] Es gibt wohl nichts Besseres.

[3] Eine vorläufige Rettung brächte wohl 18. . . ., Sf6—h5.

[4] Eine lehrreiche Angriffspartie. E. J. D.

Aus dem „Brennessel"-Schach

In jeder „Brennessel" kann man solche originelle Kurzpartien mit würziger Glossierung finden.

Gewonnen von Jobe, München.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. d4, e×d4; 4. Lc4, Sa5†; 5. L×f7†, K×f7; 6 Se5†. Ke8 (etwas besser Ke6); 7. Dh5†, g6; 8. S×g6, h×g6; 9 D×g6†! Ke7; 10. Lg5† aufgegeben.

Die satirische Zeitschrift „Die Brennessel" ist überall für 30 Pf. zu erhalten.



Frau Palucca bei der „Lichtprobe" im Zuschauerraum. Sie erteilt hier die letzten Anweisungen.

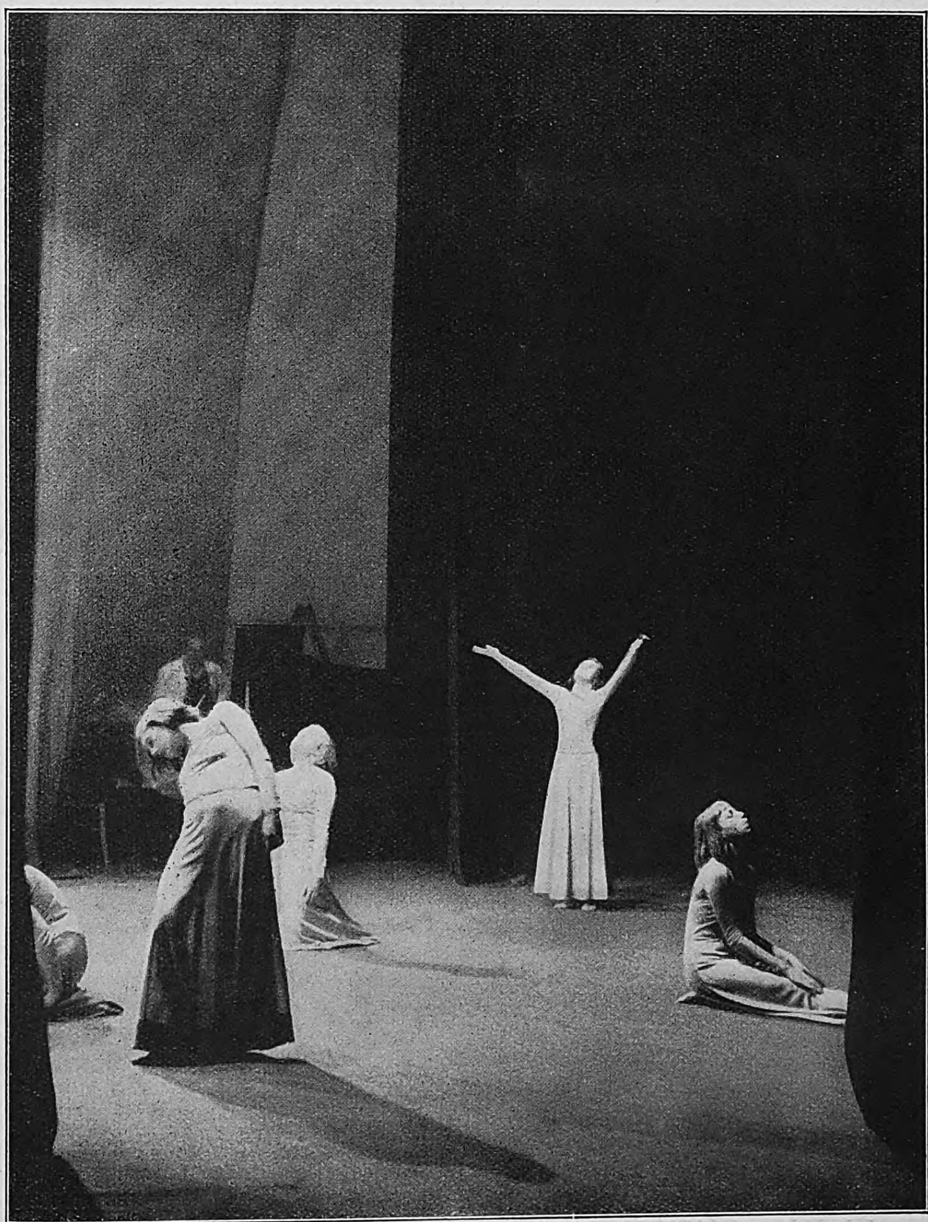
DIE PALUCCA
MIT IHREN SCHÜLERINNEN

Aufn.: Reinke-Atlaphot.



Die Palucca (rechts) und eine ihrer Schülerinnen bei einer neuen Übung

Die Palucca tanzt. Das ist: ein lächelndes Schweben, ein Verhauchen im leisesten Rhythmus der Füße und Hände, ein wildes, übermütiges Stampfen und Kreisen, das ist: Aufhebung der Schwerkraft, Freiheit von den Fesseln der Materie — ein Hingegebensein an Ton und Farbe und immer reines, selbständiges Tänzertum in höchster Vollendung. So ist die Palucca, die das Publikum auf der Bühne und dem Podium sieht Im fertigen Werk ist nicht mehr der weite Weg der Arbeit, des ringenden Kampfes und die letztgültige Form zu erkennen. Viel Mühe, viel Überlegung, immer wieder Proben und Üben und Feilen lagen davor. Erst nach und nach, aus lange währendem Reifeprozeß heraus bildet sich das Kunstwerk eines Tanzes, das über die Jahre hinaus Geltung hat.



Rechts: Entspannungsübungen dienen dazu, die Tänzerinnen an den neuen großen Bühnenraum zu gewöhnen.

Die Millionenbauern von Emmental

Das Wort Emmental gehört nicht nur in den geographischen Teil eines Wörterbuchs; es ist vielmehr zu einem Begriff geworden, und zwar zu einem kulinarischen. Jeder denkt sogleich an den Käse, der aus Emmental kommt, doch ist es wenig bekannt, daß im Emmental vielleicht der reichste Bauernstand Europas lebt. Vermögen von einer Million sind hier keine Seltenheit.

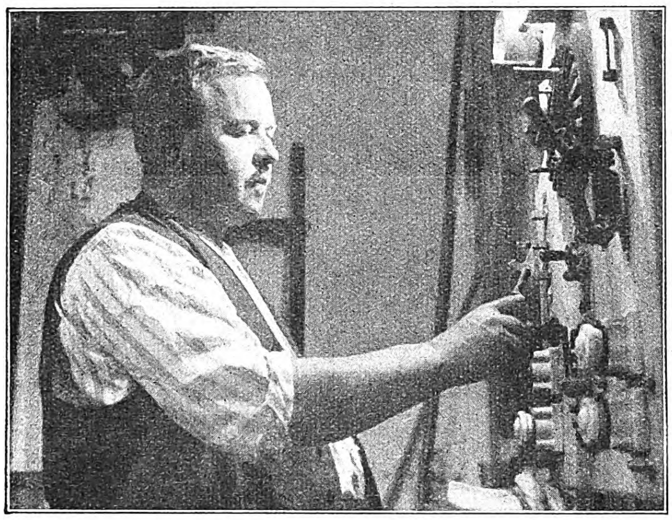
Man könnte glauben, daß dieser große Wohlstand den Emmentaler Bauern zum Gutsherrn gemacht hat, daß der Bauer hier in den Verhältnissen eines Großgrundbesitzers lebt und neben den Gesindehäusern Schlösser erbauen läßt. Doch ist dies nicht der Fall — trotz Reichtum, trotz allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln ist der Emmentaler Millionär ein echter, kerniger Bauer geblieben, der mit seinen Knechten und Mägden unter einem Dache lebt und an einer Tafel ißt. Er hilft überall selber mit, greift überall zu, ist der Herr seiner Herde und seines Landes, mit dem er erdverbunden ist.

In uralten Häusern, die im typisch Emmentaler Stil erbaut sind und schon von seinen Urgroßeltern bewohnt waren, lebt er



Das Haus eines Emmentaler Bauern.

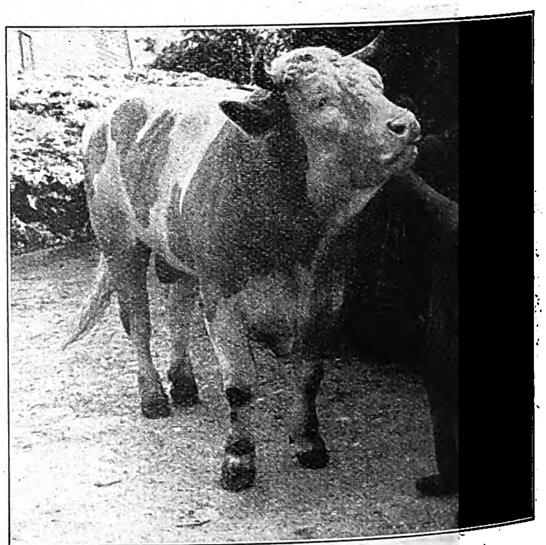
Behäbig und breit liegen diese Emmentaler Höfe in der Landschaft; vorn befinden sich die Wohnräume für den Bauern und das Gesinde, den übrigen Teil des Hauses füllen Ställe und Wirtschaftsräume. Unter dem Giebeldach liegt die große Scheune.



Links: Bauer Oberlin hat ein eigenes Kraftwerk.

In Sumiswald residiert seit uralten Zeiten das Geschlecht der Oberlin. Ihr Gehöft ist weit und breit bekannt; sie waren die ersten in der Gegend, die sich eine elektrische Kraftzentrale bauten. Lange schon vor der Elektrifizierung der Gegend gab es in Oberlins Haus elektrisches Licht.





Der beste Stier der Schweiz — der Stolz des Stalles Held.

Die Viehbestände des Hofes Held sind einzigartig in der Schweiz. Jedes Tier ist mehrfach prämiiert. Dieser Stier gilt als der beste der berühmten Emmentaler Rasse.

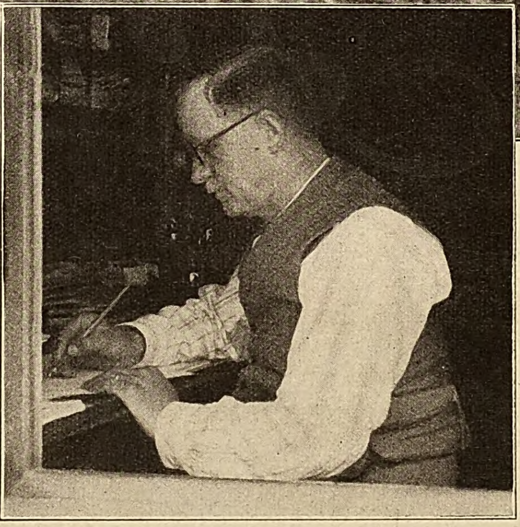
Links: In der guten Stube.

Bei all seinem großen Reichtum gibt sich der Emmentaler Bauer doch sehr schlicht. Bauer, Knecht und Magd essen an derselben Tafel.



Herr Held führt seine Herde.

Der Fremde wird erstaunt sein, im Sommer keine Kühe auf den Weiden Emmentals zu sehen. Man beginnt zu zweifeln, ob auch wirklich der Emmentaler Käse aus Emmental kommt! Dieses Rätsel erklärt sich folgendermaßen: zu Beginn des Frühlings werden die Tiere auf die höchstgelegenen Almen geführt. Herr Held, der Millionenbauer, hält es für seine Pflicht, seine prämiierte Herde selber hinaufzuführen.

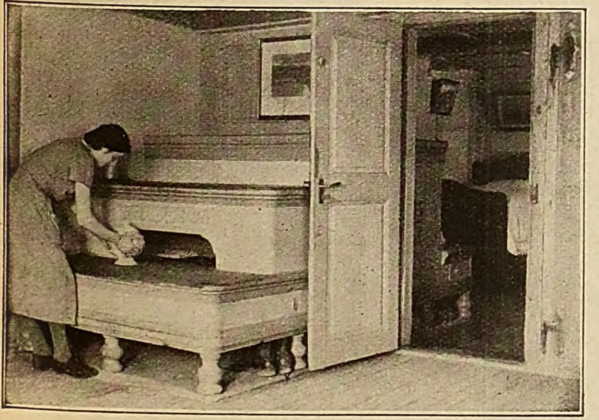


Rechts:

Herr Held — der reichste Bauer der Welt?

Herr Held ist ein würdiger Repräsentant des Emmentaler Bauernschlages. Er kann wohl als einer der reichsten Bauern der Welt gelten. Als er einem Besucher über seinen Besitz erzählte, wunderte sich der Gast: „Ihnen gehört ja die halbe Schweiz?!" — „Gott, das wäre ja nicht schlimm, die Schweiz ist ja klein" . . . antwortete Herr Held.

das fleißige Leben des einfachen Mannes. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß das Emmental von Natur so fruchtbar ist, wie es die Produkte dieses Landes vermuten lassen! Schwere Arbeit ist vielmehr notwendig, um reiche Ernten zu erzielen und den schwer erkämpften Reichtum weiter zu erhalten.



Das Innere eines Emmentaler Bauernhauses.

Interessant ist der riesige Ofen, der durch die Wand hindurchgeht und gleichzeitig vier Räume heizt.

Aufnahmen: S. Baikin.



Rechts: Der Bauer von Emmental
ist wohlhabend, aber doch kein „Gutsherr" geworden. Von früh bis spät legt er selbst Hand an und ist echter Bauer geblieben.





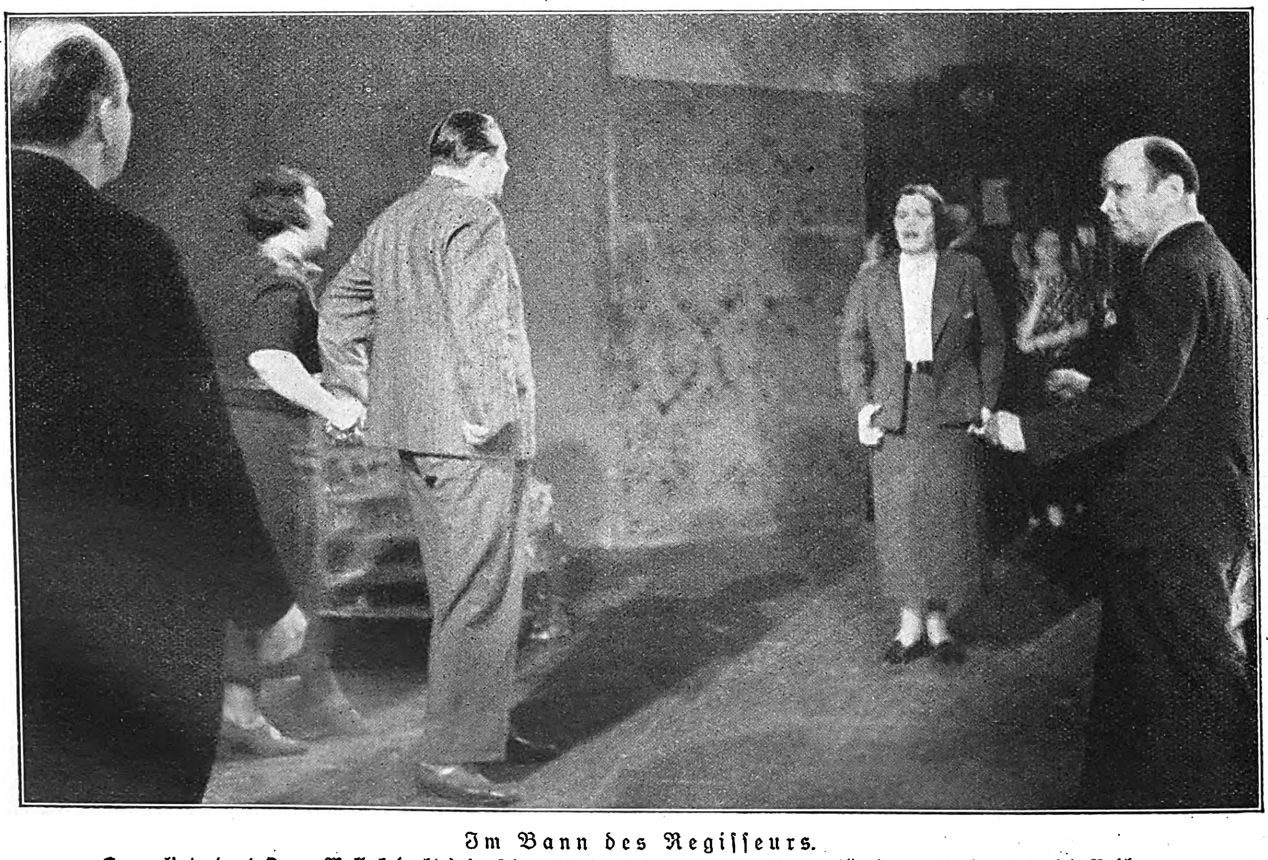
Thomas Paine trommelt das Lied der Freiheit

Links: Eine eindrucksvolle Szene aus der Probe zu Hanns Johsts Freiheitsdrama „Thomas Paine", das unter der Regie Jürgen Fehlings, mit Hans Schlenck in der Titelrolle, zur Aufführung gelangt.
Rechts: Fehling erklärt Ernst Martens (Washington) eine Szene in „Thomas Paine".

ZUR REICHS-THEATERWOCHE IN MÜNCHEN:

Auf der Probe

RIENZI — DON GIOVANNI — THOMAS PAINE — ROTHSCHILD SIEGT BEI WATERLOO — MARSCH DER VETERANEN



Im Bann des Regisseurs.
Generalintendant Oscar Walleck (rechts) in seiner Regiearbeit zu „Don Giovanni". Vorne links: Heinrich Rehkemper, Hand in Hand: Julius Patzak und Felicie Hüni-Mihascek, allein: Hildegarde Ranczak.

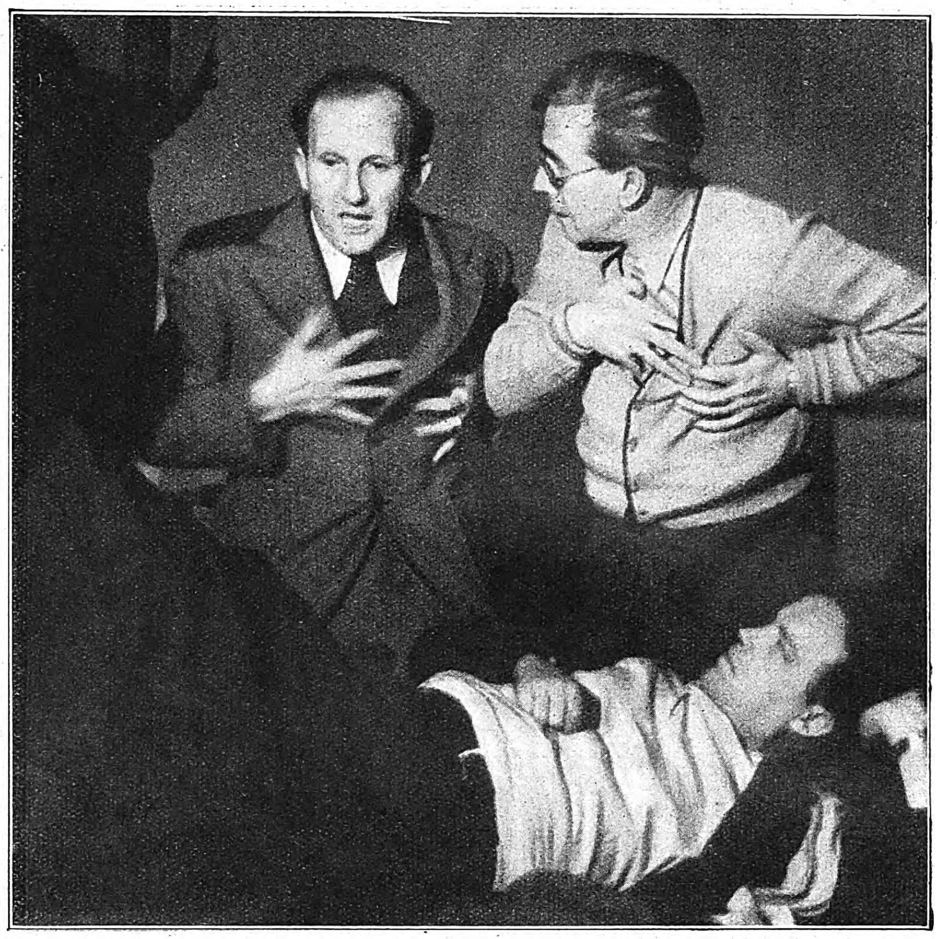


Generalmusikdirektor Prof. Böhm, Dresden, der „Rienzi" dirigiert.

Die Reichs-Theaterfestwoche München ist eine Station auf einem freien und beglückenden Weg. Dieser Weg ist der Weg eines großen Werdens voll von Möglichkeiten, an dessen Zielpunkt das Theater der deutschen Nation steht. Die angespannte Ar-



Heißes Mühen um „Rienzi".
Oberregisseur Kurt Barré (oben) und Staatskapellmeister Karl Tutein.

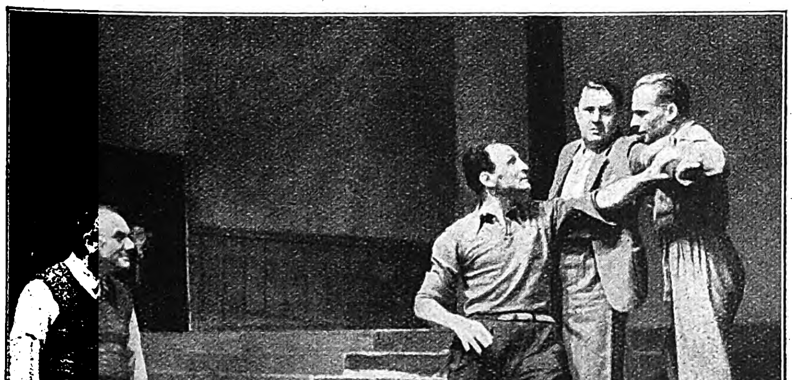


Gestaltung des starken Ausdrucks.
Direktor Otto Falckenberg arbeitet mit Domin (Rothschild) und Herbert Kroll an E. W. Möllers „Rothschild siegt bei Waterloo".

beit verantwortungsbewußter Kräfte ebnet dem kommenden Genius den Weg. Heute ist uns die alljährliche Reichs-Theaterfestwoche noch in erster Linie Zeugnis für den Kulturwillen des nationalsozialistischen Staates, für die Notwendigkeit einer Vermählung von Weltanschauung und Kunst. Morgen wird sie uns die selbstverständliche Erfüllung unserer Träume sein. Wir glauben daran. Wir sind auf dem Weg dazu. Die Werke eines Hanns Johst, eines Friedrich Bethge, eines Eberhard Wolfgang Möller zeigen uns an, in welche Richtung die Entwicklung zielt. Die besten ausdeutenden, darstellenden Kräfte stehen bereit, um den schöpferischen zu dienen, geben selbst den Eindruck ihrer Durchdrungenheit von einem neuen, hochgespannten Willen zu deutscher Kunst. Das ist die Sprache, die auch die Reichs-Theaterfestwoche München eindringlich redet.



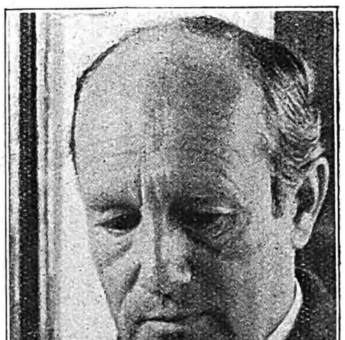
Massenaufmarsch für „Rienzi".
Kurt Barré (rechts oben) leitet die Aufstellung zum 2. Akt.



Im „Handgemenge" mit den Darstellern.
Peter Stanchina (auf den unteren Stufen) probt Bethges revolutionäres Soldatendrama „Marsch der Veteranen".



Bühnenbildner Benno von Arent,
der wie in Nürnberg so auch in München die „Meistersinger" neu einrichtet.



Prof. Emil Preetorius,
der die Bühnenbilder zur Aufführung von „Don Giovanni" geschaffen hat.

Aufnahmen: Hans Holdt.

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg.
Danzig 30 Guldenpfennig

11. JAHRGANG / FOLGE 21 / DONNERSTAG, 21. MAI 1936

IB Illustrierter Beobachter

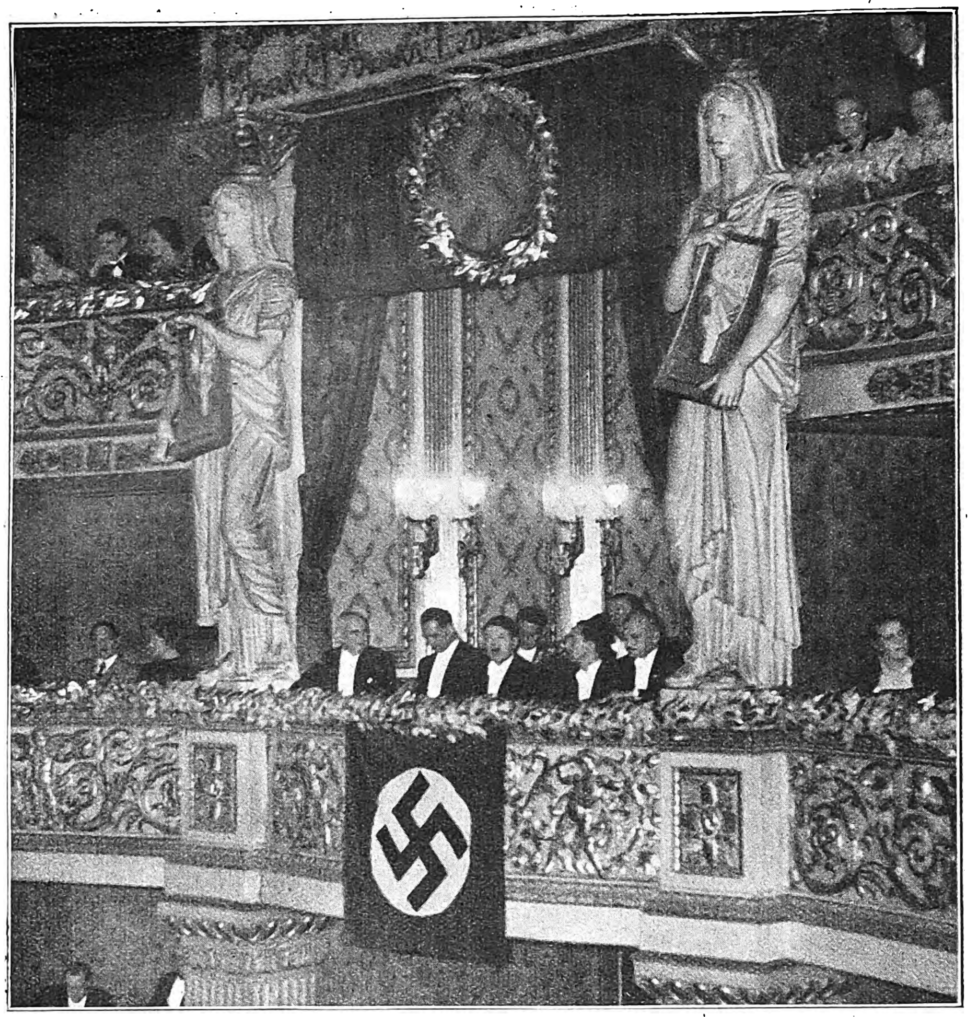
VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO



Die 3. Reichs-Theater-Festwoche 1936 in München.

Im Intendantenzimmer des Nationaltheaters während der Pause bei der Festaufführung von Johsts „Thomas Paine".
Reichspropagandaminister Dr. Goebbels mit (links) Ministerialrat Dr. Schlösser, Präsident der Reichstheaterkammer, und (rechts) Staatsrat Johst, Präsident der Reichsschrifttumskammer.

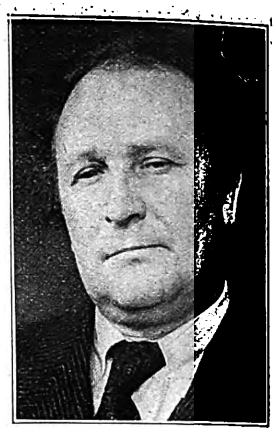
Sonderaufnahme für den „J.B." von Fritz Boegner.



Die Mittelloge des Nationaltheaters zu München während der Aufführung von Wagners „Rienzi“ zur Eröffnung der 3. Reichs-Theater-Festwoche.
Von links: Ministerpräsident Siebert, Rudolf Heß, der Führer, Dr. Goebbels, Innenminister Gauleiter Adolf Wagner.
Heinrich Hoffmann.



Dr. Rainer Schlösser, Ministerialrat und Präsident der Reichstheaterkammer, in den Kampfjahren Leiter des Kulturpolitischen Teiles des „Völkischen Beobachters“.
Hanns Holdt.



Eugen Klöpfer, Vizepräsident der Reichstheaterkammer, spielte in Johsts „Thomas Paine“ die Rolle des Washington.
Hanns Holdt.



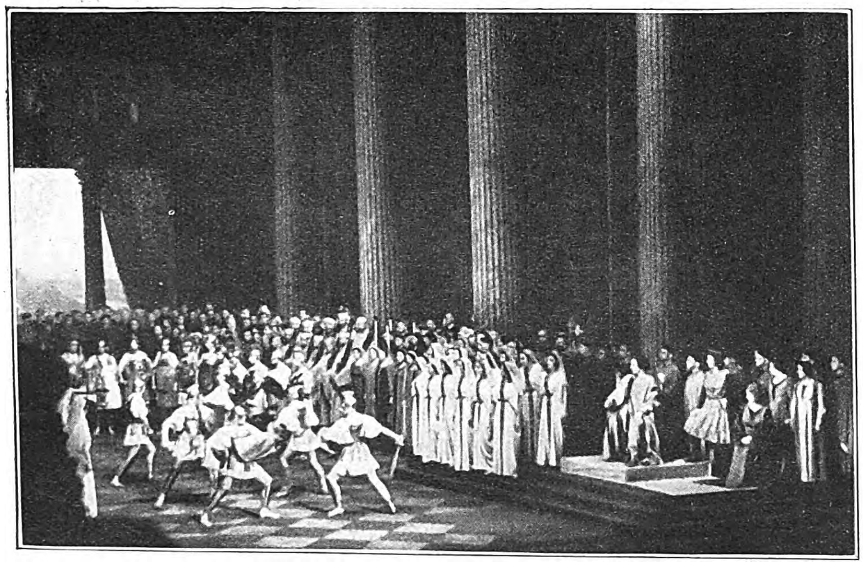
Mitarbeiter am Werk der Münchener Theaterwoche:
Von links: Spielleiter Alois Hofmann, inszenierte die Festaufführungen „Der Barbier von Bagdad“ und „Der Zigeunerbaron“; Prof. Emil Preetorius, schuf die Bühnenbilder zu „Don Giovanni“; Generalintendant Oskar Walleck, inszenierte „Don Giovanni“; Oberspielleiter Kurt Barré inszenierte „Rienzi“ und „Die Meistersinger“.
Atlantic.

Die Reichs-Theater-Festwoche in München:

DAS DEUTSCHE THEATER:

„Ein Podium der politischen und sozialen Moral“

(Reichsminister Dr. Goebbels in der Eröffnungs-Ansprache zur Reichs-Theater-Festwoche)



Der Gladiatorentanz im II. Akt des „Rienzi“.
Rechts (sitzend) Julius Pölzer als Rienzi, Karin Branzell (stehend) als Adriano und Elisabeth Feuge (sitzend) als Irene.
Hanns Holdt.



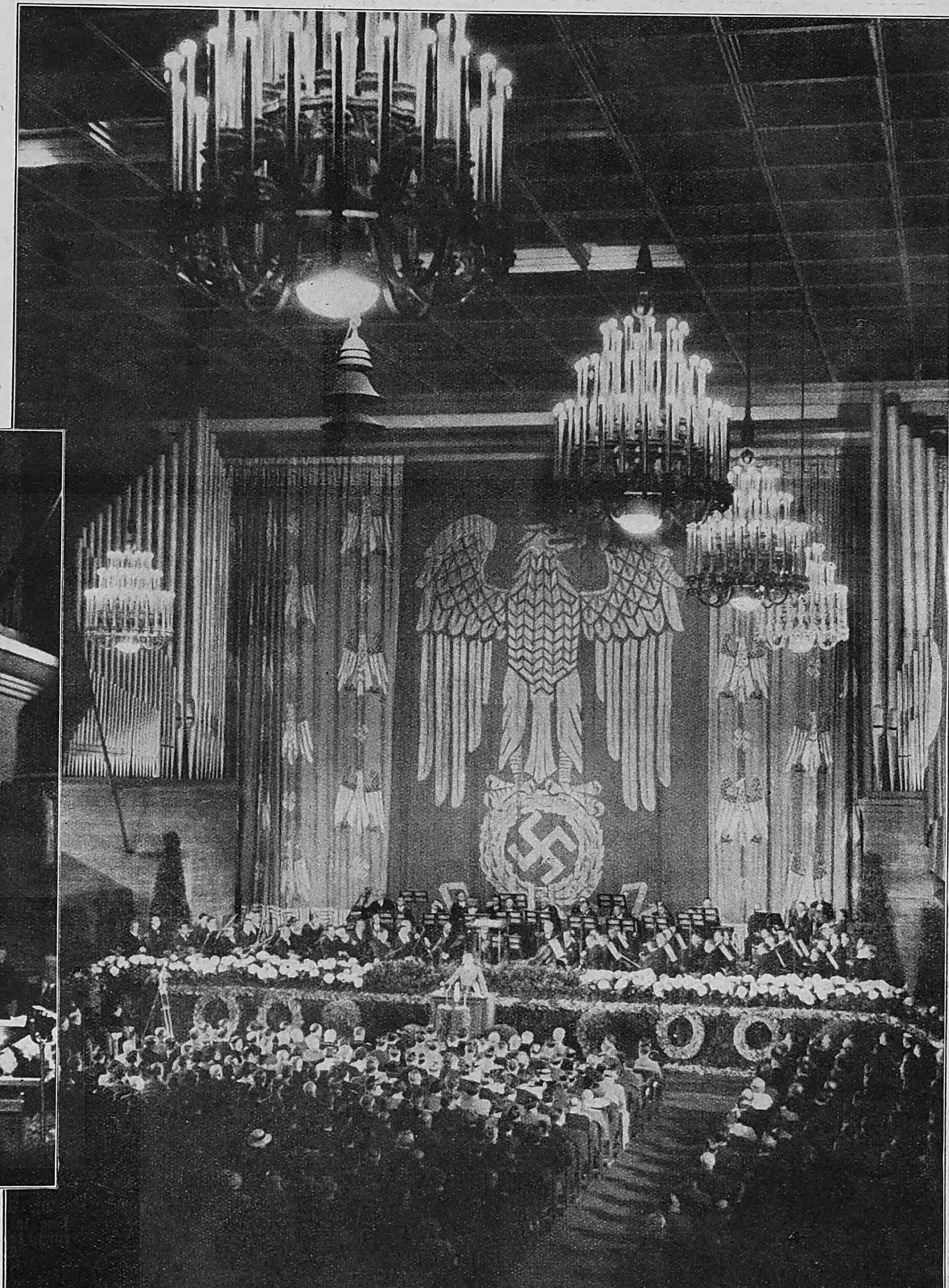
Blick in die Kantine der Bayerischen Staatsoper während der Vorstellung des „Rienzi“.
In der Mitte Georg Hann als Kardinal Raimondo.



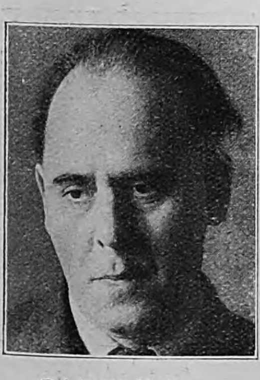
Hanns Johst,
Staatsrat und Präsident der Reichsschrifttumskammer, dessen „Thomas Paine“ als Festvorstellung der Reichs-Theaterfestwoche gegeben wurde.



Reichspropagandaminister Dr. Goebbels,
der Präsident der Reichskulturkammer und des Kultursenates, während seiner Ansprache zur 3. Reichs-Theaterfestwoche im Kongreßsaal des Deutschen Museums zu München.
Heinz W. Valérien.



Der Kongreßsaal des Deutschen Museums zu München, in dem Dr. Goebbels (am Pult stehend) anläßlich der 3. Reichs-Theaterfestwoche zu tausend geladenen Gästen aus dem Reich sprach.
I. V. Wißmann.



Friedrich Bethge,
der Verfasser des als Festaufführung vom Bayerischen Staatsschauspiel gegebenen „Marsch der Veteranen“.
Hanns Holdt.



Eberhard Wolfgang Möller,
der Verfasser des von den Kammerspielen aufgeführten Satirspieles „Rothschild siegt bei Waterloo“.
Presse-Photo.



Otto Falckenberg,
Direktor der Kammerspiele im Schauspielhaus, inszenierte „Rothschild siegt bei Waterloo“.
Hanns Holdt.



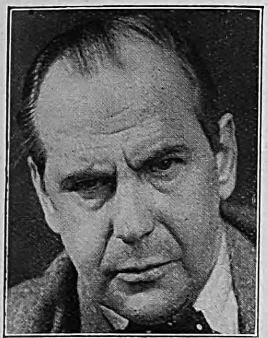
Dr. Karl Böhm,
Generalmusikdirektor (Dresden), dirigierte „Rienzi“ und „Zigeunerbaron“.
Hanns Holdt.



Peter Stanchina,
Spielleiter der Bayerischen Staatstheater, inszenierte den „Marsch der Veteranen“.
Hanns Holdt.



Meinhard v. Zallinger,
Staatskapellmeister, dirigierte den „Don Giovanni“.
Hanns Holdt.



Jürgen Fehling (Berlin) inszenierte im Nationaltheater den „Thomas Paine" von Hanns Johst.



Staatskapellmeister Karl Tutein dirigierte die Festaufführung des „Barbier von Bagdad".

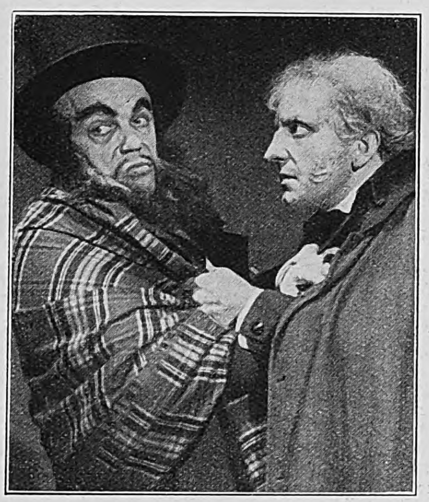


Eine Szene aus E. W. Möllers „Rothschild siegt bei Waterloo".
Von links: Justus Paris als Hughes, Otto Eduard Hasse als O'Pinnel, Friedrich Domin als Rothschild, Carl Wery als Brown und Menhart als Elizer.
Hanns Holdt.

Theater als Wesensspiegel des Volkes hat bestätigt, daß der Nationalsozialismus als große, umgestaltende Auseinandersetzung mit den Mächten des Lebens die deutschen Menschen erfüllt.



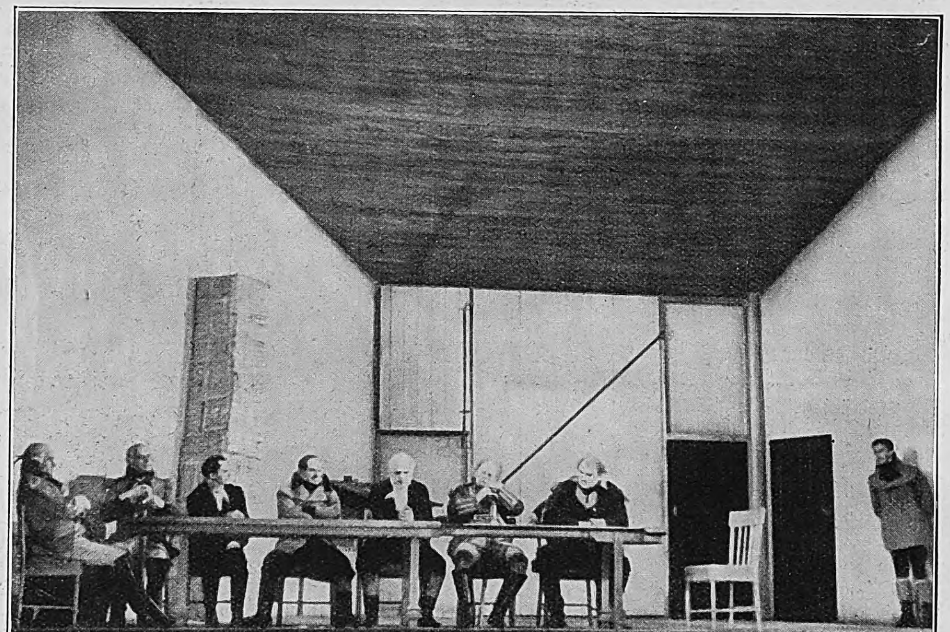
Schauspieldirektor Hans Schlenck spielte in der Festvorstellung des „Thomas Paine" die Titelrolle.



Rothschild und O'Pinnel (Domin und Hasse) in der Festaufführung in den Kammerspielen zu München.
Hanns Holdt.



Fahrt der Gäste der Reichs-Theaterfestwoche auf dem Chiemsee. Mittelgruppe vorn: Hauptamtsleiter Dr. Dresler, Major Streck, Kammersänger Hans Hermann Nissen. Gruppe dahinter: Gauleiter Adolf Wagner (mit Zigarette), Obergruppenführer von Eberstein (an der Verdeckstange) und Amtsleiter Leichtenstern (in Uniform).
Hans Henkel.





Zwei Szenen aus Hanns Johsts „Thomas Paine".
Oben: Kriegsrat in Nordamerika. Von links: Tornay (Lüttjohann), ein Stabsoffizier (Meyer-Fürst), Grignan (Barthels), Stone (Karl Graumann), Adams (Rudolf Hoch), Greene (Otto Wernicke), George Washington (Eugen Klöpfer) und, ganz rechts, Thomas Paine (Hans Schlenck).
Unten: Thomas Paine in Paris (auf dem Balkon rechts), rechts von ihm Chabot (Minetti, Berlin); auf dem linken Balkon Ludwig XVI. (Gustav Waldau).
Hanns Holdt.

Unser Lehrbuch — der „V.B."



Unser Lehrbuch — der „VB."

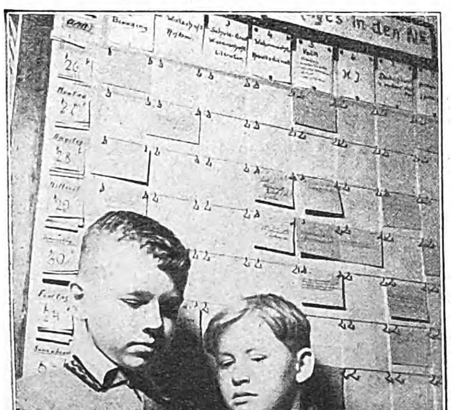
Die Sachbearbeiter für Wirtschaft und Aufbau.

Es hat sich gezeigt, daß Gruppenarbeit über manche Schwierigkeiten hinweghilft, die ein ernster Stoff den Kindern einzeln bereiten würde. Daher ist die Klasse in Gruppen eingeteilt, die für verschiedene Gebiete zuständig sind. Bei der Auswahl spielt die Veranlagung des Kindes die wesentliche Rolle.



Ein neues Bild: Die Zeitung lesende Schulklasse.

Die siebenklassige Schule in Bad Wilsnack hat eine Pressestunde als Unterrichtsfach aufgenommen. Der „VB." mit seinem reichen Inhalt hat sich als ein ausgezeichnetes Lehrbuch bewährt.



Was gibt es Wichtiges in der Nummer?

Jeden Morgen wird der neue „VB." vom Schulleiter auf Meldungen, Aufsätze und Bilder, die für die Schularbeit wichtig sind, durchgesehen. Alles Interessante und Lehrreiche wird auf Karteikarten vermerkt. An dieser Übersichtstafel findet der Schüler seine Presseaufgabe. Dieser Aushang gilt für eine Woche und ist in über 10 Gebiete eingeteilt wie z. B. Führer und Bewegung, Wirtschaft, Volk, HJ. usw.

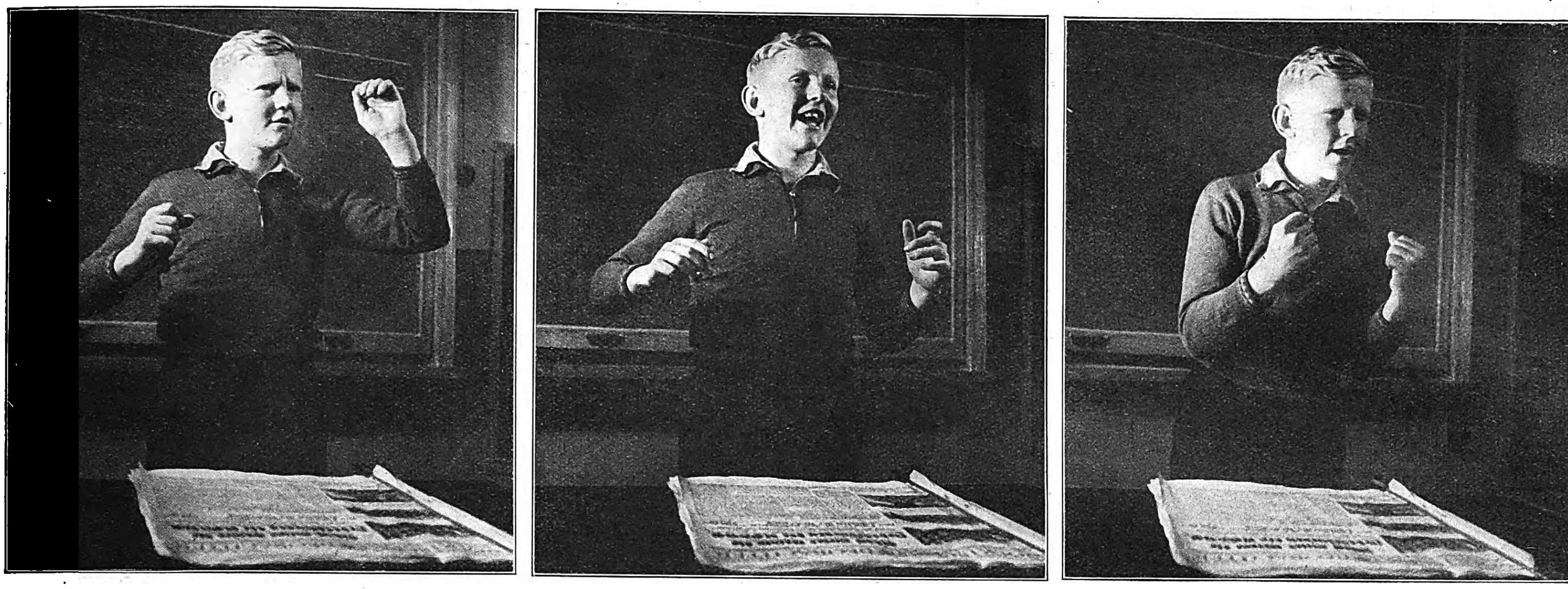
Die siebenklassige Schule von Bad Wilsnack, an der Bahnstrecke Berlin — Hamburg gelegen, hat eine Pressestunde als Unterrichtsfach aufgenommen. Schon früher hat man derartige Versuche unternommen, doch ohne Erfolg. Vor der Machtergreifung war diese Aufgabe nicht durchzuführen, da die Zersplitterung und Verjudung der Presse es unmöglich machte.

Der Nationalsozialismus machte ein Ende mit dieser Zeit unheilvoller Wirren. Die Presse hat heute nur ein Ziel und ein Wollen — es ist das Wollen und das Ziel des Führers, die Presse wurde zum Sprachrohr der nationalsozialistischen Weltanschauung, allen voran in der Tradition



Das Interesse ist erwacht!

Zuerst stößt man beim Presseunterricht auf Schwierigkeiten. Aber allmählich werden die Kinder interessiert, bald wird der Presseunterricht zur liebsten Stunde, und in Treppenflur und Wandelgängen kann man dann die Kleinen beim Diskutieren beobachten. Es ist eine schöne Grundlage, die den Kindern hier gegeben wird — hier lernen sie richtiges Zeitungslesen, und das ist sehr wichtig; denn im späteren Leben ist der Volksgenosse wesentlich auf die Unterrichtung angewiesen, die ihm die Zeitungen bieten. Das gilt auch für die Mitglieder der einzelnen Gliederungen der Bewegung. Wer gut die Zeitung lesen kann, liest auch eher Schulungsbriefe und dienstliche Anordnungen richtig!

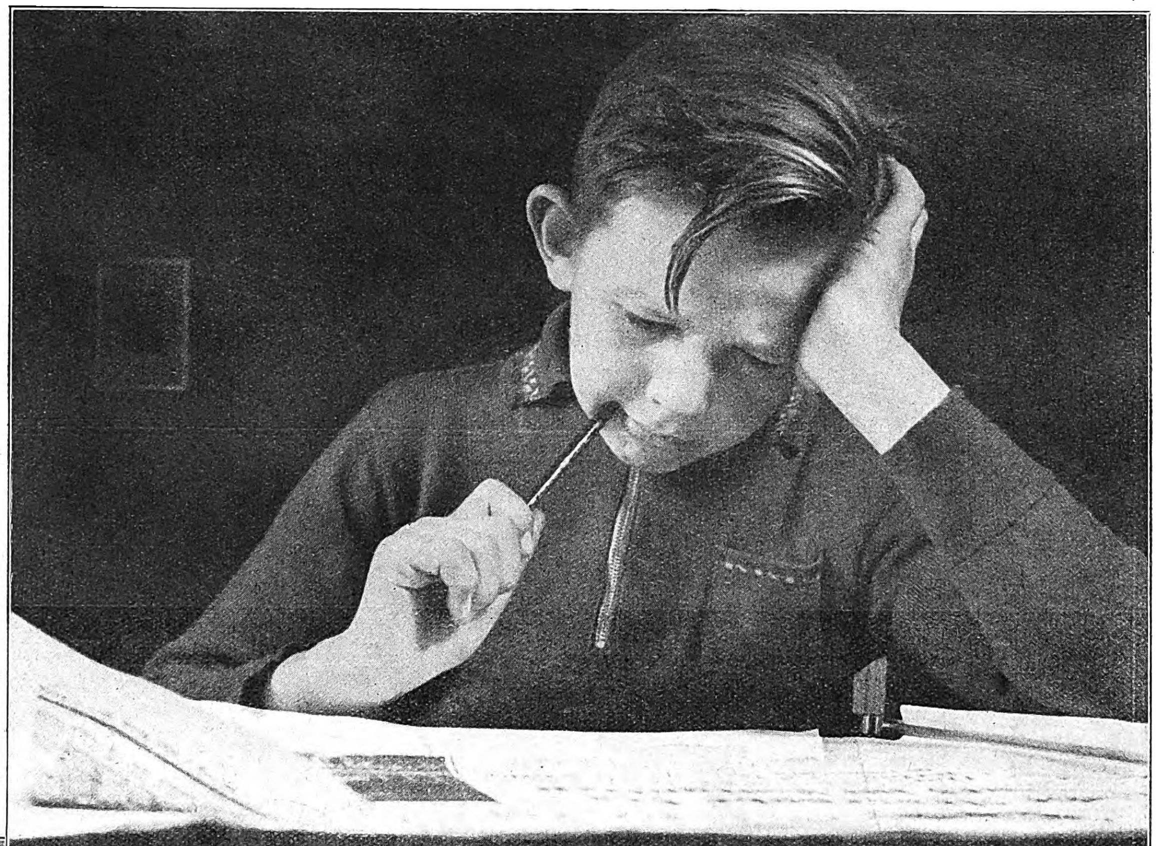


Er hält einen Vortrag . . .
Ein Aufsatz des „VB.“ wird mit eigenen Worten rhetorisch wiedergegeben.

natürlich das Zentralorgan — der „VB.“. Die sozialpolitische Erziehung ist eine Selbstverständlichkeit für das Dritte Reich. Da Bücher niemals so zeitnahe sein können wie die Zeitung, so ist es verständlich, daß man durch die Presse den Geschehnissen leichter und systematischer folgen kann als durch Lehrwerke. Aus dieser Überlegung kam man in Wilsnack zur Einrichtung der Pressestunde. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der „VB.“ mit seinem reichen Inhalt als ein Lehrbuch der Gegenwart angesehen werden kann.



Man lernt Zeichnen in der Pressestunde!
Zu einem Vortrag über die Straßen des Führers hat ein Schüler den Berliner Autobahnring auf die schwarze Tafel gezeichnet. Es ist erstaunlich, auf wie vielen Gebieten die Pressestunde fördern kann!



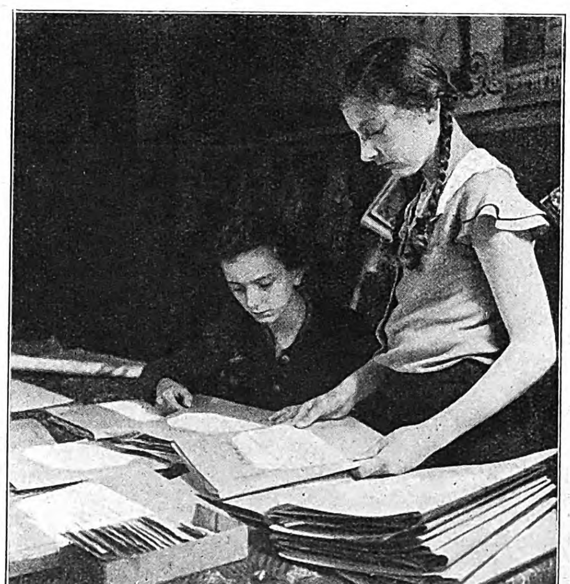
Der kleine „VB.“-Leser.
Nicht alles ist immer gleich verständlich, aber man denkt nach und kommt doch dahinter. Man hofft, die Schüler so im Zeitungslesen zu schulen, daß sie sich der Presse auch dann zielbewußt bedienen, wenn sie auf sich selbst angewiesen sind.



Die Pressestunde.
Während dieser Stunde spricht der Lehrer mit den Kindern das aus dem „VB.“ geschöpfte Thema durch. Heute werden die Straßen des Führers besprochen. Schulleiter Otto erklärt die wirtschaftlichen, politischen und geopolitischen Vorteile der Autobahnen.



Die Sammelmappe.
Nachdem der „VB.“ von allen Schülern entsprechend durchstudiert worden ist, schneiden die Schülergruppen in selbständiger Arbeit, die zur Verantwortlichkeit erzieht, die Aufsätze aus und sammeln alles in Mappen.



Die kleinen Archivarinnen.
Das große Lehrbuch — der „VB.“, ist hier in vielen Mappen zerteilt, jede Mappe enthält ein besonderes Gebiet. Die beiden Schülerinnen haben das Ehrenamt, dieses Archiv zu verwalten — es ist ein wertvolles Sammelwerk für den Schulunterricht geworden.



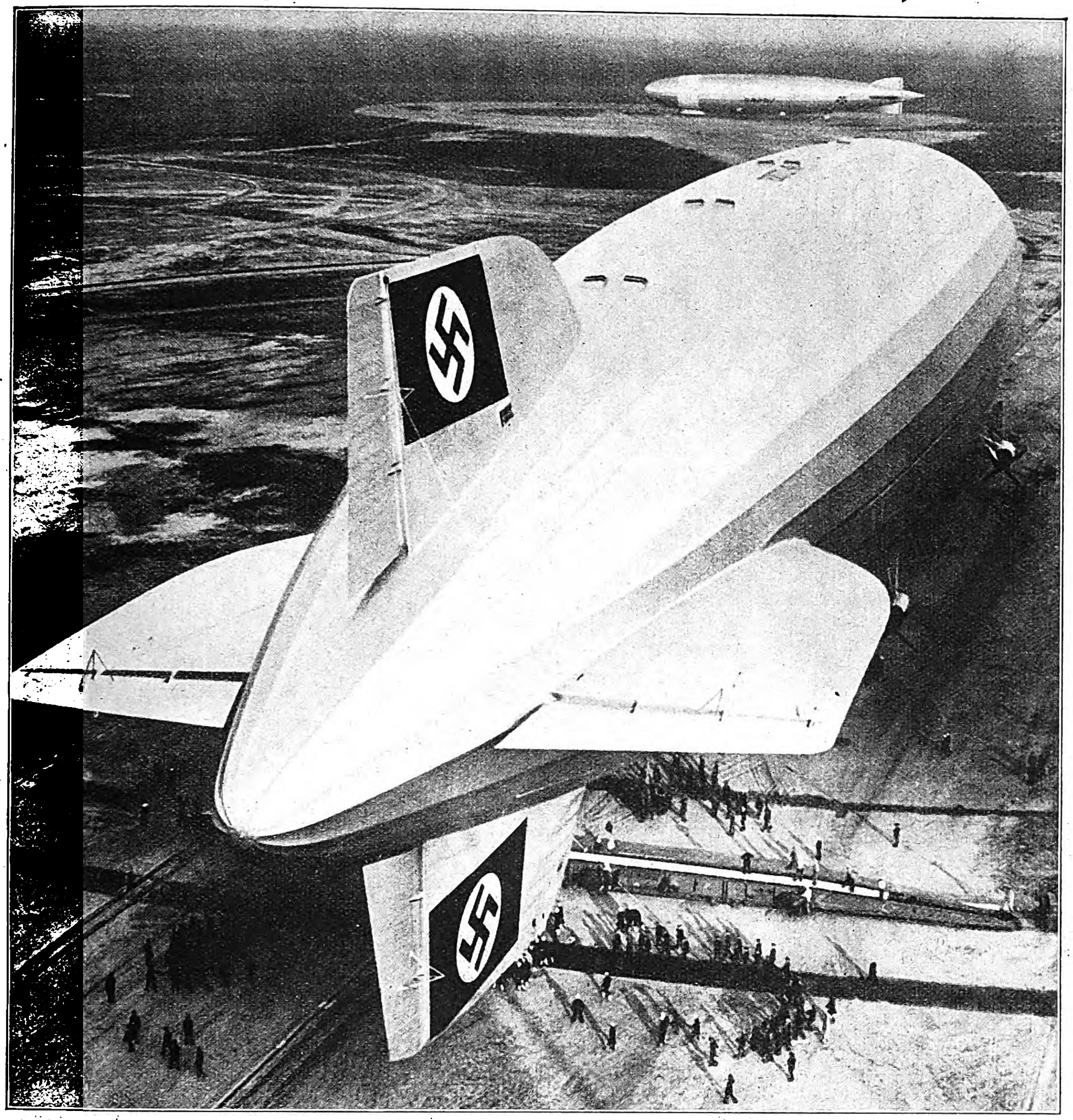
Der deutsche Riesenvogel auf seiner Reise über den nördlichen Atlantik, nahe an der amerikanischen Küste.
Das schöne Bild, aus der Gondel des „Hindenburg“ aufgenommen, zeigt deutlich zwischen den Wolkenfetzen die Oberfläche des Meeres.

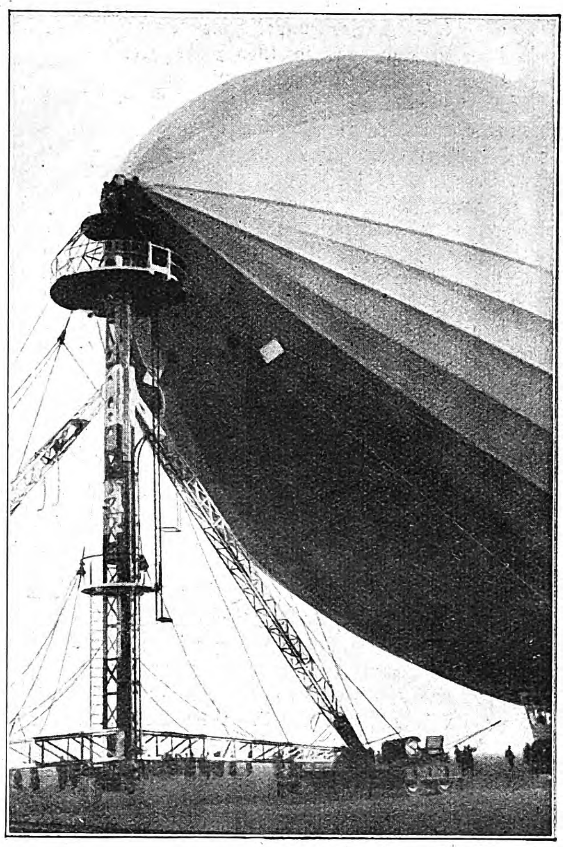
Die Rekordfahrt von LZ 129 „Hindenburg“



„Hindenburg“ über dem nächtlichen Neuyork.

Lakehurst—Frankfurt am Main in 49 Stunden! Die erste Nordatlantikfahrt des deutschen Luftschiffes „Hindenburg“ hat wiederum der gespannt aufhorchenden Welt bewiesen, was deutscher Erfindergeist und deutscher Fleiß bedeuten. Diese Rekordfahrt war ein Triumph deutschen Könnens, deutscher Gewissenhaftigkeit, ein Triumph, der uns stolz machen kann. Weithin leuchtend trug das Wunderwerk deutscher Technik die Fahne des Reiches Adolf Hitlers: Ob Freund oder Gegner, alle mußten sie draußen ihre Achtung zollen diesem Boten deutschen Geistes, diesem Künder deutscher Friedensarbeit an der Menschheit. Es war ein überwältigender Anblick von majestätischer Größe und Schönheit, als im Lichte der aufgehenden Sonne das Luftschiff wieder über dem heimatlichen Hafen erschien und unter dem Jubel von Tausenden in sein neues Heim bei Frankfurt am Main eingeholt wurde.



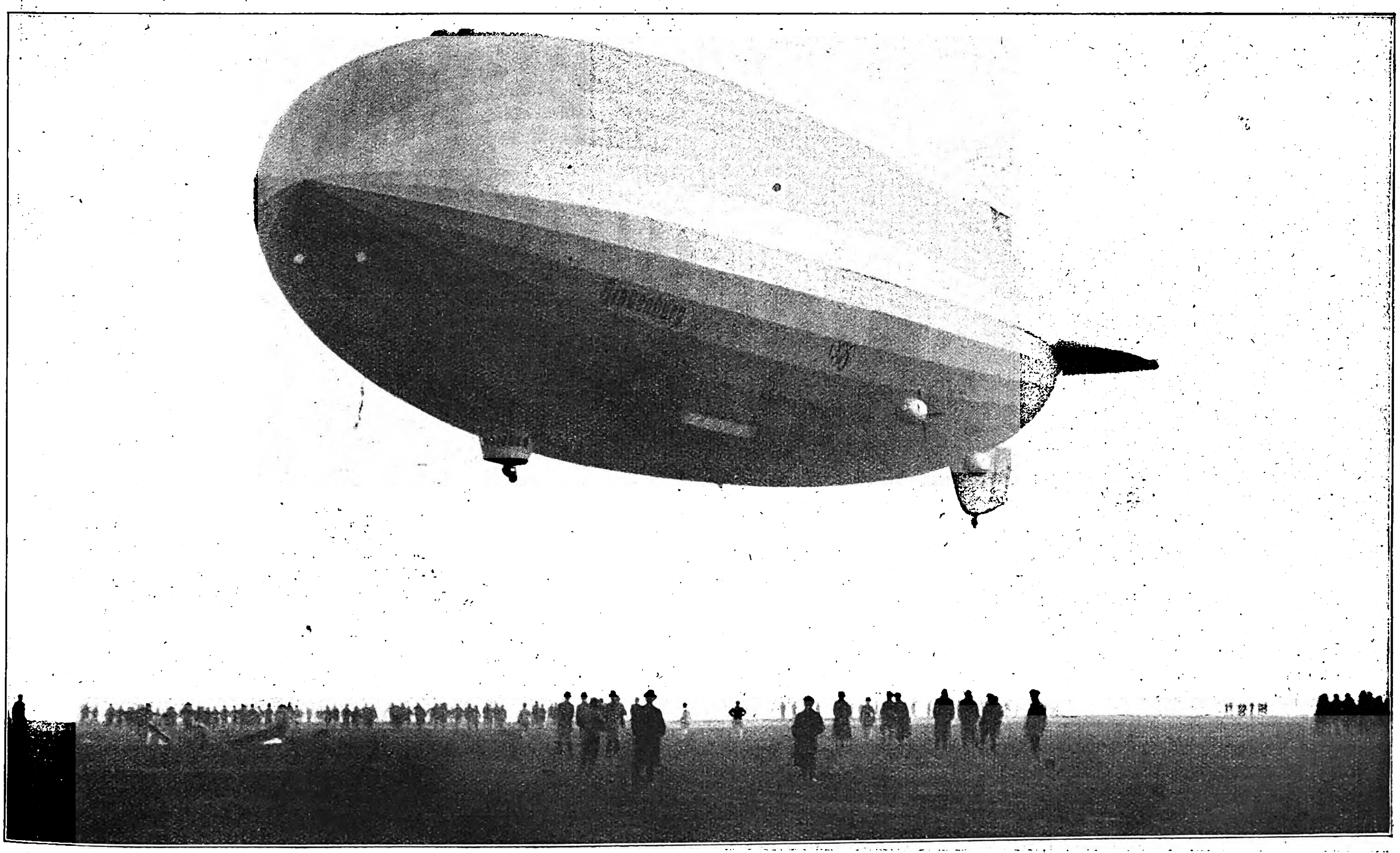


Wieder daheim!
LZ 129 „Hindenburg" nach seiner ersten Reise über den Ozean am Ankermast vor der neuen Luftschiffhalle auf dem Zeppelinflughafen Rhein-Main bei Frankfurt.

Bild links:
Ein Bild von der Landung des deutschen Luftschiffes „Hindenburg" in Lakehurst.

Im Hintergrund ist das amerikanische Zeppelinluftschiff „Los Angeles" zu sehen.

Aufnahmen: Weltbild.



Am 14. Mai, morgens 5.40 Uhr, auf dem Zeppelinflughafen bei Frankfurt am Main:
Der historische Augenblick, in dem der neue deutsche Luftriese „Hindenburg" nach 49stündiger Rekordfahrt von seiner Nordamerikareise zurückkehrt.

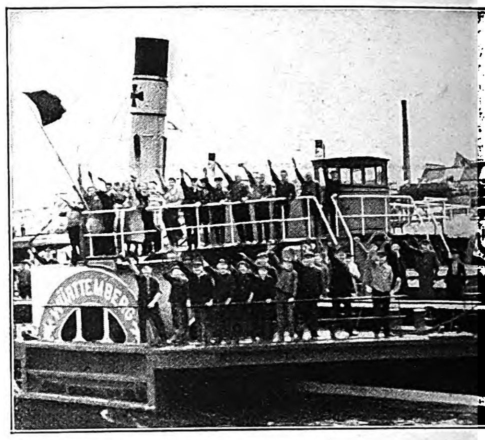
Fahrt auf der Elbe mit dem Führer

Der Führer unternahm vor kurzem eine Elbefahrt von Dresden bis Schandau. Sein persönlicher Adjutant, Obergruppenführer Brückner, schildert hier die Reise.

Dresden! — Diese wunderschöne Barockstadt umfängt uns inmitten einer herrlichen Frühlingslandschaft von neuem mit ihrem ganzen Zauber. Zur späten Mitternachtsstunde war die Autokolonne in die vom Mondschein überglänzte Stadt eingefahren. Am frühen Morgen lockt die Sonne zu einer Elbfahrt in die Sächsische Schweiz. Das Dampfboot legt um die Mittagsstunde ab. Gefolgt von einer endlosen Auto- und Radlerkolonne geht es das Elbtal aufwärts, vorbei an dem wunderschönen Schloß Pillnitz, dessen Uferterrasse sich weit hinab zur Elbe senkt. In Heidenau, dem Ort der Schiffswerften, begrüßt eine jubelnde Arbeitermenge den Führer. Ruder-, Paddler- und Motorboote und auch einzelne Schwimmer kommen bis dicht an das Boot heran, um den verehrten Führer zu sehen und ihm zuzujubeln. Ein Eisenbahnzug kommt uns entgegen, aus allen Fenstern winken Tücher, sogar der Lokomotivführer läßt sein Tuch flattern.

An Bord des Schiffes sind in Begleitung des Führers der Reichsstatthalter Mutschmann, der Oberbürgermeister Zörner, der SS.-Brigadeführer Berckelmann und der SA.-Gruppenführer Schepmann sowie seine ständige Begleitung.

Nachdem der Führer vor einigen Wochen das herrliche Rheintal in seiner mehr heroisch-strengen Romantik besucht hatte, ist heute der Anblick des Elbtales in seiner weichen Verträumtheit ein gegensätzlicher, aber um so größerer Genuß. Auf den Feldern laufen die Bauern zum Ufer. Von den Fabriken strömen die Arbeiter her. Eine



Mit erhobener Hand grüßt die Besatzung der Elbdampfer, die passiert werden, den Führer.



Adolf Hitler tritt seine Fahrt elbeaufwärts an.
Wie Filigran heben sich die Türme Dresdens vom tiefblauen Himmel ab.



Unterwegs auf der Elbe. Eine Ausflüglergruppe grüßt den Führer.

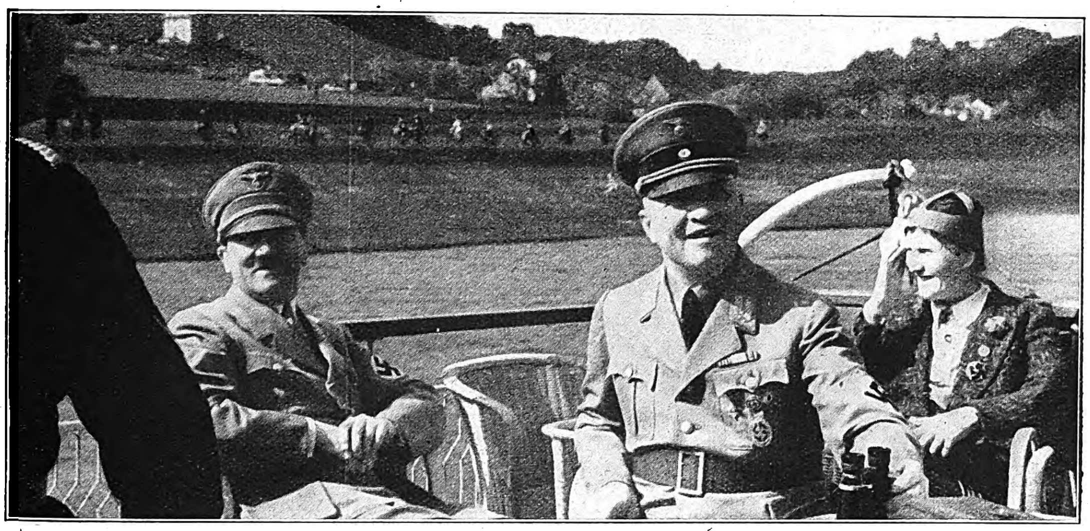
Pionierkompanie hat sich am Ufer aufgebaut und grüßt ihren Obersten Befehlshaber. Alle wollen den Führer sehen, der mit hocherhobener Hand zu ihnen hinüberdankt.

Das Bad Schandau, hart an der Grenze, taucht auf. Die ganzen Landungsstege übersät von freudig jubelnden Menschen. Das Boot legt nur einen kurzen Moment an, aber das Gedränge wird schon bedrohlich; Blumen werden überreicht, Kinder jubeln dem Führer zu und der ganze Ort Schandau ist ein einziger Freudentaumel. Vor dem großen Winterberg kehrt der Dampfer um. Auf der Rückfahrt haben sich die Mengen am Ufer noch mehr verdichtet. Einige Radler haben sogar die ganze Fahrt von Dresden bis zur Landesgrenze und zurück, immer dem Dampfer folgend, aus heller Begeisterung mitgestrampelt.

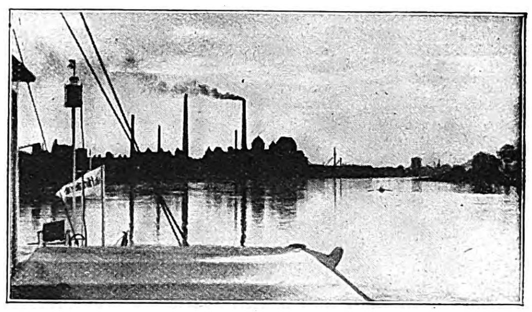
Gegen den wunderbar gefärbten Abendhimmel hebt sich nun wieder die reizvolle Silhouette der alten Stadt ab. Noch einmal braust der tosende Jubel der Bevölkerung in Dresden um den Führer auf, dann nimmt uns die Stille der Hotelzimmer wieder gefangen. Für uns war diese Fahrt auf der Elbe mit dem Führer nicht nur landschaftlich, sondern noch viel mehr gefühlsmäßig ein erhebendes und dauerndes Erlebnis.

Wilhelm Brückner.

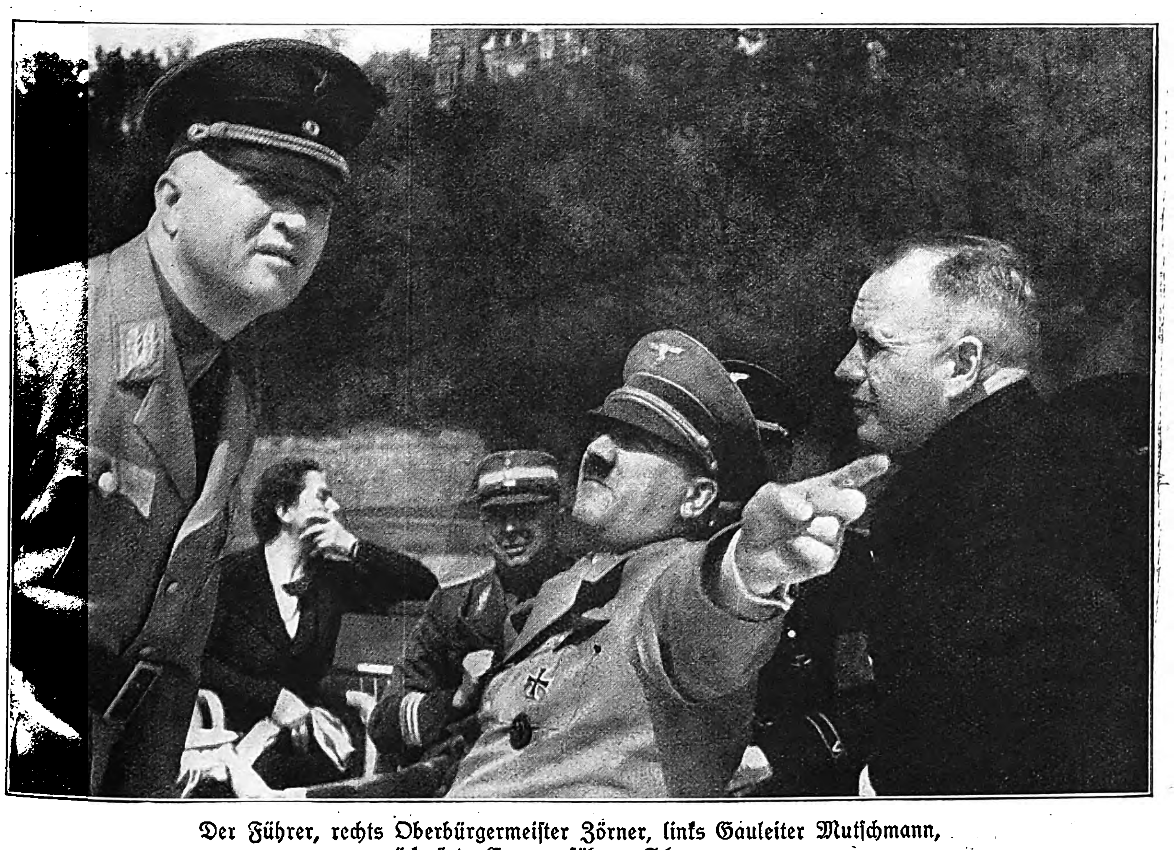
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



In der Gegend von Königsstein. Der Führer und Gauleiter Reichsstatthalter Mutschmann. Am Ufer sieht man die Radlerkolonne, die begeistert das Schiff auf seiner Fahrt begleitet.



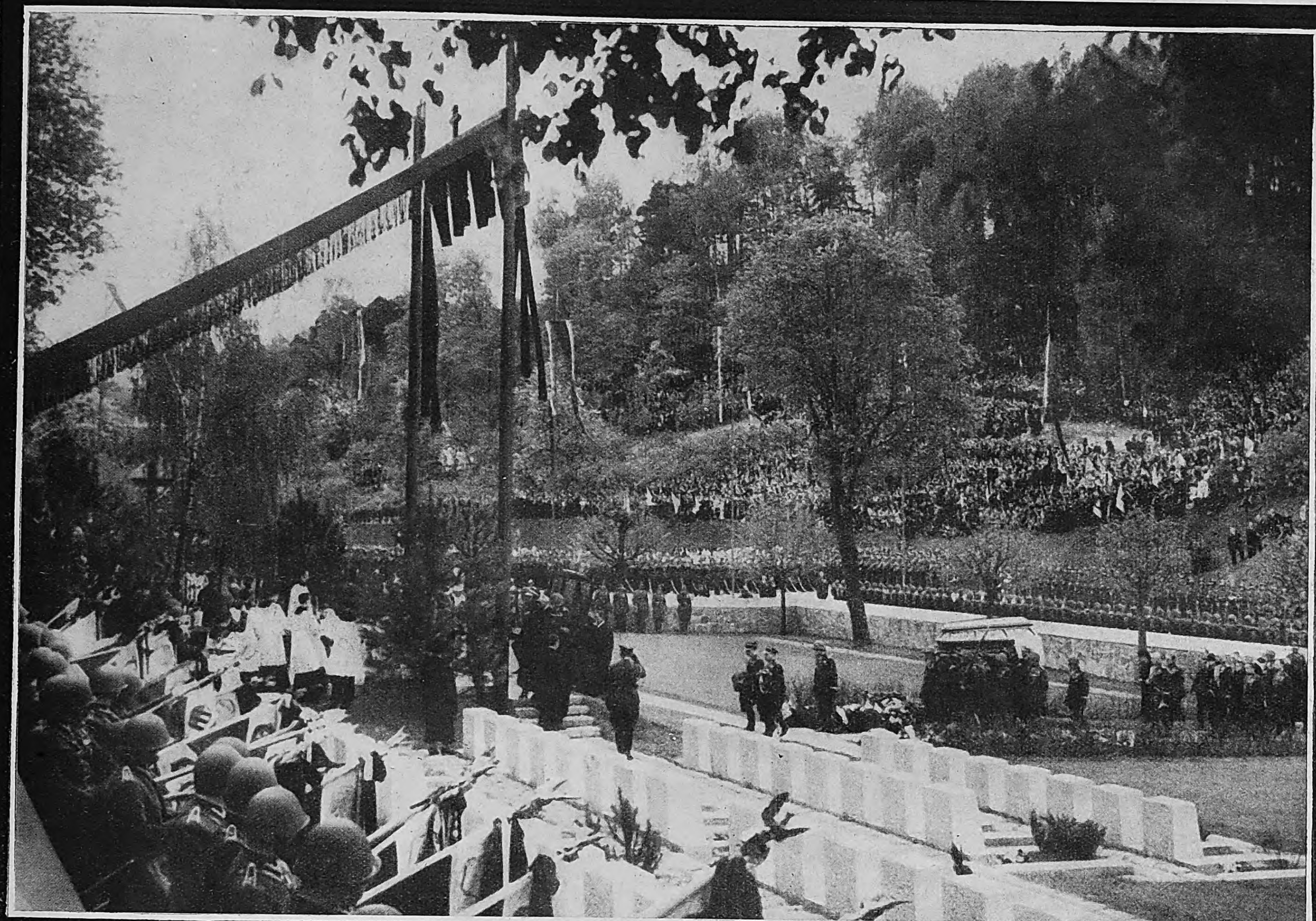
Die Fahrt geht an ausgedehnten Fabrikanlagen vorüber, die sich bis an den Strand der Elbe erstrecken.



Der Führer, rechts Oberbürgermeister Zörner, links Gauleiter Mutschmann, rückwärts Gruppenführer Schepmann.



Steil erheben sich die Felsenufer der Sächsischen Schweiz.



Am 1. Todestag des polnischen Marschalls Pilsudski fand in Wilna die feierliche Beisetzung seines Herzens zu Füßen seiner verstorbenen Mutter statt. Der Trauerzug, an dem Polens Präsident, Prof. Ignaz Moscicki, teilnahm, wird von den Abordnungen der Armee mit gesenkten Fahnen gegrüßt.

DAS HERZ EINES GROSSEN POLEN WIRD BEIGESETZT



Am 12. Mai in Wilna: Frau Pilsudska setzt die Urne mit dem Herzen des großen Marschalls im Mausoleum bei.
Aufnahmen: Associated Press.

Neuland für Karsta

ROMAN VON SIEGFRIED BERGENGRUEN

(7. Fortsetzung.)

Ganz zart strich ihr Karsta über die Augen, und sie erstaunte vor dem Frieden und der Weichheit, die plötzlich aus den sonst so strengen und scharfen Zügen der Frau leuchteten. Schon der Augenblick des Todes war für sie Anfang eines schönen, lichteren Lebens geworden. Und kein Arzt dieser unvollkommenen Erde brauchte sich noch zu bemühen, um ihr zu helfen.

Ein wildes Schluchzen zitterte durch den Raum, Friedel hatte sich neben dem Bett seiner toten Mutter auf die Knie geworfen und den dunklen Kopf in den Kissen vergraben.

Karsta stand auf und ging leise hinaus. Hier konnte sie im Augenblick nicht helfen. Diese Stunde mußten Vater und Sohn allein mit sich durchkämpfen. Was vermochten Worte, wenn einem Menschen die Mutter starb...

Draußen wartete Hinrich Peddersen. Er lehnte am Türpfosten und starrte regungslos in die flimmernden Sterne. Als er ihren Schritt hörte, wandte er sich um.

Er fragte nichts, er las wohl alles aus ihrem bleichen Gesicht.

Wieder schritten sie nebeneinander durch die Nacht.

„Wie wird Kunowsky das ertragen?“ fragte Karsta in verhaltener Erregung. Nun ist er ganz allein . . .“

„Ich werde versuchen, ihm zu helfen“, erwiderte der Vogt. „Wenn ich Sie nach Hause gebracht habe, gehe ich wieder zurück. Ich werde die Nacht dort bleiben.“

In Karsta schlug ein starkes Gefühl der Zuneigung und Freundschaft auf.

„Wie dumm sind wir doch“, dachte sie bei sich. „Das Leben ist so kurz, und es gibt darin so wenige Menschen, zu denen wir aufblicken können. Und trotzdem entfremden wir uns gerade solchen Menschen aus Trotz und Starrsinn. Man sollte ruhig etwas von seinem Stolz und Eigenwillen aufgeben, um sich die Freundschaft wertvoller Menschen für immer zu erhalten.“

Es war, als ob der Vogt ihre Gedanken erraten hätte.

„Ich glaube, Karsta Bojen, daß auch wir beide etwas gutzumachen haben“, sagte er plötzlich versonnen. „Wir wollen jetzt nicht darum rechten, wer die Schuld daran trug, daß wir so weit auseinanderkamen. Aber wir haben so viele Pflichten, die wir gemeinsam bewältigen könnten, denn wir sind beinahe die einzigen Menschen hier im Koog, denen nicht nur daran liegt, das eigene Stückchen Erde zu beackern und davon zu ernten. Wir wollen doch auch der Gesamtheit dienen und ihr vorwärts helfen. Verzeihen Sie mir, daß ich als der Ältere und darum, wie man wohl annehmen müßte, auch der Ruhigere und Gereiftere nicht längst wieder den Weg zu Ihnen fand...“

Karsta schüttelte den Kopf. Ein seltsames Leuchten lag auf ihrem schönen Gesicht. Aus ihren Augen strahlte ein tiefer und warmer Glanz.

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Hinrich Peddersen. Wir glaubten beide das Rechte zu tun und taten doch beide das Falsche. In Zukunft wollen wir versuchen, uns besser zu verstehen und beide einzulenken, wenn unsere Dickköpfe aneinandergeraten. Was Sie damals sagten, von dem guten Steuermann und dem kleinen Boot im Sturm, ist wahrscheinlich doch richtig. Es ist nicht immer leicht für eine Frau, nur auf sich allein gestellt zu sein.“

Sie standen vor dem Bojenhaus. Der kleine Hektor kam kläffend angesprungen, um sich dann, als er Karsta erkannt hatte, vor Freude knurrend an ihren Knien zu reiben.

Vogt Peddersen streckte Karsta die Hand hin. Sie nahm sie und erwiderte den starken Druck seiner Rechten.

„Also — auf gute Kameradschaft, Karsta Bojen!“

„So soll es sein, Hinrich Peddersen. Und wenn Sie mich drüben brauchen bei den Kunowskys, holen Sie mich ruhig, und wenn es mitten in der Nacht ist. Ich werde mich in Kleidern hinlegen. Sie brauchen nur leise ans Küchenfenster zu klopfen.“

Sie sah ihm nach, bis seine hohe, aufrechte Gestalt im Dunkel verschwand.

Eine Sternschnuppe glitt über den Himmel.

Karsta Bojen nahm Hektor, den kleinen Hund, auf die Arme und drückte ihr heißes Gesicht in sein weiches Fell.

„Vielleicht wird noch alles ganz, ganz gut!“ sagte sie ganz leise.

*

Am nächsten Sonntag begruben sie die Irma Kunowsky auf dem kleinen Friedhof von Kronprinzen-Koog. Alle Leute aus Adolf-Hitler-Koog, die abkommen konnten, waren zugegen.

So zogen sie denn alle zum Friedhof, erlebten Kunowskys stummen, starren Schmerz, den sie so viel besser verstanden als den wildesten Leidenschaftsausbruch. Als dann alles vorüber war, kamen sie alle, um seine große, frohe Arbeiterfaust zu drücken und ihm ein paar ungelenke Worte zu sagen.

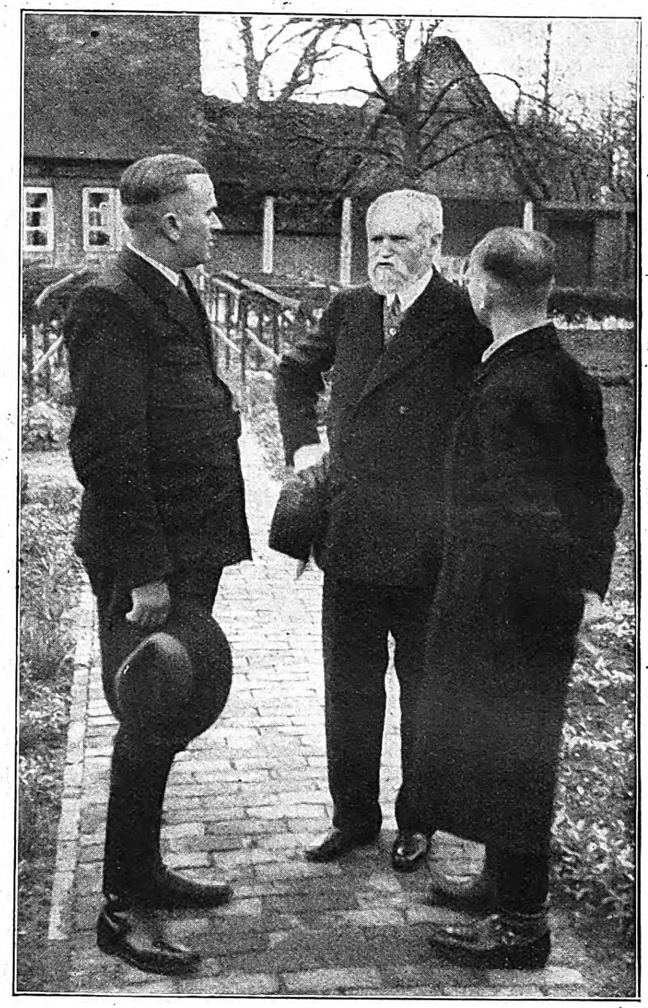
Und nachher nahmen ihn der Vogt Peddersen und der mächtige Bauer Giese in die Mitte und besprachen mit ihm, wie während der nahen Erntezeit am besten Ersatz für die nun unter der Erde ruhende stille Frau geschaffen werden könne. Und Karsta Bojen ging neben Friedel, sie hatte den Arm um seine zuckenden Schultern gelegt und versuchte, den völlig verstörten Jungen wenigstens einigermaßen wieder aus den Wirrnissen zurückzuführen, in die ihn der Tod seiner Mutter geschleudert hatte.

Aber der Tod war eine geringfügige und vorübergehende Erscheinung gegen das Leben, das unaufhaltsam und rücksichtslos vorwärtsschritt, ohne sich viel darum zu kümmern, wer am Wege blieb und aus dem kurzen Werk seines kleinen Daseins in der ewigen Nacht des großen Vergessens untertauchte

Auch über das Sterben der Irma Kunowsky schritt das Leben hinweg, ohne sich umzublicken, und noch ehe die Kranzblumen auf dem frischen Grabhügel völlig verwelkten, war schon Ersatz geschaffen für das eine hinweggegangene Menschenwesen im Koog: die jungen Thießens auf dem Nordhof hatten die Geburt eines strammen Stammhalters und künftigen Erbhofbesitzers zu vermelden. Nun war der alte Thießen dreifacher Großpapa, denn es gab droben im Nordhof schon zwei pausbäckige, quicklebendige Zwillingsmädelchen; und der alte Bauer berichtete allenthalben so stolz über das freudige Ereignis, als wäre nicht sein Sohn, sondern er selbst der glückliche Vater

Die Menschen in den Städten glaubten in ihrer Überheblichkeit vielleicht, es sei nichts los da draußen in den Dörfern und Bauernhöfen und in den weltabgeschiedenen Koogen, die fern von den großen Heerstraßen lagen und eine kleine, unbekannte Welt für sich darstellten Sie mochten denken, sie hätten alles Gute für sich allein, und vergessen, daß nicht die Summe der technischen Hilfsmittel und Bequemlichkeiten, nicht die Höhe der Häuser und die Tiefe der Untergrundbahnschächte das Wesen des Lebens ausmachen, sondern vielmehr die Stärke der persönlichen Leistung und der Nutzen der gemeinsamen Arbeit und die Ehrlichkeit der Gesinnung, die aus einer menschlichen Gemeinschaft leuchtet

Der Koog hatte sein Leben wie jede andere Gemeinschaft auf der Welt, ein starkes, vorwärtsstrebendes Leben Auch hier wurde gestorben und geboren, nur daß beides still und selbstverständlich und ganz ohne



Gustav Frenssen, der greise Dichter des „Jörn Uhl“, vor seinem Vaterhaus im Gespräch mit seinem Landsmann, dem Kreisbauernführer von Süderdithmarschen, Hans Beeck, unter dessen Leitung der Adolf-Hitler-Koog besiedelt wurde. Rechts von Frenssen Pg. Neubert von der dortigen Kreisleitung der NSDAP.

Aufnahme: Dr Pirich

lautes Tam-Tam vor sich ging. Die Ernte stand vor der Tür und war eine tausendmal wichtigere Angelegenheit als eines einzelnen Tod oder Geburt — zwei Dinge, die sich im Grunde genommen doch aufhoben oder — ergänzten.

Ja, die Ernte hatte jetzt das große und einzige Wort, ihr Lied klapperte aus den Mähmaschinen über die Äcker, sang aus den Dreschkästen bis weit hinaus aufs Meer, wo die Krabbenfischer mit ihren kleinen, braunen Booten im Winde kreuzten. Und die Menschen — gleichgültig ob Mann oder Weib, Junge oder Mädel — standen im Glast der glühenden Hochsommersonne jeder an seinem Platz, ihre Gesichter glänzten vor Schweiß und Eifer, ihre Hände und Arme waren zerschrammt vom messerscharfen harten Haferstroh, das sie immer wieder in mächtigen Bündeln umgriffen, und ihre Augen waren hoffnungsfroh und leuchtend, weil es das Wetter so gut mit ihnen meinte, und weil die Ernte, weder durch Regen noch Gewitter gefährdet, in die weitoffenen Scheuern kam.

Für Karsta hatte die Ernte eine besondere Überraschung. Zwei Tage, bevor die Mähmaschine in Tätigkeit trat, sah sie des Abends, bald nachdem die Klingelbahn aus Michaelisdonn vor dem „Störtebecker" gehalten hatte, eine kleine, etwas verhutzelte Frauengestalt in altmodischem Kape und Kapotthut die Straße zum Bojenhof entlangkommen. Und hinter dieser Frauengestalt trollte sich der Hausknecht von Christine Bruhn mit zwei seltsam geformten, bunten Reisetaschen.

Karsta stand auf, schirmte die braune, verarbeitete Hand gegen den blendenden Glanz der untergehenden Sonne über die Augen und sah gespannt dem späten Gast entgegen.

Dann jauchzte sie auf, vergaß, daß sie nur Holzpantinen an den nackten Füßen hatte, und lief klappernd und lachend der kleinen, verhutzelten Frau entgegen.

Und dann umarmten sie sich und lachten wieder und wollten sich gar nicht loslassen vor lauter Wiedersehensfreude.

„Nein, Mutter Schlichting, diese Überraschung! Warum haben Sie denn gar nichts geschrieben, wir hätten Sie doch im Triumphzug vom Bahnhof geholt?!"

Die alte Dame rückte den verrutschten Kapotthut zurecht, wischte sich eine Träne aus dem Auge und nahm Karstas Arm:

„Ja, sehen Sie, Karsta-Kind, das kam alles so plötzlich. Ich wußte doch, daß jetzt bei Ihnen die Ernte losgeht und daß dann vermutlich jede Hand auf dem Felde nötig ist. Und das habe ich mir schon lange ausgedacht: Zur Erntezeit fährst du zu den Bojens und übernimmst ein bißchen die Küche und das Haus und die Kinder, damit sie allesamt entlastet sind und ungestört arbeiten können. Aber noch vorgestern schien die Sache schiefgehen zu wollen, weil dieses alte Ekel, der Studienrat Fabrizius, urplötzlich früher aus den Ferien heimkommen wollte. Und der ist doch so penibel — na, Sie kennen ihn ja —, den kann ich doch unmöglich allein und ohne Pflege und Bedienung in der Wohnung lassen. Aber gestern kam dann glücklicherweise ein neues Telegramm, daß das Wetter so schön sei und er doch noch eine Woche wegbleibe. Na, und da wartete ich nicht erst lange ab, bis er sich die Sache womöglich zum dritten Male überlegt, sondern packte meine Siebensachen, na, und jetzt — bin ich da!"

Ja, die Mutter Schlichting war da, und es war wirklich gut, daß sie da war, das mußte man schon sagen, denn obwohl Karsta einen jungen Menschen aus Marnekoog als Hilfsarbeiter für die Erntetage eingestellt hatte, wäre sie ohne Marias Hilfe nicht ausgekommen. Nun aber ging alles herrlich glatt, man brauchte weder um das Haus noch um das Essen Sorge zu haben, und abends saß man noch ein Stündchen gemütlich im Garten zusammen und schwelgte in Hamburger Erinnerungen.

Übrigens war mittlerweile auch für den verwaisten Haushalt des Ignaz Kunowsky gesorgt worden. In der ersten Zeit hatten Karsta und Maria abwechselnd das Haus des hageren Siedlers, der sich nur sehr mühsam und ganz schrittweise daran gewöhnen wollte, daß seine treue Irma ihm nicht mehr zur Seite stand, betreut, und dann war eine Schwester von Anne Bentzen, eine erfahrene, freundliche Frau, als Haushälterin und Wirtschafterin eingezogen. Zwar ging Karsta auch jetzt noch mehrmals in der Woche hinüber, aber das geschah mehr, um Ignaz und Friedel ein wenig Heiterkeit ins Haus zu bringen und dafür zu sorgen, daß sie die menschlichen Beziehungen zum Koog nicht verloren. Nicht selten geschah es, daß sich zur selben Zeit, ganz zufällig, auch Vogt Peddersen bei Kunowskys einfand, so daß sie alle sich gemeinsam über die vielfältigen Fragen der Bewirtschaftung und Verwaltung des Koogs unterhalten konnten. Da Ignaz dabei war, wurden auch die Probleme der Kaninchenzucht nicht vergessen.

Die Ernte zog vorüber, die Tage wurden kürzer, immer seltener schien die Sonne und immer häufiger strichen kühle Regenschauer über die Kooghöfe. Aber deswegen wurde die Arbeit nicht geringer, mit aller Kraft arbeitete man an der Vollendung des Sommerkoogs, in dessen Stallgebäude die zur Mast ausgewählten Gänse bereits untergebracht waren, um unter Leitung eines erfahrenen Gänsezüchters aus dem Hamburgischen für ihren nahrhaften Endzweck aufgenudelt zu werden. Daneben mußten die Felder mit dem Wintergetreide bestellt werden, und man schanzte an den Drainage-Anlagen, benutzte jede regenfreie Stunde, um die Straßen zu verbessern, und half den Arbeitsdienstleuten bei der Abtragung und Planierung der alten Sommerdeiche, deren mächtige Wälle sich noch immer platzraubend von Hof zu Hof zogen, ohne daß man mit diesen Erdwällen etwas Nützliches hätte anfangen können.

Ja, man hatte alle Hände voll zu tun im Koog, obgleich es Herbst war, und man konnte nicht behaupten, daß irgend jemand unter den Bauern gewesen wäre, der sich über Langeweile hätte beklagen dürfen. Es war unter diesen Umständen auch gar kein Wunder, daß die Geschichten um den Prozeß des Fabrikanten Friedrichsen gegen Christine Bruhn und die verschiedenartig immer wieder auftauchenden Gerüchte um das Verschwinden ihres Mannes ein wenig ins Hintertreffen gerieten und von anderen Sorgen zugedeckt und überwuchert wurden.

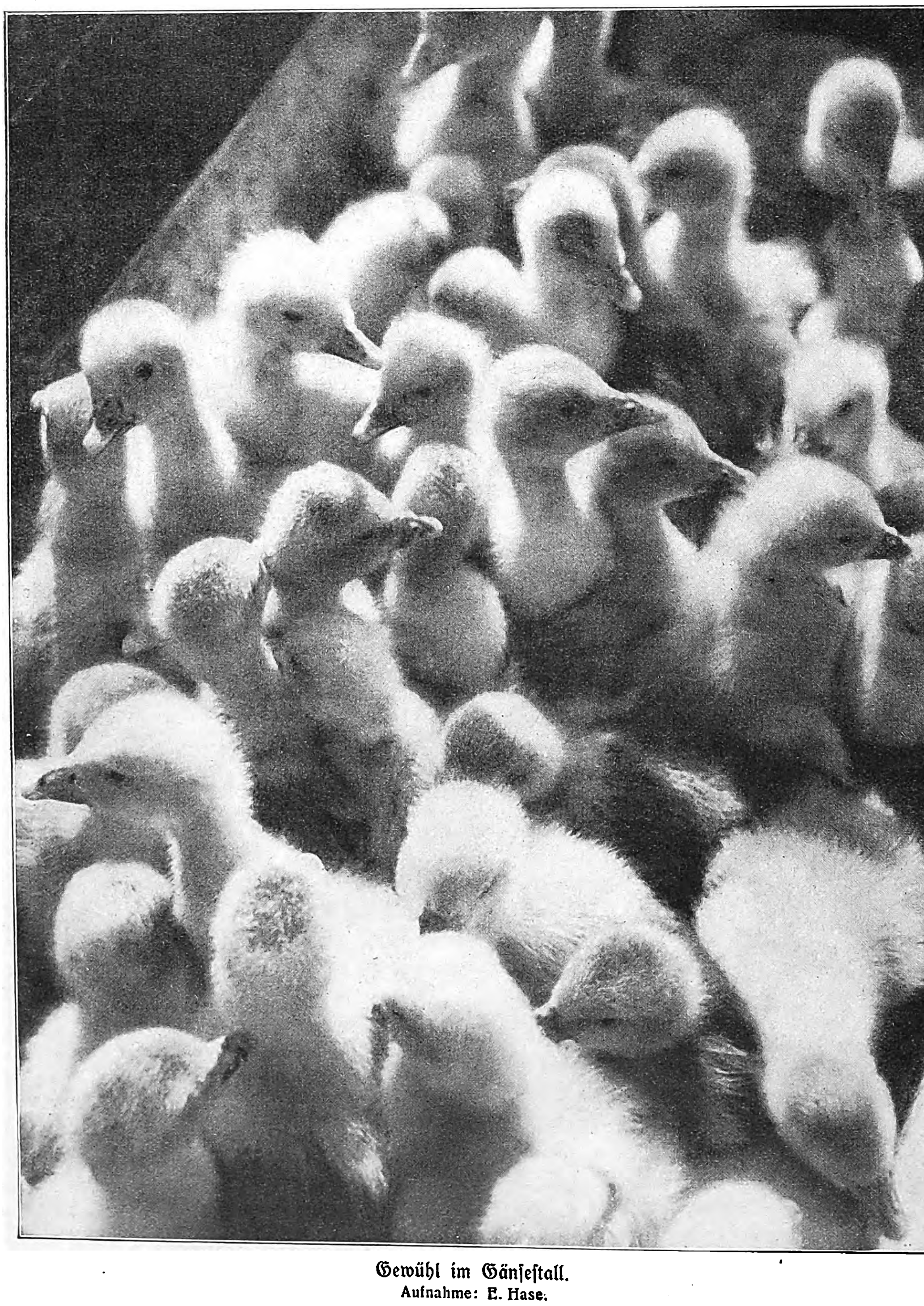
Bis dann die Sache so weit kam, daß Christine Bruhn, wie das ja nicht anders zu erwarten gewesen war, trotz aller Vorstellungen und Tränen vor dem Amtsgericht in St. Michaelisdonn ihren Prozeß verlor und eine wenig beliebte Person in Gestalt des Obergerichtsvollziehers Polzien aus Marne im „Störtebecker" erschien.

Allerdings war die Sache nicht ganz so glatt abgelaufen, wie es der Gerichtsvollzieher und wahrscheinlich auch der Fabrikant Friedrichsen angenommen hatten, denn als Polzien den „Störtebecker" betreten wollte, um auf Grund eines rechtskräftigen Urteils des Amtsgerichts zu pfänden, da war ihm die große, starke Christine Bruhn hochroten Gesichtes entgegengeschossen und hatte gedroht, ihren riesigen, auf den Mann dressierten Dobermann auf ihn zu hetzen. Nun, Polzien war natürlich schnurstracks zu Klaas Sootje gelaufen und hatte Anzeige erstattet. Die Koogleute sprachen noch tagelang von dieser aufregenden Sache!

Natürlich war die Pfändung dann später doch noch zustande gekommen, denn Sootje hatte den wutschäumenden Gerichtsvollzieher gemäß seiner Dienstvorschrift begleiten müssen, nachdem er zuvor Christine den Besuch telephonisch angemeldet und sie auf die schädlichen Auswirkungen eines erneuten Widerstandes hingewiesen hatte. Nebenbei hatte er ihr allerdings, ohne daß der Gerichtsvollzieher es hörte, noch zugeflüstert, daß das alles gar nicht so schlimm sei, und daß jede Pfändung wieder aufgehoben werden könne.

„Aber wie wollen Sie das bewirken?" schrie Christine außer sich am Telephon. „Schließlich sind Sie doch nicht der liebe Gott, Klaas Sootje!"

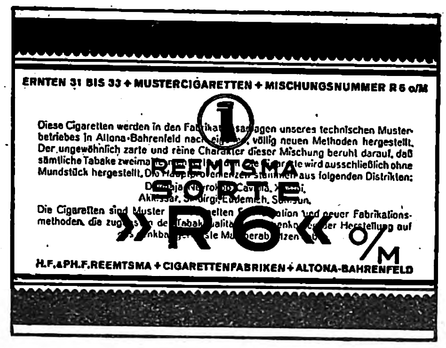
„Über das ‚Wie' wird man sich später klar werden müssen, Christine!" antwortete der Landjäger ruhig. „Jetzt gilt es vor allem kaltes Blut zu bewahren und die Sache nicht durch unüberlegte Handlungen noch zu verschlimmern! Ich weiß im Augenblick sowieso noch nicht, wie ich Polziens Anzeige gegen Sie aus der Welt schaffen soll!"



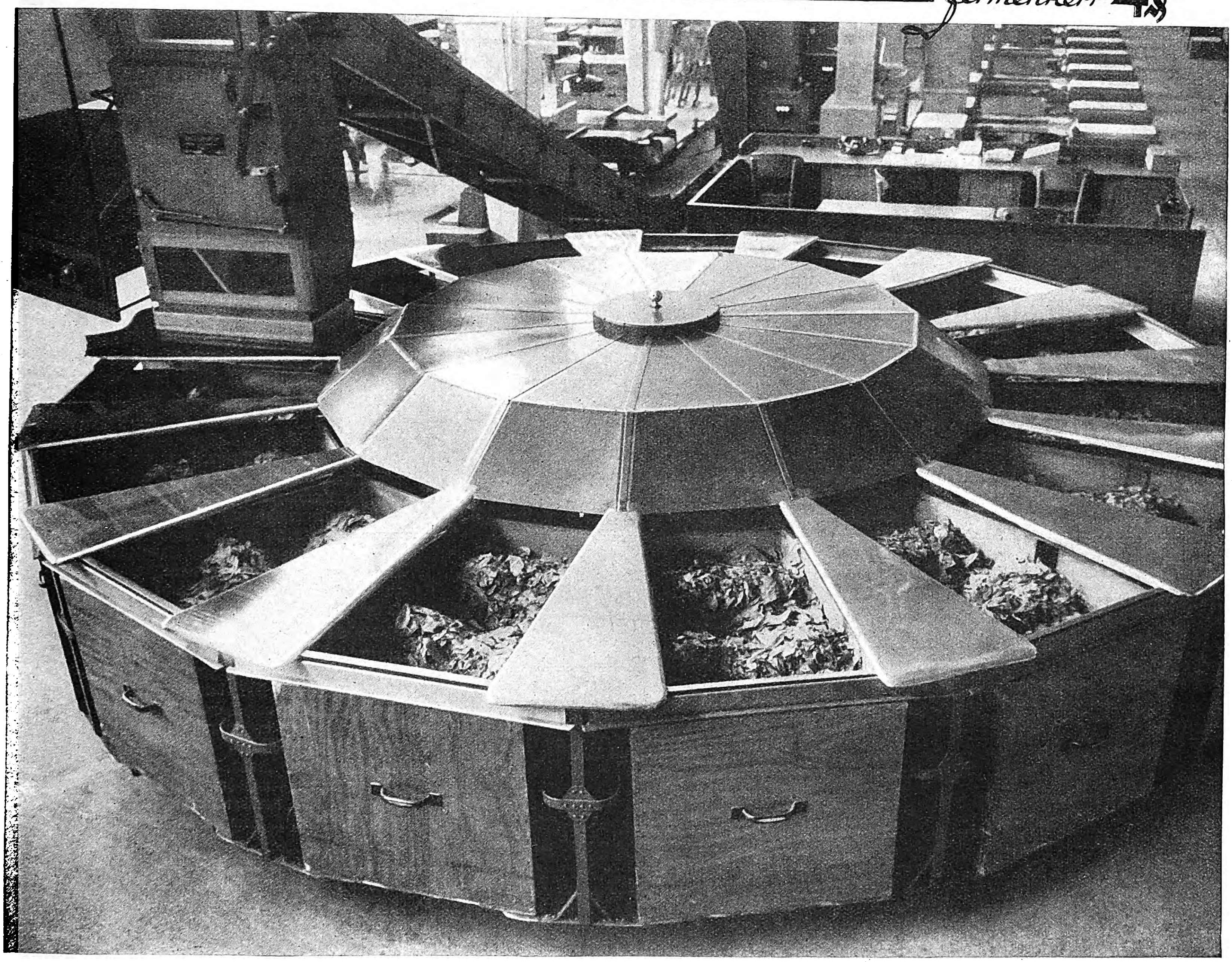
Gewühl im Gänsestall.
Aufnahme: E. Hase.

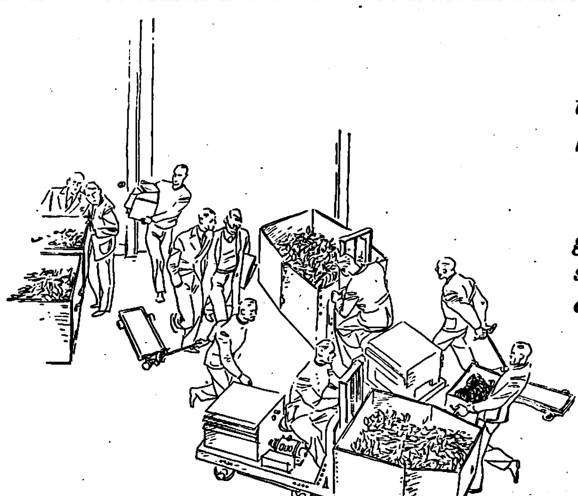
Erfindergeist

IN DEN MUSTERWERKSTÄTTEN DER CIGARETTENSORTE »R6«°/M



doppelt fermentiert 4 Pf





Der Gedanke einer Mischtrommel entstand 1926 in unseren Musterwerkstätten. Sie wurde im gleichen Jahre konstruiert und praktisch erprobt.

Die karussellartig angeordneten Mischkästen drehen sich mit abgestimmter Geschwindigkeit unter dem Luftschacht mit den herabschwebenden Tabakblättern, so daß die verschiedenen Provenienzen eine unbedingt gleichmäßige Verteilung finden.

Der Versteigerungstermin selbst war auf Mitte Oktober angesetzt worden. Aber noch vor diesem Termin ereignete sich etwas, was allgemeine Erregung und größtes Befremden auslöste. Der Landjäger Klaas Sootje, der doch, wie man überall wußte, versprochen hatte, Christine Bruhn zur Seite zu stehen, verschwand plötzlich spurlos. Statt seiner tauchte ein junger Beamter in der Landjägerei auf, der auf alle Fragen nach seinem abhanden gekommenen Kameraden nur die Schultern zuckte und lakonisch erwiderte:

„Verreist . . .!"

„Aber wohin denn, in drei Teufels Namen?"

„Unbekannt. Ist in einer privaten Sache auf Urlaub gegangen!"

„Ja, aber wann kommt er denn wieder?"

„Unbestimmt. Vermutlich wird er zum Versteigerungstermin wieder da sein!"

Zum Versteigerungstermin? Christine rang die Hände, und der letzte Rest frischer Röte verlor sich aus ihren Wangen, die von Tag zu Tag blasser und schmäler wurden. Ja, man sah es ihr an, daß sie die Nächte kaum noch schlief, daß sie sich unablässig das Gehirn zermarterte, wie sie der drohenden Versteigerung ihres Eigentums entgehen könne, und daß sie vergeblich nach einer Erklärung für die Handlungsweise des Landjägers Sootje suchte. Hatte sich denn alles gegen sie verschworen, um sie zu vernichten? Sie hatte ja nie im Ernst daran geglaubt, daß der Sootje ihr wirklich helfen könne. Die Männer versprachen, wenn sie verliebt waren, so manches, was sie hernach nicht halten konnten. Aber daß er einfach feige verschwand und sich dadurch aus der Affäre zog, das hätte sie doch nie für möglich gehalten!

„Begreifst du das alles?" sagte sie mit Tränen in den Augen am Tage vor der Versteigerung zu Karsta Bojen, die auf dem Wege zum Friedrichsenschen Büro bei ihr vorbeikam. „Begreifst du das? Gibt es denn wirklich nur Schufte auf der Welt und keinen anständigen Menschen mehr, auf den man sich verlassen kann?! Gibt es denn überhaupt keine Treue und Liebe und Freundschaft? Ach, Karsta, manchmal beneide ich meinen Mann um seinen Tod! Er hat wenigstens Frieden und braucht sich nicht mehr mit derartigen Schmutzigkeiten herumzuschlagen.

„Ich kann ja Sootje auch nicht verstehen", erwidert Karsta, und ihr Herz krampft sich zusammen, weil sie der Freundin nicht helfen konnte. „Aber ich habe das unbestimmte Gefühl, daß seine plötzliche und geheime Abreise irgendwie mit der Friedrichsenschen Affäre zusammenhängt. Außerdem sagt der junge Landjäger, der ihn vertritt, doch auch immer wieder, daß Sootje zum Versteigerungstermin wieder hier sein wird. Paß auf, Christine, vielleicht wird zum Schluß doch noch alles gut?!"

Aber Christine glaubte nicht mehr an einen guten Ausgang, ihr Herz war voll Haß und Trauer, am liebsten hätte sie die Türen und Läden des „Störtebecker" geschlossen, um überhaupt keinen Menschen mehr sehen zu müssen.

Am Abend war im Schulhaus Versammlung der schleswig-holsteinischen Herdbuchgesellschaft, und hernach gingen die Bauern wie immer geschlossen zu Christine Bruhn. Und wieder lag der Tabaksqualm in dicken Schwaden unter der Decke, und wieder zog Grogduft durch die Zimmer, und wieder lärmte es von lauten Gesprächen und derbem Lachen.

Bis plötzlich einer auf den Gedanken kam, den Fall Christinens aufzugreifen.

„Komm her und erzähl uns, wie deine Sache steht!" Detlevsen, der reichste Bauer in Dithmarschen, dessen Hof drüben in Friedrichskoog II lag und dessen Wort schwerer wog als das jeden anderen Mannes in der Gegend.

„Komm her und erzähl' uns, wie deine Sache steht!"

Und da ging die Verzweiflung und die Wut mit Christine durch, und sie sagte alles, was sie auf dem Herzen hatte.

Da sei beispielsweise dieser Friedrichsen! Ein Schweinehund, mit Verlaub zu sagen, und nichts weiter. Ein Mann, der nichts anderes im Kopf habe, als hübsche Weiber mit den gemeinsten Mitteln so mürbe zu bekommen, bis sie seinen schmutzigen Wünschen zu Willen seien! Oh, sie habe ein altes Jagdgewehr von ihrem seligen Mann in der Schlafkammer neben dem Bett stehen. Damit werde sie ihre drei Kühe und vier Schweine und die Schafe über den Haufen schießen, damit sie nicht zur Versteigerung gelangen könnten! Nun, und wenn ganz zufällig eine Ladung Rehposten vorbeiginge und einen falschen treffen würde, so könne sie auch nichts dafür. Sie sei schließlich keine Meisterschützin, nicht wahr, und in der Aufregung passiere so manches!

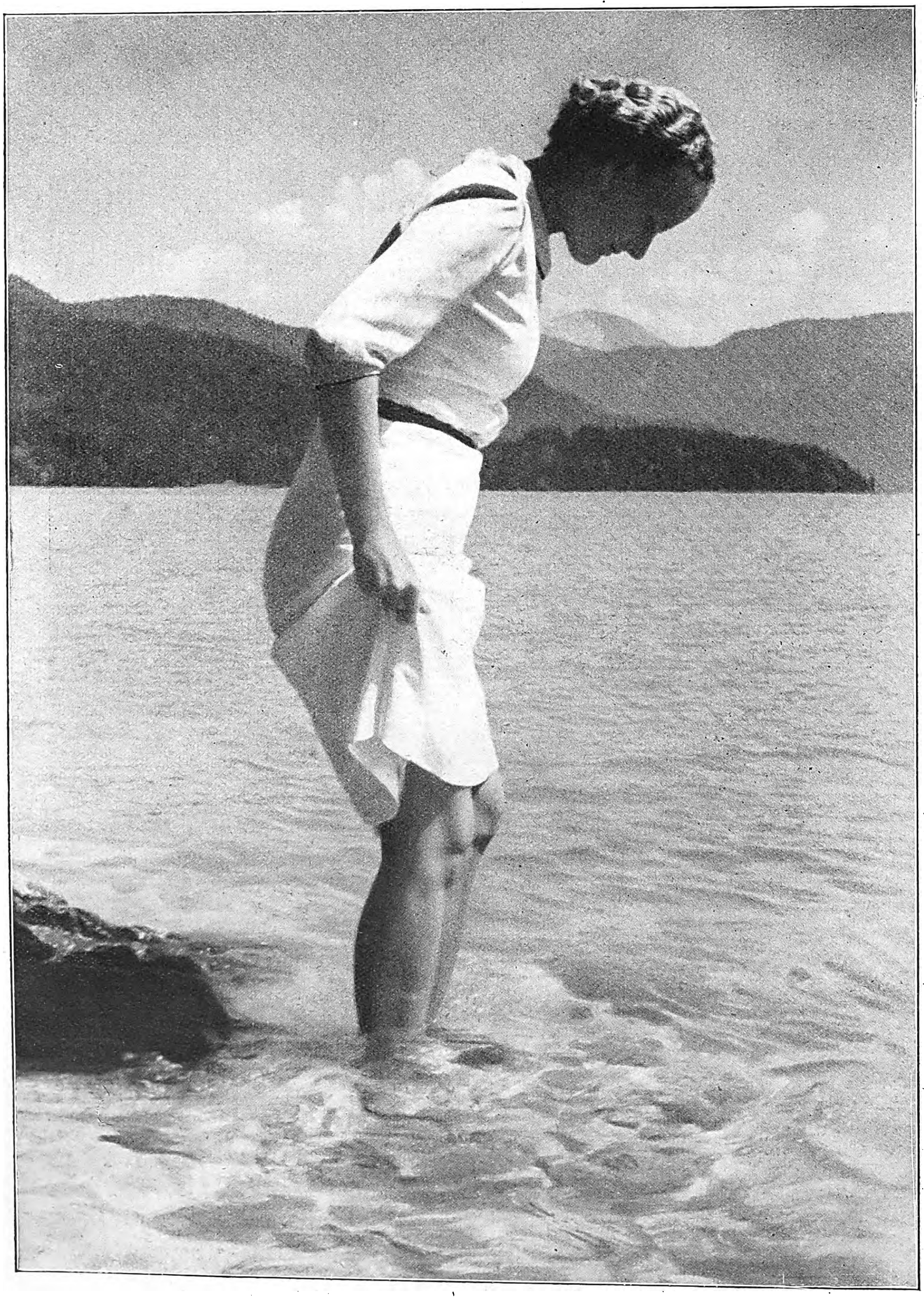
Überhaupt diese Mannsbilder, von denen käme das ganze Unglück! Auf keinen von ihnen sei Verlaß, einen gewissen Landjäger nicht ausgenommen! Helfen wollte er ihr, hatte er ihr hoch und heilig versprochen! Statt dessen sei er jetzt, wo die Sache zum Klappen käme, ausgerissen und auf eine Erholungsreise gegangen, der feine Herr! Eine Erholungsreise, während sie sich hier zu Tode ängstige und nicht aus noch ein wisse, vor lauter Verzweiflung und Sorge!

Die Bauern wiegten die Köpfe und mußten zugeben, daß die Christine Bruhn eigentlich nicht ganz unrecht hatte mit ihrem Zorn. Außerdem war der dicke Friedrichsen nie sehr beliebt gewesen. Gewiß, man machte mit ihm noch weiter Geschäfte und würde sie wohl auch noch in Zukunft machen müssen, weil die einzige Sauerkohlfabrik in der Gegend ihm gehörte, aber damit auch genug. Guten Tag, Herr Friedrichsen, und guten Weg, und der Kohl kostet diesen Herbst soundsoviel. Und darüber hinaus kein Wort und keinen Handschlag! Mit Lumpen wollte man nichts zu tun haben.

Nur die Sache mit dem Landjäger Sootje konnten auch die Bauern im „Störtebecker" in keiner Weise begreifen. War doch eigentlich trotz aller Rauhbeinigkeit immer ein verflucht anständiger Kerl gewesen! Und nun hatte er der Christine seine Hilfe versprochen und verschwand einfach spurlos und ohne ein Sterbenswörtchen zu hinterlassen! Ach ja, man konnte sich in den Menschen schon täuschen! Und verflucht interessant war es doch, was für ein Ende die Geschichte nehmen würde. Mit der Christine Bruhn war in der jetzigen Verfassung auch ohne das Gewehr ihres seligen Mannes nicht zu spaßen!

Der große Tag, der Tag der Versteigerung kam, ein richtiger Dithmarscher Oktobertag, kalt und von einem so wilden, alles niederreißenden Südweststurm durchpfiffen, daß sowohl Hinrich Peddersen als auch der Vogt vom Augusta-Viktoria-Koog Sturmflutwachen auf den Deichen aufstellen ließen. Auch der Arbeitsdienst in Friedrichskoog-Spitze war im Alarmzustand. Wenn so ein Windchen aufbrach, und dazu noch von Südwest, dann konnte man auf allerhand Schlimmes gefaßt sein. Dazu waren die Straßen ein einziger unübersehbarer Matsch, alle paar Minuten peitschte ein scharfer, eisiger Regen nieder, der wie mit spitzen Nadeln in die schmerzenden Gesichter fuhr.

„Es regnet junge Hunde!" knurrte der Großbauer Detlevsen schadenfroh, bevor er sein Ölzeug überstreifte. „Wie ich die Christine Bruhn kenne, wird sie den Herren Friedrichsen und Polzien kein Dach zum Schutz gegen die Witterung und keinen Ofen zum Trocknen ihrer durchweichten Kleider anbieten!"

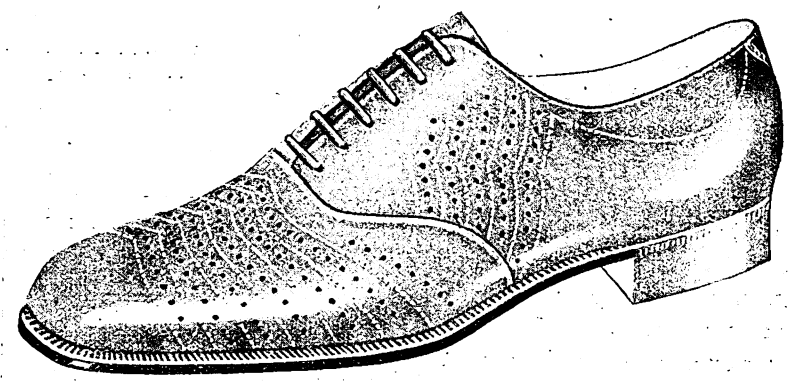


Erste zaghafte Schritte in das kalte Wasser des Bergsees.
Aufnahme: Enns Folkerts.

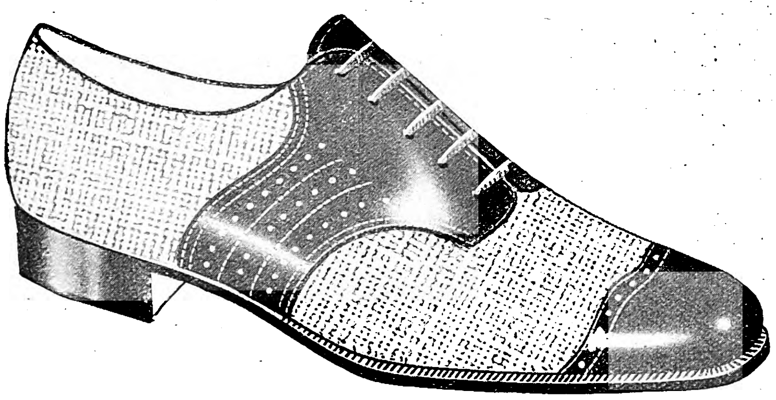
SALAMANDER
HERRENSCHUHE



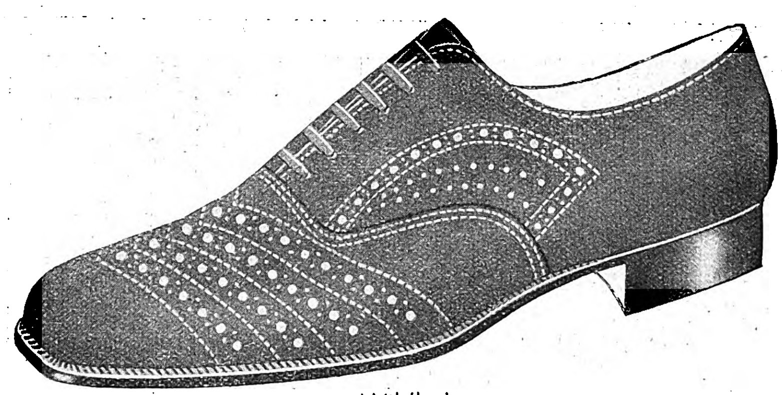
braun Boxkalb
MODELL SALAMANDER



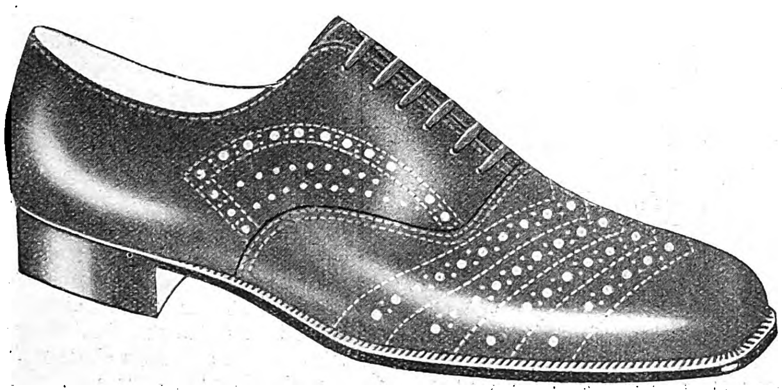
grau Kalbleder
MODELL SALAMANDER



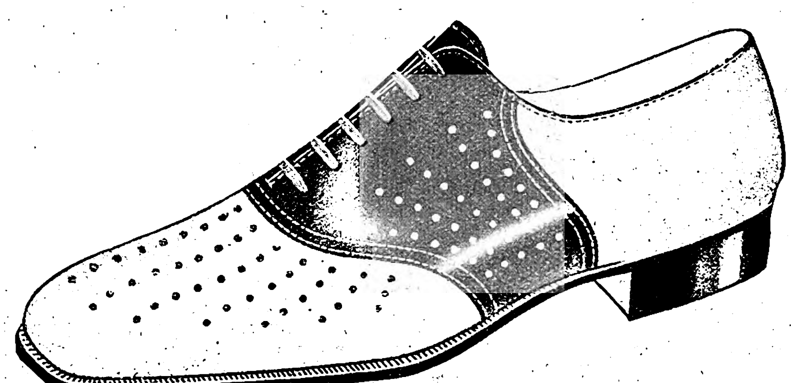
Leinen m. hellbraun Boxkalb
MODELL SALAMANDER



grau Wildleder
MODELL SALAMANDER



hellbraun Boxkalb
MODELL SALAMANDER



rehbraun Wildleder mit braun Boxkalb
MODELL SALAMANDER

Der Großbauer Detlevsen hatte richtig kalkuliert! Als der Obergerichtsvollzieher und der Sauerkohlfabrikant vor dem „Störtebecker" erschienen, war das ganze Anwesen wie ausgestorben, alle Tore und Türen fest verschlossen. Kein Hund, kein Federvieh, keine Katze weit und breit zu sehen. Und am wenigsten die Wirtin Christine Bruhn selbst samt ihren drei Leuten. Nun sollte der saubere Herr Friedrichsen sehen, wie er zu seinem Recht kam. Sie, Christine Bruhn, würde ihm jedenfalls nicht dazu verhelfen!

Der Gerichtsvollzieher Polzien ging entschlossen auf das Haus zu und begann heftig an die Tür zu klopfen.

Er verlange aus amtlichen Gründen Einlaß. Er müsse ein Telephongespräch mit der Landjägerei führen!

Ja, mit der Landjägerei! Wo wohl Sootje stecken mochte?! In einigen Köpfen war ganz insgeheim die Vermutung aufgetaucht, daß der Landjäger mit seinem Fernbleiben vielleicht doch einen ganz bestimmten gegen die Versteigerung gerichteten Zweck befolgt haben könne. Möglicherweise mußte der dicke Friedrichsen doch noch unverrichteter Sache in seine Sauerkohlfabrik abziehen!

Wie zu erwarten stand, öffnete niemand, und als einzige Antwort auf Klopfen und Zuruf wurde die böse Stimme von Christines großem Dobermann im Inneren des „Störtebecker" vernehmlich. Da ließ der Gerichtsvollzieher ab, schwang sich auf sein Rad und fuhr nach der Landjägerei, um polizeiliche Hilfe zu verlangen.

Unterdessen saß Christine Bruhn an einem Tisch in ihrem Gastzimmer und hatte einen Kognak vor sich stehen. Ganz starr saß sie da und hörte auf die Stimmen und Schritte draußen, während der immer wilder werdende Sturm an den Fensterläden riß und rüttelte.

Noch nie im Leben hatte sie sich so einsam und von aller Welt verlassen gefühlt wie an diesem Tag.

Die beiden einzigen Menschen, die ihr nahe standen — Klaas Sootje und Karsta Bojen —, waren in dieser Stunde nicht bei ihr! Obgleich sie beide es versprochen hatten. Ja, das Unglaubliche war geschehen, daß selbst Karsta, die noch am Abend zuvor gesagt hatte, sie werde bestimmt kommen und bei Christine bleiben, bis alles vorüber und überstanden sei, fortgeblieben war! Nein, nein, es war schon so: gute Worte wogen leicht, aber wenn es galt, für einen anderen einzustehen in einer peinlichen oder gar bedrohlichen Lage, dann hatten selbst die besten Freunde gerade etwas besonders Dringendes zu tun! Selbst — Karsta! Oh, das ganze Leben war nichts weiter als eine dumme und schäbige Komödie! Jedes Wort eine Lüge und jede Tat Eigennutz und Verrat!

Wahrhaftig, das ganze war zum Lachen! Und Christine lachte wirklich, ein schrilles, hysterisches Gelächter, das wenig erfreulich durch die leeren Gastzimmer gellte und selbst den Dobermann so erschreckte, daß er knurrend von seinem Wachtplatz an der Tür auffuhr.

Jetzt hörte man draußen ein Auto vorfahren. Der Motor hämmerte dicht neben den Fenstern. Und nun pochte wieder einmal jemand mit lauten, harten Schlägen gegen die Haustür. Aber das Seltsame geschah, daß der Hund dieses Mal nicht wütend bellte, sondern in ein freudiges Jaulen ausbrach und aufgeregt zwischen der Tür und Christine hin- und herlief, als wollte er veranlassen, daß sie öffne.

Und dann erklang eine scharfe, aber sehr wohlbekannte Stimme:

„Aufmachen, Polizei!!"

Christine erkannte die Stimme. Es war Klaas Sootje. Langsam und müde stand sie auf, ging zur Tür und schob den schweren Eisenriegel zurück. Mochten sie nun mit ihrem Hab und Gut machen, was sie wollten.

*

Karsta Bojen war, nachdem sie am Abend vor der Versteigerung mit Christine Bruhn gesprochen hatte, besonders nachdenklich ins Friedrichsensche Büro gegangen. Es war das letzte Mal, daß sie diesen Gang machte, denn der alte Buchhalter Jochen Zillich sollte am nächsten Tag einigermaßen wiederhergestellt aus dem Marner Krankenhaus zurückkehren; dann gab es für Karsta hier nichts mehr zu tun. Glücklicherweise, denn die letzten Wochen nach dem Eingang jenes anonymen Drohbriefes waren unerquicklich genug gewesen. Sie hätte wahrscheinlich schon damals ihre Arbeit stehen und liegen lassen, wenn sie nicht noch immer gehofft hätte, irgend etwas für Christine Wesentliches ausrichten zu können oder zu erfahren. Ja, diese Hoffnung war eigentlich nichts weiter als eine fixe Idee, ohne jede Begründung und jede Aussicht, aber sie bestand doch, irgendwie im Unterbewußtsein und Instinkt verwurzelt, und ließ sich nicht totkriegen, wenn sie auch sich selbst immer wieder sagte, daß das alles eigentlich doch nur Unsinn sei.

Friedrichsen selbst war an diesem, Karstas letztem Abend im Büro überhaupt nicht zu Hause. Der Fabrikwächter erzählte ihr, daß er schon am Nachmittag nach Marne gefahren sei, offenbar um Herrn Zillich abzuholen. Ihr war das sehr lieb, so konnte sie ungestört ihre letzten Arbeiten erledigen und das Büro aufräumen, damit der Buchhalter alles in bester Ordnung vorfände.

Als sie eintrat und das elektrische Licht anknipste, fand sie auf ihrem Platz ein geschlossenes Kuvert. Sie riß es auf, darin lagen einige Scheine und dazu ein Zettel von Friedrichsens Hand:

„Ich danke Ihnen, Fräulein Bojen, für Ihre treue Hilfe. Anbei das Honorar für Ihre Tätigkeit. Sollten Sie etwas brauchen, so stehe ich Ihnen jederzeit zur Verfügung."

Seltsam, daß es Karsta gar nicht angenehm war, das Geld zu nehmen, obgleich sie die Summe auf dem Bojenhof dringend brauchen würden. Aber man hatte ja schließlich vereinbart, daß sie zum Abschluß ihrer Arbeit ein Entgelt erhalten sollte. Nachdenklich und zögernd steckte sie die Scheine in ihre Handtasche.

Dann machte sie sich an die Arbeit. Der dicke Friedrichsen war, so streng er drunten in der Fabrik dafür sorgte, daß alles blitzsauber aussah und wie am Schnürchen klappte, droben in seinem Büro ein wahres Genie im Unordnungmachen! Kaum war er eine Viertelstunde allein im Zimmer, so sah es rings um seinen Schreibtisch aus wie auf einem Schlachtfeld. Er hatte nicht den mindesten Sinn für alles, was mit Papieren und Büchern zusammenhing. Seufzend begann Karsta die wild verstreuten Schriftstücke fortzuräumen.

Mittlerweile wurde es acht und neun. Nun war sie fast fertig. Nur auf dem Geldschrank türmte sich noch ein Haufen verstaubter und vergilbter Papiere, die sie bisher kaum beachtet hatte. Aber da sie schon einmal dabei war, wollte sie auch reinen Tisch machen. Der alte Zillich sollte sein Büro gut aufgeräumt vorfinden.

(Fortsetzung folgt)

ALFRED KREMER:

Genau wie damals

OLYMPISCHE WIEDERHOLUNGEN

Man hätte allen Anlaß, den Norweger Ivar Ballangrud, der heuer im Februar die olympischen 500 Meter, 5000 Meter und 10 000 Meter gewann und in den 1500 Meter Zweiter wurde, den „Nurmi des Eises" zu nennen, wenn nicht vorher schon dieser schmückende Beiname an einen anderen großen Eisschnelläufer, der noch dazu wie Nurmi Finne gewesen ist, vergeben worden wäre, nämlich an Clas Thunberg. Wie seinem großen Vorgänger und Doppelgänger von der Aschenbahn, so gelang es auch Thunberg, auf zwei olympischen Spielen mehrfach hintereinander Sieger zu sein, nur mit dem einen Unterschied, daß die Siege von Nurmi in Paris 1924 und in Amsterdam 1928 von etwa 70 000 Zuschauern gefeiert wurden, während es insgesamt nur 7000 gewesen waren, die Thunberg 1924 in Chamonix über 1500 Meter und 5000 Meter, und 1928 in St. Moritz über 500 und 1500 Meter siegen sahen.

Über 500 Meter in St. Moritz war die Sache übrigens für Thunberg ebensowenig einfach, als es für Nurmi sechs Monate später im Stadion von Colombes gewesen war, wie er über 5000 Meter Ritolas gewaltigen Endspurt abschlagen mußte und nur einen Laufschritt vor diesem das Zielband erreichte. Waren es in Paris zwei Finnen von Weltklasse, die sich gegenseitig die Hölle heiß machten, so waren es in St. Moritz zwei Norweger, welche dem berühmten Thunberg das Licht des Ruhms ausblasen wollten: Weltrekordmann Larsen und dessen Landsmann Evensen.

Wie in Colombes Nurmi Ritola, so hatte Thunberg nach einem atemraubenden Finish Larsen im Ziel genau um einen Meter geschlagen, und die glänzende Zeit von 43,4 Sekunden schien einer Goldmedaille würdig zu sein. Aber in einem späteren Lauf rächte Evensen seinen geschlagenen Landsmann und erzielte, von Olsen getrieben, ebenfalls 43,4 Sekunden. Also waren Thunberg und Evensen, obwohl sie gar nicht gegeneinander gelaufen waren, „Sieger im toten Rennen".

Das internationale Reglement sagt, daß bei Gleichheit der Zeit kein Entscheidungslauf angesetzt werden soll, und so teilten sich Thunberg und Evensen, also Finnland und Norwegen, in den ersten Platz des 500-Meter-Rennens, beide mit der Platzziffer 1,5. Es ist dies meines Wissens der einzige Fall in der Geschichte des modernen Olympia, daß zwei Goldmedaillen in einem Wettbewerb vergeben worden sind.

Auch im Altertum gab es mehrfache olympische Siege von ein und demselben Athleten, oder von ein und demselben Reitersmann. So kann sich der König Hieron von Syrakus rühmen, nicht nur auf zwei pythischen Spielen mit demselben Pferd gewonnen zu haben, sondern es gelang diesem Herrscher auch, in dem 76. und 77. Olympia zugleich siegreich zu sein.

Dabei passierte genau derselbe Fall wie bei Thunberg und Evensen, indem beim olympischen Wettreiten gleichzeitig mit Hieron noch das Pferd eines gewissen Ainetos Kopf an Kopf durchs Ziel schoß, so daß man mit dem besten Willen nicht von der berühmten „Nasenlänge" sprechen konnte. Nachdem es damals noch keine Zielphotographie gegeben hat und für das menschliche Auge keiner gewonnen und keiner verloren hatte, so waren beide Reiter Sieger, und der König mußte mit dem Bürgersmann den Preis teilen; vorher allerdings trat das Schiedsgericht an den Herrscher heran und fragte, ob er noch einen weiteren Entscheidungslauf wünsche. Dieser aber, pferdefreundlich wie er war, verzichtete darauf, die von Schweiß triefenden Tiere nochmals satteln zu lassen, und unter dem ohrenbetäubenden Beifallsgeschrei der Zuschauer reichten sich die beiden Sieger freundschaftlichst die Hände . . .

Einen noch schöneren Rekord als der Herrscher von Hieron konnte ein berühmter klassischer Faustkämpfer namens Tisandros sein eigen nennen: Tisandros entstammte der kleinen Stadt Naxos auf Sizilien und hatte auf Grund seiner Bärenkraft und streng sportlichen Lebensweise nicht weniger als dreimal im Olympia gesiegt. Bei den pythischen Spielen siegte er sogar viermal in einer Reihenfolge.

Durch die Popularität dieses Mannes stieg das Dorf Naxos sozusagen über Nacht aus der Versenkung heraus in das Bewußtsein der Öffentlichkeit; wer hätte





sonst in Griechenland je vom sizilianischen Naxos gesprochen, das den meisten nicht einmal dem Namen nach bekannt war? Durch die starken Fäuste des Tisandros aber hielt diese geographische Entdeckung über 20 Jahre an, solange nämlich, als der Name des berühmten Sportsmannes Klang und Rang hatte. Dann war Naxos wieder die kleine unbekannte Stadt auf Sizilien, und erst als Tisandros an einer Kopfverletzung, die er sich im olympischen Faustkampf zugezogen hatte, starb, war sie für kurze Zeit das Tagesgespräch . . .

Im modernen Sport ist es nicht viel anders, um nicht zu sagen, genau so. Gerade in diesen Tagen erlebten wir aufs neue ein Beispiel dafür, daß selbst ein entlegenes Dorf in den Brennpunkt des Interesses rücken kann, wenn die Sonne des sportlichen Sieges einen Sohn dieses Dorfes anstrahlt.

Der berühmte schwedische Eis-Sieger Sven Eriksson galt als einer der großen Favoriten des olympischen Sprunglaufes in Garmisch-Partenkirchen, und er hat sein Können durch zwei fabelhafte 76-Meter-Sprünge, die ihm die silberne Medaille hinter Birger Ruud, der in besserer Haltung weniger weit gesprungen war, eingebracht. Schon taucht der Name des Heimatortes von Eriksson, Selanger, in allen Zeitungen auf, und man spricht sogar nicht mehr von Sven Eriksson, sondern einfach von „Selanger".

Neulich kam der an Wuchs und Sprungkraft gleich große Eriksson in sein Heimatdorf zurück: An einem Mittwoch war es, um die Mittagsstunde. Niemand hatte angeordnet, daß die Geschäfte schließen dürfen oder sollen. Und doch konnte man zur selben Stunde nicht einmal ein Stückchen Brot im Dorfe kaufen; denn die Läden waren zu, die Fenster dagegen weit offen und aus den umliegenden Dörfern kamen so viele Bauern herbeigeströmt, daß der Zug nicht in den Bahnhof einfahren konnte, und zwar deshalb, weil der Bahnkörper mit Menschen überflutet war. So hielt die Lokomotive, die in den schwedischen Farben und mit Tannengrün geschmückt ebenso lustig als feierlich aussah, grollend unter entsetzlichem Pfeifen einen Kilometer außerhalb der Station Selanger.

Kaum war das scharfe Profil des tapferen Springers am Fenster erschienen, als er auch schon wie ein Stück Gepäck von sechs bis acht Männern gepackt und nach schwedischer Sitte, genau wie der schwedische 50-Kilometer-Sieger in Garmisch-Partenkirchen, dreimal hoch in die Lüfte geschleudert wurde. Sodann wurde er auf zwei Dutzend Skiern, welche zu einem Bündel zusammengefügt waren, gesetzt und ritt in dieser stolzen Art auf den Schultern seiner Bauern in das freudetrunkene Dorf ein.

Auch im alten Griechenland waren die Feiern der Olympiasieger bei der Rückkehr in die Vaterstadt eine Angelegenheit des ganzen Volkes, und sie waren meist noch viel ursprünglicher und ausgiebiger als die Feier unmittelbar nach dem Sieg in Olympia. Bereits weit außerhalb der Stadt erwarteten die Bürger den heimkehrenden Sieger und nicht selten wurde sogar in die Befestigungsmauer eine Bresche geschlagen, um offensichtlich zu zeigen, was ein solcher Sieg wert sei. In einem prunkvollen Gespann ging es zum Marktplatz, wo der offizielle Empfang durch den Stadtrat erfolgte. Nachher opferte der Sieger im Tempel den Göttern zum Dank für die Gnade des Sieges, und die anschließenden Feiern und Festmähler dauerten mitunter so lange, wie heutzutage ein Sechstagerennen.

Vielleicht noch mehr als heute haben die alten Griechen den olympischen Mehrkampf geschätzt, der damals den Namen Pentathlon (5-Kampf) trug. Bekanntlich enthielt dieser klassische Mehrkampf Laufen, Springen, Diskuswerfen, Speerwerfen und Ringen, während unser moderner olympischer Zehnkampf 100 Meter, 400 Meter, 1500 Meter Laufen, 110 Meter Hürdenlauf, Hoch-, Weit- und Stabhochsprung, Kugelstoß, Diskus- und Speerwurf umfaßt.

Jeder Mehrkämpfer hat im allgemeinen ein Spezialgebiet, auf dem er Außerordentliches zu leisten im Stande ist. So war beispielsweise der klassische Mehrkämpfer Phayllos aus Kroton zugleich der beste Weitspringer während drei Olympiaden, ja vielleicht der beste Weitspringer des Altertums überhaupt. Es gelang diesem Athleten mit seinen eisernen Sprunggelenken anläßlich des Fünfkampfes neue Bestleistungen in Olympia aufzustellen und sein Ruf als Springer hat sich so gefestigt, daß man noch Jahrhunderte später diesem Phayllos sagenhafte Sprungweiten nachrühmte, um nicht zu sagen andichtete; denn daß ein Athlet im Altertum, trotz der Sprunggewichte in den Händen, mehr als 15 Meter weit sprang, darüber könnte man sehr wohl den Kopf schütteln, wenn es sich dabei nicht um einen Dreisprung gehandelt haben soll, wobei ja heute von den besten Springern ähnliche Weiten erzielt werden, oder um einen Sprung den Abhang hinunter, also etwa nach Art unseres winterlichen Skisprunges. Wie dem auch sei, so haben wir in der Geschichte der modernen Spiele ein getreues Ebenbild. Auf dem Pariser Olympia im Jahr 1924 war es, als der amerikanische Mehrkämpfer Le Gendre innerhalb innerhalb des Fünfkampfes im Weitsprung einen für damals sensationellen neuen Weltrekord aufstellte, indem er 7 Meter 76 Zentimeter 5 Millimeter sprang.

Dickhäuter unerwünscht

Die Uraufführung von Webers „Freischütz" in Berlin stand bevor. Spontini aber, der damals viel Einfluß auf die Presse hatte und der der Operngewaltige der Zeit war, verstand es, daß knapp vor dem „Freischütz" seine Oper „Olympia" zur Aufführung kam. Neben einer großartigen Aufmachung von 38 Trompeten auf der Bühne und Riesenchören, waren auch ein paar Elefanten auf die Bretter gebracht. Die Freunde Webers klagten über diese sensationellen Regie- und Ausstattungsmittel und forderten von ihm, er solle auch mehr Klamauk machen. Darauf antwortete Weber schlicht: „In meinen Opern, o Freunde, sind Dickhäuter unerwünscht!"

Sonett und Wirt

Gegen Herbstbeginn des Jahres 1750 zog Wieland in Tübingen ein, um sich dem Studium der Rechtswissenschaften zu ergeben. Der junge Poet fand aber wenig Geschmack an der Jurisprudenz und saß daher manchmal, lieber die drückenden Hallen ernster Gelehrsamkeit gerne vergessend, auf einer rohen Wirtshausbank beim kühlen Trunke. Eines Vormittags fand sich Wieland schon zeitig zum stillen Weine ein und begann heftig zu dichten. Als er gegen hohen Mittag aufbrechen wollte und in die Tasche griff, um die Zeche zu bezahlen, bemerkte er zu seinem Entsetzen, daß er die Geldbörse daheim gelassen hatte. Unter großer Verlegenheit teilte Wieland dem Wirt die peinliche Sachlage mit und bot ihm in völliger Verwirrung ein eben fertiggeschriebenes Sonett zum Pfand an. Der Wirt guckte ein wenig dumm, schaute in Wielands offenes Gesicht und sagte: „Was, ein Sonett? Nee, lieber Herr, behalten Sie nur Ihr Sonett; aber seien Sie „so nett" und zahlen Sie beim nächsten Male Ihre Zeche wieder in bar!"

DR. HEINRICH RIEDEL:

Die ewige Maschine

Der Gedanke, ein Perpetuum mobile, einen „Immerbeweger", zu erfinden, also eine Maschine, die sich, einmal in Gang gesetzt, ohne weiteres Zutun und ohne Kraftverbrauch dauernd von selbst bewegt und dabei Arbeit leistet, gehört seit vielen Jahrhunderten zu den Wunschträumen der Menschheit, ebenso wie die Idee, Gold zu machen oder das sogenannte Lebenselixier zu entdecken.

Noch bis vor kurzem stand für die exakte Wissenschaft die Unmöglichkeit einer solchen Maschine außer allem Zweifel. Das Mitte des vorigen Jahrhunderts von Meyer und Helmholtz als Grundprinzip aller physikalisch-chemischen Erscheinungen erkannte Gesetz von der Erhaltung der Kraft stempelte jeden Versuch zu ihrer Erfindung von vornherein zu einem aussichtslosen Unternehmen. Auf diesem Wege schien man dem goldenen Zeitalter der Menschheit, wo die Maschine alle Arbeit ohne Kosten und Kraftzufuhr von außen von selbst tut und der Mensch ständig die Hände in den Hosentaschen halten kann, nicht näherkommen zu können.

Die Physik unserer Tage sieht die Sache, allerdings zunächst nur theoretisch, jedoch bereits ein wenig anders an. Zwar kann die Natur nicht mehr hergeben, als sie in sich hat. Es kann nicht aus dem Nichts eine — noch dazu endlos sich betätigende — Kraft entstehen. Die Natur kennt auch keine List und läßt sich nicht überlisten. Aber — das Gesetz von der Erhaltung der Energie ist heute nicht mehr das Nolimetangere von einst. U. a. stellte der Physiker Max Planck fest, daß die Allgemeingültigkeit dieses Gesetzes gegenwärtig ernsthaft zur Erörterung stehe.

Wir wissen im Grunde gar nicht, was Energie eigentlich ist; sie entzieht sich einer erschöpfenden Bestimmung ihres Wesens. Wir kennen noch nicht einmal alle Arten von Energie. Daß das Perpetuum mobile in seiner strikten Form bisher noch nicht erfunden wurde, ist noch kein Beweis für seine Unmöglichkeit. Ja, die Wissenschaft ist bereits sogar einen Schritt weiter gelangt: die theoretische Möglichkeit einer solchen Maschine ist streng mathematisch (in einer Abhandlung im Jahrbuch des Vereins Deutscher Ingenieure) unter Beweis gestellt worden.

Das soll nun allerdings ganz und gar keine Ermunterung für die auch heute noch ansehnliche Schar der Perpetuum-mobile-Erfinder sein. Von der mathematisch-physikalischen Theorie bis zur Praxis ist in diesem Falle ein weiter Weg. Ja, wir glauben trotz allem sagen zu können, daß ein praktisch in erheblichem Umfang verwendbares Perpetuum mobile aller Wahrscheinlichkeit nach nie erfunden werden wird. Und das ist gut so. Denn aus der Arbeit gewinnt der Mensch seine höchsten Daseinswerte. —

Ungeheuer groß ist die Zahl derjenigen, die im Laufe der Jahrhunderte diesem Erfindertraum nachgrübelten. Viele Konstruktionen wirken auf den ersten Blick bestechend. Sie haben nur alle den einen Fehler: die Maschinen gehen nicht.

Der Grundbestandteil der meisten Ideen ist das sich von selbst drehende Rad. Die älteste Aufzeichnung über ein Perpetuum mobile stammt aus dem 13. Jahrhundert (während aus dem Altertum keine Zeugnisse über die Beschäftigung mit diesem Gegenstand vorliegen). Der Autor ist Vilard de Honnecourt, ein gotischer Architekt zur Zeit Ludwigs des Heiligen. Die Zeichnung trägt in Altfranzösisch die Unterschrift: „Seit einiger Zeit streiten sich die Meister, wie man ein Rad durch sich selbst sich drehen lassen könnte. Auf folgende Art kann man es durch eine Anzahl von Schlegeln oder durch Quecksilber erreichen."

Das Bild zeigt, in der im Mittelalter üblichen Zeichnungsart ohne Perspektive, ein Rad mit sieben Klöppeln. Auf der einen Seite des Rades sollten stets vier Klöppel zu liegen kommen; durch die drei Klöppel auf der andern Seite, nachdem das Rad einmal in Schwung gesetzt worden war, gehoben werden müßten. In Wirklichkeit wird das Rad, nachdem der gegebene Antrieb verbraucht ist, nach einigem Hin- und Herpendeln zum Stillstand kommen, da, sobald der unterste Klöppel auf unserem Bilde noch ein wenig nach rechts gerückt ist, sich auf jeder Radhälfte dreieinhalb Klöppel befinden, die sich gegenseitig die Waage halten. Der tote Punkt kann ohne neue Kraftzufuhr von außen nicht überwunden werden.

Dieselbe Idee ist dann später in mehrfach veränderter Form wieder versucht worden, indem man z. B. statt der Klöppel Radarme nahm, die mit Scharnieren versehen waren, in denen sie bei der Drehung auf dem Scheitelpunkt umknickten und sich so verkürzten. Die längeren Arme, die ein höheres „Gewicht" haben (wissenschaftlicher ausgedrückt: bei denen das „statische Moment", also das Ergebnis aus Last und Lastarm, größer ist) als die kürzeren, sollten diese heben und so das Rad in dauernder Drehung erhalten. Die Konstruktion scheitert daran, daß einer geringeren Anzahl langer eine größere kurzer Arme gegenübersteht, wodurch der Gewichtsüberschuß aufgehoben wird. Das „statische Moment" ist immer auf beiden Seiten gleich.

Zwei Jahrhunderte später kam Leonardo da Vinci mit einer ähnlichen Ausführung. Sein Perpetuum mobile bestand aus einem Rad mit gebogenen Speichen, innerhalb deren sich schwere Kugeln bewegen konnten. Die Kugeln auf der einen Seite sollten, indem sie nach außen rollten, die andere Hälfte des Rades, auf der die Kugeln wieder mehr oder weniger an die Achse herangerollt waren, heben und das Rad drehen. Die Vorrichtung funktioniert deshalb nicht, weil einer kleineren Anzahl von „schweren" Kugeln eine größere Zahl „weniger wiegender" entgegenwirkt, so daß ein Ausgleich erfolgt.

Die Konstruktion ist in der Folgezeit immer wieder von Erfindern, natürlich erfolglos, in allen möglichen Ausführungen versucht worden. 300 Jahre nach da Vinci gelangte ein Engländer, Edward Somerset, mit einer solchen Maschine, die er selbst „das unglaublichste Ding der Welt" nennt, zu hohem Ansehen, führte sie dem englischen Hof vor und erweckte bei seinen Zeitgenossen große Begeisterung. Viele Erfinder kamen, wenn es mit einem Rad nicht ging, auf den Gedanken, mehrere zu nehmen, wodurch das Gelingen natürlich noch aussichtsloser wurde, da die größere Reibung den Antriebsschwung noch viel schneller verzehrte.

Außer den rein mechanischen Immerbewegern, die den Hauptteil der Lösungsversuche umfassen, finden wir auch viele Ideen, die sich auf andere physikalische Erscheinungen stützen. So nahm man besonders zum Magnetismus seine Zuflucht. Bereits im 16. Jahrhundert wurden dahingehende Versuche gemacht. Insbesondere suchte man durch die Zusammenwirkung von magnetischer Kraft und Schwerkraft zum Ziel zu kommen. Der Versuch zeigt das Grundprinzip eines solchen Dauerbewegers, auf dem sich viele ähnliche Konstruktionen aufbauen. Auf einer Tragsäule liegt ein kugelförmiger Magneteisenstein A B. Dieser Magnet soll eine Eisenkugel die schiefe Ebene E F hinaufziehen. Sobald die Kugel bis zur Öffnung E gekommen ist, fällt sie durch diese hindurch und rollt wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück, von wo dann das Spiel von neuem beginnen kann. Das Experiment geht jedoch nicht. Wenn der Magnet stark genug ist, die Kugel bis zur Öffnung E zu ziehen, so kann er sie auch über diese hinwegziehen. Ist er aber schwächer, so wird er die Kugel überhaupt nicht bis nach oben ziehen können.

Viele Versuche gingen dahin, ein hydraulisches Perpetuum mobile zu erfinden, also ein mit Wasser bewegtes und Wasser hebendes. Man verwandte hierbei die dem Archimedes zugeschriebene Wasserschraube. Sie besteht aus einer spiralförmigen, schiefstehenden Röhre, deren unteres Ende in Wasser taucht. Wird diese Spiralröhre um ihre senkrechte Achse gedreht, so steigt das Wasser in der Röhre und kann oben ausfließen. Man verband nun ein Wasserrad mit der Schraube. Das Wasserrad sollte die Schraube in Drehung versetzen. Diese sollte das Wasser in die Höhe heben, so daß es wieder zur Drehung des Wasserrades verwandt werden könnte. Es zeigt sich jedoch bei all diesen Versuchen sehr bald, daß das in die Höhe beförderte Wasser nicht genügte, um das Wasserrad und damit die Schraube zu drehen.

Auch das Prinzip des Hebers suchte man, erfolglos, zu benutzen, ebenso die Erscheinung des Flüssigkeitsaustauschs (Osmose).

Weiter versuchte man auf chemischem Wege einen Immerbeweger zu finden: Der englische Bischof Wilkins gibt ein im Mittelalter sehr verbreitetes Rezept zur Erzielung einer dauernden Bewegung durch chemische Wirkung. Es soll von dem berühmten Paracelsus stammen. Der Gelehrte Boyle besaß nach seinen Angaben eine solche Flüssigkeitsmischung, die sich zehn Tage von selbst bewegte, bis der Topf zerbrach, in dem sie sich befand.

Schließlich haben wir in der Erfindergeschichte dieser Wundermaschine eine Reihe von Betrügern zu verzeichnen. Es waren dies zum Teil Leute, die sich jahrelang erfolglos bemüht hatten und nun, da alles versagte, zu betrügerischen Mitteln griffen. Der bekannteste darunter ist wohl Johann Ernst Elias Orffyreus. 1712 tauchte er mit einem nach seinen Angaben „durch göttliche Gnade" zustande gekommenen Perpetuum mobile auf, das er öffentlich ausstellte.

Sein Hauptbestandteil war eine große geschlossene Trommel. Was sie enthielt, verriet er nicht. Seine Maschine machte solches Aufsehen, daß ihn der Landgraf Karl von Hessen-Kassel auf sein Schloß Weißenstein lud, wo sie in einem verschlossenen und versiegelten Raum sechs Wochen lang lief. Orffyreus erhielt vom Landgrafen den Titel eines Kommerzienrats und fand stärkste Beachtung in der Gelehrtenwelt. Später stellte sich durch einen Zufall heraus, daß er selbst sowie seine Frau, sein Bruder und seine Magd die Maschine von einem Nebenraum aus in Bewegung setzten. Das war das innere Geheimnis des seinerzeit so berühmten „Rades von Kassel". —

Geglückt ist in neuester Zeit mehrfach im Prinzip ein Perpetuum mobile in Uhrengestalt. Ein Berliner Erfinder setzt eine Uhr durch die Temperatur in Betrieb. Die täglichen Wärmeunterschiede bringen Quecksilber zur Ausdehnung und Zusammenziehung und diese Vorgänge werden dann durch eine sinnreiche Vorrichtung auf ein mit äußerst geringer Reibung laufendes Uhrwerk übertragen. Die Uhr braucht nicht aufgezogen zu werden. In Orebo in Schweden hat einer eine andere Uhr konstruiert, die durch den wechselnden Luftdruck aufgezogen wird. Sie läuft bereits seit 19 Jahren ununterbrochen.

Immerhin dreht es sich bei diesen Uhren doch nur um eine sozusagen spielerische Abart des eigentlichen Immerbewegers, da praktische Arbeit in größerem Maßstab damit kaum zu leisten sein dürfte. Es ist (während es sich bei den vorher behandelten Immerbewegern um solche „erster Art" handelt) ein Perpetuum mobile „zweiter Art", dessen Ausführbarkeit in verschiedener Form weit eher gegeben ist. Es handelt sich dabei um die Benutzung der Energie-Verwandlung als Kraftspender, also z. B. der Wärme in mechanische Arbeit und umgekehrt.

Noch weniger ist zu erwarten von den im Kälte-Laboratorium zu Leyden vorgenommenen Versuchen, wo in einem bis nahe zum absoluten Nullpunkt abgekühlten Bleiring ein hineingeschickter elektrischer Strom dauernd weiter kreiste, da der Ring keinen Widerstand mehr bot. Praktisch war diese Erscheinung nicht weiter auszuwerten.

FRITZ SCHLÜTER:

TATJANA

Es war gegen Ende des Krieges, Spätsommer 1918 in der Ukraine Die rote Revolution wütete im Land, und die deutschen Truppen kämpften gegen bolschewistische Banden, die zum Teil als geschlossene Truppe auftraten, aber auch zum andern unter der Maske friedliebender Menschen einen versteckten und fanatisch grausamen Kleinkrieg gegen die Deutschen führten. Die Männer, die eben noch im Schützengraben gestanden hatten, saßen kurze Zeit später, nachdem sie von den Deutschen angegriffen und in die Flucht geschlagen waren, beim Einzug der Deutschen in die Dörfer ruhig und mit gleichgültigen Gesichtern vor den Türen ihrer niedrigen und weißen Häuser und rauchten ihre Papyrossa. Alle trugen sie die russische Felduniform, die sie aus dem Kriege mit heimgebracht hatten, und es blieb immer ungewiß, was sie nun eigentlich darstellten, Bauern, die in diesen wirren Zeiten sich dem Nichtstun überließen, oder Soldaten, die danach trachteten, den deutschen Truppen zu schaden, wo sie nur konnten, sie hinterhältig zu überfallen und womöglich niederzumetzeln, wie es einige Male geschehen war. Und durch solch blutige Ereignisse mißtrauisch gemacht, waren die Deutschen schließlich gezwungen, in jedem, der ihnen begegnete, einen Feind zu sehen. —

Gegen Abend hatte eine deutsche Kompanie in dem hohen Wartesaal eines halb zerschossenen Bahnhofsgebäudes Quartier gemacht. Am nächsten Morgen sollte die Stellung der Roten, die etwa zwei Kilometer von hier an einem Waldrand lag, gestürmt werden. — Es wurde langsam dunkel. die Leute hatten sich schon schlafen gelegt. Der Leutnant, der die Kompanie führte, saß noch in einem kleinen Raum, der neben dem Wartesaal lag, aber nur durch eine niedrige Holzschranke von diesem getrennt war. bei einer Kerze am Tisch und schrieb Es herrschte eine schöne, etwas schwermütige Stimmung, es war ganz still. die Fenster standen auf, draußen war es warm. In der Ecke des Raumes, in dem der Leutnant saß. war ein großes Heiligenbild angebracht, das fast bis zur Decke reichte; mit dem zierlichen. halbrunden Gitterchen davor und dem kleinen Öllicht in dem bunten Glas. das in dünnen Kettchen an einem Wandarm hing. wirkte es wie ein kleiner Altar. Aber der Leutnant schien von der leisen Feierlichkeit kaum berührt, er sah wohl einmal flüchtig auf, dachte einen Augenblick nach und schrieb dann wieder weiter.

Einige Zeit später klopfte es, und der Posten meldete, daß ein Mädchen den Leutnant zu sprechen wünschte. Ein wenig überrascht, wandte sich der Leutnant halb zur Tür um und sah im Halbdunkel hinter dem Posten eine weibliche Gestalt stehen Aufstehend bat er sie, hereinzukommen, musterte sie ein wenig neugierig und bot ihr die kleine Bank vor dem Heiligenbild zum Platz an. Bis auf das Kopftuch war sie städtisch gekleidet, sie trug einen leichten, dunkelbraunen Mantel, in der Hand hatte sie eine kleine Reisetasche aus Bast Sie mochte etwa sechzehn oder siebzehn Jahre alt sein und war schüchtern und etwas verängstigt. Im Schein der Kerze erschien ihr Gesicht, von dem Kopftuch eingerahmt, sehr schön und war lieblich anzusehen Und erst jetzt wurde der Leutnant die seltsame Stimmung im Raum gewahr, die durch das Mädchen vor dem dunkelfarbigen Heiligenbild und unter dem Öllicht noch erhöht und verstärkt wurde. Aber zugleich auch schob er das weiche Gefühl, das ihn überkommen und seine Aufmerksamkeit beeinträchtigen wollte, zur Seite und fragte, sich ein wenig aufrichtend. nach den Wünschen des Mädchens. Er wurde erst nicht recht klug aus dem Kauderwelsch, halb russisch, halb deutsch. und dies noch sehr gebrochen, so daß er immer wieder neu fragen mußte Und mehr ahnend als verstehend hörte er schließlich heraus, daß sie von der nächsten Stadt, wo sie bei einem Photographen in Stellung sei, auf dem Wege nach Hause wäre. Das Dorf. das sie nannte. lag gleich hinter der roten Front. — Die Unruhe um ihre Eltern hätte sie auf den Weg getrieben, und da es keine Fahrtgelegenheit mehr gab. sei sie zu Fuß gegangen und wäre seit sieben Stunden unterwegs. Aber jetzt im Dunkel fürchtete sie sich, weiterzugehen und bat, bis zum Morgen hierbleiben zu dürfen. — Unter den immer wiederholten Fragen des Leutnants hatte sie schließlich zu weinen angefangen und schien nun noch hilfloser als zuvor. —

Der Leutnant überlegte kurz, die Erzählung klang ziemlich glaubwürdig. Dennoch aber wollte er seinem Mitleid mit dem weinenden Mädchen nicht recht trauen. Sieben Stunden Weg, dachte er, — hatte sie denn bei ihrem Eintritt so sehr müde oder ermattet ausgesehen? Aber er mußte sich doch wohl täuschen, — ja, ihre Schuhe waren arg bestaubt; das hilflose Bild vor ihm wies alle zweifelnden Gedanken zurück. — Das Dorf, zu dem der Bahnhof gehörte, war verlassen; unmöglich, sie wegzuschicken. Nun ja, schließlich würde eine deutsche Kompanie von einem kleinen Mädchen ja noch nichts zu befürchten haben! Oder —? Er konnte über seine Zweifel nicht hinwegkommen. Aber er entschloß sich dann doch, sie hier zu lassen, und sagte es ihr. Sie wischte sich langsam die Tränen ab und nickte, als er sie fragte, ob sie es verstanden hätte. Er könne ihr zwar kein anderes Lager geben als hier auf dem Fußboden, er wolle aber zusehen, vielleicht habe er noch ein paar Decken für sie. Das letzte mußte er mit Zeichen erklären, ehe sie es verstand. Und auch die weitere Unterhaltung gestaltete sich für beide Teile schwierig. — Ob sie denn keinen Hunger habe, wenn sie so weit gelaufen wäre? — Nein, sagte sie und wies auf ihre Tasche, sie habe Brot, Eier und Speck mitgenommen, — und jetzt wäre sie auch zu müde, um etwas zu essen — Es war das erstemal, daß sie davon sprach, müde zu sein. Der Leutnant griff nach seinen Zigaretten und beobachtete, wie ihre Augen den Bewegungen seiner Hände folgten. Ob sie denn eine Zigarette wollte? — Ja, bitte! — Er hielt ihr das Etui hin und mußte sich ein wenig über die begierige Hast wundern, mit der sie die Zigarette griff, aber noch mehr dann, wie sie rauchte. Davon verstand sie etwas, sachgemäße Lungenzüge, den Rauch blies sie aus Nase und Mund, er konnte es gewiß nicht besser. War sie wirklich erst sechzehn oder siebzehn Jahre? Und nur ein kleines Mädchen? — Aber sie ließ ihm keine Zeit, dem neuen Verdacht nachzuhängen, denn ganz unvermittelt begann sie jetzt wieder zu weinen; es sah höchst merkwürdig aus, wie sie ein wenig starr in die Flamme der Kerze blickte, den Rauch aus Mund und Nase blies, und die Tränen ihr dabei über die Wangen rollten. — Ja, was denn los wäre, fragte der Leutnant erstaunt. Und als ob sie auf seine Frage gewartet hätte, brach sie jetzt plötzlich in heftiges Schluchzen aus, hatte aber doch noch so viel Überlegung, ihre Zigarette dabei in Sicherheit zu bringen und vor sich auf den Tisch zu legen; und das wieder sehr sachgemäß; das Feuer der Zigarette über den Tischrand hinaus. Ihr Taschentuch greifend, fiel sie dann in sich zusammen und weinte nun los. — Der Leutnant stand langsam auf, trat zu ihr und setzte sich neben sie auf die Bank, aber er bekam auf alle seine gutmütigen Fragen nach dem Grund ihres Weinens keine Antwort. Erst als er ihr die Hand auf die Schulter legte, schien sie etwas ruhiger zu werden. Und als er jetzt noch einmal eindringlich bat, ihm doch zu sagen, warum sie weine, ließ sie die Hände langsam sinken und sah ihm mit großen und nassen Augen ins Gesicht. — Ach, sie hätte so furchtbare Angst um ihre Eltern, verstand er schließlich. — Aber weshalb denn? — „Alle die Soldaten!", tat sie furchtsam, „Bolschewiki! Sie machen alle Menschen tot!" — Der Leutnant lachte: Ach, so schlimm würde es doch wohl nicht sein. — „Oooh!", machte sie groß und hob abwehrend die Hände, und nach einigem Hin und Her begriff er, daß die Roten, bevor die Deutschen in die Stadt gekommen seien, aus der sie sei, dort sehr vielen die Hälse abgeschnitten hätten. Und ganz plötzlich dann schrak sie auf, legte dem Leutnant die Hand auf den Arm und fragte hastig, als sei es ihr mit einemmal eingefallen: ob sie dorthin wollten? — Wohin? fragte der Leutnant, in die Stadt? — Nein, zu ihrem Dorf! „Ihr Krieg mit Bolschewiki da!", sagte sie hastig und sprang auf: Nein, sie wolle doch sofort weitergehen, sie müsse zu ihren Eltern, vielleicht wären sie morgen schon tot! „Von Bolschewiki! Von Germanski!", stieß sie hervor. Sie wurde ganz aufgeregt, so daß der Leutnant Mühe hatte, sie zurückzuhalten. Also sie solle doch vernünftig sein, sie könne doch nicht in der Nacht weiterlaufen! — Und dann sagte er schnell: Ach was, die Deutschen wollten doch gar nicht dahin! Sie zögen morgen früh gerade in entgegengesetzter Richtung weiter. — Es dauerte eine ganze Weile, bis er ihr das klargemacht hatte, und nach und nach begreifend, schien sie sich langsam zu beruhigen. Im Augenblick hatte er ihr nur die Angst nehmen und sie trösten wollen. — Sie griff nach ihrer Zigarette, aber sie war ausgebrannt. Nein, danke, sie wollte keine neue. — Gut, sagte der Leutnant, dann solle sie sich jetzt nur schlafen legen. Er stand auf, rief draußen den Posten, ließ ein paar Decken holen und bestimmte dann eine Wache, die während der Nacht hier im Zimmer bleiben sollte. Er machte dem Mädchen noch das notdürftige Lager zurecht, deckte sie zu und legte sich dann selbst in die andere Ecke des Zimmers. Der Posten saß zwischen ihnen am Tisch. —

Die Nacht verging, und schon sehr früh am Morgen brach die Kompanie auf. Während die Leute antraten und abmarschierten, verabschiedete der Leutnant sich von dem Mädchen, das mit ihm hinausgegangen war, und fragte noch nach ihrem Namen. Sie hieß Tatjana, den Zunamen konnte er weder aussprechen, noch behalten. Dann, hinter der Kompanie herreitend, sah er sich noch einmal um; das Mädchen blickte ihnen nach, winkte noch kurz, wandte sich dann und ging eilig in der entgegengesetzten Richtung fort. —

Der Weg der Kompanie beschrieb einen großen Bogen. Nach etwas mehr als einer Stunde versammelte sich das Bataillon hinter einer niedrigen Bodenerhebung, auf der eine Mühle stand, und marschierte dann, erst noch geschlossen, wieder in die Richtung, aus der der Leutnant mit seiner Kompanie gekommen war. Vor einer neuen Bodenwelle und nun wieder in gleicher Höhe mit dem Bahnhof schwärmten die Kompanien aus und gingen dann vor. Der Leutnant hatte mit seinen Leuten den rechten Flügel, das Maschinengewehr, das ihm zugeteilt war, befand sich zu äußerst rechts, da man in der Nähe der Bahn ein größeres Lager

der Roten ausgekundschaftet hatte und hier ihre Hauptmacht vermutete. In der Ferne sah man undeutlich den Waldrand, wo man den Graben der Roten wußte, die Luft war diesig, über dem Boden lag leichter Nebel, in gleicher Linie mit dem Waldrand stand am Bahndamm ein Haus. Es rührte sich nichts, auch mit dem Glas war kein Leben zu sehen, obgleich doch die Schützenlinie der Deutschen über das freie Feld hinweg gewiß zu erkennen sein mußte. Man ging deshalb schneller voran, hoch oben in der Luft sangen ein paar Lerchen, es war ein herrlicher Morgen, die Dunstbank im Osten rötete sich langsam, die Sonne ging auf, nichts deutete hier auf Krieg. Und je näher sie auch auf den Wald zukamen, es blieb alles still. Sechshundert Meter — fünfhundert Meter — die Linie ging jetzt etwas langsamer, vorsichtiger — vierhundert Meter — sollten die Roten auf und davon sein? — Halt! Hinlegen! — Der linke Flügel schwenkte halb rechts, den Wald zu umfassen und verschwand jetzt hinter ihm. Der Leutnant richtete sein Glas wieder auf den Waldrand —, nein, nicht die geringste Bewegung. Aber da lag doch ein Gewehr auf dem Grabenrand! Ja, und da ein zweites! — Auf! Weiter! — Schliefen die Kerle, oder was war los? — Sie gingen jetzt geduckt, die Hand um den Kolbenhals, den Finger am Abzug. — Dreihundert Meter! — Nichts. Aus dem Schornstein des Hauses vor ihnen stieg friedlich ein dünner Rauch auf. — Weiter! — Brandgeruch von einem Holzfeuer kam ihnen entgegen. — Zweihundert Meter! — Verdammt, was denn? — Die Ruhe macht nervös! — Hundertfünfzig Meter! Ja, so was hat er denn doch noch nicht erlebt! — Und jetzt können es doch kaum mehr noch als hundert Meter sein! — Da! Sieh! Die Türe des Hauses wird aufgerissen, ein Weib springt heraus, stößt einen lauten, schrillen Schrei aus, wirft sich hinter einem kleinen Holzhaufen zur Erde, und ehe noch die Leute sich auf das Kommando des Leutnants hinwerfen, rattert drüben ein Maschinengewehr los, die Kugeln pfeifen ihnen über die Köpfe. — „Nicht schießen!", befiehlt der Leutnant, die Leute ducken die Köpfe tief zu Boden. — Das ist doch nicht möglich, denkt der Leutnant aufgeregt. Da brechen aus dem Wald ein paar Kerle vor, springen in den Graben, an ihre Gewehre und beginnen wie wild zu schießen. — „Los! Feuern!" brüllt der Leutnant, „nach links!" — Er kriecht rasch zurück, springt hinter der Linie auf und wirft sich mit einem mächtigen Satz bis zu dem Maschinengewehr. „Halt! Nicht schießen!", keucht er, reißt sein Glas vor die Augen, duckt sich, — drüben schweigt plötzlich das Maschinengewehr auch. Hemmung? Ja, er sieht, wie das Weib hinter dem Holzhaufen aufgeregt arbeitet. Da! Ihr Gesicht! Und nochmal! Verdammt, ja, es ist Tatjana! — Er reißt sich den Stahlhelm vom Kopf, richtet sich ein wenig auf und brüllt über das Feld: „Tatjana!" — Ihr Kopf warf sich hoch, sie suchte einen kurzen Augenblick den Rufer. — „Nix schießen, Tatjana!" brüllte der Leutnant hinüber und winkte kurz mit der Hand. Da sah sie ihn und schoß auch zugleich hinter dem Holzhaufen halb auf, drohte aber hoch mit der Faust und schrie in klarem Deutsch zurück: „Du hast mich belogen!" Fast im gleichen Augenblick verschwand sie auch wieder, und ihr Maschinengewehr raste von neuem los. — „Los! Drauf!", befahl der Leutnant den Schützen, und dann richteten sie ihr Gewehr auf diesen einen Punkt. —

Nicht lange danach stürmten sie den Graben. Was nicht sofort geflohen war, wurde gefangengenommen. Im Walde fanden sie dann noch ein großes Lager von Lebensmitteln, Waffen und Munition. — Tatjana war tot, die Kugel war ihr in die Stirn geschlagen. — Einige von den Gefangenen erzählten, daß sie eine Studentin aus Kiew gewesen sei, und sie habe sehr gut deutsch gesprochen. Sie wäre gestern abend zu den Deutschen gegangen, um zu erfahren, ob sie einen Angriff planten, aber Tatjana wäre heute morgen mit der Nachricht zurückgekommen, daß die Truppen abgezogen seien, und im Augenblick keine Gefahr mehr bestünde. Sie hatte versichert, daß der Offizier es ihr gesagt habe, und sie glaube nicht, hatte sie lachend gemeint, daß er ihr schönes Spiel durchschaut hätte. — Jetzt wären sie gerade dabei gewesen, sich deshalb ein anständiges Frühstück zu leisten. — Ja, schade, darauf würden sie nun wohl verzichten müssen. —

Meisterleistungen der Natur

Über die Festigkeit pflanzlicher Gerüstsubstanzen berichtet der Botaniker Schwendener. Er fand, daß die Tragkraft des Bastes bis zu 25 Kilogramm pro Quadratmillimeter Querschnitt betragen kann. Im Vergleich hierzu die Tragkraft des Schmiedeeisens mit etwa 13 und die des Stahls mit etwa 24 Kilogramm pro Quadratmillimeter.

Walfische — Selbstmörder?

In letzter Zeit hört man häufig vom Stranden ganzer Walherden an den Küsten ihrer heimatlichen Gewässer. So wurden erst kürzlich 66 riesige Grindwale an der Westküste Jütlands an Land getrieben, wo sie dann verendeten. „Gelehrte" Leute sprechen von einem „Selbstmord" dieser Tiere, den sie vielleicht infolge von „Nahrungssorgen" oder anderer „Gemütsbewegungen" verüben. Bis heute ist kein einziger Fall von Tierselbstmord bekannt. Selbstmord setzt ein Bewußtsein vom untragbaren Leben und vom erlösenden Tod voraus. Er ist die Folge einer seelischen Bewegung. Als Ursache des „Selbstmordes" der Wale sind irgendwelche, noch unbekannte Ereignisse im Meere anzunehmen.

Vitamine im Kampf gegen die Infektionskrankheiten

Die Forschungen der letzten Jahre haben bewiesen, daß die Vitamine bei der Abwehr von Infektionskrankheiten durch den Organismus eine nicht unwesentliche Rolle spielen. Es konnte in vielen Fällen nachgewiesen werden, daß ein vorhergehender Vitaminmangel in der Ernährung die Infektabwehr stark schwächt, und daß eine zusätzliche Gabe an den mit Vitamin ungenügend versorgten Körper eine Steigerung der Abwehr bewirkt. Es konnte dagegen nicht bestätigt werden, daß die Vitamine allgemein antiinfektiös wirken.

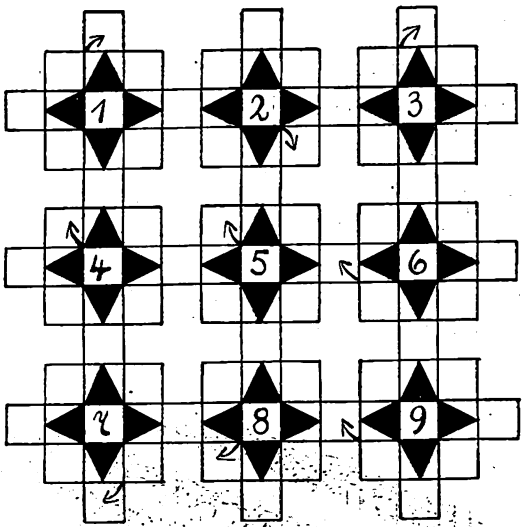
Das Meer wird künstlich beruhigt

Nach der Erfindung des Berliner Ingenieurs Hauser gibt es eine Möglichkeit, stürmisches Meer künstlich zu beruhigen. Das Verfahren soll nunmehr in Amerika beim Bau schwimmender Inseln Verwendung finden. Es werden um die zu beruhigende Wasserfläche Rohre mit Düsen in geringer Tiefe unter den Wasserspiegel gelegt und Preßluft in das Wasser gedrückt. An den sich hierbei bildenden Wirbeln brechen sich die heranstürmenden Wellen und werden beruhigt. In der gleichen Weise können Schiffe derartige Vorrichtungen ins Schlepptau nehmen und so etwa einem Flugzeug das Wassern hinter dem Schiff erleichtern.

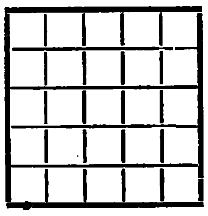
RÄTSEL

Sternenrätsel

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und sind in Uhrzeigerrichtung zu lesen. 1. Gestalt aus der Edda, 2. Kriegseinrichtung, 3. kleine Krebsart, 4. Hauptstadt der Uckermark, 5. altgriechische Stadt, 6. deutscher Physiker, 7. Geliebte Nelsons, 8. religiöse Sekte, 9. Zarenname.



Magisches Quadrat



Die Buchstaben: a a a a b e e e e g k k k l l o o p r r r s s t t sind so in die leeren Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Tanz, 2. Sahne, 3. Vermächtnis, 4. Tintenfisch, 5. Blume.

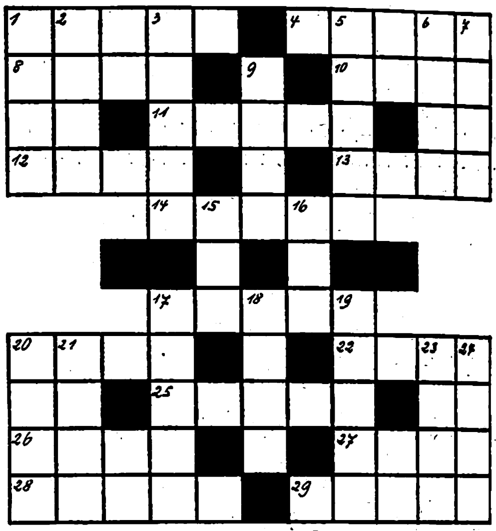
Silbenrätsel

Aus den Silben: a a an ba be beck ber berg bi burg cho del deln der deut e e ech ein ein en fa fa fan film geld gen gens go hard kaf land li liar ma ma me mo na na na nach ne ne ne nie poe ra re re ri ri rin ro roll sei sie sie sig ta tar ter ter ton zi zia sind 23 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstabe, von oben nach unten gelesen, einen zeitgemäßen Spruch ergeben. Bedeutung der Wörter: 1. Kletterpflanze, 2. Wallfahrtsort in der Schweiz, 3. Stadt in Bayern, 4. europäisches Königreich, 5. Stadt in Hannover, 6. Gartenstrauch, 7. Stadt in Schlesien, 8. Taschengeld, 9. Landschaft in Abessinien, 10. Stimmlage, 11. Wohlgeruch, 12. Oper von Richard Wagner, 13. Stadt in Luxemburg, 14. photographischer Artikel, 15. Fluß in Frankreich, 16. Geschwindigkeitsmesser, 17. Männername, 18. Hafenstadt in Spanien, 19. Stadt an der Donau, 20. flaches Land, 21. bewegliche Güter, 22. Dichtkunst, 23. feierliches Trompetensignal, ch ein Buchstabe.

1 .... 12 ....
2 .... 13 ....
3 .... 14 ....
4 .... 15 ....
5 .... 16 ....
6 .... 17 ....
7 .... 18 ....
8 .... 19 ....
9 .... 20 ....
10 .... 21 ....
11 .... 22 ....
.... 23 ....

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Adelstitel, 4. Leitsatz, 8. deutscher Strom, 10. Stadt in Algerien, 11. griech. Waldgeist, 12. Spitze, 13. altes Längenmaß, 14. röm. Hausgeister, 17 Teil der Treppe, 20. weibl. Vorname, 22. Schmuckstück, 25. Satzzeichen, 26. Kobold, 27. Verpackungsgewicht, 28. Sitte, 29. chinesische Ehrenerweisung. —



Senkrecht: 1. Ostsee-Meerenge, 2. Heilpflanze, 3. estländische Insel, 5. griech. Zeitgöttin, 6. großer Raum, 7. Schwimmvogel, 9. Singvogel, 15. Teil des Baumes, 16. Fabelwesen, 17. Herrenjackett, 18. Laubbaum, 19. Muse, 20. Bergtrift, 21. Ton, 23. weibl. Vorname, 24. Farbe.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Baldur, Tauchnitz, Gesicht, Laotse, Tauentzien, Ziehung, Weinwirt, Prunk, Lasso, Seher, Herder, Formzwang, Stange, Devon, Nauheim, Straßen, Bowiemesser, Durchlaucht, Fuchsie, Elbe, Selbstzweck, Fang sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Schopenhauer ergeben. st ist 1 Buchstabe.

Zahlenrätsel

1.	1 5 6 5 3 4 7 8 2	indische Dattel
2.	2 9 2 3	deutscher Verlag
3.	3 4 2 6	deutscher Sportplatz
4.	1 5 10 10 4 11 12	letzter Herzog der Agilolfinger
5.	4 7 8 4 2 7	Land in Asien
6.	5 13 2 7 8 11 5 7 8	geograph. Begriff.

Die ersten und letzten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen eines Gestirns, das der Erde verderblich war.

Schachbrett

	K		R		I		N
A		H		N		E	
	U		R		A		N
H		L		O		O	
	A		A		E		T
L		O		T		D	
	L		E		I		H
H		I		R		C	

Die leeren Felder sind so auszufüllen, daß Wörter nachstehender Bedeutung entstehen: 1. Spinnenart, 2. Tiroler Alpensee, 3. Sternbild, 4. Edelstein, 5. Kleinkunstbühne, 6. Stadtteil Roms, 7. Wagnergestalt, 8. männl. Vorname. Bei richtiger Lösung nennt die Diagonale den Namen einer nationalsozialistischen Persönlichkeit.

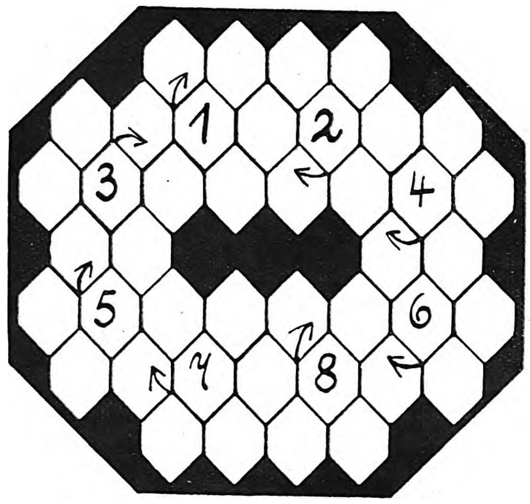
Silbenaustauschrätsel

Mimmi, Algen, Made, Weinbrand, Meter, Eber, Ruten, Bande, Feder, Anmerken, Restlos, Wischnu, Besen, Siedem, Lepra, Schierling, Rettung, Egel, Beta, Achtung, Zugtier, Geltung, Minne, Freitag, Flieder, Geometer, Nobel. Obige Wörter sind durch Streichung und Hinzufügung einer untenangeführten Silbe in Wörter anderer Bedeutung zu verwandeln.

ben, ben, bet, cher, da, den, der, der, dich, dich, dul, ein, ge, geist, geist, gu, hat, lich, lie, nur, o, si, ter, trei, trie, wo, zu.

Die eingesetzten Silben ergeben fortlaufend gelesen einen Ausspruch Rückerts.

Wabenrätsel



Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und sind in Uhrzeigerrichtung zu lesen: 1. Frauengestalt um Wagner, 2. germanische Göttin, 3. italienische Hafenstadt, 4. Oper von Flotow, 5. Gebirgsgefahr, 6. Ostafrikaner, 7. russischer Heerführer im Weltkrieg, 8. Tanz.

Rösselsprung

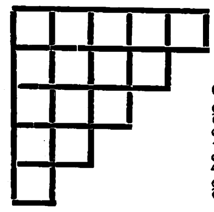
		freu	der	schmer	denn		
	den	den	des	und	ge	zen	
dul	man	wel	de	schwer	der	glück	um
fun	wun	det	wenn	grams	rings	nos	hälf
	sam	sieht	cher	ist	det	her	
	ge	ber	dul	er	sen	te	
		ein	auf	ü	doch		

Zergliederung

Die Wörter sind fortlaufend und ohne Änderung der Buchstaben in Hauptwörter anderer Bedeutung zu verwandeln. Richtig gelöst nennen die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter einen deutschen Musiker.

Badereise, Negertanz, Meisterhand, Standort, Schaft, Enver, Sucher, Dachs, enorm, Anne.

Magisches Dreieck



Die Buchstaben a a e e k k c l l o o p p r r sind so in die Felder einzutragen, daß folgende Wörter entstehen: 1. Sportpreis, 2. Singspiel, 3. Eigenschaft, 4. Flächenmaß, 5. Mitlaut.

Lösungen der Rätsel in Folge 20:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Thea, 5. Kabale, 10. Ralle, 11. Horeb, 12. Arbeit, 14. Ente, 15. Tec, 16. Ra, 18. Ohr, 19. Gral, 21. Leopold, 24. Oper, 26. Rau, 27. ne, 28. Hai, 29. INRI, 31. Robert, 33. Stint, 34. Korea, 35. Senner, 36. Ball. Senkrecht: 1. Tralle, 2. Harem, 3. Elbe, 4. Ale, 6. Boe, 7. Arnold, 8. Lethe, 9. Eber, 13. Trapper, 17. Aloe, 20. Roon, 21. Laurin, 22 Spital, 23. Kante, 25. Barel, 26. Riß, 28. Hera, 30. Inn, 32. Bob. ✶ **Silbenkreuz:** 1—2 Erde, 2—6 Degen, 3—2 Made, 3—4 mager, 5—2 Rede, 5—3—6 Remagen, 5—4 Reger, 5—6 Regen. ✶ **Silbenrätsel:** 1. Dimitri, 2. Eigelb, 3. Amu, 4. Kanu, 5. Nemesis, 6. Tahiti, 7. Sorbet, 8. Entenei, 9 Neunauge, 10. Eckener, 11. Schiffahrt, 12. Anzengruber, 13. Rückgrat, 14. Eidam, 15. Uranus, 16. Ipek. Die Baukunst ist eine erstarrte Musik. ✶ **Magisches Quadrat:** 1. Schalk, 2. Chemie, 3. Helios, 4. Amiens, 5. Lionne, 6. Kessel. ✶ **Mosaikrätsel:** Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren. ✶ **Zahlenrätsel:** 1. Baden, 2. Regensburg, 3. Anatom, 4. Untersberg, 5. Natrium, 6. Automobil, 7. Usedom. „Braunau." ✶ **Kreuzworträtsel m. mag. Sternen:** Magische Sterne: A 1. T, 2. Ras, 3. Talar, 4. San, 5. R; B 1. A, 2. Orb, 3. Artur, 4. Bug, 5. R; C 1. R, 2. das, 3. Rampe, 4. Spa, 5. E; D 1. l, 2. Tag, 3. Lager, 4. Ger, 5. R; E 1. O, 2. Asi, 3. Oskar, 4. Tal, 5. R. Waagrecht: 1. Aster, 5. Oel, 6. Poren, 9. Tor, 10. nie, 13 Gral, 15. Lire, 17. Nil, 18. Sol, 19. Efeu, 21. Sete, 22 RHG., 24. Ren, 25. Urban, 27. Aas, 28. Ruder. — Senkrecht. 2. Soor, 3. Ter, 4. Elen, 6. Pol, 7. Nil, 8. Agnes, 9 Taler, 11. Eisen, 12. Selen, 14. Rif, 16. rot, 20. Uhu, 21. Sen, 23 grau, 24. Nase, 26. Bad. ✶ **Silbenrätsel:** 1. Eßlingen, 2. Stümperei, 3. Gendarmerie, 4 Indien, 5. Brescia, 6. Tiflis, 7. Noerdlingen, 8. Union, 9. Ragusa, 10. Echantillon, 11. Idealist, 12. Nairobi, 13. Estragon. „Es gibt nur eine Sünde: Feigheit." Nietzsche. ✶ **Füllrätsel:** 1. Gemsbock 2. Egerling, 3. Algerien, 4. Balgerei, 5. Hartgeld, 6. Blutegel, 7. Maubeuge. ✶ **Rösselsprung:** Kein Unglück ist so groß / Es hat ein Glück im Schoß / Die meisten haben das meiste satt / Was ihnen das Glück beschieden hat / Weil sie fortwährend das andere quält / Was andere haben und ihnen fehlt.

Franz Böcklin:

LORD SPLEEN

Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als sich in Paris auf dem Platz vor der Börse eine Begebenheit zutrug, die noch lange die Pariser in Erregung hielt. Wenige Schritte neben dem Börseneingang stand ein langer, rothaariger Engländer und schrie den Vorübereilenden zu: „Heran, ihr lieben Leute! Wer kauft neue, blanke Fünffrankenstücke? Nur zwei Franken das Stück!" Dabei schüttelte er ein Säckchen, und verlockend klangen die Geldstücke.

Verdutzt blieben die Leute stehen, drängten sich näher und verlangten die angebotene Ware zu sehen. Der Engländer zeigte seine blanken Fünffrankenstücke, keiner der Umstehenden wollte sich jedoch zum Kauf entschließen. Sie trauten dem sonderbaren Handel nicht und hielten die neuen Geldstücke für gefälscht. Der Engländer rief seine Ware weiterhin vergeblich aus. Schließlich wurde der auf dem Platz diensthabende Polizist aufmerksam. Er trat heran, hörte einen Augenblick dem scheinbar verrückten Engländer zu und führte ihn kurz entschlossen auf die nächste Wache. Dem Verhafteten schien das gar nicht unangenehm, er zeigte im Gegenteil die größte Gemütsruhe.

Auf der Wache fragte der Kommissar, nachdem der Polizist Bericht erstattet hatte, den Arrestanten: „Also, Sie verkaufen Fünffrankenstücke für zwei Franken . . .?"

„Jawohl, Herr Kommissar!"

„Das ist ein seltsames Geschäft . . ."

„Meines Wissens ist es in Frankreich nicht verboten, solche Geschäfte zu machen."

„Jedenfalls ist die Behörde verpflichtet, Ihr Treiben genauer zu erforschen. Zeigen Sie mal Ihre Ware her!"

Der Engländer überlieferte bereitwilligst sein Geldsäckchen. Es enthielt fünfzig neue Fünffrankenstücke.

„Wieviel haben Sie verkauft?"

„Kein einziges . . ."

„Das will ich gern glauben! Man hat bestimmt angenommen, daß die Geldstücke gefälscht seien."

„Es ist in der Tat aufs tiefste zu bedauern, daß die Menschen so einfältig sind."

„Hm, das ist ein bißchen viel verlangt . . ."

„Glauben Sie etwa auch . . .?"

Der Kommissar lächelte überlegen und ließ, so schnell es ihm möglich war, einen Sachverständigen kommen. Der untersuchte die Fünffrankenstücke peinlich und mußte feststellen, daß sie in jeder Beziehung einwandfrei und echt waren. Der Kommissar konnte nicht umhin, dem Engländer sein Geldsäckchen zurückzugeben.

„Nehmen Sie das wieder in Empfang. Es versteht sich, daß ich Sie wieder frei lassen muß. Nur die eine Frage möcht ich mir noch erlauben: Weshalb betreiben Sie eigentlich dies sonderbare Geschäft?"

„Weil es mir Vergnügen macht", versetzte der Engländer. „Außerdem gestatten mir meine Mittel solche Späße. Und überhaupt handelt es sich um eine Wette. Ich sollte eine Stunde lang auf dem Börsenplatz Fünffrankenstücke für zwei Franken ausbieten. Leider bin ich durch Sie daran gehindert worden, die Wette zum Austrag zu bringen"

„Ich bedaure das, mein Herr! Aber Sie werden verstehen, wenn unter solchen Umständen die Polizei Verdacht schöpfen mußte."

„Schon gut! Vielleicht werde ich in den nächsten Tagen den Versuch nochmals unternehmen müssen..."

Selbstverständlich beschäftigte sich die Presse in Paris eingehend mit diesem merkwürdigen Vorfall und brachte die verlockendsten Berichte. Kein Wunder, daß all die, die an jenem Tag auf dem Börsenplatz gewesen, aufs schmerzlichste enttäuscht waren und sich mit wenig schmeichelhaften Tiernamen belegten.

Vier Tage später erschien derselbe verrückte Engländer zur gleichen Stunde wieder auf dem Börsenplatz. Er hatte einen schweren Geldsack in der Hand. Hinter ihm stand ein schweigsamer, ehrwürdiger Diener mit einem zweiten Sack.

„Heran, ihr lieben Leute! Wer kauft neue Fünffrankenstücke für zwei Franken?"

Keiner ließ sich das jetzt zweimal sagen. Die Leute drängten sich. Und fragte einer der Hinzukommenden, so hieß es: „Der verrückte Engländer ist wieder da! Lord Spleen mit seinem Geldsack!"

Da wurde das Gedränge immer stärker. Jeder wollte etwas erbeuten.

„Bitte, zwei Stück!"

„Vier Stück!"

„Zehn Stück!"

„Soviel wie möglich!"

„Ach, ich kann nur eins kaufen!"

„Kann man nicht ein paar umsonst haben?"

„Das wäre wohl zuviel verlangt!"

„Lord Spleen hat festen Preis!"

Man scherzte und lachte. Und mit erstaunlicher Geschwindigkeit verkaufte der Engländer seine Fünffrankenstücke. Schon mußte er den zweiten Sack nehmen.

Auch der Polizist war wieder auf seinem Posten. Vergnügt sah er heute dem Treiben zu und konnte es nicht lassen, hinzuzutreten und ebenfalls fünf Fünffrankenstücke zu erbitten. Der Engländer verbeugte sich. „Aber mit größtem Vergnügen! Bitte schön, fünf Fünffrankenstücke . . ."

Das Beispiel des Polizisten feuerte noch mehr an, und in kürzester Zeit hatte der sonderbare Engländer alle seine blanken Geldstücke, über zweitausend an der Zahl, an den Mann gebracht. Schließlich mußte er die Zuspätgekommenen abweisen: „Für heute ist der Spaß zu Ende! Vielleicht komme ich morgen wieder, liebe Leute . . ." Und gravitätisch schritt der Engländer mit seinem schweigsamen Diener von dannen.

Einige Stunden später herrschte in Paris große Aufregung. Zu spät hatten die Leute festgestellt, daß sie falsche Geldstücke eingehandelt — und der Lord Spleen keinen Spleen besessen hatte.

ANEKDOTEN

Der Dienstweg.

Bismarck war als Referendar am Stadtgericht zu Berlin beschäftigt. Eines Tages hatte er wieder einmal das Protokoll eines Prozesses zu führen. Während der Verhandlung wurde der Angeklagte grob und schnauzte den Kläger an.

Bismarck sagte energisch: „Wenn Sie sich nicht anständig benehmen, werfe ich Sie hinaus."

Der vorsitzende Stadtgerichtsrat wies Bismarck zurecht, indem er sagte: „Herr Referendar, das Hinauswerfen besorge ich."

Der Prozeß ging weiter, und es dauerte nicht lange, da geriet der Angeklagte von neuem in Wut und schrie mit verdoppelter Kraft auf den Kläger los.

Bismarck erhob sich und rief: „Herr, wenn Sie sich nicht endlich mäßigen, lasse ich Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!"

Dankbarkeit.

Ein Herr, der den Namen Trampedang hatte, schrieb an den Fürsten Bismarck und bat um die Erlaubnis, seinem erstgeborenen Sohn den Vornamen „Bismarck" geben zu dürfen. — Der Kanzler erteilte die Genehmigung und schrieb dazu: „Sollte mir in meinem hohen Alter der Himmel noch einen Sohn bescheren, so werde ich nicht verfehlen, ihn auf den Namen „Trampedang" taufen zu lassen.

Der Tausch.

Bismarcks Beziehungen zu Richard Wagner waren persönlich durchaus angenehme, wenn auch der Altreichskanzler für die neue Musik nicht restlose Begeisterung aufzubringen vermochte. Wagner wurde noch befeindet und er stand in einem ungeheuren Kampfe um seine Kunst. Vor allem war es sein Bestreben, sich in Berlin durchzusetzen, was aber in der damaligen konservativen Zeit ohne Protektion kaum möglich war. So nahm Wagner die Gelegenheit wahr, sich in einer Gesellschaft dem Grafen Bismarck zu nähern. Er fand auch Gehör und gab seiner Sehnsucht Ausdruck, in einer Metropole zu wirken, um sich durchsetzen zu können.

„Das verstehe ich, Herr Kapellmeister, das kann nur vorteilhaft sein."

„Und ich wäre glücklich, in derselben Stadt leben zu können wie Eure Exzellenz."

„Glaube ich gern, sehr gern, Herr Kapellmeister, aber es wird nicht möglich sein, daß ich mich nach Bayreuth versetzen lasse."

Dreiklang.

Jahn sagte 1814 zu einigen französischen Offizieren: „Ich heiße Jahn, stehe in preußischen Diensten und führe drei Waffen zugleich, die Zunge, die Feder und das Schwert."

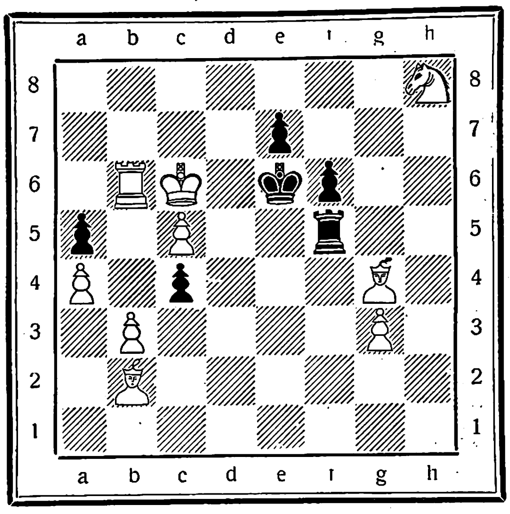
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Dr. H. Schelcher, Dresden.
Schwarz: Ke6, Tf5, Ba5, c4, e7, f6 (6).



Weiß: Kc6, Tb6, Lb2, Lg4, Sh8, Ba4, b3, c5, g3 (9).
Weiß zieht und setzt in vier Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 16

Dreizüger von K. E. Olszewski, München.

Weiß: Ka4, Db3, Td5, Sd4, Se5, Bb4 (6);
Schwarz: Ke4, Lf6, Bc3 (3).

1. Db3—d1, K×T; 2. Sd4—c6, Ke6; 3. Dd7‡.
1. ...., K×T; 2. Sd4—c6, Ke4; 3. Df3‡ usw.

Richtig gelöst: H. Schmidt, Rodheim; A. Roth, München; J. Herwig, Gotha; O. Hoffmann, Hamburg; H. Fisch, Mülheim/Ruhr-Speldorf; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; W. Petri, Plittershagen; C. Weinrich, Syke; Pfr. Klein, Setzingen; H. Schneider, Regensburg; A. Hinrichs, Naumburg/Saale; A. Sponholtz, Hannover; W. Rodenbusch, Duisburg-Meiderich; H. Ebert, Berlin N; W Brunken, Oldenburg; F. Stachelroth, Bln.-Lankwitz; K. Holzapfel, Nürnberg-Eibach; A. Neiger, Vijnita-Bukowina; F. Büttner, Fürth i. B.; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; Dr. Münch, Bocholt; Ch. Steffen, Stuttgart-Gablenberg; Stieler, Dortmund-Aplerbeck; K. Poppler, Füssen; H. Krause, Alsfeld.

Einige Löserurteile: „Eine sehr schöne Aufgabe mit einem Meisterschlüssel“ H. Sch., R.; „Ein recht ansprechendes Problem“ A. R., M.; „Eine einfach schöne Aufgabe, die die Kraft, Stärke und weitgehende Wirkung der Dame ins Licht stellt“ J. H., G.; „Hübsche Abspiele“ O. H., H.; „Eine ganz wunderschöne Aufgabe“ M. B., D-H.; „Ein strategisches Meisterstück“ Pf. K., S.; „Eine einzigartige Springerbrücke‘ H. K., B-N., usw.

In der Aufgabe in Folge 19 wünscht der Komponist die Streichung von Lg7.

An viele Löser: Lösungen sollen innerhalb 14 Tagen eingesandt werden. Bei Anfragen Rückporto beifügen.

Aus dem Turnier in Ostende

Sizilianische Partie.

Weiß: Sir Thomas (England).
Schwarz: Grob (Schweiz).

1.	e2—e4	c7—c5	14.	Dd2×e2	Dc8—c7!
2.	Sb1—c3	a7—a6	15.	c2—c3	d6—d5![3]
3.	g2—g3	Sb8—c6	16.	Le3—f2	h5—h4
4.	Lf1—g2	d7—d6	17.	f3—f4	h4×g3†
5.	Sg1—e2	g7—g6	18.	Lf2×g3	d5×e4
6.	d2—d3	Lf8—g7	19.	d3×e4	e6—e5
7.	0—0	h7—h5[1]	20.	f4×e5	Lg7×e5
8.	h2—h3[2]	Lc8—d7	21.	De2—f3	0—0—0
9.	Lc1—e3	Sc6—d4!	22.	Sd1—e3	Ld7—e6
10.	f2—f3	Dd8—c8	23.	a2—a3	Td8—d2
11.	Kg1—h2	e7—e6	24.	Lg3×e5	Dc7×e5†
12.	Dd1—d2	Sg8—e7	25.	Kh2—g1	Th8×h3![4]
13.	Sc3—d1	Sd4×e2	26.	Weiß gibt auf[5]	

[1] Das Ziel von Schwarz ist die Erstürmung des feindlichen Königsflügels, insbesondere des Punktes g3, was in der Folge in meisterhafter Weise durchgeführt wird.

[2] Nun ist wohl vorläufig der Vormarsch des h-Bauern wegen g3—g4 unterbunden, dafür ist aber nun sowohl Punkt h3 wie g3 schwach.

[3] Der Schlußangriff setzt ein, die letzten Barrikaden fallen.

[4] Grob wird grob!

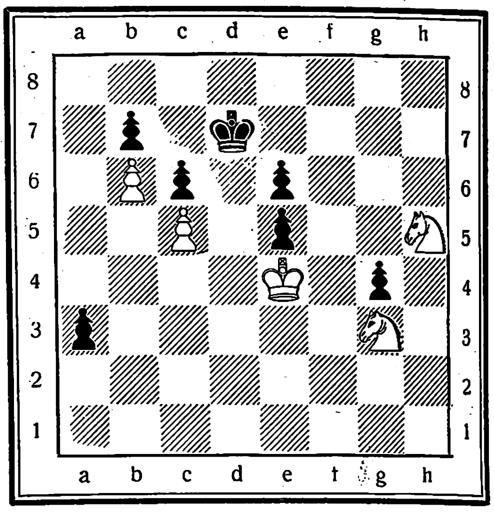
[5] Etwas früh gibt Weiß auf, aber nach 26. Sg4, Dg3; 27. D×g3, T×g3; 28. Tf2, T×f2; 29. S×f2, f7—f5 nebst ev. f4 ist der Anziehende bald am Ende seines Lateins.

E. J. D.

Endspielstudie

(Urdruck)

Von Friedrich Bethge, Frankfurt a. M.
Schwarz: Kd7, Ba3, b7, c6, e5, e6, g4 (7).



Weiß: Ke4, Sg3, Sh5, Bb6, c5 (5).
Weiß am Zuge macht Remis.

Lösung: 1. Ke4—d3!, a3—a2; 2. Sh5—f6†, K belieb.; 3. Sf6—e4, a2—a1D, und Schwarz kann trotz seines Übergewichtes nicht mehr gewinnen, da der schwarze König abgesperrt bleibt. Die weißen Springer blockieren die schwarzen Bauern — decken sich gegenseitig —, und der weiße Bauer c5 ist auch geschützt. 4. Kd3—e2, und der weiße König ist aus dem Rechteck d1/d2 — h1/h2 nicht mehr zu vertreiben.

Aus dem „Brennessel“-Schach

In jeder „Brennessel“ kann man solche originelle Kurzpartien mit würzigen Glossierungen finden.

Französischer Reinfall gewonnen v Jobe, München.

1. e4, e6; 2. d4, d5; 3. Sc3, Sf6; 4. Lg5, Le7; 5. e5, Sd7; 6. h4, c5; 7. Sb5, c×d4; 8. Sd6†, Kf8; 9. Dh5, g6; 10. Dh6†, Kg8; 11. L×e7, D×e7; 12. S×c8 aufg.

Die satirische Zeitschrift „Die Brennessel“ ist überall für 30 Pf. zu erhalten.

HUMOR

Fräulein Aurelie hat Besuch von ihrem Zukünftigen. Sie beabsichtigt, ihn ihrem Papa vorzustellen.

„Papa", meint sie, „wird sich sehr freuen, dich kennenzulernen."

Fritzchen, der zugegen ist, bestätigt das: „Jawohl. Er hat schon immer gesagt, ich bin nur neugierig, wie der Depp einmal aussieht, der dich heiratet."

*

„Schenkst du mir ein Messer zu meinem Geburtstag, Mutti?"

„Ich kannte mal einen kleinen Jungen, Fritzchen, der ein Messer bekommen und sich damit einen Finger ganz abgeschnitten hat!"

„Au —! Bitte, schenk' mir doch so ein Messer, Mutti — ja?!"

*

Im Schießunterricht wird die Reinigung und Pflege des Gewehrs behandelt.

„Und dann", erklärt der Unteroffizier, „hat der Soldat vor allem darauf zu achten, daß ihm keine fremden Erdteile in den Lauf geraten."

*

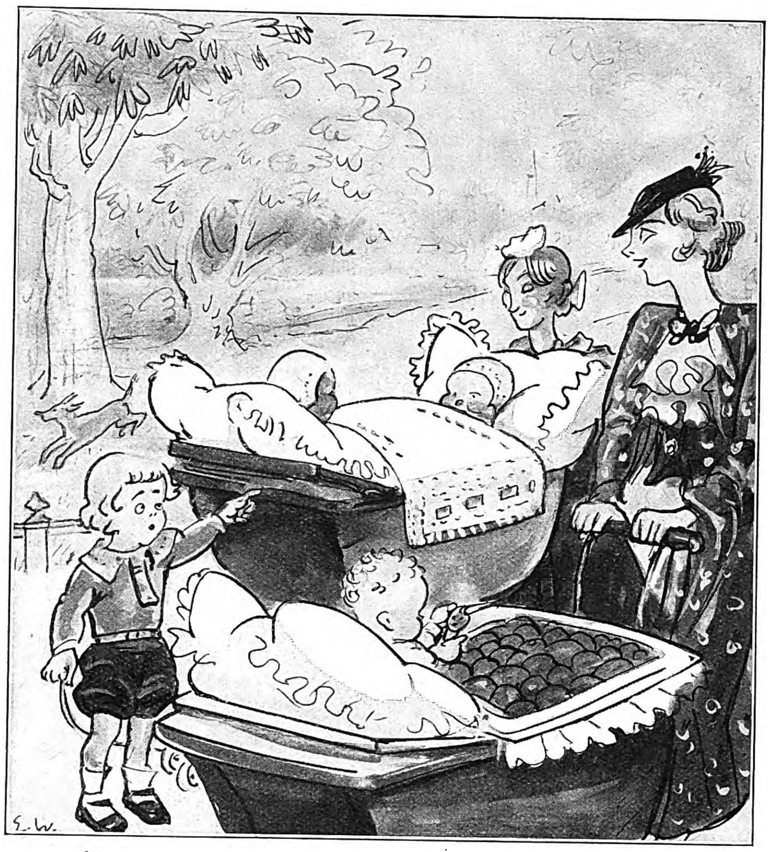
„Spricht Ihr Mann auch manchmal im Schlaf?"

„Ja, aber leider nur chinesisch!"

*

„Nun, hat Ihr Mann die Medizin genommen, die ich ihm verschrieben habe, liebe Frau?"

„Erst wollte er nicht. Aber seitdem wir sie gemeinsam nehmen, geht es!"



„Mutter, warum haben wir nicht auch so ein Baby bekommen, wo an jedem Ende ein Kopf ist?!"

Zeichnung: Erich Wilke †

Mell besuchte den Maler Bell.

Bell klagte: „Sehen Sie mal hier, ein unvollendetes Stilleben. Mein Hund hatte über Nacht das Obst leider aufgefressen!"

Tröstete Mell: „Da malen Sie doch einfach den Hund!"

*

„Du bist aber ein netter kleiner Junge! — Deine Eltern haben dich wohl sicher recht lieb?"

„Und wie! — Seit ihrer Scheidung führen sie schon ein ganzes Jahr lang Prozeß um mich!"

*

Finkenrost will seinen Sohn studieren lassen.

„Was braucht er dazu in der Hauptsache?" fragt er den Herrn Lehrer.

„Ja", meint der, „Wissensdurst muß er halt haben."

Nickt Finkenrost befriedigt mit dem Kopf: „Wissen S', Durst hat er, der Bub."

*

„Hast du auch bei dem hübschen neuen Schwimmlehrer schwimmen gelernt, Hilde?"

„Ich bin noch dabei, Ella. Ich habe morgen vormittag die zwölfte Stunde!"

„Was?! Der Schuft! Mich hat er es in knapp drei Stunden gelehrt!"

*

„Na, wat seggst du, Krischan — dor is all wedder ein Zeppelin äwern Ozean flagen!"

„Je — ick segg man blot: Wotau bewwen wi nu dat Meer, wenn sei dor ümmer äwer fleigen wullt?!"

Hanns Kappler:

BEWÄHRUNG

Schweigend hatte Kapitän Jansen die Tür seiner Kajüte geöffnet. An ihm vorüber schritt mit trotzig in den Nacken geworfenem Kopfe Astrid, seine junge Frau.

Minuten verrannen.

Der Kapitän lehnte ruhig an seinem Arbeitstische. Ihm gegenüber saß die blonde Frau auf einem der lederbezogenen Sessel. Dumpf und wie aus weiter Ferne klang das Stampfen der Maschinen, ein leises Zittern war in allen Wänden rings umher. Der Dampfer befand sich auf hoher See.

„Und du hast mir nichts zu sagen?" begann endlich Kapitän Jansen mit fester Stimme, in der auch nicht die mindeste Erregung schwang.

Astrid hob den Kopf. Sie schaute an dem Manne vorbei nach dem kleinen, runden Fenster.

„Was soll ich dir erklären?" sprach sie leichthin. „Du hast es ja mit eigenen Augen gesehen."

„Es ist ein Glück, daß nur ich den Kuß sah, den du mit unserem Taucher Petrowkin getauscht hattest. Sonst wäre der Skandal an Bord meines Schiffes unausbleiblich gewesen."

„Fürchtest du einen solchen — Skandal?" fragte das junge Weib lauernd, während die schlanken Finger mit dem Gürtel des Kleides spielten.

Jansen lachte ruhig und hart.

„Es gibt nichts, was ich fürchten müßte", erklärte er eisern. „Aber außer den Begriff der Pflicht gibt es für mich noch den der Ehre. Und meine Ehre — das ist es — —"

Die Stimme des Kapitäns brach jäh ab.

„Wir wollen kein Theater spielen", sagte Astrid rasch. „Ich sehe ein, daß ich unrecht tat. Aber meinen Empfindungen kann ich nicht gebieten."

„Du liebst den Taucher?"

„Ja."

Nur ein schweres Atmen hob die breite Brust des Mannes.

„Gut", antwortete er nach kurzer Pause. „Sobald

wir einen Hafen anlaufen, kannst du mit ihm das Schiff verlassen."

Die Frau fuhr erregt auf.

„Du willst ihn brotlos machen? Ist das deine Rache?" rief sie aus.

Der Kapitän lächelte zu ihr hinab.

„Du irrst. Ich habe nichts und niemand zu rächen. Ich habe nur mein Schiff im Auge. Und an Bord meines Schiffes — da herrscht Sauberkeit und Anständigkeit!"

„Das Schiff! Das Schiff!" rief Astrid in höchster Erregung aus. „Immer sagst du: das Schiff! Gibt es nichts anderes für dich auf der Welt? Ist es Heldentum, wenn man auf der Kommandobrücke steht und seine Befehle gibt? Ist es Größe, wenn man ein großes Schiff, dem auch der schlimmste Orkan auf hoher See nichts anzuhaben vermag, leitet? Nein! Da sehe ich unseren Taucher mit anderen Augen an! Das ist ein Kerl! Da ist Größe! Mit Lachen steigt er in den schweren Anzug und läßt sich in die Tiefe versenken. In die Tiefe und in die Gefahr. Zu einem solchen Menschen kann ein Weib aufschauen. Nicht aber zu dir, einem — Schiffsbeamten!"

Ein ganz knappes, hartes und ein wenig schmerzliches Lächeln stand um den Mund des Kapitäns, als er einen Blick auf seine Uhr geworfen hatte.

„Ich muß zum Stand."

Mit trotzigem Blick schaute Astrid ihm nach, der an ihr mit seinem sicheren, schweren Schritt vorübergegangen war.

Eine halbe Stunde später wollte die junge Frau die Kajüte verlassen, als plötzlich ein heftiger Stoß das Schiff erschütterte. Ein Stoß, der Astrid um ein Haar auf den Gang geworfen hätte.

Was bedeutete das?

Lauschend verharrte Astrid wenige Sekunden. Das Stampfen der Maschinen wuchs zu einem Dröhnen an, um hierauf rasch nachzulassen und gänzlich zu verstummen. Im gleichen Augenblick verlöschte das Licht.

Ein Unglück?

Der Schreck trieb Astrid das Blut durch die Adern, daß es fast schmerzend in den Schläfen hämmerte.

Hinauf! An Deck!

Nur dieser eine Gedanke beseelte die Frau. Mit zitternden Gliedern tastete sie sich vorwärts. Hier mußte der Aufzug sein! Da war die Tür schon. Aber der Aufzug bewegte sich nicht. Das Glockenzeichen war nicht zu vernehmen!

Drüben — die Treppe!

Astrid hastete weiter. Da glitt sie plötzlich aus und stürzte hart zu Boden. Das Schiff neigte sich!

Jetzt riß es Astrid hoch. Es ging um ihr Leben!

Von Deck ertönten schrille Pfiffe. Boote wurden zu Wasser gelassen. Die Mannschaft rannte die Treppen hinauf. Die Männer, vertraut mit diesem Schiff, fanden sich eher zurecht als Astrid, die sich mühsam durch Gänge und über Treppen nach oben tastete.

Als die junge Frau endlich das Deck erreichte, bot sich ihren entsetzten Blicken ein seltsames, grausiges Bild. In der Abenddämmerung schimmerten am Bug die gigantischen Umrisse eines Eisberges. Das Schiff sank! Hier gab es keine Rettung mehr!

Eben wurde das letzte Boot zu Wasser gelassen.

Astrids Blick fiel auf einen Rettungsgürtel, der irgendwo an einer Wand hing. Auf Händen und Füßen kroch sie auf dem glatten, schiefen Deck hinüber.

Noch zwanzig Meter, noch zehn — noch fünf!

Vom Bug her klatschten schon die Wellen des Ozeans an den Vordermast.

Astrid streckte den Arm aus.

Wie ein Schatten hetzte es jäh neben ihr. Ein Mann griff sich den Rettungsgürtel, streifte ihn über und —

„Petrowkin!" gellte der Schrei der verzweifelten Frau über das Deck.

Der Taucher, das schweißfeuchte, schwarze Haar in der Stirn, warf nur einen flüchtigen, flackernden Blick auf Astrid.

„Hilf dir selbst!" zischte er ihr zu, dann sprang er über die Reling.

Hart schlug der Kopf Astrids auf die Planken.

Alles zu Ende!

Doch da kam wie aus weiter, weiter Ferne ein Ruf. Astrid!

Tod und Verderben, Brandung und Vernichtung ringsum. Aber diese Stimme war ruhig und klar.

Auf der Kommandobrücke stand Kapitän Jansen. Eisern und unbeweglich. Wie mit tausend Banden zog es Astrid nach der Treppe, die auf den Stand führte. Ihre Augen erfaßten weit und erkennend die Größe dieses Mannes, der sein Schiff nicht verlassen konnte, der hier oben ausharrte und über den weiten Ozean nach einer rettenden Rauchfahne Ausschau hielt, die das Nahen eines anderen Dampfers hätte künden können.

Astrid war es, als ginge der Blick ihres Mannes durch sie hindurch, als sein Auge groß und fest auf ihr ruhte.

Schwankend tastete sie sich auf ihn zu. Dann stahl sich ihre Hand scheu in die seine.

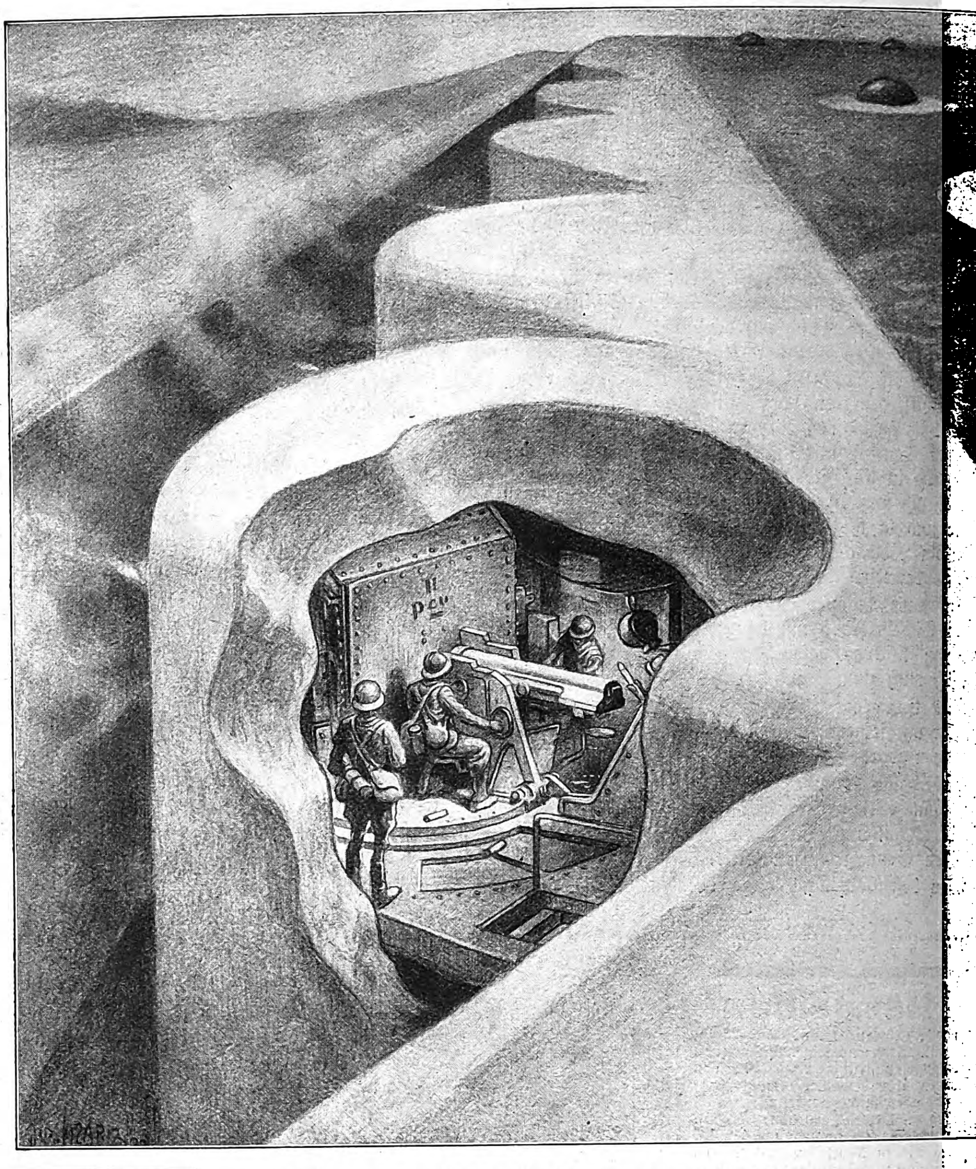
„Laß mich mit dir vergehen, Sven. Und mit deinem — Schiff!"

Menschenwerk und Menschengröße neigten sich zum ewigen Grunde.

DIE MAGINOT-LINIE:

„Frankreichs Mauer aus Beton und Eisen“

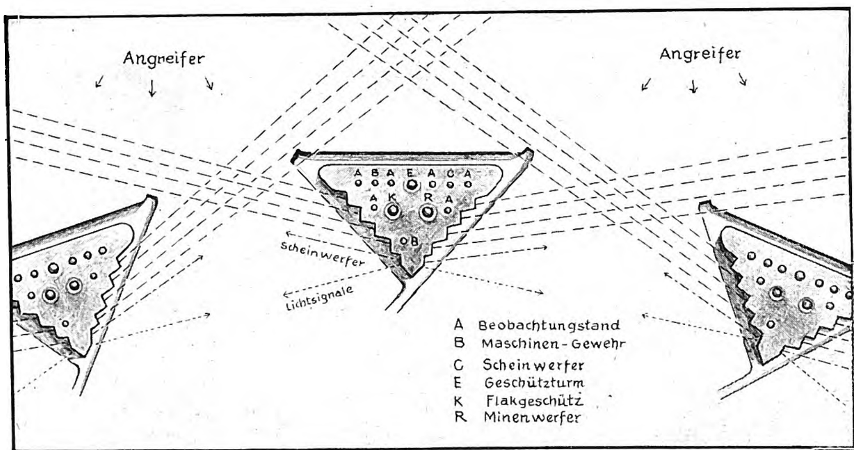
Die nebenstehenden Bilder unseres Zeichners geben einen interessanten Einblick in die umfassenden Befestigungen des immer um seine Sicherheit besorgten Frankreichs



Die neuartigen Anlagen der „Zwischenraumsperren“:

Eine der seitlich angebrachten Kasematten mit einem 7,5-cm-Geschütz in einer Zwischenraumstreiche.

Die Anlage der Zwischenraumstreichen ist deutlich auf der linksstehenden Zeichnung zu sehen. Der oben abgebildete Teil eines solchen Werkes, eine Seite mit den Betonvorsprüngen hinter dem tiefen Graben, der jede der Zwischenraumstreichen umgibt. Der Betonschutz erreicht eine Stärke von 3,50 m. Oben auf dem Werk sind die Panzertürme für Beobachtung, weitere Geschütze und Maschinengewehre sichtbar.



Darstellung der flankierenden Feuerwirkung einer Zwischenraumstreiche.

Während je ein Geschütz und ein Maschinengewehr das Vorgelände unter Feuer nehmen, schützen die einzelnen Werke ihre Umgebung und das Zwischengelände gegenseitig durch flankierendes Feuer aus den seitlich angebrachten Scharten, die das obere Bild (von der Seite gesehen) darstellt.

Zeichnungen für den „J.B.“ von J. Lazarus.

Die von Frankreich mit ungeheuren Kosten errichtete, 200 km lange Verteidigungslinie besteht aus einer mehrfachen Sperre von sogenannten Panzergruppen, die mit Maschinengewehren und leichten Geschützen armiert sind. Die weiter rückwärts gelegenen Panzergruppen besitzen schwere und schwerste Artillerie. Das Schußfeld der Maschinengewehre und leichten Geschütze ist so gelagert, daß kein Quadratmeter Land unerreichbar ist. Die größeren Werke sind verbunden durch die „Zwischenraumstreiche“. Dazu kommt die allgemeine Abriegelung durch eine breite Landschaft von Steilhängen, Gräben, Betonmauern, Eisengittern und Drahtverhauen zum Schutz gegen Angriffe zu Fuß und im Panzerwagen. Im Bereich des französisch-belgischen Fernfeuers leben in Baden 2 Millionen, in der Pfalz 1 Million, im Saargebiet 600 000 und im Rheinland 1 Million 600 000 Einwohner, außerdem die Großstädte **Karlsruhe, Mannheim, Saarbrücken, Aachen usw.**

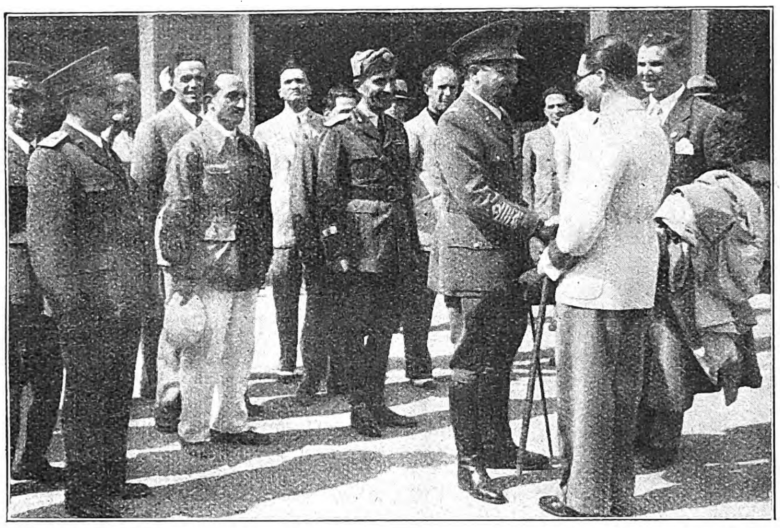
Bild rechts: Ein Panzerturm mit einem 8-cm-Minenwerfer.

Der Turm ist in einen 4 m starken Betonklotz eingelassen und durch ein Stahlrohr, das Treppe und Aufzug enthält, mit den tief darunterliegenden Räumen verbunden. Im Hintergrund sind Scheinwerfer- und **Maschinengewehrtürme sichtbar.**



Deutscher Renn-Sieg in Tripolis

Gegen die schärfste internationale Konkurrenz setzte die deutsche Automobil-Industrie ihre Erfolge in Tripolis fort: Auto-Union auf dem ersten und zweiten, Mercedes-Benz auf dem dritten und vierten Platz



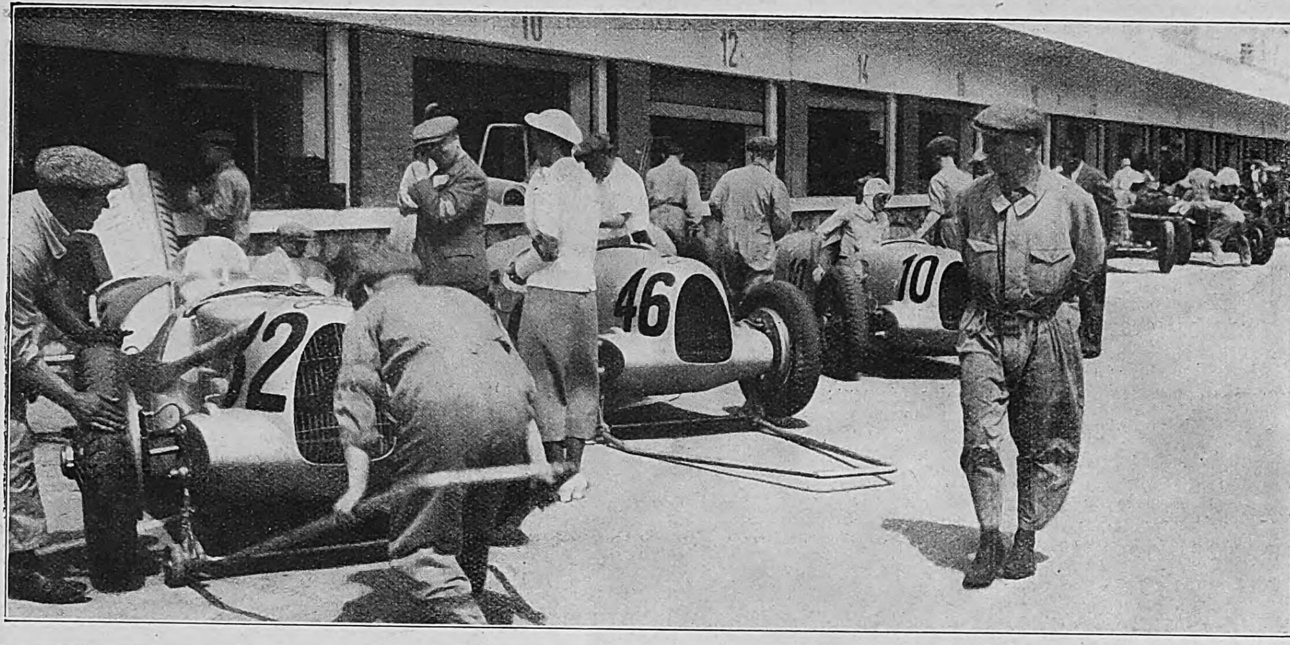
Marschall Balbo, der Gouverneur von Libyen, begrüßt den als Vertreter Deutschlands beim Rennen anwesenden Reichsleiter Bouhler.
Rechts von Bouhler: Amtsleiter Bormann; links hinter Balbo (in Faschistenuniform): Generale Giannantonio.



Marschall Balbo begrüßt den berühmten Mercedes-Benz-Fahrer Caracciola.
Rechts: Generale Giannantonio, der Präsident des RACI. (kgl. italienischer Autoclub) Tripolis.



Beginn des Rennens. Marschall Balbo (links) schickt mit der Startflagge die Wagen auf die Reise.



Rechts: Vor den Boxen der Rennwagen. Links ein Schnellwagenheber zum Reifenwechsel.



Ein besonders schönes und typisches Bild von der Rennstrecke in Tripolis: In sausender Fahrt unter afrikanischen Palmen.

Aufnahmen: Vittorio Genah, Tripolis.



Rechts: Der Sieger des Rennens, Varzi auf Auto-Union, mit dem Ehrenpreis. Links: Marschall Balbo und Reichsleiter Bouhler, rechts Frau Bouhler.

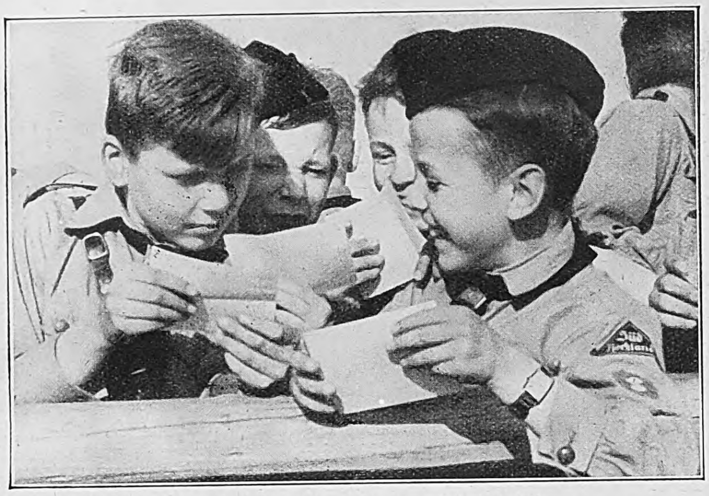
Die Auto-Rennsaison 1936 hat für die deutsche Industrie wieder einen verheißungsvollen Auftakt genommen. Nachdem vor kurzem Caracciola auf Mercedes-Benz in Monte Carlo den ersten Sieg des Jahres herausfuhr, belegten die Deutschen nunmehr in Tripolis die vier ersten Plätze, wobei sämtliche vier Wagen die Zeit des Vorjahrssiegers Caracciola unterboten! Wie 1935, so sind auch in diesem Jahre die deutschen Wagen Favoriten. Trotz größter Anstrengungen ist es der ausländischen Industrie noch nicht gelungen, den Vorsprung einzuholen, den der deutsche Autorennsport dank der verständnisvollen Unterstützung durch den Führer erobert hat.

Deutsche Jugend erlebt das Wunder des Fliegens



Rechts: Ein großer Moment: „Hurra, jetzt kommen wir dran!" Die gespannte Freude in den Gesichtern ist deutlich zu sehen.

Aufnahmen vom Münchener Flugplatz von Alice Heß.



Die glücklichen Besitzer eines Flugscheines freuen sich über den gewonnenen Schatz, der ihnen ein unvergeßliches Erlebnis ermöglicht: Für welchen Jungen oder welches Mädel wäre ein Flug nicht die Erfüllung eines heißen Wunsches!



Deutsche Mädel an den Fenstern eines Großflugzeuges. Der Augenblick, auf den sich alle so sehr gefreut haben, ist da. In wenigen Sekunden wird der Riesenvogel anrollen und sich erheben.



Nur nicht drängeln! Alle finden Platz im Flugzeug!
Die Führerin im BDM. gibt acht, daß ihre Mädel in Ordnung einsteigen und auf ihren Plätzen im Flugzeug unterkommen.



Sie kommen erst später dran. Mit Spannung verfolgen die Mädel den Flug ihrer Kameradinnen

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO. Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft. Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. 36: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8.
[ABCDEF]

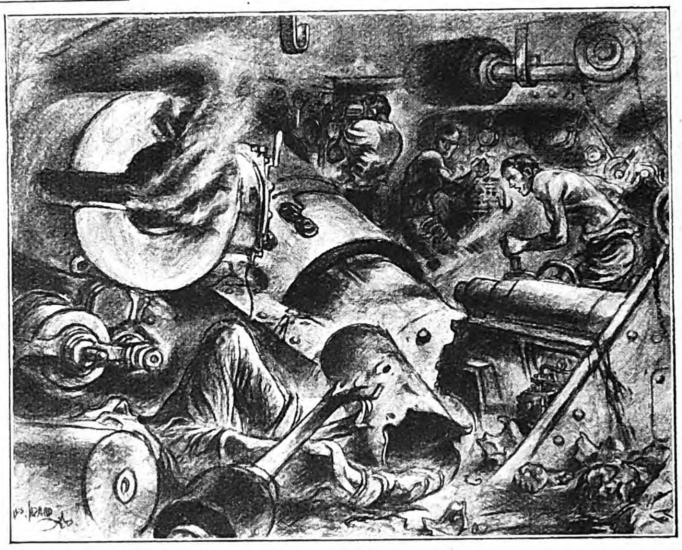


Am 31. Mai und 1. Juni jährt sich zum zwanzigsten Male die größte Seeschlacht der Weltgeschichte, das Treffen der deutschen und englischen Hochseeflotte vor dem Skagerrak. Fast die gesamten Großkampfschiffe der beiden Seemächte standen gegeneinander, die Engländer ungefähr um das Doppelte an Zahl und Tonnengehalt den Deutschen überlegen, aber auch das Doppelte an Verlusten erleidend. Auf beiden Seiten wurden Wunder der Tapferkeit und der modernen Seekriegsführung vollbracht. Nur einige Stunden währte die mörderische Hauptschlacht der beiderseitigen Linienschiffsgeschwader unter den Admiralen Scheer und Jellicoe, während die beiderseitigen Aufklärungsstreitkräfte, die unter Hipper und Beatty den Kampf eröffnet hatten, fast vierundzwanzig Stunden lang gegeneinander fochten. Der „J. B."

Lazarett an Bord eines englischen Schlachtschiffes während der Schlacht.

Außer dem eigentlichen Schiffslazarett werden noch geeignete Räume, die unter dem Schutz des Deckpanzers liegen, als Hilfslazarett benützt. Schwerverwundete werden in Hängematten gepackt und so nach unten transportiert.

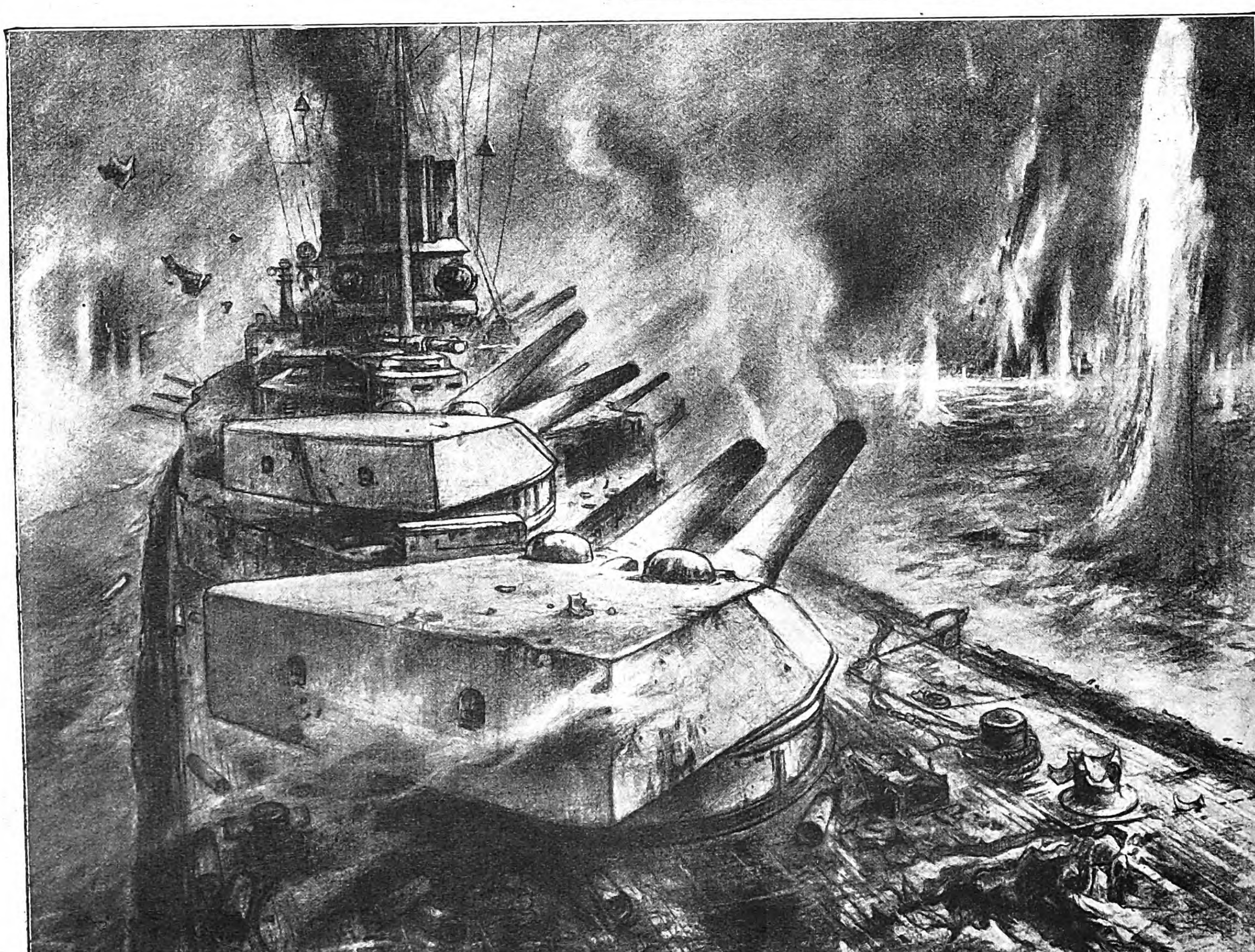
Zeichnungen für den „J. B." von J. Lazarus.



31. Mai — 1. Juni 1916

Rechts: Ein 30,5-cm-Geschützturm während des gewaltigen Artilleriekampfes.

Durch Treffer wurde ein Teil der Turmdecke aufgerissen und dadurch ein Geschütz (links) und ein Teil der Turmbesatzung außer Gefecht gesetzt. Der Rest der Bedienung setzt den Kampf fort mit dem anderen Geschütz, das soeben abgefeuert wird.



Die achteren Geschütztürme des Schlachtkreuzers „Derfflinger" während des Kampfes mit „Queen Mary", die mit 1272 Mann Besatzung sank.

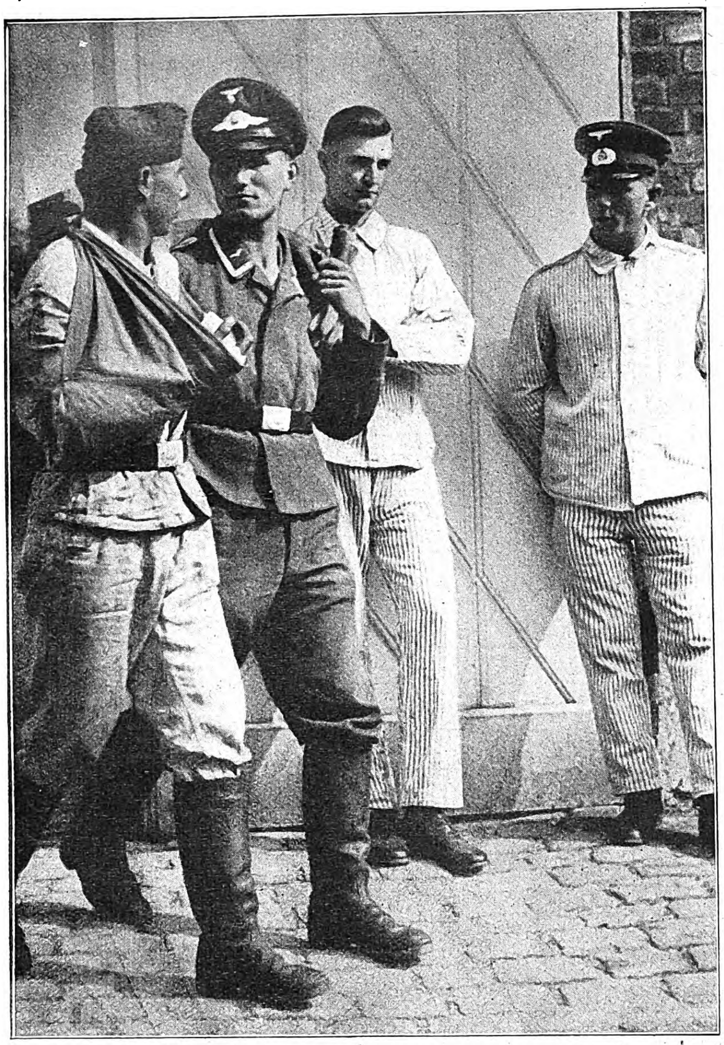
„Derfflinger", von den Engländern der „Eiserne Hund" genannt, erhielt im Laufe der Schlacht 16 schwere und 15 mittlere Treffer, blieb aber manövrierfähig. Links im Hintergrund, durch Rauchwolken verdeckt, der Schlachtkreuzer „Seydlitz" im Feuer.



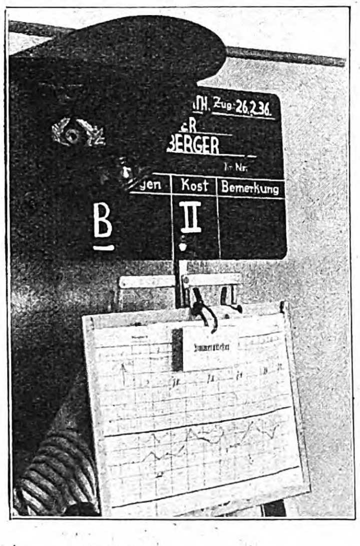
beginnt in dieser Folge einen anschaulichen und spannenden Bericht „Die Kämpfer vor dem Skagerrak" (siehe Seite 847), in dem das heldenmütige und einzigartige Ringen der beiden Flotten geschildert wird.

Wo kranke Soldaten Gesund…

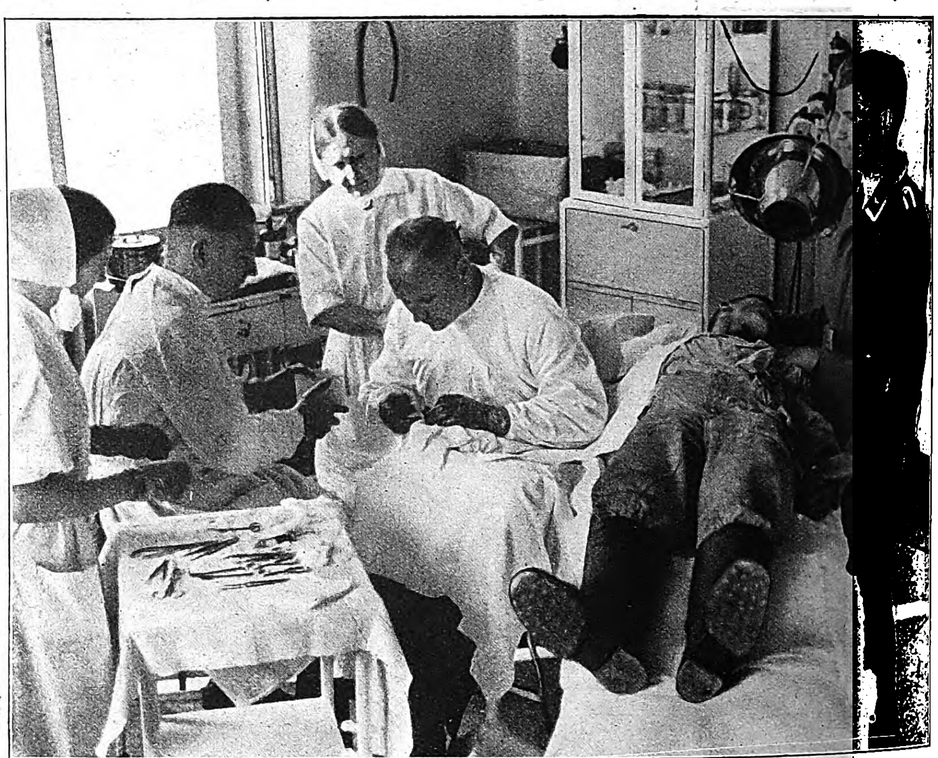
Bilder vom Sanitätsdienst der deutschen Wehrmacht



Kleiner Unfall im Dienst. 9.05 Uhr: Der Sanitätsunteroffizier bringt einen Verletzten zur chirurgischen Abteilung ins Lazarett.

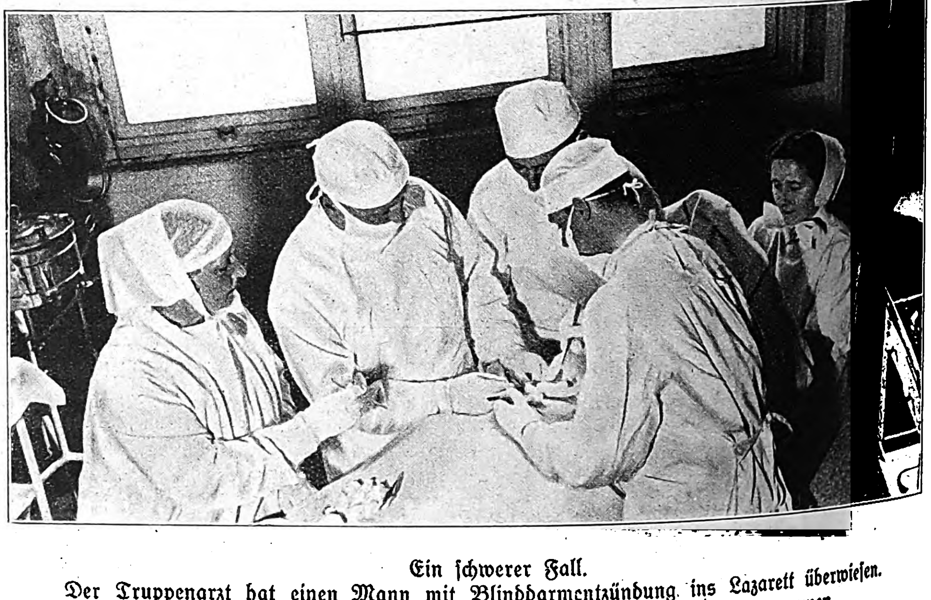


Links: Am Kopfende des Bettes eines jeden Patienten hängen Tafel und Fieberkurve. Ein Blick unterrichtet den behandelnden Arzt über Persönlichkeit, Krankheitsverlauf und Verpflegung.



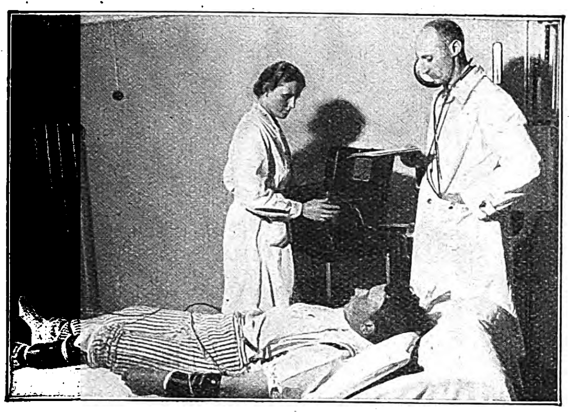
9.12 Uhr: Der Patient liegt auf dem Operationstisch, und die kundige Hand des Chirurgen behebt den kleinen Schaden. Bald wird der Sanitätsunteroffizier seinen Pflegling wieder zur Truppe geleiten, wo er im Revier weitere Betreuung findet.

Sieben Uhr morgens ist Revierstunde. In lichten freundlichen Räumen harren die Soldaten, die sich zum Arzt gemeldet haben, der Untersuchung. Der Arzt kennt dank seiner engen täglichen Verbundenheit mit der Truppe seine Leute und ihre Nöte. So kommen sie wie zu einem Freunde zu ihm und vertrauen sich ihm an. Zahnschmerzen, wunde Füße, Kopfschmerzen, Muskelkater und wie all die kleinen Sorgen heißen, werden hier verarztet. Aber auch mancher ernste Fall beschäftigt den Truppenarzt. Sein geschultes ärztliches Auge prüft. Je nach Art des Falles findet der Kranke Aufnahme in der Krankenstube des Reviers oder er wird der betreffenden Fachabteilung des Lazaretts zugeführt. Hier übernehmen erfahrene und namhafte fachärztlich ausgebildete Sanitätsoffiziere die weitere Behandlung. Die großen Lazarette unserer Wehrmacht verfügen heute über sechs Fachstationen: Chirurgische Abteilung, innere Abteilung, Ab-



Ein schwerer Fall.
Der Truppenarzt hat einen Mann mit Blinddarmentzündung ins Lazarett überwiesen. Die Operation wird von einem Fach-Chirurgen des Lazaretts vorgenommen.

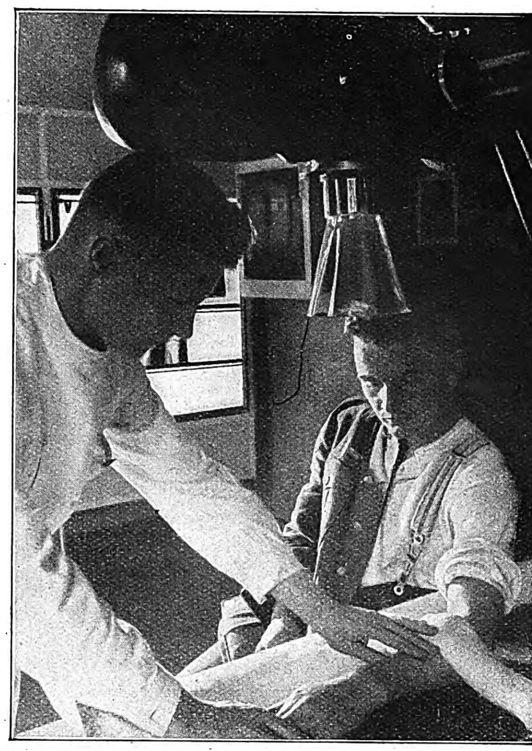
ng finden



Am Elektrokardiographen.
In der inneren Abteilung wird mit modernsten medizinischen Geräten eine elektrische Untersuchung des Herzens vorgenommen, die auch zur ständigen Kontrolle bei den Sporttreibenden dient.



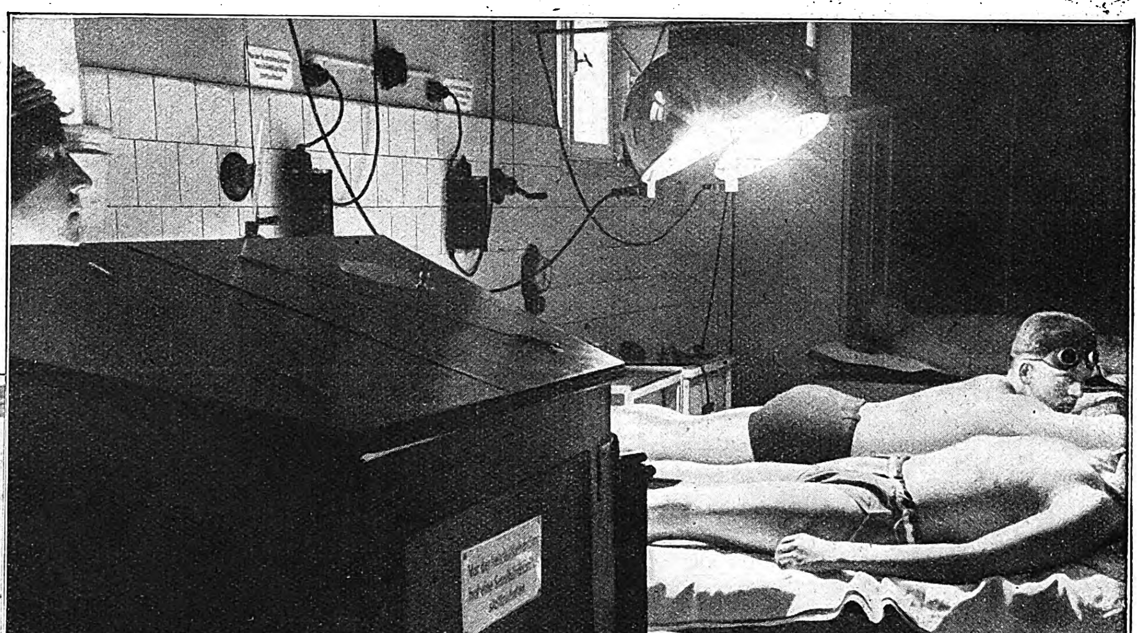
In der morgendlichen Revierstunde.
Wer sich bei der Truppe zum Arzt gemeldet hat, wird hier sorgfältig untersucht. Vom Truppenarzt wird die notwendige Behandlung veranlaßt.



Unsere Lazarette verfügen über neuzeitlichste Einrichtungen. Im Röntgeninstitut werden auch geringfügige Verletzungen röntgenologisch untersucht.

Bildbericht für den „I.B.“: Bayer. Bildbericht-Fischer.

teilung für Hautleiden, Abteilung für Augenkranke, für Hals-, Nasen-, Ohrenkranke und für Nervenkrankheiten. Eine mustergültig ausgestattete Lazarettapotheke und eine hygienisch-bakteriologische Untersuchungsstelle geben die Möglichkeit, die ärztlichen Arbeiten im Lazarett in jeder Weise wissenschaftlich zu unterstützen. Für den Soldaten und seine Angehörigen besteht daher die unbedingte Gewähr, daß der Sanitätsdienst der deutschen Wehrmacht in vorbildlicher Weise für das leibliche und seelische Wohl des Soldaten sorgt.



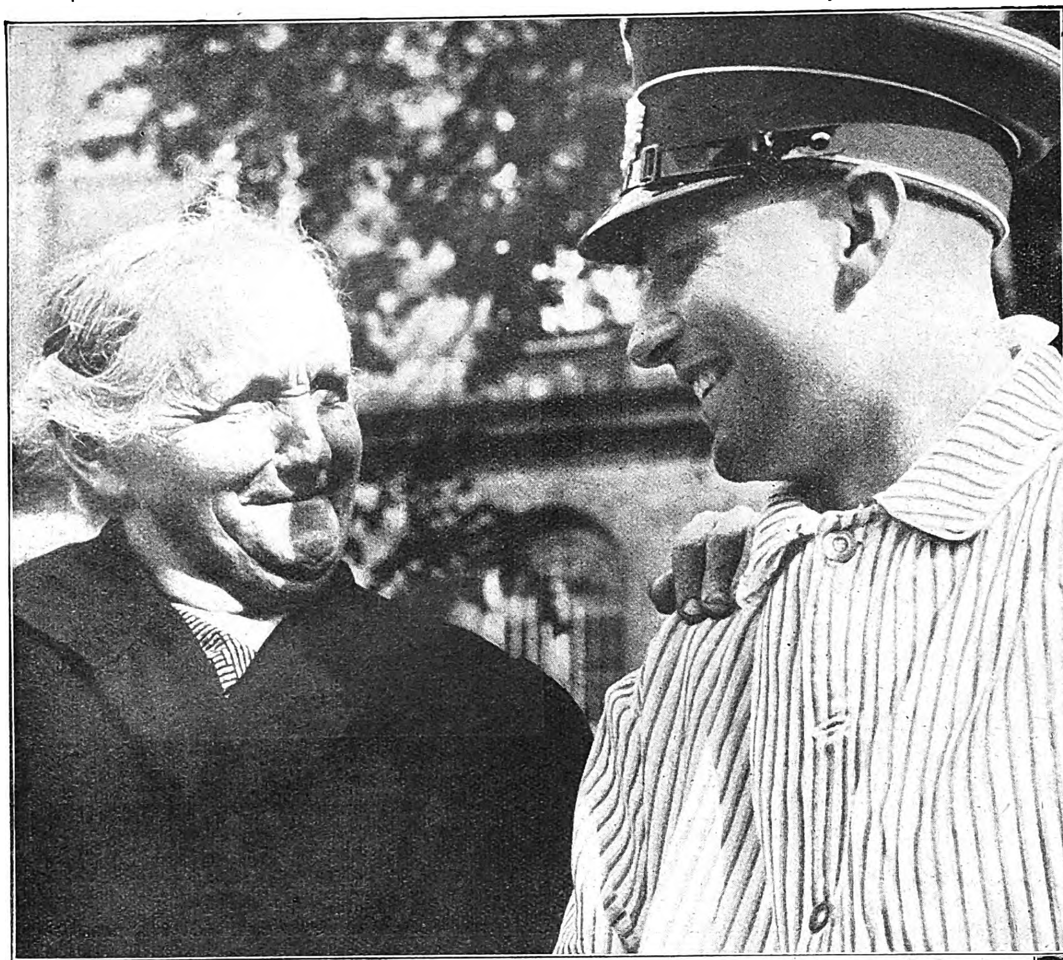
Im Licht der künstlichen Höhensonne finden Genesende Kraft und Erholung. Vorne links zeigt unser Bild einen Patienten im Lichtbad. Kühlschlangen um den Kopf machen ihm die Hitze erträglich. Rechts sonnen sich zwei Soldaten gesund.



In guter Pflege.
Tag und Nacht sind aufopfernde Schwesternhände um das Wohl der Kranken bemüht.



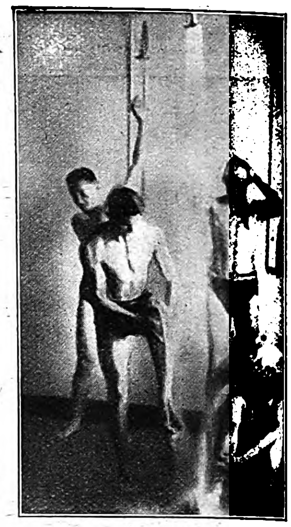
Auf der Liegeterrasse.
Bei Luft und Sonne macht die Genesung rasche Fortschritte. Ärzte und Schwestern freuen sich des Erfolges ihrer Behandlung.



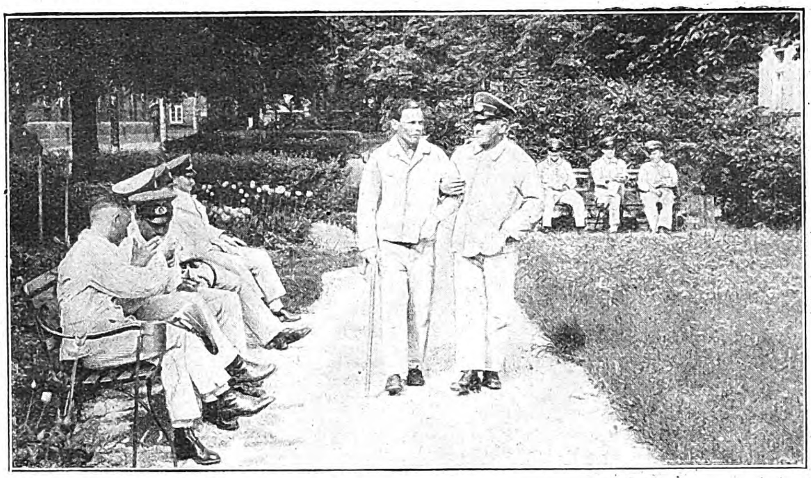
Mutter strahlt!
Ein Besuch im Lazarett hat sie davon überzeugt, daß ihr Sohn wieder frisch und munter ist. Stolz ruht ihr Auge auf ihrem strammen Soldaten.

Bilder vom Sanitätsdienst der deutschen Wehrmacht

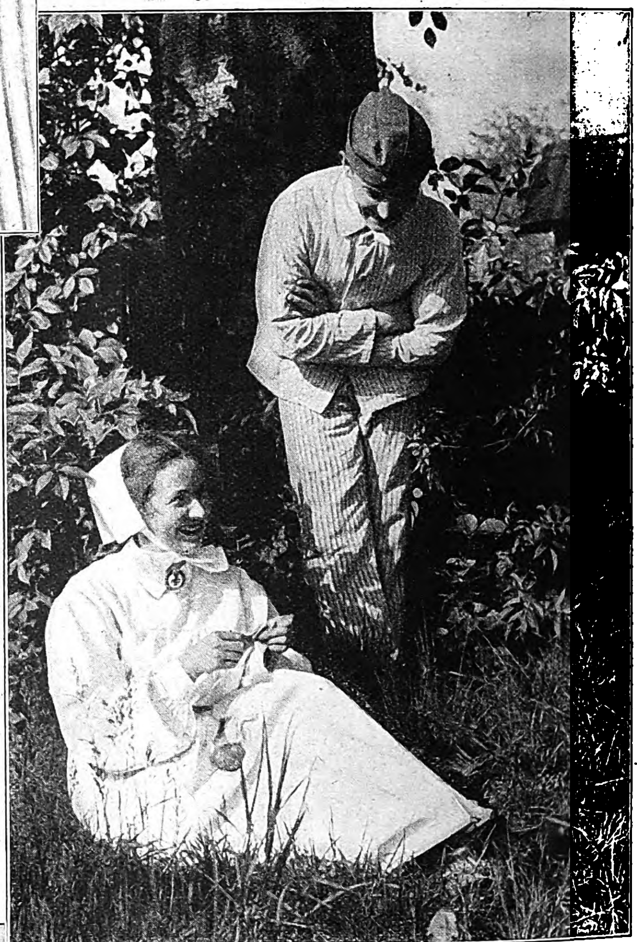
Aufnahmen: Bayer. Bildbericht-Fischer.



Unter der Dusche.
Lichte, weißgekachelte Waschräume gehören zu den selbstverständlichen hygienischen Einrichtungen unserer neuzeitlichen Kasernen.



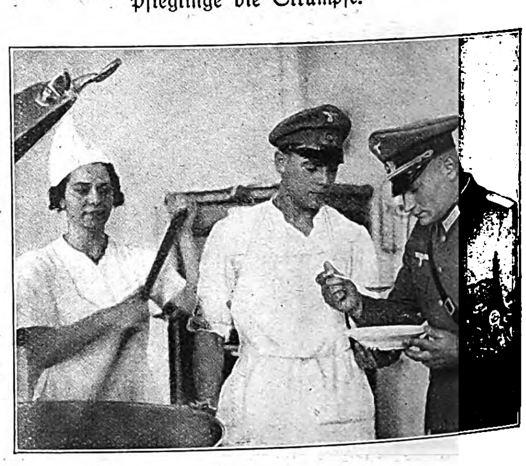
Im Grünen.
Große Gärten mit blühenden Blumen gehören zum neuzeitlichen Lazarett. Hier erholt sich die Schar der Genesenden in froher Gemeinschaft.



Schwester Marianne hat Freizeit.
Immer hilfsbereit, stopft sie einem ihrer Pfleglinge die Strümpfe.



Bei frohem Spiel.
Sonngebräunt sitzen die Genesenden auf der Terrasse und vertreiben sich im Kreis ihrer Kameraden die Zeit.



Der Stabsarzt prüft die Kost.
Zweckmäßige und ausreichende Ernährung gehören zu den Grundlagen der Gesunderhaltung einer Armee.

Von der Fahrt

des Schulheimschiffes „Hans Schemm“ des NS.-Lehrerbundes zu den Olympischen Spielen



„Belegschaft, Essen fassen!“
Jungenmägen knurren. Das Eintopfgericht aus der Bordküche, in der die fröhliche Köchin wirtschaftet, lockt in den großen Tagesraum. In der Mitte: Hauptamtsleiter Gauleiter Wächtler.



Abschied von Ingolstadt an der Donau.
Die alten Mauern erzählen von deutschem Schicksal, von der Blütezeit der Festung, vom Tode Tillys, von der Jahrhunderte hindurch blühenden Universität.



Gauleiter Wächtler und der Kapitän des Schiffes unterhalten sich über die Reiseroute.



Stunden der Kameradschaft.
Bei den Klängen des Schifferklaviers genießt man die Stunden der ungebundenen Freiheit des Bordlebens und erfreut sich an Spiel und Gesang.

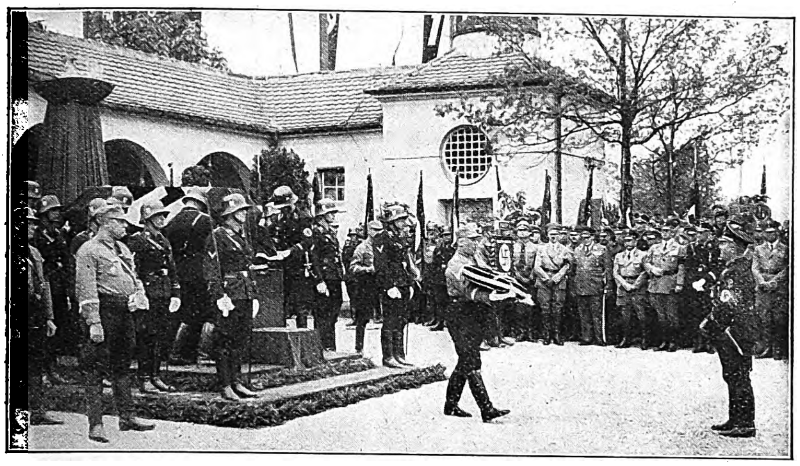
Aufnahmen: Bauer (2). Böhmer (2).

Julius Schreck

wird von seinem Führer zu Grabe geleitet.

Vorwärts! Und wenn auch der Feind sich verstieg
und zum Ziele den Weg dir vertrat!
Das Steuer in deiner Faust, Kamerad,
hieß: Sieg!

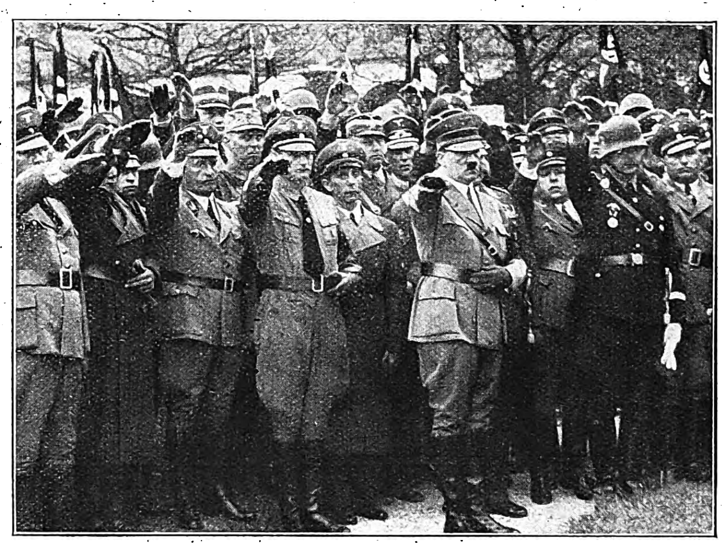
Pidder Lüng



Aufbahrung des Sarges im Friedhof von Gräfelfing bei München.
Im Hintergrund der Führer, links von ihm sein Stellvertreter Rudolf Heß, rechts: Generaloberst Göring, Gauleiter Streicher, Reichsschatzmeister Schwarz, Reichsleiter Buch, Reichsminister Dr. Frick.



Der Sarg Julius Schrecks wird, begleitet von alten Kämpfern, von SS.-Führern, Blutordenträgern, zum Grabe getragen.
Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (3), Bayerischer-Bildbericht Fischer (2).



Der Führer grüßt zum letztenmal seinen alten Freund und Mitkämpfer.
Links: Lutze, Goebbels, Heß, Schaub, Brückner, Streicher, Bormann, Frick; rechts: Amann, Himmler, Ley.





Adolf Hitler am offenen Grabe, während der Sarg Julius Schrecks in die Grube hinabgelassen wurde.

Neben dem Führer: Reichsführer SS. Himmler, Reichspressechef Dr. Dietrich, Korpsführer Hühnlein, Reichsleiter Buch und (ganz rechts) Obergruppenführer Dietrich.

Rechts vom Führer: Generaloberst Göring, Obergruppenführer Brückner. Reichsführer SS. Himmler, Reichsleiter Amann, Dr. Ley; links: Reichsleiter Dr. Goebbels, Stabschef Lutze, Ratsherr Christian Weber, Rudolf Heß.



Vom Schulungslehrgang der Gauschrifttumsbeauftragten in Rissen.
Reichsleiter Rosenberg begrüßt vor der prachtvoll gelegenen Gauführerschule III in Rissen sämtliche Schrifttumsbeauftragte der Gauleitungen aus dem Reiche.
Aufnahme: Horst Frege.



Die Arbeiter der Reichsautobahn Köln—Düsseldorf Industriegebiet, die als Ehrengäste mit Reichsminister Dr. Goebbels die neue Strecke eröffneten, bringen ein Sieg-Heil auf den Führer und Deutschland aus.

Dreihundert Kilometer Reichsautobahnen sind fertig, und mancher hat sich an die dicken Ziffern schon so sehr gewöhnt, daß ihm eine schlichte Drei mit zwei Nullen dahinter gar nicht mehr imponiert.

Aber diese 300 Kilometer haben es in sich: Sie sind eine große und gewaltige Leistung.

Im September 1933, vor zweiundeinemhalben Jahr, tat der Führer den ersten Spatenstich — an der Frankfurter Strecke. Und seither wuchs das Werk, gewaltig, unaufhaltsam... hier wurden buchstäblich Berge versetzt, Millionen von Kubikmetern ausgebaggert, abgetragen, anderswo wieder aufgeschüttet... riesige Brücken spannen sich über weite Täler — und heute schaffen Hunderttausende von Volksgenossen an diesen Straßen in eine schönere Zukunft... Straßen, um die uns heute schon die ganze Welt beneidet, und von denen bis zum Herbst volle 1000 Kilometer fertig sein werden!

Die Reichsautobahn vollendete den 300. km befahrbarer Strecke



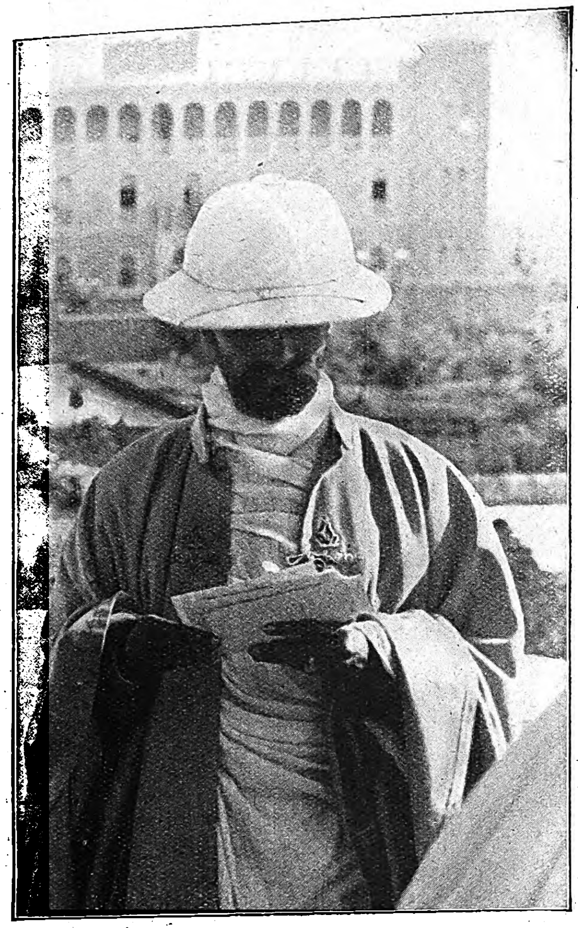


Bilder aus den Straßen von Addis Abeba, wie sie von den einrückenden italienischen Truppen vorgefunden wurden.

Wie die einrückenden Italiener die Hauptstadt Addis Abeba vorfanden

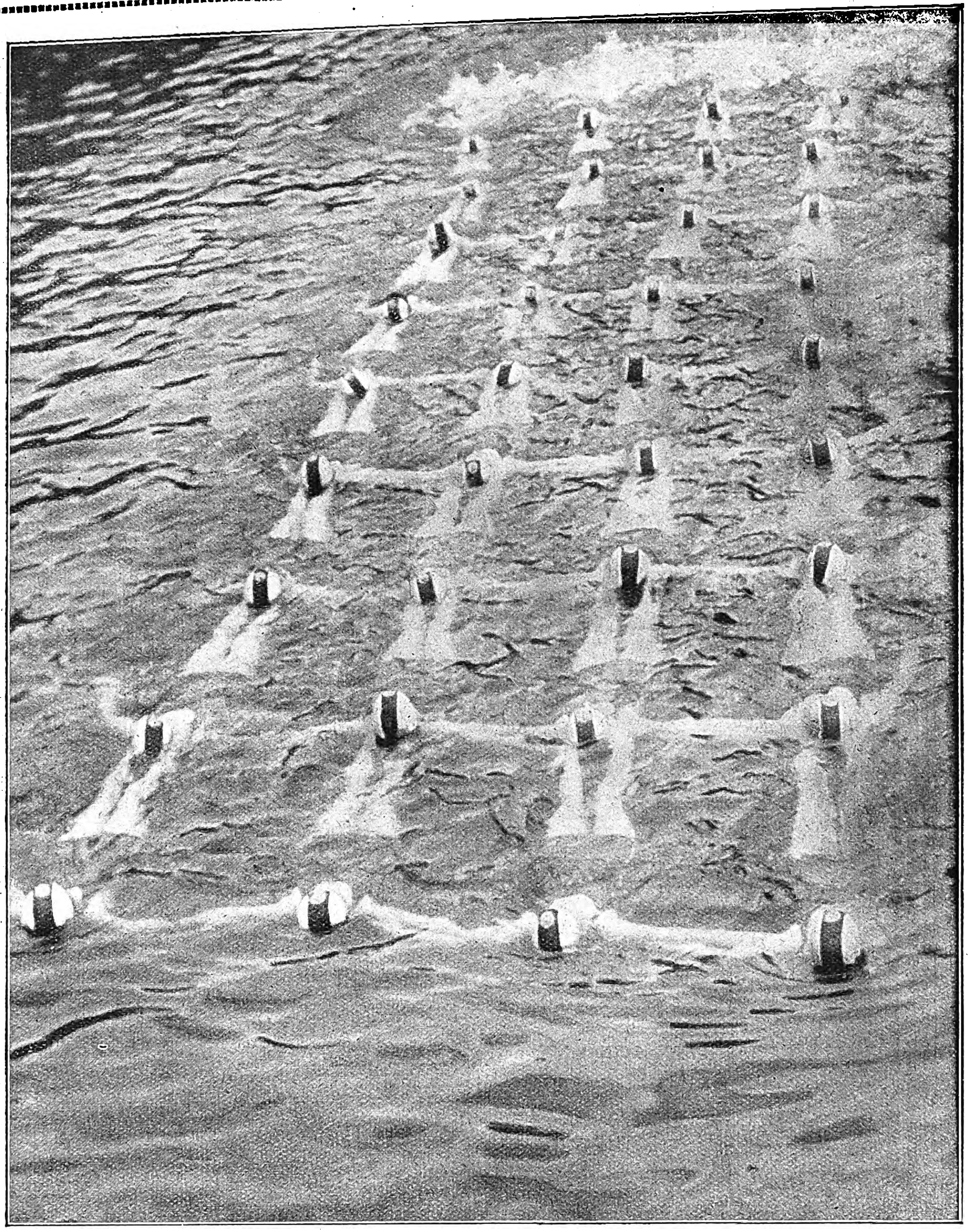
Aufnahmen: Associated Press.

Nach der Flucht des Negus haben plündernde Banden tagelang ein Schreckensregiment in der abessinischen Hauptstadt ausgeübt. Brände, Sprengungen und Straßenkämpfe haben ihre sichtbaren Spuren hinterlassen.

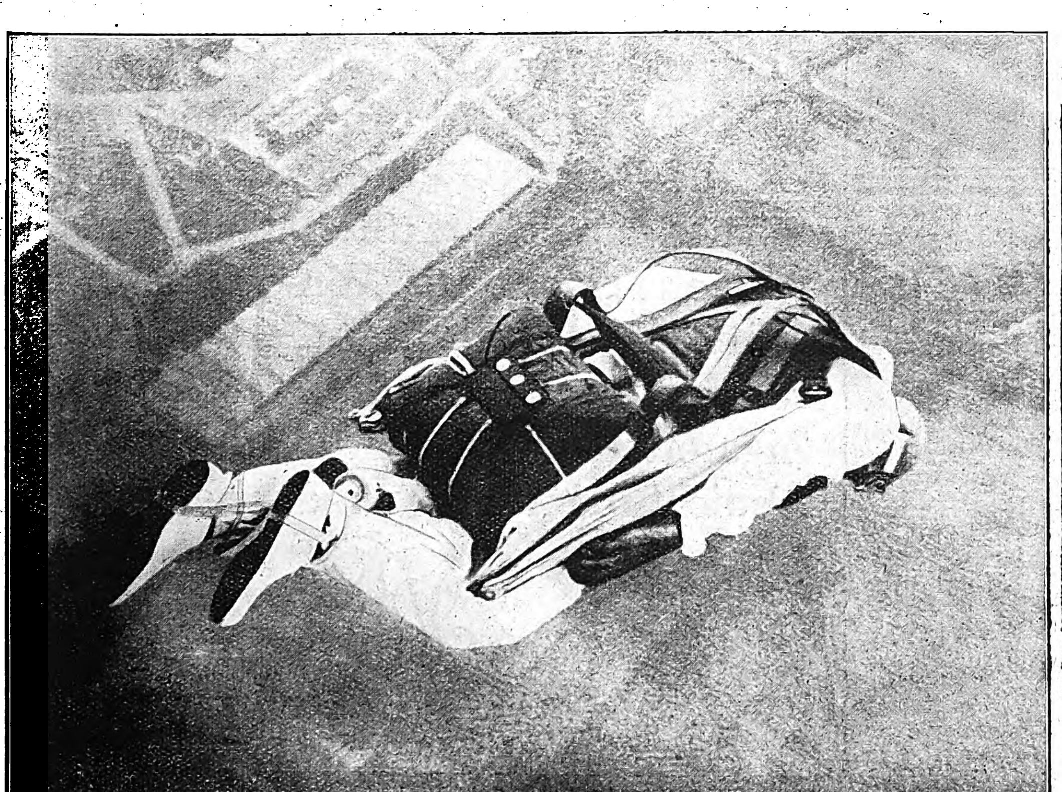


Haile Selassie
vor dem Hotel „König-David" in Jerusalem. Er betrachtet Aufnahmen, die von seiner Flucht nach Palästina gemacht wurden.
Weltbild.

Als der Negus von Abessinien nach der völligen Niederlage und dem Zusammenbruch seiner Armee sein Land verließ, war Jerusalem sein erstes Reiseziel, wo er mit seiner Familie Wohnung nahm. Vermutlich wird er in nächster Zeit die beabsichtigte Europareise antreten, die ihn nach Genf und London führen soll.



Eine vorzügliche Schwimmparade.
36 Kunstschwimmerinnen bilden das „Große Floß", eine Übung, die viel schwimmerisches Können und exakte Zusammenarbeit erfordert.
Aufnahme: Carl Meis.



Der Sprung ins Ungewisse.
Der Fallschirmabspringer läßt sich in einer Höhe von 3500 Metern aus dem Flugzeug fallen.
Presse-Photo.



Léon Blum
in einer lebhaften Unterhaltung mit den führenden Abgeordneten der neugebildeten Kammer. Léon Blum ist bemüht, ein gemeinsames Programm der Volksfront in Frankreich auszuarbeiten.
Phot. Atlantik.

Die Kämpfer vor dem Skagerrak

VON HEINZ HALTER

Ein einziges Mal während des Weltkrieges sah sich die japanische Presse veranlaßt, ihre Leser durch ein Extrablatt über das große Geschehen auf den Kriegsschauplätzen zu unterrichten.

Ein einziges Mal nur. Und das nicht etwa nach dem Fall von Tsingtau, als am 7. November 1914 Meyer-Waldecks kleine Schar nach ehrenvollem Kampf sich der Übermacht ergab, weil in den zertrommelten Stellungen einfach nichts mehr war, was einer Verteidigung wert gewesen wäre.

Damals nicht. Fast zwei Jahre später erst erschien in Japan das einzige Extrablatt des Krieges. Als am Skagerrak Englands „Grand Fleet" mit der deutschen Hochseeflotte zusammentraf, als in knapp drei Stunden vier ihrer Riesenschiffe in die Luft flogen, als ihr Admiral Jellicoe seine Schlachtschiffe in die Häfen zurückführen mußte, ohne — zum ersten Male seit Jahrhunderten — den Sieg an den Union Jack geheftet zu haben: da fand der tosende Lärm dieser größten Seeschlacht der Weltgeschichte auch im fernsten Winkel des Erdballs lauten Nachhall.

Die größte Seeschlacht der Weltgeschichte: 150 englische gegen 99 deutsche Schiffseinheiten! Mehr noch Materialschlacht, mehr noch Maschinenkampf als der Krieg auf dem Festland — und doch zuletzt Kampf der Menschen gegeneinander, Probe des Mutes, der Treue, der letzten Selbstüberwindung.

Männer kämpften in den schwimmenden Festungen, im Panzerturm, im Kommandostand, tief unten im Heizraum, in der Munitionskammer, Männer, die in stiller Größe alles gaben, damit die Flagge, die sie in ihrer Abgeschiedenheit vom Tageslicht nicht einmal sehen konnten, weiter dort oben im Top flattern konnte.

Denn diese versengte, zerfetzte Kriegsflagge war ihnen das, wofür sie kämpften und furchtlos starben: Deutschland.

Nicht allein von der strategischen Bedeutung der Schlacht, nicht nur von der ausgewogenen, überlegten Genialität der Gefechtsführung soll hier berichtet werden. Es ist auch nicht nötig, jede einzelne Wendung der Gegner, jeden neuen Gefechtsabschnitt zu beleuchten und zu untersuchen.

Denn das alles ist nichts, gemessen an den Taten der Männer hinter den Panzerwänden. Die vom sinkenden Schiff die letzte Granate dem Feind entgegenjagten, als das Wasser schon den Leib überspülte, die hinter den brechenden Schotten der Kesselräume auf dem Posten blieben, bis der Tod dem anstürmenden Meer die Tür aufriß, die in den brennenden Geschützturm krochen, um mit armseligen, verkohlten Händen das Flutventil für die bedrohten Munitionskammern aufzudrehen und mit dem eigenen Opfer das Schiff und die Kameraden zu retten . . .

Helden sie alle. Helden, weil sie sich in keinem Augenblick dessen bewußt waren. Aber als sie starben, da war in der letzten Sekunde dieses irdischen Daseins plötzlich die Heimat um sie. Da trat Deutschland, das ewige, unvergängliche Deutschland neben sie. Und da wußten sie wohl, wofür dies alles gewesen war.

Helden sie alle. Vom Admiral im Kommandostand bis zum Schiffsbarbier auf dem Gefechtsverbandsplatz.

Helden und tapfere Soldaten aber auch — die drüben. Die Söhne Englands. Auch von ihnen soll berichtet werden.

In ihrem Kämpfen und Sterben werden sie an uns vorüberziehen, Beispiel und ewige Mahnung, es ihnen gleich zu tun.

*

Eine grobe See steht vor Helgoland. Aus der dunklen Wolkenwand, die sich im Südwesten auftürmte, ist der Sturm wie ein schnaubendes Ungeheuer losgebrochen. Tief bis auf den Grund hat er die Nordsee aufgewühlt, daß ihre Wasser wie jagende, blaffende Wölfe im fahlen Schein der Morgendämmerung umeinandertoben.

Eiskalt ist das Wasser an diesem Maimorgen. Regenböen legen einen undurchdringlichen Schleier über die Wogen. Ohne Unterlaß jagen neue Sturzseen heran, überschlagen sich, werfen sich auseinander, lösen sich in spritzendem, stiebendem Schaum und erstehen im nächsten Augenblick neu, um vor dem Wind, der nun immer heftiger und in schweren Stößen bläst, in wilder Hast zu fliehen.

Seit zwanzig Stunden ist „T 23" auf Vorposten. Tief taucht das kleine Fahrzeug die Nase in die aufgewühlte See, die unaufhörlich mit schwerem Klatschen das Vorschiff überflutet. Riesenfäuste zerren und reißen am Schiff, daß der Rand des Schornsteins bis dicht auf das Wasser zu tauchen droht. In tollem Wirbel greift der Sturm nach dem Menschenwerk, das ihm zu trotzen wagt.

Zwanzig Stunden schon pendelt „T 23", ein deutsches Minensuchboot aus Wilhelmshaven, seine Vorpostenstrecke ab. Oft wird es jäh aus dem Kurs gerissen und weit zur Seite gedrängt, doch immer wieder richtet es sich gehorsam auf und nimmt die alte Bahn wieder auf.

Längst sind alle Luken dicht, die Persennings über Geschütz und Scheinwerfer gezurrt. Strecktaue spannen sich über das spiegelnasse Deck, das bei jeder neuen Sturzsee das Wasser tonnenweise übernimmt. Dröhnende Brecher jagen ein vibrierendes Zittern durch das Schiff, wie zum Zerreißen straff gespannte Saiten singen die salzüberkrusteten Leinen.

Seit acht Stunden — solange reiten sie diesen Kuhsturm ab — ist der Kommandant nicht von der Brücke gekommen, Steuermann und Rudergänger neben ihm konnten abgelöst werden. Er mußte aushalten. Wenn auch die Augen vom Salzwasser brennen und die klammen, erstarrten Hände das Glas kaum noch halten können.

Dreimal schon hat der Posten am Heck treibende Minen gesichtet. Dreimal schon hat sich das gleiche erregende Schauspiel wiederholt: Langsam rollend, auf- und niedertauchend, nähert sich die schwarze unheimliche Kugel. Auf und ab . . .

An der Reeling steht das Schußkommando. Die drei besten Schützen des Bootes. Dünn pfeifen die Schüsse um den tanzenden Ball. Es ist nicht leicht, von dem halb unter Wasser begrabenen Boot die sich mit den Wellen senkende und hebende Mine zu treffen. Aber jetzt — der fünfte Schuß hat gesessen. Krachend hebt sich eine Wassersäule, in der es wie von fliegenden schwarzen Trümmern schimmert, sie steigt, steht still, bricht dann in ihrem Sockel kurz ab und stürzt dampfend und stäubend in sich zusammen.

„T 23" steckt die Nase ins Wasser und schlingert seine Tour weiter. Hin und her, bis zu den Nachbarbooten rechts und links.

Wieder eine Nacht ohne Schlaf. Die wievielte schon in den letzten Wochen? Was tut's! Treibminen abschießen ist wichtiger als Schlafen. Und es hängt viel davon ab, ob „T 23", das winzige, ungemütliche Minensuchboot aus Wilhelmshaven, alle Minen, wirklich auch alle ohne Ausnahme, findet und unschädlich macht, die sich in seinem Abschnitt herumtreiben. Denn seit gestern liegt auf dem Tisch der engen Kommandantenkajüte der Funkspruch, der „T 23" den Befehl gibt, von nun an mit verdoppelter Aufmerksamkeit seinen Stropp abzufahren.

„31. 5. Gg. 2490."

Unverständliche Ziffern und Buchstaben für den, der den Chiffre-Schlüssel nicht kennt. Für „T 23" das Signal, daß die gesamte deutsche Hochseeflotte zur Stunde Dampf aufmacht, um ihre Liegeplätze zu einem machtvollen Vorstoß zu verlassen.

„T 23" und mit ihm ein paar Dutzend andere Minensuchboote sind auf der Wacht vor Helgoland. Die Kameraden der Schlachtschiffe können unbesorgt auslaufen — auf ihrem Weg gibt es keine Treibminen mehr.

*

Eine wendige Barkasse lief am frühen Morgen eines der letzten, noch recht kalten Maitage des Jahres 1916 über die leicht gekräuselten Wellenkämme der Bucht von Scapa Flow auf den Orkney-Inseln, hoch im Norden Schottlands. In engem Bogen glitt sie an der langen Reihe der Schlachtschiffe vorüber und legte sich endlich nach kurzem Auslauf neben das Linienschiff „Colossus".

Sieben oder acht Männer, deren Anwesenheit auf einem Schiff des 1. Schlachtgeschwaders der „Grand Fleet" nicht ohne weiteres verständlich schien, kletterten über die schmale Treppe zum Deck des Schiffes empor. Gewiß war die Anwesenheit hoher Marineoffiziere etwas ganz Alltägliches, wenn auch drei Admirale, darunter der „Commander-in-Chief", der Oberbefehlshaber der „Grand Fleet", Admiral Jellicoe, auffallen mußten. Aber daß ein simpler Leutnant eifrig und vertraut auf den Admiral einsprach, der ihm aufmerksam und geduldig zuhörte, als stünde der 1. Lord der Admiralität vor ihm und nicht der Marineleutnant Burney — daß ein Zivilist, dem man den Gelehrten auf Meilen ansah, einem anderen Admiral sehr ernsthaft irgend etwas erläutern konnte, ohne daß der die reichlich unkriegerische Haltung des Professors mit kritischem Blick musterte — daß daneben Leute standen, die man für Techniker oder Monteure aus einem der großen Arsenale an der schottischen Ostküste halten konnte — das alles waren doch recht merkwürdige Umstände.

Kein Wunder, daß neugierige Blicke dem „Colossus" folgten, der nun Anker auf ging und auf die offene See hinausdampfte. Und zum Entsetzen der Mannschaft hielt er mit wachsender Fahrt genau auf ein Minenfeld zu, dessen schwarze Kappen wie leichte Korken in der Dünung tanzten.

Da — war der Wachoffizier wahnsinnig geworden — er mußte doch sehen, daß das Schiff im nächsten Augenblick an einem der auf und nieder wippenden Korken entlang schrammen würde — jetzt, jetzt — —

In elegantem Bogen, wie von der Hand eines Wassergottes abgelenkt, wich die Mine dem heranstürmenden Schiff aus, das unbekümmert die nächste Kette angriff.

„All right, Burney", knurrte der Admiral Jellicoe und schlug dem jungen Leutnant kameradschaftlich derb

auf die Schultern. Burney strahlte, denn soeben hatte das von ihm erfundene Minenabwehrgerät seine Feuerprobe bestanden. Der Professor der Marine-Akademie in Greenwich lächelte mild, und die Techniker des Arsenals von Hull zeigten grinsend die weißen Zähne.

Unter den Zuschauern, die diesem seltsamen Schauspiel an Bord des „Colossus" beiwohnten, war ein Seeoffizier, dessen Uniform nur ein oberflächlicher Beobachter für die eines britischen Seemannes hätte halten können. Er trug merkwürdig schmale Achselstücke und an der Brust ein fremdes, achtspitziges Kreuz.

Das war Commodore G. von Schoultz, Chef der russischen Finnlandflotte und Verbindungsoffizier seiner Regierung zur englischen Marine. Die Arbeit des neuen Minengerätes hatte ihn sehr interessiert, und er äußerte in seiner Unterhaltung mit Jellicoe den Wunsch, schon am nächsten Tag nach London zu fahren, um dem russischen Marineattaché Bericht zu erstatten. Vielleicht könnte man auch wichtige Schiffe der Alliierten mit dieser Erfindung des Leutnants Burney ausstatten ....?

Jellicoe lächelte. „Zuviel Ehre. Gewiß hat unser junger Freund saubere Arbeit geliefert, aber schließlich muß man das Gerät erst näher erproben ... Und im übrigen: bleiben Sie doch noch ein paar Tage, dann können Sie an einer Unternehmung teilnehmen, die viel interessanter wird als Ihr Besuch beim Marineattaché ... Sagen Sie Clinton-Baker, er soll Sie meinen Operationsbefehl lesen lassen. Ich glaube, Sie werden bleiben ... So long, Commodore — —"

*

Nur Nummern stehen an den trübselig graugestrichenen Türen, die sich wie ein endloses einförmiges Spalier schmaler Striche an den düsteren Korridoren entlangziehen. Kein Namensschild verrät, wer sich hinter dem dünnen Holz verbirgt, nichts läßt erkennen, ob politische Geheimnisse hinter ihnen ausgetauscht werden oder ob an nüchternen Bürotischen ältere Beamte sitzen und sorgsam nachprüfen, wieviel dreizöllige Messingschrauben die Marinewerft in Woolwich gestern erhalten hat.

Matte Lampen in verstaubten Gittern können das Halbdunkel dieser verwinkelten, niedrigen Gänge kaum aufhellen. Es riecht nach Akten und nach schlecht gelüfteten Zimmern.

Das ist die Admiralität in Whitehall. Das Hirn der englischen Flotte und damit das Herz des Weltreiches. Mittelpunkt eines beträchtlichen Teiles dieser Erde. Zentralstelle für die kleinste Bewegung, die irgendwo in der weiten Welt ein Glied dieser gewaltigen Organisation, englische Flotte genannt, ausführt.

Totenstill war es in der Nacht vom 29. zum 30. Mai in diesen endlosen Fluren. Laut hallte der Schritt der Wachen über den Steinbelag der Treppen. Nur in drei oder vier Zimmern des zweiten Stockwerkes brannte noch Licht. Da standen der Chef der Operationsabteilung der Admiralität und seine engsten Mitarbeiter über einen riesigen Tisch gebeugt, den eine Seekarte der Nordsee fast völlig bedeckte. Neben ihnen auf einem Ständer lag ein kleiner Haufen blaßgrüner Aktendeckel.

Von Zeit zu Zeit erschien ein Ordonnanzoffizier, legte eine neue Botschaft in grüner Hülle auf den Stapel, grüßte und verschwand wieder. Immer wieder enthielten diese abgegriffenen Umschläge nichts als knappe, lakonische Meldungen, die die Funkstation oben unter dem Dach aufgefangen und entziffert hatte.

Von seltsamen Dingen berichteten die Meldungen auf den schmalen Papierstreifen. Von merkwürdigen und beunruhigenden Vorgängen bei den Deutschen. Genauer gesagt, bei der deutschen Flotte in der Nordsee.

Da war der Funkspruch Nr. 1700 Der Kommandant eines Zerstörers hatte ihn an die Admiralität gerichtet: „Dringend. Trawler Dundepril meldet U-Boot 3.45 p. m. Breite 58° 35' N, Länge 2° 35' W."

Da waren plötzlich fünf, sieben andere Meldungen, von Vorpostenbooten, Minenflottillen und Zerstörern. Sie alle meldeten die Anwesenheit von U-Booten in der Nordsee, an Stellen, die bis gestern noch völlig frei gewesen waren. In bedrohlicher Nähe der Flottenstützpunkte lagen diese Stellen.

Was das an alle Verbände der deutschen Hochseeflotten ausgegebene und von einem englischen Boot aufgefangene Signal „31. 5. Gg 2490" bedeuten sollte, wußte man nicht. Alle Schlüsselkünste versagten. Daß es aber in irgendeinem Zusammenhang mit den beunruhigenden Meldungen über die Flottenbewegungen vor den Flußmündungen, mit dem auffälligen Erscheinen zahlreicher U-Boote stehen mußte, schien sicher.

Was war los in der Nordsee? Was war für den 31 Mai offensichtlich geplant? Warum diese Häufung von Schiffen?

Sie wissen es nicht, die Offiziere beim Chef der Operationsabteilung in Whitehall. Und auch der Erste Lord der Admiralität, den sie mitten in der Nacht aus dem Bett geholt haben, weiß nicht mehr als sie — nämlich nichts Sicheres über den ohne Zweifel geplanten großen Vorstoß Scheers. Wenn man nur wüßte, wohin er zielen soll!

Und nun spielt der Telegraph.

Den Befehlshaber in Harwich reißt eine Depesche aus dem Schlaf — drei U-Boote nach Horns-Riff an der Westküste Jütlands — zwei an die Doggerbank — alle Zerstörer und leichten Kreuzer in erhöhter Bereitschaft halten!

Den Befehlshaber in Sheerneß erreicht in den ersten Morgenstunden der Befehl, seine Kreuzer dicht vor den Mündungen der Flüsse ankern zu lassen und mit den älteren Linienschiffen seines Geschwaders in See zu gehen.

Und Admiral Jellicoe erhält am Mittag des 30. Mai die Meldung, die deutsche Flotte nehme Bewegungen vor, über deren Sinn man sich noch nicht klar sei Er möge die geeigneten Vorkehrungen treffen, jedem nur denkbaren Angriff der Deutschen zu begegnen.

„Konzentrieren Sie sich", so schloß das Telegramm, „nach Osten, und halten Sie sich für alle Möglichkeiten bereit!"

*

Das war die Depesche, die dem Operationsbefehl Jellicoes zugrunde lag, den der russische Commodore Schoultz soeben in der Kommandantenkajüte des „Hercules" gelesen hatte. Er wußte genug. Das sah verdammt ernst aus. Das war ein Befehl, der einen Vorstoß der gesamten englischen Flotte nach Jütland ins Rollen bringen mußte. Bis zum Kattegatt und bis zum großen Belt sollte dies Unternehmen ausgedehnt werden, das allein in seiner Ausdehnung alle bisherigen Vorstöße in die Nordsee weit übertraf.

Der Sinn war klar. Den neutralen Skandinaviern sollte die Macht Englands mit aller Deutlichkeit vor Augen geführt werden. Wer konnte wissen, ob man nicht das dänische Aufmarschgebiet zu einem Landungsvorstoß gegen Norddeutschland sehr bald brauchen würde. Da war es besser, den schwachen Widerstand eines neutralen Landes schon vorher durch machtvolle Demonstrationen auszuschalten. Und wenn es dabei endlich zu dem Zusammenprall der beiden Flotten kam — nun, auch in England wartete man schon seit fast zwei Jahren auf diese Stunde. Ein längerer Aufenthalt in der Nordsee, wohin auch die deutsche Hochseeflotte oft vorzustoßen pflegte, konnte die Aussichten auf eine Begegnung nur erhöhen ...

Ach was — Captain Clinton-Baker, der Kommandant des „Hercules", war recht skeptisch — natürlich würde wieder Nebel sein, und vor Jütland würde die übliche grobe See stehen, die Deutschen würden wieder nicht auslaufen, und dieser Vorstoß würde wieder, wie schon so oft in diesem langweiligen Krieg, ergebnislos bleiben.

*

Zwanzig Monate lang hatte die deutsche Flotte vergebens auf den Augenblick gewartet, der ihr mit dem Signal „Ran an den Feind!" endlich die Handlungsfreiheit geben sollte. Die Auslandskreuzer waren nach heißem Kampf mit wehender Flagge gesunken — in die Dardanellen waren „Göben" und „Breslau" eingedrungen — U 9, U 21 und ihre Kommandanten waren dem deutschen Volk vertraut wie Hindenburg und Ludendorff.

Nur die Kampfschiffe der Hochseeflotte lagen nutzlos in den Häfen. Der große Zusammenstoß war ausgeblieben, und die Unternehmungen gegen englische Küstenstädte, die Gefechte bei Helgoland und auf der Doggerbank waren gelegentliche Gefechtsberührungen der Gegner, aber keine bewußt angesetzten Vernichtungsschlachten gewesen.

Die Schuld lag nicht bei der Marineleitung. Deutschlands politische Führung hielt es für zweckmäßig, die Flotte bis zum Frieden vor Verlusten zu bewahren, damit sie dann mit besonderem Nachdruck als politisches Machtmittel eingesetzt werden konnte.

Zurückhaltung predigte Bethmann-Hollweg. Und die Flotte gehorchte.

Bis im Januar 1916 die Hochseeflotte einen neuen Chef bekam. Vizeadmiral Scheer brachte den alten Angriffsgeist mit, der des greisen Tirpitz A und O gewesen war. Eine Hochseeflotte ist nicht dazu da, vor Anker zu rosten! Bethmann-Hollweg mußte nachgeben, als er den Geist kühnen Wagens spürte, der den Erfolg herbeizuziehen weiß. Die Flotte sollte auslaufen ...

*

Im Frühjahr 1916 erfuhr die deutsche Flottenleitung auf Umwegen, daß Rußland den englischen Bundesgenossen bestürmte, seine Flotte zu einem Vorstoß in die Nordsee einzusetzen. Die nördlichen Buchten der Ostsee wurden allmählich eisfrei — es war höchste Zeit, daß die Russen die Minensperren vor ihren Häfen ergänzten. Aber sie wagten es nicht, ihre Liegeplätze zu verlassen, solange beträchtliche deutsche Streitkräfte in der Ostsee stationiert waren.

Immer wieder drängten sie in London, Unternehmungen in der Nordsee anzusetzen und dadurch die deutschen Ostseegeschwader nach der Nordsee zu ziehen. Das zu erreichen, war die Hauptaufgabe ihres Verbindungsoffiziers, des Commodore Schoultz.

Alle diese Umstände wurden der deutschen Flottenleitung allmählich bekannt Man wußte, daß für die nächste Zeit mit englischen Vorstößen zu rechnen war. Die Bestätigung solcher Vermutungen blieb nicht aus. Aus Quellen, die, wie das amtliche Deutsche Marinearchiv mitteilt, als durchaus zuverlässig galten, erhielt man auf deutscher Seite Meldungen, daß die durch französische Verbände verstärkte englische Flotte größere Unternehmungen plane.

*

An Bord des Flottenflaggschiffs „Friedrich der Große" fand Anfang Mai 1916 die entscheidende Besprechung statt.

Die Mitarbeiter seines Stabes, seiner Operationsabteilung, dazu die Geschwaderkommandanten, hatte Admiral Scheer versammelt. Ein Plan sollte aufgestellt werden, der an einem noch festzusetzenden Tage die Beschießung der Befestigungen der schottischen Stadt Sunderland durch die Kreuzer herbeiführen sollte. Die Linienschiffe sollten unterdessen eine Position nördlich der Doggerbank beziehen, um von dort aus die durch die Kanonade herbeigelockten englischen Streitkräfte anzugreifen. Die U-Boote sollten vor den britischen Stützpunkten Stellung beziehen, um die „Grand Fleet" beim Ein- und Auslaufen zu attackieren.

Am 17. Mai sollten die Operationen beginnen. Aber Kondensatorhavarien auf einigen Linienschiffen machten einen längeren Aufschub notwendig. — Den Marineluftschiffen war die Aufgabe zugefallen, bei dem Vorstoß gegen Sunderland die Nordsee aufzuklären. Da Scheer die Flotte dicht an die englische Küste heranzuführen beabsichtigte, konnte er auf die Mitwirkung der Luftschiffe keineswegs verzichten, wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, in unmittelbarer Nähe der britischen Stützpunkte zur Entscheidungsschlacht gezwungen zu werden.

Das Wetter wollte es anders. Sturm und Nebel machten jede Luftschiffahrt über die Nordsee unmöglich. Am 30. Mai mußte der Kommandeur der Marine-Luftstreitkräfte melden, daß die Schiffe auch in den nächsten Tagen die Hallen nicht verlassen könnten.

Das Sunderland-Unternehmen wurde abgeblasen, obwohl die U-Boote die vorgesehenen Angriffsstellungen bereits bezogen hatten, in denen sie bis zum 1. Juni verharren sollten. Diese Situation mußte durch eine rasche, energische Entscheidung ausgenutzt werden. Ein Ersatzplan war mittlerweile vorbereitet worden. Er wurde schleunigst ins Werk gesetzt. Nicht nach Schottland sollte der Vorstoß führen, sondern nach dem Skagerrak, der Meerenge zwischen der Südspitze Norwegens und der Nordküste Dänemarks. Der Sinn beider Unternehmungen war ja der gleiche: Die „Grand Fleet" sollte zum Verlassen ihrer Häfen und damit zum Kampf gezwungen werden.

Trotz aller Vorsicht blieb es der englischen Admiralität nicht verborgen, daß Scheer zweifellos einen Ausmarsch der Hochseeflotte plante. Die eigenen Vorbereitungen zu einem großzügigen Unternehmen in der Nordsee wurden beschleunigt. Und so geschah es, daß am 31. Mai 1916 beide Flotten mit ihrem Troß von Geleitschiffen und Zerstörern den gleichen Punkt in der Nordsee ansteuerten, ohne daß ein Admiral über die Pläne des anderen wirklich unterrichtet war.

Auch Scheer wußte in den ersten Morgenstunden dieses Tages aus den Meldungen der vorgeschobenen U-Boote bereits, daß englische Streitkräfte ihre Liegeplätze in den Flußmündungen verlassen hatten. Aber war es wirklich die ganze Flotte?

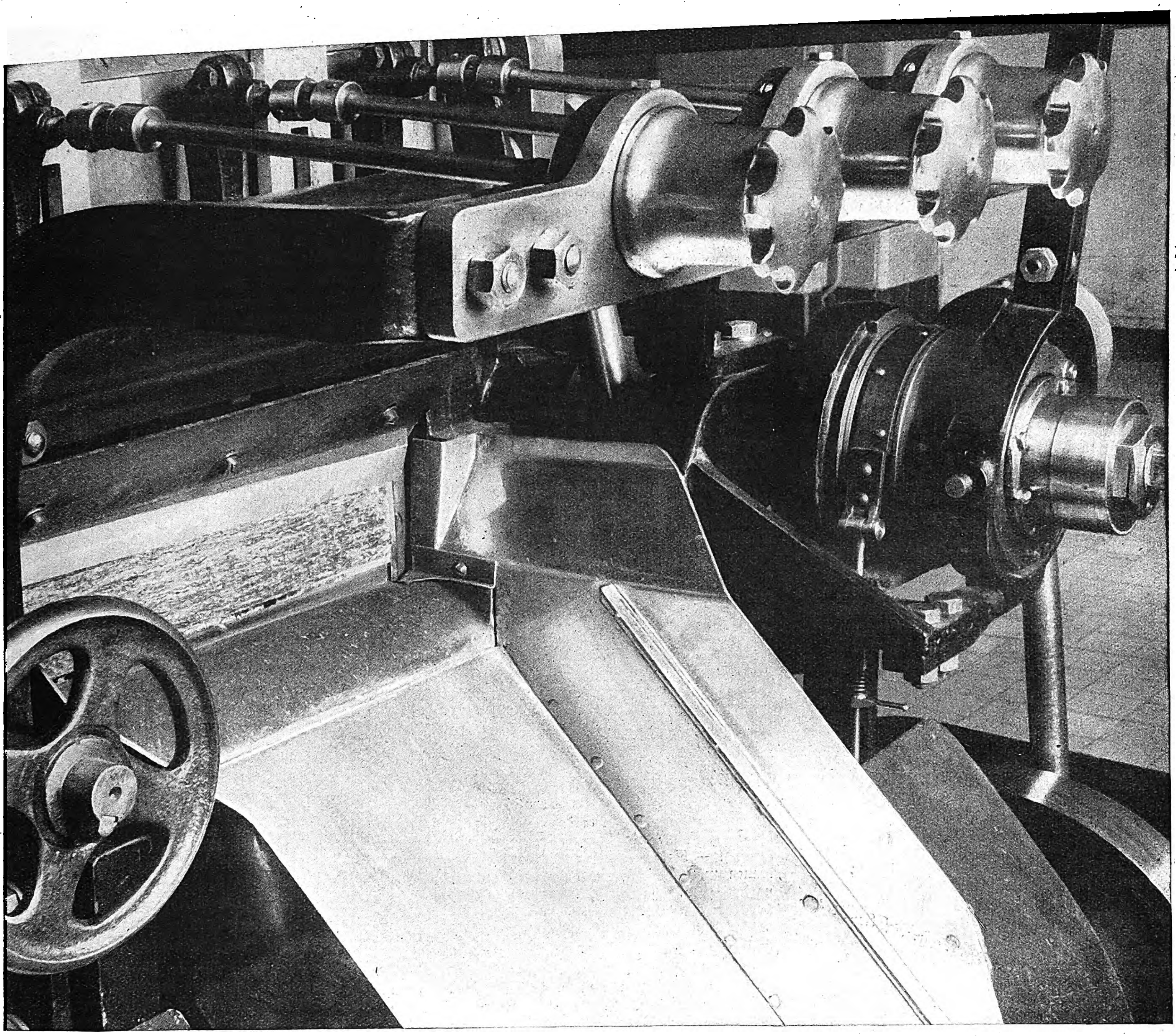
So groß wie Deutschland ist die Nordsee. Einen winzigen Teil bedeckt die Fläche nur, auf der sich Stunden später die größte Seeschlacht aller Zeiten entwickelte.

Diesem winzigen Punkt liefen an diesem 31. Mai 1916 die „Grand Fleet" von Westen her, Deutschlands Flotte von Süden her entgegen.

Am Skagerrak mußten sie zusammentreffen.

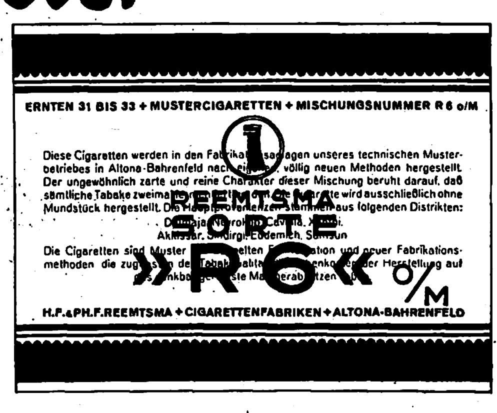
*

Kein Mensch zeigte auch nur einen Schein von Aufregung, als das englische I. Leichte Kreuzer-Geschwader am Abend des 30. Mai seine Liegeplätze in Rosyth verließ. Man kannte das schon: wieder



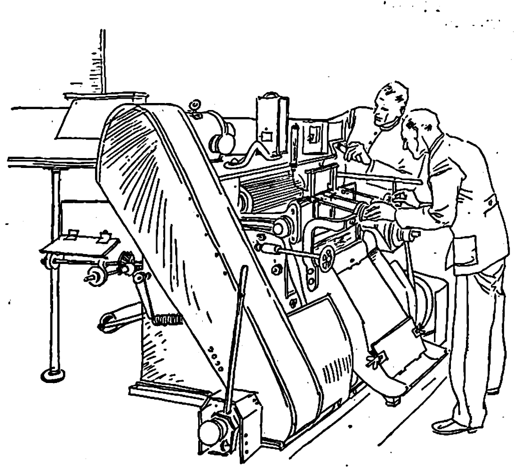
Erfindergeist

IN DEN MUSTERWERKSTÄTTEN DER CIGARETTENSORTE »R6« O/M



doppelt fermentiert

4 Pf



Die Tabakschneidemaschinen sind in ihrer Arbeitsweise ebenso alt wie die Cigarettenindustrie. Eine wichtige Neuerung jedoch sind die 3 oberen Stellschrauben, mit denen man das Schneidemesser auch während des rasenden Laufes der Maschine mit außerordentlicher Präzision nachstellen kann.

Dadurch gewinnt man die Sicherheit eines stets scharfen und klaren Schnittes.

einer dieser nutzlosen Erkundungsausflüge in die Bucht von Helgoland. Zwei Tage oder drei, dann war man wieder daheim, ohne einen scharfen Schuß abgefeuert und einen einzigen German getroffen zu haben. Völlig sinnlos, wie man hier Krieg ohne Feind spielte . . .

„Völlig sinnlos", brummte auch Ted Earnshaw, Funkersmaat auf Commodore Alexander Sinclairs Flaggschiff „Galatea". Er konnte es freilich nicht wissen, welche historische Rolle ihm ein merkwürdiges Schicksal zwanzig Stunden später zugedacht hatte.

Vorläufig schimpfte er nur. Es hatte schon gut angefangen. Ein paar Seemeilen waren sie erst aus dem Firth of Forth heraus, da wurden zwei Torpedos auf die „Galatea" abgefeuert. Man sah ihre Blasenbahn, man sah sie fünfzig Meter hinter dem Heck vorübergleiten, aber wer in Dreiteufelsnamen hatte sie aus dem Rohr gelassen?

Nichts zu sehen. Das U-Boot — nur darum konnte es sich handeln — blieb verschwunden. Unheimlich. Funkersmaat Ted Earnshaw war also im Grunde heilfroh, als er um 15.15 Uhr das Signal vom Führer der Schlachtkreuzerflotte aufnehmen konnte, „Galatea" solle mit dem Verband der drei Leichten Kreuzergeschwader wenden und die Rückfahrt in den Hafen antreten.

Und dann geschah etwas, was Ted später in einem Brief an seine Angelfreunde — er besaß einen kleinen Landgasthof in Yorkshire — eingehend geschildert hat.

„Unsere ‚Galatea' — auf dem Flügel — erhielt das Signal etwas später als die anderen Schiffe. Da sahen wir ein Handelsschiff; es schien angehalten worden zu sein und blies Dampf ab. Unser Kommandant ließ unseren früheren Kurs noch etwas halten, um nach dem Schiff zu sehen Als wir näher kamen, erblickten wir einen Zerstörer, den wir vorher nicht gesehen hatten. Er hatte hinter dem Dampfer gelegen, den er gerade verlassen wollte. Nach der stumpfen Schnauze und dem großen Hauptmast zu urteilen, konnte es nur ein deutsches Boot sein. Jetzt kam der Befehl: Klar Schiff zum Gefecht!

Ich rekelte mich gerade behaglich in der Sonne auf dem Quarterdeck. Als ich dann den Lärm der Hin- und Herhastenden hörte, glaubte ich, es handele sich um das übliche Nachmittagsexerzieren. Ich bummelte also in aller Gemütsruhe zu meiner Funkenbude — einer kleinen selbstgebauten FT.-Station auf dem Vorderdeck. Sie glich mehr einer Kaninchenhöhle als einer Funkenstation. Gerade wollte ich die Leiter zum Vorderdeck hinaufsteigen, da hörte ich den Feuerbefehl für das 6-Zoll-Geschütz. Schon stürzte ich von dem Luftdruck über mir die Treppe herunter. Es kam zu plötzlich. Ich nun schnell in meine Höhle — da sauste auch schon die erste Messingbüchse der Signalpost auf den Tisch. Sie enthielt die erste Meldung über die Jütland-Schlacht: ‚Feind in Sicht. Besteht aus einem Zerstörer'."

Wenn in den Jahren nach dem großen Krieg Ted Earnshaw von der „Battle of Jutland" erzählte — und das tat er gern und mit immer gleichbleibender Leidenschaft —, dann vergaß er nie die Bemerkung, daß er beinahe das erste Opfer der Schlacht geworden wäre. Als ihn nämlich der Luftdruck beim Abfeuern des Vordergeschützes der „Galatea" die Treppe hinuntergeworfen hatte.

*

Der erste Schuß war gefallen. Ein Zufall hatte ihn ausgelöst. Zwischen Hippers und Beattys vorgeschobenen leichten Streitkräften, die hier noch 16 Seemeilen, also fast 30 Kilometer, auf ihren sich allmählich nähernden Kursen voneinander entfernt waren, war plötzlich ein Dampfer aufgetaucht. Ein harmlos durch die Nordsee schaukelnder Frachter aus Norwegen. Von beiden Seiten war man auf ihn aufmerksam geworden. Es konnte nichts schaden, sich ein wenig näher mit ihm zu befassen. „Galatea" und das deutsche Torpedoboot „B 109" hielten auf ihn zu. Der Deutsche war eher längsseit und stellte die üblichen Fragen nach woher und wohin, Ladung, Passagieren, und was man in Kriegszeiten solche Dampfer zu fragen pflegt. Dann war „Galatea" erschienen, hatte ihre 6-Zoll-Kanone auf dem Vorderdeck aufbrüllen lassen, und beide Schiffe hatten unbeschädigt kehrt gemacht und so die anderen Streitkräfte ihrer Geschwader automatisch an diese sonst harmlose und unwichtige Ecke der Nordsee gelockt.

Die Aufklärungsfahrzeuge waren in Berührung gekommen. Der erste Schuß war gefallen . . .

*

Beide, Hipper und Beatty, wissen zunächst nur das eine: daß ihre leichten Streitkräfte, die fächerförmig vorauslaufenden Kleinen Kreuzer und Torpedoboote, aneinandergeraten sind. Aber was eigentlich los ist, wie stark der Gegner ist, welchen Kurs er steuert, ob es sich nur um ein vereinzeltes Geschwader handelt, oder ob hinter ihm noch andere Kräfte stehen — das alles wissen sie beide noch nicht.

Zwar hat der Kleine Kreuzer „Elbing", der mit der abziehenden „Galatea" ein paar Schüsse gewechselt hat, seine Beobachtungen in einem Flaggensignal mitgeteilt. Aber das wird vom folgenden Schiff falsch verstanden oder irrtümlich ausgelegt, und so geht eine falsche Meldung, 24 bis 26 englische Linienschiffe seien in Sicht, zum Vizeadmiral Hipper, der seine Schlachtkreuzer sofort zur Gefechtslinie auf einem SSW-Kurs entwickelt.

Und Beatty hat über Ted Earnshaws überstürzte zweite Meldung, „Galatea" befinde sich im Kampf mit der deutschen Flotte, herzlich gelacht, denn inzwischen war ihm von anderer Seite die Geschichte dieses ersten Schusses berichtet worden. Als ihm jedoch der Gefechtsläufer stumm einen neuen Meldungszettel unter die Hand schob, da war der Vizeadmiral Sir David Beatty doch sehr ernst geworden. Die „Southampton" war allen anderen Schiffen weit vorausgelaufen und lag nun an der Spitze vor den Schlachtkreuzern und dem Flaggschiff „Lion". So hatte ihre Meldung ausgesehen:

„Southampton an den Commander-in-Chief. Dringend. Vordringliche Meldung! Habe die feindliche Schlachtflotte etwa Südost gesehen. Kurs des Feindes Norden."

Wie aber war die „Southampton" zu ihren Beobachtungen gekommen? Ein Offizier ihres Beobachtungsturmes erzählt es uns „. . . um 16.38 Uhr erblickten wir die gesamte deutsche Hochseeflotte. Sie tauchte in einer endlos scheinenden Prozession aus dem Süden auf, es waren etwa 20 Großkampfschiffe, mit Leichten Kreuzern und einer Unmenge von Zerstörern. Unsere Leute im Top — mit Ausnahme des Artillerie-Offiziers, der im Bilde war — waren überzeugt, daß es sich um die britische Flotte handele, obwohl die Schiffe sich aus der Richtung von Helgoland näherten. Der Leutnant brauchte viel Zeit, um die Leute von ihrem Optimismus zu heilen . . ."

Aber, denkt Beatty, die deutschen Linienschiffe können ja noch gar nicht in der Nähe sein. Sie haben doch — und alle Meldungen seiner Funker haben dies bestätigt — bis zum Mittag auf der Jade gelegen und können unmöglich schon hier sein. Schon wieder eine unrichtige Meldung — scheint ja eine schöne Aufmerksamkeit bei den Vorposten zu herrschen!

Der Vizeadmiral Sir David Beatty ahnt freilich nicht, daß er einer List seines Gegners Scheer zum Opfer gefallen ist. Dessen Flottenflaggschiff „Friedrich der Große" hat mit der Signalstation Wilhelmshaven am frühen Morgen das Anrufsignal gewechselt. So können die englischen Funker wohl die Signale mit der Unterschrift des Flaggschiffes auffangen, ohne deren Inhalt zu entziffern. Aber wenn sie dann den Standort dieses Absenders anpeilen, dann kommen sie jedesmal nach — Wilhelmshaven. So sind Jellicoe und Beatty des festen Glaubens, „Friedrich der Große" und die Hochseeflotte lägen noch vor Anker und vor ihnen am Skagerrak stünden nur ein paar Leichte Kreuzer.

So operiert Beatty ins Blaue hinein, schließt eine Wendung und Schwenkung an die andere, und da ihm Hipper geschickt folgt, ohne ihm die eigenen Absichten zu verraten, manövriert sich die englische Aufklärungsflotte auf südöstlichem Kurs sicher an das Gros der deutschen Schlachtflotte heran.

*

Zehn Ohren müßte der Mensch haben, dachte der Obermaat Panknin. Mit zehn Ohren zur Welt kommen und dann Seemann werden und dann in der Maschinenzentrale eines Schlachtkreuzers vor den Sprachrohren stehen — Herrgott, müßte das ein Spaß sein, wenn . . .

Weiter kam er nicht in diesen tiefsinnigen Betrachtungen über das eben konstruierte menschliche Wunderwesen.

Denn aus allen Rohren zugleich dröhnten die Meldungen geisterhaft durch den Raum.

„Rudermaschinen klar!"

„Bunker an Backbord klar!"

„Gefechtsschaltung eingelegt!"

„Turbinen klar!"

„Bunker an Steuerbord klar!"

„Vordere Schaltstelle klar!"

„Abteilung V, Abteilung XI, Abteilung XIII klar . ."

„Arbeitsgruppe klar!"

„Lecksicherungsdienst klar!"

Junge, Junge — Obermaat Panknin pfiff durch die schmale Luke in den oberen Schneidezähnen, was ging das heute fix im Schiff! Die unsichtbaren Kameraden, all die Maate und Ingenieure und Deckoffiziere auf ihren unterirdischen Gefechtsstationen schienen sich verabredet zu haben, zu gleicher Zeit ihre Klarmeldungen durchzugeben. Aber er kam schon mit. Wäre ja gelacht, wenn er nicht nebenbei noch auf das Bimmeln in der Fernsprechzelle hörte und einem Läufer seinen Meldungszettel aus der Hand riß, um ihn, ohne sich umzusehen, seinem Oberstabsingenieur hinter sich zu reichen.

Ein paar Minuten erst war es her, daß Trommel und Horn und Alarmglocken ihre kriegerische Musik durch die Decks gejagt hatten.

„Klar Schiff zum Gefecht!"

Ein paar Minuten erst. Nun stand er hier in der Maschinenzentrale vor seinen Sprachrohren, ließ die sich überstürzenden Wortfetzen über sich ergehen und blubberte dazwischen einen säumigen Gefechtsposten irgendwo im Schiff durch Rohr an: „Bald klar da achtern?!"

Vor dem Stabsingenieur häufte sich ein kleiner Hügel von flüchtig beschriebenen Zetteln, das Telephon schnarrte noch ein paarmal — dann raste auf verschlungenen Leitungen die Meldung durch S. M. S. „Seydlitz" zum Panzerstand des Kommandanten: „Maschine klar zum Gefecht!"

Obermaat Panknin lachte. Junge, was hatte das geklappt! Da fehlte nichts! Da standen die Posten an den Schottüren, da waren die Reparaturgruppen aufgezogen, die Leckdichtungstrupps mit den Bündeln aus Hängematten auf ihren Stationen, da schnurrten, zischten, brummten, tobten alle Maschinen mit beruhigend gleichmäßigen Lauten, da trabten die Läufer, rasselten die Fernsprecher, da surrten die Entlüfter in den hermetisch geschlossenen Räumen unter dem Panzerdeck. Da war alles in Ordnung, wie es sich gehörte, und das alles hatten Menschen vollbracht, die fünf oder zehn Minuten vorher noch an Deck in der Sonne gelegen, in der Messe noch einen Topf Kaffee getrunken oder einen Schwatz über den letzten Landurlaub gemacht hatten.

Der erste Ansturm war abgeebbt. Man konnte sich ja immerhin mal erkundigen, wem der ganze Aufwand denn nun eigentlich gegolten hatte. Wenn man sich durch die guten Freunde auf den oberen Stationen ein wenig durchfragte, dann würde man die Sache schon klar kriegen.

„Vier Kreuzer der Arethusa-Klasse in Sicht!"

Und ein wenig später:

„Sechs dicke Kästen Lion-Klasse . . ."

Rrrrrrums! — brüllte da die erste Salve auf, daß die Eisenwände zu zittern begannen — rrrrrrums! — eine Sekunde hinterher der nächste Turm — —

Und während droben in den Geschütztürmen und Kasematten die Verschlüsse schmetterten, die Detonationen wie höllische Dämonen aufheulen, während im Licht dieses letzten Mainachmittags schwarze Dunstballen aus den im Abschuß zuckenden Rohren quellen, während entfesselte Urgewalten unmeßbare Lasten glühenden Stahls in die über dem Wasser flirrende Luft schleudern — während oben im Licht ein Feind bekämpft wird, den man wenigstens sehen kann, kämpfen sie ein paar Stockwerk tiefer, in ihre Gefechtsstände und Stationen eingeschlossen, hinter Panzerdeck und verrammelten Türen den gleichen Kampf.

Vor den Feuerungen die Heizer, in den Bunkern die Kohlenzieher, an den Turbinen die Maschinisten, in den Schaltstellen die Elektriker, dazwischen die Schottposten, die Dichtungstrupps, die Arbeitsgruppen, die Läufer, Telephonisten, die Ingenieure, auf den Verbandplätzen Ärzte mit Zahlmeister und Schiffsbarbier:

Keiner von ihnen sieht den Tag, keiner vernimmt vom Feind mehr als den donnernden, rumpelnden Einschlag seiner Treffer, keiner weiß, wie es oben eigentlich aussieht.

Aber jeder kämpft wie die in den Geschütztürmen. Denn jeder weiß, daß Leben und Sieg davon abhängen, daß Obermaat Panknin jederzeit dem Panzerstand des Kommandanten melden kann:

„Maschine gefechtsklar!"

*

Auch Scheer wußte in den ersten Nachmittagsstunden noch nicht, wie stark der Gegner eigentlich war, mit dem die Aufklärungskreuzer ins Gefecht gekommen waren. Die Luftschiffe standen noch weit zurück. Das diesige Wetter hatte sie lange aufgehalten. So bleiben nur die Meldungen der Torpedoboote und der weit vorgeschobenen Kleinen Kreuzer, die aber den Kampfplatz nicht so umfassend überblicken konnten, daß der Flottenchef auf ihren Beobachtungen die Operationen des Gros aufbauen konnte.


Wann
fangen Ihre
Ferien an?
Sicherlich werden Sie schon jetzt Reisepläne schmieden und sich auf Ihre Ferien vorbereiten. Da gibt es viel zu überlegen! Haben Sie auch daran gedacht, wie es um Ihre Zähne steht? Denn was nützt das schönste Essen, wenn Sie nicht richtig kauen können.. und wie leicht können Ihnen kranke Zähne die ganzen Ferien verderben!
Lassen Sie deshalb beizeiten Ihre Zähne untersuchen — und vor allem: pflegen Sie die Zähne gerade jetzt besonders sorgfältig.. mit Chlorodont! Diese verläßliche Qualitäts-Zahnpaste greift trotz größter Putzkraft den kostbaren Zahnschmelz nicht an. Sie kräftigt das Zahnfleisch und macht die Zähne blendend weiß!
Mit gesunden Zähnen
in die Ferien!
Chlorodont
Phot. Gierath

Da kam — es war 4.55 Uhr und fast auf die Minute die gleiche Zeit, in der auch Beatty seinem Flottenführer meldete, er sei im Gefecht mit fünf Schlachtkreuzern — von Vizeadmiral Hipper der erste ausführliche Funkbericht.

„Sechs feindliche Schlachtkreuzer und leichte Streitkräfte 151 Gamma (die Seekarte war zur Erleichterung der Befehlsübermittlung in Quadrate eingeteilt, die durch Zahlen und die Buchstaben des griechischen Alphabets bezeichnet waren) — steuern Südost. Erste Aufklärungsgruppe 004 Epsilon, Kurs Süd-Süd-Ost. Fahrt 18 Seemeilen. Bin im Gefecht mit sechs Schlachtkreuzern."

Nun ist die Lage klar. Mit höchster Fahrt läuft die Hochseeflotte den bedrängten Aufklärungskreuzern entgegen. Hoch rauschen die Bugwellen um den massigen Leib der Linienschiffe, die sich in zehn Kilometer langer Reihe auf Nordkurs in Marsch gesetzt haben.

„Zur Gefechtslinie aufgeschlossen!"

Auf 500 Meter werden die Abstände von Schiff zu Schiff verringert, 1000 Meter trennen jedes Geschwader vom anderen. Auf allen Schiffen ist „Klar Schiff zum Gefecht" befohlen, Horn und Trommel wiederholen den Ruf bis in die letzten Winkel.

Nur 50 Seemeilen hinter den Kreuzern der Aufklärungsgruppe hat das Gros gestanden. Nun vermindert sich die Entfe[illegible]ung von Minute zu Minute. In windender Fahrt führt Scheer — sein Flaggschiff liegt, um bessere Übersicht über die Linie zu gewinnen, an achter Stelle der langen Formation — seine Schiffe nach Norden. Eine kleine Abweichung nach Westen hat er befohlen, um den Engländern den Weg zu den Heimathäfen abzuschneiden. Da erreicht ihn der Funkspruch der zweiten Aufklärungsgruppe, daß ein Geschwader von fünf Linienschiffen hinter den englischen Kreuzern stünde. Mit seinem Eingreifen sei in jeder Minute zu rechnen...

Zurück auf den Nordkurs fällt die Flotte. Denn nun geht es in den Kampf mit der „Grand Fleet".

*

Nur die Geheimakten des alten Reichsmarineamts könnten über die unterirdischen Kämpfe Auskunft geben, die in den Jahren 1908 bis 1913 um die Frage getobt haben: Sollen die deutschen Schlachtkreuzer stärkeren Panzerschutz oder stärkere Geschütze mit größerer Reichweite erhalten?

Man wußte, daß das englische Schlachtkreuzergeschwader schon Reichweiten von mehr als 22 Kilometer erzielt hatte — unsere größte Entfernung waren 19 Kilometer, die nur von einem Schiff dieser Klasse, von „Derfflinger", erreicht wurde, während die anderen Schlachtkreuzer Ziele von 18,5 Kilometer Abstand eben noch beschießen konnten.

Weiter — suchten Eifrige den Großadmiral von Tirpitz und seine Konstrukteure zu treiben. Noch weiter, und möglichst noch stärkere Bestückung!

Aber Tirpitz wußte, warum er in diesem Fall bremste und die versteckten Sticheleien, er sei ein Leisetreter, der aus politischer Schwäche den Vorsprung der Engländer nicht aufzuholen wage, gelassen einsteckte.

Weder politische Rücksichten noch, wie manchmal behauptet wurde, die Unfähigkeit der deutschen Geschützbauer hätten es hindern können, die Schlachtkreuzer mit einer auch über 20 Kilometer reichenden Artillerie auszurüsten, wenn man das gewollt hätte

Aber man wollte nicht!

Denn weiter schießen, heißt nichts anderes als die Geschütze höher richten. Und das kann man wieder nur, wenn man die Lafetten und Lager erheblich verstärkt. Aber stärkere Lafetten wiegen mehr, und wo kann dies vermehrte Gewicht in einem Schiff wieder eingespart werden, dem ja nur ein beschränktes Gesamtgewicht zur Verfügung steht, soll die Geschwindigkeit nicht zusehends absinken? Wo allein?

Am Panzerschutz!

Also: weiter schießen — schwächerer Panzer! Zwei Kilometer geringere Reichweite — stärkerer Schutz des Schiffes!

Und — so folgerte damals das Reichsmarineamt, und die Schlacht vor dem Skagerrak erbrachte acht Jahre später den Beweis für die Richtigkeit dieses kühnen Schlusses — da es in der Nordsee nur in Ausnahmefällen so sichtig ist, daß Schußentfernungen von mehr als 19 Kilometer überhaupt möglich sind, so sollen die deutschen Schlachtkreuzer eben nur 19 Kilometer weit schießen, aber dafür einen stärkeren Panzer als die Engländer tragen.

Vier Monate nach der Schlacht hat es ein englischer Marineoffizier in der Zeitschrift „Naval and Military Record" bestätigt: „Alles in allem kann man schwerlich um den Schluß herumkommen, daß bei dem englischen Schlachtkreuzertyp der Panzerschutz in unzulässiger Weise der Geschützstärke und der Geschwindigkeit geopfert worden ist. Das deutsche Verfahren, verhältnismäßig leichte Geschütze aufzustellen und einen großen Teil der Wasserverdrängung für den Panzerschutz herzugeben, mag nicht gerade der beste Ausweg sein. Aber wenn man nach den Ergebnissen dieser Schlacht urteilen soll, so haben die Deutschen keinen Grund, davon abzugehen . . ."

*

Als nämlich der Führer der englischen Schlachtkreuzerflotte 12 Minuten vor 5 Uhr am Nachmittag des 31. Mai die deutschen Aufklärungsschiffe plötzlich und schlagartig das Feuer eröffnen sieht, da mag ihm im Tosen der Aufschläge auf sein Flaggschiff „Lion" die Erkenntnis gekommen sein, wie grundfalsch es war, den angeblichen Vorteil größerer Schußweite durch den Verzicht auf starken Panzer zu erkaufen.

Was nutzt ihm nun die stärkere Artillerie, wenn in dem Dunst, der über dem Wasser lagert, die hellgraue Farbe der deutschen Schiffe mit Himmel und Meer zu völliger Einheit verschwimmt? Über 22 Kilometer zeigen seine Entfernungsmesser an. Aber das Ziel ist so unklar zu erkennen, daß Beatty mit der Feuereröffnung immer noch zögert. Er hat ja noch Zeit — die Deutschen können noch lange nicht schießen . . .

Und urplötzlich heult es mit tobendem Donner durch die diesige Luft heran, durchschlägt auf „Lion", auf „Princeß Royal", auf „Indefatigable" und „Queen Mary" zugleich mit berstendem Getöse das Panzerdeck, schmeißt die Gefechtsstände gegen die Geschütztürme und läßt die Masten krachend von oben kommen.

Wie können die Deutschen schießen, wenn sie noch 22 Kilometer entfernt sind? Welches Teufelswerk hatten sie hier wieder vollbracht? Haben sie — er war bereit, ihnen in dieser Beziehung alles zuzutrauen — die Tanks einer Schiffsseite voll Wasser laufen lassen, das Schiff dadurch in Schräglage gebracht und so den Neigungswinkel der Rohre künstlich erhöht?

Die Ursache dieses überraschenden Feuerüberfalls war viel einfacher zu finden. Dieser 31. Mai war eben kein Ausnahmetag, wie ihn Tirpitz damals bei den Beratungen über die Bestückung der deutschen Panzerkreuzer als überaus selten hingestellt hatte. Er war ein ganz gewöhnlicher Nordseetag, mit Dunst und Nebel und jener glasigen Verschwommenheit, die die Grenze zwischen Wasser und Luft auszuwischen scheint.

Hippers Aufklärungskreuzer waren in dieser Atmosphäre schwer auszumachen. Und sie waren nicht 22, sondern weniger als 18 Kilometer entfernt — Beattys Entfernungsmesser hatten sich einfach verrechnet!

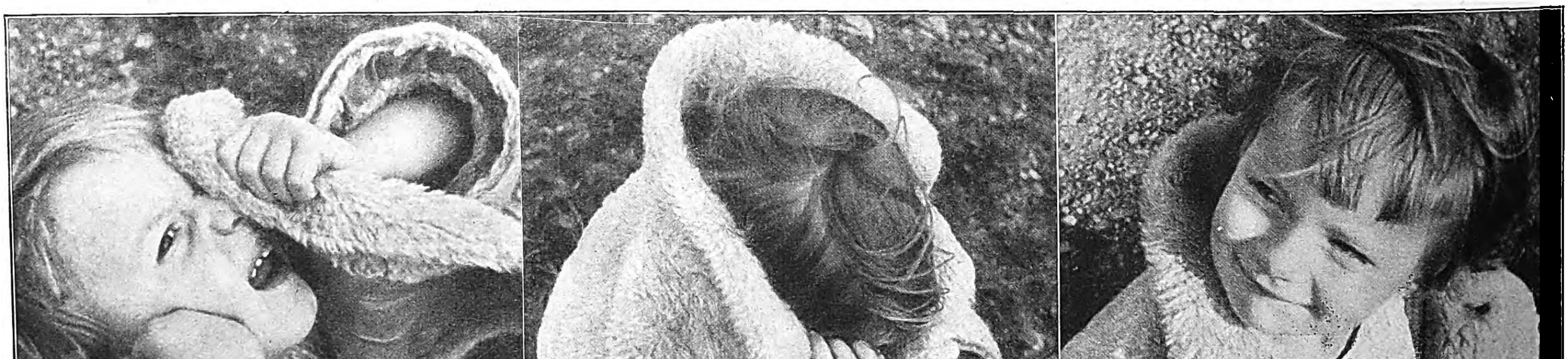
Eine peinliche Überraschung! Die Deutschen mit der geringeren Reichweite eröffnen das Feuer, und auf den eigenen Schiffen reißt ein Treffer nach dem anderen den Panzer, den man der jetzt sinnlos gewordenen stärkeren Geschützen geopfert hat, in Fetzen . . .

Und als die völlig verdutzten Engländer endlich die Signale des Geschwaderchefs abgelesen haben und sechs Minuten nach den deutschen Schlachtkreuzern das Feuer erwidern, da hat „Tiger" schon vier Treffer erhalten, so daß die Hälfte seiner schweren Artillerie ausfällt, da sind „Lion" und „Princeß Royal" je zweimal schwer getroffen worden. Und alle Treffer haben, wie sich später herausstellt, den Panzer glatt durchschlagen und sind in den lebenswichtigen inneren Räumen explodiert!

*

Vergebens hat Beatty seine Schiffe vom Gegner zu lösen versucht, der inzwischen auf 12 000 Meter herangekommen ist. So fest haben sich die Geschwader ineinander verbissen, daß es erst des Eingreifens der vier Linienschiffe des V. englischen Geschwaders bedarf, um den Abstand wieder auf 18 Kilometer anwachsen zu lassen.

Aber inzwischen ist „Indefatigable" in die Luft gegangen, dreißig Sekunden nachdem zwei Schüsse von „v. d. Tann" die Back und den vorderen Turm getroffen haben; inzwischen hat auf Beattys Flaggschiff „Lion" ein neuer Treffer die Decke des mittleren Turmes einfach abrasiert . . . Und nun hämmern „Seydlitz" und „Derfflinger" gemeinsam auf die „Queen Mary" los. Fast gleichzeitig treffen fünf Geschosse, die den Panzergürtel durchschlagen und in den mittleren Munitionskammern explodieren. (Fortsetzung folgt)



Photographiert werden? — Nein! — Lebhafter Unwille, Vogel-Strauß-Politik und Versöhnung.

Aufnahmen: Herbert Römer.

Neuland für Karsta

ROMAN VON SIEGFRIED BERGENGRUEN

8. Fortsetzung.

Sie stieg auf einen Stuhl und nahm die Papiere herunter. Meist wertloses Zeug, alte, längst überholte Formulare, Prospekte und allerlei unwichtige Briefe. Dann noch ein von einer großen Heftklammer zusammengehaltenes Bündel Rechnungen und Quittungen. Das war so recht Friedrichsen. Statt sie dem alten Zillich zum Wegordnen zu geben, hatte er sie einfach auf den Geldschrank geworfen! Eilig nahm sie die Zettel auseinander, um sie richtig abzulegen.

Aber plötzlich stutzte sie. Sie hielt ein Schriftstück in der Hand, das weder auf einem Rechnungs- oder Quittungsformular ausgestellt noch mit der Maschine geschrieben war. Ein einfacher handschriftlich ausgestellter Zettel war es, mit der Unterschrift von — Peter Bruhn!

Sie las einmal und noch einmal, bis sie den Sinn der Zeilen endgültig erfaßte. Auf diesem Zettel bestätigte Peter Bruhn durch seine Unterschrift, von Herrn Fabrikanten Friedrichsen eine gewisse Summe leihweise auf unbestimmte Zeit erhalten zu haben Und neben seiner Unterschrift stand ein Datum Das Datum seines — Todestages!!

Karsta klopfte das Herz bis in den Hals hinauf. Mit fahrigen Händen ordnete sie die letzten Rechnungen fort, warf ihren Lodenmantel über und eilte hinaus. Draußen packte sie der Sturm mit ungestümen Fäusten. Aber sie achtete nicht darauf. Sie brauchte Rat in dieser Angelegenheit, und der einzige Mensch, der ihr jetzt raten konnte, war der Vogt Peddersen.

Völlig durchnäßt und durchfroren kam sie in Friedrichskoog-Spitze an. Gottlob, in der Vogtei brannte noch Licht! Sie klopfte ans Fenster, es wurde sogleich geöffnet.

„Um Gottes willen, Karsta!" rief der Vogt und zog sie ins Haus. „Sie sind ja ganz blaß und durchweicht! Ist etwas Schlimmes geschehen?"

Sie folgte ihm in sein Arbeitszimmer, hier war es traulich und warm. In einem großen, eisernen Dauerbrenner glühte ein Kohlenfeuer. An den Wänden waren Karten und technische Zeichnungen angezweckt. Sehr viele Bücher gab es in dem vermutlich selbst gezimmerten großen Bücherschrank. Karsta warf einen schnellen Blick darauf. Nein, es waren nicht nur wissenschaftliche Sachen Da sah sie ein paar vertraute Buchrücken. Plötzlich fühlte sie sich wohl in diesem Raum, als wäre sie hier zu Hause.

Sie ließ sich den nassen Lodenmantel abnehmen und schmiegte sich in einen Lehnsessel neben dem Ofen.

Und dann erzählte sie von ihrem Fund.

Der Vogt machte ein ernstes Gesicht.

„Sie wollen den Zettel so ausnützen, daß dadurch irgendwie die Versteigerung bei Christine Bruhn aufgehalten wird?" fragte er.

Karsta nickte eifrig.

„Natürlich, Herr Peddersen Aber wie kann ich das erreichen?! Zu dem jungen Landjäger, der Sootje vertritt, habe ich nicht das nötige Vertrauen in einer so schwerwiegenden Sache!"

„Das wäre wohl auch nicht das Richtige!" — Peddersen dachte einen Augenblick nach. — „Aber ich weiß einen besseren Weg Sie fahren morgen in aller Frühe nach Marne und melden sich bei Polizei-Oberleutnant Rettich Ein Mann mit einem komischen Namen, aber sonst eine Seele von Mensch Wenn einer in letzter Minute noch etwas tun kann, so ist er es. Allerdings bezweifle ich, ob die Versteigerung deswegen aufgeschoben werden kann, weil sich der Mordverdacht gegen Friedrichsen verdichtet. Aber Sie werden ja sehen. Auf alle Fälle werde ich Sie morgen früh auf der Polizeistation telephonisch anmelden!"

Wie gut es doch ist, wenn man jemanden hat, der eigentlich in jeder Situation einen Weg weiß, dachte Karsta. Hier hätte ich eigentlich schon längst einmal sitzen können, um mit ihm zu plaudern.

Dieses Mal brachte er sie selbst nach Hause. Der Sturm brüllte und die Nordsee donnerte so wild gegen die Deiche, als wollte sie die Dämme zerschlagen.

Plötzlich begriff Karsta, daß sich Irma Kunowsky gefürchtet hatte. Auch ihr lief ein kalter Schauer über den Rücken, während sie ängstlich zu den Sturmwachen emporblickte, die im Scheine trüber Laternen mit hochgeschlagenen Mantelkragen oben auf dem Deich hin- und hergingen. Wehe dem Koog, dessen Deich nicht hielt! Furchtsam nahm sie den Arm Hinrich Peddersens und schritt neben ihm durch die tobende Nacht.

Der erste Morgenstrahl fand sie schon wieder wach. In aller Eile spannte sie ein Pferd ein und fuhr los. Der Sturm hatte sich in keiner Weise abgeschwächt, im Gegenteil, die Wogen schienen noch wütender gegen die Deiche zu rollen. und die Möven schrien angstvoll und schrill. „Wenn der neugebaute Sommerdeich das nur aushält", ging es ihr durch den Sinn, während sie das Pferd antrieb. „Man sollte die Gänse wenigstens für diese Sturmtage aus ihren Ställen holen und irgendwo hinter dem Hauptdeich unterbringen." Wenn der neue Sommerdeich der Flut nicht standhielt, war der Schaden für die Koogleute nicht auszudenken.

Als sie vor dem Polizeibüro in Marne vorfuhr, bemerkte sie eine große, dunkelgrüne Limousine, die dort ebenfalls hielt. Sie kletterte aus ihrem Wagen und ging in das Gebäude Oberleutnant Rettich erwarte sie bereits, sagte der Wachhabende im Empfangsraum Sie könne sofort hineingehen.

Im Büro des Oberleutnants waren mehrere Herren versammelt. Karsta blickte ein wenig hilflos von einem zum anderen. Aber plötzlich bemerkte sie Sootje, der ihr vergnügt zublinzelte, und dann trat ein großer, schlanker Offizier auf sie zu und machte eine knappe Verbeugung.

„Rettich. Fräulein Bojen Was verschafft mir das Vergnügen?"

Sie holte den Zettel aus der Handtasche und legte ihn auf einen Tisch.

„Das Datum dieser Quittung ist der Todestag Peter Bruhns, Herr Oberleutnant!" sagte sie aufgeregt.

„So, so, das ist ja sehr interessant!" — Einer der anderen Herren, ein kleiner dunkler Mann in Zivil mit einem kantigen, bebrillten Gesicht, scharfen Augen und hartem Mund trat hinzu „Ein neues Beweisstück in der Mordsache Bruhn, wenn ich recht verstehe?! Zeigen Sie doch mal her!"

Aber der Oberleutnant machte ein enttäuschtes Gesicht.

„Diese Quittung ist zwar ziemlich merkwürdig, aber sie genügt doch nicht dazu, um im Augenblick gegen Friedrichsen etwas zu unternehmen. Die Sache liegt offenbar so: Bruhn war am Tage seines Verschwindens bei Friedrichsen, lieh Geld von ihm, ohne daß seine Frau etwas davon ahnte. In der Nacht wurde er dann von jemand ermordet, der davon wußte, daß Bruhn das Geld bei sich trug."

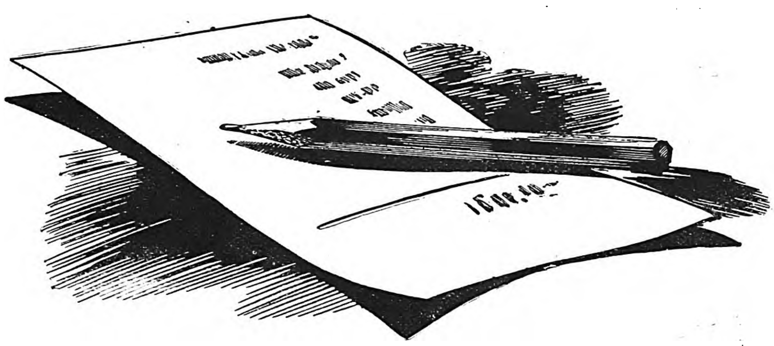
Da trat der Landjäger Sootje vor.

„Herr Oberleutnant! Ich habe die Daten im Gedächtnis, wo sich Peter Bruhn am Tage seines Verschwindens aufgehalten hat Er ist bis zu dem Augenblick, wo er nach Friedrichkoog-Spitze losmarschierte, nicht einen Schritt außerhalb des Bahnhofs oder seiner Wirtschaft gewesen!"

Der Herr in Zivil blickte auf, seine Brillengläser funkelten.

„Das heißt also, daß Peter Bruhn bestimmt in der Nacht bei diesem Friedrichsen war und dort den Zettel unterschrieben hat! Entweder ist er dann gleich anschließend in der Fabrik oder auf dem Wege nach seinem Hause umgebracht worden. Auf alle Fälle scheint sicher zu sein, daß Friedrichsen der letzte war, der ihn in jener Nacht gesprochen hat. Das hat er ja wohl bisher standhaft bestritten Ich glaube, meine Herren, daß diese Feststellung genügt um den Fabrikanten auf der Stelle zu verhaften!"

Er wandte sich um und reichte Karsta die Hand.



Bleistift – ein Blatt Papier – und *Ehrlichkeit*

Schon damals, als er nicht mehr verdiente als ich, hatte er seinen eigenen Wagen. Ich sagte immer: ich kann's mir nicht leisten. War das vielleicht doch falsch?

Was kostet so ein tot geschlagener Sonntag in der Stadt? Was kosten die vielen Stunden wertvoller Arbeitszeit, die ich nutzlos verwarte, verfahre, verlaufe? Was kostet es meiner Arbeitskraft, daß ich so selten einmal aus dieser Steinwüste herauskomme? Was kostet es meinen Nerven, wenn ich — schwinge ich mich schon mal zu einem Ausflug auf — in überfüllten Bahnen stehe, geschubbst, gedrängt, schon abgekämpft und müde, noch ehe ich draußen bin? Wenn ich immer wieder meine Abhängigkeit von Fahrplan, Wetter und Umwelt zu spüren bekomme? Wenn mein Freiheitsdrang dauernd eingeengt und eingedämmt wird?

Und was kostet es meinem Ansehen, daß die Leute glauben, ich könnte es garnicht so weit bringen?

Mein eigener Herr sein! Alles schneller, besser, gründlicher machen! Vorwärts kommen! Fahren können, wohin ich will! Halten wo es mir gefällt! Das Tempo selbst bestimmen! Draußen Licht, Luft und Sonne genießen, so weit der Himmel blau ist....

.... wie all die anderen Glücklichen, denen ihr eigener Opel die Freiheit gibt — Freiheit, die nicht erst teuer bezahlt werden muß.



Sicherer Weg zur *Zufriedenheit*

Beim Kauf eines Automobils hat Ihre endgültige Wahl auf Jahre hinaus bestimmenden Einfluß auf Ihr Glück, Ihre Zufriedenheit, Ihre Stimmung und Laune. Von dieser endgültigen Wahl hängt weit mehr ab als von der Wahl eines anderen Gebrauchsgegenstandes.

Deshalb ist es in Ihrem Interesse unerläßlich (entschuldigen Sie das ernste Wort), daß Sie vor dem Kauf alle Wagen, die nach ihrem Preis für Sie in Betracht kommen, sorgfältig prüfen und rücksichtslos probefahren. Nur so können Sie mit Sicherheit den richtigen Wagen für Ihre Zwecke und Ansprüche wählen.

Die OPEL-Wagen stehen Ihnen zur unverbindlichen Prüfung und Probefahrt bei Ihrem OPEL-Händler zur Verfügung, Sie brauchen dort nur anzurufen!

ADAM OPEL A. G.
Rüsselsheim a. M.

Opel P4 von RM 1650 an
Opel „Typ Olympia" Cabr.-Lim. und Limousine RM 2500
Opel „6" von RM 3250 an
Preise ab Werk

„Wagner ist mein Name, Fräulein Bojen, Kriminalkommissar Wagner aus Itzehoe. Ich glaube, wir sind Ihnen zu Dank verpflichtet, Fräulein Bojen Ich schlage vor, meine Herren, wir fahren unverzüglich nach Friedrichskoog III und knöpfen uns den Herrn Friedrichsen vor. Dürfen wir Sie mitnehmen?"

Aber Karsta lehnte ab.

„Ich bin mit Pferd und Wagen hier, Herr Kommissar, die kann ich nicht so einfach stehen lassen. Also fahren Sie lieber allein. In ein bis zwei Stunden bin ich wieder in Friedrichskoog und stehe zu Ihrer Verfügung!"

Vor dem Bahnhofsgebäude in Friedrichskoog III und dem „Störtebecker" hielt wenig später die große dunkelgrüne Limousine, der mit dem Oberleutnant Rettich und einem kleinen, bebrillten Herrn auch der Landjäger Sootje entstieg.

Der Herr in Zivil wechselte ein paar Worte mit Sootje und ging dann geradewegs auf den allein vor dem „Störtebecker" hin- und herwandernden Friedrichsen zu, der dort auf die Rückkehr des Gerichtsvollziehers wartete.

„Herr Friedrichsen, nicht wahr?" sagte der kleine Herr, ohne den Hut zu lüften.

„Der bin ich", erwiderte Friedrichsen, ohne irgendeine Besorgnis an den Tag zu legen. „Der bin ich allerdings. Was wünschen Sie von mir?!"

„Kriminalkommissar Wagner. Ich muß Sie bitten, uns für einen Augenblick in die Landjägerei zu begleiten, um uns einige Auskünfte zu erteilen, Herr Friedrichsen. Wollen Sie die Güte haben mitzukommen?"

Friedrichsens Gesicht verzog sich zu einer schwammigen Grimasse.

„Das wird ja wohl bis nach der Versteigerung Zeit haben, Herr Kommissar. Schließlich ist es für mich im Augenblick am wichtigsten, meine Interessen hier wahrzunehmen."

Der Kommissar schüttelte bedauernd den Kopf.

„Sie verkennen die Situation ein wenig, Herr Friedrichsen. Ihre Interessen hier werden vermutlich von einem Gerichtsvollzieher wahrgenommen, der seines Amtes auch ohne Ihr Beisein walten kann. Die Angelegenheit, die wir mit Ihnen zu besprechen haben, geht vor."

Ein jäher Wutblick zuckte in Friedrichsens Augen auf. Aber er bezwang sich auch jetzt. Mit einem fast spöttischen Lächeln schritt er an der Seite des Kommissars dem grünen Auto zu. Krachend wurde der Wagenschlag zugemacht. Der Motor stöhnte auf, und das Auto schoß in der Richtung zur Landjägerei davon.

Sootje war allein vor dem „Störtebecker" zurückgeblieben. Suchend blickte er sich um. Aber da kam auch schon der Mann, nach dem er ausschaute. Es war der Obergerichtsvollzieher Polzien, der offenbar in der Landjägerei keine Hilfe gefunden hatte.

„Endlich!" keuchte er. „Endlich! Na, Sie lassen mich ja schön im Stich, Sootje! Und nun sorgen Sie doch endlich und in drei Teufels Namen dafür, daß diese schreckliche Frau Bruhn ihr Haus öffnet. Ich bin schon naß bis auf die Haut!"

Sootje legte die Hand an den Tschakorand.

„War dienstlich verhindert! Aber die Öffnung des Hauses wird, wie ich annehme, keine Schwierigkeiten machen Ich möchte nur darum bitten, daß Sie mich zuerst einen Augenblick allein mit Frau Bruhn reden lassen. Glauben Sie mir, es ist besser für alle Teile!"

„Bitte, bitte, tun Sie, was Sie nicht lassen können! Viel nasser, als ich schon bin, kann ich ja sowieso nicht mehr werden! Aber wenn ich in zehn Minuten nicht auch im Hause bin, sprenge ich die Bude in die Luft!"

Dann standen sich der Landjäger Sootje und die Gastwirtin Christine Bruhn in der Diele des „Störtebecker" gegenüber. Keineswegs wie zwei gute Freunde standen sie dort. Christine war bleich wie ein Handtuch, und ihre Lippen zitterten vor Erregung.

„So also sieht es aus, wenn der Landjäger Klaas Sootje einer alleinstehenden Frau seine Hilfe verspricht!" stieß sie hervor und machte eine nicht mißzuverstehende Kopfbewegung nach der Straße, wo der Obergerichtsvollzieher Polzien noch im Regen wartete. „Eine feine Gesellschaft seid Ihr schon, Ihr Herren der Schöpfung, einer wie der andere!"

Aber diese Vorwürfe schienen Sootje nicht sonderlich zu schmerzen oder gar in Harnisch zu bringen. Er zuckte die Achseln und sagte so kühl, als ginge ihn die ganze Sache nichts an:

„Es ist alles halb so schlimm, Christine. Den Friedrichsen hat eben die Kriminalpolizei geholt, und der Gerichtsvollzieher wird auch wieder gehen!"

„Ja, er wird gehen! Wenn der ‚Störtebecker' versteigert und Friedrichsen zugesprochen ist und ich als Bettlerin im Chausseegraben liege!" schrie Christine außer sich und schlug die Hände vors Gesicht.

Da trat der Landjäger Sootje ganz dicht vor sie hin und löste ihre verkrampften Finger mit einem fast herrischen Griff.

„Reden Sie keinen Unsinn, Christine. Kein Mensch wird den ‚Störtebecker' versteigern, solange ich hier bin! Diese Kleinigkeit wird hoffentlich für den Augenblick genügen?!"

Was war doch dieser Klaas Sootje mit dem forschen, rotblonden Schnurrbart für ein verrückter Kerl?! Konnte er denn zaubern? Oder woher sonst kamen plötzlich diese vielen Geldscheine auf den weißgescheuerten runden Tisch? Christine Bruhn ließ ihre Blicke ungläubig zwischen den Banknoten und dem Landjäger hin- und hergleiten.

„Ich verstehe Sie nicht, Sootje! Ich verstehe Sie wahrhaftig nicht! Das sind ja viele tausend Mark!!"

„Viele tausend Mark ist leider etwas übertrieben, Christine, aber es wird wohl genügen, um unseren lieben Polzien zu befriedigen und Sie ein für allemal von diesem Lumpen Friedrichsen loszukaufen. Und nun wollen wir endlich Polzien hereinrufen, damit er Ihnen den Empfang bestätigt!"

„Ja, aber um Gottes und aller Heiligen willen woher haben Sie denn das Geld?!"

Da wurde er plötzlich sehr ernst. alle Heiterkeit war aus dem braunen Gesicht mit der hellen Stirn geschwunden.

„Ich habe meinen Dienst quittiert. Christine", sagte er schwer „In einem Vierteljahr ziehe ich den Landjägerrock aus Und das ist ein Bankdarlehen, das ich mir auf meine in Kürze zahlbare Abfindung beschafft habe. Außerdem hat mir noch mein Bruder, der Fleischermeister in Heide ist, eine Kleinigkeit dazu gepumpt Anders ließ sich die Sache leider nicht machen, und darum war ich auch so lange fort . . ."

Sie erschrak, weniger, weil er um ihretwillen die Uniform ablegen wollte, aber weil sie ihn so völlig verkannt und auch noch öffentlich in ihrem Lokal vor den Bauern schlecht gemacht hatte O sie schämte sich bis auf den Grund ihrer Seele.

„Aber das kann ich doch nicht annehmen!" stammelte sie, und plötzlich waren ihre blauen Augen voller Tränen. „Das ist ja zu viel Das habe ich ja gar nicht um Sie verdient!!"

Nun, es war jetzt nicht die Zeit, sich über Verdienste zu unterhalten. Der Gerichtsvollzieher war schließlich auch nur ein Mensch, der seine Pflicht erfüllte, und sicherlich lieber in seiner gutgeheizten Amtsstube in Marne saß, statt hier bei Sturm und strömendem Regen auf Antrag des Sauerkohlfabrikanten Friedrichsen einer schutzlosen Witwe die Existenz zu nehmen. Also herein mit ihm in die Gaststube, damit Christine Bruhn ihm einen steifen Grog vorsetzen und alles Geschäftliche mit ihm regeln kann! Die Augen, die er machen würde, wenn er das Geld sah, die würden bestimmt nicht von Pappe sein!

Später, als der Obergerichtsvollzieher gegangen war, als Sootje und Christine Bruhn gemeinsam alle Türen des „Störtebecker" und des angrenzenden Wirtschaftsgebäudes aufgeschlossen hatten, und als ihnen der feuchtwarme, herbe Duft aus dem Stall entgegenschlug, sprachen sie noch einmal, ehe Sootje sich in die Landjägerei begab, kurz über die Sache. Da erfuhr Christine auch, was Karsta mittlerweile getan hatte

„Und ist Ihnen das alles nicht leid geworden, Sootje?" fragte sie leise und beschämt. „Sie liebten doch Ihren Dienst und die schöne Uniform!"

Er strich nachdenklich über das weiche, warme, weiß gefleckte Fell der Marschkuh, neben der sie gerade standen.

„Nun ja, um ganz ehrlich zu sein, ein bißchen leid hat es mir schon getan, Christine. Aber dann habe ich mit meinem Oberleutnant gesprochen, und der hat gesagt: Sootje, hat er gesagt, ich will Ihnen weder zureden noch abraten. Aber Beamte, die Ihren Posten später übernehmen können, gibt es genug. Wenn aber eine Wirtschaft in schlechte Hände kommt und eine tüchtige Frau ihren Halt verliert, so ist das eine böse Sache, die man nicht so leicht wieder gutmachen kann. Und so, wie ich Sie kenne, werden Sie wahrscheinlich einen ganz brauchbaren Gastwirt abgeben. Und vielleicht auch einen leidlichen Ehemann, und wenn alles nach Wunsch geht, einen guten Vater Also schreiben Sie in Gottes Namen Ihr Abschiedsgesuch, ich werde sehen, daß ich die Sache nach Möglichkeit beschleunige!"

Ein leises Rot flackerte über das in letzter Zeit so blaß gewordene Gesicht Christines, und als sie den Landjäger jetzt über den geschwungenen Rücken der Weißgefleckten anblickte, da blitzte sogar schon wieder etwas von dem alten Schelm in ihren Augen.

„Soll diese Erzählung etwa ein verblümter Heiratsantrag sein, Klaas Sootje?"

Er hob die breiten Schultern

„Wie Sie es aufnehmen wollen, Christine Schließlich muß ein jedes Wesen seine Ordnung haben, und ein Dach über dem Kopf ist auch nicht zu verachten Ob Sie mich aber nehmen wollen oder nicht, das können Sie sich ja noch ein paar Wochen überlegen. Dann wird die Zukunft schon lehren, wie alles ausgeht . . ."

Allerdings schien die Zukunft es diesmal reichlich eilig zu haben. Denn plötzlich fühlte die Weißgefleckte, daß sich von rechts und links zwei Menschenwesen über ihren Rücken zueinanderbeugten, und dann war es eine geraume Weile sehr still im Stall. Nur der Regen rauschte unaufhörlich nieder, und der Nordweststurm riß brausend an den entlaubten Bäumen, und im angrenzenden Schweinekoben quiekten die Ferkel vor Übermut und Hunger. Sie waren nämlich den ganzen Tag noch nicht gefüttert worden. Und, wie der Klaas Sootje sehr richtig bemerkt hatte: ein jedes Wesen mußte seine Ordnung haben.

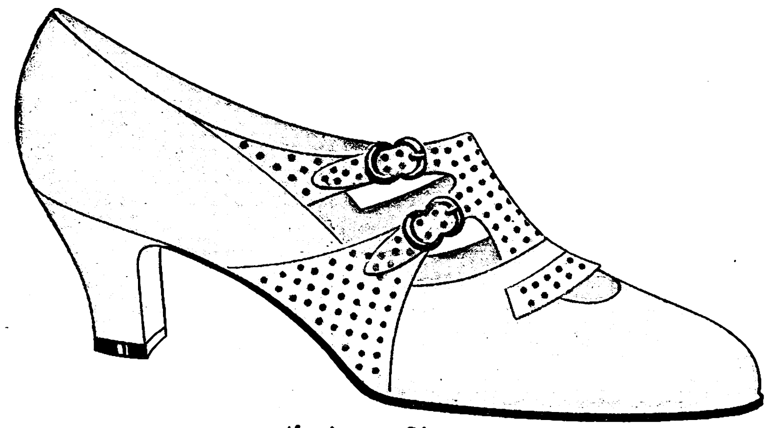
*

Als Karsta nach ihrer Rückkehr aus Marne das Pferd abgeschirrt und sich umgezogen hatte, um nach

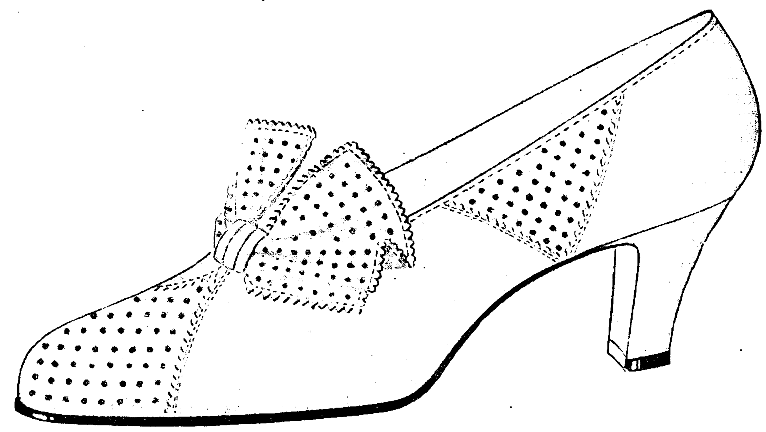


Auf froher Fahrt: Abends im Lager.
Ein lustiges Bild, das von munterer Kameradschaft und froher Laune im HJ.-Lager erzählt.
Aufnahme: P. J. Nortz.

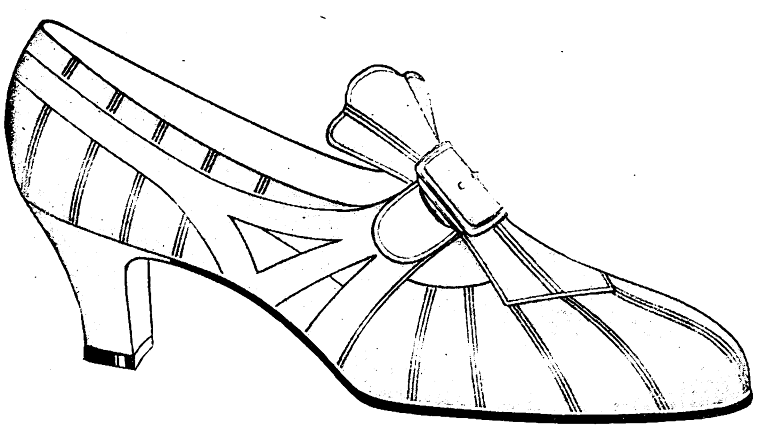
Helle Sommerſchuhe



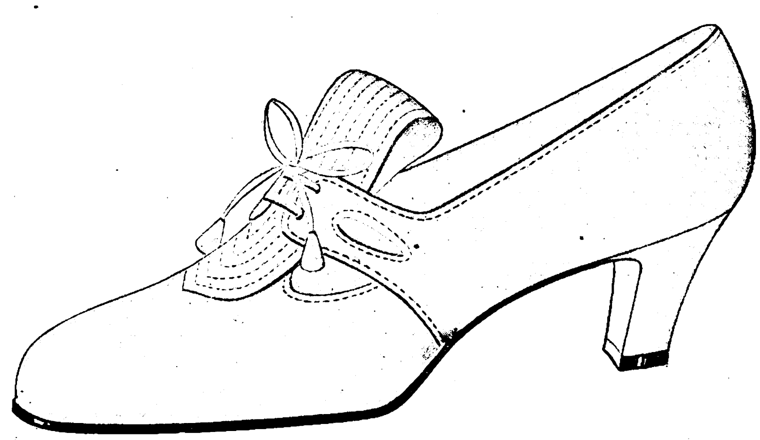
elfenbein Chevreau
MODELL SALAMANDER



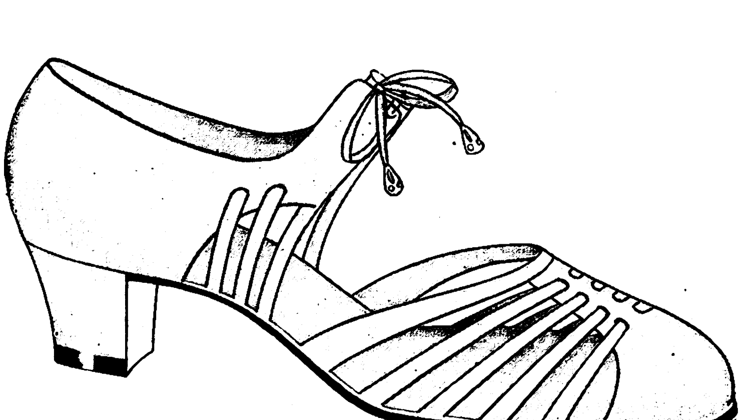
elfenbein Chevreau
MODELL SALAMANDER



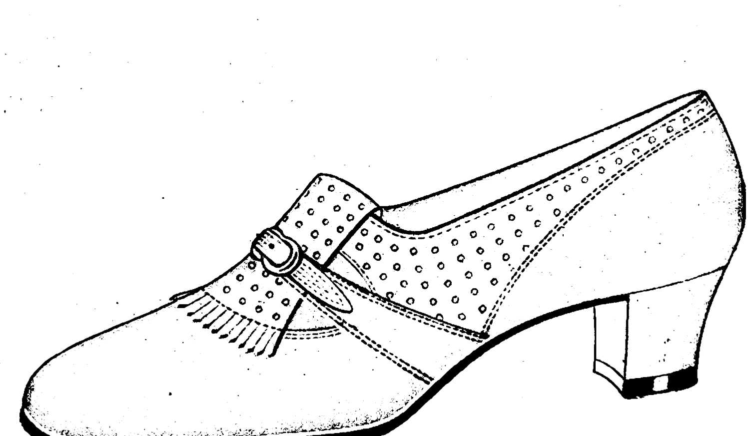
weißgrau Chevreau
MODELL SALAMANDER



elfenbein Kalbleder
MODELL SALAMANDER



weißgrau Chevreau
MODELL SALAMANDER



weißgrau Kalbleder
MODELL SALAMANDER

Friedrichskoog zu gehen und nachzuschauen, wie alles abgelaufen sei, sah sie den Friedel über die aufgeweichte Straße herbeirennen, der ihr heftig winkte.

Sie blieb stehen und erwartete ihn.

Der Sturm hatte seinen Höhepunkt erreicht und blies, daß man sein eigenes Wort kaum verstehen konnte, und Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten.

Der Friedel war bei ihr angelangt, sein Atem ging keuchend von dem wilden Lauf, er vermochte kaum zu sprechen.

„Was ist denn los, Friedel?" fragte Karsta ungeduldig.

„Die Nordsee steigt immer mehr!" stieß er hervor. „Das Wasser hat den Rand des neuen Deiches erreicht, die ersten Wellen schlagen in den Sommerkoog. Wenn nicht irgend etwas geschieht, sind unsere ganzen Gänse verloren!"

„Aber warum habt ihr denn die Gänse nicht beizeiten in Sicherheit gebracht?!" schrie Karsta außer sich. „Das konnte man sich doch denken, daß eine Sturmflut über den niedrigen Sommerdeich hinwegspülen würde! Wo ist Vogt Peddersen?!"

„Droben in Friedrichskoog-Spitze! Die Sturmflut hat dort einen breiten Priel ins Vorland gerissen und bedroht die Nordecke des alten Deiches! Der ganze Arbeitsdienst ist seit heute früh in Alarm, und jetzt haben sie auch die Männer aus Hitlerkoog und Friedrichskoog III dorthin geholt!"

So also stand es! In Friedrichskoog-Spitze war Sturmflutgefahr. Das bedeutete Gefahr für das ganze Kooggebiet, für alle Menschen und Tiere, die darin wohnten. Dann war es allerdings kein Wunder daß Peddersen keine Zeit hatte, sich um die Mastgänse im Sommerkoog zu kümmern.

„Komm!" sagte sie hastig und knöpfte sich den Lodenmantel fest bis unter den Hals zu. „Komm, Friedel! Jetzt müssen wir sehen, daß wir allein fertig werden!"

Eine Viertelstunde später stand sie auf dem Deich und blickte auf das Meer hinaus. Aber war das noch die Nordsee, wie sie sie bisher gekannt hatte?! Das war ein donnernder, tosender Hexenkessel, ein kochendes Chaos durcheinanderstrudelnder, blaugrauer Wasserdämonen, überschäumt von wild galoppierenden Gischtreitern, überschrillt vom wahnwitzigen Geschrei der Möven, überheult von der Meute der Sturmgespenster, die ihre ganze Hölle zur Vernichtung allen Menschenwerkes aufgeboten hatten.

Indessen dem Hauptdeich wurde die Sturmflut hier noch zu keiner Gefahr, dafür überspülten die Wogen den Rand des Sommerdeichs immer wieder, schon stand Wasser um die Stallungen, und die Gänse schrien vor Angst, daß man es hören konnte, als das Brausen und Heulen der Wasser und in der Luft einmal — wie atemholend — etwas nachließ.

Karsta blickte sich um. Ein paar Frauen standen hier und dort auf dem Deich herum, ihre breiten Röcke und Tücher flatterten im Wind. Scheu und angstvoll starrten sie auf das furchtbar tobende Meer hinaus. Karsta sah auf den ersten Blick, daß sie von ihnen keine Hilfe erhoffen durfte.

Karsta überlegte blitzschnell.

Am Sommerdeich war ein kleines Boot festgemacht gewesen, das dazu gedient hatte, bei den Aufschüttungsarbeiten auch zur Flutzeit von außen an den Deich heranzukommen. Das Boot mußte sie sich verschaffen, in den Koog hineinrudern und die Ställe öffnen. Ob die Gänse — schwerfällig von der Mästung — sich bei diesem Sturm über Wasser halten können würden?!

Ohne darauf zu achten, daß ihre Füße schon nach den ersten Schritten von den emporschäumenden Wogen überspült wurden, eilte Karsta den Sommerdeich entlang. Der Boden unter ihr schien zu zittern, manchmal hatte sie das beängstigende Gefühl, daß die Erdmassen schon unter ihren Schuhen nachgaben und von der Flut auseinandergerissen wurden! Wo blieb dann sie . . ?! Ein lächerlich leichter Spielball des ungeheuren Wassergetümmels wäre sie dann, ein Stückchen schwächliches Menschenwesen, das von der furchtbaren, grausamen „Mordsee" ohne Mitleid verschlungen würde — wie ihr Bruder verschlungen worden war, wie der junge Krabbenfischer Gronkamp und noch Tausende und aber Tausende von Menschen, die es wagten, der tobenden See zu trotzen.

Doch — die meisten bestanden den Kampf! Warum sollte das Karsta Bojen, einem Dithmarscher Kind von echtem Schrot und Korn, nicht gelingen?!

„Es muß gehn!" flüsterte sie sich selbst zu. „Es muß! Und darum wird es auch! Hinrich Peddersen würde uns auslachen, wenn er erführe, daß wir unsere ganze teure Mastganszucht haben ertrinken lassen! Ohne einen Finger zu rühren! Nein, dann schon lieber umkommen, als diese Blamage ertragen!"

Sie blickte sich um. Ganz weit, von Regennebeln verschleiert, sah sie eine kleine, winkende Gestalt. Das war der Friedel. Er wollte gewiß, daß sie umkehrte. Er bangte sich um sie. Nein, nein, mein Junge. Erst die Pflicht und dann die Ruhe des von den Sturmflutdeichen geschützten Lebens. So haben wir Dithmarscher es immer gehalten . . .!

Sie hastet weiter. Nun reicht ihr das Wasser schon bis hoch über die Knöchel, und manchmal rollt eine besonders hohe Woge heran, dann schlägt ihr die eisige Flut bis über die Knie. Es ist, als wanderte sie mitten in die entfesselte Nordsee hinein, in ein riesenhaftes nasses Grab, aus dem es keine Rettung und kein Entrinnen und keine Rückkehr gibt. Verzweifelt beißt sie die Zähne aufeinander.

Da ist endlich das Boot. Es ist halb vollgeschlagen und tanzt wild auf den ruhelosen Wellen. Es ist angeschlossen, und wo der Schlüssel ist, das wissen die Götter! Karsta springt hinein, greift nach der hölzernen Schöpfkelle und beginnt das Wasser aus dem Kahn zu schippen. Und auf dem Boden des Kahnes liegen ein paar lange, verrostete Nägel. Einen davon schiebt sie unter die Zwinge, mit der die Kette am Bugbalken befestigt ist, und stemmt sie mit aller Gewalt in die Höhe O wie die klammen, nassen Finger schmerzen! Aber dann gibt es doch ein leises Knarren, die Krampe löst sich widerwillig aus dem zähen Holz, die Kette klatscht und klirrt in die Tiefe.

Das Boot ist frei!

Sie zerrt es unter Aufbietung aller Kräfte über den Deichkamm und läßt es in den Koog, in den unaufhörlich neue Wassermengen niederrauschen, hinabgleiten Nun ist es unten, sie rutscht nach, gerät bis an die Hüften ins eisige Wasser, packt den Bootsrand, zieht sich empor. Hockt plötzlich auf der Ruderbank. Gott im Himmel sei Dank, das wenigstens hat sie geschafft.

Nun Ruder her und vorwärts!

(Schluß folgt)

WALTER PERSICH:

Junge, nimm dien Mütz mol af!

Gorch Fock, der Dichter der deutschen Seefahrt

Zum 31. Mai, dem 20. Todestag von Gorch Fock am Skagerrak

Was wißt ihr von Gorch Fock?
Nach meinem Tode sprechen wir uns wieder!
(Schiff vor Anker v. Gorch Fock.)

Zwischen so manchen trotzigen Zeilen des Tagebuchs von Gorch Fock steht auch dieses Bekenntnis an seine eigene Sendung — geschrieben im Jahre 1911, vor all seinen wesentlichen Werken. Er selbst dachte noch nicht einmal an „Seefahrt ist not“, das große und ewige Buch der Fischerei und Meeressehnsucht. Der eben Dreißigjährige wird hie und da von Zeitungen genannt, findet in Hamburg allmählich seinen Kreis, tastet sich mit seinem verhaltenen Herzen in die Stadtwelt hinein und weiß doch, das sie ihm immer ein wenig fremd bleiben wird. Er hat bis zu diesem Tage „noch nichts für die Unsterblichkeit getan“, aber die Gewißheit, vom Schicksal für große Dinge bestimmt zu sein, beherrscht sein ganzes Handeln und Denken. Geschuftet hat er, nicht gearbeitet. Kaum geschlafen — aber gerechnet, Sprachen gelernt, gedacht und gegrübelt, Wissen in sich hineingestopft in einem beinahe unheimlichen Tempo, mit einer fast dämonischen Willenskraft. Nein, Gorch Fock besaß in seinem Wesen niemals „das Geniale“ oder „Dämonische“, mit dem so viele Künstler kokettieren. Er war ein kleiner, schlichter Mensch mit sehr offenen und klaren Augen, schloß sich schwer den Menschen seiner Umwelt auf, strebte unbeugsam einem Ziele zu und vergaß bei alledem das Träumen nicht, das Lauschen auf die Stimmen, die in ihm waren. Ihnen hatte er seine ersten plattdeutschen Fischer- und Seegeschichten, die Darstellungen des Lebens seiner Heimat Finkenwärder abgehört. Sie waren seine einzigen unveränderlichen Freunde.

Gorch Fock selbst mag in diesen Tagen schon das geheimnisvolle Gesetz geahnt haben, welches sich in ihm vollendete. Ihn, den Fischer- und Bauernsohn aus Finkenwärder, läßt die Heimat nicht mehr los — die Heimat, die ihm doch vor ein paar Jahren noch nichts bedeutet hat! Es ist das Wesen der Finkenwärder Menschen, daß sie sich im gleichen Maße heftiger zur See hinaussehnen, wie sie ihre Herzensfasern an den Heimatboden klammern. Und so geht es auch ihm. Zweimal als Junge ist er nur auf See gewesen, mit seinem Vater. Er wurde seekrank — es hieß, er sei zu schwächlich für die Fischerei, und man schickte ihn in die Krämerlehre. Wie liegt das alles weit zurück . . .

Vom Hamburger Kontorbock aus findet er wieder und wieder an den Feiertagen den Weg nach der Fischerinsel zu den Eltern. Er spürt, daß ihm etwas verlorengegangen ist. Nun beginnt die Saat dieser Erkenntnis zu keimen — niederdeutsche Geschichten blühen auf. Gorch Fock tastet sich vor zu einem eigenen, kraftvollen, mit plattdeutschen Ausdrücken durchsetzten Hochdeutsch. Da bedarf es nur noch eines Anstoßes — jemand sagt ihm: Sie müßten den großen Seeroman schreiben. Das Zeug haben Sie dazu! Vier Wochen später — „Seefahrt ist not!“ ist fertig!

Gorch Fock wußte, daß er sich mit diesem Werk ausgegeben hatte. Jetzt — brennt es in ihm — mußt du deine Welt weiten! Sehen, erleben! Wirklich erfüllt sich ihm die Sehnsucht — er darf an einer Nordlandreise teilnehmen und seine Seele ist voll Überschwang und Glück, daß noch während der Fahrt das Erlebnis sich ihm verdichtet zum Plan eines großen germanischen Buches. Auf dem Wege ins Nordland hat er die alten Götter gefunden — ihm sind die nordischen Menschen begegnet, als deren Stämmling er sein ganzes Geschlecht fühlt. Und wie er in seinem Schaffen vordrang zum Kampf und Ringen seiner Väter, so treibt es ihn, künftig die fernste Vergangenheit mit der werdenden Zukunft zu verbinden: die Wurzeln des nordischen Menschen in seinem Volkstum klarzulegen und dann den riesigen nordischen Wald aufzurichten in sonnenumstrahlten Schicksalen. Blut und Rasse, Reinheit und Formung — Gorch Fock hat all dies lange gewußt, ehe die Wissenschaft sich auf den Weg machte. In den Tagebüchern der Nordlandfahrt ist zu lesen, wie er sich das große Werk dachte — das ungeschrieben blieb.

Der Krieg stellt ihn in Mackensens Heer. Nach dem Vormarsch durch die Balkanländer kommt Gorch Fock in die Gräben vor Verdun. Alle Schrecknisse des Grauens umtoben ihn — doch er, der einst so schwache

Junge zerbricht nicht. Jetzt findet er seinen Gott, und zugleich wird sein Glaube an sein Volk stärker und tiefer. „Ich arbeite unablässig an mir, ein besserer, edlerer Mensch zu werden, der vor Gott wert ist, seine Heimat wiederzusehen", schreibt er aus dem Feld. Ja, er sieht die Heimat wieder, sein Gott gab ihm die Antwort — und das Schicksal erfüllte ihm, wenn auch später, den Wunsch, zur Marine zu kommen. An Bord der „Wiesbaden" auf Beobachterposten ist ein einziger Jubel in ihm — Gorch Fock hat seine See wieder! Die rollenden Wogen mit ihrem ewigen Auf und Ab. Die brausenden Stürme — die Gesänge der Stille unter der Sonne. In „Sterne überm Meer" steht sein Dank:

O Seele, die mit mir geträumt:
mein Traum ist Wirklichkeit!
Es ist das Meer, das mich umschäumt
ist Sonnenmittagszeit!

O Seele, sprich ein Dankeswort
und tritt aus deinem Traum;
komm wie der Herr zu mir an Bord
grüß mich in Dampf und Schaum!

Sei bei mir auf dem weiten Meer,
gib mir die treue Hand,
so fahren wir, von Träumen schwer,
nach unserm Heiligland!

Mystisch — wie immer wieder Gorch Focks Traumsehnsüchte sich klar und unbedingt erfüllen. Geheimnisvoll, wie in ihm, dem halben Stadtmenschen, dichterisch weiterlebt, was die Menschen der Küste als „Spökenkieker" in sich haben! Wer einmal an der Wasserkante war und das Volk wirklich kennenlernte, weiß, daß in ihnen die Gabe schlummert, künftige Ereignisse in Ahnungen vorherzusehen. Blättert man im Nachlaß Gorch Focks, so hat er sein Schicksal vorher geschrieben, hat er alles, was ihm bestimmt war, aus Hoffen, Bangen und Ahnung als Dichter geformt. Ein „Biograph" könnte nicht mehr über ihn sagen, denn auch das Letzte — daß die See, die Gorch Fock wieder hatte, eines Tages ihn haben würde, wie sie viele seiner Vorfahren aufnahm, muß er vorausgewußt oder wenigstens geahnt haben. Am 31. Mai besiegelt das Ringen am Skagerrak sein irdisches Schicksal, am 1. Mai — genau 30 Tage vorher — schreibt er sein schönstes Gedicht als Testament seines Lebens ins Tagebuch:

Sterb ich auf der solten See,
gönnt Gorch Fock ein Seemannsgrab!
Bringt mich nicht zum Friedhof hin,
Senkt mich tief ins Meer hinab!

Segelmacher, näh mich ein!
Steuermann, ein Bibelwort!
Junge, nimm dien Mütz mol af . . .
Und denn sinnig över Bord . .

Die mystische Kraft, die Gorch Fock erfüllte und ihn sein eigenes Leben voraussehen ließ, hat ihn auch befähigt, aus der Enge seines Lebens hinauszublicken über die Zeit, in die Zukunft. Das zeigen seine Worte an die deutsche Jugend, der er zuruft: „Setzt die Segel!", der er das deutsche Meer und die deutsche Schiffahrt anvertraut sehen will. Und ist es nicht so geworden? Hat nicht das wiedererstandene Reich seinem Andenken das Segelschulschiff „Gorch Fock" geweiht? Kreuzt nicht wieder die deutsche Flotte auf allen Meeren? Gorch Fock hat nicht umsonst gelebt: sein Werk ist sein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes! Gorch Fock ist nicht umsonst gestorben — die Flagge, für die er sein Leben opferte, weht wieder frei und ungefesselt, die Flotte, der er angehörte, ist gleich einem Phönix stolz und neu erstanden, die Idee, der er sein Blut weihte, ist aus dem Niederbruch neu emporgewachsen, heilig und lodernd. Er gab ihr einst die Worte:

„Es ist mir darum zu tun, meinem Volke mit der mir eigentümlichsten Kraft und Begabung zu helfen und zu dienen." Und an anderer Stelle: „Sollte Gott das, was er in mich hineinsät, nicht der Welt, der Heimat schenken wollen? Ich glaube es!"

Auch hierin hat Gorch Fock hellseherisch recht behalten — Tag um Tag und Jahr um Jahr sind seine Werke weiter vorgedrungen ins Volk. Sie haben müde Menschen in den Stürmen des Lebens getröstet und erhoben und stark gemacht zu neuem Beginnen. Sie werden es weiter und weiter tun — eine größere Erfüllung kann einem Dichter nicht zuteil werden.

Die wertvolle Bibliothek

Bevor Napoleon I. nach Rußland zog, beschied er den Generalquartiermeister Lavalette, einen Mann, zu dem er unbedingtes Vertrauen hatte, zu sich und übergab ihm eine Anweisung auf 1 600 000 Franken mit dem Befehle, diesen Betrag zu beheben und betreffs Verwendung weiteren Befehl abzuwarten. Anfangs war es nicht schwer, diesem Befehle zu entsprechen, später aber, als sich infolge der Nachrichten über das große Unglück, das die französische Armee in Rußland getroffen, in Paris eine höchst bedenkliche Stimmung gegen den auf dem Rückzuge aus Moskau befindlichen Kaiser bemerkbar machte, mußte Lavalette Bedenken haben, der ihm anvertrauten Summe, die er als persönliches Eigentum Napoleons betrachtete, irgendwie verlustig zu werden. Der Besitz des Geldes bereitete dem gewissenhaften Mann daher manche schlaflose Nacht. Er fürchtete namentlich den Finanzminister, der das Geld nahm, wo er es eben fand, und sann, wie er den Schatz des Kaisers möglichst sicher verwahren könnte. Endlich verfiel er auf den Gedanken, sich Holzkästchen machen und dieselben so ausstatten zu lassen, daß sie vollständig jenen Quartbändchen glichen, aus denen seine Amtsbibliothek bestand. In jedem dieser Kästchen — es waren insgesamt 54 — brachte er 30 000 Franken unter, und mischte diese „Bücher" unter die anderen Bände. Niemand hatte eine Ahnung von der Kostbarkeit dieser Bibliothek, und Lavalette konnte dem Kaiser nach dessen Rückkehr melden, daß sein Eigentum unangetastet geblieben sei.

„Ich habe nichts anderes erwartet", entgegnete Napoleon. „In Ihrer Hand ist alles sicher und deshalb bitte ich Sie, auch ferner der Hüter meines Schatzes zu sein. Die Zeiten sind unruhig, ich muß wieder fort und wer weiß, wann ich wiederkehre. Indes — ich wiederhole es — das Geld bleibt in Ihrer Verwahrung."

Dagegen war nichts zu machen. Lavalette mußte sich bequemen, Napoleons Eigentum auch ferner zu hüten, und er tat es während der Wirren und Stürme der Jahre 1813 und 1814, auch noch nach der Abdankung des Korsen, und war glücklich, demselben nach dessen Rückkehr von Elba die 54 Bände mit je 30 000 Franken Inhalt unversehrt übergeben zu können. Napoleon war außerordentlich erfreut und hat mit Hilfe dieser kostbaren Bibliothek seine Herrschaft noch einmal, allerdings nur für kurze Zeit, befestigt.

O. M.

Dr. Peter Lücke:

Teufel gegen Beelzebub

Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich in Westindien auf Jamaika eine Tragödie der unbeabsichtigten Wirkungen ereignet, die mit der Einschleppung von Ratten durch europäische Schiffe begann und erst in unseren Tagen ein vorläufiges und keineswegs befriedigendes Ende gefunden hat. — Die Ratten, kaum hatten sie den westindischen Boden betreten, begannen dort auf ihre Weise zu kolonisieren und vermehrten sich dabei außerordentlich rasch Zunächst jedoch wurden sie von der Lanzettschlange einigermaßen in Schacht gehalten, die fast ausschließlich von ihnen lebt. Da dieser Feind der Bakterien aber sehr giftig und deshalb auch dem Menschen unangenehm ist, stellten die Ansiedler ihr nach. Die Schlangen wurden weniger, aber die Rattenplage stieg ins Ungemessene. Man mußte also nach einem neuen Gegner für die Ratten suchen. Es fand sich ein solcher in dem Mungo.

Im Jahre 1872 holte man vier Mungofamilien nach Jamaika. Diese nun vermehrten sich ebenso rasch wie die Ratten und wüsteten unter ihnen so, daß der Schaden, den sie anrichteten, von 2 Millionen Dollars pro Jahr auf 0,9 Millionen sank. Bald aber waren der Mungos zu viele und der Ratten nicht genug, um ihre Feinde zu ernähren. Die Mungos begannen daraufhin, sich nach neuen Ernährungsmöglichkeiten umzusehen und räumten daher unter dem Geflügel und dem Kleinvieh der Pflanzer ebenso auf wie vorher unter den Ratten. 18 Jahre nach ihrer Einführung stellte eine Kommission fest, daß der Schaden, den die Mungos gemacht hatten, viel größer war als ihr Nutzen. Nun begann der Kampf gegen die Mungos. Er hat nach vielen Jahren schließlich dazu geführt, daß ein gewisses Gleichgewicht zwischen Ratten und Mungos hergestellt ist.

Strategie des Schädlingskriegs.

Die guten Farmer von Jamaika haben mit ihrem Kampf gegen die Ratten einen interessanten Beitrag zu einer der modernsten Formen des Kriegs gegen die Feinde der menschlichen Zivilisation geliefert, die man „biologische Schädlingsbekämpfung" nennt. Der Gedanke, den, der dem Menschen schädlich ist, von einem anderen fressen zu lassen, der ihm weniger schadet, ist natürlich uralt. Jeder Ägypter der Pharaonenzeit, der eine Katze hielt und dabei erwartete, daß sie ihm die Mäuse aus Küche und Speicher fernhielt, trieb schon biologische Schädlingsbekämpfung. — Nur ist heute, was einst ein Hausmittel war, zu einer gründlich durchdachten Methode geworden. Die Mungos haben ja gezeigt, daß es nicht genügt zu wissen, wer wem nachstellt. Man muß auch die ausgesandten Truppen fest in der Hand haben, damit sie nicht in Freundesland einfallen, nachdem sie den Feind vernichtet haben.

Polizei des Waldes.

Einer der grimmigsten Feinde unserer Fichten- und Kiefernwälder ist die Forleule, ein kleiner Schmetterling, der in Millionen auftritt und ganze Wälder kahlzufressen vermag. Früher war der Forstmann gegen den Schädling einfach machtlos. Die befallenen Wälder abholzen, war alles, was er tun konnte. Seit Erfindung des Flugzeugs und des Giftkriegs geht man mit Erfolg aus der Luft gegen diesen Feind Nr. 1 des Waldes vor. Leider hat aber das Streuen von Giften auch seine erheblichen Nachteile, es kann auch die treffen, für die es nicht bestimmt ist; deshalb hat die Wissenschaft lange nach einem guten, geeigneten Gegner für die Forleule Ausschau gehalten. Da ist vor allem die Schlupfwespe, ein Schmarotzer, der seine Eier mit seinem feinen Legestachel in fremde Eier und Larven legt. — Die Schlupfwespenlarven fressen dann sozusagen den Wirt von innen heraus auf. Die Forleule liegt den Schlupfwespen sehr, und darauf baute man einen kühnen Plan. In der Biologischen Reichsanstalt zu Dahlem organisierte Prof. Haase eine Armee gegen die Forleule. Er benutzte dazu den Mehlmottenfalter als Mittelsmann, dessen Eier sich vorzüglich als erster Aufenthalt für die Schlupfwespen eignen. Tausende von Mehlmottenfaltern wurden zuerst einmal gezüchtet. Zur Zeit der Eierablage wurden diese dann in Blechkäfige gesperrt, an deren Boden sich ein Sieb befand. Die Falter sahen darin besonders günstige Eierverstecke, nicht ahnend, daß ihre Produktion sofort in einen weiteren Blechbehälter kullerte, von wo aus sie gesammelt und säuberlich zu je 800 Stück auf Pappkärtchen geklebt wurden. Diese Eiersammlung bot man den Schlupfwespen dar, die nun eiligst darangingen, ihre eigenen Eier — 400 000 Mehlmotteneier waren die Tagesproduktion dieser eigenartigen Zucht — in die der Mehlmottenfalter zu versenken.

In Kühlschränken — damit sie sich nicht zu rasch entwickelten und vorzeitig ausschlüpften — wurden nun die zukünftigen Gegner der Forleule aufbewahrt für den Tag, an dem diese ihrerseits die Eier ablegten. — Dann kam eines Tages der Marschbefehl, und 8 Millionen Schlupfwespen — versteckt in den Eiern der Mehlmotte — wurden in einem 40 Hektar großen Waldgebiet Pommerns ausgesetzt, wo sie alsbald ihr Werk begannen, ausschlüpften und über die Forleuleneier herfielen, im Nu eine ganze Generation davon vernichtend.

Die Schlupfwespe ändert ihren Geschmack.

Der erste Versuch dieser neuartigen Methode des Schädlingskriegs fiel so versprechend aus, daß er demnächst in anderen Waldgebieten wiederholt werden wird. Die Schwierigkeit besteht nur darin, das Heer der Schlupfwespen stets schlagfertig zu halten, denn wenn der Angriff auch nur ein paar Tage zu spät erfolgt und die Raupen der Forleule schon ausgekrochen sind, dann ist die ganze Mühe vergebens. — Nicht nur gegen die Forleule, auch gegen andere Schädlinge versucht man die Schlupfwespe einzusetzen. Dabei kann sich, wie die Obstzüchter Neuseelands erfahren mußten, auch einmal der Pfeil gegen den Schützen kehren. Mit den Apfelbäumen waren dort auch die bekannten und wenig beliebten Ohrwürmer eingeführt





worden, außerdem machte sich auf den Bäumen noch eine schädliche Made breit. Die Ohrwürmer werden häufig von einer Schmarotzerfliege geplagt, von der man hoffte, daß sie auch in Neuseeland den unsympathischen Kriecher in Schach halten würde. Außerdem setzte man Schlupfwespen in großen Mengen aus, um den Feind von zwei Seiten anzugreifen und noch sicherer zu vernichten.

Es geschah aber etwas Unerwartetes. Die Schlupfwespen, offenbar der einfachen Kost müde, fanden an der Schmarotzerfliege mehr Geschmack als an den Ohrwürmern. Mit unzähmbarer Gier machten sie sich über ihre eigenen Verbündeten her, und die Ohrwürmer sahen vergnügt dem Blutbad zu, das sich ihre Feinde selbst bereiteten. In den nächsten Jahren hatten die Neuseeländer drei Schädlinge zu bekämpfen, riesige Mengen von Ohrwürmern, Millionen von Maden und ein gewaltiges Heer von Schlupfwespen. Es geht also mit den Schädlingsfeinden wie mit den Söldnertruppen, man muß sie straff am Zügel halten und sich wohl überlegen, wo man sie einsetzt, sonst meutern sie.

Der „Gelbe Tod" und die Wanzen.

Spinnen und Wanzen haben gleichermaßen wenig Freunde und deshalb wird eine Methode der Vertilgung der blutgierigen Tapetenbewohner nicht gerade allgemeinen Anklang finden, die zwar sehr wirkungsvoll ist, bei der eine auf den Balkan wohnhafte Spinne, der „Gelbe Tod" genannt, die Hauptrolle spielt. Im Kriege wurde die Tätigkeit der Spinne zum ersten Male in größerem Maße beobachtet. Das Lager von Kaisariani bei Athen war vollkommen von Wanzen verseucht. Da kam eines Tages der „Gelbe Tod" und zettelte einen erbitterten Kampf gegen die Blutsauger an. Mit unheimlichem Spürsinn fand er sie auch in den verborgensten Ritzen und in den raffiniertesten Verstecken. Nach 1½ Jahren war das Werk vollendet. In dem ganzen Lager fand sich keine einzige Wanze mehr. Dafür wimmelte es natürlich nun von Spinnen. — Allerdings macht sich der „Gelbe Tod" nicht viel aus den für Spinnen eigentümlichen Geweben. Er ist also weniger lästig als seine Fäden ziehenden Genossen. Aber immerhin ist er als Zimmergenosse der Menschen sicherlich nicht jedermanns Geschmack. Dafür kann man sich seiner vorzüglich zur Entwanzung von Hühnerställen und Taubenschlägen bedienen.

Bazillen bekommen die Grippe.

Die Methoden der biologischen Schädlingsbekämpfung bedürfen einer gründlichen Vorbereitung und sorgfältigen Planung, bevor sie praktisch angewendet werden. Nur eine genaue Erforschung der Lebensbedingungen in einem gewissen Gebiet oder in gewissen Situationen macht es möglich, den Schädlingsbekämpfer erfolgreich einzusetzen oder gar nach Belieben zu lenken, ohne daß er selbst zum Schädling wird. Das Reich der Natur nach solchen natürlichen Verbündeten zu durchforschen, ist eine große, allerdings auch lohnende Aufgabe. Ob es freilich je gelingt, die ärgsten Feinde des Menschen, die Bazillen, auf diesem Wege im Schach zu halten, das ist doch recht zweifelhaft.

Vor einigen Jahren setzte ein Teil der Ärzte große Hoffnungen auf den D'Herelleschen Bazillenfresser, ein Kleinlebewesen, das noch bedeutend kleiner ist als die durchschnittlichen Bakterien und das unter diesen zerstörende Infektionskrankheiten hervorruft. Man hoffte also, sozusagen die Grippe und alle Infektionskrankheiten in Zukunft einfach dadurch verhindern zu können, daß man unter den Erregern ebenfalls die Grippe verbreitet. Aber der Erfolg ist bis jetzt nicht sehr ermutigend. Günstiger ist der Versuch verlaufen, die Gegenkräfte, die gewisse Infektionen im Körper des Menschen erzeugen, zur Bekämpfung anderer Krankheiten zu benutzen. Darauf beruht vor allem die Materialbehandlung der Paralyse. Jedenfalls ergeben sich für die Zukunft noch manche Möglichkeiten, die Natur da zu verbessern, wo sie — im Sinne des Menschen — nicht von vornherein für das Gleichgewicht der Kräfte gesorgt hat.

Kurzberichte aus der Wissenschaft

Künstliches Sonnenlicht.

Das Sonnenlicht besteht aus sichtbaren und unsichtbaren Strahlen (als letztere die wirksamen Ultraviolett- und Infrarotstrahlen). Bisher konnten die Ultraviolett- und die Infrarotstrahlen nur getrennt voneinander in verschiedenen Lampen erzeugt werden. Nunmehr ist es der Technik gelungen, ein Gerät zu schaffen, das beide Strahlenarten zu erzeugen imstande ist. Man ist daher in der Lage, künstliches Sonnenlicht in sonnenähnlicher Zusammensetzung zu erzeugen. Das künstliche Sonnenlicht ist weitaus konzentrierter als das natürliche, und es genügen einige Minuten, um dasselbe zu erzielen, was man bei natürlicher Bestrahlung vielleicht während eines ganzen Tages erreichen würde.

Insulin gegen Trunkenheit.

Der Wirkstoff der Bauchspeicheldrüse — das Insulin —, das als Heilmittel der Zuckerkrankheit bekannt ist, hat eine neue Anwendungsmöglichkeit gefunden. Der Forscher Bickel konnte feststellen, daß der Wirkstoff sehr gut gegen Trunkenheit zu gebrauchen ist. Das Hormon fördert die Verbrennung des Alkohols im Körper und es zeitigt ausgezeichnete Wirkungen bei Alkoholvergiftung. Nach Insulingaben sinkt nicht nur der Alkoholgehalt im Blute, sondern auch der Rauschzustand wird schnell beseitigt. Bickel konnte durch seine Untersuchungen auch die Behauptung widerlegen, daß der Alkohol als Quelle der Muskelkraft dienen könne.

Ein neuer Planet.

Am 12. Februar 1936 wurde ein neuer kleiner Planet — Delporte 1936 CA — entdeckt. Er dürfte von der dreizehnten Größe sein. Seine Bahn ist sehr ungewöhnlich. Sie gleicht der eines Kometen. Um die obige Zeit kam der Planet der Erde auf rund sechs Mondweiten nahe.

400 000 000 Morsezeichen täglich.

Die Wetterkarte feierte im vergangenen Jahr in Österreich ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Sie enthielt damals die Meldungen von 15 Stationen. Vor Ausbruch des Weltkrieges verzeichnete man bereits die Meldungen von 140 und heute von 723 Stationen. Die Zentralanstalt für Meteorologie in Wien nimmt täglich 400 000 000 Morsezeichen auf und funkt 30 000 000 weiter.

Geschichten von Frundsberg

Oberster Feldhauptmann des deutschen Fußvolks

Noch steht alles zum Glück.

Als Frundsberg am Fluß Bachilion mit seinen Landsknechten der Schlachtordnung der Venediger gegenüberlag, schickte ihm der Hauptmann des feindlichen Haufens einen Trompeter.

„Mein Oberste laßt dir sagen, wenn du mit den deutschen nackenden Landsknechten (nackenden d. h. erschöpften) die Wehr von dir legst, will er euch mit weißen Stäben aus dem Lande passieren lassen."

Darauf hat der Frundsberg sich stolz aufgerichtet und geantwortet: „Sag deinem Oberste, ich habe nackende Knaben, wenn aber einer dieser einen Pokal Wein im Busen hat, ist er mir lieber als ein Veneter im Harnisch bis auf die Füße. Noch steht alles zum Glück. Ich will lieber hier ehrlich umkommen als schandlich abziehen."

Der tapfere Franzose.

Als die Feldschlacht zu Bicocha 1522 für den Frundsberg erfolgreich geendet ist, löst sich plötzlich aus dem feindlichen Haufen der Franzosen ein Kürassier und rennt gegen die Glieder der Kaiserlichen. Stürmt bis ins dritte Glied. Da wollen ihn die Knechte umbringen. Frundsberg, der Zeuge dieses Anlaufes ist, gebietet Einhalt und läßt den Verwegenen vor sich bringen.

„Wie kannst du so vorwitzig sein und gegen meine Leute anrennen, die dir doch erst heute ein Beispiel ihrer Macht gegeben? Allein gegen die dreifache Mauer deutscher Landsknechte?"

Der Franzose aber, obwohl er wußte, daß es ihm den Kopf kosten konnte, hat ihm durch den Dolmetsch geantwortet: „Ich bin einer vom Adel. Und ihrer siebzig hatten wir uns verschworen, die Niederlage des heutigen Tages zu rächen. Da bin ich bei euch eingefallen der Meinung, ich habe die andern hinter mir." Da glänzten des Frundsberg Soldatenaugen in Hochachtung vor der Tapferkeit des Gefangenen. Er schenkt ihm zusammen mit seinem Mitfeldherrn ein Pferd, als Ersatz für das zerstochene und etliche Kronen. Außerdem gibt er ihm einen Brief an den König von Frankreich, in welchem er schreibt, daß der Kürassier sich ritterlich gehalten hat. Wäre er ein Kaiserlicher, er würde für diese Tat sein Leben lang geehrt werden.

Der Frundsberg und die deutschen Bauern.

Als der Frundsberg die Schlacht bei Pavia so siegreich geendet, erhielt er vom Erzherzog Ferdinand von Österreich den Auftrag, den Aufruhr der Bauern in Deutschland, 1524, zu unterdrücken.

Im Allgäu hatten sich die Bauern gegen den Abt von Kempten wegen etlicher Beschwerden erhoben. In drei Haufen zu je 15 000 standen sie dem Frundsberg gegenüber. Als der die zusammengewürfelten, mit keiner geordneten Kriegführung vertrauten Säer, Kornschneider, Pflüger, der Bearbeitung der Erde Beflissenen vor sich sah, sagte er zu seinem Mithauptmann Truchseß: „Georg, wir wollen sie nicht angreifen. Es würde viel Blut kosten. Wir aber würden wenig Ehre mit diesem ‚Sieg' einlegen. Ich will auf einem anderen Wege versuchen, die Sache zu einem einem guten Ende zu bringen."

Durch Verhandlungen mit den Bauernhauptleuten gelang es ihm, die Bauern zum Abzug zu bewegen. Bei Durach angekommen, zerstreuten sie sich wieder in ihre Berge und Täler. So gelang es ihm deutsches, gutes Bauernblut dem Boden zu erhalten.

Auch die aufrührerischen Bauern zu Salzburg stillte der Georg von Frundsberg ohne Schwertschlag. Als der Fürst von Baiern den Berg, auf dem die Bauern sich verschanzt hatten, stürmen wollte, hat der Frundsberg nicht mitgemacht. „Sie (die Bauern) würden doch alle bleiben. Und keine Ehr' ist damit zu erlangen!" hat er gesagt und der Sturm ist unterblieben.

Und als er wieder gen Italien ritt, da stürmten die Bauern seiner eigenen Dörfer sein Schloß zu Mündelheim, um seine Frau Anna gefangenzusetzen. Nur die Treue der Bürger des Städtchens Mündelheim und eine Besatzung Kriegsleute vereitelten das Vorhaben.

Des Frundsberg Tod.

Als er mit seinen Knechten aus dem Lager vor Lodi nach Mailand zog, wurde er plötzlich krank. Darauf ließ er sich von den Graubündnern über das Gebirge heimführen. In seinem Schloß, kurze Zeit danach, starb er. Arm. Er, der hätte gewaltige Beute machen können. Seine Güter waren den Kaufleuten versetzt und er selbst der Schulden halber angefochten. Er pflegte auf die Letzt zu sagen: „Drei Dinge sollen einen jeden vom Krieg abschrecken: die Verderbung und Unterdrückung der armen unschuldigen Leute. Das unordentliche Leben der Kriegsleute. Und die Undankbarkeit der Fürsten, bei denen die Ungetreuen hoch kommen und reich werden und die Wohlverdienten unbelohnt bleiben."

Auch ein Spottliedlein hat er sich nach der Schlacht bei Pavia gemacht und es sich immer, wenn er in fröhlichem Kreise zechte, vorsingen lassen. In ihm klingt sein Gram über die Undankbarkeit derer, denen er sein Leben viel hundertmal zur Gabe gebracht, nach.



DR. LUDWIG ROTH:

Der Prozeß schwebt

Wie oft hört man heute noch den Ausdruck „der Prozeß schwebt" oder „die Sache ist anhängig" Damit soll rein bildlich gesprochen werden, daß ein Rechtsstreit nunmehr einem Einzelrichter oder einem Gerichtshof zur Bearbeitung und Entscheidung vorliegt.

Der Ausdruck ist entstanden durch eine beim alten Reichskammergericht in Wetzlar herrschende Sitte.

Das Akten-Archiv dieses höchsten Gerichtshofes des „Heiligen Römischen Reiches Teutscher Nation" war im Laufe der Jahrhunderte riesenhaft angeschwollen. Es war üblich geworden, das Verzeichnis der zu einer Prozeßsache gehörigen Akten auf einer Rolle zu verzeichnen, die sich in einer Kapsel befand. Diese Kapsel war mit einer Schnur an den zahlreichen Querstangen befestigt, die das Gewölbe durchzogen: Der „Prozeß schwebte", er war also im vollen Sinne des Wortes „in der Schwebe" oder „anhängig". Aus dieser Rolle war der Stand der Sache ersichtlich, mit ihrer Hilfe war es möglich, die Haupt- und Beiakten zu finden, die manchmal einen recht erheblichen Umfang aufwiesen. So z. B. umfaßte ein Prozeß zwischen dem Fürsten zu Oettingen-Oettingen und der Reichsstadt Nördlingen 827 Urkunden und 684 Zeugenvernehmungen, die einen Stoß von nicht weniger als 10864 Blättern bildeten.

Die primitive Art der Registratur war zwar verbessert worden, sie reichte aber doch nicht aus, um der Aktenmasse Herr zu werden. Man hatte die Register nicht nach den Sachen, sondern nach den Jahren angelegt. Diese Register waren Großfolio-Bände. Man kann sich denken, welche Arbeit es machte, ältere Prozeßakten aufzusuchen. Dazu kam es, daß manche Akten in der Ur- oder Abschrift erst von auswärts bezogen werden mußten, da viele bei der Flucht des Reichskammergerichts von Speyer, als die Franzosen Anno 1688 die Pfalz verwüsteten, nach Aschaffenburg, Frankfurt und Mainz geschafft, während andere von den Franzosen bei der Eroberung Speyers mit Beschlag belegt und in Straßburg zurückbehalten wurden.

Das alte Reichskammergericht erstickte nahezu in seinem Aktenwust, in seinem Zopf- und Formenkram. Von manchen Prozessen lagen die Akten hundert und mehr Jahre zur Beratung und Entscheidung vor. Ein Prozeß zwischen der Reichsstadt Nürnberg und dem Kurfürstentum Brandenburg schleppte sich von 1526 an hin und war noch nicht beendigt, als das Reichskammergericht am 6. August 1806 aufgelöst wurde. Dieses schleppende Verfahren wurde geradezu sprichwörtlich. So fürchtete Goethe in einem Brief vom 18. Oktober 1773, daß Wielands Urteil über seinen „Götz von Berlichingen" „so lange hanget, als in Wetzlar ein Urteils-Spruch".

Verzögert wurde die Entscheidung durch die „Gerichtsferien". Es gab „lange" und „kurze" Ferien.

Die langen Ferien fielen vom 24. Dezember bis 7. Januar, an Fastnacht, vom Sonntag Estomihi bis Invocavit, an Ostern vom Palmsonntag bis Quasimodogeniti, in der „Creutz-Woche" vom Sonntag Rogate bis Exaudi und vom Tage vor Pfingsten bis Trinitatis.

Dann kamen die „Hundstagsferien" vom 18. Juli bis 25. August. Die kurzen Ferien waren ebenfalls recht reichlich bemessen und umfaßten jeweils zwei bis drei Tage. Im ganzen machte das Reichskammergericht an 174 Tagen des Jahres keinen Dienst. Auf einer Empore unter rotseidenem Baldachin auf rotsamtenem, goldverbrämtem Armsessel sitzt der Kammerrichter, neben ihm auf rotgepolsterten Bänken die Kammergerichtsbeisitzer, „Assessoren" genannt. Alle Richter sind in spanischer Tracht, in schwarzem Rock, kurzem schwarzem Mantel, in schwarzseidenen Strümpfen, an der Seite den Degen.

Spanisch die Tracht, römisch das Gesetz — wo blieb das deutsche Volk? Sobald sich der höchste Richter, der „Kammer-Richter", gesetzt hatte, bedeckten die übrigen Richter ihr Haupt, während die Gerichtsboten, die Pedellen, die Gerichtsschreiber usw. unbedeckt bleiben. Ein Pedell überreicht mit tiefer Verbeugung dem Kammer-Richter das schwarze Zepter, das dieser während der ganzen Verhandlung als Gerichtsstab in der Hand hält. Dieses Zepter hat einst Kaiser Maximilian I., der „letzte Ritter", bei der Eröffnung des Reichskammergerichts im Hause „Zum Braunfels" in Frankfurt a. Main Anno 1495 dem ersten Kammer-Richter, dem Grafen Eitel-Friedrich von Zollern, überreicht. Feierlich war auch der Aufzug und der Auftritt der perückengeschmückten Advokaten, darunter viele Zierden der Rechtswissenschaft. Fast alle jungen Juristen suchten Gelegenheit, für einige Monate zur Ausbildung am Reichskammergericht zugelassen zu werden; es sei daran erinnert, daß Reichsfreiherr vom Stein und Goethe ihre Ausbildung als „Rechts-Praktikanten" ebenfalls am Reichskammergericht erhalten haben. Manche der Reichskammergerichtsanwälte betrieben die ihnen übergebenen Prozesse nicht allzu eifrig. In meiner Vaterstadt Wetzlar wird noch heute als verbürgt erzählt, daß der „Reichskammergerichts-Prokurator" L. seinem Schwiegersohn, ebenfalls Reichskammergerichtsanwalt, der ihm freudestrahlend den Sieg in einer großen Prozeßsache mitteilte, zugerufen habe: „Herr Schwiegersohn! Dieser Prozeß war ein wesentlicher Teil Ihrer Mitgift! Bei sorgfältiger Pflege hätten Sie und Ihre Familie ein Menschenalter davon leben können."

Goethe, aus dessen Aufenthalt am Reichskammergericht in Wetzlar seine „Leiden des jungen Werther" entsprungen sind, hat sein Urteil über den höchsten Gerichtshof dahin zusammengefaßt: „Für einen frohen, vorwärtsschreitenden Jüngling war hier kein Heil zu finden."

Am 6. August 1806 ist das Reichskammergericht in der alten Reichsstadt Wetzlar, wo es seit dem 15. Mai 1693 seinen Sitz hatte, entschlafen. Es hat ein Alter von 391 Jahren erreicht (als Königliches Kammergericht 1415 errichtet) und war recht altersschwach geworden. Bei ihm „schwebten die Prozesse".

H. SCHMIDT-ELLRICH:

Wer keine Sorgen hat . .

Wer keine Sorgen hat, macht sich welche — das ist eine alte Sache. Oder finden Sie. daß es unbedingt nötig war, wissenschaftlich zu untersuchen, ob eine Wurst schräg oder gerade angeschnitten werden muß? Tatsächlich ist über diese Frage im 17. Jahrhundert eine philosophische Dissertation erschienen. Desgleichen auch über die Möglichkeit, „ob ein Kamel wirklich durch ein Nadelöhr geht" und „ob die Kleider der Kinder Israels in der Wüste wirklich mit diesen Kindern gewachsen sind"

Ein ähnlich konfektionäres Thema behandelte eine 1676 in Wittenberg erschienene Arbeit über „die Kleider, so die Engel tragen". Ein gewisser Superintendent Fochner aus Halle veröffentlichte „Untersuchungen über den Schoß Abrahams gemäß Lukas 13", und dessen Amtsbruder Gohling aus Chemnitz schrieb 1725 sogar zwei ernsthafte dickleibige Wälzer über die Frage „ob Gott einen Bart hat und über di Ursachen desselbigen Bartes". Zu diesen Autoren mag man auch jenen zählen, der 1718 eine Predigt vortrug und drucken ließ, in welcher — nicht ein einziges R vorkam.

Verständlicher mag manchem schon die Verlegenheit eines Obersten aus dem Dreißigjährigen Kriege erscheinen, der da behauptete, vom Teufel in Gestalt seines eigenen Weibes vexiert worden zu sein, so daß er, zum Beispiel bei Tisch, wenn seine Frau in die Stube trat, nie recht wußte, ob sie es war oder der Teufel Denn das soll auch heute noch hier und da vorkommen

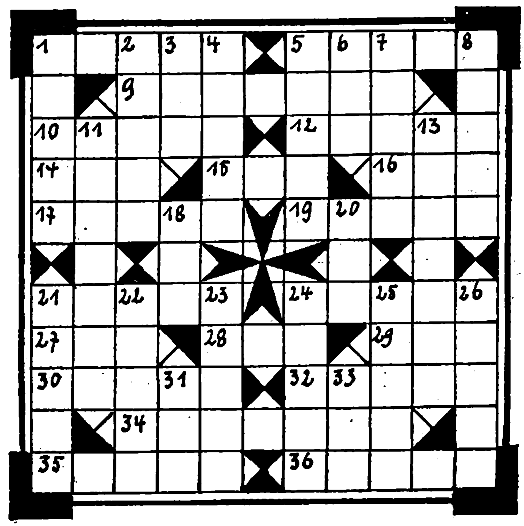
Von König Eduard I. von England erzählt man sich, daß er, kurz bevor er im Jahre 1330 starb, seinen ältesten Sohn schwören ließ. genau nach seinem letzten Willen zu handeln. Dann drückte er den Wunsch aus, in einem großen Topfe gekocht zu werden, solange, bis die Knochen sich vom Fleische lösten. Das Fleisch solle der Sohn begraben, die Knochen jedoch als Talisman gegen eine mögliche Erhebung der Schotten aufbewahren. Eduard, der Sohn, bestürzt und entsetzt, begnügte sich begreiflicherweise damit, dem anspruchsvollen Papa ein allgemein christliches Begräbnis zuteil werden zu lassen.

Der Graf von Mirandole, 1825 gestorben, vermachte sein ganzes Vermögen — einem Karpfen, den er seit zwanzig Jahren in einem uralten Fischweiher ernährt hatte. — Ein Privatherr, der durch glückliche Börsenspekulationen ein Vermögen von 60 000 Pfund erworben hatte, vermachte diese Summe 1776 einem Vetter unter der Bedingung, daß dieser sich täglich ohne Ausnahme zur Börse begebe und dort von zwei bis fünf Uhr verweile. Der Vetter soll darüber, was man ihm nicht verdenken kann, beinahe den Verstand verloren haben. — Von dem verstorbenen Schauspieler Valentino wird erzählt, daß er seiner ersten Frau nichts, der zweiten einen Dollar und den Rest seines beträchtlichen Vermögens einem kleinen Landmädchen vermacht habe, in welchem er schauspielerisches Talent entdeckt habe. Ein anderes, ähnliches Kapitel, die Schrullenhaftigkeit der Menschen betreffend, ist die Eitelkeit Der Mensch tut viel, der Mensch leidet viel — um schön zu sein Die Königin Marie Antoinette trug solch übermäßig hohe Frisuren, daß sie mit dem Kronleuchter im Schlosse zu Versailles in ernstliche Kollision geriet. Und eine Dame, die ihr bei Hofe vorgestellt werden sollte, ließ sich in ihren monströsen Kopfputz eine Flasche mit Wasser einarbeiten, damit die ihre Frisur zierenden Blumen nicht so bald verwelkten.

Aber Ihnen, meine Herren, die Sie jetzt so mokant lächeln, will ich nur ein Beispiel erzählen, daß auch manche Männer gegen derartige Sorgen nicht immer gefeit sind. Eine der geistigen Zierden unseres Geschlechtes, der berühmte Philosoph (und Shakespeare-Übersetzer) August Wilhelm Schlegel, war, was wenige wissen, leider kahlköpfig. Noch im Alter besaß er eine ganze Garnitur blonder Lockenperücken von verschiedenen Längen, die er stets nacheinander aufsetzte, um das Wachstum seiner Haare zu veranschaulichen. War er dann bei der längsten angekommen, so pflegte er mit Gleichmut zu sagen: „Es ist erstaunlich, wie schnell mein Haar wächst; ich muß es wirklich schon wieder schneiden lassen!" Worauf er am nächsten Tage wieder mit der kürzesten Perücke erschien.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Grasfläche, 5. gewebtes Band, 9. Fluß in Südamerika, 10. Himmelskörper, 12. Nagetier, 14. Stadt in Finnland, 15. Straße (franz.), 16. spanischer Küstenfluß, 17. Futterstoff, 19. Größenverhältnis, 21. große Menge, 24. ägyptischer Sonnengott, 27. Straußenart, 28. Frauenname, 29. Vorsilbe, 30. großer Fluß, 32. Schleichkatze, 34. deutscher Sprachforscher †, 35. Ausfluß von Geschwüren, 36. griechische Sagengestalt. — Senkrecht: 1. Diktator Argentiniens 1877 †, 2. klangvoll, 3. Hausflur, 4. inneres menschliches Organ, 5. Stadt in Polen, 6. Wolgazufluß, 7. Gruppe, 8. eisern, 11. Behörde, 13. Erbschaft, 18. chemisches Erzeugnis, 20. Männername, 21. Großhandelsmarkt, 22. Stadt in Indien, 23. Haushaltungsgegenstand, 24. Salzsumpf in Persien, 25. Stadt in Chile, 26. Fenstergardine, 31. Gedichtart, 33. einfarbig (französisch).

Zahlenrätsel

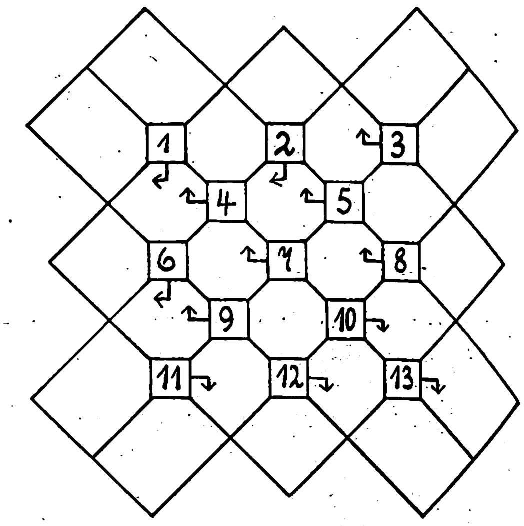
1 2 3 1 4 5 6 = Monat
7 5 8 9 10 9 6 5 = nordamerikan. Staat
11 5 6 3 12 13 14 = germanische Göttin
15 1 16 5 8 7 16 5 13 = franz. Komponist
6 1 14 5 11 4 5 6 17 = Reichsleiter
18 1 4 4 8 5 6 = erfrischendes Getränk
19 7 16 20 13 14 = griech. Sagengestalt
14 9 7 9 11 16 = ostafrikan. Hafenstadt
11 5 17 13 14 = Herrschertitel
5 11 3 5 = lügenhaftes Gerücht

Richtig gelöst, ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben fortlaufend gelesen den Namen einer nationalsozialistische Bildungsstätte. Bey.

Rösselsprung

		so	wie		
	der	deut	nun	gross	
wir	ris			sche	los
um	uns	sind	den	frem	der
sen		von	wie		ban
rings	nun	wir	den	um	wir
		her	sind		

Kachelrätsel



Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und sind in Uhrzeigerrichtung zu lesen: 1. Fixstern, 2. Getreideunkraut, 3. italienische Insel, 4. Handelsprodukt, 5. spanische Münze, 6. Vogel, 7. Laubbaum, 8. Stadt an der Werre, 9. geographischer Begriff, 10. Zugtier, 11. Bestandteil der Milch, 12. Kapitel des Korans, 13. kleines Nagetier.

Silbenkreuz

1—2 deutscher Strom, 1—3 bis 5 geograph. Begriff, 1—3 bis 4 südamerikanisches Raubtier, 1—6 Nebenfluß der Aller, 3—2 Nadelbaum, 3—4 Eiferer, 5—6 Schiffsteil, 6—3 Beleuchtungsmittel.

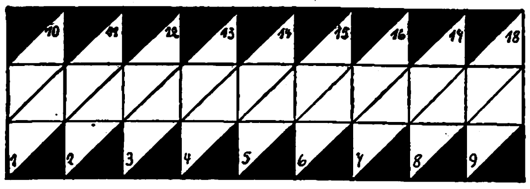
1	2
3	4
5	6

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Oder, Ettal, Werdau, Sendung, Bauzuschuß, Pruefung, Zickzack, Dahlie, Rosenmontag, Russe, Saentis, Blutdruck, Heimat, Falsett, Oscar, Kirchweih, Erwin, Frieden, Bürger, Ratibor, Beklagter, sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht ein Sprichwort ergeben.

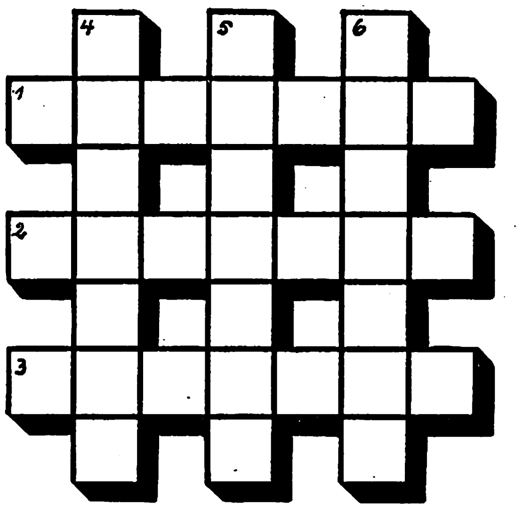
Rautenrätsel

1—10 Schiffahrtsgefahr, 1—11 Stadt in Lettland, 2—11 Frauenname, 2—12 norwegischer König, 3—12 Säugetier, 3—13 Umhang, 4—13 gleichförmig, 4—14 Männername, 5—14 chem. Element, 5—15 Heiliger,



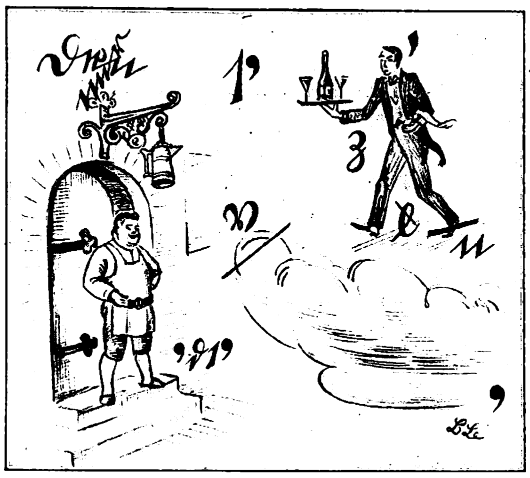
6—15 italienische Hafenstadt, 6—16 Raubtier, 7—16 Tierprodukte, 7—17 Nadelbaum, 8—17 Vogel, 8—18 Ölpflanze, 9—18 Mineral. (ch = 1 Buchstabe). Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der untersten Reihe den Namen eines Reichsleiters.

Gitterrätsel



Die waagrechten und senkrechten Reihen haben folgende Bedeutung: 1. Schloß, 2. weibl. Vorname, 3. Abhilfe, 4. Hühnervogel, 5. männl. Vorname, 6. Paradies.

Bilderrätsel



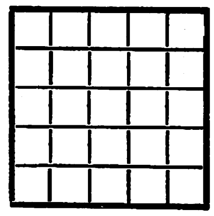
Silbenrätsel

Aus den Silben: a an as bu cher cho deln den do ein en er eu fah gen gen göt i isth jun ka ka ke ker lau le le les lyp ma ma mis mus nen neu neu ni nu po ra rin rin rog schlei sie su süd tät tam tau the ti tik tin tus wa werden 16 Wörter gebildet, deren 1. Buchstaben von oben, die 4. Buchstaben von unten gelesen einen Sinnspruch ergeben. ch ist 1 Buchstabe.

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 .... 16 ....

1. Heilmittelhandlung, 2. Staat in Australien, 3. Offiziersanwärter, 4. ägyptische Stadt, 5. Insel im Großen Ozean, 6. deutsche Universitätsstadt, 7. Schweizer Benediktinerkloster, 8. Münzkunde, 9 Übereinstimmung, 10. Deutscher Philosoph † 1843, 11. Ort in Litauen, 12. Zwergkönig, 13. australischer Myrtenbaum, 14. Landenge, 15. schwere Infektionskrankheit, 16. Schellentrommel.

Magisches Quadrat



Die Buchstaben: a a a e e e e i i i i i l l l l l l p p p p p r r r r sind so in die leeren Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Nordländer, 2. Monat, 3 vollgefüllt, 4. Arzneiform, 5. Ort an der Mosel.

Lösungen der Rätsel in Folge 21:

Sternenrätsel: 1. Hederich, 2. Feldpost, 3. Krevette, 4. Prenzlau, 5. Pergamon 6. Guericke, 7. Hamilton, 8. Mormonen, 9. Nikolaus. * Magisches Quadrat: 1. Polka, 2. Obers, 3. Legat, 4. Krake, 5. Aster. * Silbenrätsel: 1. Liane, 2. Einsiedeln, 3. Regensburg, 4. Niederland, 5. Einbeck, 6. Deutzia, 7. Annaberg, 8. Nadelgeld, 9. Kaffa, 10. Bariton, 11. Aroma, 12. Rienzi, 13. Echternach, 14. Rollfilm, 15. Seine, 16. Tachometer, 17. Eberhard, 18. Tarragona, 19. Sigmaringen, 20. Ebene, 21. Mobiliar, 22. Poesie, 23. Fanfare. — Lerne dankbarer stets empfangen und froehlicher geben. * Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Baron, 4. These, 8. Elbe, 10. Oran, 11. Satyr, 12 Tete, 13. Elle, 14. Laren, 17. Stufe, 20. Alma, 22. Ring, 25. Komma, 26. Puck, 27. Tara, 28. Ethos, 29. Kotau. Senkrecht: 1. Belt, 2. Aloe, 3. Oesel, 5. Horen, 6. Saal, 7. Ente, 9. Star, 15. Ast, 16. Elf, 17. Sakko, 18 Ulme, 19. Erato, 20. Alpe, 21. Laut, 23. Nora, 24. grau. * Kryptogramm: Baldur, Tauchnitz, Gesicht, Laotse, Tauentzien, Ziehung, Weinwirt, Prunk, Lasso, Seher, Herder, Formzwang, Stange, Devon, Nauheim, Straßen, Bowiemesser, Durchlaucht, Fuchsie, Elbe, Selbstzweck, Fang. „Durch nichts entziehn wir uns so sehr dem Zwange von außen, wie durch Selbstzwang." * Zahlenrätsel: 1. Tamarinde, 2. Eher, 3. Riem, 4. Tassilo, 5. Indien, 6. Abendland. „Tertiaermond." * Schachbrett: 1. Skorpion, 2. Achensee, 3. Fuhrmann, 4. Heliodor, 5. Kabarett, 6. Leostadt, 7. Alberich, 8. Heinrich. — Schirach. * Silbenaustauschrätsel: Nurmi, Wogen, Derma, Weingeist, Dichter, Treiber, Betten, Zuban, Dulder, Andenken, Orest, Derwisch, Liebe, Sieben, Leda, Hatschier, Dichtung, Sigel, Becher, Lichtung, Einzug, Gugel, Termin, Freigeist, Fliege, Geometrie, Benno. Nur wo der Geist dich treibet, zu dulden oder lieben, da hat dich sicherlich ein guter Geist getrieben. * Wabenrätsel: 1. Cosima, 2. Ostara, 3. Amalfi, 4. Martha, 5. Lawine, 6. Somale, 7. Iwanow, 8. Boston * Rösselsprung: Der, welcher einsam duldet, duldet schwer, Denn Glück und Freude sieht er ringsumher; Doch ist der Schmerzen Hälfte überwunden, Wenn man des Grams Genossen aufgefunden. Shakespeare. * Zergliederung: Bader, Eisen, Eger, Tanzmeister, Handstand, Ortschaften, Versuch, Erdachse, Normanne. — Beethoven. * Magisches Dreieck: 1. Pokal, 2. Oper, 3. keck, 4. Ar, 5. l.

Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Ein Bauer wird Springer!

Kuriose Kurzpartie gewonnen von Jobe, München

1. d2—d4	d7—d5	4. c4×d5	c5×d4
2. c2—c4	e7—e6	5. d5×e6	d4×Sc3?[1]
3. Sb1—c3	c7—c5	6. e6×f7†!	Ke8—e7[2]
7. f×g8S†[3]	Ke7—e8[4]	11. Td1—d8†	Ke8—f7
8. D×Dd8†	K×d8	12. Sg8—e7	Lf8×e7
9. Lc1—g5†	Kd8—e8	13. L×Le7	T×Td8
10. 0—0—0	Lc8—f5?	14. L×Td8	Aufg.[5]

[1] Nach diesem kleinen Scharmützel in der Mitte sollte Schwarz den Bauern e6 mit Lc8 schlagen. Doch die Habgier, ein schönes Pferdchen zu erhaschen, siegte.

[2] Natürlich nicht K×f7 wegen D×Dd8!

[3] Vor Schreck erbleicht das schwarze Pferdchen, wird „weiß" und bietet dem „eigenen" König „Schach"!

[4] Th8×Sg8 verbietet sich wegen Lc1—g5†

[5] Schwarz hat eine Figur weniger und gab deshalb den ungleichen Kampf mit Recht auf.

Aufgabelösung aus Folge 17

Zweizüger von P. Hoy, Schweinsburg-Pleiße.

Weiß: Kd7, Tg5, Tg8, Lc5, Lh3, Sd2, Sf1 (7).
Schwarz: Kf4, Tg1, Th6, Lb7, Sg2 (5).

1. Td5, Lg6; 2. Ld6‡. 1. . . ., Tg6; 2. Tf5‡. usw.

Richtig gelöst: A. Roth, München, A. Brückner, Stollberg; K. Neupert, Gera; W. Petri, Plittershagen; W. Brunken, Oldenburg; F. Stachelroth, Berlin-Lankwitz; F. Büttner, Fürth i. B.; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; Dr. Münch, Bocholt; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; Cl. Bornefeld, Everswinkel; J. Herwig, Gotha; W. Noack, Hamburg; Dr. E. Stamatis; Dr. K. Askitopoules, Berlin W; Ch. Steffen, Stuttgart-Gablenberg; H. Schmidt, Rodheim; L. Sinn, Krefeld; G. Hoffmann, Karlsruhe; Ziegler, Kelbra; E.

Brüggmann, Frankfurt a. M.; E. Schwald, Wollbach; H Baumgartner, Weidenau; M. Templin, Friedensstadt: O. Hoffmann, Hamburg; G. Tauchert, Lahr; K. Roß, Hamburg; F. Pätzmann, Sahlenburg; Stieler, Dortmund-Aplerbeck; G. Peipers, Eckardtsheim; H. Fischer, Ebingen; Dr. Schott, Landshut; A. Neubert, Zwönitz; C. Weinrich, Syke; Ch Ellrich, Spangenberg; Erika Schupp, Wiesbaden; H. Krause, Alsfeld. C. Hülsenbeck, Düren; L. Hohensee, Berlin; Dr. J. Krug, Dresden; D. Steinhoff, Leobschütz; A. Sponholz, Hannover.

Einige Löserurteile: „Eine gediegene, gut gelungene Aufgabe“, A. R., M.; „Äußerst abwechslungreich; schöne Mattbilder u. Verstellungen“. A. B., St.; „Technisch großartig“, H. K., B.-N. „Klug angelegt, sehr interessant“. Dr. St., Dr. A., Berlin, usw.

Nur einen „harmlosen Bauern“

schnappte sich in der folgenden Partie der Führer der weißen Steine. Jener hatte es aber zu „dick hinter den Ohren“, wie der schwedische Großmeister zu seinem Leidwesen erfahren mußte.

Weiß: Stahlberg (Schweden).

Schwarz: Grob (Schweiz).

Gespielt im Turnier zu Ostende in der 8. Runde.

Abgelehntes Damengambit.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	Sg8—f6	10.	Lg5×e7	Dd8×e7
2.	c2—c4	e7—e6	11.	0—0	Sd5×c3
3.	Sb1—c3	d7—d5	12.	Tc1×c3	e6—e5
4.	Sg1—f3	Sb8—d7	13.	Lc4—b3[1]	e5—e4[2]
5.	Lc1—g5	Lf8—e7	14.	Sf3—d2	Kg8—h8!
6.	e2—e3	0—0	15.	Dd1—c2	f7—f5[3]
7.	Ta1—c1	c7—c6	16.	f2—f3	Sd7—f6!
8.	Lf1—d3	d5×c4	17.	f3×e4	f5×e4
9.	Ld3×c4	Sf6—d5	18.	Sd2×e4?[4]	Lc8—f5!
19.	Tf1×f5	Sf6×e4	26.	e3—e4	h7—h6
20.	Tf5—e5[5]	De7—f6	27.	Kh2—g3[6]	g7—g5
21.	h2—h3	Se4×c3	28.	Lb3—e6	Tf8—f4
22.	b2×c3	Ta1—e8	29.	Dd2—e3	h6—h5
23.	Te5×e8	Df6—f1†	30.	d4—d5	Kh8—h7
24.	Kg1—h2	Tf8×e8	31.	Le6—f5†	Kh7—g8
25.	Dc2—d2	Te8—f8	32.	d5×c6[7]	Df2—h1!![8]

Aufgegeben.

[1] Gewöhnlich geschieht hier 13. d4×e5; da aber hiernach der Kampf bei richtigem Gegenspiel zu verflachen droht, hat in der letzten Zeit der Textzug viele Anhänger gefunden.

[2] Die Theorie empfiehlt hier e5×d4; in der Tat wird auch der vorgeschobene Bauer auf e4 schwach, doch Grob versteht es, aus dieser scheinbaren Schwäche dank einer theoretischen Neuerung, die allerdings mehr einer Falle ähnelt, eine Stärke zu machen.

[3] Bei Sd7—f6 würde Weiß wohl recht behalten auf die Dauer. So erzwingt aber Schwarz die Öffnung der f-Linie, die sein Gegner aber gerne zuläßt, da er sich selbst, wie sofort ersichtlich, hieraus Vorteile erhofft.

[4] Nimmt Weiß den angebotenen Bauern nicht, so wird ihn Schwarz leicht mehrfach überdecken können und er wird auf die Dauer höchst unangenehm auf das weiße Spiel wirken. Weiß wird sich um so eher zur Annahme des Bauernopfers entschlossen haben, da ja Schwarz nicht wieder schlagen kann, da Weiß nach 18. . . . S×e4, 19. T×Tf8†, D×f8, 20. D×e4 klar in Vorteil wäre. Doch dem Schwarzen steht eine ausgezeichnete Parade zur Verfügung.

[5] Weiß entschließt sich, die Qualität zu opfern, um wenigstens noch kämpfen zu können. Nach Turmtausch dringt der schwarze Turm auf die 2. Reihe, was natürlich vernichtend wäre.

[6] Es drohte Tf8—f2.

[7] Warum nicht wieder Lf5—e6†, mit dem Textzug ist Weiß sofort verloren.

[8] Die Drohung h5—h4† ist nur noch durch Damenopfer zu decken.

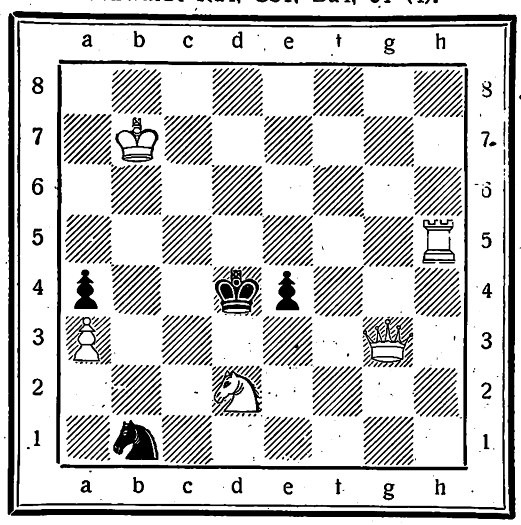
Das Turnier in Ostende gewann Lundin mit 7½, vor Grob 6, Stahlberg und Landau je 5, Dr Rey und Dyner je 4½ Punkten. E. J. D.

Aufgabe

(Urdruck)

Von Fritz Nellen, Leverkusen-Rheindorf

Schwarz: Kd4, Sb1, Ba4, e4 (4).



Weiß: Kb7, Dg3, Th5, Sd2, Ba3 (5).

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.





HUMOR

„Es war sehr unartig von dir, Hans, einfach das letzte Stück Kuchen zu nehmen! Warum hast du es denn nicht deinem Freund angeboten?"

„Das ist doch klar, Mutter: weil sonst er es genommen hätte!"

*

„Wissen Sie, Herr Doktor, es würde mir ja gar nichts ausmachen, an Schlaflosigkeit zu leiden, wenn ich bloß besser schlafen könnte!"

*

„Nee, Arbur, so etwas!" staunt Frau Gnebbchen im Zoo, „nu guggedoch die gomischen Veschel! Die ham cha richd'che Straußenfedern im Schwanz, wie ichse uff'm Hube hab'! Was sin'n das bloß fir Veschel?"

*

„Ja mei — Herr Untermoser, Eahna Waldl is oba a so a herzigs Viecherl, a liabs! Folgt er denn auch brav?"

„Freili, freili, Frau Stamperl! Er wird allwei ganz nachdenklich, bal i eahm ruf!"

*

Leisegang kommt zu spät ins Konzert. „Was spielt das Orchester jetzt?" fragt er flüsternd den Mann an der Tür.

„Die Neunte Symphonie!" erwidert der Mann.

„Aber das ist doch nicht möglich!" entsetzt sich Leisegang, „sie können doch kaum erst vor einer Viertelstunde angefangen haben!"

*

Lieschen und Peter, zwei Stadtkinder, sind zum ersten Male auf dem Land und betrachten von jenseits des Zauns staunend eine große, prächtige, still in sich versunken wiederkäuende Kuh „Siehst du, Lieschen", erklärte Peter der Schwester, „das ist das Tier, für das unser Milchmann arbeitet!"



„Na, Sie haben's wohl besonders eilig!!"
„Ja. Ich will nach Hause. Mein Wagen drückt mich so!"

Zeichnung: Erich Wilke †.

„Können Sie denn Ihren verdammten Kater nicht hindern, meine armen Kaninchen zu quälen?!"

„Sie sollen mal zuerst aufhören, immer ihre Nasen über ihn zu rümpfen!"

*

„Sie leiden unter Schwermut und möchten sich aufheitern? Singen Sie doch bei Ihrer Arbeit!"

„Das geht leider nicht, Herr Doktor! Ich bin Trompeter!"

*

„Sehen Sie, Anton", sagt Frau Kienast zu ihrem neuen Gärtner, „Adam, der erste Gärtner, bekam eine Frau — und Sie sollten auch eine haben!"

„Ja —", gibt Anton zu, „das ist schon wahr. Aber wie lange behielt Adam danach noch seine Stelle?"

*

„Steward, können Sie mir nicht sagen, welches Ende des Dampfers zuerst fährt?"

„Beide Enden fahren gleichzeitig, meine Dame!"

*

„Dunnerschlag!" schaudert Herr Bemmchen an der Waterkant, als er einen Matrosen hoch oben in der Takelage eines großen Seglers umherklettern sieht, „nich fir dausend Emm mechd'ch das da mach'n!"

„Tschä —", meint ein alter Seemann neben ihm, „he ward dat woll ok nich dofför dohn!"

*

„Und dann kippte Ihr Boot also um, Herr Schneidauf, und schwamm kieloben weiter, und Sie konnten sich gerade eben noch hinaufretten und mit Mühe oben festhalten? Da war Ihnen wohl ein bißchen unbehaglich zumute — wie?"

„Aber im Gegenteil! Nun leckte das verdammte Ding doch wenigstens nicht mehr!"

Tagesbefehle aus friderizianischer Zeit

Von dem Berliner Regiment v. Forcade, das im Jahre 1807 aufgelöst wurde, dessen Fahnen außer am Tage von Hochkirch nur Siege gesehen haben, stammen die nachfolgenden Tagesbefehle. Durch Zufall entgingen die Parolebücher des Regiments der Vernichtung, und mit Schmunzeln lesen wir heute, wie herzerfrischend offen diese alten Tagesbefehle in kernigem, ehrlichem Soldatendeutsch jedes Ding beim rechten Namen nennen...

Das friderizianische Heerwesen kannte bereits — im Gegensatz zu dem anderer Staaten — eine soziale Fürsorge. Der König spendete alljährlich eine größere Summe, die dazu bestimmt war, das Elend der Soldatenwitwen und -waisen zu mildern: allein beim Regiment Forcade gab es 368 Soldatenkinder unter 6 Jahren. Am 13. November 1751 nun wurde zur Regelung der Auszahlungen beim Regiment Forcade folgender klassischer Tagesbefehl erlassen:

„Es soll an der Weiberliste hinten der Abgang angezeigt werden, ob sie verheiratet oder gestorben seien, auch dabei das Quantum angezeigt werden, was sie vorm Jahr bekommen haben, Kinder von 14 Jahr und darüber bekommen nichts, als auch Weiber, die sich wieder verheiratet haben."

Um der zeitweilig überhandnehmenden Jagdleidenschaft der Offiziere zu steuern, wurden verschiedene Befehle gegeben:

1. November 1752: „Ihre Majestät befehlen, daß auf der hiesigen Feldmark Rebhühner sollen eingefangen werden; es sollen sich die Herren Offiziers nicht unterstehen, zur Jagd zu gehen und sie zu stören."

2. September 1781: „Es soll sich kein Offizier unterstehen, auf fremde Jagd zu gehen, vorzüglich die des Herrn Gouverneurs, sonst werden sie im Weißen Saal gesetzt (Name des Arrestlokals)."

Ein verantwortungsvoller Dienst ist der Wachdienst. Wachvergehen werden seit jeher scharf geahndet, so auch in der friderizianischen Armee:

Am 17. November 1751: „Es wird auch hart verboten, daß die Schildwachen keine Gefäße (?) in die Schilderhäuser machen. Wer dabei oder in dieselben betroffen wird, soll mit Spießruten bestraft werden."

11. März 1783: „Die Unteroffiziers auf denen Wachen, nebst den Gefreiten müssen sehr genau Acht geben auf die großen Frauenzimmers, damit sich kein Soldat verkleidet herausschleicht, weil darin künftig keine Entschuldigung angenommen wird."

Mit dem Äußern der Offiziere und Mannschaften befassen sich folgende Befehle:

2. Mai 1780: „Bei der morgenden Besichtigung müssen die Bursche ordentlich gepudert sein, Ohren rein gewaschen, ingleichen der Zopf nicht voll Puder. Die Gewehrschäfte und Taschenkästen (Patronentaschen) müssen alle angestrichen sein, ingleich das Lederzeug so geweißet, daß es nicht abfärbt. Die Bursche, so Bärte haben, müssen selbige gut auffetzen, und daß ja keiner betrunken kömmt, auch keine Branntweinpulle bei sich hat!"

10. Januar 1781: „Die Chefs und Kommandeurs der Kompagnien sollen besser danach sehen, daß, wenn ein Kerl ist, der einen Bart tragen kann, besonders, wenn er ein gutes Grenadiergesichte hat, solchen stehen lassen soll."

26. Juli 1781: „Der Herr General lassen befehlen, daß die Offiziers so gut sein und ihren Anzug tragen wie es beim Regiment gebräuchlich, besonders mit den Haaren und keiner mit einer solchen Capuziner-Frisur (ganz kurz geschnitten) erscheint wie der Leutnant v. Zastrow III!"

Um seine bescheidene Löhnung aufzubessern betrieb mancher Soldat — außer der zweimonatigen Exerzierzeit im Jahre — häufig ein Handwerk. Allerlei Auswüchsen dabei galten die folgenden Befehle:

11. März 1754: „Die Soldaten, so Spinnereien haben, sollen die Leute nicht so sklavisch halten und sie nicht des Nachts anschließen (!), wofür die Capitains derer Kompagnien respondieren sollen und müssen des Nachts darauf visitieren lassen. Sonsten die Spinnereien aufgehoben werden sollen."

März 1780: „Die Soldaten, so mit Handschuh handeln, sollen sich nicht so öffentlich auf die Langen Brücken hinstellen."

Februar 1783: „Die Regimenter sollen auf ihre Leut in denen Kasernen Acht geben, daß sie keinen Tabak fabrizieren (!), dorthalben die Kompagnie mit Fleiß nachsehen, daß sich sowas nicht einschleicht (Tabaksmonopol!)."

Der beste Tagesbefehl aber ist sicherlich wohl der, den Friedrich an einem Neujahrstage selbst gab:

„Seine Majestät lassen alle braven Offiziers gratulieren, und die nicht so seind, wie sie sein sollen, möchten sich bessern." E. P.

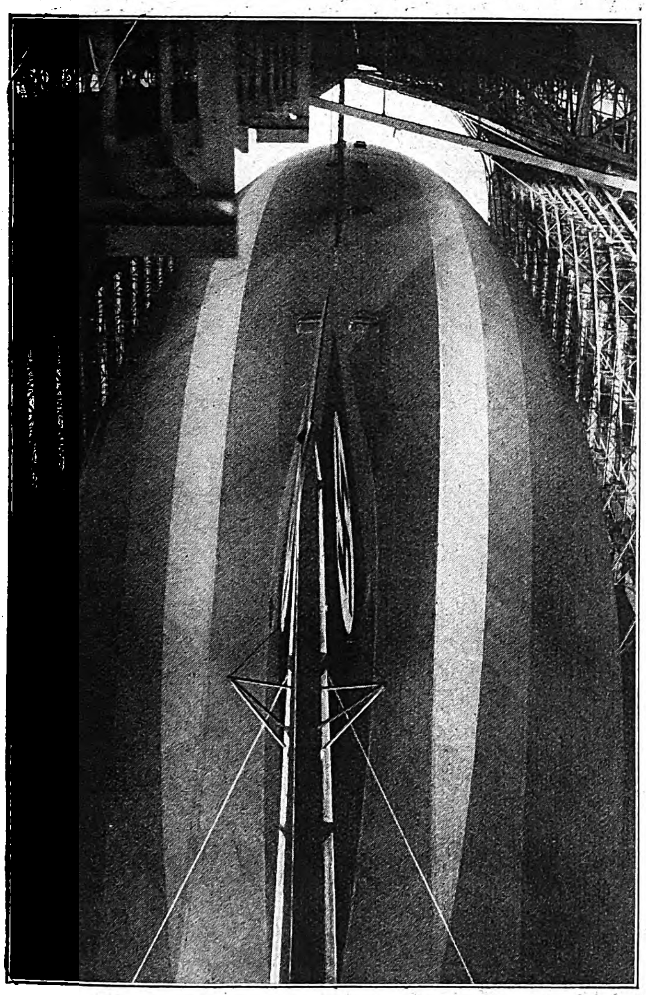
en Start

STATTER DEN START AUF

Eine Bildfolge von dem Ausbringen des Luftschiffes „Hindenburg" aus der Riesenluftschiffhalle des neuen Weltluftschiffhafens Frankfurt a. M.

Ära in der weltumspannenden Luftschiffahrt der Zeppelinreederei einleiten. Ihre Erfahrungen bilden fürderhin die Grundlage für einen regelmäßigen Post- und Passagierdienst zwischen den Kontinenten. Die bewährte Sicherheit und Zuverlässigkeit der Schiffe sind heute bereits entscheidende Faktoren in den Plänen und der Ausgestaltung des Transatlantikverkehrs.

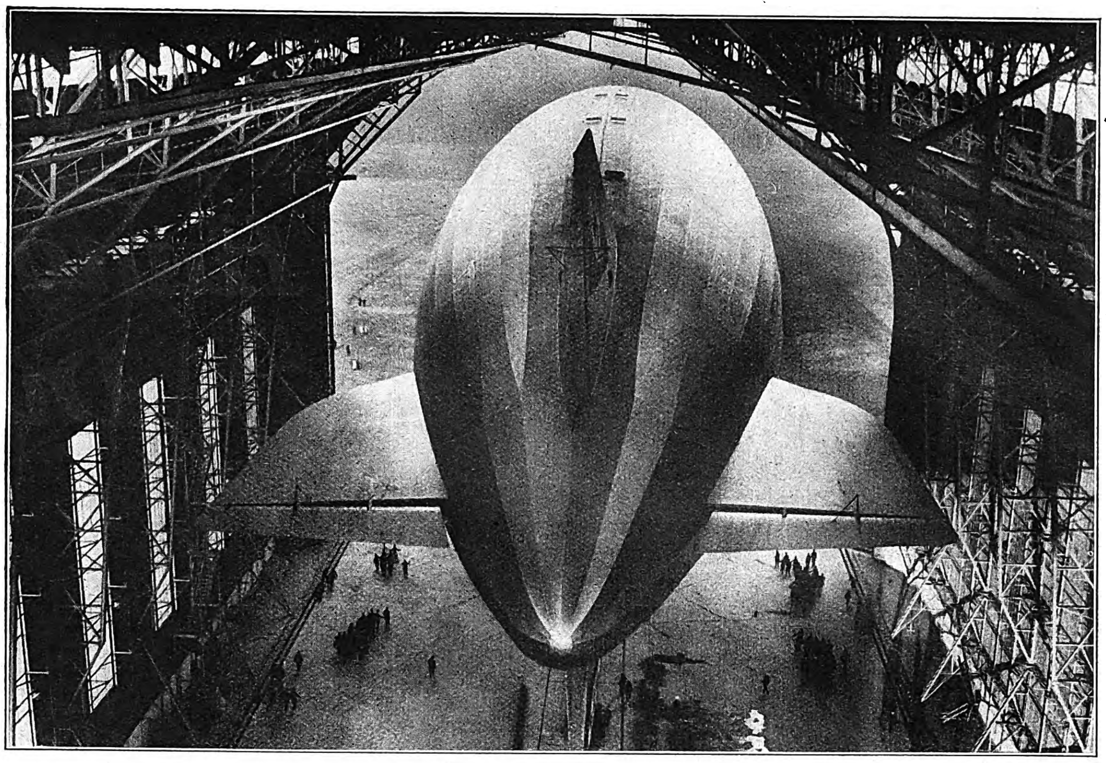
Mit dem großen Erfolg des LZ 129 ist aber nicht allein verkehrstechnisches Neuland erschlossen worden. Weit größer und kaum abschätzbar sind die ideellen Werte, die er in wenigen Stunden im Leben der Völker geschaffen hat. Wenn es uns die Menschen jenseits des großen Wassers an Jubel und

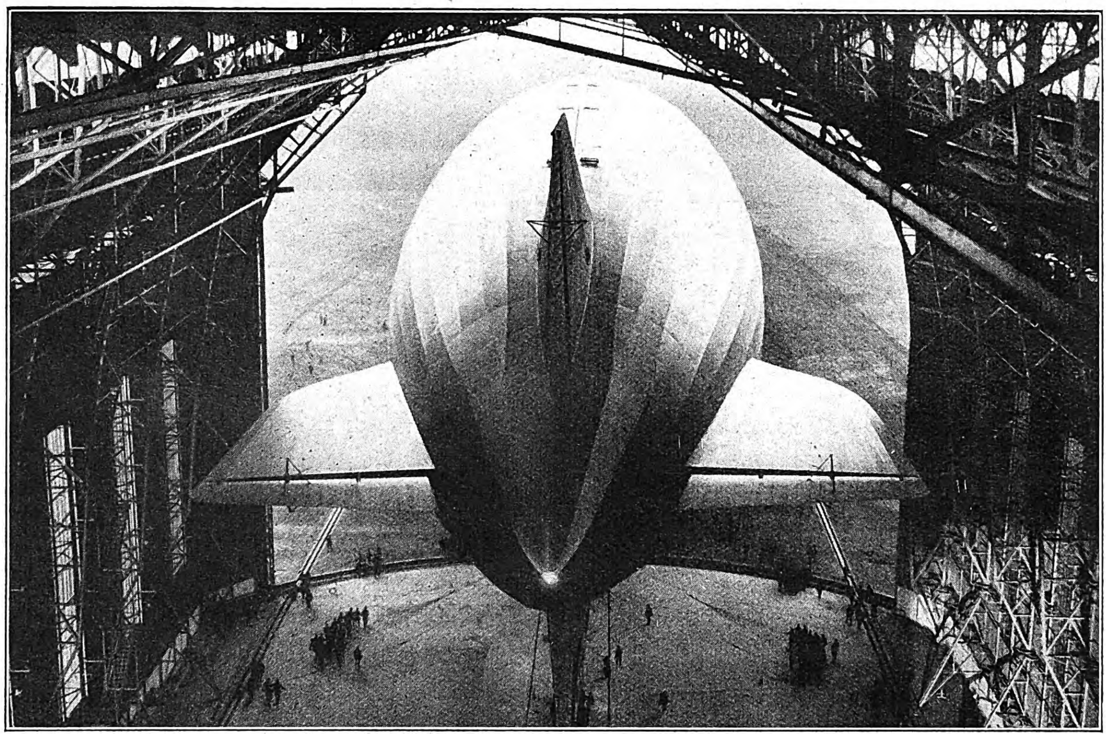


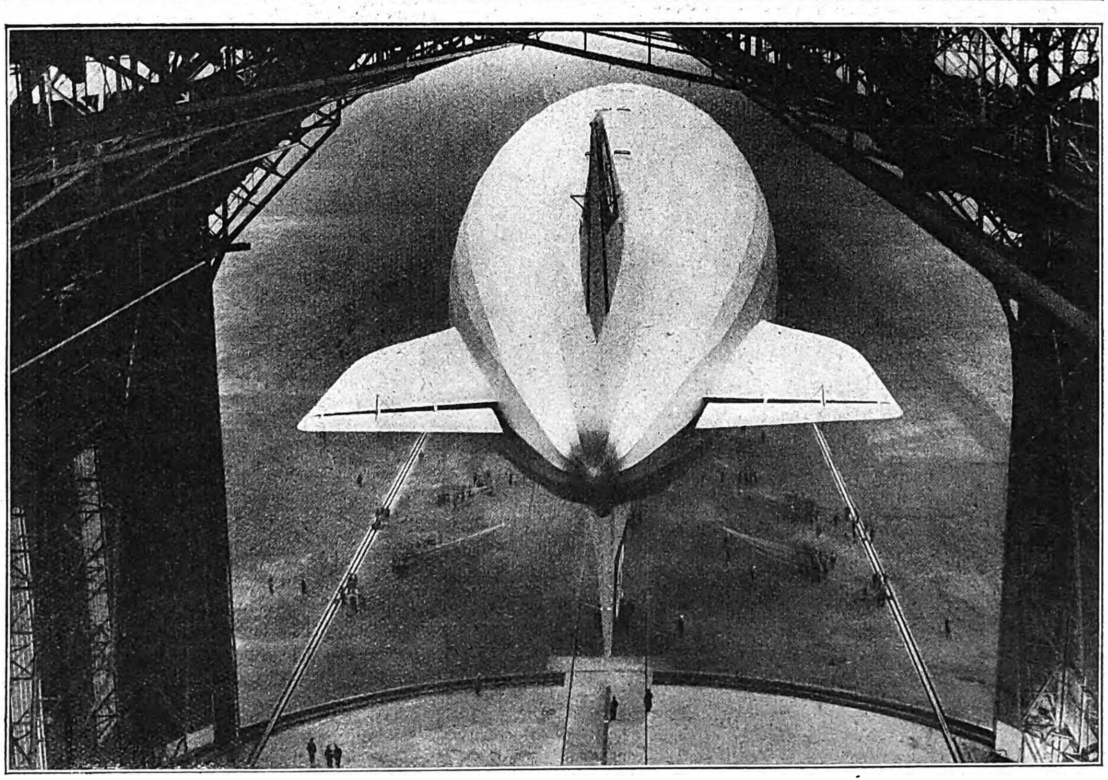
„Es dauerte nicht lange, da tönen von unten herauf Kommandos, und nun kommt Bewegung in den Riesen."

Begeisterung gleichgetan haben, wenn man sich dort an höchster Stelle für die Fragen einer weiteren Entwicklung des Luftschiffbaues und seiner praktischen Auswertung persönlich interessierte, dann wollen wir uns stolzen Herzens dieses Erfolges erfreuen, der heute bereits ein vielbeachtetes Echo auch in der übrigen Welt gefunden hat.

Der Initiative des Gauleiters von Hessen-Nassau, Reichsstatthalter Sprenger, war es letztlich zu danken, daß diese prachtvolle Anlage des Flug- und Luftschiffhafens Rhein-Main in nächster Nähe der Reichsautobahn unter dem Einsatz so zahlreicher lange Zeit brachliegender Kräfte entstehen konnte. Der politische Führer und der Pionier der Lüfte haben sich die Hand gereicht. Deutschland hat seinen gültigen und verheißungsvollen Anschluß an die großen Straßen des Weltluftverkehrs vollzogen. Wi.







„Langsam schiebt sich der gewaltige Rumpf nach dem Ausgang der Halle. Winzig erscheinen von meinem Standort in 45 Meter Höhe aus die Bedienungsmannschaften an den Halteseilen (oben). Jetzt schiebt sich die Spitze des Luftgiganten aus dem Tor heraus, von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet (Mitte), und dann gleitet er lautlos aus seinem sicheren Horst und liegt gleißend in der Morgensonne (unten), um wenige Minuten später seine zweite große Fahrt nach USA. anzutreten."



Ein Ei, eine Tasse Tee und ein Brötchen, das ist alles, was der Jockei mehrere Tage lang vor dem Rennen zu sich nehmen darf. Sein ganzes Trachten gilt der Gewichtsabnahme.

Das Leben des Flach-Jockeis:

Hungern Dürsten Schwitzen Reiten

Wenige Sportarten verlangen neben Mut und Können ein so hohes Maß von Willenskraft wie der des Berufsreiters. Auf den deutschen Rennbahnen, die im neuen Staat wieder zur berechtigten Geltung kommen, erleben Hunderttausende den harten Kampf von Pferd und Mensch auf dem grünen Rasen. Umjubelt kehrt der siegreiche Jockei zur Waage zurück. und wenige wissen, welch ungeheure Energie notwendig ist, um ein guter Rennreiter zu sein. Schon einige Tage vor dem Rennen fängt der Jockei zu hungern und zu schwitzen an, um am Renntag das verlangte Gewicht von oft nur 45 Kilo zu erreichen. Wenn man bedenkt, daß ein in der Schwitzkur befindlicher Reiter auch fast nichts trinken darf — ein Glas Wasser bringt ihm 1 Pfund Gewichtszunahme —, so wird jeder den unerhörten Willen bewundern müssen. Dabei müssen von dem Reiter oft 4 und 5 Rennen geritten werden, und manches Pferd verlangt eine ungeheure Kraftaufwendung — hauptsächlich über lange Distanzen, wo das Pferd in seiner Gehlust „gepullt", d. h. gehalten werden muß —, um den Endspeed des Pferdes für die letzten 200—300 Meter zu sparen. Kopf an Kopf galoppieren oft die Pferde dem Ziele zu, und nicht selten erficht der stärkere Reiter den Endsieg.

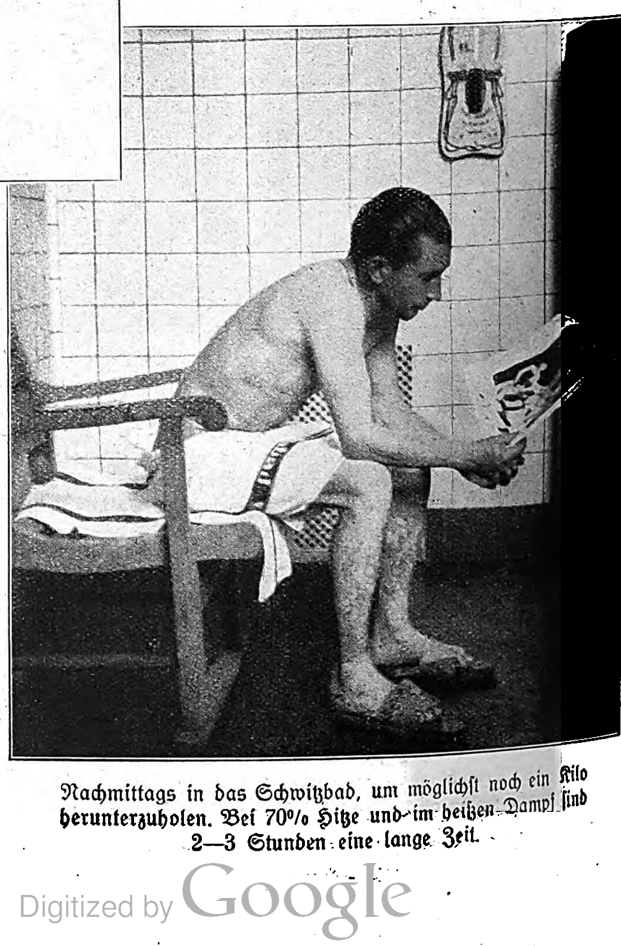


Mit Hungern allein ist nicht geholfen: Dazu kommt ein täglicher Schwitzlauf von $1^1/_2$ Stunden, der manchmal bis zu 6 Pfund Gewicht herunternimmt.

Sonder-Aufnahmen für den „J.B." Bayer. Bildbericht-Fischer.



Frühmorgens, wenn noch alles schläft, geht das Lot aus dem Stall zur Morgenarbeit. Auf dem Rad folgt der Trainer seinen Pfleglingen.



Nachmittags in das Schwitzbad, um möglichst noch ein Kilo herunterzuholen. Bei 70% Hitze und im heißen Dampf sind 2—3 Stunden eine lange Zeit.



Verkehrs-Disziplin:

Die Forderung des Tages

Presse, Rundfunk und Vortragende weisen immer und immer wieder auf die notwendige Verkehrsdisziplin hin, die Verkehrspolizei aber ist unter Mitarbeit des NSKK. die letzte Instanz, die durchzugreifen hat, wo Ermahnungen nichts helfen. Allen Volksgenossen sei eindringlichst gesagt: Alle Arbeit, die der Erziehung zur Verkehrsdisziplin dient, geschieht in euer aller Interesse!



Keine kleinliche Schikane — sondern erhöhte Sicherheit für den Radfahrer!
Der Rückstrahler darf nicht höher als 50 Zentimeter über dem Boden angebracht sein, weil er sonst im abgeblendeten Scheinwerferlicht eines nachfolgenden Kraftfahrzeuges nicht aufleuchtet und so der Radfahrer schwerster Lebensgefahr ausgesetzt wird. Vor allem in der Großstadt und besonders bei nassem, spiegelndem Asphalt kann der Kraftfahrer ein Fahrrad oft nur am Aufleuchten des Rückstrahlers erkennen. Viele Radfahrer büßten durch leichtsinnige Außerachtlassung dieser Vorschrift schon das Leben ein oder wurden schwer verletzt. Es ist also nur im Interesse der Radfahrer selbst, wenn die Polizei unnachsichtlich mit Strafen und Beschlagnahme unvorschriftsmäßiger Fahrräder gegen solche Unverbesserliche vorgeht.

Winker sind dazu da, daß man sie sieht.
Die Verkehrspolizei beanstandet die Winker an einer Zugmaschine. Sie sind durch die breite Brücke des Anhängewagens völlig unsichtbar.

Aufnahmen von der allgemeinen Verkehrskontrolle in der Hauptstadt der Bewegung. Phot. K. Lidl.





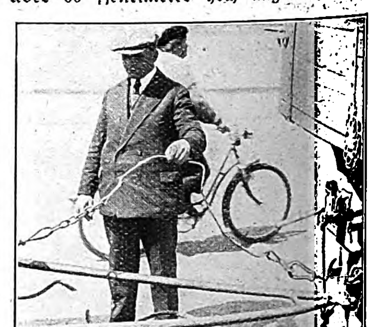
Das Fahrrad muß eine einwandfrei funktionierende Glocke haben.
Unvermutete Verkehrskontrollen ergeben immer wieder eine große Anzahl von Nachlässigkeiten.

Wer nicht hören will, muß fühlen
Daß es trotz aller Warnungen in Presse und Rundfunk immer noch Unbelehrbare gibt, die leichtsinnig mit ihrem Leben spielen, beweisen diese beiden soeben beschlagnahmten Räder, von denen das linke überhaupt keinen Rückstrahler besitzt, während er am rechten über 60 Zentimeter hoch angebracht ist.



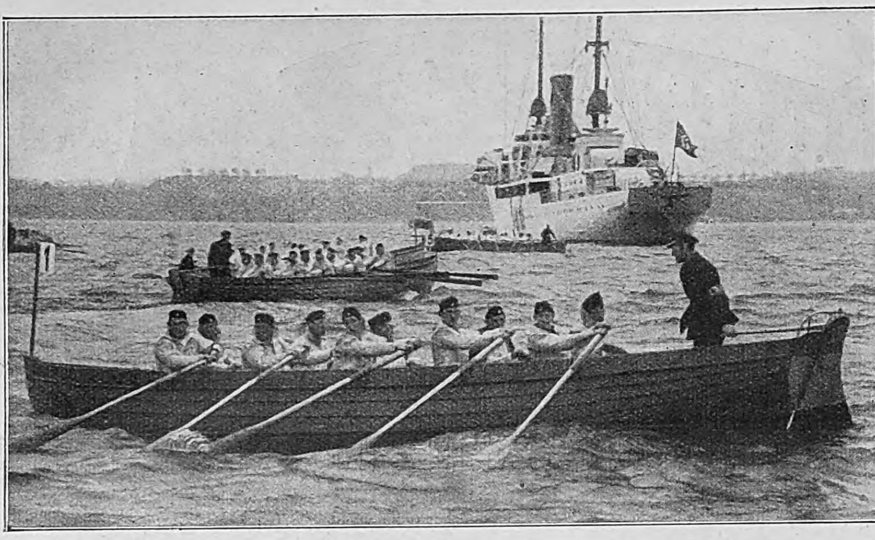
So geht das auch nicht, mein Herr!
Für diese schwere Flaschenzugwinde ist das kleine Lieferdreirad durchaus ungeeignet. Abgesehen von der übermäßigen Belastung stehen nach rückwärts und an den Seiten die Eisenteile viel zu weit heraus.





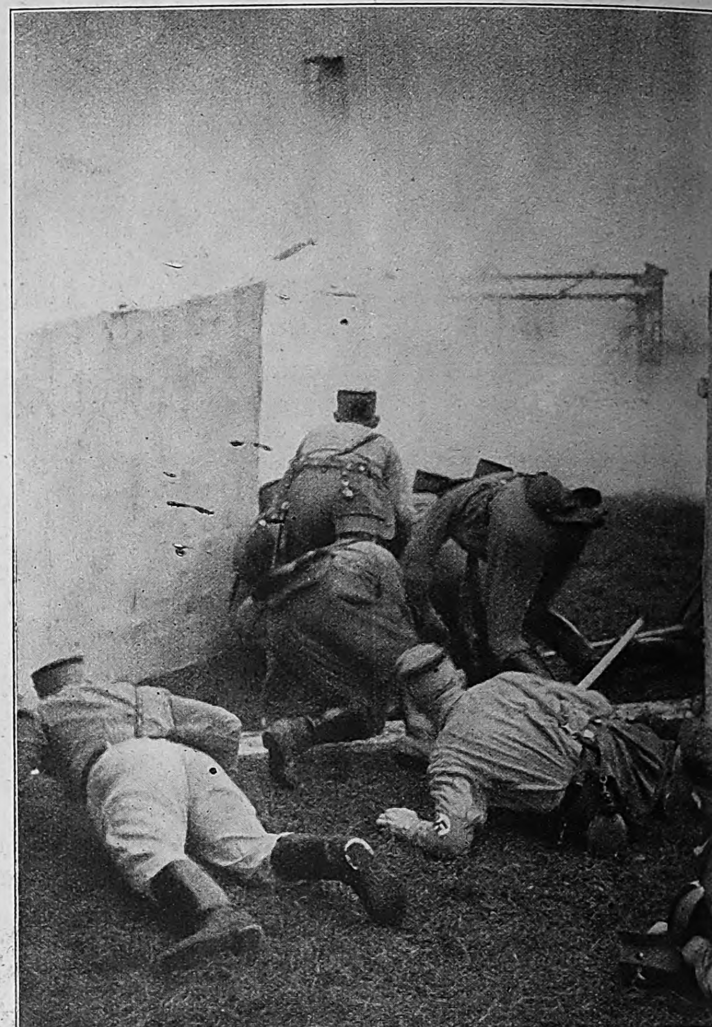
Das gerissene Bremsseil am Lastwagenanhänger.
Besonders groß ist die Verantwortungslosigkeit mancher Lastzugführer, die mit überladenen Fahrzeugen in vernachlässigtem Zustande die übrigen Straßenbenutzer auf das schwerste gefährden.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. 36: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8
[ABCDEF]



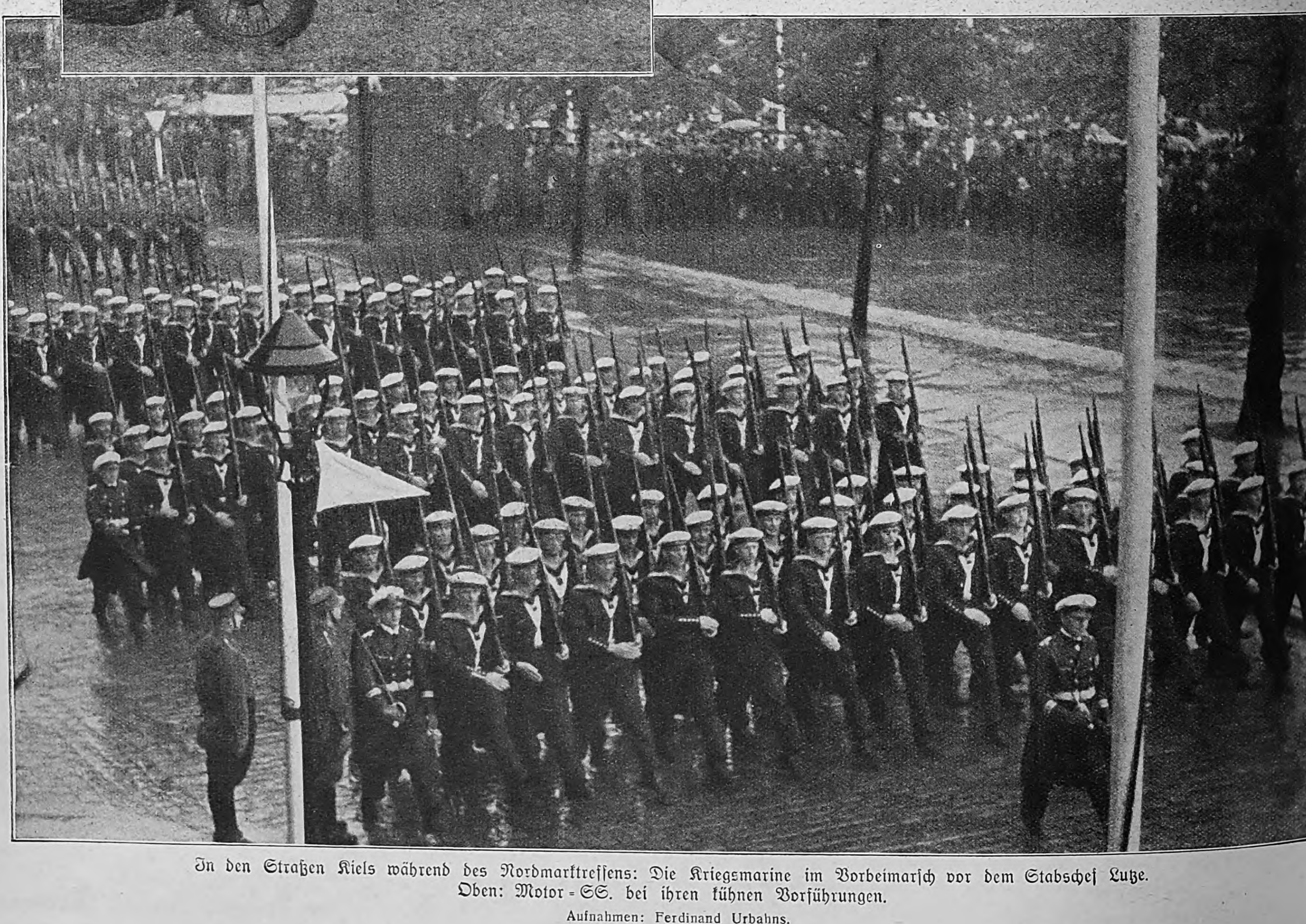
Marine-SA. startet.
Auch Übungen der Formationen zur See fügten sich in das große Programm des Nordmarktreffens ein.

45000 beim Nordmarktreffen



Große Einsatzübung der SA.:
Es wurde der SA. die Aufgabe gestellt, in den Hof einer chemischen Fabrik einzudringen, um nach einer Explosion Verunglückte zu bergen. Die Einsatzübungen wurden streng der möglichen Wirklichkeit angepaßt und waren schon aus diesem Grunde besonders interessante Vorführungen.





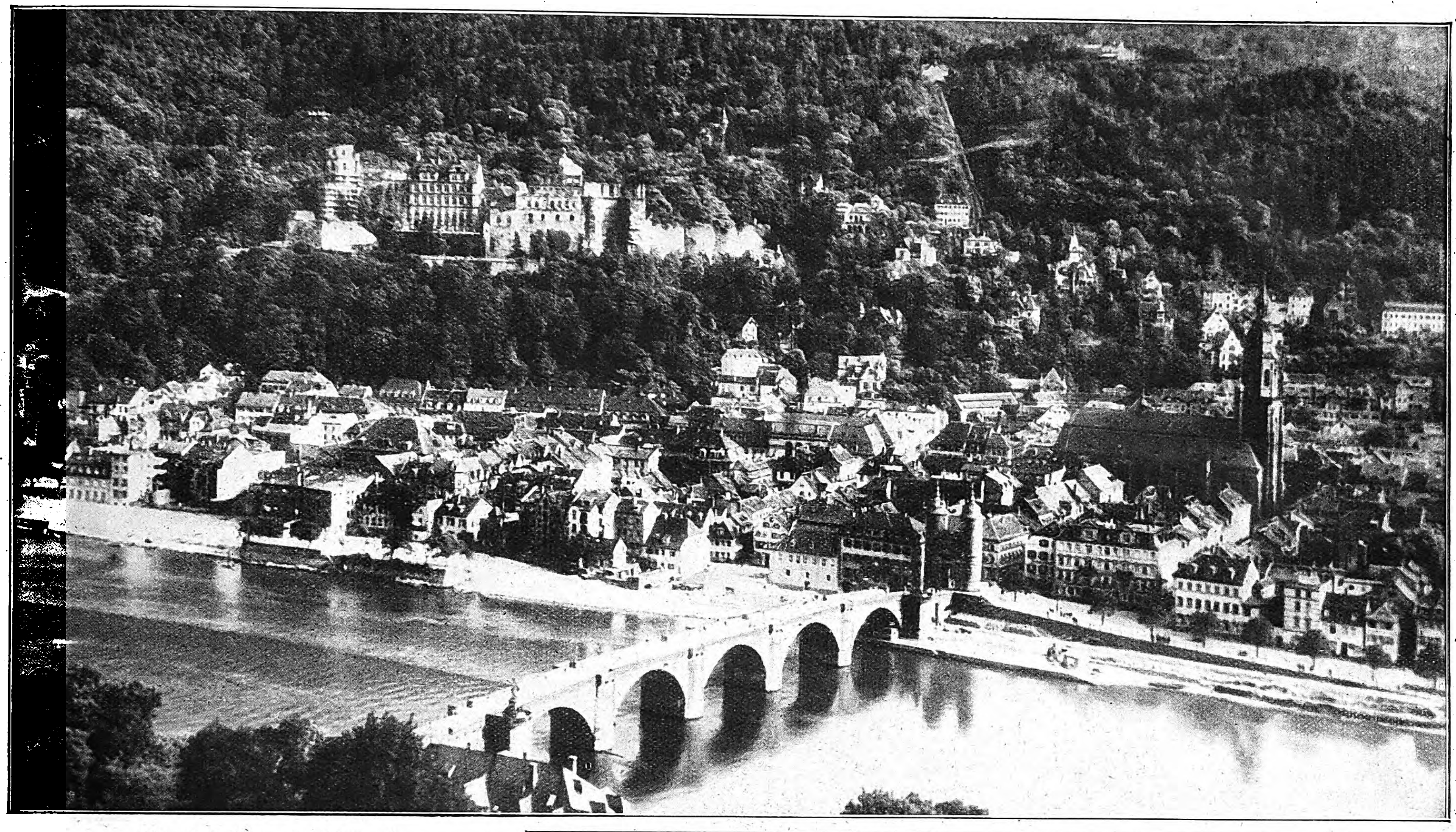
In den Straßen Kiels während des Nordmarktreffens: Die Kriegsmarine im Vorbeimarsch vor dem Stabschef Lutze.
Oben: Motor-SS. bei ihren kühnen Vorführungen.

Aufnahmen: Ferdinand Urbahns.



Der Welt-Flughafen bei Frankfurt am Main.

Die Zeichnung unseres Mitarbeiters Prof. Zeno Diemer zeigt eines der beiden deutschen Übersee-Zeppelin-Luftschiffe, das, am fahrbaren Ankermast befestigt, in die neue Halle eingeholt wird. — Im Vordergrund ist die Reichsautobahn (Frankfurt — Darmstadt) mit den beiden Fahrbahnen sichtbar.



„Alt-Heidelberg, du feine...“

Die älteste deutsche Universitätsstadt am Neckarstrand mit ihrem herrlichen Schloß fügt sich malerisch in die dicht bewaldete Landschaft.



Im bekannten Panorama von Heidelberg, in dem das Schloß dominiert, sucht man das Gesicht des Universitätsgebäudes vergeblich. An der Nordseite des alten Ludwigsplatzes gelegen, steht das alte Haus, das den Namen des Gründers, des Kurfürsten Rupprecht I. von der Pfalz, mit dem seines Neuschöpfers, des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden, dem im Jahre 1803 die rechtsrheinische Pfalz zufiel, verbindet und so als „alma mater Ruperto-Carola“ Millionen wissensdurstiger Studenten mit offenen Armen aufnahm. Dank ihrer Gastfreundlichkeit und Lebensweisheit, dank der herzlichen Eigenart ihrer Landeskinder, und nicht zuletzt dank der Berufung vorbildlicher Führer der Wissenschaften, die sie an sich zu fesseln wußte, hatte sie seit den Tagen der scholastischen Zeit stets einen starken Zulauf, der nur in den schicksalsschwersten Perioden der Pfalz verebbte. So etwa nach der Eroberung Heidelbergs durch Tilly (1622) und nach dem Einbruch der sengenden und brennenden Soldateska eines Turenne und Mélac.

Wenn der „genius loci“ Heidelbergs von den schweren Wunden jener kriegerischen Zeiten wieder genas und jeder neue Frühling „dieser lebensbejahenden Stadt aus Blüten ein schimmernd Brautgewand webt“, so spricht das für das wurzelgesunde Volkstum des prächtigen Menschenschlags, der dort wohnt und wirkt, schafft und genießt. Und keiner, der fremd zu dieser Wissensquelle gezogen kam, ohne innerlich verbunden mit ihr zu scheiden und dann sein Lebtag in ewiger Sehnsucht der unvergeßlichen Tage am Neckar zu gedenken. Der Dichter des „Trompeter von Säkkingen“ und der Gaudeamus-Lieder, dessen Standbild erzgegossen von der Terrasse am Schloß talwärts schaut, Scheffel, hat dieser Empfindung schönsten Ausdruck gegeben: „Auch mir stehst du geschrieben im Herz, gleich einer Braut, es klingt wie junges Lieben dein Name mir so traut.“

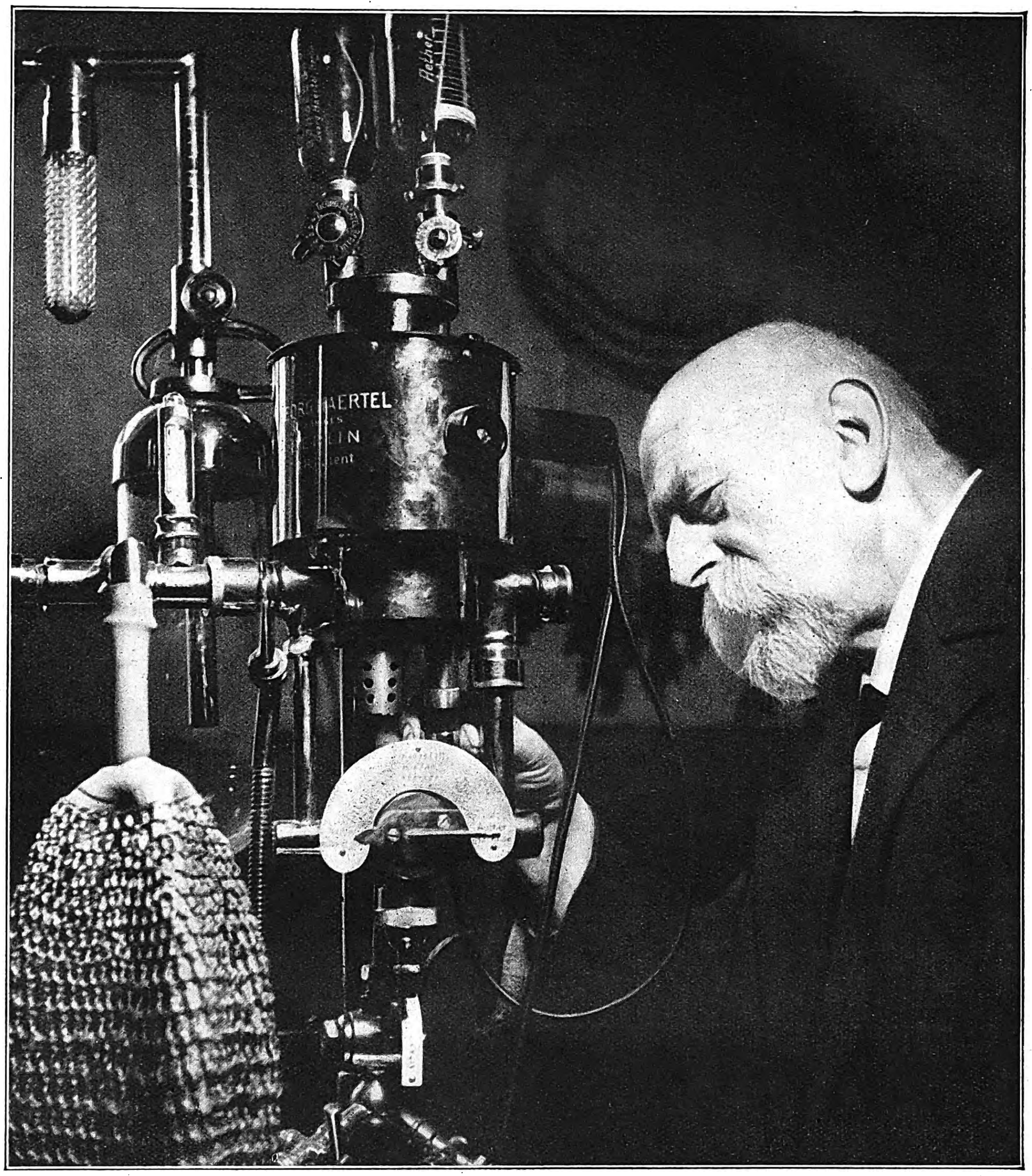
Bild rechts:

Blick auf die neue Universität.

Hier empfangen jährlich Tausende von jungen Menschen die Lehren der Wissenschaft, um sie weiterzuverwerten zum Segen der Menschheit.

Aufnahmen: Scherl Bilderdienst.

deutsches Handwerk



...um Schritt mit der organisatorischen Entwicklung marschiert auch das große Erziehungswerk in allen Reihen des Handwerks, gegliedert als Meister, Gesellen und Lehrlinge, um den Leistungsgrundsatz und die Gütearbeit zu den beiden entscheidenden Polen in der Wirtschafts- und Sozialpolitik des deutschen Handwerks herauszuschälen.

Mit dieser Erziehungsarbeit steht in engster Verbindung die Arbeitsbeschaffung und damit die Mitarbeit in der Volkswirtschaft. Diese Mitarbeit führte auch zu einem Gebiete, an dem das Handwerk schon einmal regen Anteil gehabt hatte, zur Beteiligung an der Ausfuhr.

Da die Arbeitsbeschaffung naturgemäß eine erhöhte Rohstoffbeschaffung, zum Teil auch aus dem Auslande, bedingt, wird eine erhöhte Ausfuhr unserer Erzeugnisse angestrebt. Hierbei mitzuhelfen ist das Bestreben des Reichsstandes des Deutschen Handwerks.

Zunächst galt es einmal, solche handwerklichen Erzeugnisse festzustellen, die ausfuhrfähig sind. Ferner mußte eine Stelle geschaffen werden, die für die auf dem Gebiete der Ausfuhr unerfahrenen Handwerksmeister die Betreuung, Beratung und praktische Unterstützung übernimmt. Die ins Leben gerufene Ausfuhrförderungsstelle für das Handwerk wurde damit beauftragt. Sie schließt mit Importeuren lebenswichtiger Rohstoffe Kompensations-Rahmenabkommen ab. In dem gleichen Maße und für die gleichen Beträge (Devisen), in denen die Einfuhr lebenswichtiger Rohstoffe erfolgt, ist auch die Möglichkeit der Ausfuhr handwerklicher Erzeugnisse gegeben.

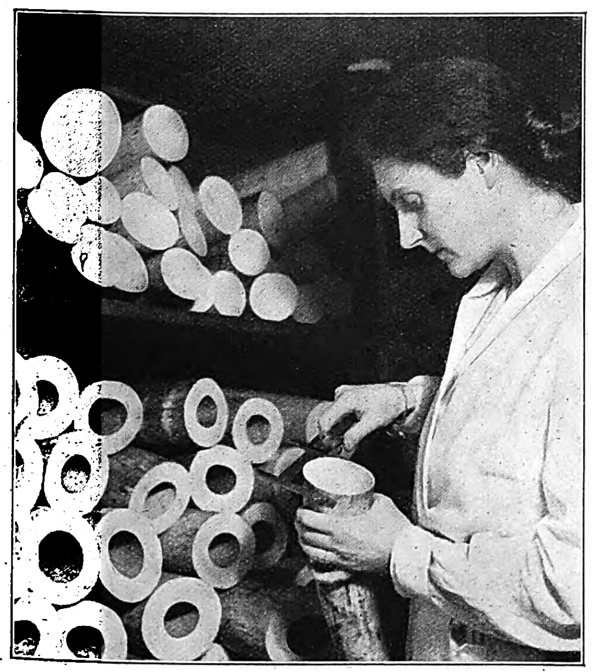
Wir sehen also, daß das Handwerk hierdurch zwei bedeutsame Schritte unternimmt. Es hilft mit an der Erleichterung unserer Rohstoffversorgung aus dem Auslande und schafft Devisen für Deutschland und es ist dabei, die deutsche handwerkliche Gütearbeit auch im Auslande zu neuem Ansehen zu bringen. Als Ziel gilt die Wiedereroberung des Weltmarktes, ein Ziel, das gemeinsam von Industrie, Handel und Handwerk verfolgt wird.

(Schluß auf Seite 903)

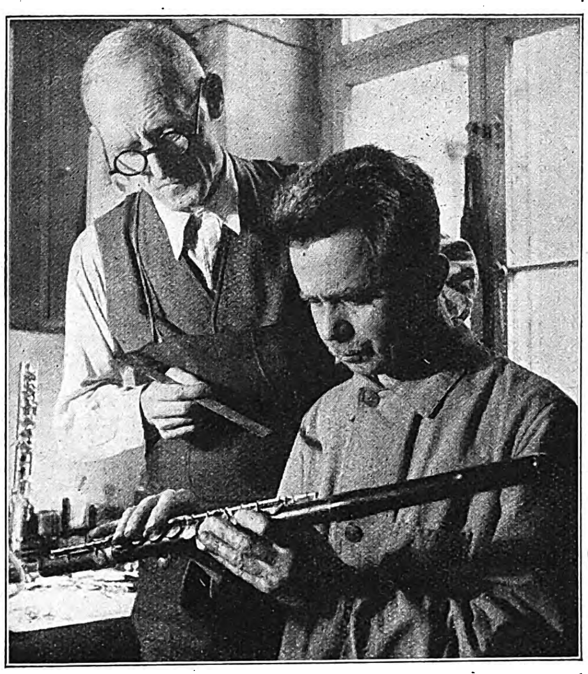
Bild rechts:

Hand in Hand mit der Heilkunde arbeitet Meister Haertel.

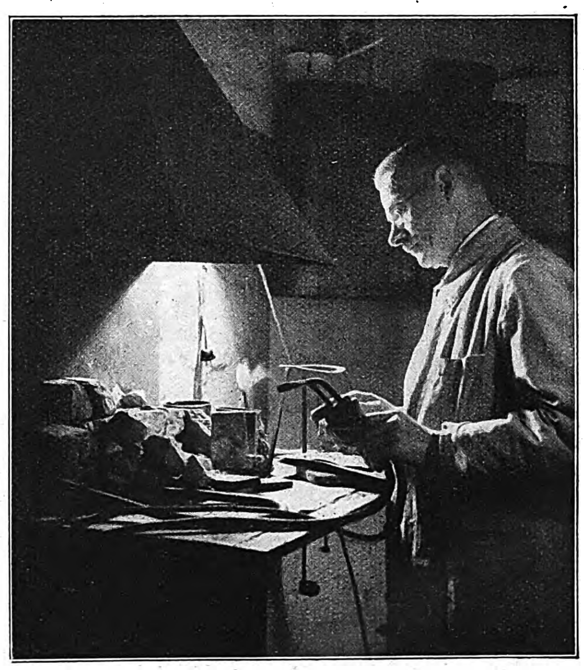
Er hat einen Aether-Narkose-Apparat konstruiert, der sich so glänzend bewährt hat, daß, nachdem Geheimrat Prof. Sauerbruch die Leitung der Berliner Charité übernommen hat, fast ausnahmslos nur Haertel-Narkose-Apparate verwendet werden. Auch das Ausland gebraucht diese Spitzenleistung des deutschen Handwerks: in Budapest, Angers, Marseille, Helsingfors, Istanbul, Karlsbad, Pressov und London sind Haertel-Apparate in Betrieb.



Frl. Erna Dietrich ist die einzige Meisterin ihres Fachs in Deutschland. Sie leitet eine Elfenbeinschnitzerei, die von ihrem Großonkel vor genau 100 Jahren gegründet wurde. Der Hauptexportartikel ihrer Werkstatt sind Billard-Bälle aus Elfenbein, die sie für die ganze Welt liefert.



Meister Pleyer und Dölling sind „Weltmeister" des Flötenbaus. In ihrer kleinen, bescheidenen Werkstatt werden in mühevoller Arbeit die berühmten Rittershausener Flöten gebaut. Täglich kommen Briefe aus Japan, Amerika und anderer Herren Länder mit Anfragen, Bestellungen und Anerkennungen.



Meister Tönnse macht es in elektro-medizinischen Geräten. Auf diesem Gebiet ist das deutsche Handwerk berühmt. Ob man in Schweden oder in Ungarn, in England oder in der Türkei zu einem Arzt oder in ein Krankenhaus geht, überall findet man deutsche Instrumente und Apparate.



Der Führer empfängt die Gaubeauftragten und die Mitglieder der Reichsführung des Winterhilfswerks 1935/36, sowie die Gründungsmitglieder der NSV., um ihnen seinen Dank für ihre Tätigkeit im Dienst am deutschen Volke auszusprechen.
Reichsminister Dr. Goebbels beim Verlesen des Leistungsberichtes über das WHW., neben dem Führer: Hauptamtsleiter Hilgenfeldt, der Reichsbeauftragte für das WHW.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.

Das WHW 1935/36 abgeschlossen

Der Führer empfing in der Reichskanzlei die Gaubeauftragten und die Mitglieder der Reichsführung des Winterhilfswerks 1935/36, sowie die Gründungsmitglieder der NSV., um ihnen den Dank auszusprechen für ihre Mühewaltung im Dienste des deutschen Volkes.

Reichsminister Dr. Goebbels legte dem Führer den Leistungsbericht über das Winterhilfswerk 1935/36 vor.

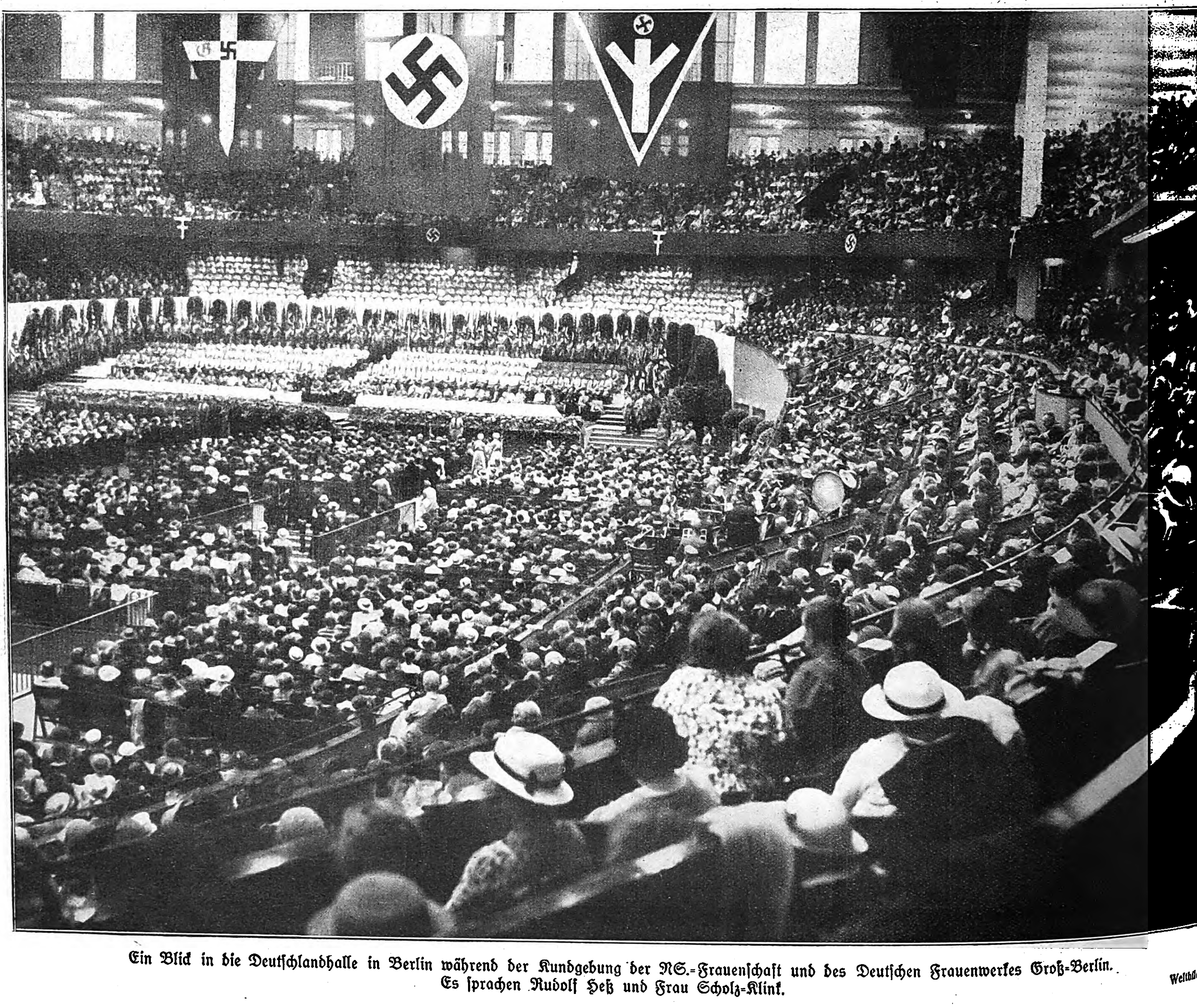
Danach steht bis jetzt eine Leistung von rund 370 Millionen RM. fest.

Das Winterhilfswerk 1933 und 1934 hatte eine Gesamtleistung von 358 Millionen RM., das Winterhilfswerk 1934/35 eine Gesamtleistung von 367 500 000 RM. zu verzeichnen. Das Winterhilfswerk 1935/36 hat also gegenüber den Ergebnissen der Vorjahre wieder eine Steigerung gebracht.

An Geldspenden gingen während des Winters 1935/36 insgesamt 238 Millionen RM. ein. Für diesen Betrag wurden zur Verteilung an die bedürftigen Volksgenossen Sachwerte eingekauft.

Der Führer dankte in herzlichen Worten den Amtswaltern des WHW. für die Arbeit und Mühewaltung des letzten Winters.

Er erklärte, daß es für alle das schönste Gefühl und der erhebendste Dank sei, für ein Volk arbeiten zu dürfen, das einer solchen Leistung fähig sei. Nicht nur er sei der einzige Staatsmann, der ein Volk regiere, in dem wirklich niemand zu hungern brauche, sondern auch das deutsche Volk sei das einzige Volk, in dem solch ein Hilfswerk möglich sei.



Ein Blick in die Deutschlandhalle in Berlin während der Kundgebung der NS.-Frauenschaft und des Deutschen Frauenwerkes Groß-Berlin. Es sprachen Rudolf Heß und Frau Scholz-Klink.

Weltbild.

Die Bar zum Siebenten Himmel

Roman von Hugo Maria Kritz

1.

Diskussion um einen neuen Mieter

Um fünf Uhr nachmittags fuhr Charlott mit der 69 nach Hause. Die 69 stand in einer kleinen Straße mit niedrigen Häusern in Johannisthal, das sah aus wie auf dem Dorfe, das Straßenpflaster war holprig, und die niedrigen Häuser hatten Vorgärten, und es war keine Rede mehr davon, daß man noch in Berlin war. Man konnte denken, man wäre tief in der Provinz. Gelb und lang und schmal stand die 69 in der kleinen Straße, die Schaffner und der Wagenführer saßen hinten im zweiten Wagen und aßen belegte Brote und blickten auf die Uhr, bis es Zeit war, abzufahren.

Charlott fuhr täglich zweimal mit der 69, sie stieg immer in den ersten Wagen und setzte sich ans Fenster, meistens hatte sie ein Buch bei sich, in dem sie las; oft blickte sie aber auch nur zum Fenster hinaus und dachte nichts; morgens war sie sehr schläfrig, sie stand schon um halb sieben auf, es war ein Jammer, daß die Fabrik so weit draußen in Johannisthal lag. Nun ging das schon das dritte Jahr so, von den Kollegen fuhr niemand mit der 69, die fuhren alle Stadtbahn, bis auf Herrn Lüdecke von der Werbe-Abteilung, den kannte sie aber nur flüchtig, und er saß immer im zweiten Wagen, weil er rauchen wollte.

Charlott hatte heute Gehalt bekommen, sie rechnete im Kopf, sie hatte noch Schulden: bei der Mutter zehn Mark, und die Schneiderin dreißig, und vierzig Mark zu Hause abgeben und die Monatskarte, blieben kaum dreißig Mark; schlechter Monat, das war nicht mal eine ganze Mark pro Tag. Es ging, aber es war ein schlechter Monat, der nächste würde besser sein. Erst mal schuldenfrei sein, und dann fällt die Schneiderin fort, jetzt ist Schluß mit den Anschaffungen, erst im Frühjahr wieder. Fein wäre es natürlich, wenn jemand für das Zimmer käme, aber es ist schon der Letzte, heute wird wohl niemand mehr kommen. Wenn jemand kommt und das Zimmer mietet, dann schläft Charlott im Eßzimmer auf dem Divan, und die zwanzig Mark fürs Zimmer, das eigentlich ihr Zimmer ist, werden für sie gespart; das hat der Vater so bestimmt, und sie kann dann eine Sommerreise machen oder was sie will, nur verplempern darf sie das Geld nicht. Charlott war durchaus einverstanden, nur kam eben niemand, um das Zimmer zu mieten, und daran scheiterten die schönen Pläne. Charlott blickte zum Fenster hinaus in den dünnen Regen, sie war etwas müde und hatte Hunger. Wenn sie Hunger hatte, wurde ihr in der Straßenbahn ein wenig übel, besonders, wenn der Wagen so überfüllt war und die feuchten Kleider der Leute dunsteten und leimig nach Appretur rochen; sie war zwanzig Jahre alt, zart, etwas blutarm, und aß nicht viel, weil sie fürchtete, dick zu werden. Sie wog hundertzehn Pfund, war ein schlankes Mädchen in einem engen grauen Mantel mit breiten Schultern, mit einem kleinen dunkelblauen Mützchen auf den blonden Haaren, die blond waren wie Messing. Sie blickte auf den nassen Asphalt, in dem sich viele Lichter spiegelten. Es kamen immer mehr Leute in die Straßenbahn; Charlott stand auf und überließ ihren Platz einer dicken alten Frau, die einen tropfenden Schirm in der Hand hielt. Sie hielt sich am Türrahmen fest und blickte zwischen den Menschen stehend im Wagen umher. Ein kleiner Mensch mit einer Aktenmappe stand vor ihr und starrte ihr ins Gesicht; sie bemühte sich, seinem Blick nicht zu begegnen.

Als sie in der Frankfurter Allee ausstieg, klappte sie den Kragen des Mantels hoch und lief schnell über den Damm. Der Regen drang kalt durch die dünnen Strümpfe. Sie bog in die Kadiner Straße ein.

Vor dem Haus Nummer 7 stand eine Frau in weißem Regenmantel und blickte an der Häuserfront hoch. Charlott lief an ihr vorbei und schloß im zweiten Stock die Tür auf. Es war niemand zu Hause; wo ist denn Mutti, dachte sie, wo geht die denn hin bei dem Wetter; da liegt ein Zettel auf dem Tisch: „Bin bei Tante Elsa, die beiden Koteletts sind für Papa und Karl, Charlott soll sich Eier machen. Mutti."

Charlott legte den Zettel hin und zog das Mützchen vom Kopf, da klingelte es. Charlott knipste das Licht im Korridor an und blickte durch das Guckloch; sie sah etwas Weißes vor der Tür sich bewegen. „Wer ist denn da?" fragte sie vorsichtig.

„Wegen des Zimmers", sagte eine Frauenstimme.

„Ach", sagte Charlott überrascht und riß schnell die Tür auf.

Die Frau in dem weißen Regenmantel trat ein. „Guten Tag", sagte sie und warf einen schnellen Blick auf Charlott, „das Zimmer ist noch frei, ja?"

Charlott nickte hastig; wo blieb nur Mutti, grad wenn jemand kam, war sie nicht da. Sie schloß die Tür hinter der Frau in dem weißen Mantel.

Die stand da, die Hände in den Manteltaschen, und blickte gelassen umher. „Kann ich das Zimmer mal sehen?" fragte sie. Sie hatte eine tiefe Stimme, die fast männlich klang.

„Selbstverständlich", sagte Charlott etwas unsicher, „es ist nur leider — nämlich meine Mutter ist fortgegangen, und ich weiß nicht so genau Bescheid wegen des Zimmers —"

„Na, erst mal ansehen", sagte die im weißen Mantel und lächelte ein wenig.

Charlott öffnete die Tür zu dem kleinen Zimmer und knipste das Licht an, dann blieb sie im Türrahmen stehen. „Bitte", sagte sie, „das ist das Zimmer."

Die fremde Frau zog die Brauen hoch und besah sich das Zimmer. „Ganz nett", sagte sie, „klein, aber nett. Heizt der Ofen anständig?"

„Doch, doch", sagte Charlott hastig, „der Ofen ist tadellos, wir sind schon das fünfte Jahr in der Wohnung. Wenn Sie sechs Brikett täglich nehmen, dann ist so eine Hitze hier drin, ach, da können Sie sogar das Fenster aufmachen, wirklich, der Ofen ist tadellos."

„So", meinte die Frau nachlässig, „und das Bett — sauber? Keinerlei Ungeziefer?"

„Aber nein!" rief Charlott, „bestimmt nicht."

Die Frau in dem weißen Mantel lächelte. „Man hat so seine Erfahrungen, nicht wahr. Und das Bad?"

„Gleich hier nebenan."

„Kann ich mal sehen?"

„Selbstverständlich." Charlott riß die Türe auf und knipste das Licht an. An einer Schnur über der Badewanne hing eines von Charlotts Höschen zum Trocknen. Charlott errötete und riß das Höschen herunter. „Entschuldigen Sie —", sagte sie ein wenig verwirrt.

„Aber nicht doch", sagte die andere verwundert, „da ist doch nichts dabei! Gasofen, ja? Dauert's lang?"

„Nein", sagte Charlott, „man braucht nur anzünden, und das warme Wasser läuft schon."

„Na — das ist ja alles recht schön." Sie drehte sich um und ging wieder ins Zimmer zurück. Sie setzte sich in einen Korbstuhl und streckte die Beine von sich. Charlott blieb unsicher in der Tür stehen und hielt das Höschen zusammengeknüllt in der Hand.

„Und — was soll das Zimmer kosten?"

„Zwanzig Mark", sagte Charlott und blickte zu Boden.

„Inklusive was?"

„Ja —", sagte Charlott, „so genau weiß ich das eigentlich nicht, meine Mutter ist gerade fort und —"

Die Frau blickte umher. „Zwanzig Mark", sagte sie, ist ja nicht viel, höchstens kommt Beleuchtung bei —"

„Und Beheizung", sagte Charlott.

„Das natürlich, Beheizung und Beleuchtung und Bad. Wann kommt denn Ihre Mutter?"

Charlott hob hilflos die Schultern.

Die Frau zog die Hände aus den Taschen des Mantels und trommelte mit den Fingern auf der Lehne des Korbstuhls. „Es ist nämlich ziemlich eilig", sagte sie, „heute ist der Letzte, ich muß morgen umziehen."

„Ja, natürlich", sagte Charlott unentschlossen. Dann blickte sie auf ihre Armbanduhr. „Aber mein Vater muß gleich kommen, er kommt um halb sieben, vielleicht können Sie noch ein Weilchen warten, es ist gleich Viertel."

Die Frau in dem weißen Mantel runzelte die Stirn, trommelte mit den Fingern, überlegte, dann sagte sie: „Na, schön, ich will warten." Sie stand auf. „Ich werde mir aber den Mantel ausziehen, er ist so naß."

Sie trug darunter einen braunen Rock und einen gelben Pullover, sie war groß und schlank und hatte starke Schultern wie ein Mann, ihre Hände waren lang und kräftig. Charlott blickte sie prüfend an, wie alt mochte die sein, vielleicht dreißig; sie hatte einen breiten Mund und strahlende weiße Zähne, und ihre hellen Augen blickten ruhig und überlegen, etwas zusammengekniffen und leicht spöttisch.

„Viel Leute hier in der Wohnung?" fragte sie.

„Vier. Die Eltern, mein Bruder und ich."

„Kleiner Bruder?" fragte sie und hielt die Hand in Höhe des Sessels.

Charlott lachte. „Nein, der ist zwei Jahre älter als ich, der arbeitet in einer Druckerei, er ist Schriftsetzer."

„So", sagte die andere. „Sie sind auch beschäftigt, ja?"

„Ja, ich bin in einer chemischen Fabrik, eigentlich in einer Klebstoffabrik, ich arbeite im Laboratorium."

„Sie haben studiert?"

Charlott errötete wieder. „Nein", sagte sie, „ich arbeite nur als Laborantin, ich habe einen Kurs gemacht."

„Na, Hauptsache, man hat Arbeit. Ihr Vater ist Beamter?"

Charlott schüttelte den Kopf. „Er ist im Baugewerbe."

„Da wird gut verdient."

„Es geht", sagte Charlott.

„Arbeitsame Familie, alles arbeitet, da kommt schon was zusammen, nicht?" Die Fremde lächelte flüchtig. „Wissen Sie", sagte sie, „ich möchte darum gern hier wohnen, weil ich gleich um die Ecke arbeite. Da erspare ich Fahrgeld und Zeit."

„Ach", sagte Charlott überrascht, „das trifft sich ja gut. Und wo — wo arbeiten Sie, wenn man fragen darf?"

„Ich bin Serviermädchen in der Schultheiß-Quelle gleich hier links um die Ecke in der Frankfurter Allee. Kennen Sie, ja?"

„Bei der Autobushaltestelle?"

„Ja."

„Kenn' ich, natürlich. Ach, und da arbeiten Sie?"

Das Serviermädchen nickte.

Charlott blickte sie neugierig an. „Das ist ein anstrengender Beruf, nicht?"

„Na, man gewöhnt sich an alles."

Charlott staunte. „Und Sie halten das aus, jede Nacht so spät ins Bett zu kommen?"

„Manchmal arbeite ich auch am Tage. Je nachdem."

„Wenn ich abends an dem Lokal vorbeikomme", sagte Charlott und lachte kurz auf, „dann habe ich immer Angst. Es stehen so viel betrunkene Männer dort herum."

Das Serviermädchen lächelte zerstreut.

„Ich stelle es mir schrecklich vor", fuhr Charlott fort, „mit diesen Männern auszukommen. Ich könnte das nicht."

„Es ist nicht jede dazu geboren. Aber mit der Zeit lernt man alles. Ich sage, immer noch besser als Weiberkundschaft."

Charlott lächelte ungläubig, was war das für eine Welt, aus der diese Frau kam, die so ruhig da saß und sich nicht fürchtete, mit betrunkenen Männern sich in verrauchten lärmvollen Kneipen herumzustreiten; ach, was mochte die schon alles erlebt haben. Die kleinen Fältchen um die Augen, so bald ist so eine nicht aus der Ruhe zu bringen. Dabei sieht sie sehr anständig aus; so 'n Servierfräulein, denkt man manchmal und rümpft die Nase; sieht aber wirklich anständig aus, wer hätte das gedacht.

„Zieh'n Sie doch auch Ihren Mantel aus, ist ja ganz naß", sagte das Servierfräulein.

„Ach ja", Charlott war etwas verwirrt, sie zog den Mantel aus und legte ihn über einen Stuhl und setzte sich. Sie schwieg eine Weile und blickte aufs Tischtuch. Das Servierfräulein schlug die langen Beine übereinander und wippte ein wenig mit der Schuhspitze; sie schien bestimmten Gedanken nachzugehen und blickte vor sich hin. Von der Straße kam das Sirenengeheul einer vorbeidonnernden Feuerwehr herauf. Charlott hob den Kopf: „Es brennt", sagte sie.

Das Servierfräulein zuckte zerstreut die Achseln. „Was ich fragen wollte ... Kann man sich hier auch ab und zu mal was kochen?"

„Selbstverständlich."

„Kommt ja nicht häufig vor, aber manchmal hat man keine Lust, fortzugehen. Manche Vermieterinnen meckern, wenn man in der Küche herumwirtschaftet."

„Ach wo", beruhigte Charlott, „so ist meine Mutter nicht, da können Sie in der Küche herumwirtschaften soviel Sie wollen."

„Na", meinte das Servierfräulein skeptisch und räkelte sich in dem Korbstuhl.

Man hörte jetzt, wie ein Schlüssel in der Korridortür herumgedreht wurde. Das Servierfräulein hob den Kopf und blickte Charlott fragend, mit emporgezogener Braue, an.

„Das ist Vater", sagte Charlott, „nein, mein Bruder."

Nun kamen Schritte heran, weiche Schritte von Schuhen mit Gummiabsätzen. Karl blieb in der Tür stehen. „'n Abend", sagte er, und als er jetzt die fremde Frau erblickte, nahm er schnell den Hut vom Kopf und zog sich zurück. Er ging in die Küche, hob die Deckel von den Kochtöpfen und blickte hinein, er las den Zettel auf dem Küchentisch, er stand unschlüssig herum und fragte sich, wer die Frau sein mochte, die in Charlotts Zimmer saß; Charlott bekam niemals Besuch. Er setzte sich auf den weißen Küchenstuhl und zog sich die Schuhe aus, nahm seine Hausschuhe aus dem Schuhfach sowie Schuhcreme und Bürsten, steckte Leisten in die Ausgehschuhe und putzte sie. Als er fertig war, stellte er die Schuhe unter den Küchentisch, blickte prüfend auf seine Finger, ob er sie nicht mit Schuhcreme beschmutzt habe, dann holte er aus seiner Aktentasche eine Thermosflasche hervor, ging zur Wasserleitung, spülte sie aus und stellte sie auf das Fensterbrett. Er horchte an der Tür und hörte Charlotts Stimme, die mit der fremden Frau sprach. Er schüttelte neugierig den Kopf und wollte in die Wohnstube gehen, aber er blieb in der Küche, weil die Tür von Charlotts Zimmer weit aufstand und er nicht vorübergehen wollte. Er setzte sich wieder auf den weißen Stuhl und nahm aus der Aktentasche ein dickes Buch, in dem er zu lesen begann; es war ein Buch über Tibet, geschrieben von einem Engländer.

Gleich darauf kam der Vater. Er warf die Türe hinter sich zu und war mit zwei Schritten in der Küche, sein Mantel stand offen, er schob den Hut in den Nacken. „'n Abend", sagte er mit seiner lauten Stimme, „Mutti ist nicht hier?"

„Nee", sagte Karl und hob den Kopf, „da liegt 'n Zettel, sie ist bei Tante Elsa."

„Herrgott nee", sagte der Vater, „bei Tante Elsa. Wichtigkeit." Er trat an den Herd und hob die Topfdeckel

„Papa?" rief Charlott aus ihrem Zimmer mit hoher Kinderstimme.

„Was denn", fragte er in der Küche und griff nach dem Zettel.

„Papa, komm mal her, bitte."

„Was ist denn los?" sagte er langsam, während er las.

„Papa, hier ist eine Dame wegen des Zimmers."

Er hob schnell den Kopf und blickte Karl an. „Einen Augenblick", sagte er, „ich komme schon." Er neigte sich zu Karl und machte eine Kopfbewegung zu Charlotts Zimmer hin. Wer ist denn das? sollte das heißen.

Karl hob die Schultern. „Weiß nicht", sagte er leise, „ich hab' sie nur flüchtig gesehn."

„Wie sieht sie 'n aus?"

Karl wußte es nicht genau. „Scheinbar ganz gut."

Der Vater zog schnell den Mantel aus und legte ihn auf den Tisch, warf den Hut darauf, trat vor den kleinen Spiegel, der am Fensterkreuz hing, fuhr sich über die kurzgeschnittenen blonden Haare und legte die Krawatte zurecht. Dann ging er mit seinem lärmenden Schritt den Korridor entlang und blieb in der Türe von Charlotts Zimmer stehen.

„Guten Abend", sagte er und blickte dem Servierfräulein ins Gesicht, „mein Name ist Kubowski."

Sie stand lässig auf und reichte ihm die Hand. „Ich heiße Brandt."

Er trat näher, ergriff ihre Hand, schlug die Hacken zusammen und machte eine kurze Verbeugung. „Sehr erfreut", sagte er mit einer gewissen Gewandtheit, „bitte, nehmen Sie Platz."

Charlott stand auf und überließ ihren Stuhl dem Vater. Sie stand hinter ihm und stützte sich auf die Lehne; sie war jetzt nicht mehr wichtig im Zimmer, sie stand nur noch da.

„Ihre Tochter sagte mir schon, das Zimmer kostet zwanzig Mark, mit Küchenbenützung, ich finde es sehr nett. Ich möchte eventuell morgen früh einziehen —"

„Bitte, bitte", sagte Kubowski lächelnd, „dem steht nichts im Wege."

„Es handelt sich nur um die Nebenspesen", sagte Fräulein Brandt sachlich, „wissen Sie da Bescheid?"

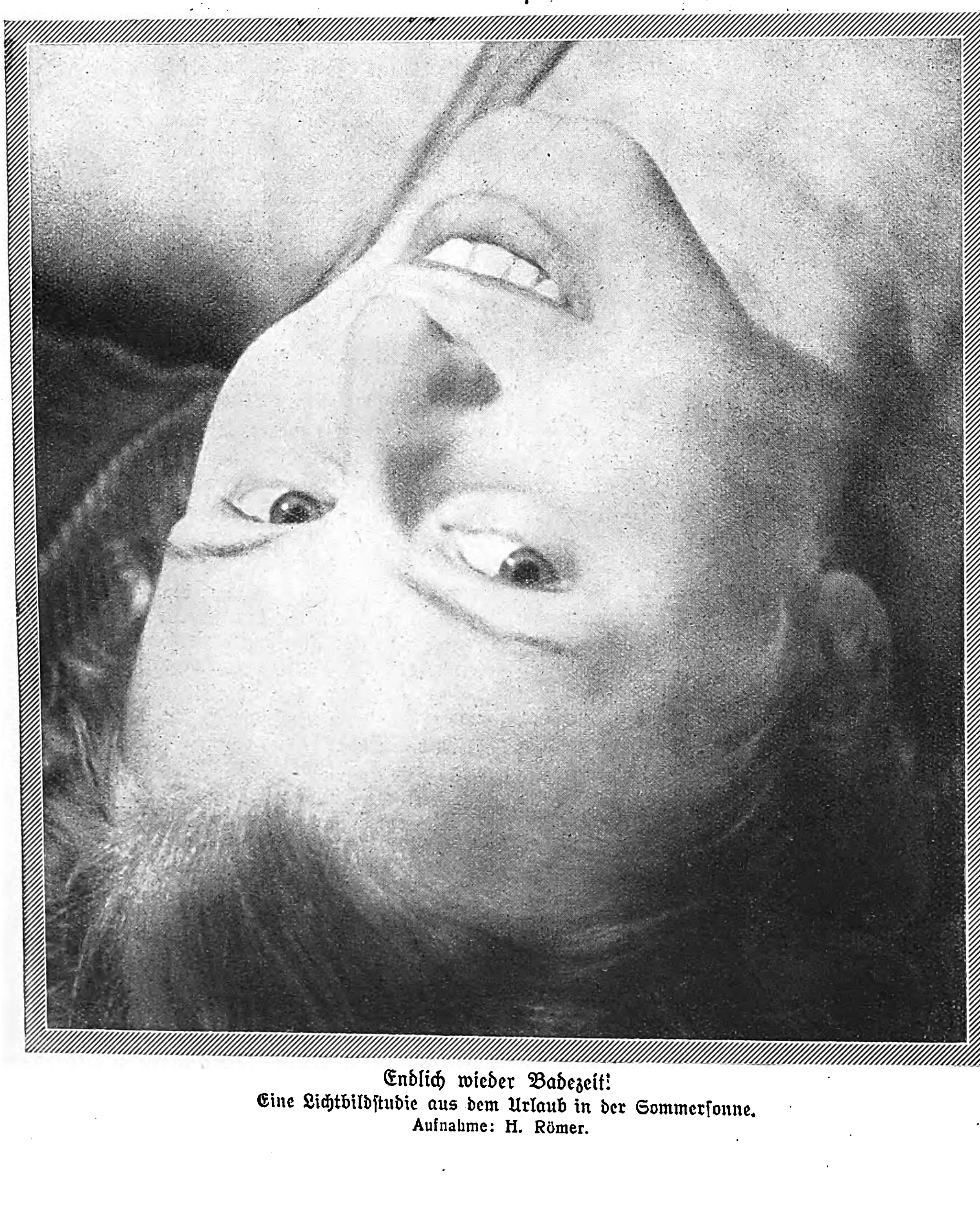
„Selbstverständlich", sagte er, „also es kommen zwei Mark für Beleuchtung hinzu und dreißig Pfennig pro Bad. Mit der Beheizung machen wir das am besten so, daß Sie sich einen Zentner Kohlen kaufen, das langt für einen Monat, das Zimmer ist ja klein, und wir haben weiter mit der Beheizung nichts zu tun. Sind Sie tagsüber viel zu Hause, ich meine —"

„Das ist verschieden", sagte Fräulein Brandt, „durchschnittlich arbeite ich dreimal in der Woche am Tage und dreimal abends."

„Die Dame ist Servierfräulein in der Schultheiß-Quelle um die Ecke", warf Charlott ein.

„Ach nee", sagte Kubowski überrascht, „seit wann denn, da muß ich Sie doch eigentlich kennen —"

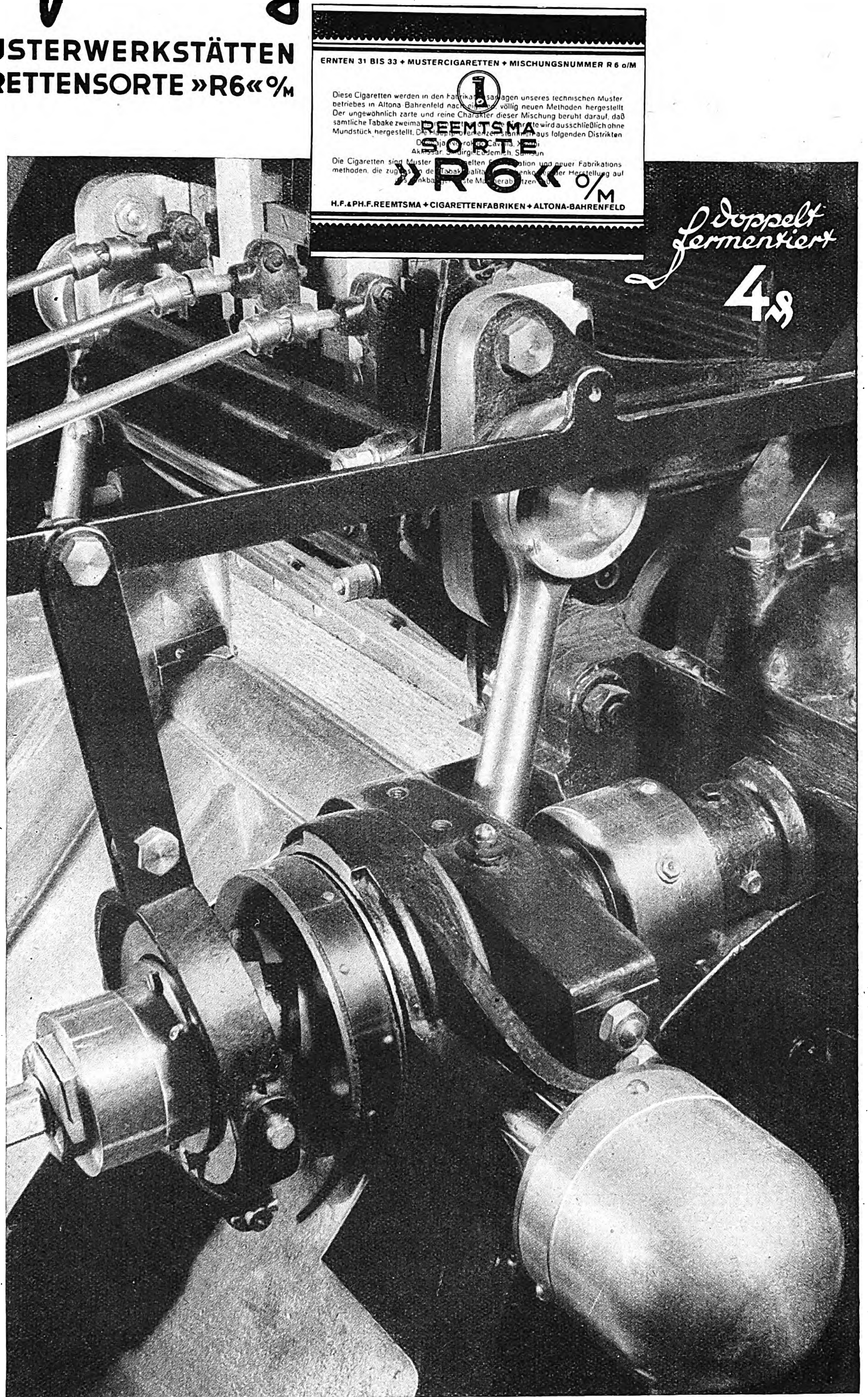
„Ich bin den zweiten Monat da."

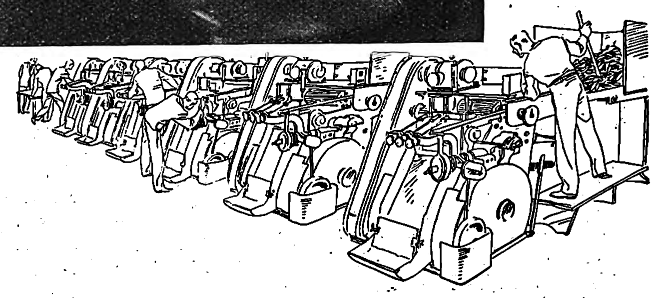


Endlich wieder Badezeit!
Eine Lichtbildstudie aus dem Urlaub in der Sommersonne.
Aufnahme: H. Römer.

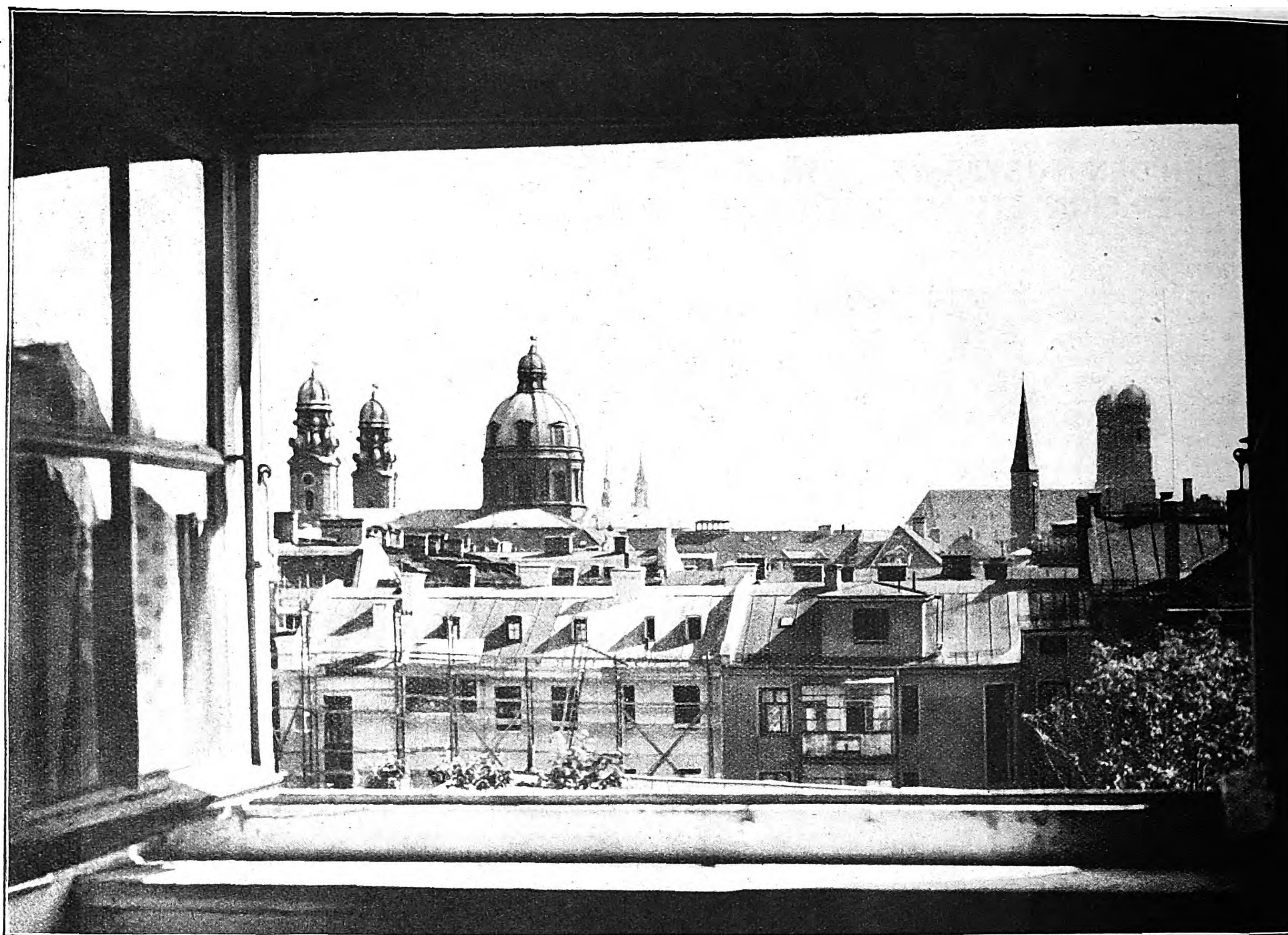
Erfindergeist

IN DEN MUSTERWERKSTÄTTEN DER CIGARETTENSORTE »R6« o/M





Durch das Gestänge der Tabakschneidemaschine hindurch sieht man die Schnittfläche der sorgfältig geschichteten Tabakblätter, die unter dem wagerechten Messer ruckweise vorgeschoben und in feine Streifen geschnitten werden. Erst vor wenigen Jahren wurde die (im Vordergrund sichtbare) Vorschubeinrichtung konstruiert, die so fein und zuverlässig arbeitet, daß der Schnitt des Tabaks immer genau 55/100 mm breit ist. Auch dies ist eine wichtige Vorbedingung für die Qualität.



Blick über die Dächer: Die Türme von München.
Aufnahme: Sina Blaul.

„Schon so lange“, er runzelte die Stirne und blickte sie grübelnd an, „kann denn das stimmen, warten Sie mal, wann war ich denn zuletzt — sollte das schon so lange her sein, früher hab' ich da öfter verkehrt — doch, doch, es ist schon länger her, daß ich dagewesen bin. Also da arbeiten Sie, beim dicken Emil, gemütlicher Kerl, was?“

Fräulein Brandt stand auf. „Ich gebe Ihnen gleich zehn Mark Anzahlung“, sagte sie und öffnete ihre Handtasche, „und morgen vormittag bringe ich meine Sachen. Es ist doch jemand zu Hause?“

„Natürlich ist jemand zu Hause, ich werde schon dafür sorgen“, sagte Kubowski verbindlich.

Fräulein Brandt reichte ihm zwei Fünfmarkstücke und ließ sie in seine Hand fallen.

„Vielen Dank“, sagte Kubowski und schlug wiederum die Hacken zusammen.

„Kann ich eine Quittung bekommen?“ fragte Fräulein Brandt.

„Quittung? Selbstverständlich können Sie eine Quittung bekommen, einen Augenblick, bitte.“ Er fuhr mit beiden Händen hastig in die Seitentaschen seines Jacketts, zog ein Notizbuch hervor, riß ein Blatt heraus, suchte einen Bleistift und fand keinen. „Bleistift?“ fragte er Charlott.

Charlott hob die Schultern: „Hab' keinen.“

„Karl“, rief Kubowski, „bring mal schnell 'n Bleistift.“

Karl schrak in der Küche zusammen, dann stand er auf, zog einen Bleistift aus der Tasche, prüfte stirnrunzelnd die Spitze, dann ging er, in Hausschuhen schlurfend, über den Korridor. Er trat ins Zimmer, machte eine schiefe Verbeugung zu Fräulein Brandt und murmelte „Guten Abend“. Er sah lang und hager aus und sehr ernst; unter den buschigen schwarzen Brauen saßen tief und beschattet die dunklen Augen.

„Das ist mein Sohn“, sagte Kubowski aufgeräumt und machte eine Handbewegung nach Karl hin, „heißt Karl.“

Wiederum verbeugte sich Karl etwas schief; er nahm die feste Hand, die ihm Fräulein Brandt hinstreckte.

„Ich heiße Muschi Brandt“, sagte sie mit ihrer tiefen Stimme.

„Angenehm“, murmelte er und ließ ihre Hand los.

„Unser Bücherwurm“, erklärte Kubowski lachend und stieß Karl mit der flachen Hand unerwartet in den Rücken, so daß Karl ein wenig das Gleichgewicht verlor, „hat egalweg seine Nase in dicken Wälzern stecken.“ Alle Augen glitten an Karls linkem Arm abwärts; er hielt das dicke Buch über Tibet in der Hand, der Zeigefinger steckte zwischen den Seiten.

Karl lächelte schwach und trat etwas zurück.

Kubowski lachte, er hätte Karl gerne noch ein wenig gehänselt, aber da alle schwiegen, setzte er sich an den Tisch und schrieb die Quittung.

Muschi Brandt griff nach ihrem weißen Mantel, Kubowski hob den Kopf. „Karl“, sagte er verweisend, „hilf doch der Dame —“

Karl legte das Buch auf den Tisch und wollte ihr helfen, aber sie trat zur Seite und sagte: „Danke, es geht schon.“

Karl blickte auf ihre Füße, sie hatte niedrige Schuhe mit Gummisohlen an; ihre Beine waren lang, und schmal die Hüften; der gelbe Pullover lag eng um ihren Oberkörper und um die kräftigen vollen Arme.

„Wo wohnen Sie jetzt, wenn man fragen darf“, sagte Kubowski und reichte ihr die Quittung.

„In der Prenzlauer Allee“, sagte Muschi Brandt und zog die Handschuhe an.

„Ach, so weit“, meinte Kubowski, „das ist ja viel zu weit.“

„Darum ziehe ich ja auch. Also dann bis morgen. Auf Wiedersehen.“ Sie nickte kurz und ging aus dem Zimmer. Kubowski lief neben ihr her und öffnete die Tür.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Brandt“, sagte er; hinter ihm gingen Karl und Charlott, und auch sie sagten „Auf Wiedersehen“. Dann hörte man Fräulein Brandt die Treppe hinuntergehen.

„Na, ihr zwee beede“, sagte Kubowski gut gelaunt und rieb sich die Hände, „das haben wir doch knorke gemanagt, was?“ Er ging in die Küche und setzte sich auf den weißen Stuhl. „Nu aber fix, Charlott, wir wollen was essen.“

Karl lehnte mit dem Rücken gegen das Fenster, steckte die Hände in die Taschen und beobachtete Charlott, die mit einem Gasanzünder versuchte, Funken zu erzeugen, was anscheinend nicht gelang. „Himmel nee“, sagte er, „mußte richtig gegendrücken.“

„Tu ich ja“, brummte Charlott, und als das Gas brannte, fuhr sie fort: „Wie gefällt euch denn das Fräulein Brandt, sieht gut aus, nicht?“

„Ganz passabel“, meinte Kubowski und band den Kragen ab, „gar nicht wie 'ne Kellnerin.“

„Ist ja auch keine Kellnerin“, sagte Charlott, „sondern Servierfräulein.“

„So 'n Quatsch“, widersprach Karl, „ist doch genau dasselbe, was heißt denn ‚Servierfräulein‘.“

„Das heißt, daß ein Servierfräulein keine gewöhnliche Kellnerin ist“, erwiderte Charlott und rührte im Kohl, „das ist doch klar.“

Karl blickte sie stirnrunzelnd an, dann wandte er sich ab. „Ach“, meinte er, „bist ja doof.“

„Du bist selbst doof“, rief Charlott, „wie kann denn ein Serviermädchen dasselbe sein wie eine Kellnerin, wie kannst du so was sagen, du hast ja keine Ahnung.“

„Hört doch auf“, meinte Kubowski gelangweilt.

„Er soll nicht so 'n Unsinn reden“, wehrte sich Charlott, „er weiß immer alles besser als andere Leute, man kann ja gar nichts mehr sagen, ohne daß er seinen Senf dazu gibt“

Karl lachte kurz auf, dann blickte er zur Decke empor. „Scheint ganz ordentlich zu verdienen, dieses Fräulein Brandt“, sagte er, „übrigens finde ich den Namen Muschi entsetzlich.“

„Du bist auch entsetzlich, teurer Bruder, warum ist der Name Muschi entsetzlich, ich finde ihn sehr hübsch.“

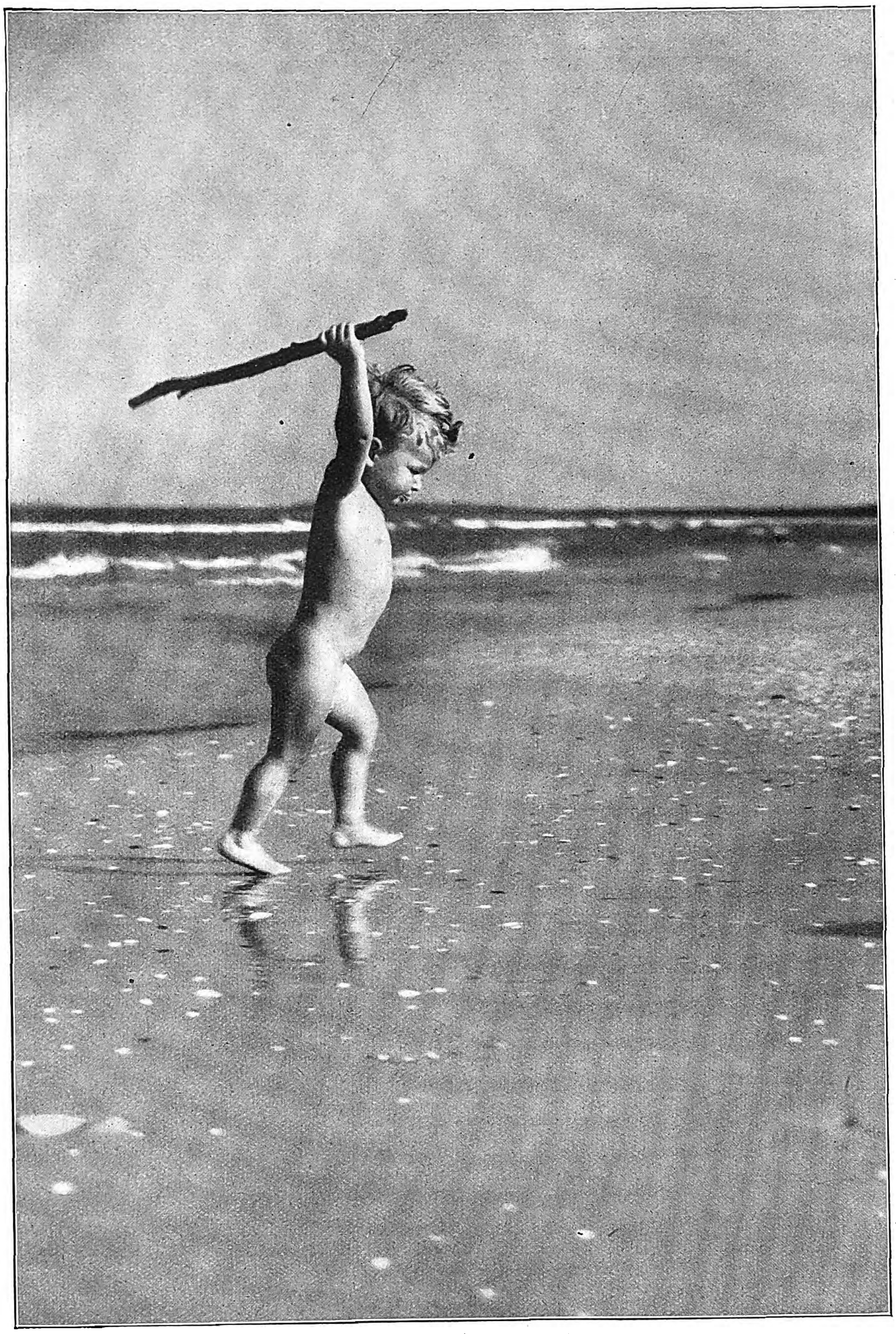
Karl verzog die Mundwinkel. „Ja, genau so hübsch wie Olly und Polly und Putzi und Schnucki. Scheußlich.“

„Du bist scheußlich.“

„Hört doch auf“, mahnte Kubowski nochmals, „ihr seid wie die kleinen Kinder. Ist doch egal, ob sie Muschi oder Schnucki oder weiß ich wie heißt. Jedenfalls ist das 'n ganz patentes Weibsstück, und wir haben unser Zimmer vermietet, das ist die Hauptsache. Zwanzig Mark sind zwanzig Mark.“

Karl grübelte: „Eigentlich ungerecht, worum soll denn nu Charlott zwanzig Mark weniger im Monat abgeben, wo sie sowieso nur vierzig Mark gibt. Ich geb' sechzig und eß auch nicht mehr als Charlott.“

„Na hör mal“, rief Charlott, „du ißt mindestens dreimal soviel wie ich, was eß ich denn überhaupt schon, das ist ja gar nicht der Rede wert.“



Ein kleiner Badegast voll Tatendrang.

Aufnahme: Balg/Pitts-Press.

Karl beachtete sie nicht weiter und wandte sich an Kubowski: „Was meinst du denn, Papa?"

Kubowski zog sein Jackett aus und hängte es über den Stuhl. „Erstens verdienst du mehr als Charlott", sagte er, „und zweitens bist du 'n Mann, und sie ist 'n Mädel. Sie muß mal anfangen zu sparen, und darum werden die zwanzig Mark für Charlott beiseite gelegt. Dafür gibt sie auch ihr Zimmer her."

„Na wenn schon", brummte Karl, „ist ja auch keine Prinzessin, was braucht sie 'n eigenes Zimmer. Ich hab' ja auch keins."

„Ach, laßt mich doch in Frieden." Kubowski gähnte. Er streckte die Arme zur Seite und blies seinen mächtigen Brustkorb auf; sein gesundes braunes Gesicht wurde rot; dann ließ er die Arme sinken. „Was seid ihr für 'n Paar Giftpilze, wie zwei olle Jungfern seid ihr. Ewig streiten um jeden Dreck, ich versteh' das nicht."

„Ich streite doch nicht", sagte Karl, „ich vertrag's bloß nicht, wenn so 'n Göhr immer dreinredet und von nischt 'ne Ahnung hat."

„Na schön", sagte Kubowski, „dann laß sie reden und halt die Klappe, der Klügste gibt nach. Wie ich so alt war wie du —"

Karl nahm sein Buch unter den Arm und ging mürrisch aus der Küche. Er schlurfte über den Korridor und machte Licht in der Wohnstube, legte das Buch aufgeschlagen auf den Tisch, ging ans Fenster und zog die Gardinen vor. Wie ich so alt war wie du, denkt er, immer dasselbe. Da drüben steht er, der Jüngling mit dem aufgedrehten Schnurrbart und dem Pomadenscheitel, da steht er auf dem Sofa-Umbau, Papa als Jüngling mit'm Zylinderhut in der Hand und weißer Krawatte. Wie ich so alt war wie du, mein Gott, war das 'ne Zeit, so möcht' ich nicht sein wollen, nee, danke schön, ich nicht, Herr Kubowski. Inzwischen hat sich allerhand geändert. Imponiert uns nicht, der Zwirbelbart, Herr Kubowski, da haben Sie kein Glück mit. Wie ich so alt war wie du, da kann ich nur lachen über so 'n Museumsstück. Und wie die Mutti aussieht mit dem ollen Gemüse auf 'm Hut; Mensch, den Geschmack, den die gehabt haben damals, kann man gar nicht verstehen, soviel Klimbim am Leibe, vorn und hinten und oben drauf, nee, so 'ne Frau wie Muschi Brandt kann man sich gar nicht vorstellen mit so 'm Hut auf; was die für lange Beine hatte, und der gelbe Pullover. Er setzte sich in die Sofaecke und zog das Buch heran. In der Küche hörte er die helle Stimme Charlotts ohne Pause reden; was die immerfort plappert, nie wird das 'ne richtige Frau, so was bleibt 'n kindischer Backfisch. Muschi Brandt, das ist 'ne richtige Frau, Donnerwetter, ja, wie die kuckt, und was die für 'n Auftreten hat. Drückt einem ordentlich die Hand und dreht sich nicht herum wie die Mädels alle und lacht nicht albern, so was ist 'ne richtige Frau, und die Figur, was die für 'ne Figur hat, und der Pullover, der enge.

Karl Kubowski blickte in das Buch über Tibet, die Buddhastatue in Yunghokung ist 23 Meter hoch und aus einem einzigen Baumstamm geschnitzt, der Vater kam nun ins Zimmer und pfiff; Karl klappte schlecht gelaunt das Buch zu, er hatte Hunger und war nicht zufrieden, und es ärgerte ihn, daß der Vater pfiff. Er überlegte, ob er ins Kino gehen sollte, aber er hatte keine Lust, sich anzuziehen und fortzugehen, es regnete draußen; und er wollte nicht die guten Sachen anziehen, wenn es regnete, und er wollte nicht in den Kleidern, die er zur Arbeit anzog, ins Kino gehen. Er stand auf und ging in die Küche: „Sag mal, was murkst du eigentlich hier herum, du brauchst doch alles nur warm zu machen, ich versteh' nicht, warum das so lange dauert."

„Hau doch ab", sagte Charlott, „wenn du drängelst, dauert's noch länger."

Er zuckte geringschätzig die Achseln. „So 'ne Frau möcht' ich auch mal haben."

„Und ich erst", höhnte sie, „so 'n Mann wie dich. Lieber trink' ich Vitriol."

„Ich krieg' noch sechzig Pfennig von dir, teure Schwester."

„Ach, wofür denn?"

„Ich hab' deine Zeitung bezahlt."

„So? Die hast du bezahlt?"

„Jawoll, die hab' ich bezahlt, verehrtes Fräulein, weil niemand zu Hause war."

„Wie nett. Hat wohl Zeit bis nachher, oder willst du gleich deine sechzig Pfennige haben?"

„Lieber gleich."

„Nu gerade nicht. Geizkragen, schäbiger. Deck den Tisch inzwischen, ich bin gleich fertig."

„Was dir einfällt. Ich bin doch kein Tischdecker."

„Dann dauert's eben länger, mein Lieber."

Er steckte die Hände in die Hosentaschen und schlenderte mit gesenktem Kopf den Gang entlang. In der Wohnstube saß der Vater auf dem Sofa und blätterte in Charlotts Zeitung. Karl nahm die Vase mit den künstlichen Blumen vom Tisch, zog eine Lade vom Büfett auf, nahm ein weißblau kariertes Tischtuch heraus und breitete es über den Tisch. Dann brachte er drei Teller und Bestecke, und dann setzte er sich auf einen Stuhl und streckte die Beine von sich. „Quatsch, so 'ne Zeitung", sagte er, „schade ums Geld."

„Warum denn", fragte Kubowski, „ist doch ganz nett."

„Das ist 'ne Zeitung für Backfische, aber nicht für Erwachsene. Egalweg Filmstars und blöde Geschichten, wen interessiert denn das."

„Laß sie doch, du meckerst aber auch über alles, Karl. Ist doch nett so was, sieh mal die knusprigen Mädchens hier, die zwölf Rumba-Girls."

„Görls heißt das."

„Nu schön, Herr Professor, Görls. Aus dem Film ‚Die tanzenden Teufel'. Das wollen wir uns ansehen."

Karl streckte sich, legte den Kopf auf die Lehne und blickte zur Decke empor.

„Ich nicht."

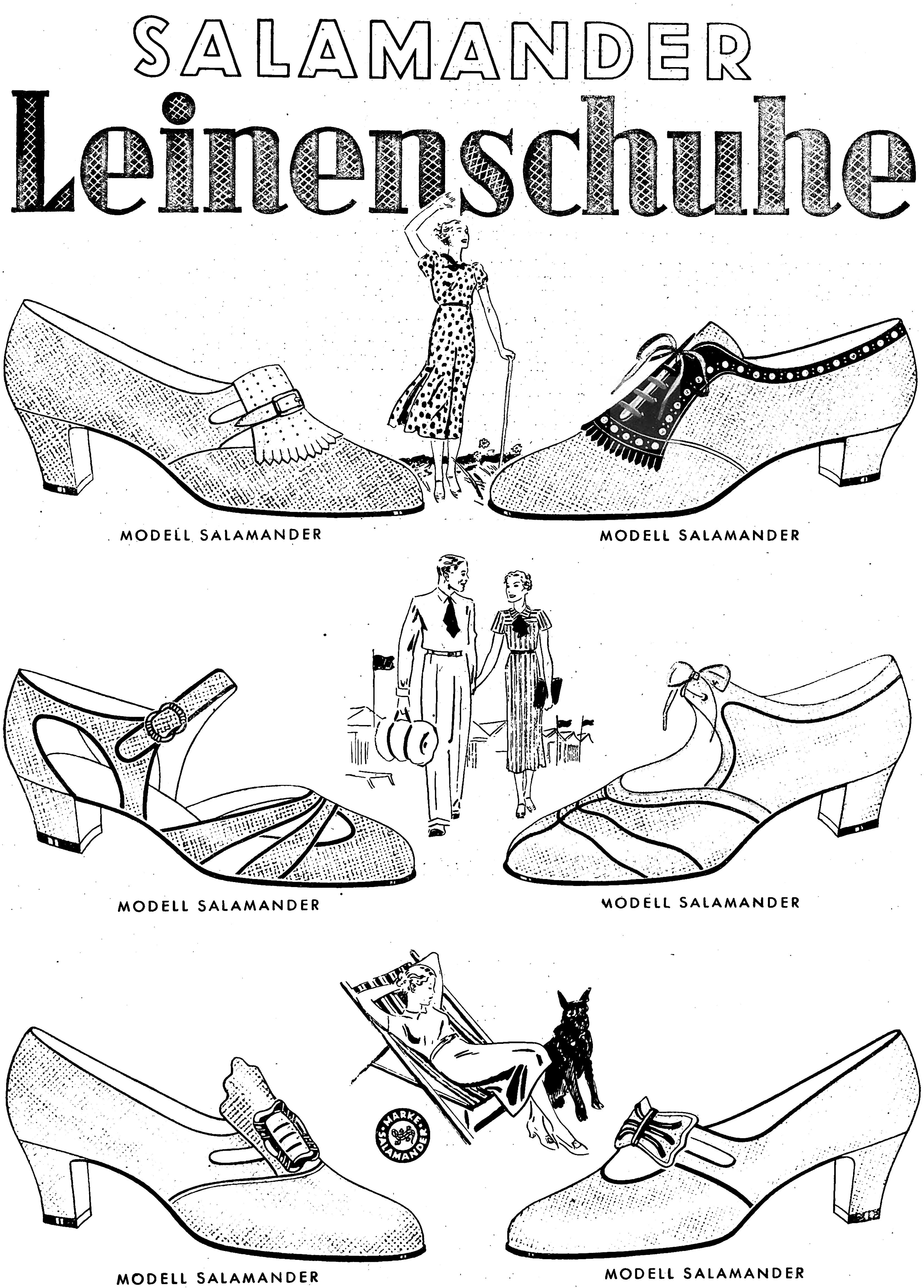
„Schön, dann ohne dich, oller Nieselpriem." Kubowski blätterte weiter. „Manchmal", fuhr er fort, „könnte man wirklich glauben, du bist achtzig Jahre alt. Was ist das für'n Kerl, geht nie aus, hockt immer zu Hause 'rum, meckert alle Leute an, hat kein Mädel, trinkt nicht, raucht nicht, tanzt nicht, zum Donnerwetter, du willst 'n Mann sein, 'n Mann muß doch leben, muß doch das Leben genießen, was bist du für 'n Mann, verdient 'ne Menge Geld und dreht jeden Groschen zehnmal in der Hand rum, Herrjott nee, das nennt man wohl 'n bißchen zuviel des Guten —"

„Wie du so alt warst wie ich", sagte Karl unbeweglich, „da war alles anders, da kannst du keine Vergleiche ziehen, das war 'ne andre Zeit. Damals —"

„Egal", unterbrach Kubowski mit Schwung, „ob damals oder heute, 'n junger Mensch ist eben 'n junger Mensch, ob nun bei die ollen Römer oder vor dem Kriege oder heute oder in hundert Jahren, das ist ganz schnurz, man lebt nur einmal, und 'n junger Mann, der immer nur zu Hause 'rumhockt, mit 'm Gesicht wie zehn Tage Regenwetter, so einer verdient nicht, daß er jung ist, den müßte man gleich ins Altersheim stecken, zu die Tattergreise."

„Nu wenn schon", sagte Karl. „Ich versteh' bloß nicht, warum du dich immer darüber aufregst. Was würdest du denn sagen, wenn ich nächtelang mich 'rumtreiben würde und mein ganzes Geld versaufen und mit Weibern 'rumpoussieren würde, da würdest du dich freuen, was, das wär' dir recht, was?"

„Quatsch doch nicht, Junge, davon ist keine Rede, ich


SALAMANDER
Leinenschuhe
MODELL SALAMANDER
MODELL SALAMANDER
MODELL SALAMANDER
MODELL SALAMANDER
MARKE SALAMANDER
MODELL SALAMANDER
MODELL SALAMANDER

war auch mal jung und geh' heut noch gern 'n Glas Bier trinken und geh' in nette Lokale, um mir mal 'n bißchen zu amüsieren. Mensch, das macht doch Spaß, da braucht man doch nicht gleich zu versumpfen und sich nächtelang 'rumtreiben, alles mit Maß, aber man muß doch auch mal 'n Vergnügen haben, sonst verrunzelt man ja, du bist schon ganz verrunzelt, Mensch, nicht im Gesicht, innerlich, innerlich biste verrunzelt wie 'n oller Greis, du merkst das ja schon gar nicht mehr. Du weißt ja gar nicht, was das heißt, leben, 'n oller Stubenhocker bist du, na, mich geht's ja nischt an, meinetwegen kannste tun, was du willst, ich sage bloß, 'n junger Mensch muß 'n bißchen Schwung in sich haben."

„Schwung", spottete Karl, „Kegelbrüder und Herrenpartie und so, na, dafür danke ich."

Charlott brachte das Essen, sie setzten sich an den Tisch und aßen.

„Kuck dir doch deine Tochter an", sagte Karl, „was hat die denn für einen Schwung, kannst du mir das vielleicht sagen, wo die ihren Schwung hat?"

„Das ist was andres, das ist 'n Mädel."

„Was ist mit mir?" fragte Charlott.

„Ach, 'n Mädel braucht also keinen Schwung, das darf 'ne Stubenhockerin sein", meinte Karl kauend.

„Was denn", fragte Charlott, „worüber sprecht ihr denn?"

„Andre Mädels mit einundzwanzig Jahren", fuhr Karl fort, „gehn tanzen und sind verlobt und wissen was vom Leben, unsre Charlott ist 'ne olle Stubenhockerin und hat nicht mal einen, der am Sonnabend mit ihr ins Kino geht. Bist ja ganz verrunzelt, Charlott, innerlich biste verrunzelt."

Charlott blickte verständnislos den Vater an. „Ist der verrückt geworden, was soll das heißen, wo bin ich verrunzelt?"

„Hast eben keinen Schwung", trumpfte Karl.

„Idiot", sagte Charlott, „spinnst wohl schon wieder."

Kubowski aß schweigend, kaute gründlich und dachte, was geht mir das an, sollen die machen, was sie wollen, ich reg' mir nich auf, jeder wird nach seiner eigenen Fasson selig, haben beede keinen Mumm in die Knochen, sind nach der Mutter, was geht mir das an, meine Pflicht hab' ich getan, nu sind sie erwachsen, sollen selber seh'n, was aus sie wird.

„Ich stelle nur Betrachtungen an über die jungen Leute von heute", Karl ließ nicht locker, „und ich finde, daß du 'n Leben führst wie 'ne achtzigjährige Greisin. Ein Mädel wie du, Charlott, muß das Leben genießen. Warum genießt du nicht dein Leben, warum gehst du nie aus, warum gehst du nie tanzen, warum hast du keinen Freund, was sind das für Sachen, hundertprozentig verrunzelt bist du."

Kubowski häufte Kohl auf die Gabel und balanzierte sie in seinen Mund. Der will mir auf 'n Arm nehmen, der Lausebengel, der kommt sich sehr gescheit vor. Na, 'ne Weile hör' ich mir das noch an, denn kracht's aber, du Lausebengel.

„Du bist verrunzelt", sagte Charlott, „ich will keinen Freund, und ich will nicht tanzen gehen, was geht dich denn das an, kümmer dich um deine eigenen Sachen."

Karl lachte kurz auf. „Du willst schon, natürlich willst du, alle wollen, aber du findest eben keinen, das ist der Grund, mit dir geht keiner."

„Idiot", Charlott wurde ernstlich böse, „mit mir geht keiner, hundert könnte ich haben, wenn ich wollte. Ich will aber nicht."

„Natürlich, du willst nicht. Du wolltest auch nicht mit Herbert Müller, was? Bist gar nicht hingegangen zum Rendezvous und hast gar nicht gewartet vor der U-Bahn, was? Und Herbert Müller ist gar nicht losgezogen inzwischen mit deiner guten Freundin Alice, was?"

„Herbert Müller", Charlott zog verächtlich die Brauen hoch, „auf solche Rowdys verzichte ich."

„Sehr merkwürdig. Hast aber mächtig geschwärmt für den Rowdy, bis er dich dann versetzt hat, dann war es aus mit der Schwärmerei."

„Ich habe ihn versetzt!" widersprach Charlott heftig.

Karl lachte auf. „Ach, das ist aber neu. Das war wohl 'n anderes Mädchen, das vorm U-Bahnhof Petersburger Straße wartete, und es kam niemand, und das dann nach einer Stunde nach Hause kam und sich ins Zimmer einschloß und heulte wie 'n Schloßhund, wer das wohl gewesen sein mag, ein gewisses Fräulein Charlott Kubowski war es jedenfalls nicht, denn die verzichtet ja auf Rowdys wie Herbert Müller." Er lachte breit. „Ist ja durchaus zu verstehen", fuhr er fort, „ich würde es genau so machen wie Herbert Müller, was hat man schon von so 'm halb ausgebrüteten Backfisch, so was macht einen ja nur nervös mit seinem Gequassel —"

Charlott blickte vor sich hin auf den Tisch, dann stand sie jäh auf und lief aus dem Zimmer; über ihre Wangen rannen die Tränen.

(Fortsetzung folgt)

Die Kämpfer vor dem Skagerrak

VON HEINZ HALTER

(1. Fortsetzung)

Hinter dem Schiff läuft der Schlachtkreuzer „Tiger". „Ich sah", so berichtet sein Navigationsoffizier, „ein dunkelrotes Ausglühen mittschiffs, und jetzt schien das Schiff zu zerplatzen, wie ein Giftpilz, den man in der Faust zerdrückt. Etwas weiter vorn blitzte es auch auf, und nun schien das ganze Schiff in sich zusammenzustürzen. Masten und Schornsteine fielen nach innen zusammen, der Rumpf wurde nach außen auseinandergetrieben. Die Turmdecken flogen vierzig Meter hoch, dann war alles in Rauch gehüllt; ein Stück vom Heck war der einzige Teil des Schiffes, der noch kurze Zeit über Wasser blieb."

*

Niemand weiß, in welcher gesegneten Minute vor Monaten schon dem Artilleriemaat E. Francis vom Turm „X" der „Queen Mary" die Erleuchtung gekommen war, daß es doch eine mißliche Sache sein müßte, unter die durcheinanderstürzenden Geschütze geschleudert zu werden, wenn in einer Schlacht ein Volltreffer gerade seinen Turm streifen sollte.

Das wäre ein Spaß, in dem wankenden, berstenden Turm von unsichtbaren Fäusten im Genick gepackt, hochgerissen, von Wand zu Wand geschleudert und endlich als dreckiges, formloses Bündel Menschenfleisch unter die Rohre geschmissen zu werden, die ein Treffer todsicher aus den Lagern reißen und auf einen draufschmeißen mußte. Und keine Möglichkeit, sich in dem schaukelnden Sarg irgendwo anzuklammern!

Oft hatte er sinnend vor den beiden 13,5-Zoll-Rohren gestanden und sich die Lage besehen. Bis ihm dann eines Tages die große Erleuchtung gekommen war. Mit Feuereifer war er an die Arbeit gegangen. Ein Ende Stahltrosse, aus bestem Draht gedreht und dreifach gehärtet, hatte er sich von seinem guten Freund Jonnie Royds besorgen lassen, der einen angenehmen und wenig kriegerischen Posten im Marine-Arsenal in Hull bekleidete. Im Winkel hinter dem Backbordgeschütz wurde das Seil verstaut und immer erst während der Ausfahrt des Schiffes zu irgendeinem Unternehmen hervorgeholt. Dann befestigte der Artilleriemaat Francis unter dem stillen Grinsen der Turmbesatzung die Trosse an einer Sprosse der schmalen Leiter, die zum Einstiegloch auf dem Dach des Turmes führte, zog sie durch einen Haken der gegenüberliegenden Wand, noch einmal zurück zur Leiter, zur anderen Wand — die Rettungsleine im Turm „X" war wieder einmal klar!

Wie es dann kam, hat er später einmal selbst erzählt. Wir wollen es ihm gern glauben, daß er, wie er in seinem Brief erzählt, mit den Geschützen besser umzugehen wußte als mit der Feder. Aber es kommt hier wirklich nicht darauf an, ob einer einen guten Brief schreiben kann oder nicht...

„... ich wasche mich gerade, streife den Overall über — da höre ich aus der Ferne den ersten Ton der Schlacht. Jetzt aber im Galopp auf Deck und im Sturmschritt zu meinem Turm ‚X'. Ich brülle: ‚Turmbesatzung, Anzahl?' Niemand fehlt. Ich mache dem Leutnant meine Meldung. Bald danach feuerten wir die erste Salve ab, das große Spiel hatte begonnen ..., es muß kurz vor 17 Uhr gewesen sein.

Meine Geschützbedienung arbeitete wunderbar. Wie ein Uhrwerk lief das Ganze ab. Nach dem ersten Abschuß fragte mich meine Nummer 3: ‚Unteroffizier Francis, können Sie sehen, gegen wen wir kämpfen?' Darauf war ich ja nun selbst neugierig, aber wer sollte bei diesem Betrieb noch beobachten? Einmal konnte ich doch einen Blick durch das Periskop tun, und es war mir, als hätte ich Hunderte von Masten und Schornsteinen gesehen. Um meine Leute nicht unnötig aufzuregen, sagte ich, da wären ein paar Schlachtkreuzer, aber die würden ihnen wohl nicht imponieren...

Ach, es waren ja so prächtige Jungens, sie unterstützten mich so glänzend, und ich glaube, auch vor dem Teufel hätten sie keine Angst gehabt. Längere Zeit hatte ich nichts von einem Treffer auf unserem Schiff gehört, aber dann erfolgte ein schwerer Stoß — ich glaube gegen den Turm mit der 4-Zoll-Batterie — und um ‚X' wirbelten Staub und Splitter, die das Objektiv des Zielfernrohrs völlig verschütteten. Bald darauf folgte ein neuer Stoß, aber da er unseren Turm nicht traf, nahmen wir keine Notiz davon...

Dann kam die große Explosion. Wir wurden toll durcheinander geschüttelt. Ich selbst baumelte einen Augenblick an meiner Trosse in der Luft — das war eine Erfindung von mir, und alle Leute, die sie benutzten, wurden bei dem starken Stoß nicht verletzt. Nummer 2 und 3 vom linken Geschütz waren unter das Rohr geschleudert worden und hilflos zerquetscht. Die Fundamente des Turmes waren geborsten und die Geschütze völlig wertlos.

Es gab keine Aufregung bei uns. Im ganzen Schiff war es still wie in der Kirche. Ein Mann drehte sich zu mir um und fragte: ‚Was ist passiert?' Ich sagte: ‚Ruhe da — ich muß mit Mr. Ewart sprechen!' — Ich fragte den Leutnant also in seinem Raum: ‚Was ist nach Ihrer Meinung geschehen, Sir?' — ‚Das weiß Gott allein.' Und ich antwortete: ‚Well, Sir, es hat keinen Zweck, daß alle Leute hier unten bleiben. Wir können sie doch zu der 4-Zoll-Batterie schicken und sie weiterkämpfen lassen. Denn wenn die Deutschen denken, wir sind vollkommen außer Gefecht gesetzt, dann werden sie uns einkreisen und wir können die Fahrt in

den Himmel antreten.' — ‚Ja, das ist eine gute Idee. — Sehen Sie nach, ob die Batterie noch steht.'

Als ich den Kopf aus dem Loch im Turmdach steckte, fiel ich vor Schreck beinahe wieder zurück. Die 4-Zoll-Batterie war so zertrümmert, daß nichts mehr von ihr zu erkennen war. Das Schiff neigte sich schon stark zur Seite. Ich kroch wieder in den Turm und meldete Leutnant Ewart den Stand der Dinge. Er sagte: ‚Francis, wir können nicht mehr viel machen. Lassen Sie den Turm räumen.' — ‚Alle Mann aus dem Turm!'

Als Letzter kam, lange nach den anderen, der Artillerist Stares aus dem Turm gekrochen. Als ich ihn fragte, warum er nicht früher gekommen wäre, meinte er ruhig: ‚Es war ja nicht eher befohlen worden, den Turm zu verlassen ...'

Ich kann nur sagen, das Verhalten meiner Jungens war glänzend, aber ich bin überzeugt, daß jeder in der Besatzung — vom Kommandanten bis zum jüngsten Burschen — die Tradition der Flotte aufs neue bewährt und sich als wichtiges Rädchen in der großen Präzisionsmaschine gefühlt hat.

Am Rande des Decks fand ich ein kleines Häuflein Menschen versammelt. Sie schienen keine große Angst vor dem Bad zu haben. Ich rief ihnen zu: ‚Come on, boys — wer macht ein kleines Schwimmen mit?' Einer meinte, das Schiff würde sich noch lange im Wasser halten, aber irgend etwas trieb mich, mich davonzumachen. Ich ließ mich also über den schlüpfrigen Schlingerkiel ins Wasser gleiten, und vier oder fünf Mann folgten mir.

Ich schwamm so schnell wie ich nur konnte, und muß etwa 50 Yards zurückgelegt haben, da ließ mich ein furchtbarer Krach anhalten. Ich sah mich um — überall in der Luft flogen Trümmer und Splitter herum. Ein großes Stück flog gerade auf meinen Kopf zu; unwillkürlich tauchte ich sofort unter und blieb solange wie nur möglich unter Wasser. Als ich wieder hochkam, hörte ich ein starkes Rauschen des Wassers, so wie eine Brandung am Strand. Das mußte der Sog des untergehenden Schiffes sein. Ich hatte kaum Zeit, meine Lungen von neuem mit Luft zu füllen, da war es schon bei mir. Ich fühlte, gegen diese Gewalt gab es keinen Kampf. Ich ließ mich für ein paar Augenblicke gehen, dann versuchte ich es noch einmal. Aber meine Bewegungen waren schon langsamer geworden.

Da stieß etwas gegen mich. Ich tastete danach. Es war eine große Hängematte. Mühsam schwang ich mich hinauf. Rechts von mir schwamm ein Stück Holz. Ich versuchte, mich auf meiner Hängematte heranzupaddeln. Schließlich trug mich eine Welle heran, ich konnte meine Arme noch durch ein starkes Tau ziehen — dann wurde ich bewußtlos ...."

Mit einfachen, schmucklosen Worten erzählt hier der Artilleriemaat E. Francis vom Untergang der „Queen Mary". Absichtlich ist seine Schilderung so ausführlich wiedergegeben worden. Vielleicht kann sie keinen Anspruch auf einen militärischen Wert erheben. Aber eins zeigt sie mit kristallklarer Deutlichkeit: Auch drüben, in Englands „Grand Fleet", waren es die kleinen Helden selbstverständlicher Pflichterfüllung, die um den Sieg ihrer Flagge rangen, auch drüben ging der Artillerist nicht aus dem geborstenen, glühenden Turm, weil es ihm noch keiner befohlen hatte, auch drüben gab der unbekannte Soldat seine letzten Kräfte her, überwand das Grauen und jagte Schuß auf Schuß aus dem Rohr ...

Und den Artilleriemaat Edward Francis, Geschützführer im Turm „X" der „Queen Mary", der nach entsetzlich langen, qualvollen Stunden der Verlassenheit im Salzwasser der Nordsee doch noch vom Zerstörer „Petard" aufgenommen wurde — der dann ein paar Minuten nach seiner Rettung ein zweites Mal gerettet wurde, als eine Granate in den Verbandraum des Zerstörers schlug, den Arzt und acht Verwundete tötete und nur ihn verschonte — diesen unbekannten Seemann hat die Vorsehung mit acht Kameraden von 1266 aufgespart, damit er uns vom stillen Heldentum der anderen Seite erzähle.

*

Immer von neuem sind inzwischen die schwarzen Wölfe, die Torpedoboote und Zerstörer, gegeneinander losgegangen. Stander Z ging am Mast der „Regensburg" hoch, dem Flaggschiff des Führers der Torpedoboote bei den Aufklärungskreuzern, und Stander Z bedeutet: „'ran an den Feind!"

In rasender Geschwindigkeit rollen diese Kämpfe ab. Flottille gegen Flottille, Boot gegen Boot, mit Torpedo und Deckgeschütz. Unmöglich ist es, diesem schnellen Wechsel zu folgen. Mit 30 Seemeilen (55 Kilometer) rasen die Boote durch das Trommelfeuer der Mittelartillerie der Kreuzer, schießen, wenden haarscharf, spritzen zurück, jagen wieder nach von — ungebrochen ist der Angriffsgeist der schwarzen Wölfe.

Mit hoher Fahrt flieht Beattys Geschwader nach Norden, den Anschluß an Jellicoes „Grand Fleet" zu finden. In seinem Kielwasser hat es die ganze deutsche Flotte, die nur die eine Sorge kennt: dem Feind könne es gelingen, ihrem Feuerbereich zu entkommen.

*

Sie kämpften wie Helden. Hüben wie drüben. Und sie waren Helden, weil es ihnen gar nicht bewußt wurde, daß ihr Kampf und ihr Sterben ihnen die Brücke zur Ewigkeit sein würden.

Da war der Matrose Hartmann von Admiral Hippers Flaggschiff „Lützow". Sein Platz war im vorderen Artillerie-Leitstand. Verhältnismäßig sicher war er dort, Splitter und harte Brocken prallten wirkungslos von der Panzerdecke ab.

Freiwillig hatte der Matrose Hartmann diese Freistatt hinter den Stahlplatten aufgegeben. Freiwillig lag er während der Schlacht — und sie dauerte für die „Lützow" genau zehn Stunden — auf der Decke seines Standes. Einen Haufen wollener Putzlappen hatte der Matrose Hartmann neben sich, und emsig, ohne einmal rechts oder links auszuweichen, rieb er die Objektive der Richtungsweiser-Sehrohre blank und trocken, die die von den englischen Kurzschüssen immer von neuem emporgeschleuderten Wassermassen trübten.

Festklammern mußte er sich, wenn der Wirbelwind vorbeijagender Geschosse ihn herabzufegen drohte. Die Sprengstücke pfiffen ihm um die Ohren, tonnenweise prasselte das Wasser auf ihn herab. Er bäumte sich auf, wenn das Schiff unter der Wucht eines Treffers sich aufbäumte. Alle seine Kameraden waren in Deckung — er allein war draußen in Tod und Vernichtung. Und er schaute nicht rechts und links und hatte keine andere Sorge, als seine Putzlappen trocken zu halten. Und er wischte und rieb, als wären sie daheim auf Schillig-Reede und nicht im vereinigten Feuer von „Lion" und „Princeß Royal" vor dem Skagerrak — —

*

Da war der englische Turmkommandeur auf Beattys Flaggschiff „Lion". Wir wissen seinen Namen nicht — wir wissen nur, daß auch er ein Held war.

Im dritten Turm des „Lion" führte er das Kommando. Fast eine Stunde schon hatten seine beiden Rohre die „Lützow" nicht mehr losgelassen. In rauschender Fahrt jagen die beiden Flaggschiffe nebeneinander her, jeder Bewegung des Gegners automatisch folgend.

Bis plötzlich die leckende rote Flamme über der sanft gerundeten Kuppel des Turmes steht, bis — es war 17.52 Uhr — die Hälfte der Turmdecke von unsichtbaren Fäusten losgerissen wie ein Fangball hoch in die Luft geschleudert wird und klatschend im aufgewühlten Wasser verschwindet. „Lützows" Artillerieoffizier kann einen Volltreffer in den dritten Turm von „Lion" buchen . . .

Alles ist hin. Zerfetzte Menschen hängen über den geborstenen Rohren. Einer nur lebt. Der Turmkommandeur. Aus dem zertrümmerten Turm hat es ihn herausgerissen. Nun hat er vielleicht noch drei oder auch zehn Minuten zu leben.

Noch zehn Minuten Leben für einen sterben Turmkommandeur.

Er nutzt die letzte Spanne nicht für sich. Sie gilt den Kameraden, den Lebenden..

Nun rafft er sich auf. Auf verbrannten Händen und blutenden, zertrümmerten Füßen schleppt er sich wieder hinein in den rauchenden, qualmenden Panzer, in dem immer noch die Flammen rasen und längst alles, was einst Mensch war, zu verkohlter Asche ausgeglüht haben.

Eine Blutbahn auf dem glitschnassen Deck zeichnet seine Spur. Sie endet im völlig ausgebrannten dritten Turm — —

Dort hat man später den toten Kommandeur gefunden. Über der geschlossenen Luke zu den Munitionskammern lag er. Sterbend hatte er sie mit verlöschender Kraft zugeworfen, damit der Brand nicht hinunterwüten und das Schiff wie „Queen Mary" auseinanderreißen könne. Mit seinem toten Leib wehrte er dem Feuer den Weg.

Wenn der Vizeadmiral Sir David Beatty bis zum Frühjahr 1936 noch leben konnte und erst wenige Wochen vor der zwanzigmaligen Wiederkehr der „Battle of Jutland" mit hohen Ehren zu Grabe getragen wurde, dann verdankte er das Gnadengeschenk einer zwanzigjährigen Verlängerung seines Lebens allein der ruhmlosen Aufopferung des unbekannten Kommandeurs vom dritten Turm seines Flaggschiffs . . .

*

Da war der Bootsmannsmaat Schmidt vom Kleinen Kreuzer „Frauenlob". Ein Torpedotreffer der „Southampton" hatte — es war kurz nach Mitternacht — das Schiff weit nach Backbord übergehen lassen. Das Licht ist erloschen, aus blinden Augenhöhlen starren die Scheinwerfer in die Nacht. Ohne Widerhall verklingen die Maschinenkommandos, die das sinkende Schiff aus dem Feuerbereich reißen sollen. Unten im Maschinenraum kämpfen sie schon den letzten, schwersten Kampf mit dem Wasser, das im breiten Schwall durch den geborstenen Panzer hereinströmt.

Sieben Meter hoch ragt sonst das Deck des Kreuzers über den Wasserspiegel. Jetzt leckt die See über die Aufbauten. Schwer wälzt sich der zerschossene Leib des Schiffes auf die Seite. Vor Sekunden schon — und hier sind Sekunden so lang wie sonst die Stunden —, hat der Kommandant den Befehl erteilt: „Alle Mann aus dem Schiff!"

Über die sich neigende Bordwand sind sie ins Wasser gerutscht, an Flöße geklammert, die Schwimmwesten umgebunden. An Steuerbord, vorn neben dem Kommandostand, hat Fregattenkapitän Hoffmann die Letzten versammelt.

Das letzte Hurra — wie es Brauch ist, wenn ein deutsches Schiff mit wehender Flagge zu Grund geht.

In das heisere, jäh abgehackte Rufen, in diesen dreifachen Aufschrei klingt ein neuer Ton.

Ein kurzes, wütendes Bellen.

Wir feuern noch? „Frauenlob" kann sich noch wehren?

Das vierte Geschütz! Noch ein Schuß, und nun noch einer. Über das schräge Deck läuft das Salzwasser, überflutet den Geschützsockel, leckt dem Bootsmannsmaat Schmidt, der einst der Geschützführer vom 4. Geschütz war und nun der Letzte seiner Bedienung ist, über die Füße, steigt ihm an die Knie, immer höher, immer drängender, brausender . . .

Noch ein Schuß. Noch liegt der Verschluß eine Handbreit über dem Wasser. Schnell, Bootsmannsmaat Schmidt, schnell — schon ist es keine Handbreit mehr, dir steigt die Flut schon über den Gürtel, aber der Verschluß ist noch frei — nur schnell.

Der letzte Schuß der schon kenternden „Frauenlob" löst sich aus dem Rohr. Er trifft nicht mehr, zischt irgendwo in die Luft. Denn nun hat die reißende, zerrende Flut auch den Bootsmannsmaat Schmidt vom 4. Geschütz gepackt und ihn in den gurgelnden Sog des sinkenden Schiffes geschleudert.

Acht von der „Frauenlob" wurden zehn Stunden später von dem holländischen Dampfer „Texel" aufgenommen. Der Bootsmannsmaat Schmidt war nicht dabei.

*

In sechs Marschreihen ist Jellicoes Flotte auf dem Kampfplatz erschienen. Ein unabsehbarer schwimmender Wald aus Gefechtsmasten und Rauchsäulen wälzt sich Scheer entgegen.

Wo aber ist der Deutsche geblieben?

Zahlreiche Kreuzergeschwader, fast alle Zerstörer hat Jellicoe ihm entgegengeschickt. Kein Schiff hat ihm eine brauchbare Meldung über Scheers Aufenthalt geben können. Seine und Beattys Standortberechnungen weichen um zwanzig Kilometer voneinander ab. Fahrt und Kurs des Gegners sind einfach nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Völlig unübersichtlich ist die Lage geworden.

Übergang in die Gefechtslinie, befiehlt Jellicoe. Es ist ein langwieriges Manöver. Schwerfällig und in der raschen Drehung hin und hertaumelnd schwenken die grauen Riesen in die Reihe der nördlichsten, dem Feinde am meisten abgekehrten I. Division ein, an deren Spitze das Linienschiff „King George" liegt. Zur Deckung dieser zeitraubenden Schwenkung — 24 Linienschiffe bilden eine Reihe von mehr als zwanzig Kilometer Länge — drängt sich Beatty mit den Schlachtkreuzern zwischen der deutschen und der englischen Flotte nach Osten, während das V. Schlachtgeschwader der Barham-Klasse sich an das Ende der Linienschiffe anhängt.

Es gerät in das vernichtende Feuer der VI. Linienschiffsdivision Admiral Scheers. „Friedrich der Große" und „Kaiserin" decken das englische Geschwader mit ihren trotz der unsichtigen Luft meisterhaft gezielten Salven so ein, daß „Warspite" völlig zerschossen den Kampfplatz verlassen muß, daß „Warrior" mit schweren Verletzungen aus der Linie ausscheidet und am nächsten Morgen auf dem Rückweg zur Heimat sinkt, daß endlich um 7.20 Uhr das Flaggschiff „Defence" in einer riesigen Explosion in die Luft fliegt.

Jellicoes Schlachtlinie ist geordnet. Zwischen ihr und der Hochseeflotte liegt immer noch der Kleine Kreuzer „Wiesbaden". Völlig zerschossen, wehrlose Zielscheibe ganzer Geschwader. Ohne Unterlaß brechen die Einschläge der schwersten Kaliber ein Stück nach dem anderen aus seinem Panzer. Brennend, sinkend, zerfetzt treibt das kleine Schiff zwischen den Linien. Längst sind die Geschütze verstummt. Tot liegen die Artilleristen hinter den Schutzschilden. Durch klaffende Lecks strömt gurgelnd die See in die Kasematten.

Bis auf zwei Seemeilen kommt das englische Linienschiff „Hercules" an die „Wiesbaden" heran. Von seiner Brücke beobachtet der russische Commodore Schoultz das Schiff. Er ist der klassische Augenzeuge des Unterganges dieses tapferen Kreuzers.

„Ich sehe", so schreibt er, „nur den Rumpf und drei Schornsteine. Es brennt stark, und wie es so unbeweglich daliegt, erinnert es mich an eine lahmgeschossene Ente.

Da kommt Clinton-Baker aus dem Gefechtsstand auf die obere Brücke, gefolgt von dem ältesten Signalmaaten. Er glaubt zu sehen, daß das brennende Schiff vier Schornsteine hat. Ist dies der Fall, dann kann es ebensogut ein englisches Schiff sein . . . Ich glaube wohl, daß es ein feindlicher Kreuzer ist, auch der Signalmeister ist derselben Ansicht. Aber ich sage nichts, denn das Schiff tut mir leid: es ist uns ja in keiner Weise gefährlich!

Ich warte mit meiner Antwort, aber gerade in diesem Augenblick eröffnet der brennende Kreuzer aus einem oder ein paar Geschützen das Feuer! Mit diesen Schüssen besiegelt das Schiff sein Todesurteil. Unser Schiff schießt eine Salve . . ."

Ein einziger wird gerettet, als der Kleine Kreuzer „Wiesbaden" in den Morgenstunden des nächsten Tages — so lange hat er sich im Feuer schwimmend gehalten — mit wehender Flagge kentert und hoch aufgerichtet über den Bug versinkt.

Mit ihm der Matrose Gorch Fock. Erfüllung und Vollendung gab er seiner „Seefahrt ist not".

*

„Wiesbaden" wird gerächt. Jellicoes Linienschiffe liegen im Feuerkampf mit Hippers Schlachtkreuzern. Kaum sind die Engländer in dem Dunst und Qualm, den das Mündungsfeuer vor ihre Kette gelegt hat, noch zu erkennen. Treffer auf Treffer hagelt auf „Lützow", „Derfflinger", „Seydlitz", „v. d. Tann". Tapfer wehren sich die Schiffe.

Für drei Minuten zerreißt ein Windstoß die Dunstwolke. Für drei Minuten hebt sich von der schwarzen Wand aus Rauch und Feuerqualm der graue Leib des Flaggschiffes des III. Schlachtkreuzergeschwaders ab. Und diese drei Minuten genügen dem Artillerieoffizier der selbst schwer mitgenommenen „Lützow", dem „Invincible", dem „Unbesiegbaren", drei Salven in den Leib zu jagen.

Die dritte trifft. Zwischen den mittleren Türmen durchschlägt sie den Panzer. Dort liegen bei englischen Schlachtschiffen die wichtigsten Munitionskammern.

(Fortsetzung folgt.)

Neuland für Karsta

ROMAN VON SIEGFRIED BERGENGRUEN

(Schluß.)

Nur keine Müdigkeit vorschützen!“ denkt Karsta Bojen. „Nur nicht schlapp machen! Das Leben von ein paar hundert Mastgänsen ist an sich vielleicht nicht so viel wert. Auf meine Veranlassung haben sie sich damit einverstanden erklärt, ihre besten Gänse in die Mästerei zu geben, statt sie, wie es sonst immer üblich war, an die Großhändler zu verkaufen! Keinem einzigen von den Koogleuten könnte ich jemals wieder mit gutem Gewissen in die Augen sehen, wenn ich jetzt zuließe, daß die Mastgänse elend versaufen!“

Die Ruder klatschten ins Wasser, hier unten ist nur ziemlich geringer Wellengang, der kommt erst, wenn die ganze Deichmulde vollgelaufen, wenn der Wasserspiegel die gleiche Höhe mit dem Deichkamm gewinnt und die mächtigen Nordseewellen ungestört darüber hinwegdonnern können. Also, eile, eile dich, Karsta, bevor es so weit ist! Denn daß dann alles verloren ist und du als erste, das kannst du dir ja wohl denken . . . . !

Das Boot schießt auf das große Stallgebäude zu, wild lärmt das erregte Geschnatter und Flügelschlagen der Gänse gegen das Holzgitter. Nun legt der Kahn am großen Haupttor an, die Türflügel knarren kreischend auseinander. Karsta zieht das Boot in den Torgang, springt erschauernd in die Flut und beginnt eine Stalltür nach der anderen zu öffnen. Gackernd und schreiend quillt das Volk der Gänse hervor, gewinnt das Tor und beginnt in verzweifelnder Eile auf den Sturmflutdeich, auf das sichere Land zuzuschwimmen. In zehn Minuten werden die meisten von ihnen gerettet sein, denkt Karsta frohlockend. Aber daß auch sie selbst noch an Land kommen muß, daß vergißt sie im Augenblick ganz

Nun ist auch die letzte schwere Mastgans auf den Weg gebracht, mühsam arbeitet sich das schwere Tier hinaus ins Freie und rudert den anderen nach. Karsta ist schon ganz steif vor Kälte und Nässe, sie zittert am ganzen Körper, die Zähne schlagen klappernd aufeinander. Nur einen Augenblick ausruhen, denkt sie und klimmt die Stiege zum Obergeschoß empor, wo die Futtervorräte aufbewahrt werden. Dort ist es noch trocken. Sie wickelt ein paar leere Kleiesäcke um ihre bebenden Knie und hockt sich für eine Minute hin.

So sitzen können, bis jemand kommt und einen in einen warmen, trockenen Mantel hüllt und auf seine Arme nimmt und nach Hause trägt! denkt sie und ein sehnsüchtiges Lächeln flattert über ihr blaßgewordenes Gesicht. Hinrich Peddersen müßte kommen, der wäre der Rechte! Aber Hinrich Peddersen ist fern und kämpft in diesem Augenblick vielleicht einen schweren Kampf um seinen Deich gegen die drohenden, gierigen Wellen!

Sie rafft sich auf, taumelt die Stiege hinab, tappt wieder ins eisige Wasser, kommt an die Tür. Die Flut reicht ihr schon bis über die Hüften, es ist fast dunkel geworden, der Sturm heult und brüllt, als wolle er das ganze Stallgebäude einreißen und zertrümmern. Aber wo ist das Boot? Hier hat sie es stehen lassen, hineingezogen in den windsicheren Schutz des Torganges. Aber das Boot ist fort, die steigende Flut hat es davongetragen. Nun, kleine Karsta, bist du gefangen!

Einen Augenblick ist sie wie gebannt vor Schreck, starr lehnt sie sich an den Türpfosten, während das Wasser gurgelnd und glucksend immer höher steigt. In einer knappen halben Stunde wird es ihr bis an den Hals reichen. Aber nein, nein, nein! Sie will doch noch nicht sterben, will doch noch leben, hat doch noch so viel vor! Gewaltsam schüttelt sie die lähmende Gleichgültigkeit ab, legt die zitternden Hände wie einen Trichter vor den Mund und schreit, schreit, soviel ihre heisere Stimme noch hergibt:

„Friedel!“ schreit sie. „Hilfe! Friedel, das Boot ist fort! . . . Friedel, hol Hilfe!“

Aber es ist kaum anzunehmen, daß Friedel sie hören kann, die Wogen donnern zu wild, dazu orgelt der Sturm zu besessen, dazu mag das Geschnatter der Gänse, die sich jetzt an Land schleppen, ihn zu lärmend umgellen. Der Friedel ist so weit auf seinem sicheren Sturmflutdeich, überhaupt ist alles sehr weit, wo feste Häuser stehen und wärmende Feuer brennen und zufriedene Menschen in der sicheren Hut ihrer traulichen Stuben auf den draußen stürmenden Wind und die rauschende Brandung oder den prasselnden Regen lauschen.

Ein schwerer, keuchender Seufzer ringt sich aus Karstas blassem, zuckendem Mund, ihre Hände tasten sich schon fast ohne Gefühl die Holzgitterwände entlang bis zur Stiege, zum zweitenmal zieht sie sich empor, gelangt in das Obergeschoß und bricht entkräftet auf den Kleiesäcken zusammen. Nun mag kommen, was will. Sie selbst kann sich weder helfen noch retten . . .

Etwa zu der gleichen Zeit schrillt in der Vogtei Friedrichskoog-Spitze das Telephon. Heinz Benrath ist gerade für einen Augenblick in der Stube, als das harte, heftige Klingeln ertönt. Unwillig nimmt er den Hörer und hebt ihn zum Ohr.

„Ja, Frau Bruhn, was ist denn geschehen? — Die Karsta Bojen allein im Gänsekoog?! — Das ist ja nicht möglich, das wäre ja Selbstmord und Wahnsinn! — Der Friedel hat es selbst mit angesehen?! — Und das Boot ist abgetrieben?! — Das ist ja furchtbar. Ich werde alles sogleich Herrn Peddersen melden ..!"

Hinrich Peddersen steht breitbeinig auf der Nordecke des Sturmflutdeichs, das nasse Ölzeug knattert ihm um die Beine, der Südwester ist tief in die Stirn gerückt.

„Ich glaub', die Hauptgefahr ist vorüber, Jungens!" lacht er und reibt sich die erstarrten Hände. „Der Wind dreht immer mehr nach Norden. Dann ist das hier oben nicht mehr ..."

Mitten hinein in seine freudige Feststellung schreit die erregte Stimme Heinz Benraths:

„Herr Peddersen! Die Karsta ...!"

Der Vogt fährt herum.

„Was ist mit der Karsta, Benrath?"

Heinz Benrath erzählt mit fliegenden Worten.

Einen Augenblick steht der Vogt starr wie ein eingegrabener Pfahl. Dann zuckt es in seinem Gesicht auf.

„Sie übernehmen hier das Kommando, Benrath. Die Hauptgefahr ist vorüber. Lassen Sie die Hälfte der Koogmänner für ein paar Stunden nach Hause gehen. Ich nehme das Motorrad. Vielleicht komme ich noch nicht zu spät ...!"

Dann donnert das Motorrad über den Deich. Regen peitscht dem Vogt ins Gesicht und Sturm. Aber er achtet nicht darauf. Mit zusammengebissenen Zähnen jagt er vorwärts, die Fäuste umkrampfen die Steuergriffe, die Knie pressen sich ehern an die bebenden Flanken des Stahlrosses, der Scheinwerfer zerfetzt mit seinem grellen Lichtkegel die Regenschleier und die Hupe bellt wie von Sinnen, um die Deichwachen zu warnen. Die Maschine stampft und klopft und dröhnt. Hier fährt einer mit dem Tode um die Wette!

„Kleine, liebe Karsta!" stöhnt Vogt Peddersen.

*

Karsta erwacht, sie liegt in einem fremden Bett mit seltsam rotkarierten Überzügen, in einer sehr niedrigen, sehr warmen Stube, deren gekalkte Wände mit billigen Drucken und aus Zeitschriften ausgeschnittenen Bildern eng behängt sind. In einer Ecke, auf einem wohl eigens zu diesem Zweck angenagelten Brett, steht eine fast heruntergebrannte Petroleumlampe und spendet gedämpftes, einschläferndes Licht.

Karsta richtet sich auf und starrt um sich. Aber da, da sitzt ja jemand in einem altmodischen, hochlehnigen Lehnstuhl, ein großer, kräftiger Mann in schweren Wasserstiefeln und einer Lederjacke. Und am Ofen sind allerlei Kleidungsstücke zum Trocknen aufgehängt. Jetzt sieht sie auch, daß das ihre Sachen sind: ihr Lodenmantel, ihr Kleid, ihre Strümpfe und das Baskenmützchen.

Der Mann schläft, seine Atemzüge gehen ruhig, er muß sehr müde sein. Sie kann sein Gesicht noch nicht erkennen, es liegt im Schatten eines bäuerlichen Schrankes, dessen Türen mit bunten Schiffsbildern bemalt sind.

„Wo bin ich?" denkt Karsta. „Wo bin ich denn? Und wer ist dieser schlafende Mann?"

Da macht der Mann eine jähe Bewegung, er muß ihren forschenden Blick gefühlt haben und sieht sie an. Und als er merkt, daß sie wach ist, springt er auf und kommt eilig an ihr Bett.

„Hinrich Peddersen!" ruft sie leise. „Hinrich Peddersen?!"

Er antwortet nicht, er kniet nur an ihrem Bett nieder, und er nimmt ihre Hände und bedeckt sie mit Küssen und hält sie unter vielen Küssen, als wollte er sie nie wieder loslassen.

Dann sagt er mit einer dunklen, ganz fremden Stimme, die sie noch nie von ihm gehört hat:

„Karsta! Liebe, kleine Karsta! Ich bin ja so glücklich, daß du gerettet bist. — Ich hab' dich nämlich lieb ...!"

So also ist das! denkt Karsta und läßt sich in die bunten Kissen zurückfallen. Ganz schwach wird ihr plötzlich wieder vor lauter Freude und ganz schwindlig vor lauter Glück. So also ist das! Der Hinrich Peddersen liebt dich. Und er kniet neben dir wie ein kleiner, dummer Junge und küßt deine Hände, als wollte er dich nie loslassen. Und alle Strenge und alle Härte ist von ihm abgefallen, als wäre das alles nur eine fremde, rein äußerliche Hülle gewesen! Und ich liebe ihn auch! Gerade weil ich jetzt weiß, daß er nicht nur der große Landmacher Hinrich Peddersen ist, sondern auch wie ein verliebter großer Junge sein kann, den es glücklich macht, seinem Mädel die Hände zu küssen ...

Da nimmt sie seinen Kopf, ganz zart nimmt sie ihn und fast mütterlich, und hebt ihn empor und zieht ihn zu sich, bis ihre Lippen aufeinander brennen.

Es ist ein weiter Weg gewesen bis zu dieser Stunde, und ich mußte erst fast ertrinken, denkt Karsta Bojen. Nun aber wird alles gut, ganz gut!

Später steht Hinrich Peddersen auf, wie ein großer, starker Baum steht er neben dem niedrigen Bett und sein Gesicht ist überglänzt von einer inneren, leuchtenden Freude, und er reckt die Arme weit, als wollte er etwas Unsichtbares fassen und halten.

„Und jetzt soll uns nichts mehr auseinanderbringen auf der weiten Welt, Karsta Bojen!"

Karsta liegt da, und ein Lächeln leuchtet auf in ihrem schönen, blassen Gesicht; dann sagt sie versonnen:

„Hinrich Peddersen, ich glaub' ich liebe dich so sehr, weil du in der ganzen Not und Härte deines schweren Berufs den Sinn für jene Dinge nicht verloren hast, die jenseits des kleinen Heute liegen und in die Ferne führen ..!"

Ja, und dann muß Hinrich Peddersen erzählen.

Erzählen, wie er am Deich angelangt ist und wie dort schon alle Frauen vom Adolf-Hitler-Koog und auch viele Leute aus Friedrichskoog versammelt waren und aufgeregt und ängstlich durcheinanderschrien, daß man Karsta Bojen zu Hilfe kommen müßte. Und mitten unter ihnen stand Christine Bruhn, und die blanken Tränen liefen ihr über das Gesicht.

Aber Hinrich Peddersen sah, daß das Rettungswerk von hier aus unmöglich in Angriff genommen werden könne. Das kleine Deichboot, mit dem Karsta durch den Sommerkoog gerudert war, hatten die Sturmflutwogen weiß Gott wohin verschlagen, und ein anderes stand nicht zur Verfügung.

Da fuhr der Vogt auf dem Motorrad hinüber zu den Krabbenfischern von Westerstrand und erzählte ihnen, was geschehen sei. Sie sahen sich an und kratzten sich die Köpfe.

„Ein schweres Fahren, Herr Peddersen, bei dem Sturm!"

Bis schließlich der alte, griesgrämige Gronkamp von dem Krabbenbottich aufstand, auf dem er die ganze Zeit stumm und unbeweglich gesessen hatte, und sagte:

„Kommen Sie, Vogt. Ich bin ein alter Kerl, an mir ist nicht viel verloren. Wollen 'mal mit meinem kleinen Boot versuchen, von der Seeseite in den Sommerkoog einzufahren. Denn bis wir das Boot über Land ziehen, ist es lange zu spät!"

So waren sie denn beide losgefahren, eine Höllenfahrt war es gewesen, das konnte Gott bezeugen! Keinen Pfifferling hätte auch nur ein Mensch am Strande für ihr armseliges bißchen Leben gegeben! Auf dem Sturmflutdeich hatten die Leute ein großes Feuer angezündet, das wies ihnen den Weg nach dem völlig überfluteten Sommerkoog und dem Stallgebäude.

Das Wasser war schon in das Dachgeschoß eingedrungen, Getreide schwamm umher. In einer Ecke zwischen prallgefüllten und leeren Säcken kauerte Karsta, ohnmächtig vor Nässe, Kälte und Schwäche, das bleiche Gesicht an einen Dachbalken gepreßt. Durch die Giebelluke waren sie eingestiegen, hatten Karsta herausgehoben und in das Boot gelegt, dann waren sie zurückgefahren, und es war wie ein Wunder, daß sie trotz des wahnwitzigen Seeganges wieder das Land erreichten.

Und da keine Zeit zu verlieren war mit dem Transport zum Bojenhaus, so hatten sie sie einfach hier in das Häuschen des alten Gronkamp getragen, und nun lag sie in seinem Bett und sollte unter der Wärme der rotkarierten Pfühle sich erholen von der durchdringenden Kälte der Nordseefluten.

Eine geraume Weile lag Karsta still, als sie dies alles gehört hatte.

Der alte Gronkamp also hatte sein Boot gegeben und war selbst mit hinausgefahren, um sie zu retten! Gerade der griesgrämigste und unzulänglichste von allen Krabbenfischern, ein Mann, dem bis auf Maria und Benrath so ziemlich alle Leute im Koog nach Möglichkeit aus dem Wege gingen. Nein, man durfte nicht nach der äußeren Schale auf den wahren Kern eines Menschen schließen . . .!

„Und was ist mit Friedrichsen?" fragte sie plötzlich.

Der Vogt wandte sich ab und ging ans Fenster. Lange blickte er hinaus in die Dunkelheit, die sich im Osten mit den ersten schwachen Strahlen des grauenden Morgens zu mischen begann.

„Friedrichsen ist tot!" sagte er dann fast hart. „Er hat sich das Leben genommen!"

„Er war also doch der Mörder von Peter Bruhn?"

„Er war es nicht, Karsta Es war überhaupt alles ganz anders. Als sie ihm die Quittung zeigten, die du gestern gefunden hattest, brach er zusammen und erklärte sich bereit, alles zu erzählen!"

Der Vogt ging einige Male im Zimmer auf und ab, bevor er weitersprach.

„Die Polizei hatte richtig kombiniert, als sie behauptete, daß Peter Bruhn in jener Nacht, nachdem er mit uns draußen in Friedrichskoog-Spitze gezecht hatte, noch bei Friedrichsen in der Fabrik gewesen sei. Er sah Licht im Bürofenster und beschloß, seinen Freund, den Fabrikanten, um eine Geldsumme zu bitten, die er in den nächsten Tagen zur Bezahlung irgendwelcher Verbindlichkeiten dringend brauchte. Friedrichsen erklärte sich bereit, das Geld zu geben, und holte eine Kruke Steinhäger aus dem Keller, um die Angelegenheit wie üblich bei einem starken Tropfen zu besprechen. Nun, und dabei muß der arme Bruhn, der ja schließlich schon einige Grogs zu sich genommen hatte, doch etwas über den Durst getrunken haben, denn als er nachher nach Hause gehen wollte, stürzte er die steile Bürotreppe hinunter und verletzte sich so unglücklich, daß er tot liegen blieb . . ."

Karsta richtete sich auf.

„Ja, aber warum hat Friedrichsen das denn verschwiegen?! Er konnte doch nichts dafür . . .!"

„Daran, daß er die Sache verheimlicht hat, war wohl hauptsächlich die alte Miela Splieth schuld.

Friedrichsen hatte sie an jenem Abend zu sich bestellt, da er mit ihr wegen irgendeines Kräuterrezeptes in Verbindung stand. Und sie kam unglücklicherweise gerade dazu, als sich Friedrichsen um den blutüberströmten Bruhn bemühte. Und da sagte sie hämisch: ‚Na, Herr Friedrichsen, da haben Sie ja was Schönes angerichtet!'

Entsetzt fuhr er herum:

‚Ich, Frau Splieth, ich? Der Mann war betrunken und ist von selbst die Treppe hinuntergefallen!'

Sie aber lachte gellend auf.

‚Das glaubt Ihnen kein Mensch, Friedrichsen, und besonders kein Staatsanwalt! Jedes Kind im Koog weiß, daß Sie immer der Christine nachgestellt haben und daß ihre Heirat mit Peter Bruhn Ihnen sehr gegen den Strich ging. Na, und da werden sich die Leute schon einen Vers machen, wenn sie plötzlich hören, der Peter Bruhn sei ausgerechnet bei Ihnen und mitten in dunkler Nacht so unglücklich die Treppe hinuntergefallen, daß er gleich tot war! Und schließlich wollen Sie jetzt doch auch die Christine wieder für sich gewinnen. Und da könnte Ihnen das Märchen vom Absturz ihres Mannes am allerwenigsten nützen . . .!'

Christine?! Friedrichsen hatte sich wirklich von der alten Hexe beeinflussen lassen und die Leiche mit ihr gemeinsam hinter dem Fabrikschuppen am breiten Priel verscharrt. Geld hatte er ihr auch noch gegeben, damit sie den Mund halten sollte. Das Geld aber, das er dem Toten natürlich wieder abnahm, hatte er später der Christine Bruhn geliehen.

Miela Splieth war gleich, nachdem Sootje damals von ihr gegangen war, heimlich zu Friedrichsen geschlichen und hatte ihm erzählt, daß die Polizei der Sache auf der Spur sei und sie vermutlich noch weiter verhören werde. Da behielt er sie bei sich in der Fabrik und verbarg sie in einer Bodenkammer, wo die Polizei sie jetzt — nach seinem Geständnis — auch fand."

Soweit hatte Peddersen von den Zusammenhängen erzählt, da fragte Karsta:

„Ich verstehe nur das eine nicht, Hinrich, warum er sich jetzt, da doch seine Unschuld erwiesen ist, das Leben genommen hat! Er hätte doch glücklich sein müssen, daß jetzt alles klar ist."

Hinrich Peddersen blickte einen Augenblick nachdenklich vor sich hin. Dann sagte er leise:

„Ich kann verstehen, daß er es getan hat. Wenn er auch wirklich kein Mörder war, so ist er nach dieser Sache in unserer Gegend dennoch für immer unmöglich. Und sein ganzes Bestreben ging doch nur darauf hinaus, Christine Bruhn zu gewinnen. Diese Hoffnung ist jetzt für ihn endgültig zusammengebrochen. Damit ist für ihn alles zwecklos und unsinnig geworden, was er in letzter Zeit angefangen und unternommen hat. Und daß er Christine Bruhn wirklich liebte, wenn diese Liebe auch manchmal aus Eifersucht und Mißgunst in leidenschaftlichen Haß umschlug, das hat er noch im Tode bewiesen . . ."

„Hat er etwas für sie hinterlassen."

„Ja. Als die Beamten von der Fabrik heimkehrten, wo sie seine Aussagen überprüft und die alte Splieth festgenommen hatten, fanden sie ihn tot in der kleinen Zelle der Landjägerei vor. Auf dem Tisch lag ein mit Bleistift geschriebener Zettel, mit dem er Christine um Verzeihung bittet und auf die Rückzahlung des Darlehens verzichtet. So hat er wenigstens im Tode vieles gutzumachen versucht, was er ihr im Leben Böses angetan hatte, ohne sein Ziel zu erreichen . . ."

Es wurde sehr still in dem kleinen Zimmer. Hinrich Pebbersen saß bei seiner Kärsta am Bett und hielt ihre Hand.

Im Osten tauchte aus den Dunstschwaden der feuchten Marschen die Sonne empor und zerstrahlte sieghaft die schweren Nebel, die über der unendliche Ebene der Acker brannte. Der Sturm hatte nachgelassen. Nur vereinzelte Böen rissen noch an den entlaubten Bäumen. Im Hafen, wo die Krabbenfischer ihre Boote zu neuer Ausfahrt instand setzten, erklang das Lied, das Heinz Benrath für Maria geschrieben und zu dem der Dorfschullehrer von Friedrichskoog die Melodie komponiert hatte:

Wir sind die Fischer von Westerstrand,
Wir lieben die See und hassen das Land.
Und uns're Heimat ist unser Boot
Von Morgenrot zu Morgenrot!
Stoßt ab, Kameraden, ahoi . . .

Die Welt bewundert deutsches Handwerk

(Schluß von Seite 887)

Es ist schon gesagt worden, daß nur bestimmte Handwerkserzeugnisse ausfuhrfähig sind. Dazu gehören neben vielen Gegenständen des täglichen Bedarfs auch Sonderleistungen, die in Werkstätten entstehen, deren Meister mit Recht als Künstler oder Wissenschaftler anerkannt sind. Das ist ja der große und berechtigte Stolz des deutschen Handwerks, daß es in seinen Reihen Männer zählt, deren Namen mit den Spitzenleistungen handwerklichen Könnens in der Welt verknüpft sind, die aber niemals vergessen, daß ihr Forschen und Wissen nur dann zur vollen Auswirkung kommen kann, wenn sie die handwerkliche Grundlage aufrecht erhalten.

Um nur einige Beispiele zu nennen, so denken wir an Buchbindermeister Dr. h. c. Hugo Ibscher in Berlin, der nicht nur in seinem Buchbinderhandwerk selbst ein Führender wurde, dessen Konservierungsarbeiten sich zu einer einzigartigen Kunst entwickelten, die der Welt alte vergilbte und zerfallene Schriftdenkmäler erhielt. Seine Arbeiten als Papyrus-Konservator schufen deutscher Gründlichkeit neuen Weltruhm. Gelang es ihm doch u. a., die berühmte Timotheus-Handschrift „Die Perser", die älteste bisher bekannt gewordene griechische Papyrusrolle, nach 10jähriger mühevoller Arbeit wieder lesbar zusammenzustellen.

Auch der Berliner Bandagist Georg Haertel nimmt eine Sonderstellung ein. In der langjährigen Zusammenarbeit mit Professor Sauerbruch und anderen bedeutenden Chirurgen fand er zu jenem Narkose-Apparat hin, der es heute ermöglicht, die größten Operationen an der Lunge, am Herzen und an der Speiseröhre zur Durchführung zu bringen, wobei zugleich durch den Apparat die Gefahr des Erstickens für den Patienten so gut wie ausgeschlossen ist. Dieser Apparat stellt somit ebenfalls eine Sonderleistung handwerklicher Arbeit dar. Er dient durch die Wissenschaft der Menschheit.

Es ließe sich noch eine Reihe Handwerksleistungen nennen, die den Rahmen des Allgemeinen schon lange gesprengt haben. Das deutsche Volk ist mit dem Handwerk stolz, solche Könner sein eigen zu nennen. Sie wirken anspornend und fördernd für die deutsche Jugend, insbesondere für den Handwerkernachwuchs. Es ist daher nur zu wünschen, daß das Ansehen des deutschen Handwerks über den Weg der Ausfuhr auch im Auslande wieder zu seiner alten Höhe findet, um in immer weiterem Maße durch die Mitarbeit an der Ausfuhr Dienerin am deutschen Volksganzen sein zu können.

SCHADE

Der braunschweigische Komiker Oskar Fischer war nicht nur wegen seiner glänzenden schauspielerischen Leistungen, sondern auch wegen seines schlagfertigen Humors bekannt und beliebt. Nur der Kritiker einer Zeitung, namens Schade, fand keinen Gefallen an den mitunter recht urwüchsigen Scherzen Fischers und urteilte oft abfällig darüber.

Eines Abends hatte Fischer bei der Erstaufführung eines Schwankes wieder einmal einen Riesenerfolg. Das Publikum rief ihn so oft vor den Vorhang, daß Fischer schließlich eine Ansprache hielt und sich für den Beifall bedankte. „Ich bedaure nur", so schloß er, „daß es unter Ihnen einen gibt, vor dem meine Leistungen keine Gnade finden, und das ist schade."

Der Kritiker Schade fühlte sich mit Recht getroffen und beschwerte sich beim Intendanten. Fischer wurde denn auch bedeutet, er möge etwas vorsichtiger mit seinen Anspielungen sein.

Am Schluß der nächsten Aufführung des Schwankes klatschte das Publikum wiederum wie besessen, in der angenehmen Hoffnung, daß Fischer einen neuen Scherz bringen würde. Fischer blieb denn auch auf der Bühne stehen, und es trat eine erwartungsvolle Stille ein. Allein Fischer schüttelte nur stumm den Kopf und legte bedeutungsvoll den Zeigefinger an den Mund. Dann drehte er sich um und ging langsam ab. Auf seinem Rücken aber sahen die entzückten Zuschauer ein Schild mit der Aufschrift: „Durch Schaden wird man klug!"

Schade schäumte vor Wut, eilte zum Intendanten und legte nachdrücklich Verwahrung gegen die Verulkung ein. Er verlangte nicht nur, daß Fischer seine Anspielungen unterließe, sondern auch, daß er in aller Form um Entschuldigung bitte. Der Intendant versprach, sein Möglichstes zu tun, um Fischer dazu zu bewegen, und es wurde verabredet, daß der Sünder sich am folgenden Sonntag um 11 Uhr in der Redaktion einfinden sollte, um seine Entschuldigung vorzubringen.

Schade begab sich mit einigen Freunden, die an seinem Triumph teilnehmen sollten, am nächsten Sonntag gegen 11 Uhr zur Redaktion seiner Zeitung und wartete. Als es eben 11 Uhr schlug, hörte man Schritte, es klopfte, die Tür öffnete sich, und Fischer steckte den Kopf herein. „Ist vielleicht Herr Müller hier?" fragte er ruhig. Allgemeines Erstaunen und Kopfschütteln war die Antwort.

„Schade, — entschuldigen Sie!"

Fischers Kopf verschwand, und die Tür schloß sich wieder . . . Dr. C. B.

RUDOLF VON ELMAYER-VESTENBRUGG:

Staatenbildung und … im Tier- und …

Die Frage nach der Entstehung und dem Wesen der den Tieren und Menschen eigenen Staatsgebilde und Lebensgemeinschaften hat durch Jahrtausende die Denker bewegt. Schon bei den Griechen war die gefühlsmäßige Anschauung ausgebildet, daß der Mensch gleichzeitig Einzelperson und Glied der Gesamtheit sei und der Staat daher sozusagen einen Menschen im großen darstelle, welcher Organ des Volksgeistes zur machtvollen Durchsetzung des allgemeinen Willens sein müsse. Folgerichtig erblickte Platon im Staat einen natürlichen Organismus, der als sittliche Anstalt den ganzen Menschen erfasse und ihm nach seinen Fähigkeiten die Aufgaben zuteile.

Auch bei Tieren trifft man bestimmte Gemeinschaften, so zum Beispiel, wenn die Nachkommen eines oder mehrerer Elternpaare längere Zeit zusammenbleiben, wie es verschiedene Schmetterlinge und auch Blattläuse, Feuerwanzen und Fliegenlarven zu tun pflegen. Eintagsfliegen und Mücken bilden zur Fortpflanzungszeit bestimmte Schwarmgesellschaften, Schmetterlinge, Libellen, Heuschrecken, Fische, Lemminge wiederum Wandergesellschaften. Inniger wird der Zusammenhang zwischen Tieren aber erst dann, wenn das Gemeinschaftsleben auf Grund bestimmter sozialer Instinkte längere Zeit andauert und dann unter anderem auch zu Familien- und Herdenbildungen zahlreicher Wirbeltiere führt. Die höchste Entwicklungsstufe der Tiergesellschaften haben die nur den Insekten eigenen Tierstaaten der Ameisen, Termiten und sozialen Bienen erreicht, deren einzelne Individuen durch ihre Arbeitsleistungen in verschiedene Ränge gegliedert sind. Allen Tierstaaten gemeinsam ist die hochentwickelte Brutpflege, die geregelte Arbeit und die Bedeutungslosigkeit des Einzelwesens im Hinblick auf die Gesamtheit

Wilhelm Bölsche meinte einmal, die beiden schwersten Geschichtsprobleme wären der Mensch und — die Biene, und tatsächlich schien es lange Zeit, als ob unsere Weisheit an beiden scheitern würde. Aber wenn auch die Anfänge der menschlichen Gesellschafts- und Staatenbildung immer noch im Dunkel liegen, sind wir infolge der grundlegenden Arbeiten zweier deutscher Forscher heute doch schon in der Lage, das Werden eines der wundersamsten Naturrätsel, nämlich des Bienenstaates, im Verlaufe seiner ganzen Vergangenheit zu durchschauen, also Zeiträume von mehreren Millionen Jahren — von der Kreidezeit bis zum Aufstieg menschlicher Kultur — zu überblicken.

Der Insektenforscher Hermann Müller fand in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Schlüssel für das geschichtliche Werden des Bienenstaates, und der geniale Zoologe Hugo von Buttel-Reepen konnte dann in seinem berühmten Werk über das „Leben und Werden der Bienen" den Entwicklungsgang dieser wunderbaren Tiergemeinschaft in allen Einzelheiten klarlegen.

Das Geschlecht der Bienen weist heute noch eine einsam lebende Art, die Mauerbiene, auf, die an Sandhängen eine kleine flaschenförmige Höhle nach abwärts baut und auf deren Boden einen Futterbrei aus Blütenstaub und Honig bettet. Wenn sie dann ihr Ei gelegt und die Wiegenflasche oben durch eingefüllte Erdkörner sorgsam verschlossen hat, kümmert sie sich nicht mehr weiter um ihr Kind. Die später auskriechende Larve hat an dem Futterbrei so lange Nahrung, bis sie sich zur Puppe verspinnt, die dann bis zum Tage ihrer Verwandlung in eine Biene kein weiteres Futter braucht.

Andere Arten der Einsiedler-Biene legen manchmal in einen ausgehöhlten Brombeerstengel ganze Reihen solcher Wiegenzellen, wobei sie die einzelnen Abteilungen durch kleine Markstückchen kunstvoll abtrennen, — oder sie graben sich im Sande einen Hauptstollen, von dem aus zahlreiche Seitenstollen strahlenförmig ausgehen. In jedes dieser Einzelgemächer kommt dann der Futterbrei und je ein Ei, was also schon einen kleinen Fortschritt gegenüber der immer nur ein einziges Ei legenden Einsiedlerbiene bedeutet. Oft werden auch mehrere tausend solcher Bienen durch die Gunst eines Platzes veranlaßt, sich ihre Einzelzellen in großer Menge eng nebeneinander zu bauen, wobei aber jede Biene streng gesondert für sich baut und sammelt. Wenn da auch von den noch so verzweigten Brutzellen der einzelnen Bienen keinerlei Verbindungsgänge zu den anderen führen, so zeigt sich in diesem nachbarlichen Nebeneinanderleben doch schon eine erstmalige Sozialhandlung: bedroht nämlich ein Feind ihren gemeinsamen Siedlungsort, so vereinigen sie sich zur gemeinsamen Abwehr, selbst in dem Falle, als sich der Angriff ursprünglich nur gegen eine einzige dieser Einsiedler gerichtet hatte. Auch kommt es vor, daß im Notfalle solche Einzelbienen an einem günstigen Platz in Massen gemeinsam überwintern. Dabei sondern sie sich aber merkwürdigerweise, ähnlich wie die Fledermäuse, streng nach Geschlechtern, so daß sie also dann entweder rein männliche oder rein weibliche Schlafgenossenschaften bilden. Von diesem winterlichen Gemeinschaftsschlaf führt die Entwicklung im Laufe der Jahrtausende weiter aufwärts zur gemeinschaftlichen Sommerarbeit. Verschiedene Arten der Einsiedlerbiene bauen ihre Einzelwirtschaften von einem gemeinsamen Stollen aus und ersparen dadurch nicht nur Zeit und Arbeit, sondern sind wegen dieses einzigen Ein- und Ausganges auch in der Lage, ihre Heimstätten leichter zu verteidigen.

Der erste große Schritt zum Familienstaate ist dann, wie Wilhelm Bölsche in seiner „Geschichtsphilosophie des Bienenstaates" eingehend nachweist, bei einer Halictus-Art der Einsiedlerbienen festzustellen, welche gleich eine ganze Menge ihrer Brutzellen wabenartig aneinanderfügen. Dabei kommt es vor, daß die Mutter noch mit dem Ausbau der letzten Zellen beschäftigt ist, wenn aus den ersten, schon längst mit Futter und Ei belegten Zellen bereits die Larven auskriechen. Hier kommt also die Mutter zum ersten Male in nähere Beziehungen zu ihren heranwachsenden Kindern und wehrt von ihnen nötigen-

Lebensgemeinschaften Menschenleben

falls gelegentliche Feinde ab. Dieser neuerwachte Instinkt wird allmählich zur Gewohnheit, so daß sie auch nach Fertigstellung aller Zellen als reine Wärterin auf der Wabe sitzen bleibt, nach dem Auskriechen der Larven die Behälter der Reihe nach öffnet und die Nachkommenschaft durch ausreichendes Nachfüttern zur besseren Entwicklung bringt.

Zum Verständnis des weiteren Schrittes zum eigentlichen Bienenstaate muß die sogenannte Parthenogenesis oder Jungfernzeugung als Fortpflanzungsmöglichkeit der Insekten besonders berücksichtigt werden. Diese vermögen nämlich als Weibchen auch ohne Männchen Nachkommenschaft zu bekommen, und August Weismann konnte in seinen „Vorträgen über Deszendenztheorie" überzeugend nachweisen, daß aus unbefruchteten Eiern stets Männchen, das sind die Drohnen — aus befruchteten Eiern aber stets Weibchen entstehen.

Bei der zunächst in Betracht kommenden Stufe, welche als entscheidende zum wirklichen „Staate" führt, erscheint die Hummel als noch lebendes Beispiel der bisher fortschreitenden Entwicklung. Jedes Hummelnest führt uns im Frühling und Sommer immer wieder das Entstehen des „Ur-Staates" vor Augen. Gleich der Einsiedlerbiene sucht sich auch das Hummelweibchen nach der Überwinterung einen geeigneten Platz, wo sie mehrere Eier zugleich in ein und dieselbe Wachszelle verpackt und diese nachher mit einem Wachsdeckel verschließt. Dann baut sie ihre Zellen weiter, eine nach der anderen, wobei sie aber von Zeit zu Zeit immer wieder zu den erstgebauten Zellen zurückkehrt, um sie zu öffnen und die inzwischen ausgekrochenen Larven nachzufüttern. Bei der Häufung von Arbeiten, die ihr beim Futtersammeln, Wachserzeugen, Bauen, Ausbessern und Füttern erwachsen, erhält sie eines Tages willkommene Hilfe: während sie nämlich an der einen Nestseite noch mit dem Weiterbau beschäftigt ist, kriechen auf der anderen die ersten jungen Hummeln aus ihren Zellen heraus. Da die Hummelmutter anfangs lauter befruchtete Eier gelegt hatte, besteht ihre Erstlingsgeneration aus lauter Weibchen, welche seltsamerweise nicht ausschwärmen, sondern der vielbeschäftigten Mutter bei der Wartung ihrer noch unentwickelten Geschwister hilfreich beistehen. Bei diesen infolge unvollkommener Ernährung etwas verkümmerten Weibchen erwacht also der Mutterinstinkt schon vor dem Geschlechtstrieb. In dem Gemeinschaftsleben von Mutterhummel, kinderpflegenden Kümmerschwestern und doppelt gepflegten und daher vollkommen entwickelten jüngeren Geschwistern ist bereits der „Ur-Typus" des wundervollen Bienenstaates zu erkennen; aber auch das Entstehen der „Arbeiterin" ist hier zum ersten Male zu beobachten. Die Kümmerweibchen verzichten nämlich zwar auf jedes Liebesleben, nicht aber auf das Eierlegen: sie legen unbefruchtete Eier ins Nest, aus denen folgerichtig nur Männchen entstehen. Da aber auch die Mutter zur selben Zeit immer wieder weitere Eier legt, so wächst in einem einzigen Sommer ein ganzes „Volk" heran, das sich nicht, wie bei den früheren Entwicklungsstufen, auflöst, sondern wegen des ständigen Verweilens und Mitarbeitens der Kümmerweibchen ein festes soziales Gefüge erhält. Schließlich braucht sich die Mutter gar nicht mehr um die Nahrungssuche zu kümmern und kann sich ausschließlich dem Eierlegen widmen. Die Eier wiederum brauchen keine Futtervorräte mehr, weil die auskriechenden Larven von den zahlreichen Wärterinnen liebevoll gefüttert werden. So entwickelt sich eine Mustergeneration bestgefütterter Männchen und Weibchen, die sich dann bei Sommersende zerstreuen, Hochzeit feiern und jene befruchteten kräftigen Weibchen liefern, die nach der Überwinterung im nächsten Frühjahr, jede für sich, den Hummel-Urstaat wieder begründen.

Es ist dies also noch kein Dauerstaat, denn jede Neubildung muß immer wieder von der einzelnen Mutter ausgehen. Trotzdem bildet der Hummelstaat die letzte Entwicklungsstufe vor Erreichung der höchststehenden Tiergemeinschaft, des Dauerstaates der Bienen; ähnlich wie dieser zeigt auch schon das sommerliche Gemeinschaftsleben der Hummeln neben der Brutpflege noch alle möglichen sonstigen sozialen Regungen, für die als besonders merkwürdiges Beispiel der sogenannte „Hummel-Trompeter" gelten kann.

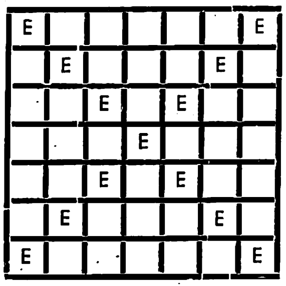
Goedard berichtete schon im Jahre 1685 von der seltsamen Beobachtung, daß regelmäßig zwischen halb vier und vier Uhr morgens eine besonders stark geratene Hummel auf das Dach ihres Erdnestes steige und aus Leibeskräften mit den Flügeln zu schlagen beginne. Diese Übung, bei der ein für Hummelbegriffe immerhin ganz gewaltiges Getöse erzeugt wird, dauert manchmal eine halbe, manchmal eine volle Stunde an und hat der Frühaufsteherin den Namen „Hummel-Trompeter" eingebracht. Wenn sie nämlich mit ihrem Gesumme beginnt, ist meist der übrige Stock noch still und untätig, beim Schluß des Frühkonzerts aber gewöhnlich ganz munter. In Anbetracht der inzwischen festgestellten starken sozialen Regungen im Hummelstaate vermutete man lange Zeit, daß der „Trompeter" gerade mit dieser Wecktätigkeit eine ganz besondere Art von Leistung zum Nutzen der Gemeinschaft vollbringe, bis einmal ein Forscher bemerkte, daß die ganze Hummelkolonie schon völlig wach war und der „Trompeter" trotzdem immer noch seinen Weckruf unermüdlich fortsetzte. Hugo von Buttel-Reepen wies zur Erklärung dieses Umstandes auf das dringende Bedürfnis der Honigbienen nach gründlicher Lüftung ihres Baues hin, denn die Bienen beseitigen dadurch nicht nur die allzu große Hitze und die ungesunden Gerüche aus ihren Wohnstätten, sondern beschleunigen auch gleichzeitig wegen des rascheren Abzugs der Feuchtigkeit die Kondensierung des aufgestapelten Honigs. Nach den Beobachtungen Buttel-Reepens stellen sich die Bienen, um eine möglichst wirksame „Ventilation" zu erreichen, reihenweise am Flugloch auf und werfen einander einen kräftigen Luftstrom zu. Entfernt man auch nur eine Biene aus der Reihe dieser lebenden Ventilatoren, so merken die Bienen alsbald, daß ein Zwischenraum zu groß geworden sei und die Luftwelle daher nicht mehr richtig aufgefangen werden könne, und sofort schließen sie sich dann wieder in der richtigen Entfernung aneinander. Es ist klar, daß durch die vielfache kräftige Flügelbewegung ein ganz eigenartiges Summen vernehmbar wird, das den genannten Forscher auch zur richtigen Erklärung des „Hummel-Trompeters" leitete. Im Hummelnest, das bekanntlich als Ganzes wie ein Klumpen im Erdboden steckt, entsteht über Nacht eine besonders schlechte Luft, welche der „Hummel-Trompeter", ein ausgesucht starkes Exemplar, durch Erzeugen eines Entlüftungsstromes beim Luftloch des Nestdaches beseitigen soll. Hugo von Buttel-Reepen meint, daß diese Tätigkeit als „staatlicher Ventilator", wenn auch nicht so poetisch wie die als „Minaretausrufer", so doch außerordentlich bezeichnend für die bewunderungswürdigen Sozialinstinkte dieser Insekten ist, wenn sie auch noch nicht die höchste Stufe des tierischen Soziallebens erreicht haben.

Zu diesem, nämlich zum Bienenstaate, führt vom Hummelgemeinwesen nur mehr ein

(Schluß auf Seite 908)

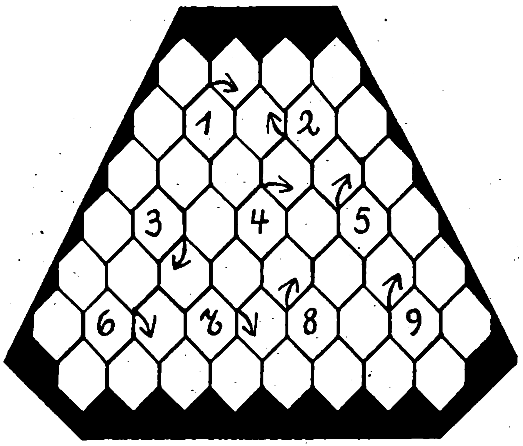
RÄTSEL

Füllrätsel



Die Buchstaben: b b c d d e e e e f g h i i i k m n n n p r r r r r r r s s s t t u z z werden in die leeren Felder gesetzt, daß waagrecht folgende Wörter entstehen: 1. See in Kanada, 2. europ. Königreich, 3. Ort am Bodensee, 4. arabischer Titel, 5. Möbelstück. 6. griech. Göttin, 7. Muse.

Wabenrätsel



Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und sind in Uhrzeigerrichtung zu lesen: 1. zeichnerischer Begriff, 2. Stadt in Oberitalien, 3. Gedichtart, 4. Seefisch, 5. europäischer Staat, 6. Gestalt aus dem „Freischütz", 7. Problem, 8. Papstname, 9. Unterweltler.

Vokallos

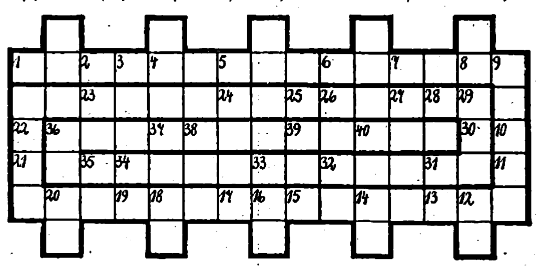
nkltrstgnsstrkwdrmnschnwlldchntrhrstht.

Sind die fehlenden Vokale eingesetzt, die Buchstaben sinngemäß abgeteilt, so ergibt die Lösung ein Zitet aus Rosenbergs Mythus.

Spiral-Rätsel

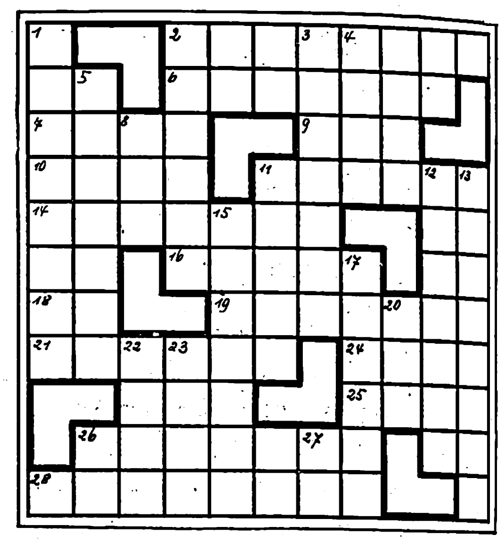
Es sind Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen. Die Wörter beginnen bei den angegebenen Zahlen, während deren Ende vom Löser selbst zu erraten ist. Richtig gelöst, ergeben die fünf senkrechten Reihen nach Hinzufügung der fehlenden Buchstaben ein Zitat aus der Edda.

Die Wörter bedeuten: 1. Gewicht, 2. Stoffart, 3. Gedichtform, 4. spanische Hafenstadt, 5. Insel im Indischen Ozean, 6. Hauptstadt des alten Perserreiches, 7. Philippineninsel, 8. Planet, 9. chem. Element, 10. Kirchen-



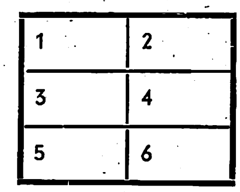
versammlung, 11. Abschluß, 12. Schutzdamm, 13. Laubbaum, 14. Vorgesetzter, 15. Teil des Hauses, 16. Amphibie, 17. Auerochse, 18. amerikanischer Freistaat, 19. Knäuel, 20. Berg in der Schweiz, 21. Hausflur, 23. Unterkunftshaus, 24. Zierbaum, 25. Artikel, 26. oberitalienische Stadt, 27. verlassene Stadt in Asien, 28. asiatischer Strom, 29. Teil des Gesichts, 30. Bindewort, 31. Dichtungsgattung, 32. kraterartige Vertiefung, 33. deutscher Dichter, 34. Nebenfluß der Drau, 35. Stadt in der Türkei, 36. junger Stier, 37. Gleichklang, 38. Haushaltungsgegenstand, 39. Frauenname, 40. Nebenfluß der Donau.

Kreuzworträtsel



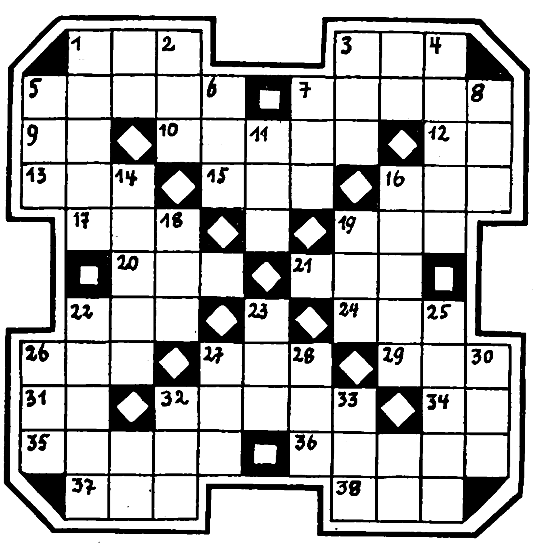
Waagerecht: 2. Speisenwürze, 6. seichte Meeresarme, 7. weiblicher Vorname, Kurzform, 9. Elend, 10. französisch: Block, 11. Göttin der Fruchtbarkeit, 14. Landschaft in Italien, 16. Held, Degen, 18. Fürwort, 19. Ort in Württemberg, 21. französischer Tragödiendichter des 17. Jahrh., 24. Verpackungsgewicht, 25. weiblicher Vorname, 26. Fremdwort für Seltenheiten, 28. lebhaft. — Senkrecht: 1. Insekt, 2. Tintenfleck, 3. ungarischer Nationalheld, 4. Geck, 5. Stadt in Tanganjikaland, Afrika, 8. Insel im Ägäischen Meer, 11. Junge, 12. Seide, 13. kaufmännischer Begriff, 15. Gebirgszug in Italien, 17. Angebot, 20. Bezirk, 22. Verein, 23. Verrückte, 27. italienisch: ja.

Silbenkreuz



1—2 Glut, 1—3 Eisenbahnwagen, 1—3—5 Märchengestalt, 1—6 Wollgewebe, 2—4 deutscher Philosoph, 3—2 Pferdekrankheit, 3—4 das Ordnungsgemäße, 5—6 Stadt in Holland.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Wild, 3. Schiffsteil, 5. Stadt in franz. Marokko, 7. Laubbaum, 9. Spielkarte, 10. Männername, 12. Fürwort, 13. japan. Münze, 15. ungekocht, 16. Rheinzufluß, 17. Elend, 19. europäischer Staatsangehöriger, 20. Donauzufluß, 21. Papageienart, 22. afrikanisches Wild, 24. Zufluß zum Main, 26. Getränk, 27. griechischer Gott; 29. Schmiermittel, 31. sibirischer Strom, 32. gediegen, 34. Vorsilbe in Fremdwörtern, 35. Naturerscheinung, 36. Diener, 37. Straße (französisch), 38. englische Anrede. — Senkrecht: 1. Grasfläche, 2. Raubfisch, 3. Gebirgszug in Marokko, 4. Figur aus „Fledermaus", 5. afrikanischer Titel, 6 einfältiger Mensch, 7. Hauptstadt von Ladakh, 8. Rohmetall, 11. Sonnengott, 14. Fichtenspinner, 16. Muse, 18. Niederschlag, 19. Fluß in Griechenland, 22 Spender, 23. Zeichen, 25 Nadelbaum, 26. Erdart, 27. Erdachse, 28. afrikanischer Strom, 30. rumänische Münze, 32. Gewässer, 33. hinweisendes Fürwort. i—j

Silbenrätsel

Aus den Silben: a bi bu chry de del ding e e eh feh ge ge haus he hi hult k i ka ka le le le li lo ma mal me me ment na ne nor o ren rest rest ri san schin sin sol tak tha the tik vin wand, sind 19 Wörter zu bilden, deren erste

1 .... 8 .... 14 ....
2 .... 9 .... 15 ....
3 .... 10 .... 16 ....
4 .... 11 .... 17 ....
5 .... 12 .... 18 ....
6 .... 13 .... 19 ....
7 ....

Buchstaben von oben nach unten und letzte in umgekehrter Richtung gelesen ein Zitat aus Mommsens „Römische Geschichte" ergeben Die Wörter bedeuten: 1. griechische Sagengestalt, 2. Frauenname, 3 Hottentottenstamm, 4. Urbestandteil, 5. Halbaffe, 6. Verehrungsmonument, 7. jonische Insel, 8. Stadt in Indien, 9. Schülerin, 10. Luftschiff Amundsens, 11. nordischer Bildhauer, 12. Blume, 13. deutsche Enklave, 14. Aufenthaltsnachweis, 15. Volksgericht, 16. Zweckmäßigkeitslehre, 17. historisches deutsches Musikinstitut, 18. Wagnergestalt, 19. osteuropäische Stadt.

Rösselsprung

	land	volk	schick	auch	
was	der	liegt	deut	al	al
ter	sches	die	sich	dem	ße
gen	in	treu	hand	nur	te
	va	man	gro	scho	
	sche	der	e	ner	
	in	das	kunst	ße	
	zu	deut	det	schützt	

Wirrwarr

mew sad zehr sest bitleb ni larel ton red
dirw tluzetz tinch run end uelan denufren
ucha niesen nisende dührwegir

Aus obigen Buchstabengruppen sind sinngemäße Wörter zu bilden, die fortlaufend gelesen, ein Zitat Gustav Freytags ergeben.

Kapselrätsel

In jedem der nachstehenden Wörter ist ein selbständiges Wort eingekapselt. Die Anfangsbuchstaben derselben ergeben einen Namen von weltgeschichtlicher Bedeutung. Kieselbronze, Sakrament, Elaborat, Bergarbeiter, Ziegelei, Krankenhaus, Stradella,. Praktikant, Merkantilismus.

Lösungen der Rätsel in Folge 22:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Rasen, 5. Borte, 9. Orinoko, 10. Sonne, 12. Ratte, 14. Abo, 15. rue. 16. Ter, 17 Serge, 19. klein, 21. Masse, 24. Horus, 27. Emu, 28. Ida, 29. ent, 30. Strom, 32. Mungo, 34. Adelung, 35. Eiter, 36. Niobe. — Senkrecht: 1. Rosas, 2. sonor 3. Ern, 4. Niere, 5. Borek. 6. Oka, 7. Rotte, 8. ehern, 11. Oberamt, 13. Teilung, 18. Gas, 20. Leo, 21. Messe, 22. Surat, 23. Eimer, 24. Hamun, 25. Rengo, 26. Store, 31. Ode, 33. uni. ✶ **Zahlenrätsel:** 1. Oktober, 2. Delaware, 3. Nerthus, 4. Boieldieu, 5. Rosenberg, 6. Cobbler, 7. Ödipus 8. Sadani, 9. Negus, 10. Ente. — Ordensburg Crössinsee. ✶ **Rösselsprung:** So rissen wir uns rings herum von fremden Banden los! Nun sind wir Deutsche wiederum, nun sind wir wieder groß! (Goethe.) ✶ **Kachelrätsel:** 1. Mega, 2. Rade, 3. Elba, 4. Ware, 5. Real, 6. Möwe, 7. Erle, 8. Lage, 9. Meer, 10. Esel, 11. Rahm, 12. Sure, 13. Hase. ✶ **Silbenkreuz:** Oder, Ozean, Ozelot, Oker, Zeder, Zelot, Anker, Kerze. ✶ **Kryptogramm:** Oder, Ettal, Werdau, Sendung, Bauzuschuß, Pruefung, Zickzack. Dahlie, Rosenmontag, Russe, Saentis, Blutdruck, Heimat, Falsett, Oscar, Kirchweih, Erwin, Frieden, Bürger. Ratibor, Beklagter. — „Der Taler, den du zurückzahlen mußt ist dreimal so schwer wie der geborgte." ✶ **Rautenrätsel:** 1—10 Riff, 1—11 Riga, 2—11 Olga, 2—12 Olaf, 3—12 Schaf, 3—13 Schal, 4—13 egal, 4—14 Egon, 5—14 Neon, 5—15 Nerz, 6—15 Bari, 6—16 Baer, 7—16 Eier, 7—17 Eibe, 8—17 Rabe, 8—18 Raps, 9—18 Gips. Rosenberg. ✶ **Gitterrätsel:** 1. Kastell, 2. Therese, 3. Remedur, 4. Wachtel, 5. Otfried, 6. Elysium. ✶ **Bilderrätsel:** Nur durch den einzelnen wird ein Volk. ✶ **Silbenrätsel:** 1 Apotheke, 2. Neusüdwales, 3. Fahnenjunker, 4. Assuan, 5. Neukaledonien, 6. Göttingen, 7. Einsiedeln, 8. Numismatik, 9. Identität, 10. Schleiermacher, 11. Tauroggen, 12. Laurin, 13. Eukalyptus, 14. Isthmus, 15. Cholera, 16. Tamburin. „Anfangen ist leicht, Beharren ist Kunst." ✶ **Magisches Quadrat:** 1. Kappe, 2. April, 3. prall, 4. Pille, 5. Eller.

(Schluß von Seite 905)

kurzer Schritt über die Gesellschaften der tropischen „stachellosen" Biene, bei welchen nicht nur die Mutterweibchen, sondern auch eine Generation von Hilfsweibchen überwintern. Dieser Brauch ging begreiflicherweise von den warmen Gegenden aus und ist im Laufe der Zeit auch auf die gemäßigten Zonen übergegangen. Die Mitarbeit der Hilfsweibchen enthebt die Mutter der anfänglichen Bau- und Verproviantierungsarbeiten und ermöglicht es ihr, gleich am Anfang des Frühjahrs mit dem Eierlegen zu beginnen. Infolgedessen werden hier die Mutterweibchen auch älter, denn sie brauchen, außer beim Hochzeitsflug, das Nest überhaupt nicht mehr zu verlassen und vermeiden dadurch alle mit einem Ausfluge verbundenen Gefahren. Von den Helferinnen aufs beste verpflegt, erreichen sie unter günstigen Umständen eine Lebensdauer bis zu fünf Jahren, also das Alter unserer Bienenkönigin. Die Beschränkung der Mutterbiene auf das bloße Eierlegen wandelte auch das Wesen der Hilfsweibchen vollends: sie verloren mit der Zeit alle Liebesfähigkeit, ebenso wie dies im Bienenstaate bei den Arbeiterinnen der Fall ist. Von da ab übernahm die Mutterbiene, die „Königin", neben dem Legen der befruchteten Eier auch das der unbefruchteten, der Drohneneier. Bei der ungeheuren Vermehrung des Volkes ist es ausgesprochene „Staatsraison", daß die alte Landesmutter mit einem Teil des Staates abzieht, also auswandert, wenn die neue junge „Königin" fertig aufgezogen ist.

Der Bienenstaat unserer Honigbiene ist endlich als höchste Entwicklungsstufe der Tiergemeinschaft ein organisch so abgeschlossenes Gebilde, daß jedes Leben der Einzelwesen nur noch über den Staat und mit ihm gehen kann. In allen Instinkten ist das „Soziale" immer mehr zur Vorherrschaft gelangt und hilft über jede innere Schwierigkeit glücklich hinweg.

In der Natur gibt es aber noch Lebensgemeinschaften, welche außer den Menschen und Tieren auch die Pflanzenwelt mit umfassen und zwischen den Teilnehmern jenes Gleichgewicht schaffen, das notwendig ist, um jedem sein Fortbestehen zu sichern. Diese Gemeinschaften sind voll wunderbarer Zusammenhänge verborgenster Art und immer von überraschender Zweckmäßigkeit. Das berühmt gewordene Geschichtchen, warum der Klee um die Dörfer herum üppiger wird, ist nur ein Gleichnis für das Wunder der Lebensgemeinschaften. Jeder Bauer weiß, daß die Kleeäcker dicht am Dorfe besser gedeihen als die fernliegenden. Jedermann kann sich davon überzeugen. Hier wird nun die seltsame Lebensgemeinschaft zwischen Menschen, Rindern, Katzen, Feldmäusen, Hummeln und Klee in eigenartigster Weise wirksam. Der Mensch braucht zur Aufzucht des für ihn so wichtigen Rindes den Klee, der wiederum für sein gutes Gedeihen gerade die Hummeln zur Bestäubung benötigt. So war zum Beispiel in Neuseeland der Kleeanbau so lange nicht möglich, als nicht die dort vordem unbekannten Hummeln eingeführt wurden. Nun wird aber den unterirdischen Hummelnestern von den honiggierigen Feldmäusen eifrig nachgestellt. Auf den Äckern, zu denen die Dorfkatzen auf ihren Ausflügen in die nahe Umgebung des Dorfes noch zu kommen pflegen und diese Gelegenheit zur Mäusejagd benutzen, ist daher der Bestand der Hummelnester gesicherter, und der Klee wird reichlicher befruchtet und gedeiht üppiger. Überdenkt man diese merkwürdigen Zusammenhänge, so wird man nicht nur zu einem neuen besseren Verständnis der Natur, sondern auch zu einer liebevolleren Beachtung der Umwelt überhaupt geleitet, welche alles Sein und Werden der einzelnen Lebewesen bestimmt. R. H. Francé erinnert im Zusammenhange mit obiger Geschichte an ein Wort unserer Vorväter, das heute nur mehr in der Abkürzung „Scherflein" gebräuchlich ist, einst aber als „Scherf" einen Teil, der zum Ganzen gehört, bezeichnete. Solche Scherfe sind wir alle: die Blumen, die Wiese, die Hummeln, wir selbst und unser Volk. Wir alle sind, wenn auch in immer größere Ganzheiten eingeordnet, nur Teile im Weltganzen, denn alles Leben ist ebenso den Gesetzen der Erde, wie jenen des Kosmos unterworfen. Übermächtig steht dieses Ganze, wie Francé sagt, über den Teilen und zwingt ihnen sein eigenes Wesen auf und sein oberstes Gesetz: „Es wirke jeder für alle!"

Jeder Lebenszweck, der niedrigste wie der höchste, wird besser erreicht, wenn man stets im Einklang mit dem Geschehen des Kosmos und nie gegen die Natur handelt, wenn man also „richtig" lebt. Klein und wesenlos sind die Errungenschaften der Zivilisation gegen das, was uns Mutter Natur offenbart. Auch der verfeinerte Zivilisationsmensch unserer Tage muß wieder zur Natur zurückfinden, um aus ihr die Kraft zu saugen, zu den Mitmenschen und den anderen Mitgeschöpfen, zum Staat und zum Weltganzen sich richtig einzustellen und damit von neuem Kulturträger zu werden. Das Vaterland, die Vorfahren, das Volk, die Heimat und die heimatliche Natur sind die starken Grundpfeiler, auf die jeder sein Leben aufbauen muß. Wie für die Bienen in ihrem wunderbaren Staatsleben gibt es auch für den „richtig" lebenden Menschen keinen anderen Sinn des Lebens als die Erkenntnis, daß jeder nur ein Teil ist, der in einem Ganzen lebt und für das Ganze schafft und wirkt.

Schachbeobachter

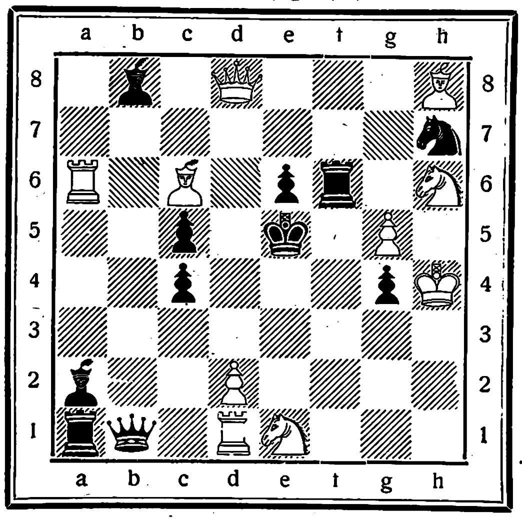
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von A. Heister, Porta-Westfalika

Schwarz: Ke5, Db1, Ta1, Tf6, La2, Lb8, Sh7, Bc4, c5, e6, g4 (11).



Weiß: Kh4, Dd8, Ta6, Td1, Lc6, Lh8, Se1, Sh6, Bd2, g5 (10).

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 18

Dreizüger von Hans Backer, Sornhüll

Weiß: Kh7, Tf5, Lf1, Bc2, g3 (5)

Schwarz: Kh5, Lg5, Bc4, g4 (4)

1. Ta5, c4—c3; 2. Lb5, L belieb.; 3. Le8‡.

Richtig gelöst: A. Brückner, Stollberg; A. Roth, München; F. Büttner, Fürth i. B.; K. Poppler, Füssen; Dr. H. Sommerfeldt, Frankfurt a. O.; M. Rolshoven, Köln-Sülz; C. Bornefeld, Everswinkel; F. Stachelroth, Bln.-Lankwitz; O. Hoffmann, Hamburg; J. Herwig, Gotha; H. Schmidt, Rodheim; W. Petri, Plitterhagen; Pasch, Osnabrück; E. Schmidt, Schivelbein; H. Stadtmüller, Karlsruhe; Stieler, Dortmund-Aplerbeck; W. Werner, Hann-Linden; E. Brüggmann, Frankfurt a. M.; Prof. E. Frenzel, Dresden-A.; M. Templin, Friedensstadt; E. Stade, Berlin SO; O. Schob, Darmstadt; P. Antweiler, Köln-Merheim; F. Velten, Königsberg; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; Pfr. Klein, Setzingen; H. Dühmert, Berlin NO; C. Ebert, Hamburg; A. Hinrichs, Naumburg/Saale; J. Diehl, Oberschmitten; Dr. E. Stamalis, Dr. K. Askitopoulos, Berlin W; K. Neupert, Gera; A. Korwitz, Köln-Zollstock; Dr. Röhrs, Berlin-Friedenau; H Voigt, Vielstedt; Dr. J. Krug, Dresden; H. Repert, Halle/S.; H. Rauchfuß, Bitterfeld; SA.-Mann X, Tirol; K. Rohs, Hamburg; Ch. Ellrich, Spangenberg; H. Klüver, Hamburg; W. Ruckdeschel, Auerbach; A. Ehbrecht, Frankfurt a. M.; G. Heubeck, Aschau; H. Fischer, Ebingen; A. Neubert, Zwönitz; Erika Schupp, Wiesbaden; H. Krause, Alsfeld: A. Sponholtz, Hannover; D. Steinhoff, Leobschütz; C. Hülsenbeck, Düren; C. Weinrich, Syke; G. Peipers, Eckardtsheim; H. Baumgartner, Weidenau; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; E. Skowronek, Wanne-Eickel; F. Prager, Wittenberg.

Einige Löserurteile: „Straffe Komposition" A. B., St.; „Eine reizende, knospengleiche Entfaltung" F. St., Bln.; „Markante Linienführung des Gefechtes" H. St., K.; „Eine Kopie des 2. indischen Problems v. Loveday nach Drehung v. 90 Grad nach rechts!" P. E. F., D.; usw.

Abgelehntes Damengambit

Kürzlich in Frankfurt a. M. gespielt

Weiß: Hoffmann — Schwarz: Friedrich Bethge

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. d2—d4	d7—d5	16. h2—h3	Lf3×e2
2. c2—c4	e7—e6	17. Sc3×e2	Ta8—d8![6]
3. Sb1—c3	c7—c5	18. De3×a7	Se5—f3†
4. c4×d5	e6×d5	19. Ke1—f1	Td8—d1†
5. d4×c5	d5—d4	20. Kf1—g2	De7—e4!
6. Sc3—a4	Lf8×c5[1]	21. Da7—b8†[7]	Ke8—e7!
7. Sa4×c5	Dd8—a5†	22. Db8—c7†[8]	Sf6—d7
8. Dd1—d2[2]	Da5×c5	23. Dc7—f4	Sf3—e1†
9. e2—e3	d4×e3	24. Kg2—h2	De4×f4
10. Dd2×e3†	Dc5—e7[3]	25. g3×f4[9]	Se1—f3†
11. Sg1—e2	Sb8—c6	26. Kh2—g2	Sf3×g1
12. g2—g3[4]	Lc8—g4!	27. Se2×g1	Th8—c8
13. Se2—c3	Lg4—f3!	28. Sg1—e2	Tc8—c2
14. Th1—g1	Sc6—e5	29. b2—b3!	Ke7—e8[10]
15. Lf1—e2	Sg8—f6[5]	30. Kg2—f3	Td1—e1[11]

[1] Üblich ist hier die theoretische Fortsetzung b7—b5.

[2] Ein verfehlter strategischer Aufbau. Lc1 bleibt nun überraschender Weise bis zum Schluß eingesperrt.

[3] Die Pointe! Auf D×D geht der „Anzug" auf Schwarz über.

[4] Dieses Entwicklungsmanöver wird entscheidend widerlegt.

[5] Droht Sf6—g4!

[6] Will Weiß endlich den Läufer entwickeln, so folgt sehr stark Td3!

[7] Wenn T×d1 sc Sh4††; Kf1, Dg2†; Ke1, Sf3‡; oder De3, S×g1†; D×e4, S×e4; Se×g1, Se4—c5!; Se2, Sd3; Kf3, 0—0; Ke3, Te8†; Kf3, Td1—e1! und gewinnt S oder L!

[8] Auf D×Th8? folgt Sf1†; Kh2 und jetzt das hübsche Damenopfer Dg2†!; T×g2, Sf3‡!

[9] Auf L×f4? folgt T×a1 bzw. S×f4 so Sf3† nebst S×g1.

[10] Natürlich nicht 29. ..., T×Se2? wegen 30. La3† nebst T×Td1!

[11] Da Springer oder Läufer verlorengeht, gab Weiß mit Recht auf.

Eine gute Leistung vom Dichter des Dramas „Marsch der Veteranen":

Spanische Partie

Gespielt in der VI. Runde im Internat Schachturnier zu Bad Nauheim (Mai 1936)

Weiß: Ahues (Königsberg) — Schwarz: Weißgerber (Saarbr.)

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	e7—e5	17. g2—g4	Lh5—g6
2. Sg1—f3	Sb8—c6	18. Kg1—h1	Sd7—b6
3. Lc1—b5	a7—a6	19. Te1—g1	Kg8—h8
4. Lb5—a4	Sg8—f6	20. h3—h4	f7—f6
5. 0—0	Lf8—e7	21. Tg1—g2	Lg6—f7
6. Tf1—e1	b7—b5	22. h4—h5	Dd8—d7
7. La4—b3	d7—d6	23. Sf3—h4	Tf8—d8
8. c2—c3	Sc6—a5	24. g4—g5	c5—c4
9. Lb3—c2	c7—c5	25. g5—g6!	c4×d3
10. d2—d3[1]	Lc8—g4[2]	26. Lc2×d3	Lf7—e6
11. Sb1—d2	0—0	27. h5—h6!	Le7—f8
12. Sd2—f1	Sa5—c6	28. De2—h5	Le6—g8
13. Sf1—e3	Lg4—h5	29. h6×g7†	Lf8×g7
14. h2—h3	d6—d5[3]	30. Lc1—h6	Lg7×h6
15. Dd1—e2	d5—d4	31. g6—g7†	Lh6×g7
16. Se3—f5	Sf6—d7	32. Sh4—g6 matt![4]	

[1] Also auch wird Zurückhaltung im Zentrum geübt! Die Fortsetzung ist kaum besser als das übliche d4, hat aber den Vorteil, weniger bekannt zu sein!

[2] Was soll das? Dieser Schablonenzug gibt dem Anziehenden ein wichtiges Tempo, das ihm gestattet, einen vernichtenden Königsangriff einzuleiten!

[3] Dieser Vorstoß, von dem sich Schwarz wohl Entlastung versprach, erweist sich als ein Stoß in die Luft! Wie ein Uhrwerk läuft nun der weiße Angriff ab!

[4] Eine hervorragende Leistung Ahues! EJD.

Briefkasten: Herrn A. Modest, Curityba (Parana-Bras.). Wenden Sie sich an den Großdeutschen Schachbund, Berlin-Charlottenburg, Kantstraße 8.

Steuermann Kastenbrick

KdF.-Fahrt nach Madeira mit der Urlauberflotte. Kastenbrick fährt aushilfsweise als Erster Steuermann. Stolz steht er auf der Brücke, ehrfürchtig bestaunt von den Landratten.

Einer, der es genau wissen will, fragt:

„Sagen Sie, Herr Steuermann, weshalb drehen Sie das Steuer mal so, mal so, immerzu hin und her? Sie kennen doch die Fahrtrichtung. Kann man denn das Steuer nicht einfach auf den Kurs einstellen?"

Kastenbrick knurrt: „Möölich is dascha schon, der Hafen is man bloß der. Wir müssen ja gleichzeitig man auch Kaffee mahlen!"

*

Steuermann Kastenbrick steht am Ankerspill. Es kommt der Käptn und fragt:

„Herr Kastenbrick — is das Anker kloar?"

Kastenbrick: „Tscha, Herr Käppitehn! Da is ja man — — —"

„Machen Sie keine langen Reden!" ruft der Käptn, „lassen Sie das Anker fallen!"

Kastenbrick: „Dascha nu nich wohl möglich!"

Käptn: „Herr Kastenbrick! Dascha Inschubordinaschoon! Lassen Sie das Anker fallen!"

„Tschawoll, Herr Kappitehn!"

Rum-schrumm-schrumm-bums! (Der Anker fällt ins Wasser.)

Kurze Pause.

Der Käptn: „Herr Kastenbrick, wieviel Meter Kette haben wir?"

„Kein ein, Herr Kappitehn! Die Kette liegt noch in der Kombüse!" E. P.

HUMOR

Arzt: „Aber mein Fräulein, mit Zahnschmerzen müssen Sie doch zum Zahnarzt gehen, da kann ich doch nichts machen!"

„Aber ich komme doch auf Empfehlung zu Ihnen! — Meine Freundin hat mir wörtlich gesagt: Wen Sie in Behandlung nehmen, dem tut bald kein Zahn mehr weh!"

*

Finkenrost ist bei einer Gerichtsverhandlung als Zeuge geladen.

„Sind Sie mit dem Angeklagten verwandt oder verschwägert?" fragte ihn der Richter.

„Nein, Herr Richter", sagte Finkenrost.

Da springt der Angeklagte auf und ruft:

„Das ist nicht wahr, wir sind Kegelbrüder."

*

Schneeheber hat sich einen Mantel machen lassen. Aber er ist etwas eng geraten.

„Sagen Sie", fragt Schneeheber den Schneider, „kann man nicht die Knöpfe an dem Mantel versetzen?"

„Freilich", meint da der Schneider, „Sie können sogar den ganzen Mantel versetzen."

*

„Ich hatte einen furchtbaren Traum", erzählt Birnhut seinem Freund Quick, „denk' dir, mir träumte, meine Schwiegermutter sei mit dem Auto hängen geblieben und hätte uns nicht besuchen können. Ist das nicht entsetzlich?"

„Naja", tröstet ihn Quick, „es war ja nur ein Traum."

Meint Birnhut:

„Das ist ja gerade das Entsetzliche."

*

Ein reicher Engländer weilte zum Angelsport in Schottland und erwischte eines Tages einen dreißig Pfund schweren Fisch. „Wenn ich so die Spesen berechne", sagte er zu dem eingeborenen Fischer, den er gemietet hatte, „dann kostet mich jedes Pfund, das dieser Fisch wiegt, ungefähr zweihundert Schilling!"

„Verdammt nochmal!" entsetzte sich der Schotte. „Da ist es ja ein Glück, daß Sie nicht alle Tage so einen Fisch fangen!"

*

„Aber Minna! Sie müssen doch gehört haben, wie unser alter Karo vorhin die Treppe heruntergefallen ist! Und Sie haben es nicht mal für nötig gehalten, nachzusehen, ob er sich verletzt hat!"

„Ach Gott, Frau Meier — das war der Hund?! Ich dachte, Sie selbst wären es gewesen!"

*

Pennara ist ein außerordentlich rücksichtsvoller Mensch und ein leidenschaftlicher Musikliebhaber. Als sein Freund ihn einmal spät am Abend besucht, steht er auf Strümpfen mitten im Zimmer und übt aus Leibeskräften auf der Trompete. „Na, du machst ja einen schönen Krach!" meint der Freund. „Aber wozu hast du denn eigentlich die Schuhe ausgezogen?"

„Ja, weißt du", flüstert Pennara, „meine Haushälterin ist schon zu Bett gegangen und schläft hier gerade über uns. Und ich möchte sie auf keinen Fall stören!"

*

„Fritzchen!" ruft die Tante, die zu Besuch ist, „komm mal her und nimm deinen Goldfisch aus der Badewanne! Ich möchte baden!"

„Och — Tante", meint Fritzchen treuherzig, „das macht ihm bestimmt nichts aus! Ich bade auch oft mit ihm zusammen!"

*

Als der Zauberkünstler und seine Gattin in ihrer Sommerfrische angelangt waren und die Frau den großen Koffer auspacken wollte, fand sie ihn zu ihrem Schrecken vollständig leer. „Das sieht dir ähnlich!" schalt sie aufgebracht ihren Gatten, „du hast natürlich wieder alles in den verschwindenden Koffer gepackt!"



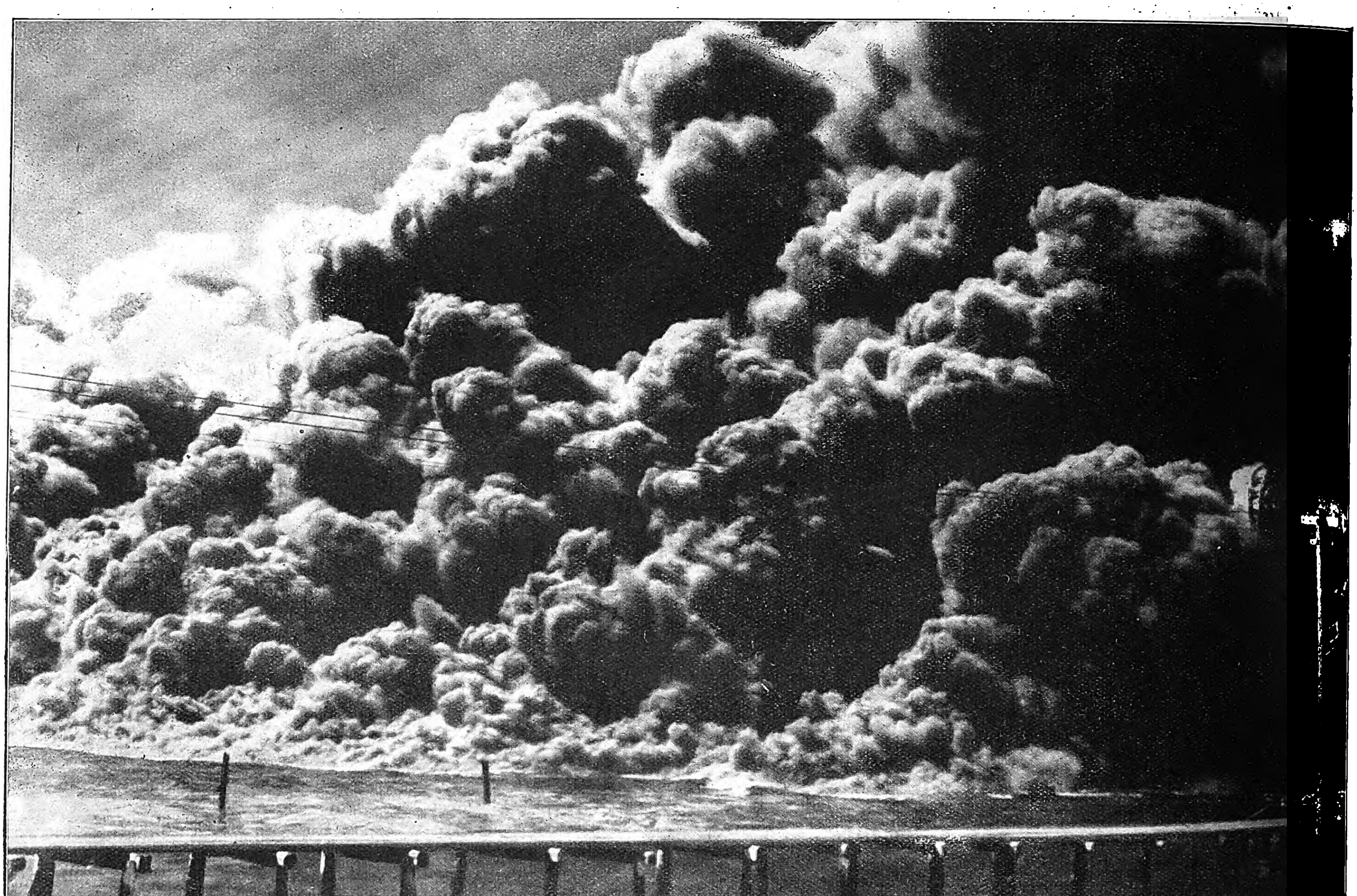
1. Brief aus der Fremdenpension: „Wir haben Ihnen ein Zimmer mit Seeblick reserviert."



2. In der Fremdenpension sah die Sache so aus.

Oel in Flammen

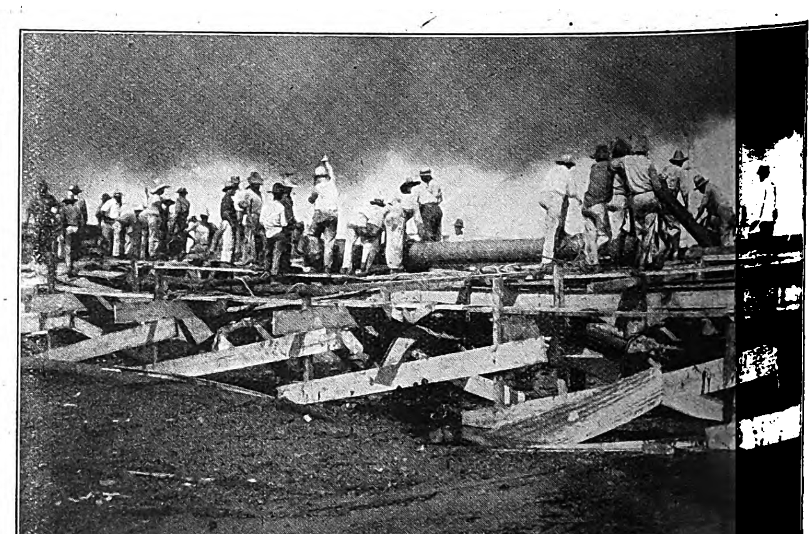
Ein riesiger Oelbrand in Venezuela



Bei den großen Ölquellen am Maracaibo-See in Venezuela brach kürzlich ein Brand aus, der ungeheuere Werte vernichtete. In riesigen, mehrere hundert Meter hohen Schwaden wälzt sich der stickige schwarzgelbe Qualm weit über das Land.

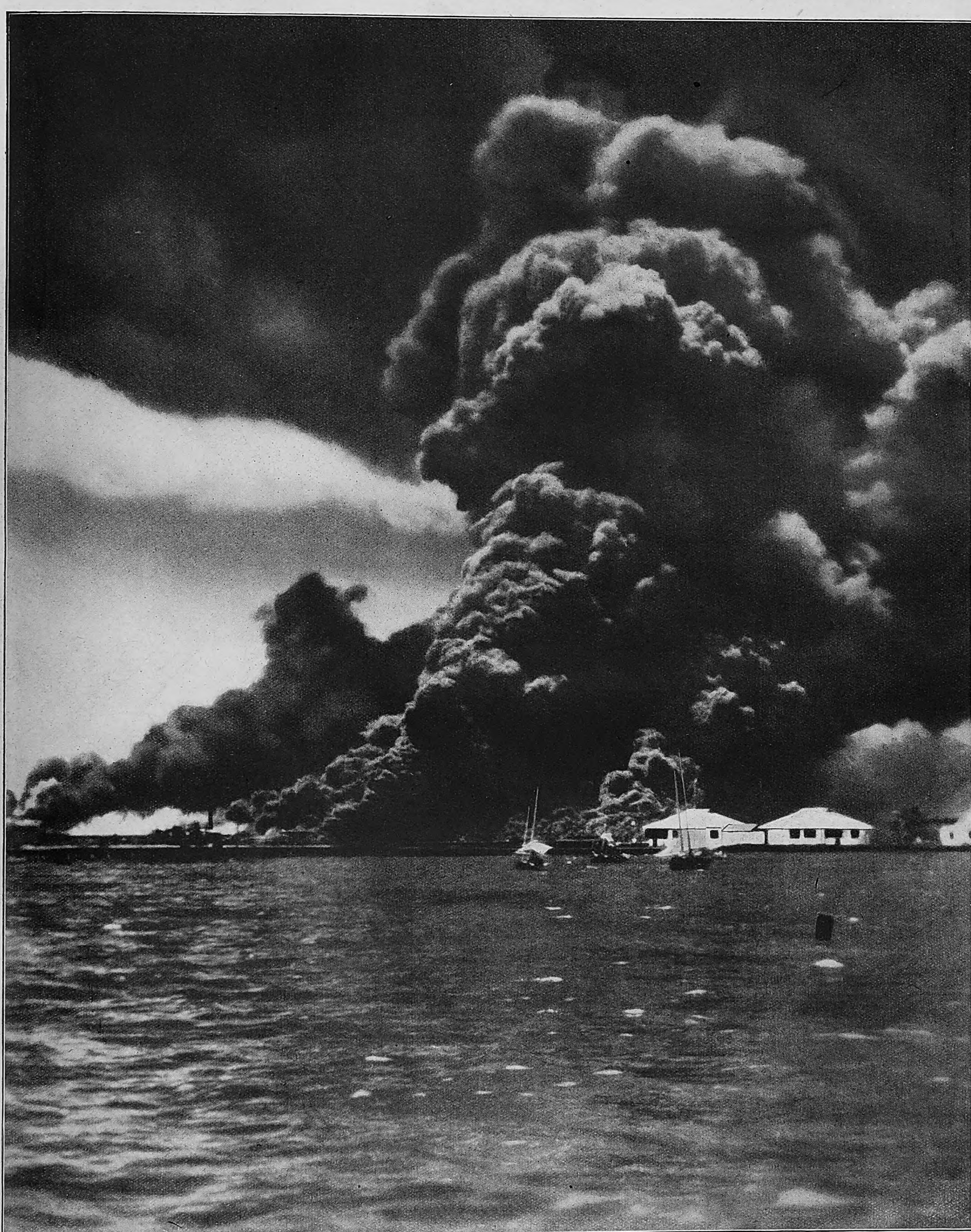


Die Bekämpfung des Brandes ist ein nahezu aussichtsloses Unterfangen. Das in den Maracaibo-See sich ergießende Öl brennt auch auf dem Wasser mit unverminderter Heftigkeit weiter.



Man versucht zu retten, was zu retten ist. Aber dem Wüten des rasenden Elementes gegenüber sind auch die zahlreich eingesetzten Männer machtlos.

Aufnahmen: Weltbild.



Das schaurig-schöne Bild entfesselter Naturgewalt — Millionenwerte gehen zugrunde.

Unaufhörlich erhält das Feuer aus dem Erdinnern neue Nahrung, während Hitze und Rauch ein Herankommen an den Brandherd völlig unmöglich machen, so daß sich die Bemühungen der Löschmannschaften lediglich darauf beschränken können, eine noch weitere Ausbreitung des Brandes zu verhüten.

Obwohl bei Bohrungen nach Erdöl die allergrößte Vorsicht geübt wird, die sogar so weit geht, daß im großen Umkreis nicht einmal ein Motor laufen darf, kommt es von Zeit zu Zeit immer wieder vor, daß durch die geringste Unachtsamkeit die mit Öldämpfen stark geschwängerte Luft sich entzündet und dann zur Katastrophe führt. Vielfach muß infolge der Aussichtslosigkeit von Löschversuchen das Versiegen der Ölquelle abgewartet werden, was monatelang dauern kann.

Unser die Zukunft! Unser das Reich!

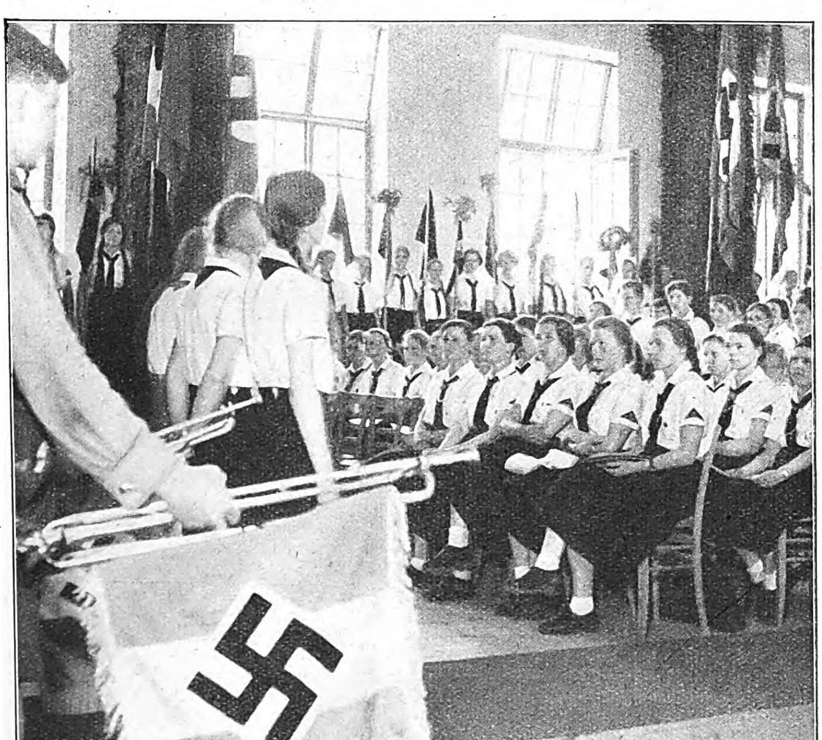
Bilder vom BDM. bei einer Kreistagung der NSDAP.



Der Wagen der Gauführerin ist in Sicht.
Von allen Seiten strömen die Mädel herbei, um ihrer Führerin einen jubelnden Empfang zu bereiten.



Der große Augenblick ist gekommen!
Die Gauführerin schreitet die Front ihrer Mädel ab.
Lachende Freude und strahlende Begeisterung spiegeln sich auf den Gesichtern der spalierstehenden Mädchen, stolz und in treuer Verbundenheit dankt die Gauführerin.



Ein Bild von der Morgenfeier.
Nach der Feier wird die Gauführerin zu den Mädeln sprechen und ihnen neue Weisungen für die Arbeit der nächsten Monate geben.



Die Führerin des Obergaues Hochland, Hilde Königsbauer, im Gespräch mit Brigadeführer Dziewas, dem Stabsführer der SA.-Gruppe Hochland, beim Treffen in Schongau.

Im Rahmen der großen Kreistagung in Schongau waren auch die Mädel und Jungmädel des Untergaues Werdenfels (Oberbayern) mit ihrer Führerschaft angetreten, um von ihrer Gauführerin neue Richtlinien zu empfangen. Hilde Königsbauer zeigte rückblickend auf die vergangenen Jahre den ungeheuren Aufstieg des BDM. vom einstigen Bund junger Mädel bis heute, da der Bund als vollwertige Gliederung der Bewegung an den Kreistagungen der NSDAP. teilnehmen darf.

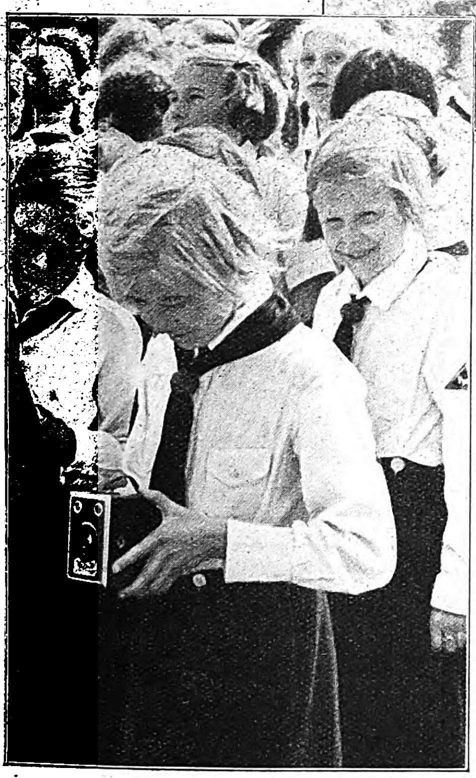
Klar und eindringlich befaßte sie sich mit den Pflichten einer Führerin. Zu der charakterlichen Eignung müssen die Fähigkeiten

Der Gauleiter Adolf Wagner im Kreuzfeuer der photographierenden Jungmädel



Sie hat sich nach ganz vorne durchgedrängt und glaubt sich am Ziel ihrer Wünsche, als der Gauleiter um die Ecke biegt . . .

Aufnahmen: Alice Heß.



Den Kopf tief über den Apparat gebeugt, versucht auch sie ihr Glück.



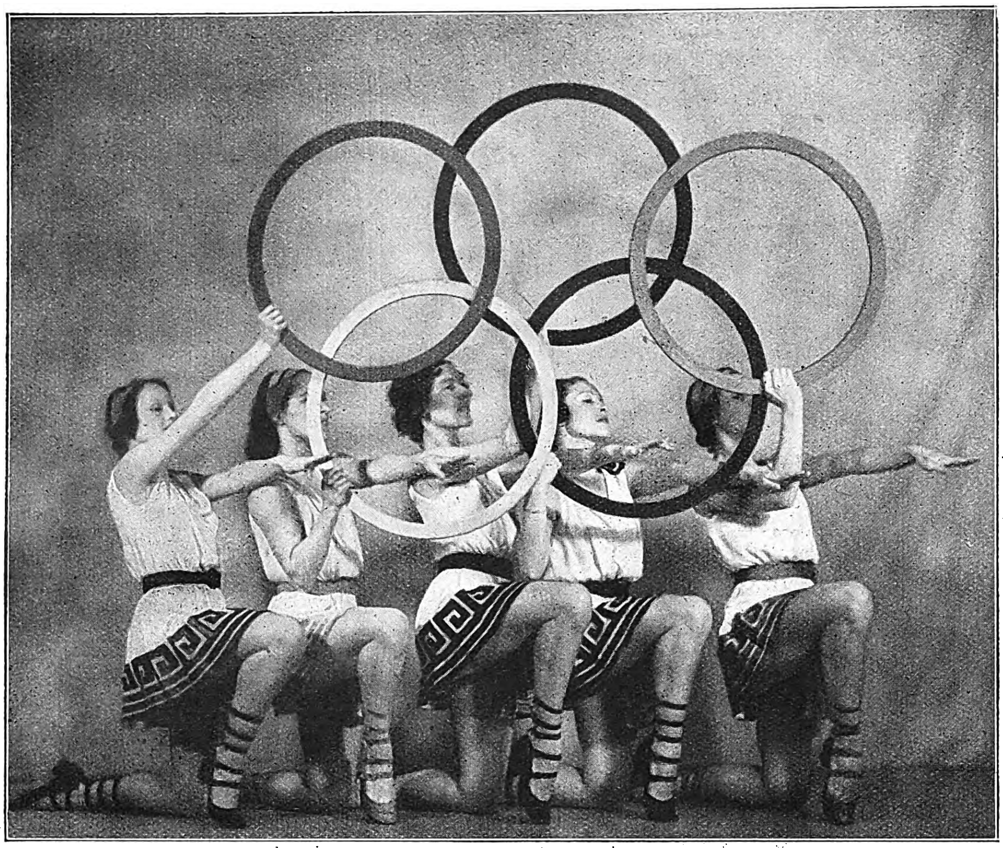


treten, sowie eine stete Einsatzbereitschaft und Liebe zu Bund, Bewegung und Vaterland. Die zweite Forderung ist Treue, Kameradschaft und Gehorsam.

Zum Abschluß wies die Gauführerin nochmals auf den Führer und dessen Mitkämpfer, die so tiefes Vertrauen und so große Hoffnungen in die Jugend setzen. Darum müsse jede einzelne ihr Leben als stetigen Dienst am Volke auffassen.

. . . . aber so ganz ohne weiteres geht es doch nicht, der Apparat hat seine Tücken . . . Na, na, na . . . Der Gauleiter hat den Defekt bemerkt, bleibt stehen und erteilt gute Ratschläge. Das tapfere kleine Mädel läßt sich aber trotz der allgemeinen Erheiterung nicht irre machen: Es soll die schönste Aufnahme ihres Albums werden.

Im Zeichen der fünf Ringe:

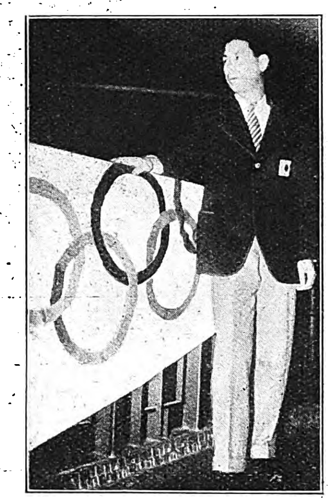


Eine Probe im Deutschen Opernhaus zu den Olympia-Festaufführungen.

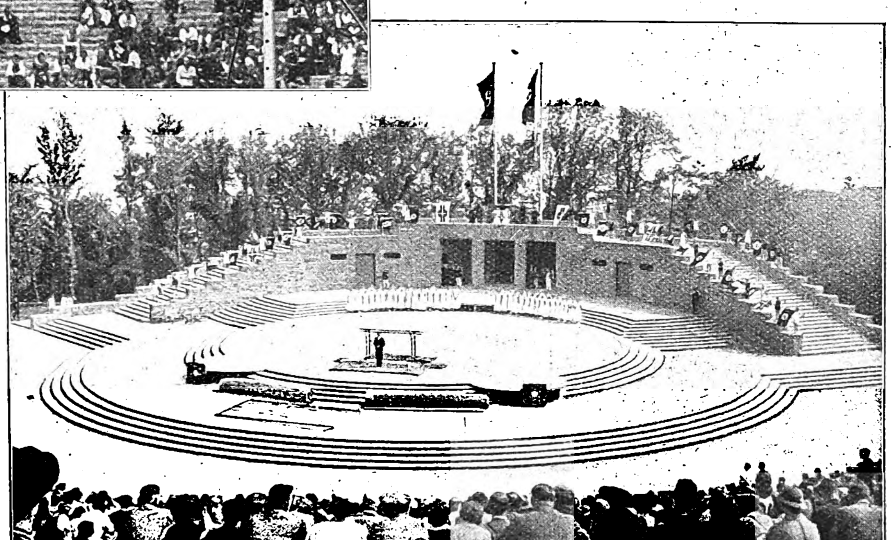
Die „Gruppe der fünf Ringe" wird von fünf schönen deutschen Tänzerinnen dargestellt.



Aufnahmen: Presse-Photo (2). Pitts-Press (1). Presse-Bild-Zentrale (2).

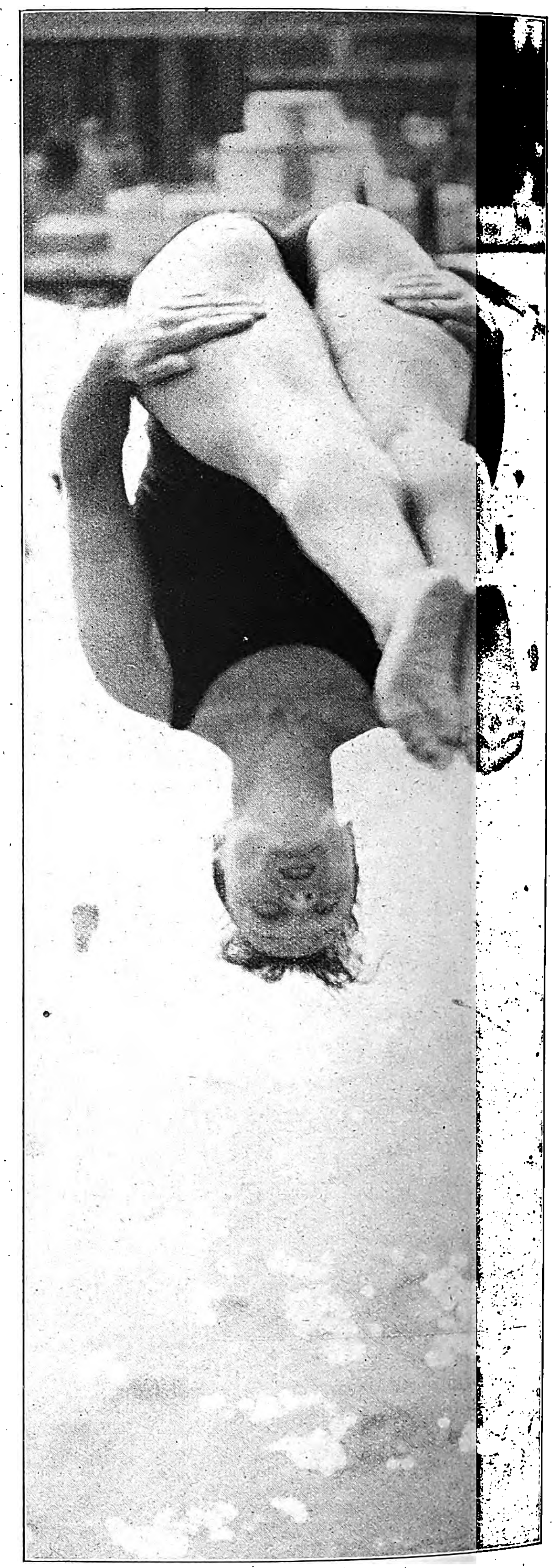


Der neue Olympia-Anzug der Japaner, den das Olympische Kommitee Japans für die Teilnehmer in Berlin genehmigt hat.



Vom ersten Ausscheidungsturnen der Olympia-Kernmannschaft in Heidelberg.

Ein Blick über die Weihestätte auf dem Heiligen Berg während der Feier vor dem Beginn des Kampfes. Das obere Bild zeigt den Münchener Geistbeck beim Abgang vom Reck.



Beim Training für das Schwimm-Olympia in Berlin:

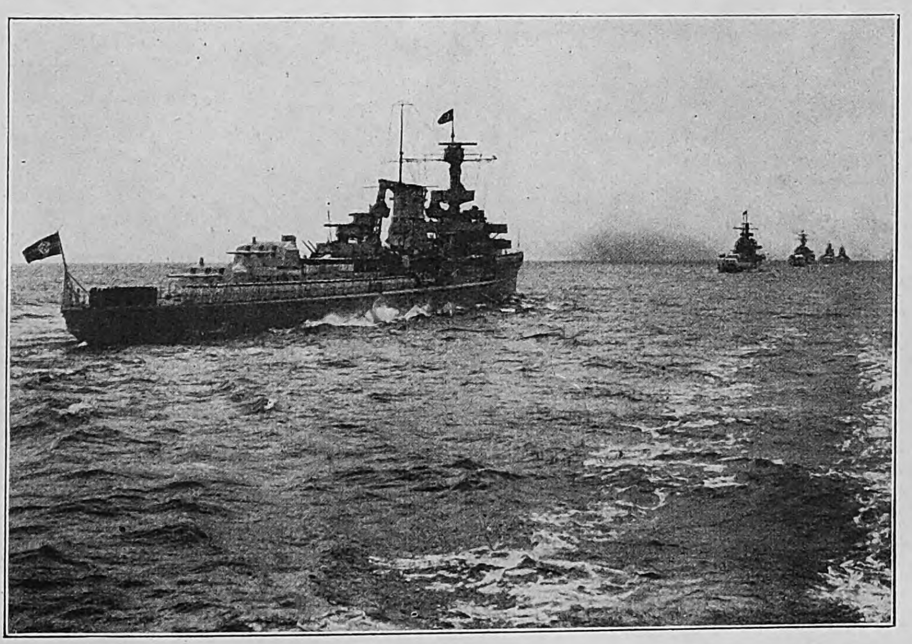
Die englische Olympia-Teilnehmerin Miß Katinka Larsen, eine der aussichtsreichsten Springerinnen, beim Training in ihrer Heimat.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO. Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft. Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. 36: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut ausliegender Preisliste Nr. 8.
[ABCDEF]



28-cm-Turm des Panzerschiffes „Admiral Scheer" nach der Salve.

Panzerschiffes „Admiral Graf Spee". Unmittelbar danach verließ der Führer an Bord dieses Schiffes den Kieler Hafen, um Angriffsübungen der Marine, Fliegerverbände und der Unterseeboots-Flottille zu besichtigen. Mit dem Führer hatten sich der Stellvertreter des Führers, Reichsminister Heß, der Reichspropagandaminister, Minister Wagner und Reichsleiter Amann auf der Flotte eingeschifft, die mit größtem Interesse allen Vorführungen der wiedererstandenen Kriegsmacht zur See folgten. Am Nachmittag des gleichen Tages besuchte der Führer an Bord des Aviso „Grille" den Standort Mürwik und besichtigte die Marineschule. Nachdem in der gleichen Nacht Torpedobootsangriffe auf einen Flottenverband zur Durchführung gelangt waren, begab sich der Führer



am Freitag, den 29. Mai, an Bord des Panzerschiffes „Deutschland", um an dem Schießen der Panzerschiffe „Deutschland" und „Admiral Scheer" gegen das Zielschiff „Zähringen" teilzunehmen. Salve auf Salve krachte aus den hoch emporgereckten Rohren der 28-cm-Geschütze, und der Führer konnte sich mit Befriedigung von den hochgesteigerten Treffresultaten der hervorragend ausgebildeten Artillerie der Panzerschiffe überzeugen. Anschließend paradierte die gesamte Flotte vor ihrem Oberbefehlshaber. Es war ein stolzes Bild, als Schiff auf Schiff mit tadellos ausgerichteter Besatzung paradierend am Führer vorbeizog, der von der „Grille" aus in Gegenwart des Reichskriegsministers und des Oberbefehlshabers der Marine, Generaladmiral Dr. h. c. Raeder die Besich-

Panzerschiffe und kleine Kreuzer in Kiellinie während der Parade.

Der Führer

AN DER GRUFT
SEINES ALTEN

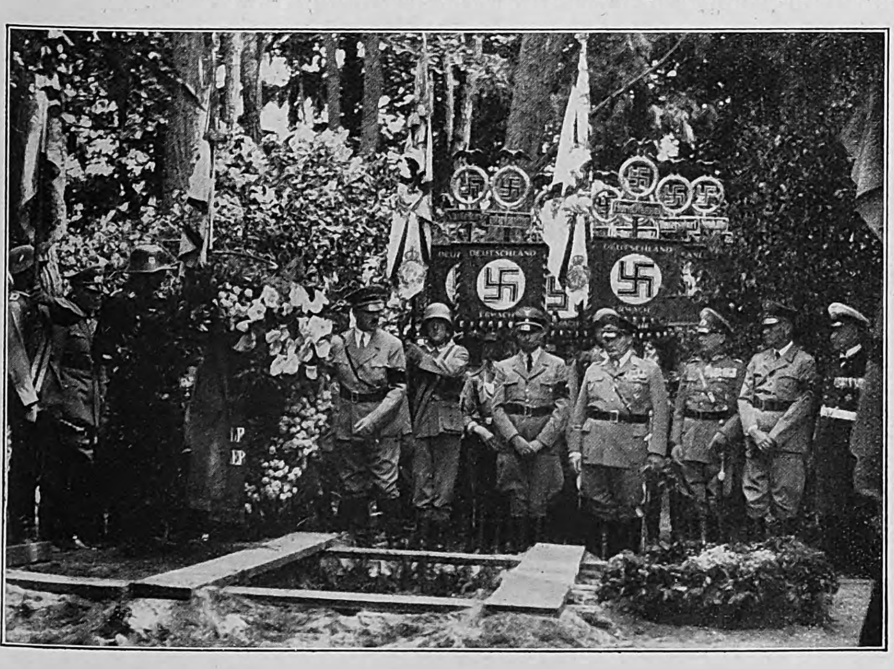
Kampfgenossen

GENERAL LITZMANN





Die Trauerfeier in Neuglobsow, dem Litzmannschen Familienbesitz.
Der Führer wird von SA.-Obergruppenführer Litzmann, dem Sohn des Entschlafenen, zum „Kowno-Hügel" geleitet, auf dem der tote Heerführer und Mitkämpfer für Deutschlands Freiheit einst die Gedenksteine für die Völkerschlacht bei Leipzig, die Eroberung Kownos und den Sieg des Dritten Reiches errichtet hatte.
Rechts oben: Der Sarg wird auf der Lafette zum „Kowno-Hügel" übergeführt.



Links:
Der Führer legt den Kranz an der offenen Gruft nieder.

Rechts: Der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, Generaloberst Göring, Generaloberst v. Fritsch, Reichsminister Dr. Frick, Generaladmiral Dr. h.c. Raeder; links im Bild Generalfeldmarschall v. Blomberg.

Aufnahmen:
Heinrich Hoffmann (3), Weltbild (1).

Rechts:
Der Führer spricht SA-Obergruppenführer Litzmann sein Beileid aus.



Brzeziny

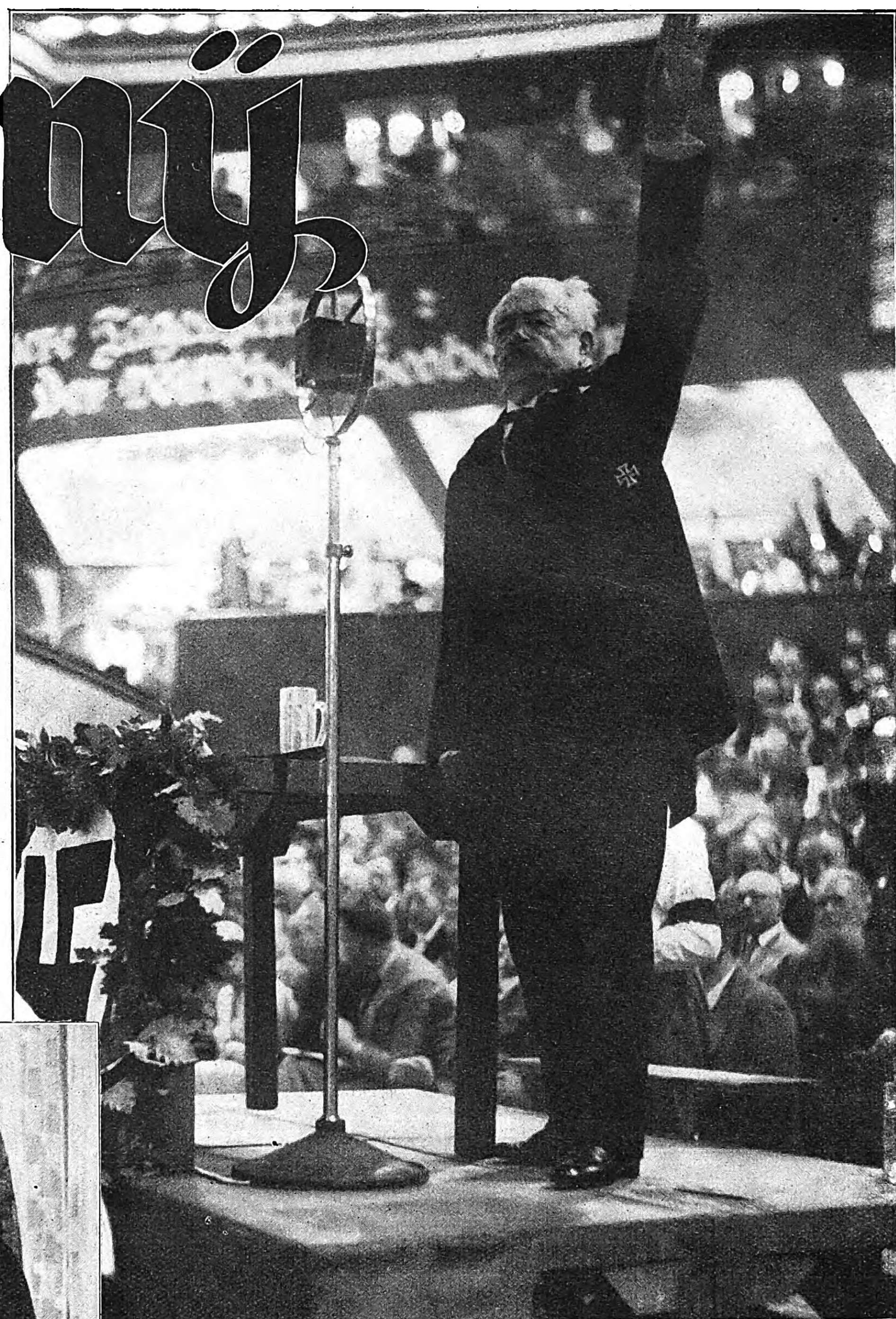
KARL LITZMANN †

Kowno, die Schlachten am Njemen und bei Wilna, die Abwehr der Brussilow-Offensive, ferner die Schlachten bei Armentières, am Chemin des Dames, an der Marne, in der Champagne und bei Soissons herausgegriffen seien.

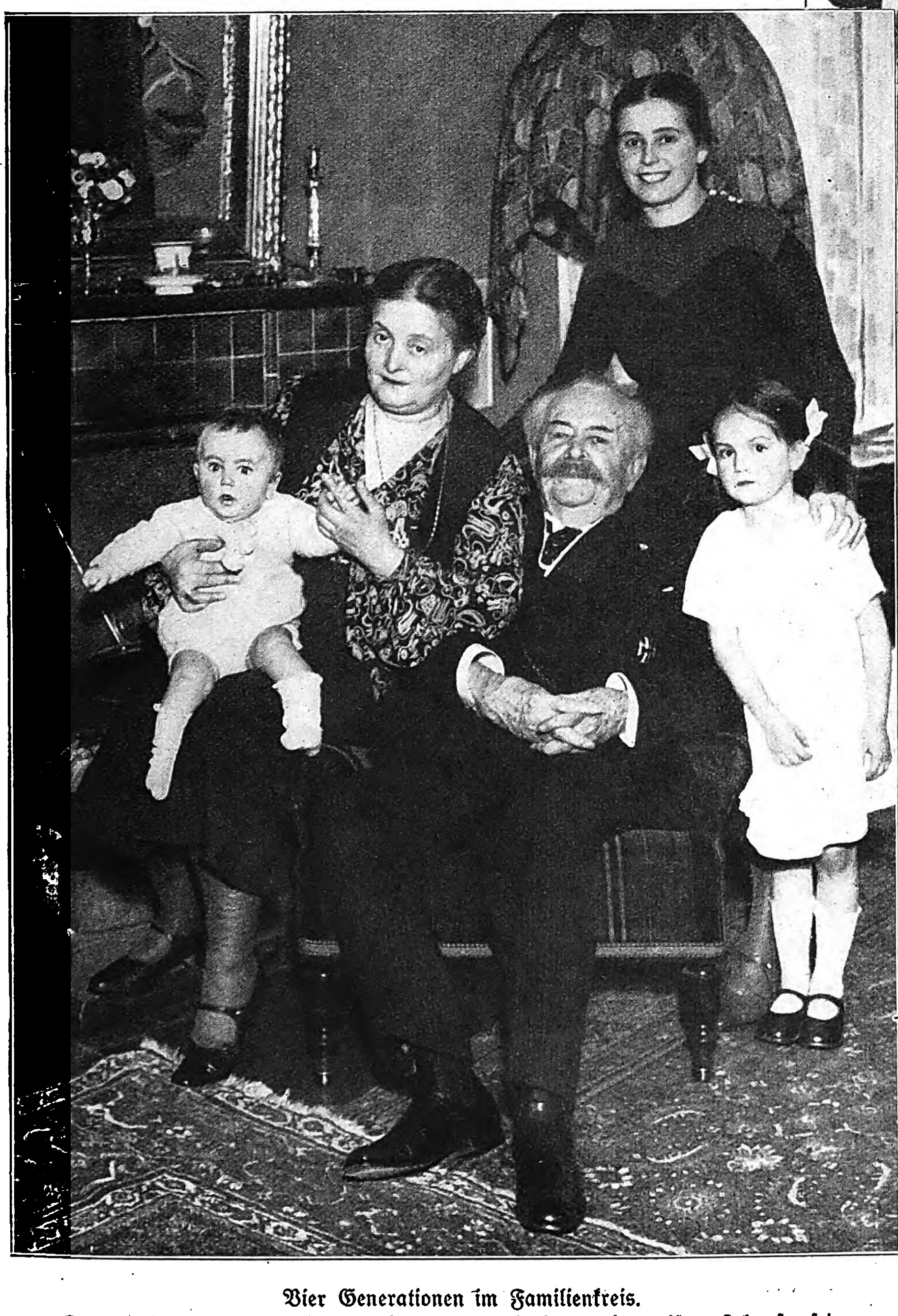
Es war bei dem Feuergeiste Litzmanns eine Selbstverständlichkeit, daß er mit dem ruhmlosen Ende des Krieges nicht die Flinte ins Korn warf, sondern sich weiterhin mit aller Kraft für Deutschland einsetzte. So unternahm der schon fast 70jährige eine Vortragsreise durch Südamerika, um den Verleumdungen des Deutschtums mutig entgegenzutreten. Und als er die Sendung Adolf Hitlers als den von ihm heißersehnten Befreier aus den Fesseln der Schmach erkannt hatte, da unterstellte sich der große General dem ehemaligen unbekannten Gefreiten des Weltkrieges auf Tod und Leben. Im schlichten Braunhemd kämpfte er fortan an seiner Seite, nichtachtend seiner angegriffenen Gesundheit und der Beschwerden des fortschreitenden Alters, bis auch dieser Durchbruch gelungen war und er im Alter von 83 Jahren die Erfüllung seiner Träume erleben durfte, die Befreiung Deutschlands aus den Sklavenketten von Versailles und die Einigung des gesamten deutschen Volkes unter Adolf Hitlers Führung.



Premierleutnant Litzmann mit seiner Braut Clara Opent im Jahre 1877.



General Litzmann spricht im September 1930 bei einer Wahlkundgebung der NSDAP.
In seiner leidenschaftlichen Liebe zu Deutschland stellte sich der greise General mit seiner ganzen Persönlichkeit in den Dienst Adolf Hitlers.

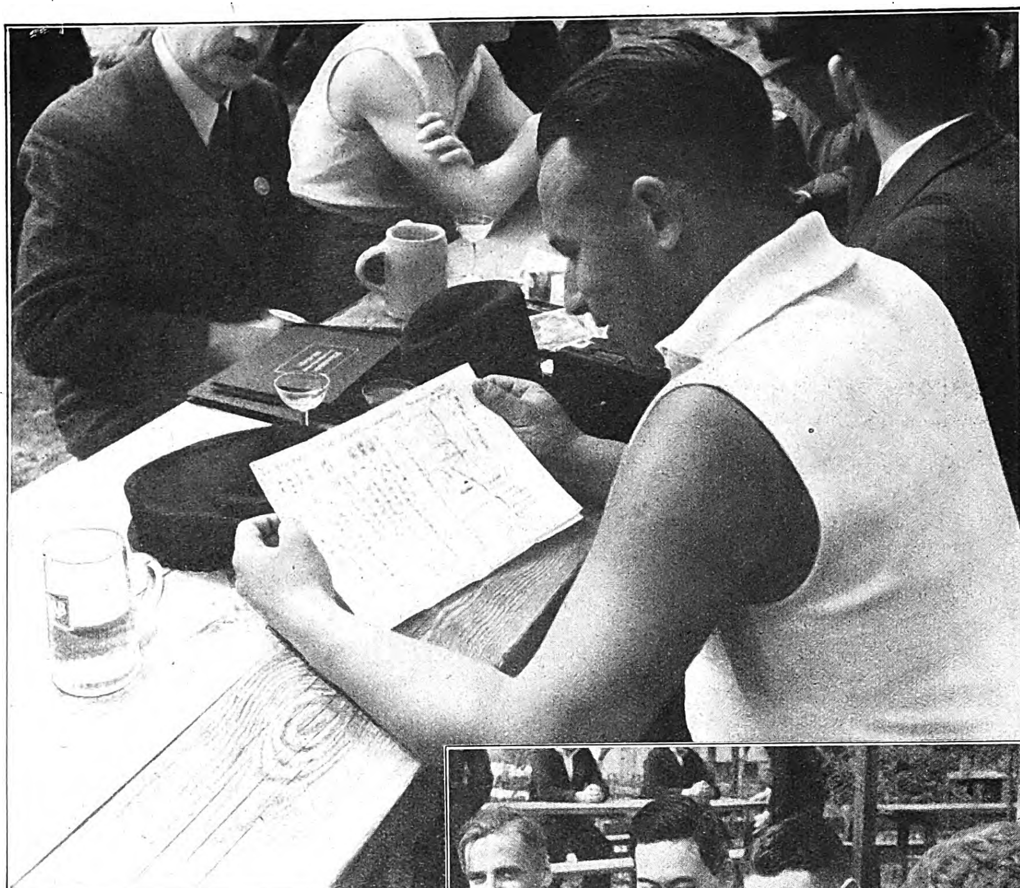


Vier Generationen im Familienkreis.
General Litzmann mit seiner Tochter, Frau Regierungsbaumeister Lehweß, seiner Enkelin, Frau Laeger, seinem Urenkel Karl-Wulf und seiner Urenkelin Sigrun.



In treuer Kameradschaft.
Zum 85. Geburtstage schenkte der Führer seinem bewährten Kampfgenossen ein Auto.

Vor einem Jahre, am 1 Juni 1935, wurde die Führerschule der Deutschen Ärzteschaft Alt-Rehse im Beisein des Stellvertreters des Führers, des Reichsstatthalters Gauleiter Hildebrandt und zahlreicher anderer führender Persönlichkeiten von Partei und Staat vom Reichsärzteführer Dr. Wagner feierlich eröffnet und ihrem Begründer und Leiter Dr. Deuschl übergeben. Das landschaftlich schön gelegene und seit der Übernahme besonders glücklich ausgestattete Gut Alt-Rehse beherbergte seit dieser Zeit schon zahlreiche Ärzte, die innerhalb der Organisationen der Ärzteschaft besondere verantwortungsvolle Aufgaben als Amtsträger zu erfüllen haben. Jetzt werden die jungen deutschen Ärzte, die nach charakterlicher und persönlicher Eignung berufen erscheinen, in Alt-Rehse zu künftigen ärztlichen Führern herangebildet. Vor einigen Tagen weilten besuchsweise 21 japanische Ärzte in der Führerschule Alt-Rehse, wo sie in kameradschaftlicher Weise aufgenommen wurden und Gelegenheit hatten, die vorbildlichen Einrichtungen zur körperlichen und geistigen Ausbildung des ärztlichen Führernachwuchses zu studieren.





Ein junger deutscher Arzt sucht vergeblich das Reiseprogramm der japanischen Gäste zu entziffern.

Er erklärte freimütig, daß er in Japan seinen Doktor nicht hätte bauen können.

Rechts: Seine Kameraden sehen ihm lachend bei seinen Bemühungen zu.



Der Leiter der Schule, Pg. Dr. Deuschl, besichtigt mit einem der Gäste die schönen Anlagen der „Führerschule der Deutschen Ärzteschaft".

21 japanische Ärzte
FÜHRERSCHULE
ÄRZTESCHAFT





Mit eigener Kapelle und fröhlichem Gesang werden die japanischen Gäste eingeholt und in bester Stimmung und Kameradschaft ins Lager geleitet. Die Japaner bedauerten nur, daß ihr Aufenthalt nicht länger dauern konnte.

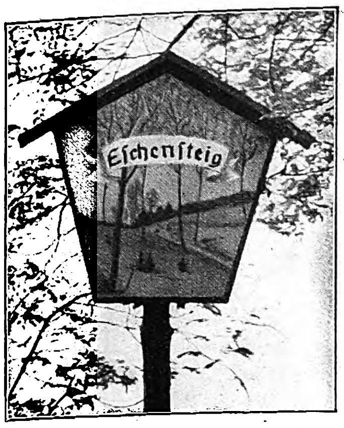


Das sind nicht etwa lauter Bildberichterstatter — das sind nur die Gäste der Führerschule der Deutschen Ärzteschaft, die sich alle ihre Andenken mitnehmen wollen.



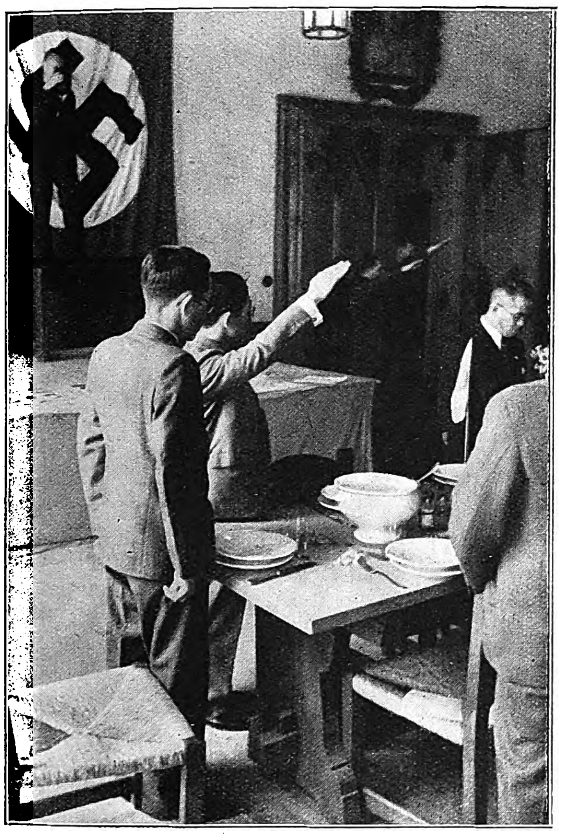
So sahen die Arbeiterhäuser des

Sonderaufnahmen für den

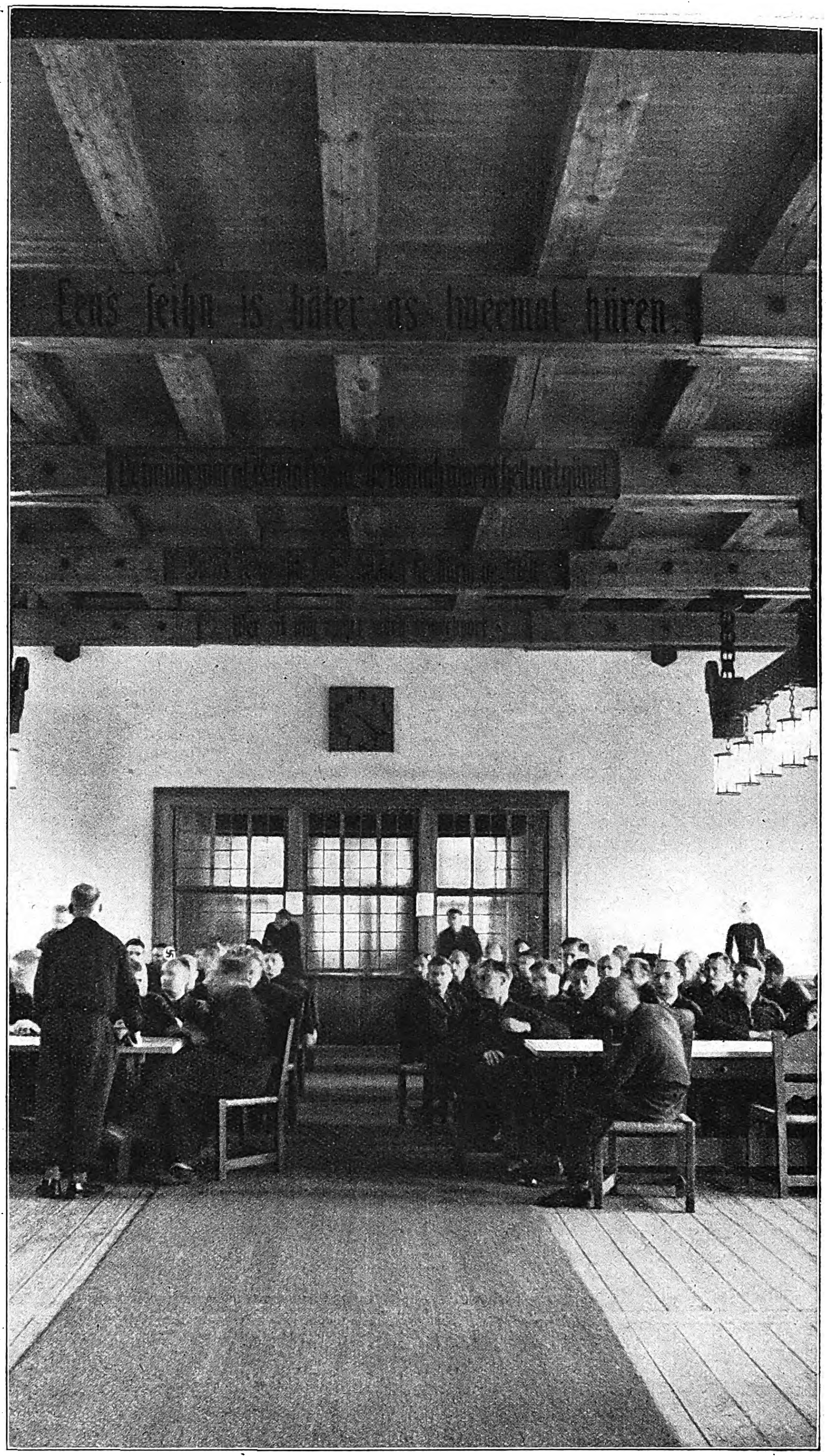




Malerische und lustige Schilder aller Art tragen in den weiten Anlagen der Schule Wegweiser und „Polizeivorschriften".

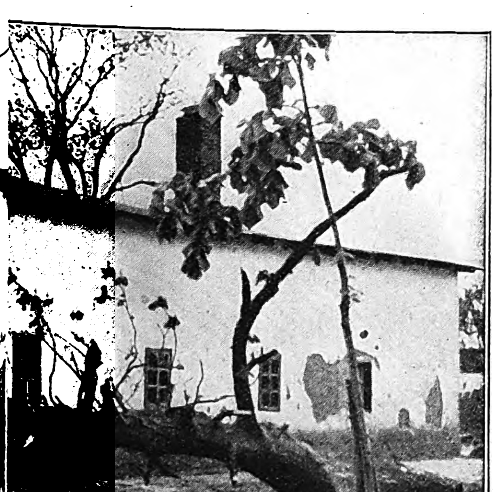


Vor der Mahlzeit erklingt die Nationalhymne der Japaner. Die meisten der Gäste grüßen mit dem Deutschen Gruß.

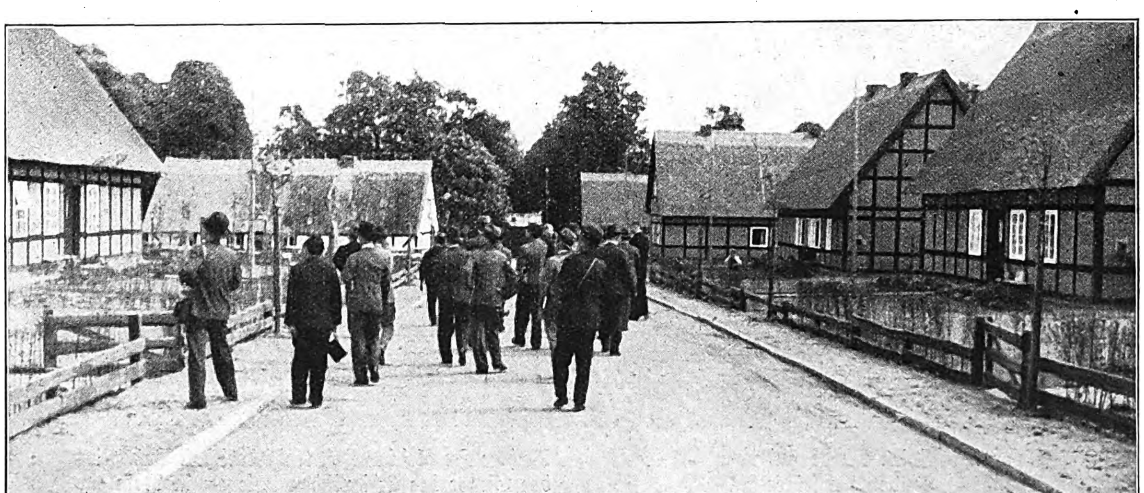


Der große schöne Saal des Gemeinschaftshauses während eines Vortrages. Die Querbalken der Decke tragen plattdeutsche Kernsprüche.

...besuchen die
...DER DEUTSCHEN
...N ALT-REHSE



...utes Alt-Rehse ehedem aus...
...B." von Fritz Boegner.



... und dieses Musterdorf ist nach Übernahme durch die Deutsche Ärzteschaft entstanden. Aufnahme während der Besichtigung durch die japanischen Gäste.

Die Bar zum Siebenten Himmel

Roman von Hugo Maria Kritz

1. Fortsetzung

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Die Berliner Arbeiterfamilie Kubowski bekommt eine neue Untermieterin. Es ist Muschi Brandt, ihres Zeichens Servierfräulein in einem Bierlokal, und sie macht sichtlichen Eindruck auf Karl, den jungen Kubowski, der nichts kennt im Leben und von nichts sonst wissen will als von seiner Arbeit als Schriftsetzer und vom weltabgeschiedenen Schmökern in dickleibigen Büchern. Seine Belesenheit verführt ihn gern dazu, sich erhaben zu fühlen über die einfache, aber sehr lebensfrohe Natur seines Vaters, und so kommt es zwischen den beiden bisweilen zu Neckereien und Sticheleien, in die auch Charlott, seine hübsche blutjunge Schwester, hineingezogen wird, nur daß sie darüber zum Unterschied vom alten Kubowski, der sich durch nichts aus der Ruhe bringen läßt, nicht selten in ohnmächtigen Zorn gerät und dann drauflos heult.

2.

Jetzt geht das Leben an.

Dr. Schlosser, der Chefchemiker, hatte einen grauen hängenden Schnurrbart und rote Wangen und eine Brille mit dicken Gläsern. Wenn er ins Mikroskop blickte, schob er die Brille auf die Stirn; davon hatte er zwei kleine eingedrückte Pünktchen über den Brauen. Er saß in einem eleganten Büro; vor seinem Schreibtisch an der Wand war eine gläserne Tafel, dahinter brannten verschiedene farbige Lämpchen, und daran konnte Dr. Schlosser erkennen, welche Produkte in diesem Augenblick im Betriebe hergestellt wurden und in welchem Stadium der Fertigstellung sie sich befanden. Auf diese Tafel mit den Lämpchen war Dr Schlosser sehr stolz, sie war seine eigene Erfindung, und er versäumte nie, sie Fremden, die den Betrieb besichtigten, vorzuführen. Aus seinem Büro trat er in das Laboratorium, das ein großer heller Raum war mit einem Dach aus Glas. Hier arbeiteten einige Mädchen. Dahinter lag der Versuchsraum, wo Dr. Abert arbeitete, ein kleiner Mann mit einem Bauch. Dann kam die Dunkelkammer, wo die Polarisationsapparate standen.

Im Laboratorium arbeiteten fünf Mädchen unter Leitung einer Chemikerin; das war Frau Kastner, eine ältere Dame mit einem Zwicker.

Charlott wog hundert Gramm eines weißen Pulvers ab, das die Bezeichnung LN führte, löste es in einem Liter Wasser auf, rührte mit einem Holzlöffel darin, nahm ein Etikett, schrieb LN darauf, das Datum und die laufende Nummer, dann stellte sie das Glas auf eine Stellage und nahm ein ähnliches Pulver, das etwas bräunlich war und DLT hieß, und tat genau dasselbe; dann kam wieder ein anderes Pulver, und das war ihre Beschäftigung in den Vereinigten Klebstoffabriken AG. Die Pulver rochen alle etwas süßlich nach Dextrin, das Laboratorium roch nach Dextrin, und die weißen Mäntel, die sie alle trugen, rochen ebenfalls nach Dextrin; und wenn man durch den Betrieb ging, um neue Proben zu holen, so lag ein feiner Staub von Dextrin in der Luft und bebte leise und zitternd unter dem Gestampf der Maschinen, und das Dextrin heftete sich leicht klebrig an die Mäntel, aber man gewöhnte sich daran, und man merkte auch nicht mehr den Geruch, wenn man einige Zeit hier gearbeitet hatte.

Dr. Schlosser konnte an der Stellage mit den angesetzten Proben nicht vorbeigehen, ohne das eine oder andere Glas herauszunehmen und prüfend mit dem Holzlöffel darin zu rühren. Manchmal fuhr er mit Daumen und Zeigefinger in die klebrige Masse, nahm ein Klümpchen Masse heraus und zerrieb es zwischen den beiden Fingern, um die Dichte und die Klebkraft zu prüfen, dann wischte er die Finger an seinem weißen Mantel ab und eilte weiter. Der Mantel wehte wie eine Fahne hinter ihm her.

Charlott arbeitete schon seit drei Jahren in diesem Laboratorium und kannte alle Produkte auswendig; sie erkannte sie an der Farbe und am Geruch, und sie wußte, daß RS für die brasilianische Post bestimmt war zum Gummieren der Briefmarken, und sie wußte, daß UB/2 nach Frankreich ging zum Aufkleben von Etiketten auf Kognakflaschen, und sie wußte, daß Dr. Abert seit vielen Wochen versuchte, einen Klebstoff zu erfinden, der Blech auf Blech kleben sollte und billiger sein mußte als tierisches Produkt. Sie hatte Verständnis für die Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens, sie wußte, wie schwer es war, einen billigen Ersatz zu finden für tierische Leime, und sie hatte eine große Hochachtung vor Dr. Schlosser und Dr. Abert. Es tat ihr sehr leid, wenn Zerreißproben mißlangen und Herr Dr. Abert dann seufzte und verstimmt mit traurigen Augen umherging.

Charlott hatte wenig Hochachtung vor ihrer unmittelbaren Vorgesetzten, der Frau Kastner; sie wußte ebensogut Bescheid wie Frau Kastner, und wenn Frau Kastner auf Urlaub war, beaufsichtigte Charlott die übrigen Mädchen, obwohl sie fast die jüngste war, aber sie hatte alles im Kopf und brauchte niemals in den Tabellen nachzusehen; sie war hineingewachsen in den Betrieb und arbeitete wie ein nie versagender Automat und wußte über alles Bescheid. Nur von Formeln verstand sie nicht viel und haßte die Theorie; das hielt sie für überflüssig, und darum konnte sie es nie weiterbringen und blieb eine kleine Laborantin in bevorzugter Stellung. Sie war eine Laborantin und würde niemals mehr sein können, aber daraus machte sie sich nicht viel; sie dachte niemals daran, was in zehn Jahren sein würde. Sie dachte, bis dahin würde sie verheiratet sein, und dann brauchte sie nicht mehr zu arbeiten.

Wenn Egon Blechschmidt aus Holland kam, freuten sich die Mädchen im Laboratorium, er setzte sich auf den Tisch und erzählte Witze und rauchte holländische Zigaretten obwohl es nicht gestattet war, im Laboratorium zu rauchen; aber das kümmerte ihn einen feuchten Sand, er konnte es sich erlauben, er war Generalvertreter für Holland und Belgien und die Ostindischen Kolonien und hatte den größten Umsatz aller Auslandsvertreter. Er besaß ein herrliches Automobil und sandte mitunter Ansichtskarten aus Sumatra an die Damen im Laboratorium. Die Ansichtskarten wurden mit Reißnägeln an der Wand befestigt, und die Mädchen fanden ihn bezaubernd und schwärmten insgeheim für ihn und meinten bei sich, er wäre ein Mann wie aus einem Film.

Dr. Schlosser teilte nicht diese Sympathie für Egon Blechschmidt. Er fand ihn ziemlich unausstehlich, weil er die Direktion gegen das Laboratorium aufputschte und kaufmännische Interessen von wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht zu trennen vermochte, in welchem Punkte Dr. Abert über Herrn Blechschmidt genau so dachte. Beide atmeten befreit auf, wenn er wieder nach Holland abgereist war; er ließ ein zerstörtes Ameisenreich hinter sich, und es kostete viele Mühe, die alte Ordnung wieder herzustellen.

Er kam diesmal unerwartet; sein weißes Automobil fuhr geräuschlos auf den zementierten Hof. Er sprang aus dem Wagen, nickte dem Portier zu, nahm die gelbe Aktenmappe unter den Arm und ging gleich zu Dr. Schlosser hinein.

„Tag, Doktor“, sagte er grinsend, „wie geht's?“

Dr. Schlosser reichte ihm die Hand.

„Danke, und Ihnen? Wieder mal in Berlin?“

Dr. Schlosser rückte nervös an der Brille.

Blechschmidt setzte sich in einen Ledersessel. „Große Sache, Doktor.“

Dr. Schlosser lachte kurz auf. „Ach, Sie mit Ihren großen Sachen. Sie brauchen innerhalb von vierundzwanzig Stunden einen Klebstoff, der noch viel, viel billiger ist als das billigste Konkurrenzprodukt, der feuerfest ist und wasserfest ist und mit dem man Eisen kleben kann und Glas und was weiß ich —.“

„Nee“, lachte Blechschmidt, „ganz so schlimm ist es nicht. Passen Sie auf, Doktor! Ich kann ein Bombengeschäft machen, allerdings eilt es, Sie müssen sich sofort dahintersetzen. Ich brauche einen Leim, der unbedingt wasserfest ist, er muß unter Wasser halten wie Tod und Teufel. Ich brauche den Leim für eine Rotterdamer Bootswerft. Von englischer Seite liegt ein Angebot vor zu 12 Mark —“

Dr. Schlosser lachte auf. „Zwölf Mark. Ich werde Ihnen etwas sagen, Herr Blechschmidt: Lassen Sie ruhig die Engländer dieses Geschäft machen.“

„Ich denke gar nicht daran. I c h will dieses Geschäft machen.“

„Aber nicht mit uns, Herr Blechschmidt. Einen solchen Leim gibt es nicht, das haben wir Ihnen mindestens sechshundertmal gesagt und geschrieben. Daß die Herren Kaufleute es nicht und nicht lernen wollen, ihre Phantasie in den Grenzen des technisch Möglichen zu bewegen. Derartige Wunderleime, wie Sie sie immer von uns verlangen, gibt es nicht, gibt es einfach nicht, Herr Blechschmidt, wir sind keine Zauberer, gewöhnen Sie es sich doch endlich ab, derartig leichtfertig und laienhaft zu denken —“

Blechschmidt lachte: „Regen Sie sich nicht auf, Doktorchen! Ich denke durchaus nicht laienhaft, ich sage nur, was die Engländer können, das können wir auch.“

„Natürlich können wir das, aber ich bezeichne es als glatte Unwahrheit, d a ß die Engländer es können. Wenn Ihnen solches berichtet wurde, dann war es eine


KISSNER
Band hochziehen bis Deckel sid hebt

Falschmeldung, das ist doch einfach unmöglich, ich meine, ich lasse mich nicht ins Bockshorn jagen —"

„Nichts für ungut, Doktorchen, ich will Ihrem wissenschaftlichen Gewissen um Gottes willen nicht nahetreten, verstehen Sie mich recht, die Engländer haben wirklich ein Angebot von zwölf Mark gemacht, das ist keine Falschmeldung, das ist eine ernste Angelegenheit."

Dr. Schlosser warf die Hände in die Luft: „Wo sind die Muster? Warum bringen Sie mir keine Muster von dem Wunderprodukt? Was ich nicht sehe, hochverehrter Herr Blechschmidt, das glaube ich nicht, kaufmännische Manöver interessieren mich nicht, ich will Muster sehen, bevor ich keine Muster sehe, ist die Sache für mich vollkommen indiskutabel. Und überhaupt: Bootsleime, das ist nicht einmal ein Geschäft, das sind keine Umsätze, Boote werden nicht am laufenden Band erzeugt, auch in Rotterdam nicht, wir haben kein Interesse an kiloweiser Belieferung —"

„Täuschen Sie sich nicht, Doktor, es handelt sich um 1000 Kilo monatlich. Laufend."

„Egal, aber nicht zu 12 Mark, das können Sie mir nie einreden, lieber Herr! Ich erkläre Ihnen hiermit zum letztenmal mit allem Nachdruck: Wenn eine englische Fabrik einen Bootsleim zu 12 Mark anbietet, dann ist es entweder ein Kaseinleim, den sie weit unter Preis verkaufen, oder es ist einfach Humbug. Einen anderen Bootsleim als Kasein gibt es nicht, und der ist für 12 Mark nicht lieferbar, nirgends in der Welt, Herr Blechschmidt, das wissen Sie als Kaufmann ja viel besser als ich."

„Natürlich weiß ich das, Doktor, mit Kasein haben schon die alten Babylonier gearbeitet. Ich frage mich nur, wo bleibt der Fortschritt von fünftausend Jahren, wenn es heute noch nicht möglich sein sollte, einen gleichwertigen Ersatz herzustellen, der die Hälfte kostet."

„Das ist typisches Laiengerede, Herr Blechschmidt, so reden nur Laien und Vertreter. Solange eine wissenschaftliche Forschung durch Preiskalkulation bestimmt wird, bleibt sie gebunden an Händen und Füßen. Es ist keine Schande, wenn ich heute, ich kann wohl sagen, als erster deutscher Fachmann auf diesem Gebiet, erkläre, es ist unmöglich, glatt unmöglich, einen Ersatz für Kaseinprodukte herzustellen, der gleichwertig und zugleich in der Herstellung wesentlich billiger ist. Gibt es einfach nicht, und wird es nie geben. Es ist zwecklos, darüber Worte zu verschwenden. Die Herren Kaufleute müssen sich nolens volens damit abfinden, auch wenn es ihnen schwerfällt, mit Utopien sich abzugeben, hat gar keinen Sinn."

„Utopien... Schließlich war die Dampfmaschine auch nur so lange eine Utopie, wie sie noch nicht erfunden war"

„Sie wurde aber auch nicht erfunden auf Betreiben von gewissen Auslandsvertretern, die damit Geld verdienen wollten."

Blechschmidt lachte: „Da haben Sie wieder recht, Doktor. Sie glauben also, die Engländer bieten Kaseinprodukte an?"

„Glauben, glauben! Ich weiß es!" Er hob empört die Schulter. „Verschaffen Sie mir Muster, und ich werde Ihnen genau sagen, was die Engländer da anbieten für 12 Mark! Für mich persönlich ist die Sache erledigt, solange ich nichts Konkretes vorliegen habe."

„Warum so böse, Doktor, wir ziehen im Grunde doch beide an demselben Strang."

„Darüber kann man verschiedener Meinung sein. Was mich betrifft, muß ich leider sagen, daß ich von der kaufmännischen Seite her in meiner Arbeit immer nur Schwierigkeiten erfahren habe und niemals eine aufbauende Unterstützung. Das liegt wohl im Wesen der Kaufleute."

„Jetzt sind Sie ungerecht, lieber Doktor. Erinnern Sie sich an den Zelluloidleim, das war eine Anregung von mir, und wir sind beide gut gefahren dabei."

„Na ja", sagte Dr. Schlosser, „kommt auch selten genug vor, daß es klappt." Er stand auf. „Ich muß jetzt in den Betrieb, Sie entschuldigen mich wohl." Er ging mit wehendem weißem Mantel aus dem Büro und warf die Tür hinter sich zu, Blechschmidt blickte ihm nach; sowas von einem alten Weißbart. Er stand auf und trat ins Laboratorium.

„Mahlzeit, meine Damen", er rieb sich grinsend die Hände.

„Ach, der fliegende Holländer", rief Frau Kastner; die Mädchen lächelten und befingerten schnell ihre Frisuren. Frau Kastner reichte ihm die Hand. „Was gibt es Neues im Lande des Edamers?" fragte sie laut und zeigte ihre langen gelblichen Zähne.

„Nichts Neues", lachte er, „egalweg Tulpen, Grachten und dicke Mädchen."

Jetzt lachten sie alle auf. Er trat zu Charlott. „Tag, Fräulein Kubowski, wie geht's?"

Sie lächelte ein wenig verwirrt, sie hielt ein Glas mit RS/Britisch in der Hand, und ihre Finger waren beschmiert. „Danke, gut."

Er blickte sie eine Sekunde lang an; ihr Gesicht war leicht erhitzt, und auf ihren Wangen lag ein rosiger Pfirsichhauch, und zwischen den halbgeöffneten Lippen schimmerten die sehr weißen Zähne, und die silberblonden Haare standen etwas wirr.

Er drehte sich um. „Nee", sagte er zu Frau Kastner, „Berlin bleibt Berlin. Nichts über Berlin., Hallo, Fräulein Gotthelf, was ist denn mit Ihnen los, seit wann so blond? Ich hätte Sie fast nicht erkannt, Donnerwetter so viel schöne junge Damen auf einem Fleck, ich werde mich um Ihre Stellung bewerben, Frau Kastner, Sie können dann für mich nach Holland gehen."

Frau Kastner lächelte geziert und nahm ihren Kneifer ab.

„Das würde Ihnen wohl passen", sagte sie. „Bleiben Sie ruhig bei Ihren dicken Mädchen in Holland, hier würden Sie nur Unfug anrichten"

„Eben das reizt mich", sagte er lachend, „wo ist denn die kleine Rothaarige mit der ulkigen Nase?"

„Die hat geheiratet."

„So, geheiratet. Na, und sonst, was gibt's sonst Neues hier, keinerlei Verlobungen getätigt inzwischen?"

„Doch", sagte ein langes blasses Mädchen mit einem Vogelgesicht, „ich."

Blechschmidt ging zu ihr und reichte ihr die Hand. „Meinen Glückwunsch!"

Das Mädchen lächelte, sie hatte einen langen dünnen Hals.

Wie sie sich vorkommt, dachte Charlott, hat'n fünfzigjährigen Witwer geangelt, mit'n Zigarrenladen, darauf brauchste dir nischt einzubilden, läßt sich von Herrn Blechschmidt gratulieren, wie die sich vorkommt, und hat'n falsches Gebiß.

Frau Kastner fragte: „Und Sie, Herr Blechschmidt, wann können wir Ihnen zu Ihrer Verlobung gratulieren?"

„Mich will keine", sagte er und spazierte im Laboratorium umher und rieb sich vergnügt die Hände, „ich hab' schon alles mögliche probiert. Von mir will keine was wissen."

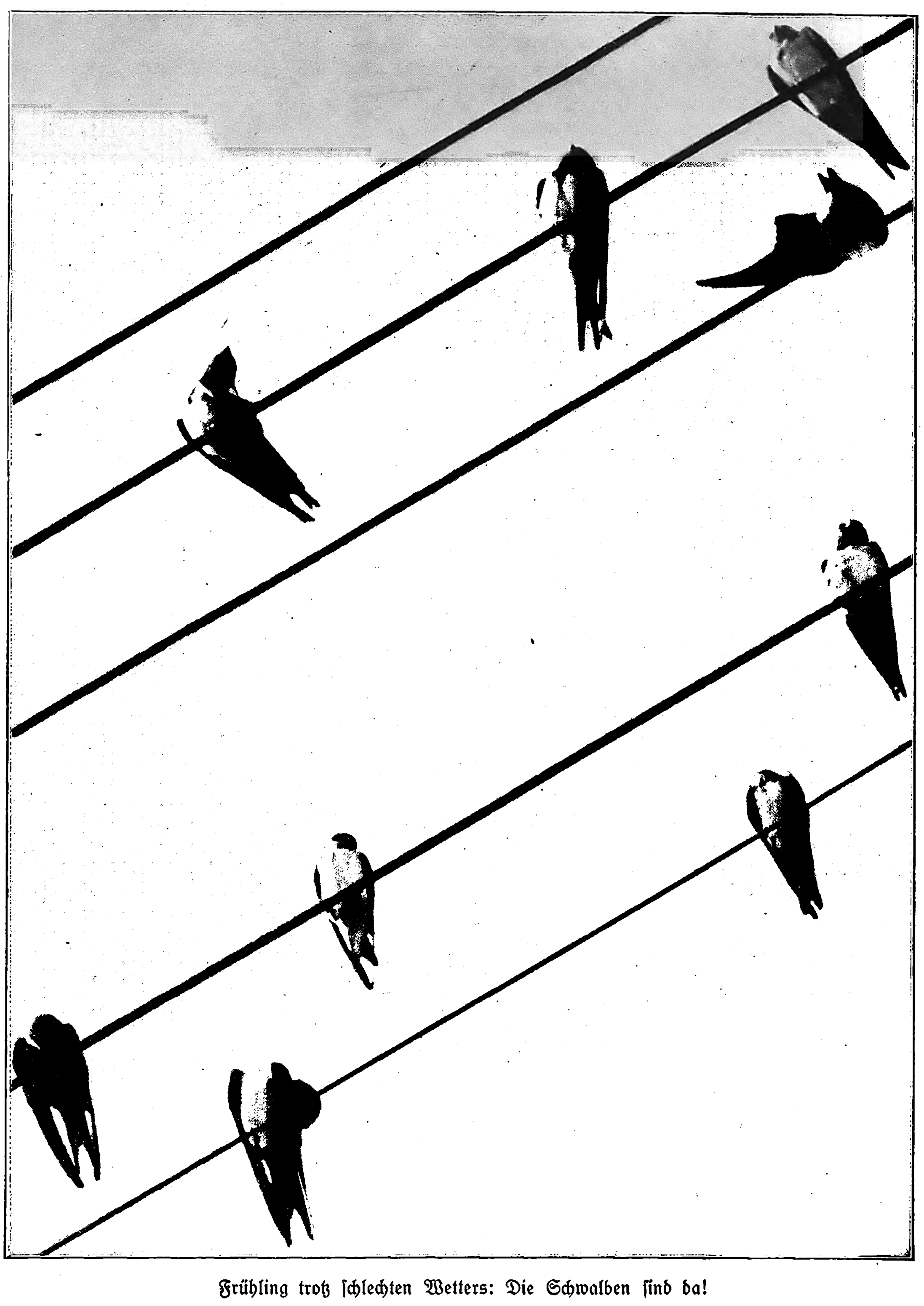
„O Sie Schwindler", rief Frau Kastner.

Dr. Albert kam auf Gummisohlen herein; sein Mantel stand offen und auf seinem Jackett war Zigarrenasche. Er blinzelte kurzsichtig; er hatte einen Bauch und ein rundes Gesicht. Er hielt eine Tabelle in der Hand.

„Hallo, Albert", rief Blechschmidt und hielt ihn am Mantel fest, „nicht so eilig, Herr!"

Albert blickte ihn an. „Mensch, Blechschmidt, wo kommst du denn her, seit wann bist du hier?"

„Eben angekommen. Ich bleibe eine Woche."



Frühling trotz schlechten Wetters: Die Schwalben sind da!

Aufn.: R. Scherber.

Abert verdrehte die Augen und schnitt eine Grimasse. „Gnade uns Gott! Kommst du friedlich, oder hast du wieder einen Koffer voll Reklamationen und Beschwerden."

Blechschmidt lachte. „Hab' ich, mein Junge, hab' ich tatsächlich, und nicht so knapp. Aber keine Angst", er klopfte ihm auf die Schulter, „wird euch alles mit größtmöglichster Schonung beigebracht! Eben habe ich mit Dr. Schlosser gesprochen, bloß 'n paar Minuten habe ich mit ihm gesprochen, und schon war er böse und ist aus dem Zimmer gerannt und hat mich einen Laien genannt und Kaufmann geschimpft, das scheint das ärgste Schimpfwort im Wortschatz von euch Weißbärten zu sein." Er lachte.

„Na hör mal", sagte Abert, „ich bin doch kein Weißbart."

„Noch nicht", sagte Blechschmidt, „aber bald. Bist auf dem besten Wege, mein Junge, brauchst nur noch ein neues Element zu entdecken, dann ist es so weit."

„Donnerwetter", staunte Abert, „du hast doch nicht am Ende im geheimen Chemie studiert?"

„Wieso denn?"

„Du sprichst von Elementen."

Die Mädchen lachten. Das Telephon klingelte. Frau Kastner ging an den Apparat. „Jawohl", sagte sie, „endlich haben Sie Glück, einen Augenblick, bitte!" Sie deckte die Hand über die Hörmuschel. „Herr Blechschmidt, hier ist eine Dame, sie ruft schon die ganze Woche jeden Tag an, ob Sie schon in Berlin sind, bitte." Sie reicht ihm den Hörer.

Er runzelt die Stirn und schüttelt den Kopf, Abert eilte auf Gummisohlen davon, die Mädchen arbeiteten mit unbeteiligten Gesichtern und spitzten die Ohren. „Blechschmidt", sagte er, dann lächelte er und drehte sich herum und blickte zum Fenster hinaus, „das ist sehr nett von dir, wirklich, erst heute morgen, direkt aus Amsterdam, natürlich, wann du willst, im Exzelsior, ja, ich wohne diesmal im Exzelsior, gut, wie soll's einem denn schon anders gehen als gut, na ja, das sag' ich auch immer. Hör mal, Kind, wir können zusammen Mittag essen, Unsinn, Probe, was heißt Probe, es wird auch ohne dich gehen, was probt ihr denn, von Schiller, ach von Shaw, was lachst du denn, kann doch auch von Schiller sein, na schön, mir ist's recht, also um fünf im Eden, jawohl, natürlich, natürlich, also bis nachher auf Wiedersehen, hallo, du, was ich sagen wollte, du kommst doch allein, nee, gar nicht, mir fiel nur eben der alberne Jüngling mit dem Monokel ein, na nichts für ungut, also auf Wiedersehen." Er legte den Hörer auf, Frau Kastner drohte ihm mit dem Zeigefinger, er lachte. „Eine Kusine von mir", sagte er. Und als die Mädchen kicherten: „Was denn, wirklich eine Kusine. Sie ist Schauspielerin."

„Tatsächlich?" fragte Frau Kastner und setzte den Zwicker auf, „haben Sie eine Kusine, die Schauspielerin ist?"

Er grinste „In gewissem Sinne, ich meine, wenn man von Adam und Eva ausgeht, sind wir ja alle irgendwie miteinander verwandt —"

Sie schlug ihm auf den Ellbogen. „O Sie", dabei ärgerte sie sich ein wenig, besonders, weil die Mädchen lachten.

Er knöpfte sein Jackett zu. „Ich muß jetzt gehen, also seid alle recht brav und fleißig, damit Onkel Blechschmidt keine Reklamationen bekommt und viele, viele Gulden verdient! Adschüs, Kinder!"

Die Mädchen lachten, und als er fort war, schien es, als ob es im Laboratorium um ein weniges finsterer geworden wäre.

Frau Kastner stellte die Autorität sofort wieder her: „Fräulein Domcke", sagte sie, „holen Sie doch bitte die Rapporte von gestern abend aus der Betriebskanzlei, es scheint doch —", sie blickte stirnrunzelnd in ein blaues Heft — „als ob tatsächlich ... zehn Sack .. DLT ... kann ich mir ... gar ... nicht ... vorstellen .."

Um zwei rief dann Herr Blechschmidt aus dem Exzelsior an: „Hören Sie mal, Doktorchen, Sie müssen mir ein Weib schicken."

„Was muß ich?" fragte Dr. Schlosser.

„Sie müssen mir ein Weib schicken, eine Dame, ein Mädchen, ein Fräulein, was Sie wollen, jedenfalls brauche ich ein Geschöpf mit einem Block und einem Bleistift, ich muß diktieren."

„Diktieren?"

„Jawoll, Reklamationen."

„Und ich soll Ihnen eine schicken, ausgerechnet ich, lassen Sie sich doch eine vom Verkaufsbüro schicken, was geht denn mich —"

„Ach nee, Doktor, ich will eine aus dem Laboratorium haben, die wissen besser Bescheid, braucht man nicht so viel zu buchstabieren."

„Na dann kommen Sie doch her und arbeiten Sie hier, warum soll ich denn da erst —"

Blechschmidt seufzte: „Sie werden noch einmal an meinem Tod mitschuldig sein, ist ja so langweilig, immer nach Johannisthal rauspilgern, warum steht die olle Fabrik ausgerechnet in Johannisthal, das ist doch nicht meine Schuld, das müssen Sie einsehen."

Dr. Schlosser rückte seine Brille zurecht. „Mein Gott", sagte er unentschlossen, „wir müssen doch auch täglich hier rausfahren."

„Das ist was anderes, Sie sind das schon gewöhnt. Wissen Sie, ich vertrage den Dextringeruch nicht. Mir wird regelmäßig schlecht. Wirklich."

„Wann fahren Sie wieder nach Holland zurück, Herr Blechschmidt?"

Blechschmidt lachte. „Hängt ganz davon ab, wie Sie zu mir sind. Wenn Sie nett sind, recht bald."

„Hoffentlich. Also ich schicke Ihnen eine."

„Danke, aber bitte nicht die verlobte, die ist zu mies, das lenkt von der Arbeit ab."

„Du lieber Gott, was soll denn — ich schicke Ihnen Fräulein Kubowski."

„Die ist wieder zu hübsch, das lenkt ebenfalls von der Arbeit ab, schicken Sie mir eine Dame von indifferenter Beschaffenheit —"

„Herr Blechschmidt," schrie Dr. Schlosser, „Sie soll der Teufel fressen, ich schicke Ihnen Fräulein Kubowski, und basta, und lassen Sie mich jetzt in Frieden, auf Wiedersehen!" — — —

Der Liftboy führte Charlott bis an die Zimmertür; 42 stand an der Tür, er klopfte und öffnete ihr die Tür.

Charlott trat ein, sie sagte: „Guten Tag, Herr Blechschmidt", und lächelte artig. Sie trug ihren grauen Mantel mit den breiten Schultern und das blaue Mützchen. In der geräumigen Manteltasche hielt sie einen zusammengerollten Block. Sie blieb unschlüssig stehen, das Zimmer war groß und hatte Klubsessel und dicke Teppiche, und es roch angenehm, nach irgendeinem Parfüm roch es und nach Zigarettenrauch.

Blechschmidt saß auf einer niedrigen Couch und rieb sich mit beiden Händen das Gesicht, offenbar hatte er geschlafen und war erst durch die Telephonmeldung des Portiers aufgewacht. Seine hellen Haare standen noch unordentlich um den Kopf.

„Grüß Gott", sagte er gähnend, „legen Sie ab, Fräulein Kubowski."

Charlott zog den Mantel aus, faltete ihn zusammen und legte ihn über einen Klubsessel, sie warf ihr Mützchen darauf und fuhr sich mit der Hand übers Haar und blickte verstohlen in den Spiegel der Schranktür. Dann stand sie da und hielt den zusammengerollten Block in der Hand.

„Setzen Sie sich, Fräulein Kubowski", sagte er, „und ruhen Sie sich erst mal aus."

„Ach", sagte sie und lachte. „ich bin doch nicht müde."

Sie strich mit der Hand über den Rücken und glättete das Kleid. Dann setzte sie sich auf die Kante eines gewöhnlichen Stuhles, saß aufrecht und abwartend mit übereinandergeschlagenen Beinen.

„Scheußliche Reise", seufzte er, „dieses verdammte Johannisthal."

„Sie haben doch Ihr Auto, Herr Blechschmidt."

„Dennoch. Muß langweilig sein, täglich mit der Stadtbahn zu fahren, was?"

„Och, man gewöhnt sich dran."

Er stützte den Kopf zwischen die Hände und blickte auf den Teppich und gähnte, dann breitete er die Arme aus und schloß die Augen und reckte sich ächzend und schnitt eine Grimasse. Dann ließ er die Arme fallen und blickte Charlott mit einem Auge an. „Zigarette?" fragte er.

„O nein, danke," lehnte Charlott hastig ab.

„Nichtraucherin?"

„Das nicht — aber während der Arbeit —"

„Quatsch", er nahm eine Schachtel von dem Tischchen neben der Couch. „Ismanul, original egyptisch, bitte sehr."

Sie nahm eine Zigarette. Er knipste sein Feuerzeug an und hielt es ihr hin. Sie sagte „Danke schön" und hielt die Zigarette etwas steif zwischen den Fingern.

„Tja", meinte er seufzend, „eigentlich wollten wir arbeiten. Oder haben Sie zufällig Ihren Block vergessen?"

„Hier", sie hob die Hand mit dem Block.

„Schade. Es wäre eine willkommene Ausrede gewesen, sich zu drücken. Wissen Sie, bei so einem Wetter hat man zu nichts Lust, und am wenigsten zur Arbeit. Geht es Ihnen auch so?"

„Was soll man tun", sagte sie und rauchte, „wenn man muß."

„Schlimm, überhaupt, Arbeit ist schlimm. Geldverdienen ist fein, aber Arbeit ist schlimm. Ich meine richtige Arbeit. Kunden besuchen und reisen und die Leute hereinlegen, das ist nicht Arbeit. Das ist Sport. Aber so vorm Schreibtisch hocken in einem Zimmer, Tag für Tag, in Papier wühlen und so — brr, stell' ich mir schlimm vor. Sie nicht?"

„Och —", sie hob eine Schulter, „alles Gewohnheit."

Er legte sich zurück, quer über die Couch, auf die Ellbogen gestützt, lehnte den Kopf gegen die Wand, im Mundwinkel hing die Zigarette. Er blickte Charlott fröhlich an. „Ich streike", sagte er, „ich trete hiermit in den Generalstreik. Dort in dem braunen Koffer liegt eine Mappe, Reklamationen steht drauf. Diese Mappe befindet sich in dem dummen Glauben, daß ich sie jetzt ans Tageslicht befördern werde und sie hier eine wichtige Rolle spielen wird. Sie wird sich täuschen, soll sie vermodern meinetwegen, Fräulein Kubowski, sie soll zum Teufel gehen. Ich bin nicht verantwortlich für das Wetter, das müssen Sie zugeben. Ich arbeite grundsätzlich nur bei Sonnenschein. Nicht meine Schuld, daß keine Sonne scheint. Habe ich recht, Fräulein Kubowski?"

Sie lachte. „Weiß ich nicht, wenn alle Menschen nur bei Sonnenschein —"

„Ach, alle Menschen, was gehn mich alle Menschen an. Überhaupt, ich fühle mich schwach Sie auch?"

Sie riß die Augen auf. „Nöh — warum?"

„Warum? Weil — weil wir jetzt Kaffee trinken werden, Fräulein Kubowski, darum." Er nahm das Haustelephon heran: „Zwomal Kaffee und Kuchen," sagte er, „aber wenn möglich mit höchster Beschleunigung. Nummer 42." Er hängte den Hörer wieder ab. „Das war 'n gute Idee, Fräulein Kubowski, wir sind stärkungsbedürftig."

Charlott war unruhig. „Ich muß aber gehen, Herr Blechschmidt, wenn Sie mir doch nicht diktieren wollen —"

„Unsinn", sagte er, „natürlich werde ich Ihnen diktieren, aber erst müssen wir uns stärken. Was versäumen Sie denn schon in Ihrem ollen Laboratorium."

„Das nicht, aber wenn Herr Dr. Schlosser nachher die Abschriften verlangt, und es kommt heraus, daß Sie mir gar nichts diktiert haben —"

„Ach Kind, Sie dürfen nicht so ängstlich sein. Dann sagen Sie eben, Herr Blechschmidt hat Sie zum Kaffee eingeladen, und Sie durften nicht fortgehen. Wird dann auf mein Konto geschrieben und nicht auf Ihres. Und bei mir kommt es wirklich nicht mehr drauf an." Er lachte. „Herr Dr. Schlosser hat mir heute das Angebot gemacht, mich vom Teufel fressen zu lassen. Wissen Sie, die vertragen es nicht, daß man ihnen auf die Finger sieht. Schließlich aber, Fräulein Kubowski, kommt es ja schließlich nicht darauf an, was die in ihren ollen Retorten auskochen, sondern darauf was verkauft wird. Wenn wir nichts verkaufen, nützt die ganze Wissenschaft nichts, die haben sich nach uns zu richten, und nicht wir nach ihnen." Er lachte. „Das wissen die Burschen ganz genau, und darum sind sie auch so giftig." Er blies den Zigarettenrauch stoßweiße aus dem Mund. „Ist ja auch egal", sagte er, „was interessiert Sie das. Interessiert nicht einmal mich – herrrein!"

Ein junger Mann in einem Frack, mit einem langen, pomadisierten Schädel brachte ein großes Tablett mit Kännchen und Tellern und Tassen, auf einer silberähnlichen Schüssel mit einem Spitzendeckelchen aus Papier lagen Kuchenstücke zum Aussuchen. Charlott wählte einen Kirschkuchen. Der junge Mann stellte alles auf den Tisch und schloß geräuschlos die Tür hinter sich.

„Sahne?" fragte Blechschmidt und hob ein Kännchen mit Sahne hoch.

„Nein, danke",

„Zucker?"

„Auch nicht, danke", sie lächelte entschuldigend.

Er lachte. „Die schlanke Linie." Sein Blick glitt flüchtig über ihre sitzende Gestalt, sie war schmal, ihre Hüften waren schmal, und die Beine unter dem engen Kleid lagen schlank und fest nebeneinander Er hob den Blick und starrte gedankenlos auf ihren Halsausschnitt. „Wie alt sind Sie eigentlich, Fräulein Kubowski?"

„Zwanzig, noch nicht ganz, im Januar werde ich zwanzig."

„Ach, so jung noch."

„So jung noch, sehe ich denn älter aus?"

„Nein, nein", wehrte er ab, „älter sehen Sie nicht aus. Aber es ist heute schwer, das Alter junger Mädchen zu schätzen, unter dreißig ist es schwer, sehen alle gleich aus, finde ich."



Beliebtheit muss verdient sein

Die bleibende Gunst des Publikums beruht weder auf Zufälligkeiten noch auf Launen. Sie wird nur dem gewährt, der sie sich durch Können und Fleiß verdient hat — der in dauerndem Streben nach Vervollkommnung bleibende Werte geschaffen hat.

In den letzten 10 Jahren, in denen Cigarettenmarken in dauerndem Wechsel kamen und gingen, wurde und blieb Atikah die meistgerauchte 6 Pf.-Cigarette. Das ist kein Zufall: durch ihre hervorragende, stets gleichbleibende Qualität, durch ihr Vorbild als reine, rassige Orientcigarette und durch ihr Eintreten für die Pflege traditioneller Rauchkultur hat Atikah ihre Beliebtheit verdient!



AUSLESE
Cigaretten

ATIKAH 6 Pf.

Selbstverständlich* OHNE *Mundstück

Charlott lachte ein wenig, ihre Wangen waren heiß, sie fühlte, wie sie innerlich gespannt war und auf der Lauer lag und aufpassen mußte, um sich frei und ungezwungen zu geben: aufregend und ungewohnt war das; warum trank er Kaffee mit ihr, und das war das Exzelsior... Sie saß im Exzelsior im Zimmer 42, und in Johannisthal ging Frau Kastner im Laboratorium auf und ab und blickte durch ihren Zwicker und meckerte; hier saß sie mit Herrn Blechschmidt in einem Hotelzimmer, das war eine ziemlich aufregende Sache; es war das erstemal, daß sie mit einem Herrn in einem Hotelzimmer saß, und sie paßte auf, um ungezwungen zu sein und so zu tun, als ob nichts Besonderes los wäre.

„Wie lange sind Sie schon bei der Firma?" fragte er und stach dabei mit der Kuchengabel in einen Windbeutel.

„Drei Jahre bald."

„So lange wie ich, ich bin auch seit drei Jahren dabei."

„Ach, nicht länger, ich dachte, Sie wären schon seit vielen Jahren bei uns."

„Nöh", wehrte er kauend ab.

„Und früher", fragte sie zaghaft, „waren Sie auch in der Branche —"

„Noch nie. Ich habe Automobile verkauft und Emailwaren und Textilien und alles mögliche. Wie ich auf die gottverlassene Idee kam, mit Klebstoffen zu handeln, das weiß ich heute selber nicht mehr."

„Warum denn, ist denn das so schlimm?"

„Na, Sie werden ja nachher sehen, wenn wir die Reklamationen hervorholen werden. Es ist ja immer nur der Vertreter, der schließlich alles ausbaden muß."

„Aber andrerseits", sagte sie, „wird doch gut verdient —"

Er lachte. „Na hören Sie, wenn man nicht mal verdienen würde, bei der Chose —" das Telephon begann zu summen, er nahm den Hörer ab — „Blechschmidt? Wer? Soll raufkommen." Er hängte ab und sagte zu Charlott: „Ein Freund, Holländer, lebt aber schon lange in Berlin —"

Charlott wollte aufstehen: „Dann gehe ich jetzt lieber, Herr Blechschmidt. Sie werden mir ja doch nichts diktieren heute —"

„Was Ihnen einfällt, natürlich werde ich Ihnen diktieren, Sie sehen ja, man kommt nicht dazu, beim besten Willen nicht, aber wir werden heute noch arbeiten, ich geb's Ihnen schriftlich, wenn Sie wollen, wir arbeiten heute noch."

Jan Blaauw kam grinsend herein und schlenkerte mit den Armen, er sah Charlott nicht sofort und sagte etwas Holländisches, was Charlott nicht verstand, was aber ziemlich unanständig sein mußte, denn Blechschmidt machte „Psst", dann stieß er Jan Blaauw zum Fenster. Da saß Charlott auf ihrem Stuhl und lächelte etwas steif.

„O", sagte Jan Blaauw, es klang wie O--u, „Damenbesuch."

„Mein Freund Jan Blaauw", sagte Blechschmidt, „Fräulein Kubowski."

Jan Blaauw reichte ihr die Hand und drückte sie fest, dann zog er sich einen Stuhl heran, reckte den Hals und blickte auf dem Tischchen herum. Er griff in die Zigarettenschachtel hinein „O", sagte er, „Jsmanul, hab' ich schon lange nicht geraucht, geschmuggelt?" Er sagte: gesmuggelt.

„Leider nicht", erwiderte Blechschmidt, „verzollt. Was gibt's Neues, Jan, gut nach Hause gekommen, gestern?"

„O", sagte Jan Blaauw und nahm eine Rosine die am Rande der Kuchenschüssel lag, „das ist ein Kapitel für sich Störe ich hier?"

„Gar nicht", sagte Blechschmidt, „wir wollten bloß arbeiten" Er stand hinter Charlott und lehnte sich an ihren Stuhl.

„Na, dann ist ja wieder gut", meinte Jan Blaauw, „ich dachte, es wär' was Wichtiges"

Charlott rückte auf ihrem Stuhl, sie war unruhig, und es war ihr nicht sehr wohl in ihrer Haut, was soll denn bloß — ich muß weg, ich muß weg.

„Sie sind Berlinerin?" fragte Jan Blaauw und blickte ihr ins Gesicht.

Charlott nickte.

„Vater Berliner, Mutter Berliner, Großvater Berliner — alles Berliner?"

„Alle Achtung" er runzelte die Stirn, „nirgends gibt es so wenig Berliner wie in Berlin, sind meistens aus dem Rheinland oder aus Schlesien. Sie sind also 'n richtige Berlinerin, alle Achtung, darauf müßten wir eigentlich was trinken, Blechschmidt."

„Du möchtest auf alles was trinken."

„Ich muß Sie was fragen," wandte sich Jan Blaauw an Charlott. ‚Sie sind Berlinerin, Sie müssen das genau wissen: wann sagt der Berliner ‚mir', und wann sagt er ‚mich'?"

„Ist doch klar", sagte Blechschmidt, „immer umgekehrt."

„Du schweig", lachte Jan Blaauw, „wer in Hamburg geboren ist, hat den Mund zu halten, das kann nur ein waschechter Berliner entscheiden." Er blickte Charlott erwartungsvoll an.

„Das ist ganz einfach", sagte Charlott, „der Berliner sagt immer nur ‚mir'"

„Hallo", rief Jan Blaauw, „das nenn' ich eine Antwort, darauf müssen wir was trinken."

„In Gottes Namen", sagte Blechschmidt, „Jenever ist da."

„Bols?"

„Focking."

„Fein, her damit." Er rieb sich die Hände und blinzelte Charlott vergnügt an. „'ne richtige Berlinerin, das ist allerhand."

Charlott lächelte und fuhr sich über das Haar. Blechschmidt stellte Gläser zwischen das Kaffeegeschirr und brachte eine Tonflasche. „Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, Fräulein Kubowski, daß dieser Mann hier durchaus kein typischer Vertreter der holländischen Nation ist. Im Gegenteil, man könnte ihn für alles mögliche halten, nur nicht für einen Holländer"

Charlott warf einen zaghaften Blick auf Jan Blaauw, er hatte eine gute Figur, war groß und dunkel und hatte ein braunes Gesicht und dicke Brauen und bernsteingelbe Augen.

„Meine Mutter ist Spanierin", erklärte Jan Blaauw. „Prost, wir trinken auf die waschechte Berlinerin."

„Mir nicht", bat Charlott erschrocken, als Blechschmidt die Tonflasche über ihr Glas hielt, „bitte nicht."

„Nanu", sagte er, „anti?"

„Nein", sagte sie verwirrt, „ich vertrage es nicht, ich vertrage keinen Alkohol"

„Hoho", lachte Jan Blaauw, „das ist Jenever, das ist kein gewöhnlicher Alkohol, das verträgt man schon. Und ob's man verträgt. Schmeckt wie Limonade, kosten Sie nur. Wie Zitronenlimonade"

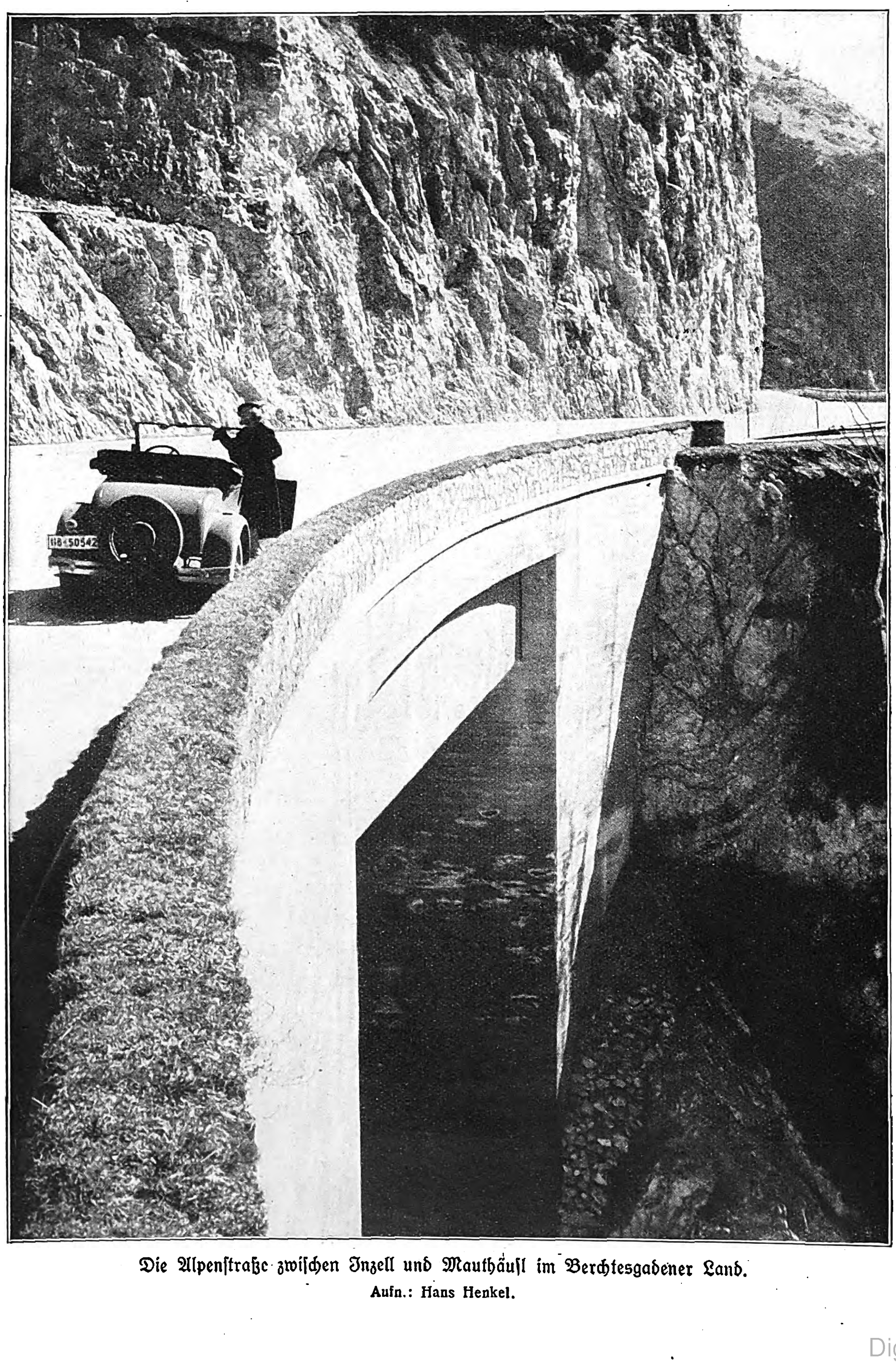
Blechschmidt lächelte vor sich hin und schenkte ihr ein; wie klares Wasser sah das aus. Sie griff zögernd nach dem Glas.

„Also auf die waschechte Berlinerin."

Charlott kniff die Augen etwas zusammen und trank das Glas schnell aus; wie das brennt, das brennt wie die Hölle, das soll wie Limonade schmecken, die machen sich lustig über mich, die wollen mich besoffen machen; huh, wie das brennt, was ist das für ein scheußliches Zeug, Jenever, das heißt Jenever.

„Ah", sagte Jan Blaauw, und stellte das geleerte Glas auf den Tisch; er klopfte sich auf den Bauch und drehte die Augen zur Decke empor. „Gruß aus der Heimat. Na, wie hat's geschmeckt, kleines Fräulein?"

(Fortsetzung folgt.)



Die Alpenstraße zwischen Inzell und Mauthäusl im Berchtesgadener Land.

Aufn.: Hans Henkel.

Die Kämpfer vor dem Skagerrak

VON HEINZ HALTER

(2. Fortsetzung)

Hinter „Invincible" fuhr „Indomitable". Sein Kommandant sah das erregend großartige, grauenvolle Schauspiel: „Da sah ich die zwei Enden eines Schiffes, die senkrecht aus dem Wasser ragten. Das Schiff schien in der Mitte durchgebrochen zu sein und die Hälften jede für sich zu schwimmen. Mein Stückmeister hielt das Schiff für ein deutsches, und die Geschützbedienung schrie Hurra, aber ich konnte den Namen „Invincible" lesen. Vier oder fünf Überlebende klammerten sich an schwimmende Wrackstücke.

Konteradmiral Hood, der eben noch dem Artillerieoffizier seines Flaggschiffes zugerufen hatte: „Ihr Feuer ist gut — jeder Schuß ein Treffer!", versinkt mit dem geborstenen Kreuzer.

*

Ein Schiff ist dem angreifenden Gegner weit überlegen, wenn es ihm seine Breitseite zukehrt, ihm dabei quer vor dem Bug liegt. Es kann alle schweren Turmgeschütze und die Hälfte der Mittelartillerie gegen einen Feind einsetzen, der nur einen, höchstens zwei Türme benutzen kann und auf die gesamte Mittelartillerie verzichten muß. Es ist daher das Bestreben jeder Schiffsführung, diese begünstigte Stellung vor dem Bug des Gegners einzunehmen, selbst gewissermaßen den Schwerbalken an einem „T" zu bilden.

„Crossing the T", „den Strich über das T ziehen", nennen die Engländer dies Manöver.

Gerät eine Flotte in die gefährliche Lage, den Längsbalken eines solchen „T" zu bilden, dann senkt sich der aus feindlichen Schiffen gebildete Querbalken allmählich an den Enden, der Gegner biegt seine Flügel zu einem Halbkreis und schließt endlich, wenn der überraschte Feind nicht einen verzweifelten Ausbruch unternimmt, den Halbkreis zum Ring. Und dann kann er mit den eingekesselten Schiffen machen, was er will!

*

Ein paarmal schon haben Torpedoboote den tollkühnen Versuch gemacht, den Rest der Besatzung der „Wiesbaden" zu übernehmen. Umsonst! In dem schweren Feuer, das immer noch auf dem Schiff liegt, ist ein Herangehen unmöglich.

Aber nun braust Admiral Scheer mit der Flotte heran. Hier gilt es, ein tapferes Schiff zu retten, Kameraden zu bergen. Zwischen die Engländer und ihre regungslose Zielscheibe will er sich legen, das Feuer abfangen und den Gegner niederkämpfen.

Da bricht um Scheer die Hölle los!

Überall, im weiten Bogen von Nordwest nach Osten, tauchen neue Schiffe aus dem Dunst der sich rasch nähernden Dämmerung auf. Die Riesen der „Queen Elizabeth"-Klasse, ein ganz neuer Verband von Panzerkreuzern, dichte Schwärme von leichten Kreuzern und Zerstörern. Und die Torpedoboote, die zur Entlastung der zweiten Aufklärungsgruppe nach Südosten vorgestoßen sind, melden, daß sie dort zwanzig englische Linienschiffe getroffen haben.

Die „Grand Fleet" hat eingegriffen.

„Nun war klar", schreibt Admiral Scheer, „daß wir einen großen Teil der englischen Flotte vor uns hatten, die wenige Minuten später ihre Anwesenheit dadurch bekundete, daß auf dem vor uns liegenden Teil des Horizonts ringsum das Feuer von Salven schwersten Kalibers aufblitzte. Der ganze Bogen, von Norden bis Osten reichend, war plötzlich ein Feuermeer. Deutlich hob sich das Mündungsfeuer aus dem auf dem Horizont lagernden Dunst und Qualm ab, in welchem die Schiffe selbst zunächst nicht erkennbar waren."

Und in diesen schon zum Halbkreis gekrümmten „T-Strich" ist die Hochseeflotte geradeswegs hineingelaufen! Von drei Seiten bricht das Feuer auf die Spitzenschiffe ein. Schon kann Scheer Treffer und Explosionen auf den vordersten Schiffen feststellen, schon liegen die Einschläge dicht vor seinem Flaggschiff „Friedrich der Große". Klar steht die Hochseeflotte gegen den hellen westlichen Horizont, eine vortreffliche Zielscheibe für die 38-cm-Türme der Engländer. Und immer dichter schließt sich der Bogen der um die Flotte kreisenden englischen Linie.

Nur eine Möglichkeit bleibt:

Kehrtwendung zum Gegenkurs!

Herumwerfen der langen Linie der heranstürmenden Schiffe!

Ein Manöver, das, wird es schlecht oder zu langsam ausgeführt, die sofortige Vernichtung der ganzen Flotte bringen kann.

Letztes Mittel der Seetaktik muß es bleiben, und nur die höchste Gefahr kann einen Flottenchef zwingen, das Signal durch die endlos lange Reihe der Schiffe fliegen zu lassen: „Gefechtskehrtwendung nach Steuerbord bis zur Herstellung der Kielwasserlinie in entgegengesetzter Richtung!"

Hier gelingt es. Mit schlichten Worten, aus denen der ungeheure Ernst dieser zwölf Minuten spricht — nur diese außerordentlich knappe Zeit brauchten die Schiffe, um, jedes für sich, auf der Stelle kehrtzumachen — schildert Scheer die Wendung, die eines der glänzendsten Manöver der gesamten Seekriegsgeschichte darstellt.

„Die Kehrtwendung wurde in ausgezeichneter Weise ausgeführt. Bei unseren Friedensübungen war großer Wert darauf gelegt worden, sie auch in einer gekrümmten Linie ausführen zu können und die Durchbringung des Signals mit allen vorhandenen Mitteln sicherzustellen. Die aufgewandte Mühe lohnte sich hier. Die Kreuzer wurden aus ihrer bedrängten Lage befreit . ."

Zwölf Minuten, von 8.33 Uhr bis 8.45 Uhr, hatte die Wendung gedauert. Die Flotte hat sich der drohenden Umklammerung entzogen. Auch die Aufklärungskreuzer drehen nach Westen ab. Aber Hippers Flaggschiff „Lützow" hat so schwere Schlagseite, daß es der Linie nicht mehr zu folgen vermag. In rasender Fahrt, das Vorschiff bis zur Brücke von der hoch aufgeworfenen Bugwelle überspült, werfen sich vier Torpedoboote zwischen den Kreuzer und den Feind. Dichter Qualm bricht aus ihren Schornsteinen und entzieht das verwundete Schiff der feindlichen Beobachtung. Im tollen Feuer hat inzwischen das Torpedoboot „G 39" am Flaggschiff festgemacht, der Admiral mit seinem Stab verläßt das zerschossene Schiff, dessen Bug immer tiefer ins Wasser taucht.

„Derfflingers" Kommandant übernimmt bis zur Wiedereinschiffung Hippers auf einem anderen Kreuzer — sie konnte in dem schweren Feuer erst zwei Stunden später erfolgen — die Führung der Aufklärungsgruppe. Auch sein Schiff ist schwer getroffen. Kurz hintereinander haben vier Schüsse den Kreuzer fast in Stücke gerissen. Zwei Geschütztürme sind außer Gefecht gesetzt. Am Bug strömt das Wasser durch ein Loch von 30 qm Ausdehnung in das Schiff.

Dieser zerschossene „Derfflinger" ist es, der wenig später die Todesfahrt der Schlachtkreuzer angeführt.

Solange Seekriegsgeschichte geschrieben wird, solange alte Soldaten jungen Menschen vom großen Heldentum der blauen See erzählen, wird die Todesfahrt vom Skagerrak unvergessen bleiben. Unvergessen wie der Opfergang vor den Falkland-Inseln, unvergessen auch wie der letzte Kampf der „Emden", unvergessen wie alles, was groß ist in der Welt des Krieges, was seinen Glauben in sich selbst trägt und damit unversiegliche Quelle ewiger Kraft wird.

Die Todesfahrt der Schlachtkreuzer . . .

*

Noch einmal war es Jellicoe gelungen, seine Gefechtslinie im Halbkreis um die deutsche Flotte zu legen. Hinter den Wolken im Westen ist die Sonne verschwunden. Letztes Licht wirft sie auf die deutschen Schiffe. Aus unsichtbarem Hinterhalt feuern Englands Riesen auf Scheers lange Kette. Zum zweiten Male an diesem Abend vollzieht die Flotte die Kehrtwendung. Aber diesmal muß es gelingen, sie ganz vom Feind zu lösen, um sie während der Nacht in neue Kampfstellungen zu führen.

Alle deutschen Torpedobootsflottillen werden gemeinsam mit den Schlachtkreuzern zum Angriff eingesetzt, um den Verbänden der Linienschiffe Luft zu schaffen.

Um 9.13 Uhr weht es vom Mast des Flottenflaggschiffes:

„'ran an den Feind!"

Das alte historische Signal. Der Befehl an Menschen und Maschinen, das Letzte herzugeben.

Und im Kommandostand des „Derfflinger" fügt der Signalgast, der das Kommando ausruft, die Erklärung hinzu, die im Signalbuch diesen Befehl über Leben und Tod erläutert:

„Den Feind rammen! Die befohlenen Schiffe sich rücksichtslos einsetzen!"

Auf allen Schiffen schieben sich die Bambusstangen heraus, und als die Flaggen auswehen, da lesen sie's von jeder Brücke — das Signal „Wimpel 9, Flagge R".

Fünf Grad Schlagseite hat „Seydlitz", der Bug liegt fast unter Wasser, von den fünf Türmen der schweren Artillerie sind noch zwei im Gefecht, in den Munitionskammern ringen sie mit den einbrechenden Fluten, überall lodern die Brände, in die Kommandozentrale strömen Sturzbäche, der Kreiselkompaß ist ein sinnloses Stück Metall geworden . . .

Und nun — „'ran an den Feind!"

Dem Läufer neben sich sagt der Kommandant:

„Vom Kommandanten ans Schiff: Befehl vom Flottenchef: Die Panzerkreuzer 'ran an den Feind!"

Ruhig wiederholt es der Maat nach unten, in die Räume unter dem Panzerdeck, tropft der Ruf, eine Vermittlungsstelle wiederholt ihn der anderen; bis in den letzten Winkel, dorthin, wo nur noch ein verbogenes, verbeultes, platzendes Schott ein Häuflein Menschen von dem nassen Tod trennt, läuft das Signal:

„Vom Kommandanten ans Schiff . . . 'ran an den Feind!"

Stille. Sie müssen's erst fassen . . .

Und dann kommt die Antwort.

Liedfetzen winden sich durch die Panzerschächte, geisterhaft verweht hallt es aus den Sprachrohren:

„. . . über — alles — in — der Welt . . ."

Sie singen. Sie wissen nichts von der Schlacht. Seit vielen Stunden haben sie die Sonne und die Welt nicht mehr gesehen. Eingeschlossen kauern sie hinter Eisenwänden, vor denen der Tod lauert. Und sie wissen in dieser Sekunde des Aufschwungs nichts anderes als das Lied, das sie tausendfach gesungen, das ihnen tausendfach schon mit der Klarheit seiner Idee ans Herz gegriffen hat:

„Deutschland, Deutschland über alles!"

GELD



oder Liebe?



—•—

Ein sehr gewissenhafter, liebevoller Familienvater, der sich ein Auto leisten kann, fragt sich, ob er es sich auch leisten darf: „Nehme ich dann auch meinen Kindern nichts weg? Kann ich ihnen für dieses Geld eines Tages etwas besseres antun?“

Gibt es etwas besseres für Kinder als einen Vater, der nicht mehr abgehetzt, müde und übellaunig nach Hause kommt? Der sich schon auf der Heimfahrt von der Tagesarbeit erholt und dann frisch, froh, lebenslustig ist? Der viel mehr Zeit für die Seinen hat?

Kann ein Vater seinen Kindern etwas besseres antun, als mit seiner Familie hinauszufahren ins Freie, zu Spiel und Sport? Ganze Tage lang nur für Frau und Kinder da zu sein, solange er seine Kinder noch bei sich hat—, alle losgelöst vom täglichen Kleinkram, der auch das herzlichste Familienleben manchmal trübt.— Gibt es etwas besseres für einen Vater, als bei gemeinsamen Fahrten der gute Freund, der rechte Kamerad seiner Kinder zu werden? Sie ganz kennen zu lernen? Ihnen das Vorbild gesunder Lebensbejahung zu sein? Bei seiner Familie den echten Respekt und die tiefe Verehrung zu genießen, die man nur dem Führenden, Lenkenden, Verstehenden so gern und so vorbehaltlos zollt?

Das alles sind Dinge, die überhaupt nicht zu ersetzen sind! Das ist viel mehr wert, als es je kosten kann! Und daß es nicht viel kostet, wissen am besten die Hunderttausende, denen ein Opel Familienglück und Freiheit gibt.

Sicherer Weg zur Zufriedenheit!

Beim Kauf eines Automobils hat Ihre endgültige Wahl auf Jahre hinaus bestimmenden Einfluß auf Ihr Glück, Ihre Zufriedenheit, Ihre Stimmung und Laune. Von dieser endgültigen Wahl hängt weit mehr ab als von der Wahl eines anderen Gebrauchsgegenstandes. Deshalb ist es in Ihrem Interesse unerläßlich (entschuldigen Sie das ernste Wort), daß Sie vor dem Kauf alle Wagen, die nach ihrem Preis für Sie in Betracht kommen, sorgfältig prüfen und rücksichtslos probefahren. Nur so können Sie mit Sicherheit den richtigen Wagen für Ihre Zwecke und Ansprüche wählen. Die OPEL-Wagen stehen Ihnen zur unverbindlichen Prüfung und Probefahrt bei Ihrem OPEL-Händler zur Verfügung. Sie brauchen dort nur anzurufen!

ADAM OPEL A.G.
Rüsselsheim a. M.

OPEL P4 von RM 1650 an • OPEL »Typ Olympia« Cabriolet-Limousine und Limousine RM 2500 • OPEL »6« von RM 3250 an • Preise ab Werk Rüsselsheim a. M.

Und dann dröhnt es durchs Schiff, und die Schaufeln der Heizer schlagen an die Wände der Bunker den Marsch zu dem Schlachtruf, der vor mehr als anderthalb Jahrhunderten ein stolzes Kürassier-Regiment zur rasenden Attacke von Roßbach zusammenriß:

„Drauf Seydlitz!"

*

Im vorderen Kommandostand des „Derfflinger" steht der Führer dieser Todesfahrt, Kapitän z. S. Hartog. In wenigen Minuten haben zwei schwere Treffer die beiden hinteren Türme mit der gesamten Besatzung vernichtet. Die Artillerie-Zentrale mußte wegen Gasgefahr verlassen werden, eine 38-cm-Granate ist unter der Brücke explodiert und hat das Kartenhaus über Bord gefegt. Von den sechs Geschützen der Mittelartillerie der Backbordseite feuern nur noch zwei, überall im Schiff schwelen Brände, der Torpedobugraum ist vollgelaufen. In der unerträglichen Hitze der Maschinenräume tasten sich Menschen unter Gasmasken durch die Rauschschwaden; auch in den Kommandostand schlagen grün-gelbe Giftwolken durch die Sehschlitze.

Und immer noch wirft sich das zertrommelte Geschwader todwunder Schiffe dem Feind entgegen. Auf 8000, jetzt auf 7000 Meter sind sie ihm nahe. Kein Panzer kann auf diese Entfernung den schweren Granaten standhalten, die wie ein brüllender, feuriger Orkan gegen die Schiffe fegen. Weiß glühen die zertrümmerten Türme, Feuersäulen stehen wie Todesfackeln über den furchtbar zugerichteten Decks.

Und immer noch rasen die Schlachtkreuzer gegen den Feind, jetzt parallel mit seinen Riesenschiffen.

Sie feuern, was aus den Rohren will. Die Leitungen zu den Geschützen sind zerschossen, die komplizierten Richtungsweiser der Zentrale ein wirrer Haufen aus verbogenen Metallstücken, die Telephone sind tot, die Sprachschläuche durchlöchert. Dennoch feuern sie ohne Unterbrechung. In den Türmen und Kasematten sinken sie ohne Luft, mit keuchenden Lungen, an den Panzerwänden zusammen. In den Ohren gellt ihnen das Krachen der Detonationen, das Kreischen der Munitionsaufzüge ist sanfte Musik gegen das Tosen des Taifuns aus Stahl, Brand und Tod, der das Schiff in tollem Wirbel gepackt hat.

Die entzündeten, tränenden Augen können die Gradeinteilung an den Meßapparaten nicht mehr erkennen. Das Hirn ist eine trockene, zerschrumpfte Masse, mechanisch tun die Arme ihren Dienst.

Sie schießen. Ohne Leitung aus der Zentrale, die sie nicht mehr erreichen kann. Aber da ist der Strahlenkranz der Mündungsfeuer auf den Engländern. Glutrot, von zackigen Dunstwolken eingeschlossen.

Ziel genug. Hinhalten! Drauf!

Sie schießen, bis die eigenen Linienschiffe ihre Wendung vollzogen haben und auf westlichen Kursen den Hexenkessel verlassen. So gut schießen sie trotz aller Zerstörung, daß Kommodore Schoultz, der an Bord des „Hercules" ihren Eisenhagel über sich ergehen lassen muß, ihnen das Lob ausstellt: „Man kann nicht unterlassen, unter diesen ungünstigen Umständen das gute Liegen des Feuers der deutschen Kreuzer zu bewundern . . ."

Der Sinn des Opfers ist erfüllt. Nicht vergebens war die Todesfahrt der Schlachtkreuzer.

*

Von seinem Kommandostand auf „Friedrich der Große" verfolgt Admiral Scheer die Fahrt der Schlachtkreuzer und die brillante, so ruhig wie auf dem Exerzierplatz der Kieler Förde ausgeführte Wendung der Flotte. Er hat den Panzerschutz erst aufgesucht, als der ungeheure Luftstoß einer Salve aus einem der 30,5-cm-Türme ihm buchstäblich den Mantel von den Schultern riß und ihn auf der Brücke zu Boden warf.

Eng ist der Raum hinter dem Nickelstahlpanzer. Nur wenige Meter breit, fast noch schmäler in der Tiefe. Durch die Decke sind die Scherenfernrohre geführt, wie halbgeöffnete Augenlider starren die Sehschlitze nach allen Seiten. Oft verdunkelt ein Schwaden gelblichen Pulverqualms, der draußen vorüberstreicht, das Licht in der Hirnzentrale des Schiffes.

Weit über hundert Schiffe werden von hier aus gelenkt. Der Admiral, sein Stabschef, die beiden Flaggleutnants, Flottennavigationsoffizier, der Schiffskommandant, sein Signaloffizier, der Manövrieroffizier und sein Rudergänger, unten in einer Versenkung kauernd der Torpedooffizier, seitlich der Maschinentelegraphenposten, hinten der Artillerieoffizier in besonders gepanzertem Raum, Steuerleute, Läufer, Entfernungsmesser — es ist unvorstellbar, wieviel Menschen sich auf so engem, abgeschlossenem Raum zusammenpferchen lassen, ohne sich gegenseitig in der Arbeit zu hindern. Besonders — wenn diese Arbeit in der Leitung einer kämpfenden Flotte besteht!

Hier fällt kein überflüssiges Wort. Halblaut, aber messerscharf verhallen die Befehle in den Sprachrohren, klapp, springt der Deckel der Rohrpost zurück: Meldung vom Funkenraum! — ein Wunder, daß bei dem Donnergetöse der Geschütztürme vor und hinter dem Panzerstand überhaupt ein Wort verstanden werden kann!

Das Wunder geschieht. Ruhig, wie daheim auf friedlicher Übungsfahrt, versieht jeder seinen Dienst. Keiner kümmert sich um den anderen, jedem ist sein Bereich ein für allemal zugewiesen, und doch greift hier ein Rädchen ins andere, mit einer so bewundernswürdigen Präzision, mit so unfehlbarer Zuverlässigkeit, daß man sie mit nichts besser bezeichnen könnte als mit dem einfachen Wort: deutsch!

*

Mit einem Schlag war das Licht in der Backbordhauptmaschine erloschen. Kochendheißer Dampf fuhr zischend aus geplatzten Rohren, glühendes Wasser spritzte durch den Raum, Meßgläser platzten mit lautem Knall, Dampfrohre wanden sich zitternd wie gereizte Schlangen in den engen Schluchten zwischen den Schotts. Milchweißer Qualm deckte in dichten Schwaden den Maschinenraum zu.

„Feierabend", durchschoß es den Reserveingenieur Schuster, als der Stoß durch das Schiff jagte, daß es sich schüttelte, als müsse es im nächsten Augenblick auseinanderfliegen.

„Feierabend — —"

Doch in der gleichen Sekunde trat ganz automatisch das ein, was er und alle Ingenieure dieser Flotte tausendfach geübt hatten. Zur Maschine wurde der Mensch, und während das Hirn noch das monotone „Feierabend" zu wiederholen sich mühte, tasteten die Füße, zwei selbständig gewordene Wesen, sich durch das Wasser, das fußhoch auf dem Boden schwabbte, suchten die Hände, ohne daß eine Nervenzentrale ihnen Befehle zu erteilen brauchte, nach dem Sprachrohr, rissen den Stöpsel heraus, krampften sich um den Trichter, und sprach ein aufgerissener Mund Worte in das Rohr, von denen der Verstand nichts wußte:

„Turbinenriß in Backbordhauptmaschine, Raum unter Dampf, Verluste unbekannt . . ."

Dann beugte dieser müde, ausgedörrte Kopf sich an die Öffnung, die da wie ein Blumenkelch aus der Wand wuchs, das Ohr preßte sich an das kühle Metall — es war heiß, als hätte es tagelang in brütendem Sonnenschein gelegen, aber in der Glut dieses mit kochendem Wasser und zischendem Dampf gefüllten lichtlosen Sarges mußte es kühl und freundlich erscheinen wie ein Schattenfleck im Wüstensand.

Ganz weit, wie aus der Heimat, ganz weit weg, flüsterte eine Stimme in dies angestrengt lauschende Ohr:

„Druckluft anstellen . . ."

Richtig, Druckluft — es war alles so nebelhaft, die Gedanken tappten wie im weichen Brei, nichts konnte man greifen, wenn doch nur endlich dies entsetzliche Zischen aufhören wollte . . . Druckluft anstellen . . . wo war denn nur? . . . müde schlurrten die Füße über die dröhnenden Platten des Bodenbelags, stießen heftig an etwas Weiches, Formloses, das da vor ihnen verkrampft über dem Weg lag.

Mühsam besann sich Schuster. Langsam, grotesk langsam bog sich der große Mensch zu dem Klumpen da vor ihm. Dann erkannte er: Das war ja Pape, Obermaat Pape, der mit ihm und ein paar anderen vor der Turbine gestanden hatte, als die Hölle über das Linienschiff „Pommern" und sie hereingebrochen war.

Langsam zerrte er das leblose Bündel hoch. Es lebte. Tief atmete der Reserveingenieur Schuster auf. Nun war er nicht mehr allein in dieser nebelhaften Welt, die vor ein paar Minuten der Backbordhauptmaschinenraum SMS. „Pommern" gewesen war.

„Druckluft anstellen . . ."

Immer noch lebte der Befehl ein eigenwilliges Sonderdasein in seinem Hirn. Wenn die Gedanken auch ganz andere Wege gehen wollten, immer wieder versperrten ihnen diese zwei Worte das Tor:

„Druckluft anstellen . . ."

Er tastete sich weiter. Von Pfeiler zu Pfeiler, um die Maschine herum, die immer noch weißen, zischenden Dampf aus tausend Poren versprühte. In dem Augenblick aber, da seine Hand den vibrierenden Mantel der Turbine berührte, wurde ihm klar, was er bisher nur undeutlich und wie von anderen Geräuschen erstickt wahrgenommen hatte — die Maschine lief!

Köstliche Musik war ihr gleichmäßiges Summen. Da war auch mit einem Schlage diese gräßlich dumpfe Lähmung im Hirn ausgewischt, freier faßten die Hände zu, fester wurde ihr Griff. Mit einem einzigen langen Schritt trat er zu den Luftschächten und riß die Klappen zu den Gebläsemaschinen auf. Eisige Luft wehte aus den Rohren. Dampffetzen wehten wie verlorene Blätter durch den Raum. Wasserdunst und Qualm wurden einfach beiseitegefegt, in zwei Minuten, in denen Schuster schweratmend an der Schottür lehnte, war der Raum frei.

Und die Maschine lief! Zwar ergossen sich noch immer Strahlen von brühendheißem Dampf in den Raum. Aber nun konnte man ihnen ausweichen.

Drei Sätze zurück, zum Sprachrohr. Stöpsel heraus.

„Maschine läuft — frei von Dampf — schickt Reparaturgruppe — —"

Kräftige Fäuste rissen den Panzerdeckel von der Maschinenzentrale zur Hauptmaschine auf, drei, vier untersetzte Gestalten schoben sich herein, jede einen Kasten mit klapperndem Werkzeug unter den linken Arm geklemmt.

Schon lagen sie unter den Turbinen, schoben sich langsam, Zoll für Zoll, unter den surrenden, brausenden Stahl, daß es aussah, als zöge ein gefräßiges Ungeheuer sie in seinen unersättlichen Schlund. Zwischen Rohre, in denen glühendes Wasser brodelte, quetschten sie sich, glatt und geschmeidig wie Schlangen, halb lagen sie auf den Stützen der Maschine, halb hingen sie, den Kopf in den Nacken gereckt, an ihrem runden Leib. Spritzender Dampf brühte sie. In die Augen lief ihnen das dreckige Wasser, kaum konnten sie noch die Lider heben, wenn neues Rohrgewirr ihnen den Weg versperrte. Blind wie die Maulwürfe wühlten sie sich tiefer und tiefer in die Eingeweide der Turbine, die da, eine Handbreit über ihnen, ihr tosendes Lied sang.

Und während oben, haushoch über ihnen, die Schlacht weitertobte, tasteten sich unter der Backbordhauptmaschine der „Pommern" fünf zerschundene, verdreckte, durchweichte, erschöpfte, vor Anstrengung zitternde Menschen durch die Nacht dieses schmalen Raumes zwischen Bodenplatten und Turbine, winden sie sich durch Öffnungen, die so eng sind, daß man kaum den Kopf durchstoßen kann, und schieben sich so diesem zischenden Geräusch entgegen, das die Stelle bezeichnet, an der der Mantel der Turbine unter der Gewalt dieses Treffers gerissen ist.

Nichts sehen sie von dem Kampf der ineinander verbissenen Schiffsriesen, nichts von dem rasend vorgetragenen Angriff der Torpedoboote. Abgeschnitten sind sie, durch Schotts und Panzertüren und Luken von den Kameraden getrennt.

Sie wissen, daß dort oben eine Schlacht tobt. Aber das könnte ebensogut gestern gewesen sein oder auch erst morgen eintreten. Denn jetzt kennen sie nur dies eine Ziel: den kleinen, sprühenden, tückischen Riß wollen sie finden, der ihnen die Maschine auseinanderzureißen droht. Diesen verdammten kleinen Riß . . .

Daß sie ihn stopfen werden, daran ist kein Zweifel. Aber erst müssen sie ihn haben in diesem nachtschwarzen Gewirr glühender Röhren. Und so suchen und tasten sie weiter in der unerträglichen Hitze unter der Backbordhauptmaschine der „Pommern" — — —

Keiner kennt ihre Namen. Sie gingen zugrunde mit ihren 844 Kameraden, als in der Morgendämmerung des 1. Juni ein englischer Zerstörer dem Schiff einen Torpedo in den Leib jagte . . .

*

Taghelles, grausam aufblendendes Licht zerschnitt in jähem Aufblitzen die langsam sinkende Nacht.

Mit unbarmherzig zupackenden Strahlenfingern hatten die Scheinwerfer deutscher Schlachtschiffe einen englischen Zerstörer gefangen. Nun ließen sie ihn nicht mehr frei. Mit schneidend grellem Weiß übergossen sie das kleine 950-Tonnen-Schiff, ließen es wie eine phantastisch bewegte Silhouette vor dem samtenen Vorhang des Himmels tanzen.

Über der Brücke der „Ardent" lag Schweigen. Das tiefe, heilige Schweigen, das der letzten Sekunde kämpfender Männer vorauszugehen pflegt. In Bruchteile eines Augenblicks preßt es ein ganzes langes Leben zusammen, jagt es in hastendem Wirbel noch einmal durch Herz und Hirn, und zieht zuletzt den Blick unaufhaltsam nach oben, höher hinauf durch das Spinnenwerk der Masten und Aufbauten, bis er dort oben im knallenden, zuckenden Licht der Scheinwerferbündel das Letzte umfängt, was dies Leben noch an dies Schiff und an diese Welt kettet: die Flagge!

Ein ganzes deutsches Schlachtgeschwader hatte „Ardent", der letzte gefechtsbereite Zerstörer der IV. Flot-

tille, in der Dunkelheit angegriffen. Als die Scheinwerfer aufblendeten, da sah Lieutnant-Commander Marsden, wen er vor sich hatte.

„Trotzdem", erzählt er später in seinem Bericht, „trotzdem — wir eröffneten das Feuer und liefen mit höchster Fahrt. Der nächste Augenblick war vielleicht der seltsamste, den ein Mensch erleben kann. Unsere Geschütze waren gegen so starke Gegner nutzlos. Unsere Torpedos waren verschossen. Wir konnten nichts anderes tun als warten — im hellen Licht der uns blendenden Scheinwerfer auf die Granaten warten, die uns bei der kurzen Entfernung unfehlbar treffen mußten. Auf der Brücke herrschte tiefe Stille, nicht ein Wort wurde gesprochen. Es kann höchstens Sekunden gedauert haben, aber uns schienen es Stunden zu sein.

Dann ging es los, und Salve auf Salve traf uns. Unsere Fahrt wurde geringer und hörte dann ganz auf. Der Dynamo verstummte, alle Lichter erloschen. Ich blickte zum Vorderdeck und sah und hörte, wie der Leutnant die noch lebenden Leute seiner Geschützbedienung anfeuerte: ‚Gebt ihnen noch eins!' Aber sie hatten nichts mehr, ihnen noch eins zu geben, und später sah ich die armen Burschen tot auf dem Deck liegen. Ich selbst war gleich von der ersten Salve am Schenkel verwundet worden. Plötzlich erloschen die feindlichen Scheinwerfer — die Deutschen stellten das Feuer ein.

Ich merkte, daß das Schiff sank und befahl dem Ersten Leutnant, klar zu machen, was von den Booten noch übriggeblieben war. Vollkommen ruhig, als wäre unsere Lage ganz alltäglich, kam der Telegraphist zu mir und fragte, ob er einen Bericht machen solle. Ich gab ihm Anweisungen — dann erwies er stramm seine Ehrenbezeigung und verschwand. Ich habe ihn nie wiedergesehen Der Erste Signalmaat kam und sagte sehr herzlich: „Well, Sir — die alte Arden hat ihre Sache gut gemacht!"

Mein letzter Gang über mein Boot zeigte ein trostloses Bild. Die besten Leute kamen zu mir und suchten mich zu trösten. Sie alle freuten sich, daß wir so lange ausgehalten hatten. Aus der zerstörten Maschine strömte der Dampf. Ich befahl, jeder solle für sich selbst sorgen. Mein verwundetes Bein war inzwischen ganz steif geworden. Zwei Matrosen wollten mir helfen — ich schickte sie weg. Dann saß ich ganz allein, der Dampf trennte mich von den andern. Plötzlich faßten uns wieder deutsche Scheinwerfer, wir erhielten wieder vier oder fünf Salven, dann erloschen die Scheinwerfer wieder. Seit den ersten Schüssen waren etwa zehn Minuten vergangen.

Ich blies und blies am Mundstück meiner Schwimmweste — da merkte ich, daß sie durchschossen war. Das Schiff warf sich zur Seite, ich wurde über das ganze Deck geschleudert. Jetzt griff ich nach einer kleinen, herumliegenden Rettungsboje und sprang ins Wasser. Ein wenig erhob sich das Heck unserer „Ardent" — dann verschwand sie in der Tiefe. Als sich Dampf und Rauch verzogen hatten, sah ich 40 bis 50 Mann im Wasser schwimmen. Ich glaubte nicht, daß sie alle sich im Wasser halten können, denn die anderen Zerstörer waren alle fort...

Ich sprach zu vielen Leuten — die meisten sah ich, einen nach dem andern, sterben. Aber von keinem hörte ich ein Murren, einen Klagelaut oder einen Hilferuf. Ihre Freude war — und darüber sprachen sie bis zu ihrem Ende —, daß ihre „Ardent" ihre Sache gemacht hatte. Als noch einige von uns lebten, kam ein deutsches Schiff und schoß eine Leuchtkugel über uns ab. Ich konnte das Schiff gut sehen und wollte es anrufen, aber die Männer im Wasser hinderten mich: Sie wollten lieber auf die Chance warten, von einem Engländer aufgenommen zu werden, als in deutsche Gefangenschaft zu wandern..."

Fünf Stunden hat der Kommandant der „Ardent", der uns so vom heroischen Sterben seiner Männer berichtet, im eiskalten Wasser zugebracht. Dann fischte ihn ein englischer Zerstörer auf. Ihn — und einen Heizer.

Zwei von 81 Tapferen.

*

Unerträglich stickend ist die Luft im Turm. Träge winden sich scheußlich giftgrüne Schwaden durch die engen Schlitze an der Rückseite der Drehkuppel. Gasmasken haben die zweiundzwanzig Menschen auf der Drehscheibe über den Kopf gestülpt.

Gasmasken in dieser grauenhaft zehrenden Glut! Rasselnd gieren verdorrte Lungen nach frischer, reiner Luft. Nichts finden sie als dies ekelhaft süße Gemisch aus Gas und Pulverschleim und der Ausdünstung verrußter, schweißüberströmter Menschen auf engstem Raum. Schwerfällig, mit dumpfem Fall, sind ein paar Mann der Geschützbedienung zusammengesackt, im langsamen Hinsinken die glühendheiße Panzerwand streifend. Nun liegen sie abseits, mit verzerrten Gesichtern.

Die Reserve aus der Schaltkammer, zwei Stockwerke unter ihnen, ist über sie hinweg an die Geschütze gesprungen. Keine Zeit — verlangend leuchtet der breite Keilverschluß der 28-cm-Rohre — keine Zeit: mit hartem Knacken speit der Aufzug Geschoß und Kartusche aus — sehnige Arme heben die Todesladung mit behutsamem Griff auf die Ladeschale — weit aus schwingt der Ladebaum von der Decke — Flaschenzüge klirren — ein kräftiger Stoß — der Schuß sitzt im Rohr — Keilverschluß vor...

„161 Hektometer..."

Wie ein glänzender Blitz wirft sich das Rohr aufbäumend zurück, als wollte es mit der ungeheuren Wucht seiner Masse die winzigen Menschen hinter sich zermalmen. Doch die weichen nicht einen Zentimeter; dicht vor ihnen fangen die Bremsen den Rückstoß, weich gleitet das Rohr in die alte Lage, fast gleichzeitig recken zwei Fäuste im dicken Lederhandschuh eine ungefüge Zange dem jetzt geöffneten Verschluß entgegen, am Bodenfalz wird die glühende Hülse der Kartusche gepackt, herausgerissen, polternd fällt sie aus der Öffnung auf der hinteren Turmseite, stinkende Schwaden ringeln sich aus dem Rohr — —

Geschoß — Kartusche — Schuß....

Einen anderen Dreiklang kennt das Leben auf der Drehscheibe im vorderen Turm der „Nassau" nicht mehr.

Geschoß — Kartusche — Schuß!

Abwechselnd brüllen die beiden Zwillingsrohre auf, schleudern den Tod auf den Feind, den die 73 Menschen in den fünf Stockwerken des Turmes nicht sehen, den sie nicht einmal ahnen, weil das Hirn keine Zeit hat, etwas anderes zu denken als:

Geschoß — Kartusche — Schuß!

(Schluß folgt.)

Der standhafte Stadtsoldat

Traugott Butterweck, der Stadtsoldat, lehnte an der halbverfallenen Mauer des alten Festungswalles und fror. Das Leben gefiel ihm nicht mehr. Ja, damals, Anno 1814, als er mit seinem Herzog im großen Heer der Verbündeten bis nach Paris gezogen war, da war es noch eine Lust, Soldat zu sein. Aber dann, als er mählich steif und grau geworden war und die kleine Stadt ihn als Stadtsoldaten in ihre Dienste nahm, da wurde es langweiliger und eintöniger von Jahr zu Jahr.

Und nun stand der alte Soldat auf der Mauer der Stadt und wachte — wo es nichts zu bewachen gab. Denn es war Friede im Land. Aber die Stadtväter hielten an der alten Festungssitte fest und ließen Nacht für Nacht ein Dutzend alter Soldaten auf den morschen Wällen Wache stehen.

Es war eine bitterkalte Winternacht, und Butterweck fror in seinem dünnen Mantel. Er zog ein Fläschchen aus der Tasche und nahm einen langen Schluck. Ho! Wie das wärmte! Nur ein wenig müde wurde man davon . . .

Der Stadtsoldat setzte sich auf die Lafette einer alten Kanone und stützte sich auf seine Muskete. Nicht lange, da war er eingenickt.

So fand ihn der Sergeant, der den Oberbefehl über die Stadtsoldaten führte, als er die Wachen inspizierte. Und am nächsten Morgen wurde der Stadtsoldat Traugott Butterweck vor den Rat der Stadt geführt und angeklagt, auf Wache geschlafen zu haben.

Die Herren vom Rat schüttelten bedenklich die Köpfe über dies fluchwürdige Vergehen. Nach dem Verhör und dem Geständnis des Angeklagten wurde Traugott Butterweck abgeführt und in das Stadtgefängnis gebracht. Er war sehr zufrieden damit, denn sein müder Körper sehnte sich nach einigen Nächten des Schlafes.

Die Stadtväter aber schlugen indes die Bücher der Stadtgerichtsbarkeit nach und wälzten Akten, daß der Staub gewaltig aufflog. Und sie fanden, was sie gesucht, nämlich, welche Strafe über den eingeschlafenen Stadtsoldaten zu verhängen sei. Rechtsgültig war noch immer jene Verfügung, die im 16. Jahrhundert von dem Festungskommandanten erlassen worden war: „Jedweder Soldat, der beim Wachen auf den Wällen sich des Einschlafens erdreistet, soll mit dem Tode durch den Strang bestraft werden."

Nun war aber vor zehn Jahren schon ein ähnlicher Fall eingetreten, und die Räte der Stadt hatten sich damals darauf besonnen, daß man in einem Zeitalter der Humanität lebe, und so war die alte Verfügung mit folgendem Zusatz versehen worden: „Die an sich verdiente Todesstrafe kann in eine Geldstrafe umgewandelt werden, durch welche sich der Schuldige sein Leben erkauft."

So erschien nach drei Tagen in der Zelle des Arrestanten Traugott Butterweck der städtische Gerichtsdiener und las dem Stadtsoldaten die hohe Verfügung des Rates vor, wonach Butterweck von Rechts wegen zum Tode durch den Strang verurteilt sei, sich jedoch durch ein Bußgeld von drei Talern hiervon loskaufen könne. Dies, so wurde hinzugefügt, sei eine außerordentliche Gnade, die der Rat dem Stadtsoldaten in Ansehung seiner bisherigen Dienste und seines Alters erweise.

Traugott Butterweck hörte der Vorlesung des Ar-

Begegnung

Ist einmal der Frühlingswind gekommen
dort, wo fern ein Baum in Duft und Blühen steht,
hat wohl tausend Blüten abgeweht,
hat sie heimlich dann mit sich genommen.
Keine weiß, wohin die Reise geht.

Und sie fliegen über weite Räume,
schweben auf und ab im goldnen Sonnenschein
sehnsuchtsvoll in fernes Land hinein;
träumet jede ihre eignen Träume,
ziehet jede ihren Weg allein.

Aber sieh — wie sie dahin getrieben,
eine Blüte hin zu einer andern fand,
daß sie, wie von seligzartem Band
eng vereint, beisammen sind geblieben
für ein Weilchen überm Sonnenland.

Also steigt aus tiefverlornem Grunde
einmal auch das Märchen auf und läßt geschehn,
daß zwei Menschen, die sich nie gesehn,
lächelnd eine kurze Glückesstunde
miteinander durch ihr Traumland gehn.

v. Elmayer-Vestenbrugg

teils aufmerksam zu und dachte ein Weilchen nach. Dann sprach er: „Da ich nach dem guten Recht dieser Stadt zum Tode verurteilt bin und auch nicht drei Taler zur Zahlung des Bußgeldes besitze, so bitte ich den hohen Rat, das Todesurteil vollstrecken zu lassen.“ Sprach's, drehte sich auf die andere Seite und schlief wohlgemut weiter.

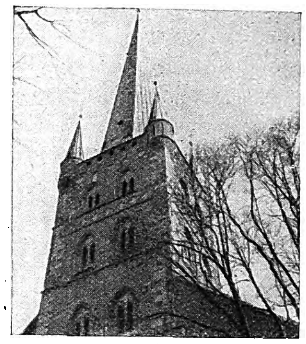
Die Herren vom Rat aber gerieten in arge Verwirrung ob dieses seltsamen und gänzlich unerwarteten Entschlusses des Stadtsoldaten. Es wurden mehrere Sitzungen abgehalten, in denen der Fall sorgsam erwogen wurde. Da es aber nicht angängig war, den Stadtsoldaten nach seinem Wunsche zu bestrafen, erstens, weil man im Zeitalter der Humanität lebte, und zweitens, weil man weder einen Henker noch einen Galgen besaß, so wurde schließlich dem Arrestanten eröffnet, daß er das Bußgeld innerhalb von drei Jahren in kleinen Raten von seinem Sold abzahlen könne. Doch der Stadtsoldat blieb standhaft und verlangte sein gutes Recht, nämlich den Tod durch den Strang. Die Stadtväter wußten nicht mehr aus noch ein, und der Bürgermeister selbst begab sich ins Gefängnis und redete dem alten Soldaten gut zu, daß er sich mit der Entscheidung des Rates einverstanden erklären solle. Aber Traugott Butterweck beharrte bei seinem Entschluß und sprach: „Herr Bürgermeister, ich habe vierzig Jahre lang Soldatendienst getan und bin alt und müde geworden. Ich will endlich Ruhe haben, und da Ihr es vor einem Jahr abgelehnt habt, mich aus meinem Dienst zu entlassen und mir ein kleines Ruhegeld zu zahlen, so wird mir nun der Tod endlich Ruhe geben. Ich fordere also mein Recht von Euch und will, daß das rechtmäßige Urteil endlich vollzogen werde.“

Mit diesem Bescheid kam der Bürgermeister wieder zum Rat. Weil nun aber die Frist beinahe verstrichen war, in welcher der Verurteilte nach seinem Wunsche hingerichtet werden mußte, galt es, einen schnellen Ausweg zu finden. Der Rat beschloß darum, den Stadtsoldaten unter Gewährung einer Pension aus dem Dienst zu entlassen und gleichzeitig das Urteil gegen ihn aufzuheben. Man sandte einen Ratsherrn zu ihm und ließ ihn fragen, ob er unter diesen Umständen gewillt sei, auf die Vollstreckung der Todesstrafe zu verzichten.

Diesmal zeigte sich Traugott Butterweck gnädig und erklärte sich mit der Aufhebung des Todesurteils einverstanden. Er lebte noch zwanzig Jahre in seiner wohlverdienten Ruhe und genoß während dieser Zeit das Ansehen eines standhaften und tapferen Soldaten.

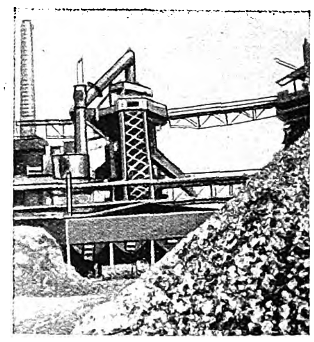
O. G. Foerster.

Mit der Kamera auf die Petrikirche



Schon von weitem leuchtet das helle Patinagrün der sieben Turmdächer. Sieben mächtige Kirchtürme ragen hoch über ein Gewirr von Dächern und Giebeln, über enge Häuserreihen Alt-Lübecks hinaus. Steil geht's bergan zur Petrikirche, durch winklige Gäßchen, vorbei an den charakteristischen „Hof-Gängen“, bis dicht an die riesige Backsteinturmwand . . . Schnell und bequem bringt uns der Fahrstuhl zur Türmerstube hinauf. Der Rundblick ist überwältigend! Tief unter uns ein bunter Teppich unzähliger Ziegeldächer. Dazwischen die hohen Türme und langgezogenen Kirchenschiffe. Auf beiden, die Insel umschließenden Flußläufen reger Schiffsverkehr. Jenseits der Wasser ausgedehnte, vollarbeitende Industrien und Werften. Lübecks weitverzweigter, großangelegter Handel wächst mit der Bedeutung der Stadt. Und darin liegt der besondere Reiz des heutigen Lübeck: es ist keine mittelalterlich verträumte Kleinstadt, sondern das Lübeck von heute vereinigt historische Romantik mit modernster Gegenwart. Regelmäßige Konzerte erster Meister (Lübecks Orgeln sind weltberühmt!), Festspiele, mustergültig ausgestaltete Museen. Es lohnt sich, seine Ferien- und Reisepläne so einzurichten, daß Lübeck mit dabei ist, denn





Lübeck muß man erlebt haben!

Direkte Bahn-, Autobus- und Schiffsverbindungen mit allen größeren Städten des In- und Auslandes. Vorzügliche Hotels und Restaurants. Verlangen Sie das neue ausführliche Stadtheft im Reisebüro oder kostenlos von der Lübecker Verkehrs- und Wirtschaftswerbung e. V. in Lübeck.

Geschichtliches zum Tennissport

Das klassische Ballspiel.

Ballspiele verschiedener Art waren schon der antiken Welt bekannt. Homer beschreibt in seiner „Odyssee“ das Ballspiel der Nausikaa, der Tochter des Phäakenkönigs Alkinoos, mit ihren Gespielinnen. Das Ballspiel war bei den Griechen ein gymnastisches Spiel, das sowohl von den Älteren wie von der Jugend gepflegt wurde. Man bediente sich lederner Bälle, die mit Wolle, Haaren, Federn oder Sand gefüllt waren, aber man kannte auch bereits mit Luft aufgeblasene Lederbälle. Der Ball wurde mit der flachen Hand geschlagen. Eines der klassischen Ballspiele muß in seiner Anlage dem späteren Jeu de Paume geähnelt haben, aus welchem wiederum das heutige Lawn-Tennis hervorgegangen ist: da gab es einen in zwei Felder geteilten Spielplatz und zwei Spielpartien. Bei der griechischen „Phaininde“ galt es nun, den Ball möglichst weit hinten im Spielfeld des Gegners zu „töten“, während dieser den Ball zurückzuschlagen hatte. Verfehlte er den Ball, so galt der Punkt für den Aufschläger als gewonnen.

Jeu de Paume.

Das Jeu de Paume hat seinen Namen von der flachen Hand (palma), denn es wurde ursprünglich ohne Schläger gespielt. Die ältesten Spuren dieses Spiels führen in Frankreich bis ins Ende des 13. Jahrhunderts. Im „Miracle de Notre Dame“ (1300) wird das Spiel „Bonde“ genannt. Ludwig X. starb 1316 an einer Erkältung, die er sich nach dem erhitzenden Spiel des Jeu de Paume zugezogen hatte.

Das Rakett.

Der Gebrauch eines Schlägers kam erst im Laufe des 15. Jahrhunderts auf. Und zwar soll diese Erfindung auf eine Dame namens Margot zurückzuführen sein, die Anno 1427 im Alter von 28 Jahren nach Paris kam und als Meisterin des Jeu de Paume unbesiegbar war. Es wird hervorgehoben, daß sie gleich meisterhaft den Vor- wie den Rückhandschlag beherrschte. Von der bloßen oder ledergeschützten Hand ging man zu einem einfachen Schläger über, der noch bis ins 16. Jahrhundert hinein aus einem mit Pergament überzogenen Holzrahmen bestand. Doch nennt schon Erasmus von Rotterdam 1528 den Schläger „reticulum“, das heißt „kleines Netz“. Im 18. Jahrhundert hatte das Rakett schon fast die heutige Form. Es war ein Schläger mit 18 Längs- und 33 Quersaiten. Der Griff war mit Schafleder überspannt. Die Bälle bestanden damals aus zusammengepreßten Wollgewebestückchen mit Bindfadenumwicklung. Die Stelle des Netzes nahm ursprünglich ein bloßer Strick ein, der den Spielplatz in zwei Hälften teilte. Der Pariser Ballmeister J. Forbet erwähnt in seinem zuerst 1599 erschienenen Buch über das Jeu de Paume nicht nur die nächste Stufe, den Strick mit Quasten, sondern auch schon das richtige Netz.

Ballhäuser.

Das Jeu de Paume wurde in besonderen Ballhäusern gespielt. Das Spiel eroberte sich von Frankreich aus schnell die ganze damalige zivilisierte Welt. Namentlich gegen Ende des 16. Jahrhunderts entwickelte es sich zu hoher Blüte. Ludwig XIV. besaß in jedem seiner Residenzschlösser einen Saal für das Ballspiel, und der königliche Ballmeister bekam außer einem jährlichen Gehalt von 1200 Livres jedesmal, wenn der König spielte, eine besondere Vergütung von 50 Livres. Unter der Regierung des „Sonnenkönigs“ wurde das Jeu de Paume zu einem öffentlichen Vergnügen, zu dem das Publikum strömte wie heute zu den großen Tennisturnieren. 1657 gab es in Paris 114 Ballhäuser. In Berlin wurde auf Geheiß des Großen Kurfürsten ein Ballhaus errichtet, und er erließ am 3. Juni 1667 eine Ballordnung, die den Verkehr und die Benutzung seines der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellten Ballhauses regelte. Um diese Zeit bestanden solche Ballhäuser allenthalben an den Höfen der Fürsten, an den Universitäten und in den großen und reichen Städten. Sie hatten gepflasterte Fußböden, auf denen in schwarzen Linien das Spielfeld gezogen war. Das Spiel wurde von den Ballmeistern, die an den Höfen ein eigenes Hofamt bekleideten, überwacht und geleitet. Die Städte hatten ihre eigenen angestellten oder konzessionierten Ballmeister. Diese lieferten zugleich alle zum Spiel nötigen Materialien und Ausrüstungsstücke, sogar die Kleidung, und erteilten den Spielern Unterricht. Dem Nürnberger Ballmeister Johann Georg Bender verdanken wir das erste Lehrbuch des Ballspiels in deutscher Sprache (1680).

Vom Jeu de Paume zum Tennis im Freien.

England, dem das moderne Tennis seine Entwicklung zum hochwertigen Sport am meisten zu verdanken hat, konnte im Jahre 1929 das 400jährige Jubiläum seines ersten Tennisplatzes feiern. Wenigstens beschreibt der Gesandte Venedigs, Giustiniani, in einem Bericht an seine Republik ausführlich, wie König Heinrich VIII. Tennis spielte. Der König soll ein begeisterter Tennisspieler gewesen sein und richtete sich im Jahre 1529 in seinem Schloß Hampton Court einen erstklassigen Tennisplatz ein. Auch Shakespeare erwähnt das Spiel, wenn auch nicht unter dem Namen Tennis, in seinem historischen Drama „Heinrich VIII.“ Viele Nachfolger dieses Königs liebten das Ballspiel nicht minder. So pflegte Karl I. um 6 Uhr früh aufzustehen, um in Hampton Court eine Partie zu spielen. Die Engländer waren auch die ersten, die das Tennisspiel ins Freie verlegten. John Nichols weiß schon 1591 von einem Paradespiel auf grünem Rasen vor den Augen der Königin Elisabeth zu berichten, und 1793 konnte ein englisches Sportblatt bereits von der Popularität des „Field-Tennis“ schreiben.

Die Spielregeln des Jeu de Paume oder des alten Tennis waren im Grunde denen sehr ähnlich, nach welchen noch heute Lawn-Tennis gespielt wird. Das ist nicht weiter verwunderlich; denn diese Regeln wurden dem modernen Tennissport zugrunde gelegt, so weit sie bei Wegfall der Wände des Ballhauses übernommen werden konnten, als im Jahre 1874 der englische Major Wingfield zuerst sein „Sphairistike“ genanntes Spiel zum Patent anmeldete, dessen Feld noch die Form

einer Sanduhr hatte, d. h. in der Mitte schmaler war als an den Enden. Dieses Spiel führte sich aber nicht in der ursprünglichen Form ein. Erst als sich der All England Croquet Club im Jahre darauf der Sache annahm und 1877 die von Julian Marshall ausgearbeiteten, engen Anschluß an das Mutter-Tennis suchenden Spielregeln offiziell einführte, konnte sich das moderne Lawn-Tennis entwickeln.

Ein Hochzeitsgedicht.

Von Christoph Heinrich Amthor stammt ein 15 Strophen langes Gedicht zur Feier der Hochzeit des „Hochfürstlich Holsteinischen Ballmeisters" Fischer zu Kiel aus dem Jahre 1707. Hierin wird in der Art der galanten Hochzeitsgedichte der Zeit die Ars amandi mit der Kunst, Tennis zu spielen, verglichen, und zwar unter reichlicher Verwendung der damals üblichen Fachausdrücke. Eine Strophe daraus sei als Probe wiedergegeben:

Der eine kömmt mit schwachem Knie,
Dem, wenn er das Racquet soll heben,
Flugs das Poignet beginnt zu beben,
Und wagt das starke Spiel zu früh.
Was Wunder, daß ein Mädchen lachet,
Wann sich ein solcher Stümper zeigt,
Der nichts als lauter Fauten machet,
Und nie den schwarzen Strich erreicht.

Goethe und das Turnier in Verona.

Goethe beschreibt in seiner Italienreise unterm 16. September 1786 ein regelrechtes Tennisturnier in Verona, bei dem je vier Spieler einer Veroneser Mannschaft gegen eine solche aus Vicenza öffentlich spielten. Er erwähnt dabei, daß dieses Spiel das ganze Jahr über, etwa zwei Stunden vor Nacht, in Italien betrieben werde. Bei jenem Spiel, dem er beigewohnt, hätten sich 4—5000 männliche Zuschauer eingefunden. Frauen seien nicht darunter gewesen. Goethe gibt folgende Beschreibung des Spiels: „In gehöriger Entfernung voneinander sind zwei gelinde abhängige Bretterflächen errichtet. Der, der den Ball ausschlägt, steht, mit einem hölzernen breiten Stabring bewaffnet, auf der obersten Höhe. Indem nun ein anderer von seiner Partei ihm den Ball zuwirft, so läuft er herunter, dem Ball entgegen, und vermehrt dadurch die Gewalt des Schlages, womit er ihn zu treffen weiß. Die Gegner suchen ihn zurückzuschlagen, und so geht es hin und wieder, bis er zuletzt im Felde liegen bleibt."

Graf von Klinckowstroem.

ROLF HERBERT KUNZE

Kleine Geschichten von großen Leuten

König August der Starke von Sachsen hatte einen Generaladjutanten, General von Kyau, der durch seine häufigen originellen Einfälle viel von sich reden machte. Eines Tages fragte ihn der König bei Tisch, wie es eigentlich komme, daß sich aus den Zöllen nur so geringe Einkünfte ergäben. Kyau nahm aus einem Kühlgefäß ein Stück Eis und gab es seinem Nachbarn mit der Bitte, es weiterzugeben, bis es zum König gelange. So wanderte denn das Stück Eis durch alle Hände der am Tisch sitzenden Persönlichkeiten und kam schließlich zum König. Aber da war es nur noch ein winziger Rest. „Sehen Sie, Majestät", sagte Kyau, „so werden die Zölle zu Wasser!"

*

Als König Eduard VII. von England noch Prinz von Wales war, wohnte er in Paris einem Wohltätigkeitsfeste bei und erbat sich von einer Dame des Komitees, die im Dienste der guten Sache in einem der Verkaufszelte ihres Amtes waltete, eine Tasse Tee. Die Dame, eine gefeierte Schönheit, schickte sich an, dem Wunsche des Prinzen zu entsprechen und erwiderte auf seine Frage nach dem Preise: „Diese Tasse Tee kostet 50 Franken." Hierauf berührte sie den Rand der Schale mit den Lippen und fügte mit siegesgewohntem Lächeln hinzu: „Jetzt kostet sie 500 Franken." Mit einer höflichen Verbeugung bezahlte der Prinz von Wales die verlangten 500 Franken, dann sagte er: „Und nun bitte ich um eine andere Tasse."

*

Als Friedrich der Große einmal in der Nähe von Potsdam an einer Dorfschule vorüberritt, hielt er an und stieg ab, um dem Unterricht beizuwohnen. Der Lehrer unterrichtete weiter, als wäre niemand zugegen, und scheute sich auch nicht, trotz des finsteren Gesichts seines Königs, einige faule Schüler tüchtig durchzuprügeln. Nachdem die Dorfkinder entlassen waren, stellte Friedrich den „Tyrannen" wegen seiner Methode zur Rede. Doch dieser kam auch jetzt nicht aus der Fassung und erwiderte: „Euer Majestät halten zu Gnaden! Wenn ich diese gottlosen Jungen merken ließe, daß es in der Welt noch jemanden gibt, der mehr zu befehlen hat als ich, so könnte ich sie wahrhaftig nicht mehr bändigen."

*

Der Herzog von Orleans befand sich einmal im Garten des Schlosses Luxemburg, umgeben von einer Anzahl Hofherren, die alle mit entblößten Häuptern dastanden. Es war ein sehr heißer Tag, und die Sonne brannte ungehemmt vom Himmel herab. Trotzdem gab der Herzog den Herren kein Zeichen, sich zu bedecken. Die Unterhaltung war unter diesen Umständen sehr schleppend. Schließlich sagte einer der Herren, der sich mehr erlauben durfte als die anderen, und der es verstand, ein Gespräch so zu leiten, wie er es haben wollte: „Eigentlich können Prinzen niemanden lieben." — Der Herzog erwiderte sehr entschieden: „Von mir kann man das gewiß nicht behaupten! Ich liebe meine Freunde!" — Darauf sagte der Hofherr: „Ich wage nicht zu widersprechen, Herzog. Wenn sie sie nicht gekocht lieben, so lieben sie sie sicher gebraten."

*

Als Friedrich der Große das durch Erbschaft an Preußen gefallene ehemalige Herzogtum Cleve besuchte, besichtigte er dort auch das Kloster der Franziskanermönche und richtete an den Pater Guardian die Frage: „Ist es wahr, daß die starke Summe, die Sein Kloster aus der Forstkasse bezieht, ein Legat der Herzöge ist für Seelenmessen?" — „Ja, Euer Majestät!" — „Aber wie lange müssen meine armen Vettern denn noch im Fegefeuer bleiben?" — „Sobald sie frei werden, werde ich nicht ermangeln, eine eigene Stafette nach Potsdam zu senden."

Der König wandte sich lachend zu dem Gefolge mit den französisch gesprochenen Worten: „Dem Mann ist nicht beizukommen, der hat gewiß bei den Jesuiten studiert!"

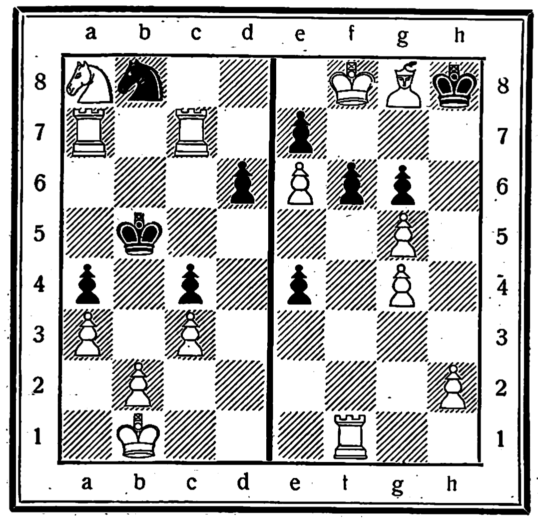
Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Ein Diagramm — 2 Probleme

(Urdruck)

Von Kurt Renner, Haynau (Schlesien)



Matt in zwei Zügen! Matt in drei Zügen!

Aufgabelösung aus Folge 19

Dreizüger v. Gg. Evers, Mülheim/Ruhr.

Weiß: Kh5, Dc2, Lb2, Sd4, Se8, Bc5, e2, f3 (8)

Schwarz: Kd5, Lc8, Sd2, Bc4, c6, e7, f4, g4 (8)

1. Sd4—e6, K×e6; 2. Df5†, K×f5; 3. Se8—g7‡
1. . . ., L×e6; 2. D×d2†, K×c5; 3. Da5‡ usw.

Richtig gelöst: A. Roth, München; Dr. Gruner, Bln.-Friedenau; J. Herwig, Gotha; H. Rodemann, Essen-Steele; G. Peipers, Eckardtsheim; A. Hinrichs, Naumburg; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; A. Ehbrecht, Frankfurt/M.; D. Steinhoff Leobschütz; H. Schmidt, Rodheim; F. Stachelroth, Bln.-Lankwitz; A. Neubert, Zwönitz; Ch. Steffen, Stuttgart-Gablenberg; W. Brunken, Oldenburg; Pfr Klein, Setzingen; O. Behncke, Cuxhaven; E. Fischer, Ebingen; P. Antweiler, Köln-Merheim; F. Heinstein, Heidelberg; C. Bornefeld, Everswinkel; K. Poppler, Füssen; O Hoffmann, Hamburg; M. Templin, Friedensstadt; G. Hoffmann, Karlsruhe; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; J. Diehl, Oberschmitten; C. Weinrich, Syke. Folge 18 und 19: E. Kreßmann, Frankfurt/M.

Einige Löserurteile: „Verdient die höchste Anerkennung" Pfr. K., S.; „Mit prachtvollem Damenopfer" H. F., E.; „Die schönen Mattbilder bereiten Kunstgenuß" P. A., K.-M. usw.

Opferwendungen im „Wildweststil"

Springervorgabe im Königsgambit

Weiß: Dorasil (ohne Sb1) Schwarz: Spitzer

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5	11.	Lc4—b5†	Lc8—d7
2.	f2—f4	e5×f4	12.	Lc1×f4	Sg8—f6
3.	Sg1—f3	g7—g5	13.	Ta1—e1†	Lf8—e7
4.	Lf1—c4	h7—h6[1]	14.	Dh5—g6	Ld7×b5
5.	Sf3—e5	Th8—h7	15.	Lf4—c7!	Dd8×c7
6.	0—0	c7—c6[2]	16.	Tf1×f6	Ke8—d8
7.	d2—d4	d7—d6	17.	Tf6×f7	Sb8—c6
8.	Se5×f7[3]	Th7×f7	18.	Tf7—f8†	Le7×f8
9.	Dd1—h5	d6—d5	19.	Dg6—e8‡	
10.	e4×d5	c6×d5			

[1] Eine bessere Fortsetzung ergibt g5—g4.
[2] Zu beachten wäre hier das Gambitspiel 6. . . ., d7—d5! um eine schnellere Entwicklung anzustreben.
[3] Nun folgen Opferwendungen im „Wildweststil".

Eine zweifelhafte Neuerung!

(Abgelehntes Damengambit)

Gespielt in der 4. Runde im Internationalen Schachturnier zu Bad Nauheim

Weiß: Bogoljubow Schwarz: van den Bosch

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	d2—d4	d7—d5	10.	b2×c3	Da5×c3†
2.	c2—c4	e7—e6	11.	Ke1—e2	Dc3×a1
3.	Sb1—c3	c7—c6	12.	De4—c2!	b7—b6[6]
4.	Sg1—f3	Sg8—f6	13.	Sf3—d2	Sd7—e5[7]
5.	Lc1—g5	Sb8—d7	14.	d4×e5	0—0
6.	e2—e3	Dd8—a5[1]	15.	f2—f4	Lc8—a6†
7.	Dd1—c2[2]	Sf6—e4[3]	16.	Ke2—f2	f7—f6
8.	c4×d5	Lf8—b4[4]	17.	e5×f6	Aufg.
9.	Dc2×e4![5]	Lb4×c3†			

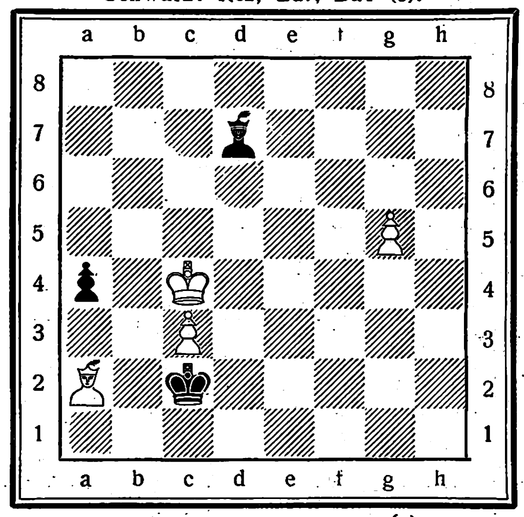
[1] Die sicherste und aussichtsreichste Verteidigung des „Abgel. Damengambits" ist noch immer diese „Cambridge-Springs-Variante".
[2] Gewöhnlich geschieht hier Sfd2, in der 25. W.-K.-P. spielte Aljechin 7. c×d5, S×d5, 8. Dd2.
[3] Eine kühne Neuerung, die aber eine ebenso kühne Beantwortung findet. Bisher geschah stets sofort Lb4 und auf Sd2, 0—0.
[4] Die Korrektheit dieser Neuerung hängt davon ab, ob Weiß die Qualität geben darf oder nicht! Schade, daß Schwarz später nicht am stärksten fortsetzt.
[5] Weiß nimmt die Herausforderung an! Er konnte aber auch ganz gut 0—0—0 versuchen, doch die Opferfortsetzung versprach ihm mehr!
[6] Superfein gespielt! Mit Sb6! konnte Schwarz seinem großen Gegner ernsthafte Schwierigkeiten bereiten. Bogoljubow wollte mit e4 fortsetzen, was zwar sehr riskant ist aber zum Gewinn genügen dürfte.
[7] Schwarz muß bereits um seine Dame besorgt sein, dieser Versuch beschleunigt aber den Verlust! Die Partie hätte sehr interessant werden können, wenn Schwarz so stark, wie begonnen, fortgesetzt hätte!

EJD.

Läuferendspiel

Nachstehendes Endspiel von dem Ungarn Dr. L. Nyeviczkey, Budapest, stellt eine der feinsten Studien aus dem Kapitel „Der Läufer im Endspiel" dar.

Schwarz: Kc2, Ld7, Ba4 (3).



Weiß: Kc4, La2, Bc3, g5 (4).
Weiß am Zuge gewinnt! Wodurch?

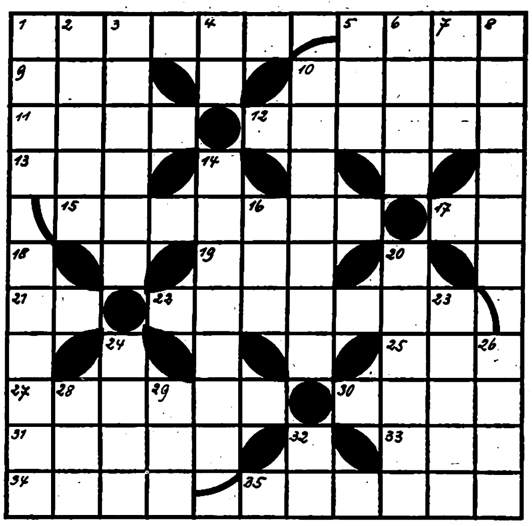
Lösung

Durch 1. g5—g6, Ld7—e6†; 2. Kc4—b4!, Le6×La2; 3. c3—c4, a4—a3; 4. g6—g7, La2×c4; 5. Kb4×c4, a3—a2; 6. g7—g8D, a2—a1D; 7. Dg8—g2†, Kc1; 8. Df1†, Kb2; 9. De2†, Kc1; 10. De1†, Kb2; 11. Dd2†, Kb1; 12. Kb3! Die bekannte Mattstellung.

RÄTSEL

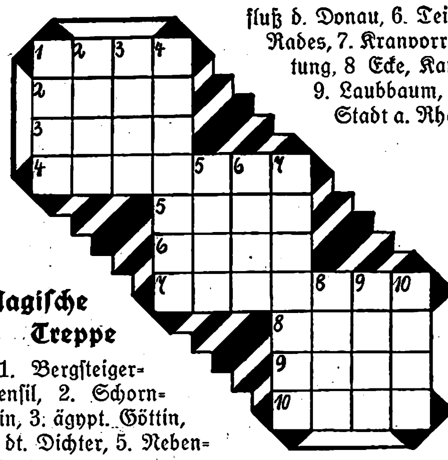
Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. erstes Auftreten, 5. europäische Hauptstadt. 9. Stadt in Finnland, 10 greisenhaft, 11. afrikanischer Vulkan, 12. griechische Göttin, 13. Hausflur, 15. afrikanischer Fluß, 17. Abkürzung für opus, 19. Bezirk, 21. Flächenmaß, 22. fangen, 25. Fluß in Bayern, 27. Umrißlinie, 30. weiblicher Vorname, 31. gehässig, 33. Nibelungengestalt, 34 Vogelbehausung,



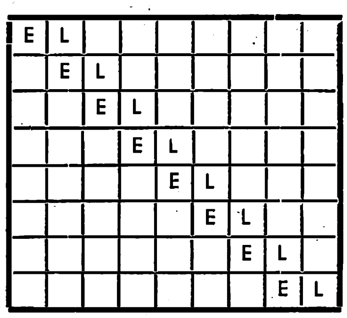
35. Jahreszeit. — Senkrecht: 1. Bezeichnung für Frau, 2. deutscher Romanschriftsteller †, 3. Sundainsel, 4. Tierprodukt, 5. Wild, 6. weibl. Vorname, 7. Branntwein, 8. Stadt in Syrien, 10. Gebüsch, 14. Musenroß, 16. Beleuchtungsmittel, 18. Teil des Hauses, 20. Lehrstoff, 23. Kirschenart, 24. Gewürz, 26. Raubtier, 28. Gedicht, 29. leblos, 32. italienischer Fluß.

Magische Treppe



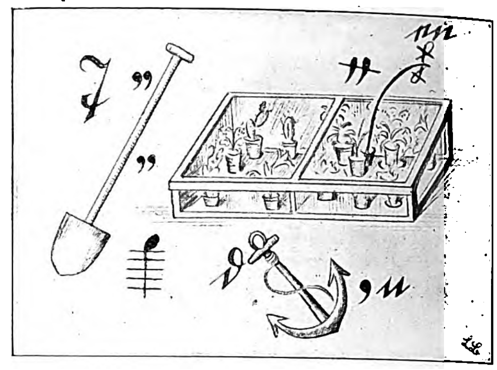
1. Bergsteigerutensil, 2. Schornstein, 3. ägypt. Göttin, 4 dt. Dichter, 5. Nebenfluß d. Donau, 6. Teil d. Rades, 7. Kranvorrichtung, 8 Ecke, Kante, 9. Laubbaum, 10. Stadt a. Rhein.

Verschieberätsel

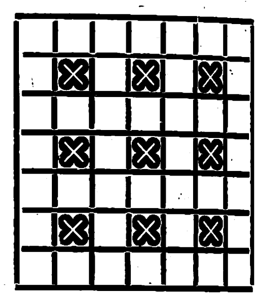


Die Buchstaben: a a b b b c d e e e e e e c e e f g g h h i i i k k l l l l m n n n n o o o p p p r r s s s s s t t t t w w z sind so in die leeren Felder einzutragen, daß Wörter nachstehender Bedeutung entstehen: 1. berühmte Königin eines europäischen Staates, 2. Heilöl, 3. eisenbahntechnische Einrichtung, 4. Sportgerät, 5. deutscher Boxer, 6. Schweizer Dichter, 7. Schweizer Kanton, 8. militärischer Rang.

Bilderrätsel



Viereck



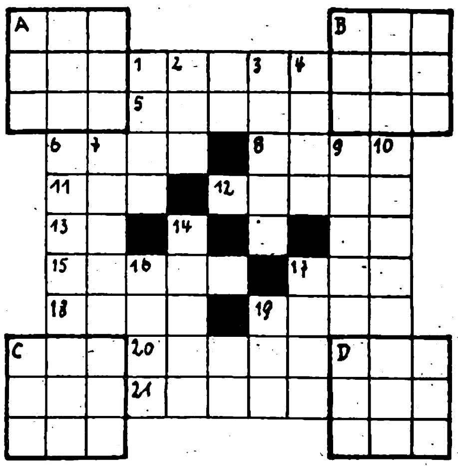
Die Buchstaben: d d e e e e e e e e g g i i i i i l n n n n o o o o p p r r r t s s s s s s t t sind so in die leeren Felder zu ordnen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen: 1. Kunstflugfigur, 2 griech. Sagengestalt, 3. europäische Halbinsel, 4. Hauspersonal.

Zahlenrätsel

1 7 4 1 2 6	Körperteil
2 7 4 8 9 5	Erdteil
3 5 10 7 4	belgische Festung
2 3 11 2 3 2 12	Tierprodukt
4 2 10 2 13 12 7 10	Heilmittel
5 14 11 4 12 13	weibl. Vorname
6 2 9 4 5	Aussatz

Die ersten Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen ergeben einen neuen deutschen militärischen Rang.

Kreuzworträtsel mit magischen Quadraten



Magische Quadrate: A. Liederkomponist †, Königsschlange, Zeitabschnitt. B. Donauzufluß, Papageienart, Zahlungsweise. C. Elend, eins (englisch), Fluß zum Mittelmeer. D. Englische Insel, englisch Bier, ungebraucht.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Raubvogel, 5. regelmäßiger Bezug einer Geldsumme, 6. deutscher Strom, 8. Oper von Verdi, 11. Erfrischung, 12 männl. Blutsverwandte von einem Stammvater, 13. Parteiformation, 15. übermäßig, 17. Straußenart, 18. Bürde, 19. bedeutender Flugzeugpilot, 20. menschliches Organ, 21. Teil des lebenden Körpers.

Senkrecht: 1. Kriegsgott, 2. Fürwort, 3. Stockwerk, 4. sauber, 6. Ostsee-Insel, 7. Jagdgöttin, 9. Stadt in Brandenburg, 10. Trumpf (französisch), 14. Männername, 16. europäische Hauptstadt, 17. Paradies, 19. Fluß in Dalmatien.

Zahlen-Kryptogramm

18 8 6 2 11 7 10 18 5 = Volksvertretung im engl. Parlament
1 2 3 4 5 6 7 2 8 2 5 = größter griechischer Redner
5 9 7 10 11 10 1 2 = Rätselart
12 11 10 12 4 17 13 10 12 = polnischer Nationaltanz
12 13 14 4 3 2 6 2 11 = Wegmaß
17 13 11 5 13 8 16 = Kohlart
14 10 8 1 1 13 5 6 11 13 12 6 = Verwaltungsbezirk
12 11 2 6 10 = Insel im Mittelländischen Meer
15 14 18 6 16 2 19 10 2 5 5 = Ader
15 4 11 16 13 10 = berühmtes spanisches Adelsgeschlecht
2 1 2 8 = englischer Staatsmann

Sind an Stelle der Zahlen Buchstaben gesetzt, entnimmt man jedem Wort drei, dem letzten zwei Buchstaben, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch Darrés ergeben.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a a am au bi che da di di dscha el enz for gen ha ha helms i in ko la lau li lis ma me na ne ni nis nor nung po ra sa sar sis sis sta tas tin tom tum tro ven we wil sind 16 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen einen Ausspruch von Friedrich Bodenstedt ergeben. (st = 1 Buchstabe.)

1 .... 7 .... 13 ....
2 .... 8 .... 14 ....
3 .... 9 .... 15 ....
4 .... 10 .... 16 ....
5 .... 11 ....
6 .... 12 ....

1. deutsche Seestadt, 2. juristischer Begriff, 3. Fisch, 4. Bezeichnung für Hauptstadt, 5. offizieller Empfang, 6. europäischer Staat, 7. weiblicher Vorname, 8. beruflicher Zusammenschluß, 9. Gift, 10. indischer Fürst, 11. Mediziner, 12. griechische Schicksalsgöttin, 13. ägyptische Göttin, 14. Stadt in Galizien, 15. Zeitangabe, 16. Gestalt der Parsifalsage.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Stativ, Handhabe, Haftung, Stunde, Treiber, Erbauung, Bandtrommel, Betreuung, Landsitz, Soutane, Buddha, Luftdruck, Ziemer, Kachel, Neiße, Genre, achttausend, Beute, Fischvergiftung, Verweis, Gandhi, Peitsche, Kraft sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Johann Fischer ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

Wirrwarr

lubt dun donbe sal ide geiwen beitengehgene archewen las edi schendenteiden sotungezasuvoren esd lanotenina bensel.

Aus obigen Buchstabengruppen sind sinngemäße Wörter zu bilden, die, fortlaufend gelesen, einen Ausspruch Rosenbergs ergeben.

Lösungen der Rätsel in Folge 23

Füllrätsel: 1. Eriesee, 2. Serbien, 3. Bregenz, 4. Scherif, 5. Kredenz, 6. Demeter, 7. Euterpe. ✱ Wabenrätsel: 1. Umriß, 2. Mantua, 3 Elegie, 4. Angler, 5. Ungarn, 6. Samiel, 7. Rätsel, 8. Gregor, 9. Apache. ✱ Vokallos: Eine Kultur ist genau so stark wie der Menschenwille, der hinter ihr steht. ✱ Spiralrätsel: 1. Kilo, 2. Loden, 3. Ode, 4. Denia, 5. Nias, 6. Susa, 7. Samar, 8. Mars, 9. Arsen, 10. Send, 11. Ende, 12. Deich, 13. Eiche, 14. Chef, 15. Flur, 16. Lurch, 17. Ur, 18. Chile, 19. Ile, 20. Eiger, 21. Ger, 22. Eri, 23. Hospiz, 24. Zeder, 25. der, 26. Erba, 27. Bam, 28. Amu, 29. Mund, 30. und, 31. Drama, 32. Maar, 33. Arnim, 34. Mur, 35. Ursa, 36. Farre, 37 Reim, 38. Eimer, 39. Erna, 40. Nab. Ein Freund spricht niemals nur nach dem Munde. ✱ Kreuzworträtsel: Waagrecht. 2. Kochsalz, 6. Lagunen, 7. Nike, 9. Not, 10. bloc, 11. Kybele, 14. Toskana, 16. Spada, 18. es, 19. Ebingen, 21. Racine. 24. Tara, 25. Ruth, 26. Kuriosa, 28. lebendig. — Senkrecht: 1. Kerbtier, 2. Klecks, 3 Hunyadi, 4. Snob, 5. Kilossa, 8. Kos, 11. Knabe, 12. Liberty, 13. Einnahme, 15. Apennin, 17. Antrag, 20. Gau, 22. Club, 23. Irre, 27. st. ✱ Silbenkreuz: Lohe, Lore, Lorelei, Loden, Hegel, Rehe, Regel, Leiden ✱ Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Reh, 3. Raa, 5. Rabat, 7. Linde, 9. As, 10. Josef, 12. er, 13. Sen, 15. roh, 16 Elz, 17. Not, 19. Ire, 20. Nab, 21. Ara, 22. Gnu, 24. Jb, 26. Tee, 27. Pan, 29. Oel, 31 Ob, 32. solid, 34. De, 35. Nebel, 36. Lakei, 37. rue, 38. Sir. Senkrecht: 1. Rasen, 2. Hat, 3. Rif, 4. Adele, 5. Nas, 6. Tor, 7. Leh, 8. Erz, 11. Sol, 14. Nonne, 16. Erato, 18. Tau, 19. Iri, 22. Geber, 23. Mul, 35. Zeder, 26. Ton, 27. Pol, 28. Nil, 30. Lei, 32. See, 33. das. ✱ Silbenrätsel: 1. Orest, 3. Helene, 3. Nama, 4. Element, 5. Lori, 6. Ehrenmal, 7. Ithaka, 8. Delhi, 9. Elevin, 10 Norge, 11. Sinding, 12. Chrysantheme, 13. Hultschin, 14. Alibi, 15. Fehme, 16. Taktik, 17. Gewandhaus, 18. Isolde, 19. Bukarest. „Ohne Leidenschaft gibt es keine Genialität.“ ✱ Rösselsprung Deutsches Volk — was in der Zukunft Schoße / Auch sich bergen mag: in deiner Hand / Liegt dein Schicksal! Nur die alte, große / Deutsche Treue schützt das Vaterland. ✱ Wirrwarr: Wem das Herz fest bleibt in aller Not, der wird zuletzt nicht nur den lauen Freunden, auch seinen Feinden ehrwürdig. ✱ Kapselrätsel: Selb, Kram, Abo, Garbe, Egel, Ranke, Rade, Akt, Kant. „Skagerrak“.

HUMOR

Leberfrost sitzt mit Krauthupfer im Gasthaus. Leberfrost trinkt sein fünftes Glas Bier.

„Nanu", wundert sich da Krauthupfer, „ich denke, der Arzt hat dir nur ein Glas erlaubt?"

„Stimmt", gibt Leberfrost zu, „aber ich habe noch einige Ärzte zugezogen und die erlauben mir auch jeder ein Glas."

*

„Ich weiß einen ausgezeichneten Witz: Hab ich Ihnen den schon erzählt?"

„Nein, bestimmt nicht."

*

„Was wird wohl deine Mutter sagen, Liebling, wenn sie von unserer heimlichen Verlobung erfährt?"

„Da brauchst du keine Angst zu haben; die freut sich jedesmal."

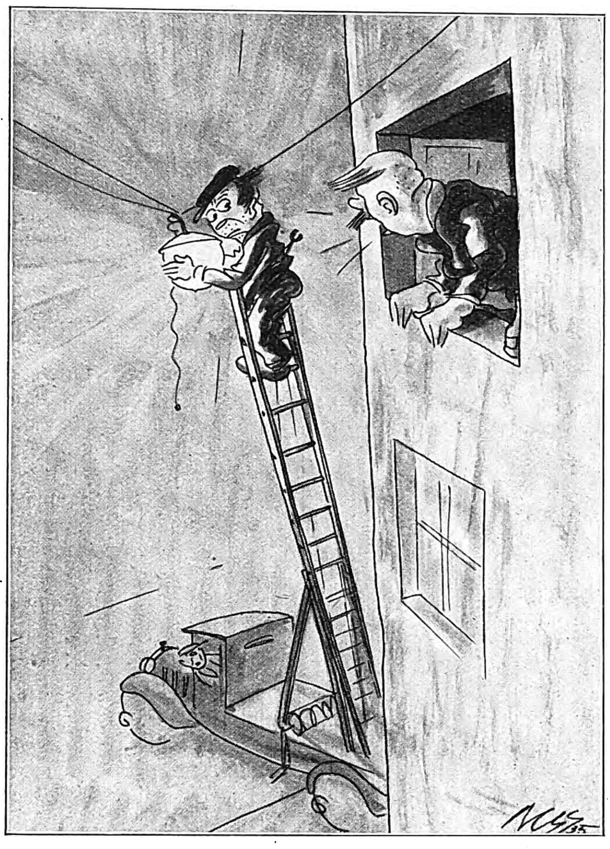
*

„Wirklich, Ella, ich bewundere dich!" sagte die Freundin. „Du wirst von Tag zu Tag immer hübscher und jünger! Es ist mir bloß ein Rätsel, woher du das Geld dazu nimmst!"

*

Pennaza ist Kavalier. Neulich sieht er mitten auf der Landstraße eine Dame, die bei einem einsamen Haus hält und offenbar eine Panne hat. Pennaza steigt aus, tut seinen Rock von sich und macht sich ans Werk. Er arbeitet zwei Stunden; die Dame schaut zu. Dann kommt er schweißtriefend, voll Schmutz, aber hochbefriedigt wieder unter dem Wagen hervor. „Bis nach Hause wird er Sie jetzt bestimmt bringen!" erklärt er strahlend.

Die Dame lächelt liebenswürdig. „Das sowieso!" sagt sie. „Ich wohne ja hier!"



„Sie sind doch nicht durchsichtig, Sie Esel? Gehen Sie aus dem Licht, ich muß lesen!"

*

„Hallo, Fräulein!" rief ein mürrischer Herr in der großen Fischhandlung, nachdem er zwei Minuten unbeachtet an einem Verkaufstisch gewartet hatte. „Ist für Stockfische keine Bedienung da?"

Das Fräulein kam eilig herbei. „Doch, gewiß!" versicherte sie. „Die Bedienung ist natürlich für jedermann da!"

*

Als der Laufbursche Ludwig das Zimmer des Chefs betrat, ging sein Kollege Wilhelm eben freudestrahlend hinaus. „Herr Direktor", begann Ludwig, „könnte ich vielleicht heute nachmittag freihaben? Meine Gro . ."

„Nichts zu machen, mein Lieber!" unterbrach ihn der Chef. „Wilhelms Großmutter ist zuerst gestorben!"

*

„Otto, wo ist denn das rote Buch, das vorhin hier auf dem Tisch lag?"

„Das hab ich hinter den offenen Fensterflügel geklemmt, Vater, damit er nicht immer so hin und her schlägt!"

„Bist du verrückt? Davon wird das Buch ja ganz verdorben!"

„Och — das macht ja nichts. Ich hab nachgesehen — es ist nicht aus der Leihbibliothek!"

Alwin Dressler:

Aus der Erfinder-Welt

Kleine Erfindungen von großem Wert

Der deutsche Erfindergeist ist unablässig bemüht, aus den Segnungen des Fortschritts auf kulturellem Gebiete praktischen Nutzen für die Allgemeinheit zu ziehen. Das beweist die jährlich zunehmende Zahl der Erfindungen, die, wenn oft noch so klein, doch von großem Wert und Nutzen sind. – Nachstehend eine kleine Auslese von Erfindungen aus jüngster Zeit.

Unzerbrechliche Brillengläser.

Durch ein Verfahren, bei welchem unausgeglühtes Glas künstlich abgeschreckt wird, ist man zur Herstellung eines unzerbrechlichen Glases gelangt, das für Schutzbrillen besonders geeignet ist. Die gegossenen Gläser werden vor ihrem Erkalten in einem Dampf- oder Ölbade abgeschreckt; dadurch erstarrt die Außenhaut sehr rasch, und es entsteht innen ein durch hohen Druck zusammengehaltenes körniges Gefüge, das die optischen Eigenschaften des Glases jedoch nicht beeinträchtigt. Die so hergestellten Gläser gewähren dem Auge einen größeren Schutz als die üblichen ausgeglühten Gläser, weil sie einen recht harten Stoß vertragen können; und selbst wenn sie zerbrechen, bleiben sie gefahrlos, weil die sandartigen körnigen Splitter keine scharfen Schneidkanten haben.

Elektrisch geheizte Fußbank mit Wärmespeicher.

Für Autofahrer ist diese Erfindung besonders wertvoll. Die Fußheizkörper sind als abgeschrägte Fußstützen mit Stoffbezug ausgebildet und mit Fußtasche versehen, die auch den Fuß oberhalb erwärmt. Die Beheizung erfolgt durch eine Spezial-Dynamo, die in den Wagen so eingebaut wird, daß sie vom Benzinmotor möglichst vor der Kupplung angetrieben wird. Sie bedarf keiner besonderen Wartung und ist immer betriebsbereit. Die Heizung kann auch — von Steckdosen aus mit kurzen Zuleitungsschnüren betrieben — zwei Sitze, zwei Lehnen und zwei Fußheizkörper erwärmen und in bereits vorhandene Wagen fast aller Fabrikate eingebaut werden.

Der „Land-Wasser-Zepp“.

SA.-Sturmhauptführer Trippel aus Darmstadt hat einen Wagen gebaut, der rein äußerlich eine Kombination zwischen Kraftwagen und Motorboot unter stärkerer Betonung des Autos darstellt. Mit diesem Land-Wasser-Auto kann man, ohne daß es einer Montage bedarf, vom Land direkt ins Wasser fahren und umgekehrt. Der fünfzigpferdige Motor gibt dem Wagen auf glatter Straße eine Geschwindigkeit von 125 Kilometer; im Wasser, auf 1500 Touren abgedrosselt, bringt er es bis zu 35 Kilometer Geschwindigkeit. Bei einer kürzlich erfolgten Versuchsfahrt auf dem Main fuhr der „Land-Wasser-Zepp“ die Rampe zum Main herunter und setzte seine Fahrt als „Wasserwagen“ fort, nachdem nur ein einziger Schaltgriff genügte, um die Schraube anzuwerfen. Ebenso mühelos kletterte er wieder die Rampe herauf und verwandelte sich wieder in ein Auto, ohne daß dazwischen nur eine Sekunde Pause lag.

Aus Müll wachsen Häuser

Die Versuche des Berliner Chemikers Aretz führten zu dem Erfolg, mit chemischen Hilfsmitteln aus dem Müll eine Faserstoffplatte herzustellen, die von amtlichen Materialprüfungsstellen eingehend untersucht und begutachtet wurde. Es ergab sich, daß die in jeder Form und Stärke herzustellende Platte ungewöhnlich elastisch ist; sie läßt sich zersägen, nageln, verputzen und unmittelbar mit Farbanstrich oder Tapete versehen. Sie eignet sich aber auch besonders als Isolationsmaterial, wobei sie dem Kork fast gleichkommt. Bei Versuchen mit Flammen über 1000 Grad Wärme stellte sich heraus, daß sie nur wenig verkohlt und überhaupt nicht entflammbar ist; sie bildet somit ein außerordentliches Schutzmittel gegen Feuersgefahr.

Das automatische Postamt.

Die Unzulänglichkeit der Briefmarken-Verkaufsautomaten führte zur Erfindung des automatischen Postamtes, genannt „Postomat“. Es ist eine Kombination von Briefkasten und Frankierautomat, mit welchem man jede Frankatur von 0 bis 40 Pfennig (mit Abstufungen von Pfennig zu Pfennig) vornehmen kann. Auch Eil- und Einschreibbriefe können damit befördert werden; zudem besitzt der Postomat noch eine Briefwaage. Man steckt die Postsendung in den Briefschlitz zahlt so viel Münzen ein, bis der gewünschte Portobetrag erreicht ist, und drückt dann auf den Knopf. Das andere besorgt der Postomat: er zieht die Postsendung automatisch ein, frankiert und stempelt sie mit dem Entwertungs- und Datumsstempel ab und addiert automatisch den eingezahlten Betrag auf Kontrollstreifen. Die Post hat weiter nichts zu tun, als die fertigen Briefe abzuholen und zu befördern. In solchen Gegenden, wo sich kein Postamt befindet und die Errichtung eines solchen noch unzweckmäßig erscheint, ist dieser Postomat eine begrüßenswerte Neuerung.

Selbsttätige Warnanlagen für Wegübergänge.

Um an schrankenlosen Wegübergängen Unfälle zu verhüten, hat man selbsttätige Warnanlagen konstruiert, die von dem herannahenden Zug durch einen Kontakt in Betrieb gesetzt werden. Wenn der Übergang frei ist, blinkt ein weißes Licht, während, wenn der Zug eine bestimmte Stelle befährt, sich ein rotes Blinklicht von selbst einschaltet und mit der doppelten Anzahl Blinke als Warnanlage so lange in Tätigkeit bleibt, bis der ganze Zug am Wegübergang vorbeigefahren ist. Das Ausschalten des roten Warnlichtes erfolgt dann von selbst.

treffpunkt: bei kriegsende in addis - abeba

Unsere Sonderberichterstatter im äthiopischen Krieg — Roland Strunk (auf italienischer Seite) und Job Zimmermann (auf abessinischer Seite) haben sich nach dem Einmarsch der siegreichen italienischen Truppen in der Hauptstadt Addis-Abeba getroffen. Hier berichtet Job Zimmermann über die Tage der Schreckensherrschaft von der Flucht des Negus bis zum Einzug Marschall Badoglios.

Es besteht heute wohl kein Zweifel mehr darüber, daß der Negus-negesti kurz vor seiner Flucht aus der Hauptstadt seines verlorenen Reiches an bestimmte Abteilungen seiner Soldaten und sogenannte Polizei-Sabanjas den Befehl erteilte, Addis-Abeba zu plündern und zu brandschatzen. Durch diese Rachemaßnahme sollten die Europäer betroffen werden, von deren Politik sich Hailé Selassié verraten fühlte. Die Beauftragten des Kaisers drangen in die großen Vorratsräume des „Gibbi" (Palastes) und bemächtigten sich der Munitionsstapel und Ben-



Die abessinische Radiostation, von der aus während der letzten zwölf Monate unzählige Funksprüche an den Zentralverlag der NSDAP. gesendet worden sind.



So hausten die Galla-Räuber in dem schutzlosen Addis-Abeba. Trümmer umsäumen den Hauptplatz der Stadt. In vier Tagen Banditenherrschaft haben die Deutschen von Addis-Abeba all ihr Hab und Gut verloren.



Das war ein Wiedersehen! Die Sonderberichterstatter des „I. B." und „V. B.", Roland Strunk (Mitte) und Job Zimmermann (rechts) werden von einem ausländischen Zeitungsmann ausgefragt, nachdem sie sich vor dem Tore der deutschen Gesandtschaft in Addis-Abeba wiedergefunden hatten.

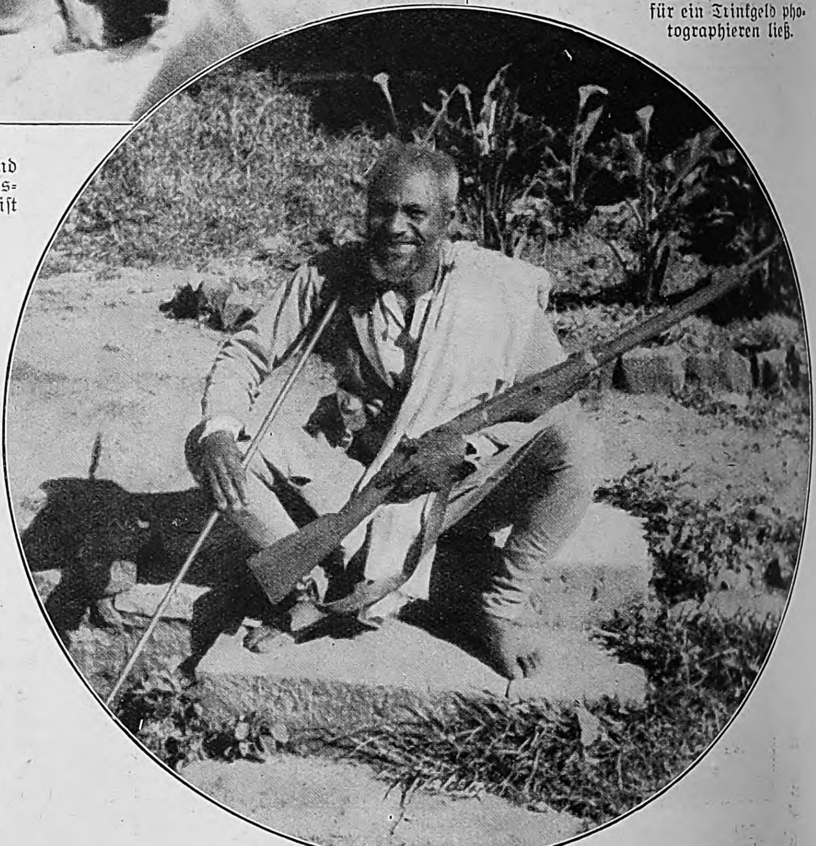
zintanks. Das Morden und Brennen begann. Inzwischen jedoch geschah etwas Unerwartetes: Aus Höhlen und Felsverstecken rings um Addis-Abeba tauchten Horden entlaufener Sträflinge und Neger beutewitternd wie heißhungrige Hyänen auf und metzelten die vom Kaiser beauftragten Plünderer nieder. Durch Fluten von Alkohol zu viehischer Mordgier entfesselt, liefen diese Bestien durch die Straßen der brennenden Stadt und erschlugen in einem wahren Blutrausch alles, was ihnen in die Quere kam.

An diesem Tag war ich selbst im brennenden Marktviertel. Gedunsene Leichen lagen auf den Straßen. Die Fahrt durch die Rudel der wie Raubtiere heulend umherstreifenden betrunkenen Galla und Schankalla wird mir wie ein böser Traum in der Erinnerung bleiben. Endlich, am Nachmittag des 5. Mai, kamen die Avantgarden Badoglios. Und nach weiteren Tagen, zusammen mit dem Marschall — o große Freude! — Kamerad Roland Strunk.



Noch am 1. Mai versuchten jungabessinische Straßenredner das Volk zum Widerstand zu bestimmen. Aethiopischer Offizier bei einer Ansprache in der Nähe der St. Georgs-Kathedrale. Seine Worte bleiben nicht ohne Eindruck; aber die Kraft der Nation ist gebrochen.

Aufnahmen: Job Zimmermann.



Im Kreis: Im Garten der Telegraphenstation saß dieser betrunkene alte Räuber, der sich für ein Trinkgeld photographieren ließ.



Typen wie dieser junge Gallaräuber hatten das Regiment in Addis Abeba übernommen. Ihre Schreckensherrschaft dauerte nur wenige Tage — und doch erschien sie den Betroffenen wie eine Ewigkeit.



Die „Schiftas" (Räuber), die meistens betrunken und immer zum schnellen Schießen aufgelegt waren, ließen sich nur schwer photographieren. Diese Aufnahme, die einen Räubertrupp beim Verladen von Diebesgut zeigt, gelang mit dem Teleobjektiv.





Feindlicher Tieffliegerangriff droht. Da heißt es gut getarnt Deckung nehmen, nicht nur um das eigene Leben zu schützen, sondern auch um die Stellung nicht zu verraten.

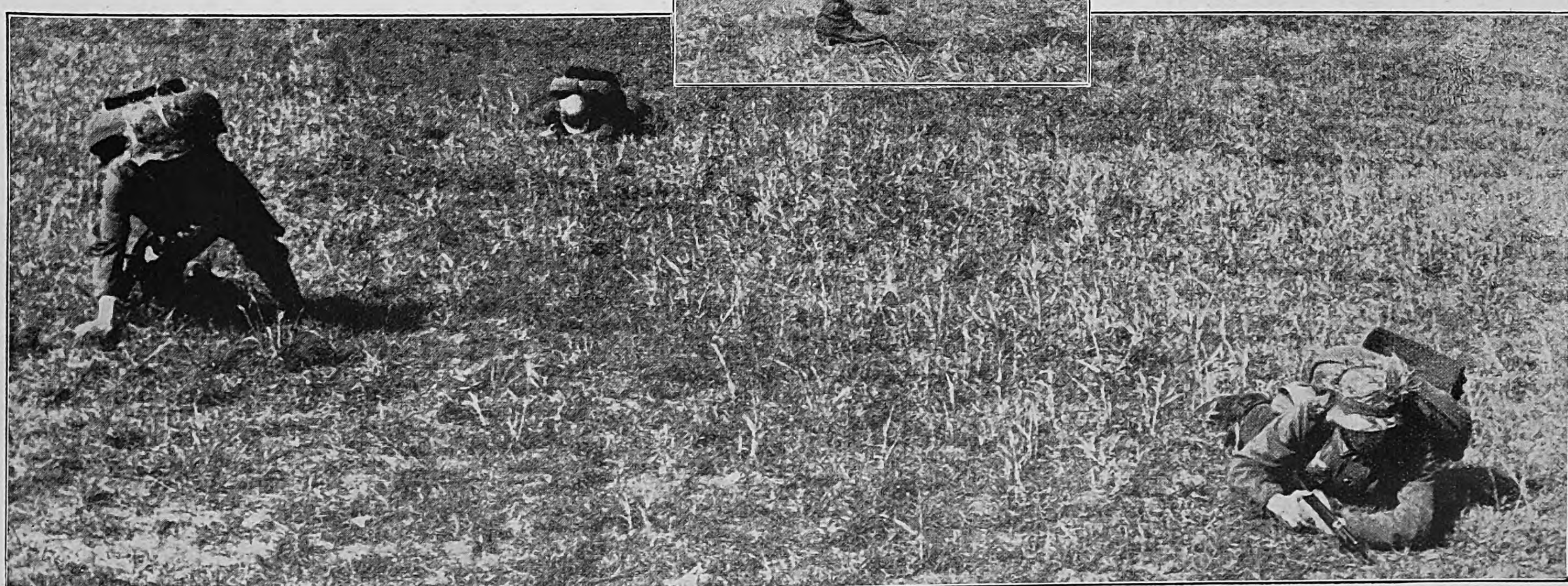
Einzelkämpfer – nicht Masse

Nicht der Befehl allein bringt den Sieg. Noch andere Faktoren müssen dazu kommen, um den Schlachterfolg zu sichern. Man denke sich den Infanteriekampf unserer Tage. Es tritt nicht mehr die Masse in Erscheinung, die zum Sieg geführt wird, sondern der gewandte Einzelkämpfer, der selbst siegen will. Er ist ein denkendes, mit Überlegung arbeitendes Glied des Ganzen. Die Schützen bedürfen zur Wirkung der Raumtrennung. Mit weiten Zwischenräumen, in kleine Gruppen zerlegt, bieten sie wenig greifbare Ziele. Nicht räumlich, sondern geistig verbunden, eint sich ihr Handeln zum Zweck der Entscheidung. Der Einfluß des Offiziers erstreckt sich im Trichterfeld höchstens auf seine nächste Umgebung. Der Soldat soll mit kundiger Hand die weitreichenden, schnellschießenden Feuerwaffen bedienen, die Deckungen des Geländes ausnützen.

Munitionsmangel! Eins der peinlichsten Dinge, das dem Soldaten vor dem Feind passieren kann. Heranschaffung von Munition ist Lebensnotwendigkeit, aber auch eine der schwierigsten und gefährlichsten Aufgaben, die dem Soldaten zuteil werden. Er ist das vom Feinde gesuchteste und heftigst beschossene Ziel. Keuchend, mit 1000 Schuß Munition bepackt, arbeitet er sich zur Feuerlinie vor.



Rechts: Leichtes MG. beim Angriff. Der Schütze muß laufen, was Lunge und Beine hergeben, um jeden günstigen Augenblick zum Vorwärtskommen zu benutzen.



Beim Angriff sucht sich jeder Soldat als Einzelkämpfer den besten Weg zum Feind.

Aufnahmen: Heinz Adrian. — Text: F. Kronberger.

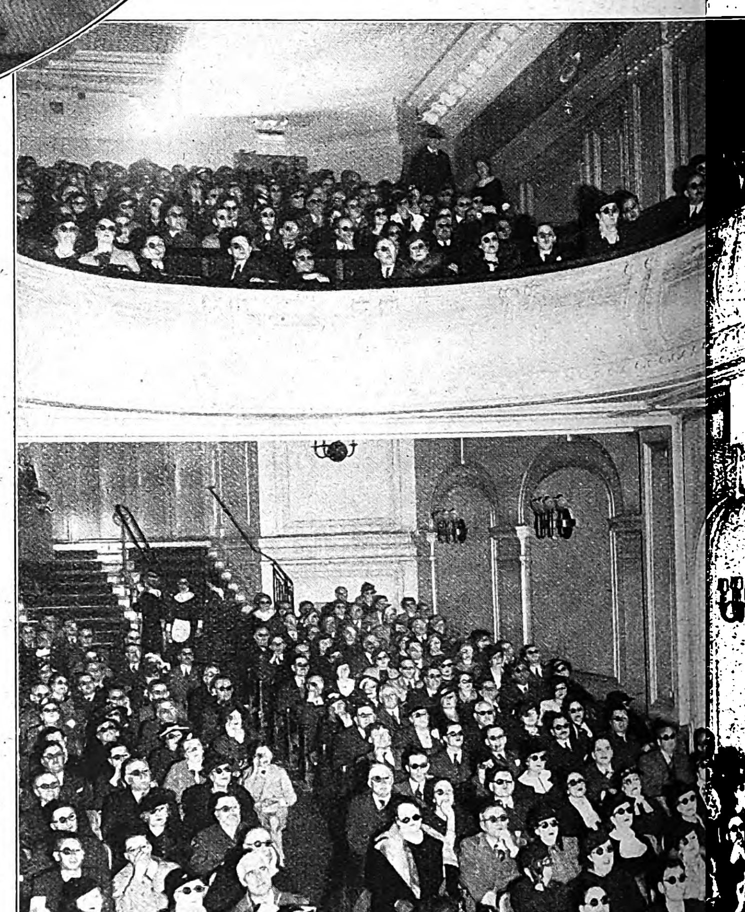


Das Brillen-Kino von Paris

Die Idee des plastischen Films ist nicht neu. Sein Prinzip kennt man aus dem Stereoskop, dem optischen Gerät, das ein Doppelbild, aufgenommen mit zwei im Augenabstand entfernten Objektiven, plastisch erscheinen läßt. Ein Pariser Kino verwendet jetzt Brillen, die die Vorführung von Relieffilmen gestattet.

Mit einem blauen und einem gelben Auge betrachtet das Liebespaar den plastischen Film.

Aufnahmen: Weltbild.







An der Kasse erhält jeder, der eine Eintrittskarte gelöst hat, die Stereoskopbrille. Die Brillen werden nach dem Gebrauch gereinigt und hygienisch verpackt.

Links:
Die Werbebilder am Eingang und im Foyer des Kinos sind gleichfalls hinter Stereoskopgläsern angebracht.

Rechts:
Blick in das „Cinéma de Relief" in Paris während einer Filmvorführung.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO. Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München. Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft. Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildentlehnung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. 36: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 8.
[ABCDEF]

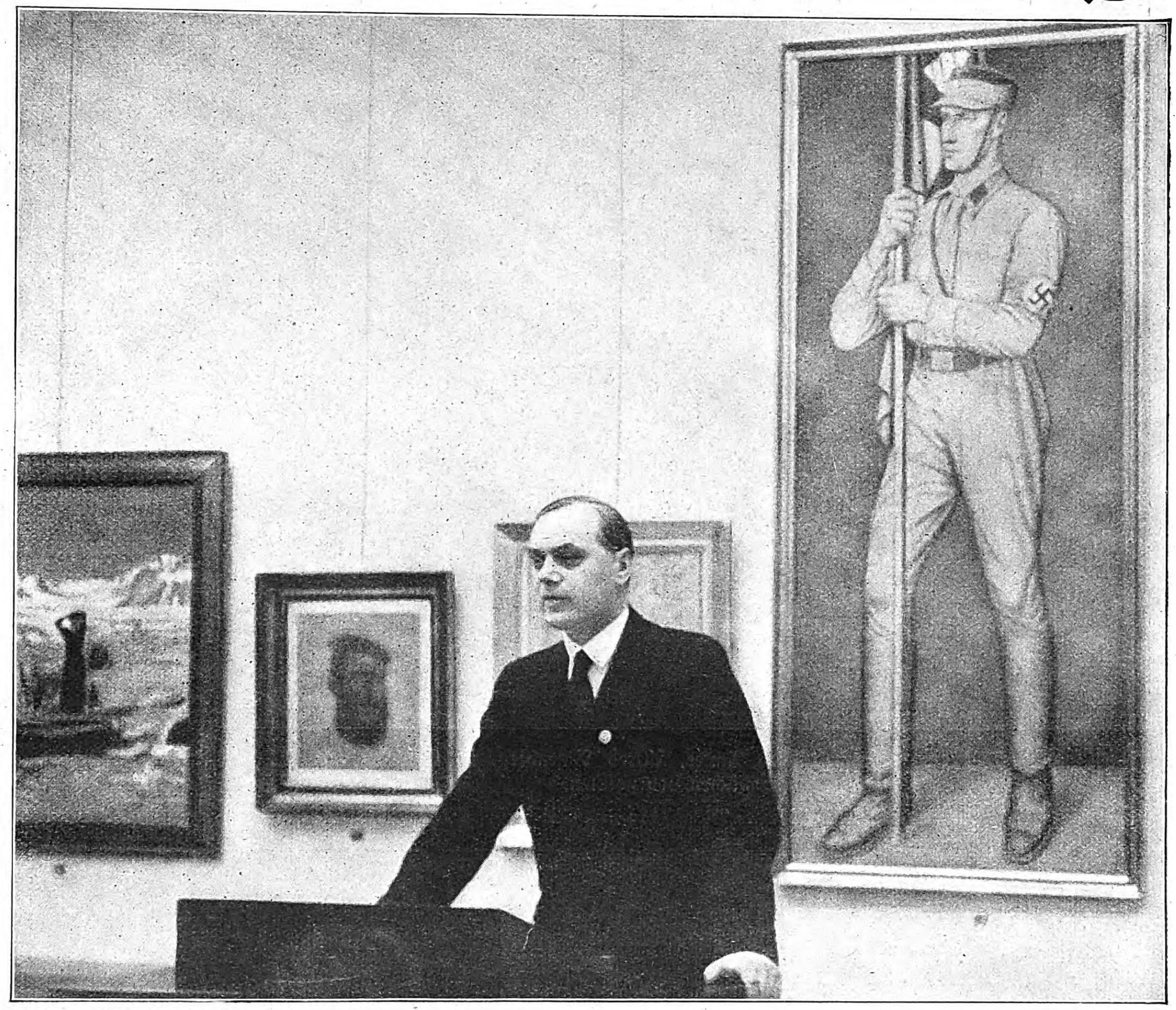
Alfred Rosenberg

BANNERTRÄGER DER IDEE

Zur Tagung der NS.-Kulturgemeinde in München vom 14. bis 19. Juni

Mit dem Namen Alfred Rosenberg verbindet sich heute und morgen, weit über alle seine Arbeitsgebiete und Aufgaben hinaus untrennbar sein Werk: „Der Mythus des 20. Jahrhunderts." Vor diese Wertung und konsequente Gesamtschau der weltanschaulichen Auseinandersetzungen unserer Zeit setzte sich Rosenberg ein Wort Meister Eckehards, das in seiner Absicht und Klarheit Spiegel der Grundlage ist, von der aus dieses Werk eines Lebens begann: „Diese Rede ist niemand gesagt, denn der sie schon Sein nennt als eigenes Leben oder sie wenigstens besitzt als eine Sehnsucht seines Herzens."

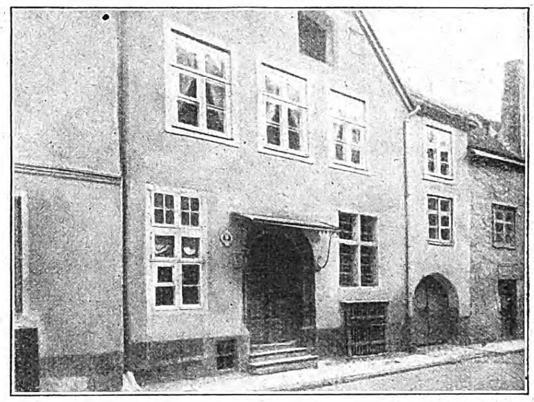
Der Führer hat unter seinen ersten Kameraden Männer, die an der propagandistischen Auswertung und Verbreitung gegebener Ideen arbeiten und, von dem heutigen Standpunkt her gesehen, schier Unglaubliches geleistet haben. Alfred Rosenberg ging abseits von jener gewiß lebenswichtigen Arbeit den Weg in die Tiefe; kühn und kühl in strenger denkerischer Konsequenz zeigte er bis in die



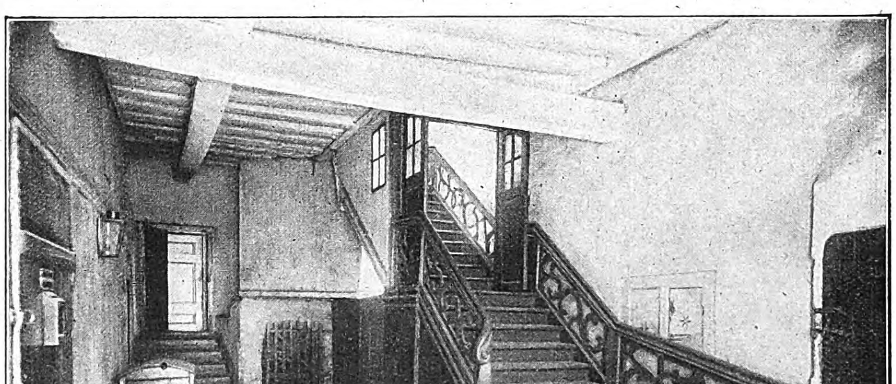
Reichsleiter Rosenberg eröffnet mit seiner Rede eine Kunstausstellung.
Vom Führer zu der hohen Aufgabe berufen, das deutsche Kulturleben mit dem Geist der Bewegung zu erfüllen, wies Alfred Rosenberg immer wieder auch dem bildenden Künstler Richtung und Ziel.



Eine Führerbesprechung aus der Kampfzeit.
Alfred Rosenberg, der durch die Herausgabe der Zeitschrift „Der Weltkampf" den Sieg der Idee vorbereiten half, hatte damals als Mitarbeiter und Nachfolger Dietrich Eckarts die Hauptschriftleitung des „Völkischen Beobachters" übernommen.



Rechts: Das Rosenbergsche Haus in Reval.



Flur und Treppe im Rosenbergschen Haus in Reval.

Aufnahmen:
Heinrich Hoffmann (1). R. Sennecke (1). Archiv (2).



Der Chef des Außenpolitischen Amtes, Alfred Rosenberg, im Gespräch mit ausländischen Journalisten.

letzten Spalten unerbittlich die Auswirkung der nationalsozialistischen Weltanschauung auf allen Gebieten unseres völkischen Lebens.

Unerbittlich, aber immer unaufdringlich immer nur zu jenen sprechend, die „diese Rede schon ihr Eigen nannten", die, wach geworden, nun mit ihm einen Weg gingen, mit ihm zu Kämpfern um die Reinheit und die kompromißlose Totalität unserer Weltschau wurden.

So wurde es möglich, daß dieser fast kalte, verschlossene Denker offene Herzen und tiefsten fanatischen Willen fand in all den Tagesaufgaben, die der Führer über das große Werk an die Gestaltung und Überwachung der Idee diesem Manne gab.

Wir, die wir ihn kennen in täglicher Kleinarbeit, die wir ihn erleben als Ratgeber, als Kämpfer und als klugen Diplomaten, haben vielleicht über der Hochachtung und Zuneigung zum Menschen Rosenberg nicht den genügenden Abstand zum Werk dieses Mannes, draußen aber, im Volk, in allen Auseinandersetzungen und Klärungen auf allen Fronten, da lebt er, da steht er, mahnend und rufend, und erfüllt mit seinen großen Gedankenreihen Aufgabe um Aufgabe, in deren Lösung immer wieder dieser Mann und sein unbeugsamer Wille entscheidend Pate standen.

Ist es notwendig, an dieser Stelle den Weg aufzuzeichnen, den Standpunkt zu umreißen, von dem aus heute seine Kraft strahlt in den großen Ausbruch unserer Zeit? Wir, die wir diese Zeit mitgestaltend erleben, die wir auch ungeschoben marschieren, sehen in ihm einen der großen Bannerträger der deutschen Revolution, und dort, wo die Fahne weht, wo heute unter ihr gekämpft und gestritten wird, ist Alfred Rosenberg.

Gunter d'Alquen.

Aufnahmen: Weltbild.



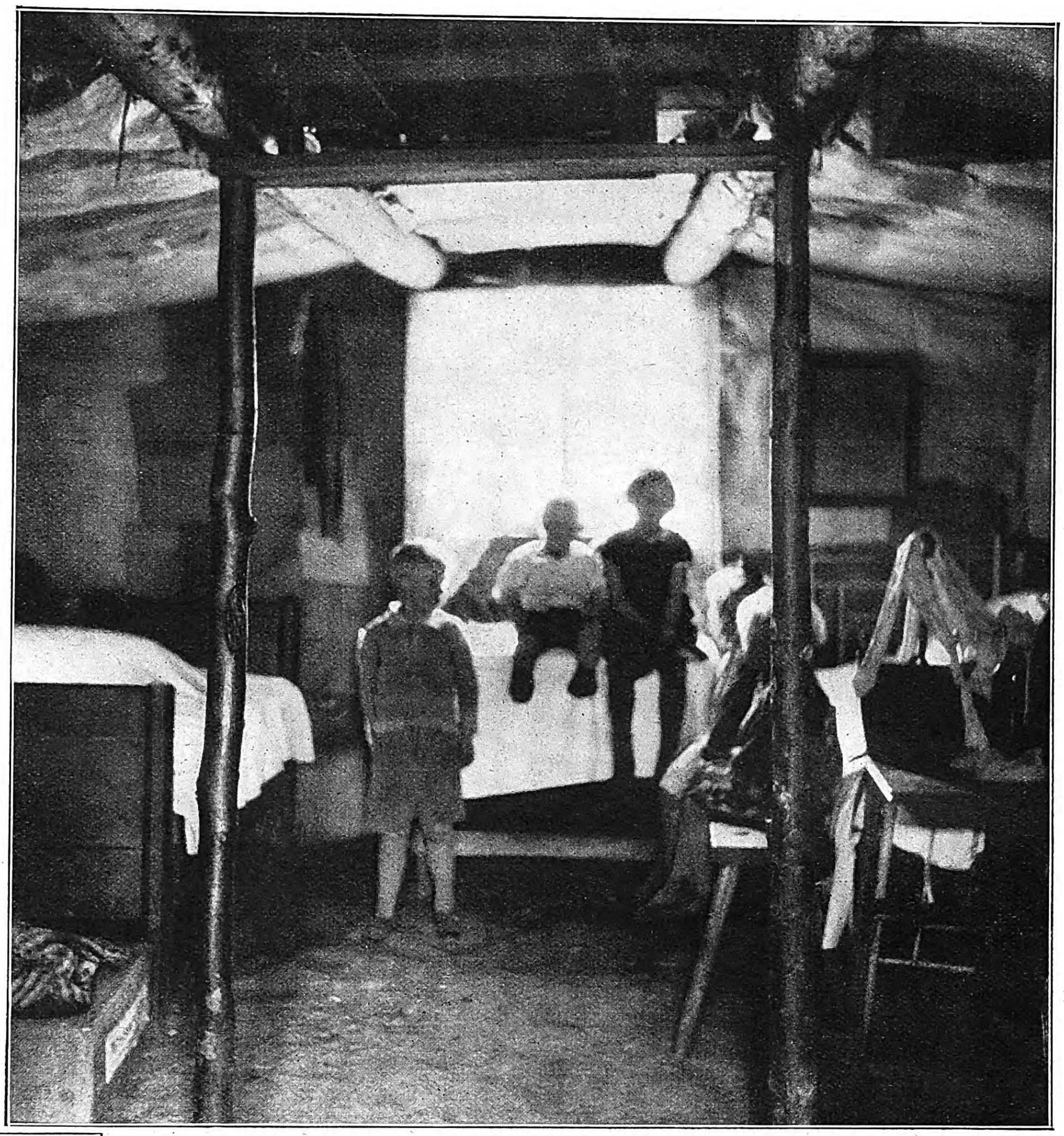
Am Tag der Alten Garde.
Der Führer reicht seinem Kampfgenossen und Mitarbeiter die Hand.

„Hier waren einmal die Erdhöhlen!"

Aufnahmen: v. Perckhammer.

Unser Mitarbeiter H. v. Perckhammer fand im Jahre 1931 in der Nähe des Werbellinsees bei Berlin eine jammervolle menschliche Behausung. In einer Art Unterstand, einer feuchten Erdhöhle, wohnte eine sechsköpfige Familie. Im Kessel kochte eine wässerige Kartoffelsuppe — das war das Sonntagsmahl des Arbeitslosen. Die abgehärmte Frau schluchzte und zeigte auf einen Kinderwagen, in dem seit Tagen ein kleines Kind mit kalkweißem Gesichtchen lag. Es war an Unterernährung und Lungenentzündung gestorben. Geld für die Beerdigung war nicht vorhanden.

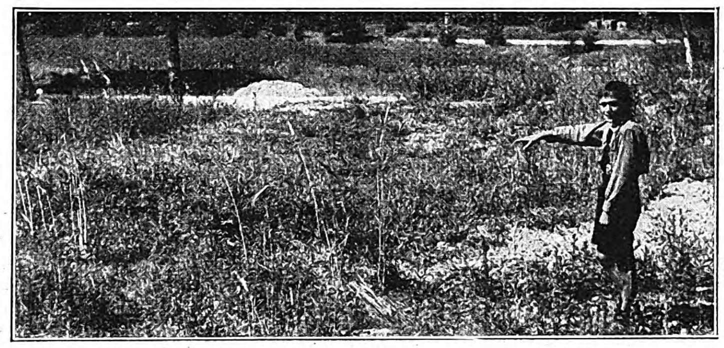
Unlängst suchte unser Mitarbeiter die Stätte dieses Elends wieder auf. Aber er fand die traurige Wohnung nicht mehr. Ein kleiner Junge aus der Ortschaft Joachimsthal deutete auf eine Rasenfläche: „Hier waren einmal die Erdhöhlen" — und erzählte dann weiter, daß der Mann wieder Arbeit und Brot gefunden habe. Der Junge führte den Besucher zu dem Wohnhaus der Familie, und unser Mitarbeiter konnte sich davon überzeugen, daß die Jahre der schlimmsten Not für diese Leidgeprüften vorüber sind.



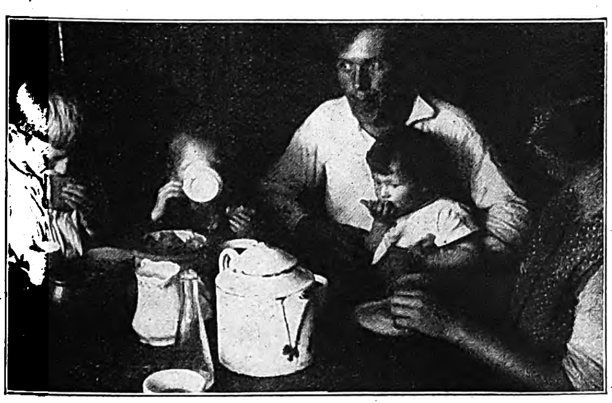
In dieser feuchten, menschenunwürdigen Erdhöhle unweit des Werbellinsees bei Berlin wohnte 1931 eine sechsköpfige Familie.



„Als ich diese Familie 1931 besuchte", so erzählt unser Berichterstatter, „lag das kleinste Kind schon seit drei Tagen tot in seinem Wägelchen. Der Aufenthalt in den schrecklichen Löchern war gerade für die Kinder lebensgefährlich."



Rechts: „Hier waren einmal die Erdhöhlen", sagte der kleine Hitlerjunge aus dem Dorf. „Der Mann wohnt jetzt im Hause nebenan. Er arbeitet bei der Reichsautobahn."

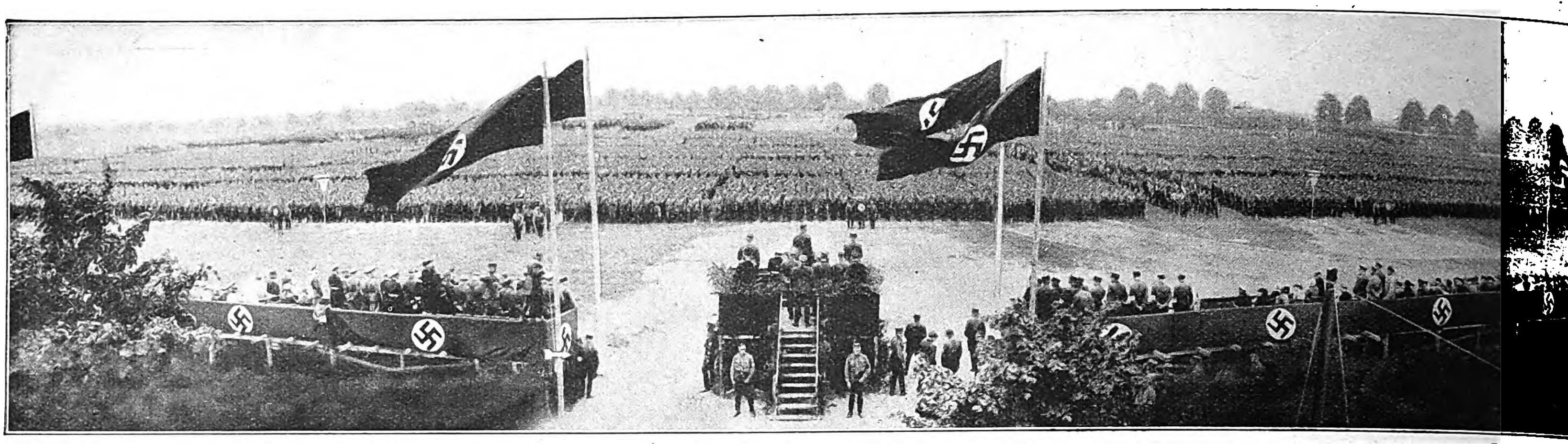


„Vor fünf Jahren sah es anders mit uns aus", erklärte der Familienvater, als er sich mit Frau und Kindern zur Mahlzeit an den Tisch gesetzt hatte.

*

Rechts: Unser Berichterstatter fand die Familie, die einst die Erdhöhle bewohnt hatte, in einem festen Haus.





Tag der Gruppe Nordsee am 6. und 7. Juni.
Der große Aufmarsch auf der Pauliner Marsch.

TAG DER SA.-GRUPPE NORDSEE

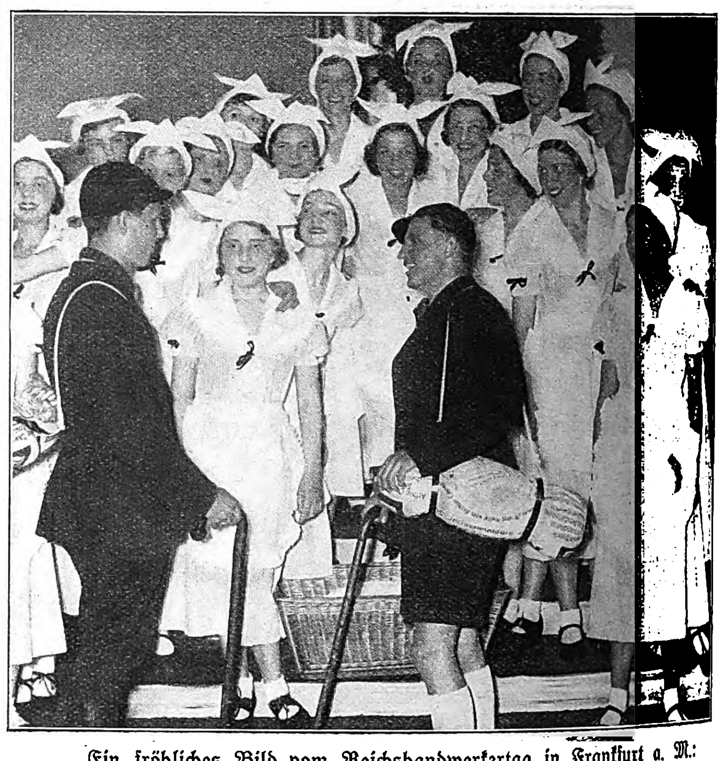
45 000 SA.-Männer der SA.-Gruppe Nordsee waren Sonntag, den 7. Juni, vor dem Stabschef des Führers Lutze in Bremen versammelt. Auf der Pauliner Marsch sprach der Stabschef in Gegenwart des Gauleiters von Weser-Ems, Reichsstatthalter Roever, des Bürgermeisters Heider, Bremen, zahreicher Gruppenführer und führender Männer von Partei, Staat und Wehrmacht zu seinen SA.-Männern, und am Osterdeich marschierten die Formationen der Gruppe, die Reiterstandarten und die Ehrenabordnungen der Partei und ihrer Gliederungen in schneidigem Vorbeimarsch an dem Stabschef vorbei.



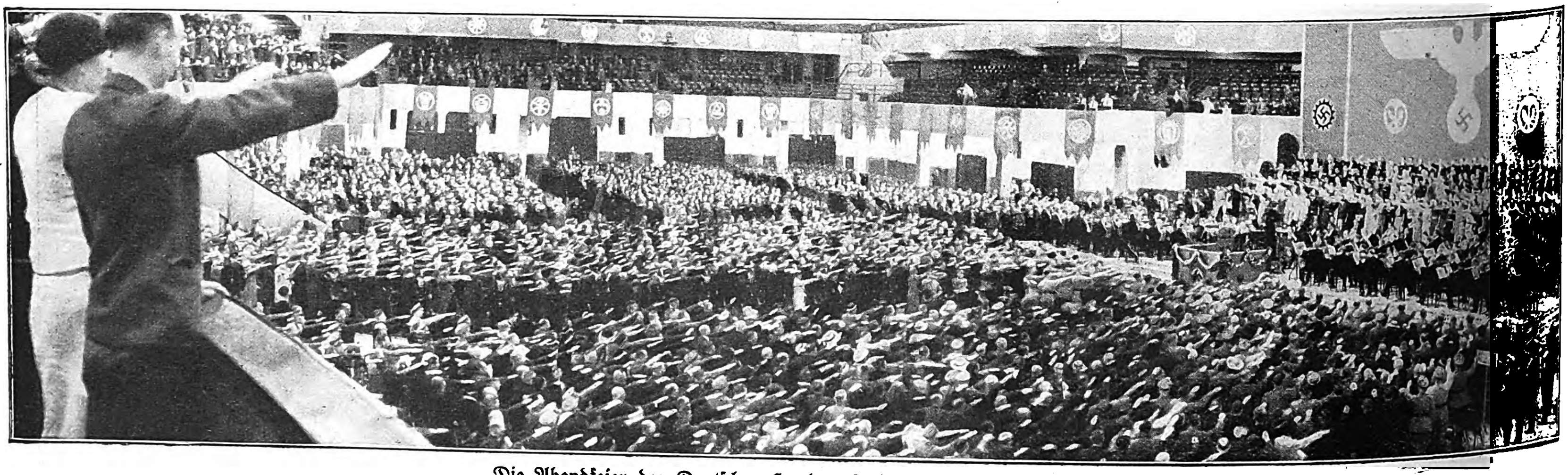
Der Stabschef trifft zum Reitturnier auf der Tribüne der Rennbahn ein.
Aufnahmen: Cüppers (2).

REICHSHANDWERKERTAG

Zum ersten Male hatte Frankfurt am Main in diesem Jahre zum Reichshandwerkertag den Festschmuck angelegt, der nun alljährlich wieder dem deutschen Handwerk zu Ehren die Straßen und Plätze dieser altehrwürdig schönen „Stadt des Handwerks" verzaubern wird. Den Weg, den der Festzug nahm, säumten auf sieben Meter langen und zwei Meter breiten blauen Fahnentüchern die bunten Wappen aller Städte, die Amtssitz eines Kreishandwerksmeisters sind. Die Festhalle, der Ort der großen Kundgebungen, war in ein Meer von Gold und Blau getaucht. Die Zeichen der Arbeitsfront und des Handwerks schmückten den Bahnhof und die übrigen hervorragenden Gebäude. Bis in die fernsten Vororte flatterten Haus an Haus die Hakenkreuzfahnen.



Ein fröhliches Bild vom Reichshandwerkertag in Frankfurt a. M.: Wandernde Handwerksburschen und lustige Wäschermädel.

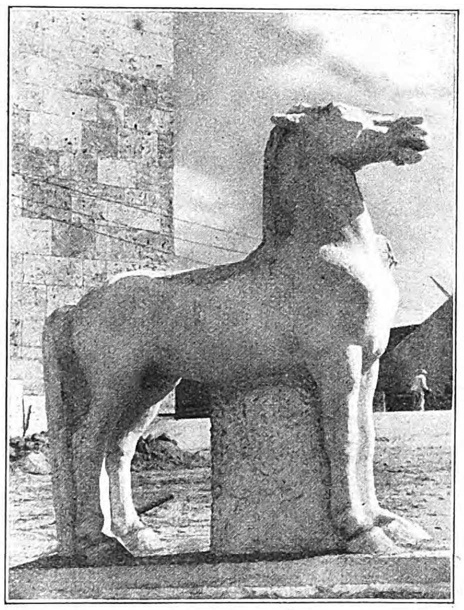


Die Abendfeier des Deutschen Handwerks in der Frankfurter Festhalle.
Hier überbrachte Reichsleiter Dr. Ley dem Reichshandwerksmeister Schmidt und dem Reichsstand des deutschen Handwerks die Grüße des Führers.
Aufn.: Sepp Jäger.

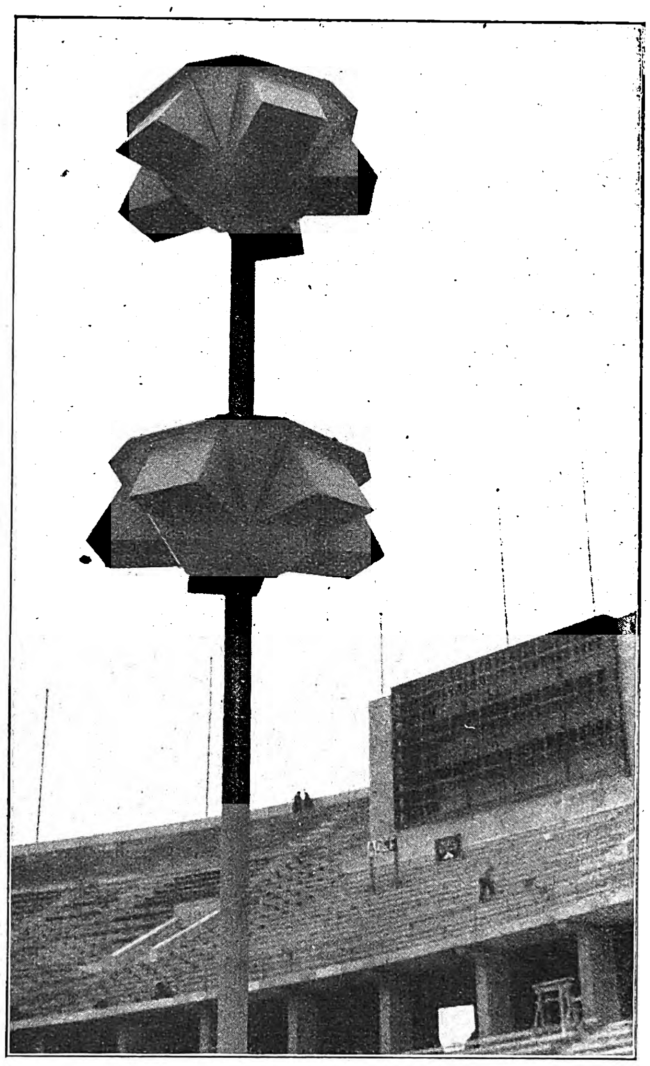
Die Olympische Kampfstätte

VEREINIGT DIE SPORTJUGEND DER GANZEN WELT

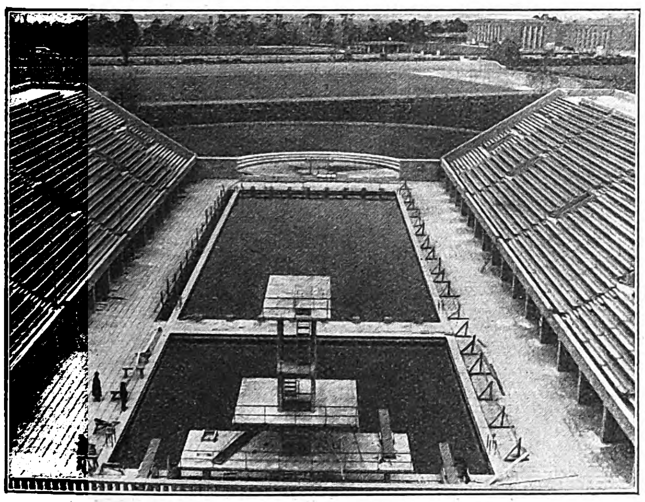
Unter dem Eindruck der von den Griechen 1906 in Athen veranstalteten Olympischen Spiele wurde der Plan gefaßt, auch in Deutschland ein Stadion anzulegen. Es entstand dann jene Kampfbahn, die von dem Architekten March in den Boden des Grunewalds bei Berlin, mitten zwischen das Geläuf der berühmten Rennbahn gebettet wurde. Auf den Olympischen Spielen in Stockholm wurde dann diese herrliche Kampfstätte für das Olympia 1916 auserkoren. Aber der Weltkrieg kam, und niemals hat das „Deutsche Stadion" olympische Kämpfe gesehen. Denn als nun mit zwanzigjähriger Verspätung die Berliner Olympischen Spiele stattfinden sollten, da erwies sich das Stadion mit seinen 50 000 Plätzen als viel zu klein. Der Führer veranlaßte einen vollständigen Neubau, der dem Sohn des einstigen Stadionbauers übertragen wurde. Das neue Stadion bietet 106 000 Zuschauern Platz.



Eines der Kolossalpferde, die vor dem Marathontor Aufstellung gefunden haben.



Rechts: Einer der riesigen Lautsprecher, die im ganzen Olympiastadion verteilt sind. Im Hintergrund die gewaltige Nummerntafel, auf der die Kampfergebnisse mitgeteilt werden.



Das wunderbare Schwimmstadion faßt 20 000 Zuschauer.

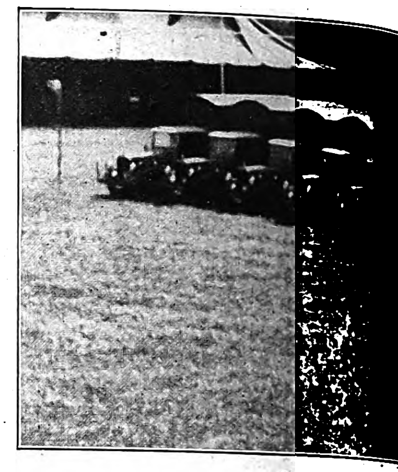


Der mächtige Innenraum des Olympischen Stadions.
Die Kampfbahnen sind schon fertiggestellt, und der schön gepflegte Rasen wartet auf die olympischen Kämpfer.
Aufnahmen: Dr. Kühle, Akademia.

Eine Höchstleistung der Technik und Organisation:



Das Schild, mit dem jeder Wagen des Hilfszuges Bayern ausgestattet ist.
Im Einsatz untersteht der Hilfszug dem Reichspropagandaleiter Dr. Goebbels, in der Verwaltung dem Reichsschatzmeister Schwarz.



Der Hilfszug Bayern

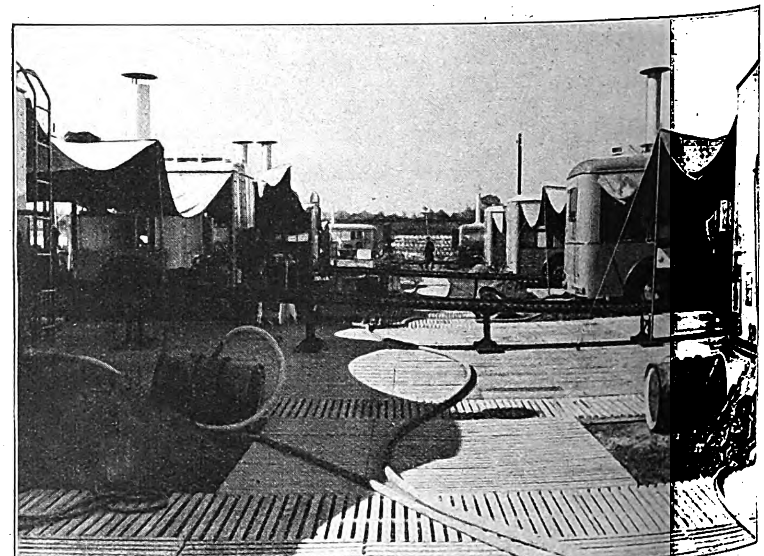
Durch die Großaufmärsche der Partei und anderer Formationen wurde die Frage akut, wie die aufmarschierenden Massen schnell und billig verpflegt werden können. Aus dieser Frage ergab sich die Notwendigkeit, geeignete transportable Großküchen zu erbauen, die der vorgenannten Voraussetzung entsprechen. Großaufmärsche aller Art bringen naturgemäß Erkrankungen und Verletzungen der Teilnehmer mit sich. Hieraus ergab sich wiederum die Notwendigkeit, transportable Sanitätseinrichtungen zu schaffen, die auch diesen Ansprüchen gerecht werden. Bei Eintreten von Katastrophen, wie z. B. Eisenbahnunfälle, Hochwasser- und Explosionskatastrophen ist es notwendig, auch hier geeignetes Pioniermaterial zur Verfügung zu haben, um auch für diese Ereignisse gerüstet zu sein, um sofort helfend eingreifen zu können. Der Hilfszug Bayern verfügt insgesamt über 95 Fahrzeuge einschließlich Anhänger und 20 Stück Feldküchen, die als Automobilanhänger befördert werden. In seinem wesentlichsten Teil besteht der Hilfszug Bayern aus 3 Abteilungen, und zwar: 1. die Großküchenanlage, 2. die Sanitätsabteilung, 3. die Pionierabteilung.

Die Großküchenanlage umfaßt 8 Stück Fahrzeuge zu je 5 Tonnen, auf denen insgesamt 30 Vollbadglyzerin-Kessel zu je 300 Liter Inhalt montiert sind. Ferner stehen dem Hilfszug insgesamt 18 Stück Bratröhren, die ebenfalls auf diesen Fahrzeugen montiert sind, zur Verfügung. Die Vollbadglyzerin-Kessel und Bratröhren werden von einer be-



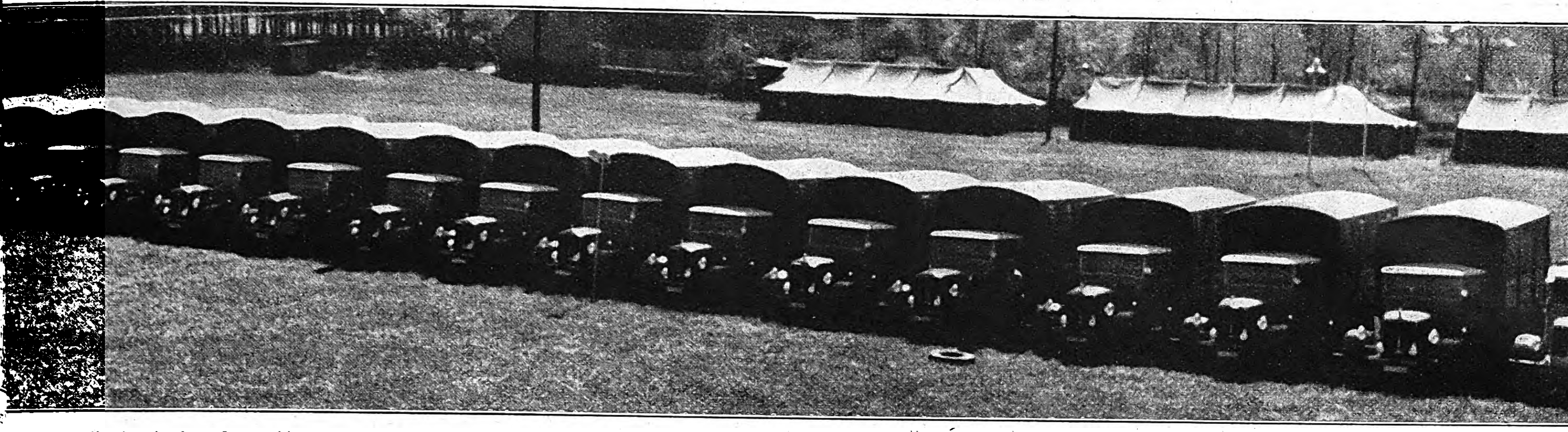
Die Großküchenanlage ist „kampfbereit".
8 Küchenfahrzeuge mit 30 Großkesseln, von denen jeder 300 Liter faßt, harren ihrer Arbeit.



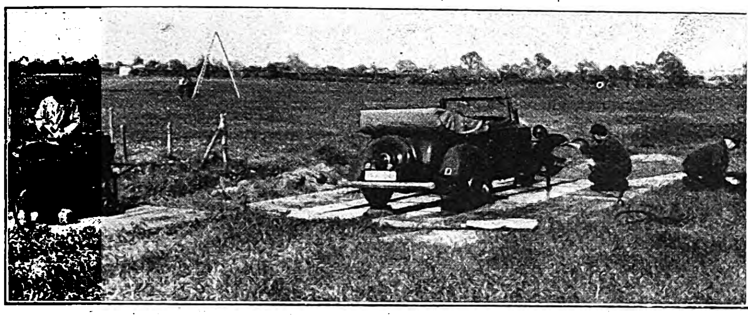


Links: Die Dieselkolonne des Hilfszuges, schnelle Lastwagen, die zu jeder Minute einsatzbereit sind.
In dringenden Fällen können damit aus weit entfernten Orten rasch Lebensmittel und anderes Material herangeschafft werden.

Ein Durchblick durch die aufgestellte Großküchenanlage.
Bei vollem Einsatz können über zweihunderttausend Menschen an einem Tag mit drei vollständigen Mahlzeiten versehen werden.

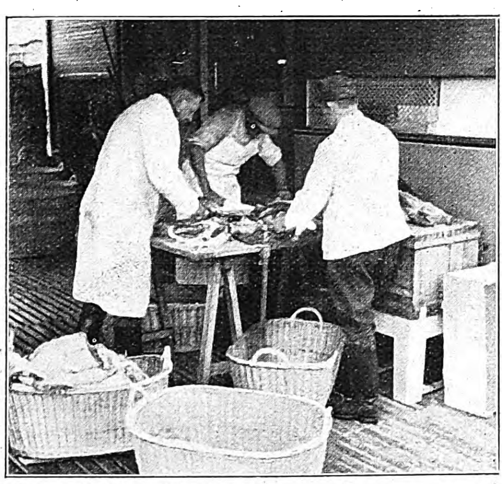


ſt aufgeſtellt. In breiter Front die Dieſelkolonne, links das Kommandozelt, im Hintergrund die Mannſchaftszelte mit den Wohnwagen.

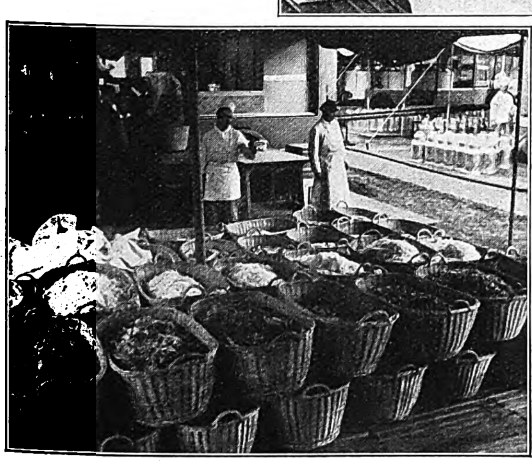


Reparaturen aller Art werden mit eigenen Mitteln ausgeführt.
In der Werkſtatt auf freiem Felde wird ſoeben ein reparierter Perſonenwagen mit Kompreſſorpumpe neu abgeſpritzt.

ſonders patentierten Ölfeuerung mit deutſchem Rohöl beheizt. Außerdem ſtehen der Großküchenanlage 20 Stück ölbeheizte Feldküchen (Gulaſchkanonen) zur Verfügung, wovon jede Feldküche einen Speiſekeſſel mit 200 Liter Inhalt und einen Kaffeekeſſel mit 90 Liter Inhalt beſitzt. Dieſe ölbeheizten Feldküchen ſind außerdem mit einer kompletten Bratröhre ausgerüſtet, ſo daß dem Hilfszug Bayern insgeſamt 38 Bratröhren zur Verfügung ſtehen. Die Befeuerung der Feldküchen und Bratröhren erfolgt ebenfalls nach einem beſonders patentierten Vorgang durch die Abgaſe der Rohölflamme. Die patentierte Ölfeuerung des Hilfszuges betätigt ſich nicht, wie die bis jetzt bekannten Ölfeuerungen des Kontinents, durch Hoch-, Mittel- oder Niederdruckverfahren. Die Funktion der Ölfeuerung beruht auf dem Prinzip der Fliehkraft. Die Regulierung der Flamme geſchieht durch ein einfaches Handrädchen, ähnlich wie bei den bekannten Kochgaskochern einer jeden Haushaltung. Mit der Rohölflamme werden zirka 1800 Hitzegrade entwickelt. Benötigt werden, um den Inhalt eines 300-Liter-Keſſels von 10 auf 100 Grad Celſius zu bringen, in der erſten Anheizperiode, d. h., wenn Glyzerin und Öl vollkommen kalt ſind, zirka 35 Minuten. Nach der erſten Anheizperiode kann dieſe an ſich ſchon kurze Zeit von 35 Minuten, wenn nun

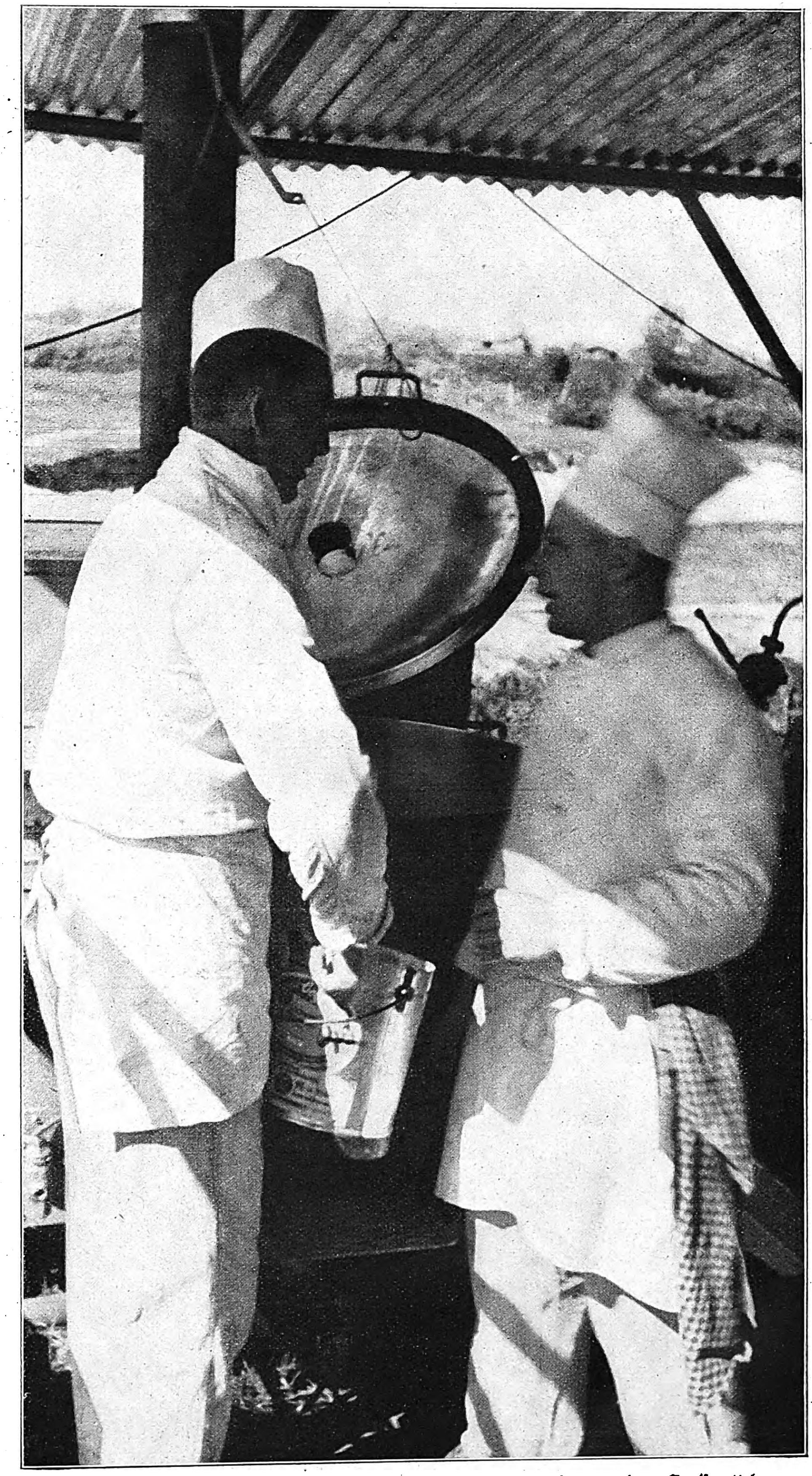


Die Metzgerei des Hilfszuges.
Der Hilfszug Bayern iſt ausgerüſtet und arbeitet wie ein richtiges Schlachthaus. Das Vieh kann hier geſchlagen und das Fleiſch in jeder Art verarbeitet werden. Auch Würſte werden hier gemacht. Augenblicklich wird gerade ein ſchönes Pickelſteiner vorbereitet! Die Verpflegung, die der Hilfszug Bayern liefert, iſt in jeder Beziehung erſtklaſſig.

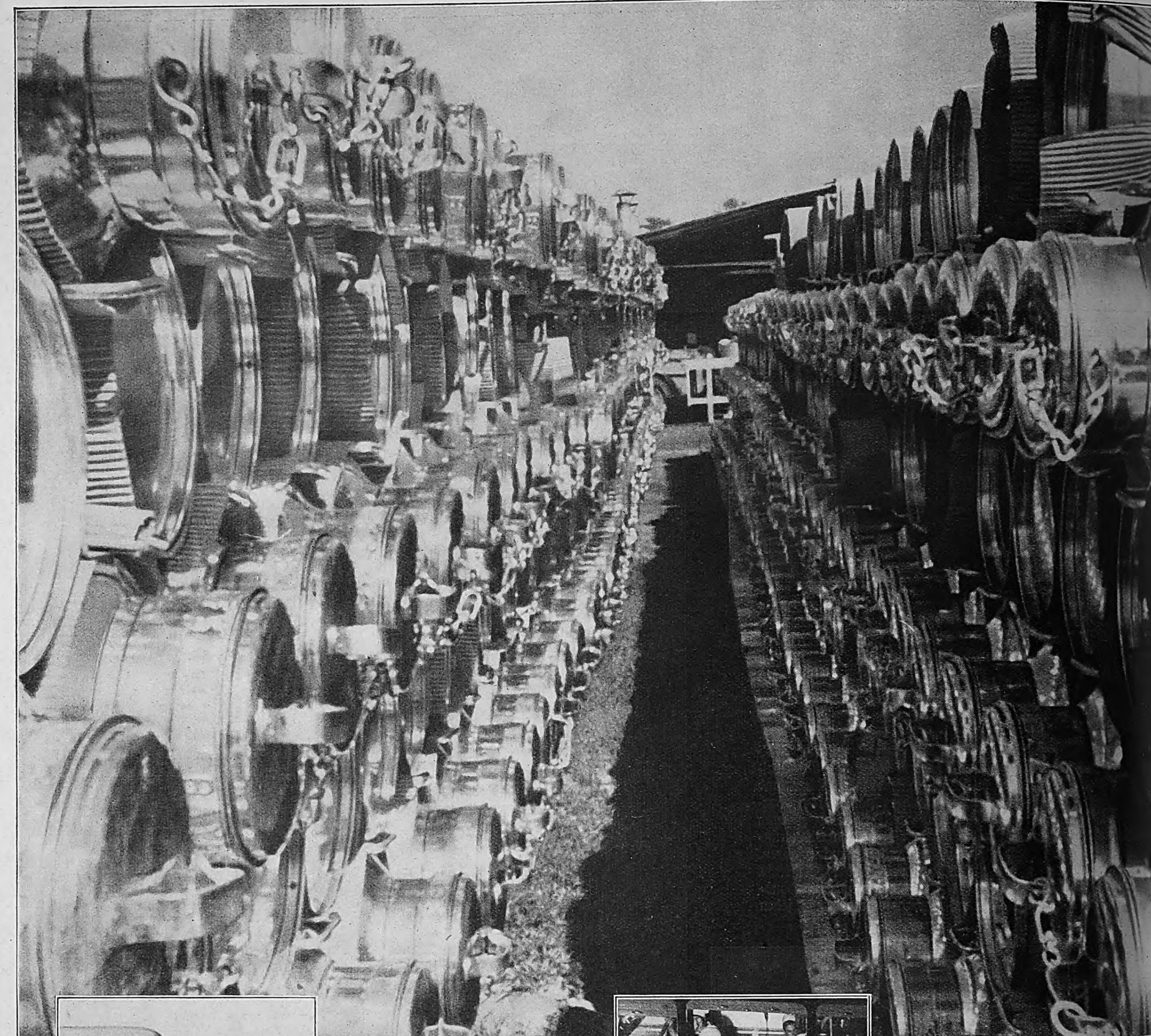


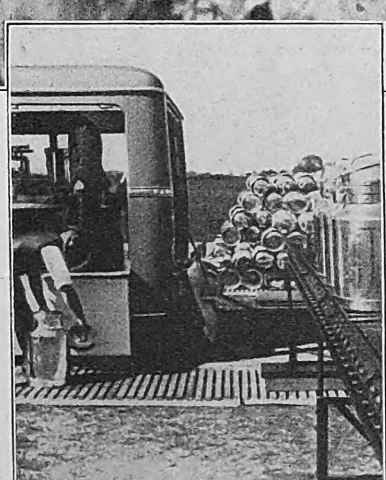
Ein Teil der Gemüſekörbe für zwei Küchenwagen.
Nur allerbeſtes und friſcheſtes Gemüſe wird verarbeitet.

Sonderaufnahmen für den „I.B.": Fritz Boegner.



„Generalſtabsbeſprechung" im Küchenrevier. Zwei Köche beraten den Speiſezettel für den kommenden Tag.

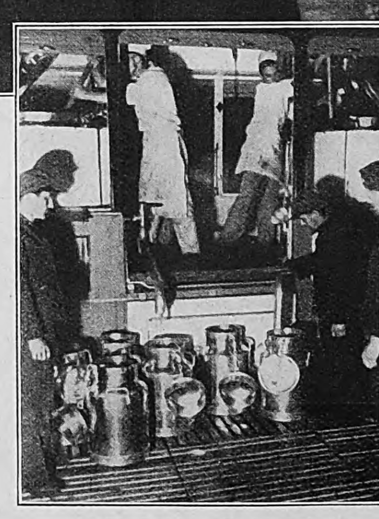




Die Speisenträgerreinigungsanlage,
einzigartig in ihrer Form, schafft die blitzsauber gereinigten Speisenträger auf Rollbahnen zur Küchenanlage.

Kochkesselparade!
8—10 000 solche Kessel werden während eines Großeinsatzes mehrmals gefüllt und gereinigt.

auch noch vorgewärmtes Wasser auf pneumatischem Wege dem Kessel zugeführt wird, auf 7—8 Minuten heruntergedrückt werden. Die Großküchenanlage

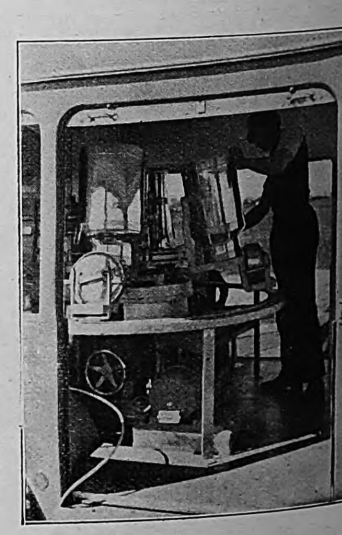


Das Essen ist fertig.
In schnellstem Tempo werden die Speisenträger gefüllt und dann bis zur Speisenausgabe auf Rollbahnen in eigene Heißhaltungszelte gebracht.

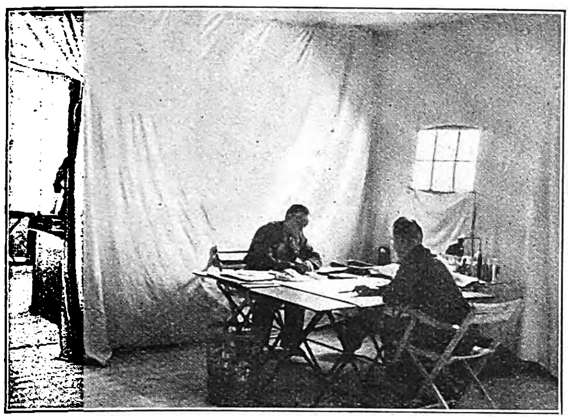
wird vervollständigt durch einen eigenen Metzgereiwagen, der mit sämtlichen neuzeitlichen Metzgereimaschinen sowie mit einer elektrischen Kühlanlage ausgerüstet ist. Ganz neu ist eine Speisenträger-Reinigungsanlage, die überhaupt erstmalig auf der ganzen Welt in dieser Form nur beim Hilfszug Bayern zu sehen ist.



Rechts: Speisentransport zur Einsatzstelle.
Die Speisenträger werden aus den Heißhaltungszelten in Diesel-Schnelllastwagen verladen und dort säuberlich in Stroh eingebettet, so daß die Mahlzeit frisch und heiß am Bestimmungsort anlangt.



Rechts: Einfache Bedienung der Reinigungsanlage.
Die Maschine reinigt in 7 Arbeitsgängen die Speisenträger: 1. kalte Spülung, 2. warme Spülung, 3. heiße Laugenspülung, 4. heiße Wasserspülung, 5. Heißdampfsterilisation, 6. Heißdampftrocknung, 7. Kaltlufttrocknung. Eine gründliche und vollkommene Reinigung ist damit gewährleistet.



Im Kommandozelt des Hilfszuges.
Der Riesenapparat erfordert laufende Erledigung kaufmännischer und verwaltungstechnischer Arbeiten.

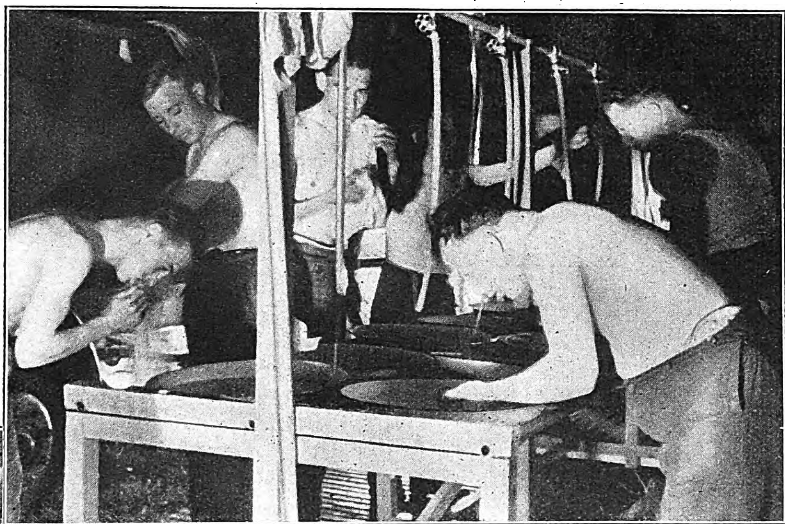


Pg. A. Borchert, Leiter und Gestalter des Hilfszuges, auf dem Wege durch das Lager.



Ein vollständig ausgerüstetes Operationszelt gestattet die sofortige Vornahme aller etwa nötigen Operationen an Ort und Stelle.

Die Sanitätsabteilung besteht aus: 1 fahrbaren Sanitätszug, der ausgerüstet ist mit Operationsraum, kompletter Apotheke, Röntgenapparatur und sämtlichen chirurgischen Instrumenten, fahrbaren Revierwagen mit insgesamt 18 Betten für Schwerkranke. Einige Sanitätsgroßzelte mit kompletter Einrichtung vervollständigen den Sanitätsteil des Hilfszuges. Der Sanitätszug wird geleitet von einem festangestellten Facharzt der Chirurgie, dem geprüftes eigenes Sanitätspersonal in ausreichendem Maße zur Seite steht.



Die Pionierabteilung besteht aus: 1 Werkstättenwagen mit allem erforderlichen Spezialwerkzeug, sowie 2 geländegängigen Fahrzeugen mit allem Brückenbaumaterial, Hebewerkzeuge, autogenische Schweißanlage usw. Dem Gesamtwagenpark gehört u. a. ein Großtankwagen an, der die notwendigen Betriebsstoffe und auch Trinkwasser in genügendem Maße mit sich führt. Eine eigene Filtrieranlage für Trinkwasser sowie eigene Licht- und Kraftstationen für komplette Lagerbeleuchtung vervollständigen die Einrichtung der Pionierabteilung.



Waschgelegenheit mit fließendem Wasser für die Besatzung des Hilfszuges.
Die überall herrschende peinliche Sauberkeit läßt es als selbstverständlich erscheinen, daß die Zugsbesatzung überall bei jedem Wohnzelt einen eigenen Waschraum aufbaut.

Links: Kameradschaftliche Hilfe bei der „Toilette".
Schaftstiefel sind immer schwierig auszuziehen. Wenn einer hilft, dann geht's gleich leichter.

Rechts: Alles und jedes wird selbst gemacht.
Hier steht die fliegende Schneiderwerkstatt des Hilfszuges. Selbstverständlich sind auch Mechaniker, Schlosser, Sattler mit all ihren Instrumenten und Werkzeugen dabei, um alle irgendwie anfallenden Arbeiten sofort erledigen zu können.





Feierabend im Wohnzelt. Schafkopf und Haferltarock, ein Glas Bier und gute Stimmung!

Deutsche Pionierarbeit im brasilianischen Urwald

In der ganzen Welt stehen heute dank der unermüdlichen Tätigkeit der Auslands-Organisation (AO.) der NSDAP. unter der bewährten Führung des Gauleiters Pg. Bohle Landes-, Kreis-, Ortsgruppen- und Stützpunktleitungen, denen die Aufgabe gestellt ist, unsere reichsdeutschen Brüder im Auslande mit der nationalsozialistischen Weltanschauung vertraut zu machen. Nur schwer können wir uns eine Vorstellung bilden, mit welchen Schwierigkeiten dieser Aufbau verbunden war. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Für den Besuch von zwei Ortsgruppen im Brasilianischen Urwald ist eine achttägige (teilweise Tag- und Nacht-) Fahrt mit Bahn und Auto notwendig, oder: die Blocks einer Ortsgruppe liegen oft 100 bis 200 Kilometer entfernt, eine Halbtagsreise ist nötig, wollen die Partei- und Volksgenossen ihre Ortsgruppe besuchen. Pg. Kreisleiter Dr. A. Kolb, M. d. R., Amberg (Bayerische Ostmark), weilte vor kurzem zu einer Besuchsreise in Brasilien. Er redete nicht allein zu den deutschen Volksgenossen in den größeren Städten, sondern machte es sich gleichzeitig zur Aufgabe, den weit entfernt im Urwald lebenden, schwer schaffenden deutschen Kolonisten aus der fernen Heimat zu erzählen.

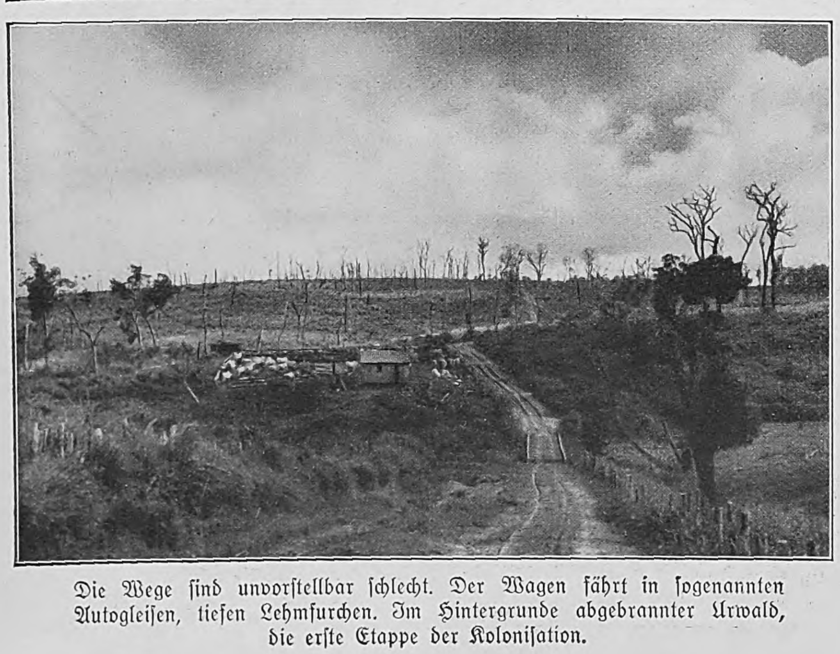


Kolonisten und Parteigenossen, die alle zur abendlichen Versammlung in die „Stadt" fahren. (1. Landesgruppenleiter Pg. v. Cossel, 2. Pg. Dr. Kolb.)



Aufnahmen: Reise-Archiv Dr. A. Kolb.

Links: So entsteht ein Kolonistenhaus. Besuch bei einem Parteigenossen, der erst vor einem Jahr hier angefangen hat, zu siedeln.



Die Wege sind unvorstellbar schlecht. Der Wagen fährt in sogenannten Autogleisen, tiefen Lehmfurchen. Im Hintergrunde abgebrannter Urwald, die erste Etappe der Kolonisation.



Nach anstrengender Fahrt und anstrengendem Ritt schmeckt das aus Fleisch und Bohnen bestehende Essen vorzüglich.

Die Bar zum Siebenten Himmel

Roman von Hugo Maria Kritz

2. Fortsetzung.

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Die Berliner Arbeiterfamilie Kubowski bekommt eine neue Untermieterin. Es ist Muschi Brandt, ihres Zeichens Servierfräulein in einem Bierlokal, und sie macht sichtlichen Eindruck auf Karl, den jungen Kubowski, der nichts kennt im Leben und von nichts sonst wissen will als von seiner Arbeit als Schriftsetzer und von weltabgeschiedenen Schmökern in dickleibigen Büchern. Auch Charlott, seine hübsche blutjunge Schwester, die als Laborantin in einer großen Chemikalienfabrik angestellt ist, führt inmitten der Weltstadt ein zurückgezogenes und fast kleinstädtisch-bürgerliches Leben, bis eines Tages Blechschmidt, ein Generalvertreter der Firma, wieder nach Berlin kommt und sie zu ihm ins Hotel geschickt wird, um ein Diktat aufzunehmen. Aus dem Diktieren wird aber nichts, denn plötzlich hat Blechschmidt einfach keine Lust mehr dazu, und er bestellt für sich und Charlott Kaffee und Kuchen und plaudert mit ihr über tausenderlei Dinge, die mit dem Geschäft nicht das geringste zu tun haben. Da taucht Jan Blaauw auf, sein holländischer Freund, und alsogleich wird ein kleines Trinkgelage in Szene gesetzt.

Charlott hielt sich die Hand vor den Mund und hüstelte etwas. „Schrecklich scharf, das brennt einem den Magen aus."

„I wo", er lachte, „das ist nur das erste Glas. Das zweite wird Ihnen schon besser schmecken, und beim dritten sind Sie begeistert. Passen Sie auf." Er goß die Gläser voll.

„Nicht um die Welt", Charlott schüttelte sich, „brrr. Davon kann einem richtig übel werden."

„Schade", sagte Jan Blaauw traurig und trank sein Glas aus.

„Das ist wirklich nichts für Sie", meinte Blechschmidt, „das ist Männerschnaps. Für Sie hab' ich was Besseres." Er nahm ihr Glas und goß den weißen Jenever in einen Blumentopf. Er brachte eine rote Flasche. „Sherry Brandy", sagte er, „das wird Ihnen schmecken."

Charlott lächelte unglücklich, sie hatte Angst, sie wußte nicht, wie spät es war; es war schon dunkel im Zimmer, und die Bogenlampen auf dem Askanischen Platz brannten, es mußte schon fünf sein. Sie nippte zaghaft an dem roten Zeug, es erschien ihr ganz ausgezeichnet, und sie trank das Glas auf einen Zug aus. Schmeckte wundervoll, sie blickte zu Blechschmidt auf und lachte ihn an und nickte.

„Besser, was", sagte er; er setzte sich auf die Couch und blickte kurz zum Fenster hinaus. Dann zündete er sich eine Zigarette an, und die Flamme des Feuerzeugs beleuchtete flackernd sein Gesicht.

„Sie arbeiten auch da — in Johannisthal?" fragte Jan Blaauw.

Charlott nickte.

Er schnitt eine Grimasse: „Klebrige Angelegenheit, was?"

Blechschmidt fuhr zusammen. „Großer Gott", er hob die Armbanduhr vor die Augen, „halb sechs." Er ließ die Hand sinken und blickte Jan Blaauw verstört an.

„Was ist denn los?" fragte Jan.

„Mensch, um fünf hatte ich eine Verabredung im Eden."

Jan lachte. „Herrlich. Mit wem?"

„Mit der kleinen blonden Schauspielerin von damals, weißt du, Henrici heißt sie oder so."

„Ach, mit der." Jan lehnte sich enttäuscht zurück. „Laß sie laufen."

Blechschmidt kratzte sich nachdenklich am Kinn; dann zog er die Beine auf die Couch. „Es ist sowieso zu spät", sagte er.

„Das ist ein Weib", sagte Jan, „das immer dasselbe sagt, wie ein Papagei. Kann einem richtig auf die Nerven gehen."

„Na", widersprach Blechschmidt, „sieht aber ganz nett aus."

„Laß sie laufen, Menschenskind. Wozu in die Ferne schweifen —." Er blickte Charlott von der Seite an, sie rückte auf dem Stuhl, ich muß weg, ich muß weg, was soll ich hier, ich sitze hier herum, was kuckt der so, die wollen sich bloß lustig machen über mich.

„Noch ein Gläschen, kleines Fräulein", sagte Jan und goß Sherry Brandy ein, „Sie sind so ernst, sind Sie immer so ernst?"

Sie nahm das Glas, das er ihr hinhielt: „Och, nicht immer." Sie trank das Glas aus und stellte es auf den Tisch. Sie fuhr mit der Zunge über die Lippen. Nun war es schon ganz dunkel im Zimmer, und Jan stand auf und drehte eine Stehlampe an, die ein rötliches Licht gab.

Blechschmidt lag auf der Couch und starrte vor sich hin, er dachte nichts Besonderes; ab und zu glitt sein Blick über Charlotts Gesicht; so eine zarte schmale Nase und die vollen Lippen, ein paar Jahre älter müßte sie sein, eine zarte kleine Puppe.

„Kinder", sagte Jan, „ich hab 'ne Idee. Wir machen ein Spielchen."

„Quatsch", widersprach Blechschmidt, „ich hab' gestern gerade genug verloren."

„Feigling", sagte Jan verächtlich.

„Die einzigen Ideen, die in den Falten deines Gehirns geboren werden, sind Spielchen machen und wir wollen eins trinken."

Jan stand auf. „Ach, seid doch nicht so langweilig. Wir spielen ganz niedrig, fünf Mark Höchsteinsatz. Los —." Er räumte das Kaffeegeschirr auf den Schreibtisch. „Wo sind die Karten?"

„Müssen dort liegen", sagte Blechschmidt achselzuckend und lächelte Charlott an: „Ein armer Narr", sagte er zu ihr, „will immer spielen und verliert regelmäßig."

„So", rief Jan aufgeräumt, „das wollen wir erst mal sehen. Das kleine Fräulein auch, ja?"

Charlott wehrte erschrocken ab. „Ich nicht, ich muß jetzt gehen."

„Was gehen", er zog zwischen seinen Beinen den Stuhl unter sich und mischte die Karten, „jetzt wird nicht gegangen." Er warf Blechschmidt eine Karte hin und eine Charlott. Sie nahm die Karte und blickte verwirrt darauf, es war die Herz-Zehn: „Was soll ich denn, ich kenne das Spiel nicht."

„Sie kennen Siebzehnundvier nicht? Höchste Zeit, daß Sie es lernen. König zählt vier, Dame drei, Bube zwei, As elf, wer über einundzwanzig hat ist trop, zwei Asse ist Feuer, sticht alles, begriffen?"

Sie schüttelte verwirrt den Kopf. „Wieso —."

„Na, Sie werden schon sehen, spielen Sie erst ein paar Mal nur so mit."

„'ne Mark", sagte Blechschmidt.

Jan warf ihm eine Karte hin. „Und das kleine Fräulein?"

„Auch", sagte sie, sie bekam die Kreuz-Neun.

„Noch eine?" fragte er, und als sie nickte, gab er ihr eine Karte, es war ein As. Charlott blickte ihn hilflos an.

„Was ist denn los?" fragte er und nahm ihr die Karten aus der Hand. „Neunzehn hatten Sie, bei neunzehn kauft man nicht mehr, neunzehn ist schon sehr schön."

„Ich hab' auch genug", sagte Blechschmidt.

Jan deckte ein As auf und einen König. „Verdammt", fluchte er, „sehen Sie, das ist das Schlimmste, was einem passieren kann, fünfzehn. Stehen bleiben kann man nicht, und kauft man weiter, kommt 'ne hohe Karte, na, wollen mal sehen, kann auch 'n König kommen" — er deckte noch eine Karte auf, es war eine Neun — „trop", sagte er und warf die Karten auf den Tisch, „was hast denn du, vierzehn, so 'ne Frechheit, vierzehn hat er und ich zieh' bei fünfzehn noch 'ne Karte." Er griff in die Hosentasche und zog eine Handvoll Silbergeld hervor: „Hier, 'ne Mark, du nimmst die Bank. Das ist aber kein klassisches Beispiel gewesen", erklärte er Charlott, „bei vierzehn bleibt man nicht stehen, er tut das nur, um mich zu ärgern. Na, wollen mal sehen."

Blechschmidt mischte und gab jedem eine Karte. Er blickte Charlott mit zurückgeworfenem Kopf abwartend an. „Na?" fragte er gedehnt.

Jan neigte sich zu Charlott, seine Wange berührte ihre Schulter: „Zeigen Sie mal", sie hatte ein As, „fünf Mark", flüsterte er, „setzen Sie fünf Mark." Sein nahes Gesicht roch nach frisch rasiert; Charlott blickte ihn entsetzt an. „Was Ihnen einfällt, ich setze nicht —."

„Doch", riet er, „auf meine Verantwortung." Er neigte sich wieder zurück. „Fünf Mark die Kleine und ich auch fünf Mark", sagte er herausfordernd. Er hatte einen Buben.

Blechschmidt gab jedem eine zweite Karte; wieder neigte sich Jan zu ihr. Sie hatte eine Zehn dazubekommen und blickte ihn triumphierend an. „Tja", sagte er heuchlerisch, „lieber nicht dazukaufen, bleiben Sie stehen. Mir noch eine." Er nahm die Karte auf, runzelte die Stirn, dann warf er alle drei Karten auf den Tisch: „Trop."

Blechschmidt legte zwei Zehner auf. „Zwanzig", sagte er, „Einundzwanzig zieht."

Charlott stieß ein kleines Glucksen aus und legte feierlich ihre beiden Karten hin: „Einundzwanzig", sagte sie strahlend.

„Bravo", sagte Blechschmidt und schob ihr ein Fünfmarkstück hin, „Sie nehmen die Bank."

Charlott nahm die Bank. Die Männer kontrollierten mit wohlwollenden Blicken ihre Bewegungen. Wenn jeder fünf Mark setzt, dachte sie, bin ich pleite. Eine Karte fiel ihr beim Mischen auf den Teppich, sie bückte sich gleichzeitig mit Jan; er hielt eine Sekunde lang ihre Hand fest. Nur Zufall, dachte sie verwirrt. Tatsächlich setzte jeder fünf Mark, sie erschrak, und hatte ein Gefühl, als müsse sie weinen; keiner wollte eine dritte Karte, sie haben jeder einundzwanzig, dachte sie bestürzt, was tu ich bloß, ich hab' nur fünf Mark, sie deckte zwei Asse auf.

„Donnerwetter", rief Blechschmidt, „ich hatte einundzwanzig."

„Ich zwanzig", sagte Jan und blickte Charlott bewundernd an.

Fünfzehn Mark lagen vor ihr, ihr Gesicht glühte, und ihre Augen glänzten; in ihrem Innern stürzten hohe, dunkle Mauern krachend zusammen. Sie hüpfte auf dem Stuhl ein wenig und lachte; die ruhigen, lächelnden Blicke der Männer lagen auf ihr, und sie mischte geschäftig.

„Noch so einen roten, ja?" fragte Jan und hob die Flasche.

„O ja", rief sie. Sie hielt mit dem Mischen inne, nahm das Glas und trank es aus, fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und lachte. Blechschmidt blickte aus schmalen Augen; er saß ihr gegenüber. Die Kleine taut auf, rosig und jung und süß, er nahm eine Karte und setzte wieder fünf Mark, und verlor absichtlich, und blickte sie immerfort an aus schmalen Augen. Jan spielte ernsthaft und gewann und übernahm die Bank, verlor sofort wieder und mußte die Bank wieder an Charlott abgeben. Sie sah durch einen Nebel; sie hatte den süßen Geschmack des Sherry Brandy im Mund und fühlte das Blut in ihren Schläfen und in den Pulsen; eine wilde Freude brannte in ihr, sie saß auf einer hohen Wolke und blickte auf die Menschen herab und war frei; sie fühlte ihren Körper leicht und frei, und die Gewichte waren fort; sie überlegte nicht und zögerte nicht, und die Verwirrung war von ihr gefallen; von ihrer hohen Wolke herab sah sie ein Türmchen von Fünfmarkstückchen und roten Herzen und schwarze Pike und Damen mit Diamantenkronen mit einem Q in der Ecke; was heißt Q, warum steht ein Q in der Ecke, soll das Queen heißen, Queen Viktoria? das heißt Königin, deutsch sagt man aber Dame und nicht Königin, und sie gewann immerfort und gab die Bank nicht ab, und die Wände wankten.

Das Zimmer war voller Zigarettenqualm, eine müde Fliege balanzierte auf dem Rand von Charlotts Likörglas. Jan lachte polternd und zog Papiergeld hervor, sein Silbergeld war zur Neige gegangen.

„Bis achte", sagte Blechschmidt, „um punkt acht hören wir auf, noch zehn Minuten. Einverstanden?"

Charlott nickte wichtig, sie überzog die Bank und mußte abgeben und schob ein Fünfmarkstück mit spitzen Fingern durch die Gläser hindurch vor Blechschmidt hin.

„Kleine Kapitalistin", lachte er und blickte sie an. Er nahm die Bank und verlor sogleich und schob das Geldstück auf demselben verschlungenen Weg wieder zurück. Charlott legte es auf das Türmchen und klatschte in die Hände.

Um acht Uhr stand Blechschmidt auf.

„Schluß, Kinder. Wir gehen essen, ich habe Hunger."

Charlott zählte das Geld, fünfundfünfzig Mark. Sie hielt es in ihrer kleinen Hand und klimperte ein wenig damit. Plötzlich streckte sie die Hand mit dem Geld vor Jans Gesicht hin:

„Da haben Sie Ihr Geld wieder", sagte sie und legte die Stirn in Falten, um ihrem flackernden Blick einen Halt zu geben, „nehmen Sie bitte Ihr Geld wieder."

Er lachte und schob ihre Hand weg. „Aber Kind", sagte er, „Das ist Ihre."

Sie stand auf. „Nein", sagte sie, „ich will es nicht, ich hab' es Ihnen abgenommen."

Blechschmidt trat neben sie und legte den Arm um ihre Schulter: „Was ist in Sie gefahren, stecken Sie das Geld ein, das haben Sie ehrlich gewonnen."

„Nein, nicht ehrlich gewonnen", sie stampfte mit dem Fuß auf, „ich — ich habe geschwindelt."

Beide lachten. „So sehen Sie aus", sagte Blechschmidt und drückte sie ein wenig an sich, „hier", er nahm ihre Handtasche vom Stuhl und öffnete sie, ergriff ihre Hand und steckte sie in die Tasche. Sie machte die Finger gerade, und das Geld polterte klirrend in ihre Handtasche.

„So", sagte er befriedigend und schloß die Handtasche.

Charlott sah durch einen Nebel, das viele Geld, das viele Geld, alles mein, Kleid kaufen, ich bin betrunken, alles dreht sich, mal paar Schritte gehen, o je, o je, wie ulkig, Beine aus Gummi, meine Beine sind aus Gummi, aber der Fußboden ist ja schief, das Kleid in der Leipziger Straße im Schaufenster 49 RM., was ist denn los, ich bin betrunken, bin ins Hotel geschickt worden zu Herrn Blechschmidt Reklamationen schreiben, und habe nischt getan, und das ist sein Freund, ein Holländer, sieht aus wie 'n Spanier aus Spanien, fern im sonnigen Süden in Spanien, ich muß nach Hause, ich muß nach Hause, wo ist mein Mantel.

„Hände waschen?" fragte Blechschmidt und öffnete die Tür zum Badezimmer.

Sie nickte gewichtig und marschierte vorsichtig ins Badezimmer. Blechschmidt knipste das Licht an und schloß die Tür von außen. Da stand sie vorm Spiegel und ließ kaltes Wasser über ihre Hände fließen und blickte in den Spiegel. Tag, FräuleinKubowski, hier ist Fräulein Kubowski, wie geht's, na fein seh'n sie aus, zum Schieflachen, total betrunken, Fräulein Kubowski, mal kämmen, und die Naße glänzt, wo ist denn Seife, was ist das für Seife, mal riechen, wie die riecht, der hat 'ne feine Seife, was der auch verdient, kommt ordentlich Schwarz runter von den Händen. Ei, jetzt sind sie wieder schön sauber, die sollen die Handtücher nicht stärken, sind hart wie 'n Brett, wo ist denn mein Kamm, ach was, ich nehme seinen Kamm, der hat keine Läuse auf dem Kopf, wer von Läusen träumt, dem winkt das Glück, so 'n Quatsch, Puder ist auch hier, wozu braucht 'n Mann Puder, die nehmen das nach dem Rasieren, wer klopft denn da: „Herein."

Blechschmidt steckte den Kopf durch die Türe. „Na?" fragte er, „wie geht's kleines Fräulein?"

Sie lachte. „Ich bin betrunken", sagte sie und blickte ihn strahlend an.

„Ach wo", beruhigte er, „von den drei Schnäpsen doch nicht. Wir gehen jetzt was essen, das wird Sie in Ordnung bringen."

Er hatte den Mantel schon angezogen und den Hut auf dem Kopf. Sie marschierte aus dem Badezimmer heraus. Jan half ihr in den Mantel, und sie setzte sich das Mützchen vorsichtig auf. „Ich muß jetzt nach Hause", sagte sie düster.

„Erst gehen wir essen."

„Nach Hause!" Jan schüttelte den Kopf. „Manche Menschen haben komische Ansichten."

„Ich muß aber, sie warten zu Hause mit dem Abendbrot."

„Rufen Sie an."

„Wir haben kein Telephon."

„Schicken Sie einen Rohrpostbrief."

„O ja", sagte Charlott, „unten ist ein Postamt in der Halle." Ihre Handtasche war ungewohnt schwer, und das Silber klimperte leise, fünfzig Emm, mein Gott, so viel Geld.

Sie fuhren mit dem Fahrstuhl abwärts; Charlott fühlte ihren Magen in die Kehle aufsteigen. Dann ging sie zwischen den beiden großen Männern in den eleganten Mänteln durch die Halle; ich muß einen Brief schreiben in einer sehr wichtigen Angelegenheit, Rohrpost, kommt 50 Pfennig drauf, 'ne Karte genügt aber.

„Liebe Mutti", schrieb sie mit Blechschmidts Füllfeder, „ich kann leider jetzt noch nicht kommen, ich komme später, weil ich —." Sie blickte Jan und Blechschmidt abwechselnd an, „was soll ich denn schreiben, warum ich nicht kann", fragte sie, „ich muß doch einen Grund angeben."

„Schreiben Sie, eine Kollegin hat Geburtstag", sagte Blechschmidt.

„O ja", sagte sie wichtig und überlas das Geschriebene; dann fuhr sie fort, jedes Wort laut wiederholend: „— zu — einer — Geburtstagsfeier — gehen — muß — von einer — Kollegin. Herzliche — Grüße — und — Küsse — von — deiner — Charlott."

Sie wedelte mit der Postkarte durch die Luft. Jan nahm sie ihr ab und ging an den Schalter, kam aber gleich wieder zurück.

„Keine Adresse drauf", sagte er und lächelte sie vorwurfsvoll an.

Charlott freute sich glucksend und schrieb die Adresse. Hierauf ging sie selbst zum Schalter und gab die Karte ab.

Dann gingen sie durch die Drehtür; der nasse Asphalt glänzte.

Blechschmidt schloß den Schlag seines Wagens auf, sie krochen vergnügt hinein. Charlott saß dünn und schmal zwischen den Männern, ihre Knie ragten spitz hervor, und sie zog den Mantel darüber. Jan lächelte und blickte auf ihr Profil.

Sie fuhren über den Potsdamer Platz und durch den feuchten Tiergarten. Charlott blickte angespannt auf die Strecke und achtete darauf, daß kein Auto sie überholte. Jan pfiff leise vor sich hin, er war kein sehr gesprächiger Mensch.

Sie aßen in einem kleinen Restaurant in der Tauentzienstraße. Dicke Männer in Smokings tanzten mit dünnen Frauen, an einem Bartisch saßen schrecklich geschminkte Mädchen und blickten aus den Augenwinkeln prüfend auf Charlott. Sie saß auf einem weichen gepolsterten Stuhl, aß Hühnerragout und wurde nüchtern.

Sie tranken Wein und aßen Eis mit Früchten und darauf noch eine Torte mit Creme.

„Jetzt ist Ihnen wohler, was", sagte Blechschmidt.

Sie lachte. „Herrlich ist mir, der Wein ist auch gut, nicht?"

„Will ich meinen", sagte Blechschmidt.

„Ich war vorhin richtig betrunken."

„Weil Sie nichts Ordentliches im Magen hatten. Man muß viel essen, wenn man trinkt", erklärte Jan.

„Jetzt werde ich vorsichtig sein und nicht mehr trinken", sagte Charlott.

„Unsinn, jetzt kann Ihnen das nicht wieder passieren, jetzt haben Sie ordentlich gegessen."

Sie saß mit dem Rücken zur Wand, links und rechts von ihr saßen die Männer und rauchten und blickten sie an und lächelten.

„Wie heißen Sie mit dem Vornamen, Fräulein Kubowski?" fragte Blechschmidt.

„Charlott."

„Also Fräulein Charlott, wollen wir tanzen?" Er neigte sich vor und griff hinter sich nach der Stuhllehne, um aufzustehen.

Charlott zögerte, sie blickte auf die tanzenden Frauen in feierlichen dunklen Gewändern und schämte sich, weil sie ein graues, schottisches Kleid trug mit einem breiten Lackgürtel; sicherlich war es hinten zerdrückt, und alle Leute würden auf sie schauen und die Nase rümpfen, aber sie brachte nicht die genügende Energie zur Abwehr auf und erhob sich und tanzte mit Blechschmidt. Er war nicht sehr musikalisch, sie hatte das Gefühl, daß er gegen den Rhythmus tanzte. Er bewegte sich langsam mit ihr über die kleine glatte Fläche, und seine Nähe verwirrte sie.

„Ich habe Sie heranwachsen sehen", sagte er, „vor drei Jahren waren Sie noch ein Backfisch, nun ist eine kleine Dame aus Ihnen geworden."

Charlott lächelte und blickte auf seine Schulter.

Er sagte: „Eine sehr entzückende kleine Dame." Er drückte sie enger an sich und blickte starr auf ihren Mund.

Charlott fühlte ihr Blut kreisen, seine Hand lag auf ihrem Rücken, sie spürte die Wärme der Hand durch das Kleid hindurch.

Er sagte: „Wir müssen uns öfters sehen, Charlott. Ich lege großen Wert darauf."

Sie lächelte.

„Wollen Sie nicht?" fragte er.

Sie warf den Kopf zurück und blickte schräg zur Decke empor. Ihre Augen waren groß und glänzend, und die vollen roten Lippen waren feucht und etwas geöffnet. Sie schmiegte sich an ihn an. „Doch", sagte sie leise, „ich will." Ihre Augen gingen umher, sie blickte ihn nicht an.

Er sagte: „Ein süßes kleines Geschöpf sind Sie, Charlott."

Ein Geiger in einem weißen Anzug stand auf und fing an zu singen.

*

Muschi Brandt kam mit zwei Koffern und einem Hutkarton. Mutter Kubowski eilte geschäftig umher und war aufgeregt; sie legte weißes Papier in die Schrankfächer und mußte noch die Gardinen anmachen, die gewaschen worden waren, und die Kissen mußten noch überzogen werden.

„Lassen Sie sich nicht stören", bat Muschi Brandt, „ich pack inzwischen aus."

Sie hing ihre Kleider auf Bügeln in die linke Hälfte des Schranks, summte halblaut vor sich hin und ordnete die Strümpfe.

Frau Kubowski warf hin und wieder scheue und prüfende Blicke auf die große blonde Person.

„Was ich noch fragen wollte, Fräulein Brandt, wollen Sie eine Steppdecke, oder wollen Sie lieber

ein Federbett, Sie können beides kriegen, was haben Sie lieber?"

„Das ist mir egal."

„Ich meine, mir ist es auch egal, es ist beides da, Sie brauchen's nur zu sagen."

„Na, denn wollen wir sagen, Federbett."

Frau Kubowski nickte befriedigt. „Ist auch besser zum Winter; nicht, daß das Zimmer etwa nicht warm wäre, na, Sie werden ja sehen, Sie werden noch das Fenster aufmachen müssen, so warm ist es hier drin, wenn nur erst ein paar Tage lang ordentlich geheizt wird, es muß sich erst durchwärmen. Ich schlafe auch lieber mit Federbett, ich finde, es ist molliger, nicht?"

Muschi Brandt nickte zerstreut.

„Unser Karl", fuhr die Wirtin fort, „Sie haben ihn ja kennengelernt, nicht? — unser Karl, der hat 'ne ganz besondere Methode zu schlafen. Wissen Sie, wie der schläft? Der zieht sich ganz aus, der will kein Nachthemd und keinen Schlafanzug, nichts, und so wie er ist, wickelt er sich in eine ganz dicke rauhe Decke ein." Sie lachte. „Kann man ordentlich 'ne Gänsehaut kriegen, wenn man sich das vorstellt."

„Muß doch kratzen, so am bloßen Körper", sagte Muschi Brandt; sie stapelte Höschen auf.

„Eben, muß schrecklich kratzen, brr." Sie schüttelte sich. „Aber er sagt, das ist gesund für die Haut und für die Atmung."

„Möglich", meinte Muschi Brandt achselzuckend.

„Ach was, das ist nur so 'ne verrückte Idee. Der hat mehr solche Ideen. Wissen Sie, der schmökert immerzu in irgendwelchen Büchern rum, und dann kommt er mit irgend so 'ner Verrücktheit. Wissen Sie, was fletschern ist?"

„Nöh."

„Also, das ist auch eine von seinen Verrücktheiten. Der kaut jeden Bissen dreißigmal, das soll gesund sein." Sie lachte und hielt sich die Hand vor den Mund. „Ich hab's auch mal probiert, aber das ist ja Quatsch, man kriegt ja 'n richtigen Krampf in die Kiefern, alles Quatsch. Was ich noch fragen wollte, Fräulein Brandt, wie ist das mit dem Frühstück, wollen Sie morgens Kaffee haben, oder trinken Sie Milch, wir trinken Milch morgens."

„Das ist verschieden, je nachdem ich aufstehe. Wenn ich spät aufstehe, gehe ich gleich Mittagessen. Sonst trinke ich Kaffee."

Frau Kubowski strich über ihr ergrauendes Haar, das glatt über dem rosigen apfelrunden Gesicht lag. „Unser Karl hat auch hin und wieder mal Nachtschicht, dann schläft er bis zwei und ißt auch gleich Mittag. Erspart man sich das Frühstück, nicht?" Sie lachte.

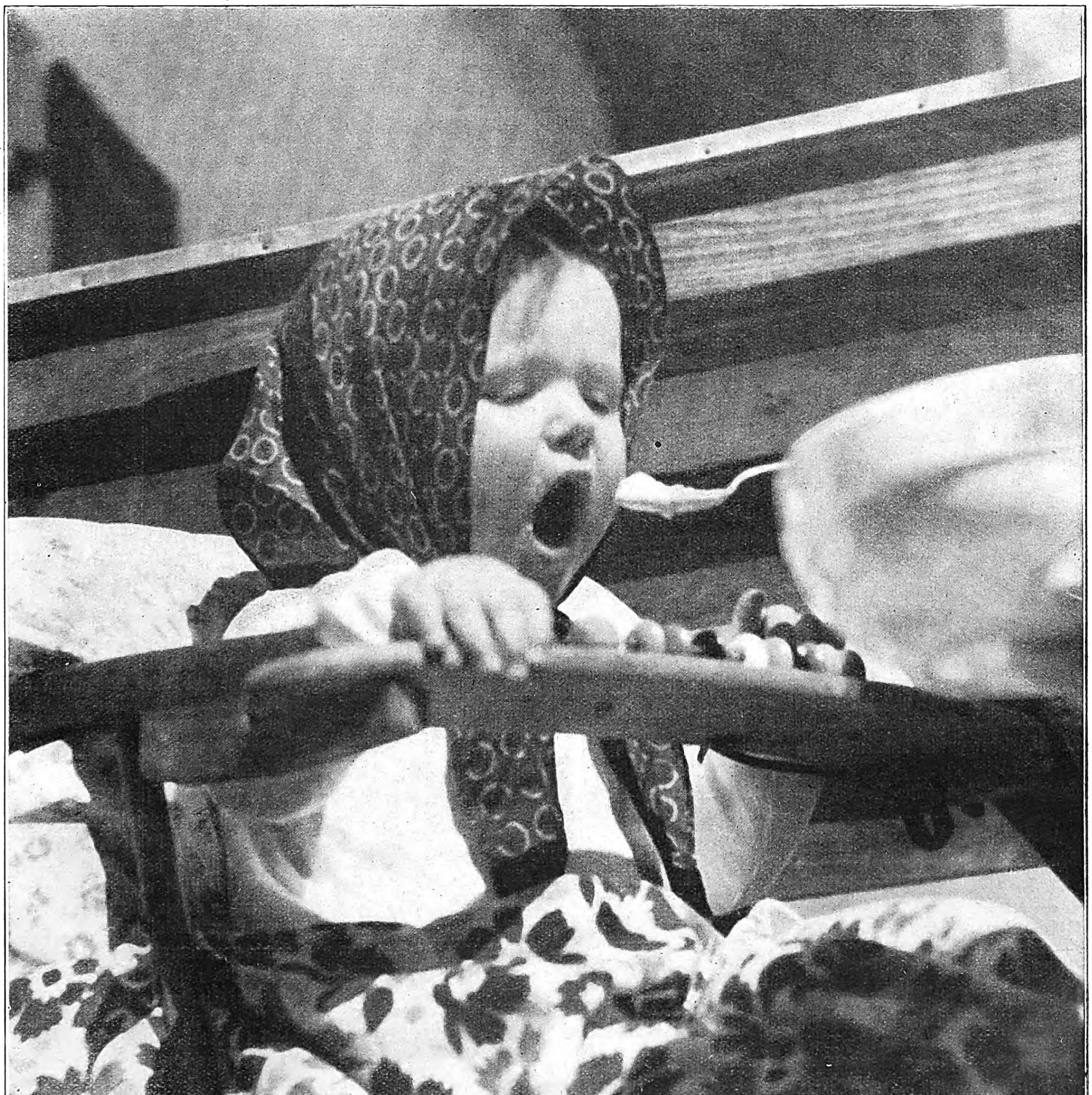
Muschi Brandt hatte ihre Koffer entleert, schloß sie und stellte sie nebeneinander auf den Teppich.

„Die kommen auf den Hängeboden," Frau Kubowski lief zur Türe, „ich hol mal die Leiter."

Sie schleppte die Leiter aus der Küche in den Korridor. Klein, flink und behende kroch sie zum Hängeboden empor. Muschi reichte ihr einen Koffer hinauf und dann den andern.

Dann ging sie in ihr Zimmer zurück und schloß die Tür. Frau Kubowski schleppte die Leiter wieder in die Küche, blickte auf den Wecker, überlegte, setzte sich schließlich auf den weißen Stuhl und begann Kartoffeln zu schälen. Nach einer Weile hörte sie die festen Schritte des neuen Fräuleins auf dem Korridor, und dann klappte die Tür; sie horchte noch einen Augenblick, dann stellte sie die Schüssel mit den Kartoffeln auf die Erde, wischte sich die Hände ab und ging in das Zimmer vom Fräulein, öffnete den Schrank und blickte hinein. Sie getraute sich nicht, etwas anzufassen; sie blickte nur hinein, schnupperte ein wenig, schloß den Schrank wieder, trat zum Nachttisch und betrachtete die Fläschchen und Cremes, las die Etiketten und ihr Herz klopfte ein wenig. Auf dem Tisch lagen ein paar Schachteln und ein Photoalbum in Leinen gebunden. Sie trat an den Tisch heran und schlug mit zwei gespitzten Fingern das Album vorsichtig auf. Sie sah ein paar verschwommene Fotos, sie hatte aber ihre Brille nicht bei sich und fürchtete sich auch, eingehender die fremden Dinge zu untersuchen. Sie schlug das Album wieder zu, überlegte erschrocken, ob es nicht anders gelegen habe, zog unter dem Bett ein Paar Hausschuhe hervor, drehte sie in der Hand herum und betrachtete die Sohlen; dann stellte sie sie wieder behutsam unters Bett. Sie blickte sich weiter um und gewahrte ein dickes blaues Kuvert auf dem Fensterbrett. Sie nahm es in die Hand. Das Kuvert hatte keine Klappe, und gelbe abgenützte Papiere staken zusammengefaltet darin. Sie überlegte blitzschnell, ob sie nicht doch auf die Suche gehen sollte nach ihrer Brille, aber die Aussichtslosigkeit und Weitschweifigkeit eines solchen Unterfangens entmutigte sie. Sie zog eines der Papiere hervor, entfaltete es und hielt es auf Armeslänge von sich ab. Es hatte ein gerichtliches Siegel, und die Überschrift lautete: Im Namen des Volkes. Sie erschrak und bemühte sich, weiterzulesen, aber sie wurde nicht klug daraus und war verwirrt und steckte das Dokument wieder in das Kuvert.

Sie lief aus dem Zimmer und hatte das Gefühl, eine strafbare Handlung begangen zu haben. Sie setzte sich in der Küche auf den weißen Stuhl und fuhr fort, Kartoffeln zu schälen.



„Mahlzeit!" Aufn.: Helmut Kurth.

Als Karl nach Hause kam, winkte sie ihm geheimnisvoll, als er an der Küchentüre vorbeiging.

„Komm mal her", sagte sie, „ich muß dir was zeigen."

Er blickte sie erstaunt an. „Was ist denn?"

„Wirste gleich sehen." Sie winkte ihm. „Komm mal mit." Sie zog ihn in den Korridor hinaus, besann sich und schob den Riegel vor die Eingangstür. Dann ging sie in Muschi Brandts Zimmer und holte das Kuvert. Karl blickte sie fragend an, der Rand des Hutes war auf seiner Stirn abgedrückt, und an den Schläfen klebten etwas die Haare. Die Mutter zog das Dokument ‚Im Namen des Volkes' hervor und hielt es ihm hin. „Was ist das?" fragte sie und blickte gespannt zu ihm auf. Er nahm es in die Hand und las mit emporgezogenen Brauen.

„Ach", sagte er überrascht, „das ist 'ne geschiedene Frau, das ist gar kein Fräulein, eine geborene Thiele, Maria Thiele, geschieden von Gerhard Brandt, das ist 'ne Scheidungsurkunde, von wann ist denn das, siebenundzwanzig, die ist schon seit acht Jahren geschieden; Gerhardt Brandt, Maschinist in Hamburg, geschieden wegen Ehebruch."

„Wer ist schuld?"

„Er", sagte Karl und überflog die Zeilen, „nein, sie, natürlich sie. Sie ist schuld, sie hat ihn betrogen."

„Ah", stieß die Mutter erregt hervor.

Ein Schlüssel wurde außen ins Schloß gesteckt, die Frau fuhr entsetzt zusammen. Sie riß Karl das Kuvert aus der Hand, steckte mit fliegenden Fingern das Dokument ‚Im Namen des Volkes' hinein und legte es auf das Fensterbrett; sie fegte aus dem Zimmer heraus und lief, um den Riegel zurückzuschieben. Karl war verschwunden.

„Was soll denn der Quatsch", fragte Kubowski und trat ein. „Tach, Mutti, warum schiebst du denn den Riegel vor?"

„Hör mal, Papa", ihr Herz klopfte immer noch heftig, „das ist gar kein Fräulein, das ist 'ne geschiedene Frau, du, die ist schon seit acht Jahren geschieden, weil sie ihren Mann betrogen hat, in Hamburg, einen Maschinisten hat die gehabt, du."

Kubowski zog seinen Mantel aus. „Woher weißt du denn das?"

Karl erschien wieder, die Hände in den Hosentaschen. „Tach, Papa", sagte er, „unser Fräulein Brandt ist 'ne Ehebrüchige, was sagste dazu?"

Kubowski schüttelte den Kopf und trat händereibend in die Küche.

„Wir haben zufällig die Scheidungsurkunde gesehen", sagte Mutti, „sie ist 'ne geborene Diel."

„Thiele", sagte Karl und trennte die Silben.

„Diel, vorhin hast du Diel gesagt."

„Ach, Mutti, du verdrehst alle Namen. Maria Thiele hieß sie. Jedenfalls heißt sie Maria und nicht Muschi."

„Och", meinte Kubowski, „ist ja ganz interessant. Wie alt ist sie denn?"

„Verdammt," sagte Karl, „danach hab' ich nicht geguckt."

„Na, hol's schnell noch mal."

„Nee", wehrte Karl ab, „sie kann ja jeden Augenblick kommen."

„Quatsch", sagte Kubowski, „geh' doch, Feigling."

„Mußt aber den Riegel wieder vorschieben."

Es stellte sich heraus, daß Maria Brandt, geborene Thiele, am 13. August 1905 geboren war in Leer in Ostfriesland.

Kubowski saß auf dem weißen Stuhl und streckte die Beine weit aus. „Is se grade dreißig."

Karl trug das Kuvert wieder zurück und entriegelte die Tür.

„Ach", seufzte die Mutter, „das hätte ich ihr gar nicht zugetraut."

„Was denn?" fragte Karl spöttisch.

„Daß sie geschieden ist, und dann wegen Ehebruch. Ist doch allerhand, wegen Ehebruch geschieden werden, und dazu noch als Frau."

„Wird schon gewußt haben, warum", meinte Karl philosophisch. „Wahrscheinlich hatte sie die Nase voll von ihrem Maschinisten."

„Pfui", sagte die Mutter, „wie sprichst du, Karl."

„Ist doch möglich, Frau, weiß man denn was in den Leuten vorgeht."

„Aber Ehebruch, das ist doch schlimm."

„Ach schlimm..." sagte Kubowski gedehnt. „Und überhaupt ist mir das schnurz, ob geschieden oder nicht geschieden, ich will jetzt was essen. Nachher geh'n wir in Kientopp, Mutti, an der Ecke spielen sie 'n feinen Film, da geh'n wir hin."

„Warum denn g'rade heute, ich muß Charlotts Bluse plätten. Geh'n wir doch lieber Sonnabend."

„Sonnabend ist schon and'res Programm. Ich will heute gehen."

„Charlott ist aber noch nicht hier."

„Mein Gott", Kubowski rollte die Augen aufwärts, „Charlott ist noch nicht hier, auch 'n Grund, um nicht in'n Kientopp zu gehen, sie ist doch kein kleines Kind mehr."

„Sie will aber die Bluse morgen anzieh'n."

„Wird sie eben 'ne andere Bluse anziehen." Er schüttelte erstaunt den Kopf und stand auf. Als er an ihr vorbeiging, gab er ihr einen kleinen Klaps auf das Hinterteil. „Nu mach man, Mutti; damit 's nicht zu spät wird."

Er ging in die Stube, um die Zeitung zu lesen; hinter ihm schlurfte Karl her mit nachdenklich gesenktem Kopf.

Als die Alten fort waren, saß Karl allein im stillen Zimmer bei der Tischlampe. Von weither drang schwach Radiomusik durch die Wände. Er legte das Kinn auf die Fäuste und las sorgfältig und aufmerksam in dem dicken Buch über China. Es war neun Uhr durch, Charlott war noch nicht da; er hob den Kopf, als die Tür ging und Schritte über den Korridor herankamen.

„Charlott —?" rief er. Er erhielt keine Antwort; da stand er auf und steckte den Kopf in den Korridor hinaus.

„'n Abend", sagte Muschi Brandt, im Begriffe, in ihr Zimmer zu gehen.

„Ach —" er verzog den Mund zu einem Lächeln, „guten Abend, ich dachte, es wär' meine Schwester."

Sie ging in ihr Zimmer, ohne weiter etwas zu sagen. Er setzte sich wieder an den Tisch und blickte in das Buch. „Die chinesische Literatur ist so umfangreich wie die Ausdehnung des chinesischen Reiches. Das älteste Literaturdokument ist eine Inschrift des Kaisers Yao von etwa 2400 v. Chr., die das Sintflutmotiv anschlägt. Schon damals zeigte die chinesische Kultur einen festen Umriß, der auf eine jahrtausendealte Tradition zurückweist." Man könnte rausgehen und anklopfen, dachte er dabei, und fragen, ob sie was braucht, und man könnte vielleicht mit ihr ein kleines Gespräch, ach Unsinn; ich lauf' keiner Kellnerin nach, was geht die mich an, sieht fein aus, knorke gebaut, die wird schon ihren Freund haben, die hat ganz lange Beine. „Der Vokal, je nachdem er getönt ist, gibt dem chinesischen Wort den Sinn, ein Alphabet gibt es in der chinesischen Schrift nicht." So 'ne Frau hat viel erlebt, das ist kein dummes Gänschen, so 'ne Frau kann einen reizen, mit der kann man reden, die weiß was von der Welt, ach Unsinn... ein Alphabet gibt es in der chinesischen Sprache nicht —

Er schrak zusammen, es klopfte, das ist sie. Er sprang auf und riß die Türe auf; er blickte geradewegs in ihr Gesicht, sie lächelte ein wenig und zeigte ihr weißes großes Gebiß. „Entschuldigen Sie", sagte sie, „ich wollte Sie nur bitten, mir den Gasofen zu erklären, ich möchte baden. Das ist so 'ne besondere Konstruktion."

„Aber selbstverständlich", sagte er hastig.

Sie trat zur Seite, und er ging ihr voran ins Badezimmer. Sie kam mit lässigen Schritten hinterher. Er stand schon vor der Wanne und blickte ihr entgegen. Sie hielt einen gelben Bademantel eng um sich geschlungen, und ihre bloßen Füße staken in Lammfellpantoffeln. Er blickte auf ihre schlanken nackten Fesseln.

„Also erst den Haupthahn aufdrehn", sagte er und blickte feindselig auf den Badeofen, „dann anzünden, hier, die kleine Düse." Er raschelte mit Streichhölzern und zündete das winzige Lämpchen an. „Und nun, bevor man die großen Flammen anzündet, muß man den Wasserhahn öffnen, damit die Luft 'raus kann. So. Und jetzt den Hebel hier 'runter." Mit einem dumpfen Knall entzündeten sich die Flammen. „Vor allem achten Sie darauf, daß die Luft 'rausgelassen wird. Sonst fliegt das Ganze in die Luft."

Sie lachte. „Also machen Sie alles wieder aus", sagte sie vergnügt, „jetzt will ich mal probieren, ob ich's begriffen hab'."

Er drehte alle Hähne ab. Sie neigte sich vor; ihm stieg der Duft ihres Haares in die Nase und verwirrte ihn.

Er blickte aufmerksam auf ihre langen schmalen Hände. Als sie das Streichholz anzündete, hielt sie mit dem Ellenbogen den Bademantel zusammen. Nun lief das warme Wasser in die Wanne.

„Richtig", sagte Karl, „dauert aber noch 'ne Weile, bis die Wanne voll ist. Und das Fenster muß man zumachen, sonst erkälten Sie sich." Er schob mit der langen, dünnen Stange das Fensterchen zu. Sein Gesicht war ernst und mürrisch. Muschi Brandt blickte gelassen auf den Badeofen und schien heute weniger verschlossen als sonst. Ihr Gesicht war hell und fast freundlich, und es erschien nicht unwahrscheinlich, daß sie geneigt wäre, eine kleine Unterhaltung zu führen. Sie stand nahe bei ihm, um ein winziges größer als er, obwohl er dünn und lang war und hoch wirkte. Sie war nicht so dünn wie er, ihre Maße waren ausgeglichen.

„Brauchen Sie Handtücher?" fragte er. Sein Blick huschte unsicher über ihr Gesicht und glitt ab und blieb auf seinen eigenen Händen haften, die unruhig und knochig waren.

„Ihre Mutter hat mir schon Handtücher gegeben." Sie hielt spielerisch den Zeigefinger unter den Wasserstrahl und zog ihn blitzschnell zurück. „Au", sagte sie lachend, „das ist ja mächtig heiß."

Karl lächelte. „Verbrannt?" fragte er, streckte den Hals vor und blickte auf ihren Finger.

Sie standen nebeneinander und schauten zu, wie das heiße Wasser klatschend in die Wanne fiel. Muschi wippte ein wenig auf den Zehenspitzen und summte eine undeutliche Melodie.

Karl dachte angestrengt nach, um ein Gespräch in Gang zu bringen, und es fiel ihm nichts ein. Er starrte auf den dampfenden Wasserstrahl und ärgerte sich, so 'ne Gelegenheit, Mensch, so 'ne Gelegenheit, nu mal scharmant und witzig sein und geistreich, damit sie lacht, Mensch, stehst da wie'n Laternpfahl und muckst dich nicht, sag' doch was, Mensch, sag' doch was Amüsantes.

„Sie müssen Kaltes zulassen", riet er schließlich, „sonst wird's zu heiß."

„Ich bade gern heiß."

„Ist aber nicht gesund, nicht über Körpertemperatur soll es sein, höchstens siebenunddreißig."

„Ach was, so manches ist nicht gesund, und man tut's."

„Sagen Sie das nicht. Sie können einen Herzschlag bekommen."

„Wenn schon, hat man's wenigstens hinter sich."

„Ach", sagte er, „Sie sind Fatalistin."

Sie warf ihm einen schnellen Blick zu. „Was sind denn Sie?" fragte sie ein wenig herausfordernd.

„Ich?" Die Frage verwirrte ihn, er war nicht darauf gefaßt. „Ich denke nicht fatalistisch. Ich — ich vertrete die Ansicht, daß der Mensch sein Schicksal in sich trägt, von Anbeginn trägt er sein Schicksal in sich, das heißt, nicht vollendet, es wird ihm mitgegeben, und er gestaltet sein Schicksal von Anbeginn immer nur selbst, verstehen Sie? Ich meine, der Mensch gestaltet selbst sein Schicksal, allerdings nicht bewußt, sondern mehr — eh — unbewußt —" Er hielt ziemlich verwirrt inne und hatte das Gefühl, etwas anderes gesagt zu haben, als beabsichtigt war.

Muschi runzelte die Stirne, als dächte sie nach. Plötzlich drehte sie sich um und setzte sich auf den Rand der Badewanne, hob den Kopf und blickte ihm ins Gesicht. „Sie sind wohl sehr gescheit?" fragte sie.

Er erschrak ein wenig; er fürchtete, daß diese Frage ironisch gemeint sein könnte, denn die Erfahrung lehrte, vorsichtig zu sein im Umgang mit Menschen und nicht zu weit aus sich herauszugehen. Er prüfte schnell ihr Gesicht, und als er vergeblich nach bekannten Anzeichen eines versteckten Spottes geforscht hatte, sagte er: „Durchaus nicht, ich bin — ich habe nur über manches nachgedacht."

„Sie müssen mir das näher erklären", bat sie, „nehmen wir ein Beispiel, ein schönes Mädchen geht über die Straße und wird überfahren und ist tot. Ist das Schicksal?"

„Natürlich ist das Schicksal."

„Aber sie kann doch nichts dafür. Sie hat es doch nicht selbst gewollt."

„Das nicht, aber sie hat es selbst verschuldet."

„Nein, sie ist unschuldig, eine Straßenbahn ist entgleist und hat sie dabei überfahren."

„So meine ich das nicht", dozierte er, „den Unfall selbst hat sie nicht verschuldet, aber daß sie an diesem Tage sterben mußte, hat sie verschuldet durch die Formgebung ihres Schicksals."

Muschi Brandt blickte ihn an. „Verstehe ich nicht." Sie lächelte. „Verstehen Sie's denn?"

Er war ein wenig verletzt. „Natürlich, das ist doch ganz klar. Von Anbeginn an hatte das Mädchen sein Schicksal in der Hand und mußte es mit der Kraft seines Willens formen; weil aber der Wille zu schwach war, mußte der Lebensbogen —", er beschrieb mit der Hand einen Bogen durch die Luft, „— zu kurz ausfallen, und es mußte sterben."

„Der Mensch lebt also nur vom Willen?"

Er nickte feierlich

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Kämpfer vor dem Skagerrak

VON HEINZ HALTER

(Schluß.)

Tief unten in der Geschoßkammer reißen sie sich die zentnerschweren Zylinder aus den Armen — schneller, schneller — donnernd jagen die Aufzüge nach oben — in der Umladekammer häuft sich der Vorrat — schneller — stopft dem Rohr das unersättliche Maul...

„123 Hektometer!"

Kreischend schwenken Turm und Rohre und Menschen auf der Drehscheibe. Herauf und herunter rasseln die Aufzüge, im Schaltraum hocken sie mit stieren, tränenden Augen vor den Brettern, lassen die Kontakte über die Skalen laufen, drehen, stöpseln, spielen auf der komplizierten Apparatur, die diese gepanzerte Hölle mit ihren 73 Menschen und zwei gierigen Feuerschlünden dreht, hebt, senkt und aufbrüllend schießen läßt im monotonen Rhythmus:

Geschoß — Kartusche — Schuß —

Nichts mehr lebt in diesen 73 Menschen als die kategorische Forderung, mit vergehender Kraft noch die Gesetze dieses Dreiklanges zu erfüllen, bis splitterndes Eisen ihnen die Glieder zerschmettert, das Gas ihnen die Sinne raubt oder die jäh auflodernde, steil und zischend über sie leckende Feuerzunge der Explosion alles in den barmherzigen Schoß des großen Schweigens nimmt.

Bis dahin aber gibt es nichts anderes als dies Gesetz, dessen Ablauf ihnen von anderen diktiert wird. Die sitzen in der Artilleriezentrale, unsichtbar tief in den Schiffsleib zwischen Kohlenbunker und Gürtelpanzer gebettet, vor unbegreiflich lebendigen Apparaten, die rechnen, messen, Durchschnitte ziehen, verbessern und das Feuer von vier Türmen zugleich gegen einen Feind lenken, den die Menschen vor diesen Apparaten so wenig sehen wie die in der Kartuschkammer im untersten Stockwerk des vordersten Turmes auf SMS. „Nassau".

Geschoß — Kartusche — Schuß!

*

Auf südöstlichen Kurs hat Admiral Scheer seine Flotte in diesen ersten Nachtstunden gesetzt. Er weiß, daß sich die Kämpfe am nächsten Morgen erneuern werden, und er hat nicht die Absicht, diesem neuen Zusammenprall aus dem Weg zu gehen. Aber er will den Schauplatz bestimmen, und Jellicoe soll ihm folgen! Es ist klar, daß ein zweiter Kampf nur in der Nähe der deutschen Stützpunkte in der Helgoländer Bucht stattfinden kann. Dorthin muß die „Grand Fleet" gezogen werden.

Drei Wege führen durch die Minenfelder, die in weitem Bogen die Bucht abschließen. Jellicoe kennt sie so gut wie Scheer. Eine südliche Durchfahrt ist an der friesischen Küste, vor den Nordseeinseln, freigemacht worden; sie kommt wegen der zu großen Nähe der englischen Kanalstützpunkte nicht in Frage. Der mittlere Weg führt in östlicher Richtung auf Helgoland, der dritte stößt von Norden her, von Horns-Riff, nach den Kriegshäfen.

Für diesen Weg entschied sich Scheer. Gelang es der Flotte, Horns-Riff vor Tagesanbruch zu erreichen, ohne sich durch englische Angriffe nach Westen abdrängen zu lassen, dann konnte am nächsten Tag sie den Kampfplatz bestimmen. Es galt also, das Gros der Kampfschiffe im geschlossenen Verband südöstlich nach Horns-Riff zu führen und diesen Kurs auch bei Angriffen der Engländer zu halten. Das konnte nur geschehen, wenn alle Torpedoboote während der Nacht zum Angriff auf Jellicoes Streitkräfte angesetzt wurden.

Die stärksten Schiffe stellt Scheer an die Spitze des Nachtmarsches. Um 10.10 Uhr — die mondlos dunkle Frühjahrsnacht hatte sich über die Nordsee gelegt — ergeht an alle Verbände der Befehl: „2 Geschwader hinter 3. Geschwader, Schlachtkreuzer an den Schluß. 2. Aufklärungsgruppe voraus. 4. Aufklärungsgruppe an Steuerbord!"

Verfolgt man heute an Hand einer Seekarte den Weg, den die beiden Flotten in diesen ersten Nachtstunden genommen haben, dann sieht man, daß sich kurz nach Mitternacht ihre Kurse gekreuzt haben. Jellicoe steuerte nach Süden, Scheer nach Südosten, und da er zu Beginn der Dunkelheit westlich der „Grand Fleet" gestanden hatte, mußte er notwendig deren Bahn durchbrechen, wollte er seinen Kurs auf Horns-Riff behalten.

So unwahrscheinlich es heute auch scheinen mag — der Durchbruch gelang! Mit seiner ganzen Schlachtflotte schlich sich Scheer quer durch die endlos lange Linie der Engländer, ohne daß es zu eigentlichen Gefechtshandlungen der Hauptkräfte kam. Wohl treffen die Zerstörer der 4. englischen Flottille dreimal hintereinander in der Dunkelheit auf Scheers Linienschiffe, in deren vernichtendem Feuer sie furchtbare Verluste erleiden — wohl gerät der Panzerkreuzer „Black Prince", der den Anschluß an sein Geschwader verloren hat, unversehens an Scheers Flaggschiff, das er für einen Engländer hält, bis das überraschte Schiff in einer Kette von Explosionen auseinanderfliegt — aber zu bewußt herbeigeführten Kämpfen kommt es nicht mehr.

Jellicoe hat die Deutschen verloren! Seine Zerstörer jagen in weiten Kreisen umeinander, um die Hochseeflotte zu suchen, sein 3. Leichtes Kreuzergeschwader wird nach Nordwesten auf Vorposten geschickt, „Prinzeß Royal" feuert auf vermeintliche deutsche Schiffe nach Westen, ohne zu ahnen, daß sie bereits im Osten stehen — Scheer ist verschwunden!

Wie große dunkle Schatten jagen die Schiffe durch die Nacht. Alle Lichter sind gelöscht oder abgeblendet; undeutlich nur ist der Umriß des Vordermanns in der langen Reihe zu erkennen. Die Scheinwerfer bleiben geschlossen. Wird der nebelhaft verschwommene Fleck, der sich draußen heranschiebt, das verstohlen gegebene Erkennungssignal mit der Morselampe oder mit einer Breitseite beantworten?

Ein einziges englisches Schiff hat die wahre Lage der beiden Flotten erkennen können. Die 13. Zerstörer-Flottille war durch die Kreuzer „Pillau" und „Frankfurt" nach Norden abgedrängt worden. Als sie in den ersten Morgenstunden wieder auf südlichen Kurs wendet, sieht der Kommandant des Führerbootes „Nicator" westlich von sich eine Reihe großer Schiffe, die er als deutsche ausmachen kann. Er weiß aber, daß er selbst so weit nach Osten versetzt worden ist, daß diese deutsche Schlachtlinie sich zwischen ihm und der „Grand Fleet", also östlich von dieser, befinden muß.

Umgehend meldet er seinem Flottenchef: „Feindliche Schlachtflotte von hier aus südwestlich, steuert Südosten. Meine Position 10 Meilen hinter dem 1. Schlachtgeschwader."

Jellicoe hat diesen Funkspruch nie erhalten. Er ging irgendwo im Äther verloren. Es war der Funkspruch, der von entscheidendem Einfluß auf die Fortsetzung des Kampfes hätte sein können. Denn immer noch suchte Jellicoe den Gegner im Westen, der schon längst östlich stand und sich mit jeder Minute weiter von ihm entfernte.

Der einzige Funkspruch, der ihn hätte aufklären können, kam nicht in seine Hände. „Unglücklicherweise", schreibt der englische Flottenchef in seinem Bericht an die Admiralität, „wurde diese Meldung wegen einer Störung der Funkeinrichtung in seiner Schlachtflotte nicht empfangen..."

Störung?

Ja. Doch anders. Viel später erst hat Jellicoe erfahren, daß er es dem planmäßigen Störungsfunken der deutschen Schiffe zu danken hat, daß er in dieser Nacht den Feind nicht mehr fand.

*

Auf dem Westflügel der englischen Flotte läuft in dieser entscheidenden Nacht die 4. Zerstörerflottille. Sie hat den Marsch der 6. Linienschiffs-Division zu decken, deren Flaggschiff „Marlborough" nur noch mühsam und in langsamster Fahrt dem Geschwader folgen kann. Die sterbende „Wiesbaden", dies unendlich tapfere Schiff, hat ihm den letzten Torpedo in den Leib gejagt..

Um Mitternacht sieht das Führerboot „Tipperary" dunkle Schatten an Steuerbord.

Freund oder Feind?

Nichts zu erkennen. Auch von drüben kein Laut. Kein Lichtschimmer. Schwacher Rauch entquillt den Schornsteinen, knisternd stieben ein paar Funken zum Nachthimmel empor.

Da hält es den Kommandanten von „Tipperary" nicht länger. Er will Klarheit haben. Den Maat neben sich läßt er mit der Handlampe das englische Erkennungszeichen geben. Zweimal, dreimal blitzt der schwache Strahl gegen die schwarze Wand über den Wassern.

Da fliegen drüben zuckende Flammen über Bord. Mit schmetterndem Krachen löst sich eine Breitseite, wie giftiger Höllenatem greift der Qualm mit Geisterhänden nach „Tipperary", über die Decks und Aufbauten spritzen die Sprengstücke, eine neue Salve, noch eine...

Noch keinen Schuß hat das Boot, das im beißenden Scheinwerferlicht der „Westfalen" wie ein Filigranwerk aus weißer Kreide vor dem schwarzen Himmel steht, aus den Rohren bekommen, als es wie eine Riesenrakete aufflammt, berstend und krachend zerspringt und dann lautlos versinkt.

„Westfalen", „Nassau", Rostock", „Elbing", „Hamburg" trommeln auf die Zerstörer los, von Boot zu Boot gleiten die Lichtbündel; wen die deutschen Scheinwerfergäste einmal gefaßt haben, den lassen sie nicht eher los, bis die Kanoniere ihr Werk vollendet haben.

Im Zickzack weichen die Kreuzer den Torpedos aus, die die letzten Zerstörer in verzweifelter Abwehr ihnen entgegenwerfen.

Tollkühn braust „Spitfire" dem Geschwader entgegen. Ein tapferer Kerl ist sein Kommandant! Jetzt hat der weiße Finger des Lichts auch sein Boot gepackt, läuft über das Deck, bleibt an der Brücke haften...

Völlig geblendet taumelt „Spitfire" auf die Kreuzer zu. Einen tollen Kurs läuft das Boot. Seine Abwehrgeschütze bellen und geifern, einen Schuß nach dem andern jagen sie aus den glühenden Rohren. Die verfluchten Scheinwerfer wollen sie treffen, die ihnen die Augen aus den Höhlen brennen und sie in all der gleißenden Helligkeit blind machen — —

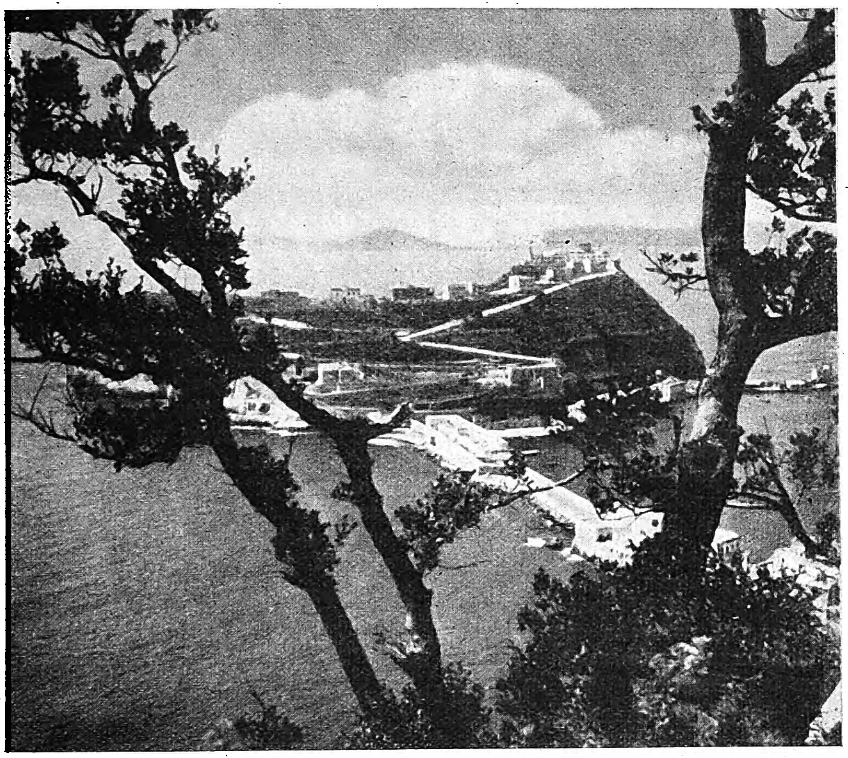
„Spitfire" kommt der „Nassau" vor den Bug. Die setzt zum Rammstoß an und ...

„Der Kommandant" — dem Leutnant Charles Trelawny verdanken wir diese dramatische Schilderung — „rief: ‚Hart Steuerbord, äußerste Kraft!' — es war nicht eine Sekunde zu spät. Wir entgingen dem Rammstoß des Deutschen, aber mit einem Krach trieben die beiden Schiffe Seite an Seite — der Kreuzer kämmte unsere Backbordseite ab und fegte alle Aufbauten herunter: Die Rettungsboote, die Davits, sogar deren Sockel. Dabei schoß er ununterbrochen, aber wir lagen so dicht nebeneinander, daß die Granaten uns nicht treffen konnten. Nur der gewaltige Luftdruck der deut-

„Das ist der wahre Geschmack des Lebens"

Aus dem „Hapag-Buch von der Seefahrt"

Meersalz auf der Zunge, ewig blauen Himmel über Dir, unbeschwert und unbesorgt täglich neue Welten entdecken: das ist der wahre Geschmack des Lebens. Die Sommer- und Herbst-Reisen der Hamburg-Amerika Linie geben Dir die Möglichkeit, den Zauber des Mittelmeeres und die Wunder des Orients so zu erleben, wie es im „Hapag-Buch von der Seefahrt" so köstlich nachzulesen ist.



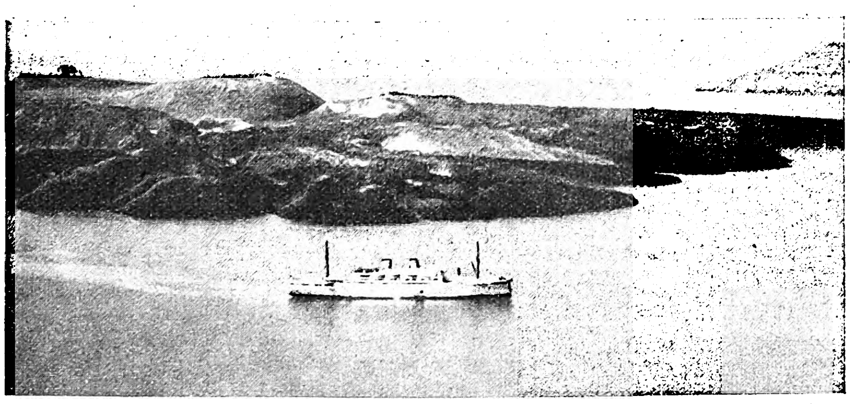
HAMBURG-AMERIKA LINIE

Sommer- und Herbst-Mittelmeer-Fahrten 1936
mit M. S. „Milwaukee"

27. August bis 15. September
Hapag-Fahrt nach Madeira und dem Mittelmeer
Mindestfahrpreis RM. 350.—

17. September bis 10. Oktober
Große Hapag-Orientfahrt
Mindestfahrpreis RM. 450,—

12. Oktober bis 30. Oktober
Hapag-Herbstfahrt nach Marokko und den Atlantischen Inseln
Mindestfahrpreis RM. 350.—



Es reist sich gut mit den Schiffen der Hamburg-Amerika Linie.

M. S. „Milwaukee" vor der griechischen Krater-Insel Santorin

Das seenahe Erholungsschiff der Hamburg-Amerika Linie M. S. „Milwaukee" beweist, daß mit der modernen Technik die Romantik der Seefahrt nicht gestorben ist. Hier hat Erfahrung ein glückliches Mittel gefunden, um sicher, sorglos und seenah sich den Wundern der See hinzugeben. Eine Besatzung von 300 Mann ist in treuester Pflichterfüllung und unermüdlicher Fürsorge um das Wohl der Hapag-Reisenden bemüht.



Arthur Jost

fuhr als Vollmatrose auf Segelschiffen, sah „vor dem Mast" Asien, Australien und Afrika, war Feldflieger im Weltkrieg, fuhr als „Erster" auf dem Hapag-Weltreiseschiff dreimal um die Welt. Heute steht er als Kapitän auf der Brücke der „Milwaukee".

Männer, nicht Schiffe allein sind der Stolz der Hamburg-Amerika Linie. Männern von unübertroffener Seemannschaft die Hapag-Passagiere anzuvertrauen, das ist der höchste Ruhm, den sie erstrebt. Harte Kampfjahre haben unter der Hapag-Flagge eine Auslese von Offizier und Mann zusammengeschweißt, die weiß, daß ihre Ehre die Ehre der Linie ist, und daß das Ehrenschild der Linie heißt: Sicherheit und Wohlergehen der Passagiere.



Der Landsorgen enthoben, behütet und umsorgt von Offizier und Mann, erlebst Du die Welt der griechischen Antike, die Pyramiden, das bunte Gewimmel afrikanischer „Suks", die Hagia Sofia. Die Träume Deiner Jugend werden lebendig.

Die Hapag erfüllt Deinen Traum von der Seefahrt

„. . . ein gefährliches, ein verführerisches Buch . . ."



Leidenschaft und Sehnsucht haben den Inhalt dieses Buches diktiert. Wie Dichtern und Malern, Trampfahrern und Fotografen, Schiffsjungen und Kapitänen die See und die Seefahrt zum bestimmenden Erlebnis wurde — das hat Hans Leip im „Hapag-Buch von der Seefahrt" zusammengetragen. So ist ein Buch entstanden, das uns beweist, wie lebendig die Romantik der See heute noch ist. Sie bekommen das „Hapag-Buch von der Seefahrt" in jeder guten Buchhandlung oder durch Vermittlung des Verlags Knorr & Hirth G. m. b. H., München, in Ganzleinen gebunden zum Preise von RM 2.80. Sich selbst und den Ihren werden Sie viel Freude machen mit dem „Hapag-Buch von der Seefahrt".

schen Salven blies alles, was sich auf dem Deck befand, herunter. Unser Vormast krachte zusammen, der vordere Scheinwerfer kam von seiner Plattform auf die Brücke und kullerte dann aufs Deck. Der vordere Schornstein wurde glatt fortgeweht und blieb schließlich zwischen den Luftschächten hängen. Dort stand er wie der winzige Schornstein eines armseligen Themse-Dampfers. So trieb der deutsche Kreuzer an unserer Seite entlang. Als Erinnerung an diesen Besuch blieb ein Loch von 60 Fuß Länge in unserer Panzerung ..."

*

Ein tolles Durcheinander: „Elbing" will vor dem Linienschiff „Posen", dem es die Sicht auf die Zerstörer versperrt, die Linie durchbrechen. Sie unterschätzt im ungewissen Dämmerlicht der über die See huschenden Scheinwerferbänder die Entfernung und wird von „Posen" gerammt. Bewegungslos bleibt sie westlich der Hochseeflotte liegen.

Ihre Maschinenräume laufen voll Wasser. Tiefer sinkt das Schiff. Gegen Morgen entschließt sich der Kommandant, den größten Teil der Besatzung von dem in der Nähe liegenden Torpedoboot S 53 übernehmen zu lassen. Er selbst, zwei Offiziere und eine Sprenggruppe bleiben zurück. Ein abenteuerlicher Plan ist aufgetaucht. Geht es nicht mehr mit dem Dampf des 20. Jahrhunderts, dann vielleicht mit dem Wind des 19.! Ein Notsegel bringen sie aus und versuchen, das sinkende Schiff vor dem westlichen Winde in die Nähe der Heimathäfen zu bringen. Eine Stunde treiben sie auf dem schwerfällig in der Dünung schaukelnden Wrack. Dann kommen englische Kreuzer in Sicht.

Im Morgengrauen legen sie die Sprengpatronen an die Panzerwände. Im letzten Kutter verlassen sie das Schiff. Ein paar hundert Meter rudern sie schweigend, mit schweren, müden Schlägen.

Hinter ihnen reißt die Explosion den Kreuzer auseinander. Seltsam verzerrt steht die Qualmwolke über der See.

Drei Hurras für die „Elbing"!

Ein holländischer Fischdampfer nimmt sie nach Stunden auf.

*

„Broke", der nach der gesunkenen „Tipperary" die Führung der Zerstörer übernommen hat, erhält einen Volltreffer in den Ruderraum. Willenlos, ohne Steuerung, treibt das Boot nach Osten ab, mitten in die nachstoßenden Zerstörer hinein. „Sparrowhawk" wird gerammt, gleichzeitig braust „Contest" gegen sein Heck. Nach Minuten versinkt das Boot zwischen den Kämpfenden.

Fast im gleichen Augenblick trifft ein Torpedo den Kleinen Kreuzer „Rostock". Im ganzen Schiff erlischt mit einem Schlage das Licht, zwei Heizräume laufen voll Wasser, mühsam folgt „Rostock" der Flotte nach Süden. Gegen Morgen nimmt S 54 sie ins Schlepptau, bis zwei englische Kreuzer dem Transport begegnen. Dann muß auch „Rostock" verlassen und gesprengt werden.

*

Die 4. Zerstörerflottille ist aufgerieben Fünf Boote sind gesunken, alle anderen treiben brennend mit schweren Lecks zwischen den Linien.

In diese nächtliche Szene der Verwüstung ist der Panzerkreuzer „Black Prince" geraten. Seit den frühen Abendstunden irrt er im Kielwasser der „Grand Fleet" umher, ohne den Anschluß an sein Geschwader finden zu können. Nun pendelt er mit gut 2000 Tonnen Wasser im Leib hinter den Flotten her und stößt gegen 2 Uhr auf die Schatten großer Schiffe, die er für Engländer hält.

Auf „Nassau", „Thüringen", „Friedrich der Große" halten sie den Atem an. An den Geschützen liegt die Hälfte der Besatzung, flüsternd raunen die Offiziere die Befehle in die Sprachrohre, die Scheinwerfer sind sprungbereit. Einen Blick zum Vordermann. Im quirlenden Schraubenwasser spiegelt sich der schwache Schein der abgeblendeten Hecklaterne. Sie nur und eine winzige Richtlampe auf der Back geben dem Rudergänger die Richtung an.

Auf 1000 Meter ist „Black Prince" ahnungslos herangekommen. Da gibt „Nassau" das Erkennungszeichen. Der Engländer antwortet nicht. Mit grellem Licht übergießen drei, fünf Scheinwerfer zugleich den überraschten Feind.

Zerrissen ist die Stille der Nacht. Rasselnd schlagen die Signalglocken an, laute Befehle hallen wie verwehte Geisterstimmen über das Wasser — —

Und dann — —

Von der Brücke des Flottenflaggschiffs „Friedrich der Große" hat der Chef des Stabes, Vizeadmiral Trotha, das schaurige Vernichtungswerk beobachtet.

„Unsere Granaten schlagen in das überraschte Schiff, das keine Zeit zur Gegenwehr findet. Man sieht die Mannschaften drüben, taghell beleuchtet, hin- und herlaufen, schon reißen die deutschen Geschosse die Schiffswand auf, Feuer und Explosionen beginnen ihr schauriges Werk, schon jagt rote Glut über das Schiff, bis zu den Masten hinauf klettert die gierige Flamme, und während Salve auf Salve hineinfegt, steht Rumpf und Takelwerk in blendendem Flammenmeer, die englische Flagge grell beleuchtend, dann geht schweres Zucken durch den mächtigen Schiffskörper, Stichflammen schießen hervor, in grauenhafter Explosion hebt sich der stolze Panzerkreuzer, in glühende Atome zerspringend. Klapp, schlagen die Scheinwerfer zu, die Artillerie klingelt ‚Batterie halt!' — Wieder herrscht stille Finsternis, nur das gleichmäßige Surren der Ventilationsmaschinen und das Rauschen der See singen ihr einförmiges Lied ..."

*

Sieben Meter tief taucht „Lützows" Vorschiff ins Wasser. An 8000 Tonnen Nordsee sind im Schiff, das bei der geringsten Verschiebung der ungeheuren Last kentern muß. Schon steht der vorderste Geschützturm im Wasser, längst versagten die elektrischen Maschinen, bei Notbeleuchtung stützen die Heizer und die Lecksicherungsgruppen die wankenden Schotts ab. Brechen sie — und schon sickert an vielen Stellen das Wasser unter den platzenden Nieten hervor — dann ist es aus. Mit ihnen hier unten und mit dem Schiff.

Mit Rückwärtsgang über das Heck will der Kommandant die „Lützow" laufen lassen, um den Wasserdruck im Vorschiff zu verringern. Umsonst — die aufheulenden Schrauben peitschen leer ins Wasser. So schief nach vorn hängt das Schiff im Wasser.

Kurz nach 3 Uhr morgens muß „Lützow" verlassen werden. Die Offiziere eilen durch die unteren Räume, geisterhaft hallen ihre Schritte zwischen den Eisenwänden. Alle Abteilungen werden nach Verwundeten abgegangen. Oben pfeift der Bootsmann das schaurige, letzte Signal: „Alle Mann aus dem Schiff!"

„Drei Hurras für unser stolzes Schiff!" In voller Ordnung steigt die Besatzung auf die Torpedoboote über, die seit Stunden neben dem Schiff marschieren. Über Leitern lassen sie behutsam die Verwundeten hinabgleiten. Alle Maschinen schweigen, tot liegt das Schiff. Nun die Unverletzten, die Offiziere, als letzter der Kommandant.

Zwei Torpedos jagt G 38 dem großen Bruder in die Flanken — dann folgen die vier Boote, mit Menschen überladen, der Flotte. Zweimal noch treffen sie auf den Feind, zweimal greifen sie mit Ungestüm an, einen Kreuzer schießen sie in Brand, einen Zerstörer zerreißt eine Explosion. Dann dreht der Gegner ab.

*

Im Morgengrauen steht die Flotte geschlossen vor der Deutschen Bucht. Vom Gegner ist nichts mehr zu sehen. Noch in der Nacht sind fünf deutsche Luftschiffe zur Aufklärung in der Frühe aufgestiegen. Sie finden nach langem Suchen Englands Flotte weit im Osten, in der „Jammerbucht" vor der Jütländischen Küste. Dort in der Verborgenheit, durch Kreuzer und Zerstörer gesichert — soweit sie noch vorhanden sind, denn erhebliche Teile seiner Streitkräfte hat der englische Flottenchef völlig aus den Augen verloren — erwartet Jellicoe den „Glorious First of June", den glorreichen 1. Juni, den Gedenktag des historischen englischen Seesieges bei Quessant über Frankreichs Flotte.

Von deutschen U-Booten glaubt er sich umstellt. Und die Kreuzer, die noch am Abend zu seiner Unterstützung aus Harwich ausgelaufen sind, kommen immer noch nicht. Voller Ungeduld läßt Jellicoe nach Südwesten aufklären. Er ahnt ja nicht, daß die Harwich-Flotte schon längst auf den Rückmarsch ist. Die Admiralität rief sie ab, weil sie einen deutschen Angriff auf den Kanal fürchtet. Denn diesen Deutschen ist schließlich alles zuzutrauen!

Dann hält Admiral Scheer die Luftschiffmeldung in Händen.

„Die ‚Grand Fleet' verläßt mit Nordwestkurs die ‚Jammerbucht', westwärts derselben sammeln leichte Streitkräfte. Zahlreiche Schiffe werden westwärts geschleppt. Ein in der Mitte zwischen Terschelling und Horns-Riff mit Nordostkurs neu andampfendes Schlachtgeschwader hat Kehrt gemacht."

*

Seit Jahrhunderten hatte Englands „Grand Fleet" nur Siege zu verzeichnen. Nun verläßt sie das Schlachtfeld, ohne den Gegner mit dem neuen Tag die neue Schlacht anzubieten. Jetzt erst erfährt Scheer von Admiral Hipper, daß drei englische Schlachtkreuzer gesunken sind; auch die Zahl der vernichteten Zerstörer kann erst jetzt nach den Meldungen der heimkehrenden Torpedoboote festgestellt werden.

Freilich: 2551 deutsche Seeleute kommen nicht mehr heim, die Wellen des Skagerrak rauschen über ihrem Grab. „Lützow" und „Pommern" blieben draußen, die Kleinen Kreuzer „Wiesbaden", „Frauenlob", „Elbing" und „Rostock" — dazu fünf Torpedoboote.

Drei Schlachtkreuzer, drei Panzerkreuzer, ein Flottenführerschiff, sieben Zerstörer verlor Jellicoe. Kriegskassen von mehr als zweihundert Millionen Mark in Goldstücken, in guten runden Sovereigns gingen mit den Schiffen zum Grund. Auf mehr als sechstausend Matrosen, Heizer, Seesoldaten warteten Mütter und Bräute vergebens in den Häfen, in die jetzt Jellicoes Flotte einlief.

Einer Flotte von 1 300 000 Tonnen Gesamtgehalt stand eine Flotte mit nur 675 000 Tonnen gegenüber. Englands Überlegenheit — der Marineminister Lord Churchill hat es 1918 in einem Aufsatz in „London Magazine" bestätigt — war rein zahlenmäßig wie 13 zu 5, an Geschützstärke mindestens wie 4 zu 1.

Und dennoch drehte Jellicoe ab!

„Man war sich", schreibt der Commodore Schoultz, „darüber klar, daß die Schlacht nicht als Sieg für uns betrachtet werden könnte ..."

Noch am 1. Juni hatten die Londoner Morgenblätter den Gedenktag des „Glorious First of June" gefeiert. Zwar war es schon 1794 geschehen, daß der Admiral Howe die französische Flotte am Kap Quessant zersprengt hatte, zwar war man jetzt gerade mit diesem Frankreich verbündet, aber für das englische Selbstbewußtsein hatte sich das denkwürdige Ereignis erst gestern und heute zugetragen Von einer Schlacht am Skagerrak aber wußten zu der Zeit weder „Times" noch „Daily News" das geringste.

Und in der Parlamentssitzung, die am Abend des 1. Juni in London stattfand, fiel kein Wort über die Schlacht. Ahnungslos ließen sich die Abgeordneten nach kurzer Aussprache über belanglose Dinge für drei Wochen in die Ferien schicken

*

In der Admiralität freilich hatte man andere Sorgen. Da saß man an den Abhörgeräten und wartete. Wartete Stunde um Stunde auf Nachrichten über den Ausgang der Schlacht. In den Funkkabinen hoch unter dem Dach drängten sich hohe Marineoffiziere, die sonst nie diese engen Buden betreten hätten. Sogar seine Lordschaft, der Sekretär der Admiralität, hatte es sich nicht nehmen lassen, persönlich die fünf Treppen zu erklimmen.

Was dachte dieser Jellicoe sich eigentlich? Die Deutschen verbreiteten über Holland und Skandinavien die tollsten Geschichten. Märchen und Lügen natürlich, denn daß „Defence", „Queen Mary" und „Indefatigable", dazu ein paar leichte Kreuzer und Zerstörer gesunken sein sollten, das konnte nur Lüge sein.

Aber der Admiral konnte doch wenigstens melden, wie es nun in Wahrheit stand, damit man diese Lügen als verdammte Erfindungen brandmarken konnte. Mußte man ihm wirklich erst am späten Abend dieses 1. Juni einen energischen Funkspruch entgegenjagen, er solle nun endlich die eigenen Verluste bekanntgeben, die ja nicht groß sein können?

Und dann, am Mittag des 2. Juni, 36 Stunden nach der Schlacht, wissen sie es auch in London: „Queen Mary", „Indifatigable", „Invencible", „Defence" in die Luft geflogen; „Black Prince" vermißt und, wie man fürchtet, gesunken; „Farrior" völlig außer Gefecht und aufgegeben. Dazu sechs oder sieben Zerstörer verloren und vermißt ...

Am 3. Juni aber, als das englische Volk endlich die volle Wahrheit über die Schlacht erfahren darf, da brechen seine Zeitungen los:

„Die Seeschlacht vor dem Skagerrak gibt uns sicherlich keinen Grund zur Zufriedenheit", murrt „Daily Chronicle", während „Daily Graphic" schreibt: „Die heute von der Admiralität veröffentlichte Bekanntmachung ist vielleicht die schlimmste Nachricht, welche die Regierung bis jetzt dem Lande mitzuteilen hatte."

Über die erregten Szenen, die sich damals in London abspielten, wissen wir aus englischen Quellen nichts. Die Presse hütete sich, auch nur Andeutungen in das Ausland gelangen zu lassen. Aber ein anderer Bericht, der zugleich die merkwürdigen Umwege zeigt, die damals eine Nachricht oft nehmen mußte, gibt volle Aufklärung.

Da schreibt ein spanischer Journalist, Ruebado, dem ihm befreundeten Genfer Vertreter eines großen Budapester Blattes aus London: „Die Meldungen über die Seeschlacht am Skagerrak haben hier eine unbeschreibliche Erregung hervorgerufen. Am Freitagnachmittag

herrschte bereits eine solche Aufregung, daß alle politischen Parteien Versammlungen einberufen mußten. Die Oppositionsparteien forderten den Zusammentritt des Parlaments ... Jedermann kritisierte die Admiralität. Vor dem Admiralitätsgebäude staut sich eine riesige Menge, die Erregung, der Lärm ist kolossal ..."

*

Am Nachmittag des 1. Juni läßt das Flottenflaggschiff „Friedrich der Große" auf Wilhelmshaven-Reede die Anker fallen. Die Linienschiffe waren fast unverletzt, nur „König" und „Großer Kurfürst" lagen mit dem Bug tief im Wasser. Sie hatten, an der Spitze der Hochseeflotte marschierend, das Feuer der „Grand Fleet" zeitweilig fast allein aushalten müssen.

In Rudeln, wie sie sich gerade zusammengefunden hatten, laufen die Torpedoboote durch die Schleusen. Fast alle haben doppelte und dreifache Besatzung an Bord. Einen großen Teil der Mannschaft der gesunkenen deutschen Schiffe hatten sie bergen können. So bringt „G 37" außer der eigenen Besatzung 500 Mann vom „Lützow" nach Hause.

„Derfflinger", wundenbedeckt, 3500 Tonnen Wasser im Vorschiff, die Geschütztürme geborsten, Kasematten ausgebrannt wie leere Krater, die Brücke kurz und klein geschlagen, am Bug ein Riesenleck, und dennoch mit eigener Kraft in den Hafen gekommen!

Den Schlachtkreuzer „Seydlitz" schleppt „Pillau" ein. Einundzwanzig schwere Treffer im Schiff, mit 5300 Tonnen Wasser vollgelaufen, das Vorschiff überspült, die Mannschaft seit drei Nächten ohne Schlaf, in unablässigem Kampf mit dem eindringenden Wasser, das oft, wenn die Pumpen versagen, durch Menschenketten mit Eimern ausgeschöpft werden muß — dreimal auf Grund geraten, im aufkommenden Sturm bei schwerer See fast gekentert — und noch immer schwimmt das Schiff! In der Morgenfrühe des 3. Juni hat es endlich den Hafen erreicht.

*

Wem gebührt der Dank, daß Deutschlands Flotte die größte Seeschlacht der Welt so ruhmvoll bestehen konnte?

Dem Großadmiral von Tirpitz, der gegen den Widerstand auch mancher Marinekreise die stärkere Panzerung der Schlachtschiffe auf Kosten der Reichweite der schweren Artillerie durchgesetzt hatte. Selten hatte ein englischer Treffer den Gürtel aus Stahl durchschlagen, aber Beattys Schlachtkreuzer waren in die Luft geflogen, als deutsche Granaten den Panzer zertrümmerten und die Munitionskammer mitten in den Schiffen erreichten.

Den deutschen Schiffswerften. In dem amtlichen Bericht, der am 18. Juni von Bord des „Iron Duke" den Lords der Admiralität zugeleitet wurde, sagt Jellicoe: „Die Tatsache, daß das V. Linienschiff-Geschwader nicht imstande war, seinen Abstand von den deutschen Schiffen zu vergrößern, als sie mit höchster Geschwindigkeit fuhren, ist eine unangenehme Überraschung. Es ist klar, daß alle deutschen Schiffe eine Geschwindigkeit haben, die um vieles höher ist, als sie auf dem Papier gebaut sind ..."

Dem deutschen Drill. Wieder ist Jellicoe der Zeuge: „Ohne Zweifel stand das Schießen der deutschen Schlachtkreuzer im Anfang sehr hoch. Sie erfaßten ihr Ziel und erlangten in jedem Fall Treffer binnen zwei oder drei Minuten nach Eröffnung des Feuers, und das auf die sehr große Schußweite von 16 500 Meter ... Die Feuergeschwindigkeit ist sehr groß ... Sie feuern auch dann noch mit großer Genauigkeit, wenn sie schon schwer beschädigt sind."

Der deutschen Organisation. Admiral Jellicoe hat das Wort: „... Ihr System von Erkennungssignalen ist ausgezeichnet. Bei uns ist so gut wie keins vorhanden. Ihre Scheinwerfer sind unseren überlegen, und sie machen besten Gebrauch davon. Endlich gibt ihr Nachtschießverfahren ausgezeichnete Erfolge."

Der deutschen Taktik. Scheers dreimaliges Umlegen der viele Kilometer langen Flotte auf den Gegenkurs war ein so geniales, mit höchster Präzision ausgeführtes Manöver, daß Jellicoe erklären muß, das wäre eine Bewegung, „wogegen sich schwer etwas tun läßt".

Den Admiralen, Konstrukteuren, Erfindern und Organisatoren.

Vor ihnen aber steht ein anderer.

Der deutsche Soldat.

Der Soldat, der diesen schwimmenden Panzerburgen erst das Leben gibt, der sie vorwärts treibt gegen den Feind.

Der Soldat, der im Torpedoraum, im Geschützturm, im Krähennest, vor den Kesseln, auf der Brücke und tief unten im Schiff ohne Worte seine Pflicht tut, der die letzte Granate aus dem Rohr jagt, ehe das Wasser ihn vom Verschluß reißt, der lautlos im überfluteten Bunker erstickt, weil er als letzter die Tür verrammelte, und der, mag er nun Kommandant oder Heizer sein, nichts anderes kennt, als auf dem Posten auszuharren, auf den der Befehl ihn stellte.

Der ewige deutsche Soldat, vor dessen Größe im Kämpfen und im Sterben Rangabzeichen und Dienstgrad verschwinden. Weil sie alle, die vor dem Skagerrak standen, den Namen „Deutschland" für alle Ewigkeit in die Chronik der Weltgeschichte eintrugen.

*

Die Zahl der an diesem 31. Mai zwischen den Schiffen beider Nationen gewechselten Funksprüche und Meldungen ist kaum abzuschätzen. Sie mag in die Tausende gehen.

Alle diese offenen oder chiffrierten Funkmeldungen sind sorgsam aufgefangen, sorgsam entziffert und geachtet worden. In den Landstationen in Brügge, Neumünster und Wilhelmshaven ebenso wie in Sunderland oder Sheerneß, hockten in diesen Tagen die Funker vor ihrem Gerät, bekamen den Kopfhörer nicht mehr vom Ohr und suchten und fingen und entzifferten, bis kein Geheimnis mehr den Äther durchzitterte.

Alle Meldungen sind aufgefangen und gesammelt worden. Alle — bis auf eine

Und diese eine, die zwar angekommen, dann aber irgendwo auf dem Tisch einer englischen Funkstation liegengeblieben war, von keinem mehr gelesen, von keinem beachtet wurde — diese eine Meldung kündigte England wenige Tage danach ein zweites Skagerrak an.

Ein paar tausend Funksprüche, wichtige und unwichtige, entscheidende und völlig belanglose, flirren durch die Luft, finden den Draht, der zu ihrem Empfang ausgespannt wurde, kommen als klickende Zeichen, als scharfe Summtöne oder als Punkte und Striche durch seltsame Apparate zu uniformierten Menschen. Die lesen sie, übersetzen, entziffern, melden weiter, registrieren, schreiben ab, heften ein, legen Akten an und geben ihnen Nummern und Zeichen.

Schön und gut. Das muß so sein Auch die Ordnung der Akten ist ein Teil, und nicht der unwichtigste, der Kriegsführung.

Daß aber eine einzige Meldung diesem sein ausgeklügelten System entgehen konnte, eine unter Tausenden, und daß gerade diese eine Meldung eine Nachricht von wahrhaft entscheidender Bedeutung mit sich trug, das eben ist eine der blutigen Hintertreppenwitze, wie ihn das Weltgeschehen nur einmal im Jahrhundert hervorbringt.

*

Eine U-Boot-Sperre hatte Admiral Scheer in den letzten Maitagen vor die englischen Flußmündungen gelegt. Achtzehn Boote der Hochseeflotte und zwölf Boote des Marinekorps Flandern nahmen heimlich vor dem Firth of Forth, vor dem Humber, vor Aberdeen, Invergordon, Harwich und vor Scapa Flow und vor den Orkney-Inseln Aufstellung. Sie sollten den in ihre Heimathäfen zurückkehrenden britischen Geschwadern einen heißen Empfang bereiten, vor allem auch schwer zerschossenen Schiffen den Rest geben und so die Verluste des Gegners erhöhen.

Daß es anders kam, ist nicht Schuld der U-Boots-Kommandanten. Regen, grobe See, Unsichtigkeit hinderte die Boote so stark am Gebrauch der Torpedorohre, daß nur einige überhaupt zum Schuß kamen. Und auch ihnen blieb der Erfolg durch widrige Umstände versagt.

Den englischen U-Booten ging es nicht besser. Sieben Boote waren im Zusammenhang mit dem geplanten Vorstoß nach Borkum-Riff und Horns-Riff geschickt worden. Bis zum 2. Juni, so lautete ursprünglich ihr Befehl, sollten sie sich dort verborgen halten. Denn erst an diesem Tag sollten auch die Überwasserschiffe am Skagerrak eintreffen.

Als dann Scheer den englischen Plan umstieß und Jellicoes Flotte schon am 31. Mai zum Auslaufen zwang, da vergaß man, den vorausgesandten U-Booten neue Orders zu geben. So lagen englische U-Boote zwischen Vyl-Feuerschiff und Horns-Riff ahnungslos auf dem Grund, als die Hochseeflotte über sie hinweg nach Norden brauste.

*

An der Schlacht selbst haben deutsche U-Boote, entgegen allen englischen Behauptungen, nicht teilgenommen, Ein einziges, „U 75", hat das Schlachtfeld passiert. Freilich erst auf seinem Rückmarsch am 1. Juni. Sein Kommandant, der Kapitänleutnant Kurt Beitzen, hatte keine Ahnung von der Schlacht vor Jütland. Er hatte seinen Sonderauftrag erfüllt, der ihn weit nach Norden, hoch über Schottland hinaus, geführt hatte. Kein Funkspruch hatte ihn dort erreichen können.

Nun war er auf dem Heimweg, und mit ahnungsvollem Staunen sahen Führer und Mannschaft die Schiffstrümmer, die zerfetzten Schwimmwesten, die Balken und Flöße, die ein riesiges Feld in der Nordsee bedeckten.

Nun war also der Tag gekommen, auf den sie alle seit 22 Monaten gewartet hatten, und sie — sie hatten bei den Orkneys blöde Minen gelegt! Der Kapitänleutnant Beitzen und seine Leute wußten ja an diesem 1. Juni noch nicht, was vier Tage später bei ihren Minen westlich der Orkneys geschehen würde.

Hätten sie nur eine schwache Ahnung gehabt, dann hätten sie den gleichen Stolz empfinden müssen wie die Kameraden von den Schlachtschiffen oder von den Torpedobooten. In ihren Reihen hätten sie freudig bewegt in Wilhelmshaven stehen können, obwohl sie von der ganzen Schlacht auch nicht einen Schuß gehört hatten.

*

Da hatte gegen Ende Mai ein besonders aufmerksamer Funker in Neumünster in Holstein einen merkwürdigen englischen Funkspruch aufgefangen und entziffert. Ein englisches Minenräumboot meldete dem Sekretär der Admiralität in London, daß eine ganz bestimmt angegebene Linie westlich der Orkneys von Minen freigemacht worden sei und bis zur weiteren Entscheidung durch die Admiralität unter Aufsicht gehalten werde.

Nanu! Ein Weg westlich der Orkney-Inseln wird von Minen freigehalten, und ein Räumboot berichtet darüber so ausführlich direkt an die Admiralität? Zu welchem Zweck? Es muß ein wichtiges Schiff sein, das diesen sonderbaren Weg westlich der Orkneys befahren will!

Keine Zeit zum Überlegen. Ein U-Boot wird schleunigst detachiert, das die eben geräumte Strecke wieder verseuchen soll. „U 75" fällt die Aufgabe zu, von der man noch nicht recht weiß, welchem Ende sie dienen soll. Vierunddreißig Minen hat also der Kapitänleutnant Beitzen dort bei den Orkneys in diese merkwürdig gewundene Straße gestreut ...

*

Am 2. Juni nun war ein englisches Wachschiff auf eine dieser neuen Minen gelaufen und gesunken. Merkwürdigerweise hatte man diesen Vorgang, den man zunächst für einen Zufall hielt, direkt der Londoner Admiralität gemeldet, ohne gewisse Stellen des Stützpunktes Scapa Flow zu verständigen. Man wußte, daß höhererseits besonderer Wert auf die Befahrbarkeit gerade dieses Weges westlich der Orkney-Inseln gelegt wurde, und da man seinen Eifer beweisen wollte, machte man gern diese, wie man glaubte, höchst überflüssige Meldung.

Es war keine gute Stimmung, die der Bericht in London vorfand. Verzweiflung, Bestürzung — die Presse drohte zu meutern und das strenge Schweigegebot einfach zu übertreten, schon sieht man Scheers Panzerschiffe in der Themse erscheinen, und völlig verstörte Gemüter wollen deutsche U-Boote schon mitten in London, dicht an den Riesenpfeilern der Tower-Brücke, gesehen haben ...

Wer will da schon diesen nichtssagenden Funkspruch aus Scapa Flow beachten? Als ob es nicht gänzlich gleichgültig wäre, ob da westlich der Orkneys ein Wachtboot in einer sonst minenfreien Straße in die Luft und danach zu den Fischen gegangen ist — wird sich eben im Kurs geirrt haben und mitten in die eigenen Sprengkörper hineingesteuert sein! Wichtigkeit, wenn die Deutschen vor der Tür stehen, wenn Englands Stolz sich zerschossen in die Docks schleppt und mehr als sechstausend britische Seeleute auf dem Grund der Nordsee ruhen!

Man hat sich später verzweifelt bemüht, den Lauf dieses kurzen Funkspruches zu verfolgen. Noch nie haben ein paar chiffrierte Worte solchen Aufwand an Kraft, Zeit, Menschen, Schreiberei erlebt. Aber alles, was nachträglich festzustellen war, ist dies: im Trubel der sich nun überstürzenden Meldungen der einzelnen Schiffskommandanten der englischen Flotte ist ein einziger Funkspruch untergegangen. Unbeachtet geblieben und spurlos verschwunden.

*

Am 5. Juni verläßt der englische Panzerkreuzer „Hampshire" die Bucht von Scapa Flow.

Eine schwere See steht auf der Ostseite der Orkneys. Mit donnerndem Gebrüll wüten die Brecher, einer immer zehnfach schwerer als der andere, gegen die wild zerrissene Küste der Inseln. Mit drohendem Geheul prallen die nachziehenden Brandungswogen über die Steine. Zerfetzte Wolken jagt der Sturm über den Nachthimmel; sekundenlang öffnet sich ein Loch in diesem undurchdringlichen Schleier. Dann leuchten verloren


N
W
O
S
DÄNE-MARK
SCHWEDEN
LITAUEN
OSTSEE
POLEN
FRANKREICH
SCHWEIZ
ITALIEN
KORNWESTHEIM
ÜBERALL SALAMANDER
MARKE SALAMANDER
Auf jedem Weg der Schuh von
SALAMANDER

ein paar glänzende Sterne auf die weißen Kämme der wild durcheinander stürzenden Wogen.

Im Osten ist nicht durchzukommen. Zu groß ist die Gefahr, auf die Felsen dicht unter der Küste gedrückt zu werden. Aber es gibt ja noch für alle Fälle den westlichen Weg, den man auf der Fahrt nach Norden benutzen kann. Vor ein paar Tagen erst ist er als minenfrei gemeldet worden. Deutsche Schiffe wagen sich gottlob nicht bis zu den Orkneys, und U-Boote hat man nördlich des Firth of Forth noch nie gesehen. Im Windschutz der Inselgruppe kann die „Hampshire" also ungefährdet auslaufen und in einiger Entfernung von der Küste nach Norden wenden.

Was in aller Welt aber will der Kreuzer im Norden? Der Nordpol ist doch schon entdeckt, und daß ein Kriegsschiff Seiner Majestät Walfische fangen will, hat man in Scapa Flow noch nie gehört.

Dafür hörten eingeweihte Leute etwas anderes. In Rußland sollte es schlecht stehen. Der große Angriff am Narocz-See ist in Sumpf und Blut erstickt. An 140 000 Russen sollen dabei gefallen sein. Die Disziplin lasse bedenklich nach, die Scharen der Deserteure würden täglich größer...

Es steht schlecht in Rußland, flüstert man in Scapa Flow.

Und an der Frankreich-Front hätte man die Entlastung so bitter nötig. Da tobt seit dem Februar die große Schlacht um Verdun, die Frankreich das Blut aus den Adern zapft. Aber woher sollen immer noch wieder neue Divisionen kommen?

Nein, es müßte in Rußland etwas geschehen. Schleunigst. Und daß etwas geschieht, so flüstern die Eingeweihten weiter, dazu fährt ein hoher englischer Offizier mit seinem Stab heute, am 5. Juni, gegen Abend mit der „Hampshire" durch das Eismeer nach Archangelsk. Heute morgen ist er angekommen. Ein sehr hoher Offizier. Ein General, sagt man. Sechs Stabsoffiziere hat er bei sich. Die Russen soll er aufpulvern, ihnen die Knochen ein wenig stärken. Ein ernstes Wort wird er hoffentlich mit dem Nikolaus reden, der ruhig noch zwei oder auch drei Millionen Muschiks an die Front werfen könnte. Man weiß ja doch, daß Hindenburg gerade jetzt höchstens 80 Bataillone auf seinem Abschnitt hat...

Um 8 Uhr abends treffen die beiden Zerstörer, die den Kreuzer eigentlich begleiten sollten, wieder in Scapa Flow ein. Sie haben die Fahrt gegen den Sturm nicht mehr halten können. Die „Hampshire"? Die kämpft sich weiter nach Norden. Jetzt ist sie wohl schon bei — —

Bis an die Küste leuchtet der grelle Feuerschein, der in diesem Augenblick wie eine glühende Lohe gen Himmel schießt. Unwirklich rot steht die Flammensäule vor den gespensterhaften Kulissen der Sturmnacht. Steht zitternd, vom Wind hin- und hergezaust, bis sie erlöschend in sich zusammenbricht.

„Hampshire" ist in der minenfrei gemeldeten Straße westlich der Orkneys auf eine Mine gelaufen. Vorpostenboote, Zerstörer, Kreuzer eilen zu Hilfe.

Zwölf Matrosen werden von einem halbzertrümmerten Floß aufgenommen. Wie durch ein Wunder wurden sie nicht an den Klippen der Insel zerschmettert. Alle ihre Kameraden liegen auf dem Grund des Ozeans. Bei ihnen der geheimnisvolle Offizier, der in Rußland ein ernstes Wort mit Nikolaus reden sollte.

*

Im Bahnhof von Archangelsk, auf der russischen Südwestbahn, wartet ein Sonderzug, dessen Salonwagen mit englischen Abzeichen geschmückt sind. Wartet zwei Tage vergebens. Dann muß der britische Militäragent aus Petersburg, der seit vielen Tagen hier an der Grenze des Eismeers auf der Lauer gelegen hat, mit den ihm beigegebenen hohen russischen Offizieren — ein Generalmajor führt die Abordnung — in die Hauptstadt zurückkehren.

*

Zwei Tage darauf erscheinen alle englischen Zeitungen mit einem breiten Trauerrand. Mit der tapferen Besatzung der „Hampshire", so melden sie, starb für England den Soldatentod Horatio Herbert Kitchener, Lord of Chartoum, der Sieger aus Sudan und Transvaal, Generalleutnant, britischer Feldmarschall und Kriegsminister. Der Trost Old Englands in schwersten Stunden, der Mann, der 1914 die erste Freiwilligenarmee aus dem Boden gestampft und sie dem bedrängten Verbündeten nach Frankreich geschickt hatte. Der erste Soldat Englands, dessen unbändige Willenskraft der eiserne Ring um den Kreis der Alliierten gewesen war.

Ein schwerer Schlag. Unersetzbar der Verlust. Ein zweites Skagerrak ist dies.

„In der City" — dem „Amsterdamer Handelsblad" verdanken wir diese Nachricht — „stürzen die Menschen aus Gasthäusern und Büros und umringten die Zeitungsverkäufer, denen die Blätter aus den Händen gerissen wurden. Die Vorhänge im Kriegsamt wurden niedergelassen..."

Nur Reuter, das englische Telegraphenbüro, meldet mit gelassenem Gleichmut: „Der Tod Kitcheners verursachte in den Kreisen der City große Sensation, hatte aber keine besondere Wirkung auf die Börse."

Es heißt, daß Kitchener noch kurz vor der Ausfahrt der „Hampshire" sich nicht sehr zuversichtlich über die Aussichten seiner Mission beim Zaren geäußert hat. Zu kühl und zu klar wußte er die beiden östlichen Gegner abzuschätzen: mit Rußland ging es zu Ende...

Nun hatte ihn eine der 34 Minen von „U 75" um die Möglichkeit betrogen, die erlahmende Widerstandskraft der Verbündeten zu stärken.

Eine einzige Meldung unter ein paar tausend war übersehen worden. Sie hatte Kitcheners Schicksal enthalten. Wäre sie den Weg gegangen, den alle diese gleichen und ähnlichen schmalen Papierstreifen in diesen Tagen gegangen wären, dann hätten auch gewisse Stellen in Scapa Flow gewußt, daß der Westweg erneut verseucht war, dann wäre...

So starb Lord Kitchener — der einzige Feldherr des Weltkrieges, der den Soldatentod fand — gewissermaßen als das letzte Opfer der Schlacht vor dem Skagerrak.

Ende.

Vergessene deutsche Geistestaten

Gutzkow, der traurige Ritter vom Geist, hat das Wort zuerst geprägt, der englische Romancier Bulwer hat es aufgenommen, und schließlich ist es zu einer feststehenden Formel lexikalischer Allgemeinbildung geworden: die Deutschen sind das Volk der Dichter und Denker. Zunächst war diese Feststellung eine ehrfurchtsvolle Verbeugung vor der Größe des deutschen Klassizismus, dessen Abendrot damals in den vierziger Jahren den geistigen Himmel Europas überstrahlte. Dann machte der politische Instinkt fremder Völker einen Vorwand daraus, die Deutschen bei der Verteilung der Welt auf die Bezirke des Geistes zu verweisen. Aber seine letzte und tiefste Deutung erfährt der Ausspruch erst, wenn man in der Entwicklungsgeschichte der einzelnen Wissenschaften den Anteil der Deutschen festzustellen sucht. Dann nämlich stößt man auf die überraschende Tatsache, daß fast auf allen Wissensgebieten deutsche Denker die ersten entscheidenden Anregungen gegeben, neue Gedanken zum erstenmal gedacht haben, ohne daß ihre schöpferische Leistung genügend gewürdigt worden wäre. Ja, vielfach sind diese deutschen Denker völlig vergessen, und andere, die geschickter in der Ausnutzung des Ideengutes waren, haben vor der Geschichte den Ruhm davongetragen.

Daß die Edisonsche Glühlampe von dem Deutschen Göbel erfunden wurde, ist hinlänglich bekannt, daß der Lehrer Philipp Reiß der wahre Erfinder des Telephons war, wird jetzt sogar schon in den Schulbüchern anerkannt, aber noch immer gibt es eine große Reihe von Fällen, bei denen der deutsche Anteil an der Entwicklung nicht in Erscheinung tritt.

Wie sich im Altertum sieben Städte darum stritten, die Wiege Homers in ihren Mauern beherbergt zu haben, so beansprucht noch heute eine Reihe von Staaten, den Erfinder des Zündholzes zu ihren Bürgern zu zählen. Die Franzosen verweisen auf Derosne, die Engländer auf J. T. Cooper, die Österreicher auf Stephan von Romer, und wir Deutschen haben allen Grund, den Württemberger Johann Friedrich Cammerer als den wahren Erfinder anzusprechen. Während aber so der Erfinder des Phosphorzündholzes im Nebel des Meinungsstreits verschwindet, besteht über die geistige Vaterschaft der Sicherheitszündhölzer kaum ein Zweifel. Als sogenannte „Schwedenhölzer" haben sie den Weltmarkt erobert und das giftige und höchst gefährliche Phosphorzündholz völlig verdrängt. Der schwedische Fabrikant Lundström in Jönköping hat die Sicherheitszündhölzer zuerst in den bekannten kleinen Schachteln auf den Markt geworfen, Millionen damit verdient und außerdem in fast allen Lehrbüchern der Technik den Ruhm des Erfinders geerntet.

Und doch war es gerade in diesem Fall unbestritten ein deutscher Forscher, dem die Ehre der Erfindung gebührt. Professor Christian Böttger, der jahrelang ein stilles Gelehrtenleben als Lehrer der Physik und Chemie bei dem Physikalischen Verein in Frankfurt am Main führte, kam zuerst auf den ingeniösen Gedanken, den amorphen Phosphor, der bisher für die Zündholzkappe verwendet wurde, auf eine Reibfläche zu bannen und dadurch die Feuergefährlichkeit des bisherigen Zündholzes erheblich zu mindern.

Böttger, ein Mensch von tiefem sozialem Verantwortungsgefühl, veröffentlichte seine Erfindung in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift, dem „Technischen Notizblatt", ohne an eine materielle Auswertung auch nur zu denken. Ihm genügte es, wie er im Kreise seiner Schüler erklärte, mit dieser Publikation dem sozialen Fortschritt gedient zu haben. Denn tatsächlich bedeutete seine Erfindung nicht nur eine technische Errungenschaft, sondern war auch sozialhygienisch von höchster Bedeutung. Die Phosphornekrose, jene furchtbare Geißel der Arbeiter in den Zündholzfabriken, die zu einer Kiefersäule, entsetzlichem Siechtum und qualvollem Sterben führte, die Phosphornekrose war durch Böttgers Erfindung gebannt.

Darüber hinaus war, wie schon angedeutet, auch der technische Fortschritt unverkennbar. Die Gefahr der Selbstentzündung, die Tausende von Unglücksfällen früher hervorgerufen hatte, war herabgemindert, und auch zeitlich bedeutete das neue Zündholz eine erhebliche Errungenschaft. Denn während ein Phosphorhölzchen fünfzehn Sekunden gebrauchte, bis die Kappe sich entzündet hatte, sprang bei Böttgers Sicherheitszündhölzchen die Flamme sofort nach der Reibung auf. Ein Statistiker hat errechnet, daß Böttger damit jedem Menschen im Jahr neun Stunden nutzlosen Wartens erspart hat.

Böttger ist auch mit einer Reihe anderer Arbeiten hervorgetreten, die unter heutigen Umständen zugleich mit dem Ruhm wahrscheinlich ein Millionenvermögen eingebracht hätten. So erfand er gleichzeitig mit dem Schweizer Professor Schönbein die Schießbaumwolle, die zum Ausgangsprodukt für die ganze Kunstseidenindustrie geworden ist. Fern davon, einen häßlichen Streit um die Erstgeburt dieser epochalen Entdeckung zu entfesseln, taten sich die beiden Gelehrten zur wissenschaftlichen Auswertung ihres geistigen Gutes zusammen. Beide ernteten auch hier nur ideellen Ruhm. Mehrere europäische Fürsten zeichneten Böttger mit hohen Orden aus, der Kaiser von Österreich verlieh ihm den persönlichen Adel, den Böttger aber aus Bescheidenheit niemals führte.

Er lebte arm und starb arm und hatte Mühe, seine zahlreiche Familie von acht Kindern anständig durchs Leben zu bringen. Seine Schüler haben ihm in Frankfurt ein Denkmal gesetzt, ohne dabei der Tatsache Erwähnung zu tun, daß er der Vater des Streichholzes in seiner heutigen Form war.

Böttgers Erfindung, die sich völlig in ihrer ursprünglichen Form behauptet hat — nichts beweist deutlicher die geniale Einfachheit des neuen technischen Prinzips —, wurde in Deutschland übersehen und erst von Ausländern gewürdigt und ausgewertet.

Nicht anders erging es der Lebensarbeit eines anderen Deutschen. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschien das Buch des Russen Peter Krapotkin über „Die gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt". Die Veröffentlichung machte ungeheures Aufsehen weit über die wissenschaftliche Welt hinaus, und das Buch wurde in kurzer Zeit in alle Sprachen übersetzt. Es war

die notwendige Antithese zu Darwins damals allein herrschender Lehre vom Kampf ums Dasein, vom unerbittlichen Krieg aller gegen alle. Krapotkin hatte an einer Reihe von Beispielen überzeugend nachgewiesen, daß Tiere der gleichen Art sich gegenseitig im Kampf ums Dasein unterstützen, und daß der Altruismus ein ebenso tief in der Kreatur verwurzelter Instinkt ist wie die Selbstsucht.

Im Vorwort seines epochemachenden Werkes hatte Krapotkin kurz auf die Arbeiten des Petersburger Zoologen Keßler verwiesen, dem er wertvollste Anregungen verdanke. Der mühevollen Kleinarbeit eines deutschen Forschers, R. F. Günther aus Bonn, gelang es jetzt, nachzuweisen, daß es sich bei diesem Petersburger Professor um den deutschen Förstersohn Karl Keßler handelt, der in Gerdauen in Ostpreußen geboren wurde und dessen Eltern später nach Rußland auswanderten.

Keßler studierte Mathematik und Naturwissenschaften in Petersburg, wurde Universitätslehrer in Kiew und später Professor in Petersburg. Das äußerlich stille und schlichte Gelehrtenleben dieses Mannes wurde von großen Reisen in alle Teile des asiatischen und europäischen Rußland unterbrochen, bei denen er die Flora und Fauna des asiatischen Riesenreiches mit unerhörter Gründlichkeit erforschte. Die Ergebnisse seiner Arbeiten legte er in Monographien nieder, die ihm die Achtung seiner Fachgenossen gewannen, aber niemals über den engen Kreis der Wissenschaft hinausdrangen. So hielt er am 18. März 1879 in der Petersburger Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, deren Vorsitzender er war, einen Vortrag über „Das Gesetz der gegenseitigen Hilfe". Die Rede wurde von den Zuhörern mit Beifall aufgenommen, in den Mitteilungsblättern der Gesellschaft veröffentlicht — und dann vergessen.

Und doch enthielt diese einstündige Rede bereits alle Grundzüge jener epochalen Entdeckung, die Krapotkins Name wenige Jahre später weltberühmt machten.

Ganz schlicht erzählt der deutsche Professor, wie er schon als Knabe dem sozialen Urgesetz der gegenseitigen Hilfe auf die Spur gekommen sei. Er lag im Grase neben dem Forsthaus seines Vaters und beobachtete, wie Totengräberkäfer einen Mäusekadaver fortschafften. Erst mühten sich nur zwei der Tierchen um die tote Maus, dann riefen sie durch schrilles Zirpen andere herbei, bis schließlich zehn zur Stelle waren, die die tote Maus auf ihre Rücken luden und sie zu einer kahlen Stelle in der Grasnarbe schleppten und dort beerdigten, um Nahrung für ihre Larven zu haben.

Doch Keßler beschränkte sich nicht nur auf solche Einzelbeobachtungen in der Tierwelt, sondern er zog auch schon jene Folgerungen für das Zusammenleben der Menschen, die sich später an Krapotkins Namen geknüpft haben. So sagte er in seinem Vortrag: „Wenn auch die Familienliebe und Familienfreuden, sogar die Liebe zur Heimat bis zu einem gewissen Grade dem Menschen wie vielen anderen Tieren eigen ist, so erheben ihn doch die Liebe zum eigenen Volk und der selbstlose Dienst an ihm im Interesse der fortschreitenden Zivilisation weit über alle Tiere. Ein wahrer Mensch ist zweifellos nur der, welcher mit seiner Liebe die ganze Menschheit umfängt und dessen Herz bei jedem Erfolg und Fortschritt auf ethischer Grundlage schneller schlägt."

Noch sympathischer wird die Gestalt dieses bescheidenen deutschen Gelehrten, wenn man erfährt, daß Keßler auch in seinem Privatleben immer bemüht war, seinen Grundsatz der gegenseitigen Hilfe zu verwirklichen. So erzählt einer seiner Schüler, der Amerikaner Maxwell, eine Anekdote, die für Keßlers Einstellung außerordentlich bezeichnend ist.

„Maxwell, armer Leute Sohn, verdiente sich die Mittel zu seinem Studium dadurch, daß er die Vertretung für eine englische Lebensversicherungsgesellschaft übernahm. Da er nur wenige Bekannte hatte, suchte er auch Keßler in seiner Wohnung auf und bemühte sich, ihn zum Abschluß einer Lebensversicherung zu bewegen. Dabei entspann sich nach Maxwells Tagebuchaufzeichnungen folgendes Gespräch:

‚Nein, mein junger Freund', sagte Keßler, ‚mein Leben und das Leben meiner Verwandten steht in Gottes Hand. Er hat bis jetzt für uns gesorgt, und er wird nach meinem Tode für sie weitersorgen.'

Ich wandte ein: ‚Sehen Sie, Herr Professor, Sie haben uns im Kolleg das Beispiel von den Totengräberkäfern erzählt, die gemeinsam die Maus unter die Erde brachten. Was würden Sie sagen, wenn ein Käfer sich abseits hielte, nicht mittrüge und dann doch seine Eier in den Mäusekadaver hineinlegen wollte?'

Er sah mich erstaunt an.

‚Genau so ist es mit der Versicherung', fuhr ich eifrig fort. ‚Auch sie ist dem Gedanken der gegenseitigen Hilfe entsprungen. Wir wollen nicht nur für uns selbst sorgen, sondern auch allen anderen helfen, das Risiko des Lebens zu tragen. Ihr Beitrag gibt vielleicht einer armen Witwe die Möglichkeit, ihre Kinder zu erziehen.'

Keßler sah lange sinnend vor sich hin. Dann fragte er, und ein leises Lächeln spielte um seinen Mund: ‚Sie berufen sich also auf das Gesetz der gegenseitigen Hilfe?'

Ich nickte.

‚Es ist gut', sagte er. Vier Tage später schickte er mir einen ausgefüllten Lebensversicherungs-Antrag zu."

Keßler starb im Jahre 1881. Es war ihm nicht mehr vergönnt, die Fülle seiner Einzelbeobachtungen zu dem großen Werk über die gegenseitige Hilfe zusammenzustellen, mit dessen Plan er sich sein Leben lang getragen hatte. Er wurde mit allen Ehren zu Grabe getragen, aber niemand ahnte, daß man mit ihm den Entdecker eines großen Naturgesetzes begrub.

Es ist deshalb eine Pflicht der Dankbarkeit, diesen bescheidenen deutschen Gelehrten, Böttger und Keßler, die, jeder in seiner Weise, den Ruhm der Deutschen als das Volk der Dichter und Denker begründen halfen, wenigstens nachträglich zu einer gerechten Anerkennung zu verhelfen.

ANEKDOTEN

In jenen verblichenen Zeiten, da die Potentaten sich noch untereinander darum stritten, wer der würdigere sei, einen Kurhut des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation zu erlangen, fand der alte närrische Beireis in Helmstedt, der schlechterdings in allen damals bekannten Wissenschaften herumfuhrwerkte, bei seinem Buchhändler eine neue Schrift, die der Tübinger Cotta verlegt hatte, und die da betitelt war: „Die Kur-Würdigkeit Wirttembergs ... usw." — Beireis hatte es wieder mal mit der Leber und erwog eine Kur. So hatte er von seinen vielen Wissenschaften also gerade die Medizin im Kopfe. Ganz davon befangen, sagte er angesichts des Buchtitels tief versonnen: „Ei, wie kommt denn Cotta diesmal an eine medizinische Materie?"

*

Als Joseph Viktor von Scheffel Bibliothekar des Fürsten von Fürstenberg war, bekam er eines Tages Besuch von einer Großtante des Fürsten, die die Bibliothek zu besichtigen wünschte. Nun hatte aber die hohe Dame die üble Angewohnheit, Scheffels mühevolle Arbeit des Einordnens der Bücher zu bemängeln. Sie gab ihm Lehren, wie er die Regale zu stellen habe und welche Bücher in die Schränke gehörten. Scheffel kochte natürlich längst. Die Dame ging sogar so weit und nahm einzelne Bücher hervor und machte Scheffel auf Staubflecke aufmerksam. „Dafür müssen Sie täglich sorgen", sagte sie, „daß auch nicht ein Stäubchen an den Büchern haften bleibt; wer Bücher schätzt, muß auch etwas für sie tun. Sehen Sie nur diesen großen Staubrand auf dem Schiller hier!" Scheffel warf einen schwärmerischen und einen wehmütigen Blick auf den Schillerband, hob dann die Augen, sah der Dame ins Gesicht und zitierte mit eisiger Stimme aus seinem Gedicht diese Zeilen:

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
daß bei dem Schiller gleich die Dornen steh'n!"

*

Der berühmte Mathematiker Pascal, der die Wahrscheinlichkeitsrechnung begründete, saß einst mit einem Freunde aus der Provinz, der vor der Wissenschaft enorme Achtung hegte, in einem Wirtsgarten. Nicht weit von ihnen hockten in einer stattlichen Runde eine Menge der zwar erlauchten, aber verstaubten Herren der hohen Pariser Akademie. Pascal nannte sie seinem Besucher einzeln. — „So", sagte der und war voller Hochachtung, „das alles sind also berühmte Leute?" — „Alles", sagte Pascal und trank. Dann setzte er das Glas hin und schloß: „Aber für noch viel berühmtere halten sie sich."

*

Virchow, der nicht mehr sprach, als notwendig war, erlebte es, daß in einer Gesellschaft ein wertgeschätzter Kollege sich kochend und mit den Augen Blitze schießend an den Tisch des Einsamen setzte, offensichtlich, weil er von irgend was die Nase tüchtig voll hatte. Teilnehmend hiernach befragt, deutete er wild auf einen fernen jungen Mann und fauchte: „Dieser Mensch dort — ein junger Dozent übrigens — vertritt die Lehren dieses Lassalle. Ist das nicht unerhört? Na, ich habe ihm ja vielleicht was erzählt! Aber was erlebe ich, der Bursche wird auch noch frech!" — „Tja", sagte Virchow bedächtig, „Sie sind eben farbenblind, und das rächt sich!" Der andere stierte ihn an. „Ich und farbenblind?" stotterte er. — „Aber sicher", sagte Virchow. „Oder hielten Sie nicht soeben einen Mann für rot, der in Wirklichkeit noch grün ist?"

*

Gellert war so zerstreut, wie das seiner Gelehrsamkeit zukam. Das Fuhrwerk eines angesehenen Mannes holte ihn zu Gaste auf einen Adelssitz der Leipziger Umgebung. In einem Hohlweg ging es nicht weiter, und Gellert, der gerade tief über irgendein Problem nachsann, stieg in Gedanken willig aus, legte Hand mit an und half schieben, ohne zu wissen, was er tat. Der Gastgeber, durch das lange Ausbleiben beunruhigt, ritt der Fuhre entgegen und sah mit stillem Entsetzen, was da vor sich ging. „Verehrter, Lieber", redete er den Gelehrten an, „aber was tun Sie? Was muß ich sehen?" — „Ich?" fragte Gellert, noch keineswegs voll erwacht, und schob weiter, „ich fahre gerade zu Ihnen aufs Land, Hochgeschätzter."

*

Eduard Mörike, dem Dichter der Innigkeit war die Triebfeder des Ehrgeizes ein völlig unbekanntes Ding. Er hatte an seinen wundersamen Schöpfungen selbst eine kindliche Freude und fragte nicht viel nach Geld und Ruhm. Einmal, als er noch Privatgelehrter in Mergentheim war, besuchten ihn literarisch interessierte Bekannte und machten ihm leichte Vorwürfe wegen seiner Unbetriebsamkeit. Aber Mörike, dem fast immer die Sonne der Güte aus dem Gesicht strahlte, meinte leise dazu: „Zum Schaffen gab mir Gott die Stärke des Herzens, viel Klingen und Singen; ein bißchen Verstand und — was sehr, sehr wichtig ist — die nötige Schalkhaftigkeit dazu. Nun sagt mal, ihr Lieben, ist das nicht Betrieb genug?"

H U M O R

„Warum weinst du denn, mein Kind?"
„Ich hab' meinen Vater verloren."
„Ach, du armes Kind. Nun findest du nicht nach Hause, wie?"
„Ich schon. Aber mein Vater . . ."

*

„Wie voll war es denn gestern bei der Erstaufführung?"
„Jammervoll!"

*

Inge liest viel Romane.
Mutti schimpft mit ihr.
„Ist das auch kein Liebesroman, was du da liest?" will sie wissen.
„Nein", meint da Inge ganz ernsthaft, „ganz im Gegenteil. Es ist der Roman einer Ehe."

*

Napfschimmer trifft seinen Freund Quick.
„Armer Kerl", meint Napfschimmer, „du tust mir leid, aber ich konnte es nicht verhindern."
„Wieso?" ist Quick erstaunt, „um was handelt es sich denn?"
„Um den neuen Hut meiner Frau."
„Aber ich bitte dich, was hab' ich damit zu tun?"
„Nun, eben macht meine Frau deiner Frau einen Besuch."

*

„Dein Papa ist ja ein netter Mann. Nur — er hat so etwas Verschlossenes."
„Ach, du meinst seinen Geldschrank."



„Was ist — können Sie den Kunden nicht befriedigen?"
„Nein. Er will zwei Schuhe haben, die in derselben Tonart knarren!"

Zeichnung von Erich Wilke †.

„Weißt du, Willi, die Schauspieler sprechen aber sehr undeutlich! — Man kann kaum ein Wort verstehen."
„Wahrscheinlich wollen sie den Autor nicht kompromittieren."

*

Ein Millionär war schwer krank, und die beiden ihn behandelnden Professoren unterhielten sich über seinen Zustand. „Er kommt durch!" meinte der erste, „wir haben das Schlimmste überstanden!"
„Aber im Gegenteil!" widersprach der zweite, „das Schlimmste kommt noch: Wir müssen es den Verwandten sagen!"

*

„Schauen Sie sich mal die Beete an, Gärtner! Ich habe heute morgen schon allerhand gearbeitet!"
„Ja, ich seh' es. Aber das macht nichts, Fräulein! Das bring' ich schon wieder in Ordnung!"

*

Der Friseur bemüht sich, den berühmten Geiger, während er ihn rasiert, angenehm zu unterhalten. „Ach ja, Meister", sagt er, „man hat es schwer, sich so das tägliche Brot zusammenzukratzen — nicht wahr?"

*

„Aber geh'n S', Frau Pamperl, warum ham jetzt Sie Eahna Photographie bloß von der Seiten mach'n lass'n?! Da sieht ma Eahna ja bloß halbert!"
„Ja mei — Frau Stamperl! I hab' halt spar'n müaßn!"

Schach-Beobachter

Zuschriften an Josef Benzinger. München. Bayerstr. 99/II

Pokalkampfpartie

Gespielt im Mai 1936 anläßlich des Pokalkampfes Berlin-Pankow — Eckbauer.

Weiß: Kunerth		Schwarz: W. Grothe	
1. d2—d4	Sg8—f6	11. De4—h4	h7—h6
2. c2—c4	g7—g6	12. Lg5—f4	e7—e5![4]
3. Sb1—c3	d7—d5	13. Lf4×e5	Sc6×e5
4. Lc1—g5[1]	Sf6—e4	14. Sf3×e5	Lg7×e5
5. Sc3×e4	d5×e4	15. d4×e5	Ta8—d8†
6. e2—e3	Lf8—g7	16. Kd1—e2	Da5—d2†
7. Dd1—c2	c7—c5![2]	17. Ke2—f3	g6—g5
8. Dc2×e4[3]	Dd8—a5†	18. Dh4—h5	Dd2×b2
9. Ke1—d1	Sb8—c6	19. Lf1—e2	Db2×e5
10. Sg1—f3	Lc8—f5	20. Weiß gibt auf[5]	

[1] In dem Weltmeisterschaftskampf Euwe — Aljechin setzte ersterer in der 2., 4. und 12. Wettkampfpartie immer mit 4. Dd1—b3 fort, was der Partieanlage gemäß richtig ist.

[2] Schwarz erkennt die Schwächen des weißen Spiels (weit vorgeschobene Bauern, die Angriffsmarken darstellen, einen „hängenden" Läufer auf g5 und den unentwickelten Königsflügel) und greift deshalb mit Recht an.

[3] Weiß empfand den feindlichen Vorposten Be4 als ein im eigenen Fleische steckender Pfahl, der die Königsflügelfigurenentwicklung hemmte. Das Schlagen des Bauern stellt sich für Weiß als sehr ungünstig heraus. Die Dame kommt ins Gedränge, stellt sich „abseits", der König muß schon „so früh" wandern. Damit ist die weiße Partieanlage widerlegt.

[4] Ausgezeichnet gespielt! Der Textzug bezweckt Zugstraßenöffnung für das schwere Geschütz (T) um jeden Preis. Verfehlt wäre natürlich auf Figurengewinn zu spielen mittels der „Gabel" 12. . ., g6—g5; wegen 13. S oder L×g5, h6×g5; 14. D×g5 und beide Läufer sind angegriffen.

[5] Die Drohung 20. . ., g5—g4† ist zu stark, die weiße Stellung zu schwach, weshalb Weiß sich entschloß, aufzugeben.

Aufgabelösung aus Folge 20

Dreizüger v. H. Dieter Steinhoff, Leobschütz.

Weiß: Ka1, Le2, Lh8, Sc6, Se8, Bb4, c3, e5, g3, g5 (10).
Schwarz: Ke4, Sd5, Sf5, Bd6, e6, e3 (6).

1. Sc6—d8, S×g3; 2. S×d6†, Kf4; 3. S×e6.
1. . . . .; S×c3; 2. Sf6†, K×e5; 3. Sc6‡ usw.

Richtig gelöst: H. Schmidt, Rodheim; A. Brückner, Stollberg; C. Bornefeld, Arnsberg; A. Hinrichs, Naumburg; Ch. Steffen, Stuttgart; J. Diehl, Oberschmitten; P. Antweiler, Köln-Merheim; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; E. Kreßmann, Frankfurt a. M.; H. Kolwitz, Berlin-Neukölln; W. Brunken, Oldenburg; O. Behncke, Cuxhaven; K. Poppler, Füssen; M. Templin, Friedensstadt; F. Stachelroth, Berlin-Lankwitz; C. Ebert, Hamburg; G. Ruß, Deinkle a. H.; O. Hoffmann, Hamburg; A. Berkhan, Herzberg a. H.; K. Roß, Hamburg; Ch. Elrich, Spangenberg; Dr. Gretscher, Saarlautern; Dr. Münch, Bocholt; A. Ehbrecht, Frankfurt a. M.; C. Weinrich, Syke.

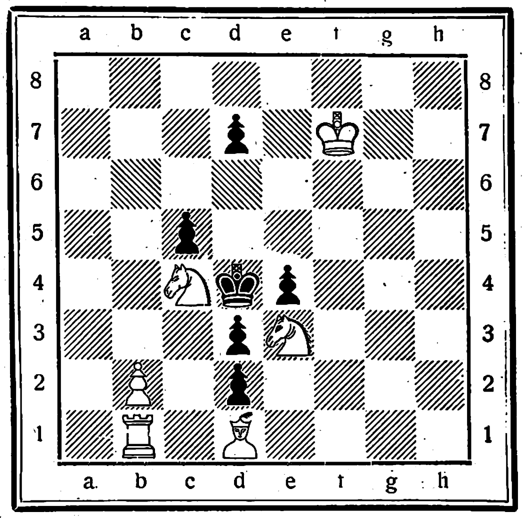
Einige Löserurteile: „Die Aufgabe hat mir Freude bereitet; sehr schöne Mattbilder", H. Sch., R.; „Fein erdachtes Zusammenwirken der Springer", A. B., St.; „Überraschend schöne Springerduelle", P. A., K.; „Dieses ‚Vierspringerspiel' ist einzig in seiner Art", H. K., B.-N.; „Ein Meisterstück der Problemkunst", F. St., Bln.-L.; „Eine wirklich schöne Aufgabe mit verblüffend vielen Varianten, eine hübscher als die andere", Dr. G., S.; usw.

Aufgabe

(Urdruck)

Von Sebastian Mühltaller, München.

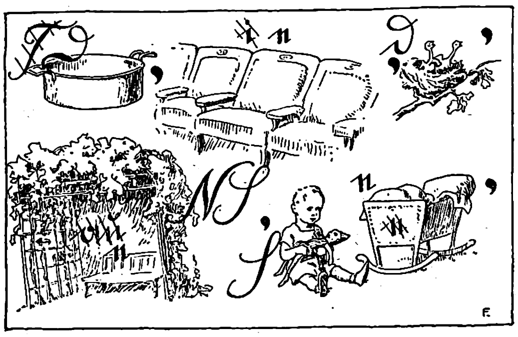
Schwarz: Kd4, Bc5, d2, d3, d7, e4 (6)



Weiß: Kf7, Tb1, Ld1, Sc4, Se3, Bb2 (6)
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

RÄTSEL

Bilderrätsel

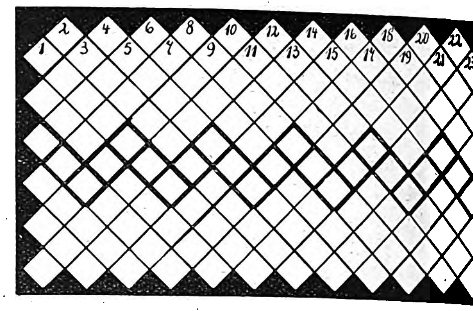


Silbenrätsel

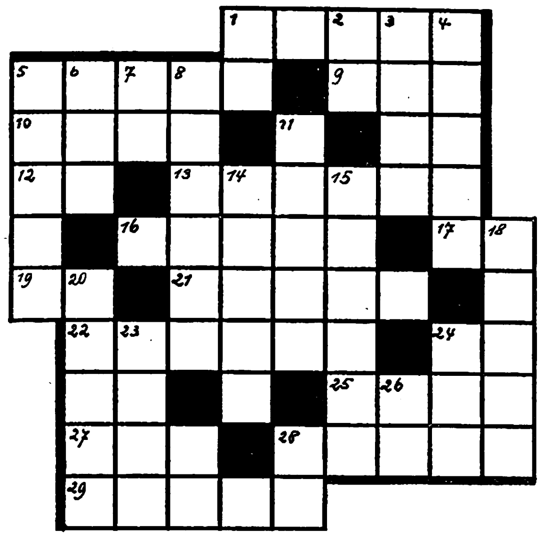
Aus den Silben an augs bat beck ber bin burg che de e e ein ent fa fan ge geld ha hard lan lauf lich ment nau ra re rie ru seu sta te te ti to u um un zi sind 15 Wörter zu bilden, deren 1. und 3. Buchstabe, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Stadt in Bayern, 2. Lanzenreiter, 3. feierliches Trompetensignal, 4. italienischer Maler †, 5. Turnerabteilung, 6. Stadt in Hannover, 7. Fingerentzündung, 8. Männername, 9. Edelstein, 10. ohne Bezahlung, 11. Stadt in Hessen-Nassau, 12. letztwillige Verfügung, 13. Aussprache, 14. Liebesdichtung, 15. Epidemie.

1 .... 9 ....
2 .... 10 ....
3 .... 11 ....
4 .... 12 ....
5 .... 13 ....
6 .... 14 ....
7 .... 15 ....
8 ....

Zackenrätsel



In die senkrechten Reihen sind Wörter nachstehender Bedeutung einzutragen. Bei richtiger Lösung ergibt die fettgedruckte Zackenlinie einen Ausspruch aus der Edda. (ch = ein Buchstabe.) 1. asiatischer Herrschertitel, 2. berühmter deutscher Schauspieler, 3. Religionsgründer, 4. deutscher Minister, 5. Gestalt um Friedrich den Großen, 6. seelischer Vorgang, 7. vertrauter Freund Goethes, 8. Gartenblume, 9. Sternbild, 10. europäische Hauptstadt, 11. Warnungssignal, 12. Männername, 13. Wagneroper, 14. Schillersche Balladengestalt, 15. griechische Dichterin, 16. Gestalt aus der Edda, 17. Nadelbäume, 18. deutsche Märchengestalt, 19. Tierwaffe, 20. spanische Flotte, 21. altes Zählmaß, 22. Radteil (Mehrzahl), 23. griechische Sagengestalt.



Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Volksverband, 5. Stadt in Niederschlesien, 9. Europäer, 10. Gewächsstengel, 12. lateinisch: und, 13. Oper von Weber, 16. Stadt im Nildelta, 17. Nahrungsmittel, 19. italienische Tonsilbe, 21. Mittelmeerinsel, 22. Lattenzaun, 25. engl. Staatsmann, 27. elektr. Ur-Teilchen, 28. Peitsche, 29. Völkerkampf. — Senkrecht: 2. Faultier, 3. italienischer Fluß, 4. landwirtschaftlicher Raum, 5. sagenhaftes Tier, 6. Senkblei, 7. Ausruf, 8. Dreigespann, 11. Fruchtsülze, 14. Schiff, 15. Nagetiere, 18. weiblicher Vorname, 20. Fleischsülze, 23. nordischer Gott, 24. Getränk, 26. persönliches Fürwort, 28. Gewicht, Abkürzung.

Magisches Quadrat

a a b e k k k m m m o o o o p p r r s s t t t u u 1. ansteckende Krankheit, 2. Wasserfahrzeug, 3. Getränk, 4. Kartenspiel, 5. sportl. Ausdruck.

Kapselrätsel

Niedermarsberg, Heilserum, Steuermann, Gedankenlesen, Kreidefelsen, Mammutbaum, Schweinfurt, Mitternachtsonne, Isolde, Bandoneon, Kulmination, Hohensalza, Handelslehrer, Malabetta, Aberglaube, Gesandter, Tankstelle, Atonie, Rudolstadt, Annaberg, Bukarest, Rasthaus, Schneider, sanieren, Aschaffenburg, Kartagena, Erbhofbauer, Bellizona, Guatemala, Taurien, Tendenz, Erzherzog, Themse, Aneroid, Firmament, Bestellung, Schaltung, Schnarrwerk, Madura, Werbeleiter, Arrestant, Reichenau. Aus vorstehenden Wörtern ist je ein Wort zu entnehmen, deren Anfangsbuchstaben einen Ausspruch des amerikanischen Präsidenten Jefferson ergeben.

Rösselsprung

schön	klingt	vom	sen	ichen	harst
dem	horst	am	see	lied	wei
und	sten	ein	nen	mit	lau
du	schen	mein	cher	wald	sei
ist	schen	die	wald	sein	wei
wird	bald	hand	deut	aus	kläng
rau	sches	dann	ge	du	süs
die	die	stehst	sei	ten	ge
land	der	uns	mal	in	ne
brust	hei	wo	wäl	en	trau

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Schnur, Durst, Dachdecker, Totenmahl, Trense, Muschel, Weintraube, Ritter, Lieder, Fragment, Esche, Gesinde, Pflaster, Magen, Gaslicht, Flechte, Habes, Belebung, Mensch, Leine sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch von Jean Paul ergeben.

Füllrätsel

Aus nachstehenden Wortteilen sind Wörter zu bilden und in die Felder einzutragen. Bei richtiger Lösung ergeben die auf die Mittelreihe entfallenden Buchstaben einen Ausspruch Wildenbruchs.

aa am ar aune bu che che chütz dem die e edung eid erb feck fre gen ien ige ing is kraut lohns me mge n n ntd rot s schnei tde te uer wer. — Die Wörter bedeuten: 1. tropische Gewürzpflanze, 2. westpreußische Stadt, 3. Laubbaum, 4. Stadt im Rheinland, 5. altertümliches Land Asiens, 6. Aufspürung, 7. Füllmaterial, 8. Stadt an der Somme, 9. Sportgerät, 10. Streichinstrument, 11. Oper von Weber, 12. Abgabe.

Lösungen der Rätsel in Folge 24:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Debuet, 5. Riga, 9. Abo, 10. senil, 11. Meru, 12. Athene, 13. Ern, 15 Senegal, 17. op., 19. Gau, 21. Ar, 22. haschen, 25. Nab, 27. Kontur, 30. Asta, 31. odios, 33. Ute, 34. Nest, 35. Sommer. — Senkrecht: 1. Dame, 2. Ebers, 3. Borneo, 4. Ei, 5. Reh, 6. Ines, 7. Gin, 8. Aleppo, 10. Strauch, 14. Pegasus, 16. Gas, 18. Ballon, 20. Pensum, 23. Natte, 24. Anis, 26. Baer, 28. Ode, 29. tot, 32. Po. ✱ **Magische Treppe:** 1. Seil, 2. Esse, 3. Isis, 4. Lessing 5. Isar, 6. Nabe, 7. Greifer, 8. Fase, 9. Espe, 10. Rees. ✱ **Verschieberätsel:** 1. Elisabeth, 2. Nelkenöl, 3. Stellwerk, 4. Segelboot, 5. Schmeling, 6. Spittler, 7. Appenzell, 8. Feldwebel. ✱ **Bilderrätsel:** Taten wachsen aus Gedanken. ✱ **Viereck:** 1. Looping, 2. Orestes, 3. Istrien, 4. Gesinde. ✱ **Zahlenrätsel:** 1. Gurgel, 2. Europa, 3. Namur, 4. Entenei, 5. Remedium, 6. Astrid, 7. Lepra. „Generaladmiral." ✱ **Kreuzworträtsel mit magischen Quadraten:** Magische Quadrate: A. Abt, Boa, Tag. B. Nab, Ara, bar. C. Not, one, Ter. D. Man, Ale, neu. **(Kreuzworträtsel):** Waagrecht: 1. Adler, 5. Rente, 6 Oder, 8. Aida, 11. Eis, 12. Agnat, 13. SA., 15. enorm, 17. Emu, 18. Last, 19. Udet, 20. Lunge 21. Organ. — Senkrecht: 1. Ares, 2. der, 3. Etage, 4. rein, 6. Oesel, 7. Diana, 8. Dahme, 10. Adout, 14. Artur, 16. Oslo, 17. Eden, 19. Uga. ✱ **Zahlen-Kryptogramm.** 1. Unterhaus, 2. Demosthenes, 3. Scharade, 4. Krakowiak, 5. Kilometer, 6. Wirsing, 7. Landdistrikt, 8. Kreta, 9. Blutgefäß, 10. Borgia, 11. Eden. Aus dem Charakter wird die Tat geboren. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Wilhelmshaven, 2. Alibi, 3. Sardine, 4. Metropolis, 5. Audienz, 6. Norwegen, 7. Elsa, 8. Innung, 9. Nikolin, 10. Maharadscha, 11. Anatom, 12. Lachesis, 13. Isis, 14. Stanislau. 15. Datum, 16. Amfortas. Was man einmal ist, das muß man ganz sein. ✱ **Kryptogramm:** Stativ, Handhabe, Haftung, Stunde, Treiber, Erbauung, Bandtrommel, Betreuung, Landsitz, Soutane, Buddha, Luftdruck, Ziemer, Kachel, Neiße, Genre, achttausend, Beute, Fischvergiftung, Verweis, Gandhi, Peitsche, Kraft. „Standhaft und treu, und treu und standhaft, Die machen ein recht teutsch Verwandtschaft!" ✱ **Wirrwarr:** Blut und Boden als die ewigen Gegebenheiten erwachen als die entscheidenden Voraussetzungen des nationalen Lebens.

HANS LERCH:

Der Menschenfresser von Karauli

Das Morse=Alphabet kannte Jonny Webster in- und auswendig. Das hatte man schon in den ganzen Jahren bei der Truppe gelernt. Doch wie das sonst alles zusammenhängt mit dieser verdammten Elektrizität, das war einfach nicht in seinen Schädel hineinzubringen. Doch die Prüfung als Telegraphist mußte gemacht werden, wenn man nicht als einfacher Streckenwärter der Bahnlinie Katah—Dhartpur sitzenbleiben wollte. Nein, gewiß hatte man nicht lange Jahre in diesem Indien die Uniform durch Steppen und Wälder getragen, um nun mitten im Dschungel sich von den Moskitos Tag und Nacht vergällen zu lassen. Und vor allem würde Jenny Bratford bestimmt nicht mit hinaus in diese Einöde kommen... Wo sie doch so gern tanzte und ins Kino ging! Also mußte schon die Prüfung als Telegraphist bestanden werden. Dann saß man schön in Katah oder in Djaipur oder Dhartpur... Das waren doch wenigstens Städte, wenn auch verdammt heiße Nester... Und wenn man dann alt und grau geworden war, ging es doch eines Tages ins old merry England zurück.

James Lind mußte gesehen haben, wie Jonny lange auf die Tischplatte starrte. „Mensch, das ist doch so einfach. Eben hat es der Kurslehrer erklärt... Ein Bunsenelement, das als Stromquelle für den elektrischen Telegraphen benutzt wird, besteht aus einer Zelle mit einer Zinkplatte in Schwefelsäure und aus einer zweiten mit einer Kohle=Elektrode in Salpetersäure..." „Hast gut reden", knurrte Jonny, „bei dir fahren die Worte in den Schädel wie ein Eisenbahnzug in den Sackbahnhof... Aber mein Denkkasten ist ein kleiner Tunnel... Da fahren sie zum anderen Loch immer wieder hinaus!"... James Lind gähnte. „So einfach ist das, Jonny... Schwefelsäure ist farblos, stark ätzend und raucht nicht... Salpetersäure erkennst du sofort an den braunen Dämpfen, die sie in dieser indischen Hitze wie ein kleiner Feuerberg entwickelt"... „Schwefelsäure ... Salpetersäure", ... murmelte Jonny, „das lerne ich nie!" „Du mußt. Der Commissioner will das bei der Prüfung besonders wissen... Es ist sein Steckenpferd.. "

Jonny bohrte die Zeigefinger in beide Ohren. Unaufhörlich bewegten sich seine Lippen...

Lind sah ihm zu. „Du, noch etwas!" schlug er ihm auf die Schulter. „Es ist ein Rundspruch da... Der Menschenfresser von Karauli ist wieder gesichtet worden. Weißt du, der alte Tiger, der schon zwei Dutzend Eingeborene geschlagen hat. Soll sich in der Nähe der Blockstelle F herumtreiben... Guten Appetit, du hast heute abend auf „F" Dienst..."

Jonny blickte auf. „Werde mit meinem Schießeisen und mit dem Menschenfresser von Karauli eher fertig werden als mit dieser dreimal verdammten Schwefel- und Salpetersäure!"

Nach diesen Worten lernte Jonny, bis es Zeit war, in den Zug zu steigen, der ihn auf Blockstelle F absetzen sollte.

Die Lokomotive schnaufte durch Dschungel und Wald. Als die Wellblechbaracke mit dem großen Buchstaben F auf den Wänden und dem Signalmast davor in Sicht kam, stand Staughton schon am Gleis. „Gib obacht, Jonny, der Menschenfresser tigert hier umher..."

Jonny zeigte nur auf seinen Browning, ging zur Blockstation und murmelte... „Schwefelsäure, ist, wenn braune Dämpfe ... Nein, das ist Salpetersäure... Hol der Himmel die Säuren gnädigst in seinen sanften Schoß!"

Mechanisch meldete er den Zug nach Blockstelle G, dann setzte er sich auf den Bock vor dem Morseapparat. Verflixt stickig war hier drin die Luft. Dieser Dummkopf von Staughton hatte die Fenster geschlossen. Bah, Angst vor einem Tiger... Dann schon eher vor Salpeter- und Schwefelsäure. Er blickte zu den Bunsenbatterien, zu dem großen Kleiderspind, auf dem zwei dickbauchige Flaschen standen... Richtig, das waren ja die beiden Säuren=Schweinehunde... In der einen war Salpeter- und in der anderen war Schwefelsäure zum Nachfüllen für die Batterien. Beide sahen sie aus wie Wasser... Also wie war es... Wer rauchte braun? Natürlich Schwefelsäure... Nein, das stimmte nicht, dann Salpetersäure... Nein, umgekehrt... Jonny wurde heiß. Er zog die Jacke aus, warf den Browning auf die Pritsche und riß beide Fensterflügel auf. Wann kam der Gegenzug von Dhartpur? In etwa einer halben Stunde. So lange konnte man noch lernen. „Also Schwefelsäure", sprach er halblaut mit der Nase über dem Leitfaden, „ist eine farblose, sirupartige Flüssigkeit von stark ätzender Wirkung. Salpetersäure sieht gleichfalls weiß aus, ist nur leichter beweglich und stößt beim Zusammentreffen mit der Luft braune Dämpfe aus. Sie ist stark ätzend... Salpetersäure befindet sich an der Kohle=Elektrode, Schwefelsäure an dem Zink der Bunsenbatterie."

„Ist doch einfach genug, Jonny, du dummer Teufel", schimpfte er sich selbst aus. „Man muß sich nur klarmachen, wo Zink ist, ist auch Salpeter ... Donnerwetter, schon wieder falsch, hat denn diese blöde Hitze meinen Gedächtniskasten ganz ausgetrocknet!" Und wieder bohrte Jonny beide Zeigefinger in die Ohren und büffelte. Die Sonne war schon beim Sinken. Draußen rührte sich kein Lüftchen.

Da, ein leises Scheuern draußen am Wellblech. Jonny hörte es nicht ... Jetzt, ein Kratzen ... Jetzt vor dem Fenster ein Fauchen, ein gräßlich großer Kopf eines bengalischen Tigers ... „Der Menschenfresser von Karauli", schoß es durch seinen Kopf. Mit einem Satz wollte er hinüber zur Pritsche und zum Browning, da war die Bestie schon in der Blockstelle. Doch Jonny hatte nicht umsonst seine Jahre als Soldat gedient. Auf den Schemel und mit einem Armzug auf den Schrank hinauf, das war eins. Der Tiger kauerte am Boden und ließ seine grünen Lichter in die Höhe lohen. Deutlich sah Jonny, wie er die Muskeln der Hinterbeine zum Sprung spannte, wie sein Schweif aufgeregt hin und her pendelte Unwillkürlich griff Jonny nach der einen von den beiden Flaschen, die die Säuren zum Nachfüllen der Batterien enthielten. Vielleicht konnte er die der Bestie auf den Schädel schmettern. Er atmete schwer, und sein Herz hämmerte gewaltig. In Bruchteilen von Sekunden überlegte er, daß Jenny Bratford wohl nun weder nach Katah noch nach Dhartpur zu kommen brauche ..., daß dieser künftige Telegraphist Webster zugleich wohl in einigen Sekunden auch von allen Prüfungsängsten befreit sein würde .. Gleich, ob er wisse, was ... Schwefel- ... und was Salpetersäure sei ... Halt, Salpetersäure ..., hatte nicht in dem Leitfaden gestanden, sie entwickele braune Dämpfe. Hoho, vielleicht paßte das der alten wütenden Tigerkatze gar nicht, wenn er ihr ein paar solche braune Dämpfchen vor die Nase setzte ... Doch das mußte blitzschnell gehen. In dem Augenblick, in dem sich Jonny bewegte, würde der Menschenfresser zum Sprung ansetzen. Er angelte mit der rechten Hand nach der einen Flasche. Der Glaspfropfen saß fest ... Jonnys Blut stockte ... Leise löste er die Hand von dem Flaschenhals und angelte nach der anderen. Gottlob, hier war der Pfropfen locker. Die Bestie unten schnob leise. Und jetzt kam es darauf an ... Jonny kippte die Flasche nach vorn, der Tiger schnellte hoch, doch schnellte sein mächtiger Kopf mitten in den dicken Säurestrahl hinein, der Leib klatschte gegen den Schrank, daß das Holz knirschte, doch die Pranken trafen schon die Luft. Brauner stickiger Nebel braute auf, der Tiger brüllte, die grünen Lichter waren erloschen, die Säure hatte ihn geblendet. Er wälzte sich schmerzgepeinigt auf dem Rücken. Die Pranken erwischten den Tisch und warfen ihn gegen die Wand, die Pranken trafen den Schemel und ließen ihn so auf die Pritsche sausen, daß seine Beine wie Streichhölzer brachen und Jonnys Browning knallend in irgendeine Ecke fuhr. Der Menschenfresser von Karauli raste vor Schmerzen, sein Schweif peitschte wild hin und her, er setzte zu Sprüngen an und prallte gegen das Wellblech, daß die ganze Blockstation zitterte. Da, ein neuer Säurestrahl aus Jonnys Flasche, der ihn mitten in das bleckende Maul traf, und in das Rasen, Brüllen und Rumoren der helle Glockenlaut des Telegraphen, der den Zug von Dhartpur ankündigte. Noch zehn Minuten, dann mußte der Zug vorbeikommen. Jonnys Herz klopfte bis zum Hals. Der zum Tode gepeinigten Bestie war alles zuzutrauen, und die Säuredämpfe nahmen einem hier oben auf dem Schrank fast den Atem. Der Tiger hatte jetzt die Pranken in die Wolldecke der Pritsche verkrallt und zerriß sie in tausend Fetzen. Endlos schlichen die Minuten. Endlich draußen Lokomotivenlärm und ein Pfiff ... Natürlich! Jonny hatte ja oben auf seinem Schrank das Blocksignal nicht bedienen können ... Gottlob, der Zug mußte halten, nun würden die draußen sich denken können, daß in der Blockstation F etwas nicht stimmte.

Der Tiger bearbeitete noch immer mit den Pranken die Decke und das Holz der Pritsche.

Da, Gesichter am Fenster ... Der Lokomotivführer und der Zugschaffner ... „Vorsicht!" brüllte Jonny, „holt Schießeisen!"

Da hatten die beiden schon genug gesehen. Noch Sekunden, dann schoben sich zwei Flintenläufe durch das Fenster. Zwei Schüsse peitschten, und der Leib des Tigers bäumte sich zum letzten Male auf.

Vorsichtig stiegen der Lokomotivführer und der Zugschaffner zum Fenster hinein ... Der Tiger war tot.

Hustend sprang Jonny vom Schrank herab.

Der Lokomotivführer tippte den Tiger mit dem Fuß an.

„Ein toll großer Bursche. Schade, das Fell ist ganz verbrannt. Was hast du ihm auf den Pelz gegossen?"

Jonnys Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. „Salpetersäure, weiß, farblos, stark ätzend, entwickelt bei der Berührung mit der Luft braune Dämpfe und dient zur Füllung der Bunsen-Elemente an der Kohle-Elektrode ..."

„Donnerwetter, Donnerwetter!" brummte der Zugschaffner, „wenn du das so gut weißt, dann wirst du ja auch die Telegraphistenprüfung mit Glanz bestehen ... !"

„Sicher", rief Jonny, noch immer hustend, „und dann wird ja auch Jenny Bratford eines Tages in Katah ankommen ... !"

Die rentable Teufelsbeschwörung

Mit der Teufelsbeschwörung wollte man sich bekanntlich den Satan selbst dienstbar machen. Eine berühmte Hexe machte sich diesen Aberglauben sehr originell zunutze. Sie lud zahlreiche Damen der höchsten Gesellschaft zu sich ein, indem sie sich anheischig machte, den Teufel bestimmt erscheinen zu lassen.

Als nun eine größere Zahl vornehmer Damen wirklich ihrem Rufe Folge leistete, verdunkelte die Hexe geheimnisvoll den großen Versammlungssaal, und befahl dann den Damen, sich nackt auszuziehen, da die Hofetikette des Teufels verlange, völlig unbekleidet vor dem Höllenfürsten zu erscheinen.

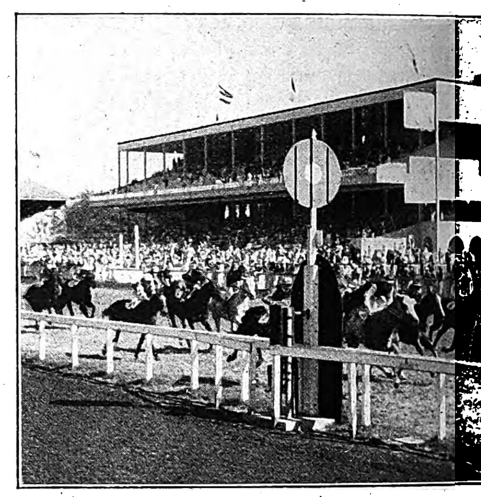
Eine Dienerin räumte nun gemeinsam mit der Hexe alle Kleider und Juwelen weg und verschwand, die törichten „Gläubigen" ruhig ihrem Schicksal überlassend.

TURF IN PAONA

Die Rennbahn von Bombay



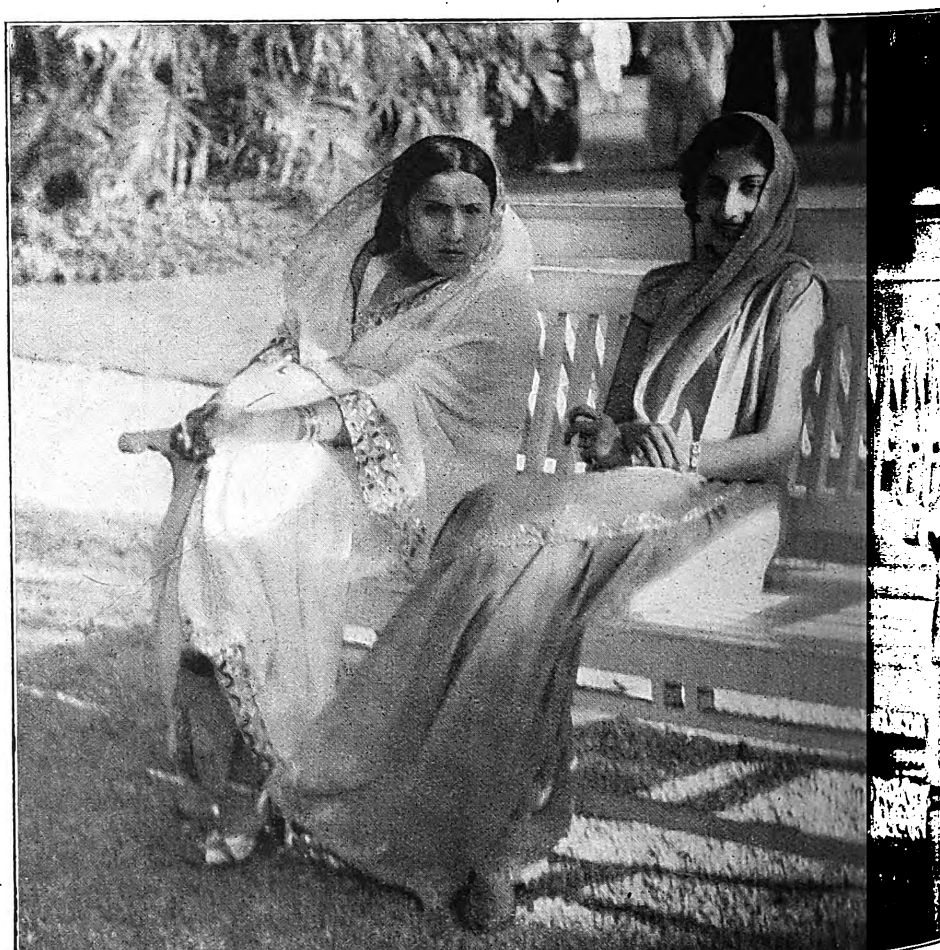
Inderinnen und Engländerinnen.
Pferderennen sind in Bombay, wie anderswo auch, mit großer Modenschau verbunden. Auch die vornehmen Eingeborenen nehmen daran teil



Das „Finish“ sieht in Paona ebenso aus wie auf der ganzen anderen Welt.
Die beflaggte Haupttribüne im grellen Sonnenschein und das Feld der Rennpferde, auf die hohe Summen gewettet sind.



Eine Engländerin mit ihrer Tochter und deren Gesellschafterin.



Zwei junge indische Damen zeigen den letzten Schrei ihrer Mode.

Eis-Bar in Kopenhagen



Die praktische Erfindung eines dänischen Ingenieurs: Eisgekühlte und mit Schnee bedeckte Platten sind zur Frischhaltung der Getränke in die Tische eingelassen.

In Kopenhagen wurde in Erwartung heißer Tage eine Bar mit seltsamer Kühlanlage eröffnet. Die Tische tragen einen Belag von Schnee, in den der Gast sein Trinkglas setzen kann. Niemand braucht Sorge zu haben, daß der Schnee schmelzen könnte, denn eine elektrische Kühlanlage hält die Glasplatten ständig auf niedrigster Temperatur. Nur die Tischränder und die Stühle sind nicht eisgekühlt.

(Aufnahmen Weltbild 2).



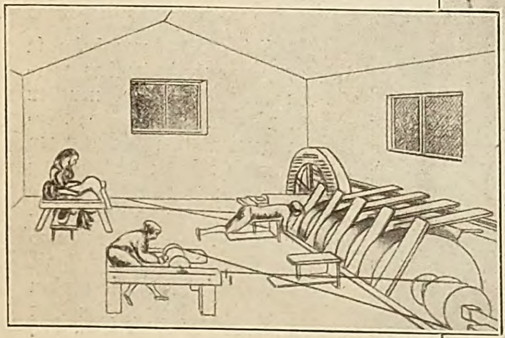
Die Bar mit der schneebedeckten Tischplatte. Eine elektrische Kühlanlage verhindert, daß der Schnee schmelzen kann.

EIN HANDWERK – SEIT JAHRHUNDERTEN UNVERÄNDERT

Die Achatschleifer von Idar

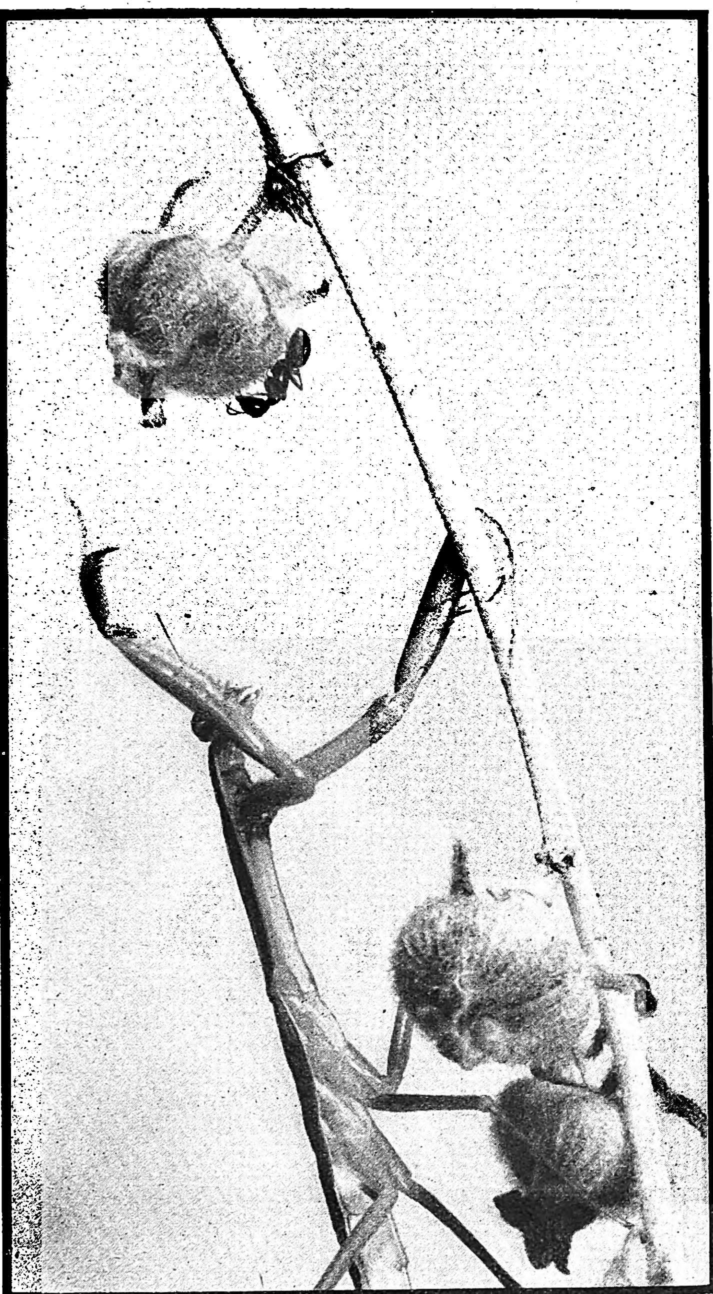
Aufnahmen: S. Balkin.

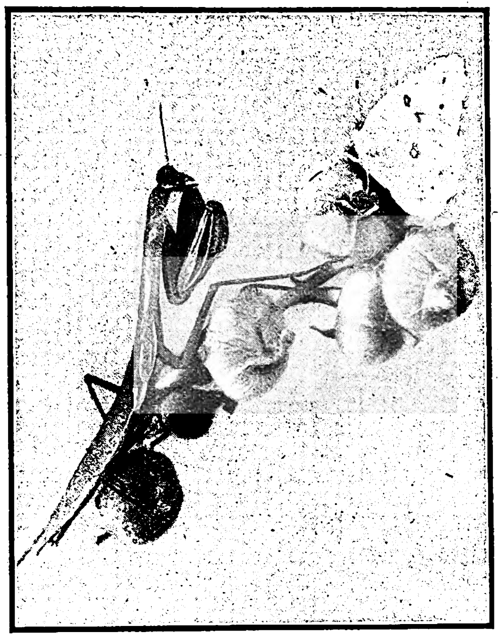
Vor den Toren Triers — im Idartal — wurde schon zur Römerzeit nach edlen Steinen gegraben. Vielleicht hat man damals auch schon mit der Bearbeitung des Achats an Ort und Stelle begonnen. Sicher ist freilich nur, daß die liegenden Schleifer von Idar eine Jahrhunderte alte Tradition besitzen. Merkwürdig ist ihre Arbeitsweise: sie liegen bäuchlings



auf sogenannten Schleifstühlen und können so das Werkstück besser gegen die Schleiffläche drücken. Schon ein Stich von zirka 1700 zeigt die gleiche Schleifmethode, die man heute noch anwendet.





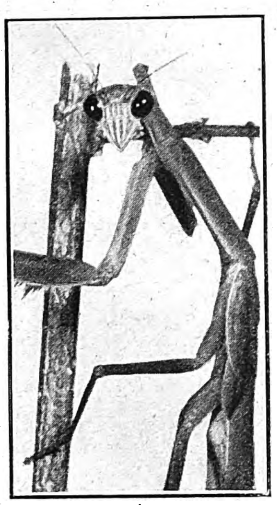




In raschem Ansprung überfällt die Gottesanbeterin ihre Beute. Die langen Hinterbeine befähigen das Insekt, sich mit ungeahnter Geschwindigkeit auf das Opfer zu stürzen. Genau wie eine Katze springt sie die Beute an. Die bewehrten Vorderbeine schlagen sich so rasch in das wehrlose Opfer, daß das menschliche Auge diesen Bewegungen gar nicht so schnell folgen kann.

Furcht aus Kindheitstagen. Die Gottesanbeterin liefert Wespen und Hornissen einen erbitterten und meist siegreichen Kampf. Aber den Ameisen geht sie ängstlich aus dem Wege, obwohl ihr Panzer nicht mehr so weich ist wie in ihrer Jugend.

*



Rechts: Die Gottesanbeterin ist das einzige Insekt der Welt, das seinen Kopf wie ein menschliches Wesen nach allen Seiten drehen kann.

Aufnahmen: Paul Thompsen.

Die Gottesanbeterin

KAMERASTUDIEN AUS DEM LEBEN DER FANGHEUSCHRECKE



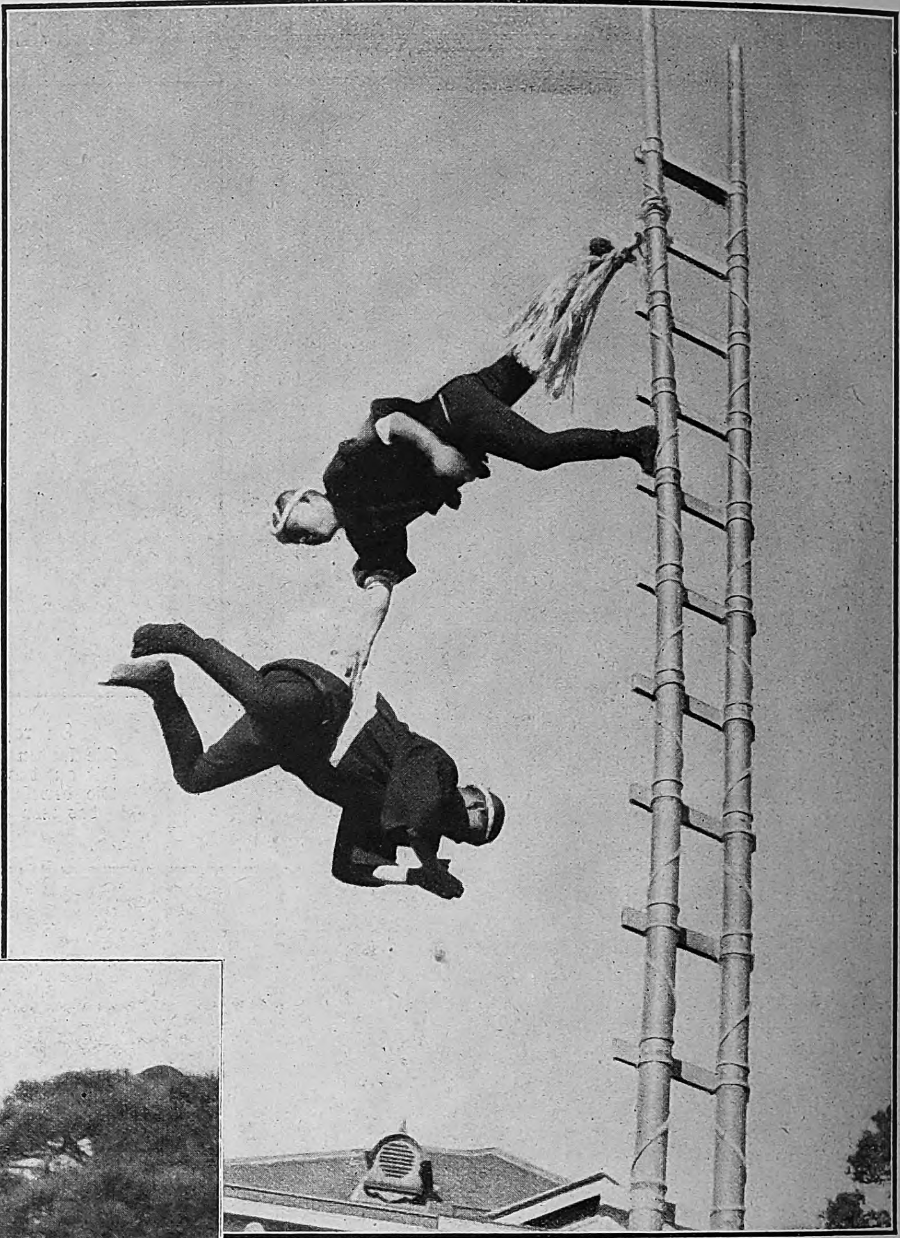
Kaum ist das Hochzeitslied verklungen, so frißt das Weibchen das Männchen auf. Wie ein Gespenst sitzt das Männchen da, lüftet die Flügel und bewegt noch Körper und Beine..., aber bereits vor zehn Stunden hat das Weibchen ihm den Kopf abgefressen!

Tolle Akrobaten

DIE JAPANISCHEN FEUERWEHRMÄNNER

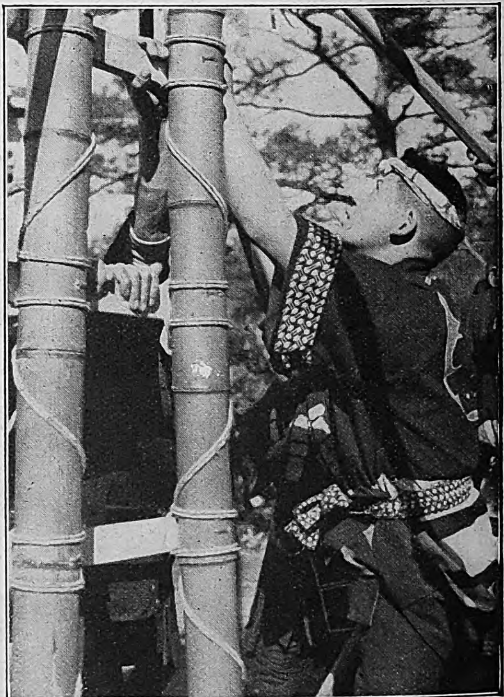


Zum japanischen Neujahrsfest zeigt die Feuerwehr in vielen Orten Japans ihre erstaunlichen Künste im Erklettern von Bambusleitern und im Retten bedrohter Personen. Als alter Zauber gegen Feuersgefahr wird Papierschmuck an den Leitern angebracht.



Die „Rettungsübungen" sind eine wahrhaft halsbrecherische Zirkusleistung.



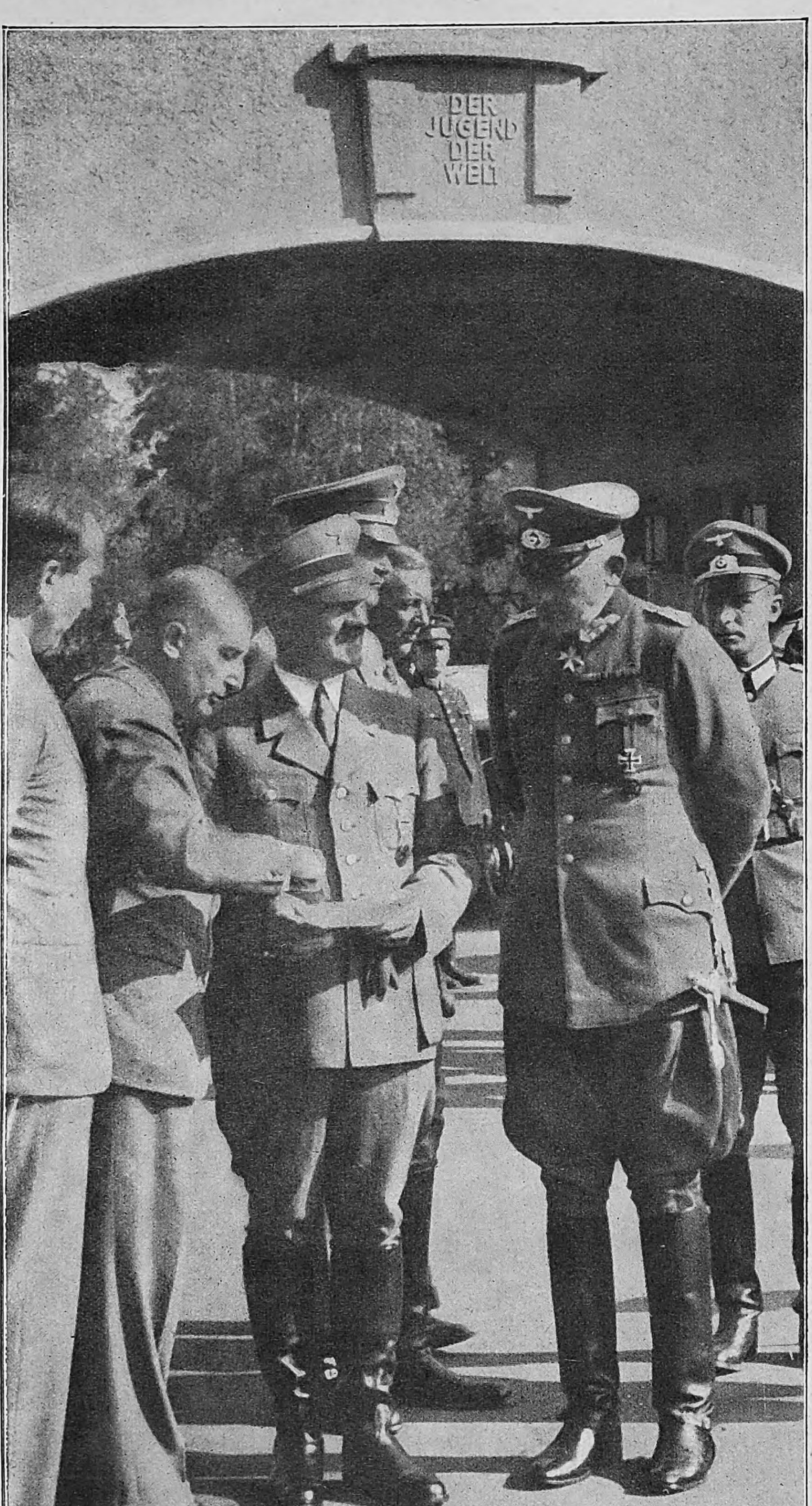


Bambusstangen und Bambusleitern werden von nervigen Fäusten gehalten.

Bild links: Der Feuerwehrmann klettert geschwind und sicher wie eine Katze bis zum Leiterende und führt dort die waghalsigsten Kunststücke vor.

Aufnahmen: Fritz Henle (Mauritius)

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12–2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft. Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39–41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München, Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. 36: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut ausliegender Preisliste Nr. 3.
[ABCDEF]





Reichsführer SS. Heinrich Himmler
wurde durch Erlaß vom 17. Juni zum Chef der gesamten deutschen Polizei ernannt.
Presse-Bild-Zentrale.



Ministerialdirektor Daluege
wurde zum General der Polizei und zum Stellvertreter Himmlers ernannt.
Heinrich Hoffmann.

Der Führer besucht das Olympische Dorf.

In Begleitung des Reichskriegsministers Generalfeldmarschall v. Blomberg stattete der Führer dem Olympischen Dorf bei Berlin einen Besuch ab.

Oben: Am Eingang des Olympischen Dorfes. Der ausführende Architekt March erläutert dem Führer und dem Reichskriegsminister die Anlage.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.



Rechts: Bei einem Rundgang durch die gewaltigen Anlagen (vergl. auch die doppelseitige Panoramazeichnung von Prof. Zeno Diemer in Folge 25 des „I. B.") werden die Wohnquartiere der Olympiakämpfer besichtigt.



Ein Bild von der Tagung der NS.-Kulturgemeinde in dem prachtvollen Kongreßsaal des Deutschen Museums zu München.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

DIE NS.-KULTUR-GEMEINDE TAGT IN DER HAUPTSTADT DER BEWEGUNG



Besuch der Ausstellung „Heroische Kunst" in der Städtischen Galerie.

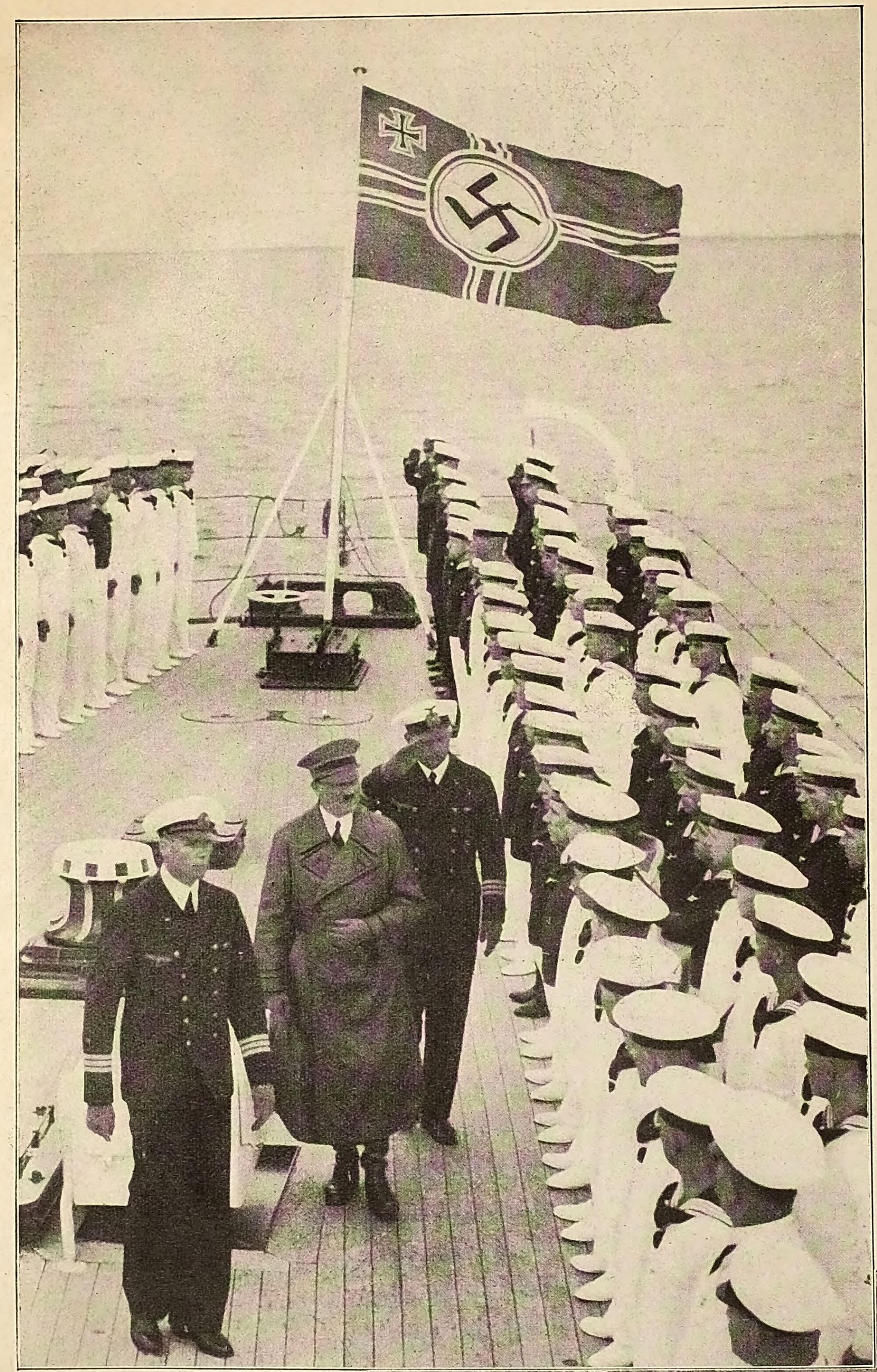
Von links nach rechts: Reichsleiter General d. Inf. Ritter v. Epp, Reichsstatthalter in Bayern; Reichsleiter Alfred Rosenberg; Ernst Wichert, der Leiter der Ausstellung; Amtsleiter Dr. Stang.

Der Führer bei der Kriegsmarine



Die große Parade der Marinetruppen vor dem Führer in Wilhelmshaven.
Adolf Hitler schreitet die Front der Marineabteilungen ab, die im Viereck auf dem Kasernenplatz am Mühlenweg Aufstellung genommen haben.
Links: Der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Generaladmiral Raeder.
Aufnahme: Heinrich Hoffmann.

Anläßlich der Anwesenheit des Führers in Wilhelmshaven fand eine große Parade sämtlicher Marinetruppenteile der Garnison vor ihrem Obersten Befehlshaber statt. Auf der Fahrt vom Bahnhof bis zum Kasernenplatz am Mühlenweg sah sich der Führer von einer Begeisterung ohnegleichen umjubelt, Tausende und aber Tausende drängten sich in den reichgeschmückten Straßen hinter dem Spalier der nationalsozialistischen Formationen, um den Führer zu sehen. Von überwältigendem Eindruck war die Fahrt des Führers durch die Adalbertstraße, vorbei am Gebäude der Marinestation der Nordsee und durch die Göterstraße durch das stetig wechselnde Bild der spalierbildenden Formationen. Die große Parade war ein auch in der Kriegsmarinestadt Wilhelmshaven selten erlebtes Schauspiel.





Adolf Hitler begrüßt die Marineoffiziere in Wilhelmshaven.

Die Marinetruppen der Jadestädte in weißem Paradeanzug, unter ihnen Abordnungen der Linienschiffe „Schlesien“ und „Schleswig-Holstein“, waren in einem großen Viereck angetreten. Schon von weitem hörte man auf dem Platz den anbrandenden Jubel der Menge, der die Ankunft des Führers ankündigte. Dann nahte der Führer, begleitet vom Reichskriegsminister Generalfeldmarschall von Blomberg und dem Oberbefehlshaber der Kriegsmarine Generaladmiral Raeder. Nach der Parade begab sich der Führer zu einer kurzen Besichtigung in die Marinewerft. Am Nachmittag stattete er dem kleinen Fischerdorf an der Nordküste, Horumersiel, einen Besuch ab, wo er schon des öfteren während der Kampfzeit geweilt hat. — Ein paar Tage später herrschte gleiche Hochstimmung in Hamburg, wohin der Führer zum Stapellauf und zur Taufe des neuen Schulschiffes der Kriegsmarine gekommen war, das den unvergeßlichen Namen des nationalsozialistischen Vorkämpfers Horst Wessel durch die Meere tragen wird. Unter Anwesenheit zahlreicher führender Persönlichkeiten von Par-

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Nach der Besichtigung der Marinetruppen in Wilhelmshaven stattete der Führer den zurückgekehrten Kreuzern „Emden“ und „Karlsruhe“ in ihrem Heimathafen Kiel einen Besuch ab Der Führer schreitet die Front der auf dem Achterdeck angetretenen Besatzung der „Emden“ ab.

DER FÜHRER BEI DER KRIEGSMARINE



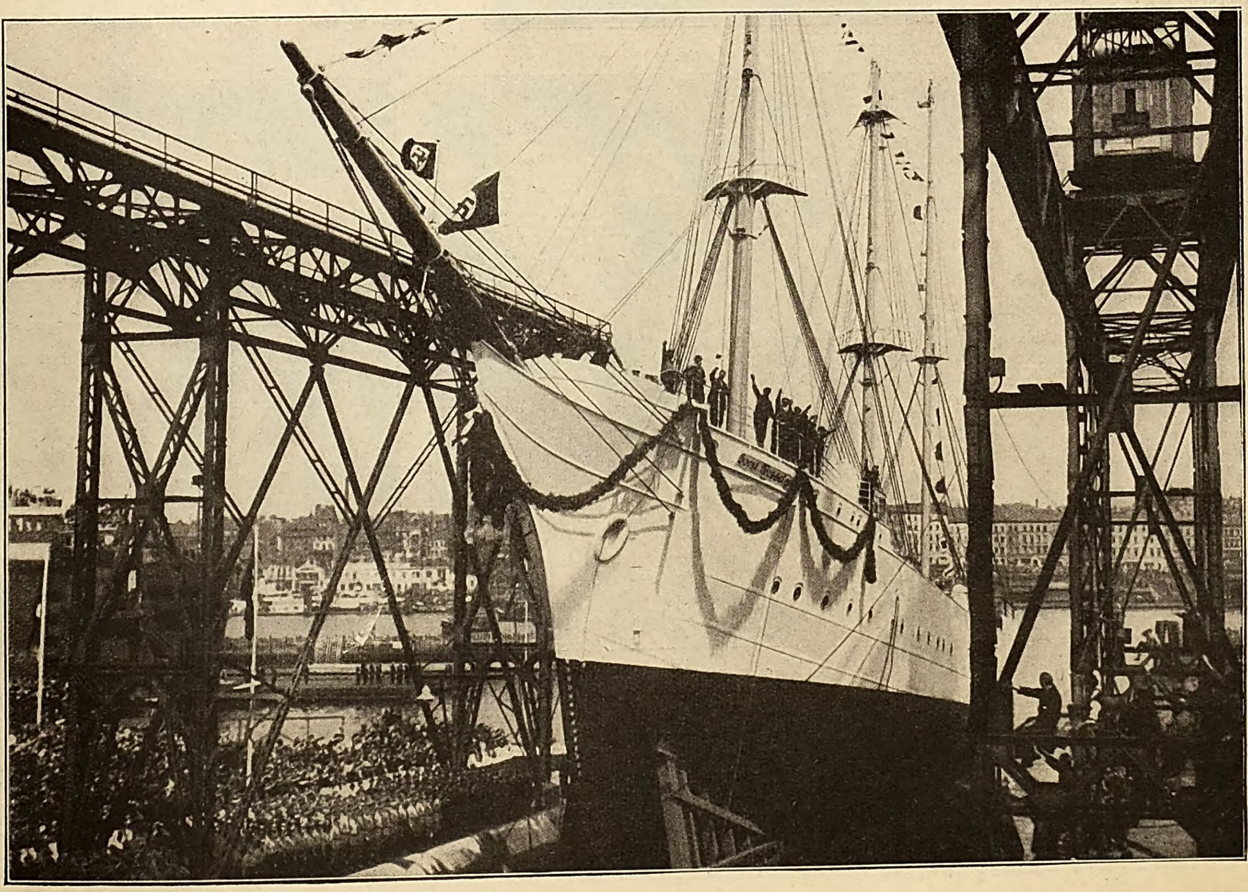
Der Führer an Bord einer Barkasse auf der Fahrt durch den Jadebusen.



Der Führer mit Generalfeldmarschall von Blomberg bei der Kaffeetafel im Strandhotel des Fischerdorfes Horumersiel, in dem der Führer während der Kampfzeit des öftern geweilt hat. Rechts: der Kommandierende Admiral der Marinestation der Nordsee, Foerster, und General Kluge.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.

tei und Staat nahm die Mutter des gefallenen Sturmführers die Taufe vor. Der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, hielt die Taufrede, die mit den Worten schloß: „Wir grüßen den Führer, der das neue Deutschland schuf, dem wir es danken, daß deutsche Schiffe wieder ihre Fahne in Ehren zeigen können, die stolze Fahne eines freien Volkes!"



In Hamburg lief in Anwesenheit des Führers das Segelschulschiff „Horst Wessel" auf der Werft von Blohm und Voß glücklich vom Stapel.

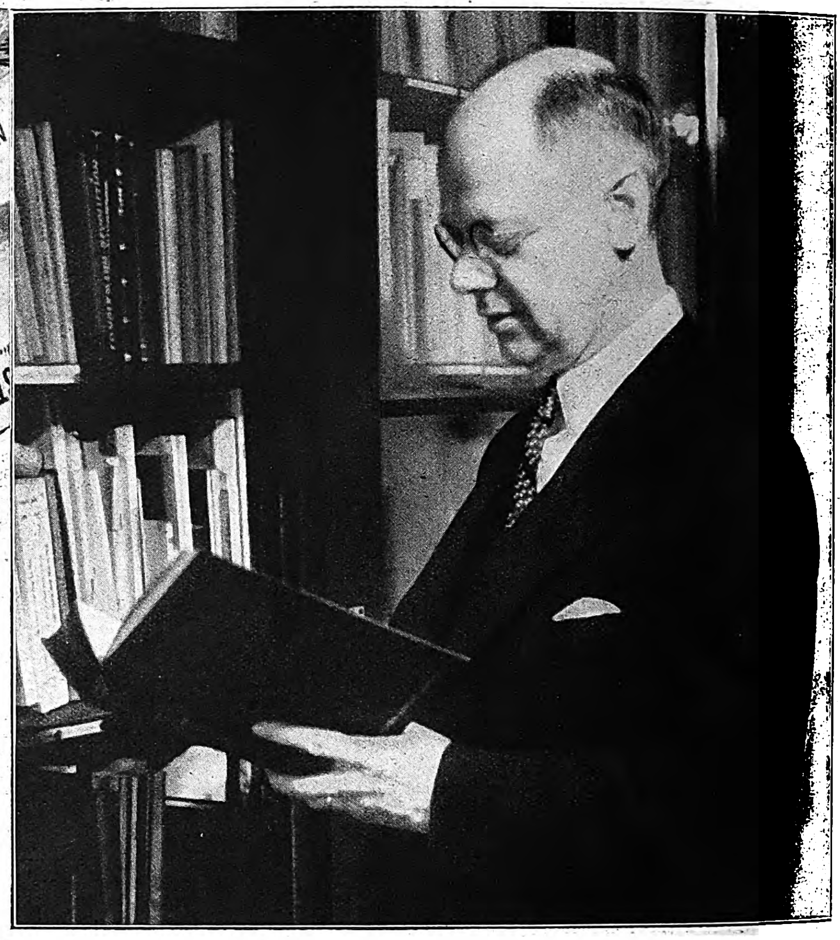
Aufnahme: Horst Frege.

Mit ihren Augen sieht



FÜHRENDE JOURNALISTEN DES AUSLANDES

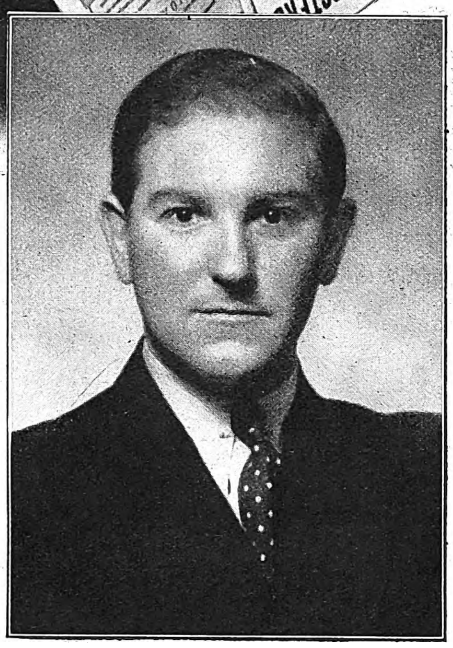
Auslandsvertreter großer Zeitungen oder bedeutender Nachrichten-Agenturen sind Männer von Macht und Verantwortung. Sie sind, wenn man das so sagen darf, Botschafter der öffentlichen Meinung. Ihre Stimme wird in einem großen Teile ihres Vaterlandes täglich vernommen. Das Bild, das sie von ihrem Gastlande entwerfen, bestimmt oft Millionen von Menschen in ihren Anschauungen und Entschlüssen. Wie vielen Vorurteilen haben sie zu begegnen, wenn sie aus einer besseren Erkenntnis zu ihren Lesern sprechen! Wie viel Diplomatie müssen sie oft dabei aufwenden, wenn Tatsachen und Wünsche in Widerstreit geraten!



Pierre Huß, Amerika.

800 Zeitungen in Amerika und 200 in der übrigen Welt bringen seine Artikel über Deutschland. Gegenwärtig drängt die Beschäftigung mit den Olympischen Spielen alle anderen Fragen in Amerika in den Hintergrund, berichtet Pierre Huß. Die großen olympischen Kämpfe sind für den Amerikaner von geschichtlicher Bedeutung. „Amerika bereitet sich mit größeren Anstrengungen auf die Olympischen Spiele vor als seinerzeit in Los Angeles."

Aufnahmen:
Bayer. Bildbericht-Fischer



Links: Frederik C. Oechsner, Amerika:

„Jedesmal, wenn ich gefragt werde, ob ich gern in Deutschland lebe oder aber nur von Berufs wegen hier bin, gebe ich zur Antwort, daß ich nach siebenjährigem Aufenthalt hier keinen anderen Fleck Europas kenne, der mir interessanter und zusagender erscheinen würde."

Louis P. Lochner, Amerika:

„Für den Auslandsjournalisten gibt es kaum ein interessanteres Land als Deutschland. Wenn unter den olympischen Wettbewerben auch ein solcher stattfinden könnte, der das Recht auf den Titel ‚Land der unbegrenzten Möglichkeiten' verleiht, so würde ich, obwohl ich Amerikaner bin, diesen Titel Deutschland zusprechen."



Stanislaw Graf Dembinski, Polen:

„Bei der riesigen Entwicklung der Presse und den dabei stets wachsenden Möglichkeiten der Ausübung eines positiven Einflusses auf die gegenseitigen Beziehungen zwischen den Völkern muß die Pflicht zu einem wahrheitsgetreuen Informationsdienst und das Bewußtsein der Verantwortung für diesen im gleichen Grade wachsen."



Dr. Sadao Kuroiwa, Japan,

versorgt die größte japanische Zeitung, die in einer Auflage von 400 000 erscheint. Dr. Kuroiwa lebt seit anderthalb Jahren in Deutschland. Seine besondere Aufmerksamkeit widmet er den organisatorischen Leistungen Deutschlands auf politischem und vor allem wirtschaftlichem Gebiet. Die Olympischen Spiele sind jetzt Hauptaufgabe.



Dr. Job Tamaki, Japan,

lebt seit 1929 in Deutschland. Er sagt: „Deutschland und Japan haben beide den Kampf gegen den Kommunismus gemeinsam. Der Deutsche und der Japaner sind sich im Kampfgeist sehr ähnlich, obwohl Rasse und Staatsform, Sitten und Gebräuche völlig verschieden sind." Dr. Tamaki begrüßt die Annäherung zwischen den beiden Ländern.



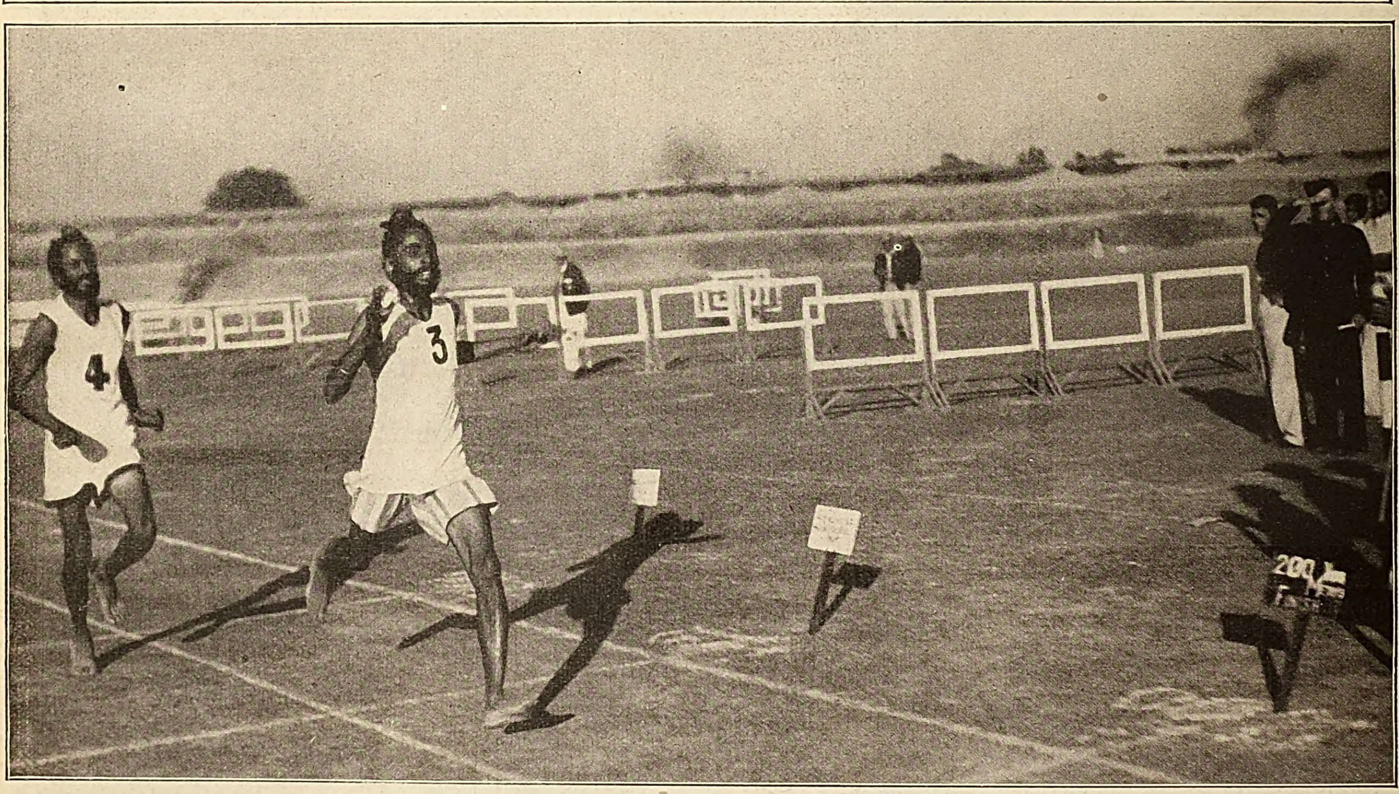
Dr Gojko Grdjic, Jugoslawien,

hat den nationalen Umbruch in Deutschland erlebt. Die großen Massenaufmärsche und die Begeisterung des Volkes haben seine Bewunderung hervorgerufen. „Ich bin froh", erklärt er, „das an Ort und Stelle miterlebt zu haben, was man in hundert Jahren nur einmal erleben kann."



Start zur indischen Amateur-Meisterschaft der Radfahrer

Wer, etwa aus den Werken Kiplings, das Vorkriegsindien kennt, wird erstaunt sein, zu sehen, welche Entwicklung zum Modernen und insbesondere zum Sport die Eingeborenen dieses seltsamen Landes genommen haben.



Kampf der Zwillingsbrüder um den Sieg im 200-Meter-Lauf

Zwei Zwillingsbrüder sind hier auf der Kampfbahn gestartet, die außerdem noch zwei indische Hochschulprofessoren sind.



Sportbegeisterung bei einem indischen Fußballkampf

Ein großes Aufgebot indischer Ordnungspolizisten muß dafür Sorge tragen, daß die am Spielverlauf leidenschaftlich teilnehmende Menge in ihren „Schranken“ bleibt.

YMPIA-
bereitungen in
INDIEN

In den letzten 20 Jahren hat der moderne Sport auch Indien erobert, und bei den IX. Olympischen Spielen in Amsterdam konnten die Inder im Hockeyspiel als unbestritten überlegene Sieger hervorgehen. Auch für das XI. Olympia in Berlin treffen die indischen Sportler ihre Vorbereitungen, die sich nicht nur auf ihr Spezialgebiet, den Hokeykampf, beschränken, sondern auch alle anderen Sportarten werden fleißig gepflegt. Was vor 20 Jahren noch kaum glaubhaft erschien, ist Wirklichkeit geworden: Indien, ein Volk von Sportlern.



Ein indischer Sportführer.
G. D. Sondhi ist der Sekretär des All-indischen Olympischen Verbandes und wird die indischen Hockeyspieler auch nach Berlin führen.



Kleinkaliberschießen einer indischen Mädchenriege.
Ein Sportfach, das in den regelmäßigen Lehrplan der indischen Mädchenschulen aufgenommen ist.



Eine Kampfszene aus dem Basket-Ball,
eine Sportart, in der die indischen Spieler hohe Meisterschaften errungen haben.
Aufnahmen: Holzapfel.

Die Bar zum Siebenten Himmel

Roman von Hugo Maria Kritz

(3. Fortsetzung.)

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert.

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil:

Die Berliner Arbeiterfamilie Kubowski bekommt eine neue Untermieterin. Es ist Muschi Brandt, ihres Zeichens Servierfräulein in einem Bierlokal, und sie macht sichtlichen Eindruck auf Karl, den jungen Kubowski, der nichts kennt im Leben und von nichts sonst wissen will als von seiner Arbeit als Schriftsetzer und von weltabgeschiedenen Schmökern in dickleibigen Büchern. Auch Charlott, seine hübsche blutjunge Schwester, die als Laborantin in einer großen Chemikalienfabrik angestellt ist, führt inmitten der Weltstadt ein zurückgezogenes und fast kleinstädtisch-bürgerliches Leben, bis eines Tages Blechschmidt, ein Generalvertreter der Firma, wieder nach Berlin kommt und sie zu ihm ins Hotel geschickt wird, um ein Diktat aufzunehmen. Aus dem Diktieren wird aber nichts, denn plötzlich hat Blechschmidt einfach keine Lust mehr dazu, und er bestellt für sich und Charlott Kaffee und Kuchen und plaudert mit ihr über tausenderlei Dinge, die mit dem Geschäft nicht das geringste zu tun haben. Da taucht Jan Blaauw auf, sein holländischer Freund, und allsogleich wird ein kleines Trinkgelage in Szene gesetzt und ein bißchen gepokert. Hernach begeben sich die beiden Männer mit Charlott, die bereits einen kleinen Schwips hat, in ein Tanzlokal. Zur selben Zeit führen Muschi Brandt und der junge Kubowski daheim im Badezimmer, wohin sie ihn gebeten hat, damit er ihr die Bedienung des Gasofens zeige, ein etwas seltsames Gespräch miteinander.

Sie lachte. „Da müßte ich schon lange tot sein. Ich mache mir überhaupt nischt aus dem Leben. Nicht soviel. Und lebe immer noch."

Er lächelte souverän. „Darauf kommt es nicht an. Es kommt auf die Kraft der geballten Lebensenergien an, die in Ihrem Unterbewußtsein ruhen, nicht auf die bewußte Negation des Daseins."

„Bewußte Negation des Daseins." Sie lachte. „Ulkig. Woher haben Sie denn das alles?"

Er zuckte die Achseln. „Gelesen."

„Sie hätten Professor werden sollen." Ihr Blick glitt prüfend über seine lange Gestalt, über die Kamelhaarweste mit den zu kurzen Ärmeln und die schlotternde alte Hose, die er im Haus trug, und die vertretenen Hausschuhe. „Ein langer Bart würde Ihnen gut stehen. Wollen Sie nicht noch schnell umsatteln und Professor werden?"

Er äugte mißtrauisch. „Dazu ist es zu spät."

„Schade", sie stand auf. „Sie müssen mir gelegentlich mal mehr erzählen, mich interessiert das sehr. Man kommt so selten mit Leuten zusammen, die über solche Dinge Bescheid wissen. Wie dreht man denn das ab?"

Er sprang schnell hinzu und schloß die Hähne; die Wanne war gefüllt. „Alsdann", sagte er aufgeräumt, „Sie wollen jetzt baden. Viel Vergnügen."

Sie machte lächelnd eine kleine Verbeugung. „Danke schön, Herr Philosoph."

Er schloß die Tür hinter sich und hörte, wie sie den Riegel vorschob. Er fühlte sich sehr leicht und war sehr mit sich zufrieden. Er setzte sich vor sein Buch und blickte hinein; der Lyriker Kiü-yüan (um 300 v. Chr.) hat sich von der Reflexion abgewendet, die Dichtung neu belebt und wundervolle Elegien geschaf — ach was, er klappte das Buch zu und ging im Zimmer auf und ab; man kommt so selten mit Leuten zusammen, die über solche Dinge Bescheid wissen, Menschenskind, ist das 'ne Frau, die muß 'ne feine Erziehung gehabt haben, nu badet sie, vielleicht kann man nachher nochmal — nee, nicht überstürzen. Es klingelte, und er lief an die Tür. Eine Rohrpostkarte von Charlott, sie sei bei einer Freundin zum Geburtstag. Er warf die Karte auf den Tisch, so'n Quatsch, Rohrpostkarte, wie die mit dem Geld rumschmeißt. Er ging weiter auf und ab und dachte an Muschi Brandt und versuchte, ihr ganzes Gespräch zu rekonstruieren; wie war denn das mit dem Bart, das war sicher nur ein Scherz. Er sog die Luft ein, um zu prüfen, ob noch etwas von ihrem Duft vorhanden war, aber es war nichts mehr vorhanden. Nächstens mal —

„Einen Frosch will ich fressen, wenn die Kleine nicht geschwindelt hat", sagte Jan. Sie fuhren die Linden zurück. Es war zwei Uhr durch und der Verkehr war im Verebben Vor den Haltestellen der Nachtomnibusse standen Menschengruppen, an der Ecke der Friedrichstraße frierende Zeitungsverkäufer, und Mädchen lungerten umher.

„Wieso denn?" fragte Blechschmidt.

„Sie wohnt nämlich gar nicht da in der Burgstraße", sagte Jan, „das hat sie geschwindelt. Darum stieg sie auch schon an der Ecke aus, angeblich, damit ihre Mutti sie nicht aussteigen sieht, aber das war nur Schwindel. Sie wohnt irgendwo an der Frankfurter Allee."

„Unsinn, Jan, warum sollte sie sagen, sie wohnt in der Burgstraße?"

„Weiß ich nicht, jedenfalls stand auf der Rohrpostkarte Kabinerstraße. Mir fällt das eben erst ein. Das ist eine Seitenstraße von der Frankfurter Allee."

„Warum aber, Jan. Muß doch 'n Grund haben."

„Vielleicht —", sagte Jan gedehnt, „vielleicht geniert sie sich."

„Wofür denn?"

„Tja — keine sehr vornehme Gegend nämlich."

„So ein Unsinn", sagte Blechschmidt heftig, „wir fahren sofort zurück und gabeln sie auf und bringen sie nach Hause —"

„Nein", rief Jan, „laß sie."

„Man kann das Mädel nicht von der Burgstraße bis in die Frankfurter Allee laufen lassen, das ist doch unmöglich, wir fahren zurück —"

Jan legte seine Hand auf Blechschmidts Arm. „Nein. Erstens, zweitens, drittens. Du weißt nicht, welchen Weg sie geht, ad eins. Ad zwei kränkst du sie schwer, wenn du ihren kleinen Schwindel aufdeckst und verdirbst ihr die ganze Freude an dem Abend. Ad drei hat sie sich wahrscheinlich 'ne Taxe genommen. Es hat also keinen Zweck, zurückzufahren."

Blechschmidt brummte. „Allerdings, sie hat sich sicher 'ne Taxe genommen." Sie fuhren durch den Tiergarten. Blechschmidt schüttelte den Kopf und lächelte vor sich hin. „Komisch", sagte er, „was mitunter in so einem Mädchenhirn vorgeht. Ist doch ganz wurscht, wo sie wohnt."

„Sie ist ein Kind."

Blechschmidt starrte geradeaus, sie fuhren sehr schnell, wie schwarze Mauern standen die Bäume des Tiergartens an der Chaussee. „Ja", wiederholte er, „sie ist ein Kind."

Jan war stumm.

„Ich mag aber solche Mädchen", sagte Blechschmidt.

„Och ja", erwiderte Jan nach einiger Zeit.

„Weißt du, Jan, man wird ganz jung dabei."

Jan nickte nachdenklich. „Doch."

„Sie hat irgend etwas an sich, findest du nicht, so eine gewisse Anmut. Vor allem ist sie schüchtern. Schüchterne Mädchen finde ich bezaubernd."

Jan lachte. „Seit wann denn das?"

„Seit heute."

„Hast du dich verabredet mit ihr?"

„Ja, für morgen abend."

Jan blickte ihn von der Seite an. „Na du", sagte er.

„Was denn?" lächelte Blechschmidt.

„Kommst mir etwas reichlich enthusiastisch vor, alter Knabe."

„Laß mich doch, macht doch Spaß, Menschenskind. Sag mal ehrlich, Jan, sieht sie süß aus oder nicht?"

Jan runzelte die Stirn und seufzte. „Mit dir kann man nicht mehr reden."

Blechschmidt lachte.

*

„Wenn die Sonja russisch tanzt,
Ist man gleich verliebt,
Weil es keine schön're Frau
Als die Sonja gibt.

Wenn die Sonja russisch tanzt,
Fühlt man ihre Glut"

weiter weiß ich nicht, ist ja egal. Wie der Mond schön scheint, hihi, ist gar nicht der Mond, das ist 'ne Laterne. Die glauben, ich wohn' in der Burgstraße. Mein Gott, immer noch Große Frankfurter, nimmt ja kein Ende. 'n Abend, Herr Schupo, steppen ja ganz anständig, haben wohl kalte Füße, ich nicht, mir ist wohl, so spät bin ich noch nie nach Hause gekommen; na wenn schon, ich sag' der Mutti, ich war beim Geburtstag von Fräulein Nagel. In Tegernsee ist Kirchweih heut, dudel du, dudel du, ich geh mal schnell auf die andere Seite, da kommen Männer. Mein Gott, es fahren schon Milchwagen .. Seine Augen, sie sind tief blau, und man kann nicht hingucken, und man hört seine Stimme, und an der Schläfe liegt seine Wange und kitzelt ein wenig, und wenn ich mich frage, was ist denn los, Charlott, so kann ich darüber nur lachen, ich bin doch nicht verliebt, was fällt Ihnen ein, ich bin nicht verliebt. Kommt gar nicht in Frage —

— schrecklich weit, der Weg, du hättest 'ne Taxe nehmen sollen aber man kann nie wissen, vielleicht tut einem der Schofför was; so ein schrecklicher Unsinn, was soll der einem tun, aber es ist schön zu laufen,



OHNE es zu wollen, nehmen Sie sich und Ihren Gästen die Freude am Rauchen, wenn Sie Ihre Zigaretten ungeschützt verwahren. Unsere neue Vorrats-Packung für 50 Stück GÜLDENRING bietet Ihnen den Vorteil, dass Sie jetzt stets frische und aromatische Zigaretten im Hause haben können; denn sie hat einen Frischhalte-Verschluss, der dauernd wirksam bleibt. Eine neuartige Abdichtung gestattet es nach jeder Zigaretten-Entnahme, die Packung immer wieder fest zu verschliessen.

Haus Neuerburg
G·M·B·H

TRIER · MÜNCHEN · COELN · HAMBURG
H N
HAUS NEUERBURG

OVERSTOLZ 5 PFG
OHNE Mdstk.
RAVENKLAU 6 PFG
Mit Goldmdstk.

GÜLDENRING 4 PFG *Mit Gold*

dauert der Abend länger, und doch verliebt, und doch verliebt, etsch! Willst du etwa behaupten, Fräulein Kubowski, daß Herr Blechschmidt etwa kein feiner Mensch ist und daß er etwa nicht gesagt hat, daß er schwer verliebt ist und daß du reizend bist und daß er dich unbedingt morgen wieder treffen will, hat er gesagt, aber ich bin doch nicht verliebt, er, aber nicht ich, so ein schrecklicher Unsinn, natürlich du, wer denn sonst. Ach wie schön ist es zu leben und mit kultivierten Herren auszugehen, und wie fein und aufmerksam die einen behandeln, wie 'ne Dame behandeln sie einen, und das ist nicht so, wie wenn man mit gewöhnlichen Menschen ins Café geht, und man traut sich nicht, 'n Stück zu bestellen, weil sie dann gleich schiefe Augen machen, wenn die Sonja russisch tanzt, das sind keine gewöhnlichen Männer, das sind Herren — aus — der — Gesell — schaft. Mit Fräulein Kastner würden sie nicht ausgehen, das steht fest, hihi; du bist ja auch kein gewöhnliches Mädchen, du bist aus einem bürgerlichen Milieu, aber in Wirklichkeit bist du eine verzauberte Prinzessin; schrecklicher Unsinn, was man als Kind so denkt, immer hab' ich geglaubt, ich bin eine Prinzessin aus Japan. Ich bin ein gutbürgerliches Mädchen, aber ich werde einmal einen reichen Mann heiraten, und er wird sterben, und ich werde sehr unglücklich sein und weinen und werde von einem Felsen herunterspringen — Ach, hätte ich nur ein Kleid für morgen, was für ein Kleid ziehe ich morgen nur an, das ist schrecklich. Himmel, ich hab' ja die fufzig Em, dudel du, dudel du, dudel du, fahr' ich gleich durch mit der 69 bis zum Dönhoffplatz und geh' die Leipziger Straße runter und kauf mir das Kleid. Wir treffen uns ja erst um neune. Wenn der mir bloß nichts tut, ich hab' so 'ne Angst. Ich muß mir auch 'ne grüne Halskette kaufen oder aus blankem Metall, paßt gut zu grün, hui, wirst du ein schönes Mädchen sein, Charlottchen, bloß keine Angst haben, der tut dir schon nischt, ach, das ist ein feiner Herr, aber das sind die schlimmsten, die feinen Herren. So ein schrecklicher Unsinn, der will sich nur unterhalten mit mir, morgen ist Donnerstag, eigentlich ist heute schon morgen, ich werde drei Stunden schlafen, ach, das ist egal. Sowas erlebt man nicht alle Tage, wo hätte ich mir das gestern träumen lassen, daß ich heute —

— so ist eben das Leben, das liebe, gute, brave Leben, das herrliche Leben, das frohe, lustige, aufregende Leben, ach, wie schön, und keine Ahnung gehabt, daß es sowas gibt, jetzt geht's aber los, jetzt geht das Leben an, und nun wollen wir erst mal sehen, wie Fräulein Charlott Kubowski ins herrliche Leben sich stürzt und wie sie wachsen wird und wie sie immer größer werden und alle überragen wird und in einem riesigen Auto fahren wird mit einem Schossör in einer weißen Uniform, ach, das wollen wir erst mal sehen, nun sind wir zwanzig und haben noch etliche Zeit, wenn die Sonja russisch tanzt, da kommt schon wieder ein Betrunkener, schrecklich, wir wollen mal schnell auf die andre Seite gehen —

3.
Kontrapunkt.

„Was ist denn los?" fragte die Mutter, „was soll das —"

Charlott lachte. „Ein neues Kleid." Sie drehte sich herum und blickte an sich herab und gluckste glücklich.

Der Mutter kleine Mauseäuglein blickten unsicher und besorgt. „Woher hast du denn —"

„Weihnachtsgeld, Mutti, wir haben schon Weihnachtsgeld bekommen."

„Es ist doch erst November."

Charlott zuckte die Achseln: „Wenn schon, jedenfalls haben wir heute schon Weihnachtsgeld bekommen, und ich habe mir das Kleid gekauft. Gefällt's dir nicht?"

Die Mutter blickte an Charlott auf und nieder. „Doch, ein hübsches Kleid, vielleicht ein bißchen zu eng über den Hüften."

„Unsinn, das soll ja gerade so sein, das ist modern."

Die Mutter starrte vor sich hin mit flackerndem, unsicherem, prüfendem Blick; sie schüttelte den Kopf. „Du kommst mir sehr merkwürdig vor, du bist um drei Uhr früh nach Hause gekommen."

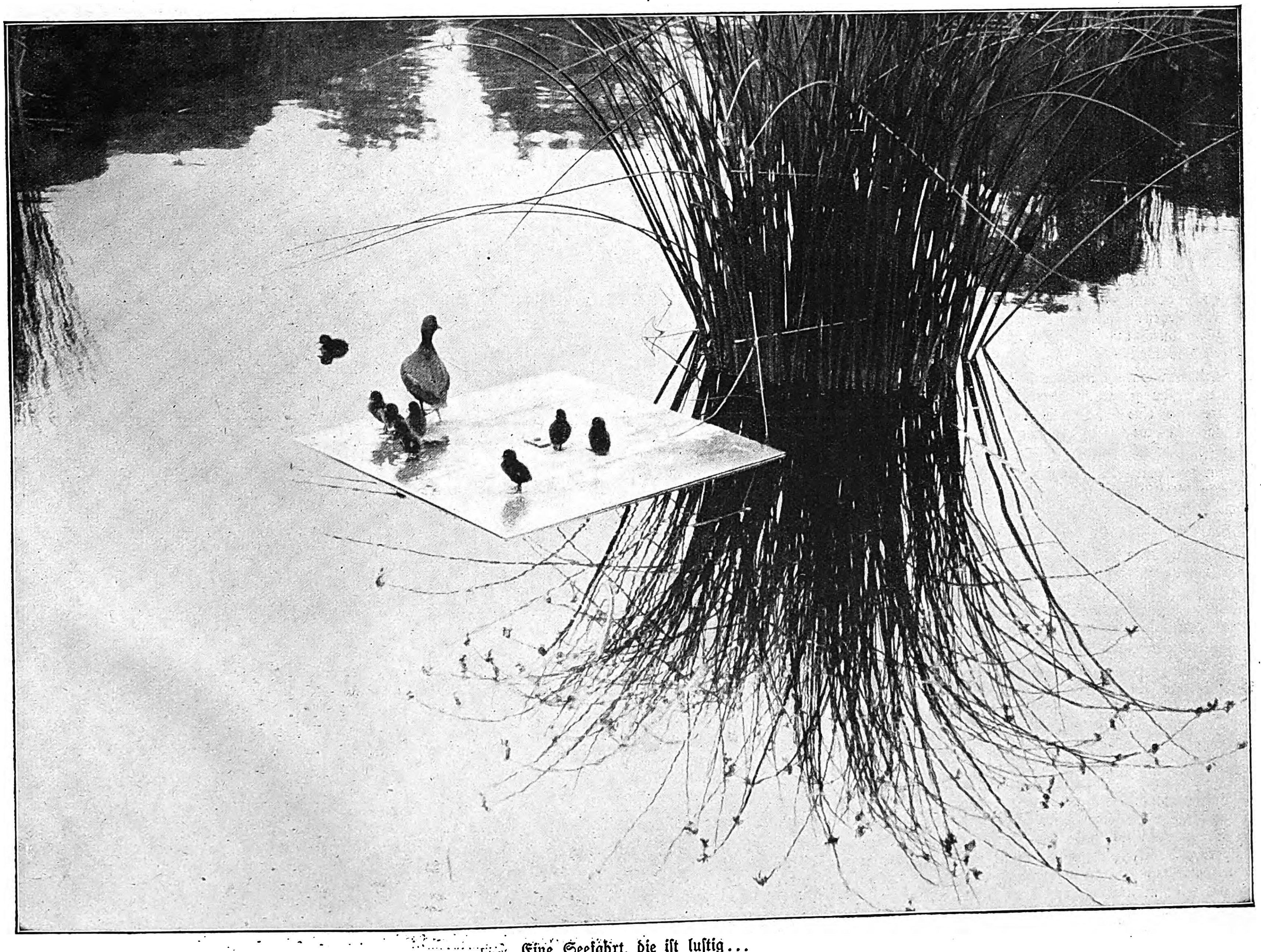
Charlott verzog unwillig den Mund. „Ach, nu hör endlich auf; ich hab' dir mindestens zwanzigmal gesagt, daß ich bei einer Geburtstagsfeier war."

„Gut, gut. Aber bis drei Uhr, das ist doch nicht möglich, wie kann man bis drei Uhr Geburtstag feiern, das ist doch Quatsch."

„Es ist aber so, ich kann dir nicht helfen" Sie ging aus der Küche hinaus, machte Licht im Wohnzimmer, setzte sich an den Tisch, stellte ihren kleinen Taschenspiegel gegen das dicke Buch über China und puderte sich.

Karl kam heute nicht, er hatte Nachtschicht, und Kubowski hatte heute Versammlung. Hin und wieder zu recht unregelmäßigen Terminen hatte er Versammlung und kam erst im Morgengrauen nach Hause; manchmal kam er auch erst am übernächsten Tag, frisch und vergnügt. Weeste, Mutti, ich habe bei Fritzen in Buch geschlafen, war schon zu spät, um nach Hause zu fahren, muß ja doch um fünfe wieder ufstehn. Mutti hatte sich mit der Zeit einen geübten Blick erworben, und diesen Blick richtete sie nun zum erstenmal erstaunt und besorgt auf Charlott; sie war ein kleines, gutartiges Frauchen ohne nennenswerte Energien. Kubowskis überlegene Art hatte sie zu Nachgiebigkeit erzogen, und sie bewunderte ihn im stillen. Seit der Geburt der Kinder war ihr Ehrgeiz darauf gerichtet, brave Kinder heranzuziehen, sie mußten vor allem brav sein. Sie grübelte nun und hatte einen Verdacht gegen Charlott, sie war sehr besorgt und wollte nicht, daß Charlott mit Männern irgend etwas zu tun habe. Sie hatte auch nie etwas mit Männern zu tun gehabt bis auf Herrn Kubowski, aber das war etwas andres, man hatte sie nicht um ihre Meinung gefragt, und von alleine hätte sie sich wohl gehütet, sich auf sowas einzulassen. Mit Charlott war etwas im Gange, die war noch nie um drei Uhr nach Hause gekommen und war schon bei vielen Geburtstagen gewesen; bis dreie aber hat noch nie ein Geburtstag gedauert, mir kann man nischt vormachen; was ist bloß los, und Weihnachtsgeld im November ist auch komisch.

Sie kam ins Zimmer, um Charlott zu beobachten.



Eine Seefahrt, die ist lustig...

Peter Cornelius-Mauritius.

„Warum ziehst du denn das Kleid nicht aus, du zerdrückst es wenn du hier rumsitzt."

„Ich geh fort", sagte Charlott mit Überwindung. Groß und selbständig wollte sie sein, wen geht denn das was an, ich tue, was mir paßt; aber in ihren Augen lag eine Angst und sie fürchtete, die Mutter würde was sagen.

Die riß die Brauen hoch: „Du gehst fort? — Wo gehst du denn hin, du warst doch gestern erst —"

„Ich bin mit einer Kollegin verabredet, wir geh'n ins Kino." Sie blickte in den Spiegel. „Sie hat Karten bekommen Gratis."

Ein schwarzer Abgrund geht auf, ein klaftertiefer schwarzer Abgrund; da fallen einem die Schuppen von den Augen, und man wird sehend; wie die lügt, das ist alles nicht wahr, kann mir doch nischt vormachen, die lügt wie gedruckt, und das Geld, wo hat sie das Geld her, o mein Gott!

„Fürs Kino brauchst du doch nicht das neue Kleid anzuziehen."

„Ich will aber, Mutti, das ist ein feines Kino im Westen. Wozu hab' ich denn das Kleid, wenn nicht zum Anziehen."

Das fegte alle Zweifel hinweg; es war klar, Charlott war verloren. Sie log und ging mit Männern und trieb sich herum, und das kam von heute auf morgen, und man hatte keine Ahnung.

„Was du bloß hast", sagte Charlott unbehaglich, Mutti stand neben ihr, warum steht sie da, Charlott blickte nicht hoch, „ich kann doch wirklich mal mit einer Freundin ausgeh'n, ich bin doch kein Kind mehr. Andre Mädels in meinem Alter —"

Plötzlich schrie die Mutter: „Du lügst ja!" Ihr Gesicht war knallrot und stand in hartem Gegensatz zu den glatten, grauen Haaren. „Mir kannst du doch nischt vormachen, Freundin? Seit wann hast du 'ne Freundin? Gestern bist du um dreie nach Hause gekommen, und heute hast du plötzlich 'n neues Kleid. Du meinst wohl, ich bin auf den Kopf gefallen; ich bin nicht so wie andre Mütter vielleicht sind, ich weiß genau, was mit dir los ist—", sie schüttelte ihre kleine, zierliche Faust in der Luft, nahe an Charlotts Gesicht, „aber das geht so nicht weiter — glaub nicht, daß das so weitergeht, ich dulde sowas nicht —"

Charlott stand auf, sie war sehr beleidigt und gekränkt; sie rümpfte etwas die Nase und zog die Augenbrauen hoch und wollte sehr gelassen und überlegen sein. „Hör doch auf, Mutter, du machst dich ja lächerlich, du überlegst ja überhaupt nicht, was du sprichst."

Die Mutter ließ sich nicht beruhigen: „Andre sollen machen, was sie wollen, mich gehn andre nichts an! Ich hab' meine Kinder anständig erzogen, und ich erlaube nicht —"

„Mein Gott", sagte Charlott mit gespielter Ruhe, „was willst du eigentlich, was soll das alles, worüber regst du dich überhaupt auf? Daß ich ins Kino gehe?" Sie zuckte herausfordernd die Achseln. „Darf ich nicht ins Kino gehen? Seit wann?" Sie fuhr mit der Hand großzügig durch die Luft: „Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich tue."

„Mit wem warst du gestern, sag' die Wahrheit, mit wem warst du gestern, wo hast du dich herumgetrieben bis drei Uhr, eine Schande ist das — pfui Deibel! Sofort sagst du, wo du gestern warst!"

Charlott fühlte, wie ihr das Blut ins Gesicht stieg, sie war sehr gekränkt: „Ich war bei einer Geburtstagsfeier in Steglitz bei einer Kollegin, das habe ich jetzt schon dreitausendmal gesagt —"

„Du lügst —"

„Nein, ich lüge nicht", schrie Charlott. Sie sah rot: „Wie kannst du sagen, ich lüge, wo hast du die Beweise, was fällt dir ein, über mich herzufallen, was habe ich denn verbrochen, darf ein zwanzigjähriges Mädel nicht abends mal ins Kino gehn —"

„M e i n e Tochter nicht!" schrie die Mutter und schlug mit der Handfläche gegen die Brust, „m e i n e Tochter darf sich nicht herumtreiben nächtelang, ich habe mich mein Leben lang geplagt und geschunden für euch und euch zu anständigen Menschen erzogen, und das ist dann der Dank, ja?; den man von euch hat, ja?" Sie blickte Charlott wild an. „Aber das eine sag' ich dir: m e i n e Tochter nicht! Ich dulde das nicht. In m e i n e m Hause wirst du so leben, wie es sich für ein anständiges Mädchen gehört oder —", sie zeigte auf die Türe: „Da! Ich habe keine Affenliebe zu meinen Kindern, ich nicht! Wenn du nischt taugst, kannst du gehn, dann will ich dich nicht länger im Hause haben, ich will keine mißratene Tochter im Hause haben —"

Charlott fing sofort an zu weinen; sie wußte genau, daß Mutti nichts zu bestimmen hatte im Hause Kubowski und nur eine emsige Biene war, die fremdem Willen gehorchte und keine Initiative besaß; sie mußte weinen, weil sie ein schwaches kleines Mädchen war, da konnte Mutti es wagen; gegen andre traute sie sich ja nicht, ach, wenn nur Papa zu Hause wäre; ich bin doch keine mißratene Tochter, und alles, weil ich nur ins Kino gehn will.

Charlott stürzte in die Sofaecke und vergrub das Gesicht in den Händen; sie dachte flüchtig an das neue Kleid, und das Unrecht, das ihr angetan wurde, brannte in ihrer Brust. Sie glaubte jetzt wirklich, daß sie mit einer Freundin ins Kino gehen wollte, und sie war fassungslos und schluchzte wild und rhythmisch. Im Geiste sah sie das Bild einer mißratenen Tochter mit einer Zigarette keß im Mundwinkel und ungeheuerlichen schwarzen Augenhöhlen und fahlen, faltigen Wangen, und sie verging vor Mitleid, und das Unrecht brannte in ihr heiß und schmerzlich.

Die Mutter hielt verwirrt inne, sie hatte hart sein wollen, sie hatte aus sich herauswachsen und eine eiserne Faust drohend ballen wollen, noch bin ich da und wache über euch und habe ein Wörtchen mit dreinzureden, glaubt nicht, ich habe nichts zu sagen, ich kann auch streng sein und unnachgiebig! Sie stand jetzt klein und erschrocken da im Gefühl, Ungeheuerliches angezettelt zu haben, und starrte auf Charlotts zuckende Schultern, und mit einmal beschlich sie ein großes Elend, und sie sah ein kleines, grauhaariges Frauchen, das ein Leben lang geschuftet und gehorcht und keine Meinung geäußert hatte, und eine Angst war plötzlich da, die Angst, eine Grenze durchbrochen und Unheil angestiftet zu haben. Sie sah ihr weinendes Kind, und sie fühlte ihre Magennerven sich schmerzhaft regen, und das Elend wurde größer, und sie ging verwirrt aus dem Zimmer; die Tränen rannen über ihre runden, roten Bäckchen.

Sie ging in die Küche, dort stand Muschi Brandt vor dem Herd und pfiff eine Melodie und blickte in einen Topf, in dem zwei Paar Würstchen in kochendem Wasser sich bäumten.

„Guten Abend" Mutti wischte mit dem Ärmel die Tränen vom Gesicht.

„Tach, Frau Kubowski", sagte Muschi Brandt und dreht das Gas ab.

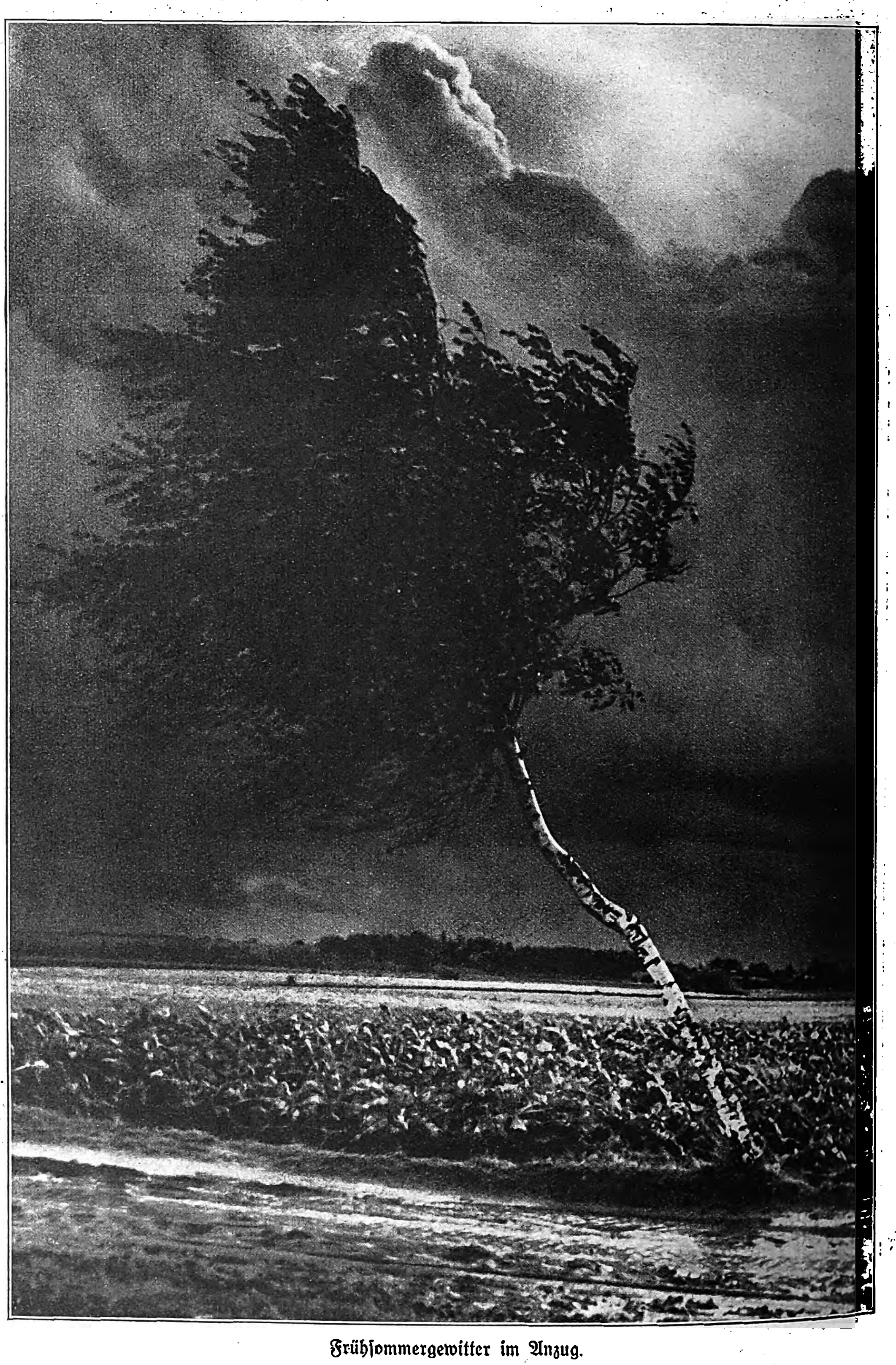
„Gießen Sie das Wasser bitte nicht weg", sagte Mutti mit belegter Stimme, „ich nehm's für die Wärmflasche."

Muschi blickte sie prüfend an. „Ist Ihnen nicht gut?"

„Ach," Mutti machte eine resignierte Geste mit der Hand, „mein Magen. Ich darf mich nicht aufregen."

Muschi angelte mit einem dünnen Kochlöffel die Würstchen aus dem Wasser: „Aufregung schadet", sagte sie weise und geistesabwesend. „Trinken Sie ein Glas warmes Zuckerwasser. Das ist gut gegen Magenschmerzen."

Mutti winkte ab. „Ach nöh, bei mir sind das nur die Nerven, ich hab' das schon seit meiner Kindheit, ich



Frühsommergewitter im Anzug.
Günther Thiede.

Digitized by Google

darf mich nicht aufregen, ich muß mich gleich hinlegen und warme Umschläge machen."

„Also gute Besserung", sagte Muschi Brandt und trug auf einem Teller die Würstchen in ihr Zimmer.

Mutti holte die Wärmflasche aus Gummi und goß das heiße Wasser mit einem Trichter hinein; dann drehte sie das Licht in der Küche aus und ging niedergeschlagen ins Schlafzimmer. Sie legte sich ins kalte Bett, hielt mit beiden Händen die Wärmflasche auf ihren Magen und blickte zur Decke empor. Sie war sehr verwirrt, in ihrem Kopf jagte ein Gedanke den andern. Es verging eine stille, dämmernde Stunde. Aus Muschi Brandts Zimmer hörte man hin und wieder ein paar Schritte, und auf dem Hof schrie eine Männerstimme. Im Bett verbreitete sich ein Geruch nach Gummi. Mutti setzte sich hoch und lauschte, und sie erschrak, als sie Charlott immer noch weinen hörte, leise schluchzend. Sie überlegte, ob sie hineingehen und etwas sagen solle, aber es fehlte ihr der Mut. Sie legte sich wieder hin und wartete unruhig und aufgeregt und ohne Entschluß. Endlich hörte sie die Stubentür donnernd ins Schloß fallen. Charlott ging ins Badezimmer.

Da stand sie nun im Badezimmer unter der grellen, nahen Lampe und blickte verzweifelt in den Spiegel. Ihre Augen waren dick und verquollen, und auf ihren Wangen glühten leuchtende rote Flecken. Oh, wie seh' ich aus, sie war voller Verzweiflung, und die Tränen rannen über ihr Gesicht, und sie fand sich abschreckend häßlich und konnte so nicht fortgehen, ich habe ein Gesicht wie eine Himbeere. Sie versuchte die Augen in kaltem Wasser zu kühlen, aber die Augen brannten, und sie bespritzte sich ihr Kleid und tunkte die gestärkten, weißen Manschetten versehentlich in die Waschschüssel, und nun war es ganz aus.

Sie lief aus dem Badezimmer heraus, knallte die Türe zu, rannte in die Küche und blickte auf den Wecker. Es war fünf Minuten nach neun, und um neun hätte sie schon auf dem Wittenbergplatz sein müssen, elegant, mit blitzenden Augen und einem scharmanten Lächeln. Tach, Herr Blechschmidt, wie geht's? Und sie wäre in den Wagen gestiegen, und sie wären losgefahren über den spiegelnden Asphalt durch das strahlende Licht in den lockenden Abend hinein, und nun war es aus. Mit so einem Gesicht.

Sie setzte sich auf den weißen Stuhl und starrte vor sich hin. Die Arme hingen herab, und sie hielt ein durchweichtes Taschentuch in den Fingern; die nasse Manschette klebte an ihrem Handgelenk. Ihre Gedanken tanzten flackernd, sie kümmerte sich nicht um sie und ließ sie gewähren. Sie sah sich nachts mit einem Koffer zum Bahnhof gehen; ich fahre nach Hamburg und geh' auf ein Schiff als Kartoffelschälerin, und in Amerika werde ich ein neues Leben beginnen; nein, am besten, man stirbt gleich, dann liegt sie da, die kleine Charlott mit wächsernem Gesicht, und dann werden sie schon sehen, was sie angerichtet haben und werden weinen, aber dann ist es zu spät.

Sie rüttelte sich auf.

Was wird er nur denken; er wird warten und warten, und dann wird er nur so mit der Schulter machen, dumme Gans, laß sie laufen, und dann ist Schluß. Kaum angefangen, ist schon wieder Schluß.

Sie seufzte und starrte mit weiten Augen auf die tropfende Wasserleitung; sie spürte in ihren Wangen das Blut schlagen. Entsagung, ich bin nicht geboren, um glücklich zu sein, ich dulde und leide und bin frei von Schuld, aber ich werde ihn niemals vergessen —

Muschi Brandt, in ihrem gelben Bademantel, kam in die Küche, um sich ein Glas Wasser zu holen. Sie blickte Charlott überrascht an. „Nanu", sagte sie, „was ist denn mit Ihnen los?"

Charlott riß sich zusammen und lächelte. „Nichts weiter."

Muschi blieb vor ihr stehen. Mit gespreizten Beinen und etwas wippend stand sie da und blickte Charlott an. „Liebeskummer?" fragte sie gutmütig.

Charlott schüttelte den Kopf und schämte sich.

„Doch", sagte Muschi, „Krach gehabt mit der Mutter. Läßt sie Sie nicht fortgehen?"

Charlott schob trotzig die Unterlippe vor. „P", machte sie, „ich kann gehen, wann und wohin ich will, mir hat keiner was zu sagen. Ich bin doch kein Kind mehr."

Muschi lächelte. „Vielleicht doch. Sonst würden Sie sich nicht Ihre hübschen Augen verderben."

„Mir egal."

Muschi lachte. „Na, na", sie klopfte Charlott leicht auf die Schulter, „so egal ist das auch wieder nicht. Sie haben ein hübsches Kleid an. Konfektion oder nach Maß?"

„Konfektion."

„Stehen Sie mal auf." Muschi blickte interessiert.

Charlott stand auf, ihr Herz blutete, und sie drehte sich langsam um ihre Achse und blickte auf die Uhr, und es gab ihr einen Stich, nun ist er schon fort, und es ist aus. Sie rückte den Gürtel zurecht.

„Hübsch", sagte Muschi, „Sie können ja sowas tragen, Sie sind dünn und zierlich."

„Sie sind doch auch schlank."

„Ich bin zu groß und zu knochig, ich kann nur ganz sportliche, männliche Sachen tragen."

„Stimmt, paßt auch besser zu Ihnen."

„Sie gehen noch fort?" fragte Muschi.

Charlott schüttelte den Kopf. „Nöh."

Muschi blickte sie nachdenklich an. „Wissen Sie was", sagte sie aufgeräumt, „wenn Sie wollen, kommen Sie doch noch ein bißchen zu mir rein, ja?"

„Gerne."

Charlott löschte das Licht in der Küche aus, und sie gingen in Muschis Zimmer. Sie setzte sich auf den Diwan, und Muschi lümmelte sich in den Korbsessel und streckte ihre langen Beine aus.

„Tja", begann sie nach einer Weile, „alles hat seine guten und seine schlechten Seiten. So lang man noch ein Zuhause hat und sorglos lebt, weiß man es nicht zu schätzen. Was meinen Sie, was ich drum geben würde."

„Ach", maulte Charlott, „man ist doch kein Kind mehr, man braucht sich doch nicht vorschreiben zu lassen, ob man ins Kino gehen darf oder nicht."

„Ihre Mutter ist so streng?"

„Nein, kann man nicht mal sagen, sonst kümmert sie sich gar nicht darum, wohin ich gehe, ich weiß nicht, was plötzlich in sie gefahren ist. Weil ich gestern bei einer Geburtstagsfeier war und um drei Uhr nach Hause gekommen bin. Da macht sie einen Krach, als ob weiß Gott was geschehen wär."

Muschi fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. „Man darf das nicht so ernst nehmen, morgen ist alles wieder vergessen."

Charlott lachte höhnisch auf: „Das sagen Sie so. Inzwischen habe ich mir aber alles verdorben, ich war verabredet für heute abend, meine Freundin hatte Karten fürs Kino, und jetzt wird sie mich nie wieder ins Kino mitnehmen. Alles wegen so 'n Quatsch."

„Freundin ist nicht schlimm, wenn's 'n Mann wär', da wär's was andres. Männer nehmen sowas immer krumm."

„Eben", rief Charlott.

Muschi lächelte. „Sie brauchen keine Angst zu haben, ich verpetz' Sie schon nicht, ich dachte mir ja gleich, daß es keine Freundin ist."

Charlott schämte sich ein wenig. „Ja", sagte sie, „es ist ein Mann. Aber das weiß doch Mutti nicht."

„Sie ahnt es. Glauben Sie mir. Mütter haben einen Riecher für sowas."

„Und wennschon! Darf ich nicht mal ein Rendezvous haben? Darf ein zwanzigjähriges Mädchen nicht mal ein Rendezvous haben?"

Muschi zuckte die Achseln. „Natürlich darf sie. Aber Mütter denken immer gleich die schrecklichsten Dinge. Man muß auch verstehen, wie Mütter denken."

„Ach was, darauf kann ich doch keine Rücksicht nehmen, wenn meine Mutter verschrobene Ideen hat. Ich laß mir doch nicht mein Lebensglück zerstören durch so ein kleinliches Gemecker."

„Lebensglück, Donnerwetter", winkte Muschi ab, „das ist ein bißchen viel."

„Gar nicht viel."

„Sie sind ein Baby", lachte Muschi, „das Lebensglück ist das nicht, wenn man zu Rendezvous' geht. Bestimmt nicht."

„Und was nennen Sie Lebensglück?" fragte Charlott etwas herausfordernd.

„Lebensglück? Davon haben doch Sie angefangen und nicht ich. Von mir werden Sie solche Worte nicht hören. Was heißt Lebensglück, Quatsch ist das. Ich weiß nur, was nicht Lebensglück ist. Das ist genau so wie mit der Liebe. Was reden die Leute nicht alles von der Liebe. Ich weiß nur, was nicht Liebe ist. Sonst weiß ich nichts."

Charlott lächelte verlegen: „Ach, das sagen Sie nur so."

„Nee, das ist mein vollster Ernst, glauben Sie mir."

„Sie haben doch sicherlich auch mal — geliebt", sagte Charlott zögernd.

Muschi runzelte die Stirn: „Nicht nur einmal. Immer wieder glaubt man ja, jetzt ist es wirklich die große Liebe, bis dann irgendein Betrug dabei herauskommt und ein Schwindel und Lüge, und dann ist es aus. Man kann nur betrügen oder betrogen werden, glauben Sie mir, das ist die ganze Liebe."

„Es kommt aber doch vor, daß —"

Muschi unterbrach sie: „Ich kann nur von mir sprechen. Vielleicht gibt es Menschen, die bessere Erfahrungen gemacht haben. Ich rede nur von mir. Was in Büchern steht, ist Quatsch. Das wirkliche Leben ist anders. Wissen Sie, meistens reden sich die Leute die Liebe nur ein. Wenn ein Mann nett ist und sympathisch und zu reden weiß, dann bildet man sich leicht ein, daß man ihn liebt. Weil zufällig kein anderer da ist, der noch netter ist. Ach, ich kenne das."

„Aber es gibt doch auch eine echte, wirkliche Liebe", warf Charlott ein.

Muschi Brandt winkte ab. „Ach, Kind, das ist ja alles lächerlich. Wenn ich dieses Wort nur höre — Liebe. Lie—be!" Sie lachte auf. „Kommt Ihnen das nicht komisch vor? Lie—be! Wie albern, richtig blöd. Finden Sie nicht auch?"

Charlott zuckte verwirrt die Achseln. „Wieso."

„Man hört es zu oft, tagein, tagaus reden und schreiben und singen die Leute von Liebe; ich meine, mir ist's ja egal, ich glaube den Schwindel sowieso nicht, aber wenn die Leute sich soviel draus machen und die Liebe so wichtig nehmen, dann sollten sie doch 'n bißchen mehr Respekt davor haben und sie nicht dauernd im Munde führen. Merken Sie nicht, wie blöd dieses Wort klingt: Liebe?"

„Man stellt sich dabei etwas Schönes vor, und dann klingt es auch schön", sagte Charlott nach einigem Nachdenken.

Muschi lachte. „Das ist Ihre kindliche Phantasie. Was meine Person betrifft, so kann ich mir nichts besonders Schönes dabei vorstellen."

„O doch."

„Also bitte, was stellen Sie sich vor, wenn Sie das Wort Liebe hören?"

Charlott lachte auf. „Das kann man doch nicht so sagen, das läßt sich gar nicht richtig ausdrücken, man hat so ein angenehmes Gefühl dabei, und das ist schön. Finde ich", setzte sie hinzu.

„Das ist aber auch sicher das einzig Schöne daran. Sobald es Wirklichkeit wird, ist es anders. Sie sind noch jung. Und wahrscheinlich sind Sie grade verliebt."

„Ach wo!" wehrte sich Charlott.

Muschi lächelte. „Ich will Ihnen die Freude nicht verderben. Wie ich so alt war wie Sie" — sie schnitt plötzlich eine Grimasse — „lassen wir's lieber."

„Ach bitte, sprechen Sie doch weiter", bat Charlott.

„Wozu. Es führt zu nichts."

„Doch, es interessiert mich."

„Wissen Sie — ich war auch mal so wie Sie, ich habe alles geglaubt, was die Leute erzählen, und hätte mir damals jemand gesagt, wie das Leben in Wirklichkeit ist, hätt' ich ihn ausgelacht. Darum hat es keinen Zweck; jeder muß selbst dahinter kommen. Vielleicht habe ich auch nur Pech gehabt, und es wird Ihnen besser ergehen." Sie zuckte die Achseln. „Ich wünsche es Ihnen."

Charlott blickte sie an; Muschi saß ruhig im Korbstuhl und blickte vor sich hin, ihr Mund war fest geschlossen, und sie sah aus wie jemand, dem nicht viel passieren kann. „Haben Sie — haben Sie soviel erlebt?" fragte sie tastend.

Die andere fuhr mit der Hand durch die Luft. „Es ist alles so dumm, daß man besser gar nicht davon redet. Man müßte sich täglich backpfeifen dafür, daß man so dumm war."

Charlott schüttelte den Kopf: „Kann ich mir gar nicht vorstellen. Sie sind so — so —". Sie fand keinen passenden Ausdruck.

„Wie bin ich?" fragte Muschi spöttisch.

„So selbständig. Sie sind fast wie ein Mann. Wirklich."

Muschi lachte: „So wird man. Ob man will oder nicht, schließlich muß man leben." Plötzlich sagte sie ernst: „Glauben Sie mir, ich möchte auch lieber ein eigenes Heim haben und ein paar Kinder und keine Sorgen und einen Mann, der sich um alles kümmert — ich bin auch nur eine Frau wie jede andere, und ich habe es gründlich satt, mich ewig und immer herumzuschlagen mit diesem gemeinen Leben. Aber was soll man tun. Man gewöhnt sich an alles."

Charlott blickte ihr aufmerksam ins Gesicht; sie kam sich mit einmal klein und gering vor und fühlte eine große Bewunderung für diese Frau, die nachlässig in dem Korbsessel lag. Und Charlott sagte: „Sie sind doch auch noch jung, Sie werden bestimmt mal heiraten, und dann brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen."

Fortsetzung folgt.

OLYMPISCHE FANFAREN

Erinnerungen an grosse Siege und Kämpfe

von Richard Volderauer

Wie Fanfarenrufe wirkten die Großtaten des Sports, von denen hier erzählt werden soll, auf die Masse der Sportler, ja, auf ganze Nationen, die mitgerissen und begeistert wurden durch das großartige Können und den unbeugsamen Siegeswillen, der in solchen Kämpfen sich offenbarte. Von den großen Siegen und den heroischen Niederlagen berichtet in unserem spannenden Tatsachenbericht ein deutscher Journalist, der auf den Olympiaden der letzten Jahre das Auf und Nieder des Sieges selbst erlebt hat.

Der Hirt von Amarussi.

In diesen Tagen und Nächten, Ende Juli 1936, zieht ein geisterhafter Zug durch die Länder des südöstlichen Europa. Junge Männer aus Athen, bulgarische Jünglinge, dann auserwählte junge Läufer aus Ungarns Städten, aus Wien, aus Prag und schließlich eine kleine Schar ausgesuchter deutscher Athleten.

Sie laufen Tag und Nacht, ein jeder seine kleine, ihm vorgeschriebene Strecke. Sie laufen nicht in einer sorgsam vorbereiteten Kampfbahn, sondern über Straßen und Felder, durch einsame Dörfer und mitten durch die Straßen der großen Städte, durch Wälder und über Flüsse. In ihren Händen aber tragen sie das Geheimnis ihres Laufes: das olympische Feuer, das seinen Weg nimmt von der geweihten Stätte zu Olympia nach dem fernen Stadion zu Berlin, dem Schauplatz der XI. Olympischen Spiele. Mit gläubigem Herzen tragen sie in ihren jungen starken Händen die heilige Flamme, die über alle Grenzen hinweg die Völker zusammenschweißt und verbindet in friedlichem Wettkampf.

Mitten in der märkischen Heide aber, nahe dem gewaltigen granitenen Tor, das den Eingang bildet zu dem jüngsten und großartigsten Sportfeld der Erde, steht ein Mann mit grauen Schläfen und jugendlichem Feuer in den Augen. Er wartet voll Ungeduld, denn ihm ist die Ehre zuteil geworden, die Flamme zu tragen mitten in das Stadion und mit der Fackel das olympische Feuer zu entzünden, mit der Fackel, die aus seiner Heimat kommt: Es ist Spyros Louis, ein kleiner Kaufmann, ein ehemaliger Hirte aus einem kleinen Dorfe in der Nähe Athens. Es ist Spyros Louis, der erste Sieger im ersten Marathonlauf der ersten Olympischen Spiele der Neuzeit.

*

Wir schreiben den 29. März 1896. Ein sonnenwarmer wunderschöner Frühlingstag liegt über Athen, das um die Mittagsstunde dieses Tages einem aufgescheuchten Bienenhause gleicht. In hellen Scharen ziehen Tausende und Zehntausende hinaus zum Ufer des Ilissos, wo vor wenigen Monaten der Architekt Metaxas das große Werk begonnen hat, das alte Stadion des Lykurgos in neuem Glanze erstehen zu lassen und wo seit nunmehr fünf Tagen Hunderte der besten Athleten aus allen Ländern der Welt ihre Kräfte messen. Heute nun ist ein besonderer Tag da draußen. Es ist ein billiger Tag eingeführt worden von den hohen Herren des olympischen Komitees, und man hat schon für eine halbe Drachme einen sehr guten Platz erhalten und sich das seltsame Schauspiel einmal betrachtet. Außerdem ist heute der Tag des Marathonlaufes. Und der König selbst wird im Stadion erscheinen.

Kein Wunder, daß um die zweite Nachmittagsstunde das prächtige Stadion bis auf den letzten Platz gefüllt ist. Kopf an Kopf drängt sich die Menge auf den treppenartig emporsteigenden Mauern. Die meisten sind im dunklen Festtagsgewand erschienen, und so bildet die schwarze Menschenmasse einen seltsamen Kontrast zu den schneeweißen Mauern aus pentelischem Marmor. Bis hinauf zu den Kränzen der gewaltig ansteigenden Mauer sitzen, stehen, hocken die Menschen, ganze Scharen haben den nahen Gipfel des Berges Ardettos bestiegen und genießen nun weit über die Kampfbahn hinweg den Blick hinüber zu den ewigen Ruinen der Akropolis und weiter bis zum fernen südlichen blauen Meer. An die siebzigtausend Menschen mögen es gewesen sein, die diesen fünften Kampfplatz der Olympischen Spiele zu Athen miterlebten.

Es geht auf 3 Uhr, und langsam beginnt die Menge unruhig zu werden. Die meisten wissen ja nur, daß heute mittag um die zweite Stunde in Marathon die Läufer gestartet sind, die nun in rastlosem Lauf dem Stadion und dem Sieg zustreben. Wie lange sie wohl brauchen werden? Und wer wird Sieger sein? Vassilakos vielleicht, er soll ein guter Läufer sein! Oder der junge Velokas? Oder gar . . .? Nein, nicht auszudenken, daß ein Ausländer den Pokal von Marathon gewinnen könnte. Seit Tagen, ja seit Wochen läßt dieser Gedanke die Griechen nicht ruhen. Sie wissen, daß sie im modernen Sport nicht so gut sind wie manche andere Völker, und die ersten Tage dieser Wettkämpfe haben gezeigt, daß vor allem die Amerikaner Sportsleute und Kämpfer sind, die alle anderen übertreffen.

Alle Läufe haben sie gewonnen, ja selbst das Kugelwerfen und das Spiel mit dem Diskus.

Aber den Lauf von Marathon muß ein Grieche gewinnen! 25 Läufer haben sich am Abend des 28. März nach Marathon begeben, um dort in einem einfachen Gasthaus zu übernachten. Sie müssen ihre Kräfte in aller Ruhe auf den großen Kampf des morgigen Tages konzentrieren können. Ein leichtes Mittagsmahl, noch eine kurze Ruhepause. Dann stehen sie in dichtem Rudel beisammen und warten auf den Startschuß, den Oberst Papadiamantopoulos von der Leibgarde des Königs abgibt.

Und schon beginnt das Rennen. Da ist Flack, der glänzende Australier. Er hat vor drei Tagen die 1500 Meter und erst gestern auch noch die 800 Meter gewonnen. Ein glänzender Läufer, und schon hat er auch hier die Spitze genommen und zieht davon. Aber Lermusiaux, der Franzose, ist auch dabei Und der Ungar Kellner und Black, der Amerikaner, und sie laufen davon wie die Teufel.

Ganz ruhig aber, Schritt für Schritt, zieht Spyros Louis seine Bahn, der Hirte von Amarussi. Er weiß, daß es ein weiter Weg ist, und er weiß, daß die Mittagssonne brennt. 42 Kilometer gewinnt man nicht im Spurt.

Er muß leise lächeln über die aufgeregten Rufe und Schreie seiner Landsleute, die die Strecke säumen und ihn antreiben wollen.

Wie? Black, der Australier, ist schon vor zwei Minuten hier durch? Laßt ihn doch, ich werde ihn schon holen! Wie? Ich bekomme eine goldene Uhr und eine silberne Tabaksdose, wenn ich gewinne? Der reiche Lamoros hat eine kostbare Vase gestiftet für den Sieger?

Ja, sie sind dankbar und gut, seine Landsleute. Sie meinen es ehrlich und wollen, daß ein Grieche den Pokal von Marathon gewinnt. Aber was wissen sie von den 42 Kilometer, die es zu laufen gibt. Was wissen sie von der Sonne, die jetzt immer heißer wird, von dem Durst, der brennt und quält? Jawohl, schreit ihr nur, ich mache jetzt eine Pause, ich verschnaufe ein wenig, ja ich trinke sogar. Schimpft nur, nachher werdet ihr jubeln.

Denn niemand wird diesen Lauf gewinnen als ich, Spyros Louis aus Amarussi. Ich werde den Australier schlagen und auch den Franzosen und auch den Velokas werde ich schlagen, obwohl er ein guter Läufer ist.

Aber ich, Spyros Louis, bin besser. Und ich werde laufen und siegen, nicht wegen der silbernen Tabaksdose und wegen der Uhr, nicht einmal um der Vase willen, die der reiche Lamoros gestiftet hat, obwohl sie sehr schön und kostbar sein soll.

Nein, ich werde gewinnen, weil es um den Pokal von Marathon geht.

*

Und die Siebzigtausend im Stadion stehen und harren und hoffen. Und es geht sie wenig an, daß da drunten auf der Kampfbahn wieder die Amerikaner gewinnen, wie sie wollen, den 100-Meter-Lauf und den Hochsprung und den Weitsprung und den Lauf mit den Hürden. Und sie sollen nur schreien und ihre Fähnchen schwenken, bald kommt der Läufer von Marathon, und das muß, das wird ein Grieche sein!

Da, ein Radfahrer. Er kommt von der Strecke! Es ist der Deutsche Goederich, er tritt zum König und ... ein Stöhnen geht durch die Menge: Nach 36 Kilometer führt der Australier Flack mit gutem Vorsprung!

Wie ein Alpdruck legt es sich auf die Zehntausende. Sie klagen, ja, manche weinen sogar, andere beten, zu Gott, zu den Göttern, laß einen Griechen den Lauf von Marathon gewinnen...

Und die Gebete werden erhört, der Wunsch aller, er wird Wirklichkeit! Hoch zu Roß erscheint — es ist inzwischen schon beinahe 5 Uhr geworden — Oberst Papadiamantopoulos, der Starter von Marathon. Geradewegs auf den König geht er zu. seine Augen blitzen.

Mit lauter Stimme ruft er aus: „Ein Grieche wird

Sicherer Weg zur Zufriedenheit!

Beim Kauf eines Automobils hat Ihre endgültige Wahl auf Jahre hinaus bestimmenden Einfluß auf Ihr Glück, Ihre Zufriedenheit, Ihre Stimmung und Laune. Von dieser endgültigen Wahl hängt weit mehr ab als von der Wahl eines anderen Gebrauchsgegenstandes.

Deshalb ist es in Ihrem Interesse unerläßlich (entschuldigen Sie das ernste Wort), daß Sie vor dem Kauf alle Wagen, die nach ihrem Preis für Sie in Betracht kommen, sorgfältig prüfen und rücksichtslos probefahren. Nur so können Sie mit Sicherheit den richtigen Wagen für Ihre Zwecke und Ansprüche wählen.

Die OPEL-Wagen stehen Ihnen zur unverbindlichen Prüfung und Probefahrt bei Ihrem OPEL-Händler zur Verfügung, Sie brauchen dort nur anzurufen!

ADAM OPEL A. G.
Rüsselsheim a. M.

Opel P4 von RM 1650 an
Opel „Typ Olympia" Cabr.-Lim. und Limousine RM 2500
Opel „6" von RM 3250 an
Preise ab Werk

...frei sein!

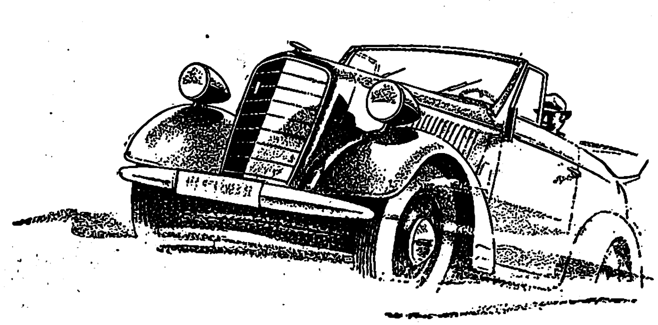


— nur einmal am Tag, nur eine Stunde!

Stunde der Freiheit, Stunde der Selbstbesinnung, der Selbstbestimmung! Die Kraft, die sie uns gibt, gibt uns den Schwung, die Freude und den Mut zum Planen und Wagen, zu Arbeit und Erfolg.

Wir wollen sie uns erobern, diese Stunde der Freiheit! Uns freimachen von den Alltagstyrannen, die sie uns vorenthalten wollen! Auch einmal „Zeit haben"!

Hunderttausende haben es schon geschafft. Ihr eigener Opel gab ihnen die Freiheit, gibt ihnen tagtäglich Glück und Zufriedenheit.



den Lauf von Marathon gewinnen! Spyros Louis nähert sich als Erster dem Stadion!"

Da gibt es kein Halten mehr, da stürzt alles von den Bänken und Stufen der Arena herab, da brüllen und schreien sie und drängen dem Ausgang zu, dem Sieger von Marathon entgegen.

Und wirklich, schon erscheint, ein wenig verschwitzt, aber noch recht frisch, Spyros Louis und läuft mit hurtigen Schritten in die Arena ein. Die Offiziere und Bürger, die Prinzen des königlichen Hauses selbst laufen jubelnd und schreiend mit ihm zusammen die letzte, die Ehrenrunde durch das brausende, tobende Stadion.

An diesem Abend steht Athen in hellen Flammen, ein Feuerwerk, wie Griechenland es noch nie gesehen, steigt prasselnd im Piräus auf. Wie zu der Urväter Zeiten künden die Flammen weithin: Sieg, Sieg, Sieg! Ein Grieche hat den Lauf von Marathon gewonnen!

Spyros Louis aber, der kluge und tapfere Sieger dieses ersten Marathonlaufes der Neuzeit, hat sich sacht hinweggeschlichen aus dem Festestrubel und hat mit wenigen Freunden den Heimweg angetreten in das kleine Dorf, das seine Heimat ist.

Ein böses Omen für Dorando Pietri!

Am vorletzten Tag der Olympischen Spiele zu London — am 24. Juli 1908 — ist der Riesenbau des Shepperds Bush mit seinen achtzigtausend Plätzen zum ersten Male überfüllt. Vergeblich bemühen sich immer noch Tausende, Einlaß zu erhalten; umsonst, die Tore sind geschlossen. Sie öffnen sich nur, um die vierspännigen Karossen hindurchzulassen, die den König selbst ins Stadion bringen, in seiner Begleitung den Prinzen von Wales, den Herzog von Connaught und mehrere ausländische Potentaten.

Es ist ein großer Tag. Die Massen aber, die keinen Einlaß mehr fanden, verteilen sich rasch und säumen nun die lange Strecke, die von Schloß Windsor — über 40 Kilometer weit — bis zu der eigentlichen Kampfstätte führt. Denn hier, auf dieser Strecke, wird heute der Marathonlauf ausgetragen und um seinetwillen sind die Zehntausende erschienen. Windsor Castle mit seinen seltsamen viereckigen Türmen liegt in strahlendem Sonnenschein, als um die zweite Nachmittagsstunde 57 Läufer dem Starter sich stellen.

Die besten Läufer von 20 Nationen. Da ist Duncan, der prachtvolle englische Langstreckler, die Hoffnung der Massen. Dann Pompson, der Kanadier, der große Schwede Svanberg, der vor zwei Jahren in Athen bei den Olympischen Spielen nur knapp hinter dem Kanadier Sherring als Zweiter einkam. Und Langboat ist da, der unheimliche stille Indianer, von dem die Amerikaner Wunderdinge berichten.

Seit Tagen sind sie alle den Massen gut bekannt, man hat die Aussichten jedes einzelnen genauestens abgewogen, ehe man fünf Schilling oder gar ein halbes Pfund auf ihn wettete. Nun laßt uns mal sehen . . .!

Unter den 57 ist einer sehr unglücklich. Es ist Pietri, ein Italiener, mit dem schönen klangvollen Vornamen Dorando. Er ist unglücklich, denn er steht nicht im Programm. Das heißt, er steht wohl im Programm, aber falsch. Die Veranstalter haben seinen Namen einfach umgedreht und nennen ihn nun Dorando, haben seinen Vornamen zum Nachnamen gemacht und, weil es ihnen besser zu klingen schien, haben sie ihn nun auch noch Pietro mit Vornamen genannt, und so steht er im Programm — und in der ganzen Sportgeschichte — als Pietro Dorando, und beinahe hätte so ein Mann mit falschem Namen den Marathonlauf des Jahres 1908 gewonnen. Das heißt, eigentlich hat er ihn gewonnen, aber . . . Doch davon wollen wir ja gerade erzählen.

Dorando also — wie auch wir ihn nennen wollen —, betrachtete diesen ihm in der Taufe nicht gegebenen Vaternamen als ein böses Omen. Aber gerade deshalb ging er mit Feuereifer in den großen Lauf. Es war ein enormes Rennen. Es war, wie schon gesagt, der 24. Juli, und die Sonne brannte unerbittlich hernieder, und wenn auch die Straßen von Windsor Castle bis hinab nach London gut besprengt waren, so gab es doch allerhand Staub zu schlucken, vor allem, wenn man nicht an der Spitze lag.

Dorando lag nicht an der Spitze. Die hatte sofort nach dem Start der große Duncan genommen und dicht bei ihm liegt sein Landsmann Price, und die Zehntausende im Stadion lasen begeistert von den Nummerntafeln, die ihnen den Stand des großen Rennens sorgfältig verkünden, daß zwei Engländer in Front liegen.

Nach vierzehn Kilometer hat Duncan genug. Er ist ein guter Langstreckler, aber eben doch kein Marathonläufer. Doch abermals ist ein Engländer vorn, zu Ehren des Union Jack sei es gesagt, der junge Lord hat die Spitze genommen und führt. Führt allerdings nur knapp vor dem Südafrikaner Hefferon.

Das scheint ein bedrohlicher Gegner zu sein, und so entschließt sich Price selbst, die letzte große Hoffnung Englands, die Führung zu übernehmen. Aber lange kann er das nicht. Unaufhaltsam geht der Südafrikaner Hefferon vor und führt bis zum 37. Kilometer. Da erstehen ihm neue Gegner. Hayes, der Amerikaner, kommt in gutem Stil nach vorn, und mit ihm erscheint ein gänzlich Unbekannter an der Spitze, ein Italiener, Startnummer 19, Pietro Dorando!

Verbissen hat er sich durch Staub und Hitze vorgearbeitet, verbissen hat er dem Südafrikaner die Spitze abgenommen, jetzt läuft er, nein, taumelt er ins Stadion. Und so ehrliche Sportleute sind die Engländer: brausender Beifall empfängt ihn. Aber noch ist er nicht im Ziel. Noch trennen ihn 300, noch 200 Yards von der Marke.

Da bricht er stöhnend zusammen. Es war zuviel.

Aber wie aus weiter Ferne vernimmt er Stimmen, die seinen Namen rufen. Es ist die kleine Schar der italienischen Freunde, die ihn verzweifelt anfeuern.

Taumelnd erhebt er sich, läuft ein paar Schritte. Steht.

Dreht sich und — ein Schrei des Entsetzens geht durch die Menge — läuft rückwärts.

Da springen Zuschauer in die Bahn, die solchen Wahnsinn nicht mit ansehen können. Drehen ihn, weisen ihm das Ziel. Wieder beginnt er zu laufen, sinkt wieder nieder, steht wieder auf, schleppt sich, todmüde, wie ein weidwundes Tier dem Ziel zu. Und liegt kaum 20 Meter vom rettenden Pfosten entfernt, ohnmächtig am Boden.

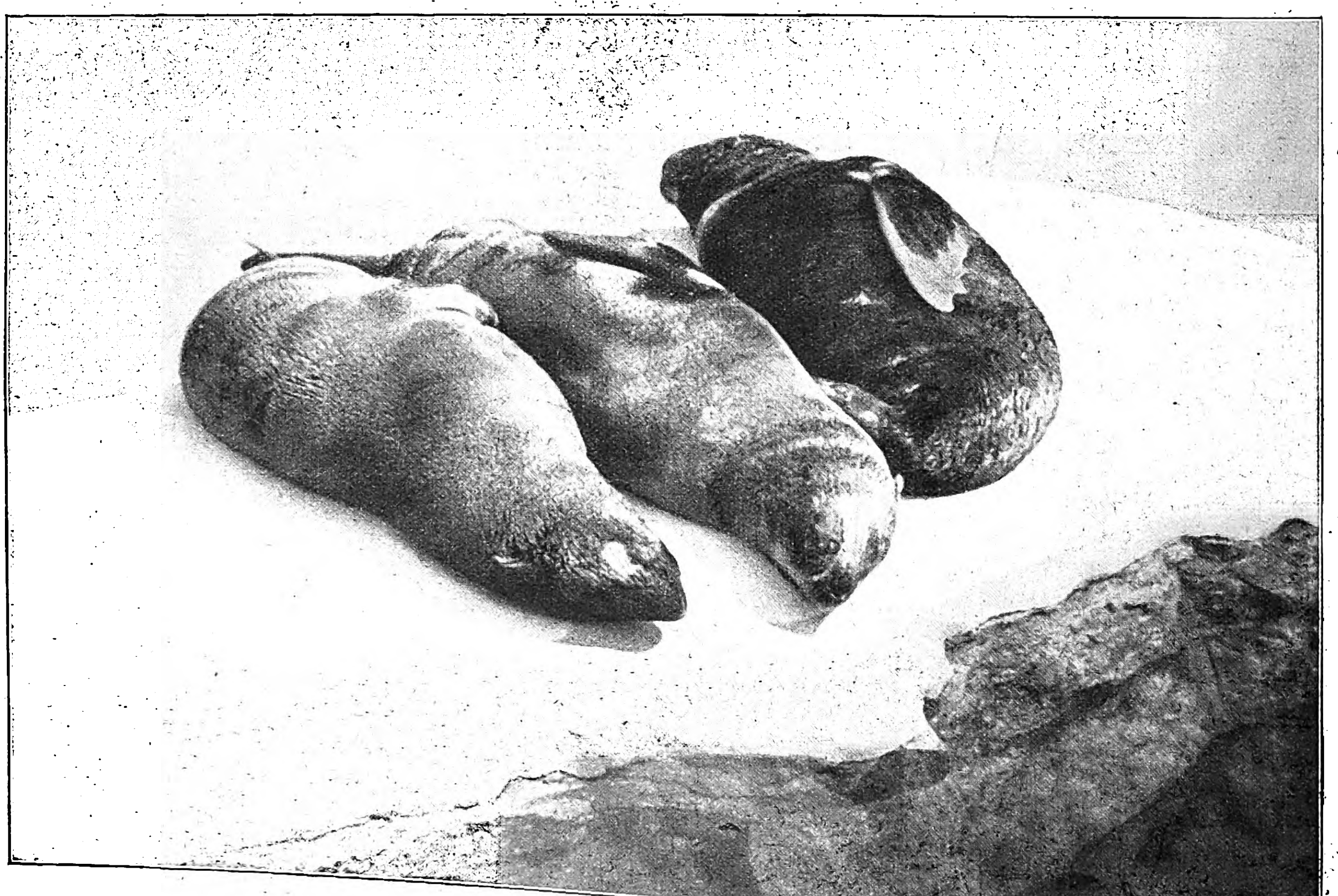
Schon künden Rufe von draußen, daß ein zweiter Läufer naht. Es ist Hayes, der Amerikaner, der frisch und munter dem Ziel zustrebt. Da reißen die Bande der Disziplin, da packen Bobbys und Zielrichter zu, fassen den ohnmächtig Daliegenden unter den Schultern und schleppen und schieben ihn durchs Ziel. Mit geschlossenen Augen wankt er über die Linie, dann bricht er ohnmächtig zusammen.

Natürlich protestierten die Amerikaner gegen diese streng verbotene Hilfe und natürlich mußte der Sieg dem Amerikaner Hayes zugesprochen werden, der wenig später als Zweiter einlief.

Der wahre, moralische Sieger dieses Laufes von Windsor Castle ins Stadion zu London 1908 aber ist und bleibt doch der heldenhafte Italiener Pietri, der unter dem Namen Dorando lief und unter diesem Namen berühmt wurde für alle Zeiten.

Der Mann mit dem Endspurt

Shepperds Bush ist das großartigste Stadion, das die Welt jemals gesehen. 80 000 Zuschauer faßt diese überdimensionale Arena und jeder von ihnen hat guten Überblick. Aus Eisen und Beton wächst dieses gigantische Rundtheater in den Londoner Nebel hinein. Kalt und nüchtern und zweckdurchdacht, wie die Menschen selbst, die es schufen. Außen geht rundherum die Radrennbahn, dann kommt die Laufbahn der Athleten mit fast 600 Yards, und darinnen liegen die saftgrünen Rasenflächen für Fußball und Rugby und Polo und umschließen selbst wieder das Schwimmstadion, das eine



Endlich kann man wieder sonnenbaden!
Weltbild.

ideale Kampfbahn aufweist und einen versenkbaren Turm für die Wasserspringer, und daneben ist auch ein Tennisfeld. Man kann schon sagen, die Sache ist all right. London ist die größte Stadt der Welt, Sheppards Bush ist die beste Sportanlage der Welt, und die Olympischen Spiele 1908 sind die größten, die die Welt bisher sah. Und dennoch sind die Engländer nicht zufrieden.

Da sind nämlich die Amerikaner. Diese amerikanischen Athleten gehen einem so nach und nach auf die Nerven. Sie gewinnen so ziemlich alles, was es zu gewinnen gibt; diese Sheppard und Ewry und Flanagan und Co. machen die Athletikwettbewerbe so ziemlich unter sich aus.

Und besonders war es der Stil der Läufer, der den Engländern mißfiel! Die Amerikaner gingen auch in den Mittelstrecken einfach vom Start weg los, sie durchrasten die erste Hälfte wie in einem Sprint, und bevor die anderen überhaupt zur Besinnung kamen, waren sie schon erledigt, abgehängt, einfach totgelaufen. Man sah keine feinen Endkämpfe mehr mit Endspurt und Handbreitesieg und so. Das mißfiel den Engländern, wie gesagt, außerordentlich, und darum kamen sie in so große Begeisterung, als am achten Tage dieser Spiele ein Mann erschien, der ganz nach ihrem Herzen lief, ein Mann mit Endspurt.

Es war in der Entscheidung des 800-Meter-Laufes. Ein auserlesenes Feld hatte sich zusammengefunden. Lunghi, der Italiener, und der Ungar Bodor, die beiden besten Mittelstreckler des Kontinents. Dann Just, Englands ganze Hoffnung, und sein Landsmann Fairbairn. Und schließlich natürlich wieder drei Amerikaner, Halstead, Beard und der Favorit Sheppard, der gleich am zweiten Tag der Spiele einen wunderbaren Rekord gelaufen war.

Der achte Starter ist der junge Hanns Braun aus München, ein Deutscher.

Totenstill ist es im weiten Stadion, als der Startschuß fällt. Die Engländer haben sich ihre besondere Taktik zurechtgelegt für diesen Lauf, den sie unbedingt gewinnen wollen. Sie werden diesmal die Amerikaner selbst totmachen, indem sie von Anfang an selbst Tempo laufen. Und so geht dann Fairbairn los wie der Teufel, als Schrittmacher für seinen besseren Landsmann Just. Aber schon nach 300 Meter geht ihm die Puste aus, und dieser Sheppard ist schon wieder an der Spitze und tut, als sei es ein gemütlicher Lauf. 52 Sekunden messen die Zeitnehmer, als die halbe Strecke zurückgelegt ist, und Sheppard liegt klar vorne, und die amerikanische Zuschauerkolonne macht einen Höllenlärm. Wohl liegen Just und der Italiener Lunghi dicht hinter ihm, aber der Engländer ist schon geschlagen.

Unwiderstehlich zieht der Amerikaner dem Sieg und einem phantastischen Weltrekord entgegen. Lunghi ist guter Zweiter, und Just muß froh sein, daß er Dritter wird. Doch, was ist das? Aus dem hinteren Feld, das in diesem Augenblick förmlich stehen zu bleiben scheint, löst sich eine Gestalt.

Der Deutsche!

Mitten aus diesem Höllentempo setzt dieser Junge noch zu einem Endspurt an, wie man ihn lange nicht mehr sah. Unaufhaltsam geht er an Just heran — passiert ihn — da ersteht ihm in dem Ungar Bodor ein neuer Gegner!

Brust an Brust fliegen sie dem Ziele zu. Doch fünf Meter vor der Marke spurtet der Deutsche noch einmal, holt sich und seinem Lande den dritten Platz. Und so begeistert sind die Engländer von diesem Mann mit dem Endspurt, daß sie jubelnd ganz vergessen, daß es ja eigentlich Braun war, der ihren Just um den wertvollen dritten Platz brachte.

Aber noch hatte der Münchener nicht alles gezeigt. Noch lag ihm das ungewohnte schwere englische Essen im Magen und die stürmische Überfahrt über den Kanal.

Am vorletzten Tag der Spiele aber gab er dann einen Spurt zum besten, der den Engländern das Herz im Leibe lachen ließ. Es war die Staffel, jene Staffel, die wir in Deutschland gern als „Olympische Staffel" bezeichnen, die Staffel über 1600 Meter. Und zwar wurde sie so gelaufen, daß zuerst die beiden kurzen Strecken erledigt wurden, dann kam der 400-Meter-Mann und schließlich die 800. Natürlich war wieder Amerika Favorit. Hamilton, Cartwell, Taylor und Sheppard stellten ja auch eine Mannschaft dar, die einfach nicht zu schlagen war...

Es konnte sich also nur darum handeln, wer hinter USA. als ehrenvoller Zweiter einkam, und da waren es vor allem die Ungarn, die mit ihrer vorzüglichen Mannschaft beste Aussichten geltend machten. Die Deutschen hatten sich ebenfalls bis zum Endlauf durchgearbeitet und stellten sich den beiden großen Gegnern mit: Hoffmann, Eicke, Triloff und Braun.

Es begann böse. Amerika lag gleich beim ersten Wechsel mit 8 Meter vorn, auch Ungarn hatte drei Meter gewonnen, und als der dritte Mann gelaufen war, sah sich Hanns Braun auf weiter Flur allein mit 20 Meter hinter Sheppard, der unschlagbar dem sicheren Siege entgegenlief, und mit gut fünf Meter hinter Bodor, dem vorzüglichen Ungarn.

Dennoch wagten die Deutschen auf den Rängen und auf der Tribüne noch zu hoffen. Aber der Ungar ging gleich mit voller Wucht los, und noch 80 Meter vor dem Ziel blieb Braun mit denselben fünf Meter zurück wie am Anfang.

Da ging ein Schrei durch die Massen, mit Riesenschritten kam der Deutsche herangefegt, Meter um Meter holte er auf, jetzt waren sie auf gleicher Höhe. Aber auch der Ungar war ein glänzender Spurter. Er gab nicht nach. Noch 20, noch 10 Meter. Da war der Widerstand gebrochen. Da hatte Hanns Brauns unbeugsame Energie gesiegt. Deutschland hatte den zweiten Platz belegt, und die deutsche Flagge ging am olympischen Mast empor.

Es war die letzte Konkurrenz im überfüllten Sheppards Bush-Stadion zu London 1908. Und wenn es auch noch nicht zu olympischen Siegen reichte, in diesen Läufen gegen die Besten der Welt, so schöpfte doch die deutsche Leichtathletik aus Hanns Brauns Großtaten die Kraft zu ihrem späteren großen Aufstieg.

Wenn immer in Deutschland von olympischen Spielen die Rede ist, dann wird der Name Hanns Braun genannt werden müssen, jenes Münchener Leichtathleten, der zwar keine olympischen Siegesehren errang, der aber ein Wunderläufer war, der in seiner Persönlichkeit und seiner Ritterlichkeit und in seinem einzigartigen Laufstil bisher keinen Nachfolger in deutschen Landen gefunden hat.

Hanns Braun in seinem rassigen Stil laufen und siegen zu sehen, war ein Genuß. Seine sportliche Laufbahn war bis zu den Stockholmer Spielen ein fast ununterbrochener Siegeszug. Sogar drüben in Amerika begann man aufzuhorchen über die Leistungen des Deutschen, dem im Jahre 1909 bei den englischen Leichtathletikmeisterschaften ein sensationeller Halbmeilen-Sieg gelungen war. Zum ersten Male seit Bestehen der englischen Meisterschaften zerriß ein Deutscher das Band als Sieger. Zwei Jahre später wiederholte Hanns Braun in England seinen Erfolg, und als das Olympiajahr 1912 anbrach, da hatte Deutschland in dem Münchener einen Leichtathleten, der alle Hoffnungen seines Landes auf einen olympischen Sieg hob. In London war Hanns Braun im Juni 1912 zum dritten Male englischer Halbmeilen-Meister geworden und dann nach Stockholm gefahren, um dort der Übermacht der amerikanischen Leichtathleten gegenüberzutreten.

Das Stockholmer Stadion glich am Tage der Entscheidung des 800-Meter-Laufes einem Hexenkessel. Wir Deutsche saßen an diesem 8. Juli fiebernd vor Erwartung auf der Tribüne. Die große Kolonie der amerikanischen Schlachtenbummler, in einem besonderen Block, mit Lärminstrumenten ausgerüstet, uns gegenüber. Für die Amerikaner stand sehr viel auf dem Spiel. Ein Europäer machte zum ersten Male den Versuch, die Yankees auf ihrer ureigensten Domäne zu schlagen. Ein verzweifelter Abwehrkampf um das bedrohte Prestige gegen den gefürchteten Deutschen ließ die Amerikaner James Meredith, Melvin Sheppard und John Davenport in ihren Leistungen über sich hinauswachsen.

Die deutsche Leichtathletik, noch jung an Jahren, hatte zum ersten Male einen Vertreter am Start, dessen Name in jenen Tagen in aller Mund war. Gelingt es Hanns Braun, die sechs Amerikaner und den Kanadier, die mit ihm den Endlauf bestritten, niederzuringen? Sollte die jahrzehntelange Vorherrschaft der Amerikaner gebrochen werden?

Blaß stand der überschlanke Münchener am Start. Im Stadion, über dem hochsommerliche Hitze lag, verstummte auf einmal der Lärm. Die Läufer standen startbereit. Da ertönte der Schuß, und acht Männer liefen das Rennen ihres Lebens. Sheppard lag an der Spitze, hinter ihm Meredith, dann kam der Deutsche und dahinter die übrigen Amerikaner und der Kanadier. Wir erkannten sofort, daß die Amerikaner nach einer raffinierten Taktik liefen.

Sie hatten den Deutschen vollständig eingeschlossen, ohne dabei unfair zu laufen. Fiebernd vor Erregung standen wir droben auf den Tribünen und riefen: Braun, Braun, Braun!

Das Rennen näherte sich dem Höhepunkt. Als das Feld in die Zielkurve kam, da lag Hanns Braun immer noch eingeschlossen zwischen den Amerikanern, die nun einen unheimlichen Spurt begannen. Als aber in der Zielgeraden der so gefürchtete Spurt des Münchners ausblieb, da war es klar, daß Hanns Braun in diesem 800-Meter-Lauf eine Niederlage erleiden mußte.

Später saß er weinend in seiner Kabine, denn der Traum seines Lebens, einen olympischen Sieg zu erringen, war nicht in Erfüllung gegangen. In einer schier unglaublichen neuen Weltrekordzeit von 1 Minute 51,9 Sekunden war der junge Meredith — und das war die zweite Sensation dieses Rennens — vor seinen Landsleuten Sheppard und Davenport Sieger geblieben. Hanns Braun hatte das Rennen in den letzten Metern als aussichtslos aufgegeben.

Auf der Heimfahrt von Stockholm nach Berlin saßen wir damals mit Hanns Braun zusammen und unterhielten uns eingehend mit ihm über den denkwürdigen Stockholmer 800-Meter-Lauf. „Wissen S'", meinte er in seinem gemütlichen bayerischen Dialekt, „wenn man mich nicht vorher überall als Sieger proklamiert hätte, wäre ich nicht so nervös gewesen. Ich hoffe, in Berlin Revanche für meine Stockholmer Niederlage nehmen zu können."

Und acht Tage nach den Stockholmer Spielen schlug Hanns Braun, Deutschlands größter Sportsmann der Vorkriegszeit, seinen Bezwinger Meredith in Berlin in einem herrlichen Kampf. Das war eine Genugtuung für den Münchener, aber natürlich keine Entschädigung für den entgangenen olympischen Lorbeer.

Drei deutsche Flaggen am Siegesmast.

Die Stockholmer Olympischen Spiele 1912, die größten und bedeutendsten der Vorkriegszeit, werden für alle Zeiten in der Geschichte der deutschen Olympiabeteiligung einen besonders ehrenvollen Platz einnehmen. In Stockholm, in dem herrlichen, an der Stelle des alten Idrottsparken im Osten der Stadt erbauten Stadion, hat Deutschlands Olympiamannschaft nicht nur zum ersten Male einheitliche Kleidung getragen, sondern erkämpfte auch den größten Erfolg, den Deutsche je bei olympischen Spielen bisher erzielten.

Was seit dem Bestehen der Olympischen Spiele nur ganz wenigen Nationen vergönnt war, nämlich des eigenen Landes Flaggen in einem Kampf an allen drei Siegesmasten flattern zu sehen, das gelang Deutschlands Schwimmern in Stockholm in zwei Kämpfen: Im 200-Meter-Brustschwimmern und im Kunstspringen.

Nie war Deutschlands Schwimmsport bei olympischen Spielen erfolgreicher als in Stockholm, wo deutsche Schwimmer in der Gesamtwertung der Nationen auf schwimmsportlichem Gebiet mit 22 Punkten an der Spitze standen vor Schweden mit 18 Punkten, England mit 15 Punkten, Australien mit 12 Punkten und Amerika mit 9 Punkten. Wenn man dieses Gesamtergebnis der Schwimmer, bei dem Amerika sich mit dem 5. Platz begnügen mußte und die Japaner überhaupt noch nicht vertreten waren, betrachtet, so kann man sich einen kleinen Begriff von der grundlegenden Umwälzung der schwimmerischen Leistungen der Nationen seit 1912 machen.

Drei deutsche Flaggen am olympischen Siegesmast!

Die Bedeutung dieses Erfolges kann nur richtig ermessen, wer einmal bei der olympischen Siegeszeremonie unter den Tausenden im Stadion stand und dieses Hochgefühl eines olympischen Sieges miterlebte.

Die Sonne brannte in jenen Augusttagen 1912 unbarmherzig vom Himmel, als es draußen auf der Schwimmbahn im prachtvollen Djurgardsbrunnsviken zu diesen unvergeßlichen deutschen Schwimmersiegen kam. Wir saßen hemdärmelig auf der überfüllten Tribüne der Schwimmbahn, auf der an jenem Abend die Hauptentscheidungen in den Schwimmkämpfen fielen. Die Amerikaner hatten ein Schwimmphänomen, den Insulaner Duke Kahanamoko mitgebracht, den damals schnellsten Schwimmer der Welt. Nach Mißerfolgen in den freien Schwimmarten waren wir etwas niedergeschlagen, aber die großen Siege im Brustschwimmen und Kunstspringen glichen versöhnend aus.

Das war ein Erlebnis: drei Deutsche im 200-Meter-Brustschwimmen in Front zu sehen, und da flogen unsere Strohhüte in die Luft, als die drei Deutschen kurz hintereinander am Ziel anschlugen. Der Breslauer Bathe brachte es sogar zu einem Doppelerfolg im 200-Meter- und 400-Meter-Brustschwimmen. Im 200-Meter-Brustschwimmen belegten Bathe, Breslau, Lützow, Eßlingen, und Malisch, Berlin, die drei ersten Plätze, wobei Bathe mit 3 Minuten und 18 Sekunden einen olympischen Rekord aufstellte.

Im Kunstspringen waren sogar vier Deutsche in Front. Es war die Zeit, in der wir noch ungeschlagen alle Springen auf internationalen Konkurrenzen bestreiten konnten; heute haben uns die Amerikaner auf diesem Gebiet weit überholt. Günther, Hannover, Luber, München, Behrens, Magdeburg, und Zürner, Hamburg, der schon 1908 in London im Kunstspringen erfolgreich gewesen war, belegten in dieser Reihenfolge die vier ersten Plätze. Unvergeßlich der Augenblick, als im Schwimmstadion an den drei olympischen Siegesmasten die schwarzweißrote Flagge hochging, die Tausende sich erhoben und wir Deutsche unsere Nationalhymne sangen.

Nie haben Deutsche bei olympischen Spielen je einen größeren Erfolg errungen als Deutschlands Schwimmmannschaft bei den Olympischen Spielen 1912 in Stockholm.

Und doch gab es noch eine Reihe anderer schöner deutscher Erfolge. Einer der schönsten war Liesches große Hochsprungleistung.

*

Seit Hans Liesche, der Eimsbütteler, vor 24 Jahren in Stockholm beim Hochsprung mit 1,91 Meter den zweiten Platz hinter dem Amerikaner W. Richards mit 1,93 Meter belegte und eine silberne olympische Medaille mit nach Hause brachte, sind nie mehr Deutsche bei olympischen Spielen in die Hochsprungentscheidung gekommen. Der Deutsche hatte in diesem aufreibenden Kampf um den Zentimeter ein halbes Dutzend Amerikaner gegen sich, von denen am Schluß nur noch Richards übrigblieb. Niemand hätte im deutschen Lager daran gedacht, daß sich der Eimsbütteler in der Entscheidung so weit nach vorn schaffen würde. Und als das Megaphon die letzten Versuche ankündete, da saßen wir erregt im Stadion und verfolgten in atemloser Spannung den Zweikampf Richards — Liesche.

Als 1,89 Meter nur noch von den Amerikanern Horine und Richards und von Liesche bewältigt wurden, da war der dritte Platz für Deutschland gesichert. Von Horine war bekannt, daß er sechs Wochen vor den Stockholmer Olympischen Spielen in Amerika mit 2,02 Meter einen fabelhaften Hochsprung-Weltrekord geschaffen hatte. Er war deshalb im Hochsprung allgemein der Favorit.

Die Latte wurde auf 1,91 Meter gelegt. Richards begann und riß die Latte. Sein Landsmann Horine ebenfalls.

Als dem Deutschen sein erster Sprung gelang, ging der Amerikaner Horine sofort auf Liesche zu und beglückwünschte ihn, weil er als erster den in London 1908 aufgestellten olympischen Rekord von 1,90,5 Meter überboten hatte.

Beiden Amerikanern mißlang auch der zweite Sprung, und beim dritten Sprung schied Horine zur allgemeinen Überraschung aus. Die Entscheidung lag jetzt nur noch zwischen Richards und dem Deutschen Liesche. Wird es unserem Mann gelingen, den Weltmeistertitel im Hochsprung zu erringen? Es fiel ihm schwer, sich bei dem Lärm, der im Stadion herrschte, zu konzentrieren. Der Amerikaner bereitete sich auf den ersten Versuch für 1,93 Meter vor. Er schaffte diese Höhe beim ersten Sprung. Nun war der Deutsche an der Reihe. Liesche hatte Pech und riß mit der Linken die Latte. Durch diesen unglücklichen Sprung war der Deutsche so deprimiert, daß er auch beim zweiten und dritten Sprung nicht über die Latte kam.

Wir waren trotzdem stolz auf Liesches Hochsprungleistung. Und als am Siegesmast die deutsche Flagge für den zweiten Platz hochging, da herrschte große Freude bei den Deutschen.

*

Wer selbst die V. Olympischen Spiele in Stockholm miterlebt hat, der kann von vielen unvergeßlichen Er-

lebnissen berichten, die Sportgeschichte geworden sind Da taucht in der Erinnerung das Endspiel des olympischen Fußballturniers auf, in dem die Dänen den Engländern einen unerwartet starken Widerstand leisteten, sich aber dann doch mit 2:4 Toren geschlagen bekennen mußten.

Da wird man erinnert an einen Länderkampf Deutschland—Rußland, der mit einem Torunterschied von 16:0 für Deutschland endete, ein Ergebnis, das bisher nie wieder in einem Länderkampf erreicht wurde. Da verzeichnet man mit Genugtuung den Sieg deutscher Ruderer im Vierer durch den Ludwigshafener Ruderverein, einen olympischen Erfolg, der den Siegern eine große Ehrung durch die Bevölkerung der Stadt Ludwigshafen bei der Heimkehr einbrachte.

Stockholm zeigte auf dem Gebiete der Reiterkämpfe schon unsere Befähigung. Deutschlands Mannschaft hielt sich im Gruppen- und im Einzelspringen recht tapfer, und nie werden Augenzeugen den unerhört spannenden Kampf im Preisspringen zwischen dem französischen Hauptmann Cariou und dem deutschen Leutnant von Kröcher vergessen, den der Franzose erst im Stechen bei gleicher Punktzahl für sich entschied.

Da war unter der deutschen Reitermannschaft Prinz Friedrich Karl von Preußen, der schon in der Vorkriegszeit im Staffellauf Potsdam—Berlin durchs Brandenburger Tor lief und im Krieg als Flieger fiel. Oft haben wir uns in den Nachkriegsjahren mit Teilnehmern an den Stockholmer Olympischen Spielen unterhalten, und immer gab es nur eine Meinung: Diese Stockholmer Olympischen Spiele sind in ihrem ganzen Aufbau, in der Durchführung vorbildlich gewesen.

Nie kam die Sportkameradschaft der Jugend der Welt so überzeugend zum Ausdruck wie bei der Schlußfeier im Stockholmer Stadion, der eindrucksvollsten Veranstaltung, die Olympiakämpfer aller Zeiten je erlebt haben. Die weite Arena des Stadions war in eine Festwiese verwandelt, auf der die Teilnehmer nach Nationen gruppiert an Tischen saßen. Und als in der Dunkelheit Raketen aufzischten und die Feststimmung ihren Höhepunkt erreicht hatte, da wurde Schwedens Kronprinz Gustav Adolf, der jahrzehntelang die Geschicke des schwedischen Sports leitete, begeistert gefeiert, denn es war unbestritten sein Verdienst, daß „Stockholm 1912" das größte Vorkriegs-Olympia wurde, das immer eine besondere Stellung in der Geschichte der Olympischen Spiele einnehmen wird.

Fünftausend Meter und eine Zehntelsekunde.

Was Hanns Braun in der Vorkriegszeit für Deutschlands Leichtathletik bedeutete, das war der talentierte Langstreckler Jean Bouin für Frankreich. Jean Bouin ist einer der vielen Olympia-Kämpfer, der wie Hanns Braun und die Schwimmer Lützow und Breting im Weltkrieg geblieben ist; das Jean-Bouin-Stadion in Paris erinnert heute an seine unvergessenen sportlichen Taten.

Blättert man in der Geschichte der Olympischen Spiele, dann findet man, daß der Kampf Bouin—Hannes Kolehmainen über 5000 Meter bei den Olympischen Spielen in Stockholm einer der dramatischsten ist, den die Sportgeschichte kennt.

Hannes Kolehmainen, dieser sehnige, energiegeladene Finne, dessen Namen man bis dahin kaum kannte, ist der Vorläufer eines Nurmi, der die olympische Erfolgsserie der Finnen über die langen Strecken begann. Jean Bouin, der kleine schwarzhaarige Franzose, war damals der Nationalheld Frankreichs, der von Sieg zu Sieg, von Weltrekord zu Weltrekord gelaufen war und nun in einem olympischen Sieg die Krönung seiner sportlichen Laufbahn sah. Man horchte auf, als der Finne Hannes Kolehmainen den 10 000-Meter-Lauf spielend in einer neuen Weltrekordzeit von 31 Minuten 20,8 Sekunden gewonnen hatte. Er hatte den Indianer Tewanima sicher geschlagen, und nun sollte er über 5000 Meter dem größten Langstreckler jener Zeit, Jean Bouin, gegenüberstehen.

Das Ergebnis der Vorläufe erhöhte noch die Spannung, denn der Franzose war mit 15 Minuten 5 Sekunden eine glänzende Zeit gelaufen, und auch Kolehmainen hatte in seinem Lauf keine Gegner gefunden. Nie werden wir das Bild dieses Kampfes im Stockholmer Stadion vergessen, wie der Franzose Jean Bouin und der Finne Hannes Kolehmainen Brust an Brust über die 5000-Meter-Strecke kämpften. Wie ein Schatten lief der Finne dicht hinter dem führenden Franzosen, der verzweifelt versuchte, Kolehmainen durch Zwischenspurts abzuschütteln. Es war ein unerhörtes Tempo, in dem dieses Rennen gelaufen wurde, das die begeisterten Zuschauer in helle Aufregung versetzte. Sie sprangen erregt von ihren Sitzen auf, denn einen derartig erbitterten Kampf Brust an Brust über 5000 Meter hatte das Stockholmer Stadion noch nicht erlebt.

Längst hatten sich die beiden Läufer vom übrigen Feld getrennt und kamen fast Brust an Brust in die letzte Kurve.

Immer noch führte der Franzose fast kaum erkennbar mit seinem Vorsprung, aber der Finne lag dicht neben ihm und versuchte, an dem verbissen kämpfenden Bouin vorbeizukommen. Vergebens, und doch war das Ziel nur noch 50 Meter entfernt, nur noch 40 Meter, nur noch 20 Meter. Dann geschah das tragischste, das je einem Olympiakämpfer passierte: Jean Bouin, der über die 5000 Meter geführt hatte, der Inhaber unzähliger Rekorde, wurde fast im Ziel von dem Finnen um Brustbreite, um den Bruchteil einer Sekunde, geschlagen, in der schier unmöglich scheinenden Zeit von 14 Minuten 36,6 Sekunden, während für Jean Bouin 14 Minuten 36,7 Sekunden von den Zeitnehmern gemessen wurden.

Um eine Zehntelsekunde nach Führung über die 5000 Meter lange Strecke, das ist das Bitterste, was einem Olympiakämpfer passieren kann. Es war wirklich ein tragisches Geschick für Jean Bouin, der aber nicht minder gefeiert wurde als der Olympiasieger Hannes Kolehmainen.

Die Männer aus dem hohen Norden.

Dieser Sieg des Finnen Hannes Kolehmainen war wie ein Fanal. Er kündete das Erwachen einer neuen jungen Sportnation an. Von diesem Tag an traten die Finnen in die Reihen der Großmächte des modernen Sports ein.

Ihr Sport war noch jung. Erst im Jahre 1907, als die Völker der Erde sich schon zu den V. Olympischen Spielen zu rüsten begannen, wurden die ersten finnischen Meisterschaften in der Athletik ausgetragen. Sie brachten eine jähe Bewegung in dieses junge, kraftstrotzende, urwüchsige Volk, das bis dahin Leibesübungen mehr um des Spieles willen betrieben hatte und nun daran ging, allmählich eine Auslese der Guten und Besten zu treffen und in den Reihen seiner blonden und groß gewachsenen Söhne den Ehrgeiz sportlicher Kämpfe zu wecken.

Die Olympischen Spiele im nahen Stockholm brachten schon den ersten großen Erfolg: zwei Siege Hannes Kolehmainens und eine Goldmedaille im Diskuswerfen durch den mächtigen Taipale.

Fortsetzung folgt.

WERNER GRANVILLE SCHMIDT:

Die „Hasentrud"

Zu meinen unverlierbaren Kindheitserinnerungen gehört die „Hasentrud". Eigentlich hieß sie Gertrud Hackbusch; aber in dem kleinen Städtchen, wo ich oft mit den Eltern die Ferien verbrachte, hieß sie nur bei groß und klein die „Hasentrud", und uns Kinder überfiel immer ein gelinder Schauder, wenn nur dieser Name erwähnt wurde. Eine kuriose Geschichte war es, wie die „Hasentrud" überhaupt zu ihrem Beinamen kam.

Ganz am Ende des Ackerbürger-Städtchens lagen nur noch einige halbverfallene Scheunen, und in einer von ihnen hatte sich Gertrud Hackbusch, nachdem ihr väterliches Erbteil — eine verwahrloste Kate — unter den Hammer gekommen war, häuslich eingerichtet.

Wie es eigentlich da drinnen aussah, wußte kein Mensch; denn das alte Weiblein schloß sich ängstlich von der Außenwelt ab. Ihr Brot verdiente sie mit dem Sammeln von Pilzen, Beeren und Heilkräutern. Man holte auch wohl ihren fachmännischen Rat ein, wenn es galt, die Gesichtsrose, die Fallsucht oder Warzen zu besprechen, und es wurde gemunkelt, daß sie auch in der Zubereitung von Liebestränken bewandert sein sollte.

Mehr und mehr aber verdichtete sich im Laufe der Jahre das Gerücht, daß sie eine Hexe sei und sich in einen Hasen verwandeln könne.

Daher ihr Beiname „Hasentrud".

Wer den dummerhaftigen Schnack aufgebracht hatte, weiß ich nicht; Tatsache ist jedenfalls, daß selbst Leute, die durchaus nicht zu den geistig Beschränkten zu zählen waren, an Hasentruds übernatürliche Fähigkeit glaubten und deshalb ängstlich jede Berührung mit ihr mieden.

Als ich meinen Eltern davon berichtete — der alte Kuhhirte Hannes hatte mir die tollsten Sachen von ihr erzählt — wurde mein Vater ernstlich böse.

„Dein Hannes ist mit dem Dummbeutel geklopft!" schalt er. „Daß du mir solchen Unsinn nicht nachbetest! — Morgen gehen wir zusammen zu ihr; denn ich will eine Kräuterkur machen, und Mutter Hackbusch" — der Vater gebrauchte absichtlich nicht den Ausdruck Hasentrud — „soll mir die betreffenden Kräuter besorgen.— Hexen gibt es nicht, und damit basta!"

Tja, wenn es mit der barschen Verneinung getan wäre! Innerlich war ich doch überzeugt, daß an Hannes' Schauergeschichten etwas dran war; denn man läßt sich doch nicht gerne die Illusionen rauben.

Nun muß ich noch erwähnen, daß gerade in jenen Tagen gewisse Vorkommnisse die Gemüter der biederen Ackerbürger bewegten. Es hatte sich nämlich herausgestellt, daß auf dem Friedhof von frischen Gräbern Kränze verschwanden, oder daß Topfblumen fehlten und Rosen von den Stöcken abgeschnitten waren.

Natürlich stand sofort die „Hasentrud" im Verdacht; aber soviel man ihr auch auf die Finger sah, man erwischte sie nie.

Gerade an dem Abend nun, da mein Vater mir eröffnete, daß wir am andern Tage die „Hasentrud" aufsuchen wollten, kam der Feldhüter an unserm Garten vorbei. Er war ein älterer, ruhiger Mann und pflegte, wenn sein Weg ihn bei uns vorbeiführte, stets ein paar Worte mit dem Vater zu wechseln.

„Nun, Pamperrin, was gibt's Neues?" begrüßte der Vater ihn gewohnheitsmäßig.

Pamperrin schob seine Flinte weiter auf den Rücken und stopfte sich erst einmal die kurze Jägerpfeife, ehe er zögernd entgegnete: „Sie lachen mich ja doch aus, Herr, wenn ich 's erzähle."

„Wie käme ich denn dazu?" wehrte mein Vater ab. „Nur frisch von der Leber weg erzählt!"

Und dies war ungefähr, was Pamperrin uns anvertraute:

„Sie wissen wohl auch, daß vom Friedhof immer die besten Kränze gestohlen werden, ohne daß wir den Täter bisher fassen konnten. Heute nachmittag denk' ich mir so: Gehst doch gegen Abend, wenn es schummerig wird, mal übern Kirchhof. Heut' ist doch Bäcker Kägebein beerdigt worden; wer weiß, ob nicht wieder ein Kranzdieb um die Wege ist. — Als ich bei den Scheunen vorbeigehe, gucke ich nach der „Hasentrud" ihrer Wohnung hin. Alles dunkel. Na, sie konnte sich ja noch beim Pilzsuchen im Wald verspätet haben.

Am Kirchhof ist die Gitterpforte nur angelehnt. Das kam mir gleich verdächtig vor. Ich mach' die Flinte

schußbereit und schleiche mich durch die Gräberreihen. Nun war es ja schon ziemlich dämmerig; aber als ich nach Bäcker Kagebeins Grab 'rübergucke, rührt sich da was — so eine verschwommene Gestalt, als wenn ein Mensch dort gebückt steht oder kniet. Ich rufe: Halt — oder ich schieße! Ein Rascheln höre ich noch — und auf einmal seh' ich durch den Mittelweg einen Hasen fortrennen — Pöng, pfeffere ich ihm eine Ladung hintennach, und wirklich treff' ich auch, obwohl meine Hand nicht ganz sicher war. — Sie verstehen wohl, nicht wahr, Herr? — Soviel ist gewiß: ich hab' den Hasen in den linken Hinterlauf getroffen; denn ich hab' deutlich gesehen, wie er auf einmal stark hinkte. Gekriegt hab' ich ihn allerdings nicht. Er war plötzlich verschwunden, als ob die Erde ihn verschlungen hätte. — Sonderbar, nicht wahr, Herr?"

Mein Vater lächelte. „Ich finde nichts Sonderbares daran, Pamperrin. Warum soll sich nicht ein Hase auf den Kirchhof verirren? Dicht daneben sind doch die Kohlfelder. — Wissen Sie, man sieht manchmal in der Dämmerung allerlei, was vor dem hellen Sonnenlicht wie ein Spuk verfliegen würde." Der alte Feldhüter nickte bedächtig, kratzte sich den Kopf und ging brummelnd mit kurzem Gruß ab.

„Wetten", meinte mein Vater amüsiert, „daß der fest überzeugt ist, der Hackbuschin begegnet zu sein? — Wer sollte wohl sonst Kränze stehlen als sie; und wer sollte wohl sonst die Gabe besitzen, sich schleunigst in einen Hasen zu verwandeln? Herrgott, wenn ich nicht vorhin auf den Kalender gesehen hätte, könnte ich grad m 'nen, wir lebten noch im schwärzesten Mittelalter."

Mich hatte Pamperrins Erzählung wesentlich tiefer berührt, und wenn ich mich recht erinnere, ist mir die „Hasentrud" jene Nacht verschiedentlich als flüchtender Hase im Traume erschienen.

Am nächsten Vormittag durfte ich den Vater zur „Hasentrud" begleiten.

Vorher ermahnte er mich noch: „Daß du mir höflich ‚Guten Morgen, Fräulein Hackbusch' sagst! Man muß die Leute fühlen lassen, daß man nichts um das Geschwätz alter Waschweiber gibt."

Eine ganze Weile mußten wir am Scheunentor klopfen, ehe sich langsame, schlurfende Schritte näherten. Endlich öffnete sich die Tür. Getreu der väterlichen Mahnung lüpfte ich die Mütze; aber der Gruß erstarb mir im Munde; denn auf den ersten Blick erkannte ich, daß die „Hasentrud" stark das linke Bein nachschleifte.

In diesem Augenblick begegneten sich meine und meines Vaters Augen, und ich hätte wetten mögen, daß auch seine Blicke Überraschung verrieten.

Gehinkt hatte die „Hasentrud" sonst nämlich nie; im Gegenteil, sie war für ihr Alter recht regsam gewesen.

Ob die „Hasentrud" unseren Blickwechsel beobachtet hatte? Mit weinerlicher Stimme klagte sie: „Ein Rheuma hab' ich; — wie angeblasen. — Anderes Wetter werden wir kriegen."

An der Tür nahm sie die Bestellung entgegen, wie immer, wenn Fremde sie aufsuchten.

Mein Vater versuchte nachher, mir die ganze Geschichte als blinden Zufall hinzustellen; aber ganz hat er mich damals nicht überzeugen können.

„Wenn ich die noch mal vor die Flinte bekomme, nimmt es ein schlechtes Ende mit ihr!" war Pamperrins ständige, versteckte Drohung. Er brauchte keinen Namen nennen, denn jeder wußte, wen er meinte. — — —

Das Drolligste kommt aber hintennach. Jahrzehnte kam ich nicht mehr in die kleine Ackerbürger-Stadt.

Erst kürzlich führte mich wieder mein Weg dorthin. Als ich im „Hotel" am offenen Fenster saß, fuhr unten ein Landauer vor. Neben dem Kutscher saß ein alter Mann in einer Art Leibjäger-Uniform.

Das war doch — ? — Natürlich, der alte Pamperrin war es! Im Wagen saß ein kleines verhutzeltes Weiblein, ganz in glänzende Seide gekleidet, mit den Zügen einer Mumie.

„Ist der alte Pamperrin jetzt bei einer Gutsbesitzerin bedienstet?" fragte ich den Wirt.

Eben nämlich kletterte Pamperrin steifbeinig vom Bock und half der alten Dame dienstbeflissen aus dem Wagen.

„Bitte, gnädige Frau!" sagte er und bot ihr hilfreich den Arm; dann verschwanden sie im Hoteleingang.

Der Wirt schmunzelte. „Kennen Sie Pamperrin? — Ich dachte, Sie wären hier fremd. — Dann haben Sie wohl noch die „Hasentrud" gekannt oder von ihr gehört?"

„Und ob!" lachte ich. „Hat er sie noch erschossen?"

Der Wirt hielt den Finger an den Mund; denn auf dem Flur nahten sich langsame, trippelnde Schritte.

„Die alte Dame ist ja die ‚Hasentrud'!" flüsterte er hastig. „Sie hat damals eine amerikanische Erbschaft gemacht und sich in der Nachbarschaft ein Gut gekauft. — Jeden Mittag kommt sie hier zum Essen, und Pamperrin ist so'n besseres Faktotum, oder wie man die Kerle nennt. —"

Und schon wandte er sich mit tadelloser Verbeugung dem eintretenden „geehrten Gast" zu, der nicht ohne Würde an Pamperrins Arm zu dem gedeckten Tisch trippelte.

Anekdoten

Der alte General Wrangel kam bei einem Hoffestessen neben einer Prinzessin zu sitzen. Wrangel bewundert ihre wohlgepflegten Hände. Die Prinzessin erzählte, daß die Zartheit der Haut auf das Tragen von wildledernen Handschuhen zurückzuführen ist, was sie schon von Kindheit an tut.

Wrangel schüttelt mit dem Kopf und sagt:

„Ich trage nun schon 40 Jahre wildlederne Hosen als Soldat und doch ist mein Gesäß so rauh wie ein Reibeisen."

*

Der Bürgermeister einer kleinen Stadt kehrt in einem Wirtshaus ein und erzählt dem Wirt, daß er mit dem Rad schon sechs Stunden unterwegs ist.

Wirt: „Wünschen Sie ein Glas Wein, Herr Bürgermeister? Sie müssen ja nach solcher Radfahrt hundsmüde sein!"

Bürgermeister: „Aber Herr Wirt, so spricht man doch nicht zu einem Bürgermeister!"

Wirt: „Ich meine halt nur, weil Sie so saumäßig schwitzen!"

DIEMAR MOERING:

DAS GEWITTER

„Eine Luft wie dicke Suppe!“ sagte Hans Beck, als er vom Rad sprang. Martin, der ein paar Minuten früher angekommen war und schon den Mörtel anrührte, brummte verdrießlich: „'n Morgen!“ Er war nicht zu Gesprächen aufgelegt. Gleich früh, kurz bevor er von daheim fortging, hatte es Ärger gegeben, einen Streit mit seiner Frau Sie waren noch nicht lange miteinander verheiratet und hatten sich bisher immer gut vertragen. Aber heute morgen hatte Martin sich an dem heißen Kaffee die Zunge verbrannt, und obwohl er ja schließlich kein Kind war und alt genug, um selbst darauf achten zu können, was er in den Mund nahm, hatte er in einer ihn jäh anfallenden Wut die Schuld daran seiner Frau zugeschoben, die sich unversehens, noch ehe sie wußte, wie ihr überhaupt geschah, von einer Flut von Beschimpfungen überfallen sah. Ein Wort gab das andere. Martin fand plötzlich allerlei Dinge an ihr auszusetzen, über die er sich bis zu diesem Tage noch mit keiner Silbe beklagt hatte, und da sie es ihm mit gleicher Münze heimzahlte, war er im Zorn, ohne gefrühstückt zu haben, von daheim fortgegangen. Nun rührte er also hier den Mörtel an, eine Beschäftigung, die eigentlich dem Jüngeren von ihnen zukam, aber natürlich war er wieder einmal der erste am Arbeitsplatz. „Könntest dich auch ein bißchen beeilen, noch dazu mit deiner Mühle!“ knurrte er Hans Beck, der seine Jacke auszog und sie über das Rad warf, böse an

Hans Beck gab ihm einen Blick von der Seite. „Schlecht geschlafen?“ „Schnauze!“

Hans Beck hob gleichmütig die Schultern und fing mit einer raschen Bewegung die Schaufel auf, die Martin ihm zuwarf. Während er, leise vor sich hinpfeifend, in dem Bottich zu rühren begann kletterte Martin die Leiter hinauf ins Gerüst und machte sich mit Kelle und Steinen an dem halbfertigen Bau zu schaffen. Die Arbeit hatte begonnen.

Von der Höhe des Gerüstes aus konnte man weit über die Felder und die zerstreut in der Umgebung liegenden Dörfer blicken. Aber der Horizont verschwamm in einem blaugrauen, schwelenden Dunst, der wie dichter Nebel über der Ferne hing. Kein Lufthauch rührte sich, das Gras und die Halme des jungen Korns standen totenstill in dem grellen Licht der Sonne, das unbarmherzig und glühend vom Himmel troff. Seit zwei Tagen lastete die Schwüle über allem Geschöpf, kein Wind machte sich auf.

Je höher die Sonne am Himmel stieg, um so langsamer wurden die Bewegungen der beiden Männer, die an dem Hause bauten. Sie sprachen nur die notwendigsten Worte miteinander, sein Pfeifen hatte Hans Beck bald aufgegeben. Er trug Steine und Mörtel die Leiter hinauf und keuchte schwerer als sonst unter den wuchtenden Lasten, die sein kräftiger Körper an anderen Tagen ohne Mühe bewältigte. Später stand er neben Martin auf dem Gerüst und half Mauersteine setzen. Ab und zu, wenn auf der etwa hundert Meter entfernten Chaussee ein Wagen auftauchte, hielt er inne und schaute hinüber. Der Staub wirbelte unter den rollenden Rädern, deren Gerassel zu ihnen herüberdröhnte, weiß auf, bildete dicke Schwaden und legte sich breit wie eine lange Fahne über die ganze Straße, eine weitreichende Spur in der Luft hinterlassend, die nur langsam wieder verschwand und sich auflöste. Von Zeit zu Zeit drang auch der Schlag einer Turmglocke, die die Stunden ansagte, an die Ohren der beiden Männer, aber sonst vernahmen sie nichts als ihr eigenes Atmen, das leise Ächzen des schmalen Brettes, auf dem sie sich bewegten und das eintönige und eilige Klappern der Maurerkellen, mit denen sie hantierten. Auch die Lerchen schwiegen, die Hitze drückte sie in die trockenen Furchen der Äcker.

Gegen zwölf Uhr wurde auf dem Landweg, der eines der Dörfer mit dem Neubau in gewundenen Linien verband, ein Punkt sichtbar, der sich ihnen langsam näherte. Bald konnte man erkennen, daß es eine Frau war, die einen Korb auf ihrem Rücken trug, eine jener Kiepen, wie sie die Frauen auf dem Lande verwenden, um in ihnen den Männern das Essen aufs Feld zu tragen. Sobald Martin sie erblickte, legte er die Kelle beiseite und sagte: „Fuffzehn!“ Die beiden Männer stiegen herab und zogen sich in den Schatten zurück, den der Rand eines nahen Wäldchens bot. Während Martin sich ins Gras warf, öffnete der Jüngere seinen Rucksack und begann, von dem Mitgebrachten an Brot und Wurst große Stücke abzusäbeln, zwischendurch einen Schluck aus der Feldflasche trinkend, die er in die Wurzel eines Baumes gestellt hatte. Er wohnte mit seiner Mutter in einem etwa eine Stunde entfernten Flecken, der Weg wäre für die alte Frau viel zu weit gewesen, um dem Sohne sein Mittagessen hinauszubringen.

Inzwischen kam die Frau Martins heran und begrüßte die Männer. Hans Beck nickte ihr zu und zwinkerte lustig mit den Augen. Er dachte sich nichts dabei. Er war ein fröhlicher Bursche und machte sich jedesmal seinen Spaß mit der jungen Frau, wenn sie Martin das Essen herausbrachte. Bisher war es so gewesen,

daß sie diesen Spaß munter erwiderte und auch Martin sich vergnügt an den kleinen Neckereien beteiligte, heute aber ließ sich niemand auf Becks Anspielungen ein. Martin aß schweigend und schweigend saß seine Frau neben ihm. Verwundert blickte Hans Beck sie an, mit fragenden Augen, sie hob mit einem Blick auf ihren Mann Brauen und Schultern. Ach so! dachte Hans Beck.

Martin sah aus den Augenwinkeln ihre Bewegung, sein Herz zuckte wie unter einem Stich. So stand das also? Er war heute in einer Stimmung, in der er alles mögliche zu glauben bereit war, wenn es sich nur gegen ihn richtete. Die Wut des Morgens war noch nicht verbrodelt, nun gor sie neu auf. Sieh da, hatten die beiden Heimlichkeiten miteinander?

Er fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn. „Müde!" sagte er und ließ sich auf den Rücken fallen. Die Frau packte das leere Geschirr in den Korb. Martin atmete tief, als schlafe er schon.

„Gezankt?" fragte Hans Beck leise.

Martins Frau nickte. „Ich weiß gar nicht, was er hat! Er fing heute früh ohne allen Grund an."

Sie rückten näher zueinander und Martins Frau berichtete, was vorgefallen war. Martin vernahm nur ihr Flüstern, er rührte sich nicht. So, Heimlichkeiten! dachte er erbittert. Aber ich werde euch schon auf die Schliche kommen! Nun hörte er, wie sie weinte, und nun flüsterte wieder Beck, dieser Schuft. Er streichelte sie wohl gar, wie? Sieh' an, sieh' an! Streichelte ihr Haar, ihre Hände — nein, aber dies war nicht auszuhalten! Mit einem Ruck richtete er sich auf. Nun fuhren ihre Köpfe auseinander, er hatte es wohl gesehen!

„Mach, daß du heimkommst!" herrschte er seine Frau an. „Es gibt vielleicht Regen!"

Es war richtig, im Westen zog sich eine dunkle Wolkenwand zusammen. Die junge Frau nahm den Korb auf den Rücken und verabschiedete sich mit einem Nicken. Langsam wurde sie auf dem Landweg kleiner und kleiner.

„Los, weitermachen!" sagte Martin und erhob sich.

Sie stiegen wieder auf das Gerüst und machten sich von neuem an die Arbeit.

Die Hitze wurde immer drückender, der Schweiß strömte den Männern aus allen Poren und lockte Schwärme winziger Fliegen an, die plötzlich auftauchten, man wußte nicht, woher sie mit einem Male kamen. Sie klebten ekelhaft auf der nassen Haut und setzten sich in die Augenlider, wo man sie nur mit Mühe herauszuwischen vermochte. Martin arbeitete in einer verbissenen Wut. Seine Erregung wurde mit jeder Minute größer und größer. Heimlichkeiten hatten sie also, die beiden, pfui Teufel! Ich werde ihn noch niederschlagen, den Hund! dachte er.

Hans Beck stand neben ihm auf dem schmalen Brett, das sich unter ihrer Last bog und setzte Stein auf Stein. Auch ihm gingen die Gedanken kraus durch das Hirn, während er arbeitete. Es war sonst nicht seine Gewohnheit, sich in die Angelegenheiten anderer Leute zu mischen, aber Martins Frau tat ihm nun doch leid. Er war ärgerlich über die Art, mit der Martin sie heute behandelt hatte. Sie war noch so jung, nun hatte sie gar geweint; nein, es war nicht recht, wie Martin sich verhielt. Eine so hübsche Frau, die Alma, andere hätten sich alle zehn Finger nach der geleckt!

„Du hast es gut, Martin!" sagte Hans Beck. „Ich wünschte, mir brächte auch eine nette, kleine Frau mein Mittagessen heraus. Dann brauchte ich nicht immer die trockenen Brotkanten in der Hitze herunterzuwürgen!"

Er war wohl darauf aus, Martin wieder mit seiner Frau zu versöhnen, aber nun fing er es gerade am verkehrten Ende an.

„Nette kleine Frau?" fuhr Martin auf. „Ja, das glaube ich, du Hallodri! Das könnte dir passen!"

In der Ferne grollte dumpf ein Donner. Das Sonnenlicht wurde fahl und fiel mit bleichem Schein über die Äcker. Jäh verfinsterte sich der Himmel. Hans Beck hatte sich erstaunt umgedreht. „Wie meinst du denn das?" fragte er. In solchem Ton war Martin ihm noch niemals gekommen, seit sie zusammen arbeiteten.

„Wie ich das meine? Das wirst du wohl selbst am besten wissen, du und die da, ihr beiden!"

Martin schrie es ihm ins Gesicht. Ein Blitz zuckte aus der Wetterwand und fuhr in einen der Bäume, die an der Chaussee standen und durch die es wie ein erschrecktes Flattern lief. Ein Donnerschlag krachte schmetternd hinterher. Nun stand die Wetterwolke direkt über ihnen.

Hans Beck war wie erstarrt. Er vermochte nichts zu sagen, so überrascht war er. „Aber Martin!" stammelte er nur.

Martin schrie: „Oder glaubst du, ich habe nicht gehört, wie ihr miteinander getuschelt habt, vorhin? Haha! Ihr habt wohl gedacht, ich schlafe? Während du ihr die Händchen streichelst und ihr die Tränen von den Augen küßt, wie? He, du — wie oft habt ihr euch schon geküßt, ihr beiden, heraus!"

Hans Beck starrte Martin noch immer an, als sei dieser ein Gespenst. Er erkannte Martin gar nicht wieder. Es war auch nicht Martins Gesicht, das er da vor sich sah, sondern das eines anderen, wildfremden Menschen, den er bisher noch nicht gekannt hatte! Eine wilde Erregung gewann Gewalt über ihn. Das, was der da ihm ins Gesicht schrie, war ja eine Gemeinheit, eine bodenlose Gemeinheit!

„Du bist ja verrückt!" sagte Hans Beck. Er vermochte sich kaum noch zu beherrschen.

„Verrückt?" schrie Martin. Seine Wut hatte ihren Siedepunkt erreicht. Wollte der vielleicht noch ableugnen? Ihn für einen Narren erklären? Zum Teufel mit dem Halunken!

„Verrückt? Dir werde ich zeigen, wer verrückt ist, du Hund!"

Er fuhr Hans Beck an die Kehle. Der schlug ihm den Arm mit der Faust beiseite, daß Martin wankte. Sie packten einander und rangen, keuchend und mit den Zähnen knirschend. Das schmale Brett unter ihnen wankte, es ächzte, als wolle es jeden Augenblick brechen. Aber es schien ihnen gleichgültig zu sein, ob sie abstürzten und zerschmetterten, ihre Augen, in denen ein irrer Haß glühte, klammerten sich ebenso fest ineinander wie die Arme, mit denen sie sich ringend umschlungen hielten.

Plötzlich ließ ein heftiger Windstoß das ganze Gerüst wanken. Ein Wirbel von Wind erhob sich über den Feldern, kreiselte sausend über die Äcker dahin, drehte ein Dutzend Bäume an der Chaussee krachend aus ihren Stämmen und warf sie wie Spielzeug durch die Luft, die von einem unerhörten Sausen erfüllt war. Die Erde unter dem Gerüst schien zu wanken. Gleichzeitig zersprang platzend die Wolke und entlud sich in prasselndem Hagelschlag taubeneiergroßer Körner, während drei, vier Blitze den Boden zerspellten und Donnerschläge mit lautem Krachen die Luft zerrissen.

Die beiden Männer hatten wie auf Kommando voneinander gelassen, rutschten am Gestänge des Gerüstes zu Boden und bargen sich geduckt unter einem schmalen Mauersims, der ihnen notdürftig Deckung gewährte. Dort kauerten sie, während nicht nur ihre Lungen, sondern auch die Poren ihrer Leiber gierig die Kühle einsogen, die plötzlich aus Erde und Luft strömte. Sie drückten sich eng aneinander wie Kinder, die sich fürchten.

Das Unwetter ging schnell vorüber, in wenigen Minuten war alles vorbei. Ein frischer Wind trieb die Wolke gen Osten, funkelnd brach die Sonne hervor und überschüttete die Erde mit glitzerndem Schein.

Sie hoben die Köpfe, ihre Augen begegneten sich. „Teufel!" sagte Martin, „was war denn das?" In seinem Blick war ein tiefes Erstaunen, wie nach dem Erwachen aus einem bösen Traum.

Hans Beck kramte in den Taschen. „Zigarette?" fragte er und bot Martin die Schachtel. Dieser griff zu.

„Verrückt!" murmelte er. „Vollkommen verrückt! Na, nichts für ungut, Hans!"

„Aber wo werde ich denn, du Schafskopf!" lachte Hans Beck und hielt dem Kameraden das brennende Streichholz unter die Nase.

Woran man nicht stirbt

Jüngst errechnete ein amerikanischer Gelehrter, daß der Mensch ständig von 472 Todesmöglichkeiten umlauert ist, die verschiedenen Selbstmordarten ausgenommen. Jedoch was die Statistik dieses Amerikaners nicht erfaßt hat, das sind die unzähligen Dinge, die der Mensch alle aushalten kann, ohne daran zu sterben.

Eine kleine Auslese von diesen Dingen möge hier folgen: Man kann sich über etwas den Kopf zerbrechen, auf den Kopf gefallen sein, einen offenen Kopf oder ein Brett vor dem Kopf haben, ja sogar den Kopf vollständig verlieren und lebt dennoch weiter. Man stirbt auch nicht, wenn man aus der Haut fährt, sich tot- oder schieflacht, die Lunge aus dem Leibe gesprochen oder das Hirn verbrannt hat. Auch nicht, wenn man sein Herz verschenkt oder verliert. Noch niemand ist daran gestorben, wenn ihm der Mund zugestopft wurde, etwas über die Leber gekrochen ist oder ihn die bewußte Tarantel gestochen hat. Ohne körperlichen Schaden zu nehmen, kann man sein Auge auf etwas werfen, die Nase in ein Problem stecken, die Hand vergeben, sich die Beine in den Leib stehen oder gar die Füße ablaufen. Es tut niemand weh, wenn ihn ein versengender Blick trifft, etwas in die Augen sticht, oder wenn er übers Ohr gehauen wird. Die Haare können einem ohne böse Folgen zu Berge stehen, auch darf man sich ruhig durchhecheln lassen. Nur wenn man über den Löffel balbiert worden ist, sich die Finger oder den Mund verbrannt hat, spürt man es nachher. Und wenn einem schließlich auch eine Schraube losgegangen ist, so muß deshalb noch immer nicht eine der von Professor Graham errechneten Todesursachen eintreten.

Grete Schoeppl.

RÄTSEL

Geheimschrift

1 5 6 / 4 8 10 9 12 / 1 2 3 9 / 7 5 6 / 7 2 6 14 / 4 8 10 9 12 / 11 13 14 14 5 4 Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen Bei richtiger Lösung ergibt sich ein Sprichwort. (ch = 1 Buchstabe).

Schlüsselwörter:

1 2 3 4 5 6 = deutscher Minister,
7 8 5 9 6 8 10 = nationalsozialist. Reichsleiter,
11 2 12 9 = Gleichwort für Eile.
13 14 5 4 = Wärmespender

Magisches Quadrat

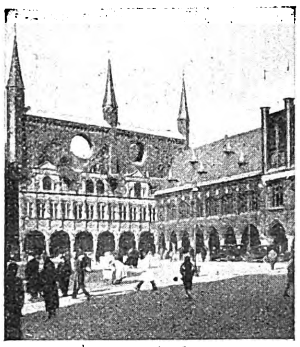
Die Buchstaben: a a a a a a e e e e e i l l m m p r r r r r s s s t sind so in die leeren Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. italien. Provinz, 2. Fläche, 3. Ortsveränderung, 4. Zeichnung im Holz. 5. munter.

Silbenrätsel

Aus den Silben ban ce da dah de di dom en eu ga gau gold ho in la la lam lem li ra re recht reis res ry sa sa se stal teur thür ü ut zi werden 11 Wörter gebildet, deren 1. Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen, einen Ausspruch von Shakespeare ergeben. 1. osteuropäische Landschaft. 2 griech. Sagengestalt. 3 Hafenstadt in Afrika. 4 pommersche Insel, 5. Stadt in Britisch-Indien. 6 Vorort von Berlin, 7. Monteur, 8. span. Tanz. 9 Schweizer Kanton, 10 Schmuckstück. 11. Stadt in Holland

1 .... 7 ....
2 .... 8 ....
3 .... 9 ....
4 .... 10 ....
5 .... 11 ....
6 ....

Das macht Lübeck noch schöner . . .



Der besondere Reiz am heutigen Lübeck ist die Verquickung mittelalterlicher Romantik mit modernster Gegenwart. Neben imposanten historischen Backsteinbauten, Kirchen und Toren, Patrizierhäusern und Museen, alten „Höfen“ und „Gängen“, arbeiten moderne Werften und Industrien. Die Vielfalt der erlesenen Kunstschätze nordischer, deutscher und flämischer Meister vermitteln Ihnen ein anschauliches Bild von Kunstsinn und Reichtum der Lübecker Bürger. Aus ihnen ersieht der Beschauer viel Interessantes über das kulturelle Leben Alt-Lübecks.

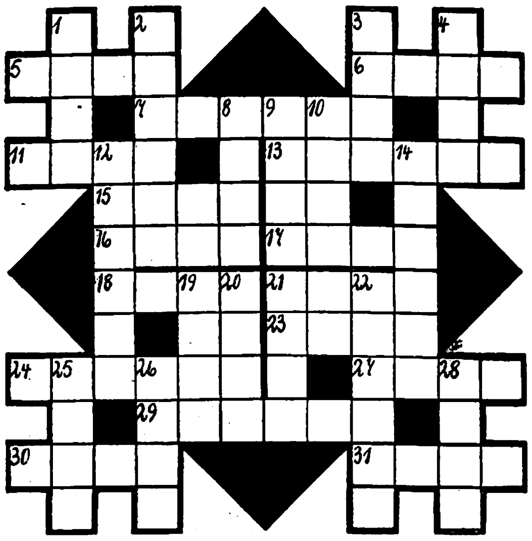


Fast zuviel ist es, was Ihre Aufmerksamkeit ständig in Anspruch nimmt. Und darum ist es umso angenehmer, daß die herrliche Umgebung Lübecks Abwechslung und reichliche Erholung bietet. In knapp 20 Minuten sind Sie mit dem neuen doppelstöckigen Schnelltriebwagenzug an der Küste im reizend gelegenen Ostseebad Travemünde. Oder Sie fahren mit dem Schiff flußabwärts, vorbei am Jollenhafen, zwischen stimmungsvollen Wäldern und Seen.



Strohgedeckte Dörfer grüßen aus der lieblichen Landschaft. Hier liegen Walddorf, Gothmund, Bad Schwartau (Schwartauer Marmeladen!), Ratzeburg und viele andere. Besonders reizvoll das alte Schloß Eutin mit den berühmten blühenden Rosenbäumen, die Holsteinische- und die Pönitzer Schweiz. Ja, vielseitiges Erleben, unvergeßliche Erinnerungen schenkt Lübeck mit seiner schönen Umgebung. Darum lohnt es sich, Ihre Ferien- und Reisepläne so einzurichten, daß Lübeck mit dabei ist, denn

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 5. Stadt in Rußland, 6. Raubfisch, 7. Aufständischer, 11. wertloses Zeug, 13. Dachabschluß, 15. Sumpfland, 16. Westeuropäerin, 17. Ackergrenze, 18. Dichtungsart, 21. britische Hafenstadt in Arabien, 23. altes Schriftzeichen, 24. Kartenspiel, 27. weibliches Lebewesen, 29. Stadt an der Elbe, 30. Nebenfluß des Rheins, 31. Fanggerät. — Senkrecht: 1. Fluß in Württemberg, 2. Gesteinsart, 3. altes Längenmaß, 4. kleines Reptil, 8. Kanton der Schweiz, 9. Stadt, in der Wallenstein ermordet wurde, 10. Vereinigung, 12. franz. Stadt, 14. Heerfahne, 19. Götzenbild, 20. engl. Grafschaft, 21. ital. Stadt in Südtirol, 22. französ.: Kind, 25. Schmuckstein, 26. moderne Kriegswaffe, 28. ital. Weinstadt. (ch = 1 Buchstabe).

Zahlenrätsel

1 7 4 2 1 5	= Oper von Weber
2 8 9 4	= Rast
3 4 10 11 12 1 12	= Volksverführer
4 13 10 4 2	= Gefäß
5 11 5 3 8	= Straußvogel
6 11 5 13 7	= indische Anrede

Die ersten Buchstaben von oben nach unten, die letzten von unten nach oben gelesen, ergeben die Bezeichnung für neue nationalsozialistische Erziehungsstätten.

Rösselsprung

		mit		
ge	nes	git	nem	den
zens	dei	pro	te	te
dei	zem	her	ob	fein
an	er	te	magst	das
gan	den	da	de	du
ran	kannst	von	gu	du
		lo		

Kryptogramm

Jedem der nachstehenden Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, ein Zitat Rosenbergs ergeben. Schlodien, Sprudel, Meisterpruefung, Lunge, Sardinen, Vorleben, Siebenbürgen, Srinagar, Verachtung, Gesangklub, Mannen, Nuragen, Grobzimkerei, Sauerampfer, Fegefeuer, Eberesche, Hohenstaufen. (ch und sch = 1 Buchstabe.)

Kapselrätsel

In jedem der nachstehenden Wörter ist ein selbständiges Hauptwort enthalten. Die Anfangsbuchstaben derselben ergeben einen Ausspruch Hölderlins. (ch und st gleich ein Buchstabe.) Schweinfurt, Nadelholz, Repräsentant, Karwendelgebirge, Griselbis, Traubenkur, Marseille, Solidarität, Knabenkraut, Ordonnanz, Heiserkeit, Kastilien, Schneiderin, Feuilleton, Machination, Intellekt, Absonderung, Schwarzenfels, Theater, Isolde, Bewegung, Sizilien, Kostroma, Masenderan, Schulkind, Oschersleben, Wieland, Honorar, Fischleim, Ostern, Gallert, Alligator, Hellebarde, Aufseher, Kieselbronze.

Füllrätsel

S	T									
	S	T								
		S	T							
			S	T						
				S	T					
					S	T				
						S	T			
							S	T		
								S	T	
									S	T

Folgende Buchstaben: a a a a a a a a a a a a b b b b b c d d d d e e e e e e e e e e e e e e e e e e e f f g g g g h h h i i i i k k l l l l l l l l m m m m n n n o o r r r r r r r r r ſ t t u u u v w sind in die Felder einzusetzen, daß Wörter mit folgender Bedeutung entstehen: 1. Waldgebirge in Franken, 2. Landschaft in Spanien, 3. Befruchtung der Blüten, 4. Teil des Radiogeräts, 5. Werkzeug, 6. Kontrollamt, 7. Stadt in Sachsen, 8. asiat. Königreich, 9. Spendenverzeichnis, 10. Münchner Volksfest.

Lösungen der Rätsel in Folge 25:

Bilderrätsel: „Die Gesetze des Lebens sind ewig." Adolf Hitler. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Augsburg, 2. Ulan, 3. Fanfare, 4. Tizian, 5. Riege, 6. Einbeck, 7. Umlauf, 8. Eberhard, 9. Rubin, 10. unentgeltlich, 11. Hanau, 12. Testament, 13. Debatte, 14. Eralo, 15. Seuche. Auf Treue ruht des ganzen Lebens Bau. ✱ **Zackenrätsel:** 1. Mikado, 2. Gebühr, 3. Luther, 4. Wagner, 5. Trenck, 6. Gefühl, 7. Knebel, 8. Reseda, 9. Sirius, 10. Berlin, 11. Sirene, 12. Gregor, 13. Rienzi, 14. Dionys, 15. Erinna, 16. Gesion, 17. Fichten, 18. Gretel, 19. Kralle, 20. Armada, 21. Mandel, 22. Felgen, 23. Semele. Kühne überlegen nicht lange. ✱ **Kreuzworträtsel:** Waagerecht: 1. Staat, 2. Glatz, 3. Ire, 10. Rohr, 12. et, 13. Oberon, 16. Viala, 17. Ei, 19. fa, 21. Kreta, 22. Staket, 25. Eden, 27. Jon, 28. Knute, 29. Krieg. — Senkrecht: 2. Ai, 3. Arno, 4. Tenne, 5. Greif, 6. Lot, 7. ah, 8. Trelka, 11. Gelee, 14. Barke, 15. Ratten, 18. Irene, 20. Aspik, 23. Thor, 24. Met, 26 du, 28. kg. ✱ **Magisches Quadrat.** 1. Mumps, 2. U-Boot, 3. Mokka, 4. Poker, 5. Start. ✱ **Kapselrätsel.** Mars, Ilse, teuer, Dank, Eid, Mut, Wein, acht, Sold, Don, Ulm, Salz, Ehre, Lade, Berg, Sand, Tell, Ton, Udo, Nab, Kar, Ast, Neid, Niere, Schaf, Tag, Bau, Elli, Mal, Uri, Ende, Herz, Ems, Nero, Irma, Este, alt, Narr, Dur, Erbe, Rest, Eiche. Mit dem, was Du selbst tun kannst, bemühe nie andere. ✱ **Rösselsprung:** Und klingt ein Lied vom deutschen Wald / Dann wird die Brust uns enge / Aus seinen Weisen hörst du bald / Die heimattrauten Klänge / Die Waldfee harft mit weicher Hand / Du stehst in süßem Lauschen — / Am schönsten ist mein deutsches Land / Wo seine Wälder rauschen. / Der deutsche Spielmann. ✱ **Kryptogramm:** Schnur, Durst, Dachdecker, Totenmahl, Trense, Muschel, Weintraube, Ritter, Lieder, Fragment, Esche, Gesinde, Pflaster, Magen, Gaslicht, Flechte, Hades, Belebung, Mensch, Leine. „Nur durch den Menschen tritt der Mensch in das Tageslicht des Lebens ein." ✱ **Füllrätsel:** Ingwerkraut, Schneidemühl, Rotbuche, Aachen, Medien, Entdeckung, Eiderdaune, Amiens, Fechtdegen, Armgeige, Freischütz, Lohnsteuer. Wer dem Buche dient, der dient dem Geiste.

Schach Beobachter

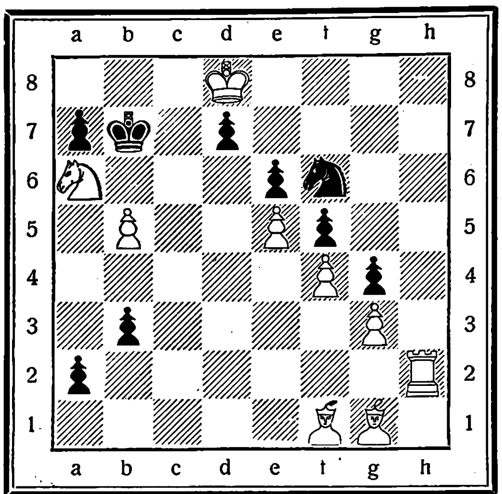
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe

(Urdruck)

Von Eberhard Zimmermann, Berlin-Zehlendorf.

Schwarz: Kb7, Sf6, Ba2, a7, b3, d7, e6, f5, g4 (9)



Weiß: Kd8, Th2, Lf1, Lg1, Sa6, Bb5, e5, f4, g3 (9)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 21

Vierzüger von Dr. H. Schelcher, Dresden.

Weiß: Kc6, Tb6, Lb2, Lg4, Sh8, Ba4, b3, c5, g3 (9).

Schwarz: Ke6, Tf5, Ba5, c4, e7, f6 (6).

1. Lc3, c4×b3; 2. La1, b3—b2; 3. T×b2, Ke5; 4. Te2‡.

Richtig gelöst: H. Schmidt, Rodheim; O. Hoffmann, Hamburg; C. Bornefeld, Arnsberg; J. Herwig, Gotha; O. Behncke, Cuxhaven; A. Hinrichs, Naumburg; Dr. E. Stamatis, Dr. K. Askitopoulos, Berlin; P. Antweiler, Köln-Merheim; J. Diehl, Oberschmitten; W. Brunken, Oldenburg; P. Marhold, Kassel; Dr. J. Krug, Dresden; Pfr. Klein, Setzingen; E. Kreßmann, Frankfurt a. M.; M. Templin, Friedensstadt; Dr. Münch, Bocholt; Ch. Steffen, Stuttgart; K. Poppler, Füssen; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; H. Fischer, Ebingen; Marie Barthel, Dortmund-Hörde.

Einige Löserurteile: „Eine schöne Zugzwangaufgabe mit eigenartiger Lenkung". W. B., O.: „Ein schöner Zugzwangsinder". Dr. K. D.; „Ein ‚Inder' mit neuartigen, wertvollen, bisher nicht gehobenen Schätzen", Pfr. K. S.: „Ein Zugzwangspiel voll Poesie — Ein Meisterstück der Strategie", H. K., Bln.-N. usw.

Ein Aljechinscher Überfall!

(Angenommenes Damengambit)

Gespielt in der 4. Runde im internationalen Schachturnier in Bad Nauheim.

Weiß: Ahues		Schwarz: Aljechin	
1. d2—d4	d7—d5	17. b2—b4	Dd8—d7
2. c2—c4	d5×c4[1]	18. Se1—c2	Se7—d5
3. Sg1—f3	a7—a6[2]	19. Sc2—a3[5]	b7—b5
4. a2—a4[3]	Sg8—f6	20. a4×b5	a6×b5
5. e2—e3	Lc8—g4	21. Dd1—e2	c7—c6
6. Lf1×c4	e7—e6	22. Sa3—c2	Dd7—f5
7. Sb1—c3	Sb8—c6	23. Tf1—c1	h7—h6
8. Lc4—e2	Lf8—b4	24. Ta1—a5[6]	Ta8—c8
9. 0—0	0—0	25. Sc2—a1	Sf6—g4
10. Sf3—d2	Lg4×e2	26. Kg1—f1[7]	Te8—e6!
11. Sc3×e2	e6—e5	27. Ta5×b5	Te6—f6
12. Sd2—f3	Tf8—e8	28. Tb5—c5	Sg4×f2![8]
13. Lc1—d2	Lb4—d6	29. Kf1—e1[9]	Sf2—d3†
14. Se2—g3	e5—e4![4]	30. Ke1—d1	Df5—f1†
15. Sf3—e1	Ld6×g3	31. Ld2—e1	Tf6—f2
16. h2×g3	Sc6—e7	32. Aufg.[10]	

[1] Das angenommene Damengambit gehört zu Aljechins Spezialitäten!

[2] Diesen Zug spielte Aljechin erstmals in der 3. W.-K.P. gegen Bogoljubow, gefolgt von Lg4!

[3] Da b7—b5 nicht zu fürchten ist, sollte Ahues, wie in der eben erwähnten Partie mit e3 fortsetzen.

[4] Ganz unmerklich hat der Exweltmeister zu einem sehr gefährlichen Königsangriff ausgeholt!

[5] Ahues läßt allzu fatalistisch den Angriff heranrollen und sucht verzweifelt am Damenflügel etwas Gegenspiel zu erlangen, vielleicht in der Hoffnung, seinen Gegner abzulenken.

[6] Es ist schon schwer, eine vernünftige Parade für Weiß zu erfinden, nach dem Textzug wird Weiß mattgesetzt.

[7] Nach g1 kann der König nicht wegen Dh5 mit undeckbarem Matt!

[8] Ein vernichtender Einschlag!

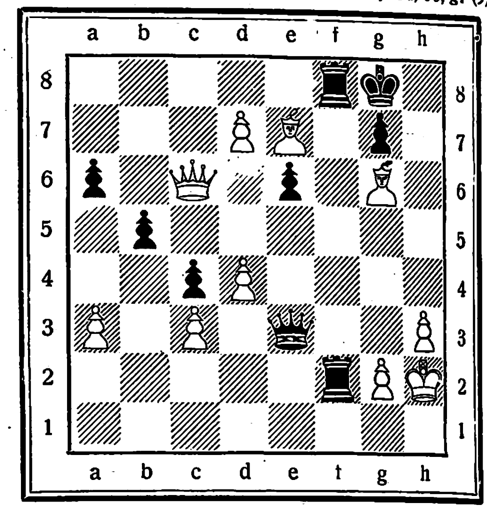
[9] Wieder kann der König nicht nach g1, wegen Sg4 und Weiß ist gegen Dh5 und Dh1 Matt machtlos!

[10] Weiß gibt auf! Denn Schwarz hat nach 32. D×f1 die Wahl zwischen S×e3 oder Sc2 Matt! Ein origineller Schluß!

Infolge Zeitnot: „Schachblind"

In der Partie Stahlberg — Weißgerber im internationalen Turnier zu Bad Nauheim 1936 kam es nach dem 50. Zug von Schwarz zu folgender Stellung:

Schwarz: Kg8, De3, Tf2, Tf8, Ba6, b5, c4, e6, g7 (9)



Weiß: Kh2, Dc6, Le7, Lg6, Ba3, c3, d4, d7, g2 h3 (10)

Weiß am Zuge wollte die schwarze Drohung Df4† verhindern und zog deshalb 51. Dc6—d6, was sich aber als grobes Versehen herausstellt und merkwürdigerweise (allerdings in Zeitnot) von beiden Meistern nicht gesehen wurde. Schwarz könnte nun in drei Zügen mattsetzen!

Wodurch?

Lösung:

Durch 51. . . . Tf2×g2†! 52. K×g2, Tf8—f2†; 53. K belieb., De1‡!

Man kann es als „Ironie des Schicksals" bezeichnen, daß Schwarz, statt „mattzusetzen", die Partie später noch verlor!

Ein Trost für schwächere Spieler, daß auch Meister manchesmal „schachblind" sind.

(Auf diese hübsche Kombination machte uns Johann Kreitmair, München, aufmerksam.)

H U M O R

Leisegang ist bei seinem Direktor eingeladen und erwischt beim Frühstück ein nicht mehr ganz frisches Ei. „Oh —", sagt die Hausfrau, die seine heldenhaften Anstrengungen, es zu essen, bemerkt, „ich fürchte, Herr Leisegang Sie haben da ein schlechtes Ei bekommen!"

„Aber im Gegenteil, gnädige Frau!" versichert Leisegang eifrig, „stellenweise ist es sogar ganz ausgezeichnet!"

*

„Sag'ns amal, Herr Pamperl, z'weg'n was san jetzt Sie eigentli Nachtwächter word'n?"

„Ja mei, Herr Untermoser — i hab' ja nachts nia schlafa kenna! I war Eahna ja scho ganz verzweifelt!"

„Na — und kennan S' denn jetzt schlafa?"

„Dös glab i! Jetza schlaf i Eahna jede Nacht wiar a Murmeltier!"

*

„Minna, warum legen Sie denn keine Petersilie mehr auf die kalte Platte?"

„Ich hab' eingesehen, daß es keinen Zweck hat, Frau Meier. Sie haben sie ja nie gegessen!"

*

„Und nun", rief die Leiterin des Wohltätigkeitsfestes bei der Verlosung aus, „kommen wir zu einem der berühmten, köstlichen Kuchen, die unsere liebe Frau Schmidt stets so freigebig für uns zu backen pflegt! Natürlich können wir nicht alle gewinnen! Aber ich bin überzeugt, daß deswegen niemand ernstlich traurig sein wird!"



„Also, marsch! Sie räumen jetzt augenblicklich das ganze Silber wieder schön ordentlich in den Schrank da! Na — wird's bald?"

„Aber beste Dame, haben Sie doch ein Einsehen! Die Hälfte gehört doch nach nebenan!"

Tiefassel geht mit seiner Frau spazieren. Plötzlich fragt er:

„Möchtest du gerne mit einem Blinden verheiratet sein, Liebling?"

„Aber Männe", ist Frau Tiefassel erstaunt, „wie kommst du denn auf solche Ideen?"

„Na also", meint da Tiefassel, „dann laß mich, bitte, den Schirm tragen!"

*

„Edmund", fragt Frau Lehmann süß, „was würdest du tun, wenn ich tot wäre?"

„Genau dasselbe, was du tätest, wenn ich tot wäre, meine Liebe!" erwidert Herr Lehmann.

„Aha!" ruft seine Gattin da empört, „du gemeiner Kerl! Jetzt hast du dich aber mal verraten!"

*

„Bitte, Herr Lehrer, werden wir auch für Sachen bestraft, die wir gar nicht gemacht haben?"

„Aber nein, mein Junge! Natürlich nicht!"

„Na, dann ist's gut! Ich hab' nämlich meine Aufgaben nicht gemacht!"

*

Das ältliche Fräulein Frommholz wohnt wunderschön am See. „Ja, die Aussicht ist herrlich!" gibt sie zu. „Nur leider baden drüben am jenseitigen Ufer so oft die jungen Männer. Und das ist dann ein rechtes Ärgernis für mich!"

„Aber auf diese große Entfernung hin kann Sie das doch kaum stören!" meint die Besucherin.

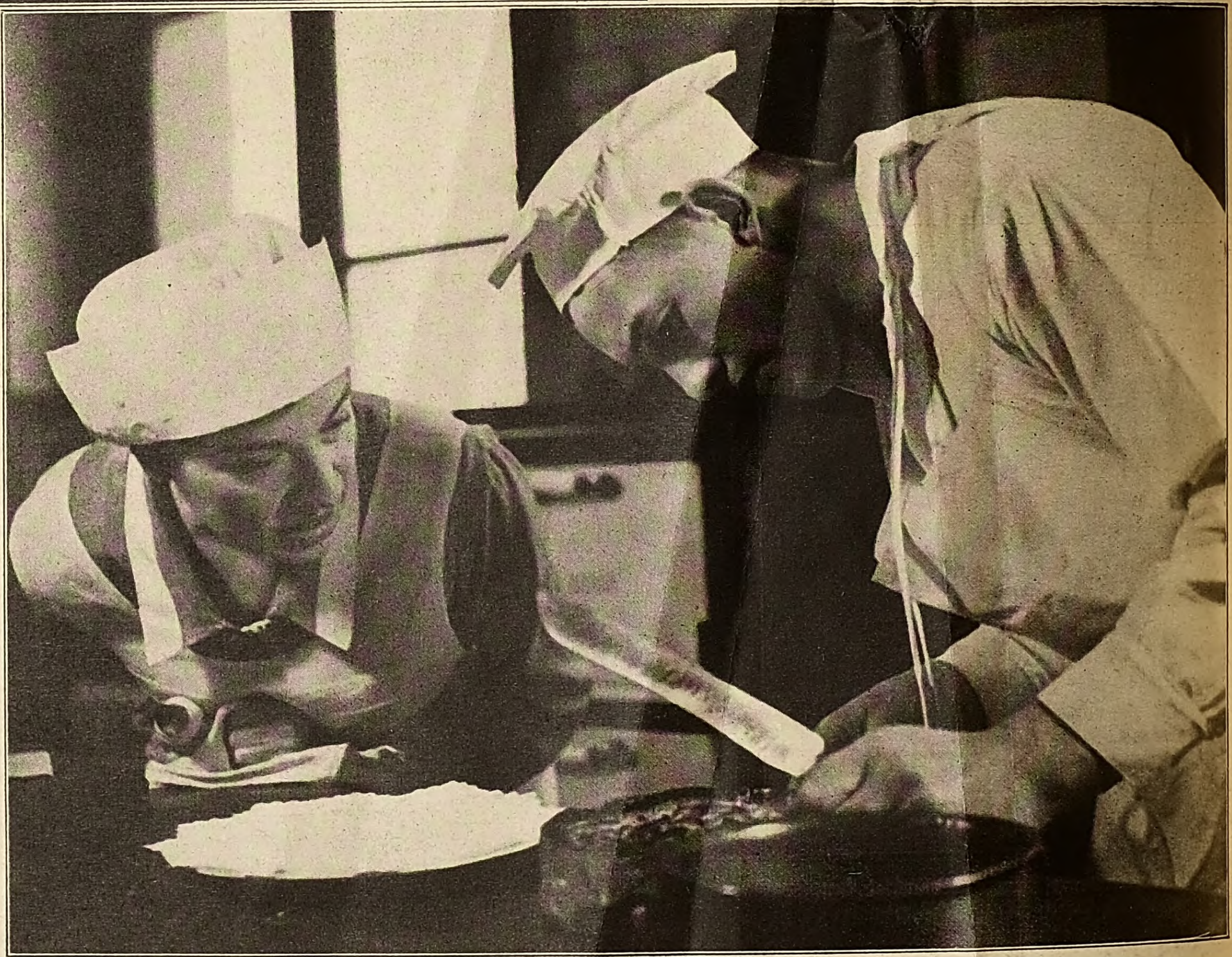
„O doch!" widerspricht Fräulein Frommholz streng. „Ich habe ein Fernrohr!"

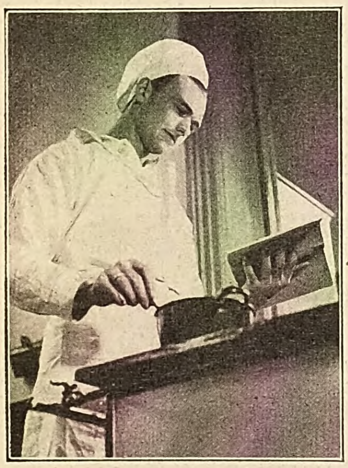


Ein richtiger SEEMANN muß KOCHEN können

Die holländischen Matrosen genießen neben ihrer seemännischen Ausbildung noch besonderen Kochunterricht.

Auch diese Kochschule für Seeleute beginnt ihren Unterricht mit der Theorie. „Welche Fische werden am liebsten warm gegessen und welche schmecken besser kalt?" Die Kochlehrerin treibt ihre Schüler mitunter in die Enge.





Man muß immer wieder die Nase ins Buch stecken. „Wieviel Schmalz gehört nun in diese Speise?"

Aufnahmen: Rix (Paula Wehr).

„Na, lieber Freund, geht die Torte auch richtig aus der Form? Sehen Sie, es ist gar nicht so furchtbar schwer!"



Die Herren bitte zur Kritik!

Nach der Tagesarbeit — das zweifelhafte Vergnügen: wem es mißlungen ist, der muß es selber auslöffeln.

In Amsterdam gibt es eine Kochschule für Seeleute, und es ist ein drolliges Bild, die kräftigen Seemannsgestalten mit ihren harten, ungelenken Händen in der Küche beim „Schaumschlagen" hantieren zu sehen. Es geht in dieser „Küche für Köche" richtig wie in einer Kochschule zu. Erst hat man theoretischen Unterricht über die Zubereitungsart und Zusammenstellung der Mahlzeiten; die täglichen Menüs werden entworfen und von der Lehrerin auf die Tafel geschrieben.

Dann geht es in die Versuchsküche, und der brave holländische Seemann, dem es ein Leichtes ist, auf dem Mastbaum der Schiffe herumzuklettern, muß Zwiebeln schneiden lernen und ... dabei lachen.

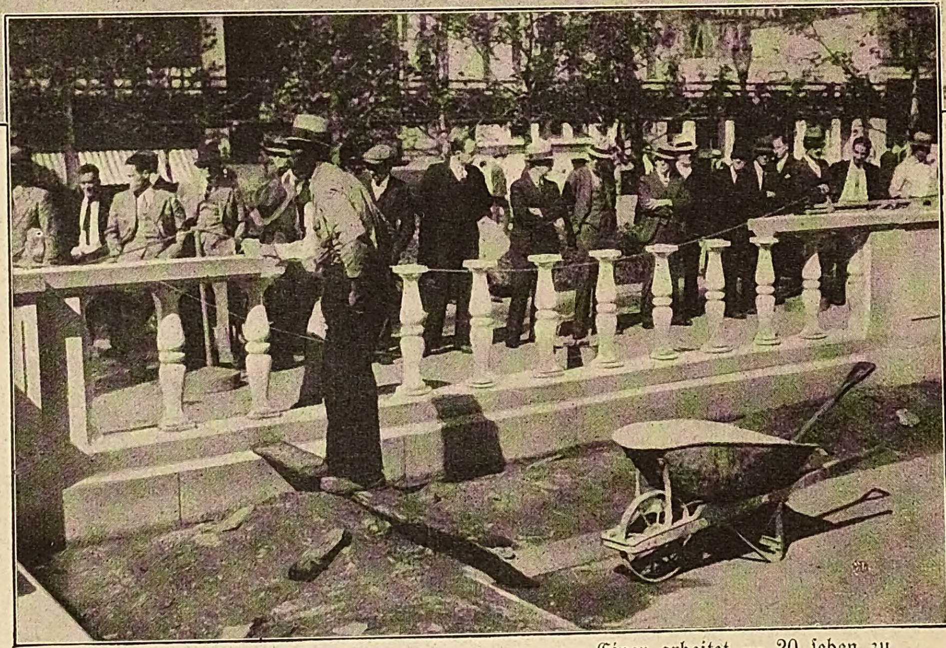
Nudelroller, Töpfe, Reibeisen und all die vielen anderen Küchengeräte werden vertraute Gebrauchsgegenstände der „Koch-Künstler".

Zum Schluß, wenn das Tagesmenü fertig ist, gibt die Kochlehrerin — genau wie der General bei den Manövern — eine Kritik ab, und manches Mal wissen die Seeleute selbst nicht, ob es eine Strafe oder eine Anerkennung ihrer Arbeit ist, daß sie die eigenhändig angerichteten Speisen auch selber essen dürfen.



Der Neuyorker Businessman lebt in unserer Vorstellung als unentwegt hastender Geschäftemacher. Wie herzhaft faul auch der tätigste Amerikaner sein kann, zeigen diese Aufnahmen vom Neuyorker Broadway.

Der untätige Amerikaner



Einer arbeitet — 20 sehen zu. Der Straßenarbeiter findet unter Neuyorker Geschäftsleuten dankbare Zuschauer.

Aufnahmen: Weltbild.



Auch das sind nicht etwa Arbeitslose. Zwischen den Stunden nervenaufpeitschenden Hastens sucht der Mensch sich zu entspannen.



Straßenakrobaten sorgen dafür, daß man mitten im Getriebe der Weltstadt haltmacht.

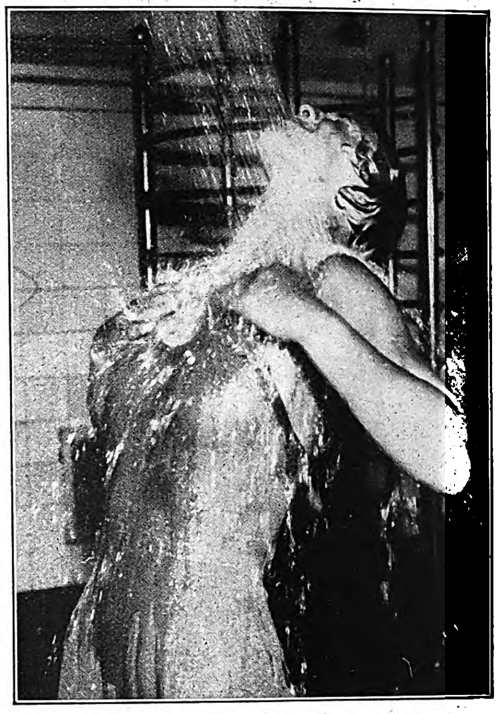


Es regnet von allen Seiten!

Im „Kreuzfeuer“ solchen Sprühregens wird der Körper tüchtig massiert.

Aufnahme: Bittner.

Rasch unter die „Brause“



Tapfer, Liselotte! Der erste Schreck ist bald überwunden.



Die Gießkanne tut's im Notfall auch! ... und man kann vor jedem neuen Guß einmal tief Atem holen!

Aufnahmen: Grimm (2).

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20647 und 22131; zwischen 12—2 Uhr 22134. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11346; Danzig 2855; Wien 79921; Prag 77303; Schweiz, Bern Postscheck III 7205; Warschau, Polen 190423; Budapest 13532; Beograd 68237; Bukarest 24968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft. Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20755 und 20801. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. I. Vierteljahr 1936: über 685000 Stück. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3.
[ABCDEF]